Deutsche Geschichte

Otto Kaemmel

Deutsche Geschichte

von

Prof. Dr. Otto Kaemmel,

Konrektor am Königl. Gymnasium zu Dresden.

„Es ist der Geist, der sich den Körper baut."
Schiller.

Dresden.
Verlag von Carl Höckner
Königl. Hofbuchhändler.
1889.

Dresden
Druck von C. Heinrich.

Vorwort.

Dieses Buch soll einem unleugbar vorhandenen Bedürfnis der weiten Kreise jener gebildeten und denkenden Leser aus den verschiedensten Berufsklassen entgegenkommen, die zwar ein lebendiges Interesse für deutsche Geschichte empfinden, aber nicht imstande sind, umfängliche Werke durchzuarbeiten und doch von kurzgefaßten Handbüchern sich nicht befriedigt fühlen. Es war deshalb vor allem die Aufgabe, mit einer angemessenen Beschränkung und übersichtlichen Gliederung des Stoffes Lebendigkeit und Anschaulichkeit der Darstellung zu verbinden und die großen leitenden Gesichtspunkte möglichst klar herauszuarbeiten. Da weiter die deutsche Geschichte als ein zweimaliger Anlauf zur Bildung einer leistungsfähigen Gesamtverfassung für die Nation, gewissermaßen als ein einziger großer Verfassungskampf erscheint, der nach dem Zerfalle unsres mittelalterlichen Reiches erst in der Gegenwart wieder zum Abschluß gelangt ist, so mußte die politische Gestaltung nicht nur in den Vordergrund gerückt, sondern von ihr auch die ganze Gliederung des Stoffes abhängig gemacht werden. Hat doch kein Volk Europas so schwer unter dem Mangel einer genügenden gemeinsamen Ordnung gelitten, wie das unsere, dessen ganzes Kulturleben dadurch aufs stärkste beeinflußt worden ist. Andrerseits ist es mein Bestreben gewesen, die Gestaltung dieser so eigenartigen und reichen Kultur, die wiederum auf die staatlichen Verhältnisse maßgebend zurückgewirkt hat, nach ihren verschiedenen Seiten hin zur Darstellung zu bringen und neben dem geistigen Leben in Religion, Kunst und Wissenschaft auch die wirtschaftlichen Grundlagen stärker zu betonen, als es bisher wohl geschehen ist. Gern bekenne ich, daß ich dabei das Wesentliche den Arbeiten des allzufrüh verewigten Karl Wilhelm Nitzsch verdanke, wie ich andrerseits für das Verständnis der geistigen Entwickelung, namentlich der Wandlungen in der Volksseele, mich niemandem mehr verpflichtet fühle, als Gustav Freytag. In dem Urteil über Personen und Dinge unsrer Vergangenheit, das nach Vollendung unsrer nationalen Einheit zugleich sicherer, freier und milder geworden ist, habe ich mich von dem Streben nach möglichster Unbefangenheit

leiten lassen, also jede Erscheinung aus ihrem Wesen und ihrer Zeit heraus zu verstehen gesucht und weder eine politische noch eine kirchliche Parteischablone angelegt. Aber jede Zeit hat das Recht, den historischen Wert der Thatsachen von ihrem Standpunkte aus abzuschätzen. Jene kühle Art, die unsrer eignen Vergangenheit nicht anders gegenübersteht wie den Schicksalen eines fremden Volkes oder den Ereignissen einer grauen Vorzeit, liegt mir sehr fern. Der Leser wird vielmehr, so hoffe ich, spüren, daß ich mit innerem herzlichem Anteil erzähle, und vielleicht wird er auch hier und da merken, daß manches selbst erlebt und erwandert ist. Inwieweit meine Quellen- und Litteraturkenntnis genügt, das zu beurteilen muß ich Kundigen überlassen. Unbedingte Vollständigkeit wird hier kein billig Denkender fordern, aber ich darf wohl darauf hinweisen, daß ich auf manchem Gebiete selbständig gearbeitet und überall mir ein eignes Urteil zu bilden gesucht habe.

Im übrigen muß meine „Deutsche Geschichte" für sich selber sprechen. Möge sie einigermaßen das leisten, was sie soll; möge sie die Blicke eines unendlich vielseitigen, aber auch in sich zwiespältigen Geschlechts zurücklenken auf das Unglück und die Erfolge der Väter in ihren Ursachen und Wirkungen; möge sie namentlich dazu beitragen, die jüngere Generation, die Deutschland nur als ein einiges, mächtiges Ganze kennt und aus eigner Erfahrung von den Leiden und Kämpfen der Alten nichts mehr weiß, zu erfüllen mit warmer Begeisterung für deutsche Art und Größe, in ihr den Entschluß befestigen helfen, die große Gegenwart fortzubilden zu einer größeren Zukunft und bei ihr die Erkenntnis erwecken, daß die Geschicke eines Volkes nicht allein von seinen Leistungen in Kunst, Wissenschaft und Technik bestimmt werden, sondern vor allem von seiner sittlichen Kraft und seinem religiösen Geiste.

Indem ich mein Buch mit solchen Wünschen hinausgehen lasse, kann ich nicht umhin, meinen lieben Kollegen, den Herren Dr. Otto Eduard Schmidt und Dr. Edmund Ulbricht für ihre verständnisvolle Mitwirkung bei der Korrektur auch an dieser Stelle herzlich zu danken und zugleich zu betonen, daß während der Arbeit der beständige Verkehr mit gleichgestimmten Amtsgenossen wie mit einer strebsamen und frischen Jugend mich selbst immer wieder erfrischt, angeregt und erhoben hat.

Dresden, am 31. Oktober 1889.

Dr. Otto Kaemmel.

Inhalt.

Seite

Berichtigungen.

Seite 77 Zeile 21 von oben lies „Serena" für Serma.
„ 144 „ 13 „ unten lies „Juni" für Juli.
„ 240 „ 2 „ „ „ „Benedikt IX." für XIII.
„ 856 „ 5 „ oben „ „hierauf" für worauf.
„ 1124 „ 11 „ unten schiebe hinter der Parenthese „und ein Gardekorps" ein.
„ 1124 „ 13 „ „ lies „Provinzialarmeekorps" für Armeekorps.
„ 1263 „ 19 „ „ „ „1. Februar" für 2. Februar.
„ 1263 „ 21 „ oben „ „II. Korps" für I. Korps.

Erster Zeitraum.

Die germanischen Stämme im Kampfe mit dem römischen Reiche

bis gegen 476 n. Chr.

Regno Arsacis acrior est Germanorum libertas.
Bedrohlicher als das Königtum des Arsaces ist die Freiheit der Germanen.

Tacitus, Germania Cap. 37.

Einleitung.

Die Geschichte des Altertums ist mit der Entwickelung der christlichen Zeit einerseits aufs engste verbunden, andererseits durch scharf ausgeprägte Gegensätze geschieden. Das römische Weltreich, in das sie ausläuft, war eine Verbindung gealterter Staaten und Völker, zusammengeflossen aus den sämtlichen, überwiegend republikanischen Staatenbildungen rings um das Mittelmeer, die teils über das Gebiet einer Nationalität weit hinausgriffen, teils weit hinter diesen Grenzen zurückblieben, also alle der Grundlage eines geeinten und abgeschlossenen Volkstums entbehrten. In den unaufhörlichen Kämpfen, die sich daraus notwendig ergaben, erschöpften sie rasch ihre Kräfte und erlagen deshalb endlich dem noch jugendstarken, unter Führung Roms geeinigten Italien. Aber so wenig das römische Imperium ein festgeschlossener Einheitsstaat im heutigen Sinne gewesen ist, der Fluch jedes Weltreiches hat es doch begleitet. Es beruhte doch auf der Verneinung jeder nationalen Entwickelung, auch der griechischen, obwohl es deren überlegene Kulturbedeutung bereitwillig anerkannte; es mußte grundsätzlich die naturgemäße landschaftliche Sonderentwickelung den Interessen des herrschenden Volkes unterordnen, sie also unterdrücken, soweit sie diesen widersprach, und wenn es dafür den geplagten Völkern den Frieden brachte und den barbarischen Stämmen des Westens obendrein eine höhere Kultur, so zerstörte es doch auch das lebendige Nebeneinander selbständiger Nationen; seine Bildung aber vermittelte es nur den höheren Schichten der Provinzialen, es trennte sie dadurch von der großen Masse ihrer Volksgenossen und nahm dieser römischen Bildung jeden Zusammenhang mit dem Boden, auf dem sie sich entfaltete; kein Wunder daher, daß sie bald vertrocknete. Sodann trug die Kultur des Altertums, je höher sie stieg, einen durchaus städtischen Charakter; sie unterwarf das platte Land und seine Bevölkerung der wirtschaftlichen und politischen Herrschaft republikanisch eingerichteter Stadtgemeinden. Diesen Verhältnissen entsprechend war das römische Kaiserreich thatsächlich eine Vereinigung städtischer Gemeinwesen mit monarchischer Spitze. Endlich, so sehr für den Stolz des Römers der bewohnte Erdkreis zusammenfiel mit dem römischen Reiche,

seine Herrschaft und seine Kultur ging doch nicht wesentlich über die Küstenränder und Halbinseln des Mittelländischen Meeres und seiner Nebenmeere hinaus; es war bis auf Cäsar ein Reich der Küstenländer und Inseln, das Innere der drei Erdteile, zu denen sie gehörten, blieb ganz unberührt. Hinter diesen Grenzen wogten, das ganze Binnenland erfüllend, zumal in Europa, wie ein unübersehbarer dunkler Ozean die Massen der barbarischen Völker, der Gegenstand halb der Geringschätzung, halb einer unbestimmten Furcht, ein schlechthin einziges Verhältnis, wie es so niemals wiedergekehrt ist. Ihnen gegenüber befand sich das römische Reich und die Kultur des Altertums eigentlich immer in einer Verteidigungsstellung. Der Versuch, das Innere der Erdteile beiden Mächten zu unterwerfen, wurde nur in Europa gemacht und zwar erst durch Cäsar, der Gallien eroberte; viel weiter ist Rom überhaupt nicht gekommen, am Widerstande der Germanen fand es seine Grenze.

Doch nicht nur dies. Der Eintritt der Germanen in die Geschichte, zeitlich fast zusammenfallend mit dem Auftreten des Christentums, brachte überhaupt eine tiefgehende Wandlung hervor. Das Eindringen der römischen Macht und Gesittung in ihre Heimat wehrten sie ab, doch sie durchbrachen ihrerseits schließlich die Scheidewand zwischen Binneneuropa und den Mittelmeerländern und drangen ein in deren Kulturkreis; sie zerstörten das römische Reich und damit die erzwungene Gemeinschaft der verschiedenartigsten Bestandteile, sie frischten das gealterte Volkstum des romanischen Westeuropa durch ihre Zuwanderung auf und brachen einer natürlichen Sonderentwickelung seiner einzelnen Teile wieder die Bahn. Indem sich aber im mittleren Europa mächtige Reiche wesentlich germanischen Gepräges erhoben, verschob sich der Schwerpunkt der abendländischen Geschichte von den Küstenrändern des Mittelmeeres in die weiten Binnenlandschaften nördlich der Alpen. Ferner vernichteten die Germanen den antiken republikanischen Stadtstaat; denn sie begründeten den Staat nicht auf die Stadt, sondern auf den Gau, d. h. auf die Verbindung gleichberechtigter städtischer und ländlicher Elemente, sie stellten ihn auf monarchische, nicht auf republikanische Grundlage. So schufen sie die Möglichkeit großer und doch freier Staaten, während das Altertum jene nur in der Form der unbeschränkten Einzelherrschaft, diese nur in der Form kleiner und deshalb nicht auf die Dauer lebensfähiger Republiken gekannt hat. Mit so vielen Keimen eines neuen Lebens brachten sie freilich auch eine ungeheure Zerstörung über die Kultur des Altertums. Aber diese Kultur war im Verdorren, einer weiteren Entwickelung nicht mehr fähig, weil sie des nationalen Vollgehaltes entbehrte, und ihr bestes Teil rettete die christliche Kirche für die Germanen, die nun diese Erbschaft eigenartig und mit frischen Kräften weiter gebildet haben.

Das sind die Gegensätze, um die der Kampf sich entspann, als die Germanen mit Rom zusammenstießen.



Erster Abschnitt.

Germanen und Römer bis gegen d. J. 100 n. Chr.

Zu derselben Zeit, als Alexander der Große das Perserreich zertrümmerte und die unentwickelten wirtschaftlichen Mittel des Ostens mit den reichen geistigen Kräften der gereiften griechischen Kultur verband, fuhr ein unternehmender griechischer Kaufmann, Pytheas von Massilia, durch den Kanal bis an die öden Stranddünen und Watten der deutschen Nordseeküste. Dort hörte er von den Teutonen und Gutonen als von denen, durch die der geschätzte Bernstein den Völkern am Mittelmeer zukomme. Es war das erste Mal, daß für die Völker Südeuropas der Name unzweifelhaft deutscher Stämme aus dem Dunkel der unermeßlichen Wälder und Sümpfe im Norden der Alpen auftauchte. Er wurde rasch wieder vergessen. Aber zweihundert Jahre später klang er den Römern schreckhaft ins Ohr wie einst der Hannibals; denn jetzt bildeten die Teutonen den Kern einer furchtbaren Völkermasse, die bis in die Ebenen Oberitaliens vordrang. Noch fünfzig Jahre weiter und der größte Feldherr und Staatsmann, den Rom hervorgebracht hat, Cajus Julius Cäsar, mußte mit einem germanischen Heerkönige um den Besitz Galliens ringen. Die deutschen Eindringlinge über den Rhein zurückweisend, überschritt er als der erste Römer den gewaltigen Strom und konnte so seinen Landsleuten das erste unbefangen und scharf gezeichnete Bild des deutschen Landes und Volkes auf Grund eigener Beobachtung geben. Seitdem versuchte zwei Menschenalter hindurch die Riesenmacht des römischen Weltreiches mit allen Mitteln einer alten Kultur, mit Staats- und Feldherrnkunst vergeblich die rohen und zwiespältigen Stämme östlich des Rheines zu unterwerfen, und nachdem sie hier zum erstenmale vor Barbaren zurückgewichen war und ein langer, friedlicher Verkehr diese beiden grundverschiedenen Welten einander einigermaßen genähert hatte, schienen anderthalb Jahrhunderte nach Cäsar eben diese Barbaren dem

größten Geschichtsschreiber des kaiserlichen Rom, Cornelius Tacitus, so wichtig, daß er sich entschloß, ihnen eine ausführliche Darstellung zu widmen.

So wurde unserem Volke die Gunst des Geschickes zu teil, die den Völkern der alten Welt versagt blieb, daß es in seinen ersten Anfängen von hochkultivierten Nachbarn beobachtet und in seinem Auftreten geschildert wurde, zu einer Zeit, wo es selbst noch keine andere Überlieferung besaß, als die mündliche Sage. Ohne die Berichte der Griechen und Römer würden wir von den Anfängen der Germanen fast nichts wissen, vielleicht im günstigsten Falle auf zusammenhangslose Trümmer einer sagenhaften Überlieferung angewiesen sein, die noch verworrener wäre, als die uns in den Sagenkreisen aus der Völkerwanderungszeit wirklich erhaltene. So bilden jene Schilderungen die feste Grundlage unserer Kenntnis; doch bedürfen sie allerdings der Erweiterung sowohl als der Berichtigung aus unserer einheimischen Überlieferung.

Einwanderung der Germanen. Von einer Einwanderung in das Land, das fortan ihre Heimat blieb, und von einem Zusammenhange mit anderen Völkern wußten die Germanen selbst so wenig wie die Römer und Griechen. Und doch haben die Ergebnisse der vergleichenden Sprachforschung beides unzweifelhaft gemacht, so vorsichtig auch hier im einzelnen die Schlüsse zu ziehen sind. Als Angehörige der arischen (indogermanischen) Völkerfamilie haben die Ahnen des Germanenvolkes mit denen der übrigen Stämme ursprünglich zusammengewohnt, wahrscheinlich in einem klimatisch gemäßigten Gebiete südöstlich des Kaspischen Sees zwischen dem 33° und 38° N. B., etwa in Baktrien, wo das Getreide wild wächst und alle unsere wichtigsten Haustiere ihre älteste Heimat haben. Da die Gemeinsamkeit der Wortstämme auch die der Begriffe und damit die der Sachen beweist, so ergiebt sich daraus auch ein Schluß auf die Bildungsstufe der Arier vor der Völkertrennung. Obwohl nicht mehr reine Nomaden, waren sie zu einer wirklichen Seßhaftigkeit doch auch noch nicht gelangt. Sie trieben etwas Ackerbau, aber nur in rohester Form und mit häufigem Wechsel ihrer Sitze, Jagd und Viehzucht überwogen, insbesondere die Zucht des Rindes, wie denn die Kuh in den ältesten mythologischen Anschauungen eine überaus große Rolle spielt. Die wichtigsten Metalle wußten sie zu bearbeiten und aus ihnen herzustellen, was sie an Geräten und Waffen brauchten; auch die Anfänge der Schiffahrt hatten sie, wohl auf dem Oxus (Amu Darja), gelernt. Auf den engen Zusammenhang der Familien und Geschlechter deuten die sehr fein ausgebildeten Bezeichnungen für die Verwandtschaftsgrade, und auch die ganze Verfassung, soweit von einer solchen schon die Rede sein kann, beruhte auf dem Geschlecht, der Sippe; nur sie gewährte den notwendigsten Rechtsschutz, nicht der Stamm oder das Volk. Die gesamte geistige Thätigkeit lenkte sich auf die Ausbildung der Sprache, also der Begriffe, und der religiösen Vorstellungen; die letzteren aber kamen über eine Vergötterung der einzelnen Naturkräfte nicht hinaus und faßten deren Beziehungen zwar als Abbilder der einfachen Vorgänge des irdischen Lebens auf, doch noch ohne sie selbst zu greifbaren Persönlichkeiten auszubilden. Uralt, allen Westariern gemeinsam, ist die Dreiheit Zeus, Hephästos, Ares (Wotan, Donar, Ziu).

Über die Zeit und die Art der Völkertrennung versagt jede Kunde. Daß die späteren europäischen Arier in zwei großen Strömen, einem südlichen und einem nördlichen, nach Westen vorgedrungen sind, ergiebt die geographische Notwendigkeit. Ebenso ist es klar, daß zuerst die Kelten (vielleicht um 2000 v. Chr.), nach ihnen die Germanen und die Letto-Slawen einwanderten, die einander näher verwandt sind, als den übrigen europäischen Ariern, und zwar auf dem Landwege durch die weiten Ebenen des heutigen Rußland. Sehr langsam und stoßweise, mit zeitweiligen kürzeren und längeren Rasten, mag sich diese Wanderung vollzogen haben, wie die Notwendigkeit, für die zunehmende Bevölkerung die Sitze zu erweitern oder der Druck nachwandernder Stämme, vor allem der Slawen, es forderte. Zu Pytheas' Zeit (um 330 v. Chr.) scheinen die Ger- 330 v. Chr. manen bis zur Elbe vorgerückt zu sein; denn damals schied diese die Kelten noch von den „Skythen", mit deren Namen die Griechen barbarische Stämme des Nordens überhaupt zu bezeichnen sich gewöhnt hatten. Kelten haben unzweifelhaft vor den Germanen in dem Lande östlich vom Rheine und nördlich von der Donau einerseits bis an und über die Weser hinaus, andrerseits bis zum „hercynischen Walde", d. h. den mit unermeßlichen und undurchdringlichen Urwäldern bedeckten mitteldeutschen Gebirgszügen vom Vogelsberge bis zu den Sudeten, gewohnt und sind erst später weiter westlich und südlich gewichen, doch so, daß ein Teil von ihnen zurückblieb und mit den Germanen verschmolz. Denn sonst würden diese nicht eine Anzahl keltischer Namen für Flüsse und Gebirge von ihnen übernommen haben, so für sämtliche Nebenflüsse des Rheines, z. B. Moenus—Main, die Silva Hercynia, die Sudeten. Selbst ganze keltische Stämme behaupteten sich rechts des Rheines und nördlich der Donau, so die Tektosagen am Hercynischen Walde noch zu Cäsars Zeit, der freilich ihre Anwesenheit durch eine Rückwanderung aus Gallien erklärt. Doch auch die Kelten sind nicht die ersten menschlichen Bewohner Germaniens gewesen. Sie fanden ein kleines, schwächliches Geschlecht vor, wahrscheinlich finnischen Stammes, das sich vor den Ungeheuern des Urwaldes und vor feindlichen Menschen auf seine Pfahlbauten in Sumpf und See zurückzog und mit seinen armseligen Geräten aus Holz, Knochen und Stein dem Wilde nachstellte, vom plumpen Einbaumkahne aus dem Fischfange nachging, ein rohes Jäger- und Fischervolk. Vor den hohen Kriegergestalten der Kelten, in deren Faust das lange Bronzeschwert blitzte, verbrannten sie ihre Seeburgen und flüchteten in die Wildnis. In der Zwergensage lebte dies Geschlecht noch bei den Siegern fort. Wie lange die Kelten sich, abgesehen von einzelnen Stämmen, im Lande östlich des Rheines und nördlich der Donau behauptet haben, ist nicht überliefert; sicher waren sie in der ersten Hälfte des ersten vorchristlichen Jahrhunderts überall über den Mittel- und Niederrhein und den Main zurückgewichen und wohnten nur noch längs der Donau bis tief nach Pannonien (Ungarn) hinein und fast im ganzen Alpengebiete. Die Helvetier saßen in der Schweiz und nördlich derselben bis zum Main, die Bojer noch gegen 100 v. Chr. im Lande vom Bodensee bis nach Böhmen hinein, das noch nach ihnen heißt, die Vindeliker vom Bodensee

bis zum Inn, die Taurisker (Noriker) in den Thälern der Ostalpen. Nur die Mittelalpen (Tirol) bewohnten größtenteils rätische, den Etruskern verwandte Stämme.

Volksname und Stämme. In diesen Grenzen haben sich die Germanen zunächst festgesetzt. Der Name bezog sich anfangs auf einen einzelnen, wahrscheinlich sogar keltischen Stamm, die Tungrer um Lüttich, die von den Galliern als deren „Nachbarn" so benannt wurden; erst allmählich wurde er auf das ganze Volk rechts des Rheines übertragen und kam so auch zuerst um 80 v. Chr. zu den Römern. Bei den Deutschen selbst war er niemals heimisch; denn sie fühlten noch nicht das Bedürfnis einer zusammenfassenden Bezeichnung, weil bei ihnen das Bewußtsein der Gemeinsamkeit nur schwach entwickelt war. Ganz hat es ihnen allerdings nicht gefehlt, denn nach der von Tacitus mitgeteilten Stammsage leiteten sie sich von dem erdgebornen Gotte Tuisto und dessen Sohne Mannus (d. i. Mann, Mensch) ab; diesem wiederum schrieben sie drei Söhne zu, Ingo, Isto und Hermino, die Ahnherren der drei großen Gruppen der Ingävonen, Istävonen und Herminonen. Doch wie sich die einzelnen Stämme zu diesen Gruppen verhalten, ist nicht immer festzustellen. Auch erstreckt sich diese Gliederung nur auf die westlichen Germanen; daneben stehen die von Plinius ihnen als Ostgermanen parallel gestellten Vandilen (Vandalen) oder Goten und die Bastarner, von denen indes die letzteren sehr früh ihre eigenen Wege gegangen sind. Vollends der Name der Sueben scheint mehr eine gemeinsame Bezeichnung, als ein wirklicher Name zu sein und wird auf eine ganze Anzahl von Völkerschaften angewendet, die an einer halbnomadischen Lebensweise festhielten; erst allmählich beschränkte er sich auf einen engeren Umfang innerhalb der herminonischen Gruppe. Politische Bedeutung hat die ganze Gliederung überhaupt nicht, zum Teil vielleicht eine religiöse, insofern sie mit Kultgemeinschaften zusammenhängen mag.

Soviel sich nun sehen läßt, sind die Ingävonen die Küstenanwohner der Nordsee: die Friesen, die Chauken zu beiden Seiten der unteren Weser, die Angrivarier südwärts von ihnen, die Sachsen, Teutonen, Cimbern auf der cimbrischen (jütische) Halbinsel. Zu den Istävonen am unteren und mittleren Rhein gehören die Usipeter (Usipier) an der unteren Lippe, die Sugambrer und Tenkterer im westlichen Teile des rechtsrheinischen Schiefergebirges, die Brukterer im Münsterlande und die Marser zwischen Lippe und Ruhr. Zu den Herminonen zählen die Chatten, d. i. die „Helden" oder „Krieger", die Vorfahren der heutigen Hessen, von denen sich frühzeitig die Bataver, die Canninefaten und Chattuarier in den heutigen Niederlanden abzweigten, dann die Cherusker vom Osning bis zum Harz und die Hermunduren zwischen Main und Elbe, die späteren Thüringer. Eben an ihnen wie an den Chatten haftet aber auch der umfassendere Name der Sueben, die nach Strabo das Land vom Rhein bis zur Elbe, nach Tacitus den größten Teil Deutschlands überhaupt bewohnen. Als ihr mächtigstes Volk bezeichnet dieser die Semnonen in Brandenburg, die Hüter des gemeinsamen Heiligtums aller Sueben; zu ihnen

gehörten aber auch die Langobarden von der Aller bis zur Elbe und die späteren Markomannen, die noch vor der cimbrischen Wanderung den hercynischen Wald durchbrochen und im Mainlande sich festgesetzt hatten. Den ganzen Osten erfüllten neben manchen nach ihrer Zugehörigkeit nicht recht bestimmbaren Stämmen die Gotenvölker: die Burgundionen in Pommern, deren Name wohl in der Insel Burgundarholm (Bornholm) fortlebt, die Rugier auf Rügen, die Gotonen (Goten) zu beiden Seiten der unteren Weichsel, die Lugier südlich beider, die asdingischen und silingischen Vandalen an der mittleren und oberen Oder. Zu welcher Zeit die Völker die hier bezeichneten Sitze eingenommen haben, läßt sich nicht sicher angeben; da indes seit Cäsar die Wanderung im wesentlichen zum Stehen kam, so mag es wohl schon im zweiten oder im ersten vorchristlichen Jahrhundert geschehen sein.

Im Osten an der Weichsel (umgeformt aus dem slaw.-lit. Wisla) hatten die Germanen die Slawen (Veneter) zu Nachbarn, im Norden grenzten sie an die See; im Westen und Süden umgaben die Kelten in gewaltiger Ausdehnung ihre Sitze, auf der einen Seite bis an die untere Donau reichend, auf der anderen ganz Gallien, Britannien und selbst einen Teil Spaniens erfüllend. Die Kelten schieden damit die Germanen von den Mittelmeervölkern und schlossen sie aus von der unmittelbaren Berührung mit der hochgesteigerten, aber doch schon vielfach entarteten Gesittung derselben, hielten sie also auf einer niederen Kulturstufe fest, bewahrten sie aber auch vor den zersetzenden Einflüssen der alten Welt, denen sie selbst in Gallien frühzeitig erlagen. Daraus eben erklärt es sich, daß die Germanen einerseits darnach strebten, diese Schranken selbst zu durchbrechen, anderseits dem Eindringen der Römer in ihre Heimat unüberwindlichen Widerstand entgegensetzten. Der ganze gemütstiefe Charakter des Volkes tritt dabei schon zu Tage, wie er in seinem Kerne seitdem geblieben ist und seine Geschichte mehr bestimmt hat, als alle äußeren Einflüsse es vermochten: der Trieb ins Weite und die innige Anhänglichkeit an die Heimat, das Streben, die Umgebung sinnig auszudeuten, alle Lebensäußerungen in Zusammenhang zu bringen mit dem Göttlichen, und das wagemutige Heldentum, die treue Hingabe an eine Idee oder eine Persönlichkeit bis zum völligen Vergessen des eigenen Selbst und des eigenen Volkes, aber auch der Trotz des Einzelnen gegen jeden Zwang und die Neigung, dem Zuge des eigenen Herzens, den Eingebungen des eigenen Willens zu folgen, daher der Mangel an staatenbildender Kraft. Reichlich hat unser Volk den Segen und den Fluch dieser Gaben durch zwei Jahrtausende einer unvergleichlich unglücklichen und unvergleichlich großartigen Geschichte zu erfahren gehabt und wird beides noch ferner erfahren.

Cimbern und Teutonen. Anfangs in vereinzelten Vorstößen, dann in immer rascheren und immer wuchtigeren Angriffen auf das Römerreich äußert sich dieser Drang der Germanen nach außen; die Gegenstöße der Römer, politisch betrachtet Verteidigungsmaßregeln, nur militärisch aufgefaßt Angriffe, halten diese Bewegung nur auf, können sie aber nicht auf die Dauer zum Stehen bringen. Gleich das erste Ereignis dieser Art, der Zug der Cimbern und Teutonen, ist für dies Verhältnis bezeichnend.

Zuerst waren die Cimbern in Bewegung geraten, sicher einem gebieterischen Zwange folgend — es heißt, ungeheure Springfluten hätten große Stücke ihres Landes an der Nordsee hinweggerissen — denn nicht etwa ein Schwarm fahrender Krieger brach auf, sondern die Hauptmasse des ganzen Volkes, mit Weibern und Kindern, mit Viehherden und fahrender Habe, daherziehend im Geleite eines ungeheuren, schwerfälligen Wagenzuges, an der Spitze Heerkönige, die alle anderen an Körperkraft und Körpergröße überragten, die Krieger selbst hohe Gestalten, blond und blauäugig, auch die Frauen von mächtigem Gliederbau und furchtlos im Kampfe wie die Männer, alle wetterhart, wie es rohe Völker zu sein pflegen, zumal auf der Wanderung. Nur die Vornehmeren waren beritten und mit Schutzwaffen gedeckt, die Masse der Krieger führte nur den langen schmalen Schild und warf im Kampfe oft selbst die Kleider ab, um völlig ungehindert Schwert und Speer brauchen zu können. Mit Prahlen und Rufen forderten sie ihre Gegner heraus; dann versuchten sie wohl durch wütenden Anlauf ihre Linie zu durchbrechen; gelang das nicht — und meist gelang es — dann setzten sie dem Angriff des Feindes ihre dichtgedrängten Gewalthaufen entgegen. Als Sieger plünderten und mordeten sie schonungslos; waren sie besiegt, dann hallten ihre Klagelieder und ihre zornigen Jammerrufe aufregend und schreckhaft durch die Nacht.

113 v. Chr. Sie waren keine reinen Nomaden mehr; sie hatten ihr Land verloren und wollten dafür neues haben. Mit dieser Forderung traten sie den Römern entgegen, als sie, vielleicht nach jahrelangen Märschen und Kämpfen, über die keine sichere Überlieferung berichtet, i. J. 113 v. Chr. im heutigen Krain, also unweit der italienischen Grenze, mit dem Konsul Cajus Papirius Carbo zusammentrafen, der sie in einer Stellung unweit Aquileja erwartete. Er wies sie ab und forderte sie auf, das ganze Gebiet der Taurisker (Noriker) zu räumen, da diese zu Rom seit einiger Zeit in einem losen Schutzverhältnisse standen, ja er gab ihnen Führer mit, um sie wieder nach Norden zu leiten. Geduldig folgten sie, aber sie erprobten zum erstenmale römische Staatskunst. Mitten im Gebiete der Taurisker bei Noreja, d. h. an dem niedrigen Alpensattel, der zwischen der oberen Mur und den Zuflüssen der Glan Kärnten und Steiermark scheidet, am uralten Zentralsitze norischen Eisenbergbaues, wurden sie, wohl als sie jenen Paßweg nach Norden einschlagen wollten, in einen Hinterhalt gelockt. Doch nur mit genauer Not entkam des Konsuls Heer der völligen Vernichtung durch die Überfallenen. Gleichwohl setzten diese ruhig ihren Weg nordwärts fort und sicherten sich durch Verträge den Weg durch das Gebiet der Helvetier und der Sequaner (in der burgundischen Freigrafschaft) nach dem südlichen Gallien. Zum zweitenmale siegten sie hier i. J. 109 im Gebiete der Allobroger (an der oberen Rhone) über ein römisches Heer unter Marcus Junius Silanus, der ihre Bitte um Land wieder abwies, aber sie begnügten sich, sie in Rom vor dem Senate zu wiederholen und blieben ruhig stehen, während kurz nachher ein paar helvetische Stämme, die Tougener und Tiguriner (um Zürich), der fortgesetzten Bedrängnis durch germanische Wanderzüge müde, in der gallischen Provinz einbrachen und an der Garonne einem römischen Heere eine vernichtende Niederlage

bereiteten (107). Erst zwei Jahre später (105) setzten sich die Cimbern unter ihrem König Bojorix abermals in Bewegung, die Rhone hinunter, um jetzt auf der Küstenstraße nach Italien einzudringen. Bei Arausio (Orange) vernichteten sie drei römische Heere in zwei Schlachten vollständig, so daß ein Schrecken durch Italien ging, ärger und berechtigter, als nach dem Tage von Cannä; aber sie verschmähten oder verstanden es nicht, den Sieg zu benutzen; sie gingen zurück ins Gebiet der Arverner (Auvergne) und wagten dann den schwierigen Marsch über die Gebirgsmauer der Pyrenäen nach Spanien hinein. Es ist vergeblich, hier nach Gründen zu fragen, wo der Spruch einer weisen Frau oder ein Volksgeschrei alles entscheiden konnte.

Die Frist, die sie damit den Römern gewährten, hat in erster Linie Italien gerettet. Denn sie gab dem Cajus Marius, dessen bewährter Heldenkraft die geängstete römische Aristokratie mit Durchbrechung des Herkommens sich anvertraute, obwohl er nur ein Bauernsohn war, die Zeit zur Umgestaltung des römischen Heerwesens, welche im Drange der Not die Wehrpflicht, bisher als ein Vorrecht der besitzenden Klassen von diesen eifersüchtig bewahrt, auf die gesamte Bürgerschaft ausdehnte und damit die Verteidigung des Vaterlandes der Hauptsache nach den Fäusten der Besitzlosen überließ, die an der Erhaltung der bestehenden aristokratischen Staatsordnung nicht das mindeste Interesse hatten. Ohne es zu ahnen, haben damit die Germanen den Übergang Roms zur Militärmonarchie mit vorbereiten helfen.

Als ihr ungestümer Andrang an den Mauern der spanischen Städte zerschellt war, fluteten die Cimbern über die Pyrenäen zurück, trotz aller Verluste stärker als vorher; denn entweder schon vor ihrem Einbruche in Spanien, oder nach ihrer Rückkehr von dort schlossen sich ihnen die Teutonen, die von der Ostsee her ebenfalls nach dem Süden aufgebrochen waren, sowie die helvetischen Tiguriner und Tougener an. Noch immer ohne festes Ziel erschienen diese kriegerischen Massen im Gebiete der Belger, im nordöstlichen Gallien; erst als sie hier auf energischen Widerstand stießen, beschlossen sie endlich, nach Italien aufzubrechen, indem sie den größten Teil ihres Gepäckes zurückließen. Um die Verpflegung zu erleichtern, teilten sie sich. Die Teutonen und die cimbrischen Ambronen mit den Tougenern nahmen den Weg nach dem südlichen Gallien die Rhone hinab, die Cimbern und Tiguriner wandten sich nach dem Brenner. Ein furchtbarer zermalmender Doppelstoß sollte Italien von Norden und Westen her treffen. Zu seiner Abwehr nahm Quintus Lutatius Catulus Stellung an der Etsch, sein Amtsgenosse Cajus Marius an der Mündung der Isère in die Rhone, so daß er sowohl den Übergang über die Westalpen, wie die Straße längs der Rhone und der Seeküste deckte. Fest hielt er seine Leute im verschanzten Lager zusammen, um sie zunächst an den Anblick der gefürchteten Reckengestalten des Nordens zu gewöhnen, bis sie nicht nur ihre Scheu überwanden, sondern gereizt durch den dreisten Hohn der Germanen selbst den Kampf begehrten. Allein noch beschränkte er sich auf die Verteidigung des Lagers. Drei Tage lang liefen die Teutonen vergeblich Sturm; dann des nutzlosen Kampfes überdrüssig, führten sie

verwegen ihre ungeheuren Kolonnen sechs Tage lang am Römerlager vorbei auf der Straße nach Italien und fragten lachend die römischen Legionare, ob sie nichts an ihre Weiber daheim zu bestellen hätten. Langsam und vorsichtig folgte ihnen Marius. Erst bei Aquä Sextiä (Aix) hielt er die Örtlichkeit für günstig zum
102 v. Chr. Entscheidungskampfe.

Ein zufälliger Zusammenstoß mit den Ambronen beim Wasserschöpfen war blutig, aber ohne eigentliches Ergebnis. Doch gereizt durch die empfindlichen Verluste, die sie während der ganzen Nacht in erschütternden Schmerzensausbrüchen beklagten, begannen die Teutonen am nächsten Tage den Sturm auf die römische Stellung, die Marius unmittelbar vor seinem Lager auf einem Höhenzuge gewählt hatte. Blutig abgewiesen, wichen sie in die Ebene zurück, und hier entschied der Rückenangriff einer römischen Abteilung, die aus den Waldthälern hinter der germanischen Stellung herausbrach, die heiße Schlacht für die Römer. 100,000 Germanen sollen an diesem schrecklichen Tage gefallen oder in Gefangenschaft geraten sein, unter ihnen ihr König, der riesige Teutoboch. Mit den mächtigen Schenkelknochen der Erschlagenen zäunten nachmals die Massalioten ihre Weingärten ein.

Doch zu der gleichen Zeit standen die Cimbern bereits auf italischem Boden. Catulus hatte bei Trident eine feste Stellung bezogen und eine Brücke über die Etsch geschlagen. Als jedoch die Cimbern in dichten Massen trotz tiefem Schnee die Höhen zur Seite des römischen Lagers erklommen und dann auf ihren Schilden wieder pfeilschnell hinabglitten, jauchzend wie die Kinder, und mächtige Baumstämme mit Riesenkraft mitsamt den Wurzeln aus dem Boden rissen, um sie gegen die römische Brücke treiben zu lassen, da wichen die Legionen unaufhaltsam zurück und ließen den Germanen den Weg nach der Poebene frei. Benutzten diese ihren Vorteil, so konnten sie in wenigen Wochen vor Rom stehen und es in eine schlimmere Lage versetzen, wie die Gallier im Jahre 389. Statt dessen quartierten sie sich den Winter hindurch behaglich in den wohlhäbigen Ortschaften des Polandes ein und gewährten Marius zum zweitenmale die Frist, Italien zu retten.

Er hatte den angebotenen Triumph noch abgelehnt, um zunächst seine Truppen mit denen des Catulus zu vereinigen und wenigstens die Übergänge über den Po zu decken. Die Cimbern suchten einen solchen möglichst nahe der Quelle zu gewinnen; so stießen sie in der Gegend von Vercellä auf die Römer. Noch ohne Kunde von der Vernichtung der Teutonen forderten ihre Gesandten wieder in stierköpfiger Einfalt Land für sich und ihre Brüder und vernahmen erst aus dem Munde der Römer zornig und trauernd die Nachricht von ihrem Geschick, deren Wahrheit der Anblick der gefangenen Könige der Teutonen nur allzudeutlich bewies. Rachgierig forderte ihr Fürst Bojorix, an den Wall des römischen Lagers heranreitend, den Marius nach germanischer Sitte auf, Ort und Zeit der Schlacht zu bestimmen. Dieser nannte ihnen die raudische Ebene, wo sich seine Reiterei frei entfalten konnte, und den dritten Tag, den 30. Juli 101.

101 v. Chr. Marius formierte hier seine Schlachtlinie so, daß seine eigenen Truppen, 32,000 Mann, die beiden Flügel, die des Catulus, 23,000 Mann, das etwas

zurückgezogene Mitteltreffen bildeten. Das Fußvolk der Cimbern stand in einem einzigen ungeheuren Gewalthaufen zusammengedrängt, in einer Ausdehnung von mehr als dreiviertel Meilen, wohl an den Seiten die Reiterei, 15,000 Mann, in glänzenden Panzern und mit weißen Schilden, auf dem Haupte Helme aus Tierköpfen mit hohen Federbüschen. Sie zuerst suchte die römische Linie rechtsschwenkend zu überflügeln; zugleich ging ihr Fußvolk vor „wie ein ungeheueres, wogendes Meer". In den unermeßlichen Staubwolken, die alles verhüllend zum Himmel emporstiegen, verfehlte Marius die feindlichen Massen, so daß deren Hauptstoß zunächst den Catulus traf. Doch die italische Sonne stach glühend vom Himmel herab, in Staub und Hitze ermattete rasch die Kraft der Germanen, ihre Ordnung brach zusammen, und in verworrenen Massen wurden sie nach dem Lager zurückgedrängt. Die entsetzlichen Auftritte, die sich hier abspielten, haben selbst diese harten Römerherzen ergriffen, und kein geringerer, als der spätere Diktator Lucius Cornelius Sulla, der die Schlacht mitfocht, hat sie geschildert. In schwarzen Gewändern auf den Wagen stehend erschlugen die germanischen Frauen ihre Männer und Brüder und Väter, wie sie flüchtig herankamen, ihre Kinder erwürgten sie mit eigener Hand und gaben sich dann selber den Tod; die Männer aber erhängten sich an den Deichseln ihrer Wagen oder warfen sich unter die Hufe der rasend davonjagenden Zugtiere. Doch fielen ihrer noch 60,000 den Siegern lebend in die Hände. Ebensoviele sollen geblieben sein.

Mit dem Verlust dieser Schlacht endete der erste Stoß der Germanen auf die römisch-griechische Kulturwelt in erschütternder Tragik. Er war nur ein Zeichen ihrer fortdauernden Bewegung nach Süden und Westen. Sie erklärt sich vollkommen aus ihren inneren Zuständen, die vierzig Jahre nach dem Untergange der Cimbern und Teutonen in scharfer Beleuchtung uns entgegentreten.

Die Germanen zu Cäsars Zeit. Zu wirklicher Seßhaftigkeit waren die Germanen noch immer nicht gelangt. Jede Völkerschaft nahm allerdings ein bestimmtes Gebiet für sich in Anspruch, aber der Einzelne hatte kein Eigentumsrecht an dem Lande, das ihn ernährte, vielmehr stand der gesamte Grund und Boden im Gesamteigentum der Völkerschaft, oder wohl auch, falls diese größer war, des Gaues (pagus, Hundertschaft). Innerhalb dieser Gemeinschaften bestanden, wie es scheint, abgegrenzte Feldmarken für die Geschlechts- und Sippenverbände; diese aber wechselten alljährlich ihre Sitze unter Leitung ihrer Gauvorsteher, wobei sie die einfachen hölzernen Häuser mit sich nahmen; denn das Haus wird gesetzlich noch weit später zur fahrenden Habe (Fahrnis) gerechnet, und noch im Mittelalter war im skandinavischen Norden der Raub von Häusern ein gewöhnliches Verbrechen. Der Ackerbau konnte dann nur in der rohesten Form, als Waldwechselwirtschaft und wilde Feldgras(Eggarten-)wirtschaft, d. h. in der Weise betrieben werden, daß alljährlich ein neues Stück der Mark umgebrochen und bestellt wurde, der größte Teil als Weide, Wald oder Ödland liegen blieb. So legten die Germanen auf den Ackerbau wenig Wert. Wichtiger war ihnen die Viehzucht und die Jagd, diese besonders galt als die männlichste Beschäftigung nächst dem Kriege. Noch tummelten sich in den germanischen

Wäldern das Elen (Elch), der Riesenhirsch (Schelch) und der Ur, dessen mächtige Hörner als besonders geschätzte Jagdbeute bewahrt und oft, in Silber gefaßt, als Trinkgefäße bei festlichen Gelagen gebraucht wurden. Die natürliche Grundlage dieser ganzen Kultur bildeten jene ungeheueren Waldungen, die Deutschland weit und breit bedeckten. Breite Waldgürtel schieden oft auch die Gebiete der einzelnen Stämme, so die Silva Bacenis (Harz) die Cherusker von den Sueben. Nur wie kleine Inseln lagen in ihnen die Lichtungen der Menschen zerstreut. Mit diesen wirtschaftlichen Verhältnissen hing die Verfassung eng zusammen. Denn sie beruhte auf der Gleichheit des Nutzungsrechtes der freien Männer und deshalb auf der Gleichheit des Rechtes überhaupt, hatte also einen entschieden demokratischen Charakter. Daher ertrugen diese kriegerischen Massen keine monarchische Obrigkeit über sich, wenngleich, wie natürlich, persönliche Begabung und darauf gegründetes, dann vererbtes Ansehen überall einen führenden Stand erzeugten, die principes Cäsars. Ihnen fiel herkömmlich die Leitung der Stämme und Gaue zu, auch die Rechtspflege. Nur für den Krieg trat ein Beamter mit voller Gewalt über Leben und Tod an die Spitze. Kriege aber führte nicht nur die Völkerschaft nach Gemeinbeschluß, vielmehr waren selbständige Unternehmungen der principes, um die sich dann die waffenlustige Jugend in freiwilligem Anschluß scharte, an der Tagesordnung Um sich diese kriegerische Schlagfertigkeit zu bewahren, hielten wenigstens diejenigen Stämme, die Cäsar beobachten konnte, mit Bewußtsein am Gesamteigentume und am Wechsel der Ackergründe fest, da die völlige Seßhaftigkeit ebensowohl die Gleichheit des Besitzes, als die kriegerische Gesinnung sehr bald zerstören mußte, ein Beweis freilich, daß diese Umgestaltung an sich nahe bevorstand. Besonders energisch behauptete der Stamm, den Cäsar die Sueben nennt, die späteren Chatten (Hessen), diese kriegerische Ordnung. In hundert Gaue (pagi) gegliedert, ließen sie alljährlich von jedem derselben angeblich 1000 Krieger ausrücken, die übrige Bevölkerung den Acker bestellen, so daß für jeden einzelnen friedliche und kriegerische Thätigkeit beständig wechselte, etwa wie anderthalb Jahrtausende später bei den Kriegs- und Friedensgemeinden der hussitischen Taboriten. Den auswärtigen Händlern gestatteten sie den Zutritt nur, um ihre Beute zu verkaufen; Einfuhr auswärtiger Waren, insbesondere des Weines, untersagten sie durchaus. So wuchsen sie zu einer furchtbaren kriegerischen Macht empor, die weit und breit die Nachbarvölker zu Heeresfolge und Tribut verpflichtete. Selbst die Götter könnten nicht gegen die Sueben kämpfen, sagten germanische Gesandte zu Cäsar. Nur einzelne Stämme gingen zu höherer Kultur über, so die Ubier, die damals gegenüber Köln auf dem rechten Rheinufer saßen und infolgedessen den Einfluß der civilisierten Kelten erfuhren.

Aus diesen Zuständen erklärt sich hinlänglich die geringe Anhänglichkeit der Germanen dieser Zeit an Grund und Boden, die Leichtigkeit im Wechsel der Sitze und ihre kriegerische Tüchtigkeit, die sie nicht nur den Kelten, sondern auch den Römern gegenüber mit stolzem Selbstbewußtsein erfüllte. Abenteuerlust, Streben nach bequemeren oder geschützteren Wohnsitzen, wohl auch, wenngleich in dieser ältesten Zeit nur selten, die Notwendigkeit, bei rasch wachsender Bevölkerung, die

bei ihrer Wirtschaftsweise einen unverhältnismäßig großen Raum beanspruchte, das eigene Gebiet auf Kosten der Nachbarn zu erweitern, das Alles hielt die Germanen in beständiger Bewegung nach den milden und fruchtbaren Ländern des Westens und Südens. Die keltische Nation in Gallien, die zunächst bedrohte, war diesem Andrange nicht gewachsen. Zwar religiös war sie geeint durch das Druidentum, doch politisch in zahlreiche, oft verfeindete Stämme zerrissen, dazu tief zerklüftet in hörige Bauernschaften und einen mächtigen ritterlichen Adel, der im ganzen Süden das alte Königtum überwältigt hatte. Wirtschaftlich hatte sie rege Gewerbthätigkeit und ausgebreiteten Handel entwickelt, besaß daher zahlreiche, befestigte Städte, die zugleich große Märkte und Mittelpunkte der Verwaltung waren, aber ihr fehlte die nachhaltige kriegerische Kraft und damit die Fähigkeit, ihre Unabhängigkeit zu schützen. Schon war der Süden ihres Landes bis zu den Sevennen den Römern unterworfen; was darüber hinaus lag, schien jetzt den Germanen zur Beute werden zu müssen.

Ariovist und Cäsar. Die Sueben drängten mächtig gegen den Rhein. Sie hatten bereits die Ubier sich zinspflichtig gemacht, die Usipeter und Tenkterer nach langer Gegenwehr aus ihren Wohnsitzen westwärts gegen den Niederrhein hin geschoben. Doch Größeres hatte Ariovist im Sinne, der erste germanische Feldherr und Staatsmann, der uns in greifbarer, leibhafter Persönlichkeit entgegentritt, in jedem Zuge ein Sohn seines Volkes, leidenschaftlich, verwegen, voll stolzen Selbstgefühls, ein geborener Herrscher in der Energie des Willens und der Schärfe des politischen Blickes. Mit einer Schar suebischer Freiwilliger, 15,000 Mann, war er zunächst um 71 v. Chr. in den Dienst der Sequaner getreten, die im Bunde mit den Arvernern den Häduern (um Autun, damals Bibracte) die Hegemonie in Gallien streitig machten. Allmählich durch heimischen Zuzug auf 120,000 Mann verstärkt, besiegte Ariovist die Ritterschaft der Häduer bei Admagetobriga i. J. 61 v. Chr. bis zur Vernichtung und unterwarf sie den Sequanern, blieb aber selbst in deren Lande und zwang sie, ihm den dritten Teil desselben einzuräumen, wohl den oberen Elsaß. Offenbar waren ihm ganze germanische Völkerschaften nachgezogen; denn neben den Sueben selbst erscheinen in seinem Heere nachmals die Markomannen, Triboker, Vangionen, Nemeter, die er dann z. T. links des Rheines angesiedelt haben mag. Seitdem wohnten die Triboker um Straßburg, die Vangionen um Worms, die Nemeter um Speier. Er betrachtete offenbar das nördliche und mittlere Gallien bereits als sein Herrschaftsgebiet, zwang die gallischen Stämme zu Tributzahlung und Geiselstellung und nahm an Land, was er brauchte. So gebietend erschien seine Machtstellung den Römern, daß ihm i. J. 59 der Senat den Königstitel zugestand und ihn unter die Freunde des römischen Volkes aufnahm. Doch die Ankunft eines neuen Ansiedlerschwarmes, der Haruden, 24,000 Köpfe, trieb die Dinge zum Bruch. Denn Ariovist forderte, um sie unterzubringen, von den Sequanern ein zweites Drittel ihres Gebietes, und diese riefen in ihrer Bedrängnis die Hilfe des neuen Statthalters von Gallien, Cajus Julius Cäsar, an, der soeben den Einbruch der Helvetier in die römische Provinz blutig zurückgewiesen hatte.

61 v. Chr.

58 v. Chr. Eine welthistorische Entscheidung nahte heran. Ob Gallien nördlich der Sevennen den Römern oder den Germanen gehören sollte, darüber mußten jetzt die Würfel fallen. Fielen sie für Ariovist, dann begann die Besiedelung Westeuropas durch die Germanen 400 Jahre früher und seine Romanisierung wurde in ihren Anfängen erstickt; siegte Cäsar, dann kam nicht nur die germanische Bewegung gegen den Westen vorläufig zum Stehen, sondern die Gesittung der Mittelmeervölker schob sich bis an die Westgrenze Deutschlands vor. Es ist Cäsars erste weltgeschichtliche That, daß er die Entscheidung nach dieser Seite hin gab. Er öffnete damit einen siebzigjährigen Zeitabschnitt römischer Angriffspolitik gegenüber den Germanen. Doch der Gegner war seiner nicht unwürdig. Mit dem Selbstgefühle ebenbürtiger Macht und besseren Rechtes wies Ariovist das Ansinnen des römischen Statthalters zurück, vor ihm zu erscheinen und lehnte ebenso bestimmt dessen Forderungen ab, der germanischen Einwanderung halt zu gebieten, den Häduern ihre Geiseln zurückzugeben und sich jedes Angriffes auf dieselben zu enthalten, denn er gestehe Cäsar in seinem Herrschaftsgebiete keinerlei Einmischung zu. Wolle der Römer den Krieg, so könne er ihn haben; er werde sehen, was diese unbesiegten Germanen vermöchten, die vierzehn Jahre unter kein Dach gekommen seien. Eine solche Sprache hatte noch niemals ein Barbarenfürst den Römern gegenüber zu führen gewagt. Sie durfte nicht ungestraft bleiben, und es war keine Zeit zu verlieren. Denn schon meldeten die Trevirer (um Trier), die hundert Gaue der Sueben stünden zum Übergange über den Rhein bereit, und Ariovist marschierte selbst auf Vesontio (Besançon), die Hauptstadt der Sequaner. In Eilmärschen kam ihm Cäsar in der Besetzung des wichtigen Platzes zuvor; aber die Nachrichten gallischer Kaufleute, welche Ariovists Kernscharen gesehen hatten, und die unvergessene Erinnerung an die Cimbern und Teutonen riefen einen panischen Schrecken im römischen Heere hervor, den Cäsar nur durch festes Auftreten und einen hochherzigen Vertrauensbeweis seiner besten Truppe, der 10. Legion, gegenüber bewältigen konnte. In siebentägigem Marsche, auf weiten Umwegen das ungangbare Gebirge vermeidend, näherte er sich in der Gegend zwischen Belfort und Mülhausen i/E. der Stellung Ariovists. Eine Unterredung, in die der Heerkönig willigte, verlief selbstverständlich erfolglos; sie zeigte nur aufs neue sein stolzes Selbstgefühl und offenbarte zugleich seine überraschende und sehr unbequeme Kenntnis der römischen Verhältnisse. Denn er erklärte Cäsar, sehr wohl zu wissen, daß er, wenn er ihn vernichte, den Dank einer großen Partei in Rom sich verdienen könne, ja er bot ihm dreist seine eigenen Dienste an, wenn er ihm Gallien preisgebe. Also mußten die Waffen entscheiden. Durch einen kecken Flankenmarsch in Cäsars Rücken bedrohte Ariovist dessen Verbindung mit Vesontio, woher er seine Zufuhren bezog, so daß Cäsar sein Heer teilen und zwei Legionen in einem besonderen Lager zur Deckung der Rückzugsstraße aufstellen mußte. Eine Entscheidungsschlacht vermied Ariovist noch, denn die weisen Frauen des Heeres hatten gewarnt, sie vor dem nächsten Neumond zu schlagen; nur in Reitergefechten zeigte er die Überlegenheit seiner Geschwader über Cäsars gallische Ritterschaft, und nur das kleinere römische Lager ließ er, übrigens vergeblich, bestürmen.

Erst als Cäsar am nächsten Tage seine acht Legionen in voller Schlachtordnung bis dicht an das germanische Lager heranführte, nahmen die Germanen den Kampf auf, nach Völkerschaften gegliedert, hinter sich die Wagenburg. So heftig war ihr Anlauf, daß die Römer nicht Zeit behielten, ihre Wurfspeere zu brauchen und ihr linker Flügel sogar ins Wanken geriet. Allein Cäsar selbst gewann auf dem rechten die Oberhand, und das rechtzeitige Eingreifen seines dritten Treffens entschied die Schlacht gegen die Germanen. Eine scharfe Verfolgung trieb sie in voller Auflösung dem Rheine zu, über den nur ein kleiner Teil sich zu retten vermochte, darunter auch Ariovist. So erreichte damals zuerst ein römisches Heer den deutschen Strom. Doch waren damit die germanischen Ansiedlungen in Gallien keineswegs vernichtet; mindestens jene drei Stämme im Elsaß und nordwärts desselben haben sich behauptet.

Cäsar am Rhein. Es konnte nicht fehlen, daß die Niederlage des gefürchteten Suebenkönigs auf die Germanen selbst den tiefsten Eindruck machte. Doch die Macht seines Volkes selbst war dadurch nicht erschüttert. Um aus dieser gefährlichen Nähe zu kommen, verdrängten die Usipeter und Tenkterer die keltischen Menapier aus ihren rechtsrheinischen Sitzen, bewerkstelligten dann, durch einen verstellten Rückzug sie täuschend, den Übergang über den Rhein und nahmen in ihrem Gebiete um Cleve und Nymwegen die Winterquartiere (56/55). Es war ein 55 v. Chr.
Schwarm kriegerischer Ansiedler von angeblich 430,000 Köpfen. Da also am Niederrhein dieselbe Invasion der Germanen drohte, die soeben am Oberrhein zurückgewiesen worden, so eilte Cäsar selbst zur Stelle. Die Germanen erklärten nichts weiter zu fordern, als sichere Wohnsitze und boten als Entgelt ihre kriegerischen Dienste an; doch eben ihre Ansiedlung in Gallien wollte Cäsar verhindern, er riet ihnen deshalb, sich bei den Ubiern niederzulassen. An sich waren sie dazu geneigt, nur baten sie um Aufschub, um Verhandlungen einzuleiten. Es scheint nun allerdings, daß die jüngere, kriegslustige Mannschaft der Usipeter und Tenkterer mit diesem Beschlusse nicht recht einverstanden war und den Aufschub nur deshalb annahm, um die Rückkehr ihrer Reiterei abzuwarten, die schon im Gebiete der Trevirer stand. Jedenfalls wurde die gallische Reiterei Cäsars, 5000 Pferde, von nur 800 germanischen Reitern überraschend angegriffen und trotz ihrer sechsfachen Überlegenheit im ersten Anlauf zersprengt. Infolgedessen glaubte sich Cäsar an jenes Abkommen nicht mehr gebunden, hielt die germanischen Gesandten, die zu ihm kamen, um den Angriff zu entschuldigen, fest und überfiel die führerlosen Germanen in ihrem Lager. Was von ihnen nicht in dem wüsten Gemetzel umkam oder auf der Flucht im Rheine ertrank, fiel in römische Gefangenschaft; doch schenkte Cäsar den Leuten die Freiheit und nahm sie in seine Dienste, denn er wußte jetzt deutsche Tapferkeit zu schätzen, insbesondere die Tüchtigkeit deutscher Reiter, denen er fortan den Vorzug vor der glänzenden Ritterschaft der Gallier gab.

Nun aber war auf die Nachricht von der Vernichtung ihrer Landsleute die Reiterei der Usipeter und Tenkterer über den Rhein zurück ins Gebiet der Sugambrer (im westfälischen Berglande) gegangen. Da diese die ihnen ange-

sonnene Auslieferung ihrer Gäste stolz zurückwiesen, zugleich die Ubier Hilfe gegen die Sueben erbaten und Cäsar den Germanen zu beweisen wünschte, daß auch der Rhein sie nicht vor den Römern schütze, so überschritt er auf der berühmten Pfahlbrücke, die er selbst als ein Meisterwerk römischer Arbeit so eingehend geschildert hat, den stolzen Strom zwischen Koblenz und Andernach und drang in das Gebiet der Sugambrer ein. Doch diese hatten sich mit ihrer fahrenden Habe in die dunklen Wälder zurückgezogen, die ihre Ansiedlungen umgaben, und die Verwüstung ihrer Felder, die Verbrennung ihrer Dörfer und Einzelhöfe war für sie kein großer Verlust. Dazu vernahm Cäsar, daß die weiter rückwärts sitzenden Sueben nach Gemeinbeschluß den Abzug der Waffenlosen in die Wälder angeordnet hätten, aber auch das allgemeine Aufgebot in der Mitte ihres Gebietes sammelten. Ein weiteres Vordringen wäre daher ebenso gefährlich wie zwecklos gewesen; nach achtzehn Tagen kehrte er deshalb über den Rhein zurück, indem er die Brücke noch stehen ließ.

53 v. Chr. Eben die Sueben waren es wieder, welche zwei Jahre später, 53 v. Chr., Cäsar zu seinem zweiten Rheinübergange veranlaßten. Denn sie hatten die Trevirer gegen ihn unterstützt und sammelten jetzt abermals ihr Aufgebot, doch wohl, um in Gallien einzubrechen; wenigstens wies Cäsar die Ubier an, ihre Habe in ihre festen Plätze zu flüchten, und erschien selbst in ihrem Gebiete. Er erfuhr jedoch bald von ubischen Kundschaftern, der suebische Heerbann sei bis an die Cheruskergrenze, bis an die Silva Bacenis (Harz) zurückgewichen und erwarte erst hier seinen Angriff. Da er einen solchen nicht beabsichtigte und überdies bei dem dürftigen Ackerbau der Germanen das Land ein römisches Heer gar nicht auf längere Zeit ernähren konnte, so endete auch dieser Zug mit der baldigen Rückkehr auf das linke Rheinufer. Nur der Brückenkopf blieb noch eine Zeitlang besetzt.

So hat Cäsar den Vorstoß der Germanen nach Gallien abgewehrt und durch die Unterjochung Galliens den Rhein auf ein halbes Jahrtausend ihnen zur Grenze gesetzt. Den ganzen Gang der älteren deutschen Geschichte hat er damit bestimmt. Denn er hat damit nicht nur die Weltmacht des römischen Reiches, sondern auch die ganze, unendlich überlegene Kultur der Mittelmeervölker bis dicht an die Grenzen des freien Germanien herangeschoben. Wurde doch das Keltenland dem Römertume so vollständig gewonnen, daß es ein festeres Bollwerk römischer Kultur geworden ist, als selbst Italien, und die Pflanzstätte einer eigentümlichen römisch-keltischen Mischbildung, welche auf das ganze Mittelalter und insbesondere auf die Deutschen den größten Einfluß geübt hat.

Die Rhein- und Donaugrenze. Die Ostgrenze Galliens sollte der Rhein zunächst bleiben. Deshalb verpflanzte i. J. 37 v. Chr. Marcus Agrippa als Statthalter von Gallien die Ubier auf das linke Ufer, um sie dem Drucke ihrer östlichen Nachbarn zu entziehen, ohne zu kriegerischem Vorgehen auf dem rechten Ufer genötigt zu sein. Sie begründeten hier die Stadt und den Altar der Ubier, den Kern des späteren Köln. Seitdem vergingen zwei Jahrzehnte, von einzelnen germanischen Streifzügen nach Gallien abgerechnet, ziemlich ruhig; doch eben die Wiederholung solcher immerhin störender Unternehmungen, insbe-

sondere eine empfindliche Niederlage des Legaten Marcus Lollius 16 v. Chr, 16 v. Chr.
der die Sugambrer für die Ermordung römischer Kaufleute züchtigen wollte, dabei aber den Adler der fünften Legion verlor, brachten in Kaiser Augustus den Entschluß zur Reise, das freie Germanien bis zur Elbe in eine römische Provinz zu verwandeln. Es stand das im Zusammenhange mit der Ausführung eines Planes, den schon Cäsar gehegt hatte, die Donau in ihrer ganzen Ausdehnung zur Nordgrenze des römischen Reiches zu machen. Schon i. J. 35 v. Chr. hatte Octavian nach der Bezwingung der dalmatischen Küstenstämme zwischen Cattaro und Fiume Siscia (Sissek) und Sirmium (Mitroviza bei Belgrad) besetzt und damit die Savelinie zur Verbindung mit der unteren Donau gewonnen; i. J. 29 v. Chr. hatte er Mösien (Serbien und Bulgarien) unterworfen. Beides sollte den Krieg gegen die gefährliche Macht der Daker in Rumänien und Siebenbürgen vorbereiten, zu dem es allerdings dann nicht kam. Anderseits unterwarfen des Kaisers Stiefsöhne, Drusus und Tiberius, in dem kurzen, aber glänzenden Sommerfeldzuge des Jahres 15 v. Chr., jener vom Thale der Etsch, dieser vom Bodensee her vorgehend, die Räter in Tirol, die keltischen Vindeliker in Baiern, endlich, wohl durch Vertrag, die Taurisker in Noricum (Deutsch-Österreich) zwischen Donau und Save). Große Militärstraßen begannen die Alpen zu durchziehen; die eine ging von der neuen Kolonie Augusta Prätoria (Aosta) aus über den kleinen St. Bernhard nach Lugdunum (Lyon), die andere über den großen St. Bernhard nach dem Genfer See und dem oberen Rheine, eine dritte von Trident her über den Brenner nach Augusta Vindelicorum (Augsburg). Dann schlug in den Jahren 12 bis 10 v. Chr. Tiberius die aufständischen Stämme zwischen Save und Drau zu Boden und durchzog siegreich ganz Pannonien (Westungarn) bis an die Donau; bei Pötovio (Pettau) an der Drau wurde ein festes Standlager errichtet.

Die Feldzüge des Drusus. So war das freie Germanien nicht nur 12 v. Chr.
von Westen, sondern auch von Süden her durch die römische Macht umklammert, als der Liebling des Augustus und des römischen Volkes, Nero Claudius Drusus, die Statthalterschaft Galliens übernahm, um den Stoß gegen das nordwestliche Deutschland zu führen. Jung, thatkräftig, liebenswürdig, tüchtig als Soldat wie als Feldherr, war er der gefährlichste Feind, der den Germanen jemals erstanden ist. Was hatten auch diese uneinigen Stämme mit ihrer dürftigen Kultur, ihren unsicheren Aufgeboten, ihrer mangelhaften Bewaffnung der trefflich gegliederten, sicher geführten, siegesstolzen Streitmacht des römischen Weltreiches entgegenzusetzen, das zugleich über unermeßliche materielle Hilfsquellen und über eine unübersehbare Summe geistiger Kräfte gebot? Nichts als ihre körperliche und geistige Jugendfrische, ihre Sümpfe und ihre Wälder. Doch über das Schicksal der Schlachten entscheiden nicht nur die, welche sie schlagen.

Drusus dachte die Überlegenheit des römischen Reiches zur See zu benutzen, um die Germanen von der Nordsee her zu fassen und so den schwierigen Marsch durch das pfadlose Wald- und Moorland zu vermeiden. Zur Abkürzung der Fahrt vom Niederrhein zur Nordsee ließ er mit Benutzung der Issala (Yssel) den Drususkanal nach dem Flevosee (Zuydersee), der damals noch ein rings umschlossener

12 v. Chr. Landsee war, kein Meerbusen wie heute, erbauen und führte so i. J. 12 v. Chr. seine Flotte in die Nordsee hinaus. Die Bataver und Friesen wurden gewonnen, die Insel Burchanis (vielleicht Borkum) erobert, die Bootflotte der Brukterer auf der unteren Ems besiegt, die Mündung der Weser erreicht. Zwar fuhren bei der Heimkehr die römischen Trieren auf den Watten der friesischen Küste fest, doch die Friesen leisteten willig Beistand, und so durfte Drusus mit dem Ergebnis des Zuges zufrieden sein: die Nordseeküste war in seiner Hand. Nun verbündeten sich allerdings die zunächst bedrohten Stämme, die Sugambrer und Cherusker; doch die Chatten verweigerten ihnen den geforderten Zuzug, so daß der gesamte
10 v. Chr. Heerbann der Sugambrer in ihr Land einbrach. Da konnte Drusus, i. J. 10 v. Chr. von Castra vetera (auf dem Vorstenberge bei Xanten) die Lippe aufwärts dringend, das schutzlose Gebiet der Sugambrer verheeren und im Cheruskerlande bis an die Weser vorgehen. Erst auf dem Rückzuge wurde er in der Waldenge bei Arbalo von den Cheruskern und Sugambrern angefallen; doch deren ungestüme Kampflust prallte an der festen Gegenwehr der Legionen ab, und Drusus konnte an den Quellen der Lippe, unweit Paderborn, neunzehn Meilen vom Rhein entfernt, das Fort Aliso als Endpunkt der Lippestraße und als Ausgangspunkt für den Marsch zur Weser anlegen. Die Chatten wurden in demselben Jahre durch einen Feldzug von Mainz aus gezwungen, den südlichsten Teil ihres Gebietes, den Taunus und das untere Mainthal, abzutreten, worauf auch der Taunus in die Kette der römischen Grenzbefestigungen gezogen wurde. Damals mag **Marbod** die Markomannen vom oberen Mainthale ganz nach Böhmen zurückgeführt haben.
9 v. Chr. Das Jahr 9 schien die Entscheidung zu bringen. Von Mainz aus vorgehend brach Drusus den Widerstand der Chatten und ihrer Verbündeten in blutigen Gefechten; über die Weser drang er bis zur Elbe vor, in deren gelben Fluten die römischen Adler sich zum erstenmale spiegelten. Daß er den Strom nicht überschritt, war gewiß das Werk eines freien Entschlusses und weder durch das Erscheinen des Heerbannes der Semnonen und Langobarden auf dem anderen Ufer erzwungen, noch durch das warnende „Zurück!" einer germanischen Wahrsagerin; aber eben diese alte Überlieferung zeigt, wie gewaltig der Eindruck des jugendlichen Römerhelden auf die Deutschen gewesen ist: nur die Götter schienen ihm Halt gebieten zu können. Und sie geboten ihm wirklich Halt. Denn auf dem Rückmarsche stürzte Drusus in der Nähe der Saale mit dem Pferde und brach den Oberschenkel. Die Verletzung war tödlich; in der Wesergegend, nicht weit von der Wahlstatt der späteren Varusschlacht, starb er am 14. September in den Armen seines Bruders Tiberius, der auf die Botschaft von seinem Unfalle in eiliger Fahrt herbeigekommen war und nun den Befehl übernahm. Trauernd trugen die Legionen die Leiche des geliebten Feldherrn aus dem „verfluchten Lager" (Castra scelerata) nach Castra vetera zurück und hielten ihm dort die Leichenspiele; die Bestattung erfolgte in Rom.

Drusus' Tod hielt die Vollendung des Werkes, das er begonnen, nicht auf. **Tiberius**, an Talent ihm gleich, vollendete in den nächsten beiden Jahren die Unterwerfung des nördlichen Deutschlands bis zur Elbe; ja **Domitius Aheno-**

barbus, Statthalter von Illyricum, kam bei einem Zuge, den er wohl von Vindelicien aus nordwärts unternahm, um einem umherschweifenden Hermundurenschwarme Sitze im Markomannenlande anzuweisen, unangefochten bis über die Elbe.

Tiberius in Germanien. Auch Tiberius' Abberufung i. J. 6 v. Chr., die Folge bitteren Familienzwistes, hat das Gebäude der römischen Herrschaft über Norddeutschland nicht erschüttert, wenngleich i. J. 2 v. Chr. die Cherusker und Chauken sich empörten. Als Adoptivsohn und Thronfolger des Kaisers Augustus i. J. 4 n. Chr. unter dem Jubel der Legionen an den Rhein zurückgekehrt, 4 n. Chr. brachte Tiberius die Cherusker wieder zum Gehorsam, dann auch die Canninefaten und Brukterer; ja er konnte es im Winter von 4 auf 5 wagen, sein Winterlager rechts des Rheines, unweit der Lippequellen, aufzuschlagen, während er selbst nach Italien ging. Im nächsten Sommer nötigte er die Chauken zum Gehorsam und drang durch das Gebiet der Langobarden bis zur Elbe vor, während seine Flotte zunächst an der jütischen Halbinsel bis Kap Skagen nordwärts segelte und dann die Elbe aufwärts fuhr, um an dem vorher bestimmten Punkte des linken Ufers (wohl oberhalb Hamburg) mit dem Landheere zusammenzutreffen. Blendend und unwiderstehlich erschien den Germanen die Macht Roms; der Heerbann der ostelbischen Stämme, welcher drüben stand, wich doch vor der Flotte zurück, und ein Greis, der auf seinem Einbaum über den Strom gerudert kam, begrüßte den römischen Feldherrn als einen Gott, der auf Erden erschienen sei.

Marbod. Die Furcht dieser nördlichen Germanen vor einer neuen Machtbildung im Süden hat den Römern in die Hände gearbeitet. Die suebischen Markomannen hatte vom oberen Mainthale hinweg **Marbod** nach Böhmen geführt, ein Mann „aus edlem Geschlecht, von gewaltiger Körperkraft, von leidenschaftlichem Sinne, mehr der Abkunft als der Bildung nach ein Barbar". In jener bedrängten Lage seines Volkes wohl zum Herzog erhoben, hatte er diese Gewalt in Böhmen zu einem wahrhaften Königtum gestaltet, eine Leibwache sich geschaffen, und eine Heeresmacht von 74,000 Mann in fast römischen Formen aufgestellt; auch siedelten sich römische Kaufleute und Gewerbtreibende um seine Königsburg an. Von seiner natürlichen Gebirgsfestung aus hatte er die Semnonen und Langobarden, also fast alle Suebenstämme bis zur unteren Elbe sich unterworfen und drückte jetzt hier auf das nordwestliche Deutschland, dort auf Pannonien und Noricum, von dessen Alpenpässen seine Südgrenze nur etwa 40 Meilen entfernt war. Eine Bedrohung Italiens von dort aus schien also nicht ausgeschlossen, und schon führte der Suebenkönig die Sprache der ebenbürtigen Macht den Römern gegenüber, ja er gewährte denen einen Rückhalt, die von ihnen abfielen. So war die Lage, als i. J. 6 n. Chr. Tiberius nach einem großartig 6 n. Chr. gedachten Feldzugsplane gegen ihn vorging, um die letzte noch selbständige Gruppe der Germanen im Bereiche der römischen Machtansprüche niederzuwerfen. Er selbst marschierte von Carnuntum her mit sieben Legionen, wohl den Zuflüssen der March folgend, gegen Böhmen vor; vom Rheine (Mainz) her führte sein Legat Sentius Saturninus fünf Legionen den Main hinauf, durch den „hercynischen Wald" den Weg sich mit Axt und Feuer bahnend. Schon standen die

beiden römischen Heere, eine Masse von vielleicht 80,000 Mann, beiderseits nicht mehr als fünf Tagemärsche, also etwa 15 Meilen, von den feindlichen Vorposten entfernt und konnten demnach in wenigen Tagen an dem bestimmten Orte sich vereinigen, um dann die Entscheidungsschlacht zu schlagen, deren Ausgang bei ihrer Übermacht kaum zweifelhaft war, da riefen Eilboten den Tiberius zurück; denn ein furchtbarer Aufstand hatte sich in seinem Rücken, in Pannonien, erhoben, der selbst Italien bedrohte. Damit war der Krieg gegen Marbod zu Ende; ein Bündnis mit ihm trat bald an seine Stelle, so daß Rom von jener Seite nichts zu besorgen hatte, am wenigsten eine Unterstützung der pannonischen Empörung. So war auch diese germanische Gruppe zwar nicht unterworfen, aber an Rom gefesselt; an der Donau und an der unteren Elbe grenzten die beiden Mächte.

Die römische Militärgrenze. Im Norden hatte Tiberius das Werk des Drusus vollendet. Die Elbe war zwar die politische, nicht aber die militärische Grenze des römischen Reiches geworden. Die Standlager der Legionen blieben am Rhein, in Castra vetera, Mogontiacum (Mainz) und Vindonissa (Windisch an der Aar). Darüber hinaus legten die Römer das nächstliegende Gebiet wüst, indem z. B. Tiberius i. J. 7 v. Chr. die Hauptmasse der Sugambrer, 40,000 Köpfe, zwangsweise auf dem linken Rheinufer ansiedelte, wo sie später wahrscheinlich als Cugerner erscheinen, oder sie sicherten es durch militärische Anlagen, wie denn Drusus allein 50 Kastelle hat errichten lassen. Zwei Militärstraßen führten an der Lippe aufwärts bis Aliso, von Tagemarsch zu Tagemarsch durch Befestigungen gedeckt, wie eine solche z. B. noch bei Haltern nachweisbar ist; ein Bohlenweg, die pontes longi, den Domitius Ahenobarbus durch die Moore gebaut, verband den unteren Rhein mit der mittleren Ems. Auch sonst mögen die Hauptpunkte durch militärische Posten gedeckt worden sein; nach einer Nachricht legte Drusus selbst an der Weser und Elbe Kastelle an. Wie weit schon die Formen der Provinzialverwaltung platzgegriffen haben, läßt sich nicht recht erkennen; aber der Name der Provinz Germania, der dem linken Rheinufer seitdem auf Jahrhunderte geblieben ist, hat nur dann Sinn, wenn er sich nicht nur auf dies überwiegend keltische Gebiet, sondern auch auf das rechtsrheinische Deutschland bezog. Schon war auch in dem Augustusaltar der Ubier in Köln der gottesdienstliche Mittelpunkt für die neue Provinz geschaffen, wie in dem zu Lugdunum für die drei gallischen Lande, und der Sohn des Cheruskerfürsten Segest, Sigmund, für das römische Priesteramt gewonnen. Überall, namentlich bei den Cheruskern, hatte Tiberius eine römische Partei zu bilden verstanden, und gern, wie zur selben Zeit im römischen Pannonien, trat die kriegslustige Jugend in die römischen Hilfstruppen ein. Denn hier winkten Gold und Ehren, vielleicht das Bürgerrecht oder gar die Ritterwürde und alle Lockungen einer hohen Civilisation, gegen welche die arme nordische Heimat nichts zu bieten hatte. Wie eine unentrinnbare Schicksalsmacht, alles zugleich niederwerfend und bezaubernd, wirkte damals lange Jahre hindurch das römische Wesen auf die Germanen.

Varus und Armin. Doch nicht in jeder Hand und nicht auf alle. Ein welthistorischer Mißgriff ohne Zweifel war es, daß Augustus an die Stelle eines gewiegten Staatsmannes und Feldherrn, wie Tiberius, um den sich die besten Kräfte der römischen Aristokratie in siegesgewisser Begeisterung geschart hatten, einen Verwaltungsbeamten des Durchschnittsschlages nach der Provinz Germanien sandte, den Publius Quinctilius Varus. Er stammte „aus einer mehr bekannten als vornehmen Familie", und war ein Mann von rücksichtsloser Härte gegen Unterthanen, aber von lässigen Formen, geistig und körperlich bequem, als Statthalter der geduldigen Provinz Syrien reich geworden und gewöhnt, über Orientalen unbeschränkt zu schalten; er hat einmal bei Unruhen in Judäa 2000 Gefangene ans Kreuz schlagen lassen. Es ist nicht mit Bestimmtheit zu sagen, ob er zuerst die Formen der römischen Provinzialverwaltung, also auch die Rechtspflege nach römischem Zuschnitt und in römischer Sprache einführte, oder nur unvorsichtiger anwandte als seine Vorgänger; wahrscheinlicher ist das erste. Jedenfalls durchzog er im Sommer, allerdings mit Heergeleite, das unterworfene Land und hielt, als wäre er städtischer Prätor auf dem Markte zu Rom, in römischer Sprache nach römischen Gesetzen Gericht über diese freien Germanen, die gewöhnt waren, ihre Sache im Fehdegange zu verfechten oder den Spruch ihrer Landgenossen zu empfangen, und Todesurteile selten, Körperstrafe gar nicht kannten. Insbesondre bei den Cheruskern erregten die römischen „Ruten und Beile" dumpfen Groll. Doch von da bis zu offener Empörung war ein weiter Weg.

Die ungeheure Aufgabe, sein Volk zu ihr zu führen, um dann mit einem einzigen furchtbaren Schlage die römische Macht in Norddeutschland zu zertrümmern, diese übernahm ein einziger Mann, Arminius, Segimers Sohn, der erste Deutsche, der uns nicht nur greifbar deutlich entgegentritt, sondern auch menschlich nahe kommt. „Ein junger Mann von vornehmer Abkunft, tapfer, rasch entschlossen, von schneller Auffassung, die über den Barbaren ging, das Feuer seines Wesens in Antlitz und Blick verratend", so schildert ihn ein Offizier des Tiberius, der ihn wohl selbst gesehen hat. Denn Armin hatte als Führer einer cheruskischen Truppe längere Zeit in römischem Dienste gestanden, vielleicht in Pannonien, war des Lateinischen und des römischen Kriegswesens kundig, und galt als ebenso tüchtig wie zuverlässig, so daß er das römische Bürgerrecht und die Ritterwürde erhielt, gewiß eine seltene Auszeichnung in so jungen Jahren, denn er stand erst im 27., als sein Name den Römern furchtbar ward. Sein Bruder, Flavus d. i. Blondkopf von den Römern zubenannt — sein deutscher Name ist nicht erhalten — ließ sich von diesen Ketten auf immer fesseln, nicht so Armin. Es können da nicht die vielleicht altüberlieferten Familienfeindschaften der cheruskischen Edlen entschieden haben, denn Armin stand gegen Männer seines eigenen Geschlechts, sondern nur die Erkenntnis, daß das römische Wesen alles Germanische mit Vernichtung bedrohe, die Liebe zur Heimat, zu seinem Volke; er hätte sonst nicht zehn schwere Jahre hindurch den aufreibenden, ungleichen Kampf geführt, ihm nicht sein Liebstes geopfert. Allmählich gelang es ihm, zuerst unter den Cheruskern, dann unter den benachbarten Stämmen, denjenigen ungefähr, die später

unter dem Gesamtnamen der Sachsen erscheinen, den Marsern, Chauken, Brukterern u. a., die Gleichgesinnten zu einer weitverzweigten Verschwörung zu vereinigen, zumal die Jugend der edlen Geschlechter. Mit einer Kunst berechneter Verstellung, welche die Römer dem „Barbaren" gar nicht zutrauten, wußte er sie zu täuschen, und Varus' lässige Art erleichterte ihm das Gelingen.

9 n. Chr. Varus stand, wie er pflegte, im Sommerlager, das er i. J. 9 n. Chr. tief im Cheruskerlande an der Weser, etwa bei Minden oder Rehme, aufgeschlagen hatte, umgeben von drei Legionen, der 17., 18. und 19., sechs Kohorten Hilfstruppen und drei Reitergeschwadern, alles in allem mindestens 20,000 Mann trefflicher Truppen, im offenen Felde jedem Germanenheere weit überlegen. Da man im eigenen Lande, in befriedeter Provinz zu sein glaubte, so begleitete ein zahlreicher Troß die Armee, insbesondre Freigelassene und Sklaven, Kaufleute und Juristen. In Menge waren die germanischen Edlen, auch Armin, erschienen. „Bei aller Wildheit ein verschlagenes und zur Verstellung geborenes Geschlecht", nahmen die Verschworenen scheinbar demütig die Urteilssprüche des Statthalters entgegen. Es war umsonst, daß Segest, der Führer der römischen Partei bei den Cheruskern, den Varus dringend warnte.

Die Schlacht im Teutoburger Walde. So kam der September heran, und Varus rüstete sich, in die rheinischen Winterlager abzurücken, als wohl nach Verabredung die Nachricht einlief, daß ein Stamm in seinem Rücken sich empört habe. Er beabsichtigte nun auf seinem Rückmarsche ihn zum Gehorsam zu bringen und gab deshalb den germanischen Fürsten Befehl, ihre pflichtigen Kontingente ihm nachzuführen; noch am Abend vor seinem Aufbruch zog er sie zur Tafel. Da war es, wo Segest ihn aufforderte, ihn selbst mit allen Gästen verhaften zu lassen, um dem drohenden Aufstande die Führer zu nehmen; der Römer wies ihn auch diesmal zurück und entließ die Edlen in ihre Gaue. Vom Lager hinweg ritten Armin und seine Genossen in die Heimat zurück, um das Aufgebot in Bewegung zu setzen; was dort von römischen Abteilungen stand, fiel als erstes Opfer der Erhebung.

Der Marsch der Römer ging westwärts ungefähr in der Richtung auf die obere Hase, also an der Nordseite des Wiehengebirges hin, das damals der Teutoburger Wald bedeckte, während von Norden her die Moore bis nahe an den Fuß der Berge treten, einer der wenigen von altersher gangbaren Völkerwege zwischen Weser und Ems. Nicht auf gebahnter Straße, also sehr langsam, beschwert noch durch den endlosen Troß, rückten die Römer vor, fortwährend mit der Herstellung des Weges durch den pfadlosen Wald für ihre Marschkolonnen beschäftigt, die mindestens eine Länge von fünf Stunden einnahmen. Der strömende Herbstregen vermehrte das Ungemach. Da griffen wohl am ersten oder zweiten Marschtage die Germanen die langgestreckte Kolonne von allen Seiten an. Unter beständigen Einzelgefechten und harten Verlusten erreichte Varus am Abend eine waldige Anhöhe, auf der er regelrecht sein Lager schanzte; das überflüssige Gepäck ließ er verbrennen, um sich zu erleichtern, und setzte dann am nächsten Tage den Marsch in geschlossener Ordnung fort. Allein die Zahl und die Kühnheit der

Gegner wuchs beständig, während den Römern Mut und Kräfte sanken. Mühsam schanzten die ermüdeten Truppen am Abend ein neues Lager, dessen niedriger Wall und flacher Graben kaum noch Schutz gewährten. Da kam, höchst wahrscheinlich in der Gegend zwischen Engter und Venne, nördlich von Osnabrück, etwa vierzig Kilometer westwärts von Minden, am dritten Kampftage die Entscheidung. Ermattet und entmutigt, bei Regen und Sturm auf dem durchweichten Boden weder fähig ihre Waffen zu gebrauchen, noch ihre Taktik zu entwickeln, eingeklemmt zwischen Bergwald und Moor, von ihren Verbindungen mit Aliso abgeschnitten, von allen Seiten mit Übermacht angefallen, erlagen die Römer der Naturkraft der Germanen und der Unfähigkeit ihrer eigenen Führung. Noch während der Kampf raste, gab sich Varus, schon verwundet, verzweiflungsvoll selbst den Tod; sein Legat Numonius Vala ließ das Fußvolk im Stich und suchte vergeblich mit der Reiterei durchzubrechen, bis endlich der Lagerpräfekt Cejonius den erschöpften Rest des stolzen Heeres, soweit er noch in seiner Hand war, den Siegern übergab. Gräßlich wütete nun die Rache der Germanen gegen die Gefangenen. Die Befehlshaber fielen unter dem Opfermesser ihrer Priester oder wurden aufgeknüpft, die verhaßten Sachwalter unter Martern getötet, die übrigen als Knechte verteilt; die Leichen blieben unbegraben liegen. So fand sechs Jahre später Germanicus das schreckliche Schlachtfeld: verstreute Haufen bleichender Gebeine, die Schädel der Geopferten an den Bäumen, weit und breit zerbrochene Waffen. In den zahlreichen Funden römischer Münzen aus der letzten Zeit der Republik und aus der Regierungszeit des Augustus hat der Moorboden zwischen Engter und Venne auch uns einen Nachlaß des untergegangenen Heeres bewahrt. Das römische Heer war nicht geschlagen, sondern vernichtet; keine einzige geschlossene Abteilung konnte sich retten, nur versprengte Flüchtlinge entkamen, und die Adler aller drei Legionen fielen in Feindes Hand.

Was entrann, war südwärts nach Aliso entkommen. Aber siegestrunken erschienen auch vor den Wällen dieses Kastells die Germanen, und bald war die Lage der Besatzung so verzweifelt, daß ihr nichts übrig blieb, als die Ergebung oder der Durchbruch. Der tapfere Befehlshaber Lucius Cädicius wählte den letzteren und bahnte sich samt den Weibern und Kindern in dunkler Nacht mit dem Schwerte den Weg durch die Belagerer nach dem Rheine. Weniger glücklich war die Besatzung des Kastells bei Haltern, das die Germanen mit stürmender Hand gewannen. Doch die Rheinlinie selbst deckte Lucius Asprenas, der auf die Nachricht von dem unglücklichen Ausgange der Schlacht die beiden oberrheinischen Legionen nach Castra vetera warf und die schon schwankenden Stämme links des Stromes in Gehorsam hielt.

Die Kunde von der Teutoburger Schlacht schmetterte zu Rom hinein in den Jubel über die siegreiche Beendigung des pannonischen Aufstandes. Es war die schwerste Niederlage der römischen Waffen seit dem Untergange des Crassus bei Carrhä i. J. 53 v. Chr., und die Folgen schienen weit verderblicher werden zu müssen, denn ihr Schauplatz lag ungleich näher. Wieder lief der „cimbrische Schrecken" durch Italien. Im verzweifelten Schmerze rief Augustus aus: „Varus, gieb mir meine

Legionen wieder!" Er löste seine treue germanische Leibwache auf, ordnete Aushebungen in Italien an, zu denen trotz harter Strafen niemand sich stellen wollte, und sandte Tiberius, den Bezwinger Pannoniens, mit dem Aufgebot ausgedienter Mannschaften an den Rhein. Mit gewohnter Umsicht ordnete dieser die Grenz-
10 n. Chr. verteidigung und überschritt i. J. 10 n. Chr. wieder den Rhein, um die römischen Waffen jenseits desselben wenigstens zu zeigen. Den nächstgelegenen Strich des rechten Ufers schnitt er durch eine Grenzsperre (Limes) ab, gab damit also zu erkennen, daß er auf die Unterwerfung Germaniens verzichte. Auch die Teilung des Oberbefehls in einen nieder- und einen oberrheinischen, die nach seinem Abgange (11 n. Chr.) eingetreten sein muß, deutet darauf hin.

Dieser Verzicht ist das weltgeschichtliche Ergebnis der Teutoburger Katastrophe. Die Germanen überschritten nicht den Rhein, wie man gefürchtet hatte, Gallien erhob sich nicht, auch die Bataver und Friesen hielten den Römern die Treue, und Marbod trat aus seiner zuwartenden Haltung nicht heraus; den Kopf des Varus, den ihm Armin als Siegeszeichen zugeschickt hatte, sandte er nach Rom. Eine allgemeine nationale Erhebung der Germanen also kam nicht zustande; dennoch haben jene niedersächsischen Stämme ebenso für die Sache ihrer ganzen Nation gefochten, wie die Preußen i. J. 1813.

Die schwerste Probe aber stand ihrem Bunde und Armin noch bevor.

Die Feldzüge des Germanicus. Kaiser Augustus und sein Stiefsohn Tiberius selbst hatten auf die Erneuerung des Unterwerfungskrieges verzichtet; aber als Tiberius im Herbst d. J. 14 n. Chr. den Thron bestieg, war seine Stellung gegenüber dem Heere, das sich als die ausschlaggebende Macht des Reiches zu fühlen begann, zunächst so unsicher, daß er neue Feldzüge gegen Nordgermanien zulassen mußte. Kurz vor Augustus' Tode war Cäsar Germanicus, Tiberius' Neffe und Adoptivsohn, der leibliche Sohn des Drusus, zum Oberbefehlshaber der Rheinlegionen bestellt worden, des Vaters Ebenbild und von dem begreiflichen Wunsche beseelt, das zertrümmerte Werk desselben wieder aufzurichten. Der Versuchung, von den meuterischen Legionen am Niederrhein sich zum Kaiser ausrufen zu lassen, hatte er widerstanden und sie zum Gehorsam zurückgebracht; der stärkeren, diese gewaltige Waffe, die zahlreichste und tüchtigste Streitmacht des Reiches, acht Legionen, mit den Hilfsvölkern etwa 60,000 Mann, gegen die Germanen zu kehren, gab er nach.

Die Verhältnisse schienen Erfolg zu versprechen. Niemals war Armin der römischen Partei bei den Cheruskern ganz Herr gewesen. Er hatte zwar sie und ihren Führer Segest mit sich fortgerissen, aber nach dem Siege diesen eine Zeitlang in Gewahrsam gehalten, weil er auch jetzt ihm nicht traute. Seine Liebe zu Segests Tochter Thusnelda, die er mit ihrer Zustimmung entführte, obwohl sie einem anderen verlobt war, verschärfte den Gegensatz beider Männer und er-
14 n. Chr. leichterte so die römische Einmischung. Im Herbste des Jahres 14 begnügte sich allerdings Germanicus mit einem raschen Streifzuge die Lippe hinauf gegen die Marser, indem er sie nach einem Festgelage überfiel, das Land weit und breit
15 n. Chr. verheerte und das Heiligtum der Tanfana verbrannte; im Frühjahre des J. 15

aber brach er von Mainz aus mit vier Legionen und 10,000 Mann Hilfstruppen gegen die Chatten auf, während sein Legat Aulus Cäcina vom Niederrhein her die Marser und Cherusker in Schach hielt. Über den Taunus drangen die Römer verheerend bis an die Adrana (Eder) vor, erzwangen unter Gefechten den Übergang und nahmen auch Mattium (Maden südlich von Kassel), den Hauptort der Chatten. Schon waren sie wieder auf dem Rückmarsche, als ein Hilferuf Segests sie zur Umkehr bewog. Es war zwischen den beiden Parteien der Cherusker zum offenen Kampfe gekommen. Segest hatte Thusnelda wieder ihrem Gemahl entrissen und wurde deshalb von Armin in seinem befestigten Hofe belagert. Der Anmarsch der Römer befreite ihn sofort, aber er gab sich selbst mit seiner Tochter und seinem ganzen Hause unter den Schutz des römischen Feldherrn. Auch den Römern war es beweglich, Thusnelda zu sehen, wie sie im thränenlosen, stummen Schmerze die Hände gegen den Busen pressend und des Kindes denkend, das sie unter dem Herzen trug, den Todfeinden ihrer Heimat vom eigenen Vater ausgeliefert ward, sie, die Gattin des Befreiers, den sie niemals wieder sehen sollte. Doch die römische Partei räumte das Feld oder trat zu Armin über, so Inguiomer, sein Oheim, der bisher zu Segest gehalten hatte.

Durch den Verlust des Teuersten zu leidenschaftlichem Wunsche nach Vergeltung entflammt, „flog Armin durch das Cheruskerland, Krieg gegen Segest, Krieg gegen den Cäsar fordernd". Auch die Nachbarvölker, wie die Brukterer, schlossen sich wieder an. Dagegen führte Germanicus im Sommer seine ganze Heeresmacht ins Feld. Vier Legionen drangen unter Cäcina an der Lippe aufwärts ins Gebiet der Brukterer ein, die Reiterei rückte durch Friesland vor, die übrigen Legionen trug die Flotte rheinabwärts nach der Nordsee und zur Ems. An deren Mittellauf vereinigt, gingen die drei Kolonnen gegen die Weser vor und berührten dabei das Schlachtfeld des Jahres 9. Germanicus ließ die Gebeine in einem Massengrabe beisetzen, das ein hoher Grabhügel bezeichnete; dann folgte er den Aufgeboten Armins, die vor ihm in die Wälder nach der Weser hin zurückwichen. Aber an einer günstigen Stelle nahmen die Germanen den Kampf auf und warfen die römische Reiterei vollständig über den Haufen; nur die Legionen stellten das Gefecht wieder her, doch einen Sieg erfochten sie nicht, und Germanicus kehrte nach der Ems zurück. Während nun zwei Kolonnen den früheren Weg einschlugen, erhielt Cäcina die Weisung, auf dem kürzesten Weg nach dem Rheine zurückzugehen und deshalb die „Langen Brücken" (wohl im Bourtanger Moore) zu benutzen, aber sie so schnell als möglich hinter sich zu bringen. Man fühlte sich also so wenig sicher, daß man eine Verfolgung fürchtete, und zwar mit Recht. Denn Armin war dem Cäcina auf kürzerem Wege zuvorgekommen und griff nun die endlose Kolonne, die auf der zerfallenen Bohlenstraße oft nicht vorwärts noch rückwärts konnte, mit Heftigkeit an. Zwei schreckliche Tage hindurch schwankte der Kampf unentschieden hin und her; vor Cäcinas Augen stieg das blutige Gespenst des Varus auf, und auch Armin rief triumphierend seinen Leuten zu, da sei Varus und die Legionen, demselben Schicksal wiederum verfallen. Doch Cäcina, in vierzig Dienstjahren ergraut, bewahrte seine kalte Entschlossenheit und

behielt seine wankenden Truppen fest in der Hand. Als am Morgen des dritten Tages gegen Armins Willen die Germanen ungestüm das römische Lager stürmten, da warfen die Legionen in einem glänzenden Ausfalle die Angreifer zurück und bahnten sich den Weg nach Castra vetera. Mutlose Versprengte hatten hier den Untergang der ganzen Heeresabteilung gemeldet, und schon wollte die kopflose Besatzung die Brücke abwerfen, als Agrippina, Germanicus' Gemahlin, in deren Adern das Soldatenblut ihres Vaters Agrippa rollte, energisch eingriff. Auch die Truppen, welche den Seeweg eingeschlagen hatten, erreichten nicht ohne schwere Verluste den Rhein; denn zwei Legionen, die ans Land gegangen waren, um die Schiffe in den flachen Strandgewässern zu erleichtern, wurden von einer Springflut überrascht und verloren den größten Teil ihres Gepäcks.

16 n. Chr. Der Feldzug war nicht nur nicht entscheidend, sondern regte offenbar weit und breit die Stämme des deutschen Nordwestens auf, so daß Armin im nächsten Jahre an der Spitze eines großen Völkerbundes stand und sogar an den Angriff denken konnte. Germanicus wiederum, belehrt über die ungeheuren Schwierigkeiten der Märsche und der Verpflegung in diesem Wald- und Sumpflande, beschloß nach dem Vorbilde des Vaters die ganze Heeresmasse mit allem Kriegsmaterial von der Nordseeküste her ins Land zu werfen und ließ dazu eine Transportflotte von 1000 Segeln in Stand setzen, eine der größten Unternehmungen dieser Art, die jemals gewagt worden ist, denn es handelte sich um die Beförderung eines Heeres von vielleicht 50,000 Mann. Den Feldzug d. J. 16 eröffneten aber die Germanen, indem sie das wieder besetzte Aliso berannten, so daß Germanicus schleunigst mit sechs Legionen zum Entsatz marschieren mußte, der auch ohne Kampf gelang; doch hatten die Germanen den Grabhügel auf der Stätte der Varusschlacht zerstört. Ein Vorstoß des Legaten Cajus Silius gegen die Chatten, der sie jedenfalls von der Unterstützung der Cherusker abhalten sollte, scheiterte infolge plötzlicher Regengüsse. Der Hauptstoß sollte auch diesmal die Cherusker treffen. Die gewaltige Flotte trug das Landheer durch den Drususkanal und über die Nordsee bis in die Ems hinein, wo sie etwa an der Hasemündung landete und zwar am linken Ufer, vielleicht weil sie so gegen plötzliche Überfälle besser gedeckt schien; dann gingen die Truppen auf Brücken über den Fluß und drangen wohl in südöstlicher Richtung nach der Weser vor, wobei ein Streifkorps die abtrünnigen Angrivarier (die späteren Engern zu beiden Seiten der unteren Weser) heimsuchte. Germanicus erreichte den Strom wohl oberhalb der Westfälischen Pforte, etwa bei Rinteln, so daß er im schlimmsten Falle die Verbindung mit Aliso über den Osning leicht gewinnen konnte; gegenüber, auf dem rechten Ufer, standen die Germanen, diesmal zur offenen Feldschlacht entschlossen und gestützt auf einen starken Rückhalt, der sich, wie Germanicus erfuhr, in einem heiligen Haine sammelte. Das Bewußtsein von der Bedeutung des Kampfes lebte wenigstens in ihren Führern; deshalb forderte Armin seinen Bruder Flavus, der auch jetzt noch unter den römischen Adlern aushielt, auf, nicht als Verräter an seinem Volke zu handeln, und überhäufte ihn mit Vorwürfen, als der Römling das verweigerte. Eine ähnliche Aufforderung erließ er in der Nacht

vor der Schlacht an die im römischen Heere dienenden Germanen, wenngleich ebenso vergeblich. Kühn setzte am nächsten Tage die römische Reiterei durch eine Furt über den Strom, um den Legionen den Brückenschlag zu ermöglichen, wobei allerdings die tapferen Bataver sich zu weit vorwagten und starke Verluste erlitten; doch hinderten die Germanen nicht den Übergang der Römer, die nun rechts der Weser ihr Lager schanzten. Den auf dasselbe geplanten nächtlichen Angriff der Germanen vereitelte die Meldung eines Überläufers und die Wachsamkeit der römischen Posten. So stellten sich die Germanen am nächsten Tage, in zwei Treffen geordnet, zur Feldschlacht, hinter sich das Gebirge (den Süntel), vor sich das Idistavisusfeld. Aber von den Legionen in der Front, von der Reiterei in den Flanken gefaßt, wurden sie nach heißem Kampfe vollständig zersprengt und entweder in die Weser oder in die Berge geworfen. Den Armin, der mitten im Getümmel, den Seinen mit Wort und That voranleuchtend, schwer verwundet ward, rettete nur sein gutes Roß durch die feindlichen Haufen; auch sein Oheim Inguiomer entkam. Ein stolzes Denkmal bezeichnete die Stätte des römischen Sieges.

Aber entscheidend war der Sieg nicht. Die zersprengten Massen sammelten sich, das Aufgebot der Nachbargaue trat unter Waffen, und als die Römer weiter ins Land hinein, wohl nordwärts, vordrangen, wurden ihre Kolonnen von allen Seiten wütend angefallen und sahen die feindlichen Massen abermals in Schlachtordnung vor sich, wie sie auf einen Grenzdamm zwischen dem Gebiete der Angrivarier und der Cherusker und einen daran schließenden Wald sich stützten, während die eine Flanke ein ausgedehnter Sumpf deckte. Im wütenden Handgemenge erstürmten die Römer den Damm und drängten die Germanen im Walde zusammen, wo diese mit ihren langen Speeren und schlechten Schutzwaffen dem mörderischen Schwert, dem Panzer und dem Schilde der Legionare gegenüber im Nachteil waren, so unermüdlich auch Inguiomer, bald da, bald dort erscheinend, die Seinen antrieb. Schonung wurde gegenseitig nicht gewährt, noch verlangt. Erst die Nacht machte dem Morden ein Ende, und wieder errichteten die Legionen ein Siegeszeichen, mit der stolzen Inschrift, daß die Völker zwischen Rhein und Elbe unterworfen seien. An eine Fortsetzung des Feldzuges war bei der vorgeschrittenen Jahreszeit nicht zu denken. Während deshalb der eine Teil des Heeres den Rückzug zu Lande antrat, ging der andere wieder zu Schiff. Aber ein furchtbarer Südweststurm zerstreute die Flotte, versenkte zahlreiche Schiffe, verschlug andere an die unbewohnten Inseln der Nordseeküste, manche bis nach Britannien. Die Triere des Germanicus trieb mit dem verzweifelten Feldherrn am Strande der Chauken ans Land. So sah nur ein Teil des Heeres die Ufer des Rheines wieder. Um den Eindruck dieser Ereignisse auf Römer und Germanen abzuschwächen, sandte Germanicus noch im Spätherbst den Cajus Silius gegen die Chatten, während er selbst ins Marserland einbrach.

Aber es war eine Selbsttäuschung, wenn er hoffte, im nächsten Jahre den Krieg beenden zu können. Siege hatten die Germanen nicht erfochten, und ihre Verluste mochten schwer genug sein, doch die der Römer waren kaum geringer, und alles, was sie mit ungeheuren Opfern erreicht hatten, bestand in der vorüber-

gehenden Unterwerfung einiger Stämme unweit der Nordsee. Was etwa nach der Teutoburger Schlacht die Ehre der römischen Waffen erheischt hatte, dem war jetzt genug geschehen. Solche Erwägungen waren es in erster Linie, welche Kaiser Tiberius bewogen, diesen verlustvollen Unternehmungen, die er immer mehr zugelassen, als befohlen hatte, ein Ziel zu setzen. Er rief Germanicus zurück. Noch 17 n. Chr. war es dem tief gekränkten Feldherrn vergönnt, am 26. Mai d. J. 17 n. Chr. in Rom einen glänzenden Triumph zu feiern und der harte Sinn der Römer ertrug es, zu sehen, wie dabei **Thusnelda**, die Gattin des unbesiegten Armin, mit ihrem zweijährigen Sohne Thumelicus, den der Vater niemals mit eigenen Augen erblickt hat, in Fesseln vorgeführt wurde, den Gaffern der Welthauptstadt zur Schau, während **Segest** als Ehrengast der Römer sie an sich vorüberziehen ließ; aber der Lebensmut des Germanicus war gebrochen, da ihm versagt blieb, das auszuführen, was er für seine Lebensaufgabe hielt. Zwei Jahre später ist er in Antiochia gestorben. Rom aber war zum zweiten Male vor den Germanen zurückgewichen; die Provinz Germania blieb ein Name.

Armin und Marbod. Was seitdem Rom noch in Deutschland erreicht hat, das ist ihm nicht durch Feldzüge, sondern durch geschickte Benutzung der inneren Zwistigkeiten der germanischen Stämme gelungen, die unvermeidlich ausbrachen, als die gemeinsame Gefahr vorüber war. Darauf hatte Tiberius, der sie kannte wie kein anderer, mit gutem Grunde gerechnet. Zunächst hielt Armin noch den Cheruskerbund zusammen; aber so stark war doch schon die Eifersucht auf seine herzogliche Gewalt unter seinen nächsten Landsleuten, daß sein Oheim Inguiomer mit seinem ganzen starken Gefolge zu Marbod übertrat, also ins feindliche Lager ging. Denn Marbods kühle Zurückhaltung, sicher nicht patriotisch und wahrscheinlich nicht einmal klug, hatte weder die Römer, noch die Cherusker befriedigt, und seine monarchische Gewalt erfüllte seine eigenen Unterthanen und Bundesgenossen mit Argwohn. Der Abfall der Semnonen und Langobarden zum Cheruskerbunde brachte den Gegensatz zwischen den beiden germanischen Gruppen zum offenen Ausbruch. In gewaltiger Schlacht maßen sich **Armins** und **Marbods** Heere, ohne daß ihr Ausgang entschieden gewesen wäre; aber der Markomannenkönig fühlte sich so erschüttert, daß er nach Böhmen zurückwich und römische Hilfe anrief. Tiberius lehnte sein Gesuch ab unter Hinweis auf seine Haltung 18 n. Chr. während der Feldzüge des Germanicus. Zwei Jahre nachher (18 n. Chr.) hatte er den Triumph, den einst so stolzen Gegner als Flüchtling aufnehmen zu können. Ein Gotenfürst, **Catualda**, den Marbod früher vertrieben hatte, stürzte ihn, wahrscheinlich auf römische Anregung hin, mit leichter Mühe vom Throne, da sein Adel von ihm abfiel. Er fand in Ravenna Aufnahme und hat dort noch achtzehn Jahre gelebt, zugleich mit Thusnelda und ihrem Sohne. Aber auch Catualda mußte kurz nachher vor den Hermunduren nach Italien flüchten. Die Gefolgsleute beider Fürsten wurden von der römischen Regierung an der unteren March angesiedelt, und den Markomannen überhaupt, nicht nur dieser kleinen Gruppe, **Vannius** als König gesetzt, der in einer gewissen Abhängigkeit von Rom verblieb.

Armins Ausgang. So brach das Markomannenreich unter den Schlägen der Cherusker und den Ränken der Römer wie an seiner inneren Schwäche zusammen. Aber auch der Cheruskerbund hatte keinen Bestand. Der trotzige Sinn dieser Stämme ertrug keine fürstliche Gewalt, auch wenn sie in den Händen des großen Befreiers lag. Daß Armin, wie es scheint, seine herzogliche Macht in die eines Königs verwandeln wollte, brachte ihm den Untergang; nach längeren Kämpfen fiel er i. J. 21 n. Chr. im 37. Lebensjahre durch Meuchelmord seiner Ge- 21 n. Chr. schlechtsgenossen, wie der Siegfried der Sage, er, „der Befreier Germaniens, der das römische Volk nicht in seinen Anfängen, sondern das Kaiserreich auf seiner Machthöhe herausgefordert hat, mit wechselndem Schlachtenglück, im Kriege unbesiegt". Mit so warmen Worten scheidet der Römer Tacitus von der leuchtenden Gestalt des deutschen Helden, dessen Name jedem Römer schrecklich war. „Dem hochsinnigen Manne aber, der sechsundzwanzigjährig seine sächsische Heimat von der italischen Fremdherrschaft erlöst hatte, der dann in siebenjährigem Kampfe für die wiedergewonnene Freiheit Feldherr wie Soldat gewesen war, der nicht bloß Leib und Leben, sondern auch Weib und Kind für seine Nation eingesetzt hatte, um dann, siebenunddreißigjährig, von Mörderhand zu fallen, ihm gab sein Volk, was es zu geben vermochte. ein ewiges Gedächtnis im Heldenlied."

Ende der römischen Herrschaft jenseits des Niederrheins. Seitdem wich am Niederrhein die römische Macht allmählich hinter den Strom zurück. Die Provinzen Nieder- und Obergermanien waren auf die Bedeutung einer Militärgrenze beschränkt. Die Grenze beider Bezirke lief bei Rheinbrohl zwischen Ahr und Brohl (Remagen und Andernach) zum Rheine, und zwar umfaßte die niederrheinische Provinz das Gebiet der mittleren und unteren Maas, die oberrheinische das linke Rheinufer bis ans Südende der Vogesen samt den keltischen Gauen der Lingonen (um Langres), Sequaner (um Besançon) und Helvetier (zwischen Jura, Genfer See und Rhein). Am Niederrhein schnitt der Limes noch den zunächst dem Strome gelegenen Strich des Münsterlandes ab, der als Weideland für die Herden der Legionen liegen blieb und auf dem germanische Niederlassungen nicht geduldet wurden. ebenso wenig wie rechts vom Oberrhein und im Neckargebiet. Weiter nordwärts dagegen war das rechtsrheinische Land bis zur Ems hin auch jetzt römischer Botmäßigkeit unterworfen und durch Befestigungen, wie das Kastell Flevum am Ausflusse des Flevosees, gesichert, wenngleich die hier wohnenden Stämme sich selbst verwalteten und nur zur Stellung von Hilfsvölkern oder auch zu leichtem Tribut verpflichtet waren. So stellten die Bataver, deren Abgesandte übrigens auf dem gallischen Provinziallandtage in Lugdunum erschienen, ein Korps von 9000 Mann zu Fuß und 1000 Reitern unter einheimischen Führern, eine wegen ihrer Tapferkeit und Treue hochgeschätzte Truppe, dazu die kaiserliche Leibwache In ähnlichem Verhältnis standen die ihnen benachbarten und verwandten Canninefaten auf der holländischen Halbinsel; den Friesen wurde nur eine Lieferung von Ochsenhäuten auferlegt. Die Chauken, welche noch auf dem Idistavisusfelde für die Römer fochten, waren bald darauf unabhängig.

28 n. Chr. Die Friesen erhoben sich schon i. J. 28 wegen unbilliger Tributforderungen der römischen Beamten und belagerten das Kastell Flevum. Dies entsetzte zwar der Statthalter am Niederrhein, Lucius Apronius, aber die Friesen brachten ihm dann auf ihrem eigenen Gebiete eine empfindliche Schlappe bei, die ihre Unabhängigkeit für die nächste Zeit sicherte und weithin unter den Germanen ihren Ruhm verbreitete. Seezüge der Chauken, die unter Führung eines canninefatischen Überläufers Untergermanien und die Küsten Galliens beunruhigten, veranlaßten den energischen Statthalter Cajus Domitius Corbulo nicht nur zu kräftigen Gegenmaßregeln und zur gewaltsamen Beseitigung desselben, sondern auch zur Wiederherstellung der römischen Herrschaft wenigstens über einen Teil der Friesen. Er hatte ihnen bereits eine neue Ordnung gegeben und Besatzungen ins Land gelegt und dachte an einen Zug gegen die Chauken, als Kaiser Claudius, eben im Begriff, alle verfügbaren Kräfte zur Eroberung Britanniens zu
47 n. Chr. vereinigen, die Truppen aus den rechtsrheinischen Gebieten zurückzog (47 n. Chr.). Damit war die Unabhängigkeit der rechtsrheinischen Germanen mit Ausnahme der Bataver thatsächlich von Rom anerkannt.

Innere Kämpfe. Von den inneren Bewegungen der freien Germanen haben wir nur insofern Kunde, als sie die Römer berührten, welche natürlich die Stammesfehden und die inneren Parteikämpfe möglichst nährten. Diese mochten oft nur im Gegensatze der großen Geschlechter ihren Grund haben, jene aber deuten darauf hin, daß einzelnen Stämmen ihr Grund und Boden zu enge zu werden begann. Das trieb sie nicht nur gegeneinander, sondern zuweilen auch schon gegen die römische Grenze. Die Cherusker zerstörten sich selbst in inneren Kämpfen, die wohl in dem Gegensatze einer römischen und einer nationalen Partei ihren Ursprung hatten, und verloren so die führende Stellung im nördlichen Deutschland an die suebischen Chatten, mit denen sie beständig in Fehde lagen. Eben dieser Stammesgegensatz kam den Römern zu statten. Gelegentlich drängten freilich auch die Chatten mehrfach gegen die römische Grenze, doch wurden sie durch ihre deutschen Nachbarn in Schach gehalten, vor allem durch die mächtigen Hermunduren, einen von jeher zu den
58 n. Chr. Römern haltenden Stamm. Im Sommer des Jahres 58 kam es zwischen beiden Völkerschaften sogar zu einem wütenden Kampfe um die Salzquellen ihres Grenzgebietes (wohl bei Kissingen), die beiden nicht nur das unentbehrliche Gewürz lieferten, sondern, weil sie als eine Gabe der Götter erschienen, beiden auch für heilig galten. Es läßt die gegenseitige Erbitterung erkennen, wenn die Chatten vor der Schlacht das ganze feindliche Heer dem Wotan und dem Ziu weihten, also der Vernichtung bestimmten; doch der Sieg blieb den Hermunduren. Auch sonst reichte deren Einfluß weit. Mit ihrer Hilfe wurde der Markomannenkönig Vannius von seinen beiden Neffen gestürzt und verjagt. Er fand Aufnahme auf der römischen Donauflotte, welche zur Abwehr etwaiger Angriffe in Bereitschaft lag. Seine Gefolgsleute erhielten Ackerland in Pannonien, seine Neffen aber erkannten die römische Oberhoheit willig an.

Erfolgreich war also die römische Politik, wie sie gegenüber den Germanen seit Tiberius geübt wurde, aber noch mehr kläglich und schwächlich als erfolgreich.

Stamm gegen Stamm, Partei gegen Partei zu hetzen, den Schwächeren nicht etwa zu schützen, sondern ihm nur Zuflucht zu gewähren, dem Stärkeren hemmend entgegenzutreten, damit er nicht noch stärker werde, darin bestand ihre ganze Weisheit, seitdem das Kaisertum den großartigen Gedanken, das gesamte Abendland zu romanisieren, aufgegeben und damit seine Ohnmacht, diese Aufgabe zu vollbringen, eingestanden hatte. Sie wirkte schlechterdings nur zerstörend, sie beseitigte nicht die Ursache des immer wieder hervortretenden Vordrängens der Germanen, ihre Bodenbewirtschaftung, die unverhältnismäßig viel Land brauchte; sie hat deshalb die römische Herrschaft zwar gefristet, aber nicht gerettet.

Aufstand der Bataver unter Claudius Civilis. Und bald wurde sie auf eine so harte Probe gestellt, daß sie eine Zeit lang unfähig schien, sie zu bestehen. Im Zusammenhange mit dem Sturze des julisch-claudischen Hauses und mit den Kämpfen des Vitellius gegen Vespasianus, der gallisch-germanischen Legionen gegen die pannonischen und syrischen erhob sich ein Aufstand der Bataver, eine allgemeine Bewegung der norddeutschen Stämme, selbst eines Teiles der Gallier gegen Rom. Doch handelte es sich dabei für die Germanen nur um Abwerfung der römischen Herrschaft, nicht um Eroberung römischer Provinzen. Schon die Empörung des Cajus Julius Vindex gegen des Kaisers Nero unfähiges 68 n. Chr. Regiment hatte Gallien aufgeregt; dann erhoben sich die römischen Legionen am Rhein nach ihrem Siege über Vindex gegen Neros Nachfolger Sulpicius Galba, setzten ihren Kaiser Aulus Vitellius gegen den Prätorianerkaiser Marcus Salvius Otho, der in Rom an Galbas Stelle getreten war, auf den Schlachtfeldern Oberitaliens siegreich durch und zogen in Rom ein. Dies Alles mußte das Selbstgefühl nicht nur dieses Heeres mächtig steigern, sondern auch das der Stämme, aus denen es im wesentlichen sich zusammensetzte, der Gallier und der linksrheinischen Germanen. Keine andere Truppe aber glich an Kriegstüchtigkeit und Waffenruhm den batavischen Kohorten. Mit der 14. Legion, der sie zugeteilt waren, hatten diese Bataver den Sieg über den furchtbaren Aufstand in Britannien entschieden, dann wieder gegen sie, die auf Othos Seite stand, bei Betriacum für Vitellius gefochten; aber sie waren nicht nur stolz darauf, die tapfersten und treuesten Krieger Roms, sondern auch darauf, Germanen zu sein. Wohl hatten viele ihrer Edlen das römische Bürgerrecht erhalten und römische Namen angenommen, doch romanisiert hatte sich der Stamm keineswegs. Die Kohorten waren auf dem Rückmarsche nach dem Rheine begriffen, als die syrischen Legionen 69 n. Chr. ihren Legaten Vespasianus zum Kaiser ausriefen. Obwohl sie nun für Vitellius eingetreten waren, so waren sie doch eben dabei nur dem Anstoße der übrigen rheinischen Truppen gefolgt, und ihre Landsleute daheim waren schwer gereizt durch unverantwortliche Übergriffe untergeordneter römischer Beamter, jetzt obendrein durch die Anordnung neuer Aushebungen für Vitellius. Diese Stimmung benutzte ein kühner, hochstrebender und befähigter Mann aus vornehmer Familie, Claudius Civilis, der trotz seines römischen Namens sein deutsches Bewußtsein sich bewahrt hatte und zugleich zum Dank für glänzende Tapferkeit, die er als Führer einer batavischen Kohorte erwiesen, unter Nero ohne Grund des

Hochverrates angeschuldigt und längere Zeit gefangen gehalten worden war, während sein Bruder Julius Paulus dieselbe nichtige Anklage sogar mit dem Kopfe hatte büßen müssen. Geschickt benutzte er den Thronstreit, um in Vespasians Namen gegen die vitellianische Rheinarmee sich zu erheben. Diese zählte damals allerdings 7 Legionen, von denen 4 in Untergermanien (in Castra vetera, Neuß und Bonn), 3 in Obergermanien (Mainz und Vindonissa) standen, doch waren die letzteren zu weit entfernt, um einzugreifen, und alle hatten damals nur etwa die Hälfte der Normalstärke, zählten also zusammen kaum 20,000 Mann, und diese waren entweder Rekruten oder Invaliden. Dazu lag der Oberbefehl in den Händen des kränklichen Hordeonius Flaccus in Mainz, der, wie überhaupt die höheren Offiziere, bei den gemeinen Soldaten in dem Verdacht vespasianischer Gesinnung stand, was vollends alle Zucht untergrub.

So rief denn Civilis die Häupter seines Stammes an heiliger Stätte zusammen und verpflichtete sie durch einen feierlichen Schwur zum Kampfe gegen Rom. Gleichzeitig erhoben die Canninefaten den kühnen Brinno zum Herzog, und auch die Friesen schlossen sich an. Mit leichter Mühe warf Civilis zunächst die schwachen römisch-gallischen Besatzungen aus dem Bataverlande hinaus, bildete ein Heer aus Einheimischen und bemächtigte sich auch eines Teiles der römischen Rheinflotte, deren deutsche Bemannung ihm die Schiffe auslieferte. Während er die gefangenen Führer der gallischen Kohorten in ihre Heimat entsandte, um diese gleichfalls zur Empörung zu reizen, ging er selbst gegen die römische Hauptfestung am Niederrhein, Castra vetera, vor und drängte die ihm entgegenrückenden beiden Legionen nach kurzem Kampfe hinter ihre Wälle zurück. Auf die Kunde von diesen Vorgängen brachen die batavischen Kohorten, welche eben in Mainz eingetroffen waren, eigenmächtig nach dem unteren Rheine auf, bahnten sich bei Bonn durch die ihnen entgegentretende erste Legion den Weg mit dem Schwerte und vereinigten sich mit Civilis. So verstärkt, nahm dieser seinen Truppen den Eid für Vespasianus ab, rief aber zugleich auch die Hilfe der rechtsrheinischen Germanen an. Weithin gerieten da die Stämme des nördlichen Deutschlands in Bewegung, gelenkt von der gottbegeisterten Prophetin Veleda, die auf einsamem Turme an der Lippe hauste und, selbst unnahbar, den Orakelsuchenden ihre Sprüche nur durch den Mund eines Vertrauten spendete. Da stellten die Brukterer, Tenkterer, Usipeter und Chatten sich auf Civilis' Seite, und mit starken Massen, in deren Reihen die Feldzeichen aus den heiligen Hainen der Germanen neben den römischen der abtrünnigen Kohorten standen, erschien er vor Castra vetera. Von hier aus sandte er seine Streitscharen über die Maas ins Gebiet der Moriner und Menapier, wie anderseits gegen die Trevirer und Ubier, die als Römerfreunde den Germanen ganz besonders verhaßt waren; gleichzeitig marschierten die Chatten und Usipeter gegen Mainz.

Noch hatte Hordeonius, bei Gelduba (Gellep) dem Civilis gegenüber gelagert, keine Schlacht zum Entsatze von Castra vetera gewagt, als der Sieg Vespasians bei Cremona im Herbst 69 den Civilis zwang, die Maske abzuwerfen und den offenen Kampf gegen die römische Herrschaft zu beginnen. Da die Le-

gionen meuterten und Hordeonius erschlugen, so bemächtigte er sich rasch des ganzen Niederrheins bis auf die drei großen Standlager. Außer ihnen blieb nur Mainz den Römern.

Aufstand in Gallien. Noch günstiger schienen sich die Dinge zu gestalten, als auch im östlichen Gallien der Aufstand ausbrach. Aufgeregt durch die Kunde vom Brande des ehrwürdigen Jupitertempels auf dem Kapitol im Dezember 69, der ihnen als Vorzeichen für das Ende des römischen Reiches galt, erhoben sich, im Einverständnis mit Civilis, Julius Classicus und Julius Tutor, beide Trevirer, Führer keltischer Kohorten, gegen die Legionen bei Neuß und riefen prahlerisch ein gallisches Kaisertum aus, dessen Krone sie dem Lingonen 70 n. Chr. Julius Sabinus übertrugen. Außer den Lingonen und Trevirern schlossen sich diesem noch die Nervier und Tungrer an, aber auch die römischen Legionen von Neuß und Mainz schwuren ihm den Eid, eine unerhörte Schmach, und das römisch gesinnte Köln mußte ihm huldigen. Nun ergab sich auch Castra vetera, und alle römischen Festungen am Rheine bis Mainz hinauf wurden geschleift. Doch nach der Niederlage des Sabinus gegen das Aufgebot der Sequaner brach diese letzte national-keltische Erhebung rasch in sich zusammen, und als Vespasian sieben Legionen unter dem tüchtigen Petilius Cerialis nach dem Rheine sandte, da kehrten zuerst die abtrünnigen Legionen und nach dem Siege des Cerialis bei Trier auch die Lingonen und Trevirer zur Treue zurück.

Ende des batavischen Aufstandes. Noch aber war es nicht mit dem Aufstande der Germanen zu Ende. Vielmehr ging Civilis, bei dem noch Classicus und Tutor mit dem Kerne des trevirischen Adels aushielten, gegen Trier vor. Doch wurde er zurückgeworfen, und auf die Kunde von diesem römischen Siege erhob sich die Bürgerschaft von Köln wieder für Rom und nahm zum Beweise ihrer Ergebenheit nicht nur die Gemahlin und Schwester des Civilis fest, sondern vernichtete grausam und treulos auch eine germanische Kohorte in ihrem Quartier und erschlug die Germanen, die in der Stadt sich aufhielten. Dies zwang Civilis, nach dem Niederrhein zurückzuweichen. Noch durfte er Hoffnungen hegen. Denn zwar landete die 14. Legion aus Britannien und brachte die Nervier und Tungrer wieder zum Gehorsam zurück, aber ihre Flotte wurde von den Canninefaten größtenteils genommen, und Civilis konnte, durch Zuzüge verstärkt, bei Castra vetera eine feste Stellung beziehen, die durch den Rhein und künstliche Überschwemmungen gedeckt war. In zweitägiger Schlacht maß er sich hier mit dem ihm jetzt weit überlegenen Cerialis; aber trotz der verwegenen Tapferkeit seiner Germanen behielt doch die Kriegskunst der Legionen den Sieg, und nur der strömende Regen hinderte den römischen Feldherrn, ihn weiter auszubeuten. Civilis wich nach der Bataverinsel zurück, mit ihm die gallischen Häupter und der Rat der Trevirer. Zwar beunruhigte er nun die Römer, welche, ihm folgend, die Ufer der Waal besetzten, durch gleichzeitigen Angriff an vier Punkten, seine Flotte erwies sich der römischen überlegen, ja es gelang ihr, diese bei Bonn in dunkler Herbstnacht zu überfallen und das Schiff des Befehlshabers zu nehmen, welches als Geschenk die Lippe hinauf an Veleda gesandt wurde; Cerialis entkam

nur durch Zufall. Allein als die Römer nach der Bataverinsel hinübergingen und alles verheerten, wobei sie nur Civilis' Güter in schlauer Berechnung schonten, zugleich aber milde Bedingungen verhießen, da begannen auch die Bataver, des langen, ergebnislosen Krieges überdrüssig, zu wanken. So machte Civilis seinen Frieden mit Rom. In kluger Milde bewilligte Cerialis den Batavern und ihren Bundesgenossen die einfache Wiederherstellung der früheren Verhältnisse. Nur wurde die Zahl ihrer Kohorten verringert, die Geschlossenheit dieser nationalen Truppe beseitigt und ihre Verwendung dahin geändert, daß sie fortan fern von ihrer Heimat diente.

Fortschritte der römischen Herrschaft. Die Zehntlande und der Limes. In den nächsten Jahrzehnten machte die römische Herrschaft wieder Fortschritte, denn unter den Flaviern (69 bis 96) und der Dynastie des Nerva war wieder ein frischerer Zug in das römische Reich gekommen; noch einmal nahm es wenigstens an einigen Grenzen den Gedanken auf, seiner Macht und Gesittung die Völkerwildnis des Nordens zu unterwerfen. Am Rheine geschah das allerdings nur in bescheidenem Maßstabe. Einige der benachbarten Stämme wie die Chatten, Tubanten (zwischen Yssel und Vecht) und Brukterer wurden vorübergehend zum Gehorsam gebracht. Eine militärische Besetzung rechtsrheinischen Landes hat am Niederrhein nicht stattgefunden, ebensowenig eine Verschiebung der römischen Kulturgrenze, denn der Schwerpunkt der Grenzpolitik lag seit dem Ende des ersten Jahrhunderts nicht mehr am Rheine, sondern an der Donau, weil von hier, nicht von dort die größte Gefahr drohte. Dagegen setzten sich im Vorlande des Oberrheins gallische Abenteurer fest, und ihre Siedlungen wurden allmählich so ansehnlich, daß Kaiser Domitian beschloß, dies ganze Gebiet, die sog. Zehntlande (agri decumates), bis über den Neckar hinaus durch eine feste Grenzsperre zu sichern. Er begann deshalb am Taunus die Erbauung des germanischen Limes. Trajan hat ihn wohl im wesentlichen vollendet und damit die römische Grenzwehr zum Abschluß gebracht.

Der Limes begann an der Grenze der beiden germanischen Provinzen bei Rheinbrohl gegenüber der Ahrmündung, lief zum Taunus und längs des Nordabhanges desselben, das untere Kinzigthal einschließend, ostwärts, dann südlich bis zum Main, den er bei Ober-Krotzenburg erreichte, so daß dieser selbst bis Miltenberg die Grenzscheide bildete; von da ab ging er schnurgerade bis Lorch an der Rems. Hier begann dann der rätische Limes, der im flachen Bogen längs der Rauhen Alp zog und bei Kehlheim oberhalb Regensburg die Donau erreichte. Die ganze Grenzlinie hat eine Länge von 370 römischen Meilen (542 km), von denen 250 (368 km) auf den germanischen, 120 (174 km) auf den rätischen Limes entfallen, und ist nicht eigentlich ein Festungswerk, wie der Pittenwall Hadrians im nördlichen England, sondern eine Grenzsperre, welche die Überwachung des Grenzverkehrs den Germanen gegenüber erleichtern sollte, deshalb nur bei Tage nach Ablegung der Waffen und Zahlung des etwaigen Eingangszolles passiert werden durfte und nur insoweit befestigt war, daß die Wachmannschaften gegen überraschende Angriffe gesichert waren. Diesem Zwecke entspricht die ganze Anlage.

Der rätische Limes („Pfahlgraben") besteht nur aus einer mauerähnlichen Anschüttung von Bruchsteinen ohne Graben und Türme; die in einer Entfernung von 4—5 km dahinter liegenden Kastelle stehen mit ihm in keiner Verbindung. Der rheinische Limes dagegen ist ein niedriger Erdwall mit vorgelegtem flachen Graben und aufgesetzten Wachttürmen, verstärkt durch eine Reihe etwas weiter rückwärts stehender Kastelle, die von einander höchstens 15 km (einen halben Tagemarsch) abstehen und von sehr verschiedener Größe sind. Zu ihnen gehören z. B. die Saalburg auf dem Taunus und das Kastell von Nieder-Bieber, weiter südlich das sehr bedeutende von Jagsthausen. Gegen einen ernsthaften Angriff konnte der Limes weder gehalten werden, noch ist er jemals gehalten worden; die wirkliche Verteidigungslinie blieb stets der Rhein.

Straßen und Standlager im Rheinlande. Hier hat Rom großartige Straßen- und Festungsanlagen in engster Verbindung geschaffen. Von Lugdunum führte die eine Hauptstraße nach Metz (Divodurum) und Trier, von hier verzweigte sie sich nach Köln und Mainz. Eine andere lief das Rheinufer entlang, stromabwärts bis Leyden, stromaufwärts über Argentoratum (Straßburg) nach Vindonissa und dem Großen St. Bernhard (Alpis Poenina). Den Straßenbau rechts des Rheines begann schon Vespasian mit der Strecke Straßburg-Offenburg, die dann ostwärts bis Augusta Vindelicorum (Augsburg) verlängert wurde; die Strecke Offenburg-Baden (Aquae Aureliae)-Ladenburg a. Neckar-Mainz ließ Trajan erbauen. Sie alle wurden unter Leitung kaiserlicher Baumeister meist von den Truppen hergestellt und instandgehalten, und waren zunächst für militärische Zwecke bestimmt, deshalb nach militärischen Gesichtspunkten gebaut. Sie liefen daher möglichst auf der Höhe, durchschnitten die Thäler auf der kürzesten Linie ohne Rücksicht auf steile Steigung und waren stets auf einem mindestens 12' hohen Erddamme geführt, dabei aber aus Sparsamkeitsrücksichten verhältnismäßig schmal (18'). Von Millie zu Millie (1,5 km) standen hohe, runde Meilensteine mit der Angabe der Meilenzahl und Daten über den Straßenbau; von Tagemarsch zu Tagemarsch (20 Millien, 30 km) fand man Etappenstationen (mansiones) mit Unterkunftsräumen, Magazinen und Ställen für mindestens 40 Pferde, dazwischen Wechselstellen (mutationes), alles zunächst für Offiziere und Beamte berechnet. Die Benutzung dieser Straßen erleichterten Reisebücher und Karten, von denen uns in der Peutingerschen Tafel eine mittelalterliche Kopie erhalten ist.

In engster Verbindung mit den Straßen standen die festen Standlager am Rhein. Trajan scheint noch sieben Legionen am Rheine gelassen zu haben; später verringerte sich die Zahl auf vier, also auf die Hälfte des Bestandes unter Augustus, und diese Legionen blieben seitdem auf Jahrhunderte in ihren Quartieren (I. Minervia, XXX. Ulpia victrix am Niederrhein, VIII. Augusta, XXII. primigenia am Oberrhein). Dies waren einerseits Bonn und Castra vetera, an dessen Stelle erst im dritten Jahrhundert Noviomagus (Nymwegen) trat, andrerseits Mainz und Vindonissa, seit Trajan anstatt des letzteren Argentoratum (Straßburg). Dazu traten zahlreiche kleinere Kastelle am Rhein und am Limes, welche

von Legionsabteilungen oder auch von Hilfstruppen besetzt waren; in den Zehntlanden standen nur solche, z. B. Vindeliker und Briten. Die Standlager waren stets in der Form eines länglichen Vierecks oder Quadrats angelegt, mit abgerundeten Ecken, die Mauer im Innern durch einen Erdwall, nach außen durch einen Graben verstärkt, die vier Thore, je eines an jeder Seite, noch durch Türme gesichert. In der Mitte erhob sich das Prätorium (Hauptquartier), bei größeren Standlagern ein stattlicher Bau, dahinter das Quästorium mit den Magazinen, davor nach der dem Feinde zugewandten Seite ein Bad und die Mannschaftsquartiere, die übrigens nur Erdhütten, nicht massive Kasernen gewesen zu sein scheinen; stets waren auch Brunnen vorhanden. Diesen Standlagern kam dann die Rheinflotille zu Hilfe, welche den Strom vollends unter die Herrschaft der Römer brachte.

Städtisches Leben. Unter ihrem Schutze blühte auch städtisches Leben nach italischem Vorbild empor und mit ihm die ganze Fülle südländischer Kultur. Durch Ansiedlung italischer Kolonisten oder entlassener Soldaten und durch Romanisierung der Eingeborenen entstanden Städte oder stadtähnliche Gemeinwesen neben oder aus älteren Ortschaften längs des ganzen Rheinlaufs und ostwärts im Neckargebiet bis an die Rauhe Alp. Die älteste römische Stadtgemeinde im Rheinlande ist die Colonia Augusta Rauracorum (Augst bei Basel), eine Gründung des Augustus. Von Kaiser Claudius erhielt die Ortschaft der germanischen Ubier 51 n. Chr. italische Ansiedler und wurde als Colonia Agrippinensis der Kaiserin Agrippina, der Tochter des Germanicus, zu Ehren eingerichtet, später sogar mit dem Jus italicum (Steuerfreiheit) ausgezeichnet; schon i. J. 69 war daher ihre germanische Bevölkerung durch Familienverbindungen und den Einfluß römischer Bildung wenigstens der Gesinnung nach so völlig romanisiert, daß sie gegen ihre eigenen Landsleute die Verräter spielte. Wohl um dieselbe Zeit, unter Kaiser Claudius, der hier geboren war, wurde Trier Kolonie, mit starken Festungswerken umgeben, zu denen die mächtige Porta nigra gehörte, schon zu Anfange des zweiten Jahrhunderts eine blühende Stadt, seit dem Beginne des vierten stolze Kaiserresidenz, daher mit glänzenden Bauten, den mächtigsten diesseits der Alpen, geschmückt und damals ein Platz von 50—60,000 Einwohnern. Neben diesen wirklich städtischen, mit selbstgewählten Behörden und selbständiger Verwaltung versehenen Gemeinden blühten kleinere Flecken (vici) auf, die einer solchen unterworfen waren, namentlich da, wo warme Quellen sprudelten, denen im kalten Norden die Südländer besonders nachgingen. Vielfach waren diese Orte übrigens keineswegs römischen, sondern meist einheimischen, also keltischen Ursprungs, wie ihre Namen bezeugen, so Rigomagus (Remagen), Antunnacum (Andernach), Bingium (Bingen), so rechts des Rheines Aquae Mattiacae (Wiesbaden), Lupodunum (Ladenburg am Neckar), das zu Speier (Noviomagus) gehörte, Vicus Aurelii (Öhringen bei Heilbronn), Sumlocenna (Sülchen bei Rottenburg am Neckar), Aurelia Aquensis (Baden-Baden), Aquae Flaviae (Rottweil), die z. T. in ihrem Namen die Zeit ihrer Begründung verraten. Aber auch unmittelbar im Anschluß an feste Standlager, neben ihnen allerdings, nicht aus ihnen, er-

wuchsen oft ansehnliche Ortschaften. Denn mit dem Lager selbst hatten auch die Buden und Baracken (canabae, canipae) der Geschäftsleute, die ihnen folgten und ursprünglich hinter ihm, an der porta decumana, ihren Stand hatten, einen ständigen Charakter gewonnen, zumal sich viele entlassene Veteranen hier ansiedelten, so daß sie zuweilen schon nach wenigen Jahrzehnten zu stattlichen Flecken wurden, wie z. B. bei Castra vetera schon i. J. 69. Noch im Laufe des ersten Jahrhunderts erhielten sie Korporationsrechte als vici canabarum, die zahlreichen Kinder aus den nach römischen Rechtsbegriffen illegitimen Ehen der Legionare und einheimischer Frauen bekamen das Bürgerrecht in der Tribus Pollia. Auch längst vorhandene Orte in der Nähe von Standlagern wurden so eingerichtet, besonders entwickelte Niederlassungen beider Arten dann mit römischem Stadtrecht als Municipien oder Kolonieen begabt, so unter Trajan die Ansiedlung bei Castra vetera, die eine römische Meile vom Lager entfernt lag, als Colonia Ulpia Traiana, das heutige Xanten, und die beim rechtsrheinischen Kastell von Mainz, die Vorstadt Castel, während z. B. Mogontiacum selbst neben dem Standlager immer eine Verbindung von Flecken (vici) geblieben ist. Noviomagus (Speier), Borbetomagus (Worms), Argentoratum (Straßburg) sind nicht eigentliche Städte, sondern Vororte von Völkerschaften (Vangionen, Nemeter, Triboker), deren Gebiete als Gaue verwaltet wurden. Diese Einrichtungen wurden auch auf das rechte Rheinufer übertragen, wie z. B. die chattischen Mattiaker am Taunus am Ende des zweiten Jahrhunderts als civitas auftreten.

Romanisierung. Mit dem lebhaften Verkehr, der sich zunächst an die Standlager knüpfte, mit dem Dienst der Landeseingeborenen im römischen Heere, den zahlreichen Zwischenheiraten, der Einwanderung endlich von Italikern oder romanisierten Galliern drang die überlegene Bildung der Mittelmeerländer unwiderstehlich in diesen keltisch-germanischen Grenzgebieten vor. Wesentlich italisch muß sich deshalb das Aussehen und das Leben dieser Ortschaften gestaltet haben. Unterirdische Abzugskanäle, Wasserleitungen und öffentliche Bäder (Thermen) sorgten überall für die Gesundheit der Bewohner; dem nordischen Klima angemessen waren die Häuser mit trefflichen Heizungsanlagen (Hypokausten) versehen, und den Reiz des Landlebens wußten damals schon die romanischen Rheinländer so gut zu würdigen, wie heute ihre deutschen Erben; denn zahlreiche Landhäuser belebten die sonnigen Ufergehänge des Rheins und der Mosel, selbst die Höhen der Eifel. Auch hier nordwärts der Alpen an der Barbarengrenze mochten diese Südländer den Schmuck der Kunst nicht entbehren, weder im Leben in ihren Häusern, noch im Tode auf ihren Grabmälern, wie das bekannte Denkmal der Secundiner zu Igel bei Trier zeigt. Aber nicht nur die abgenutzten mythologischen Darstellungen treten hier auf, sondern besonders häufig und in merkwürdig realistischer Durchbildung Szenen aus dem täglichen Leben. Wesentlich bewegte sich dies um die Beschäftigungen des Landbaues, unter denen der Weinbau allerdings erst seit dem dritten Jahrhundert eine bedeutendere Rolle spielte, nachdem Kaiser Probus die bisher zu gunsten des italischen Weinbaues festgehaltenen Beschränkungen aufgehoben hatte; deshalb beruhten auch die Leistungen

an den Staat, abgesehen von der Grundsteuer, auf Lieferungen von Bodenfrüchten und Naturaldiensten. Wahrscheinlich mit aufrichtigerer Frömmigkeit als die überbildeten Hauptstädter stellten diese Provinzialen ihr Dasein unter den Schutz der Götter, nicht nur römischer, sondern vielleicht noch lieber einheimischer, keltischer und germanischer Gottheiten. So wurde Nehalenia, welche die Schiffahrt beschützte, verehrt, oder die geheimnisvollen „Mütter", denen im Rheinlande, und nur hier, zahlreiche Altäre errichtet worden sind, oder bei den Tubanten der Mars Thingsus (Ziu), der germanische Gott des Heerbannes und Gerichtstages (Ding).

Die Alpen- und Donaulande. Hinter der Entwickelung der Rheinlande blieb die der Donaulande und des mittleren Alpengebiets beträchtlich zurück. Rätien (Tirol und Ostschweiz) hatte für die Römer lediglich die Bedeutung eines Durchgangslandes, dessen gewaltiges Hochgebirge sie nirgends zur Niederlassung lockte. So entstanden hier wohl Stationen an der großen Brennerstraße, wie Bauzanum (Bozen), Vipitenum (Sterzing), Matrejum (Matrei), Veldidena (Wilthen bei Innsbruck) und im bayerischen Oberlande Partanum (Partenkirchen), aber keine einzige Stadtgemeinde; vielmehr blieb hier die Gaueinteilung nach Völkerschaften erhalten, von denen die Breonen dem Brenner den Namen gegeben haben. Etwas anders gestalteten sich die Dinge im nördlichen Vorlande, im keltischen Vindelicien, das übrigens nur einen Teil der Provinz Rätien bildete. Hier erhielt Augusta Vindelicorum (Augsburg) von Hadrian das Stadtrecht; neben ihm standen Brigantium (Bregenz am Bodensee) und Cambodunum (Kempten), deren stattliche Reste erst neuerdings zu Tage gekommen sind. Eine wirkliche Romanisierung des Landes ist hier jedoch nicht eingetreten. Es hängt dies auch damit zusammen, daß die Provinz anderthalb Jahrhunderte lang nur mit Hilfstruppen belegt war, wie denn Passau (Castra batava) einer batavischen Kohorte seinen Namen verdankt; erst Marc Aurel errichtete infolge des Markomannenkrieges hier ein Legionslager, die Castra regina (Regensburg).

In Noricum ergriff, obwohl es bis auf Marc Aurel nur schwache Abteilungen von Hilfstruppen als Besatzung hatte, doch die römisch-städtische Kultur bei der lebhaften Verbindung mit dem nahen Italien die beiden Hauptthäler der Drau und der Donau früh und rasch; Pannonien blieb dagegen in seinem waldigen, nur dünnbevölkerten Innern ohne Städte und also auch ohne eigentlich römisches Leben. Dies schloß sich hier vielmehr im wesentlichen an die vier großen Legionslager Vindobona (Wien) und Carnuntum (bei Petronell), Brigetio (O Szöny bei Komorn) und Aquincum (Alt-Ofen) an, die Vespasian, Trajan und Hadrian hier längs der Donau errichteten; dasselbe gilt von Mösien, wo seit Trajan fünf Legionen von Singidunum (Belgrad) bis Trösmis (Igliza bei Galatsch) lagen. Besonders energisch wiederum wurde Dacien nach der trajanischen Eroberung 101/7 durch eine planvoll geleitete Ansiedlung orientalischer und romanisch-illyrischer Kolonisten wenigstens in seinem metallreichen Westen romanisiert.

So zog sich quer durch Mitteleuropa von den Mündungen des Rheines bis zum Delta der Donau in einer Ausdehnung von etwa 350 deutschen Meilen die Grenze, welche das römische Weltreich und seine Kultur von den barbarischen

Stämmen des Nordens schied, eine Linie von festen Lagern, Kastellen und Wachttürmen hinter den breiten Strömen, noch verstärkt am oberen Rhein durch den Limes, an der unteren Donau durch Dacien, das wie eine mächtige Bastion mitten hineinragte in die Steppenlande Osteuropas. Dies alles war bewacht von etwa vierzehn Legionen mit zahlreichen Hilfstruppen und zwei ansehnlichen Stromflotten, die stärkste militärische Machtentfaltung des Reiches. Was Menschenkraft vermochte, das war, so schien es, geschehen, um für alle Zeiten die Mittelmeerländer vor jeder Gefahr zu schirmen, und in der Thai hat diese Grenze dem Andringen der Germanen Jahrhunderte lang Einhalt gethan und somit auch auf ihre eigene Entwickelung tiefgreifenden Einfluß geübt. In dem Augenblicke, wo ihre Grenzen im Westen und Süden endgültig festgestellt zu sein schienen, in den ersten Jahren Trajans, hat Cornelius Tacitus unser Volk ahnungsvoll seinen Landsleuten geschildert.

Haus- und Landwirtschaft der Germanen. Nach anderthalbhundertjährigen äußeren und inneren Kämpfen hatte sich die wirtschaftliche Grundlage des deutschen Lebens wesentlich verändert. Noch stand allerdings der ganze Grund und Boden im Gesamteigentum, doch jetzt nicht mehr in dem der Völkerschaft, sondern einer Verbindung von Geschlechtern, der Hundertschaft oder Dorfschaft als Markgenossenschaft. Die alte halbnomadische Ackerwirtschaft, wie sie zu Cäsars Zeit bei allen Germanen bestand, dauerte jetzt nur noch bei den Ostgermanen fort. So schildert sie Strabo gegen Ende der Regierung des Augustus, mehr als zwei Menschenalter nach Cäsar, bei den Hermunduren und Langobarden. „Gemeinsam ist diesen Völkern, sagt er, die Leichtigkeit des Ortswechsels, weil sie sehr einfach leben und weder Ackerbau treiben, noch Schätze (d. i. Kapital) aufsammeln, sondern in leicht vergänglichen Hütten wohnen. Ihre Nahrung gewinnen sie meist von ihren Herden, wie Nomaden, so daß sie auch nach deren Muster, sobald es ihnen beliebt, mit ihnen weiter wandern, indem sie die Häuser dabei auf Wagen laden." So blieb auch bei den Ostgermanen die Lebensweise bis zur Völkerwanderung.

Die westlichen Germanen dagegen, in ihrer Bewegungsfreiheit durch die Feststellung der römischen Grenze und den eignen Bevölkerungszuwachs eingeengt, waren zur Seßhaftigkeit übergegangen. Noch waren die angebauten Feldmarken klein, auf die größeren Flußthäler und die anbaufähigen Ebenen beschränkt. Wald und Sumpf bedeckten den bei weitem größten Teil des Landes, und die Zahl der Ansiedlungen, deren älteste Namen z. B. in Hessen auf die Naturbeschaffenheit ihrer Umgebung hinweisen (lar = Ort, Stätte, affa = Wasser, loh = Wald, mar = Quelle, Sumpf), war deshalb noch gering. Die Form derselben ist nur in einigen Landstrichen, wie im salischen Frankenlande, am Niederrhein und in Westfalen, der Einzelhof gewesen, im übrigen, abgesehen von höheren Gebirgslagen, von jeher das Dorf, eine Anhäufung (thorp, dorp = Haufen, entspr. dem lateinischen turba, oder wich, wik) regellos nebeneinander gestellter, freistehender Gehöfte (etwa 20 bis 40), in jenem scharfen Gegensatze zu der geschlossenen italischen Bauweise, den Tacitus so

nachdrücklich hervorhebt. Das Haus bestand, wie noch heute der Hauptsache nach das deutsche Bauerhaus, ganz aus Holz. Doch wußte der Germane im Westen es schon zu Tacitus' Zeit mit glänzenden Farben zu schmücken und bezeichnete es mit seiner Marke als sein Eigentum (Hofmarke, Handgemal). In der Einrichtung beschränkte er sich noch auf das Notwendigste; im Hintergrunde stand der große Herd, dessen flammende Holzscheite mit ihrem Rauche die Dachbalken schwärzten, im Raume verteilt waren hölzerne Bänke, zuweilen mit Kissen belegt, Schemel, Tische und Thongefäße, zwischen denen wohl der Fürst oder Edle kostbare Schalen und Becher römischen Ursprungs aufstellte, die er etwa als Geschenk erhalten oder als Siegeszeichen mit heimgebracht hatte. Bei ihm schmückten Waffen nnd Beutestücke die hölzernen Pfeiler der „Halle", des „Sales". Um dieses Wohnhaus lagen die Schuppen und Ställe einfachster Art, dazu ein halb unterirdischer Keller, gegen die Winterkälte mit Dünger bedeckt (daher thung, dung genannt), der in seinem unteren Teile als Vorratsraum, im oberen Stockwerke, das durch eine Balkenlage abgeschlossen war, als winterlicher Arbeitsraum für die Frauen diente. Haus und Hof umschloß ein starker, zuweilen verteidigungsfähiger Plankenzaun (Hofwehr, Hofraithe). Die Chauken in den eben erst aus dem Meere aufsteigenden Marschlanden der Nordseeküste setzten ihre Häuser auf künstliche Erdaufwürfe, wie noch heute in ähnlicher Lage die Bewohner der Halligen.

Von diesen Wohnstätten aus bestellten jetzt die Dorfgenossen die Flur insofern noch in alter Weise, als ein beständiger Wechsel von Ackerfeld und Wildnis stattfand, aber nicht mehr alljährlich, sondern in größeren Zeitabschnitten, solange eben der Acker bei dem gänzlichen Mangel an Düngung Erträge gab. Innerhalb der zum Anbau bestimmten Flur wechselte man aber alljährlich zwischen Pflugland (Esch) und Weide (Dresch). Noch begnügte man sich mit der Sommersaat und trieb weder Wiesen- noch Gartenbau, noch vollends Obstzucht, doch teilte man das jeweilige Pflugland schon in Gewanne oder Kampe, je nach der Güte des Bodens. Erst in der letzten Zeit vor dem Beginne der eigentlichen Völkerwanderung gingen unzweifelhaft die Westgermanen, gedrängt von der Notwendigkeit, ihren Boden mehr auszunutzen, und wohl auch unter dem Einflusse des römisch-keltischen Anbaues, zu einer besseren Bewirtschaftung über. Nur den dem Dorfe zunächst liegenden Teil des Ackerlandes behandelten sie jetzt dauernd als solchen und nahmen seine einzelnen Stücke (Felder) in mehr oder weniger regelmäßigem Wechsel unter den Pflug; die nicht bearbeiteten ließen sie als Brachland liegen, den entfernter liegenden Teil dagegen behielten sie ebenso dauernd als „Almende" der Weide- und Waldnutzung vor (Feldersystem). Im Sondereigen des einzelnen Markgenossen stand nur sein Hof; am Ackerlande hatte er nur einen idealen Anteil, an den sich zugleich sein Anspruch auf die Nutzung der Almende knüpfte, die Hufe (Hube). Solcher Hufen wurden bei der Aufteilung des Pfluglandes soviele mit der Meßschnur ausgemessen und verlost, als es Genossen gab, und zwar so, daß jeder Genosse in jedem Gewanne seinen Anteil erhielt. Söhne, die noch im Hofe des Vaters lebten, blieben dabei unberücksichtigt; sie konnten nur durch Gründung neuer Höfe auf der Almende befriedigt werden oder mußten auswandern.

Auch jener Fortschritt ließ indessen der Viehzucht noch den Vorrang im landwirtschaftlichen Betriebe. Nicht der Grund und Boden, sondern die Herden von Rindern und Rossen, Schweinen und Schafen bildeten die Grundlage des Reichtumes. Dafür bedurfte der Dorfgenosse des Weideganges in der Flur und für die Schweine auch im Walde. Dieser lieferte ihm abgesehen davon nicht nur das unentbehrliche Nutz- und Brennholz für seine Wirtschaft, sondern gestattete ihm auch vor allem den Betrieb der Jagd im ausgedehntesten Umfange. Dem entsprechend bestand seine Nahrung ganz überwiegend aus Milch, Käse und Fleisch, insbesondere aus Schweinfleisch und Wildbret; daneben standen nur etwa der Haferbrei und die sauren Holzäpfel seiner wilden Obstbäume. Das würzende Salz gewann er auf die einfachste Weise durch Verdunstung, indem er die Sole der salzhaltigen Quellen über Kohlenfeuer goß; um den Besitz solcher Quellen entbrannte zuweilen blutiger Kampf der Nachbarn (s. S. 32). Später führten römische Händler den scharfen Pfeffer herbei. Zu der stark gewürzten, rauhen Speise begehrte der Deutsche auch einen starken Trunk. Aus Gerste braute er das Bier, das Tacitus geringschätzig ein zur Ähnlichkeit mit Wein zusammengefälschtes Getränke nennt; aus dem Honig seiner wilden Bienen, deren riesige Waben Plinius bewundernd schildert, bereitete er den süßen Met; wohnte er dem Rheine nicht allzufern, dann lernte er auch die feurigen Weine des Südens schätzen.

Handwerk. Was er und die Seinen an Kleidung brauchten, das fertigten die Frauen und unfreien Mägde, die fleißig spannen, webten und nähten. Der Mann trug ein enganliegendes Wams, um die Beine Binden oder kurze Hosen (Bruch), am Fuß den Bundschuh aus einem Stück Leder, darüber den Mantel, im Winter den Pelzrock, der bei den Edlen oft mit kostbarem Rauchwerk besetzt war, die Frau als unterscheidendes Gewand ein ärmelloses Leinenhemd mit roter Benähung; auch fehlte nicht mannigfacher Schmuck in Spangen und Ringen. Die Kinder liefen bis zur Geschlechtsreife meist nackt in Haus und Hof umher, und auch Männer und Jünglinge warfen, wenn sie am Feuer lagen oder sich in Spiel, Jagd und Kampf tummelten, ihr enges Gewand gern ab. Auch was an Gerät und Waffen die Feldbestellung, Jagd und Krieg erforderten, das wurde meist von Unfreien im Hause für das Haus angefertigt. Selbständige Handwerker gab es nicht, außer etwa Töpfer und Schmiede; namentlich die letzteren, die einer wirklichen Kunstfertigkeit bedurften, waren hochgeschätzt, wie schon die Sage vom Schmiede Wieland beweist. Die Seltenheit und die Schwierigkeit der Bearbeitung des Eisens macht das erklärlich. Auch der Mühlenbetrieb muß früh zu einer gewissen selbständigen Bedeutung gelangt sein, denn der Name dafür, der ursprünglich eine Handmühle bezeichnet, wie sie in jedem Hause stand (quirn, got. quairnus), ist frühzeitig zur Bezeichnung von Orten verwandt worden (Querfurt. Kirnbach, Kürnberg).

Handel. Bei so gleichartigen wirtschaftlichen Verhältnissen, wo jeder Haushalt oder mindestens jedes Dorf den eigenen Bedarf selbst befriedigte, konnte sich ein Binnenhandel nicht bilden, sondern nur ein Handel mit den entwickelteren römischen Grenzprovinzen, und dieser lag wesentlich in den Händen römischer

Kaufleute. Von den Binnenstämmen verkehrten nur die Hermunduren jenseits der Grenze in Augsburg, ostdeutsche Bernsteinhändler in Pannonien; die Küstenstämme dagegen, die Bataver, Friesen, Chauken lernten frühzeitig das stürmische Nordmeer befahren, anfangs vielleicht nur auf Einbäumen, die sie aus den riesigen Stämmen ihrer Urwälder höhlten (ein solcher faßte bis zu dreißig Mann), schon zu Tacitus Zeit aber auf wohlgebauten Schiffen, die vorn und hinten spitz zuliefen und unter Ruder und Segel gingen. Ein solches Fahrzeug, ein trefflich gebauter, schlanker Schnellsegler von 70 Fuß Länge mit 15 Ruderbänken, das im dritten Jahrhundert von seiner Besatzung versenkt wurde, ist im August 1863 im Nydamer Moore bei Flensburg, einer früheren Meeresbucht, fast unversehrt zu Tage gekommen. Manches hatte Deutschland auch damals den West- und Südländern zu bieten: Pelze, Häute, Gänsefedern, Haare — denn das germanische Rotblond kam in Mode bei den römischen Damen —, Seife, eine deutsche Erfindung, Schinken, endlich den seit alter Zeit geschätzten Bernstein seiner Küsten; Wertvolleres freilich führten römische Händler ihnen zu: Schmucksachen, Waffen, Gefäße, Weine, Gewürze u. a. m. Dafür gab oder empfing der Deutsche am liebsten altes Silbergeld der Republik oder des Augustus, später auch der Antonine, das er kannte, während ihm die spätere Münzung kein Zutrauen einflößte, und Goldstücke begreiflicherweise ihm wegen ihres hohen Wertes nicht bequem waren; sie sind daher auch sehr selten rechts des Rheines zu Tage gekommen. Dafür bedienten sich die Stämme des Innern vielfach goldener Ringe (Bange), welche sie im Tausch gegen Bernstein zuerst von den Griechen am Schwarzen Meere einhandelten, als Zahlungsmittel; doch der eigentliche Wertmesser blieb das Vieh, daher faihu, feoh Geld oder Lohn bedeutet.

Die Handelsstraßen, auf denen sich dieser besonders seit dem zweiten und dritten Jahrhundert etwas schwunghaftere Verkehr bewegte, waren natürlich nur breitgetretene Völkerpfade, ungangbar in der schlechten Jahreszeit, keine Kunstbauten, außer etwa da, wo sie mit römischen Heerstraßen zusammenfielen. So lief eine vielbetretene Linie an der Lippe aufwärts durch die Dörenschlucht im Osning zur Weser; eine andere durchzog das Moorland von der Zuydersee über die Ems (etwa bei Lingen) und längs des Wiehengebirges hin bis an die Weser, die eine dritte Straße ebenfalls von Lingen her bei Nienburg erreichte, beide damals die einzig möglichen Wege zwischen Ems und Weser; sie setzten sich dann bis an und über die Elbe fort. Von Mainz aus ging eine Römerstraße durch die Wetterau ins Chattenland hinein, und sehr alt ist auch die Bernsteinstraße, die von Carnuntum an der Donau das Weichselthal hinunter bis an die ostpreußische Küste führte. Auf ihr fand erst unter Nero ein römischer Ritter den Weg zur Ostsee.

Stände. Noch bildete aber die wirtschaftliche Arbeit, gering wie sie war, keineswegs die Hauptaufgabe des freien Deutschen (Friling); er war nicht ein Bauer, sondern ein Krieger. Frei war, wer von freien Eltern stammte, wie nur Freie eine rechte Ehe schließen konnten; als Auszeichnung trug er das lang herabwallende Haar; er allein führte die Waffen und erschien zum Ding, denn Heerpflicht und Dingpflicht machten das Wesen der Freiheit aus. Daraus ergab

sich weiter das Recht auf einen entsprechenden Anteil an der Bodennutzung, aus dem sich erst später das Grundeigentum als eine Bedingung voller Freiheit entwickelt hat. Über der Masse der Freien erhob sich der Adel, begründet zunächst durch persönliche Überlegenheit, die in Zeiten der Not sich erweisen mochte, dann forterbte im Geschlecht und für dasselbe den Anspruch auf einen größeren Anteil am Grundbesitz begründete. Weiter entwickelte er sich in den Kämpfen mit Rom und in Verbindung mit der festeren Seßhaftigkeit, welche die Ungleichheit des Besitzes notwendig herbeiführte. In der Regel lag dann thatsächlich, nicht nach gesetzlicher Bestimmung, auch Amtsgewalt und Priestertum in den Händen der Edlen; rechtlich unterschieden sie sich von der Masse der Freien nur durch ein höheres Wergeld. Nicht eigentlich zum Volke gehörten die Unfreien (skalks, servus), Kriegsgefangene oder solche, die in blinder Leidenschaft ihre Freiheit im Spiele verloren hatten. Ihre Kinder blieben im Stande der Eltern, selbst dann, wenn Vater oder Mutter zu den Freien gehörten; denn das Kind solcher Verbindungen, die nicht als Ehen galten, folgte der „ärgeren Hand". Rechtlich war der germanische Knecht eine Sache wie der römische Sklave, er unterstand also der willkürlichen Verfügung und Bestrafung des Herrn; doch gestaltete sich das Verhältnis thatsächlich meist milder, weil Bildungsgrad, Beschäftigung und Lebensweise bei Herren und Knechten sich noch wenig unterschieden. Sogar eine gewisse Selbständigkeit konnte der Unfreie dann erlangen, wenn ihn der Herr mit Land ausstattete und ihn nur zu Abgaben in Getreide, Vieh und Kleidern, nicht zu häuslichen Diensten verpflichtete, was schon zu Tacitus' Zeit mindestens bei den nordwestlichen Germanenstämmen häufig der Fall war. Auch Freilassung durch den Herrn kam vor, so daß sich allmählich ein besonderer Stand von Freigelassenen entwickelte; doch genossen diese keine politischen Rechte und unterschieden sich in ihrer ganzen äußeren Lage nicht sehr von den Knechten, wenn nicht etwa unter der Herrschaft eines Königs, dessen Gunst sie selbst über die Freien zuweilen emporhob. Die sehr seltene Freilassung zu öffentlichem Rechte stellte dagegen den Knecht dem Freien gleich.

Tagesleben. Aus solchen Verhältnissen heraus entwickelte sich das Tagesleben der freien Germanen als ein Wechsel von trägem Müßiggang und leidenschaftlicher Aufregung. „Sogleich nach dem Aufstehen, sagt Tacitus, und sie schlafen meist bis in den Tag hinein, nehmen sie ein Bad, oft ein warmes, da ja bei ihnen der Winter den größten Teil des Jahres über andauert Nach dem Bade frühstücken sie, dabei hat jeder seinen besonderen Sessel und einen Tisch für sich. Dann gehen sie zu den Geschäften und nicht minder oft auch zu Gastgelagen in Wehr und Waffen. Tag und Nacht durchzuzechen gilt niemandem für eine Schande. Die in der Trunkenheit natürlich häufig vorkommenden Zänkereien werden selten durch Schmähungen, öfter durch blutigen Kampf und durch Wunden ausgeglichen." Kam ein Nachbar oder auch ein Fremder zu Besuch, so ließ der Wirt auftragen, so lange etwas im Hause war; dann zog er wohl mit dem Gaste weiter zu einem anderen, der sie ebenso aufnahm. Denn schrankenlose Gastfreundschaft zu üben galt als selbstverständlich. Solch müßiges

Dasein unterbrachen die oft aufgeregten Beratungen ihrer Volksversammlungen, eine Kriegsfahrt oder ein reisiger Jagdzug gegen die Ungetüme des Waldes, mit denen der Mensch noch um die Herrschaft rang. Die Arbeit in Feld und Flur, am Webstuhl und in der Mühle blieb den Unfreien, den Frauen und Kindern überlassen.

Familie und Geschlecht. So bildeten diese freien Krieger, unter sich gleichberechtigt und auch im Besitz gewiß wenig voneinander verschieden, allerdings eine demokratische Genossenschaft, aber nach unten hin eine Aristokratie, über der wieder einzelne große Geschlechter einen thatsächlichen Vorrang behaupteten, ein Adel, zu dem die freien Landgenossen nicht mit Neid, sondern mit Stolz emporblickten. Dem entsprach die Verfassung, nach den einzelnen Völkerschaften sicher im einzelnen vielfach verschieden, doch in den Grundzügen übereinstimmend, weil auf denselben Grundlagen erwachsen. Der Ursprung des Staates liegt wie überall, so auch bei den Germanen in der natürlich gegebenen Gemeinschaft der Familie. Sie beruht auf der Ehe in Form der Monogamie; nur sehr selten und nur bei Edlen oder Fürsten wird Vielweiberei erwähnt. In Gegenwart der Eltern und der Geschlechtsverwandten übergab der Mann dem Vater der Braut seine Gabe: Rinder, ein aufgezäumtes Pferd, Waffen, um sein Weib aus der Muntschaft (Gewalt) des Vaters zu lösen, während die Frau ihrem zukünftigen Gemahl dagegen Waffen spendete, beides zum Zeichen engster Lebensgemeinschaft in friedlicher Arbeit und im Kriege. So trat die Frau aus der Gewalt des Vaters in die des Mannes über, wurde also niemals mündig, weil sie nicht wehrfähig war, aber sie war deshalb keineswegs die Sklavin des Mannes, sondern seine ebenbürtige Genossin daheim, die Herrin des Hauses, die Gebieterin der Knechte und Mägde, auch im Felde bei den Wanderzügen der Völker seine treue Begleiterin und Helferin im Falle der Verwundung, zuweilen seine Rächerin. Höchst selten war Ehebruch; ihm folgte, wenn die Frau ihn beging, Verstoßung und lebenslängliche Schande nach. Manche Stämme hielten die Heiligkeit der Ehe so hoch, daß sie der Witwe die Wiedervermählung nicht gestatteten. Das neugeborene Kind wurde vor dem Vater niedergelegt, damit er es aufnehme und damit anerkenne. Die väterliche Gewalt, welche fast unumschränkt war, hörte bei den Söhnen mit der feierlichen Waffnung auf, bei den Töchtern mit der Vermählung. Starb der Vater vorher, so ging die Vormundschaft auf den nächsten männlichen Verwandten über. Die erweiterte Familie ist das Geschlecht, die Sippe (sibja), zugleich die älteste, gewissermaßen mit staatlichen Befugnissen ausgestattete Genossenschaft, ehe sich über ihr die Hundertschaft und die Völkerschaft erhob. Sie allein gewährte ursprünglich ihren Mitgliedern den unentbehrlichen Rechtsschutz, sie unterstützte sie also — und zwar noch in geschichtlicher Zeit — beim Fehdegang und Rechtsstreit, sie hatte die Pflicht zur Rache an den Schädigern, wie das Recht auf die Buße, oder umgekehrt die Verpflichtung zu derselben, falls mit einer solchen der Streit ausgeglichen wurde; sie leistete dem Genossen die Eideshilfe, wenn er sein Recht eidlich erhärtete, sie wirkte mit bei Verlobung und Muntschaft, sie empfing bei der Ansiedlung den ihr zukommenden Anteil am Lande

und war beim Tode eines Genossen erbberechtigt mit Ausschluß jeder letztwilligen Verfügung. Das nächste Anrecht hatten die von einem näheren Haupte abstammenden, gleichviel wieviel Grade dazwischen lagen; z. B. ging der Enkel dem Neffen vor, und genoß der älteste oder (für das Streitroß) der tapferste Sohn ein Vorzugsrecht. Die Frauen blieben, als nicht wehrfähig, vom Grundbesitz ausgeschlossen und empfingen als ihr Erbteil nur Schmuck, Gerät und Gewand (die „Gerade"). Auch im Heere standen die Geschlechtsgenossen zusammen.

Hundertschaft und Fürst, Völkerschaft und Herzog. In geschichtlicher Zeit waren die meisten eigentlich staatlichen Befugnisse auf die Hundertschaft (bei Tacitus pagus), und wieder die wichtigsten Funktionen staatlicher Art auf die Völkerschaft (civitas) übergegangen. An der Spitze einer Hundertschaft stand der „Fürst", der princeps des Tacitus, bei den salischen Franken Thunginus, sonst gewöhnlich Hunno, bei den Goten hundafaths genannt und meist aus dem Adel von der Volksgemeinde, nicht von der Hundertschaft auf Lebenszeit gewählt. Der Fürst leitete die Rechtspflege, vollzog die Verteilung neuen Landes, die Wehrhaftmachung und in manchen Fällen als Priester religiöse Handlungen; im Kriege führte er die Mannschaft seines Bezirks. Dafür empfing er jährliche Geschenke der Volksgenossen, Ehrengaben Auswärtiger und einen größeren Anteil an der Kriegsbeute. Beschloß die Völkerschaft einen Krieg, dann erhob sie einen aus den Fürsten unter Waffenklirren und Zuruf als „Herzog" auf den Schild; doch erlosch seine rein militärische Gewalt mit dem Ende des Krieges.

Das Königtum. Aus dem Herzogtume zumeist hat sich frühzeitig das Königtum entwickelt, und zwar zuerst bei den Ostgermanen, den Markomannen, Semnonen, Hermunduren, weil diese bei ihrem fortdauernden Wanderleben einer strafferen, einheitlichen Leitung bedurften, nur vereinzelt im Westen, wie z. B. längere Zeit nach Armins Tode, der es vergeblich erstrebt hatte, bei den Cheruskern, bei anderen Stämmen, wie bei den Brukterern, unter römischer Einwirkung (s. S. 32). Erst zur Zeit der Völkerwanderung, als überall das Bedürfnis nach einer stärkeren Leitung sich geltend machte, wurde dies Amt allgemeiner; nur dann fühlten sich damals die Germanenstämme ihrer Selbständigkeit sicher, wenn sie einen König an ihrer Spitze sahen. Denn das Königtum ist Macht. Es unterscheidet sich deshalb von dem Fürstentume nicht nur durch den äußerlich größeren Umfang seines Gewaltbereichs, sondern in seinem inneren Wesen. Es knüpft sich an ein bestimmtes Geschlecht, das seinen Ursprung gern auf die Götter zurückleitet, und führt daher seinen Namen (kuninc von khunni, Geschlecht), beruht also auf Erblichkeit, wenngleich eine feste Erbfolge noch nicht bestand und das Wahlrecht des Volkes nur ruhte, so daß es wieder in Kraft trat, falls etwa ein tauglicher Nachfolger in dem Königsgeschlecht nicht vorhanden war. Denn der König war noch nicht Herr aus eigener Macht, sondern nur der höchste Beamte des Volkes, sein oberster Richter, Heerführer, Priester, wo nicht, wie meist, ein besonderer Landespriester vorhanden war, nach außen sein natürlicher Vertreter.

Gefolgschaft. Frühzeitig entwickelte sich in Verbindung mit dem König- und Fürstentume das eigentümlich germanische Institut der Gefolgschaft, das schon

Cäsar kannte (s. S. 14) und Tacitus in voller Entfaltung sah. Jüngere Söhne auch edler Geschlechter banden sich an einen Fürsten oder König durch festen Treueid auf Zeit oder auf Lebensdauer. Sie dienten ihm in seinem Hofe und ritten mit ihm in die Schlacht, sie deckten ihn mit ihrem Leibe und starben mit ihm, wenn sie ihn nicht retten konnten, oder überlieferten sich selbst der Gefangenschaft, fiel er in Feindeshand. Dafür gewährte er ihnen den Unterhalt, er spendete ihnen Streitrosse, Waffen und Armringe aus seinem „Hort", der bald für ihn die Bedeutung der wichtigsten Quelle seiner Macht gewann und den er deshalb immer und immer wieder zu füllen strebte. So lernten auch die Germanen bald die Kraft und den Fluch des Goldes kennen und dichteten darüber düstere, tiefsinnige Sagen, denn an manchem berühmten Schatzstück eines großen Fürsten haftete Blutschuld und schwere That. So verstärkte das Gefolge die Macht seines Herrn, aber es nötigte ihn auch oft, wollte er es erhalten oder seine Begehrlichkeit befriedigen, zu einer kriegerischen Unternehmung auf eigene Hand, die nicht immer mit dem Vorteil der Volksgemeinde zusammenfiel. Manche innere Fehde und mancher Einfall in römisches Gebiet war eine That der Gefolgschaften, nicht der Stämme.

Volksversammlung. Mochte auch die Gefolgschaft die Macht ihrer Herren gegenüber dem Volke verstärken, das Schwergewicht des Staatswesens lag doch in der Volks- oder Landesgemeinde. Sie übte nach eigenem Beschluß die wichtigsten, ja fast einzigen Handlungen aus, die dem Staate in dieser frühen Zeit zufielen: die Wahrung des Friedens nach innen und außen durch die Handhabung der Rechtspflege und des Landesschutzes gegen fremden Angriff. Dazu traten die freien Volksgenossen in Wehr und Waffen auf geweihter Stätte (Mal- oder Dingstätte) unter freiem Himmel zusammen unter dem Schutze des Gottes Ziu, regelmäßig vielleicht zur Sommer- und Wintersonnenwende, also in den Zeiten der großen Götterfeste. Neben diesen regelmäßigen, daher „ungebotenen", „echten" Dingen konnte das Volk auch zu „gebotenen" besonders aufgefordert werden. Waren nun die freien Krieger im Ringe zusammengetreten, dann geboten die Priester Schweigen und Frieden im Namen der Götter und erkundeten den Willen der Himmlischen durch das Loswerfen (s. S. 54); war das Ergebnis ungünstig, dann wurde die Versammlung entlassen, im andern Falle trug der Fürst oder König die zu beratenden Angelegenheiten vor, über die er vorher mit angesehenen Männern sich benommen hatte. Eine eigentliche Abstimmung fand nicht statt; durch lauten Zuruf und Waffengeklirr gaben die Volksgenossen ihre Zustimmung zu erkennen, durch zorniges Geschrei ihre abweichende Meinung. Die Gesamtgemeinde erhob den Herzog, erkannte den König an und wählte die Fürsten, sie wirkte mit bei der Wehrhaftmachung der Jünglinge und der Freilassung von Knechten, denn durch dies alles änderte sich deren Stellung zur Volksgemeinde. Die Rechtspflege dagegen lag im wesentlichen den Versammlungen der Hundertschaften ob (auch im Mittelalter war und blieb die Hundertschaft der eigentliche Gerichtssprengel), doch konnte auch die Landesgemeinde jede an sie gebrachte Sache entscheiden. Die Hundertschaft trat ebenso an heiliger Stätte zum echten Ding wohl allmonatlich,

am Neu- oder Vollmonde, dazwischen in gebotenen Dingen unter der Leitung ihres Fürsten zusammen.

Rechtsgang. Über den Zustand der rohesten Selbsthilfe waren also die Germanen, als sie in das Licht der Geschichte traten, bereits hinaus. Ursprünglich war nicht nur die nächste, sondern auch die einzige Friedensgenossenschaft die Sippe, das Geschlecht gewesen. Wurde einer der Genossen getötet oder verwundet, so fühlte sich nicht die Gesamtheit, sondern nur das Geschlecht verletzt und nahm sein Recht an dem Schädiger durch die Fehde, die Blutrache. Jetzt war das Fehderecht des Geschlechts zwar nicht ganz aufgehoben, aber die Volksgemeinde wachte über seine Ausübung und setzte ihm zugleich feste Schranken. Nur bei Tötung stand der geschädigten Familie der Fehdegang offen, nicht bei geringeren Fällen; in diesen trat an die Stelle der Rache die Buße in Viehhäuptern u. a. Aber auch die Fehde durfte nicht ins Endlose fortgeführt, mußte vielmehr schließlich ausgeglichen oder konnte auch ganz vermieden werden durch die Sühne. Dann fiel die Buße im engeren Sinne (compositio) dem geschädigten Geschlecht, das Friedensgeld (die „Wette", fredum) dem Staate als Sühne für die Verletzung des Friedens der Gesamtheit zu; die Höhe der Summe richtete sich von jeher nach dem Stande des Getöteten (Wergeld). Wer die Sühnung nicht erlangte oder die Buße nicht aufbrachte, der wurde von der Gemeinde aus dem Frieden in den Unfrieden gesetzt, ausgestoßen aus der Gemeinschaft, deren Recht er gebrochen hatte, und als „Wolfsgenoß" in den wilden Wald gejagt, wo ihn jeder offen töten konnte, der ihn antraf (Acht). Unsühnbar waren „Neidingswerke", „Meinthaten", d. i. Verbrechen gegen die Gesamtheit: Verrat, Feigheit, Fahnenflucht, Friedensbruch, Heiligtumschändung, Zauberei, heimlicher Mord; über solche und nur über solche erkannte die Volksgemeinde auf den Tod, denn der Thäter verfiel den Göttern, die Hinrichtung erschien als Opfer.

Sehr eigentümlich ist das Beweisverfahren, soweit von einem solchen die Rede sein kann. Die Vorladung erfolgte außergerichtlich durch den Kläger. War der Verbrecher nicht auf handhafter That betroffen, dann konnte der Beweis erbracht werden durch Rechtsvermutung, Eid oder Gottesurteil. Den Eid leistete der Kläger, falls er sich rechtzeitig dazu erbot, sonst der Beklagte als Reinigungseid. Das Gewicht desselben vermehrte der eine wie der andere durch den Eid von Eideshelfern aus seinen Geschlechtsgenossen, wobei diese nicht etwa als Zeugen auftraten, sondern vielmehr nur beeideten, daß sie von der Wahrheit der beeideten Anklage oder Ableugnung persönlich überzeugt seien. Auf Falsch- oder Meineid stand schwere Vermögens- und Leibesstrafe (Verlust der Schwurhand). Fehlten dem Angeklagten die sittlichen, rechtlichen oder sachlichen Voraussetzungen des Reinigungseides (Unbescholtenheit, Freiheit, Vermögen), dann blieb ihm nur noch das Gottesurteil, das in der ältesten Zeit nur durch das Loswerfen oder durch den Zweikampf erfolgte, beides unter der Voraussetzung, daß die Götter dem besseren Rechte zum Siege verhelfen würden.

So eigentümlich germanisch wie Rechtsauffassung und Rechtsverfahren ist auch die Art und Weise, wie der Spruch gefällt und vollzogen wird. Die Ur-

teilsfindung (Tuom) ist Sache der freien Volksgenossen, nur die Hegung des Gerichts und die Vollstreckung seines Spruches (Bann) liegt in den Händen des Beamten (Fürsten) oder des Königs, doch schlägt er in der Urzeit den Spruch vor.

Kriegswesen. Wie aber die Volksgemeinde die Rechtsordnung, den Frieden im Innern, schirmt, so übt sie auch die oberste Entscheidung über Krieg und Frieden, den Landesschutz gegen auswärtige Feinde, denn sie ist das Volk in Waffen. Der Waffendienst erscheint ebenso sehr als die Pflicht, wie als das Recht des freien Mannes; auf ihr beruht in erster Linie seine Freiheit und sein Anspruch auf einen Anteil an der Flur, also sein Besitzrecht. Ihre körperliche Größe und Stärke machte die Germanen von ihrem ersten Auftreten an zu gefürchteten Kriegern, zumal die beständige Übung in Jagd und Waffenspiel Kraft und Gewandtheit steigerte; als verwegene Reiter ohne Sattel und Bügel, kühne Schwimmer, kampfesfreudige Draufgänger sind sie den Römern immer und überall entgegengetreten; nur Ausdauer ließen sie vermissen, zumal bei Durst und Hitze. Die Stärke des Heeres lag, eine Folge der demokratischen Gesellschaftsordnung, im Fußvolk, das sich nach Hundertschaften und Geschlechtern ordnete; nur die Edlen und die Gefolgschaften fochten zu Roß. Da das Eisen noch selten und deshalb teuer war, wie denn z. B. noch im sechsten Jahrhundert selbst bei den Franken ein Schwert mit Scheide dem Werte von sieben Kühen gleichgestellt wird, so war in den ersten Jahrhunderten keineswegs das Schwert die allgemeine Waffe, vielmehr die Framea, ein kurzer Speer mit breiter, kurzer Spitze, die oft aus Bronze oder gar noch aus Stein bestand, zu Stoß und Wurf verwendet, „jene mörderische und siegreiche Framea", wie Tacitus sie nennt. Doch waren daneben auch lange Stoßlanzen im Gebrauch, dazu Wurfspeere und Bogen, auch wohl die ursprünglichste aller Waffen, die Holzkeule. Manche Stämme führten eigentümliche Waffen, so die Sachsen das kurze, breite Steinmesser (Sachs, lat. saxum), nach dem sie heißen, die Franken die zweischneidige Streitaxt, die schreckliche Franciska, und den Ango, einen kurzen, schweren Wurfspeer mit Widerhaken. Von Schutzwaffen war nur der Schild allgemein, aus Brettern und Flechtwerk hergestellt und bei den verschiedenen Stämmen verschiedenfarbig bemalt. Panzer und Helm besaßen zunächst nur die Edlen.

Die ganze Aufstellung und Taktik der Germanen war auf den Angriff berechnet. Das Fußvolk ballte sich in keilförmige Gewalthaufen zusammen, den „Eberrüssel"; die Reiterei stand voran, untermischt mit ausgewählten Fußgängern, den „Fanten", die beim raschen Vorgehen an die Mähnen der Rosse sich klammerten, im Gefecht die feindlichen Reiter unterliefen. In besonders entscheidungsvollem Kampfe verlangte wohl das Volksgeschrei, daß Fürsten und Edle abstiegen, damit sie das Schlachtenlos des Volkes teilten. War die Schlachtordnung gebildet, dann stimmten die Krieger, den Schild vor den Mund haltend, den „Schildgesang" (barditus) an und ließen ihn von leisem Murmeln anschwellen zu dumpfdröhnendem Donnerhall; dann ging die ganze Masse unter lautem Kriegsruf in stürmischem Anlauf vor. Das war der gefürchtetste Augenblick, denn schwer zu widerstehen war dem furor teutonicus, der germanischen Kriegswut, wie die Ro-

manen später schaudernd sagten. Gelang es aber dem ersten Anprall stand zu halten, dann entschied sich gewöhnlich die Niederlage der Germanen sehr rasch; denn der schwerfällige Keil vermochte sich weder zu bewegen noch anders zu formieren; in einen wüsten Knäuel zusammengedrängt hatten die Geschlagenen nur die Wahl zwischen zerstreuter Flucht oder Untergang. Wurden die Germanen im eigenen Lande angegriffen, so gelang es wohl einem begabten Führer wie Armin, seine Aufgebote zu erfolgreicher Schwarmtaktik in Wald und Moor zu vermögen; aber der Kampfeszorn des Volkes war schwer zu bändigen und verdarb nicht selten einen schon sicheren Sieg. Im Angriff auf Befestigungen blieben die Germanen Jahrhunderte hindurch unbeholfen, wie sie denn selbst solche nur selten und in einfachster Form als Zufluchtsstätte anlegten, ringförmige Wälle aus mächtigen, übereinander geschichteten, rohen Steinblöcken von oft bedeutendem Umfange, so die Grotenburg im Osning, die Ringe auf dem Taunus und bei Gelnhausen.

Götterglaube. Ihr gesamtes Leben in Krieg und Frieden, in Haus und Hof, in Feld und Wald stellten die Germanen ehrfürchtig unter den Schutz höherer Mächte, ihrer Götter. Auf der Grundlage der arischen Religionsanschauungen haben sie ihren Glauben der Natur ihres Landes, ihrem Volkscharakter und ihrer fortschreitenden Entwickelung gemäß eigenartig und tiefsinnig ausgebildet. Das läßt sich selbst aus den Trümmern unserer Überlieferung erkennen, zu deren Ergänzung die nordische Edda nur mit großer Vorsicht herangezogen werden darf, da sie auf einer weit späteren Entwickelungsstufe und schwerlich ohne christlichen Einfluß entstanden ist. Wenn dem Griechen an den sonnigen Gestaden des Mittelmeeres die Naturgewalten ganz überwiegend als freundliche Mächte entgegentraten, so empfand der Germane unter seinem rauheren Himmel im gleichen Maße ihr segensreiches wie ihr zerstörendes Walten. Ihm gestaltete sich deshalb das ganze Leben der Natur und der göttlichen Wesen, in denen ihm ihre Kräfte verkörpert schienen, als ein beständiger Kampf der guten Götter, der Asen, der „Stützen" des Weltbaues (altnord. Äsir), gegen die zerstörenden, menschen- und kulturfeindlichen „Riesen" oder „Dursen" (nord. thursar von got. thaursjan, dürsten), die Götter einer roheren Entwickelungsstufe, und wie der Kreislauf des Jahres bestimmt wird vom Laufe und von der bald stärkeren, bald schwächeren Wirksamkeit der Sonne, so herrschen in der einen Hälfte die Riesen, in der anderen die Asen. Wenn in der Mitte des Jahres die Sommersonnenwende den Beginn der kürzeren Tage einleitet, dann steigt die Gewalt der Riesen; wenn der Schneesturm um die Dächer heult und die Stämme des Waldes bricht, wenn im Frost Flüsse und Bäche erstarren, wenn die Erde wie im Todesschlafe ruht, in den langen, dunklen Winternächten, erreicht diese Macht den Höhepunkt, aber sie nähert sich auch dem Ende. Denn mit der Wintersonnenwende, mit der Zunahme des Lichtes steigen die Asen wieder zur Herrschaft empor und spenden Segen der Erde wie den Menschen. Über ihnen waltet Wotan, der Allvater, der Gott des Himmels, d. h. des Luftmeeres in seinen Wandlungen, der „Wehende, Durchdringende", der Herr des Sturmes, der auf weißem Roß, im blauen Mantel, auf dem Haupte den grauen

Sturmhut, langbärtig, einäugig (denn auch der Himmel hat nur ein Auge, die Sonne) oder auf dem „Himmelswagen" durch die Lüfte fährt. Deshalb entwickelte er sich zum Gott des Geistes, der unsichtbar und doch fühlbar ist wie die Luft (vgl. gr. ἄνεμος, Wind = lat. animus, Geist); daher ist er der Schirmer der geistigen Arbeit, des Forschens und des Erfindens, wie des Wissens und Dichtens, der sein Auge hingegeben hat, um die Weisheit der Riesen zu erwerben, und seine beiden Raben ausfliegen läßt, damit sie ihm von der Welt Kunde bringen, das mythische Urbild des Faust, aber auch der Gott der Fürsten und Helden, der geistigen Leiter des Volkes, der über ihren Schlachten als Siegspender waltet. In seinem jugendschönen Sohne Paltar (nord. Baldur) hat sich Wotans Beruf als Schutzgott der Dichtkunst noch in einer besonderen göttlichen Persönlichkeit verkörpert, die wieder in Fosete (darnach das friesische Fositesland, Helgoland) einen ihr wesenähnlichen Sohn besitzt. Da Paltars Naturgrundlage wie bei Apollon die Sonne ist, deren Gewalt aber während eines Teiles des Jahres gleichsam stirbt, so fällt auch Paltar durch seinen blinden Bruder Hödur. Es leuchtet ein, daß Wotan und seine Nachkommen schon einer höheren Entwickelungsstufe angehören; er ist eine Kulturerscheinung, ein Abglanz höher Bildung, der Gott insbesondere der nordwestlichen Stämme, der Istävonen, die zuerst mit der keltisch-römischen Gesittung zusammenstießen.

So vertritt nun auch Donar (altnord. Thor) nicht die Kultur einer Nomadenhorde, sondern ansässiger Völker; sein Dienst kann also erst später ausgebildet sein. Zunächst der Gott des Gewitters, entwickelt er sich, da dies bald segensreich, bald zerstörend in das Leben des Menschen eingreift, zum Gott des Ackerbaues und daher aller Kultur. Mit dem Wurfe seines Hammers, des Blitzstrahls, zersprengt er die Felsriesen, die den Anbau hemmen, bestimmt er die Flurgrenzen (daher Ortsnamen wie Donnersmark), heiligt er die Ehe. So ist er der Helfer und zugleich das Vorbild des deutschen Bauern, in seiner Erscheinung wie in seinem Wesen; stark, vierschrötig, rotbärtig, die Hand im Stahlhandschuh (denn stahlhart muß die Faust des Bauern sein), von zorniger Leidenschaft und wildem Ungestüm, so fährt er einher auf seinem rollenden Donnerwagen, den ein Ziegenpaar zieht. Der Fuchs ist sein Lieblingstier wegen seiner roten Farbe, die Eiche sein Lieblingsbaum, in deren Rauschen seine Stimme sich vernehmen läßt.

Weit verbreitet, insbesondere bei den östlichen Germanen, den Sueben (Semnonen, Langobarden, Markomannen, Hermunduren) und den ihnen nahestehenden Chatten und Cheruskern, war die Verehrung des Ziu, der bei den Baiern (Markomannen) Ero, bei den Cheruskern Saxnot oder Heru (daher Eresburg) heißt. Ursprünglich Himmels- und Sonnengott, der griechische Zeus, wurde er allmählich vorwiegend zum Kriegsgott, dem griechischen Ares entsprechend, mit dem er auch den Namen gemein hat. Sein Kultus vereinigte die nach ihm genannten Stämme der Herminonen unter Führerschaft der Semnonen zu einer religiösen Genossenschaft. Ihm zu Ehren wurde von nackten Jünglingen der Schwerttanz aufgeführt, den Tacitus als das sehenswürdigste Schauspiel germanischer Feste eingehend schildert und der in Hessen bis in die neuere Zeit sich erhalten hat.

Neben diese Dreiheit der Himmelsgötter, deren Einzelwesen die Römer nach ungenauen, nur die eine oder die andere Seite berücksichtigenden Beobachtungen mit Merkur (Wotan), Herkules (Donar) und Mars (Ziu) verglichen, tritt noch eine Reihe anderer Gottheiten, die mit der Erde zusammenhängen, von weniger deutlicher Ausprägung und z. T. wohl auch nur von örtlicher oder landschaftlicher Bedeutung. Fro (nord. Freyr), ein Sohn der Erdmutter, fördert durch Regen und Sonnenschein das Wachstum der Früchte; auf goldborstigem Eber reitet er im linden Abendwinde segnend über das wogende Ährenfeld. Seine Schwester Frouwa (nord. Freya) ist als Wotans Gemahlin die Schirmerin der Ehen und des Hauses; als Frau Holle kannte man sie in Thüringen, als Berachta (Bertha), d. h. die „Glänzende", in Baiern. Der Venus ist die jüngere Frigg (Fria) vergleichbar. Als Nerthus, die „nährende" Mutter (von narjan), verehrten besonders die Sueben die Erde auf einer Insel im Meere im heiligen Haine, aus dem von Zeit zu Zeit ihr Bild auf einem von Kühen gezogenen Wagen in feierlicher Umfahrt dem Volke erschien; als Hel, d. h. die Hehlerin, die Umhüllende, Verbergende, nahm sie die Toten in ihr Schattenreich auf, die den „Strohtod" auf dem Lager, nicht den Schlachtentod des Kriegers starben.

Ein unendliches Gewimmel göttlicher Wesen erfüllt überdies Haus und Natur. Die Nixen hausen im Wasser, die Alben (Elben oder Elfen) schweben um die Bäume des Waldes, die Zwerge hüten die Schätze der Berge, die Heimchen tummeln sich in Haus und Hof; sie alle erweisen dem Menschen ihre Macht bald freundlich-hilfreich, bald neckisch-boshaft.

Götterverehrung. Wie der Germane sich auf Schritt und Tritt vom Göttlichen umgeben glaubte, so stellte er auch alle Handlungen seines Lebens und den ganzen Lauf des Jahres unter ihren Schutz; denn in seinen einfachen Verhältnissen fühlte er sich in den engsten Beziehungen zu den Wechseln des Naturlebens, von denen er weit abhängiger war als der Mensch höherer Kulturstufen. Geburt und Namengebung, Verlobung und Vermählung, Rodung und Abgrenzung, Gericht und Tod, alles umgab er mit sinnvollen, religiösen Bräuchen. Im Julfest zur Wintersonnenwende feierte er die Wiederkehr des Lichtes beim brennenden Scheiterhaufen, der sich nachmals in den strahlenden Christbaum verwandelt hat; im März oder April begrüßte er den Einzug des Frühlings mit dem Austreiben des Winters. Wiederum flammten die Feuer zur Sommersonnenwende wie zum Abschiede, wenn der Ase Paltar starb und die feindlichen Riesen Macht gewannen. Diese Feste verbanden sich stets mit Opfern, an welche Opfermahlzeiten der Festgenossen sich anschlossen. Nur selten bluteten auch Menschen unter dem Messer, namentlich als Dankopfer für den erbetenen Sieg, wie nach der Teutoburger Schlacht, oder schwere Verbrecher (s. o. S. 49), sonst Tiere, dem Wotan zu Ehren z. B. Rosse. Den Willen der Götter suchte man dabei aus den Eingeweiden oder dem Blute zu erkunden, sonst aus dem Wiehern der weißen Rosse, die Wotan geheiligt waren, oder aus dem Rauschen der heiligen Eiche Donars, oder auch aus dem Werfen der Runen, der Lautzeichen, welche, auf uns unbekannten Wegen wohl von den Griechen zu den Deutschen gelangt, auf „Buchstäben" „eingeritzt"

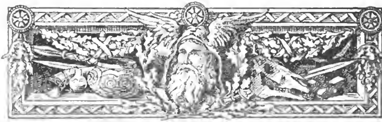
(writan = reißen) wurden und jede, abgesehen von der eigentlichen Lautbedeutung, noch eine geheime Sinnbedeutung hatten (z. B. H = Hagel, N = Not), so daß der Loswerfende aus der Reihenfolge, in der er die Stäbchen zog, einen wahrsagenden Spruch gestaltete. Für diese geistlichen Verrichtungen gab es Priester und Priesterinnen, gewiß meist aus dem Adel, aber keinen festgeschlossenen Priesterstand mit ausgedehnten Vorrechten, wie die keltischen Druiden es waren; vielmehr brachten auch die Häupter des Volkes und der Familie Opfer für ihre Genossenschaft. Alle diese Kulthandlungen aber vollzogen sich wenigstens in der älteren Zeit nicht in Tempeln, sondern in heiligen Hainen oder auf geweihten Bergen, und ohne Götterbilder. Nur vereinzelt kamen Tempel anfangs vor, erst später häufiger, wie die nicht ganz seltenen mit dem altgermanischen Worte für Tempel (alah, got. alhs) zusammengesetzten Ortsnamen beweisen (Alachstadt in der Wetterau, Alahsteti, jetzt Allerstädt in Thüringen, Alsheim bei Worms).

Sprache und Dichtung. Mit Religion und Götterdienst hing aufs engste zusammen, was sich sonst von geistigem Leben bei den Deutschen regte. Aus dem Werfen der Runen entwickelte sich die älteste Form der deutschen Dichtung, der Stabreim (Allitteration), denn die Worte, welche mit den gezogenen Runen begannen, wurden als die wichtigsten die „Stäbe", d. h. die Träger der Verszeile. Dies aber hängt wieder mit einer charakteristischen, durchgreifenden Eigentümlichkeit der deutschen Sprache zusammen, der Wortbetonung nach dem Sinne, welche demnach, im Gegensatze zum Griechischen, den Hauptton auf die Stammsilbe legt. Eine Folge derselben war freilich auch die allmähliche Abschleifung und Verdünnung der ursprünglich so klangvollen, vokalreichen Endungen; aber was damit der Sprache an äußerer Schönheit verloren ging, ersetzte sie durch eine der wechselnden Bedeutung sich anschmiegende Änderung des Stammvokals, den Ablaut. Mit solchen Mitteln einer überaus bildsamen Sprache haben nun die Deutschen schon in der ältesten Zeit eine Fülle von Poesie entfaltet, sowohl in der reichen Namengebung, die bald, auch bei Frauen, an Kampf und Krieg anknüpft, bald die Schönheit und Anmut betont, wie im Göttermythus und in der Heldensage, von der wir freilich nur wissen, daß sie vorhanden war.

Tod, Begräbnis, künftiges Leben. Einfach also gestaltete sich das Leben der Deutschen als eines kräftigen Naturvolkes, doch es war weder arm noch roh, bewegt von wenigen, aber starken Empfindungen, in engen Kreisen beschlossen, aber von sinnvollen, poetischen und religiösen Formen umgeben und geweiht. Sie blieben dem Germanen auch treu, wenn er aus dem Leben schied. Auf dem Scheiterhaufen, umgeben von den Lieblingswaffen und den Leichen der Lieblingstiere, wurde der Leib des Fürsten oder Edlen verbrannt, dann in hochgetürmtem Grabhügel die Asche in einer Urne beigesetzt. Selbst Sklaven fielen dabei als Opfer, auch die überlebende Gattin hat sich zuweilen freiwillig in die Flammen gestürzt. Andere wurden begraben. Frauen und solche, die den „Strohtod" auf dem Lager starben, gingen klanglos ein in Hels dunkles, freudenloses Reich. War aber der Krieger im Kampfe gefallen, dann trugen die Schlachtjungfrauen, die Walküren, ihn empor zu Wotans Walhalla; dort schmausten und fochten die Hel-

den wie im irdischen Dasein, dessen verklärtes Abbild das jenseitige Leben war, um dereinst in Wotans Gefolge mitzustreiten, wenn der entscheidende, letzte Kampf der lichten Asen mit den Mächten der Finsternis, den Riesen, hereinbricht.

Weltbrand. In tiefsinniger Weiterbildung ihres Göttermythus haben die Germanen, als ihre unvollkommenen Götter den Fortschritten ihres sittlichen Bewußtseins nicht mehr genügten, gedichtet, diese ganze Welt der Götter und Menschen, schuldbefleckt wie sie sei, werde in einem ungeheuren Zusammenstoße der Asen mit den Riesen zu Grunde gehen und der „Götterdämmerung" verfallen, doch aus diesem „Weltbrande" werde eine neue, bessere, reine Welt sich erheben. Damit hat das germanische Heidentum, was kein anderes vermochte, seinen eigenen Untergang voraus verkündigt



Zweiter Abschnitt.

Die Vorboten der Völkerwanderung

100—375 n. Chr.

Auf zwei Jahrhunderte etwa war es römischer Kriegs- und Staatskunst gelungen, das Vordringen der Germanen zum Stehen zu bringen. Unter dem Drucke ihrer Grenzsperre waren die westlichen Germanen zu einer gewissen Seßhaftigkeit gelangt und zu einer besseren Bewirtschaftung des Bodens übergegangen, der zunächst eine größere Menschenzahl als zuvor ernährte und somit den Drang zur Wanderung auf einige Zeit abschwächte. Die Ostgermanen dagegen hatten in ihren weiten Ebenen ihre halbnomadische Lebensweise beibehalten, also auch die Neigung und die Fähigkeit zur Veränderung ihrer Wohnsitze. Aus dieser Verschiedenheit ihrer Wirtschaft erklärt sich im wesentlichen die Verschiedenheit ihres Verhaltens zum römischen Reiche. Die westlichen Stämme haben durch friedliche und kriegerische Besiedelung ihre Sitze erweitert, aber ihre Heimat niemals aufgegeben, die Ostgermanen haben sie verlassen, sind gewandert. Ihnen fällt der Hauptteil an der Zerstörung des weströmischen Reiches zu, jenen gehört das Verdienst, ein lebensfähiges, großes deutsches Staatswesen gegründet zu haben. Den Angriffsstoß gegen Rom beginnen jene, und zwar mit dem Markomannenkriege.

Der Markomannenkrieg. Es war unzweifelhaft in erster Linie die beginnende Wanderung der Gotenvölker, welche die Völker längs der unteren Donau gegen die römische Grenze trieb. Von der unteren Weichsel, wo Ptolemäos noch ums Jahr 140 die Goten kennt, richtete dieselbe sich nach dem Südosten, nach der Nordküste des Schwarzen Meeres, wo sie seit d. J. 200 auftauchen. Von ihrem Stoße unmittelbar oder mittelbar getroffen gerieten „alle Völker von der Grenze Illyriens bis nach Gallien hin“ in Bewegung, germanische und andere, die Markomannen und ihre nächsten Stammverwandten, die Quaden in Mähren, dann die Naristen im Westen des Böhmerwaldes, selbst die Hermunduren, hinter ihnen die

Vandalen (Asdinger und Silinger) und Langobarden, dann die ursprünglich germanischen Bastarner im Osten der Karpaten, die Sarmaten, insbesondere die Jazygen, ferner die Alanen, Roxolanen, Besser u. a. Völker skytischen d. h. eranischen Stammes im Norden der unteren Donau. Schon bald nach d. J. 161 brachen 161.
markomannische und langobardische Haufen in Pannonien ein, um Land zu fordern, wurden aber von römischen Truppen zurückgedrängt, ebenso wie die Chatten, die in Obergermanien erschienen. Doch während der Kaiser Marcus Aurelius und sein Mitregent Lucius Verus im fernen Osten vom Parterkriege festgehalten wurden, überschwemmten übermächtige Barbarenschwärme Rätien, Noricum, Pannonien und Dacien, schlugen einzelne römische Abteilungen und schleppten Unmassen von Gefangenen mit sich fort. Ja, starke Heerhaufen durchbrachen, was seit Jahrhunderten nicht erhört war, den Alpenwall; der eine, der über den Brenner gekommen sein muß, zerstörte Opitergium (Oderzo), ein zweiter belagerte Aquileja, den größten Handels- und Waffenplatz an der Adria, den Sammelpunkt aller römischen Straßenzüge nach der Donau. Doch rechtzeitig erschienen Ende des Jahres 166 oder Anfang d. J. 167 die beiden Kaiser in der bedrängten Stadt, schlugen die Germanen zurück und nötigten sie zum Frieden; ja die Quaden nahmen einen König von ihnen an, der freilich von der Kriegspartei bald wieder vertrieben wurde. Nun säuberte Marc Aurels Schwiegersohn, Tiberius Claudius Pompejanus, auch die Provinzen Rätien und Noricum vom Feinde, die fortan von den beiden neuen Legionslagern Castra regina und Lauriacum (Lorch bei Enns) besser geschützt wurden; die beiden Kaiser selbst gingen nach Pannonien. Mit äußerster Anstrengung, indem man Sklaven und Fechter ins Heer einreihte, für Räuber eine Amnestie erließ, die Ausstattung des kaiserlichen Palastes versteigerte, gelang es, die Lücken der Legionen und der Kriegskasse zu füllen, obwohl gleichzeitig die aus dem Orient eingeschleppte Pest, mit Hungersnot und Mißwachs verbunden, im Reiche wütete. Aber erst nach mehrjährigen Kämpfen konnte Marc Aurel die Markomannen, Quaden, Vandalen und Jazygen aus Pannonien hinausdrängen. Im Jahre 172 waren die Markomannen bewältigt und Marc Aurel nahm den 172.
schwer verdienten Beinamen Germanicus an; im Winter d. J. 172/73 wurden die Jazygen auf dem Eise der Donau geschlagen, im Sommer d. J. 173 oder 174 drangen die Römer ins Quadenland ein. Hier war es, wo in wasserlosen Bergthälern dem Kaiser und seinem verschmachtenden Heere noch rechtzeitige Regengüsse Rettung vor dem Verderben brachten, welche die heidnische Sage ihrer Göttern, die spätere christliche Legende dem Gebete der ihr zufolge aus Christen bestehenden „Donnerlegion", der angeblich erst seitdem so genannten legio XII. fulminatrix, zuschrieb. Endlich erbaten auch die Quaden Frieden und lieferten allein 63,000 Gefangene aus, später ebenso die Jazygen. Sie wie die Markomannen und wohl auch die Quaden mußten Heeresfolge versprechen, längs des ganzen linken Donauufers einen Streifen von der Breite einer deutschen Meile räumen und hier die Anlage römischer Festungen gestatten, die an der markomannisch-quadischen Grenze allein eine Besatzung von 20,000 Mann erhielten. Mit vollem Rechte durfte Marc Aurel am 23. Dezember 176 in Rom einen glänzenden Triumph feiern 176.

und nach Trajans Vorbild eine Siegessäule aufrichten, deren Reliefdarstellungen noch heute Besseres von dem Markomannenkriege erzählen, als unsere dürftigen Berichte.

Doch wie Trajan sich nicht damit begnügte, Dacien zu einem Vasallenstaate gemacht zu haben, so war auch Marc Aurel fest entschlossen, nachdem er den Aufstand des Avidius Cassius in Syrien niedergeschlagen, den Markomannenkrieg erst mit der vollständigen Unterwerfung dieser Völker zu beenden, zwei neue Provinzen, Marcomannia und Sarmatia, einzurichten. Am 5. August 178 brach er deshalb mit seinem Sohne Commodus von Rom nach der Donau auf und nahm in den beiden großen nordpannonischen Standlagern, in Vindobona und Carnuntum, abwechselnd sein Hauptquartier. In der That wurden die Markomannen furchtbar mitgenommen, die Quaden wollten schon nordwärts zu den Semnonen auswandern; zum zweitenmale waren die Römer dabei, Böhmen zu unterwerfen und damit die obere Elbe zu gewinnen, da starb der Kaiser am
180 17. März 180 in Vindobona. Sein unwürdiger Nachfolger, sein Sohn Commodus, schloß nach kurzem Kampfe Frieden, indem er sich mit der Auslieferung der römischen Gefangenen und dem Versprechen von Tribut und Hilfstruppen begnügte, dafür zog er seine Besatzungen vom linken Donauufer zurück. Der Angriffsstoß der Germanen war mißlungen, aber sie waren auch nicht unterworfen.

Beginn der Germanisierung des römischen Reichs. Vielmehr knüpft sich an den Markomannenkrieg der Anfang einer entscheidenden Umgestaltung. Indem das römische Reich darauf verzichten mußte, seine Herrschaft und seine Kultur über die germanischen Landschaften auszudehnen, mußte es den Germanen doch das gewähren, was sie immer und immer wieder begehrten, Ackerland; es begann Germanen auf römischem Gebiete anzusiedeln. Zuerst Marc Aurel stattete Tausende von Quaden, Markomannen u. a. als halbfreie Bauern (coloni) mit Land in Mösien, Dacien, Pannonien, selbst in Italien (um Ravenna) aus. Noch sind uns zwei Denksteine aus der Nähe von Carnuntum erhalten, die davon Kunde geben. Rom gewann dadurch kräftige Arme für die Bebauung unkultivierten oder verödeten Landes wie für die Verteidigung seiner Grenzen, und verwandte den Überfluß germanischer Volkskraft zu seinem Nutzen; aber damit begann auch die Germanisierung Westeuropas, die mit der Zersprengung des römischen Reichs und der Entstehung römisch-germanischer Mischreiche geendet hat. Zunächst war die Wirkung nur günstig; in den Einfällen der Germanen trat seit dem Markomannenkriege eine längere Pause ein, und eben in dieser Zeit erreichte die römische Kultur in den Rhein- und Donauländern ihre höchste Blüte.

Die Bildung neuer Stämme in Deutschland; die Goten. Aber es war die Stille vor dem Sturme. Denn um dieselbe Zeit vollzog sich im westlichen Deutschland, von den Römern wenig bemerkt, die Bildung neuer Stämme durch den Zusammenschluß der kleinen Völkerschaften zu größeren Ganzen. Wirtschaftliche und politische Gründe wirkten dazu gleichmäßig mit. Mit der festeren

Seßhaftigkeit, welche die römische Grenzsperre erzwungen hatte, und der größeren Sicherheit der äußeren Lebensbedingungen wuchs die Bevölkerung rascher an als bisher, bedurfte also auch größerer nutzbarer Bodenflächen. Um sie zu schaffen, begann man auch die Rodung des Waldlandes, die Ausdehnung der Ackerfluren; die breiten Waldgürtel, die bis jetzt Dorf von Dorf, Gau von Gau, Völkerschaft von Völkerschaft geschieden hatten, schwanden zusammen, die Ansiedlungen rückten näher aneinander, traten in engeren Verkehr. Sobald aber die Ausdehnung des Ackerlandes die Grenze des damals Möglichen erreicht hatte, dann mußte der Andrang gegen Rom sofort wieder beginnen. Da sich nun für den Kampf gegen das römische Weltreich die kleinen Völkerschaften der Urzeit zu schwach erwiesen hatten, so trieb sie das Bedürfnis zu engeren Vereinigungen, aus denen allmählich die Stämme der Alamannen, Franken, Sachsen hervorgingen. Noch waren die einzelnen Völkerschaften (Gaue), aus denen sie sich bildeten, sehr selbständig, hatten oft ihre eigenen Könige und führten auch wohl Krieg auf eigene Hand, aber im Augenblick der Entscheidung traten sie doch geschlossen auf. Das gab ihrem Vorgehen eine energische Wucht, die den Römern sich bald schmerzlich fühlbar machte.

Zuerst von diesen Stämmen tauchen längs des Limes die Alamannen auf (um d. J. 213), eine Verbindung westdeutscher und suebischer Bestandteile, einerseits der Usipier, Tenkterer, Tubanten, andrerseits der Juthungen, wahrscheinlich eines Teiles des suebischen Hauptvolkes, der Semnonen, die seitdem nicht wieder begegnen, wie denn noch lange zwischen den Sueben (Schwaben) und den Alamannen im engeren Sinne unterschieden wird. Eine bedeutendere geschichtliche Rolle sollten die Franken spielen, d. h. die Freien, deren Name zuerst um 240 in der Gegend von Mainz begegnet. Unter ihm haben sich allmählich drei Hauptgruppen vereinigt: die Sugambrer, die späteren salischen Franken am Niederrhein, mit den Chamaven, dann die Amsivarier, ursprünglich gegenüber Köln im alten Ubierlande, die spätern Uferfranken (Ripuarier), mit den Chattuariern, einem Zweige der Chatten, endlich die Chatten, soweit sie aus der alten Heimat, dem späteren Hessenlande, wo sie ihren ursprünglichen Namen bewahrten, westwärts wanderten, die späteren Oberfranken. Die Alamannen wurden wohl z. T. durch die Burgunder südwärts gedrängt, da diese im letzten Drittel des dritten Jahrhunderts statt in Pommern im Mainlande erscheinen, beide sind den andringenden Slaven gewichen; die Franken wurden von den Sachsen westwärts geschoben. Mit dem kleinen Stamme der Sachsen, den um 140 Ptolemäos in Holstein erwähnt, verbanden sich im Laufe des dritten Jahrhunderts überwiegend niederdeutsche (ingväonische) Stämme: die Chauken, der Kern der späteren Westfalen (von fala, Ebene), die Angrivarier, welche als Engern ihren Namen festhielten, und die Cherusker, im wesentlichen die nachmaligen Ostfalen. Daß die Ausbreitung der Sachsen z. T. auf hessisch-fränkische Kosten vor sich ging, beweist der Name des sächsischen Hessengaues an der Diemel. Den Römern machten sie sich erst gegen Ende des dritten Jahrhunderts als verwegene Seefahrer und kecke Räuber bekannt.

So zogen sich an der Rheingrenze die Wolken zusammen. Fast noch gefährlicher türmten sie sich im Osten auf. Kurz nach dem J. 200 erscheinen die Goten an der Nordküste des Schwarzen Meeres, bald geteilt in die Ostgoten oder Greutungen (von griut, ahd. grioz, mhd. griez, Sand, die Sand-, d. h. Steppenbewohner) und die Westgoten oder Thervingen (von triu, engl. tree, Baum, die Waldleute), neben ihnen die Heruler und Vandalen. Sie alle standen bereit, mit den sarmatischen Stämmen sich auf die römische Grenze zu stürzen.

Innere Krisen im römischen Reiche. Diese Bedrohung durch die Germanen traf verhängnisvoll zusammen mit der Erneuerung des persischen Reiches durch die Sassaniden im Osten, die den Anspruch der altpersischen Könige auf ganz Vorderasien kräftig wieder aufnahmen, beide Gefahren mit schweren Wirren im Innern des römischen Reiches. Als mit dem Ausgange des Antoninischen Herrscherhauses (192) die Kaiserwahl in die Hände der Provinzialheere fiel, begann einerseits eine Periode reiner Militärherrschaft, wie sie zuerst der düstere Afrikaner Septimius Severus (193—211) vertrat, anderseits, zumal seit der letzte und beste seines Hauses, Severus Alexander (222—235), dem Mordstahl seiner meuterischen Soldaten bei Mainz erlegen war, ein fortgesetzter Bürgerkrieg um den Thron zwischen den Führern der Provinzialheere, der das Reich in endlose Wirren stürzte. Bahnte dieser den Einfällen der Germanen den Weg ins Reich, so öffnete ihnen die Militärmonarchie bereitwillig die Reihen der Armee, und that so einen weiteren Schritt auf der Bahn zur Germanisierung oder Barbarisierung des Westens, denn sie fand ihre eigentliche Stütze in den Grenzheeren, die von jeher zum guten Teile aus barbarischen Hilfstruppen bestanden hatten und jetzt germanische Söldner in immer größerer Zahl heranzogen. Mit dieser anhaltenden politischen verband sich eine schwere volkswirtschaftliche Krisis. Die Einnahmen des Reiches reichten nicht hin zur Bestreitung der ungeheueren Kosten dieser inneren und äußeren Kriege und schwanden doch immer mehr zusammen unter den Verheerungen, welche diese und seit etwa 250 auch eine furchtbare Seuche anrichteten. Die Regenten halfen sich, wie sie eben konnten, mit Verschlechterung der Münze, die namentlich das Silbergeld gänzlich entwertete und beinahe zur kupfernen Scheidemünze herabdrückte, und mit Erhöhung der Steuern, die seit Elagabal (218—222) obendrein nur in Gold gezahlt werden sollten. Der zunehmende Druck trieb besonders da, wo er sich etwa mit den verheerenden Einfällen der Grenznachbarn verband, wie namentlich in Gallien, eine schwere soziale Krisis hervor. Überbürdet mit Steuern und oft genug noch dazu der Habgier und Willkür der Beamten ausgesetzt, begaben sich zahlreiche kleinere Grundbesitzer unter den Schutz eines großen Grundherrn, indem sie nur den Nießbrauch ihres Gutes behielten. So bildete sich seit dem dritten Jahrhundert ein zahlreicher Stand höriger Bauern, der coloni. Sie wurden allmählich an die Scholle gefesselt, so daß sie nur mit dieser zusammen veräußert werden durften, und zahlten an den Grundherrn eine bestimmte Abgabe in Geld oder Naturalien, an den Staat die Grund- und Kopfsteuer, waren außerdem der Aushebung für die Legionen unterworfen, und zu zahlreichen Naturalleistungen an den Staat verpflichtet.

So suchte sich dieser seiner Rekruten und seiner Steuern zu versichern. Dies neue Abhängigkeitsverhältnis, das Colonat, war in Gallien freilich nur die weitere Ausbildung weit älterer Verhältnisse (s. S. 15), die schon zu gelegentlichen Bauernaufständen geführt hatten, wie schon i. J. 25 oder 69 um Autun.

Dazu gesellte sich nun eine ungeheure geistige Umwandlung, die Ausbreitung des Christentums. Sie erscheint historisch betrachtet als eine Erhebung des Gemüts gegen die einseitige Herrschaft der Verstandesbildung, wie sie das Altertum pflegte, eine Bewegung der mißhandelten Massen, der „Mühseligen und Beladenen", gegen das Übergewicht des Kapitals, wie es in der Sklaverei und in der Unterwerfung des platten Landes unter die Städte zum Ausdruck kommt. Je härter der Druck wurde, den Staat und Gesellschaft ausübten, je haltloser sich längst schon der antike Götterglaube erwiesen hatte, eben weil er die Bedürfnisse des Gemüts unbefriedigt ließ, desto unwiderstehlicher mußte die neue Lehre die Menschheit sich unterwerfen, die dem irdischen Jammer den Hinweis auf die Sündenvergebung und ein seliges Jenseits, der harten Standesherrschaft die Predigt von der Bruderliebe entgegensetzte. Nicht große Bekehrer, sondern kleine Leute, Soldaten, Händler und Sklaven, trugen sie unmerklich vom Osten her in die Länder längs der Donau und des Rheins, die gegen Ende des dritten Jahrhunderts nur scheinbar plötzlich mit christlichen Bekennern, Bischöfen und Kirchen erfüllt erscheinen. Doch so groß auch der sittliche Fortschritt war, den das Christentum vermittelte, auf die römische Staatsordnung wirkte es zerrüttend, denn es verwarf die ganze antike Weltanschauung, auf der sie beruhte, und stellte seine Bekenner dem Staate gleichgiltig, ja feindselig gegenüber.

Die erste germanische Hochflut. In diese Welt voller Gärung stießen die Germanen hinein. In zwei gewaltigen Hochfluten, denen zweimal die Ebbe folgt, brausen sie gegen die römische Grenze. Die erste bricht sich an dem Widerstande der illyrischen Kaiser von Claudius dem Gotensieger bis Constantin, die vornehmlich mit den noch frischen Kräften der romanisierten Donaulande das Reich wieder herstellen und verteidigen; die zweite weicht vor Julianus Apostata und seinen nächsten Nachfolgern zurück, doch reißen sie beide die Vorwerke des Reiches am Rhein und an der Donau hinweg. Um d. J. 240 tauchten zum erstenmale die Franken bei Mainz auf, wo der spätere Kaiser Aurelianus sie zurückschlug. Doch weit gefährlicher als diese Westgermanen zeigten sich zunächst die Goten und andere Anwohner der Nordküste des Schwarzen Meeres. An sie gingen zuerst um 235 die entlegenen griechischen Kolonieen Tyra an der Dnjestermündung und Olbia verloren; 238 drangen die Goten zum erstenmale über die Donau, plünderten Istros und erzwangen die Zahlung von Jahrgeldern, wozu sich das Reich dann auch den gotischen Carpern gegenüber verstehen mußte. Während des Thronkampfes zwischen Philippus und Decius drang dann ein ungeheurer Schwarm aus beiden Völkern unter dem Gotenkönig Kniva bis Thracien und Macedonien vor, nahm dort Philippopolis und belagerte hier Thessalonica. Als Decius, der inzwischen seinen Nebenbuhler bewältigt hatte, die mit ungeheurer Beute abziehenden Haufen in Mösien angriff,

wurde er nicht nur vollständig geschlagen, sondern fiel auch selbst, der erste römische
251 Kaiser, der im Kampfe mit Barbaren blieb (251). Sein Nachfolger Gallus mußte den Frieden durch Zahlung von Jahrgeldern erkaufen, aber kurz nachher, um 255, mußte Dacien wohl den Goten überlassen werden, denn mit diesem Jahre verstummen die Inschriften der Provinz.

Mit Valerianus (253—260) nahmen die Raubfahrten der Nordländer einen neuen und noch verheerenderen Charakter an als bisher. Von Tyra aus streiften die Goten, vom asowschen Meere her die Heruler auf raschen Raubgeschwadern an allen Küsten des Schwarzen Meeres, plünderten erst das reiche Trapezunt, dann die Städte Bithyniens. Vollends als Valerian 260 in persische Gefangenschaft geraten war und sein Sohn Gallienus den Purpur nahm (260—268), da schienen alle Mächte der Zerstörung über das wankende Reich hereinzubrechen. Während Byzanz noch die Barbaren abschlug, fielen alle die altberühmten Städte Griechenlands, Athen, Korinth, Argos, Sparta, Ephesus ihnen zur Beute. Im Westen wurde mit Mühe der Rhein behauptet, der Limes aber durchbrochen, das Zehntland ging an die Alamannen verloren, und zwar für immer, wie denn die Münzfunde in diesem Gebiete nicht über Septimus Severus hinausreichen, die Inschriften nach Maximinus aufhören. Von der Donau her drangen die Markomannen und andere Sueben über die Ostalpen bis Ravenna vor, bedrohten selbst Rom; erst ein Sieg des Gallienus bei Mailand 266 drängte sie aus dem Lande. Da aber des Kaisers Kraft kaum ausreichte, um Italien zu schützen, so mußten die verzweifelnden Provinzen sich selber helfen. Allerorten erhoben deshalb die Legionen ihre Führer auf den Thron, in Gallien unter eifriger Teilnahme der Provinzialen schon 259 den Postumus, der nach seiner Ermordung i. J. 266 noch drei Nachfolger fand, Lollianus, Victorianus und Tetricus. Sie alle waren keineswegs keltisch, sondern ganz römisch gesinnt; sie strebten nicht etwa ein Reich der keltischen Nation aufzurichten, die es nicht mehr gab, sondern die römische Kultur zu retten, „von Gott gesandt, sagt ein Geschichtschreiber dieser schrecklichen Zeit, damit den Germanen nicht Gelegenheit geboten werde, römischen Boden zu besitzen", und Gallien wenigstens haben sie gerettet; aber das Reich brach unter den Schlägen der Barbaren und den Erhebungen der Provinzialstatthalter in Scherben.

Da war es der gewaltige Illyrier Claudius II., der, nach Gallienus' Er-
268. mordung i. J. 268 von den tüchtigsten Feldherren zum Kaiser erhoben, das Riesenwerk der Wiederherstellung begann. In ungeheuren Schwärmen — 320,000 Bewaffnete und 2000 Fahrzeuge sollen es gewesen sein — hatten sich die Goten und ihre Bundesgenossen über die Balkanhalbinsel und die Küstenlande des ägeischen Meeres ergossen, diesmal, wie es aus der Masse der mitziehenden Frauen sich zu ergeben scheint, nicht nur, um zu plündern, sondern um sich an gelegenen Orten anzusiedeln, eine wahre Völkerwanderung. Während ein Geschwader Rhodos und Kreta, Thessalien und das südliche Griechenland ausraubte, landete die Hauptmasse bei Thessalonica, andere Schwärme drangen zu Lande dahin über die Donau vor. Als Claudius zum Entsatz der hartbedrängten Stadt heranzog, wichen die

Belagerer vor ihm nordwärts durch Macedonien nach Obermösien zurück. Hier wurden sie bei Naissus (Nissa, Nisch) völlig geschlagen, die Reste bei ihrem Rückzuge durch Thracien und Mösien aufgerieben oder zur Ergebung genötigt. Wieder wurden Tausende von Barbaren als Sklaven verkauft, andere Tausende in den verheerten Grenzprovinzen angesiedelt. Einer furchtbaren Seuche, die, eine Folge dieser Katastrophen, sich über das Reich verbreitete, erlag auch der große „Gotensieger" Claudius i. J. 270; aber er fand einen würdigen Nachfolger in seinem gewaltigen Landsmanne Aurelianus (270—275), der sich den Namen des „Wiederherstellers der Welt" (restitutor orbis) verdiente. Im Westen warf er die Alamannen, Juthungen und Markomannen zurück; als die letzteren dann i. J. 270 sogar in Italien einbrachen, erlitt er zwar bei Piacenza eine empfindliche Schlappe, so daß das erschreckte Rom die sibyllinischen Bücher befragte (10. Januar 271), dann aber schlug er sie entscheidend bei Pavia, und zwang im nächsten Jahre (272) den gallischen Kaiser Tetricus bei Chalons zur Übergabe, wie er im Osten das palmyrenische Reich Zenobias gestürzt hatte. Die Einheit des Reiches hatte er somit wiederhergestellt, aber die Hauptstadt Rom erschien ihm nach den letzten Erfahrungen so gefährdet, daß er sie befestigen ließ, und Dacien, Trajans stolze Eroberung, gab er preis; er zog die letzten militärischen Posten zurück und ließ wenigstens die Mehrzahl der romanischen Einwohner des Landes auf das rechte Donauufer übersiedeln. Seitdem befestigte sich hier das Reich der Westgoten, und ihre Einfälle hörten für längere Zeit auf, da sie erlangt hatten, was sie brauchten, nämlich Ackerland.

Dagegen ergoß sich nach Aurelians Ermordung i. J. 275 über Gallien wieder eine ungeheure Völkerwoge. Es waren wohl besonders Franken, Alamannen und Burgunder, die damals den Rhein überschritten. Sechzig oder siebzig Städte fielen in ihre Hand, sie begannen sich häuslich einzurichten. Nur mit ungeheuren Anstrengungen gelang es dem gewaltigen Probus (276—282) sie zurückzuwerfen und die Grenzwehren am Rhein wiederherzustellen; aber bald durchbrachen die Germanen sie wieder und in Gallien trieb ein neuer, furchtbarer Aufstand der verzweifelnden Bauern, die Bagauda, alles aus den Fugen. Nur ein außerordentlicher Mensch und außerordentliche Mittel konnten hier die Rettung bringen.

Jener fand sich in dem großen Illyrier Diocletianus, der nach dem Ausgange der Dynastie des Carus mit Numerianus' Tode i. J. 284 und Überwin- 284.
dung seines Bruders Carinus die schwere Bürde des Kaisertums auf sich nahm, und er verstand die rechten Maßregeln rechtzeitig und thatkräftig zu treffen. Um die erdrückende Arbeit der Reichsverwaltung und Reichsverteidigung zu teilen und zugleich den heillosen Usurpationen vorzubeugen, nahm er am 1. April 286 seinen alten Waffengefährten und Landsmann Maximianus zum gleichberechtigten Mitregenten, zum Imperator Augustus an; um die Thronfolge zu sichern und die zerrüttenden Thronkriege zu verhindern, adoptierte später, i. J. 292, jeder der beiden Augusti einen Cäsar, Diocletianus den Galerius, Maximianus den Constantius Chlorus, die jetzt ihre Gehilfen im Reichsregiment, künftig ihre Nachfolger sein sollten; um die Herrscher mit glänzendem Schimmer zu umgeben,

sonderten sie sich durch orientalisches Hofceremoniell vom Heere und vom Volke ab. Die schon längst thatsächlich vollzogene Verschiebung des politischen Schwerpunktes aber von dem waffenlosen Rom und Italien in die meist nur halbrömischen, aber waffentüchtigen Grenzlande wurde nun amtlich anerkannt, und damit ein entscheidender Schritt zur Entromanisierung des Reiches gethan; in Nicomedia nahm Diocletianus, in Mailand Maximianus, in Trier Constantius, in Sirmium Galerius für gewöhnlich Aufenthalt.

Dieser umgebildeten Verwaltung und diesen Regenten ist es in der That gelungen, die inneren und äußeren Gefahren zu beschwören. Maximianus warf i. J. 286 die Baganda zu Boden, trieb dann i. J. 287 die in Gallien eingebrochenen Schwärme der Alamannen, Burgunder und Heruler zurück, stellte die Grenzwehren wieder her, eroberte vielleicht sogar einen Teil des Zehntlandes wieder. Freilich waren neue Einfälle keineswegs ganz zu verhindern; Constantius Chlorus mußte alamannische Haufen bei Vindonissa und Langres zurückwerfen (i. J. 296/97), und was in Gallien noch verhütet wurde, das gelang wenigstens vorübergehend in Britannien: die Aufrichtung eines Sonderreiches, das sich wesentlich auf die Germanen stützte. Seit längerer Zeit schon suchten fränkische und sächsische Raubschiffe die Küsten des nördlichen Galliens und Britanniens heim, als Carausius, der Befehlshaber der römischen Flotte in Gessoriacum (Boulogne), aus Furcht vor Bestrafung wegen seiner ungenügenden Abwehr dieser Räuber sich zum Kaiser ausrufen ließ und nach Britannien hinüberging, wo die Truppen ihn sofort anerkannten. Er vergrößerte seine Flotte, nahm zahlreiche Franken und Sachsen in seine Dienste, zeigte sich selbst in germanischer Tracht. Die Einfälle der keltischen Pikten und Scoten wehrte er tapfer ab, aber seine Flotten bedrohten die Rheinmündungen und Gallien, und so feindlich war seine Stellung zum Reiche, so überwiegend der germanische Einfluß unter seiner Regierung, daß sie den Römern als eine harte Fremdherrschaft erschien. Es wurde daran offenbar nichts geändert, als Diocletianus den Carausius nach einem mißlungenen Angriffe Maximians als Augustus anerkannte (289); erst dem Constantius Chlorus gelang es i. J. 297, seinen Nachfolger Allectus zu stürzen und die Insel wieder ans Reich zurückzubringen.

Als nach Diocletians und Maximians Abdankung i. J. 305 und Constan-
306. tius' Tode i. J. 306 dessen Sohn Constantin (der Große) der Herrschaft des Westens sich bemächtigt hatte, war trotz aller Erfolge der Vorgänger doch seine erste Aufgabe, die Franken und Alamannen zurückzuweisen. Ende des J. 306 oder Anfang 307 schlug er die Franken und ließ die zahlreichen Gefangenen im Amphitheater von Trier den wilden Tieren vorwerfen, wie er denn „die fränkischen Spiele" damals zur Erinnerung an seine Siege stiftete; dann brachte er auf dem rechten Rheinufer durch Überfall den (fränkischen) Brukterern eine schwere Niederlage bei. Eine steinerne Rheinbrücke bei Köln, die erst i. J. 965 zum Bau der Pantaleonkirche abgebrochen wurde, und eine starke Rheinflotte sollte den Übergang über den Strom jederzeit sichern, der nach wie vor die militärische Grenze blieb. Seitdem herrschte für mehrere Jahrzehnte Ruhe im Westen wie im Osten.

Die Germanisierung der römischen Grenzprovinzen. Das Ergebnis aller dieser heißen Kämpfe war die Behauptung der Rhein- und Donaulinie; aber die Ansiedlung der Germanen auch diesseits derselben haben sie keineswegs gehindert, in mancher Beziehung vielmehr gefördert. Raum dazu hatten die Verheerungen durch Pest, Krieg und Steuerdruck geschaffen, und die ausgedehnten kaiserlichen Domänen in den Provinzen, wie das Verfügungsrecht der Regierung über verlassene Ländereien bot ihr die bequemste Handhabe zu planmäßigem Vorgehen, wo nicht die Germanen selber eigenmächtig nahmen, was sie brauchten. Die salischen Franken, welche zuerst der Bataverinsel gegenüber auf dem rechten Rheinufer sich gezeigt hatten, waren schon unter Diocletian im Bataverlande angesiedelt, wo Constantius sie zur Unterwerfung nötigte. Chattische Siedlungen schoben sich um dieselbe Zeit in den jedenfalls arg verwüsteten Thälern der Nahe und Mosel vor. Darüber weit hinaus siedelte Maximian i. J. 291 fränkische Kolonisten im Gebiete der Nervier (an der Schelde) und der Trevirer (um Trier) an, Constantius Franken, Chamaven, Friesen um Amiens, Beauvais, Troyes und Langres, wie denn noch im neunten Jahrhundert ein Chamavengau bei Amiens genannt wird. Etwa ein Jahrhundert später gab es in Gallien zwölf Lätenpräfekturen, d. h. geschlossene Bezirke freier germanischer Kolonisten, die nach den Stämmen hießen, aus denen sie genommen waren, so um Chartres, um Bayeux und Coutance (Normandie), Rennes (Bretagne), Arras, Noyon, sogar in der Auvergne u. s. f. In Britannien siedelte Probus Burgunder und Vandalen an, in den Donauprovinzen er wie Claudius Goten, Vandalen, Gepiden, Bastarner (von den letzteren allein 100,000 Köpfe), ebendort Diocletian den ganzen Stamm der Carper. Die Rechtsverhältnisse dieser Massen germanischer Ansiedler waren sehr verschieden. Die Mehrzahl wurden unzweifelhaft als Colonen behandelt, andere als Läten, d. h. als freie Grundbesitzer, die nur ihr Gut nicht ohne Erlaubnis verlassen, aber Eigentum erwerben durften, in geschlossenen Niederlassungen unter eigenen Präfekten wohnten und den Kriegsdienst in besonderen Kontingenten leisteten; ganze Völkerschaften lebten als foederati nach eigenen Gesetzen und stellten dem Reiche nur Hilfstruppen. Der Vorteil Roms traf hierbei mit dem der Germanen zusammen. Erhielten diese das Land, dessen sie bedurften, so ergänzte das Reich die weiten Lücken, welche Krieg, Pest und Not aller Art in seine Bevölkerung gerissen, durch hunderttausende arbeits- und waffentüchtiger Barbaren. Triumphierend ruft deshalb ein Historiker des dritten Jahrhunderts aus: „Angefüllt mit barbarischen Sklaven und Ackerbauern wurden die römischen Provinzen. Aus dem Goten wurde ein barbarischer Soldat und Colone, und keine Gegend war, die nicht einen Goten in der Knechtschaft gesehen hätte." Die Germanisierung der Grenzprovinzen des Reiches war unter der Leitung oder mindestens unter Zustimmung der Regierung im vollen Gange.

Constantins Verwaltungsreform. Die Neuordnung der Verwaltung durch Constantin (306—337) hat, wie sie die Formen schuf, in denen das Reich von nun an lebte und im Osten noch mehr als ein Jahrtausend fortbestand, so auch den freien wie den angesiedelten Germanen die ihnen bis jetzt verschlossenen oberen

Staffeln des Heeresdienstes geöffnet und damit ihrem Einfluß selbst auf die Staatsleitung Raum gegeben. Die grundsätzliche Trennung der militärischen von der bürgerlichen Beamtenlaufbahn füllte binnen wenigen Jahrzehnten alle Befehlshaberstellen mit Germanen an; die Teilung des Reiches in die vier Präfekturen Italien, Gallien, Illyricum und Orient, von denen wieder jede in mehrere große Verwaltungsbezirke (Diöcesen) zerfiel, und die Auflösung der großen Provinzen in kleinere, die im ganzen einer Verdoppelung der Zahl gleichkam, vermehrte die Zahl der Beamten außerordentlich, also auch die Möglichkeiten, zu Einfluß und Macht zu gelangen; die Errichtung einer Feldarmee (der comitatenses) neben den alten Grenzheeren (limitanei) machte die Germanen unentbehrlicher denn je, und die Verlegung der Hauptstadt nach dem unbezwinglichen Konstantinopel verschob den Schwerpunkt des Reiches vollends in ein unrömisches Grenzland, in die Nähe der damals bedeutendsten germanischen Machtbildung, der gotischen Stämme. Andrerseits lähmte das nunmehrige despotische Beamtenregiment die alte städtische Selbstverwaltung; der furchtbar gesteigerte Steuerdruck, der z. B. um die Mitte des vierten Jahrhunderts in Gallien eine Grundsteuerlast von etwa 380 Millionen Mark auf eine verarmte Bevölkerung von vielleicht 6—8 Millionen legte, trieb die meisten Bauern in den Stand der Colonen, und die Bestimmung, daß die Decurionen, die Ratsherren der Stadtgemeinden, für den Steuerbetrag eben dieser, die Grundherren für den ihrer Colonen dem Staate haftbar seien, untergrub unaufhaltsam auch den Wohlstand der großen Grundbesitzer. Der wirtschaftliche und soziale Notstand also war beständig im Zunehmen, das Land verödete, die Bevölkerungsziffer sank immer tiefer. Die Aufnahme der christlichen Kirche in den Staatsorganismus aber hob zwar den bisherigen Gegensatz zwischen beiden auf und machte sogar die Hierarchie zu einer Stütze des Kaisertums, kräftigte jedoch das Staatswesen an sich um so weniger, als ihm die Kirche mehr und mehr die besten geistigen Kräfte entzog, die kirchlichen Parteiungen neue Gegensätze schufen und die sittliche Verderbnis der höheren Gesellschaftsschichten auch die christliche Priesterschaft rasch ergriff. Bahnte somit die neue Organisation des Reiches den Germanen den Weg dazu, sich der Leitung desselben zu bemächtigen, so gab ihnen der zunehmende innere Verfall die Möglichkeit, es schließlich zu stürzen.

Diese Verhältnisse wie die planmäßige Ansiedelung deutscher Kolonisten gewährten der überströmenden Volkskraft der Germanen so reichlichen Abfluß, daß der Friede mit Rom auf Jahrzehnte gesichert blieb. Freilich ward das Verhältnis nicht nur zu den unabhängigen Stämmen, sondern auch zu den germanischen Kolonisten und vielleicht noch mehr zu den Tausenden von Germanen im kaiserlichen Dienst bald entscheidend für die ganze innere wie äußere Politik des Reiches. Daß Constantins Dynastie sich befestigte und die große Reorganisationsarbeit gelang, verdankte sie wesentlich ihren Beziehungen zu den Germanen. Besonders eng gestalteten sich die Beziehungen zu den Goten und ihren Stammverwandten, den Vandalen. Von den letzteren wurden die asdingischen Vandalen, die an der Maros und Körös saßen, so heftig von den Goten bedrängt, daß Constantin nach

ihrer schweren Niederlage ihnen Wohnsitze in Pannonien anwies (zwischen 330/40). Was die Goten betrifft, so lag das Reich der Ostgoten den Grenzen Roms fern und entwickelte sich deshalb unter König Ermanarich zu einer selbständigen, gewaltigen Macht, die alle die verschiedenartigen Stämme des heutigen Rußland von der Ostsee bis zum Schwarzen Meere sich unterwarf; aber die Westgoten in Dacien, von dem römischen Gebiete nur durch die Donau geschieden, traten zu Constantin in ein enges Bundesverhältnis, als der Kaiser sie und die mit ihnen verbündeten Jazygen und Vandalen in einem kurzen, glänzenden Feldzuge zum Frieden genötigt hatte (i. J. 332). Daß eine Mehrheit von Gaufürsten an der Spitze des Volkes stand, hatte ihn wohl erleichtert. Seitdem entwickelte sich längs der Donaugrenze ein reger Verkehr, und bei den Westgoten erhob sich die Kultur allmählich auf eine höhere Stufe. Sie erscheinen jetzt als seßhaft in Dörfern aus leichten Holzhäusern, doch noch mit starkem Übergewicht der Viehzucht, entwickelten in ihren Höfen einen nicht unbedeutenden Gewerbebetrieb und gewöhnten sich auch an Erzeugnisse römischer Kultur. Zahlreich waren sie im Heere, bald sogar in den höchsten Ämtern des Reiches.

Das Christentum bei den Westgoten. Da war es kein Wunder, wenn sie auch das Christentum annahmen, zuerst von allen Germanenstämmen, und zwar in der Form des Arianismus. Schon am Concil von Nicäa i. J. 325 war der Gotenbischof Theophilus beteiligt; i. J. 341 weihte Eusebius von Nicomedia auf der Kirchenversammlung von Antiochia den großen Wulfila (geb. i. J. 311) zum arianischen Bischof des Gotenlandes. Nach seiner Heimat zurückgekehrt, begann und vollbrachte Wulfila (Ulfilas) das Riesenwerk, in die zwar höchst bildsame und reiche, aber doch noch ganz von sinnlichen Anschauungen erfüllte und allem Abstrakten abgewandte Sprache eines einfachen Hirten- und Bauernvolkes die Bibel zu übersetzen und schuf damit das erste Schriftdenkmal germanischer Litteratur. Aber der Gotenfürst Athanarich mochte in dem Eindringen des Christentums zugleich eine Gefahr für die nationale Selbständigkeit seines Volkes sehen und erhob deshalb gegen die westgotischen Christengemeinden eine so scharfe Verfolgung, daß Wulfila den Schutz des Kaisers Constantius anrief. Wie ein zweiter Moses führte er um d. J. 348 die Scharen seiner Glaubens- 348.
genossen über die Donau hinüber nach Mösien und siedelte sie hier in den Vorbergen des Balkan südlich von Nikopolis (Tirnowa) an. Hier lebten diese „kleinen Goten" noch im sechsten Jahrhundert, zu einem ansehnlichen Volke erwachsen, nach der Weise der Vorfahren vorwiegend als Viehzüchter mit geringem Ackerbau, harmlos und unkriegerisch. Erst die slawische Völkerflut hat sie verschlungen.

Thronkämpfe. Viel unsicherer gestaltete sich das Verhältnis der Westgermanen zum Reiche. Sie zuerst griffen in die Thronkämpfe zwischen den Söhnen Constantins I. ein und begannen dann nach längerer Pause wieder den offenen Kampf im eigenen Interesse. Constans, der sich i. J. 340 durch Beseitigung seines Bruders Constantinus zum Herrscher des ganzen Westens und Illyricums gemacht hatte, wurde i. J. 350 durch einen gebornen Franken, Magnentius, den Sohn eines Läten, gestürzt. Es war der erste Germane, der nach dem römischen

Kaiserpurpur griff, wesentlich gestützt auf fränkische und alamannische Scharen. So gestaltete sich der Kampf zwischen ihm und dem rechtmäßigen Kaiser des Ostens, Constantius, dem letzten noch übrigen Sohne Constantins des Großen, zu einem Entscheidungskampfe über die Frage, ob der Westen von Römern oder von Germanen regiert werden solle. In der gewaltigen Schlacht bei Mursa (Essegg
351. an der Drau) am 28. September 351 erlag Magnentius dem Gegner, wesentlich durch den Verrat eines Landsmannes, des Silvanus, der mit der schweren Reiterei zum Feinde überging; der Widerwille der romanischen Bevölkerung gegen die Herrschaft des „Barbaren" entzog ihm dann eine Provinz nach der andern, von Constantius gerufen brachen die Alamannen unter König Chnodomar in Gallien ein, und im Jahre 353 gab der Usurpator sich selbst den Tod. Nochmals vereinigte Constantius das gesamte Reich in seiner Hand.

Der Germanen konnte freilich auch er nicht entbehren. Sein Hof in Mailand wimmelte von hochstämmigen, blonden Deutschen; „sie hielten das Reich in ihrer Rechten", sagt ein Zeitgenosse. Kurz darauf griff wieder einer von ihnen, eben jener Silvanus, nach dem Purpur, freilich nicht aus Ehrgeiz, sondern aus Not. Er hatte siegreich die Alamannen und Franken aus Gallien hinausgedrängt, als die sinnlose Anklage auf Hochverrat, welche römische Höflinge dem mißtrauischen Kaiser glaubhaft zu machen wußten, den schwer bedrohten Feldherrn antrieb, sich in Köln zum Kaiser ausrufen zu lassen. Schon nach wenigen Wochen
355. gelang es allerdings einem Sendlinge des Constantius, ihn zu beseitigen (i. J. 355), aber der Fall des gefürchteten Gegners öffnete den Franken und Alamannen die Grenze. Damit begann die zweite Hochflut germanischer Invasion.

Die zweite germanische Hochflut. Noch in demselben Jahre war die ganze Rheinlinie und ein guter Teil des linksrheinischen Landes in den Händen der Germanen. Fünfundvierzig Städte, darunter Köln, hatten sie erobert und z. T. zerstört, so daß die Römer nur noch Koblenz und Remagen behaupteten; bis 130 römische Meilen ins Land hinein schweiften ihre Haufen, selbst Autun war bedroht, die Verbindung auf den Heerstraßen unterbrochen, kaum daß man noch wagen konnte, die Herden auf die Weide zu treiben. So war die Lage, als Constantius sich entschloß, seinen jungen Neffen Julianus (Apostata) zum Cäsar des Westens zu erheben (6. November 355). Nur langsam gewann er Boden gegen die Germanen. Zunächst säuberte er Gallien von ihnen, dann nahm er Köln wieder ein; i. J. 357 befestigte er Bergzabern als Ausgangspunkt für die Wiedereroberung des Elsaß. Da verbündeten sich sieben Alamannenfürsten, darunter Chnodomar und Hortari, zur Behauptung des besetzten linksrheinischen Gebietes und forderten, wie einst 400 Jahre vorher Ariovist, in trotzigem Selbstbewußtsein, daß die Römer auf das Elsaß verzichteten. Als Julian sich dessen weigerte, überschritten 35.000 alamannische Krieger den Rhein, voran ihre Könige,
357. und boten unweit Straßburg (Argentoratum) dem Cäsar die Schlacht an. Nach blutigem Ringen erfocht noch einmal die bessere Kriegsübung und Kriegszucht der Römer den Sieg, den letzten großen Waffenerfolg, den sie über Germanen gewannen, und zwar vor allem durch ihre deutschen Hilfstruppen, die treuen

Bataver. König Chnodomar selbst, in einem Gebüsch von den Verfolgern umstellt, ergab sich, mit ihm sein ganzes Gefolge, da es ihn nicht hatte retten können. Nur Reste des Heeres entkamen über den Rhein. Ihnen folgend überschritt Julian bei Mainz den Rhein und drang verheerend tief ins Gebiet der Alamannen vor, bis drei ihrer Fürsten einen zehnmonatlichen Stillstand schlossen. Doch das Volk im ganzen war viel mehr erbittert als gedemütigt oder gar gebrochen. Zugleich drohte am Niederrhein die Erhebung oder der Einbruch fränkischer Stämme. Gegen sie wandte sich deshalb der Cäsar i. J. 358 zuerst. Die (salischen) Franken, die bis Toxandrien (Nordbrabant) vorgerückt waren, wurden unterworfen, die Chamaven in ihre alten Sitze zurückgewiesen und zu Lieferungen an die römischen Grenzbesatzungen verpflichtet. Als dann die sächsischen Chauken, die Salier vor sich herdrängend, auf der Bataverinsel erschienen, gelang es, auch sie vornehmlich durch germanische Streifscharen unter dem verwegenen Franken Charietto so einzuschüchtern, daß sie Hilfstruppen zu stellen versprachen gleich den Saliern und Batavern. Ein Feldzug gegen die Alamannen noch i. J. 358 zwang zwei ihrer Könige, Suomar und Hortari, zur Unterwerfung; doch erst i. J. 359 drang Julianus tiefer in ihr Gebiet vor, bis an den Pfahlgraben, der damals ihre Grenze gegen die Burgunder bildete, und brachte die Mehrzahl ihrer Fürsten zu einem unsicheren Unterwerfungsvertrage, vor allem zur Auslieferung der zahlreichen römischen Gefangenen. Ein dauerndes Ergebnis war auch jetzt nicht erreicht und konnte um so weniger erreicht werden, als bald neuer Thronstreit das Reich zerriß.

Den ersten Anstoß dazu gab die Forderung des Constantius an Julian, ihm seine besten Truppen, germanische Söldner, namentlich Heruler und Bataver und das zumeist aus Galliern bestehende Corps der Petulanten, für den persischen Krieg zu überlassen. Da dies gegen deren Dienstvertrag lief oder sie auch fürchteten, ihre Heimat den Einbrüchen der rechtsrheinischen Germanen zu überlassen, so empörten sie sich und hoben zu Paris in germanischer Weise den Julianus als Kaiser auf den Schild (i. J. 361). Als dieser nun sein Heer die Donau abwärts 361.
in Bewegung setzte, um dem Constantius die Herrschaft zu entreißen, machte dessen Tod (Oktober oder November 361) dem Thronstreit ein Ende und Julianus bestieg ohne weiteren Kampf den Thron des Weltreichs (361/63).

Mit Julians Tode im Perserkriege (26. Juli 363) nach einer nur kurzen Regierung, die den ebenso aussichtslosen wie für die Erhaltung des Reichs gefährlichen Versuch gemacht hatte, das absterbende Heidentum zu erneuern, erlosch das Haus Constantins, das bei den eingewanderten Germanen seine besten Stützen gefunden und die freien Stämme jenseits der Grenze entweder durch Verträge gewonnen oder nach Kräften abgewehrt hatte. Doch die einflußreiche Stellung der Deutschen blieb auch unter den nächstfolgenden Kaisern, Jovianus (363/64) und Valentinianus I. (364—375) unverändert. Da bereits Jovianus mit den Persern einen allerdings höchst ungünstigen Frieden geschlossen hatte, so konnte Valentinian seine Aufmerksamkeit wieder den angrenzenden Germanen zuwenden. Die Regierung des Ostens überließ er zu Sirmium seinem Bruder Valens; er

selbst ging nach dem Rheine ab, den bereits wieder die Alamannen bedrohten. Doch nach jahrelangem, wechselvollem Ringen blieb dem stolzen Imperator nichts übrig, als Friedensverhandlungen mit dem unbezwungenen Alamannenfürsten Macrianus anzuknüpfen. Von seinen goldstrotzenden Garden umgeben fuhr der Kaiser hinüber auf das rechte Ufer des Rheines bei Mainz, wo die Alamannen ihn mit trotzigen Gebärden und drohendem Getöse empfingen. Macrian willigte — wie es scheint, für das ganze Volk — in einen Vertrag, der ihn, wohl gegen die üblichen „Geschenke", zum Frieden verpflichtete und den Krieg am Oberrhein
374. auf längere Zeit beendete (i. J. 374). Auf dem linken Rheinufer hatten die Alamannen sich nicht behauptet, aber ebensowenig hatte Rom ihre unverwüstliche Volkskraft bewältigt.

Am Rheine somit nicht weiter bedroht, konnte Valentinian sich nach der mittleren Donau wenden. Hier waren Quaden und Sarmaten, durch römische Festungsbauten auf dem linken Ufer und die Ermordung des Quadenkönigs Gabinius gereizt, in Pannonien eingebrochen, hatten Carnuntum zerstört und sogar das vernachlässigte Sirmium beinahe überfallen, als der Kaiser im Frühjahr 375 im Standlager von Carnuntum erschien. Durch einen verheerenden Feldzug von Aquineum (Alt-Ofen) aus gelang es ihm, die Quaden so einzuschüchtern, daß sie Gesandte nach seinem Winterquartier Brigetio schickten, um den Einbruch zu entschuldigen und um Frieden zu bitten. Als der Kaiser die abgemagerten Gestalten der Quaden vor sich sah, deren Erscheinung nur allzudeutlich die Not verriet, welche die letzten römischen Verheerungen über das Volk gebracht hatten, da übermannten den leidenschaftlichen Mann Schmerz und Wut darüber, daß solche Leute sein Reich zu bedrohen wagten; sein siedendes Blut sprengte ihm eine Ader und sterbend sank Valentinianus seiner entsetzten Umgebung in die Arme (17. November 375). Ihm folgte im Westen sein erst siebzehnjähriger Sohn **Gratianus** (375—383), der allerdings seinen jüngeren Bruder Valentianus II. neben sich als Augustus anerkennen mußte.

War es Valentinian I. nur mühsam gelungen, die abermals steigende Hochflut germanischer Invasion im Westen abzuwehren, so hatte **Valens** im Osten die Bande mit den Westgoten noch enger knüpfen können, allerdings nicht ohne mannigfache Schwankungen. Da in den Jahren 365/66 starke westgotische Zuzüge die Empörung des Procopius, eines Verwandten des constantinischen Hauses, gegen Valens unterstützt hatten, so sandte dieser nach der Gefangennahme Procops ein Heer über die Donau. Dies drang (i. J. 367/69) siegreich bis an den Dnjestr vor und nötigte die Westgoten zum Frieden, den eine persönliche Zusammenkunft zwischen Athanarich und Valens auf der Donau besiegelte. Die Goten stellten Geißeln und ließen sich eine Beschränkung ihres Handelsverkehrs gefallen; die römischen Grenzbefestigungen wurden erneuert. Sichrer noch als die Waffen wirkte der friedliche Verkehr auf die Goten. Da dieser fortdauerte, so waren um 370 auch wieder zahlreiche christliche Gemeinden vorhanden. Athanarich aber sah nicht ohne Grund in den Christen Anhänger Roms. So fielen ihrer 26 seiner Verfolgung zum Opfer, darunter Nicetas und Saba,

soviel uns bekannt, die ersten in der langen Reihe der Germanen, die für eine Überzeugung starben. Etwa i. J. 372 brach endlich zwischen den heidnischen Westgoten unter Athanarich und den Christen, welche Frithigern führte, der offene Kampf aus. Römische Truppen schritten zu Frithigerns Gunsten ein, zahlreiche Missionare kamen über die Donau, und was das römische Schwert nicht vermocht hatte, das schien dem christlichen Kreuze zu gelingen: die Herstellung einer engen Abhängigkeit der Westgoten vom Reiche. Doch die Tage der römischen Herrschaft gingen zur Neige.

Ergebnisse. Nur zwei Gebiete hatten die Germanen dem römischen Reiche wirklich entrissen, die Zehntlande und Dacien, nirgends hatte ihre Herrschaft Rhein und Donau überschritten. Aber in immer dichteren Massen bedeckten seit dem Ende des zweiten Jahrhunderts germanische Ansiedlungen die Grenzprovinzen des Reichs. Ganze Stämme, wie die salischen Franken, die Vandalen und die Goten Wulfilas waren als Föderaten eingewandert, in geschlossenen Bezirken wohnten die Läten fast über ganz Gallien zerstreut, zu Tausenden frohndeten germanische Colonen römischen Grundherren, ganz abgesehen noch von den Hunderttausenden germanischer Sklaven, deren kaum ein vornehmes römisches Haus entbehrte. Aus diesen eingewanderten und freien Germanen gingen andere Tausende hervor, welche im römischen Kriegs- und Staatsdienst standen, die glänzendsten und zuverlässigsten Truppenteile, die treue Leibgarde der Kaiser, strahlend im blonden Gelock und funkelnder Rüstung, die tüchtigsten Feldherren, selbst hohe Beamte, sie alle treue Diener und feste Stützen des Kaisers, den sie nach ihrer heimischen Auffassung als Gefolgsherrn ehrten. Wie so die Germanen auf das Reich einwirkten, so erfuhren auch sie den Einfluß Roms. Jene tapfren Krieger waren doch alle mehr oder weniger romanisiert, ganze Scharen auch freier Germanen wurden fortwährend in römisches Interesse gezogen und verbraucht, und auch das Christentum verknüpfte sie mit Rom. Dauerte diese Entwickelung ungestört fort, so war die römische Gesittung wahrscheinlich noch lange imstande, die bereits angesiedelten und neu einströmenden Germanen allmählich zu entnationalisieren, das alternde römische Volkstum damit aufzufrischen, die freien Stämme zwar nicht zu unterwerfen, aber untereinander zu verhetzen oder im römischen Dienste ihre überquellende Volkskraft aufzureiben. Eine staatliche Neubildung, von der die Zukunft Europas abhing, wäre dann wenigstens nur sehr langsam erfolgt. Sie war nur möglich, wenn das römische Reich zertrümmert wurde, und das konnte nur ein Massenstoß der freien Germanen bewirken. Ihn veranlaßt zu haben, das ist die weltgeschichtliche Bedeutung der Hunnen.



Dritter Abschnitt.

Die Völkerwanderung und die Gründung germanischer Staaten auf römischem Boden

375—476.

Hunnen und Goten. Die Hunnen, mongolischen Stammes, den später auftretenden Avaren und Magyaren verwandt, gerieten im Verlaufe des dritten und vierten Jahrhunderts aus nicht näher bestimmbaren Ursachen in Bewegung und schoben sich allmählich aus den Steppen des östlichen Hochasiens nach Westen, bis sie etwa um d. J. 370 an der untern Wolga, an den Grenzen Europas erschienen. Ein kriegerisches Hirten- und Nomadenvolk, das von der Milch seiner Herden und dem rohen Fleisch des erbeuteten Wildbrets lebte, verbrachten sie ihr ganzes Leben zu Pferde und gewöhnten ihre Kinder von den ersten Jahren an Schmerzen und an Blut, indem sie ihnen die Wangen zerfetzten, so daß auch die Männer völlig bartlos erschienen, kleine, gedrungene Gestalten mit großem Kopf, schiefsitzenden Augen, von gelber Hautfarbe, in schmutzige Felle gehüllt, die solange getragen wurden, bis sie vom Leibe absielen, Urbilder menschlicher Häßlichkeit, zu Fuß schwerfällig, aber mit ihren kleinen, struppigen, ausdauernden Gäulen wie verwachsen. Dem entsprach ihre Kriegführung. In blitzschnellem Jagen warfen sich ihre Geschwader auf den Feind, überschütteten ihn mit einem Hagel spitzer Knochenpfeile und rissen mit dem sichern Wurfe ihres Lassos einzelne Leute aus dem Gliede; prallten sie ab, dann wiederholten sie den Stoß solange, bis der Gegner erschüttert wich. Noch furchtbarer als ihre kriegerische Tüchtigkeit war ihre Treulosigkeit im Verkehr und ihr bestialisches Wüten nach dem Siege. Wie Geschöpfe der Hölle erschienen sie den civilisierten Nationen, Ausgeburten böser Dämonen, und in der That eröffnen sie würdig die lange Reihe jener kulturzerstörenden Völker mongolischen Stammes, die im Mittelalter über Europa hereingebrochen sind.

Als sie die Wolga überschritten, rissen sie die gleichfalls noch nomadischen Alanen, die jedenfalls keine reinen Germanen waren, mit sich fort und stießen

dann um das Jahr 374 auf das Reich der Ostgoten. In seiner bunten und 374.
lockeren Zusammensetzung stand es auf schwachen Füßen; zudem war der greise König Ermanarich, wie die heimische Sage meldet, kurz zuvor meuchlerisch angefallen und schwer verwundet worden, weil er Swanhild, das Weib eines rebellischen Häuptlings, von wilden Pferden hatte zerreißen lassen. Siech wie er seitdem war und am Widerstande gegen die Hunnen verzweifelnd, entleibte er sich selbst oder starb an den Folgen seiner Wunde, 110 Jahre alt. Sein Reich zerfiel, die Ostgoten unterwarfen sich entweder der hunnischen Oberherrschaft, indem sie in ihren alten Sitzen blieben, oder schlossen sich der Völkerwoge an, die sich nach Westen weiter wälzte, denn bei ihrer noch halbnomadischen Lebensweise hatten sie kaum das Gefühl der Heimat, hafteten wenigstens nur lose am Boden, den sie zumeist nur als Weideland benutzten. So traf der Stoß die Westgoten, und auch sie in einem Augenblicke, wo sie, gespalten in eine heidnische und eine christliche Partei, am wenigsten geeignet waren, ihm zu widerstehen. Denn nur die heidnischen Gaue Athanarichs rüsteten zur Gegenwehr und besetzten den Grenzfluß, den oberen Dnjestr, die christlichen dachten an Abzug nach dem glaubensverwandten römischen Reiche, mit dem sie schon solange enge Beziehungen verknüpften. Aber auch jener Widerstand war vergeblich. In einer hellen Mondnacht umgingen die Hunnen Athanarichs Stellung, indem sie den Dnjestr durchschwammen; von zwei Seiten gefaßt wurden die Westgoten völlig geschlagen und wichen auf die schützenden Höhen der Karpaten zurück. Ihre Niederlage beschleunigte den Entschluß ihrer christlichen Landsleute, über die Donau auszuweichen. Denn obwohl sie zu einer etwas festeren Seßhaftigkeit gelangt sein mochten, als die Ostgoten, so waren sie doch immer noch überwiegend ein Hirtenvolk, dem es geringe Schwierigkeiten machte, mit Herden und Wagen, mit Weibern und Kindern eine neue Heimat sich zu suchen.

Übertritt der Westgoten. Bei 200,000 wehrhafte Männer waren es, die i. J. 376 an der breitströmenden Donau gegenüber den römischen Grenzposten 376.
erschienen und die Aufnahme ins Reich als Föderaten begehrten. Kaiser Valens, damals fern im Osten zu Antiochia mit den Rüstungen zu einem Perserkriege beschäftigt, war bereit, ihnen diese Aufnahme zu gewähren, denn er setzte ja damit nur das seit zweihundert Jahren begonnene Werk germanischer Ansiedlung fort und gewann tausende kräftiger Arme für Feldbau und Heeresdienst; doch er trug Bedenken, die ganze Masse in ihrem nationalen Zusammenhange zu belassen, wie das Föderatenverhältnis es voraussetzte, und wollte ihnen nur die Bedingungen besser gestellter Colonen gewähren, so daß sie ganz unter römischem Einfluß standen. So drückend die Westgoten das empfinden mußten, den Riesenstrom und die römischen Festungen vor sich, die andrängenden Hunnen hinter sich, durch wochenlanges Harren wahrscheinlich in bittere Not gebracht, hatten sie doch keine Wahl und gingen auf Valens Bedingungen ein. Aber Unachtsamkeit und Bestechlichkeit der römischen Beamten, welche den Übergang — wohl beim heutigen Silistria — zu leiten hatten, vereitelte die Ausführung des wohlbedachten kaiserlichen Befehls, den Goten vor dem Eintritt in römisches Gebiet die Waffen ab-

zunehmen, und als die gewaltige Menschenmasse weiter landeinwärts nach Marcianopolis, der Hauptstadt von Nieder-Mösien (westlich von Varna), sich bewegte, riefen die natürlichen Schwierigkeiten der Verpflegung und die gemeine Habgier der Beamten unter den Goten, die bis dahin ganz ruhig geblieben waren, steigende Not und Erbitterung hervor. Bei Marcianopolis, während Frithigern und Alaviv beim Statthalter Lupicinus speisten, kam die verzweifelte Stimmung zu blutigem Ausbruch. Durch raschen Entschluß der drohenden Ermordung oder Gefangennahme im Statthalterpalast entgangen, stellten sich die beiden Häuptlinge an die Spitze ihrer erbitterten Volksgenossen. Als ihr Sturmlauf an den festen Mauern der Stadt abprallte, rief ihnen Frithigern zu, er führe keinen Krieg mit Mauern, sondern mit Männern, und begann den furchtbarsten Verheerungskrieg.

Die Westgoten im oströmischen Reiche. Der dumpfe Ton der gotischen Stierhörner dröhnte durch das entsetzte Land; durch Mösien, bald auch über den Hämos (Balkan) hinein in das gesegnete Thracien, ja bis Macedonien drangen ihre plündernden Haufen, die in den Tausenden germanischer Sklaven überall willige Helfer und Wegweiser finden mußten. Währenddem strömten auch ostgotische Haufen unter Alatheus und Safrach, selbst Hunnen und Alanen über die Donau. Es dauerte geraume Zeit, ehe von Westen und Osten genügende Streitkräfte in Bewegung gesetzt werden konnten, um die Westgoten wieder zurückzuwerfen. Doch gelang es endlich, sie nordwärts über den Balkan zu drängen und sie in der heutigen Dobrudscha, in dem Winkel zwischen der hier kaum überschreitbaren Donau und den flachen Küstenlagunen einzuschließen, einem trockenen, wasser- und baumlosen Sandlande, wo sie sich schwerlich lange halten konnten. Hier lagerten sie bei der Station ad Salices, „bei den Weiden“, am Rasimsee hinter ihrer Wagenburg. In der blutigen Schlacht, die sich nun hier entspann (Herbst
377. 377), konnte sich kein Teil eines entschiedenen Sieges rühmen; schwer erschöpft wichen vielmehr die Römer auf Marcianopolis zurück, so daß die Goten wieder ausbrachen. Ein zweiter Versuch, sie in den nördlichen Vorbergen des Balkan zu umstellen, mißlang ebenfalls, und von neuem ergossen sich ihre Haufen nach Thracien und Macedonien.

Die schwere Landesnot rief endlich Valens selbst aus Antiochia herbei, und bewog seinen Neffen Gratianus, den Kaiser des Westens, dem hartbedrängten Oheim die gallischen Truppen auf der großen Donaustraße zu Hilfe zu senden, während er selbst noch in Gallien blieb. Da hemmte seinen Abzug ein unerwarteter Einbruch der Alamannen des Linzgaues. Durch einen unter Gratian dienenden Landsmann vom Einfalle der Goten und dem bevorstehenden Abmarsche des Kaisers nach dem Osten in Kenntnis gesetzt, überschritten sie im Frühjahr d. J. 378 den Rhein und plünderten den heutigen Thurgau; dann drangen sie in den Elsaß ein, wo starke Zuzüge anderer Alamannengaue sie verstärkten. Um ihnen entgegenzutreten, sah sich Gratian genötigt, sogar seine schon abmarschierten Truppen zurückzurufen; dann wagte er bei Argentaria (Colmar) die Schlacht, schlug die Alamannen aufs Haupt und warf sie bis in die Berge des Schwarzwaldes zurück, worauf sie sich endlich zum Frieden bequemten. Aber der Feldzug

hatte ihn mehrere Monate gekostet, und obwohl er nun in Eilmärschen die Donau abwärts zog und bis über Sirmium hinaus gelangte, er kam zu spät.

Valens war am 11. Juni 378 von Konstantinopel aufgebrochen und stieß in der weiten Ebene von Adrianopel auf Frithigern, der hier seine verstreuten Scharen zur Entscheidungsschlacht zusammenzog. Die Nachricht vom glänzenden Siege seines Neffen trieb den Kaiser an, es ihm durch einen glänzenderen zuvorzuthun, ohne seine nahende Hilfe abzuwarten; die Anerbietungen Frithigerns wies er ab. Als aber sein Heer am heißen 9. August ausrückte, ließ er sich doch an- 378.
gesichts der schicksalsvollen Entscheidung durch verstellte Verhandlungen, die Frithigern anknüpfte, den ganzen Vormittag hinhalten, bis auch die Ostgoten heran waren, während seine eigenen Truppen vor Durst und Hitze fast verkamen. Trotzdem fochten sie in der nun sich entspinnenden Schlacht alten Ruhmes wert, bis sie, von allen Seiten zusammengepreßt, dem wütenden Ansturm der Goten unterlagen. Zwei Drittel des römischen Heeres deckten das Schlachtfeld. Valens selbst blieb entweder in der Schlacht, oder er entkam, durch einen Pfeil verwundet, mit einigen Reitern; aber von den Verfolgern eingeholt, mußte er sich in ein Bauernhaus flüchten, die Goten warfen Feuer in das Gebäude und ein zweiter römischer Kaiser endete von Barbarenhand. Es war ein Tag, den die Römer mit dem von Cannä verglichen, aber dieser hatte die Nation in ihrer Vollkraft getroffen, der Tag von Adrianopel traf ein alterndes Reich. Zum drittenmale fluteten die Schwärme der Barbaren südwärts, bis vor Konstantinopel und Perinth am Marmarameere, überall Plünderung und Mord, Knechtschaft und Entehrung verbreitend. Nur die festen Städte ragten wie Inseln aus diesem Meere von Blut und Thränen empor.

Als Gratian die schreckliche Katastrophe vernahm, konnte er nicht daran denken, mit seinen Kräften allein ihre Folgen sofort abzuwenden. Er ging nach Sirmium zurück und bekleidete hier am 19. Januar 379 den Spanier **Theodosius** 379.
mit dem Purpur, indem er ihm die beiden Präfekturen des Orients und Illyricum übertrug. Ein versuchter Feldherr, gegen Mauren, Pieten und Scoten bewährt, übernahm er mit den dürftigsten Mitteln die schwere Aufgabe, den Frieden der Balkanhalbinsel wieder herzustellen. Von Thessalonica aus, wo er sein Hauptquartier aufschlug, gelang es ihm zunächst, in kleinen, aber glücklichen Gefechten seinen entmutigten Truppen wieder Selbstvertrauen einzuflößen, die Goten einigermaßen einzuschüchtern und im nächsten Jahre (380) einzelne ihrer Haufen zu Verträgen zu bringen. Frithigerns Zwiespalt mit Athanarich, der schließlich auch vor dem Völkergedränge nördlich der Donau sich über den Strom geflüchtet hatte, kam ihm zu Hilfe, und als jener i. J. 380 oder 381 gestorben war, war der Kaiser so glücklich, mit seinem Nebenbuhler Unterhandlungen anzuknüpfen und ihn zu einem Besuche in Konstantinopel zu bewegen. Der Glanz einer auch im Verfalle noch übermächtigen Kultur und die wunderbare Lage der unvergleichlichen Stadt machte auf das empfängliche Gemüt des Gotenfürsten einen so tiefen Eindruck, daß der grimmige Christen- und Römerfeind ausrief, wer die Hand gegen den Kaiser erhebe, sei seines eigenen Blutes schuldig. Er sprach dasselbe Gefühl aus,

das nachmals noch so vielen germanischen Stämmen ihre nationale Eigenart gekostet hat. Als er kurz darnach starb, veranstaltete ihm Theodosius ein königliches Leichenbegängnis; seine Anhänger aber unterwarfen sich in echt germanischer
382. Gefolgstreue dem Kaiser. Bis zum Oktober d. J. 382 fügten sich auch die anderen westgotischen Volkshaufen, des heimatlosen Umherstreifens müde. In Mösien und Thracien erhielten sie ihre Wohnsitze als Föderaten, um fortan den wertvollsten Teil des oströmischen Heeres zu bilden. Einige Jahre später wurden auch die übergetretenen Ostgoten unter den gleichen Bedingungen in Kleinasien angesiedelt (i. J. 386).

Das Germanentum im Reiche und die Thronkriege. So hatte Theodosius mit klarem Bewußtsein und im großartigsten Maßstabe die seit Marc Aurel aufgenommene Politik fortgesetzt, das sinkende Reich durch germanische Kräfte zu stützen, „der Freund des Friedens und des Gotenvolkes", wie ihn ein Gote rühmt. Daß diese Einwanderung der Westgoten den Anfang vom Ende bedeute, ahnten damals weder Römer noch Germanen. Auch Gratian verfuhr im Westen nach denselben Grundsätzen. Seine Feldherren trugen fast alle germanische Namen, der Franke Merobaudes war sein leitender Minister, seine Leibwache bestand aus hochgewachsenen Alanen, deren Waffenübungen er teilte, deren Tracht er oftmals trug. Doch dieser steigende Einfluß der Germanen rief naturgemäß eine Reaktion des römischen Nationalgefühls hervor, und von diesem Ringen beider Elemente um die Herrschaft im Reiche wurde dessen innere Geschichte seitdem um so mehr bestimmt, als auch vielfach der religiöse Gegensatz zwischen dem arianischen und nicänischen Glaubensbekenntnis mit dem nationalen zusammenfiel, seitdem Theodosius mit rücksichtsloser Härte dem ersteren im ganzen Osten gegen den Arianismus wie gegen das Heidentum zum Siege verholfen hatte. Diese Reaktion richtete sich besonders heftig gegen Gratian.

Für die Sache des geschändeten Römertums erhob sich i. J. 383 der Spanier Clemens Maximus in Britannien, gewann ohne Mühe das nördliche Gallien und die Rheinlande und beim Zusammenstoß in der Nähe von Paris auch das Heer seines Gegners, worauf Gratian auf der Flucht in Lyon auf Anstiften des
383. dortigen Statthalters ermordet ward (25. August 383). Den beiden andern Kaisern, Theodosius und Valentinian II., blieb nichts anderes übrig, als Maximus in seiner angemaßten Herrschaft über Gallien, Spanien und Britannien anzuerkennen. Aber schon i. J. 387 verjagte Maximus durch plötzlichen Überfall Valentinian II. aus Italien, indem er für die Herrschaft des Nicänums gegen den Arianismus fechten zu wollen erklärte, dem der gestürzte jugendliche Kaiser huldigte. Zu dessen Schutz gegen den Thronräuber rüstete Theodosius zum Kampfe. Beide führten dichte Scharen germanischer Krieger ins Feld, Theodosius Westgoten, Maximus Franken und Alamannen. Trotzdem drangen eben damals fränkische Haufen bis zum Kohlenwalde an der Sambre vor und vernichteten dann ein römisches Corps, das ihnen bei Neuß über den Rhein folgte, in Wald und Moor vollständig, ein übles Vorzeichen für den bevorstehenden Entscheidungskampf. Im Savelande stießen i. J. 388 die Heere aufeinander. Da wurde Maximus

zuerst bei Siscia (Sissek), dann auf dem Rückzuge nach Emona (Laibach) am Eingange des Gebirges aufs Haupt geschlagen, vermochte selbst in Aquileja sich nicht zu halten und fiel dort den Soldaten des Theodosius in die Hände, die ihn auf dem Wege erschlugen (Juli oder August d. J. 388). Der Sieger gab 388. Valentinian II. sein italisches Reich mitsamt den Provinzen des Maximus zurück, behielt sich aber die Oberleitung vor, wobei der Franke Arbogast thatsächlich die Regierung des Westens führte.

Nicht lange, und das stolze Selbstbewußtsein dieses Germanen trieb zwischen ihm und dem Kaiser, in dessen Namen er regierte, zum Konflikt, als dessen Opfer Valentinian II. fiel; eines Morgens fand man ihn todt in seinem Bett (15. Mai d. J. 392). Den Purpur zwar übergab Arbogast dem Eugenius, einem ent- 392. schiedenen Anhänger des Heidentums, als der erste in der Reihe der germanischen Kaisermacher dieser Übergangszeit, aber er vertrat recht eigentlich die Sache des Germanentums. Auch seine Niederlage am Frigidus bei Aquileja, einem Nebenflusse des Isonzo, die ihm und dem Eugenius das Leben kostete (6. Septbr. d. J. 394), war wohl eine Niederlage des römischen Heidentums, und zwar die letzte, aber nicht des Germanentums. Denn mit Theodosius' Tode am 17. Januar 395 395. trat eine abermalige Reichsteilung zwischen seinen beiden Söhnen Arcadius und Honorius ein, und die Leitung des letzteren, dem der Westen zugefallen war, übernahm als Magister militum (Heermeister) der Vandale Stilifo (geb. um d. J. 360), der hervorragendste Vertreter des römischen Germanentums, dem Reiche treu ergeben und durch seine Vermählung mit Theodosius' Tochter Serma dem Kaiserhause verwandt, der letzte Staatsmann zugleich, der den Westen mit einigem Erfolge gegen die germanische Überflutung schützte. Sein Tod erst, die Folge einer neuen römischen Reaktion, riß die letzten Schranken nieder und öffnete selbst Italien den Germanen.

Alarich im oströmischen Reiche. Den Anstoß zur Fortsetzung der Bewegung gab einerseits der Tod des Theodosius, anderseits das stärkere Hervortreten einer germanenfeindlichen Strömung im Ostreich. Diese Barbaren, hieß es dort, bisher Knechte, wollten nun den Staat regieren, eine Barbarenstadt sei Konstantinopel geworden, die Goten spielten die Männer im Reiche, die Römer die Weiber. Als nun die Regierung des Arcadius, die der Gallier Rufinus als Präfectus Prätorio lenkte, den Goten die vertragsmäßigen Geschenke versagte, da traten diese zusammen und wählten den jungen Alarich aus dem Geschlechte der Balthen zu ihrem König. Thatkräftig und umsichtig, hochstrebend und doch maßvoll, wollte dieser keineswegs das römische Reich stürzen, sondern nur gesicherte Wohnsitze für sein Volk und für sich eine hohe Stellung im römischen Dienste erlangen. Um diese Forderungen durchzusetzen, führte er seine Goten erst gegen Konstantinopel, dann, da er dessen feste Mauern nicht zu bezwingen vermochte, durch Thracien, Macedonien, Epirus nach Griechenland. Ungehindert ergossen sich seine Haufen durch die offenen Thermopylen nach dem waffenlosen Hellas. Das platte Land verheerend zog Alarich an dem festen Theben vorüber nach Eleusis, dessen altberühmter Mysterientempel in Flammen aufging, und gegen Athen. Doch der Schat-

ten der alten Größe schützte noch einmal die Stadt der Athene, denn der Gotenfürst erwies sich empfänglich für die wohlgesetzten Reden ihrer Gesandten und ließ sich die drohende Plünderung abkaufen. Aber Korinth, Argos und Sparta wurden verheert, dann auf der Hochebene von Pholoe, an der Grenze von Arkadien und Elis, das Winterlager geschlagen. Inzwischen war Rufinus unter dem Schwerte des Goten Gainas gefallen, der sich dann als Magister militum eine Zeitlang behauptete, bis er als Arianer mit dem Kaiser in heftigen Gegensatz geriet und vertrieben wurde; doch die Rettung Griechenlands übernahm Stiliko, indem er mit weströmischen Truppen in Korinth landete und Alarichs Massen einschloß. Wie dieser entkam, ob durch Vertrag mit Stiliko oder durch die Nachlässigkeit der Bewachung, ist nicht recht klar; genug, es glückte Alarich, mit seinem ganzen schwerfälligen Troß durch die feindlichen Linien sich nach dem Festlande hindurchzuwinden. Darauf trotzte er dem Hofe von Konstantinopel ab, was er wünschte: für sich die Stellung des kommandierenden Generals (dux) in Illyricum, für seine Goten, die nun wieder in römische Dienste traten, Quartiere und Verpflegung
398. in Epirus (etwa i. J. 398).

Alarich zum erstenmale in Italien. Möglich, daß Alarich das nur als eine Vorbereitung für weitere Unternehmungen betrachtet hat; jedenfalls brach er
401. etwa im Spätherbst d. J. 401 gegen Italien auf. Über Aquileja einrückend durchzog er langsam das Pothal, an Mailand vorüber, von dessen Mauern aus Honorius die gotischen Wachtfeuer erblicken konnte, bis tief nach Piemont hinein, fast ohne Widerstand zu finden, denn Stiliko war über die Alpen geeilt, um den Rhein zu decken. Erst als dieser zurückgekehrt war, kam es zu entscheidenden Kämpfen. Bei Pollentia (am oberen Tanaro), am Ostersonntage (6. April d. J. 402), wurde Alarich zwar nicht eigentlich geschlagen, wich aber dem Gegner aus und ging dann südwärts gegen Rom vor. Doch gelang es Stiliko, ihn wieder nordwärts über den Po zu drängen und auch einen Handstreich auf Verona abzuwehren, worauf der Gotenkönig, da er sich in dem ausgesogenen Lande nicht länger halten konnte, seinen Plan zunächst aufgab und Italien räumte (i. J. 403).

Radagais. Doch seitdem schienen die Schleußen der Völkerflut geöffnet.
404. Denn i. J. 404 bereits brachen buntgemischte Haufen von Ostgoten, Vandalen, Alanen u. a. m. unter Radagais in Oberitalien ein und drangen unter fürchterlichen Verheerungen des platten Landes über den Apennin bis Florenz vor. Noch einmal eilte Stiliko zur Rettung Italiens herbei, keilte die unbehilflichen Haufen in den Bergen bei Fäsulä (Fiesole) ein, so daß sie an Hunger und Seuchen scharenweise zu Grunde gingen, und zwang den Rest zur Ergebung oder zum Eintritt in römische Dienste (i. J. 405).

Die Germanen in Gallien. Aber während Stiliko alle Kraftanstrengung auf den Schutz Italiens, des Herzlandes der civilisierten Welt, verwandte, drohte der ganze Westen verloren zu gehen. Denn im Winter d. J. 405 durchbrach die Hauptmasse der Vandalen und Alanen, durch suebische, vielleicht semnonische Scharen verstärkt, die Sitze der Franken und Alamannen, die als seßhafte

Bauern ungleich fester am Grund und Boden hafteten, als die noch halbnomadischen Ostgermanen, deshalb auch sich nicht mit fortreißen ließen, und überschritten am 1. Januar d. J. 406 den oberen Rhein. Speier und Straßburg fielen 406.
sofort, Worms erst nach längerer Belagerung; das feste Mainz wurde erstürmt, zerstört, in der Kirche eine Menge Menschen erschlagen. In Trier wehrten sich die Einwohner nur noch im Amphitheater. Nun wälzten sich die Massen zerstörend bis an die Pyrenäen, hier aber prallten sie an dem mächtigen Gebirgswall und der tapfern Verteidigung der Pässe durch die Provinzialen ab und fluteten nun wieder nach Gallien zurück. Da ihnen nun die Provinz wehrlos preisgegeben schien, warf sich Constantinus in Britannien zum Kaiser auf, gewann, was etwa in Gallien noch an Truppen stand und trat, soweit möglich, den Germanen entgegen.

Stilikos Sturz. Während dieser Bedrängnis brach Alarich zum zweitenmale auf und lagerte drohend bei Emona, dicht an der italischen Grenze. Da es unmöglich war, ihn mit Waffengewalt abzuwehren, setzte Stiliko im Senat die Bewilligung einer beträchtlichen Geldsumme (4000 Pfund Gold, etwa 3,600,000 Mark) an ihn und die Einräumung von Quartieren in Noricum durch (i. J. 406). Es war das letzte, was er erreichte. Daß dieser germanische Heermeister Gallien nicht zu schützen und Italien nur durch schimpflichen Vertrag zu retten wußte, verschaffte der römischen Partei und ihrem Führer Olympius bei dem unselbständigen Kaiser die Oberhand. Zuerst fielen einer Empörung römischer Truppen bei Pavia Stilikos Anhänger zum Opfer. Dieser selbst hätte sich sehr wohl retten können, wenn er sich an die Spitze der zahlreichen germanischen Abteilungen gestellt hätte; doch hochherzig verschmähte es der Germane, in seinem persönlichen Interesse den Bürgerkrieg zu entzünden und flüchtete nach Ravenna. Als die Kirche, in der er sich sicher glaubte, von kaiserlichen Truppen umstellt wurde, hielt er sein kampflustiges Gefolge ab, die Waffen zu brauchen und empfing ohne Murren den Todesstreich (23. August d. J. 408). Darauf wurden seine An- 408.
hänger aus allen Ämtern vertrieben und alle „Feinde des katholischen Glaubens“, also Heiden wie Arianer, vom Hof- und Staatsdienst ausgeschlossen. Ja, die römischen Legionen machten die wehrlosen Weiber und Kinder ihrer germanischen Kameraden in den Quartieren nieder.

Alarich zum zweitenmale in Italien. Es war ein Triumph der römischen Partei, doch er brachte über Italien das Verderben. Denn Alarich, durch diese Vorgänge mit dem äußersten Mißtrauen gegen den weströmischen Hof erfüllt, forderte jetzt die Einräumung von Pannonien samt neuen Zahlungen, und rückte, als Olympius beides abwies, über Aquileja in Oberitalien ein. Bei Cremona überschritt er den Po und ohne sich mit der Berennung einzelner Städte aufzuhalten, zog er die Flaminische Straße südwärts auf Rom, vor dessen Mauern, die noch Stiliko hatte verstärken lassen, bald die dichten Schwärme seiner Reiter sich zeigten. Zum erstenmale standen die Germanen als Feinde vor diesem Rom, dessen Name sie seit einem halben Jahrtausend mit Haß und Bewunderung zugleich erfüllte. Sie schnitten der gewaltigen Stadt von allen Seiten die Zufuhr

ab, so daß Hunger und Not bald in ihr um sich griffen und die Straßen mit Leichen sich bedeckten, bis der Senat, nachdem er in feiger Rache noch Stilikos edle Wittwe Serena hatte umbringen lassen, zu Verhandlungen sich entschloß. Unter verächtlichem Lachen wies der Gotenkönig die Prahlereien der Gesandten mit den unzählbaren Scharen, die Rom ins Feld stellen könne, zurück: „Je dichter das Gras, desto leichter das Mähen!“ rief er ihnen zu; als sie dann demütiger wurden, ließ er sich endlich die drohende Plünderung abkaufen mit großen Geldsummen (5000 Pfund Gold, 30,000 Pfund Silber) und Lieferungen an purpurnen Decken, seidenen Kleidern und Pfeffer; die heiligen Gefäße der Tempel und selbst — ein trauriges Symbol — die Bildsäule der Virtus mußten eingeschmolzen werden, um ihn zu befriedigen. Dann zog er nordwärts nach Tuscien ab, 40,000 barbarische Sklaven mit ihm. Obgleich nun Honorius im sichern Ravenna diesen Vertrag bestätigte, so weigerte er sich doch in kindischem Trotz selbst jetzt noch, auf die Forderung des Goten einzugehen. Erst als dessen Stellung sich noch befestigte, da sein Schwager Athaulf zu ihm stieß, wurde Olympius, der Träger dieser ganzen Politik, gestürzt, und sein Nachfolger Jovius verhandelte mit Alarich in Ariminum. Mit wahrhaft staatsmännischem Blick forderte hier der Barbar nicht Wohnsitze in Italien, sondern die Einräumung von Venetien, Noricum und Dalmatien, dazu die Würde des Magister utriusque militiae, den Oberbefehl über das gesamte weströmische Heer. Eine unvergleichliche Stellung hätte er dann eingenommen. Im Besitze der gesamten Landverbindung zwischen der Ost- und Westhälfte des Reiches hätte er einen maßgebenden Einfluß auf beide ausgeübt, und sein Volk würde hier an der Grenze der römischen Welt und in steter Berührung mit den Germanen nördlich der Donau seine Nationalität haben behaupten können. Doch der Kaiser wollte namentlich von seiner letzten Forderung nichts wissen, so daß Alarich zornig die Verhandlungen abbrach; selbst als er sich mit Noricum und einer Getreidelieferung begnügen wollte, sonst werfe er die Verantwortung auf den Kaiser, wenn Rom zerstört werde, das mehr als ein Jahrtausend über den Erdkreis geherrscht, fand er kein Gehör.

Da befahl er zum zweitenmale den Marsch auf Rom (i. J. 409). Durch
409. eine kurze Einschließung nötigte er die Römer, sich von Honorius loszusagen und einen Kaiser von ihm anzunehmen, den noch heidnischen Stadtpräfekten Attalus, als dessen Oberbefehlshaber er nun auftrat. Heiden und Arianer durften neue Hoffnungen schöpfen. Allein die Versuche, sich Afrikas zu bemächtigen, ohne dessen Getreidezufuhren Italien und insbesondere Rom nicht leben konnten, scheiterten ebenso wie Attalus' Angriffe auf Ravenna, da dies eine bedeutende Verstärkung von Konstantinopel her erhielt. Als dann Attalus und der Senat sich in ihrem römischen Selbstgefühl mit Alarich wieder überwarfen, da entkleidete dieser den Schattenkaiser zu Ariminum seines Purpurs und rückte zum drittenmale vor Rom, diesmal mit dem Vorsatze, es zu nehmen. Von den Höhen des Pincius aus sahen seine Goten staunend und beutelustig hinunter auf die ungeheure Stadt, auf die goldenen Dächer ihrer Tempel und Paläste, auf die ragenden Kuppeln ihrer Thermen, die reichen Kirchen vor den Mauern, die grünen Haine zwischen Marmor-

säulen, und sie wußten, daß dies alles in den Händen eines feigen und schlaffen Volkes sei, das nicht mehr fähig war, seine Heimat zu verteidigen. In der Nacht vom 23. zum 24. August d. J. 410 drangen Alarichs Scharen durch das Salarische 410. Thor, das wohl Verrat ihnen öffnete, in die ewige Stadt, die ersten Germanen, die sie als Sieger betraten. Wohl plünderten und zerstörten sie manches, aber das Leben der Einwohner und die Kirchen schonten sie, und bereits nach drei Tagen zog Alarich nach dem Süden ab, mit Beute und mit Gefangenen beladen, unter ihnen auch Honorius' Schwester Placidia. Die gesamte civilisierte Welt erbebte bei der Kunde, daß Rom in die Hände der Barbaren gefallen sei. Unter diesem Eindrucke schrieb Augustinus sein Buch „vom Gottesstaat" (de civitate dei), denn alle weltliche Ordnung schien zu zerbrechen. Doch eifrige Römer fanden einen Trost in Alarichs baldigem Ende. Von Süditalien aus wollte er nach Sicilien und Afrika übersetzen, aber ein Sturm vernichtete seine Schiffe, und ihn selbst ereilte in voller Jugendkraft ein jäher Tod (Ende d. J. 410). Seine trauernden Goten bestatteten ihn im Bette des Busento bei Cosenza, umgeben von seinen Waffen; dann leiteten sie den Fluß wieder über das Grab und töteten die Sklaven, die es gegraben, damit niemand seine Stätte erfahre und es schänden könne. Die Führung des heimatlosen Volkes übernahm Athaulf. Er hat nach mehr als einem Menschenalter voll Wanderungen und Kämpfen es dahin geführt, wo es endlich die festen Sitze fand, deren es bedurfte, nach Gallien.

Die Germanen in Spanien. Hier tobte seit d. J. 406 immer noch unentschieden der Kampf. Constantin wußte sich nicht nur gegen die Feldherren des Honorius zu behaupten, sondern sich auch Spanien zu öffnen, das Stammland des Theodosianischen Hauses, dessen Pyrenäenpässe die Verwandten desselben, Didymius und Verenianus, mit dem bewaffneten Haufen ihrer Colonen und Sklaven glücklich behaupteten, bis sie selbst gefangen in die Hände Constantins fielen. Da dieser aber die Hut der Pässe nicht wie bisher den spanischen Truppen, sondern barbarischen Söldnern, den Honoriani, anvertraute, deren Befehlshaber Gerontius daran dachte, sich selbständig zu machen, so drangen die Alanen, Sueben und Vandalen mit Zustimmung dieser Truppen im September oder Oktober d. J. 409 in 409. Spanien ein. Es war ein Ereignis, das an Bedeutung der Einnahme Roms durch die Goten kaum nachstand und dessen Kunde deshalb überall wiederhallte, denn es öffnete das letzte noch unberührte Land Westeuropas den Barbaren. Nachdem diese fast zwei Jahre lang das reiche Land verheerend durchzogen hatten, warfen sie i. J. 411 das Los über die Provinzen. Den Sueben mit den asdingischen Vandalen fiel Galicien zu, die silingischen Vandalen nahmen die Bätica (Andalusien), die Alanen Lusitanien und die Carthaginiensis; nur das Ebroland, die Tarraconensis, blieb unmittelbar unter römischer Herrschaft. Doch erkannten auch die Germanen die Oberherrschaft des Kaisers an, sie nahmen eben nur den Großgrundbesitzern einen Teil ihres Landes, indem sie sich zunächst nach den geltenden Bestimmungen bei ihnen einquartierten und sie dann zur Abtretung von einem Drittel oder zwei Dritteln ihres Besitzes nötigten. Das römische Reich zerstören zu wollen waren sie weit entfernt.

Während so für Spanien nach kurzer Zeit eine Regelung der Verhältnisse eintrat, so unsicher sie noch sein mochten, ging in Gallien die Verwirrung noch weiter. Schon i. J. 409 verjagte die sog. Aremorica, die noch wesentlich keltische Küstenlandschaft am Kanal, die kaiserlichen Beamten. Dazu sah sich Constantin einem neuen Usurpator, dem Gerontius, gegenüber, der ihn in Arelate (Arles) einschloß. Da endlich erschien ein kaiserliches Heer unter dem tüchtigen Illyrier Constantius in Gallien, schlug Gerontius, der auf der Flucht umkam, und zwang Constantin zur Ergebung. Aus Rache für die von ihm verfügte Ermordung der spanischen Verwandten des Honorius wurde er auf dem Transport nach Ravenna umgebracht (September d. J. 411). Kaum aber war dieser Usurpator beseitigt, als im Osten Galliens ein neuer erstand, diesmal als Werkzeug eines Germanenfürsten. Inzwischen waren nämlich auch die Burgunder in Bewegung geraten und bis an den mittleren Rhein vorgedrungen. Hier erhob ihr König Guntahari, der Gunther des Nibelungenliedes, in Mainz einen vornehmen Gallier, Jovinus, zum Imperator (i. J. 411), wohl um mit seiner Hilfe eine Landabtretung durchzusetzen.

Die Westgoten in Gallien. In diese Wirren griff i. J. 412 Athaulf ein, wie es scheint, zwar nicht gemäß einem Dienstvertrage mit Honorius, aber allerdings zu dessen Gunsten. Der hochstrebende Germanenfürst hatte einen Augenblick daran gedacht, an Stelle des römischen Reiches ein gotisches zu setzen. Da er aber meinte, seine Goten würden sich einer so festen Staatsordnung nicht fügen, so trug er sich jetzt mit dem Gedanken, der Wiederhersteller des römischen Reiches zu werden, da er nicht sein Zerstörer sein konnte. Verband ihn doch auch mit Honorius der Wunsch, des Kaisers Schwester Placidia, die er mit königlicher Pracht umgab, sich zu vermählen und so seinen eigenen Rechtstitel zu verstärken.
412. So erschien er i. J. 412 in Gallien. Nach kurzem Schwanken wandte er sich gegen Jovinus, auf dessen Seite damals eben sein persönlicher Feind, der Gote Sarus, treten wollte — dieser wurde auf dem Wege von einem gotischen Trupp erschlagen — und zwang ihn in Valence zur Übergabe. Den Kopf des Besiegten sandte er an Honorius (Herbst d. J. 413). Darauf willigte dieser wirklich in einen Vertrag, indem er den Westgoten gestattete, in Gallien zu bleiben, und ihnen Lieferungen zusicherte, wogegen sie Placidia auszuliefern versprachen. Da jedoch der Kaiser seine Zusicherungen nicht halten konnte, weil eben damals der Statthalter Heraclianus von Afrika sich gegen ihn empörte und sogar einen allerdings vergeblichen Angriff auf Rom versuchte, so besetzte Athaulf, um sich zu sichern, Narbo, Tolosa und Burdigala, also einen großen Teil Südgalliens, und vollzog im Januar d. J. 414 zu Tolosa seine feierliche Vermählung mit Placidia. Er mochte glauben, dadurch ein selbständiges Anrecht zu gewinnen.

Doch Honorius' Stolz fand es unerträglich, einem Barbaren die Kaisertochter vermählt zu wissen. Er erklärte sich gegen Athaulf, und sein Feldherr Constantius brachte diesen jetzt durch Sperrung der Zufuhr von der Seeseite her
414. in solche Not, daß der Gotenfürst sich gezwungen sah, Ende d. J. 414 nach Spanien abzuziehen, wo er sich in der Tarraconensis festsetzte. Die Geburt eines

Knaben, nach dem kaiserlichen Großvater Theodosius genannt, durfte er als ein glückliches Vorzeichen begrüßen; aber er selbst fiel schon im Juli d. J. 415 zu Barcino (Barcellona) inmitten dieser ganz romanischen Umgebung durch die echt germanische Blutrache, die einer seiner gotischen Landsleute, ein Verwandter des Sarus, an ihm vollstreckte, als er im Marstall sich harmlos seiner Rosse freute. 415.

Des Sarus Bruder Sigerich an seine Stelle zu setzen, gelang indes nur auf sieben Tage; dann bemächtigte sich Wallia der Herrschaft (415—419). Nach einem vergeblichen Versuche, nach Afrika überzusetzen, verständigte sich dieser mit Honorius i. J. 416. Er lieferte Placidia aus, die sich darauf gezwungen 416. mit des Kaisers erstem Feldherrn Constantius vermählte, und trat in Bündnis mit Honorius gegen die übrigen Germanenstämme der Halbinsel. Im Jahre 419 419. endlich erfolgte unter der Mitwirkung des Constantius und der südgallischen Provinzialversammlung zu Arelate (Arles an der Rhone) der Abschluß eines neuen Vertrages, der den vielgeplagten Westgoten die begehrten Wohnsitze sicherte. Sie erhielten drei Provinzen angewiesen, Aquitania II. mit Burdigala (Guyenne und Poitou), Novempopulana (Gascogne) und die westliche Narbonnensis mit Toulouse, dem schönsten Teil Galliens, den um 450 der Rheinländer Salvianus als „ein Abbild des Paradieses" pries. Die römische Oberherrschaft und das römische Recht der Romanen erkannten sie an, ja sie vertraten das kaiserliche Interesse auch mit Waffengewalt gegen die germanischen Stämme in Spanien; aber in freier Anknüpfung an die römischen Einquartierungsvorschriften vom J. 388, welche dem Soldaten das Drittel des Hauses seines Wirtes (hospes) zum Gebrauch einräumten, nahmen sie zwei Drittel des Grundbesitzes für sich und an ihrer germanischen Verfassung hielten sie fest, wie man denn auch in ihrem Gebiete nicht nach den römischen Konsuln, sondern nach den westgotischen Königen datiert hat. Trotz dieses Vertrags blieb das Verhältnis der Westgoten zu Rom unsicher. Denn da ihr Gebiet für sie nicht zureichte, so suchten sie es auf römische Kosten zu erweitern, namentlich mehrmals Arles, den Schlüssel des Rhonelandes, zu gewinnen, doch noch ohne Erfolg, so i. J. 425 und 429.

Die Burgunder. Etwas früher noch als die Goten, i. J. 413, siedelten 413. sich die Burgunder auf dem linken Rheinufer an, doch wohl in der Gegend, wo sie die Sage findet, um Worms und im nördlichen Elsaß. Doch ist hier ihres Bleibens nicht lange gewesen. Schon i. J. 435 wurden sie von den Römern unter Aëtius (s. u. S. 86) zu einem demütigenden Vertrage gezwungen, zwei Jahre später, 437, aufs neue mit hunnischer Hilfe angegriffen. In blutigem 437. Kampfe ging damals König Gunther mit dem Kerne seiner Krieger, 20,000 Mann, zu Grunde. Das ist das historische Ereignis, aus welchem die Sage von der Nibelungen Not emporgewachsen ist. In der Erinnerung verschmolz das Hunnenvolk mit seinem König Attila zu einem unzertrennlichen Ganzen, und der Schauplatz der Katastrophe verschob sich an seinen Hof im fernen Ungarlande. Kurz nachher verließen die furchtbar mitgenommenen Burgunder ihre rheinischen Sitze, die ihnen allzu unsicher scheinen mochten, und siedelten sich mit Zustimmung

443. Roms i. J. 443 in der Sabaudia (etwa Savoyen) an. Von jedem römischen Grundstück nahmen die burgundischen Familienhäupter die Hälfte von Haus und Hof, Obstgarten und Ackerland, Wald und Weide in Anspruch, zunächst nur für ihre Nutzung, die wirkliche Teilung erfolgte erst auf den Antrag beider Besitzer. Eine zweite fand gegen Ende des fünften Jahrhunderts statt. So verbreitete sich germanische Bevölkerung über den Norden des Rhonegebiets, über die heutige westliche Schweiz, wo sie sich noch behauptet hat, und über die Gegend am Doubs, an der Saone, um Langres, wo zahlreiche Ortsnamen an sie erinnern. Staatsrechtlich wurden die Römer den Burgundern gleichgestellt und im Besitz ihres besonderen Rechtes belassen.

Um dieselbe Zeit breiteten sich im Nordosten Galliens erobernd und kolonisierend die Franken aus, wovon noch in anderem Zusammenhange die Rede sein wird. Britannien endlich hatten die römischen Legionen i. J. 418 geräumt, weil das Reich ihrer anderwärts dringender bedurfte; seitdem lag das Land als sichere Beute vor den Angeln und Sachsen.

Folgen der Ansiedlung für Gallien und Spanien. So war unter Behauptung römischer Oberhoheit fast ganz Westeuropa den Germanen überliefert. Ihre Einwanderung schloß aber nicht nur große politische Veränderungen in sich, sie brachte auch namentlich für Gallien den Anfang zur Lösung einer furchtbaren sozialen und wirtschaftlichen Krisis, die seit Jahrhunderten sich entwickelnd ihren Höhepunkt erreicht hatte, als die Germanen erschienen.

Die Macht der großen Geschlechter in den Provinzen hatte sich seit dem Siege der christlichen Kirche eher gesteigert, als vermindert, da sie jetzt nicht nur wie früher die Regierung ihrer Gemeinden als Decurionen führten und auf die Reichsverwaltung als kaiserliche Beamte wirkten, sondern auch die Bistümer besetzten und somit auch die geistliche Gewalt in Händen hielten. Um so leichter fiel es ihnen, den Steuerdruck, der natürlich mit der zunehmenden Verwirrung im Reiche fortwährend stieg, auf die kleinen Grundbesitzer und die Colonen abzuwälzen, um nicht selbst zu erliegen. Dazu forderten die kaiserlichen Beamten, insbesondere auf den ausgedehnten Domänen, die Leistungen der Bauern außer im staatlichen häufig auch noch in ihrem besonderen Interesse. Vielfach versuchten diese sich dem doppelten Drucke dadurch zu entziehen, daß sie ihr Gut einem Grundherrn oder einem der Beamten übergaben und sich nur die persönliche Nutznießung auf Lebenszeit vorbehielten (precarium). Aber den Colonen war auch diese Zuflucht abgeschnitten. Da erhob wieder die Bagauda ihr Haupt. Schon um d. J. 407 waren diese Banden so zahlreich, daß sie Sarus, dem Feldherrn des Honorius, in den Alpenpässen die ganze Beute abnahmen, die dieser auf seinem Feldzuge gegen Constantinus gewonnen hatte. Um d. J. 435 versuchte Tibato im mittleren Teile von Gallien mit Hilfe dieses Bauernaufstandes sogar eine unabhängige Herrschaft zu gründen; er konnte erst i. J. 437 bewältigt werden. Auch in Spanien tauchte die Bagauda auf, ja die Sache der kleinen Leute fand ihren litterarischen Verfechter in einem christlichen Priester, Salvianus von Massilia. Die römische Reichsregierung, aufs engste mit dem Interesse der Grund-

herren verflochten, hatte vielleicht den Willen — an Edikten hat es nicht gefehlt — aber sicher nicht die Macht, hier Wandlung zu schaffen; das that erst die Einwanderung der Germanen. Nicht nur fanden die mißhandelten Bauern bei ihnen Zuflucht, was wenig geholfen hätte, sondern indem sie sich ansiedelten, erlösten sie das Land vom Drucke der kaiserlichen Beamten, zerschlugen die großen Güter, beschränkten dadurch die Übermacht der alten Grundherren, schufen einen Stand mittlerer Besitzer. Binnen kurzem empfand deshalb die Mehrzahl der Romanen, selbst diejenigen, welche zunächst Teile ihres Besitzes verloren hatten, die Herrschaft der „Barbaren" als eine Wohlthat. „Dem Schwerte abschwörend, sagt der Spanier Orosius, haben die Barbaren dem Pfluge sich zugewandt und hegen jetzt die zurückgebliebenen Römer wie Bundesgenossen und Freunde, so daß es unter diesen schon Leute gibt, welche lieber mit den Barbaren eine Freiheit in Armut, als bei den Römern die Steuerplackerei ertragen wollen."

Afrika und die Vandalen. In noch gesteigertem Maße haben soziale Notstände die Kornkammer Italiens, das gesegnete Nordafrika, für germanische Eroberung reif gemacht. Nirgends war die Übermacht des Großgrundbesitzes so ausgebildet, als in diesem Lande altkarthagischer Geldwirtschaft; gehörte doch unter Nero die Hälfte der Africa propria nur sechs Grundherren, und auch die Domänen waren hier sehr ausgedehnt. Manche dieser Grundherrschaften hatten einen solchen Umfang, daß sie unter ihren Besitzern oder deren Verwaltern selbständige Verwaltungsbezirke bildeten, die neben den Stadtgemeinden und Domänenkomplexen gleichberechtigt erschienen; sie erhielten zuweilen das Marktrecht und gestalteten sich zu geschlossenen Kirchengemeinden. Kein Wunder, daß Augustinus einem dieser Magnaten sagte, er sei auf seinem Grund und Boden dasselbe, was der Kaiser im Reiche. Bei den Domänen lag die Bewirtschaftung in den Händen von Großpächtern (conductores), die Arbeit thaten überall zahlreiche Colonen und Sklaven. Natürlich waren auch hier dieselben Übergriffe an der Tagesordnung, wie in Westeuropa, so daß schon um d. J. 180 die Regierung einschreiten mußte, um die Colonen zu schützen. Zu diesen sozialen Gegensätzen gesellten sich noch nationale und kirchliche Spaltungen. Denn das Römertum herrschte nur in den Städten und auch hier keineswegs ausschließlich; vielmehr sprach die Masse des Volkes überall das Phönikische (Punische), so daß die Kenntnis dieser Sprache noch im vierten und fünften Jahrhundert den Geistlichen unentbehrlich war und auch in ihr gepredigt wurde. Weiter im Innern gehörte die Bevölkerung zur maurischen (berberischen) Nation, und diese, z. T. nomadisch und in zahlreiche Stämme geteilt, hatte seit Jahrhunderten die kultivierten Landstriche durch rasche Raubeinfälle in Athem gehalten. Nun waren in diese buntgemischte und sozial zersetzte Bevölkerung die Ideen des Christentums eingedrungen und von ihr mit der ihr eigentümlichen Leidenschaftlichkeit ergriffen worden. Jahrzehnte hindurch erfüllte die Sekte der Donatisten die afrikanische Kirche mit Kampf und Streit. Gleichzeitig fast mit ihnen, ungefähr seit d. J. 316, tauchte die agrarisch-kirchliche Bewegung der Circumcellionen auf, die sich auf eine allgemeine soziale Umwälzung richtete und diese aus der christlichen Lehre zu begründen versuchte. Verweigerung der Steuern und

Frohnden, Plünderungen und Mißhandlungen verheerten fast ein Jahrhundert hindurch die Provinz. Alle Autorität der Behörden schwand dahin, der Ackerbau litt unsäglich, dazu brachen die Mauren raubend und zerstörend ins Land, nahmen und verbrannten bedeutende Städte als Sitze der Fremdherrschaft. Da sehnten die niederen Klassen die Barbaren herbei und sie kamen, begünstigt, wenn nicht gerufen durch einen neuen Zwiespalt innerhalb der weströmischen Regierung.

Nach Honorius' Tode am 15. August d. J. 423 hatte sich, da ein Sohn nicht vorhanden war und Placidia sich in Konstantinopel befand, Johannes, der Vorsteher der Reichskanzlei in Ravenna, als Kaiser ausrufen lassen, um die Selbständigkeit des Westens zu behaupten, war aber bereits i. J. 425 durch die Oströmer gestürzt worden. Seitdem trug Valentinian III. (425—455) den Kaisertitel unter der Vormundschaft seiner Mutter Placidia; doch leitete die Regierung thatsächlich Aëtius, ein bedeutender Staatsmann, in Nieder-Mösien geboren, als Knabe Gefangener bei Alarich, dann als Geisel am hunnischen Hofe, durch das alles mit den Verhältnissen der Barbaren wohl vertraut, dazu überaus thätig und gewandt, aber auch stolz und hochfahrend. So kam es zum Konflikt mit Bonifacius, der als Statthalter (Comes) von Afrika neben Aëtius unzweifelhaft die wichtigste Persönlichkeit im Reiche war, und endlich zum Bürgerkriege. Ob Bonifacius nun geradezu die Hilfe der Vandalen in Spanien anrief, ist unsicher; aber in der Lage und der Stimmung der Provinz lag für den kühnen, weitblickenden König Geiserich (427—477) genügende Veranlassung zum Angriff auf die reichste Landschaft des Westens. Die Verhältnisse in Spanien drängten nach derselben Richtung; denn die silingischen Vandalen in der Bätica waren durch westgotische Angriffe geschwächt, die Asdingen in Galicien von den Römern und Sueben bedrängt und deshalb nach dem Süden abgezogen, wo sie mit den
429. Silingen verschmolzen (um d. J. 420). Genug, im Mai d. J. 429 überschritten die Vandalen, Männer, Weiber und Kinder, im ganzen nicht mehr als 80,000 Köpfe, die Meerenge von Gibraltar. An der Westgrenze von Numidien völlig geschlagen, warf sich Bonifacius nach Hippo, der Bischofsstadt S. Augustins, und verteidigte den Platz vierzehn Monate hindurch so nachdrücklich, daß die Vandalen die Belagerung aufheben mußten (Juli d. J. 431). Inzwischen hatten jedoch andere Scharen fast das ganze Land besetzt, nur Cirta (Constantine) und Karthago hielten noch stand. Nach einer zweiten Niederlage im offenen Felde ging Bonifacius nach Italien hinüber, um Aëtius zu stürzen, fiel aber gegen ihn in der siegreichen Schlacht bei Ariminum (i. J. 432). Außer stande, die Provinz wiederzuerobern, willigte nun der Hof von Ravenna in den Frieden von Hippo
435. (11. Februar d. J. 435). Darin trat er den Vandalen den wichtigsten Teil des römischen Afrika ab, die Byzacena, Africa propria, doch ohne Karthago, und ein Stück von Numidien, wofür Geiserich Lieferungen von Getreide u. a. gewährte.
439. Trotz dieses Friedens bemächtigte er sich im Oktober d. J. 439 auch Karthagos und dehnte seine Herrschaft einerseits bis an den atlantischen Ozean, andrerseits bis an die kleine Syrte aus. In dieser Stellung und im Besitz einer bald gefürchteten Flotte wurde der deutsche König zum Erben der Karthager, zum Herrn

des westlichen Mittelmeeres, eine beständige Drohung für Rom und Italien, die ohne afrikanische Zufuhren nicht leben konnten. „Die Seele des Reiches“ hatte er genommen. Von einer wirklichen Anerkennung römischer Oberherrschaft war hier keine Rede, also auch nicht von einer Vereinbarung über die Teilung des Grundbesitzes. Vielmehr verjagten die Vandalen einfach die römischen Grundherren aus dem reichsten Teile des Landes, der Umgegend von Karthago, und siedelten hier auf einem geschlossenen Gebiete sich an; im übrigen ließen sie den Provinzialen wenigstens die Nutzung ihres Eigentums und ihre Einrichtungen.

Attila und das Hunnenreich. So hatten die Germanen ihre Aufnahme ins römische Reich durchgesetzt. Unter nomineller Anerkennung der römischen Oberhoheit waren die Zustände im Westen einigermaßen geregelt und trotz aller gelegentlicher Reibungen römische und germanische Interessen eng verknüpft, die Grundlagen für weitere Entwickelung gewonnen,' als ein zweiter Einbruch der Hunnen das alles wieder in Frage stellte. Während der Stürme, die Westeuropa durchbrausten, waren die Hunnen allmählich bis in die Weideländer Ungarns vorgerückt. Ihre kriegerische Kraft steigerte sich, als König Rua die einzelnen Horden zusammenfaßte und nach seinem Tode i. J. 433 seine beiden Neffen, Attila und Bleda, Mundzuks Söhne, dies Werk vollendeten, bis dann Attila i. J. 444 den Bruder 444
aus dem Wege räumte und allein die Herrschaft an sich riß.

Wie eine drohende Wetterwolke stand seitdem die hunnische Macht an der römischen Grenze, ein buntgemischtes, lose gefügtes Barbarenreich von der Wolga und dem Schwarzen Meere bis tief nach Deutschland hinein und vielleicht bis an die Ostsee. Außer sarmatischen und slavischen Stämmen gehörten ihm auch zahlreiche Germanenvölker an, die Ostgoten, Gepiden, Rugier, Heruler, Skiren, Sueben (wohl die Quaden), vielleicht auch die Thüringer. Sie waren zu Tribut und Heeresfolge verpflichtet und sandten die jungen Männer ihrer edlen Geschlechter an den Hunnenhof, halb als Geiseln, halb als Leibwache des Hunnenkönigs. Von einer Einmischung desselben in ihre inneren Verhältnisse ist weiter keine Rede; überhaupt herrschte in dem weiten Reiche eine gewisse Freiheit der Bewegung für den einzelnen, die am begehrenswertesten vielleicht römischen Unterthanen erschien. Denn unzweifelhaft hatten die Hunnen durch die enge Verbindung mit germanischen Stämmen einen höheren Kulturgrad erreicht. Sie wußten jetzt die Wohlthat römischer Bäder zu schätzen, wie ein solches in Attilas Residenz bestand, hatten manches kostbare Stück römischen Gerätes mit heimgebracht, und ihre Frauen hatten einige Kunstübung in Stickerei u. dgl. sich angeeignet. Auch die Sitten hatten ein mehr germanisches Gepräge angenommen, wenngleich die Vielweiberei blieb. Vollends Attilas Hofhaltung glich weit mehr der eines deutschen Königs als eines Mongolenkhans. So schildert ihn der Oströmer Priscus, der i. J. 448, als die Hunnen auf der Höhe ihrer Macht standen, ihn besuchte, und getreu hat auch die germanische Sage sein und seines Hofes Bild uns aufbewahrt. In weiter Ebene zwischen Donau und Theiß lagen hinter einem starken Pfahlwerk die stroh- oder moosgedeckten Hütten des großen Fleckens um einen niederen Hügel, der den Palast Attilas trug, einen weitläufigen Komplex niedriger Gebäude

mit zierlich geschnitzten hölzernen Säulen und Bögen, umschlossen von einem Bohlenzaun, um den die Leibwache des Königs lagerte, Mannschaften aus allen ihm unterworfenen Stämmen. Denn ein buntes Völkergewimmel erfüllte die Hofburg und drei oder vier Sprachen schwirrten durcheinander, hunnisch, gotisch, lateinisch, auch griechisch. Lud der König seine Edlen oder fremde Gesandte zu sich, dann tafelte er mit ihnen in weiter, säulengetragener Halle, er selbst auf einem Ruhebett, von dem ein paar Stufen zu seinem mit Leinentüchern und bunten Spitzen geschmückten Lager hinaufführten, rechts und links an einzelnen Tafeln die Gäste. In silberne und goldene Becher füllten ihnen die Mundschenken den Wein, auf silbernen Schüsseln wurde ihnen ein üppiges Mahl gereicht, dem Attila selbst dagegen auf hölzerner Platte nur Fleischgerichte, wie er denn auch nur aus hölzernem Becher trank und sich in allem sehr mäßig und einfach hielt. Nach germanischer Sitte trank er den einzelnen Gästen zu, und endlos pflegte sich das Gelage hinzuziehen; dazwischen traten Sänger auf, die Lieder zu des Königs Preise vortrugen, oder ein Gaukler, der närrisches Zeug auftischte. Ruhig und scheinbar teilnahmslos blickte dann Attila über seine lachenden und lärmenden Gäste, jetzt wie immer ein König, der gewaltigste Herrscher vielleicht, den ein barbarisches Volk je hervorgebracht hat. Fremdartig, ein echter Mongole, stand er unter den hochgewachsenen, blonden Fürsten der Germanen, „von kleiner Gestalt, breiter Brust, großem Haupte, kleinen Augen, spärlichem, schon ergrauendem Barte, stumpfer Nase, fahler Hautfarbe.“ Aber würdevoll und gemessen war die Haltung und scharf spähten die dunklen Augen. Ein eiserner Wille verband sich bei ihm mit durchdringendem Scharfblick und hielt alle, die sich ihm nahten, in unbedingter Unterwürfigkeit; doch gerecht fand er als Richter den Spruch, mild zeigte er sich den Bittenden, gnädig den Unterworfenen. Den Gepidenkönig Ardarich insbesondere und den Ostgotenfürsten Walamir ehrte er hoch, jenen wegen seiner festen Treue und Klugheit, diesen wegen seines offenen, liebenswürdigen und zuverlässigen Wesens. Und wie merkwürdig zeigt schon sein Name die Auffassung der unterthänigen Germanenvölker von ihm, denn „Attila“ (Etzel) bedeutet im Gotischen „Väterchen“; den eigentlichen Namen kennen wir gar nicht. Aber er schien allerdings „geboren, um die Völker zu erschüttern, der Schrecken aller Länder“, die „Gottesgeisel“. Ein eifriger Kriegsmann, war er überzeugt, daß ihn der Kriegsgott, dessen Schwert eben damals im Hunnenlande wieder zu tage gekommen sein sollte, zum Herrn der Welt bestimmt habe, und wenig wahrlich fehlte, daß er es wurde.

Attila und Ostrom. Mit Westrom stand er lange in guten Beziehungen, die Aëtius, ein genauer Kenner der hunnischen Verhältnisse seit seiner Jugendzeit (s. oben S. 86), als einen Rückhalt gegen die Germanen im Westen sorgfältig pflegte; gelegentlich hat ihm Attila sogar Hilfstruppen gegen die Westgoten und Burgunder geschickt (s. S. 83). Dagegen war Ostrom den zerstörenden hunnischen Einfällen fortdauernd ausgesetzt. Schon Rua drang bis Konstantinopel vor, Attila i. J. 442 nach Thracien und Macedonien, i. J. 447 bis an die Thermopylen. Eben in diesem Jahre zwang er dann dem Ostreiche

einen schimpflichen Frieden ab. Es mußte ihm 6000 Pfund Gold zahlen, die „Jahrgelder", d. h. den Tribut, auf 2100 Pfund erhöhen, Pannonien abtreten, dazu längs der Save und Donau bis hinunter nach Novae einen Landstrich des rechten Ufers in der Breite von fünf Tagereisen ihm in der Art überlassen, daß er als Ödgrenze liegen blieb, wie denn in der That damals selbst so bedeutende Städte wie Naissus (Nisch) und Serdica (Sofia) so gut wie zerstört waren. Der römische Stolz mochte sich über die Schmach dieses Friedensschlusses damit einigermaßen trösten, daß Attila sich herbeiließ, den Titel eines römischen Magister militum anzunehmen und somit gewissermaßen in den Dienst des Reiches trat; Ostrom war doch ein Vasallenstaat des Hunnenkönigs geworden.

Attila in Westeuropa. Nach diesem Kriege scheint sich Attila eine Zeitlang ernstlich mit dem Gedanken eines Feldzuges gegen die Perser getragen zu haben — wenigstens wurde am hunnischen Hofe viel darüber gesprochen — als eine sonderbare Verbindung persönlicher und allgemeiner Interessen ihn gegen den Westen führte. Mit Ostrom geriet er aufs neue in feindlichen Gegensatz, als Marcianus, der thatkräftige Nachfolger Theodosius' II. († 28. Juli 450), ihm den Tribut rundweg verweigerte, und zugleich kam ihm von dorther das romantische oder verzweifelte Anerbieten der Tochter Placidias († 450), Honoria, die wegen eines strafbaren Verhältnisses mit ihrem Kammerherrn Eugenius von der Thronfolge ausgeschlossen und dann nach Konstantinopel gebracht worden war, er möge sie als seine Gemahlin annehmen. Dem war er nicht abgeneigt, wenigstens forderte er, man möge ihre Rechte ihr zurückgeben, sonst werde er für sie eintreten müssen. Dazu kam — und das war wohl das Entscheidende — die Aufforderung Geiserichs, der zu Rom von anfang an feindlich stand und eben damals auch mit dem westgotischen Königshause sich überworfen hatte, indem er Theodorichs I. Tochter, die Gemahlin seines Sohnes Hunerich, wegen eines angeblichen Vergiftungsversuches dem Vater grausam verstümmelt heimschickte, mit ihm gemeinsame Sache gegen Italien und die Westgoten zu machen. Endlich hatte ein fränkischer Fürst Attilas Hilfe gegen seinen Bruder angerufen, den Aëtius unterstützte. Aufs engste also verflochten sich die Interessen des römischen und germanischen Westeuropa gegenüber der furchtbaren Verbindung der vandalischen Flotte und der hunnischen Landmacht. Ob sich Europa im germanisch-römischen oder im germanisch-hunnischen Sinne weiter entwickeln werde, das stand in Frage.

Trotzdem gelang es Aëtius nicht ohne Mühe, die Westgoten zu gemeinsamer Abwehr zu bewegen. Vereint warfen sie zunächst den Alanenfürsten Sangiban nieder, der mit einem versprengten Teile des Stammes noch um Aurelianum (Orleans) lagerte und mit Attila bereits Verbindungen angeknüpft hatte; Orleans selbst wurde stark befestigt. Eben gegen diesen Punkt richteten nun die Hunnen ihren ersten Angriff. Die Donau aufwärts ziehend hatten sie wohl auch die deutschen Stämme mit fortgerissen und setzten dann über den Rhein; der ganze hercynische Wald, sagt übertreibend ein gallischer Zeitgenosse, wurde zu Kähnen und Flößen zerschlagen. Am Vorabend vor Ostern (6. April) erreichten sie Divodurum (Metz), Anfang Juni etwa standen sie vor Orleans. Die Stadt wehrte sich

tapfer, aber die Hunnen drangen schließlich ein. Erst als zum Entsatze rechtzeitig Aëtius mit dem Westgotenkönig anrückte, hob Attila am 24. Juni die Belagerung auf und ging ostwärts auf der Straße Orleans-Sens-Troyes zurück, um in den Ebenen der Champagne ein gelegeneres Schlachtfeld für seine Reitermassen zu suchen, als die waldbedeckte nähere Umgebung von Orleans ihm bot. Dabei ward er eingeholt und fünf Millien (eine geographische Meile) von Troyes auf der Ebene von Mauriacum (Campi Mauriaci oder Catalaunici) zur
451. Schlacht gezwungen (etwa im Juli d. J. 451). Die Hunnen und ihre Vasallenvölker: Ostgoten, Gepiden, Skiren, Thüringer, rechtsrheinische Franken waren an Stärke den Gegnern weit überlegen, umsomehr, als diese aus sehr verschiedenen und nicht gleichmäßig zuverlässigen Elementen bestanden, denn neben den Westgoten und Römern lagen Burgunder, Franken, Sachsen, Gallier aus der Aremorica und Hilfstruppen der Breonen aus Tirol. Doch ging Attila ohne rechte Zuversicht in die Schlacht, weil ihm seine Wahrsager zwar den Tod des feindlichen Feldherrn, aber auch die eigene Niederlage vorausverkündigt hatten.

In der Mitte der Schlachtlinie stand er selbst, auf dem linken Flügel die Ostgoten, auf dem rechten die Gepiden. Die Ostgoten hatten ihre westgotischen Stammesbrüder gegenüber, die den rechten Flügel des verbündeten Heeres bildeten; den linken nahmen die römischen Truppen ein, das Mitteltreffen die Alanen. Das Schlachtfeld bildete eine von beiden Seiten sanft ansteigende Fläche, die in der Mitte zu einem Höhenrücken anschwoll. In der Besetzung dieser beherrschenden Stellung kamen Römer und Westgoten den Gegnern zuvor, den Angriff der Hunnen wiesen sie ab. Diesen ungünstigen Eindruck suchte Attila durch eine ermutigende Anrede abzuschwächen, dann gab er den Befehl zur Eröffnung des Kampfes auf der ganzen Linie. Den Gang der ungeheuren Schlacht zu schildern hat, wie es scheint, kein Augenzeuge vermocht; nur den allgemeinen Eindruck gibt die einzige uns erhaltene Darstellung wieder, es sei „ein gräßlicher, wechselvoller, unmenschlicher, hartnäckiger Kampf“ gewesen, „dessen gleichen keine Überlieferung meldet“; ein Bach, der durch das Blachfeld floß, so ward den Nachkommen erzählt, schwoll durch das Blut der Gefallenen zum reißenden Strom, und die Verwundeten schlürften, von Durst gequält, gierig die blutige Lache. Im Getümmel wurde König Theodorich von einem ostgotischen Pfeile getroffen und stürzte vom Rosse, über ihn weg stampften seine Geschwader. Da aber warfen sich die Westgoten, den König zu rächen, mit solcher Wucht auf die Hunnen, daß Attila selbst nur mit Mühe entkam und die ganze Masse in ihre Wagenburg zurückwich.

Wer gesiegt hatte, das vermochte bei dem Dunkel der einbrechenden Nacht und der Ausdehnung des Schlachtfeldes zunächst niemand zu sagen; ja so durcheinander waren die Truppen gekommen, daß sowohl Thorismund, König Theodorichs ältester Sohn, als Aëtius in der Dunkelheit mitten unter die Hunnen geriet: erst die aufsteigende Sonne des nächsten Tages zeigte ihnen, daß sie thatsächlich die Sieger seien. Denn Attila blieb in seiner Wagenburg, „wie ein Löwe, den die Jäger drängen, vor seiner Höhle einhergeht und weder den Ansprung wagt, noch abläßt, mit seinem Brüllen die Umgebung zu schrecken“; nur Trompetenge-

schmetter und Waffengeklirr sollte dem Gegner zeigen, daß er nicht entmutigt sei. Aber er hatte sich doch aufs Schlimmste gefaßt gemacht und einen Scheiterhaufen aus Holzsätteln auftürmen lassen, um sich selbst in seine Flammen zu stürzen, falls Goten und Römer seine schwachen Verschanzungen erstürmen sollten. Daran dachten diese indessen nicht, weil sie den Pfeilregen der Hunnen fürchteten; sie wollten die Hunnen durch Einschließung aushungern. Während derselben bestatteten die Westgoten feierlich unter Klageliedern und Thränen ihren gefallenen König und erhoben Thorismund auf den Schild; aber eben die Sorge, sich Hauptstadt und Schatz des Vaters zu sichern, bewog diesen binnen kurzem, nach Toulouse abzuziehen. So löste sich das verbündete Heer auf dem Schlachtfelde auf und Attila kehrte unangefochten nach Ungarn zurück. Aber eben weil er nicht vorzudringen vermochte, war er geschlagen, das ist die Bedeutung der catalaunischen Schlacht. Das Volk hat sie wenigstens geahnt, denn es erzählte sich, die Geister der 165,000 Erschlagenen stiegen zuweilen aus dem Boden auf und kämpften in den Lüften noch einmal die Schlacht, die sie als Lebende gefochten.

Besiegt gab sich Attila freilich keineswegs. Schon i. J. 452 brach er mit 452.
gewaltiger Macht in Italien ein, wo er eben nur die Römer, nicht die Westgoten sich gegenüber hatte, und nahm nach langer Belagerung das feste Aquileja mit Sturm. Die reiche Stadt wurde so völlig verwüstet, daß der Name seitdem auf ein unbedeutendes Dorf inmitten eines weiten Trümmerfeldes sich beschränkt hat. Ein ähnliches Schicksal erfuhren darauf Mailand und Pavia. Scharenweise flüchteten damals die Bewohner der Poebene in die unzugänglichen Lagunen der Ostküste, wo aus ihren verstreuten Niederlassungen allmählich die neue Königin der Adria, Venedig, erwachsen ist. Aber weiter kam Attila nicht. Die abergläubische Furcht, es möge ihm ähnlich ergehen wie Alarich, wenn er Rom erobere, wirkte zusammen mit der Schwierigkeit des Vormarsches durch ein leicht zu verteidigendes Gebirgsland und vielleicht auch mit der Rücksicht auf die Rüstungen Marcians, um den Hunnenkönig bedenklich zu machen; genug, er zeigte sich den Mahnungen einer römischen Gesandtschaft unter Bischof Leo I., die ihn bei Mantua traf, zugänglich und kehrte um.

Schon im nächsten Jahre 453 ereilte ihn ein jäher Tod. Auf dem Braut- 453.
lager mit einem Mädchen, das den deutschen Namen Ildiko trug, erstickte er an einer starken Blutung aus der Nase. Das Volksgefühl gab sich freilich mit diesem einfachen Hergange nicht zufrieden; es dichtete, daß der gewaltige Hunnenkönig durch das Messer einer burgundischen Königstochter gefallen sei, die ihre im Kampfe gegen ihn gebliebenen Brüder habe rächen wollen. So entstand einer der Grundzüge der Nibelungendichtung. Die Hunnen aber schoren sich das Haar und zerfetzten sich mit tiefen Wunden die Wangen, damit der große Kriegsfürst durch Blut und nicht durch weibische Thränen geehrt werde; dann stellten sie den Leichnam unter seidenem Zelte aus und tummelten sich ringsum unter wilden Klageliedern in Reiterspielen. Nach dem Trauergelage aber versenkten sie ihn in dreifachem Sarge bei dunkler Nacht, umgeben von höfischem Schmuck und kriegerischen Trophäen; die Sklaven, die das Grab hergerichtet hatten, wurden getötet.

Zerfall des Hunnenreichs. In der Nacht, in welcher Attila verschied, sah Kaiser Marcianus im Traume den Bogen des Hunnenkönigs zerbrochen vor sich. Das Gesicht hatte Recht; wie das hunnische Reich lediglich durch Attilas Persönlichkeit getragen worden war, so zerfiel es mit seinem Tode. Als seine Söhne den Versuch machten, es unter sich zu teilen, ohne die unterworfenen Völker zu befragen, da empörte sich gegen so erniedrigende Behandlung zuerst der Germanenstolz des Gepidenkönigs Ardarich; die übrigen Stämme, Ostgoten, Rugier, Heruler, Sueben und Alanen, schlossen sich an und in einer grimmigen Schlacht am Flusse Netad in Pannonien erlagen die Hunnen ihren germanischen Vasallen. Ihrer 30,000 fielen, mit ihnen Attilas ältester Sohn, der tapfere Ellak. Was von ihnen übrig blieb, zog entweder nach den Steppen Südrußlands ab, oder trat auch ins oströmische Reich über, wie z. B. ein jüngerer Sohn Attilas, Hernak, Wohnsitze in Klein-Scythien (Dobrudscha) erhielt. Auch die nun befreiten Germanenstämme suchten meist Anlehnung an Ostrom. Die Skiren wurden mit alanischen Haufen in Nieder-Mösien angesiedelt, die Gepiden bemächtigten sich Daciens und damit des alten Kernlandes der hunnischen Macht; die Ostgoten erhielten, da in ihre alten Sitze im Osten sich die zurückweichenden Hunnen eingedrängt hatten, die Erlaubnis, sich in Pannonien niederzulassen, wo sie wohl einen Teil des Grundbesitzes von den Eigentümern sich abtreten ließen. Damals walteten drei Brüder als selbständige Gaufürsten neben einander, Walamir, Widemir und Theodemir, doch so, daß Walamir als der älteste mit dem Königstitel auch einen Vorrang vor den anderen behauptete. Gepiden wie Ostgoten erhielten vom Reiche Jahrgelder und leisteten dafür Waffenhilfe. Das alte, so lange festgehaltene Verhältnis schien wenigstens im Osten wieder hergestellt.

Allmählicher Zerfall des Westreichs. Dagegen brach die römische Staatsordnung im Westen unaufhaltsam zusammen. Durch Valentinians III.
454. eigne Hand fiel am 21. September 454 sein großer Heermeister Aëtius, der letzte große Staatsmann Westroms. Durch den Plan, einen seiner Söhne mit einer Tochter des Kaisers zu vermählen und dadurch seinem Hause einen festen Anteil an der Regierung zu verschaffen, hatte er den Argwohn und die Eifersucht seines Herrn erregt. Kaum ein halbes Jahr später aber vollstreckten zwei deutsche Gefolgsleute des Aëtius die Blutrache an Valentinian (16. März 455).

Damit war das Haus des Theodosius im Westen erloschen und unsäglicher Zerrüttung die Bahn geöffnet. Zwar wurde der Senator Flavius Maximus aus dem vornehmen Hause der Anicier zum Kaiser erhoben und vermählte sich, um an das berechtigte Herrscherhaus anzuknüpfen, mit Valentinians Witwe Eudocia; doch diese rief aus Rache den Vandalenkönig Geiserich herbei, der ohnehin Ma-
Juni 455. ximus nicht anerkannt hatte. Anfang Juni 455 landeten die Vandalen in Portus, und als Maximus vom Pöbel ermordet worden, zogen sie am 5. (oder 7.) Juni im wehrlosen Rom ein. Vierzehn Tage lang plünderten sie die Stadt; dann führten sie mit der unermeßlichen Beute auch Eudocia mit ihren Töchtern gefangen hinweg. Auf diese Nachrichten erhob die gallische Aristokratie im Ein-

vernehmen mit den dort stehenden Truppen und dem Westgotenkönig Theodorich II. einen ihrer hervorragendsten Vertreter, M. Mäcilius Avitus, in Arles zum Kaiser (9. Juli 455), der dann auch in Italien Anerkennung fand. So stellte sich der Westen dem oströmischen Hofe selbständig gegenüber. Doch verständigte sich Avitus sofort mit Marcianus über einen gemeinschaftlichen Feldzug gegen die Vandalen, und wirklich eröffnete ihn der Suebe Ricimer durch einen Sieg über ein vandalisches Geschwader. Anderseits zogen in des Kaisers Namen die Westgoten und Burgunder zum Schutze der Tarraconensis gegen die Sueben ins Feld, schlugen sie bei Astorga (5. Oktober 456), besetzten Bracara und nahmen ihren König Rechiar gefangen. Den Burgundern räumten damals (456) die Großgrundbesitzer der Gallia Lugdunensis neue Ländereien ein.

Noch einmal war es also gelungen, die drei Gewalten, auf denen der Bestand des Reiches noch beruhte, die römischen Streitkräfte, die föderierten Germanen und den Hof von Konstantinopel, zu vereinigen. Bald zerfielen sie für immer und damit das Reich. Denn Ricimer, von väterlicher Seite dem suebischen, von mütterlicher dem westgotischen Königshause verwandt und mit dem burgundischen verschwägert, ertrug es auf die Dauer nicht, die zweite Rolle zu spielen, wo er die thatsächliche Macht in den Händen hatte; er erhob sich und schlug Avitus' gallische Truppen bei Piacenza (18. Oktober 456), worauf der entthronte Kaiser sich mit einem Bistum zufrieden gab. Seitdem schaltete der Heermeister und Patricius Ricimer als Kaisermacher und Kaisermörder sechszehn Jahre lang über Italien. Eine ähnliche Stellung nahm damals in Konstantinopel der Gote Aspar ein, gestützt auf seine noch in Thracien angesiedelten Landsleute. Sich selbst mit dem Purpur zu bekleiden wagte Ricimer nicht, weil er niemals die Anerkennung der einheimischen Truppen und Ostroms, schwerlich auch die der föderierten Germanen gefunden hätte; er beschleunigte deshalb nur die Auflösung des Reiches.

Zunächst wurde mit Zustimmung des neuen oströmischen Kaisers Leos I. Majorianus zum Kaiser erhoben (1. April 457), den die Zeitgenossen mit Trajan verglichen. Wenigstens versuchte er zum letztenmale die römische Macht über den Westen wieder herzustellen. Es gelang ihm das nicht nur gegenüber den gallischen Provinzialen und den Burgundern, sondern auch mit den Westgoten, die er zur Aufhebung der Belagerung von Arles und zur Erneuerung des alten Bündnisvertrages nötigte (April 459). Dagegen mißglückte das Unternehmen gegen die Vandalen vollständig, indem Geiserich die römische Flotte im Hafen von Cartagena überfiel und durch Feuer fast vernichtete. Auf dem Rückwege nach Italien entsetzte Ricimer den Kaiser, der nicht verstanden hatte, zu siegen, in der Nähe von Tortona und ließ ihn dann umbringen (August 461).

Die Westgoten in Gallien und Spanien. Seit Majorianus hat kein römischer Kaiser mehr über Gallien, Spanien und Britannien eine wirkliche Gewalt ausgeübt oder ist auch nur dort erschienen. Diese Provinzen lösten sich vom Centrum los. Vor allem breiteten sich die Westgoten zu beiden Seiten der Pyrenäen aus. In Gallien leistete ihnen bis 463 Ägidius, der unabhängig

von den wechselnden Kaisern in Nordgallien stand, noch nachdrücklichen Widerstand, obwohl er den Verlust von Narbonne nicht verhindern konnte; aber nach seinem Tode breitete König Eurich (466—484) in Spanien wie in Gallien die westgotische Macht auf Kosten der Römer und der Sueben gewaltig aus. Jenen entriß er 473 Pamplona, Saragossa und die Küstenstädte des Ebrolandes, also die ganze Tarraconensis, die Sueben beschränkte er durch die Einnahme von Merida und Lissabon auf Galicien. Andrerseits bezwang er die beherrschende Berglandschaft der Auvergne nach hartnäckigem Widerstande, den freilich nicht eine römische Regierung, sondern einer der großen Grundherren der Provinz, Ecdicius, der Sohn des Kaisers Avitus, mit Hilfe seines Schwagers, des Bischofs von Clermont-Ferrand, Apollinaris Sidonius, an der Spitze seiner militärisch geschulten Colonen und Sklaven thatkräftig leitete. Dann gewann Eurich mit der Wegnahme des längst begehrten Arles die Rhonelinie und mit der Eroberung von Marseille die wichtigste Handelsstadt am westlichen Mittelmeer (481). Seitdem reichte die Herrschaft der Westgoten vom atlantischen Ozean bis an die Loire und die Seealpen, aber ihr Schwerpunkt lag auch jetzt im südlichen Gallien, die Hauptstadt blieb Toulouse, und mit vollem Rechte gilt deshalb der deutschen Heldensage Aquitanien schlechtweg als das Westgotenland. Eine weitere Landteilung hat nicht stattgefunden, ebensowenig wurden die Römer dem westgotischen Staate wirklich eingefügt. Die Wehrpflicht blieb den Goten vorbehalten, und in den unteren Instanzen wurden sie nach wie vor von ihren militärischen Befehlshabern regiert, nach ihrem Rechte gerichtet. Die Römer behielten ebenso ihre eigenen Beamten für die Lokalverwaltung, wie ihr eigenes Recht und ihre Steuerverfassung; nur in den obersten Instanzen regierten über beide Völker gotische Oberbeamte (duces). Die gotische Volksversammlung freilich trat ganz hinter der königlichen Gewalt zurück und auch im Rechte machte sich der römische Einfluß bald übermächtig geltend, bis endlich mit dem Übertritte des Volkes zum Katholizismus (589) die römische Gesittung das westgotische Wesen völlig überwältigte.

Die Angeln und Sachsen in Britannien. Im Norden der Loire hielten sich die Kelten der Aremorica und als römischer Statthalter Ägidius' Sohn Syagrius, in Britannien aber breiteten sich schon seit etwa 450 die Angeln, Sachsen und Jüten aus, im scharfen Gegensatze zu den verwandten Vorgängen in Westeuropa gewaltsam, als Eroberer auf eigene Faust, ohne sich auf Verträge und Landteilungen einzulassen, denn eine römische Verwaltung gab es hier schon längst nicht mehr. Niemals hatte Rom ganz Britannien beherrscht. Unabhängig hatten sich die Kelten unter dem Namen Scoten (Schotten) auf Irland und im Nordwesten der Hauptinsel, als Picten im Osten des heutigen Schottland behauptet, und selbst in den eroberten Landschaften war die Romanisierung immer auf die Städte und die Festungen beschränkt geblieben, während die Masse des Landvolks in ihrem Keltentume verharrte. Freilich hatte die römische Herrschaft hier wie überall das etwa vorhandene Nationalgefühl zerstört, die Insel überhaupt immer nur als Anhängsel der gallisch-germanischen Provinzen behandelt.

Nun zog i. J. 418 die römische Besatzung ab und kam trotz wiederholter Gesuche nicht wieder, die römische Verwaltung löste sich auf. Seitdem standen die Briten, der Waffenübung und jedes selbständigen Entschlusses längst entwöhnt, zersplittert in Stadtgemeinden und Großgrundherrschaften, ratlos und hilflos den Einfällen der Picten und Scoten gegenüber. Von der anderen Seite aber bedrohten wie schon seit dem Ausgange des 3. Jahrhunderts sächsische und dänische Raubschiffe ihre Küsten, und unzweifelhaft war seit lange die Insel nicht nur das Ziel ihrer Plünderungsfahrten, sondern für viele bereits eine neue Heimat geworden, denn germanische Kolonisten lassen sich auch hier nachweisen (s. oben S. 64). So war in Britannien das Kommende schon ebenso vorbereitet wie auf dem Festlande.

In dieser Not gewann, wie die in der Hauptsache wohlbegründete Sage meldet, der südbritische Fürst Vortigern (kelt. Guorthigirn) die Hilfe jütischer Scharen unter ihren Häuptlingen Hengist und Horsa und räumte ihnen als Lohn ihres Beistandes die Insel Thanet an der Ostspitze von Kent (um Margate und Ramsgate), 600 Hufen Landes groß, ein (um 449). Doch bald wurden die 449.
Helfer zu Bedrängern. Als neue Zuzüge übers Meer herüberkamen und die ursprünglichen Sitze nicht mehr genügten, begannen sie den Eroberungskrieg. Vortigern wurde auf Nordwales beschränkt, in Kent aber entstand das erste germanische (jütische) Königreich. Doch die Hauptmasse der Einwanderer kam aus Sachsen und Angeln (nördlich der Schlei). Ganze Geschlechter wanderten von hier aus über das Meer, so daß die deutsche Heimat der Angeln noch um 730 fast menschenleer dalag. Die Sachsen setzten sich besonders im Süden Britanniens fest. Hier entstand sehr früh das Königreich Südsachsen (Suthseaxas, Sussex), etwas später Westsachsen (Westseaxas, Wessex), in nicht bestimmbarer Zeit Ostsachsen (Eastseaxas, Essex) und Mittelsachsen (Middleseaxas, Middlesex). Andere Scharen setzten sich in Hampshire, Dorset und Somerset fest, alle im Kampfe mit dem sagenberühmten Britenkönig Artus (Arthur), der etwa in den Anfang des 6. Jahrhunderts zu setzen ist. Um dieselbe Zeit bildete sich unter westsächsischer Hoheit ein zweites jütisches Fürstentum auf der Insel Wight. Im Osten eroberten die Angeln nicht nur das nach ihnen genannte Ostangeln, sondern drangen auch in das mittlere Flachland ein, wo später aus einer Anzahl kleiner Fürstentümer das Königreich Mercia (Myrcna) entstand, und besetzten auch das Gebiet vom Humber bis zum Meerbusen von Edinburgh. Allmählich wichen so die Kelten nach den westlichen Küstengebieten oder nach Gallien (Bretagne) zurück. Da die Germanen als reine Eroberer auftraten, so wurde das Land durch Vertreibung oder Knechtung der im Kriege schon arg gelichteten keltischen Urbevölkerung, die mit der Zerstörung und Verödung der meisten Städte Hand in Hand ging, vollständig germanisiert, die römisch-keltische Kultur ausgerottet bis auf einige Ortsnamen, Straßen und verfallene Festungswerke, damit aber auch das britische Christentum so gut wie vernichtet. Kein Heldengedicht spiegelt deshalb so rein und unverfälscht germanisch-heidnisches Wesen wieder, wie der angelsächsische „Beowulf."

Die mittleren Donaulande. So lösten sich Britannien, Gallien, Spanien, Afrika mit oder ohne Teilnahme der Provinzialen vom Reiche ab. Und wie sah es damals selbst in den Grenzlanden des Gebietes aus, das noch dem kaiserlichen Szepter unterworfen war! Auf sie, d. h. auf den Landstrich an der mittleren Donau, fällt helles Licht aus einer Darstellung, die ein freundlicher Zufall uns erhalten hat, aus der Lebensbeschreibung des heiligen **Severinus**. Ungefähr seit 455 trat dieser merkwürdige Mann im norischen Uferlande (Nieder- und Ober-Österreich) auf, eine der ehrwürdigsten Erscheinungen der ersten christlichen Jahrhunderte, selbstlos bis zu fast übermenschlicher Entsagung, ein schlichter Einsiedler ohne jede geistliche oder weltliche Vollmacht, aber ein Herr über die Gemüter und, wie der fromme Glaube war, im Besitz göttlicher Wunderkraft. Der Sprache nach war er ein geborner Lateiner, doch woher er stammte, hat er niemals sagen wollen. So trat er unter eine ratlose, verzweifelnde Bevölkerung, über die wenige Jahre zuvor die Heerzüge Attilas dahingebraust waren. Von Westen her streiften die Alamannen und Thüringer, gelegentlich auch die Heruler bis tief ins Land hinein, schleppten die Feldarbeiter gefangen hinweg, wagten sich dann auch an die befestigten Städte; wo sie eindrangen, da plünderten und zerstörten sie alles bis auf die leeren Wände, die Einwohner erschlugen oder knechteten sie. Im Norden der Donau hatten sich die **Rugier** bereits fest angesiedelt; von da aus plünderten sie ebenfalls auf dem rechten Ufer, dann begannen sie die norischen Städte tributpflichtig zu machen. Mit Italien war der Verkehr noch nicht gerade abgeschnitten, wie denn italische Bodenerzeugnisse ihren Weg noch zur Donau fanden, aber er wurde von streifenden Raubscharen häufig gestört und vollends von einem Einflusse der römischen Regierung auf Ufernoricum war längst keine Rede mehr. Nur in Batavis (Passau) stand noch eine schwache Besatzung, die aber auch keinen Sold mehr erhielt; die übrigen festen Plätze, selbst das große Standlager von Lauriacum (s. S. 57), waren von den Truppen verlassen und dienten nur noch den Landeseinwohnern als wenigstens leidlich sichere Wohnsitze. Nun hat Severinus diesen Auflösungsprozeß weder aufhalten können noch auch nur aufhalten wollen; nicht das Land wollte er der römischen Herrschaft retten, sondern nur das Leben der Bewohner schützen und ihre Seelen bewahren vor dem ewigen Verderben. Daher spendete er überall Trost, suchte Gefangene von den Barbaren loszukaufen oder loszubitten, die Herzen ihrer Fürsten milde zu stimmen, und in der That erschütterte seine schlichte Rede den Alamannenkönig Gibold, mit scheuer Achtung hörten auch die Rugierfürsten und selbst ihre wilde Königin Giso auf seine Ermahnungen und Ratschläge. Doch enger und enger zog sich der Kreis der Ortschaften zusammen, die noch für römisch gelten konnten. Passau erwehrte sich der Alamannen, aber auf Severinus' Rat räumten es die Einwohner; was zurückblieb, fiel den Thüringern in die Hände. Juvavum (Salzburg) wurde durch nächtlichen Überfall von den Herulern genommen und verwüstet. Die zusammenschwindenden Reste der Römer im westlichen Noricum zogen sich schließlich nach Lauriacum zurück, bis sie auch von dort Severinus weiter stromabwärts in das Schutzgebiet der Rugier führte. Denn hier begann

auf beiden Seiten der Donau ein rugisches Staatswesen sich zu befestigen. Inmitten seiner Schutzbefohlenen ist Severinus am 8. Januar 482 gestorben. 482.

Ende des weströmischen Reiches; Odovakar. Er hat somit den völligen Zusammenbruch des weströmischen Reiches auch in Italien, dem letzten Reste desselben, noch erlebt, ja dem Urheber desselben, **Odovakar**, seine künftige Größe vorausgesagt. Ricimer war 472 gestorben. Nun versuchte sein Neffe, der Burgunder **Gundobad**, an seine Stelle zu treten, indem er im März 473 Glyeerius als Kaiser aufstellte. Als darauf Ostrom sich einmischte und Julius Nepos mit Truppen nach Ravenna sandte (474), bäumte sich dagegen wieder das Selbstgefühl des Westens auf; der Patricius Orestes zog von Gallien heran und nahm am 24. August 474 Ravenna. Hier ließ er am 31. Oktober seinen Sohn **Romulus** (Augustulus) zum Kaiser ausrufen, um in dessen Namen zu herrschen. 474. Doch die in Italien stehenden germanischen Truppen unter Odovakar, der als einfacher Edling in römische Dienste getreten war, Heruler, Rugier, Skiren, Turkilinger u. a., erhoben gegen die neuen Herrscher die Forderung, ihnen, wie es den Westgoten gegenüber geschehen war, ein Drittel des Grund und Bodens in den italischen Landschaften einzuräumen, in denen sie lagen. Als dies Orestes verweigern zu müssen glaubte, nahm ihn Odovakar in Pavia nach tapferer Gegenwehr gefangen, ließ ihn enthaupten und zwang Romulus zur Entsagung (22. August 476). 476.

Ähnliches war oft schon geschehen, aber was jetzt weiter geschah, war etwas Neues, Unerhörtes. Denn Odovakar setzte keinen neuen Kaiser ein, er wagte es vielmehr, sich selbst zum König ausrufen zu lassen, nicht einer bestimmten Völkerschaft — denn er gebot nur über Söldner verschiedener Stämme — sondern zum König von Italien, das erstemal in der Geschichte, daß der Gedanke eines selbständigen italischen Reiches auftaucht. Der Senat erkannte ihn in dieser Stellung an; ja er ersuchte den oströmischen Kaiser Zeno ausdrücklich durch eine Gesandtschaft, keinen Kaiser zu bestellen, sondern dem „tapfern und treuen" Odovakar die Herrschaft Italiens als römischem Patricius zu übertragen, übersandte deshalb auch die kaiserlichen Abzeichen nach Konstantinopel. Indem der Senat diese Bitte stellte und der Kaiser den Odovakar als Patricius anerkannte, allerdings mit Vorbehalt der Rechte des Nepos, blieb die Zugehörigkeit Italiens zum Reiche und der Anspruch des Imperiums auf das Land der Form nach gewahrt, doch nicht eben im anderen Sinne als die Spaniens oder Galliens. Thatsächlich beherrschte ein germanischer König auch Italien fortan aus eignem Rechte. Der ganze Westen war in germanische Staaten aufgelöst.

Freilich gewann Odovakars Herrschaft keinen Bestand. Er handhabte sie kräftig, soweit möglich, zerstörte namentlich das rugische Reich an der Donau (487/8), dessen König Friedrich dann mit den Resten seines Volkes zu den Ostgoten flüchtete. Die Donaugrenze selbst wagte er nicht zu behaupten, er wies die römischen Einwohner von Ufernoricum zur Räumung des Landes an. Damals wurde auch Severinus' Leiche nach Italien gebracht. Aber schon zog sich über Odovakar ein schweres Gewitter zusammen.

Die Ostgoten und Ostrom. Die Zerstörung des rugischen Reiches brachte ihn in Konflikt mit den Ostgoten, der damals unzweifelhaft mächtigsten Völkerschaft im östlichen Europa. Sie waren auch in Pannonien (s. S. 92) nicht recht zur Ruhe gekommen, sondern nicht viel anders, als die Sueben zu Cäsars Zeit, ein halbnomadisches Kriegervolk geblieben, das wenig geneigt war, den Pflug zu führen, sondern es seiner Natur mehr entsprechend fand, Jahrgelder und Getreidelieferungen von Ostrom zu ertrotzen, bei den Nachbarvölkern Beute zu suchen oder ihnen Schatzung aufzuerlegen.

In diesen fortgesetzten Kämpfen fiel Walamir, der älteste der drei Brüder, welche über die Ostgoten herrschten, in einer Schlacht gegen die Skiren, Widimir aber zog mit einer Schar seiner Landsleute nach Italien, die dann in Gallien mit den Westgoten verschmolzen ist. So blieb nur Theodemir übrig. Nach seinem
474. Tode um d. J. 474 erhoben die Ostgoten seinen jugendlichen Sohn Theodorich zum König des gesamten Volkes. Der junge Fürst, an demselben Tage geboren, an dem sein Oheim Walamir einen glänzenden Sieg über die Hunnen erfocht, hatte zehn Jahre als Geisel in Konstantinopel zugebracht und sich dann bald bei den Nachbarvölkern einen gefürchteten Namen erworben. Jetzt suchte ihn Kaiser Zeno als Bundesgenossen gegen die thrakischen Goten zu gewinnen, deren Führer Theodorich Strabo (d. h. der Schieler) dem Hofe von Konstantinopel feindlich gegenüberstand, seit dort mit dem Tode seines Landsmanns Aspar der gotische Einfluß vernichtet worden war. Aber zweimal erzwang das Volksgeschrei der Ostgoten statt des Bündnisses mit Rom das Bündnis mit den Stammgenossen, ja sie drangen wieder durch Macedonien bis Epirus vor. Als Theodorich Strabo 481 starb, schloß sich Theodorich wieder dem Kaiser an, empfing 484 sogar das Konsulat und als er gegen einen Aufstand in Kleinasien seinen Beistand geleistet hatte, die ungewöhnliche Ehre einer Reiterstatue in Konstantinopel (486). Trotzdem blieb das Verhältnis so unsicher, daß der eben noch hochgefeierte Gotenfürst schon 487 wieder als Feind vor der Hauptstadt erschien.

Unter solchen Umständen ist es vom Standpunkte beider Parteien begreiflich, wenn sie zu festeren Verhältnissen zu kommen suchten. Schon einmal hatte Theodorich daran gedacht, nach Italien zu gehen; jetzt tauchte dieser Gedanke von neuem auf, als Odovakar das rugische Reich zerstörte und dessen König bei den Ostgoten Zuflucht fand. Er erbot sich also gegenüber Zeno, mit seinem Volke in oströmischem Interesse Italien zu erobern, und der Kaiser ging um so lieber darauf ein, als er dadurch die Hoheit des Reiches über Italien wiederherzustellen, die unruhigen Ostgoten aber aus seiner Nachbarschaft zu entfernen hoffen konnte.

Eroberung Italiens durch die Ostgoten. Der Zug ward beschlossen, das ganze Ostgotenvolk, das rugische Scharen noch verstärkten, aus allen seinen Sitzen vereinigt, denn nicht der Marsch eines Kriegsheeres war es, sondern eine
488. wirkliche Völkerwanderung in alter Weise mit Weibern und Kindern, mit aller Habe und allem Geräte auf Wagenhäusern, die von Ochsen gezogen wurden; die Frauen hatten für das Reisegewand gesorgt und bereiteten auf der Fahrt für den Unterhalt, was die Jagd lieferte, oder die Völker, durch deren Gebiet der schwer-

fällige Zug sich langsam bewegte, freiwillig oder gezwungen an Lebensmitteln hergaben. Nicht anders waren die Cimbern und Teutonen gewandert. So ging es von der unteren Donau aus, wo Theodorich zuletzt um Novae (Swischtowa) gelagert hatte, stromaufwärts durch die Länder der Gepiden und Sarmaten nicht ohne blutige Kämpfe, dann über Sirmium durch das südliche Pannonien. Der Winter zwang zur Rast, denn Haar und Bart und Kleidung starrten von Eis und der Schnee sperrte die Pässe. Erst im Sommer 489 rückten die Ost- 489.
goten auf der Straße Emona-Aquileja in Italien ein. Hier an der Brücke des Isonzo überfiel Odovakar sie in ihrem Lager, wurde aber geschlagen (28. August) und konnte ihr weiteres Vordringen nicht mehr hindern. Vier Wochen später (Ende Septbr.) gewann Theodorich einen zweiten schweren Sieg bei Verona an der Etsch, der ihm diese Stadt und Mailand in die Hände gab. Als nun vollends Odovakars Feldherr Tufa zu den Ostgoten übertrat, glaubte dieser sich nicht mehr im freien Felde halten zu können, warf sich deshalb nach dem durch Sumpf und Wasser fast unbezwinglichen Ravenna. Da nun aber Tufa die Partei plötzlich wechselte und dabei einige vornehme Ostgoten auslieferte, so erschien Odovakar wieder im Felde und schloß die Ostgoten sogar in Pavia ein. Erst eine starke westgotische Hilfsmacht befreite sie aus dieser gefährlichen Lage, und Theodorich erfocht dann am 11. August 490 den entscheidenden Sieg an der Adda. Dieser warf 490.
Odovakar endgiltig nach Ravenna zurück, das nun Theodorich einschloß, während die italischen Landschaften ihn ohne weitere Gegenwehr anerkannten. Nur Ravenna widerstand fast drei Jahre lang in hartnäckigen Kämpfen, die in der Sage von der „Rabenschlacht" nachklingen. Erst als die Eroberung von Ariminum dem Gotenkönig auch eine kleine Flotte in die Hände gespielt hatte, ergab sich Odovakar gegen Zusicherung seines Lebens und seines Ranges dem Gegner am 27. Febr. 493. Am 5. März zog Theodorich in Classes, der Vorstadt von Ra- 493.
venna, ein. Ein paar Tage später aber bei einem Gastmahle stieß er den Besiegten mit eigner Hand nieder; er meinte eine That der Blutrache zu vollführen, wohl in Erinnerung an die Zerstörung des rugischen Reichs.

Das Reich Theodorichs. Nach dem Siege wurde Theodorich von seinen Goten nochmals feierlich als König der Goten und Herr von Italien anerkannt. Während seines zehnjährigen Aufenthalts in Konstantinopel hatte er die Bedeutung der römischen Kultur würdigen gelernt und war entschlossen, darnach zu handeln. Den Römern sicherte er ihr Recht zu, und auch von Zenos Nachfolger Kaiser Anastasius (491—518) wurde seine Autorität über die Römer anerkannt; ja der Kaiser schickte ihm die Insignien zurück, die Odovakar nach Konstantinopel gesandt hatte (498). So kam Italien unter die Herrschaft der Goten, zwar als ein Teil des römischen Reiches, aber unter einem selbständigen germanischen König. Dies doppelseitige Verhältnis bestimmte die ganze Geschichte des ostgotischen Reichs. Die römische Verfassung mit ihrem Reichssenat, ihrem Ämtersystem, ihrem Steuerwesen, ihrer Stadtverwaltung blieb vollkommen aufrecht; in den Händen der Römer blieb auch der erheblichste Teil des Grundbesitzes wie die Besetzung der Kirchenämter, und damit ein gewaltiger Einfluß. Neben ihnen stand als eine

7*

selbständige Körperschaft das Volksheer der Goten, gewissermaßen als eine erbliche Kriegerkaste, die streng alle Romanen ausschloß, ausgestattet mit den Grundstücken der vertriebenen oder gefallenen Söldner Odovakars, daher im wesentlichen im Norden und Osten Italiens angesiedelt, mit den alten, nationalen Einrichtungen, namentlich einem besonderen Recht, von gotischen Beamten gerichtet und regiert und von den Römern geschieden durch Sprache und Kultur, Sitte und Glauben, kurz durch die tiefste Kluft, die es geben konnte. Nur einem großen Manne konnte es gelingen, einen solchen Staat aufrecht zu erhalten, und nicht minder kühn erscheint die auswärtige Politik Theodorichs, denn alle germanischen Staaten des Westens wollte er unter seiner Führung zu einem großen Bunde vereinigen. Weder das eine noch das andere Ziel hat er wirklich erreicht, doch so gewaltig war der Eindruck seiner Persönlichkeit auf die Germanen, daß Theodorich der Große unter dem Namen Dietrich von Bern (Verona) der Mittelpunkt ihrer Heldensage geworden ist.

Rückblick und Vorblick. Erst mit der Einwanderung der Ostgoten in Italien war die Austeilung des römischen Abendlandes unter die Germanen endgiltig vollzogen In Nordafrika saßen die Vandalen, im nordwestlichen Spanien die Sueben, im übrigen Spanien und im südwestlichen Gallien die Westgoten, im südöstlichen Gallien die Burgunder, im Norden hatten soeben die Franken die Reste der römischen Herrschaft und die keltische Aremorica überwältigt (s. S. 109), in Britannien breiteten sich Angeln, Sachsen und Jüten aus. Noch blieb, wenn man von Afrika, Britannien und den Eroberungen der Franken absieht, die Idee des römischen Reiches erhalten, Verträgen mit dem Kaisertum verdankten die Germanen ihre Sitze, aber in der That war das weströmische Reich zersprengt und mit der Eroberung auch ein neues selbständiges Recht geschaffen. Eine wundersame Entwicklung! Erst traten die Germanen als Hilfstruppen (auxilia) in römischen Kriegsdienst, oft schon als geschlossene nationale Abteilungen; seit dem 3. Jahrhundert beginnen diese Hilfstruppen zu überwiegen, ja die Barbaren dringen in immer stärkerer Zahl in die Legionen ein, schließlich gehen ganze germanische Volksheere in den Dienst Roms über und werden erst in den Provinzen, dann auch in Italien angesiedelt, während zugleich germanische Heerführer überall die Leitung übernehmen. So löst sich das römische Heer allmählich großenteils in germanische Kontingente auf, und indem diese feste Sitze, ihre Führer die Herrschaft auch über die römischen Provinzialen gewinnen, zerfällt schließlich das weströmische Reich in germanische Staaten. Nicht durch Landverluste an germanische Stämme ist das Reich zu Grunde gegangen, sie waren gering und betrafen nur spät eroberte Grenzlande, vielmehr die mit oder ohne seine Zustimmung einwandernden Stämme haben es zersprengt. Dieser Ausgang mochte den römischen Zeitgenossen als ein unsägliches Unheil, als der Vorbote des Weltunterganges erscheinen, denn für sie fiel der Begriff der staatlichen Ordnung schlechtweg mit dem des römischen Reiches zusammen, thatsächlich war damit der Grund zu einer neuen Entwicklung gewonnen. Der schwere Bann, den die römische Herrschaft über das Leben der unterworfenen Länder und Völker gelegt und der schließlich alles selbständige

Geistesleben erstickt hatte, war gelöst, die natürlichen Interessen, die landschaftlichen und nationalen Besonderheiten konnten wieder zu ihrem Rechte kommen, seitdem germanische Fürsten in Toulouse und Paris, in Ravenna und Karthago geboten und gemäß den Bedürfnissen ihrer Länder, nicht nach denen eines alles verschlingenden Herrenvolkes, regierten. Die langen Unterbrechungen des Handels und Verkehrs und der Abfluß der Edelmetalle zu den Barbaren, die sie wieder in ihrer Vorliebe für schweren Schmuck und für Ansammlung eines Schatzes dem Verkehr in großer Masse entzogen, zerstörten zugleich das Übergewicht der Städte, und da die Germanen gemäß ihrer ganzen Kulturstufe den Gau, nicht die Stadtgemeinde, zur Grundlage der Verwaltung machten, vermittelten sie der Welt den Übergang vom antiken Stadtstaat mit seiner Unterwerfung des Landvolks unter die Stadtgemeinde zum modernen Flächenstaat mit der Gleichberechtigung seiner Bewohner in Stadt und Land. So haben sie in politischer Beziehung das westliche und südliche Europa germanisiert. Indem sie endlich von ihrer Heimat, mit der ihre Götter engverwachsen waren, sich lösten und in den Kreis der römischen Kultur eintraten, waren sie auch unter den Einfluß des Christentums gekommen, und wie sie ihre frische, unverbrauchte Kraft in dessen Dienste stellten, so gewann andrerseits ihr eignes Leben einen tieferen Inhalt und den Anstoß zu neuen Gestaltungen.

Doch eins kam dabei noch in Frage, nämlich dies, ob die eingewanderten Germanen auch Germanen bleiben, ob sie ihr Volkstum würden behaupten können, etwa wie später die Türken gegenüber den Slawen und Griechen der Balkanhalbinsel als eine herrschende Kriegerkaste das gethan haben. Denn die Möglichkeit, die romanischen Provinzialen zu germanisieren, lag nicht vor. Da haben nun die Überlegenheit der römischen Kultur, das Zahlenübergewicht der Romanen, die Zerstreuung der germanischen Einwanderer über ein weites Territorium infolge der Landteilungen, die sie mitten unter die Romanen warf und ihren nationalen Zusammenhang lockerte, die Empfänglichkeit der Deutschen für das höher entwickelte fremde Wesen, das ihnen auch noch im Verfall gewaltig erschien, also ihre Kulturfähigkeit, endlich der Übertritt vom Arianismus zum Katholizismus in wenigen Geschlechterfolgen sie ihrer Nationalität beraubt, wenn sie nicht, wie Vandalen und Ostgoten, ganz zu Grunde gingen. Das macht die „Völkerwanderung" zugleich zur größten Tragödie der Geschichte, und ihre Helden sind nicht die Römer, sondern die Germanen.

Es waren die ostgermanischen Wanderstämme, die so die gealterte romanische Bevölkerung Westeuropas verjüngten, aber dem eigenen Volke verloren gingen. Nur lose am Boden haftend, waren sie immer leicht aus ihren Wohnsitzen gewichen; sie hatten schöne Grenzländer, in denen sie ihre Eigenart eher hätten behaupten können, immer wieder aufgegeben, um in milderen und kultivierteren endlich seßhaft zu werden, wo sie das nicht vermochten. Auf die Entwicklung der Stämme, die deutsch blieben, haben sie fortan keinen Einfluß geübt. Ihre Geschichte bildet deshalb ebensowenig einen Teil der deutschen Geschichte, wie etwa die der reingermanischen Angelsachsen. Nur ein kostbares Erbe haben sie ihren

Landsleuten in der alten Heimat hinterlassen, die deutsche Heldensage, den poetischen Niederschlag der gewaltigen Kämpfe und Schicksale, die sie durchlebten. Ob eine deutsche Nation mit geschlossener Eigenart und selbständiger Kultur sich entwickeln werde, darüber lag nun die Entscheidung bei den seßhaften Bauernstämmen rechts und links des Rheines.

Zweiter Zeitraum.

Die
Reichsbildungen auf germanisch-römischer Grundlage

476 (481) bis 1273.

Ich sach hie vor eteswenne den tac,
Daz unser lob was gemeine allen zungen.
Swâ uns kein lant iender nâhe gelac,
Daz gerte suone oder ez was betwungen.

Wohl sah ich vormals den glücklichen Tag,
Da unser Ruhm war gemein allen Zungen.
Wo ein Land uns nahe nur lag,
Das bat um Frieden, sonst ward es bezwungen.

Walther von der Vogelweide.

Erste Abteilung.

Das fränkische Reich
481—918.

Erster Abschnitt.

Die Bildung des Reiches unter den Merowingern
481—614.

Die Stämme des inneren Deutschlands. Gegen das Ende des 5. Jahrhunderts waren im westlichen Teile des alten Germanien und links des Rheines auf ursprünglich römischem Boden sechs Stämme angesessen: die Friesen, Sachsen, Franken, Alamannen, Thüringer und Bayern. Auch sie waren von der Völkerwanderung vielfach berührt worden. Durch die Wohnsitze der süddeutschen Stämme waren die Vandalen mit den Sueben und Alanen, die Burgunder, sowie die Hunnen Attilas gezogen. Aber von diesen Völkerwogen hatten sich die Westdeutschen nicht fortreißen lassen, denn sie waren damals bereits zu seßhaften Bauern geworden. Sie sind allerdings nicht ganz in den ursprünglich eingenommenen Landschaften geblieben, aber sie erscheinen dabei immer als Kolonisten, sie erweitern nur ihr Gebiet, sie geben die Heimat niemals auf. So gut wie gar nicht haben die Friesen ihre Sitze geändert; die Sachsen haben allerdings Britannien erobert, aber in Deutschland selbst, nachdem sich einmal der Stamm gebildet hatte, nur einige Grenzlandschaften hinzugewonnen (s. S. 112). Weit bedeutender sind die Veränderungen bei den Franken und Alamannen. Von den gewonnenen Sitzen aus (s. S. 65) drangen die Franken im Verlaufe des 5. Jahrhunderts allmählich weiter vor. Die Salier, mit denen die Bataver und Canninefaten verschmolzen, schoben ihre Dörfer Schritt für Schritt im Flachlande der Schelde südwärts bis an den Kohlenwald (Silva Carbonaria) links der untern Sambre. Von hier aus eroberte ihr König Chlojo

um 431 Cambrai (Kammerich, Cameracus) und das Gebiet an der Somme, allerdings noch unter römischer Hoheit. Gleichzeitig siedelten sich nördlich von ihnen und unter ihrem Schutze die thüringischen Angler und Wariner in Nordbrabant (Toxandrien) um Dysborg (Dispargum) an. Den Chamaven im Hamalande an der Yssel blieb somit zur Ausbreitung nur die Gegend an der Zuydersee übrig. Selbständig besetzten die Ripuarier das Land zwischen Rhein, Maas und Eifel. Aëtius besiegte sie noch einmal 428, wurde aber dann doch gezwungen, sie als Föderaten aufzunehmen und ihnen Köln als Hauptstadt zu überlassen. Mit ihnen zusammen nahmen die Chattuarier den Hatteragau um Cleve ein. Von all diesen fränkischen Stämmen durch die weite Wildnis der Ardennen getrennt breiteten sich die Chatten aus, von Mainz her die Nahe, von Coblenz her die Mosel aufwärts bis Trier, das binnen wenigen Jahrzehnten viermal erobert wurde, ja bis Metz und Toul. Doch erkannten sie bis 476 die römische Hoheit an.

Vielfach kreuzten sich nun diese Niederlassungen, insbesondere die der Chatten (Oberfranken), mit den Siedlungen der Alamannen. Gegen Ende des 4. Jahrhunderts bis an den unteren Main vorgeschoben, wo ihnen damals Kaiser Valentinianus I. begegnete (s. S. 70), räumten sie dann das Gebiet bis an den Neckar südwärts den Burgundern ein und nahmen es wohl erst nach deren Abzuge (443) wieder in Besitz; schwerlich früher besetzten sie auch den Elsaß (Alisat, d. i. Fremdsitz, Ausland). Dann aber breiteten sie sich weit nordwärts aus bis gegen Koblenz, Köln, Aachen, Luxemburg, Verdun hin, wie die zahlreichen echt alamannischen Ortsnamen dieser Gegenden auf – ach – brunn – felden – ingen – schwand – stetten – wangen – weiler beweisen, stießen also hier mit den Oberfranken und selbst mit den Ripuariern zusammen. Zum römischen Reiche traten sie in kein Verhältnis.

Die Gegenden links des Rheines, welche die Deutschen einnahmen, waren jedenfalls durch die fortgesetzten Grenzkriege schon stark verwüstet, zum Teil auch durch frühere Zuwanderungen bereits halb germanisiert (s. S. 65), und ihre Städte mindestens wurden bei der fränkischen Eroberung arg mitgenommen, wie z. B. Chlojo bei der Einnahme von Cambrai alle dort wohnenden Römer niedermachen ließ, und in Köln zahlreiche Funde eine gründliche Zerstörung erweisen. Gleichwohl haben sich ansehnliche Reste der keltisch-romanischen Bevölkerung noch eine Zeitlang erhalten, mindestens in den Städten. Dies zeigt insbesondere die Fortdauer keltisch-romanischer Ortsnamen am Rheine (s. S. 38 f.). Nur wenige Städte haben ihren alten Namen verloren, wie sich z. B. Argentoratum in das deutsche Straßburg verwandelte. Denn die Bauernkultur der Deutschen sträubte sich lange gegen das Wohnen in den Städten; sie nahmen sie zwar, aber sie wollten nicht darin hausen. Auf dem platten Lande werden sich römische Einwohner seltener erhalten haben; dafür spricht z. B. die Bezeichnung einzelner Orte als „Wälschendorf" (so Waldorf, Walathorp westlich von Bonn), die demnach Ausnahmen inmitten sonst deutscher Umgebung waren. Auch die fränkischen Volksrechte nehmen auf den Römer (Wala) Rücksicht. Doch diese schwachen Bestände konnten ihre Nationalität nicht lange behaupten. Schon in den letzten Jahrzehnten des 5. Jahrhunderts war, wie ein römisch gesinnter Gallier klagt, das Lateinische am Rhein

und in der belgischen Provinz, also im ganzen Nordosten Galliens, ausgestorben, und wenn es z. B. gegen d. J. 500 bei Arras, ja noch 631 bei Gent, also eben im alten salfränkischen Gebiet, keine Christen gab, so ist das gleichbedeutend mit dem Verschwinden der römischen Bevölkerung. Das Land wurde also ebenso gut germanisiert, wie etwa England, auch die vorhandenen Pflanzungen der christlichen Kirche gingen meist zu Grunde.

Ostwärts von den Ober-Franken traten als eine wenigstens z. T. neue Stammesgemeinschaft seit dem Anfange des 5. Jahrhunderts die Thüringer hervor, im wesentlichen die Nachkommen der alten Hermunduren (s. S. 8), deren Namen in späterer Weiterbildung sie auch tragen (During), aber durch Zuwanderungen von Norden her, insbesondere der Angeln und Wariner, verstärkt. An jene erinnern der spätere Engilingau an der Unstrut und daran anklingende Ortsnamen (Holz-, Feld-, Kirch-, Westengel bei Sondershausen, Angelhausen bei Arnstadt u. s. f.), an diese der Weringau nördlich von Würzburg, und Namen, die mit Werna oder Wern anlauten, an beide eine auffallende Zone von niedersächsischen Ortsnamen auf – leben (altsächs – leva, Erbgut), die vom nördlichen Schleswig bis gegen Würzburg hin sich erstreckt. Nach Süden hielten die Thüringer das Land bis zur Donau fest und berührten sich hier mit den Bayern.

Nur spätere Unkenntnis oder Geschichtsfälschung hat die Bayern (Bajuvari) zu Nachkommen der keltischen Bojer und zu einem keltisch-germanischen Mischvolke machen wollen. Sie stammen allerdings aus dem Bojerlande (Bojohaemum, Böhmen), wie ihr Name angiebt, aber sie sind im wesentlichen die alten Markomannen. Um d. J. 500 mögen sie ihre Heimat verlassen haben, um nach Süden auf römisches Gebiet überzutreten, vorwärts getrieben wohl ebenso durch das Andrängen der slawischen Tschechen, als durch den Wunsch, ihre Wohnsitze mit südlicher gelegenen Strichen zu vertauschen. Irgendwelchen Widerstand fanden sie nicht, als sie, wie es scheint, von der Enns und dem Inn aus westwärts sich verbreiteten. Denn die römische Macht war hier längst zusammengebrochen, die Donaufestungen geräumt und zerfallen, das Land selbst von seinen romanischen Bewohnern meist verlassen (vgl. oben S. 96 f.), überhaupt wohl auf weite Strecken hin menschenleer. Was von Romanen (Walchen) hier und da noch zurückgeblieben war, das waren Bauern und Hirten. So saßen sie in ziemlicher Zahl um Salzburg (Juvavum), das allerdings damals in Trümmer gesunken und verödet war, an den Bergseen des heutigen Ober-Österreich, im Pinzgau und Pongau. Weiter donauabwärts erhielt sich vielleicht sogar das römische Bistum Lauriacum (Lorch bei Enns). Im Westen hielt sich romanische Bevölkerung an der bayrischen Traun und in einzelnen geschützten Gebirgsgegenden, wie z. B. im „Walchengau" bei Partenkirchen; im heutigen Tirol sind namentlich abgeschiedene Seitenthäler, wie das Stubai- und Zillerthal, noch sehr lange romanisch geblieben, und die Breonen am Brenner werden noch im 9. Jahrhundert erwähnt. Die einwandernden Bayern fanden eben Platz genug, ohne die Reste der einheimischen Bewohner verdrängen oder vernichten zu müssen, sie begnügten sich also damit, die Romanen zu hörigen Zinsbauern, meist des Herzogs, zu machen und sie dem bayrischen Rechte zu unter-

werfen. Im übrigen bauten sie ihre Dörfer und Höfe auf dem leergewordenen Grund und Boden. Im Alpenlande setzten sie sich besonders in den Hauptthälern fest und sicherten sich die Verkehrsstraßen durch Errichtung deutsch benannter Burgen bis Bozen und Meran. Westwärts breiteten sie sich aus bis zum Lech, der seitdem die Grenze zwischen dem bayrischen und dem alamannischen (schwäbischen) Volksstamm wurde, östlich bis an die Enns und den Böhmerwald, nördlich bis ans Fichtelgebirge, doch lag der Schwerpunkt ihrer Macht südlich der Donau. Hier wurde Regensburg, die alte Römerfestung Castra Regina, ihre Hauptstadt, günstig gelegen am schiffbaren Strome und fast in der Mitte des ganzen Landes.

Das salisch-fränkische Königtum. Diese ganze Masse kriegerischer Bauernstämme stand der römischen Kultur und damit auch dem Christentume noch feindlich gegenüber; sie waren Barbaren und Heiden. Sie hatten aber auch unter sich nicht nur keinerlei Zusammenhang, sondern waren mit einander auch oft verfeindet, ja in sich uneinig, in selbständige Völkerschaften unter eigenen Fürsten gespalten, wie selbst die Franken. Eine staatliche Macht konnten sie nur werden, wenn eine überlegene Kraft sie zusammenfaßte. Das ist die welthistorische That der salischen Franken und ihres Königs Chlodwig (Chlodowech). Denn nur bei ihnen trafen alle hierfür entscheidenden Bedingungen zusammen: ein geschlossenes Gebiet im Gegensatz zu dem allzu ausgedehnten der Ripuarier und Ober-Franken, die Gunst der geographischen Lage desselben, das im Rücken vom Meere und den sumpfigen Niederungen der Schelde- und Maasmündung, im Osten von Mooren und Wäldern geschützt war, während die anderen Stämme von feindlichen Nachbarn zu fürchten hatten, und das starke Königtum der Merowinger, wie es kein Stamm sonst in dieser Weise besaß. Auf dieser Grundlage hat schon König Childerich (457—481) seinem Sohne vorgearbeitet. Indem er den Römern mehrfach bundesmäßige Hilfe gegen Westgoten und Sachsen leistete, und, obwohl noch Heide, dem katholischen Glauben Ehrfurcht bewies, ja der heiligen Genovefa zuweilen Einfluß auf seine Entschlüsse gestattete, begründete er bereits ein gutes Einvernehmen zu den katholischen Römern Galliens. Er residierte in Doornik (Tournay), dicht an der Südgrenze seines Gebiets; hier ist 1653 sein Grab mit den Waffen und Schätzen, die man ihm mitgegeben hatte, aufgefunden worden.

Chlodwig. Sein Sohn Chlodwig (481—511) wurde der Begründer des Frankenreichs. Roh, heimtückisch, gewaltthätig und gewissenlos wie kein zweiter Herrscher dieser wilden Zeit, übertraf er alle Germanenfürsten doch auch an staatsmännischer Kraft. Sein Absehen war vor allem auf die Eroberung ganz Galliens gerichtet und die Zustände dort kamen ihm zu Hilfe. Denn nach dem Zusammenbruche des römischen Reiches sah er hier vier selbständige, einander meist verfeindete Nachbarn sich gegenüber: die römische Herrschaft des Syagrius um Soissons und Paris, den aremorischen Bund, die Westgoten und die Burgunder. Dazu waren die beiden letzteren Reiche durch den Gegensatz zwischen den arianischen Germanen und den katholischen Römern zerrissen.

Eroberung Nordgalliens. Der erste Stoß traf Syagrius. In der Schlacht bei Soissons 486 unterlag er den Franken, entkam zwar zu den Westgoten, wurde aber von deren König Alarich II. ausgeliefert und kurz nachher auf Chlodwigs Befehl umgebracht. Sein Gebiet fiel den Franken zu. Doch nahmen diese keine Landteilung vor, wie die Burgunder und Westgoten, der König nahm vielmehr nur das Staatsgut und die offenbar sehr ausgedehnten herrenlosen Ländereien in Anspruch und gestattete seinen Franken auf diesen die Ansiedlung. So bildete sich, vielfach wohl in Anlehnung an die früheren deutschen Kolonien (s. S. 65), eine nicht unbeträchtliche fränkische Bevölkerung zwischen der Somme und Loire, insbesondere an der Seine und ihren Zuflüssen, wie z. B. die Güter um Paris meist in den Händen fränkischer Besitzer sich befanden und auch in der Stadt selbst viele Franken wohnten; auch in Rouen wurde noch Ende des 7. Jahrhunderts deutsch gesprochen, ebenso noch im 8. Jahrhundert in einzelnen Landstrichen an der Loire. Ein ziemlich zusammenhängender, breiter Streifen von Dörfern, die nach deutschen Geschlechtsnamen benannt sind, von der mittleren Maas südwestlich nach der Seine bis aufwärts nach der Gegend von Troyes und selbst bis über die Loire legt noch heute Zeugnis ab von der deutschen Einwanderung. Sonst blieb den Romanen im ganzen ihr Grundbesitz, ihre persönliche Freiheit, soweit sie dieselbe besaßen, ihr Privatrecht und ihre Steuerverfassung. Staats- und Heeresverfassung dagegen wurden fränkisch geordnet, denn Chlodwig trat nicht kraft eines Vertrages mit dem römischen Kaiser die Herrschaft an, sondern kraft eignen Rechts als Eroberer. Kurz nachher unterwarf sich ihm auch die Aremorica durch friedlichen Vergleich, der die Verwaltung im wesentlichen den seit Alters dort regierenden keltischen Adelsgeschlechtern ließ. Fortan fiel der Schwerpunkt der Merowingerherrschaft in diese romanischen Lande; Paris wurde Chlodwigs Hauptstadt.

Unterwerfung der Alamannen. Daß jedoch das fränkische Reich ganz zu einem romanischen wurde, das verhinderte nicht bloß das Festhalten des deutschen Stammlandes, sondern auch ein starker Zuwachs deutschen Gebietes im Osten durch die Unterwerfung der Alamannen. Da deren Niederlassungen sich mit denen der ripuarischen Franken kreuzten, so mußte es mit ihnen über kurz oder lang zum Kampfe kommen. Als nun der Ripuarierfürst Sigbert 496 Chlodwig um Hilfe anging, erfochten die verbündeten Franken, nach einer unsichern Überlieferung bei Zülpich, einen schweren Sieg über die Alamannen. Ihr König selber fiel, der ganze Norden ihres Gebiets bis südwärts an den Neckar und den Hagenauer Forst wurde von den Franken in Besitz genommen, das übrige Land mit Bewahrung seines eigenen Rechts unter fränkische Hoheit gestellt. Was von den Alamannen sich nicht fügen wollte, siedelte Theodorich der Große zwischen Lech und Iller, im heutigen bayrischen Schwaben an.

Übertritt Chlodwigs zum Katholizismus. Der Sieg gewann aber eine noch weitere Bedeutung. Noch während die Schlacht bei Zülpich unentschieden tobte, gedachte Chlodwig der Worte seiner christlichen Gemahlin Klotilde (Chrotachildis), einer burgundischen Königstochter, die ihn oft gedrängt hatte, dem

Heidentume zu entsagen; flehend erhob er seine Hände zum Gotte der Christen und gelobte die Taufe zu nehmen, wenn er ihm den Sieg verleihe, den seine alten Götter ihm versagten. Es geschah, und der König löste seine Gelübde. Am Weihnachtsfeste taufte ihn der Bischof Remigius zu Reims, doch nicht auf das arianische, sondern auf das nicänische (katholische) Bekenntnis, den Glauben Klotildes, mit ihm 3000 andere Franken. Zwar blieb der größte Teil des Volkes im salischen Stammlande noch lange heidnisch, in einzelnen Gegenden sogar bis gegen Ende des 7. Jahrhunderts, aber das Reich trug doch seitdem ein christliches Gepräge, die kirchliche Scheidewand zwischen Franken und Römern sank zusammen, und die Romanen der benachbarten arianischen Reiche, insbesondere ihre Bischöfe, sahen sortan in dem wilden Frankenkönige ihren Schirmherrn und Verbündeten gegen ihre eigenen germanischen Fürsten. Das benützte Chlodwig, um Burgund zu schwächen und die Westgoten fast gänzlich aus Gallien zu verdrängen.

Kampf mit den Burgundern. Die Stimmung der burgundischen Bischöfe, von denen Avitus von Lyon, der Kanzler des Reichs, ihn gleich bei der Taufe in Reims als das „Haupt der Völker" begrüßt hatte, und Wirren im burgundischen Königshause kamen dem Franken zu statten. Gundiochs vier Söhne Gundobad, Chilperich, Godemar und Godegisil hatten nach germanischer Sitte das Reich unter sich geteilt, der älteste aber, Gundobad (491—516), zwei seiner Brüder umbringen lassen. Dadurch drängte er Godegisil zum Anschluß an die Franken und beschwor zugleich die Blutrache über sich herauf; denn Chilperichs Tochter
500. war Klotilde, Chlodwigs Gemahlin. So fiel i. J. 500, von den Westgoten unterstützt, Chlodwig über Gundobad her, schlug ihn bei Dijon, drängte ihn nach dem Süden seines Reiches und zwang ihn zur Tributzahlung. Freilich, als die Franken wieder abgezogen waren, überwältigte Gundobad den Godegisil in Vienne und ließ ihn umbringen, so daß er nunmehr das ganze burgundische Reich in seiner Hand vereinigte.

Kampf mit den Westgoten. Mit dem westgotischen Reiche hatte schon 499 der Krieg gedroht, war aber damals noch durch Theodorichs Vermittlung
507. vermieden worden. Acht Jahre später, 507, brach er doch aus. „Es betrübt mich sehr, so redete Chlodwig seine Franken an, daß diese Arianer einen Teil Galliens besitzen. Wir wollen ausziehen mit Gottes Hilfe und das Land uns unterwerfen." Er begann also den Krieg als einen Religionskrieg, obwohl er den Beistand der arianischen Burgunder nicht verschmähte, und Wunder, so heißt es, begleiteten seinen Zug: eine Hirschkuh zeigte ihm die Fuhrt über die Loire. Am Clain, einem Nebenflusse derselben drei Meilen südlich von **Poitiers**, nicht bei Vouglé, kam es zur Schlacht. Die Westgoten wurden geschlagen, Alarich II. fiel, die Franken drangen bis Toulouse vor, das ihnen der Bischof übergab. Sie würden das Reich wohl völlig überwältigt haben, wäre nicht Theodorich für die bedrängten Stammgenossen, deren König obendrein seine Tochter Theudigoto zur Gemahlin gehabt hatte, und gegen die drohende Übermacht des Frankenreiches aufgetreten. Die Ostgoten nahmen 508 zunächst das wichtige Arles, bedrängten

Burgund und erfochten endlich i. J. 510 unter Ibba einen glänzenden Sieg über die Franken und Burgunder, so daß beide in einen Frieden willigten. Gundobad trat die Provence an Theodorich ab, Chlodwig begnügte sich mit dem Lande zwischen Loire und Garonne. In Spanien widersetzte sich allerdings den Ostgoten noch Gesalich, der 507 von einem Teile der Westgoten zum König erhoben worden war, doch 511 wurde er überwältigt und auf der Flucht nach Burgund erschlagen. Seitdem herrschte Theodorich auch über das westgotische Reich, dem Namen nach für seinen Enkel Amalrich, den jungen Sohn Alarichs II., thatsächlich ganz selbständig, wie denn auch in Spanien seit 511 die Jahre nach seiner Regierung gezählt wurden.

Damit war der größte Teil Galliens in Chlodwigs Hand vereinigt. Auch Kaiser Anastasius erkannte ihn als dessen Herrscher an, indem er ihm die konsularischen Abzeichen übersandte. In diesem Sinne und weil sie seine Stellung zu den romanischen Unterthanen befestigten, nahm er sie mit Freuden an und zeigte sich in ihrem Schmucke hoch zu Roß in Tours dem Volke, das ihm als „Augustus" zujubelte; allein er war weit davon entfernt, an ihre Annahme eine auch nur nominelle Anerkennung römischer Oberhoheit zu knüpfen.

Vernichtung der fränkischen Stammesfürsten. Aber noch war Chlodwig nicht Alleinherrscher, so lange über die einzelnen fränkischen Volksteile noch selbständige Fürsten geboten. Statt sie offen anzugreifen, zog er es vor, sie mit einem Gemisch brutaler Gewalt und tückischer Hinterlist zu überwältigen. Den alten kranken **Sigbert** in Köln ließ auf Chlodwigs Anstiften sein eigner herrschgieriger Sohn Chloderich umbringen, um dann selbst unter der Streitaxt eines Franken zu fallen, den Chlodwig zu ihm sandte. Die Ripuarier aber hoben nunmehr Chlodwig als König auf den Schild. **Chararich**, der einen Teil der salischen Franken beherrschte, wurde mit seinem Sohne zum Mönch geschoren, dann mit ihm heimlich umgebracht. Gegen **Ragnachar** in Cambrai und dessen Bruder Richar zog Chlodwig allerdings zu Felde, doch entschieden nicht die Waffen, sondern der Verrat der Gefolgsleute, die beide Brüder dem König gefangen überlieferten. Unter dessen Hand fielen dann beide. Mit wölfischer Grausamkeit hatte so Chlodwig alle Teilfürsten, meist Verwandte, vertilgt, eine würdige Einleitung zu den Greueln der folgenden Merowingerzeit. Den Zeitgenossen, insbesondere den Römern, erschienen diese Bluthaten nicht eben als gerechtfertigt, immerhin aber Chlodwigs rasches Emporsteigen als eine besondere himmlische Fügung, umsomehr als er Katholik, nicht Arianer war. Daher kann der Geschichtschreiber der Franken, der Bischof Gregor von Tours, nachdem er des Königs Erhebung in Köln erzählt hat, unbefangen hinzusetzen: „Gott warf Tag für Tag seine Feinde vor ihm zu Boden und vermehrte sein Reich, darum, daß er rechten Herzens vor ihm wandelte und that, was seinen Augen wohlgefiel."

An der inneren Verschmelzung der zunächst nur äußerlich verbundenen Länder zu arbeiten ist Chlodwig nicht beschieden gewesen. Im kräftigsten Mannesalter, im 45. Lebensjahre, starb er am 27. November 511 zu Paris und wurde dort 511.
in der Kirche der Apostel begraben, die er mit seiner Gemahlin gestiftet hatte und die später der hl. Genoveva geweiht worden ist (St. Geneviève).

Teilung des fränkischen Reiches. Das Reich nur dem ältesten seiner Söhne zu hinterlassen war nach germanischer Auffassung nicht möglich. Es wurde deshalb geteilt, wie ein Erbgut, immerhin so, daß von dem galloromanischen Hauptlande, dem Reiche des Syagrius, jeder einen Anteil erhielt und wenigstens zwei dieser Teilreiche altes deutsches Stammesgebiet mit einschlossen. So nahm der älteste Sohn **Theodorich** das Ripuarierland, den Osten jenes Gebiets und das östliche Aquitanien (Hauptstadt Metz), **Chlothar** das Salierland mit Syagrius' Reiche bis an die Seine (Hauptstadt Soissons), **Childebert** die Aremorica, doch mit Paris, wo er residierte, endlich **Chlodomer** den größten Teil Aquitaniens, dazu Tours und als Hauptstadt Orléans. Wie die Grenzen dieser Reiche vielfach ineinandergriffen, so galten sie auch nach außen hin mehr als Teile *eines* Reiches wie als selbständige Staaten; das gegenseitige Erbrecht der Brüder blieb deshalb gewahrt, und auch die Bischöfe suchten eine gewisse kirchliche Einheit zu erhalten.

Unterwerfung Thüringens. So kam es, daß zunächst die fränkische Eroberung ihren Fortgang nahm. Theodorichs des Großen Tod 526 und die bald über sein Reich hereinbrechenden inneren wie äußeren Gefahren kamen dem entgegen. Zuerst fiel das Reich der Thüringer. Nach dem Tode des Königs Basino, so berichtet Gregor von Tours, herrschten dort nebeneinander drei Brüder, Berthar, Baderich und Hermanfried. Der letztere beseitigte zunächst Berthar und suchte eine Stütze an den Ostgoten, indem er sich mit Amalaberga, einer Nichte Theodorichs, vermählte. Auf deren Betrieb aber verband er sich mit dem Frankenkönig Theodorich zur Vernichtung Baderichs und versprach ihm als Preis seiner Hilfe einen Teil des thüringischen Landes. Wirklich unterlag Baderich und wurde umgebracht, doch Hermanfried zahlte seinem fränkischen Bundesgenossen nicht den bedungenen Preis und forderte diesen dadurch zur Rache heraus. Mit seinem
531. Bruder Chlothar und den Sachsen verbündet, siegte 531 Theodorich in mehreren Schlachten, zuletzt bei Burg Scheidungen an der Unstrut. So furchtbar war, wie die Sage meldet, die Niederlage der Thüringer, daß ihre Leichen eine Brücke über den Fluß bildeten, auf der die Franken hinübergehen konnten. Hermanfried wurde zunächst glimpflich behandelt, dann aber nach Zülpich gelockt und während er dort mit Chlothar auf der Stadtmauer lustwandelte, heimtückisch hinabgestürzt, so daß er das Genick brach. Die thüringische Königstochter Radegunde führte Chlothar mit sich fort und machte sie zu seinem Weibe. Später zog sie sich nach Poitiers in ein Kloster zurück, das sie gegründet hatte. Sie lebte dort lange genug, um die Vernichtung ihres ganzen Geschlechts noch zu beklagen.

Das thüringische Reich zerfiel. Den Nordosten, den später sogenannten Nordthüringergau zwischen Ohre, Saale und Elbe, nahmen die Sachsen in Besitz, das Land zwischen Thüringer Wald und Donau kam der Hauptsache nach an die Ober-Franken, die allmählich ihre Niederlassungen durch das ganze Maingebiet verbreiteten; in den östlichsten Teil des Gebietes zwischen Saale und Elbe rückten die Slawen (Sorben) ein. Nur das Mittelstück vom Thüringer Walde bis an den Harz und die Unstrut blieb dem thüringischen Stamme, doch auch hier mußte er sich der Oberhoheit des fränkischen Reiches fügen.

Unterwerfung Burgunds. Anschluß Bayerns. Fast um dieselbe Zeit verlor auch das burgundische Reich seine Selbständigkeit. Zwar war Gundobads Nachfolger Sigismund (516—523) im Katholizismus erzogen worden und konnte dadurch die römische Geistlichkeit seines Reiches zu versöhnen hoffen, aber noch war die Blutschuld seines Vaters ungesühnt (s. S. 110). Die Rache übernahmen jetzt Chlodwigs Söhne. In offner Feldschlacht 523 wurde Sigismund besiegt und gefangen, dann mitsamt seiner Gemahlin und zwei Kindern bei Orleans in einen Brunnen gestürzt. Sein Bruder Godomar behauptete sich nun allerdings in der blutigen Schlacht von Vésérονce unweit Vienne, in welcher der Frankenkönig Chlodomar sogar seinen Tod fand (524), und Theodorich der Große schützte in den nächsten Jahren noch das Burgunderreich vor der fränkischen Übermacht, wie früher das westgotische. Allein die mit seinem Tode 527 beginnenden Wirren gaben den Franken wieder freie Hand. Godomar erlag ihnen völlig und endete als ihr Gefangener. Burgund wurde mit dem fränkischen Reiche vereinigt, wenngleich ihm eine gewisse Selbständigkeit in Recht und Verfassung verblieb (534).

523.

534.

Dieser Erwerbung eines wesentlich romanischen Gebietes gab die nicht lange nachher freiwillig erfolgende Unterwerfung Bayerns wieder ein Gegengewicht, wenngleich das Land unter den Agilolfingischen Herzögen seine innere Selbständigkeit behauptete.

Aussichten auf neue Erwerbungen eröffneten sich, als die südgermanischen Reiche zusammenbrachen. Zuerst (534) fiel das Vandalenreich mehr durch seine innere Schwäche als durch die Waffen der Oströmer. Unmittelbar darnach griff Belisar das Ostgotenreich an, das, zerrissen durch den Gegensatz zwischen den Römern und Ostgoten wie durch die Parteiungen zwischen diesen selbst, ihm eine sichere Beute schien. In diese Kämpfe mischten sich die Merowinger ein. Als bereits Sicilien und halb Italien samt Rom an die Byzantiner verloren war, mußte König Vitiges sich die Hilfe der Franken durch die Abtretung der Provence erkaufen (537), ohne daß sie ihn doch wirklich geschützt hätten. Vielmehr fiel nach dem Mißlingen der gotischen Belagerung Roms (537/38) auch Ravenna, Vitiges wurde als Gefangener nach Konstantinopel gesendet und die Herrschaft der Goten auf das Pothal beschränkt. Da faßte der Frankenkönig Theudebert, Theodorichs Nachfolger, den kühnen Plan einer weitgreifenden großgermanischen Eroberungspolitik gegen Ostrom. Nachdem er, zunächst auf Kosten der bedrängten Goten, Ligurien und den größten Teil Venetiens erobert hatte (539), dachte er daran, mit den Langobarden und Gepiden im Bunde sich auf Ostrom zu stürzen. Zwar starb er schon 547, ohne diese Entwürfe zur Ausführung bringen zu können, doch seine Haltung hatte wenigstens mittelbar die Goten soweit unterstützt, daß König Totila (seit 541) fast ganz Italien wieder erobern konnte; erst 552 erlag er den Waffen des byzantinischen Feldherrn Narses bei Taginä; dasselbe Schicksal ereilte dann seinen Nachfolger Teja am Vesuv i. J. 553. Das Reich und Volk der Ostgoten war vernichtet, nur Reste des Stammes haben sich vielleicht in einigen Alpenthälern erhalten. Diesen Augenblick benützten die Franken zu einem neuen Angriff auf Italien im eignen Interesse. Noch i. J. 553 brachen die Ala-

537. 539. 552. 553.

mannenfürsten Leutharis und Bucelin mit freiwilligen Scharen alamannischer und fränkischer Krieger, im Ganzen 75,000 Mann, in Italien ein und durchzogen verheerend das unglückliche Land bis an die Meerenge von Messina. Sie hatten keinen dauernden Erfolg. Durch Seuchen und unglückliche Kämpfe mit Narses ging die ganze Masse fast vollständig zu Grunde, und auch die fränkischen Besitzungen in Ober-Italien mußten aufgegeben werden. Das verödete Land wurde byzantinische Provinz (553—568).

Teilungen und Bruderkriege. Die Machterweiterung des Merowingischen Reiches war mit diesen mißlungenen Versuchen, seine Herrschaft auch über die Alpen auszudehnen, abgeschlossen, denn Teilungen und Bruderkriege verhinderten fortan jedes erobernde Auftreten nach außen hin.

Über allen diesen Teilreichen, deren Grenzen oft höchst willkürlich gezogen wurden und daher ohne Dauer waren, erhob sich aber allmählich eine in den geographischen und in mancher Beziehung auch in den nationalen Verhältnissen begründete Dreiteilung in die drei großen Massen Austrasien (Ostland), Neustrien und Burgund. Alle waren national gemischt, doch Austrasien, das Gebiet am Rhein, der Maas und der Mosel, also das alte Stammland der ripuarischen Franken mit den nächsten im Südwesten angrenzenden Gebieten, war ein überwiegend deutsches Land, Neustrien, das nördliche Gallien mit dem salischen Stammlande, größtenteils romanisch und keltisch, Burgund gleichfalls zum guten Teil romanisch. Mehr seitab standen die noch heidnischen Bauernstämme des rechtsrheinischen Landes, sowie Aquitanien, denn hier war das germanische (westgotische) Element infolge der fränkischen Eroberung fast verschwunden, die romanische und die damals sehr ausgedehnte baskische Bevölkerung, der die Gascogne ihren Namen verdankt, herrschte so gut wie allein. Weit mehr freilich als diese landschaftlichen Gegensätze bedeuten in diesen Kämpfen die persönlichen Interessen und Leidenschaften der Könige und der Großen. Rohe Gewaltthätigkeit und schnöde Treulosigkeit, germanische und romanische Laster stellen dabei in ihrer Mischung ein entsetzliches Gemälde dar, in das kaum der Lichtstrahl eines höheren Strebens oder Gedankens fällt. Es sind völlig ideenlose Kämpfe um Macht und Besitz, um Rache und Notwehr, ein wahrhafter Krieg aller gegen alle, eine Periode der wüstesten Entartung, wie sie höchstens im Orient zuweilen ihres Gleichen gefunden hat. Auch das Christentum schien dieser Verderbnis gegenüber völlig machtlos, weil seine berufenen Vertreter selber von ihr ergriffen waren. Nur die deutschen Stämme rechts des Rheines wurden davon nicht berührt.

Die Reichsversammlung von 614. Schließlich führte eine Reaktion des fränkischen Adels gegen das Willkürregiment des Königshauses, welche i. J. 613 die herrschsüchtige und gewaltthätige Königin Brunhilde stürzte, zu einer entschiedenen Beschränkung der königlichen Gewalt. Eine große Reichsversamm-
614. lung in Paris stellte im Oktober 614 eine Reihe von Bestimmungen fest, die Chlothar II., von 613 bis 629 der alleinige Gebieter des fränkischen Gesamtreiches, nachmals bestätigte und durch eine andere Verfügung mit besonderer Rücksicht auf die Romanen noch ergänzte. Danach wurde jedem Volke des Reiches,

auch den Römern, sein besonderes Recht aufs neue gewährleistet, weiter die Abstellung einer Reihe von Mißbräuchen der königlichen Gewalt für die Zukunft verheißen, auch die Beseitigung neuer „ungerechter" Steuern und Zölle versprochen. Neben solchen mehr die Gesamtheit betreffenden Bestimmungen stehen andere, welche besonders die Interessen der weltlichen und geistlichen Großen wahrnehmen. Der König bestätigte alle Schenkungen an die Kirche und alle Verleihungen an Geistliche und Laien. Die Richter (Grafen) sollten aus den Großgrundbesitzern des Gaues, den sie verwalteten, entnommen werden, die Beamten der Grundherrschaften, die als Verwaltungsbezirke den Hundertschaften etwa gleichgestellt waren, nur aus den Eingeborenen des Bezirkes, ein entscheidender Schritt auf dem Wege zur selbständigen Entwickelung der Landschaften, aber auch zum Übergange der staatlichen Hoheitsrechte an die Großgrundbesitzer. Mit bezug auf die Beschlüsse eines kurz zuvor gehaltenen Nationalkonzils fand endlich die dort geforderte freie Wahl des Bischofs durch Geistlichkeit und Volk Anerkennung und zwar in der Weise, daß dem König dabei die endgiltige Entscheidung zustand. Die Immunität der Kirchengüter (s. S. 132) wurde bestätigt, die Geistlichkeit in manchen Dingen vom weltlichen Gericht befreit, endlich nach spätrömischer Weise den Bischöfen eine Art Aufsichtsrecht über die weltlichen Beamten verliehen.

Man hat wohl diese Satzungen als die erste Verfassungsurkunde bezeichnet, die ein germanischer König gegeben habe, und sie mit der englischen Magna Charta v. J. 1215 verglichen. In der That besiegelte sie den ersten großen Sieg der neugebildeten weltlichen und geistlichen Aristokratie über das fränkische Königtum und wurde der Ausgangspunkt einer neuen Entwickelung.

Trotz aller innerer Kämpfe behauptete doch das fränkische Reich, weil es Gallien, das alte Kernland der weströmischen Herrschaft, besaß, unzweifelhaft den Vorrang im Abendlande. Die Westgoten überwältigten zwar i. J. 583 den Suebenstaat in Galicien, allein da sie auf Spanien beschränkt waren, vermochten sie in die Verhältnisse Mittel-Europas nicht einzugreifen. Italien wieder war kurz zuvor abermals in die Hände eines deutschen Stammes, der Langobarden, gefallen und diesen gelang es zwar, sich zu behaupten, nicht aber das ganze Land zu erobern, so daß ihre Einwirkung nach außen eine beschränkte blieb.

Vorgeschichte der Langobarden. Die Langobarden haben das Glück gehabt, daß ein Landsmann, Paulus Diaconus, Warnefrieds Sohn, noch nach dem Untergange ihrer staatlichen Selbständigkeit die überaus reiche Volksüberlieferung in treuer und warmer Darstellung für die Nachwelt gerettet hat. Nach derselben waren sie, wie auch die Goten behaupteten, in grauer Vorzeit unter dem Namen Winiler südwärts gewandert. Sicher begegnen sie als eines der suebischen Völker im 1. Jahrhundert an der niederen Elbe, wo später noch der Name des Bardengaus um Bardowiek an ihre Anwesenheit erinnerte. Hier muß auch ein Teil des Volkes zurückgeblieben sein, als seine Hauptmasse zur Zeit des Markomannenkrieges weiter südwärts zog, um dann auf drei Jahrhunderte aus dem Gesichtskreise zu entschwinden. Nach der Zerstörung des rugischen Reiches in Noricum durch Odovakar 488 (s. oben S. 97) nahmen sie die Wohn-

sitze dieses Stammes, Rugilanda, ein. Um 526 siedelten sie nach Pannonien über, wo sie auch das arianische Christentum annahmen, und lagen seitdem in fortwährendem Kampfe mit ihren germanischen Nachbarn, den Gepiden in Dacien (s. S. 92) und den Herulern, die damals an der unteren Save saßen, nahmen auch gelegentlich oströmische Solddienste. Das gepidische Reich vernichteten sie um 567 mit Hilfe des eben damals zuerst erscheinenden (türkischen) Nomadenvolkes der Avaren endlich so vollständig, daß nur schwache Reste des Stammes unter fremder Hoheit sich bis ins 8. Jahrhundert erhielten; die Tochter des von seiner Hand erschlagenen Königs Kunimund führte Alboin, der Sohn des Langobardenkönigs Audoin, als Gemahlin heim. Kriegslustig, unruhig und offenbar noch nicht recht seßhaft waren sie noch leicht in Bewegung zu setzen.

Gründung des langobardischen Reiches in Italien. Als Hilfstruppen des Narses hatten sie schon i. J. 550 unter Führung des Alboin Italien kennen gelernt. Dies, wohl nicht ein Anerbieten des Statthalters (Exarchen) Narses, der sich vom oströmischen Hofe beleidigt glaubte, ist jedenfalls die eigentliche Ursache zu ihrer Wanderung nach Italien gewesen, der letzten, die ein deutscher Stamm unternommen hat. Von 20,000 Sachsen verstärkt brach Al-
568. boin am 2. April 568 mit dem gesamten Volke aus der pannonischen Heimat auf und rückte auf der alten vielbetretenen Heerstraße durch das heutige Krain in Ober-Italien ein. Das unglückliche Land, durch Krieg, Pest und Hungersnot entsetzlich mitgenommen, wurde von den Oströmern kaum verteidigt. Schon Alboin nahm deshalb in wenigen Jahren die Potiefebene, bis auf die Lagunenküste und einzelne feste Plätze im Binnenlande, sowie Tuscien ein und machte Pavia (Ticinum) zu seiner Hauptstadt. Nachdem er als ein Opfer germanischer Blutrache auf Anstiften seiner Gemahlin Rosamunde, der Tochter Kunimunds, gefallen war, eroberte sein nächster Nachfolger Authari (584—590) noch Spoleto und Benevent, damit den größten Teil auch des süditalischen Binnenlandes. Agilulf (590—616) unterwarf die noch übrigen Plätze des Polandes (Padua, Cremona, Mantua), Rothari (636—652) nahm nach längerer Pause auch den Küstenstrich von Genua den Oströmern ab. Aber weder Rom und Ancona noch Ravenna und die venetianischen Inseln konnten die Langobarden erobern, und auch der südlichste Ausläufer des italischen Festlandes verblieb den seemächtigen Byzantinern.

Der langobardische Staat. Der fortdauernde Kriegszustand mit Ostrom, das die langobardischen Eroberungen niemals anerkannte, führte in Verbindung mit dem rauhen und stolzen Volkscharakter der Langobarden zu einem Verfahren gegenüber den unterworfenen Römern, das sich sowohl von dem der Goten und Burgunder als dem der Franken streng unterschied.

Die Langobarden siedelten dichter zwar nur in der Potiefebene, die seitdem ihren Namen behalten hat (Langobardia, Lombardia, Lombardei), aber sie zogen überall nicht nur die Staats- und Gemeindegüter für den König oder für die Volksgemeinde ein — denn Staats- und Königsgut sind hier geschieden —, sondern sie nahmen überhaupt den Römern mit rücksichtsloser Härte den Grund-

besitz weg und unterwarfen sie in jeder Beziehung ihrem Recht und ihrer Verfassung, gliederten sie also den Ständen des herrschenden Volkes ein. Den ersten Stand, die „Heermänner" (Arimanni), bildeten die freien langobardischen Grundbesitzer allein; die freien Römer standen nur den halbfreien Langobarden (Aldionen) gleich, die unter dem Schutze eines Freien standen, diesem bestimmte Leistungen schuldeten und ohne seine Zustimmung nichts veräußern durften; die Colonen, die große Masse der römischen Landbevölkerung, wurden in unfreie Maier verwandelt. Doch war ein Aufsteigen zu höherem Stande, auch zur Genossenschaft der Arimannen, für die Römer möglich. Auch auf die Städte fand dies Verfahren volle Anwendung; von einer Fortdauer der ohnehin völlig verkümmerten römischen Gemeindeverfassung kann gar keine Rede sein. Vielmehr wurde die langobardische Heeresverfassung einfach auf die bürgerlichen Verhältnisse übertragen. Die bisherigen Stadtgebiete verwandelten sich in die Amtssprengel langobardischer Herzöge (duces) und Gastalden. Jene, ursprünglich Volksbeamte, aber vom König bestätigt, wenn nicht ernannt, waren anfangs nur Heerführer gewesen, übernahmen jetzt aber auch die bürgerliche Verwaltung und die Rechtspflege; diese, von Anfang an königliche Beamte, hatten es mit der Aufsicht über die königlichen Güter zu thun. Unter ihnen standen die Schultheißen (Sculdahis), Bezirksvorsteher mit beschränkter, militärischer und bürgerlicher Gewalt, und deren Unterbeamte, die Dekane und Forstmeister. Über dem allen erhob sich das Königtum, die Verkörperung der Volkseinheit. Es beruhte auf dem Rechte eines bestimmten Geschlechts, und zwar mit Anerkennung auch der weiblichen Erbfolge, war aber der Bestätigung durch Volkswahl bedürftig. Ausgestattet mit starken Machtbefugnissen und umgeben von einem kriegerischen Gefolge (gasindi, Gesinde), war der König doch in der Gesetzgebung und selbst bei wichtigen Verfügungen, wie beim Aufgebot des Heeres, an die Zustimmung der Großen und der Volksgemeinde gebunden, nur daß die letztere bei der Zerstreuung der Langobarden über einen weiten Raum bald ihre Bedeutung verlor.

So baute sich auf italischem Boden ein ganz germanischer Staat auf, und eben weil er den politischen Dualismus zwischen Germanen und Römern überwand, hat er sich behauptet, ja er ist den Unterworfenen selbst zur Wohlthat geworden. Anfangs von ihnen als harte Fremdherrschaft empfunden, hat er doch, indem er die verkommene römische Staatsordnung zerstörte, auch den fürchterlichen Druck des römischen Steuersystems von ihnen genommen und die geknechteten und entnervten Römer bald zur Freiheit und Wehrhaftigkeit erzogen. Schon im 7. Jahrhundert war aus der erzwungenen staatsrechtlichen Verbindung der Langobarden und Römer eine innerliche geworden; die vollständige Verschmelzung beider Bestandteile erfolgte, als durch den Übertritt der Langobarden zum Katholizismus im Verlauf des 7. Jahrhunderts auch die kirchliche Scheidewand gefallen war. Ihre germanische Nationalität freilich haben sie dabei auf die Dauer ebensowenig behaupten können, wie die Westgoten und Burgunder, doch hat sie sich wenigstens in einzelnen Strichen Ober-Italiens noch Jahrhunderte lang nach dem Untergange der politischen Selbständigkeit behauptet, wie z. B. in Vicenza noch um d. J.

1000 deutsch gesprochen wurde und die sogenannten VII. und XIII. Communi im Venezianischen bis in die Gegenwart deutsch reden. Jedenfalls haben die Langobarden das entnervte Römertum wieder aufgefrischt, ihm germanischen Geist eingehaucht und Italien wieder lebensfähig gemacht, indem sie es politisch germanisierten.

Die germanisch-römische Kulturgemeinschaft. Die Reiche der Langobarden, Franken und Westgoten bildeten, so verschiedenartig sie im einzelnen waren, um d. J. 600 doch schon im ganzen eine große Kulturgemeinschaft auf ähnlichen Grundlagen, auf einer Verbindung germanischer und romanischer Bestandteile, die durch das Christentum noch befestigt wurde. Nur die Staaten der Sachsen in Britannien wie auf dem Festlande nahmen insofern eine besondere Stellung ein, als sie zunächst weder dem Christentume noch der römischen Bildung Einfluß verstatteten. Diese germanisch-romanische Kulturgemeinschaft hatte zugleich auch das mitteleuropäische Binnenland, das Rom niemals beherrschte, wenigstens in politischer Hinsicht sich angegliedert, und so die noch ganz barbarischen Stämme des Ostens, namentlich die Slawen und Avaren, erheblich eingeengt. Da das rechtsrheinische Deutschland noch selbst in sehr einfachen Zuständen und im Heidentume verharrte, also einen Kultureinfluß auf sie noch nicht ausübte, so blieben freilich die Berührungen des fränkischen Reiches mit jenen Ostvölkern Jahrhunderte lang fast ausschließlich feindliche.

Die Slawen. Als das gesamte östliche Deutschland von den germanischen Wanderstämmen geräumt worden war, drangen in die verödeten Landschaften geräuschlos die Slawen ein. Sie werden zuerst von den römischen Schriftstellern des 1. nachchristlichen Jahrhunderts mit dem Namen Veneti. Wenden aufgeführt, d. h. die Weidenden, wie sie von den germanischen Nachbarn nach ihrer noch halbnomadischen Lebensweise genannt wurden, und wohnten damals zu beiden Seiten des Dnjepr, im Westen bis gegen die Weichsel und den Njemen. Ihr einheimischer Name bedeutet wohl die „Redenden" (von slovo, Wort), im Gegensatz zu den „Stummen" (Njemci), den Deutschen. Von ihren alten Sitzen breiteten sie sich dann weiter aus, auf die germanische folgte eine slawische Völkerwanderung, nach Süden gegen die untere Donau hin, nach Westen gegen die Elbe. Da jede Überlieferung über die Einwanderung der Slawen fehlt, so müssen sie im wesentlichen ohne Kampf sich angesiedelt haben. Um 450 mögen sie die Oder überschritten haben, um 530 hatten sie die Elbe erreicht. Das Land bis an die Saale öffnete ihnen erst der Zusammenbruch des thüringischen Reiches (s. S. 112). Es waren die Polaben (Elbanwohner) und die Sorben, die sich in dem weiten Tieflande zwischen Ostsee und Erzgebirge festsetzten, hinter ihnen die Ljächen oder Polen, d. h. die Bewohner der Ebene. Um dieselbe Zeit mögen die Tschechen, den Sorben nächstverwandt, das von den Markomannen verlassene Böhmen (s. S. 107) von Südosten her besiedelt haben. Ob diese Slawen in den früher germanischen Strichen noch Reste deutscher Bevölkerung angetroffen oder ob sich solche unter ihnen gar noch längere Zeit erhalten haben, ist eine nicht sicher zu entscheidende Frage. Für jenes spricht der Umstand, daß

die Namen der Hauptflüsse den Slawen von den Deutschen zukamen (Viadrus, Oder, sl. Odra, Albis, Elbe, nord. Elf, sl. Laba, und deren Nebenflüsse Havel, Habula, d. i. Gefäß- oder Seenreihe, und Spree, Spravia, Spregia, d. i. die Sprühende, Strudelnde).

Etwas später als die eben genannten Stämme in ihre Sitze eindrangen, rückten die Slawen in die Gebiete an der mittleren Donau und in die Ostalpenlande vor, nachdem die deutschen Stämme auch hier verschwunden waren, und zwar wurden sie geschoben von den Avaren, die nach dem Abzuge der Langobarden aus Pannonien 568 dies Land besetzten. Nördlich der Donau waren es die Mährer (Moraver), südlich des Stromes ließen sich die Slowenen (Winden) auf meist verlassenem, oder nur von schwachen Resten der alten keltorömischen Bevölkerung noch eingenommenem Boden nieder. Kurz nach 600 waren sie hier völlig zu Hause. Was von den alten Bewohnern etwa noch vorhanden war, mag damals seinen Untergang gefunden haben oder ausgewandert sein; die Reste, durch die Zerstörung der Städte ihres Haltes beraubt und vereinzelt, verschmolzen mit den Slawen, wie es um dieselbe Zeit auf der Balkanhalbinsel geschah. So schoben die Slowenen ihre Ansiedelungen im Draunthale, dessen obersten Teil, das Pusterthal, sie benannten (pust, wüst), bis an die Rienz vor, dann bis an die hohen und die Radstädter Tauern und an die Gebirgsscheide zwischen Steiermark und Ober-Österreich. Die breiten Flußthäler, deren schweren Boden sie mit ihrem schlechten Hakenpflug nicht umbrechen konnten, vermieden sie dabei ebenso, wie meist das Hochgebirge, knüpften also nur selten an römisch-keltische Siedelungen an.

Als die Slawen diese weiten Gebiete von der Adria bis an die Ostsee einnahmen, standen sie in ihrer wirtschaftlichen Kultur etwa auf der Stufe der alten ostgermanischen Wanderstämme. Der Bodenanbau trat also noch hinter Viehzucht, Jagd und Fischfang zurück. Die gesellschaftliche und staatliche Ordnung beruhte auch hier auf dem Geschlecht, das allen Grund und Boden gemeinsam besaß und unter der Leitung des Geschlechtsältesten (staryka) bewirtschaftete, wie sich denn bei den Südslawen diese „Hauskommunionen" (sadruga) bis in die neueste Zeit in voller Geschlossenheit erhalten haben. Geschlechterweise erfolgte daher auch die Ansiedelung. Erweiterte sich diese zu einem Dorfe, dann blieb die Gemeinsamkeit des Grundeigentums bestehen, wie sie noch heute in Rußland besteht, und an die Spitze der Gemeinde trat ein von den Hausvätern gewählter „Ältester" (starosta). Eine Anzahl Dorfschaften bildeten den Gau, župa, unter einem župan als Richter, Priester und Heerführer, der durch Wahl aus einem bestimmten Geschlechte hervorging. Zu größeren Verbänden über den Gau hinaus sind die Slawen erst später und nicht überall gelangt, in den Ostalpen, wie es scheint, etwa im 7. Jahrhundert, denn das Land, von ihnen selbst Carantania (Kärnten), d. i. „Gebirgsland" getauft, erscheint den benachbarten Bayern früh als ein geschlossenes Gebiet und ein „Herzog der Winden" wird schon um 630 erwähnt.

Die Avaren. Das Vordringen der Slawen hängt mit der Ausbreitung der Avaren zusammen.

Dieser ural-altaische Stamm bildete ursprünglich einen Bestandteil des großen Türkenvolkes, das um 550 östlich der Wolga eine ausgedehnte Herrschaft begründet hatte, riß sich aber bald los und nahm den Namen der Avaren an, eines davon ganz verschiedenen Stammes, wie es heißt, weil derselbe sich vordem besonders furchtbar gemacht hatte. Bald bildeten sie in den weiten Steppen an der Nordküste des Schwarzen Meeres bis an die untere Donau hin eine ansehnliche Macht und schon 558 erschienen ihre Gesandten prahlend in Konstantinopel. Kurz darnach vernichteten sie im Bunde mit den Langobarden das Gepidenreich (s. S. 116) und nahmen nach dem Abzuge derselben 568 auch Pannonien in Besitz, wurden also zu Grenznachbarn einerseits des byzantinischen Reiches, anderseits der Westslawen und mittelbar auch des fränkischen Reiches.

Immer blieben sie ein kriegerisches Nomadenvolk. Als ein herrschender Adel saßen sie im Lande; ihre Unterthanen, fremde Stämme, meist Slawen, aber auch Gepiden, mußten den Acker für sie bestellen, ihnen zinsen und liefern, ja selbst an ihren Heerzügen teilnehmen. Sie hausten in riesigen, ringförmigen Verschanzungen aus Erdwällen, die später in Ungarn ein ganzes System bildeten; hierher schleppten sie ihre Beute zusammen. An ihrer Spitze stand der „Khan der Khane" (Chakan), neben ihm der Jugur, der oberste Feldherr. Tarchane leiteten die einzelnen Horden. So zogen sie Jahr aus Jahr ein auf Raub aus, große, sehnige Männer, krummbeinig und unsicher zu Fuß, aber verwachsen mit ihren Rossen, gepanzert wie diese, bewaffnet mit Wurfspeeren, Bogen und Pfeilen, das lange Haar mit bunten Bändern durchflochten. In ihrer Taktik den Hunnen gleich und deshalb oft geradezu so genannt und ebenso treulos wie diese wurden sie der Schrecken des Abend- und Morgenlandes. Kein Wunder, daß ihr Name (Obri) bei manchen slawischen Stämmen noch jetzt soviel als „Riesen" bedeutet, wie bei den Deutschen der Name der Hunnen (Hünen).

Die Avaren richteten ihre Raubfahrten anfangs wesentlich ins byzantinische
Reich, wo immer noch die reichste Beute zu holen war, oder auch nach Italien,
596. doch streiften sie schon 596 bis nach Thüringen und müssen auch die nächsten
slawischen Stämme, namentlich die *Tschechen* und die *Slowenen*, von sich
abhängig gemacht haben, denn sie unterstützten gelegentlich die letzteren gegen die
592. *Bayern*, die mit ihnen fortwährend im Kampfe lagen. Mit diesen Grenzfehden
im östlichen Alpenlande begann der weltgeschichtliche Kampf der Germanen und
Slawen.

Um diese Zeit hatten die *inneren Zustände des fränkischen Reiches* sich einigermaßen befestigt. Sie beruhen auf einer Mischung germanischen und römischen Wesens, und zwar steht die geistige Kultur unter der Leitung der Romanen, die staatlichen Einrichtungen dagegen und die Volkswirtschaft gestalten sich wesentlich nach germanischen Anschauungen und Bedürfnissen.

Volkswirtschaftliche Grundlagen. Die höhere städtische Kultur der Römer und Kelten war hier zerstört, Handel und Gewerbe standen still, die wirt-

schaftliche Kultur sank also auf eine tiefere Stufe herab (vgl. S. 101). Damit verloren die Städte nicht nur ihr bisheriges Übergewicht über das platte Land, sondern sie wurden selbst zu Dörfern. Wo Deutsche eine Römerstadt in Besitz nahmen, da bauten sie zwischen die verfallenden Römerbauten ihre germanischen Bauernhöfe, verwandelten den überflüssigen Boden innerhalb des Mauerringes in Gärten und Felder und bestellten von ihren Höfen aus die Stadtflur. Auch den übriggebliebenen römischen Einwohnern blieb nichts anderes übrig, als Bauern zu werden, denn ihre früheren Erwerbsquellen waren versiegt. Nur hier und da am Rhein, wie z. B. in Köln, im Inneren Nord-Galliens und noch mehr im Süden des Landes erhielten sich, freilich sehr herabgekommen, Handwerk und Handelsverkehr, sonst behaupteten die Städte nur durch ihre Größe, ihre Befestigungen und etwa als Märkte oder als Sitze der Bischöfe einen gewissen Vorrang. „Das Dorf war die Königin des Landes."

Haus und Hof. Ein völlig zuverlässiges und reiches Bild deutschen, insbesondere fränkischen Wirtschaftslebens geben die Volksrechte der Merowingerzeit, namentlich das älteste, das Recht der salischen Franken (lex Salica) vom Ende des 5. Jahrhunderts, zusammengehalten mit anderen gleichzeitigen Nachrichten. Das Volk ist fest angesiedelt in Einzelhöfen und Dörfern, die beide als villa (fränkisch Heim) bezeichnet werden. Das Dorf ist von einem Pfahlwerk oder Plankenzaun umgeben und nur durch Thore zugänglich. Es besteht aus einer Anzahl von Hofstätten (Toft, mansus), gewöhnlich 20 bis 40. In der weitläufigen Anlage des Hofes nimmt das hölzerne Wohnhaus (sala, Halle) den Ehrenplatz ein, ein hölzerner, leichter Bau von der einfachsten Einrichtung; daneben steht ein halbunterirdisches Arbeitshaus für die Frauen (screona, thung, vgl. S. 42) und ein anderes für die unfreien Weiber (genicium), dazu leichtgebaute Scheunen und Viehställe. Nur diese Hofstatt war Sondereigentum des Besitzers, wenngleich nicht überall, sonst bestand der alte Gemeinbesitz und das Nutzungsrecht an der Flur wie bisher (s. S. 42). Als aber die Grenze für die Vermehrung der Ackerlose erreicht, ihre Zahl also geschlossen war, wurde das Nutzungsrecht ein Vorrecht, vererbte daher im Geschlecht und zwar auf die Söhne; Frauen ließ erst König Chilperich i. J. 574 zur Erbfolge zu.

Hufe und Bodenbestellung. Die Größe dieser Hufe war so bemessen, daß für ihre Bestellung die Kräfte des Bauern und seiner Familie mit ein paar Knechten und einem Pfluge ausreichten. Was ein solches Gespann im Laufe eines Tages umpflügen konnte, hieß „Tagewerk" oder „Morgen" und jede Hufe enthielt deren etwa dreißig. Sie lagen aber durch alle Gewanne (s. S. 42) zerstreut, so daß jeder Hufenbesitzer an jedem Gewanne seinen Anteil hatte, und wurden in der älteren Zeit aller drei, sechs, neun oder zwölf Jahre neu verlost. Erst allmählich gingen sie bei den salischen Franken, Alamannen, Bayern u. a. Stämmen in festes Sondereigentum über, wenngleich der alte Brauch in einzelnen ripuarischen Dörfern des jetzigen Regierungsbezirks Trier bis in unser Jahrhundert gedauert hat. „Gemeine Mark", „Almende" blieben Wald, Weide und Wasser (s. S. 42). Ging eine Hufe an einen Besitzer über, der noch

nicht Markgenosse war, so trat er natürlich in die Rechte und Pflichten eines solchen ein.

In der Bestellung des Bodens herrschte während der Merowingerzeit bei den rechtsrheinischen Stämmen noch die wilde Feldgraswirtschaft (s. S. 13, 48). In den Rheinlanden und allmählich wohl überall auf den Höfen des Königs und der Kirche kam die im romanisierten Gallien längst herrschende Dreifelderwirtschaft zur Geltung, zu welcher die Germanen im Westen schon vor der Völkerwanderung den Anfang gemacht hatten. Es wurde also jetzt das Ackerland (Esch) regelmäßig in drei festbegrenzte Felder (Zelgen, Schläge), deren jedes wieder eine Anzahl Gewanne enthielt, geteilt (Oberfeld, Mittelfeld, Unterfeld). Das erste Feld blieb als Brache zur Weidenutzung liegen, das zweite wurde mit Wintergetreide (Weizen, Roggen, Spelt), das dritte mit Sommergetreide (Gerste und Hafer) bestellt, jedes Feld machte also binnen drei Jahren den ganzen Wechsel durch. Da somit immer nur ein Fünftel der ganzen Fluren angebaut wurde und durchschnittlich vier Fünftel als Brache oder als ewige Weide und Waldland liegen blieben, so war der Getreideertrag verhältnismäßig gering, die Bedeutung der Viehzucht noch sehr groß. Freilich beruhte sie bei dem Mangel an Stallfütterung mehr auf der Menge, als auf der Güte der Stücke; nur auf die Pferdezucht wurde größere Sorgfalt verwandt. Die wichtigste Fleischnahrung lieferte das Schwein, weshalb die Mast im Eichenwalde eine große Rolle spielte. Daneben wurde die Jagd als eines der wichtigsten Nutzungsrechte an der Almende besonders ausgebildet. Nur vereinzelt kamen Obst- und Weinbau vor, namentlich bei den Rheinfranken um Bonn, die ihn schon im 6. Jahrhundert trieben. Unzertrennlich mit dieser ganzen Bewirtschaftung, besonders mit der Gemenglage der Äcker, ist die Feldgemeinschaft, der Flurzwang verbunden, der jeden Markgenossen verpflichtet, seinen Anteil nur nach Gemeindebeschluß zu bebauen, also jede Änderung nach dem Belieben des einzelnen vollkommen ausschloß.

Folgen für die Kulturentwickelung; Handwerk und Verkehr. So festgefugt sind ihrer Natur nach diese Ordnungen, daß die größten staatlichen Umwälzungen spurlos an ihnen vorübergingen; die Dorfwirtschaft beherrschte die ganze Kulturentwickelung auf Jahrhunderte unbedingt. Sie setzte zunächst einer Verbesserung der Bodennutzung ebenso unübersteigliche Schranken, wie der Vermehrung der Bevölkerung auf dem zunächst dem Pfluge unterworfenen Raume, da die Teilung einer Hufe unter mehrere Söhne nur bis zu einem gewissen Grade möglich war. Wer nicht einen Anteil an der Flur besaß, mußte auswandern oder, wozu jeder Markgenosse das Recht hatte, in der Almende einen „Neubruch“, einen „Bifang“ durch Rodung des Waldes anlegen, der dann sein Sondereigentum wurde (vgl. S. 43). Aus solchen Rodungen entstanden allmählich im gelichteten Walde neue Weiler und Dörfer, besonders vom 6. bis 8. Jahrhundert. Auch die Rodungen aber fanden ihre natürlichen Schranken am Gesamtinteresse der Markgenossen, das einer ausgedehnten Almende unbedingt bedurfte. — Ferner stand jedes Dorf als eine in sich fest geschlossene wirtschaftliche Einheit vollkommen selbständig neben den anderen. Was der Bauer an Bodenerzeugnissen für

sich brauchte, und nur dies, gewann er innerhalb seiner Flur, was er und seine Familie an Kleidern und Geräten bedurfte, das stellte er mit den Seinen im wesentlichen sich selber her; das Gewerbe war also fast nur Hausgewerbe. Nur auf größeren Gütern arbeiteten die hörigen und leibeigenen Handwerker nebenher auch für den Verkauf. Als besondere Kunstfertigkeiten galten Weberei, Töpferei und Schmiedearbeit; sie wurden deshalb auch vom Gesetz besonders geschützt, und ihre Erzeugnisse standen unverhältnismäßig hoch im Preise. So kostet ein Schwert ohne Gehenk soviel wie eine Stute, nämlich 120 Denare, ein Helm 240 Denare, soviel wie ein Hengst, eine Brünne (Ringelpanzer) sogar das Doppelte, und in der That zeigen zahlreiche Gräberfunde an Waffen und Geräten oft Geschick und Geschmack. Jedenfalls hat auch das bescheidene germanische Handwerk jener Jahrhunderte eine Menge römischer Überlieferungen den Deutschen vermittelt. Erst von den Römern lernten sie den Steinbau und zahlreiche Gegenstände des täglichen Gebrauches kennen und mit lateinischen Namen benennen, die sie sich nur mundgerecht machten (Mauer = murus, Ziegel = tegula. Kalk = calx, Fenster = fenestra, Pforte = porta, Pfund = pondus, Pfanne = patina, Tafel = tabula, Socke = soccus u. a. m.).

Der Verkehr im Binnenlande blieb unter solchen Umständen äußerst gering, nur mit dem byzantinischen Reiche, dem größten Kulturstaate dieser Zeit, war er etwas lebhafter. Denn von dort bezog man kostbare Stoffe in feiner Baumwolle, Seide und Purpur, Teppiche, Glaswaren, Elfenbein und Edelsteine, namentlich auch die Gewürze des fernen Ostens, und zwar meist über Marseille. Die Vermittler waren noch fast ausschließlich Griechen, Syrer und Juden.

Der ununterbrochene Zusammenhang mit dem Osten bestimmte auch das Münzwesen des fränkischen Reiches. Seit d. J. 543 schlugen die Könige Goldmünzen eigenen Gepräges in sehr schlechter Ausführung auf byzantinischem Fuße. Sie prägten anfangs aus dem Pfunde Gold 72 Solidi zu 40 Denaren im Metallwert von etwa 30 Pf., den Solidus also zu 11—12 Reichsmark, später 84 Solidi. Die Denare mit ihren Teilstücken wurden aus Silber hergestellt, 300 auf das Pfund S. Doch diente infolge des geringen Verkehrs im inneren Deutschland das Geld fast nur als Wertmesser und zur Ansammlung eines Schatzes.

Die alten Stände. Den Verhältnissen eines Bauernvolkes entsprach die ständische Gliederung. Die Lex Salica unterscheidet nur die beiden Stände der Urzeit, die Freien und die Unfreien. Die Freien überhaupt, nicht nur die selbständigen Grundbesitzer, bilden den Kern des Volkes; sie allein genießen staatliche Rechte, sie sind thätig beim Gericht und werden allein als Zeugen zugelassen (über Grundbesitz nur sogar die Grundbesitzer), sie bilden den Heerbann und werden gegen Tötung durch ein Wergeld von 200 Solidi (oder 200 Kühen) geschützt. Die Unfreien, immerhin verhältnismäßig zahlreich, da das salische Gesetz auf jedes Hauswesen durchschnittlich ihrer 7 rechnet, gelten als Sache, unterliegen also ausschließlich der Verfügung und Strafgewalt des Herrn. Es wird also z. B. der Fall, daß ein Unfreier einen Freien schädigt oder tötet, ebenso angesehen, als ob ein Stück Vieh das gethan hätte, demgemäß

trägt der Herr des Mörders den Schaden. Thatsächlich besser gestellt waren die nach altgermanischer Art (s. S. 45) mit Land vom Herrn ausgestatteten Unfreien, da sie zwar mit dem Gute veräußert werden durften und an die Scholle gefesselt waren, aber immerhin eine eigene Wirtschaft führten. Ein rechter Adel, der sich nicht nur durch höheres Ansehen, sondern auch durch ein größeres Wergeld von dem Stande der Freien unterschied, war nur noch bei den Friesen und den Thoringern in Brabant vorhanden, bei den Alamannen nur in der ersten Zeit; bei den Bayern beschränkte er sich auf fünf große Geschlechter, wahrscheinlich die der alten Stammesfürsten, deren Verbindung das bayerische Volk gebildet hatte; bei den Chamaven und Saliern erhielt er sich nur durch den Übertritt in die Gefolgschaft des Königs, also nicht in der alten Selbständigkeit.

Einwirkung der keltisch-römischen Ständeverhältnisse. Diese ständische Gliederung vermochte sich aber nicht zu erhalten, als mit der Eroberung romanischen Landes, insbesondere Galliens, die Deutschen mit ganz anderen Verhältnissen und einer höheren Kultur bekannt wurden. Zunächst versuchten die Franken im nördlichen Gallien die Romanen ihren einfachen Standesverhältnissen einzuordnen. Der römische Grundbesitzer (possessor) erhielt die Hälfte des Wergeldes, das den freien Franken schützte (100 gegenüber 200 Solidi), der römische Colone ein Wergeld von 52½ Solidi. Trat ein römischer Grundherr ins königliche Gefolge ein, was bald häufig geschah, so wurde ihm ein Wergeld von 300 Solidi zugesprochen, die Hälfte dessen, das ein fränkischer Gefolgsmann erhielt. Die Römer wurden also allerdings als eine untergeordnete Klasse behandelt, aber an der alten Abhängigkeit der gallischen Landbevölkerung und der herrschenden Stellung der romanischen Aristokratie wurde thatsächlich nicht viel geändert (s. S. 60, 84). Noch weniger erschütterte die fränkische Eroberung die alte aristokratische Ordnung der Gesellschaft in Burgund und im westgotischen Aquitanien. In diesem Lande waren die westgotischen Ansiedler meist verjagt worden oder zu Grunde gegangen (mit Ausnahme Septimaniens, wo sie in großer Zahl sich erhielten), also das Übergewicht des Großgrundbesitzes und des romanischen Elementes aufs neue befestigt worden, in jenem hatten viele germanische Ansiedler sich in den neuen Verhältnissen nicht zurechtfinden können und ihr Besitztum veräußert, so daß sich die Aufsaugung des mittleren Grundbesitzes durch den großen um so rascher vollzog und der burgundische Stamm, abgesehen von der heutigen Westschweiz, wo er ungemischt blieb, schon im 9. Jahrhundert bis auf wenige Reste verschwunden war (vgl. S. 84).

So standen sich also zwei ganz verschiedene Ordnungen gegenüber: in den rein deutschen Landesteilen ein kräftiger, freier Bauernstand von nahezu gleichem Besitz mit einer mäßigen Anzahl von Unfreien und Halbfreien, darüber, doch nicht überall, ein alter Geburtsadel, in den romanischen Landen eine ganz aristokratische Gesellschaft, große Grundherren über einem halbfreien Bauernstande, nicht viel anders, wie in der keltisch-römischen Zeit.

Aber in immer steigendem Maße wirkten diese Verhältnisse auch auf die Germanen hinüber, zunächst natürlich auf die Franken in Gallien, langsamer auf die

rein deutschen Gebiete. Denn auch Franken erwarben große Güter in Gallien, insbesondere der König selbst und die Kirche, und es war nicht nur natürlich, daß sie nach wie vor in der hergebrachten Weise, also durch Colonen, bewirtschaftet wurden, sondern es lag auch nahe, diese Verhältnisse auf rein deutsche Gegenden zu übertragen. Der Einfluß zeigt sich einerseits in einer Erhebung der Unfreien, anderseits in der Herabdrückung der Freien in dingliche und persönliche Abhängigkeit und in der Bildung eines neuen Adels, also in einer völligen Zersetzung der alten Stände.

Aufsteigen der Unfreien. Da die gesteigerten Bedürfnisse, welche das Vorbild der römischen Kultur bei den Germanen erweckte, nur durch die Arbeit der Unfreien befriedigt werden konnten, so steigerte sich deren Wert und aus der großen Masse erhoben sich im Haushalt der größeren Besitzer zwei Klassen, die geschickteren Handwerker (artifices) und die Hausdiener (ministeriales), d. h. die bewaffneten Gefolgsleute, die Gutsverwalter und die Inhaber der in jedem größeren Haushalt unentbehrlichen Ämter des Truchseß, Schenk, Marschalks und Kämmerers. Weiter nahmen die Freilassungen von Knechten sehr zu, besonders unter dem Einflusse der Kirche, welche die Sklaverei grundsätzlich verwarf. Oft stieg dabei ein Unfreier zu voller Freiheit auf, wenn nämlich nach salischem Recht der König dem vor ihm knieenden einen dargebotenen Denar aus der Hand warf (Scazwurfo); meist aber blieb er in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnisse zu seinem früheren Herrn und erhielt von diesem etwa ein Landgut zu eigener Bewirtschaftung, wofür er bestimmte Frohndienste und Zinsen in Landeserzeugnissen zu liefern hatte. Aber auch Knechte wurden immer häufiger in ähnlicher Weise mit Land ausgestattet und dadurch in eine freiere Lage versetzt (servi casati, manentes, hobarii als Inhaber eines mansus servilis oder tributarius), denn nur den kleinsten Teil seines Grundbesitzes, den Herrenhof (hoba oder curtis salica, selihova, salland), bewirtschaftete der Grundherr unmittelbar. So bildete sich allmählich aus kleinen, längstvorhandenen Anfängen ein zahlreicher Stand abhängiger, ursprünglich unfreier, aber in eine bessere Lage versetzter Leute, die Hörigen oder Liten bei den Franken, Baronen bei den Alamannen, Aldionen oder Barskalke bei den Bayern. Noch wurde die Scheidung zwischen Freien und Unfreien streng festgehalten, eheliche Verbindungen zwischen beiden blieben daher aufs strengste untersagt, aber schon das ripuarische Gesetz bildete ein Bußsystem für die Hörigen aus, setzte also ein gewisses Eigentumsrecht bei ihnen voraus, und das bayerische Volksrecht schützte den Freigelassenen durch ein Wergeld.

Herabsinken der Freien. Anderseits gerieten Freie in immer größerer Zahl in Abhängigkeit von einem mächtigen Herrn oder von der Kirche, ohne daß sie dabei rechtlich ihren Stand aufgaben. Bedrängnis durch einen großen Nachbarn oder einen Beamten, Verluste durch die Verwüstungen der fortwährenden inneren Kriege, die schwere Pflicht des Heerdienstes, die bei den größeren Verhältnissen und der fortgeschrittenen, also intensivere Arbeit fordernden Bodenkultur unendlich schwerer drückte als in der Urzeit, die Dingpflicht, die den freien Bauern durchschnittlich mehrere Wochen im Jahre von seiner Wirtschaft fern hielt, die über-

aus hohen Bußen, die ein mittleres Vermögen rasch verschlangen und oft willkürlich genug verhängt wurden, das alles trieb zahlreiche freie Bauern dazu, sich dem Schutz (mundium, patrocinium) eines Grundherrn (senior, davon Seigneur) oder einer Kirche zu „ergeben“ (commendare, commendatio), wobei sie dann bestimmte Leistungen übernahmen und damit ihre volle Selbstbestimmung einbüßten. Andere Freie übernahmen nach römischer Weise ein Landgut als Precarium, d. h. ohne Entgeld, aber gegen beliebigen Widerruf, oder als Beneficium, d. h. zum Nießbrauch auf bestimmte Zeit und gegen einen nur nominellen Zins, meist zunächst von Kirchen, wurden also auch von einem anderen abhängig. Leute dieser Art nannte man mit einem keltischen Worte, das ursprünglich den bewaffneten Knecht bezeichnete (gvas), Vassen oder Vasallen.

Der neue Adel. Über dieser Masse unfreier, halbfreier und abhängiger Bauern erhob sich nun ein neuer Adel. Er beruhte jetzt vor allem auf dem persönlichen Verhältnis zum Monarchen, denn nach germanischem Begriff adelt der Königsdienst. Wer in ihn, also auch in den persönlichen Schutz des Königs, eintrat, erhielt das dreifache Wergeld seines Geburtsstandes. Dazu gehörten die Gefolgsleute (Antrustionen, Tischgenossen) und die Beamten des Königs, die Geistlichen und alle, die Land vom König empfingen. Diese „Getreuen“ (fideles) oder „Mannen“ (homines, leudes) traten als ein Dienst- und Besitzadel an die Stelle des alten meist verschwundenen Geburtsadels und sicherten rechtlich zuerst ihre Stellung durch die Beschlüsse v. J. 614 (s. S. 114/5). Nur in den rechtsrheinischen Landen erhielten sich die alten Verhältnisse noch länger.

Aufsteigen des Königtums. Wie die Folgen der Eroberung allmählich die alten Stände zersetzten, so wich auch die alte auf ihnen beruhende, demokratische Verfassung einer aristokratisch-monarchischen Ordnung. Schon nach dem salisch-fränkischen Rechtsbuche, also in der Zeit Chlodwigs, übt der König die vollziehende Gewalt (Bann) selbständig aus: er beruft und entläßt das Aufgebot und verkündet den „Heerfrieden“, er vollstreckt die gerichtlichen Urteile und ist der größte Grundbesitzer im Volke. Neben dem vom Volke noch gewählten Vorsteher der Hundertschaft, dem Thunginus (s. S. 47), steht als königlicher Beamter der Sacebaro, der die Bußen einhebt, und über einer Anzahl von Hundertschaften, dem Gau (pagus), waltet der vom König ernannte Graf (garafio, d. i. Beamter). In seiner Gesamtheit wirkt das Volk nur bei der Wahl des Thunginus und bei der Gesetzgebung mit. Nach der Eroberung Galliens stieg die königliche Macht noch höher, teils durch die Erwerbung ungeheuren Grundbesitzes und die Entstehung des neuen Adels, teils durch die Annahme mancher römischen Einrichtungen, die alle auf der Vorstellung monarchischer Unumschränktheit beruhten, während die Abnahme der Freien die Bedeutung der Volksgemeinde noch mehr herabdrückte. So trat zum erstenmale in der germanischen Welt der Gedanke monarchischer Souveränität der Volkssouveränität, die Reichseinheit der Selbständigkeit der Stämme gegenüber. Sie beseitigte allerdings weder die Dreigliederung der fränkisch-burgundischen Lande (s. S. 114), noch die Stellung Aquitaniens, noch vollends die ostrheinischen Stammesherzogtümer der Alamannen,

Bayern und Thüringer, die mehr neben als im Reiche standen, sie vernichtete vor allem nicht die Verschiedenheit der Stammesrechte, ja diese sind erst unter fränkischer Herrschaft schriftlich aufgezeichnet worden. Den salischen Franken (s. S. 121) folgten hierin die Ripuarier unter Childebert II. (575/96), die Alamannen unter Chlothar II. (613/24), die Bayern unter Dagobert (622/37), die beiden letzteren nach älteren Vorlagen, erst später endlich die brabantischen Thoringer (Lex Angliorum et Werinorum i. e. Thoringorum). Es entschied also nicht das Recht des Landes, sondern das Recht der Person (des Angeklagten), auch bei den Geistlichen in privaten Angelegenheiten; die Kirche als Körperschaft lebte nach römischem Recht. Nur im Prozeßgang drang das salfränkische Recht überall, auch bei den Romanen, durch und selbst auf die Rechtsbestimmungen gewann es namentlich im eigentlichen Deutschland tiefgreifenden Einfluß. Im Staatsrecht vollends herrschte das fränkische Recht durchaus; römische Überlieferungen gewannen hier nur in einzelnen Beziehungen Bedeutung.

König, Hof, Reichsversammlung. Die Krone ist das erbliche Eigentum des merowingischen Geschlechtes. Folgerichtig konnte dieser Besitz wie jeder andere unter mehrere Erben geteilt werden, da ein Vorzug des Erstgeborenen nicht bestand, doch blieb stets das Erbrecht der einzelnen Linien auf die sämtlichen Teilherrschaften gewahrt. Als Ehrenauszeichnung trugen die Merowinger das in der Mitte gescheitelte, bis auf die Schultern herabwallende Haar, dazu den Purpurmantel und den Speer, wohl auch das römische Diadem. Auf gallisch-römischem Boden saßen sie schon in festen Residenzen (s. S. 112), auf germanischem verweilten sie abwechselnd auf einem ihrer Gutshöfe (villae) oder Pfalzen (palatia), stets von zahlreichen Gefolgsleuten, Beamten, Bischöfen und Dienern umgeben, die vorkommendenfalls den Rat wie das Gericht des Königs bildeten. Reine Hof- und Hausbeamte waren, wie in jeder größeren Gutswirtschaft, der **Truchseß** oder **Seneschalk** (Altknecht) für den königlichen Tisch, der zugleich die Aufsicht über das Gesinde führte, der **Marschalk** oder Stallmeister (comes stabuli, conétable) und der **Kämmerer**, der Aufseher über Schatz und Gerät des Königs unter der besonderen Leitung der Königin. Zu ihnen traten später noch der **Majordomus** als Leiter der gesamten königlichen Gutsverwaltung und der **Kanzler** oder Referendarius, ein Beamter römischen Ursprungs, der die königlichen Urkunden zu vollziehen und das Siegel zu bewahren hatte, gewöhnlich ein Laie von einer gewissen gelehrten Bildung. Als außerordentliche Kommissare (missi) fanden diese Hofbeamten auch in staatlichen Angelegenheiten Verwendung, namentlich der Majordomus.

Das Befehlsrecht (Bann) des Königs ging so weit als seine thatsächliche Macht und sein Wille, soweit überhaupt die Aufgabe des damaligen Staates reichte; gesetzliche Grenzen waren ihm ursprünglich nicht gesteckt. Das „Märzfeld“ (Campus Martius) der freien Franken erlosch in Neustrien bald nach Chlodwig, in Austrasien war es thatsächlich nichts mehr als eine Heerschau. Als später diese Versammlung Anteil an der Gesetzgebung gewann, wie i. J. 614, war sie bereits eine Versammlung der geistlichen und weltlichen Aristokratie geworden, die

neben der Heerschau herging; eine Vertretung des gesamten Reiches ist sie niemals gewesen. Die Weiterbildung des Rechtes erfolgte also einerseits von oben durch Erlasse des Königs mit Gesetzeskraft (Capitularia) oder durch Erteilung von Privilegien, beides kraft seines monarchischen Amtsrechts, anderseits von unten durch die Stämme nach Volksrecht (Gewohnheitsrecht).

Verwaltungsordnung. Die Verwaltung beruht im ganzen Reiche auf dem Gau, die Rechtspflege auf der Hundertschaft. Der fränkische Gau entspricht dem Gebiete einer alten Völkerschaft (civitas, s. S. 47), und wurde entweder nach ihr benannt (Brukterergau, Hattnariergau), oder nach einem Flusse (Nahegau, Lahngau, Neckargau), oder auch nach der Himmelsgegend, wie in Bayern und im Elsaß. In den ehemals römischen Gebieten wurden die alten Civitates, die auch im wesentlichen den Völkerschaftsgebieten entsprachen, als Gaue betrachtet und nach der Hauptstadt bezeichnet, so der Zürichgau, der Wormsgau, der spätere Salzburggau, oder, wie es in Gallien schon in der späteren Zeit der römischen Herrschaft hervorgetreten war, der Name der Völkerschaft verdrängte den der Stadt und wurde somit auch zur Bezeichnung des Gaues. So heißen Paris (Parisii), Reims (Remi), Soissons (Suessiones), Tours (Turones), Bourges (Bituriges) u. a. nach den keltischen Stämmen, deren Hauptorte sie einst waren.

Der Gau zerfiel in Hundertschaften (s. S. 47), gewöhnlich vier, die in Gallien zuweilen den alten Gebieten kleinerer, mit mehreren anderen schon in römischer Zeit zu einer Civitas vereinigten Völkerschaften entsprachen, im nordwestlichen Gallien als conditae (vom keltischen cant, Hundert, davon Canton), sonst als vicariae, auch wohl als Untergau (pagi minores), in der lateinischen Rechtssprache der Zeit meist als centenae bezeichnet wurden. Mit der Zunahme der Bevölkerung zerfielen diese oft ziemlich umfänglichen Bezirke in kleinere, wie auch die großen Gaue sich oft teilten, indem die Hundertschaften zu selbständigen Gauen wurden. So erscheint in Bayern der Osten des Landes in eine ganze Anzahl von Gauen gespalten, während das übrige Land nur in einen Nord-, West- und Südgau zerfiel.

Die Verwaltung des Gaues führen königliche Beamte ohne Mitwirkung einer Gauversammlung, der Domesticus als Aufseher über die Krongüter, also als der gutsherrliche Vertreter des Königs, der Graf (garafio, comes, auch iudex) als Wahrer der staatlichen Rechte, wobei übrigens der letztere kraft besonderen Auftrags die Aufgabe des ersteren oft mit übernimmt, beide vom König eingesetzt und absetzbar, der Graf erst seit 614 mit gewissen Beschränkungen (s. S. 115), und besoldet mit der Anweisung auf die Einkünfte eines Königsgutes. Der Graf erläßt auf Befehl des Königs das Aufgebot an die Heerpflichtigen und führt sie an, selbständige Anordnungen in dieser Beziehung also trifft er nur für den Landesschutz; er erhebt ferner die Einkünfte des Königs, welche auf staatlichen Rechtstiteln beruhen, alles wie bisher (s. S. 112). Aber dieser königliche Beamte ist jetzt auch Leiter der Rechtspflege geworden und hat den Volksbeamten, den Thunginus, aus dieser Stellung verdrängt, denn die Gerichtshoheit ist von der Gemeinde auf den König übergegangen. Wer sein Gebot verletzt, zahlt den Gra-

fenbann (bei den Franken und Bayern 15 Solidi, bei den Alamannen 6 Solidi), nicht den Königsbann (60 Sol.).

Das Organ der Rechtspflege ist nicht die Gauversammlung (diese ist verschwunden), sondern die Versammlung der Hundertschaft. An deren Spitze stehen in der keltischen Bretagne die einheimischen Häuptlinge, allerdings kraft königlicher Vollmacht, thatsächlich aber als Volksbeamte, im übrigen Reiche nicht mehr der Thunginus, sondern ein königlicher Beamter, im wesentlichen der alte Sacebaro, aber von diesem verschieden, insofern er zwar als königlicher Beamter gilt, aber unmittelbar jetzt vom Grafen ernannt wird und seine Gewalt sich bedeutend erweitert hat. Damit hat sich auch sein Name geändert, er heißt Centenarius als Vorsteher der Hundertschaft, Vicarius als Vertreter des Grafen, Tribunus wohl als Beamter eines Bezirkes, im Deutschen Schultheiß (wörtlich: der eine Schuld heischt). Er zieht die staatlichen Einkünfte des Königs ein, verkündet das Aufgebot, übt die Polizeigewalt, vollstreckt die gerichtlichen Urteile, tritt also überall als Gehilfe des Grafen auf.

Neben diesen königlichen Beamten bleibt für eine politische Selbstverwaltung der Stadt- und Dorfgemeinden kein Raum. Wirtschaftlich betrachtet im wesentlichen große Dörfer, stehen die gallisch-römischen Städte durchaus unter königlicher Verwaltung, und auch die größte Stadt des Gaues ist keineswegs seine politische Hauptstadt, sondern nur eine Hundertschaftsgemeinde. Nur als selbständige Markgenossenschaft oder als Teil einer solchen, also in wirtschaftlicher Beziehung, bildet ein Ort oder eine Verbindung mehrerer Orte eine Einheit.

Über den Grafen steht vielfach ein Herzog (dux), vom König ernannt, also ein Amts-, nicht ein Volksherzog; er ist mit gräflichen Rechten über mehrere Gaue ausgestattet, thatsächlich aber als der Anführer eines größeren Heeresteiles überwiegend mit militärischen Aufgaben beschäftigt.

Mit diesen Beamten löst der fränkische Staat seine Aufgaben, die noch nicht viel über die der Urzeit hinausgehen, den Rechtsschutz nach innen, den Waffenschutz nach außen.

Rechtspflege. Die Gerichtsversammlung ist die Hundertschaftsversammlung, die nur ausnahmsweise auf besonderen königlichen Befehl für politische Zwecke, wie Verkündung des Aufgebotes, Heeresmusterung, Leistung des Treueides, Mitteilung von Gesetzen benutzt wird. Sie wird gebildet von den sämtlichen freien Männern, auch den freien Hintersassen der Hundertschaft, die im Vollbesitze ihrer Ehrenrechte sind, aber jede dieser Versammlungen ist zuständig für den ganzen Gau, denn die Rechtspflege liegt in den Händen des königlichen Gaubeamten, des Grafen. Die Hundertschaft tritt nach Volksrecht zusammen zum „echten Ding" an echter Malstatt (Malberg, Mallus publicus) zu echter Dingzeit, d. h. aller 40 Nächte (6 Wochen), unter freiem Himmel, unter dem Vorsitz des Grafen, über dem als staatliches Hoheitszeichen der Schild aufgerichtet ist. Daneben entwickelte sich nun kraft königlichen Amtsrechts das „gebotene (unechte) Ding", das zwar alle freien Hundertschaftsgenossen ebenso zur Teilnahme verpflichtet, wie das andere, aber weder an die Malstätte noch an die Zeit noch auch an die strengen

Formeln des echten Ding gebunden ist, auch gewöhnlich unter dem Vorsitze des Schultheißen tagt. Das echte Ding ist als das wichtigere zuständig für das Urteil über todeswürdige Verbrechen, Freiheit und Grundbesitz, das gebotene für den Rechtsstreit über bewegliches Vermögen und Knechte. Nur ausnahmsweise, wenn die Sache drängt, können auch Angelegenheiten, die vor das echte Ding gehören, vor dem Centenar zwar nicht entschieden, aber eingeleitet werden.

Den Gang der Rechtshandlung eröffnet die Partei, nicht der Richter mit der Vorladung (mannitio), dann stellt sie an die Gegenpartei die Fragen (tangano), welche diese zu beantworten hat, alles in strengen, genau vorgeschriebenen Formeln und Ausdrücken, wie z. B. der Stier in der salisch-fränkischen Rechtssprache der „Heerführer", die Ziege die „Landfresserin", der Haushund „der an die Kette gewöhnte" heißt; jede, auch die geringste Verletzung dieser Formeln führt zum Verlust des Prozesses. Darauf schlagen die sieben „Rachimburgen" („Ratgeber"), ein Ausschuß der Gerichtsgemeinde, der wohl für jede Sitzung von ihr bestellt wurde, durch einen aus ihrer Mitte das Urteil vor; doch ist das kein Urteil über den Thatbestand, sondern entscheidet nur die Frage, welche Partei den Beweis für ihre Behauptungen zu erbringen habe, und mit welchen Mitteln. An solchen stehen die uralten zur Verfügung (s. S. 49), Rechtsvermutung, Eid durch Eideshelfer und Gottesurteil. Erst die Zustimmung der Gemeinde („Vollbort") macht den Urteilsvorschlag zum Urteil. Nur ehe sie erfolgt, kann eine Partei das Urteil „schelten" (anfechten); dann erfolgt die Vollbort durch Gottesurteil. Folter ist nur gegen Unfreie statthaft. Doch stehen diese nicht unter dem staatlichen Gericht, weil sie kein Teil des Volkes, also auch nicht des Staates sind, sondern unter dem Hofgericht ihres Herrn.

Das ganze Verfahren war für verwickeltere Verhältnisse, wie sie eine höhere Kultur mit sich bringt, so schwer anzuwenden und deshalb so gefährlich, daß es für geringe Leute, die vielleicht jene Formeln nicht beherrschten oder die nötigen Eideshelfer nicht aufzubringen vermochten, auf eine Rechtsverweigerung hinauslief, wenn sie nicht schwere Vermögensbußen auf sich nehmen wollten. Namentlich bot es für die Romanen die größten Schwierigkeiten. Deshalb hat man auf mancherlei Abhilfe gesonnen. Schon das salische Gesetz fügte die deutschen Rechtsausdrücke bei (Malbergische Glosse); später griff die Krone ein, indem sie neben das echte Ding das gebotene stellte, das an diese Formeln nicht so streng gebunden war; sie gab ferner schon im 6. Jahrhundert an ihre Hintersassen und an solche, die unter ihrem besonderen Schutze standen (Gefolgsleute, Witwen und Waisen, Römer und Juden), das Privileg, vor Gericht „ohne Gefahr", wie sie eben am besten konnten, antworten zu dürfen, sie bildete endlich für dieselben Klassen das Königsgericht aus, zu dem der Richter vorlud, die Fragen stellte, Antworten „ohne Gefahr" entgegennahm und den Thatbeweis gestattete. Aber der Hauptsache nach blieb doch das alte Verfahren wie das ganze Strafrecht mit seinen hohen Geldbußen bestehen und drückte somit schwer auf die Massen, denen kaum etwas anderes übrig blieb, als auf die Freiheit zu verzichten oder Unrecht zu leiden oder zur Gewalt (Fehde) zu greifen. Der letzteren suchte allerdings die

Krone entgegenzuwirken, indem sie gewisse Zeiten und Orte unter den besonderen Frieden des Königs stellte, also die Fehde z. B. bei Volksversammlungen, Kirchenfesten, am königlichen Hofe, in der Kirche u. s. f. bei Königsbann untersagte oder durch eidliches Gelöbnis der Beteiligten zu hindern versuchte, aber auszurotten war sie nicht, weil sie allzusehr in den Verhältnissen und Gewohnheiten wurzelte.

Heerwesen. Zum Schutz nach außen erließ jetzt der König, nicht mehr die Volksgemeinde, das Aufgebot (Heerbann). Pflichtig waren alle Freien, auch die freien Hintersassen germanischen wie romanischen Stammes von ihrer Mündigkeit ab; doch wurde so gut wie niemals — außer in Fällen höchster Gefahr, wie z. B. i. J. 732 gegen die Araber — der Heerbann des ganzen weiten Reiches aufgeboten, sondern nur in dem Teile, der eben bedroht war, und in den ununterbrochenen Bürgerkriegen vollends war das allgemeine Aufgebot überhaupt nicht durchzusetzen; für solche Zwecke ließen sich nur die Gefolgsmannen, die Leudes, die bewaffneten Knechte und Hörigen des Königs oder etwa noch seiner Beamten verwenden. Für die Verpflegung im Inlande und für die Ausrüstung sorgte ein jeder selbst, daher war diese je nach den Vermögensumständen schwerer oder leichter. Natürlich überwog, mindestens bei den Bauernstämmen des Ostens, das Fußvolk; zu Pferde dienten nur die Großgrundbesitzer, die Antrustionen u. a. dergl. Die Heereskörper entsprachen der politischen Einteilung. Aus der ganzen Art dieses Heeres folgte mit Notwendigkeit auch die Art der Kriegführung. Nur für kurze Sommerfeldzüge auf nicht allzu große Entfernungen ließen sich die Aufgebote verwenden, und bei der Schwerfälligkeit des Ganzen war ein planmäßiges Vorgehen überhaupt fast unmöglich.

Finanzen. Während Heerwesen und Rechtspflege durchaus auf germanischer Grundlage beruhten, verbanden sich beim Finanzwesen deutsche und römische Einrichtungen. Seine wichtigsten Einkünfte bezog der fränkische König zunächst aus den Krongütern, die als sein persönliches Eigentum erschienen (fiscus, auch für das einzelne Gut gebraucht) und von zahlreichen Hörigen und Unfreien unter der Oberaufsicht der „Hausbeamten" (Domestici) bewirtschaftet wurden. Ihre Erträge konnte er wenigstens in den germanischen Ländern nur so verwerten, daß er mit seiner Umgebung von Hof zu Hof ziehend sie aufzehrte, denn einen Verkauf machten die allgemeinen wirtschaftlichen Verhältnisse, einen Transport auf weite Entfernungen hin die mangelhaften Verkehrsmittel zur Unmöglichkeit. Dazu kamen dann ein Anteil am Friedensgeld (fredum, $^1/_3$, s. oben S. 49), die Konfiskationen bei Friedloserklärung und der Gewinn beim Münzwesen. Direkte Abgaben irgend welcher Art waren den Deutschen ursprünglich durchaus unbekannt, ja sie galten ihnen für ein Zeichen der Unfreiheit. Daher brachten die Volksgenossen dem König nur freiwillige Geschenke bei bestimmten Veranlassungen oder zu gewissen Zeiten, namentlich beim Märzfelde, dar. Daraus entwickelten sich freilich leicht feste Leistungen, wie z. B. ostfränkische Gaue (vielleicht die dort noch wohnenden, unterworfenen Alamannen, s. S. 109) eine Abgabe in Geld und Naturalien zahlten (steora, Steuer), und jedenfalls waren die unterworfenen Stämme zu solchen verpflichtet, so die Thüringer, Alamannen und Burgunder.

In Gallien dagegen behielten die Franken das römische Steuersystem wesentlich bei, doch wurde es auf die angesiedelten Franken nicht übertragen. Nur die Zölle trafen alle und wurden im ganzen Reiche nicht nur an den Grenzen und in den Häfen, sondern auch an Märkten, Brücken und Fuhrten erhoben. Ebenso fand der römische Rechtsgrundsatz, daß der König auf alles herrenlose Land Anspruch habe, allgemeine Anerkennung. Alle diese Einkünfte galten als persönliche Einnahmen des Königs, in dessen Schatz sie flossen, und wurden für eigentlich öffentliche Zwecke nicht verwendet. Diese waren vielmehr auf Naturalleistungen der Unterthanen angewiesen. Der König und sein Hof, Beamte, fremde Gesandte hatten unterwegs Unterkunft, Bewirtung und Beförderung zu verlangen; auch das Heer durfte auf dem Marsche Holz, Futter und Wasser nach Bedarf entnehmen. Ebenso lag die Herstellung und Unterhaltung von Festungswerken, Brücken und Straßen den Bezirken ob.

Kraft dieser privatrechtlichen Auffassung von den königlichen Einkünften und Rechten begannen bereits im 6. Jahrhundert die Könige nicht nur königliche Güter, sondern auch die königlichen Einkünfte ganzer Gaue an die Kirche oder an weltliche Grundherren zu übertragen, ja wohl auch die den königlichen Gütern als solchen zustehende Befreiung von staatlichen Lasten (emunitas, später immunitas, Immunität) dem nunmehrigen Inhaber einzuräumen. Daran schloß sich für denselben das Recht, durch seine Vögte oder Verwalter an Stelle der königlichen Beamten die Befehle des Grafen auszuführen und die Friedensgelder für sich zu erheben. Zwar blieben nun die freien Hintersassen des Immunitätbezirkes rechtlich unter der Gerichtsbarkeit und dem Heerbefehle des Grafen, aber thatsächlich unterwarfen sie sich in den meisten Fällen dem Schiedsgerichte des Grundherrn und standen im Heerbann mit dessen bewaffneten Knechten zusammen. Solche weltliche und geistliche Grundherrschaften umschlossen in Gallien schon im 7. Jahrhundert den bei weitem größten Teil der Bevölkerung. Die Beschlüsse v. J. 614 bestätigten diese Entwickelung und gaben zugleich die Bezirks- und Ortsverwaltung in die Hände der Grundherren. Ging diese Übertragung staatlicher Rechte an Unterthanen fort, so mußte sie schließlich die Auflösung des Staates in Großgrundherrschaften herbeiführen.

Die Kirche und die geistige Bildung. Es kam hinzu, daß die Kirche, weil sie fast ausschließlich von Römern geleitet wurde, sich dem fränkischen Staate niemals vollkommen einfügte. Nicht nur im römischen Gallien, sondern auch in den Rheinlanden hatten die fränkischen Eroberer ausgebildete kirchliche Einrichtungen vorgefunden. In Köln, Maastricht, Trier, Worms, Speier, Straßburg, Chur saßen Bischöfe, im Osten hatte sich vielleicht das Bistum Lauriacum (Lorch) erhalten (s. S. 107), doch fehlte hier noch der erzbischöfliche Verband. Als Angehörige des gallisch-römischen Provinzialadels, als geborene Vertreter der romanischen Bevölkerung den fränkischen Königen gegenüber, im Besitz einer überlegenen geistigen Bildung, als Verwalter großer Güter übten die Bischöfe auf die Geschicke des Reiches bald einen außerordentlichen Einfluß und bildeten eine geistliche Aristokratie gegenüber dem weltlichen Dienstadel. Daher ließen die Könige

zwar die ordnungsmäßige Wahl der Bischöfe durch Geistlichkeit und Volk unter Zustimmung des Erzbischofs zu, aber sie nahmen das Recht der Bestätigung in Anspruch und brachten dies auch gegenüber den Beschlüssen der Synoden zur Geltung. Rasch genug ließen sich die Bischöfe derart in weltliche Angelegenheiten verflechten, daß ihre geistliche Aufgabe durchaus zurücktrat, zumal viele Bischofssitze fast in den erblichen Besitz eines großen Geschlechtes übergingen, das vielleicht gleichzeitig die Grafschaft des Gaues besaß. So stand Metz Jahrzehnte hindurch unter Bischöfen des Arnulfingischen (Karolingischen) Hauses. Unter solchen Umständen zerfiel der Verband der erzbischöflichen Sprengel, die Provinzialsynoden hörten auf, und die größte Aufgabe der gallisch-fränkischen Kirche, die Bekehrung der deutschen Stämme jenseits des Rheines, harrte vergeblich ihrer Lösung.

Hand in Hand mit dieser Verweltlichung des geistlichen Standes geht der völlige Zusammenbruch der litterarischen Bildung, welche im Frankenreiche die Römer allein vertraten und die Rhetorenschulen besonders im Süden noch pflegten. Wohl war sie dem Leben gänzlich entfremdet und durchaus auf die Ausbildung einer verkünstelten, sprachlichen Form gerichtet, aber sie brachte in den Gedichten des Venantius Fortunatus, der am Hofe König Sigiberts lebte, noch immer achtungswerte Leistungen hervor und erhielt wenigstens den Zusammenhang mit der antiken Überlieferung. Mehr und mehr jedoch wurde die Geistlichkeit angesichts der Auflösung der römischen Staatsordnung und Kultur von der Auffassung des heiligen Augustinus (s. S. 81, 86) ergriffen, welche seitdem die kirchliche Weltanschauung des Abendlandes mehr als ein halbes Jahrtausend beherrscht und jedes unbefangene geschichtliche Verständnis menschheitlicher Entwickelung verhindert hat. Ihr gilt die Kirche als das Reich Gottes, als der Gottesstaat (Civitas Dei), die Welt und der weltliche Staat als das Reich der Sünde; er ist also der Kirche untergeordnet und überhaupt nur soweit berechtigt, als er sich ihrem Dienste weiht. Von diesem Standpunkte aus stellte als der erste wahrhaft mittelalterliche Geschichtsschreiber, der Bischof Gregor von Tours († 594), das Jahrhundert von Chlodwig bis z. J. 591 dar, lebendig, eingehend, ehrlich in einfacher, ungekünstelter Sprache, die nicht aus den Rhetorenschulen hervorgegangen ist und an sich eben deshalb eine Rückkehr zur Natur, also einen Fortschritt bezeichnet. Aber Gregor fand keine Nachahmer. Erst ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode versuchte ein burgundischer Geistlicher, Fredegar, eine Fortsetzung bis 642, aber in durchaus barbarischer Sprache und Auffassung.

Ein furchtbarer Sittenverfall mindestens in den höheren Ständen verbindet sich mit solchem Niedergange der Bildung (vgl. S. 114). Denn die Mischung germanischer und romanischer Art wirkte in diesen Kreisen vergiftend auf beide Nationalitäten. Es mußten Jahrhunderte vergehen, ehe ein neues Leben emporkeimte, und die reingermanisch gebliebenen Stämme waren es, die den Boden dazu bildeten.

Zweiter Abschnitt.

Das Aufsteigen der Karolinger und die Bekehrung der deutschen Stämme 614—752.

Ursprung der Karolinger. Unstät schwankend zwischen Gewaltthat und Schwäche erwies sich das Merowingische Haus mehr und mehr unfähig, die immer wieder hervorbrechenden Gegensätze der Landschaften und das Überwuchern der grundherrschaftlichen Interessen zu überwältigen. Das Reich wäre zerfallen und alle staatliche Ordnung hätte sich gelöst, wäre nicht ein neues, kraftvolles, deutsches Geschlecht an die Stelle der Merowinger getreten.

Die Karolinger waren freie Grundbesitzer fränkisch-ripuarischen Stammes, deren Güter an der mittleren Maas um Lüttich, im Moselthale und in der Eifel, besonders um Prüm, also im Herzen Austrasiens und nahe der Grenzscheide germanischen und romanischen Volkstums, lagen. Der erste des Hauses, der eine hervorragende Rolle spielte, war Pippin der Ältere (von Landen). Als näm-
623. lich Chlothar II. i. J. 623 auf das Andringen der Großen seinem jungen Sohne Dagobert I. die Verwaltung Austrasiens übertrug, übernahmen für ihn Pippin und Bischof Arnulf von Metz die Regierung. Beide Geschlechter verschwägerten sich dann, indem Arnulfs Sohn Ansegisel mit Pippins Tochter Begga sich vermählte. Nach dem Tode Chlothars II. 628 und des jüngeren Bruders Charibert
631—633. 631 vereinigte Dagobert I. nochmals das ganze Reich in einer Hand, verhalf also jenen beiden Männern zu gesteigerter Bedeutung.

Kämpfe mit den Slawen. Die Verbindung war von kurzer Dauer. Im Osten hatte sich nämlich die erste Reichsgründung der Westslawen vollzogen, und zwar von Böhmen aus, wo die Tschechen nach der entscheidenden Niederlage ihrer
626. avarischen Herren vor Konstantinopel i. J. 626 sich gegen diese empört und, was allerdings nur der Mangel an alten einheimischen Herrengeschlechtern erklärt, einen fränkischen Kaufmann Samo zum Lohne für kräftigen Beistand zu ihrem König

erhoben hatten. Dieser dehnte seine Gewalt bald auch über die Slowenen in den Ostalpen aus, zumal dieselben ebenfalls in den Avaren ihre Bedränger sahen (s. S. 120). Mit dem fränkischen Reiche blieb er anfangs in friedlichem Verkehr; doch als aber fränkische Kaufleute in Böhmen erschlagen worden waren, begann Dagobert im Bunde mit den Langobarden i. J. 630 den Krieg, erlitt aber bei 630.
der Wogastisburg eine schwere Niederlage, während die Langobarden und Alamannen glücklicher fochten. Infolgedessen schloß sich der sorbische Fürst Dervan an Samo an, und die Slawen brachen 631 in Thüringen ein. Wohl warf sie dort der eben ernannte Herzog Radolf, von den Sachsen unterstützt, zurück, aber die Ostgrenze blieb bedroht, bis mit Samos Tode 662 sein Reich wieder zerfiel. Deshalb übertrug Dagobert i. J. 632 die selbständige Herrschaft über Austrasien 632.
seinem unmündigen Sohne Sigibert (633—656), thatsächlich aber Pippin von Landen.

Das Karolingische Majordomat. Dieser erhob zuerst unter zwei unmündigen Königen das Amt des Majordomus (s. S. 127) zu seiner späteren Bedeutung. Seitdem wurde der „Hausmeier" der geborene Vertreter des Königtums gegenüber dem Adel, obwohl dieser, da vom Majordomus im wesentlichen die Verfügung über das Königsgut abhing, auf dessen Ernennung, zuerst in Burgund und Austrasien, einen gewissen Einfluß übte. Als Pippin, ein Mann von strenger Gerechtigkeit und deshalb vielen verhaßt, i. J. 639 starb, behauptete sein Sohn 639.
Grimoald das austrasische Majordomat, ja er versuchte nach Sigiberts Tode i. J. 656 sogar seinen eigenen Sohn Childebert auf den Königsthron zu setzen. Der kühne Griff erwies sich noch als verfrüht, der austrasische Adel lieferte Grimoald an König Chlodwig II. von Burgund und Neustrien aus, der ihn in Paris hinrichten ließ, und erkannte Chlodwig II. als König von Austrasien an. Zum letztenmale war so das ganze Reich in einer Hand (656) vereinigt, wieder freilich nur auf kurze Zeit. Denn nach Chlodwigs II. Tode 656 mußte dessen Sohn Childerich II. Austrasien bald an Dagobert II. überlassen. Unter ihm erneuerte Pippin der Mittlere (von Heristal), Pippins I. und Arnulfs Enkel, der Sohn Ansegisels und Beggas, der die Güter der beiden großen Geschlechter vereinigte, die zeitweilig verdunkelte Macht des Karolingischen Hauses, zunächst nicht als Majordomus, sondern als „Herzog der Franken"; er konnte es sogar wagen, nach dem Tode Dagoberts II. i. J. 678 den austrasischen Thron eine Zeitlang unbesetzt zu lassen. Daß er sich mit dieser Stellung nicht begnügte, sondern das germanische Austrasien zur Vorherrschaft im ganzen Reiche erhob, rettete die Reichseinheit und begründete die weltgeschichtliche Bedeutung der Karolinger.

Pippin der Mittlere an der Spitze des fränkischen Reichs. Der Kampf begann i. J. 680, als Ebroin, der gewaltthätige und hochfahrende Major- 680.
domus des schwachen Königs Theodorich III. von Neustrien und Burgund, seine Macht auch über Austrasien ausdehnen wollte. Zwar siegte Ebroin bei Lugo faco („Buchenwald") nordöstlich von Laon, so daß Pippin Theodorich III. als seinen König anerkannte, aber schon 681 fiel er durch eine Verschwörung der neu- 681.
strischen Großen. In der wilden Verwirrung, die nun folgte, riefen endlich die

Gegner des neuen Hausmeisters Berthari Pippins Hilfe an. In der Schlacht bei
687. Testri (Tertry, Textricium) an der Somme schlug dieser i. J. 687 seine Gegner aufs Haupt, nahm selbst als Majordomus und „Fürst der Franken" die Herrschaft im ganzen Reiche an sich und erhob dann seinen Sohn Grimoald zum Statthalter in Neustrien, den älteren Drogo zum Herzog der Champagne.

Die Stammesherzogtümer. Doch trotz seiner überragenden Stellung fehlte ihm an einer durchgreifenden Gewalt im ganzen Umfange des weiten Reiches noch viel. Denn wie im Westen das alte gotische Aquitanien unter dem Herzog Eudo sich losgelöst hatte, so thaten das Gleiche die ostrheinischen Stammesgebiete. Seit Dagobert gab es ein Herzogtum nicht nur in Thüringen (s. vor. S.), sondern auch im fränkischen Mainlande, Bayern stand von jeher unter dem Hause der Agilolfinger; auch im ostrheinischen Alamannien geboten Herzöge, nur der Elsaß blieb enger mit dem Reiche verbunden. Pippin vermochte daran wenig zu ändern. Mehrere Feldzüge gegen die Alamannen blieben fruchtlos; nur über den
689. Friesenherzog Ratbod erfocht er 689 bei Wyk te Duerstede unweit Utrecht einen entscheidenden Sieg, der, wie es scheint, ganz Westfriesland (Holland und Seeland)
714. in die Hände der Franken brachte. Pippins Tod am 16. December 714 führte zunächst eine schwere Krisis über sein Haus wie über das Reich herauf, doch aus ihr kam für beide die Rettung.

Karl Martell und die Wiederherstellung der Reichseinheit. Um das Majordomat seinem Hause zu erhalten, hatte Pippin, nachdem er seine beiden Söhne Drogo und Grimoald verloren, kurz vor seinem Ende den erst sechsjährigen Sohn des letzteren, Theudoald, zum Hausmeier ernannt und unter die Vormundschaft seiner Gemahlin Plektrudis gestellt. So sehr behandelte er das Amt schon als einen erblichen Besitz seines Hauses! Doch ein gefährlicher Feind erwuchs der neuen Ordnung in dem Sohne Pippins von einer anderen Frau, dem damals sechsundzwanzigjährigen Karl (Martell), der von dem ganzen Geschlechte den Namen Karl (d. i. der freie Mann) zuerst getragen hat. Plektrudis hielt ihn zu Köln in enger Haft; doch als die Neustrier 715 Raginfried zum Majordomus und einen Sohn Childerichs II., Chilperich II., zum König erhoben und sich sogar mit dem heidnischen Friesenherzog verbündeten, entrann Karl, raffte einige Haufen zusammen und warf sie den Friesen entgegen, die das früher verlorene Gebiet wieder besetzt hatten und den Rhein aufwärts fahrend bereits bis in die Nähe von Köln vorgedrungen waren. Von ihnen geschlagen mußte er sich zunächst in die Ardennen zurückziehen; als aber die Neustrier über die Maas vordrangen, brachte er ihnen bei Amblève (südlich von Lüttich) eine schwere Niederlage bei und erhob sich damit an die Spitze des austrasischen Adels. Nun ging er zum Angriff über. In blu-
717. tiger Schlacht bei Vincy unweit Cambrai (21. März 717) überwand er die Neustrier und drang verheerend bis Paris vor. Danach zwang er Plektrudis, ihm Köln und den Kronschatz zu übergeben. Reginfried setzte allerdings im Bunde mit Herzog Eudo von Aquitanien den Kampf auch in den nächsten Jahren noch
719. fort, aber er wurde 719 bei Soissons aufs Haupt geschlagen und warf sich nach Angers, wo er machtlos erst 731 starb. Endlich ließ sich Karl i. J. 720 von

König Chilperich II., der sich zunächst nach Aquitanien zurückgezogen hatte, das Majordomat auch in Neustrien und Burgund übertragen.

Noch aber standen die deutschen Stammesherzogtümer dem Majordomus in trotziger Selbständigkeit gegenüber. Erst nach dem Tode Theodos II. von Bayern (725) erzwang Karl die Huldigung seiner Nachfolger und setzte dann (737) Tatilo (Odilo) als Herzog ein. In Schwaben überwand er den Herzog Lantfried (730). Hartnäckig wehrten sich die meist noch heidnischen Friesen unter ihrem Herzog Poppo; doch dieser fiel und erhielt keinen Nachfolger (733/4). Selbst einzelne Gaue der Sachsen wurden tributpflichtig.

Die Araber. So war das fränkische Reich durch Waffengewalt wieder zusammengezwungen, als die furchtbarste Gefahr heraufstieg, der es ohnedem sicher erlegen wäre, der Angriff der arabischen Weltmacht, die seit der Vernichtung des Westgotenreichs in der Schlacht von Xeres de la Frontera 711 auch in Spanien gebot. Nichts geringeres, als die Frage, ob in Mitteleuropa die christlich-germanische oder die mohamedanisch-semitische Kultur herrschen sollte, stand bei diesem Zusammenstoße zur Entscheidung.

Schon 720 hatten die Araber Narbonne erobert. Mit Mühe wehrte Eudo von Aquitanien ihre weiteren Angriffe ab, vermochte aber selbst die Einnahme von Autun nicht zu verhindern und schloß endlich mit dem Statthalter des nördlichen Spaniens sogar ein Bündnis, um sich der Abhängigkeit von Karl Martell wieder zu entziehen. Dieser drang darauf 731 verheerend über die Loire vor; aber erst als im Frühjahr 732 Abderrhaman, der arabische Statthalter von Spanien, mit großer Heeresmacht die Pyrenäen überschritt und Eudo an der Garonne schlug, rief dieser Karls Hilfe an. Das gesamte Aufgebot des fränkischen Reichs, auch das der kaum bekehrten ostrheinischen Stämme, führte der Majordomus heran, als er, um das fränkische Nationalheiligtum St. Martin in Tours zu schützen, den Mohamedanern zwischen Tours und Poitiers beim 732.
Flecken Cenon entgegentrat. Sieben Tage lagerten sich die Heere gegenüber, am achten stießen endlich in blutiger Schlacht die Geschwader der schweren fränkischen Reiter auf die Leichtbewaffneten des Orients, bis am Abend Karl das Bauernfußvolk der Deutschen auf die Araber warf. Ihrer „gewaltigen Körperkraft und eisernen Faust“ erlagen die Morgenländer, auch Abderrhaman fiel. Doch erwarteten die Franken die Erneuerung der Schlacht am nächsten Tage und wurden in dieser Auffassung durch die Tausende von Wachtfeuern bestärkt, die die Nacht hindurch im feindlichen Lager loderten, aber am nächsten Morgen fanden sie es geräumt, die Araber hatten den Rückzug angetreten (Oktober 732).

Den entscheidenden Sieg zu benutzen war Karl außer stande; der fränkische Heerbann ging auseinander und die Söhne Eudos, der 735 starb, machten wieder gemeinsame Sache mit den Arabern. Erst 737 eroberten die Franken Avignon und die Rhonemündungen wieder und siegten bei Narbonne; ein arabisches Heer, das 739 bis an die Westalpen vordrang, wich vor den Langobarden zurück.

Als Retter der abendländischen Christenheit und des Frankenreichs starb Karl Martell am 22. Oktober 741 zu Quiercy an der Oise. So fest gegründet 741.

hatte er die Macht seines Hauses, daß er das Majordomat ohne Widerspruch auf seine Söhne übertragen konnte. Karlmann erhielt Austrasien, Alamannien und Thüringen, Pippin (der Jüngere) Neustrien und Burgund. Nur dem Namen nach trug noch Childerich III. die Krone (743—752) und nur beim Märzfelde zeigte er sich noch dem Volke in Tracht und Weise der alten Könige, im langen, blonden Haar auf einem Ochsenwagen sitzend, den ein Hirt mit seinem Stabe lenkte.

Pippin und Karlmann. Die beiden Karolingischen Brüder waren höchst verschiedene Naturen: Pippin klar blickend und nüchtern, Karlmann leidenschaftlich erregbar und kirchlich fromm. Die Aufgaben, die sie zunächst zusammen zu lösen hatten, waren die des Vaters, doch haben sie beide der Kirche gegenüber sich weit entgegenkommender gezeigt als Karl Martell. Heftige Kämpfe waren namentlich mit Bayern zu führen. Mit Hunold von Aquitanien, mit Theobald von Schwaben und selbst mit den Sachsen und den Slowenen verbündet suchte Oatilo sich die völlige Unabhängigkeit vom fränkischen Reiche zu erstreiten. Aber an ihrem Grenzflusse, am Lech, wurden die Bayern von Pippin umgangen und völlig geschlagen, Oatilo wahrscheinlich gefangen. Zweiundfünfzig Tage lang durchzogen die Franken
743. verwüstend das Land (743). Als fränkischer Vasall kehrte Oatilo ein Jahr später nach seiner Heimat zurück, doch einen Teil des Gebiets nördlich der Donau, den sogenannten Nordgau, mußte er abtreten. Nach seinem Tode i. J. 748 erhielt sein erst sechsjähriger Sohn Tassilo von Pippin das Herzogtum Bayern als Lehen (beneficium) und gegen Leistung des Treueides, den auch das ganze Volk schwören mußte; ja Pippin führte selbst eine Zeitlang die Vormundschaft, als Tassilo's Mutter Hiltrud 754 gestorben war, und zog den jungen Herzog an seinen Hof.

Inzwischen hatte Karlmann in Schwaben, wo Theobald die herzogliche Würde anstrebte, den gesamten Heerbann bei Canstadt umstellt und ein blutiges Strafgericht an den Aufständischen vollzogen; das alamannische Herzogtum wurde
747. aufgehoben (747). Später soll ihn darüber heftige Reue ergriffen haben, jedenfalls entsagte er der Herrschaft und dem weltlichen Leben und zog sich erst nach dem Berge Soracte bei Rom, dann in das Mutterkloster des Benediktinerordens, nach Monte Cassino bei Neapel, zurück, um den Rest seiner Tage als Mönch zu beschließen, als welcher im er August 754 zu Vienne gestorben ist. So wurde sein Bruder Pippin Alleinherrscher des Frankenreiches.

Die Einziehung des Kirchengutes und die Anfänge des Lehnswesens. Die Karolinger haben nicht nur den Widerstand der selbständigen Gewalten im Reiche gebrochen, sie haben auch ihre eigene Macht auf eine neue festere Grundlage gestellt und dadurch ihr Königtum vorbereitet. Im Gedränge der Kämpfe mit seinen Gegnern wie mit den Arabern entsetzte schon Karl Martell manche Bischöfe und Äbte und behielt die Güter ihrer Kirchen einstweilen zu eigener Verfügung, um seine Vasallenheere zu unterhalten, oder er gab auch Bistümer und Klöster an seine weltlichen Anhänger. So erhielt Milo von Trier das Erzbistum Reims, einer seiner Verwandten die Stifter Paris, Bayeux

und Rouen, die Klöster Jumièges und Wandrille. Es war thatsächlich eine teilweise Einziehung (Säkularisation) des Kirchengutes, aber noch ohne jede gesetzliche Form. Eine solche gaben der Maßregel erst Karlmann und Pippin. Der erstere bestimmte im April 742, der letztere 747 in Soissons, beide dann wiederholt gemeinschaftlich (zuerst wahrscheinlich im April 745 zu Lestines im Hennegau) mit Zustimmung der weltlichen und geistlichen Großen, daß angesichts der drohenden Kriege ein Teil des weggenommenen Kirchengutes der Kirche zurückgegeben werde; für das, was Laien davon behielten, und zwar nur zur Nutznießung (per precariam, ex beneficio), sollte ein Zins (von jeder Hufe 1 Solidus jährlich) gezahlt werden, solange die Notlage dauere. Nach dem Tode des Inhabers sollte das Gut an die Kirche zurückfallen, nur auf direkten Befehl des Majordomus die Belehnung erneuert werden. Um diese Verhältnisse zu regeln, bedurfte es einer „Aufzeichnung" des Kirchengutes (descriptio), auf deren Grund dann die „Teilung" (divisio) erfolgte. So hart diese Maßregel für die Kirche schien, die vergleichsweise Sicherheit, die sie dadurch erlangte, war doch immer der bisherigen Unordnung weit vorzuziehen. Ganz unvergleichlich größer war aber der Vorteil für die Karolinger. Mit einem Schlage gewannen sie, wenn auch zunächst nur auf Zeit, ein gesetzlich anerkanntes Verfügungsrecht über den größten Teil des Kirchengutes und dadurch die Mittel, Tausende von Vasallen mit Land auszustatten und sie an sich zu fesseln, da ja die Vergabung nicht zu Eigentum erfolgte und also die Übertragung derselben auf die Erben durch Treue verdient sein wollte. Daraus ergab sich eine gewaltige Steigerung der Wehrkraft des Reiches und der Karolingischen Macht, in der weiteren Wirkung eine großartige Reform zu gunsten der Monarchie.

Gleichzeitig vollzog sich, von den Karolingern nicht unmittelbar gefördert, aber wenigstens gedeckt, eine noch weit großartigere Umgestaltung: der Übertritt der deutschen Stämme zum Christentum und die Reform der fränkischen Kirche.

Die irisch-schottische und die angelsächsische Kirche. Nicht von der verweltlichten und entarteten Kirche des fränkischen Reiches aus, sondern von den keltischen Iren und Schotten, den germanischen Angeln und Sachsen ist die christliche Lehre über den Rhein nach dem inneren Deutschland getragen worden. In Irland hatte das Christentum zuerst der Gallier Patricius (432—493) gepflanzt; von hier brachte es der ältere Columbanus nach dem westlichen Schottland zu den Pikten und Skoten (kurz vor 600). Bei aller Verehrung für den Bischof von Rom erkannte doch diese irisch-schottische Kirche eine Autorität desselben nicht an, bewahrte vielmehr neben manchen anderen Eigentümlichkeiten, wie z. B. einer verschiedenen Berechnung des Ostertermins, auch eine besondere Verfassung, indem sie die Äbte ihrer zahlreichen Klöster mit bischöflicher Gewalt bekleidete und selbständig nebeneinander stellte; höchstens der Abt-Bischof von Hy besaß einen Ehrenvorrang. Neben ihr entwickelte sich seit etwa 600 unter den Angelsachsen eine von Rom aus, von Papst Gregor dem Großen gegründete Kirche, die bis gegen Ende des Jahrhunderts das ganze Land bemeisterte und sich in römischen Ordnungen bewegte, ohne freilich dem Papste irgend welche

Obergewalt einzuräumen. Beide Kirchen aber wetteiferten in der Pflege römischer Sprache und Wissenschaft.

Die irisch-schottische Mission. Um d. J. 600 erschien im fränkischen Reiche, von unruhiger Wanderlust und frommem Eifer getrieben, der Ire Columbanus (der Jüngere) mit zwölf Gefährten aus dem Kloster Benchor, alle in Pilgertracht und in strenger Askese lebend. Doch sein beschämendes Beispiel und seine Bußpredigten mißfielen ebenso wie dem Königshofe den üppigen merowingischen Prälaten; sie veranlaßten Columban, weiter zu ziehen und erwirkten schließlich i. J. 610 seine Ausweisung. Er wandte sich nach Schwaben, wo das Heidentum noch ungebrochen aufrecht stand, und predigte um Bregenz, bis er dann doch wieder nach Italien weiterzog und das Kloster Bobbio bei Pavia
615. ins Leben rief. Hier ist er am 21. November 615 gestorben. Sein Schüler S. Gallus aber, der krank am Bodensee zurückgeblieben war, legte hier wenige Stunden vom Südgestade des Sees entfernt am rauschenden Waldbache der Stei-
614. nach den Grund zum Kloster S. Gallen (614). Hier fand er selbst sein Grab (um 640). Die weitere Bekehrungsthätigkeit in Schwaben stand ganz unter dem Einflusse der irisch-schottischen Kirche, doch treten nur wenige Thatsachen bestimmt hervor. So gründete der Ire Pirmin das Kloster Reichenau im Bodensee (724), sein Landsmann Fridolin auf einer Rheininsel schon früher Säckingen.

Im fränkischen Mainlande erschien gegen Ende des 7. Jahrhunderts der Ire Kilian (Kyllena) mit zwei Gefährten. Bei der Predigt des Evange-
688. liums um Würzburg fanden alle den Märtyrertod (688), doch der Herzog Gozbert trat mit seinem Hause über, und sicher ist Würzburg der älteste Sitz des Christentums im Frankenlande. Noch heute bewahrt man dort ein Evangelienbuch in irischer Schrift, das mit höchster Wahrscheinlichkeit auf Kilian zurückgeführt wird, und mit Recht hat man ihn zum Schutzheiligen des Würzburger Bistums erhoben. Auch über das Gebirge nach Hessen und nach Thüringen hinüber drangen irisch-schottische Bekehrer; dort begegnete noch Bonifatius ihren Spuren.

Die fränkische Mission in Bayern. Um dieselbe Zeit, als Kilian in Franken sein frommes Werk begann, entsandte endlich auch die fränkische Kirche glaubenseifrige Männer nach Deutschland, und zwar besonders nach Bayern. Zwar hatten die Bayern bei ihrer Niederlassung nicht unbeträchtliche Reste romanisch-christlicher Bevölkerung vorgefunden (S. 107), doch ihr altes Heidentum war dadurch nicht im mindesten erschüttert worden. Erst Familienverbindungen des Herzogshauses mit den längst christlichen Langobarden bahnten der christlichen Lehre den Weg. So lud Herzog Theodo, obwohl selbst noch heidnisch, den Franken Ruprecht von Worms, einen Verwandten des merowingischen Königs-
696. hauses, zu sich nach Regensburg ein (etwa 696). Hier ließ er sich selbst mit vielen anderen taufen. Als dann Ruprecht aus dem Avarenlande zurückgekehrt war, baute er seine erste Kirche mitten unter den romanischen Anwohnern des Wallersees (d. h. Walchen- oder Römersee) nordöstlich von Salzburg, da, wo heute Seekirchen steht. Der Herzog schenkte ihm dazu ein Grundstück. Auf die Kunde, daß in der Nähe die waldbewachsenen Trümmer der Römerstadt Juvavum lägen (s. S. 96, 107),

erbat er sich vom Herzog diese Stätte und erbaute auf dem Berge, der heute die Hohensalzburg trägt, eine Peterskirche, auf dem Nonnberge ein Nonnenkloster, dessen Leitung seine Nichte Erindrud übernahm. Zehn Jahre lang hat er so in Bayern gewirkt; erst als er für einen Nachfolger (Anzogolus) gesorgt, zog er sich nach Worms zurück, wo er auch gestorben ist.

Noch unter Herzog Theodo, um 712, erschien in Bayern **Emmeram** (Heimraban) von Poitiers, trotz seines deutschen Namens romanischer Abkunft und des Deutschen zunächst unkundig, in der Absicht, zu den Avaren zu gehen. Doch der Herzog hielt ihn in Regensburg fest und übertrug ihm die kirchliche Leitung. Hier gründete Emmeram die nach ihm genannte Klosterkirche, und durchzog drei Jahre lang das bayerische Land, heidnische Gebräuche bekämpfend und die Seelsorge übend, leutselig gegen jedermann, demütig gegen Geringere, aber „hochaufgerichtet mit Löwenstärke gegen die Mächtigen", beredt und freigebig, ein hochgewachsener schöner Mann. Doch der Verführung einer Tochter Theodos grundlos beschuldigt, wurde er von deren Bruder Lantbert bei Kleinhelfendorf unweit von München überfallen und gab grausam verstümmelt seinen Geist auf, gepflegt von dem herbeiströmenden Landvolke (715). Herzog Theodo schickte, von der Unschuld des Gemordeten überzeugt, seinen Sohn in die Verbannung, er selbst ging 715 oder 716 nach Rom zu Papst Gregor II. Dieser erließ auch wirklich im März 716 eine Anweisung zur Regelung der bayerischen Kirchenverhältnisse, doch ist sie aus unbekannten Gründen nicht zur Ausführung gelangt.

712. 715.

Die Missionsarbeit geriet deshalb nicht ins Stocken. Abermals trat ein Franke, **Corbinianus**, in Bayern auf. In der Nähe von Melun geboren, hatte er sich, einem inneren Drange folgend, dem geistlichen Stande zugewandt und dann in Rom die Bischofsweihe erhalten. Als er zum zweitenmale dorthin gegangen war und dabei auf der Rückreise Bayern berührte, hielt ihn Herzog Grimoald fast gewaltsam in Freisingen fest und Corbinian nahm das Bischofsamt an. Er war ein Mann von gewaltigem Wesen, selbst leidenschaftlich da, wo es seine Sache galt, unermüdlich im Kampfe gegen die Reste des Heidentums, unerbittlich streng in der Behauptung christlicher Sitte und von mächtigem Einfluß auf den Herzog, während dessen Gemahlin Pilitrud seine Gegnerin war. Als Grimoald ermordet, Pilitrud durch Karl Martell gefangen hinweggeführt war, wußte Corbinian auch unter Herzog Hukbert sich zu behaupten. Er starb am 8. September 730 und wurde in Freising bestattet. 730.

Corbinian hatte mit Rom in Verbindung gestanden, doch wurde deshalb die bayerische Kirche noch nicht römisch. Vielmehr gelangte in **Salzburg**, ihrem ältesten und ehrwürdigsten Sitze, kurz nachher die irisch-schottische Richtung zur Herrschaft, vertreten durch **Virgil** (743—784), einem Schotten aus dem Kloster Hy auf Jona (s. S. 139), der immer in enger Verbindung mit seiner keltischen Heimat blieb. In Salzburg hat er den Petersdom an der Stelle des heutigen erbaut (774) und das merkwürdige „Verbrüderungsbuch" angelegt, das die Namen aller derer enthält, für welche in Salzburg Fürbitte gethan wurde, und durch Jahrhunderte fortgeführt worden ist.

So war Bayern schon vor der Mitte des 8. Jahrhunderts ein völlig christliches Land geworden, ganz besonders auch durch die zahlreichen Klöster, welche wetteifernd die Herzöge und einzelne Große anlegten und reichlich ausstatteten. Damals entstanden z. B. Benediktbeuern, Chiemsee, Ötting am Inn, Nieder-Altaich, Mondsee u. a., die meisten durch Oatilo.

Von Bayern aus drang dann die christliche Lehre auch zu den Slowenen vor, als sie mit Hilfe Oatilos die avarischen Angriffe abgewehrt hatten und ihr Herzog Boruth zu Bayern in ein Abhängigkeitsverhältnis getreten war.

Schon Boruth wurde zum eifrigen Förderer des Christentums; unter seinem Nachfolger Chotimir hielt der erste christliche Priester, Majoranus, seinen Einzug im Slowenenlande, und alljährlich pflegte sich der Herzog gehorsam in Salzburg einzustellen. Auf seine Bitte entsandte Virgil den Modestus als Bischof mit einer ganzen Reihe von Priestern ihm zu. Dieser erbaute im Anschluß an uralte römische Kulturstätten die beiden ältesten Kirchen Kärntens, nämlich Maria-Saal gegenüber von Virunum in der Umgebung von Klagenfurt und St. Peter in Tiburnia (Teurnia) im oberen Drauthale bei Spital. Doch trat nach seinem Tode eine heidnische Gegenbewegung ein, die Verbindung mit Salzburg hörte eine Zeitlang auf und erst Tassilo hat sie wiederhergestellt.

Die süddeutschen Stämme waren durch die schottisch-irischen und fränkischen Glaubensboten dem Christentume gewonnen, aber diese hatten keineswegs eine geschlossene Kirche nach römischer Art begründet. Die Äbte der großen Klöster übten zugleich die bischöflichen Befugnisse (Kathedralklöster), ohne mit einander in näherer Verbindung zu stehen, und noch vielfach dauerte der eigentümliche irisch-schottische Kirchenbrauch fort. Die Autorität des römischen Bischofs wurde nirgends beachtet. Diese zur Anerkennung zu bringen, eine strenge kirchliche Gliederung durchzuführen, die Bekehrung der deutschen Stämme (außerhalb Sachsens) zu vollenden, das blieb den Angelsachsen vorbehalten.

Die angelsächsische Mission und Winfried-Bonifatius. Sie erschienen zuerst bei den ihnen stammverwandten und benachbarten Friesen, die noch hartnäckig dem Christentume widerstrebten. Hier traten am Anfange des 8. Jahrhunderts Winfried und Willibrord auf. Dem letzteren verlieh Pippin den bischöflichen Sitz zu Utrecht (Wiltaburg), dann einen Teil des Grund und Bodens für die Stiftung der Klöster Epternach und Süstern, wie dem Suicbert die Insel Kaiserswert im Rheine. In Friesland begann auch Winfried (Bonifatius) seine Laufbahn, den die Nachwelt den „Apostel der Deutschen" genannt hat.

Winfried (Wynfreth, d. h. Glücksfried) wurde zwischen 670 und 695 als Sohn vornehmer Eltern in Wessex geboren und in den Klöstern von Exeter (Adescancaster) und Nutscelle zum Benediktinermönch erzogen; im letzteren wirkte er dann auch als Lehrer. Etwa im 30. Lebensjahre empfing er die Priesterweihe und ging
716. 716 nach dem fränkischen Friesland zu Willibrord. Doch kehrte er schon in demselben Jahre nach England zurück, weil der Friesenherzog Ratbod sich damals gegen Karl Martell erhob und die christlichen Kirchen zerstörte (s. S. 136), und begab sich 718 nach Rom, um sich vom Papst Gregor II. die Vollmacht für ein selbstän-

diges Auftreten in Deutschland zu erbitten. Damals erhielt er vielleicht den römischen
Namen Bonifatius als Übersetzung seines einheimischen (von bonum factum, nicht
von benefactor, Wohltäter). Nachdem er dann noch drei Jahre neben Willibrord
gearbeitet, erschien er 722 in Thüringen und Hessen, wo bereits irisch-schot- 722.
tische Bekehrer das Kloster Amanaburg (Ameneburg), die Mutterkirche des Ober-
lahngaues, gestiftet hatten. Im Gegensatze zu ihnen stellte er sich bei einer zwei-
ten Anwesenheit in Rom in den unmittelbaren Dienst des Papsttums, indem er
ihm den Eid der Suburbicarbischöfe, der Bischöfe des unmittelbar unter Rom
stehenden Sprengels, schwur und am 30. November 722 die Bischofsweihe erhielt.
Mit Empfehlungsschreiben an Karl Martell und die fränkische Geistlichkeit ausge-
rüstet, und daraufhin von dem Hausmeier mit einem Schutzbriefe ausgestattet, der
zugleich etwaige Klagen gegen ihn an das Königsgericht verwies, kehrte er nach
Thüringen und Hessen zurück. Bei Geismar in Hessen fällte er i. J. 723 723.
mit kühner Hand die uralte heilige Eiche des Donar, den in zitternder Spannung
ihn umdrängenden Heiden zum schlagenden Beweise, daß ihre Götter ohnmächtig
seien gegenüber dem Christengott, und baute aus ihrem Holze eine Petruskapelle,
wohl in Fritzlar, dem nunmehrigen kirchlichen Mittelpunkte des Hessengaues; in
Thüringen errichtete er 724 das Kloster Ohrdruff (Ohrdorf) auf dem Grund und
Boden, den zwei Edle der Umgegend schenkten. Doch hatte er fortwährend über
die irisch-schottischen „Halbchristen" zu klagen und faßte nur mit Hilfe angelsäch-
sischer Mönche und Nonnen Fuß. Nach längerer erfolgreicher Wirksamkeit und
Errichtung zahlreicher Kirchen ernannte ihn Gregor III. 732 zum Erzbischof, bei 732.
einer dritten Anwesenheit in Rom 738/9 zum Legaten des römischen Stuhles für
das fränkische Reich und bevollmächtigte ihn damit zur Herstellung römischer Kir-
chenordnung in allen Teilen desselben. Darauf organisierte Bonifatius zunächst
mit Hilfe Herzog Oatilos die bayerische Kirche, indem er die Vorsteher der Kathe-
dralklöster von Salzburg, Freisingen und Regensburg als römische Bischöfe an-
erkannte. Den Bischof von Passau, Vivilo, hatte Gregor III. schon früher ge-
weiht; das Stift selbst aber behauptete nachmals die Fortsetzung des altrömischen
Bistums Lauriacum zu sein, was nicht schlechthin abzuweisen ist. Indes wider-
stand der Irländer Virgil der römischen Kirchenordnung, darin unterstützt durch
das Streben Bayerns, sich unabhängig vom fränkischen Reiche zu machen.

Die Neuordnung der fränkischen Kirche. In diesem selbst fand Boni-
fatius erst nach Karl Martells Tode 741 bei seinen Söhnen Pippin und Karl-
mann kräftigere Unterstützung. So konnte er an die Einrichtung von vier neuen
Bistümern gehen, Erfurt für Thüringen, Büraburg (auf dem Bürberge bei
Fritzlar) für Hessen, Würzburg für das fränkische Mainland, Eichstätt für den
bayerischen Nordgau; doch kam das Erfurter nicht zu stande und das Büraburger
hielt sich nur kurze Zeit. Auf einer austrasischen Synode, die auch über das
Kirchengut verfügte (s. S. 139), dem sogenannten Concilium Germanicum brachte
er 743 diese Einrichtungen, wie Beschlüsse über strenge Kirchenzucht, die Unter- 743.
werfung der Klostergeistlichkeit unter die Bischöfe und die Einführung der Benedik-
tinerregel in die Klöster zur Anerkennung. Fast genau dieselben Beschlüsse faßte

eine neustrische Synode unter Pippins Zustimmung im März 744 zu Soissons. Drei Erzbistümer, Reims, Sens und Rouen, sollten errichtet, das bischöfliche Gericht nicht nur über Meineid und Falschzeugnis, sondern auch über den Marktverkehr ausgedehnt werden. Eine dritte Synode für beide Teilreiche zu Lestines im April 745 ergänzte und bestätigte diese Beschlüsse (s. S. 139). Ihr Recht, die Bischöfe einzusetzen, wahrten sich dabei die Karolinger durchaus; die päpstlichen Ernennungen betrachteten sie lediglich als Vorschläge und Roms Klugheit nahm das ruhig hin, ohne den eigenen Anspruch aufzugeben.

Sonst hat sich Bonifatius' Wirksamkeit auf das eigentliche Deutschland beschränkt.
744. Hier begründete er 744 inmitten dichten Buchenwaldes und einer noch ganz heidnischen Umgebung als Musterkloster Fulda, dessen erster Abt sein Lieblingsschüler Sturm wurde und das sich reichlichster Ausstattung von seiten Karlmanns wie des benachbarten Adels erfreute (bis gegen Ende des Jahrhunderts
747. 15,000 Hufen); hier erhielt er i. J. 747 seinen erzbischöflichen Sitz in Mainz. Ihm waren die Bistümer des Rheinlandes (Köln, Lüttich, Utrecht, Worms, Speier), Ostfrankens, Thüringens, Hessens und Schwabens (Straßburg, Constanz, Augsburg) unterworfen, aber nicht diejenigen Bayerns. Soweit als die Macht des fränkischen Staates im Osten unmittelbar reichte, sollte sich auch der Sprengel von Mainz erstrecken.

Unter eifriger Fürsorge für seine deutschen Schöpfungen vergingen dem Bonifatius seine letzten Jahre. Neben Erfolgen blieben freilich Rückschläge und Enttäuschungen nicht aus; in Hessen und Thüringen zerstörten die noch heidnischen Einwohner eine Anzahl Kirchen, dasselbe geschah in Friesland, und die abhängige Stellung, in die er als Erzbischof zum Majordomus Pippin geriet, war schwerlich nach seinem Sinne. So erwirkte er die Ernennung seines Schülers Lullus zum Erzbischof und kehrte selbst zur Mission zurück. In Friesland predigte er mit großem Erfolge östlich von der Zuydersee und fuhr, nachdem er den Winter in Mainz verbracht hatte, i. J. 754 abermals mit großem Gefolge den Rhein hinab und über die Zuydersee nach Westfriesland, wo er in der Nähe des heutigen Doccum an der Borne sein Lager schlug. Hier predigte er dem zulaufenden Volke
754. und hatte für den 5. Juli 754, Mittwoch nach Pfingsten, eine Anzahl Neubekehrter zur Taufhandlung bestellt. Statt ihrer erschien am Morgen eine bewaffnete Heidenschar; unter ihren Streichen starb Bonifatius mit 52 Gefährten den Tod des Märtyrers. Herbeieilende Christen führten die Leiche nach Utrecht und dann nach Fulda, wo sie beigesetzt wurde.

Bonifatius hat die Bekehrung der deutschen Stämme außerhalb Sachsens im wesentlichen vollendet, aber ist keineswegs allein, ja kaum in erster Linie Bekehrer gewesen, sondern Begründer der römischen Kirche in Deutschland. Er hat die deutsche Kirche von den Päpsten abhängig gemacht und ihre nationale Entwickelung gebrochen; aber ohne das Ansehen der römischen Bischöfe und der fränkischen Könige war die strenge Ordnung gegen das allgemeine Widerstreben schwerlich durchzuführen, und diese war notwendig, weil ohne sie inmitten dieser noch barbarischen Umgebung die Kirche selbst nicht hätte bestehen können.

Die Benediktinerklöster. Mit richtigem Blick hat Bonifatius erkannt, daß es für die Verwirklichung seiner Pläne keinen kräftigeren Hebel gebe, als das Klosterwesen nach der Regel des Benedictus von Nursia, der in seinem Kloster Monte Cassino bei Neapel 529 zuerst den Grundgedanken des abendländischen Mönchtums durchgeführt hatte, indem er nach seinem Spruche Ora et labora die Mönche gleichmäßig zu Gebet und Arbeit in Wissenschaft und Kunst, Handwerk und Landbau verpflichtete. Überall hatte Bonifatius deshalb Klöster gegründet und begünstigt.

Die notwendige äußere Grundlage eines Klosters war zunächst eine Landschenkung, die der neuen Stiftung von einem Fürsten oder einem Edlen dargebracht wurde, weil ihn fromme Gesinnung oder Gewissensangst trieb, meist ungerodetes Land. Dort suchten einige von einem älteren Kloster dazu abgesandte Brüder einen wohlgelegenen Platz, der von menschlichen Niederlassungen entfernt, aber gesichert gegen räuberischen Überfall und in der Nähe des Wassers lag, vielleicht gar eine alte heidnische Kultusstätte, wo die besiegten Heidengötter als Dämonen heulten, denn ihre Bekämpfung galt den Mönchen für verdienstlich. Dann schlugen hörige Leute die Stämme nieder, bauten die Blockhäuser für Wohn- und Wirtschaftsräume, daneben die hölzerne Kirche, und bahnten die ersten Wege, alles nach Angabe und unter Leitung der Klosterbrüder, die auch wohl selbst kräftig Hand anlegten. War das Nötigste vollendet, dann siedelte der Abt mit den Mönchen über und las die erste Messe. Für sehr wünschenswert galt es, die Reliquien eines Heiligen zu gewinnen, deren Wunderwirkung den Ruf des Klosters und auch seinen Reichtum mehrte; in feierlicher Prozession wurden sie eingeholt und in der Kirche niedergelegt. Dieser Tag wurde dann alljährlich als Hauptfesttag des Klosters gefeiert.

Allmählich wuchs durch neue Schenkungen und kluge Wirtschaft der Reichtum des Stiftes, seine Hufen zählten vielleicht nach Tausenden und lagen über weite Länderstrecken zerstreut. Die Gebäude des Klosters wurden in Stein, allerdings unter Schindeldächern, neu aufgeführt, ihr Umfang erweitert. Immer aber lag derselbe Plan zu Grunde. An die Kirche, den Mittelpunkt der ganzen Anlage, schlossen sich die Gebäude der Klausur: die Zellen der Brüder in langer Reihe, ihr Schlafsaal (Dormitorium), der Speisesaal (Refectorium), die Bibliothek, die innere Schule. Nur den Geweihten war der Eintritt gestattet, jedem anderen streng untersagt. Außerhalb der mauerumschlossenen Klausur erhob sich zunächst die Abtswohnung, bei reichen Klöstern ein stattlicher, palastähnlicher Bau, dann die Gast- und Krankenhäuser mit der Apotheke, die Außenschule, die Werkstätten der unfreien Handwerker und die Gebäude einer großen Gutswirtschaft, Scheunen, Ställe, Wohnungen der dienenden Leute, daran schlossen sich Gärten für Blumen und Obst. Die ganze weitläufige Anlage wurde wohl mit Pfahlwerk und Graben, später mit Mauern und Türmen umgeben. Wenn sich die Zahl der dienenden Leute mehrte, dann bildete sich im Anschluß an das Kloster ein Dorf, das nicht selten die Grundlage einer späteren Stadt wurde.

Die Kulturbedeutung der deutschen Benediktinerklöster im früheren Mittelalter kann nicht leicht überschätzt werden. Sie beruhte darauf, daß diese Mönche die Wahrer und Pfleger einer höheren, aus dem Altertum überlieferten Gesittung inmitten einer noch rohen, aber bildsamen Umgebung waren. Jedes Kloster war eine Kolonie im Urwald, eine Kulturoase inmitten der Wildnis, eine großartige, festgeregelte Gutswirtschaft, die nach sicherem Plane arbeitete und immer neues Land unter den Pflug nahm. Zahlreiche Fortschritte verdankt die deutsche Landwirtschaft den Benediktinern. Sie haben zuerst bessere und feinere Obstsorten eingeführt, den Weinbau planmäßig gepflegt, schon weil sie des Weines zur Abendmahlsfeier bedurften, mancherlei Heilmittel aufbewahrt und angewandt. Sie bewahrten weiter die Überlieferungen künstlerischer Technik als Baumeister, Bildhauer, Maler und Schreiber. Ihre Schulen waren lange fast die einzigen in Deutschland, die innere erzog die künftigen Mönche, die äußere die dereinstigen Weltgeistlichen. Unermüdlich schrieben Benediktiner die Werke der Alten und der Kirchenväter ab und sammelten sie in ihren Bibliotheken; was uns von ihnen erhalten ist, haben meist sie gerettet. Die Reste des antiken Wissens überhaupt bargen sich hinter Klostermauern. Inmitten der Roheit und Selbstsucht um sie her bildeten diese Stifter fast die einzigen Stätten, wo strenges Gesetz, Hingabe an ideale Pflichten, Begeisterung für das Höhere galten. Kein Wunder, daß tiefere Geister und zartere Gemüter Jahrhunderte lang nur in den Klöstern zu leben vermochten.

Und doch standen diese dem Leben der Laien keineswegs fremd, vielmehr hilfreich und vorbildlich gegenüber. Schon ihre wirtschaftlichen Interessen verbanden sie fest mit dem Lande. Das übrige thaten dann ihre Beziehungen zu den Familien ihrer Stifter und Wohlthäter, zu den edlen Geschlechtern der Landschaft. Ihre Hausgeschichte, die sich oft zur Landesgeschichte erweiterte, schrieben die Mönche des Familienklosters, jüngere Söhne und Töchter des Geschlechtes nahmen wohl die Kutte oder den Schleier; in den Nöten des Lebens fanden die Herren im Kloster Rat und Hilfe, und wenn alles gescheitert war, was sie im Ringen um Macht und Besitz erstrebt hatten, die letzte Zuflucht, endlich in der Klosterkirche ein Grab.

Bekehrer und Bekehrte. So schloß sich die deutsche Kirche den Verhältnissen an, die sie vorfand, sie erwarb Grundbesitz und trieb Landwirtschaft im großen Stile, sie war mit den mächtigen Geschlechtern eng verknüpft, sie erschien als die große Beschirmerin und Helferin der Schwachen und Armen. Aber sie bezahlte dafür auch hier wie überall ihren Preis: sie mußte sich den Anschauungen der Bekehrten anbequemen.

Denn an vielem, was sie lehrte, nahm der deutsche Sinn gewaltigen Anstoß. Nicht siegend und kämpfend als Held, sondern leidend und sterbend hatte Christus sein Werk vollbracht; er forderte von seinen Anhängern Demut bis zur Erniedrigung, Vergebung auch für die Feinde, und verwarf gänzlich Stolz, Kriegsruhm und Rache. Wer dem Herrn Christus huldigte, der mußte also zugleich auf die teuersten Überlieferungen und Erinnerungen verzichten, er sollte brechen mit der

ganzen Vergangenheit seines Volkes, denn heidnisch war seine Heldensage, heidnisch aller fromme Brauch seines Lebens, heidnisch sein Recht. Wie sollte ein tapferes, selbstbewußtes Volk, wie die Deutschen es waren, sich solchen Forderungen fügen! Nicht allein wird jener Friesenhäuptling Ratbod gestanden haben, der seinen Fuß aus dem Taufwasser zurückzog, als ihm der Priester sagte, er werde seine tapferen Vorfahren nicht im Himmel wiederfinden, denn sie seien zur Hölle gefahren. So wäre die Aufgabe der christlichen Bekehrer unlösbar gewesen, wären ihnen nicht auch manche Umstände entgegengekommen und hätten sie es nicht verstanden, den heidnischen Anschauungen sich anzubequemen. Zunächst war die Mehrzahl der Deutschen damals doch Bauern, die friedlich den Acker bestellten und ins Feld nur zogen, wenn das Aufgebot erging; die kriegerische Stimmung der Wanderzeit war verraucht, seitdem der Mann sicher auf seiner Hufe saß. Noch wußte er die Waffen zu führen und ergötzte sich an der Heldensage der Vorzeit, doch der Krieg war für ihn zur Ausnahme geworden und er empfand ihn als eine schwere Last. Da konnte die friedliche Christenlehre wohl Boden gewinnen, was ihr ein paar Jahrhunderte früher nicht gelungen wäre und nicht gelungen ist. Sodann fand sie doch auch manches im Glauben der Heiden, was ihr nahestand. Der Begriff eines Gottessohnes war ihnen nicht fremd; auch daß ein solcher feindlichen Mächten unterliegen und sterben könne, lehrte ihr Mythus von Baldur; ja sie sahen überall den Kampf guter und böser Gewalten, in den der Mensch mit hineingezogen wurde, sie sahen selbst den Untergang der bestehenden Welt in einem Weltbrande voraus, aus dem sie verjüngt hervorgehen werde (s. S. 55).

Auch war dies Heidentum keine folgerichtig durchgebildete Lehre, es wimmelte vielmehr von inneren Widersprüchen zwischen der alten Roheit, wie sie sich aus der ursprünglichen Naturbedeutung der Götter ergab, und reineren sittlichen Anschauungen, wie sie den Fortschritten der Gesittung entsprachen. Dem trat nun das Christentum gegenüber mit der Folgerichtigkeit seiner Lehre, der Strenge seiner sittlichen Forderungen, den festen Formen seiner Kirchenverfassung und seines Gottesdienstes, die überall dieselben blieben, und ausgerüstet mit einer höheren Kultur, im Besitz der Schrift und der lateinischen Weltsprache. Auch verfehlten die Bekehrer nicht, das anzuwenden, was den einfachen Mann am meisten packen mußte: die feierliche Pracht des Gottesdienstes und die Zerstörung der alten Heiligtümer zum Beweise für die Ohnmacht der heidnischen Götter, deren Dasein auch der christliche Priester ja nicht leugnete, nur daß er sie für teuflische Dämonen hielt.

Und was er von den heidnischen Anschauungen brauchbar fand oder nicht beseitigen konnte, dem gab er eine christliche Wendung. Er wandelte heidnische Kultstätten in christliche um; ging das nicht an, dann verrief er sie als Stätten teuflischen Spukes. Ebenso lehnte er christliche Feste gern an heidnische an. Das Weihnachtsfest rückte in die Nähe der Wintersonnenwende welche den Übergang der Herrschaft von den Riesen auf die Asen bezeichnete, das heidnische Frühlingsfest verwandelte sich sinnig in das christliche Osterfest, das Fest der Sommer-

sonnenwende in das Johannisfest. Was früher als heidnischer Brauch dabei geübt worden war, wurde jetzt christlich geweiht, vielleicht auch durch christliche Legende erklärt. Nicht minder verschmolzen christliche Heilige mit heidnischen Göttern. Auf Maria wurde mancher Zug der Frikka übertragen, aus dem Petrus der Legende glaubt man zuweilen den zu rascher That geneigten Donar hervorblicken zu sehen, als „wilder Jäger" fährt Wodan durch die Lüfte. Bald schwebte um den einen Christengott auch in der Phantasie des Deutschen ein bunter Chor von Heiligen, deren jedem er einen bestimmten Kreis menschlicher Interessen anvertraut dachte. Christus selbst erschien nicht als der schlichte Prediger, der zu armen Fischern redet, sondern als der mächtige Gefolgsherr und König, der denen, die sich ihm durch die Taufe zur Treue verpflichten, schon hienieden durch irdisches Glück, drüben durch die ewige Seligkeit lohnt. Nach wie vor glaubte der Deutsche den Willen der Gottheit aus mancherlei Orakeln zu erkennen, ja er meinte durch kräftige Zaubersprüche sie zu seinen Diensten zwingen zu können. Vollends die alte, durch und durch heidnische Heldensage gab er trotz aller Bemühungen der Kirche nicht auf, als wenn er gewußt hätte, welchen Schatz er hüte.

Im deutschen Volksglauben also blieb unendlich viel Heidnisches zurück und ungebrochen erhielt sich im Recht die heidnische Blutrache in der Form der Fehde und das Gottesurteil, aber unermeßlich war doch der Fortschritt, den auch das germanisierte Christentum den Deutschen brachte: eine reinere, auf festen Grundsätzen beruhende Sittlichkeit und die Verbindung mit einer höheren Kultur.



Dritter Abschnitt.

Das Karolingische Weltreich und das Papsttum

752—814.

Nicht ohne die schirmende Hand der Karolingischen Hausmeier hatten die christlichen Bekehrer ihr Werk vollbringen können. Aber indem jene der Kirche ihren Arm liehen, halfen sie recht eigentlich erst das Papsttum begründen, das vor Bonifatius wenig mehr als einen großen Anspruch bedeutete, und gerieten zugleich unmerklich in immer engere Beziehungen zum römischen Bischof, als dessen Bevollmächtigter Bonifatius auftrat. Das gegenseitige Bedürfnis führte sie dann einander näher. Rom suchte Hilfe gegen die Langobarden, nachdem das politische Band zwischen Italien und Byzanz zerrissen war, und Pippin brauchte das Ansehen des Papstes, um mit seiner Hilfe den letzten Schritt zu unternehmen, der ihn noch vom Königsthrone trennte. Was sich damals einleitete, hat die Entstehung des Karolingischen Weltreichs vorbereitet und dann das Geschick Deutschlands wie Italiens für Jahrhunderte bestimmt.

Das Papsttum. Zwei Grundlagen vornehmlich sind es, auf denen das Papsttum sich entwickelt hat, die alte Bedeutung Roms als Reichshauptstadt und der Glaube, daß Petrus, der „Fürst der Apostel", der erste Bischof der römischen Christengemeinde gewesen sei und in Rom den Märtyrertod gefunden habe (nach der Überlieferung am 29. Juni 67). Trotzdem war von der Anerkennung eines Vorranges (Primat) des römischen Bischofs Jahrhunderte durch um so weniger die Rede, als die politische Bedeutung der Stadt Rom eher sank als stieg und die Führung in den Glaubenskämpfen durchaus der Kirche des Ostens zufiel. Erst das Konzil von Sardica 343 sprach dem römischen Bischof das Recht zu, falls ein Bischof von einer Provinzialsynode verurteilt sei, dessen Berufung an eine andere Synode zu vermitteln; doch fand das bei der beschränkten Bedeutung dieses Konzils noch wenig Beachtung. Günstiger gestalteten sich die Verhältnisse für Rom, als mit dem Ende des 4. Jahrhunderts der römische Westen seine Theologie selb-

ständig entwickelte und zugleich die staatliche Trennung vom Osten eintrat, teils durch die Reichsteilung des Theodosius 395, teils durch die Entstehung arianisch-germanischer Staaten. Eben diese drängte die katholischen Römer zum engeren kirchlichen Anschluß an Rom, der ihnen den verlorenen politischen Zusammenhang einigermaßen ersetzte. So wuchs Roms Ansehen, insbesondere seit Bischof Leo I. (440—461) es energisch und unbedenklich zur Geltung brachte. Er stützte sich dabei auf den Beschluß von Sardica, der mit den Akten des allgemein anerkannten Konzils von Nicäa (325) in Verbindung gesetzt und dadurch auf dasselbe zurückgeführt wurde, und wurde weiter durch ein Gesetz Valentinians III. v. J. 445 gefördert, der den Satz aufstellte, daß der römische Stuhl die höchste gesetzgebende Gewalt der Kirche sei. So schuf sich der zäh festgehaltene Anspruch Roms auf den Primat neue Waffen, doch gelang es noch keineswegs, die großen Landeskirchen des Westens ihm zu beugen. Aber ein Rival nach dem anderen sank dahin. Die afrikanische Kirche, die lebenskräftigste des Westens, wurde eine Beute der ketzerischen Vandalen, die Erzbischöfe von Mailand, Aquileja und Ravenna verloren durch die germanische Eroberung große Teile ihrer Sprengel; ja als die Langobarden in Italien einbrachen, mußten die ersten beiden sogar zeitweilig ihre Sitze verlassen, um sich nach Genua und Grado zurückzuziehen; zugleich lockerten sich die Bande, welche die byzantinischen Reste Italiens mit dem Reiche verknüpften. Da war es Gregor I. (590—604), der, den Anspruch des Patriarchen von Konstantinopel auf Unterordnung Roms energisch abwehrend, den römischen Primat im Westen um so kräftiger betonte und ihn zum erstenmale praktisch durchführte, indem er die Kirche in England gründete und sie der römischen Leitung unterwarf. Er organisierte zugleich den rasch angewachsenen weltlichen Besitz der römischen Kirche, die Grundlage ihrer weltlichen Herrschaft, und erschien den Römern durch seine feste Haltung gegenüber den Langobarden wie dem Kaiser schon thatsächlich als Herr der ewigen Stadt. Noch stand neben dem Papste der kaiserliche Militärbefehlshaber (dux), doch das römische „Heer" war die Miliz der wehrfähigen Bürgerschaft geworden, die schon trotzig ihre Macht fühlte und eher für den Papst als für den Kaiser eintrat.

Das Papsttum und die Langobarden. Nun hatte das Edikt Kaiser Leos III. v. J. 726, das die Verehrung der Bilder verbot, den heftigsten Widerstand seiner italischen Unterthanen herausgefordert. Gregors II. (715—731) Aufruf, sich dem zu widersetzen, führte zur Erhebung in Rom, Venedig, der Pentapolis (zwischen Ariminum und Ancona), wenngleich noch nicht zur förmlichen Losreißung. Indem aber die Verbindung mit dem Reiche thatsächlich zerriß, nahm der Langobardenkönig Luitprand (713—744) den Versuch wieder auf, das byzantische Italien zu erobern, und geriet dadurch in den verhängnisvollen Konflikt mit dem Papsttume, der dasselbe in die Arme der Franken trieb und schließlich die Unabhängigkeit des Langobardenreichs zerstörte. Aber Luitprand war mehr frommer Christ als Staatsmann. Zweimal hätte er Rom nehmen können und zweimal ließ er sich durch die Bitten des Papstes zum Abzug bewegen, er erkannte sogar zuerst die weltliche Herrschaft des Papstes in Rom thatsächlich an, indem

er ihm die Stadt Sutri schenkte. Als er zum drittenmal Rom bedrohte, weil Gregor III. (731—741) die widersetzlichen langobardischen Herzöge von Spoleto und Benevent unterstützte, that dieser einen entscheidenden Schritt: er rief 739 Karl Martells Hilfe an. Zunächst vergeblich, denn der Majordomus bedurfte damals des langobardischen Beistandes gegen die Araber (s. S. 137). Aber auch diesmal war Luitprands Großmut Roms bester Bundesgenosse. Der König gab dem neuen Papste Zacharias nicht nur den schon besetzten Teil des römischen Ducates zurück, sondern schenkte der römischen Kirche auch noch die Sabina, Osimo, Ancona und einige andere Plätze, die er den Byzantinern abgenommen hatte, und willigte in einen vierzigjährigen Frieden (742). Germanen also waren es, die einerseits die weltliche Herrschaft des päpstlichen Stuhles in Italien begründeten, andererseits seine geistliche Autorität über den Kern des Abendlandes aufrichteten.

Übergang des Königtums auf die Karolinger. Zu spät nahm einer der nächsten Nachfolger Luitprands, der kräftige Aistulf (749—756), seine Pläne wieder auf. Denn kurz nach seiner Thronbesteigung trat die entscheidende Wendung ein: das Papsttum schloß den Bund mit den Karolingern, als Pippin nach der Königskrone griff, die er dem Wesen nach längst besaß. Der Bischof Burkhard von Würzburg und der Abt Folrad von St. Dénis brachten ihm die Zustimmung des Papstes, und so erhoben in Soissons zu Ende d. J. 751 oder Anfang 752 die Franken den Karolinger Pippin zu ihrem König, während der letzte 752.
Merowinger, Childerich III., im Kloster verschwand. An diese Wahl, den Hauptakt, knüpften sich noch die Huldigung der fränkischen Großen und die Salbung durch die Bischöfe. Das karolingische Königtum umgab sich also von Anfang an mit religiöser Weihe.

Pippin und die Langobarden; der Kirchenstaat. Um so eher durfte Papst Stephan III. auf seinen Schutz rechnen. Unter fränkischem Geleite verließ er im Oktober 753 Rom und verweilte sechs Monate als Gast König Pippins in Ponthion zwischen Vitry und Bar-le-Duc. Da Verhandlungen mit den Langobarden fruchtlos blieben, so beschlossen die fränkischen Großen, obwohl halb widerwillig, König Aistulf mit Waffengewalt zur Annahme der päpstlichen Forderungen zu zwingen. Die feierliche Salbung Pippins, seiner Gemahlin Bertradä und seiner beiden Söhne Karl und Karlmann zu St. Dénis am 28. Juli 754 754.
besiegelte das Bündnis. Demgemäß überschritten die Franken den Mont Cénis, schlugen die Langobarden am Passe von Susa und nötigten Aistulf durch die Belagerung von Pavia zu dem Versprechen, Ravenna und einige andere Plätze dem Papste zu überliefern. Doch als Pippin wieder abgezogen war, erschienen die Langobarden im Januar 756 drohend vor Rom. Erst ein zweiter Feldzug, 756.
der genau denselben Verlauf nahm wie der erste, bewirkte die thatsächliche Übergabe der abgetretenen Städte, die nun Pippin als Schenkung dem Papste zuwies (das Exarchat von Ravenna und die Pentapolis), die eigentliche Begründung des Kirchenstaates. Zugleich mußte sich Aistulf zu einem Tribute verpflichten. Als römischer Patricius, unter demselben Titel, den der byzantinische Exarch von Ravenna geführt hatte, übte Pippin hinfort die Schutzherrschaft, nicht eigentlich eine

oberherrliche Gewalt über Rom; der Kirchenstaat stand selbständig neben dem Langobardenreiche.

Vollendung der fränkischen Kirchenreform. Die enge Verbindung mit dem Papsttume trug auch für die innere Gestaltung des Frankenreiches ihre Früchte: Pippin war eifrig bemüht, die Reorganisation der Kirche, das Werk des Bonifatius, weiter zu führen, und ihren Einfluß auf das sittliche Leben seiner
755. Völker zu befestigen. So verfügte die Synode von Verneuil 755 die jährliche Abhaltung von Synoden, einer allgemeinen im März unter Vorsitz des Königs, einer Versammlung der Erzbischöfe im Herbst; sie schärfte den Bischöfen den Gehorsam gegen die Erzbischöfe ein und steigerte die Wirkung des Kirchenbannes durch Androhung der Verbannung für jeden, der mit dem Gebannten verkehre. Zwei
757. Jahre später, 757, bestimmte die Synode von Compiègne die Verwandtschaftsgrade, die nach kirchlichem Rechte die Ehe gestatteten, und belegte den bisher straflosen Ehebruch auch des Mannes mit Strafen. Gleichzeitig führte Bischof Chrodegang von Metz eine strenge, mönchische Lebensgemeinschaft unter den Geistlichen seiner Kirche ein und suchte auch durch neue Klostergründungen in Gorze bei Metz, Lorsch bei Worms, Gengenbach und Schwarzach im Schwarzwalde strengste Zucht zu verbreiten. Kirche und Königtum verbanden sich in dem Streben nach Begründung einer strengeren und reineren Sittlichkeit.

Hand in Hand damit ging die Befestigung des Karolingischen Königtums. Zwar Tassilo von Bayern entzog sich 763 bei einem Feldzuge gegen Aquitanien der Lehnspflicht, aber die Sachsen wurden 758 zum Tribut gezwungen, Aquitanien in neunjährigem Kampfe unterworfen, Narbonne den Arabern entrissen. So rechtfertigte der erste König aus dem Hause der Karolinger glänzend die Revolution d. J. 752 und bahnte seinem größeren Sohne den Weg.

Karl und Karlmann. Als Pippin am 24. September 768 zu St. Denis verschied, hatte er, dem germanischen Erbrecht folgend, das Reich unter seine Söhne Karl und Karlmann geteilt, so daß Karl Austrasien und den größten Teil von Neustrien, Karlmann nur Burgund und Alamannien erhielt, an Aquitanien sollten beide Anteil haben. Somit besaß Karl unfraglich die wichtigeren Gebiete, denn er war der ältere der Brüder, geboren wahrscheinlich am 2. April 742, während sein Bruder erst i. J. 751 zur Welt gekommen war. Beide hatten den Vater auf einigen Feldzügen in Aquitanien begleitet und dann mehrere Grafschaften zur Verwaltung erhalten; litterarische Bildung hatte keiner genossen. An
768. demselben Tage, am 9. Oktober 768, wurden beide als Könige ausgerufen, Karl in Noyon, Karlmann in Soissons. Doch brüderlich gestaltete sich ihr Verhältnis nicht. Tiefe Abneigung trennte sie von jeher und wurde durch ihre verschiedene politische Richtung noch mehr verschärft. Zwar gegenüber Aquitanien, das sich unter Waifars Sohn Hunold abermals empörte, war ihr Interesse dasselbe, wenngleich Karl die endgültige Unterwerfung des Landes 769 allein durchführte; aber den italienischen Verhältnissen gegenüber schlugen sie ganz verschiedene Wege ein. Es handelte sich um nichts Kleineres, als um die Frage, ob Pippins Politik hier fortgesetzt oder mit der entgegengesetzten vertauscht werden sollte.

Schon zur Zeit Pippins hatte sich in dem Verhältnis zwischen dem Langobardenreiche und dem Papsttume eine Wandlung vollzogen. Aistulfs Nachfolger **Desiderius** (756—774), bis dahin Herzog von Tuscien, hatte schon an Paul I. (757/67) mehrere Städte herausgegeben und schützte dann **Stephan** IV. (767 bis 772) kräftig gegen eine ihm feindliche Partei unter den römischen Großen. Dem schloß sich Karlmann an, unzweifelhaft im Sinne eines guten Teiles des fränkischen Adels (s. S. 151), und i. J. 770 brachte Bertha, die Mutter beider Könige, die durch Bayern nach Italien reiste, ein enges Einverständnis zu stande, in das auch Karl hineingezogen wurde. Die beiden Frankenkönige vermählten sich mit zwei Töchtern des Desiderius, Karlmann mit Gerberga, Karl mit Bertherad (Desiderata), und versöhnten sich zugleich mit Tassilo, der ebenfalls eine Tochter des Langobardenkönigs, die stolze Liutbirg, zur Gemahlin hatte. Damit war zugleich die Selbständigkeit Bayerns thatsächlich anerkannt, das Streben nach einer strengen Einheit des Reiches an einer entscheidenden Stelle durchbrochen, die unmittelbare Verbindung mit Rom preisgegeben. Blieb dies Verhältnis bestehen, dann standen fortan das langobardische Reich und Bayern ebenbürtig neben den beiden fränkischen Staaten, das Papsttum war im wesentlichen den Langobarden überlassen, die seine selbständige Entwickelung nicht gestatten konnten; die ganze welthistorische Wendung, die Pippin eingeleitet hatte, war nicht das, sondern ein flüchtiger Einfall gewesen. Karl hatte nur die Wahl, ob er sich dieser Richtung fügen oder einen Bürgerkrieg entzünden wollte. Zunächst hatte er das erstere gethan, doch die zornigen Mahnungen Roms und die natürliche Wucht der Dinge trieben ihn nach der entgegengesetzten Seite. Ein gnädiges Geschick ersparte dem fränkischen Reiche nach so vielen Merowingischen Bruderkriegen den Anblick eines Karolingischen: am 4. December 771 starb Karlmann eines plötzlichen Todes in der 771. Pfalz Samoussy bei Reims, und die Großen seines Reiches beeilten sich, den Bruder als ihren König anzuerkennen. Jetzt war Karl Alleinherrscher. Kurz darnach wurde in Rom ein entschieden fränkisch gesinnter Papst, **Hadrian** I. (772—795), erhoben.

Die Unterwerfung des Langobardenreichs. Damit trat die entscheidende Wendung ein. Schon vorher hatte Karl, wohl zunächst aus persönlichen Gründen, die ihm freilich aufgezwungene langobardische Gemahlin verstoßen und ihrem Vater zurückgesandt, um kurz darnach mit der schönen Hildegard aus altschwäbischem Herzogsgeschlecht sich zu vermählen. Mit den beiden kleinen Söhnen Karlmanns floh ihre Mutter Gerberga aus Furcht vor Nachstellungen gleichfalls nach Italien. Eben um dieser beiden willen zunächst geriet Desiderius mit Rom in Streit, denn Hadrian wies seine Forderung, Karlmanns Söhne als Könige der Franken zu salben, entschieden von sich, weil ihre Erfüllung jede Verständigung mit Karl unmöglich gemacht haben würde. Darüber erbittert, besetzte Desiderius mehrere Städte der Pentapolis und schloß Rom ein. In Diedenhofen bei Metz traf im Frühjahr 773 Hadrians Abgesandter den fränkischen König, um 773. seine Hilfe zu erbitten. Nur ungern unterbrach Karl den Sachsenkrieg, den er soeben (772) begonnen hatte; erst als Desiderius seine Forderungen (Herausgabe der

besetzten Städte und Zahlung von 14,000 Goldsolidi) ablehnte, berief Karl die Heerversammlung der Franken nach Genf und ließ hier den Krieg beschließen. In zwei Heersäulen über den großen St. Bernhard und den Mont Cénis vordringend, umgingen die Franken die Stellungen der Langobarden und drängten sie nach Pavia zurück, das sie den Winter hindurch eingeschlossen hielten. Während der Belagerung begab sich Karl zu Ostern 774 nach Rom, der erste fränkisch-deutsche König, der die ewige Stadt betrat. Feierlich von Hadrian empfangen, beschwor er mit ihm am Grabe des hl. Petrus nach germanischer Sitte einen Freundschaftsbund und bestätigte Pippins Schenkung, ohne daß er damit freilich alle Wünsche des Papstes befriedigt hätte. Endlich Mitte Juni 774 übergab Desiderius Pavia mit Burg und Schatz. Er selbst trat als Mönch ins Kloster Corbie an der Somme, sein Sohn Adelchis entkam nach Konstantinopel, und Karl empfing die Huldigung als „König der Langobarden". Denn eine förmliche Einverleibung des langobardischen Italien in das fränkische Reich fand nicht statt, und nur nach und nach setzten sich fränkische Einrichtungen durch, wie denn auch erst allmählich die wirkliche Unterwerfung des ganzen Landes erreicht wurde. Schon 775 erhob sich der Herzog Hruodgaud von Friaul in Verbindung mit Adelchis, der von Konstantinopel zurückkehrte, wurde aber durch einen raschen Zug Karls, der mitten im Winter zu Anfang d. J. 776 über die Alpen eilte, niedergeworfen und fiel selbst; auch Hildebrand von Spoleto wurde zur Huldigung gezwungen. Seitdem traten fränkische Grafen an die Stelle der langobardischen Herzöge, während die Gastalden, von jeher königliche Beamte (s. S. 117), blieben; die fränkischen Schöffengerichte verdrängten das langobardische Gerichtsverfahren, und die fränkische Gesetzgebung wurde ohne Zustimmung des langobardischen Reichstags auf Italien ausgedehnt. Erst bei Karls dritter Anwesenheit im Lande 780/81 erhielt sein junger Sohn Pippin den langobardischen Königstitel und damit das Land eine etwas größere Selbständigkeit. Eben damals kam auch ein neuer Vertrag mit Papst Hadrian zu stande. Die römische Kirche behielt den römischen Ducat, die Pentapolis, Capua mit einigen campanischen Städten, die Sabina, einen Teil des langobardischen Tuscien und die Patrimonia (Güter) in Süditalien und auf den Inseln. Aber der weltliche Oberherr des Papstes war der Frankenkönig als Patricius. Auch das Herzogtum Benevent erkannte 786 Karls Oberhoheit an, doch blieb bei der großen Entfernung das Verhältnis unsicher.

Der erste Sachsenkrieg. Die Unterwerfung Italiens begründete die Weltstellung des fränkischen Reiches, die Eroberung Sachsens ermöglichte die Bildung einer deutschen Nation.

Die **Sachsen** (vergl. S. 59) nahmen damals das ganze weite Land vom Zusammenfluß der Werra und Fulda bis an die Nordsee und die Eider, von der Elbe und Saale bis fast an den Niederrhein hin ein und waren in vier Stämme geteilt: die Westfalen, die Engern zu beiden Seiten der Weser, die Ostfalen und die Nordalbinger im heutigen Holstein. Eine nähere Verbindung zwischen denselben bestand nicht; denn die Landesversammlung von Markloh an der Weser, wenn sie überhaupt existiert hat, war wenigstens ohne politische Bedeutung. Auch

die einzelnen Stämme wählten nur für den Kriegsfall einen Herzog; sonst regierten „Älteste“ (im Angelsächsischen ealdormen) die einzelnen Gaue, alles, wie bei den Germanen zur Zeit des Tacitus. Dagegen erscheinen ihre ständischen Verhältnisse nicht als natürliche, sondern als sehr künstliche, wahrscheinlich das Ergebnis langer innerer Kämpfe. Denn hoch über die Masse der Freien hatte sich ein kriegerischer Adel erhoben, die Edlinge, durch hohes Wergeld von den Freien geschieden (1440 Solidi gegen 240 Solidi) und in seiner Streitfähigkeit durch ein besonderes Erbrecht geschützt, welches die gesamte Rüstung des schweren Reiters (das hergewaete) dem ältesten Sohne sicherte. Die Frilinge, die große Masse der mittleren und kleinen freien Grundbesitzer, schieden sich von den Liten, den Freigelassenen, nur durch das doppelte Wergeld. Von einer Verschmelzung dieser Stände war um so weniger die Rede, als auf der Vermählung mit einer Frau höheren Ranges die Todesstrafe stand. Zäh hielten die Sachsen am Dienste ihrer Götter, insbesondere des Wodan, Donar und Saxnot (Ziu) fest. Der religiöse Gegensatz der heidnischen Sachsen zu den christlichen Franken vereinigte sich mit dem politischen, mit dem Widerspruch zwischen der ganz und gar auf die Souveränität des Volkes gegründeten sächsischen Verfassung und der ganz monarchischen Staatsordnung der Franken, um den Kampf unvermeidlich zu machen. Der kleine Krieg mochte ohnehin an der langgestreckten, offenen Grenze nie ganz erlöschen, und nur widerwillig hatten sich die Sachsen der Tributzahlung und der Forderung, die Mission zuzulassen, gefügt (s. S. 137). War somit der Krieg unabwendbar, so war er doch schwer genug. Denn die Natur des Landes legte dem Vordringen feindlicher Heere fast noch dieselben Hindernisse in den Weg, wie zur Zeit der Römerkriege, und doch vermochte Karl mit den Aufgeboten seiner Vasallen und Bauern schlechterdings nur kurze Sommerfeldzüge zu führen und fand es sehr schwer, Besatzungen im Lande zu lassen. Die Sachsen gewannen also immer Zeit, sich zu erholen und fanden überdies an den stamm- und glaubensverwandten Dänen einen Rückhalt, den ihnen Karl nicht zu entziehen vermochte.

Von Worms aus, wo der Krieg beschlossen wurde, zog Karl, von zahlreichen Geistlichen begleitet, zuerst 772 ins Feld. Er nahm die Feste Eresburg (bei 772.
Stadtbergen an der oberen Diemel) und zerstörte die unweit davon gelegene Irminsäule, eines der sächsischen Hauptheiligtümer; die nächsten Gaue unterwarfen sich und versprachen, die Taufe zu nehmen. Doch während des Langobardenkriegs brachen im Winter 773/74 die Sachsen in Hessen ein und bedrohten das Kloster Fritzlar. Da wurde nach Karls Rückkehr aus Italien der Unterwerfungskrieg beschlossen und der Heerbann gegen Sachsen aufgeboten (775). Die Franken er- 775.
stürmten die Siegburg, nahmen die Eresburg wieder und erzwangen in blutiger Schlacht bei Braunsberg in der Nähe von Höxter den Übergang über die Weser, worauf sie bis zur Ocker vordrangen. Hier unterwarf sich Hessi, der Herzog der Ostfalen, beim Rückzuge beugten sich auch die Engern und Westfalen. Alle stellten Geiseln und leisteten den Treueid. Indes schon i. J. 776, als der König 776.
wieder in Italien stand, brachen sie ihn abermals, zerstörten die Eresburg und berannten die Siegburg. Erst als Karl die Lippe aufwärts bis Lippspringe (bei

Paderborn) vordrang, stellten sich die Sachsen in Menge ein und ließen sich taufen,
777. und im Mai 777 konnte der König zum erstenmale auf sächsischem Boden, eben
bei Paderborn, den Reichstag abhalten. Umgeben von königlicher Pracht, ließ
Karl zahlreiche Sachsen aller Stände taufen und sie den Eid schwören, daß sie
Freiheit und Gut verwirkt haben wollten, wenn sie abermals die Treue brächen.
Nur Widukind, der Herzog der Westfalen, war nicht erschienen, er harrte beim
Dänenkönig Siegfried seiner Zeit; im übrigen schien die Unterwerfung Sachsens
bis an die Elbe gesichert zu sein.

Der spanische Feldzug. In Paderborn empfing Karl die Boten des
Emirs von Saragossa, Ibn-al-Arabi, der ihn um Hilfe gegen den omajjadischen
Khalifen von Cordova ersuchte. Die große Spaltung der mohammedanischen Welt
zwischen Omajjaden und Abbasiden, thatsächlich ein Ringen zwischen den syrisch-
arabischen und den persischen Provinzen, eröffnete, wie es schien, den Franken die
Aussicht, die Herrschaft des Islam auf der spanischen Halbinsel zu zerstören.
Dann würde auch dies Land sich der Unterwerfung unter die Karolinger nicht haben
778. entziehen können. Doch Karl vermochte i. J. 778 nur Pampelona zu erobern;
vor Saragossa scheiterte er, und da er erkannte, daß er sich verrechnet habe, so
begnügte er sich, Geiseln in Empfang zu nehmen und trat über die Westpyrenäen
den Rückzug an. Dabei wurde sein Nachtrab am 15. August im Passe von
Roncevalles (Roncevaux) von den Basken angefallen und vernichtet. Dies an
sich wenig bedeutende Ereignis umwob nachmals die Sage mit ihren bunten Fäden,
denn mehrere hervorragende fränkische Führer hatten dabei ihren Tod gefunden,
unter ihnen Ruotland (Roland), der Graf der bretonischen Mark, nachmals der
gefeiertste Held des karolingischen Sagenkreises.

Der zweite und dritte Sachsenkrieg. Das thatsächliche Scheitern des
spanischen Unternehmens wirkte sofort auf Sachsen zurück. Bis an den Rhein
vordringend verwüsteten die Sachsen das fränkische Ufer von Köln bis Coblenz;
erst auf dem Rückzuge durch Hessen wurden sie von dem ostfränkischen und ala-
mannischen Aufgebot an der Eder eingeholt und geschlagen. Karl selbst überschritt
779. erst 779 den Rhein bei Wesel, erfocht bei Bocholt a. Aa nördlich von Münster
einen blutigen Sieg und zwang dadurch die Westfalen, Engern und Ostfalen
780. wieder zur Unterwerfung. Im nächsten Jahre, 780, drang er über die Eresburg
bis an die Mündung der Ohre in die Elbe vor, wo er die Unterwerfung vieler
Edlen des Bardengaues und sogar Nordalbingiens empfing. Auf dem Reichstage
782. zu Paderborn im Juli 782 ordnete er sodann durch das Capitulare de partibus
Saxoniae die Verhältnisse des eroberten Landes unter Zustimmung auch der säch-
sischen Großen. Die fränkische Gau- und Heeresverfassung wurde eingeführt, die
Abhaltung allgemeiner Volksversammlungen an die Berufung durch königliche Kom-
missare (Missi) geknüpft, dazu die Kirche und ihre Gebote durch harte Strafan-
drohungen geschützt. Todesstrafe stand auf Beraubung oder Zerstörung einer Kirche,
auf die Tötung eines Priesters, auf Bruch der Fasten, ferner auf heidnische Be-
stattungsgebräuche, auf Menschenopfer, endlich auf jede Verschwörung oder Em-
pörung. Den Kirchen stand das Asylrecht und die Einhebung des Zehnten zu.

Indem Karl auch sächsische Edlinge zu Grafen ernannte und ihnen ihr hohes Wergeld ließ, glaubte er des leitenden Standes sich versichert zu haben. Und doch täuschte er sich. Die Zehntpflicht und die Heerbannpflicht schien nicht bloß den Volksmassen, sondern auch dem Adel unleidlich, und als noch 782 zum ersten- 782.
male das Aufgebot gegen die Sorben erlassen wurde, die in Thüringen eingefallen waren, brach unter Widukinds Führung der Aufstand los. Die Sachsen schlugen eine ostfränkische Heeresabteilung am Süntel, zwangen eine zweite, die ihr nachgesandt worden war und in der Nähe lagerte, zum schleunigen Rückzuge, erschlugen die Mönche und Priester. Da rückte Karl, zu blutiger Rache entschlossen, im nördlichen Sachsen ein und lagerte bei Verden an der Aller. Geschreckt von seinem Zorn lieferten die Sachsen die Anstifter und Teilnehmer an der Empörung, 4500 an der Zahl, dem König aus. Nach einer keineswegs sicheren Überlieferung hätte er sie alle als Rebellen an einem Tage enthaupten lassen, was dem Gesetz von 782 gemäß, aber eine That nicht der Gerechtigkeit, sondern der Leidenschaft und Rache gewesen wäre. Wie dem auch sei, die beabsichtigte niederschmetternde Wirkung übte die Strafe nicht. Denn als Karl über den Rhein zurückgegangen war, erhob sich das Land im verzweifelten Aufstand. Ein Zusammenstoß bei Detmold, etwa im Mai 783, war nicht entscheidend; erst nachdem der König 783.
seine Streitkräfte bei Paderborn vereinigt hatte, erstritt er an der Hase einen großen Sieg und drang dann verheerend über die Weser bis zur Elbe vor. Im nächsten Jahre, 784, wiederholte er die Streifzüge besonders durch Westfalen und Nordthüringen; ja er nahm sein Winterlager in der Eresburg und sandte von dort streifende Abteilungen durch das Land; im Frühjahr 785 kam er selbst bis in den Bardengau. Von da aus bot er Widukind und seinem Genossen Abbio (Alboin), die im Lande jenseits der Elbe sich aufhielten, Straflosigkeit an, wenn sie sich unterwerfen wollten. Da erschienen beide zu Weihnachten 785 in der 785.
königlichen Pfalz Attigny zwischen Reims und Sedan, huldigten dem König und nahmen die Taufe. Später hat Widukind zu Enger bei Herford ein Kloster gestiftet, wo er auch beigesetzt worden ist; von ihm leiteten sich später die Könige des sächsischen Hauses ab.

Von allen Kriegen Karls des Großen ist der sächsische bei weitem der wichtigste für die deutsche Geschichte. Denn erst durch die Einfügung Sachsens in das fränkische Reich ist die Verbindung des Landes mit den übrigen deutschen Stämmen hergestellt und der Grund zur Entstehung einer deutschen Nation gelegt worden. Ohne Karl würde Sachsen dem stammverwandten Dänemark sich angeschlossen, den festländischen Germanen sich entfremdet haben.

Durch die Kämpfe in Sachsen war Karl zugleich zu den ostelbischen Slawen (s. S. 118) in Beziehung getreten. Schon i. J. 780 hatte er die Obotriten für sich gewonnen; mit ihrer Hilfe und dem Beistande der Sorben unterwarf er 789 auch die Wilzen seiner Hoheit. Doch weder zur Durchführung der fränkischen Verfassung noch zur Bekehrung wurde hier ein Versuch gemacht.

Unterwerfung Bayerns. Kaum war der Sachsenkrieg beendet, als der König daran ging, die seit 763 thatsächlich bestehende Unabhängigkeit Bayerns zu

vernichten und damit den deutschen Südosten wahrhaft in den Reichsverband hineinzuziehen. In seiner Selbständigkeit hatte Tassilo seither eine erfolgreiche und verdienstvolle Thätigkeit entfaltet. Die Slowenen (s. S. 119) unterwarf
772. er 772 nach hartnäckigem Kampfe vollständig und endgültig. Im Innern arbeitete er eifrig an der Befestigung der Kirche. Eine ganze Reihe von Klöstern stifteten damals bayerische Edle, so Scharnitz, Tegernsee, Schliersee, oder der Herzog selbst, so Innichen im oberen Pusterthale (769) für die slowenische Mission, endlich unweit der Avarengrenze 777 Kremsmünster, das noch den Kelch bewahrt, welchen Tassilo und seine Gemahlin damals ihm schenkten. Die Unabhängigkeit der bayerischen Kirche sollte die Synode von Aschheim 769 sichern. Doch ein scharfblickender Staatsmann war Tassilo nicht. Obwohl er seine Stellung nur behaupten konnte, wenn das benachbarte Langobardenreich sich hielt, sah er dem Falle desselben unthätig zu und fand dann doch weder die Selbstverleugnung zu ehrlichem Anschluß an das fränkische Reich noch den Mut zu verzweifeltem Widerstande.
781. Vielmehr leistete er 781 gemäß der Aufforderung Karls, die der Papst unterstützte,
787. in Worms den Treueid und stellte Geiseln, aber 787 weigerte er sich, auf der Reichsversammlung von Worms zu erscheinen. Der Augenblick war übel gewählt, denn nach der Beendigung des Sachsenkrieges war Karl völlig Herr seiner Mittel und obendrein mit dem Papste im Bunde, der den Herzog mit dem Banne bedrohte.

Drei Heersäulen ließ er jetzt gegen Bayern vorgehen: zwei längs der Donau, die dritte von Italien aus. „Der größte von allen Kriegen Karls schien bevorzustehen", sagt ein Zeitgenosse. Aber Tassilos Macht war innerlich hohl. Seiner Unterthanen und insbesondere der Geistlichkeit nicht sicher, unterwarf er sich im Lager vor Augsburg dem König (3. Oktober 787) und stellte seinen Sohn Theodo mit 12 anderen als Geisel, worauf auch das gesamte bayerische Volk den Treueid leistete. Jetzt erst, da es zu spät war, trat er, vielleicht unter dem Einfluß seiner stolzen langobardischen Gemahlin Liutbirg, mit den unzufriedenen Langobarden und selbst mit den Avaren in Verbindung. Aber ehe noch der Plan zur Ausführung gelangte, lud Karl den Herzog nach seiner Pfalz zu Ingelheim, und hier fällte auf die Anklage seiner eigenen Landsleute das Königsgericht das Todesurteil über ihn wegen der i. J. 763 begangenen Fahnenflucht (Herisliz). Der König begnadigte ihn zur Klosterhaft, aber Bayern nahm er in Besitz und
788. stellte es unter die fränkische Verfassung (788). Einige Jahre später, 794, leistete
794. Tassilo auf einer Reichsversammlung zu Frankfurt Verzicht auf sein Herzogtum. Im Kloster Lorsch ist der letzte Agilolfinger gestorben; das letzte Stammesherzogtum war dem fränkischen Königtume erlegen.

Unterwerfung der Avaren. Die Vereinigung Bayerns mit dem Reiche entschied den Krieg gegen die Avaren. Noch 788 waren ihre Geschwader in
791. Bayern und Italien eingebrochen, aber blutig abgewiesen worden. Im J. 791 setzte Karl den ganzen ostrheinischen und langobardischen Heerbann in Bewegung. Jener zog in zwei Kolonnen längs der Donau, auf der eine Flotte Lebensmittel und Kriegsgerät ihnen nachführte, dieser von Italien her durch das heutige Krain

unter Leitung König Pippins. Dieser rückte zuerst über die Grenze und zerstörte eine avarische Verschanzung. Erst auf diese Nachricht, die Karl beim alten Lauriacum empfing und mit Gebet und Fasten feierte, überschritt der König zu Anfang September die Enns, erstürmte die feindlichen Sperrschanzen am Kamp und am Wiener Walde und drang verheerend bis zur Mündung der Raab vor, worauf er nach Regensburg zurückging. In ihrem Kerne war damit die avarische Macht noch nicht getroffen, und der sächsische Aufstand seit 793 hinderte den König persönlich an weiteren Unternehmungen im Südosten, allein das avarische Reich brach in Stücke durch den Zwist seiner Häuptlinge und die Erhebung ihrer mißhandelten
slawischen Unterthanen. Schon im Sommer d. J. 795 bot einer von jenen im 795.
Lager bei Lüneburg seine Unterwerfung an; im Spätjahr überschritt Herzog Erich von Friaul die hartgefrorene Donau und nahm den Hauptring der Avaren zwischen
Donau und Theiß mit Sturm. Hier empfing dann 796 König Pippin die Hul- 796.
digung der Avarenfürsten und führte den Raub mehrerer Jahrhunderte, den sie dort aufgehäuft hatten, als Siegesbeute nach der Königspfalz zu Aachen. Nach diesen Niederlagen wich ein Teil des Volkes über die Theiß zurück, um sich dort unter verwandten Stämmen zu verlieren; die Reste traten nach mehrfachen vergeblichen Aufstandsversuchen unter eignen Fürsten in ein Vasallenverhältnis zum Reiche und nahmen das Christentum an. Da sie von ihren eigenen vormaligen Unterthanen, den Slawen, bedrängt wurden, wies ihnen Karl schließlich Wohnsitze bei Carnuntum unweit der heutigen niederösterreichischen Grenze an. Zum letztenmale wird das Volk als ein nationales Ganze i. J. 822 erwähnt; seitdem ist es verschollen. Das Land der Avaren, das damals noch gewöhnlich mit dem alten Namen Pannonien hieß, wurde fränkischen Markgrafen unterstellt, neben denen selbständig der Markgraf der bayerischen Ostmark (Nieder-Österreich zwischen Enns und Wiener Wald) regierte; einen zweiten großen Grenzbezirk bildete Karentanien mit Istrien, Liburnien (Nord-Dalmatien) und Friaul.

So hat Karl nach Nordosten wie nach Südosten dem Schwert, dem Pflug und dem Kreuze der Deutschen die Bahnen der Zukunft gewiesen.

Die letzten Kämpfe in Sachsen. Noch aber war er Sachsens nicht vollkommen sicher. Während des Avarenkrieges, i. J. 792, erhob sich ein Aufstand 792.
an der unteren Weser, in dem Graf Theodorich fiel. Mehrfache Verwüstungszüge Karls 794 und 795, das eine Mal bis Paderborn, das andere Mal bis Lüneburg, brachen den Widerstand nicht; erst 797 unterwarf sich ein Teil der Aufständischen im Lande Hadeln an der Elbmündung. Doch mußte noch im Winter 797/98 ein fränkisches Heer von Herstelle (an der Weser) her das Land durchstreifen; ja die Nordalbinger erschlugen noch im Frühjahr 798 königliche Sendboten, die erschienen waren, um Gericht bei ihnen zu halten, und wurden erst durch den Sieg der Obotriten bei Bornhöved niedergeworfen. Um den Widerstand für alle Zukunft unmöglich zu machen, ließ Karl schon 794, dann wieder 798 und nochmals 804 Tausende von Sachsen mit Weib und Kind aus dem Lande führen, besonders aus Nordalbingien und dem Wigmodigau zwischen Bremen und Hamburg, wo die Empörung ihren Hauptsitz gehabt hatte, und siedelte sie in

anderen Teilen seines Reiches an, während fränkische Kolonisten nach Sachsen verpflanzt wurden. Daher erklären sich die zahlreichen mit „Sachsen" zusammengesetzten Ortsnamen in Thüringen, Hessen, Franken, Schwaben, Bayern bis nach Kärnten hinein (Sachsenburg a. Drau), anderseits Ortsnamen fränkischen Gepräges besonders im südlichen Sachsen. Die endgültige Unterwerfung der noch
803. widerstrebenden sächsischen Edlinge scheint erst zu Selz i. J. 803 erfolgt zu sein.

Erneuerung des Kaisertums. In einem Menschenalter ungeheurer Kämpfe waren ungeheure Erfolge errungen. Von der mittleren Donau bis über die Pyrenäen, von der Eider bis an den Garigliano schaltete Karls Gebot. Die Kernlande Mitteleuropas gehorchten ihm nicht minder wie Italien; erst jetzt war die Aufgabe gelöst, an der Rom gescheitert war: die Mittelmeerlande mit den weiten Binnenlandschaften nördlich der Alpen in eine große Gemeinschaft zu vereinigen. denn fast alle christlichen Völker des Abendlandes hielt der Frankenkönig unter seiner Herrschaft, während Ehrfurcht oder Schrecken Heiden und Mohammedaner bändigte. Niemals, weder vorher noch nachher, hat ein Germanenfürst eine solche Stellung eingenommen gleich Karl dem Großen, und seit dem Zusammenbruche der römischen Herrschaft war ein solches Reich nicht wieder gesehen worden. Aber dies Reich beruhte nicht auf der Nationalität, auch nicht auf einer rechtlich festgestellten Vorherrschaft des fränkischen Stammes, sondern auf der Verbindung des fränkischen Königtums und der römischen Kirche, einer germanischen Staatsgewalt und einer halbantiken geistlichen Macht. Das kam zum vollen Ausdruck in der Wiederherstellung des römischen Kaisertums.

Dieser ehrwürdige Name bedeutet weder eine einfache Erneuerung des antiken Imperiums noch etwas schlechterdings Neues, vielmehr nur eine weitere Ausbildung des fränkischen Königtums, wie es namentlich seit Pippin sich gestaltet hatte. Denn dies war längst mit geistlichen Bestrebungen verbunden. Die Könige liehen der Kirche ihren weltlichen Arm, indem sie Vergehen gegen ihre Gebote unter weltliche Strafen stellten, die Aufrichtung römischer Kirchenordnung begünstigten, mit ihren siegreichen Waffen die Kirche schützten und ausbreiteten Auf der Reichsversammlung zu Aachen 789 wurden sogar die römischen Dekretalen als Reichsgesetze anerkannt Aber die weltliche Gewalt war doch weit davon entfernt, die bloße Dienerin der Kirche oder gar des Papsttumes zu sein; sie griff vielmehr selbständig in die kirchliche Organisation ein, indem sie die Bischöfe ernannte und nicht selten über das Kirchengut eigenmächtig verfügte, ja sie löste kirchliche Aufgaben selbständig. Sie berief nicht nur Synoden, sie ließ unter ihrer Leitung auch dogmatische Fragen entscheiden, zuweilen sogar gegen das Papsttum. Unter dem Vorsitze Karls wurde 794 die gegen den Dreieinigkeitsglauben gerichtete Lehre des Elipandus von Toledo und Felix von Urgel verworfen, aber auch die vom Papste gebilligten Beschlüsse der griechischen Synode von Nicäa (787), welche die Verehrung der Bilder wieder gestattet hatte, und für Hadrian blieb nichts weiter übrig, als sich dem zu fügen.

Nach seinem Tode (25. December 795) machte sich die Notwendigkeit eines unmittelbaren Eingreifens in Rom gebieterisch geltend. Sein Nachfolger, Leo III.

(795—816), hatte zwar sofort die Schlüssel zum Grabe des hl. Petrus und die Fahne der Stadt Rom als Zeichen der Huldigung übersandt, woran noch heute ein gleichzeitiges Mosaikbild im Lateran erinnert, aber er war von Hadrians Gegnern gewählt und galt deshalb nicht für unbedingt zuverlässig. Die starke Gegenpartei jedoch drängte ihn zum engsten Anschluß an Karl. Bei einer Prozession
am 25. April 799 wurde Leo von Hadrians Nepoten überfallen, vom Pferde ge- 799.
rissen, an Augen und Zunge verwundet, in ein Kloster geschleppt und dort gefangen gehalten. Doch er entkam nach St. Peter und der Herzog Winichis von Spoleto führte ihn mit Heergeleite aus Rom hinweg. Dann brachte ihn König Pippin nach Deutschland. Auf sächsischem Boden, im Lager von Paderborn, empfing Karl den Papst inmitten seines tapferen Heerbannes, der mit lautem Zuruf und Waffengeklirr die beiden Häupter des Abendlandes begrüßte. Obwohl nun Leos Feinde dem König eine ausführliche Anklageschrift einsandten, so ließ dieser doch den Papst durch seine Kommissare, Hildebald von Köln und Arno von Salzburg, nach Rom zurückführen (November 799) und brach dann im August 800 selbst nach Italien auf. Bei Nomentum von Papst, Geistlichkeit und Volk feierlich empfangen, zog er am 24. November in der ewigen Stadt ein und hielt dann am 1. December in den ehrwürdigen Hallen der Peterskirche als Patricius von Rom Gericht. Doch wurde Leo keinem Urteilsspruche unterworfen, sondern leistete nur den Reinigungseid; seine Ankläger dagegen wurden zum Tode verurteilt und nur auf die Bitte des Papstes zur Verbannung begnadigt. So energisch behauptete der König seine weltliche Hoheit über Rom und das Papsttum.

Doch um sie und damit das Papsttum für alle Zukunft gegen jeden Angriff zu sichern, schien die Würde des Patricius, die doch immer nur die eines Beamten, nicht die eines Monarchen war, nicht ausreichend. Aus solchen Erwägungen zunächst entsprang der Gedanke, die Kaiserwürde im Abendlande wieder aufzurichten. Andere Gründe traten hinzu. Der mystische Glaube des Zeitalters war, daß die vierte Weltmonarchie Daniels, die man als die römische deutete, fortdauern werde bis ans Ende aller Dinge. Noch war das Imperium von dem Kaiser vertreten, der in Konstantinopel saß, und zähe hielt er den Anspruch fest, der rechtmäßige Herr auch des Westens zu sein, aber seine Gewalt war im Abendlande erloschen und lag auch im Osten augenblicklich in den Händen einer Frau, der ehrgeizigen Kaiserin Irene, ein Zustand, der insbesondere den Germanen unerträglich schien. Dem gegenüber bestand im Westen die fränkische Monarchie, welche fast alle Länder des ehemaligen Westreiches umfaßte und über Rom gebot. Da lag es nahe, im Abendlande einen selbständigen Kaiser aufzustellen, um das Papsttum gegen ehrgeizige Parteien zu sichern und die Ansprüche Ostroms auf Westeuropa ein für allemal zurückzuweisen. Doch in ganz geordneten Formen sollte sich dieser Akt vollziehen. Eine große Versammlung aller Bischöfe und Geistlichen, des fränkischen wie des römischen Adels und des Volkes beschloß, die Kaiserkrone dem Könige der Franken und Langobarden zu übertragen, und als
am Weihnachtstage, am 25. December 800, Karl im St. Peter am Grabe des 800.
Apostels Petrus kniete, da setzte ihm Leo III. die Kaiserkrone auf's Haupt und

vollzog dann die Salbung, während das Volk ihn mit dem alten Zuruf an die Cäsaren begrüßte: „Karl, dem allerfrömmsten Augustus, dem von Gott gekrönten großen friedebringenden Imperator, Leben und Sieg!“ Nur die Form der Krönung kann Karl überrascht haben, mit der Sache war er einverstanden.

Das Kaisertum verschaffte dem König keinen Machtzuwachs, denn es war nur die äußere Vollendung des fränkischen Königtums, aber eine ungeheure Erhöhung seiner Stellung in den Augen der Menschen. Der neue Treueid, den Karl i. J. 802 als Kaiser sich schwören ließ, machte das jedem deutlich. Es brachte für alle sichtbar die große Grundidee zum Ausdruck, die seitdem das Mittelalter beherrscht hat, die Idee einer großen staatlich-kirchlichen Gemeinschaft der abendländischen Völker. Gewiß ein hohes Ideal und ein Ideal von bleibender Bedeutung, denn es schließt den unvergänglichen Gedanken der großen europäischen Kulturgemeinschaft ein, dem die Zukunft gehörte, aber es war in den äußeren Formen niemals vollkommen zu verwirklichen. Denn es gab einen Anspruch und es legte Pflichten auf, die schwere Gefahren in sich bargen. Der Anspruch auf die Herrschaft über das gesamte Abendland stieß mit dem natürlichen Streben der Völker nach selbständiger Ausgestaltung feindlich zusammen, und die Pflicht, die Kirche mit der von ihr vertretenen Bildung zu schirmen, setzte eine Unterordnung der Kirche und des Papsttums unter das Kaisertum voraus, die den Grundsätzen, denen jene huldigten, widersprach. Denn war der Papst der Stellvertreter Christi auf Erden, dann mußte er mindestens die volle Freiheit der Kirche fordern und konnte sogar dahin kommen, die Unterordnung des Staates zu verlangen, und war der Kaiser der Nachfolger der unumschränkten römischen Imperatoren, dann durfte er das letztere gar nicht und konnte kaum das erstere zugestehen. Die Grundlagen beider Gewalten schlossen sich aus. Um diese Gegensätze hat sich seitdem die Geschichte des Abendlandes und insbesondere Deutschlands bewegt; unendliches Unheil hat ihr Kampf über die Welt gebracht, und über unser Volk beinahe das Verderben, aber auch gewaltige Bewegung und reiches Leben hat er erzeugt, vor der Erstarrung des griechisch-slawischen Ostens hat er den Westen bewahrt, und darin eben ist die Überlegenheit des Abendlandes begründet.

Sicherung der Reichsgrenzen. Zur Zeit Karls haben sich diese Gegensätze noch nicht entwickelt. Allzusehr bedurfte noch das Papsttum des kaiserlichen Schutzes. Nur einen mehr theoretischen Versuch machte es, um seine Selbständigkeit zu behaupten. Es benutzte dazu die schon im 8. Jahrhundert auftauchende Fabel von der Schenkung Constantins des Großen, kraft welcher derselbe bei der Verlegung der Hauptstadt nach Konstantinopel fast ganz Italien dem Papste als Eigentum verliehen haben sollte, aber praktische Folge wurde dem noch nicht gegeben. Anderseits entbehrten die Völker, über die Karl herrschte, noch des nationalen Bewußtseins. Anderen christlichen Staaten gegenüber hütete er sich, Ansprüche geltend zu machen, die zu Konflikten hätten führen können. Die Könige der Iren und der Angelsachsen wie die Fürsten von Asturien ehrten ihn durch Gesandtschaften als den höchsten Herrn des Abendlandes, aber er hat keine Obergewalt in ihren Ländern ausgeübt. Um so energischer schirmte er die Christen-

heit gegen Heiden und Mohammedaner. Gegen die Tschechen ließ er i. J. 805 einen Zug unternehmen, der allerdings nicht zur Bezwingung des Volkes führte; dagegen wurden 806 die Sorben unterworfen und zur Geiselstellung genötigt. König Siegfried von Dänemark, seit der Eroberung Nordalbingiens Grenznachbar des Reiches und gegen dasselbe geschützt durch das von ihm erbaute Danevirke nördlich der Eider, unterwarf 808 mit Hilfe der Wilzen die Obotriten, denen Karl den östlichen Teil von Holstein eingeräumt hatte, und zwang 810 sogar die Friesen durch einen Flottenangriff zur Tributzahlung; er drohte seinen Sitz in Aachen aufzuschlagen. Doch als Karl persönlich bis an die Weser gegen ihn vorrückte, wurde Siegfried von einem seiner unzufriedenen Dienstleute erschlagen, und sein Nachfolger Hemming erkannte 811 die Eidergrenze an. Gegen neue Seezüge der Normannen ließ Karl die Flußmündungen befestigen und Kriegsschiffe rüsten.

Anderseits wurden die Kämpfe in Spanien fortgesetzt, später unter Leitung des jungen Ludwig, den 781 der Vater zum König von Aquitanien erhoben hatte. Schon 785 war Gerona gefallen, 803 ergab sich nach zweijähriger Belagerung das feste Barcelona, 811 Tortosa, so daß die Grenze des fränkischen Reiches bis zum Ebro sich vorschob. Langwierige Unterhandlungen und Kämpfe erforderte die Auseinandersetzung mit Ostrom, das in der Erneuerung der Kaiserwürde einen Eingriff in seine eignen Rechte sah. 809/10 nahm Pippin einen Teil der Inseln von Venedig, auch die dalmatinischen Küstenstädte unterwarfen sich dem fränkischen Reiche, doch gab Karl 813 diese Eroberungen wieder heraus, um die Anerkennung seines Kaisertitels von seiten der Byzantiner zu erreichen. Seitdem blieb Venedig unabhängig. In freundschaftliche Beziehungen trat Karl dagegen zu dem großen Herrn des Morgenlandes, dem abbasidischen Khalifen von Bagdad, Harun al Raschid, schon weil er mit Byzanz in gespanntem Verhältnis lebte. Beide tauschten seit 797 Gesandte und Geschenke; ja der Khalif überließ dem Kaiser sogar das Eigentum an den heiligen Stätten zu Jerusalem (807), wo nun ein fränkisches Hospital entstand, nachdem schon früher der Patriarch die Schlüssel des heiligen Grabes und der Stadt an Karl übersandt hatte.

Das ganze Reich, wie es Karl der Große aufgerichtet, umgaben als ein fester Gürtel die Marken, Grenzlandschaften, welche meist erst dem Feinde abgenommen und deutschen Markgrafen unterstellt die hinter ihnen liegenden Gebiete schützten und die angrenzenden Völker im Zaume hielten, so die dänische Mark zwischen Eider und Schlei, die sächsische im östlichen Holstein von der Kieler Bucht südwärts bis zur Elbe, die sorbische längs der Saale, die böhmische im Nordgau, die avarische oder Ostmark zwischen der Enns und dem Wiener Walde (s. S. 159), die spanische zwischen Pyrenäen und Ebro. Meist waren sie mit einer Grenzgrafschaft, die hinter ihnen lag, verbunden, um einen festeren Halt zu haben, wie z. B. die Ostmark mit dem Traungau, und insofern überragte die Stellung des Markgrafen die eines Grafen; im übrigen übten beide dieselben Rechte und Pflichten aus.

Um das gewaltige Reich zusammenzuhalten, dazu hat Karl keine neue Verfassung eingeführt, sondern nur die alte merowingische überall durchgesetzt und

in manchen Punkten weiter durchgebildet. Er ging dabei von seinem sittlichen Grundgedanken aus, daß seine Völker eine staatlich-kirchliche Einheit, eine Kulturgemeinschaft darstellten.

Reichsverfassung. Das Gewicht der großen Reichsversammlung, seit Pippin das Maifeld genannt, war eher gestiegen, denn ihrer Anerkennung, nicht dem Erbrecht, verdankten die Karolinger die Krone. Das Maifeld fand an den verschiedensten Orten statt und vereinigte die weltlichen Großen und die Bischöfe des Reiches mit dem Heerbanne. Eine kleinere Versammlung im Herbste des vorhergehenden Jahres bereitete die Beschlüsse des Maifeldes vor. So entwickelte sich in den „Kapitularien" eine umfassende Reichsgesetzgebung, die in dieser Ausdehnung im späteren deutschen Mittelalter keine Nachahmung gefunden hat. Wie sie ebensogut weltliche, als geistliche Angelegenheiten regelten, so galten dem Charakter der karolingischen Monarchie gemäß als Organe des Kaisers nebeneinander die Beamten wie die Bischöfe. Das alte deutsche Volksherzogtum war überall beseitigt, die Gewalt einheimischer Fürsten wurde nur noch bei den halbunabhängigen Gebieten, bei den Basken, Bretonen und Slawen, in Spoleto und Benevent geduldet, sonst überall auch in Sachsen, Bayern und Italien die fränkische Grafenverfassung durchgesetzt; daneben stand das Amtsherzogtum (s. S. 128 f.). Alle diese Beamten sollten auch wirkliche Beamte, also Diener des Königs und des Staates bleiben; daher trat Karl der einreißenden Erblichkeit überall entschieden entgegen und schuf außerdem i. J. 802 eine Aufsichtsbehörde in den „Königsboten" oder „Gewaltboten" (missi dominici). Deren wurden in jedem der sehr ausgedehnten Bezirke alljährlich je zwei, ein Bischof und ein Laie, ernannt. Viermal im Jahre hatten sie ihren Sprengel zu bereisen, die Amtsführung der Grafen und Bischöfe zu beaufsichtigen, Klagen der Unterthanen entgegen zu nehmen, in freieren Formen selbst Gericht zu halten. Zu diesem Zwecke beriefen sie einen Landtag, auf dem die Beamten, Bischöfe, Äbte, ein Teil der Schöffen und die königlichen Vasallen erschienen, und hatten schließlich über das alles dem König zu berichten.

Kirchenverfassung. Gleich der Grafschaftsverfassung hat Karl die hierarchische Gestaltung der Kirche überall durchgesetzt. Im J. 789 ordnete er die Metropolitanverhältnisse in der Weise, daß in Deutschland Köln, Trier und Mainz als erzbischöfliche Sitze anerkannt wurden. Unter Köln standen Tongern, Utrecht und von den neugegründeten sächsischen Bistümern Münster (Mimigardaford), Osnabrück, Minden, unter Mainz die ihm schon früher zugewiesenen Stifter (s. S. 144), dazu die ostsächsischen Paderborn, Halberstadt und Verden, so daß sein Sprengel von den Alpen bis fast zur Nordsee reichte, unter Trier nur Metz und Toul. Für Bayern erhielt 798 Salzburg erzbischöfliche Rechte über Regensburg, Passau, Freisingen, Neuburg, Seben (später Brixen). Die Ernennung der Bischöfe lag ganz in den Händen des Königs; selbst das erzbischöfliche Pallium erteilte der Papst nur auf seinen Antrag. War der Sprengel sehr umfänglich, so unterstützten sogenannte Landbischöfe die Bischöfe. Wiewohl die letzteren jene thunlichst zu beseitigen suchten, so behaupteten sie doch ihre Stellung,

weil eine strenge geographische Scheidung der Sprengel in erzpriesterliche Bezirke und Archidiakonate noch fehlte, obwohl Erzpriester und Erzdiakone vorhanden waren. Selbst die Gestaltung fester Pfarrsprengel drang erst allmählich durch, namentlich langsam in den noch halbheidnischen Ländern. Auch diese Priester ernannte der König zum Teil wenigstens unmittelbar. Waren Kirchen in Privatbesitz, was sehr häufig vorkam, falls sie von Privatleuten gestiftet waren, dann lag das Ernennungsrecht (Kollatur) in deren Händen. Nicht minder empfingen die Klöster ihre Äbte dann aus den Händen des Königs, wenn sie auf ursprünglich königlichem Boden erbaut waren und als Reichsklöster galten.

Ein sehr hohes Wergeld schützte die waffenlosen Geistlichen in dieser gewaltthätigen Zeit. Im Bereiche des salischen Gesetzes betrug dasselbe z. B. beim Diakonus 400, beim Priester (wie beim Grafen) 600, beim Bischof 900 Solidi, in Italien beim Priester und Diakonus sogar 720 Solidi.

In den von ihm geschaffenen Formen ist nun Karl einer der größten Verwalter aller Zeiten gewesen, voll schöpferischer Gedanken, voll herzlichen Wohlwollens, voll ernsten Willens das Beste seiner Völker zu fördern.

Rechtspflege. So zeigt er sich in der Rechtspflege. Da die Grafen allzusehr von militärischen und höfischen Geschäften in Anspruch genommen waren, und da ferner die bisherige Häufigkeit der Gerichtstage die Freien der Grafschaft, die ohnehin sehr in Anspruch genommen und an Zahl schon sehr vermindert waren, unbillig belastete, so beschränkte Karl die Zahl der echten Dinge in der Hundertschaft auf drei im Jahre (um 770). Zu ihnen waren nach wie vor alle freien Männer verpflichtet; für die gebotenen Dinge dagegen, die aller 14 Tage bis 6 Wochen stattzufinden hatten, wurden nur die sieben Schöffen (scabini) einberufen, die alten Rachimburgen, die jetzt der Graf aus der Zahl der vermögenden Freien für die Hundertschaft, aber mit der Zuständigkeit für die ganze Grafschaft und auf Lebensdauer ernannte. Die Verhandlungen fanden jetzt fast niemals unter freiem Himmel statt, sondern unter Dach und Fach, häufig in Kirchen oder in kirchlichen Nebengebäuden, was später allerdings untersagt wurde.

Mit fester Hand hat Karl, im Gegensatze zu seinen Merowingischen Vorgängern (s. S. 133), die Gerichtshoheit des Staates gewahrt, daher auch geistliche Gerichte nur in sehr beschränktem Umfange zugelassen. Nur für geistliche Sachen galten solche unbedingt; der kirchliche Anspruch aber, daß die Geistlichen in allen sie betreffenden Sachen dem weltlichen Gericht entzogen sein sollten, fand nicht Anerkennung. Allerdings gehörten bürgerliche Streitigkeiten zwischen Geistlichen vor das bischöfliche Gericht, aber solche zwischen Geistlichen und Laien wurden vor gemischtem oder vor weltlichem Gericht entschieden; über die Bischöfe richtete der König. In Strafsachen gehörten die Geistlichen ebenfalls vor weltliches Gericht, doch mußte der Bischof von dem Falle in Kenntnis gesetzt sein. Die Immunität im damaligen Sinne (s. S. 132), welche auch in Deutschland schon ganze Hundertschaften umfaßte und zuweilen auch schon weltlichen Grundherren verliehen wurde, war grundsätzlich keine Aufhebung staatlicher Gerichtshoheit. Die Zusammensetzung und Befugnis des Königsgerichts war im ganzen die alte geblieben

(s. oben S. 130); sein Leiter war in Vertretung des Königs der Pfalzgraf, doch hielt auch der König zuweilen selbst Gericht und stets gebührte ihm das Begnadigungsrecht. Vorbehalten waren dem Königsgericht gewisse Fälle, wie Weigerung der Heerespflicht (herisliz), des Treueides, das Gericht über ansehnliche Männer und über Ruhestörungen gröberer Art.

Im gerichtlichen Verfahren selbst, in den Beweismitteln und in den Strafen hat Karl nichts Wesentliches geändert (s. oben S. 130). Grausame Leibesstrafen sind im ganzen selten, aber die Gottesurteile dauern in der alten Weise fort. Dagegen suchte der König, wie auch seine Nachfolger, mit allen Mitteln der tief eingewurzelten Fehde entgegenzutreten und die Sühne durch Buße und Gelobung des Friedens herbeizuführen, ohne doch den alten Brauch gänzlich ausrotten zu können. Ergänzend griff hier, als Organ des Staates, die Kirche ein. Mord, Ehebruch, Meineid bedrohte sie mit Bußen, Fasten, Ausschließung aus der Kirchengemeinschaft. Wer eines solchen Verbrechens sich schuldig machte, wurde vor die monatlich stattfindende Versammlung der Priester seiner Dekanie gestellt; schwierigere Fälle entschied der Bischof, der alljährlich alle Pfarren seines Sprengels bereiste, vor seinem Sendgericht.

Heerwesen und Vasallentum. Dieselbe Rücksicht auf die freien Bauern wie im Gerichtswesen tritt auch in Karls Verfügungen über den Heeresdienst hervor. Die Lasten, welche seine unaufhörlichen Kriege dem heerpflichtigen Freien auferlegten, mußten allmählich unerträglich werden. Wenn z. B., wie es im Jahre 807 angesagt worden ist, das südgallische Aufgebot im August am Rheine stehen sollte, so mußte es etwa Anfang Juli aufbrechen und brauchte zum Rückmarsch wieder dieselbe Zeit. Die Leute waren also monatelang, mitten in der Ernte, von ihrer Wirtschaft abwesend und mußten sich obendrein nicht nur selbst ausrüsten, sondern auch für drei Monate Lebensmittel mit sich führen, was die meisten gar nicht beschaffen konnten, ohne einen Teil ihrer Habe um Schleuderpreise zu veräußern oder die Hilfe großer Besitzer in Anspruch zu nehmen oder den unerschwinglichen Königsbann (60 Solidi) zu zahlen. Das förderte also eine längst begonnene Bewegung auch auf dem deutschen Gebiete: den Eintritt der Bauern in Abhängigkeits- und Schutzverhältnisse zu großen Grundherren, die sie von der unmittelbaren Heerbannpflicht befreiten. Deshalb hat Karl fortwährend daran gearbeitet, diese Pflicht zu erleichtern, aber zu einer allgemeinen Regelung ist es niemals gekommen, immer nur zu einzelnen Verfügungen für eine bestimmte Landschaft oder für ein bestimmtes Jahr. So ordnete er z. B. für Sachsen an, daß bei einem avarischen oder spanischen Kriege nur der 6. Mann ausrücke, bei einem böhmischen der 3., nur bei einem sorbischen der gesamte Heerbann. Nach einer anderen Verfügung vom Jahre 807 sollten von dem Lande südlich der Seine alle Lehnsleute des Königs und anderer Grundherren ausziehen, von den freien Männern nur die, welche drei oder mehr Hufen besaßen; die kleineren Besitzer rüsteten gemeinsam einen von sich aus. Alle diese Erleichterungen haben indes die Abnahme der freien Bauern und damit der Heerbannpflichtigen wenig aufgehalten.

Dieser Umstand und die Schwerfälligkeit dieser Massen bäuerlichen Fußvolkes bei den mangelhaften Verkehrsmitteln nötigten den König wieder zu einer stärkeren Entwickelung des **Vasallentums** (vgl. S. 126, 139). Er verwandte das umfängliche Königs- und Kirchengut zur Ausstattung seiner Beamten und Gefolgsleute gegen Verpflichtung zu schwerem Reiterdienst und anderen Leistungen, und ähnlich, nur in kleinerem Maßstabe, verfuhren die größeren Vasallen und die Kirchenfürsten. So bildete sich eine immer zahlreichere Lehensgefolgschaft des Königs und eine Menge kleinerer der geistlichen und weltlichen Grundherren. Das Gut wurde nur zur Nutznießung (beneficium) auf die Lebensdauer des Beleihers wie des Beliehenen gegeben. Der Tod des einen wie des anderen löste an sich also das Verhältnis; eben deshalb war bei den kirchlichen Beneficien die Erblichkeit des Besitzes Regel, weil hier der Heilige als der ideale Lehnsherr galt. Bei den weltlichen Lehen wurde sie wenigstens von den Empfängern erstrebt. Ebenso führte die Verletzung der übernommenen Verpflichtungen oder Unfähigkeit zur Erfüllung derselben den Verlust des Lehns herbei. Regelmäßig verband sich mit der Belehnung der Eintritt in die Vasallität, in ein persönliches Schutzverhältnis (vassaticum, commendatio, mundium) zum Herrn, das durch Handschlag und Treueid bekräftigt wurde. So trat an die Stelle des staatlichen Unterthanenverhältnisses ein persönliches Treuverhältnis, an Stelle des Staatsverbandes ein persönlicher, privatrechtlicher Verband, und die längst begonnene Zersetzung der alten germanischen Stände ergriff jetzt auch die reindeutschen Lande; nur bei den Sachsen und Friesen, also bei den am spätesten zum fränkischen Reiche gekommenen Stämmen, erhielt sich der alte, durch hohes Wergeld und besonderes Erbrecht (s. S. 155) von den Freien geschiedene Geburtsadel und mit ihm in größerer Ausdehnung als sonstwo in Deutschland ein freier Bauernstand.

Das fränkische Heer aber verwandelte sich mehr und mehr in eine Masse königlicher und grundherrlicher berittener Lehnsaufgebote, in ein Reiterheer. Darin lag ein Rückschritt, insofern weitaus die meisten dieser Lehnsaufgebote nicht unmittelbar dem Befehle des Königs, sondern dem ihres Lehnsherrn gehorchten, der König also nicht so frei über sie verfügte, wie über den Heerbann; aber es war auch ein Fortschritt, insofern die Beweglichkeit und also auch die Leistungsfähigkeit dieser Reitermassen weit größer war als die des alten Bauernfußvolkes. In den Hauskriegen des 9. Jahrhunderts steigerte sie sich zu erstaunlicher Höhe.

Finanzen. Eben diese Entwickelung des Lehnswesens zeigt die ungebrochene Herrschaft der Naturalwirtschaft. Dies Gepräge trägt also nach wie vor auch die Finanzverwaltung des Königs (vgl. S. 131 f.).

Die **direkten Abgaben** waren weder irgendwie allgemein geregelt, noch bedeutend. In Gallien blieb der Königszins, der auch in Schwaben vorkommt; die an den Reichsversammlungen besonders von den Kirchen dem König dargebrachten „Geschenke“ in Rossen, Waffen, Gewändern, Schmucksachen u. a. m. waren thatsächlich feste Steuern, und unterworfene, aber dem Reiche nicht wirklich einverleibte Stämme zahlten Tribute, so Benevent, die Bretagne, die Slawen. Aber was die Kirche mit Hilfe der Staatsgewalt durchzusetzen vermochte, eine direkte Besteuerung

aller Unterthanen durch den Zehnten, das forderte der Staat für sich auch jetzt nicht. Auch die Staatswirtschaft der Karolinger beruht wesentlich auf den alten **Naturalleistungen** der Unterthanen, die Karl jetzt auch für die Armenpflege von den Grundbesitzern forderte, auf den **Regalien** (Gerichtsgefällen, Münzrecht, Zöllen), die beide im ganzen auf dem alten Fuße blieben (s. S. 132), und vor allem auf den Erträgen der **Königsgüter**. Zu den alten Karolingischen Besitzungen zwischen Mosel, Rhein und Schelde waren die Reste der Merowingischen getreten, dann das bayerische und alamannische Herzogsgut, das langobardische Krongut, endlich der Grundbesitz in den neueroberten Marken, denn ihr gesamter Grund und Boden galt als Königsgut. Die Verwaltung dieser ungeheuren Domänen regelte Karl durch das berühmte Capitulare de villis von 812. Die Oberaufsicht über das Ganze führten der Seneschall und der Schenk neben dem Missus, nicht die Grafen. „Die Domänen zerfielen in einzelne Komplexe (fisci), an deren Spitze Amtleute (iudices) standen; die ersteren umfaßten wieder eine Anzahl Dorfschaften, welche von einzelnen Maiern (maiores) verwaltet wurden; jeder dieser Beamten verfügte über ein unteres Dienstpersonal (iuniores). Den Mittelpunkt einer solchen Verwaltung bildete der „Sal- oder Herrenhof" (curtis salica oder indominicata), häufig mit einer für den Aufenthalt des Königs geeigneten Pfalz ausgestattet; die Domänen selbst zerfielen in Hufen, welche nach dem Stande ihrer Inhaber teils als „freie Hufen" (mansi ingenuiles), teils als „Leden(Liten)hufen" (mansi lediles) oder als „Knechtshufen" (mansi serviles) bezeichnet werden. Die freien und Ledenhufen waren zu festen Naturallieferungen an den Oberhof gehalten; auf den Knechtshufen lasteten Frohndienste und ihre Inhaber dienten z. T. als hörige Handwerker, Schmiede, Schuster, Weber u. s. w. an der königlichen Pfalz. Die Einkünfte selbst sind nach dem einfachen Gesichtspunkte geregelt, daß von ihnen aus die Verpflegung des königlichen Tisches geleistet werden soll: als Normalbegriff galt das sogenannte „Servitium", die Beschaffung des Unterhaltes für einen Tag; nach der Größe und Ertragsfähigkeit der einzelnen Höfe wurde die Zahl der jährlich an den Haupthof zu liefernden Servitia bestimmt. Der Konsum der Erträge hing von dieser Anwesenheit des Hofes ab; auf denjenigen Pfalzen, welche der König im Laufe des Jahres gar nicht oder nicht so lange Zeit berührte, als die Zahl der hier fälligen Servitia gestattet hätte, ergaben sich jährliche Überschüsse, über deren Verwendung vom Hofe selbst aus verfügt wurde. Entweder ließ dieser sie direkt an den König abführen oder auf den Markt bringen und in Geld umsetzen; es begann sich an die Pfalzorte ein kaufmännischer Verkehr in den einfachsten Formen anzuschließen. Um Weihnachten erfolgte die Rechnungsaufstellung, in den Fasten wurden die Überschüsse an den Hof, d. h. in den späteren Jahren nach Aachen abgeführt. Für diesen Zweck waren daher die Wasserstraßen von besonderer Bedeutung: Compiègne und Quierzy an der Oise, Attigny an der Aisne, Heristal an der Maas, Düren an der Roer, Aachen zwischen beiden Flüssen, Metz, Diedenhofen und Trier an der Mosel, Nymwegen am Nieder-, Ingelheim, Worms und Speier am Mittelrhein bezeichnen die Knotenpunkte des karolingischen Pfalzsystems. Am Mündungsge-

biete des Mains lag der Reichsforst Dreieich; an der Mainseite desselben erbaute Karl die Pfalz Frankfurt (Frankônvurt) gegenüber von Tribur; Selz an der fränkischen Saale bildete den östlichsten Posten des rheinischen Güterkomplexes. Eine andere Gruppe von Pfalzen darf man als Waldpfalzen bezeichnen; sie beruhten auf den Erträgen der Forstwirtschaft und dienten besonders in den Ardennen und Vogesen dem Hof während der Jagdzeit zum Aufenthalt." Solche Wälder wurden in Forsten verwandelt, d. h. die Nutzung derselben, insbesondere das Jagdrecht, dem König vorbehalten und den Anwohnern entzogen.

Aber „auch das Gut der bischöflichen Kirchen und der Reichsabteien wurde als Fiskus betrachtet: Karl zog nicht nur die kirchlichen Gutswirtschaften in demselben Maße und nach denselben Grundsätzen wie die Königshöfe zur Servitienleistung heran, er verfügte auch über den Grundbesitz der Reichsabteien und einzelner Bistümer nach selbständigem Ermessen". So kam es, daß Laien Abteien, selbst Bistümer erhielten. Der König selbst besaß z. B. die Abtei Murbach und das Erzstift Reims, und noch unter Ludwig dem Deutschen war der größte Teil der Klöster in den Händen von Weltlichen. Die Kirche sprach sich zwar grundsätzlich dagegen aus, aber sie gab in der Praxis zu, daß mindestens ein Teil ihres Gutes zum Staatsdienst herangezogen werde; nur wollte sie darin wenigstens eine feste Ordnung beobachtet wissen.

Kulturentwickelung und Kulturpflege. An Karls Namen knüpft sich aber auch ein erheblicher Fortschritt in der materiellen Kultur und eine wohlberechnete Pflege der geistigen Entwickelung. Das gesamte landwirtschaftliche Leben schreitet vorwärts in der Ausdehnung des Anbaues wie in der Verbesserung des Betriebes und in der Steigerung des Ertrages. Diese Fortschritte knüpfen sich im wesentlichen an die Ausbildung der großen Grundherrschaften. Sie ist nicht überall gleichmäßig erfolgt; von den romanischen Landschaften ging sie aus und ergriff auf deutschem Boden weniger den Westen als den Osten, insbesondere die Grenzlande, und zwar vor allem infolge der Stiftung zahlreicher neuer Klöster und Bistümer in diesen Landschaften. Da die Vergrößerung der Grundherrschaften anfangs mehr dem Zufalle überlassen blieb, so war ein Besitz derart über einen weiten Raum und zahlreiche Dorfschaften zerstreut (Streubesitz); erst seit etwa 800 verraten die massenhaften Tauschgeschäfte in den Urkunden das Streben nach möglichster Geschlossenheit und Abrundung. Den königlichen Domänen zunächst standen hinsichtlich des Umfangs die Kirchengüter, erst dann die weltlichen Grundherrschaften. Die Herrenhöfe der weltlichen Grundherren wurden wie die Königsgüter im wesentlichen durch Leibeigene (mancipia) bewirtschaftet, die nur selten mit einem kleinen Grundstück ausgestattet waren (mancipia casata); bei den geistlichen Gütern überwogen die freien Zinsbauern (censuales) und die angesessenen Leibeigenen. So besaß in dieser Zeit das Bistum Augsburg 1041 freie und 466 unfreie Hufen; doch gab es Stifter, die deren 4—10,000 inne hatten. Auf die alten freien Markgenossenschaften wirkte natürlich das Anwachsen der großen Grundherrschaften auflösend. Der Grundherr, der in einer Dorfflur ein paar Hufen erworben hatte, blieb zunächst Markgenosse; aber eben weil er

mehr besaß als die übrigen und hinter diesen Hufen sein ganzer übriger Besitzstand, gewann er allmählich das Übergewicht. Er strebte nun danach, den Gemeindewald in seinen Privatbesitz zu bringen (in „Forst" umzuwandeln), so daß die Nutzung desselben durch die Markgenossen von seiner Erlaubnis abhing, und nahm das ausschließliche Recht auf Jagd, Fischerei und Mühlenbetrieb für sich. Die Hofgenossenschaft, d. h. die auf einem Herrenhofe arbeitenden oder von ihm abhängigen Leute stattete er ebenfalls mit Wald aus, weil ein solcher für die ganze Bewirtschaftung unentbehrlich war, doch ordnete er die Art und den Umfang der Nutzung an.

Durch den großen Grundbesitz wurde der Bann der alten isolierten Dorfwirtschaft zuerst gebrochen und so überhaupt erst ein bedeutender wirtschaftlicher Fortschritt möglich. Ein solcher beruht stets auf einem größeren Kapital, das nur durch Ersparnis, also durch einen Überschuß des Ertrages über den notwendigen Bedarf entstehen kann, und auf Arbeitsteilung, d. h. auf der dauernden Zuweisung bestimmter wirtschaftlicher Aufgaben an einzelne, die sich nur diesen widmen, in ihrem Fache aber dadurch sich vervollkommnen können. Zu beiden waren die kleinen Bauernwirtschaften des inneren Deutschland nicht fähig (s. S. 122 f.). Deshalb war der wirtschaftliche Zustand fast unverändert geblieben, während doch die natürliche Zunahme der Bevölkerung einen Fortschritt verlangte. Der Großgrundbesitzer dagegen konnte den einzelnen Leuten nach festgesetztem Plane bestimmte Aufgaben zuweisen und durch diese Arbeitsteilung auch die Arbeit selbst vervollkommnen, er konnte z. B. Hunderte von Händen zugleich an einer Rodung arbeiten lassen, die ihm erst später Erträge abwarf.

Diese Rodungen wurden geradezu seine hauptsächlichste Leistung. Für sie beginnt mit dem 7. und 8. Jahrhundert eine neue Periode, daher die zahllosen Ortsnamen auf -rode oder -reut (in Hessen allein der zehnte Teil aller), -schlag, -schwand, -brand, und die auf kirchlichen Ursprung deutenden mit -kirchen, -münster, -zell. Daß viele dieser Bezeichnungen mit Personennamen sich verbinden, ist besonders ein Beleg für grundherrschaftliche Anlage.

So ließ Karl der Große selbst, der die Rodung als eine Hauptaufgabe seiner Domänenbeamten bezeichnete, solche durch Sachsen in Hessen ausführen (s. S. 160). Ähnliches geschah in den Ardennen, in der Eifel, im Soon-, Hoch- und Westerwalde, wo die großen Geschlechter ihre Wohnsitze in den abgelegensten Waldschluchten anlegten und von da aus durch ihre Hörigen und Leibeigenen das Waldland urbar machten. Ebenso schlugen die alamannischen und bayerischen Großen ihre Sitze mit Vorliebe im Waldgebirge auf; daher tragen z. B. die Burgen Tirols oft deutsche Namen inmitten ganz romanischer Umgebung. Natürlich blieb auch die Kirche nicht zurück. So kultivierten z. B. die Freisinger Bischöfe den Grundbesitz, den Corbinian in Tirol erworben hatte.

Ein besonders ausgedehntes Feld für die Urbarmachung boten natürlich die südöstlichen Marken, und hier ist sie deshalb von besonderer Wichtigkeit, weil sich an sie eine erhebliche Ausdehnung des deutschen Nationalgebietes knüpft, die erste Germanisierung slawischen Landes. Als die Bayern die Slowenen der Ostalpenlande unterwarfen (s. S. 158), Karl der Große die Ostmark und das

alte Pannonien den Avaren entriß, waren diese Gebiete von slawischen Siedlern bevölkert, die relativ am dichtesten in Kärnten und im südwestlichen Steiermark saßen, dünner an der oberen Mur und Enns, am schwächsten im heutigen Österreich und im westlichen Ungarn. Zwischen ihren Dörfern und Weilern dehnten sich breite Gürtel öden Hochgebirges und unermeßlichen Urwaldes, in den Flußthälern noch allerorten Sumpf und Moor. Da nahmen nun mit stillschweigender oder mit ausdrücklicher Genehmigung des Königs schon unter Karl dem Großen, mehr noch unter seinen Nachfolgern, die bayerischen Bistümer und Klöster wie weltliche Grundherren Stücke Landes in Besitz oder sie empfingen sie als Lehen, wobei die Eingebornen ihren Grund und Boden etwa gegen Zins oder als Hörige meist behielten. Daneben blieben auch der Krone noch ungeheure Besitzungen, wie sie denn auch ein paar Pfalzen wenigstens später hier besaß, nämlich Baden bei Wien und Moosburg bei Klagenfurt; aber für die Kultivierung des Landes thaten die anderen Großgrundbesitzer weit mehr als sie. Sie machten durch ihre deutschen Hörigen und Leibeigenen, die sie dorthin verpflanzten, das Wildland urbar, sie legten neue Ortschaften und Höfe an oder ließen im Anschluß an schon bestehende slawische Dörfer den Wald roden. So verbreitete sich die deutsche Hufe über den ganzen Südosten, und zwar in der Form der Königs- oder Waldhufe. So heißt sie, weil sie zuerst auf den Königsgütern bei Waldrodungen vorkommt; sie ist doppelt so groß wie die gewöhnliche Hufe und stellt im scharfen Gegensatz zur älteren Gewanneinteilung (s. S. 121) einen zusammenhängenden, schmalen Streifen dar. So verbreitete sich die deutsche Kolonisation im Laufe des 9. Jahrhunderts in der eigentlichen Ostmark und im westlichen Pannonien, am meisten längs der Donau, z. T. im Anschluß an alte Römerstädte, von denen damals außer Lorch (Lauriacum) auch z. B. Comagenae (Tulln) und Carnuntum (Petronell) wieder auftauchen. Jenseits des Wiener Waldes blieb sie spärlich, im wesentlichen beschränkt auf die Ausläufer des Gebirges. In Kärnten bemächtigte sie sich vor allem der herrlichen Landschaft um den Wörther See bei Klagenfurt, sonst nur einiger Nebenthäler; viel schwächer war sie in dem heutigen Steiermark. Da die Ostmark weniger dicht von Slawen bevölkert war als die Thäler der Ostalpen, so entstanden hier auch weniger neue, d. h. deutsche Orte als dort. In jedem Falle blieb die Bevölkerung eine gemischte, deutschslawische; wenigstens das Slowenenland wurde im ganzen 9. Jahrhundert noch als mindestens halbslawisch betrachtet.

Mit dieser Ausdehnung des Anbaues vollzog sich nun auch auf deutschem Boden im allgemeinen der Übergang zur Dreifelderwirtschaft (s. S. 122), im Zusammenhang damit die Zunahme der Wiesenkultur, da die Weidefläche sich verkleinerte; wo es anging, wurden ferner Obstgärten und Weinpflanzungen angelegt, insbesondere von den Klöstern, denen ihre Verbindung mit Italien am ehesten Anregung und Mittel dazu gewährte. Dem 9. Jahrhundert verdankt z. B. der österreichische Weinbau seine Entstehung.

Da aber mit jeder Zunahme der Kultur auch eine Zunahme der Bevölkerung verbunden zu sein pflegt, so mußte auch die gewerbliche Thätigkeit auf den

Herrenhöfen mehr angespannt und vervollkommnet werden. So schrieb nicht nur Karl der Große auf den Krongütern die Anstellung zahlreicher Handwerker für die verschiedensten Gewerbe vor, sondern auch andere Grundbesitzer, insbesondere geistliche, verfuhren ähnlich. Im Kloster St. Gallen z. B. arbeiteten im 8. Jahrhundert Leibeigene als Müller, Bäcker, Bierbrauer, Schuster, Schneider, Walker, Schmiede, Schildmacher, Glasbrenner u. s. f. Daneben waren die leibeigenen Frauen in besonderen Frauenhäusern mit Weben, Spinnen, Nähen, Waschen u. a. m. beschäftigt. An die Kirchen knüpfte sich namentlich fast die gesamte Bauthätigkeit, weil eben sie die antiken Überlieferungen aufnahm und weiterbildete.

Am ehesten die Herrenhöfe der Großgrundbesitzer haben also einen Überschuß über den eigenen Bedarf erzielt und so den Grund zu einer Zunahme auch des zunächst sehr geringen Binnenhandels (s. oben S. 123) gelegt. Am frühesten haben geistliche Stifter einen solchen entwickelt, wie z. B. das Kloster Prüm in der Eifel schon von König Pippin Zollfreiheit im ganzen Reiche erhielt. Es handelte sich hier wesentlich um einen Austausch von Bodenerzeugnissen und einzelnen Gewerbeprodukten; eine besondere Rolle spielten z. B. Salz und Wein. Dafür hatten die Grundherren einen besonderen Dienst ihrer abhängigen Leute eingerichtet: den Botendienst zu Fuß und Roß (scara), den Fuhrdienst (angaria) und die Stellung von Transportpferden (parafredi) oder von Schiffen. Den auswärtigen Handel, besonders mit dem Orient, besorgten nach wie vor meist Griechen und Juden; von deutschen Stämmen waren es fast nur die Friesen, welche Handel in größerem Stile trieben und namentlich den Rhein aufwärts bis Mainz kamen. Denn seit die römischen Straßen dem Verfalle preisgegeben, also die Verbindungen zu Lande sehr unvollkommen waren, stieg die Wichtigkeit des Verkehrs auf den Binnengewässern. Alle Flüsse, die irgendwie schiffbar waren, wurden damals befahren, nicht nur Rhein, Main, Mosel und Donau, sondern auch z. B. die Traun. Zu Lande bediente man sich meist der Saumtiere. Der Verkehr sammelte sich dann an den Märkten. Solche befahl Karl der Große den Bischöfen regelmäßig zu halten. Eine besondere Verleihung des Marktrechtes, womit sich die Gewährung von Zollfreiheit verband, war nur für größere Märkte notwendig. Als die bedeutendsten Stapelplätze des Rheingebietes erschienen damals Mainz und Dorstadt (oberhalb Utrecht), an der dänischen Grenze Schleswig (Sliasthorp), an der unteren Elbe Lüneburg, an der bayerischen Ostgrenze Lorch (bei Enns). Der Grenzverkehr wurde dabei streng überwacht, die Ausfuhr von Waffen zu den Avaren und Slawen z. B. blieb verboten.

Karl hat auch den Handelsinteressen seine Sorgfalt zugewandt. Kaufleute, auch Juden, nahm er in den königlichen Schutz auf, er verlieh einzelnen Zollfreiheit entweder im allgemeinen oder für bestimmte Verkehrslinien und Gebiete, er suchte das alte, grundsätzlich anerkannte Strandrecht wenigstens zu beschränken, indem er z. B. manche Stifter davon ausnahm, ja er griff unmittelbar für die Verbesserung der Verkehrswege ein. Im J. 793 machte er den Versuch, Altmühl und Rezat, also Donau und Rhein, durch einen Kanal zu verbinden, der freilich am Ungeschick der Arbeiter und der Ungunst des Wetters scheiterte; bei Mainz

ließ er eine feste Brücke aus mächtigen Eichenstämmen über den Rhein schlagen, doch brannte sie schon 813 ab und nur vom Unterbau erhielten sich Reste bis 1881. Im Münzwesen hatte schon Pippin die Goldwährung (s. S. 123) aufgegeben, die für den niedrigen Stand des Verkehrs nicht paßte, und war zur reinen Silberwährung übergegangen. Aus einem Pfund Silber ließ er 22 Solidi zu 12 Denaren, also 264 Denare schlagen. Unter Karl dem Großen dagegen gingen nur 20 Solidi, also 240 Denare auf das Pfund. Der Solidus galt demnach unter Pippin etwas über 4 M., unter Karl 4 M. 50 Pf., der Denar 34 oder 35 Pf. Es bezeichnet die geringe Bedeutung des Geldverkehrs im inneren Deutschland, daß rechts des Rheines überhaupt keine Münzstätte zu finden ist. Denn nur etwa geistliche Stifter oder einzelne weltliche Grundherren waren hier im Besitz größerer Barmittel; die große Masse des Volkes bedurfte des Geldes zu seinem geringen Güteraustausch so gut wie gar nicht.

Die Mission. An den Fortschritten der materiellen Kultur gebührte der Kirche nur ein Anteil, diejenigen auf dem Gebiete des geistigen Lebens vollzogen sich dagegen ganz durch sie oder mindestens unter ihrem herrschenden Einfluß. Zunächst erweiterte sie ihr Gebiet durch die Mission, im Norden bei den Sachsen und Friesen, im Südosten unter Slawen und Avaren. In Sachsen entstanden allmählich acht Bistümer, von denen aus besonders Willehad, der erste Bischof von Bremen (787/89), ein Angelsachse, und der Friese Ludger, der erste Bischof von Münster (791—809), eifrig an der Bekehrung arbeiteten; der letztere unterwarf auch das östliche Friesland der Kirche. Im Avarenlande hatten schon vor 791 einzelne christliche Missionare gearbeitet; die eigentliche kirchliche Organisation desselben begann jedoch erst mit dem Jahre 796. Damals nämlich überwies König Pippin nach der Erstürmung des avarischen Hauptringes das Gebiet zwischen Drau und Raab dem Bistum Salzburg, dem schon das Slowenenland gehorchte, während das Land westlich von der Raab und die ganze Ostmark unter Passau standen. Mit Aquileja, das ältere Rechte auf Karentanien geltend machte, erfolgte der Ausgleich erst 811 durch Anerkennung der Drau als Grenzlinie beider Erzsprengel. Arno von Salzburg, seit 798 Erzbischof, erschien gelegentlich wohl selbst im Avarenlande, aber die Hauptarbeit überließ er den Landbischöfen. Obwohl nun die Forderung des Zehnten hier wie in Sachsen auf große Schwierigkeiten stieß, so machte das Christentum doch rasche Fortschritte, die Häuptlinge der Avaren traten über, und Kirchen entstanden selbst in entlegenen Gebirgsthälern, wenngleich eine feste Einteilung in Pfarrsprengel zunächst noch nicht durchgesetzt werden konnte und heidnische Sitte noch vielfach fortbestand.

Geistige Bildung und Litteratur. Die geistige Bildung des Karolingischen Zeitalters beruht naturgemäß auf der Wiederbelebung der antiken Kultur, wie sie die Kirche vermittelte, gewinnt aber dadurch ein besonderes Gepräge, daß Karl selbst seinen Hof zum Mittelpunkte dieser Bestrebungen machte und sie auch den Laien mitzuteilen suchte. Eifrig strebte er selbst noch in vorgerückten Jahren nachzuholen, was seine Jugend versäumt hatte; er lernte Lesen und selbst etwas Schreiben, das Latein bis zu einer gewissen Geläufigkeit, das Griechische

dagegen nur ungenügend. Jedenfalls war er vollkommen im stande, der geistigen Bewegung seiner Zeit zu folgen, auch den theologischen Fragen. Für die Ausbildung der Söhne seiner Hofbeamten sollte die „Hofschule" (Schola palatina) sorgen. Vor allem aber sammelte er um sich, was er an bedeutenden Gelehrten gewinnen konnte, besonders seit seinem zweiten Aufenthalte in Italien (781): den liebenswürdigen, warmherzigen Langobarden Paulus (Diaconus), Warnefrieds Sohn, den gelehrten Grammatiker Petrus von Pisa, den Angelsachsen Alcuin, dazu auch Franken, wie den vielgewandten, beweglichen Einhard (Eginhard) und den ritterlichen glänzenden Angilbert. Mit ihnen bildete er nach dem Beispiel arabischer Fürstenhöfe einen gelehrten Verein (Academia palatina), an dem wohl auch seine Töchter teilnahmen und dessen Mitglieder sich, um jeden Rangunterschied aus ihrem Verhältnis zu verbannen, mit Vereinsnamen benannten. So hieß Karl David, Alcuin Flaccus, Angilbert Homerus, der kunstverständige Einhard nach dem Erbauer der israelitischen Stiftshütte Beseleel. Weitaus der bedeutendste unter ihnen war Alcuin (geb. 735), denn mit tiefer Frömmigkeit, Selbstlosigkeit und sittlichem Ernst verband er die ganze Gelehrsamkeit seiner Zeit, die er auch in zahlreichen Handbüchern niederlegte und dadurch für größere Kreise verwertete. Als Abt von Tours leitete er zugleich eine der bedeutendsten Klosterschulen des Reiches, als Karls Vertrauter hatte er auf die öffentlichen Angelegenheiten den größten Einfluß und führte einen ausgebreiteten Briefwechsel.

Aus diesen Kreisen ging nun auch eine bedeutende Geschichtschreibung hervor, der beste Beweis für die Höhe der in den Klosterschulen dieser Zeit vertretenen Bildung, nachdem Jahrhunderte hindurch im Frankenreiche dürftige Aufzeichnungen in barbarischem Latein die ganze Roheit ihres Zeitalters verraten hatten (s. S. 133). In reiner Sprache und nach klassischem Vorbilde schrieb Einhard „das Leben Karls des Großen" (Vita Karoli Magni), keine wirkliche Lebensgeschichte, sondern eine Darstellung der großartigen Persönlichkeit des Kaisers in ihren verschiedenen Beziehungen. Eine Reichsgeschichte bilden dagegen die sogenannten Lorscher Annalen (Annales Laurissenses) bis 829, geschrieben mit umfassender und eindringender Kenntnis der Ereignisse und Verhältnisse und in vornehmer Zurückhaltung, was beides doch wohl auf ihren Zusammenhang mit den Kreisen des Hofes deutet. Neben Einhard bearbeitete der Langobarde Paul Warnefried „die Geschichte der Langobarden", ein Werk warmer Liebe zu seinem Volke, geschöpft selbst aus den sagenhaften Überlieferungen und ohne eigentliche Kritik, aber um so frischer und liebenswürdiger. Den Untergang seines Staates zu schildern brachte er nicht über's Herz, er schloß mit Liutprands Tode (744). Mehr historischen als poetischen Wert endlich haben auch die Dichtungen, in denen Angilbert das Leben des Hofes schildert.

Noch bewegten sich diese Schriften in fremder Sprache, aber für die ganze Anschauungsweise des Volkes bedeuteten sie doch einen mächtigen Fortschritt. Der mündlich vermittelten Überlieferung durch die Sage, die fortwährend nach dem Bedürfnis der Hörer und der Phantasie der Erzähler geändert wurde, trat die schriftliche gegenüber, die unverändert durch alle Jahrhunderte dauerte, um jene

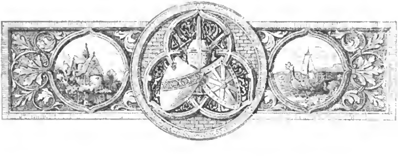
allmählich zu ersetzen. Aber es ist ein Beweis mehr für die Größe Karls, daß er, weitsichtiger und unbefangener als seine römisch gebildete Umgebung, Teilnahme und Verständnis für die volkstümliche Dichtung und Sprache sich bewahrte. Er ließ daher die alten Dichtungen, in denen die Thaten und Kriege der früheren Könige besungen wurden, sammeln und aufzeichnen. Doch leider ging die Handschrift, die für uns unschätzbar wäre, schon unter seinem Nachfolger zu Grunde. Weiter arbeitete der Kaiser an einer deutschen Grammatik, er wollte die römischen Monatsnamen durch deutsche ersetzen, er befahl den Geistlichen in der romanischen (französischen) und deutschen Volkssprache zu predigen.

Kunst. In der Kunstpflege freilich blieb nur der Anschluß an römische und byzantinische Muster. Karl baute viel und mit Vorliebe: zahlreiche Kirchen in allen Teilen seines Reiches, stattliche Paläste in Nymwegen und Ingelheim, vor allem in Aachen. Hier errichtete Odo nach dem Vorbilde der Kirche San Vitale in Ravenna die Marienkirche als einen achteckigen Kuppelbau, im Anschluß daran die Pfalz des Königs, einen mächtigen zweistöckigen Saalbau an der Stelle des heutigen Rathauses, der bis ins 14. Jahrhundert stand, dazu Höfe, Hallen und zahlreiche Nebengebäude, davor das Reiterstandbild Theodorichs des Großen. Antike Bauten in Rom und Ravenna lieferten die kostbaren Säulen, byzantinische Mosaiken schmückten die Wölbung des Münsters zu Aachen. Am originellsten entwickelte sich die Kleinkunst, wie sie vornehmlich von den Mönchen geübt wurde, in Elfenbeinschnitzerei, Miniaturmalerei und Kalligraphie. Auch das bessere deutsche Handwerk schuf selbständig, von römischen Mustern wenig berührt. Geringen Erfolg hatten Karls Bemühungen, den Kirchengesang nach italienischem Vorbilde zu verbessern; dagegen war die Orgel bereits weit verbreitet und schon seit der Mitte des 6. Jahrhunderts klangen im fränkischen Reiche die Kirchenglocken.

Karl der Große und sein Hof. So herrschte auf allen Gebieten reges Leben, und das alles sammelte sich um den einen gewaltigen Mann, empfing von ihm Antrieb und Richtung. Sein Hof zu Aachen, wo er in den letzten zwanzig Jahren seines Lebens fast immer residierte, war der politische Mittelpunkt des Abendlandes, der Sammelplatz seiner Bischöfe und Beamten, das Ziel fremder Gesandten und der Abordnungen unterworfener Völker, der Brennpunkt aller geistigen Bildung, glänzend und prächtig und gastfrei, wie es sich ziemte, eine Ansammlung von Tausenden von Menschen der verschiedensten Völker und Stände, und doch im Grunde nur eine deutsche Gutswirtschaft in allergrößtem Stile. So erscheint er als das Abbild seines Herrn, denn Karl war ein Herrscher über Romanen wie Germanen, der Schirmherr der römischen Kirche, der Freund römischer Bildung und Kunst, aber in Erscheinung und Tracht, in Neigungen und Leidenschaften, in seinem ganzen Wesen war und blieb er ein Deutscher. Eine gewaltige, wuchtige Gestalt — er maß sieben seiner Füße — mit rundem Kopf, hellen, lebendigen Augen und einer kräftigen Nase über dem starken fränkischen Schnurrbart, fast stets in heimische, sehr selten in römische Tracht gekleidet, am Gürtel das Schwert mit goldenem Knauf, darüber den Mantel, so stand er unter seinen Kindern und Hofleuten, so saß er zu Roß, wenn er zur Jagd in den Ardennerwald

ritt oder zu Felde zog, denn er war ein reisiger Reiter, ein eifriger Jäger, ein unermüdlicher Schwimmer bis an sein Lebensende. Seine starke, sinnliche Natur kümmerte sich, so sehr er die Kirche zu heben suchte, doch in manchen Beziehungen um ihre Gebote nur wenig. Er hielt sich mäßig in Speise und Trank, aber den Braten mochte er auch an Fasttagen nicht entbehren, und die strengen kirchlichen Ehevorschriften waren ihm allzu lästig, als daß er sie gehalten hätte. Seine Frauen wählte er alle aus deutschem Blut: die jugendschöne Hildegard, welche tiefbetrauert schon i. J. 783 starb, nachdem sie ihm acht Kinder geschenkt hatte, die stolze, harte Fastrada († 794), endlich die feingebildete Luitgard, die er schon nach vier Jahren verlor. Er liebte Frau und Kinder zärtlich, ließ seine Söhne frühzeitig in Feldzügen und Staatsgeschäften sich tummeln, seine Töchter in häuslicher Sitte und Kunstfertigkeit erziehen, aber es war etwas Selbstsucht in dieser Zärtlichkeit. Weil er die Töchter nicht von sich lassen wollte, konnte er sich nicht entschließen, sie zu vermählen und sah eher darüber hinweg, wenn Männer seines Hofes ihre Gunst gewannen, wie z. B. zwischen der schönen Bertha und Angilbert ein solches Verhältnis bestand. Behaglich und unbefangen verkehrte er mit jedem, ohne jemals seiner Würde zu vergessen; leicht und voll strömte ihm die Rede von den Lippen, und keiner ging dann von ihm, ohne sich gehoben zu fühlen. Aber mit scharfem Blick für die Eigenheiten und Schwächen der Menschen begabt, liebte er es auch, sie in Scherz und Ernst zu geißeln, und furchtbar, zermalmend, wie der eines Löwen, war sein Zorn, stahlhart sein Wille, kurz und fest sein Entschluß, nüchtern und scharf seine Einsicht. Er war gar kein Theoretiker und noch weniger ein Schwärmer oder gar ein Fanatiker, aber er wußte die Verhältnisse, unter denen er lebte, sicher zu erfassen und fest zu lenken, und darin eben liegt die staatsmännische Größe.

Doch so hoch der große König über den Menschen ragte gegen das Ende seiner Regierung erfuhr auch er die Schranken seiner Macht und seines Glückes. Die raschen Raubschiffe der Normannen begannen die Küsten zu beunruhigen, den Befehlen seiner Beamten versagte das Volk schon zuweilen den Gehorsam, und seine beiden ältesten Söhne Pippin und Karl starben rasch hintereinander (810 und 811). Um nun die Kaiserkrone, die an sich nicht erblich war wie das
813. Königtum, seinem Geschlechte zu erhalten, ließ er im November 813 sie in feierlicher Reichsversammlung zu Aachen seinem jüngsten Sohne Ludwig übertragen.
814. Ein paar Monate später, am 28. Januar 814, verschied er in seiner Pfalz zu Aachen und dort im Dome wurde er beigesetzt. Weit über alle Helden und Fürsten der Vorzeit hob sich in der Erinnerung des Volkes seine Riesengestalt, und die Sage schmückte sie mit ihren leuchtendsten Farben. Als der große Vorkämpfer der Christenheit gegen Heiden und Mohammedaner erschien er den Romanen, als der gewaltige Richter, Gesetzgeber und Herrscher den Deutschen, beiden als der größte Fürst und Staatsmann des Mittelalters, und der ist er gewesen.



Vierter Abschnitt.

Der Zerfall des Karolingischen Reichs und das ostfränkische Reich

814—918.

Gründe des Zerfalls. Auch Karl der Große hatte die bestehenden Gegensätze nur zurückzudrängen, nicht auszugleichen vermocht. Nicht sowohl die Nationalitäten, die erst in der Bildung begriffen waren, standen sich entgegen, als die Stämme mit ihren besonderen Überlieferungen und ihrem eigenen Recht; scharf schied sich der Klerus, der eben durch die Karolinger zu festerer Organisation gelangt war und sich infolge seiner einheitlichen lateinischen Bildung wie seiner ebenso einheitlichen Verfassung als einheitliche Körperschaft fühlte, vom Laienadel, dessen Bedeutung durch Besitz und kriegerische Schlagfertigkeit mit der Entwickelung des Lehnswesens beständig im Steigen begriffen war; endlich umfaßte das Reich überwiegend Länder junger Kultur neben solchen einer weit älteren, vorgeschritteneren, wenngleich im Verhältnis zum Altertum gesunkenen Bildung. Ein reger Verkehr zwischen den einzelnen Landesteilen fehlte, und deshalb konnte auch ein großer, alles wirklich beherrschender und einigender Mittelpunkt sich nicht gestalten; selbst die Pfalz zu Aachen war ein solcher nur durch die Persönlichkeit Karls gewesen. Nicht das Bewußtsein gemeinsamer Nationalität und gemeinsamer Interessen, sondern lediglich die Karolingische Verwaltung und die Kirche hielten also das ungeheure Reich zusammen. Insofern war es einerseits eine künstliche, andrerseits eine verfrühte, nicht aus dem inneren Bedürfnis der Völker heraus geborene, sondern eine aus einer viel höheren Kultur in sie hineingetragene Bildung. Sobald jene zusammenhaltenden Kräfte erlahmten, mußte es zerfallen, und es ist zerfallen.

Ludwig der Fromme und die Erbfolgeordnung v. J. 817. Daran hätte keines Menschen Kraft etwas zu ändern vermocht, doch unfraglich ist die Zersetzung gefördert worden durch Ludwig den Frommen (814/840) und die Familienkriege seines Hauses. Ludwig war kein Schwächling, weder in seiner

Erscheinung, noch in seinem Wesen, vielmehr ein starker, wohlgestalteter Mann von mittlerer Größe, ein guter Reiter und Jäger und mit litterarischer Bildung vertraut, auch nicht ohne eine gewisse Zähigkeit und Würde, von dem aufrichtigen Willen beseelt, das Beste seiner Völker zu fördern, aber allzu einseitig kirchlichen Interessen und Regungen hingegeben und ohne Selbständigkeit des Willens. Sofort nach seiner Ankunft in Aachen (26. Februar 814) reinigte er den Palast von der mannigfachen Ungebühr, die dort in der letzten Zeit Karls des Großen sich eingeschlichen hatte, und sandte seine Schwestern ins Kloster. Den reichen Schatz des Vaters verteilte er an die Kirche und die Armen und eifrig zeigte er sich bestrebt, Unrecht und Willkür gegen die kleinen Leute abzustellen. Er war es dann, der die dänische Mission in Gang brachte, erst durch Ebbo von Reims (seit 822), dann durch Anskar (seit 826), und das Erzbistum Hamburg als Mittelpunkt für die Kirche des Nordens schuf (831). Auch sonst hielt er zunächst durchaus am Systeme Karls des Großen fest. Eben die Erbfolgeordnung, die im
817. Juli 817 vereinbart war, sollte die Einheit des Reiches für alle Zukunft sichern, denn sie erkannte seinen ältesten Sohn Lothar als den eigentlichen Thronfolger und Mitkaiser an und stattete die jüngeren Söhne nur mit kleineren Reichsteilen unter der strengen Oberhoheit des Kaisertums aus. Ludwig (der Deutsche) erhielt Bayern und die südöstlichen Marken, Pippin Aquitanien. Der Versuch des Königs Bernhard von Italien, der seinem Vater Pippin († 810) in der Verwaltung dieses Landes 812 gefolgt war, diese Bestimmungen umzuwerfen, wurde ohne Mühe vereitelt, Bernhard selbst mit seinen vornehmsten Anhängern in Chalons festgenommen und nach dem grausamen byzantinischen Brauche geblendet († 17. April 818). Auch Papst Paschalis I. erkannte dies Hausgesetz an und krönte zu
823. Ostern 823 den jungen Lothar zum Kaiser. Eine feierliche Konstitution regelte darnach aufs neue die Rechte des Kaisers in Rom und bei der Papstwahl, die von seiner Zustimmung insofern abhängig sein sollte, als dieselbe vor der Weihe
824. des Erwählten einzuholen war (November 824).

Ludwig der Fromme und seine Söhne. Da wurde diese ganze Erbfolgeordnung in Frage gestellt, als Ludwigs zweite Gemahlin Judith aus dem schwäbischen Geschlechte der Welfen, die er nach dem Tode Irmingards 819 heimgeführt hatte, ihm noch einen Sohn, Karl (den Kahlen), gebar (13. Juni 823). Schön, litterarisch gebildet, liebenswürdig, regsam und ehrgeizig, wie sie war, benutzte Judith den rasch gewonnenen Einfluß bei ihrem Gemahl wie begreiflich dazu, ihrem Sohne eine angemessene Ausstattung an Land und Leuten zuzuwenden, und gewann, da dies im Rahmen der Reichsverfassung möglich schien, zunächst selbst Lothar dafür. Doch bald änderte sich das Verhältnis. Denn als Bernhard von Septimanien (an der Garonne), der auf Judiths Betrieb im Sommer 829 als Oberkämmerer an den Hof berufen worden war und dort eine alles beherrschende Stellung errungen hatte, auf eigene Hand, ohne die Reichsversammlung, die Übergabe von Alamannien, Churrätien und einigen burgundischen Bezirken an Karl anordnete, löste die alte Regierung sich gänzlich auf und Lothar zog sich nach Italien zurück. In dem beginnenden Streite ergriff nun die hohe

Geistlichkeit aufs entschiedenste für das Hausgesetz von 817 und gegen Ludwig Partei, denn sie wollte unter allen Umständen die Reichseinheit als die notwendige Ergänzung der Kircheneinheit behaupten. Deshalb betonte die Pariser Synode v. J. 829 aufs nachdrücklichste, die kirchliche Gewalt stehe über der königlichen und diese leite ihr Anrecht nicht von der Erblichkeit, sondern aus göttlicher Verleihung ab. Zum erstenmale in der Geschichte wurde dieser Satz praktisch aufgestellt; er durchbrach das System, auf welchem Karls des Großen Reich beruhte, und leitete den Kampf beider Gewalten ein. Zu gleicher Zeit stießen Reichseinheit und Erbrecht, Klerus und Laienadel feindlich auf einander.

Zum offenen Ausbruch kam der Gegensatz, als der westfränkische Adel dem Bernhard die Heeresfolge gegen die Bretonen weigerte (März 830). Bernhard 830.
gab seine Sache verloren und flüchtete nach Septimanien. Als der Kaiser in Compiègne erschien, um mit den Gegnern zu verhandeln, an deren Spitze Lothar und Pippin sich stellten, wurde Judith von ihm getrennt und in ein Kloster nach Poitiers verwiesen. Doch auf dem Reichstage von Nymwegen im Herbst 830 traten die ostrheinischen Stämme, an ihrer Spitze der junge Ludwig (der Deutsche), so entschieden für den Kaiser ein, daß auch Lothar sich mit dem Vater aussöhnte und Judith zurückgerufen wurde. Sie rechtfertigte sich dann vor der Reichsversammlung in Aachen durch einen Reinigungseid und nahm ihre alte Stellung wieder ein. Das einzige sichtbare Ergebnis der Bewegung war somit Bernhards Sturz, aber das tieferschütterte Ansehen des Kaisertums stellte sich nicht wieder her und gegenseitiges Mißtrauen hielt seitdem die Parteien in beständiger Spannung.

Zunächst wurde i. J. 832 Pippin vom Kaiser gefangen gesetzt, Aquitanien 832.
an Karl übertragen und Bernhard zurückgerufen. Dagegen erhoben sich Lothar, Ludwig und Pippin, der seiner Haft entkam. Bei Colmar im Elsaß auf dem Rotfelde lagerten sich im Juni 833 die Heere gegenüber. Auch für den Kaiser trat 833.
eine Anzahl Bischöfe ein, doch im Lager der Söhne erschien Papst Gregor IV., jetzt nicht als Vermittler, sondern als Schiedsrichter Als nun der Kaiser ihm Zutritt in sein Lager gestattete, überwältigte in seinem Heere die Ehrfurcht vor dem Nachfolger Petri die beschworene Treue gegen den Kriegsherrn, die Vasallen des Kaisers gingen zu den Söhnen über und Ludwig wurde ihr Gefangener (30. Juni 833). Gewiß war das ein glänzender Sieg des Papsttums, doch das ehrliche Gewissen des deutschen Volkes sah in dem Vorgange nicht einen Triumph der Kirche, sondern schlechtweg einen Treubruch und nannte die Ebene seitdem das „Lügenfeld“.

Während nun der Papst nach Italien ging und die beiden jüngeren Söhne in ihre ansehnlich vergrößerten Länder zurückkehrten, nahm Lothar überall die Huldigung ein und hielt den Vater im Medarduskloster zu Soissons, Judith in Tortona gefangen. Endlich ließ der Kaiser durch die Bischöfe sogar zu öffentlicher Kirchenbuße sich bewegen (Oktober 833), die ihn zur weiteren Bekleidung seines hohen Amtes unfähig machen sollte, aber die Mönchsgelübde abzulegen weigerte er sich standhaft, und schließlich rief die Verstimmung über diese rohe Behandlung des Vaters die jüngeren Söhne gegen Lothar unter Waffen. In St. Dénis wurde Ludwig von den Bischöfen absolviert, dann feierlich wieder als Kaiser begrüßt (März 834)

und nach Aachen zurückgeführt. Lothar behauptete sich anfangs noch in Burgund,
834 mußte jedoch im September 834 in die Abkunft von Blois willigen, die ihn auf Italien beschränkte und seine fränkischen Anhänger ebendorthin verwies.

Die Ruhe blieb erhalten, bis die Pläne zu gunsten Karls (des Kahlen)
838 wieder auftauchten. Nach dem Tode Pippins 838 übertrug der Kaiser nicht nur Aquitanien an Karl, sondern teilte im Mai 839 das gesamte Reich mit Übergehung Ludwigs zwischen Lothar und Karl allein. Da trat ihm in Aquitanien Pippins gleichnamiger Sohn, in Deutschland Ludwig entgegen. Noch einmal setzte sich der greise Kaiser, obwohl schon halb krank, zu Roß, um seinem Willen Achtung zu verschaffen; aber als er den Sohn bis ins Slawenland zurückgedrängt hatte, mußte er in Selz an der fränkischen Saale umkehren und verschied am
840 20. Juni 840 auf einer Rheininsel bei Ingelheim.

Der Kampf der Söhne um das Erbe. Auf der Stelle nahm Lothar das ganze Erbe des Vaters, etwa nach der Feststellung von 817, in Anspruch. Da jedoch Ludwig und Karl dem aufs entschiedenste widersprachen, so schloß er zunächst mit jenem einen Stillstand und verpflichtete sich diesem gegenüber zu
841 einer Zusammenkunft in Attigny für den März 841. Statt hier zu erscheinen, warf er sich auf Ludwig und ließ gegen denselben den Grafen Adalbert von Metz nach Schwaben vorgehen. Hier fiel die erste durchschlagende Entscheidung. Auf dem Donauries, unweit von Höchstätt, erfocht Ludwig am 13. Mai einen vollständigen Sieg über Adalbert, der die Niederlage mit dem Leben büßte, und ging dann über den Rhein nach Gallien hinein. Bei Chalons a. Marne vereinigt, folgten Karl und Ludwig dem Bruder südwärts, der sich durch die Streitkräfte Pippins (II.) von Aquitanien zu verstärken strebte. Erst bei Auxerre an der Yonne wurden am 21. Juni die Heere einander überraschend ansichtig. Beide Brüder boten, obwohl Ludwigs ostrheinische Reitergeschwader von den langen Märschen erschöpft und abgerissen waren und zum Teil sogar ihre Pferde verloren hatten, dem älteren, wenn er sich ihren Teilungsvorschlägen nicht fügen wolle, das Gottesurteil der Schlacht auf den dritten Tag, den 25. Juni. Lothar lehnte das zwar nicht geradezu ab, zog aber durch Unterhandlungen die Zeit so lange hin, bis am 24. Juni Pippin (II.) wirklich bei ihm eintraf. Mit dem
841 Morgengrauen des 25. Juni 841 brachen die beiden Brüder auf und stießen unweit des Klosters Fontanetum (Fontenay) zu beiden Seiten der Straße, die von Auxerre nach Bourges führt, am „Burgunderbach" auf den Feind. Im Mitteltreffen bei Brittas (les Bretignelles) siegte Ludwig trotz Lothars glänzender Tapferkeit, auf dem rechten Flügel bei Fagit (le Fay) nach kurzem Gefechte Karl; am längsten schwankte die Entscheidung bei Solennat auf dem linken Flügel. Nach nur dreistündigem Ringen der Reitermassen war der Sieg der beiden jüngeren Brüder entschieden, aber die Blüte des fränkischen Adels deckte das Schlachtfeld.

Das Bündnis von Straßburg und die Teilung von Verdun. Nun erklärten zwar die Bischöfe beider Brüder, das Gottesurteil sei gegen Lothar gefallen, doch dieser selbst gab sich noch keineswegs geschlagen, sondern hetzte in Sachsen die Bauern, die „Stellinger", zum Aufstand gegen den Adel. Da verbündeten sich Karl

und Ludwig aufs neue mit einander durch feierlichen Eidschwur in Straßburg (14. Februar 842); sie selbst leisteten den Schwur jeder in der Sprache des an- 842.
deren, um dem Heere desselben verständlich zu sein, Ludwig also in romanischer (französischer), Karl in deutscher Sprache, die Vasallenschaft jedes Königs schwur dann jede in ihrer Sprache. Sie lieferten damit den Beweis, daß die Nationalitäten sich völlig geschieden hatten, daß die Westfranken aufgehört hatten, Deutsche zu sein. Von Straßburg aus zogen nun beide Brüder den Rhein hinab nach Aachen, ohne von Lothar aufgehalten zu werden; hier fällten ihre Bischöfe die Entscheidung, daß sie, da Lothar im Gottesurteil überwunden sei und zudem jetzt sein Reich verlassen habe, befugt seien, dasselbe unter sich zu teilen. Aber erst als die erschöpften Vasallen auf beiden Seiten den Frieden forderten, während die Normannen und Araber das Reich bedrohten, willigte Lothar in eine Zusammenkunft, die am 15. Juni 843 auf einer Insel der Saône bei Macon stattfand. Jeder der drei Brüder ernannte vierzig Männer zu der Kommission, welche die Teilung vornehmen sollte, von der nur Bayern, Aquitanien und Italien ausgeschlossen blieben; die Teilung selbst kam im August 843 zu Verdun 843.
zustande. Ludwig erhielt zu Bayern das rechtsrheinische Schwaben mit Churrätien, dem Aargau und dem Thurgau, Ostfranken, Thüringen und Sachsen, links des Rheines nur die Gaue von Speier, Worms und Mainz, Karl zu Aquitanien noch Neustrien und das nordwestliche Burgund, Lothar den Kern Austrasiens und Burgund mit dem Elsaß, außerdem Italien. Die Scheidung war eine vollständige, insofern dem ältesten Bruder trotz seines Kaisertitels eine Oberhoheit über die beiden anderen keineswegs zustand, aber als eine bleibende war sie nicht gedacht, so wenig, wie eine der früheren Teilungen. Trotzdem ist die Trennung eine dauernde geworden, wenngleich die Reiche noch lange in engen Beziehungen blieben und vorübergehend sogar auch später wieder vereinigt wurden, denn sie entsprach im wesentlichen den werdenden Nationalitäten. So siegten das Erbrecht und der Laienadel, ohne den es nicht durchführbar gewesen wäre, über den Reichsgedanken und die mit ihm verbündete Geistlichkeit; sie sprengten das Reich Karls des Großen auseinander und legten unbewußt den Grund zur selbständigen Entwickelung Deutschlands, Frankreichs und Italiens. Seitdem zieht sich die deutsche Geschichte, die von der Heimat der Germanen zwischen Weichsel und Rhein ausgehend das ganze einst römische Abendland umspannte, zurück auf den beschränkten Umkreis der Lande, die noch wirklich deutsch geblieben waren.

Normannische und arabische Raubzüge. Auch nach der Teilung von Verdun kamen die daraus hervorgegangenen Reiche nicht recht zur Ruhe. Am meisten litten unter inneren und äußeren Krisen das westfränkische Reich und die Länder Lothars. Den Raubzügen der normannischen „Wikinger“ und der Araber gegenüber auf die Verteidigung beschränkt, vermochte der ehemals gefürchtete fränkische Heerbann, schwerfällig wie er war, jetzt nicht einmal mehr die Grenzen zu schützen. Schon 841 plünderten normannische Raubgeschwader Rouen, das nahe Kloster Jumièges und die Seineufer bis St. Denis hinauf, 845 gleichzeitig Hamburg, Friesland und abermals das Land an der unteren Seine, so daß Ludwig

das Erzbistum Hamburg mit dem Bistum Bremen vereinigte und seinen Sitz ebendahin übertrug. Lothar mußte sogar 850 einem Normannenfürsten Duerstede in Friesland mit Gebiet als Lehen übertragen, was übrigens nicht hinderte, daß andere Haufen 851 bis Gent vordrangen, wobei sie allerdings eine Schlappe erlitten. Gleichzeitig räumte Karl der Kahle normannischen Ansiedlern einen Teil des Seinegebietes ein; erst 861 konnte er sie von da wieder vertreiben.

Diese Schwäche insbesondere des westfränkischen Reiches wird freilich aus der Verwirrung seiner inneren Verhältnisse erklärlich; denn so feindlich standen sich hier Laienadel und Kirche, Vasallen und Königtum gegenüber, daß Ludwig der Deutsche von einer starken Partei des westfränkischen Adels i. J. 858 herbeigerufen und als König anerkannt wurde; nur mit Hilfe der Geistlichkeit gelang es Karl dem Kahlen, sich zu behaupten und im Juni 860 den Bruder wieder zum Verzicht zu bewegen.

Die Teilungen im Reiche Lothars. Inzwischen hatte Lothar lebensmüde sich in das Karolingische Familienkloster Prüm in der Eifel zurückgezogen, dem er dabei den größten Teil seiner Eigengüter vergabte, und war dort am
855 29. September 855 gestorben. In sein Erbe teilten sich seine drei Söhne. Der älteste, Ludwig II., erhielt Italien mit der Kaiserkrone, die freilich jeder festen Machtgrundlage entbehrte, Lothar II. Austrasien mit Friesland (seitdem Lotha-
863 ringien), Karl Burgund. Als der letztere schon 863 kinderlos starb, vereinigte Lothar Burgund wieder mit Austrasien, doch auch er verschied schon im August 869 ohne Erben. Ohne Rücksicht auf den ältesten Bruder Ludwig II. versuchte nun Karl der Kahle Lothringen an sich zu reißen, obwohl er schon 868 Ludwig dem Deutschen gegenüber sich zu freundschaftlicher Vereinbarung verpflichtet hatte, und ließ sich mit Zustimmung der lothringischen Bischöfe wirklich in Metz zum König
869 krönen (September 869). Aber in den deutschen Teilen fand er keine Anerkennung und wurde so von Ludwig dem Deutschen zum Vertrage von Meersen (bei
870. Maastricht) genötigt (8. August 870), in dem er an Ludwig das östliche Lothringen abtrat. Mit diesen immerhin sehr bedeutenden Erwerbungen noch nicht zufrieden,
875. bemächtigte sich Karl der Kahle nach dem Tode Ludwigs II. am 12. August 875 auch Italiens und erhielt, indem er Karl, dem Sohne Ludwigs des Deutschen, der im Auftrage des Vaters bereits dort eingerückt war, zuvorkam, zu Weihnachten desselben Jahres in Rom von Papst Johann VIII. die Kaiserkrone. Ein Einfall Ludwigs des Deutschen im westfränkischen Reiche scheiterte an der ihm feindlichen Haltung der Bischöfe.

Doch das Hauptarbeitsfeld für die Deutschen lag nicht im Westen und Süden, sondern im Norden und Osten, bei den skandinavischen Völkern und den Slawen.

Die deutsche Mission im Norden und Osten. Zu jenen war Ansgar noch vor der Stiftung des Erzbistums Hamburg (s. S. 178) gegangen. Zwei Jahre wirkte er in Dänemark, für welches in dem besuchten Hafenplatze Schleswig (Heidaby) eine Kirche entstand, anderthalb Jahre (seit 829) in Schweden, wo es ihm gelang, unweit des Nationalheiligtums zu Upsala in der Hafenstadt Birka (Sigtuna) am Mälarsee eine christliche Gemeinde zu sammeln. Freilich mußte er

diese letztere Thätigkeit bald aufgeben, weil Erzbischof Ebbo von Reims sein älteres Anrecht auf Schweden geltend machte (s. S. 178), ein Volksaufstand zerstörte die dortige Pflanzung, und auch im deutschen Teile seines Sprengels stockte die Mission, da die Mittel fehlten und die Dänen 845 Hamburg zerstörten; vorübergehend wurde das Erzstift deshalb sogar wieder aufgehoben (848). Indes gelang es Anskar, seine Wiederherstellung bei Ludwig dem Deutschen und Papst Nikolaus I. durchzusetzen und auf einer zweiten Reise nach Schweden (852) sogar seine zerstörte Schöpfung in Birka wiederherzustellen; in Dänemark errichtete er nach wildem Bürgerkriege eine zweite Kirche in Ripen. Als der „Apostel des Nordens" starb Anskar i. J. 865. Sein Bekehrungswerk setzte Rimbert fort († 888). 865.

Während nun die deutsche Mission die slawischen Stämme jenseits der Elbe noch nicht berührte, ergriff sie die Tschechen und Mährer im Südosten des Reiches. Bereits im Januar 845 empfingen vierzehn böhmische Häuptlinge zu Regensburg die Taufe, aber schon hatte sich in ihrer Nähe eine große slawische Reichsbildung vollzogen. Sie ging von den Mährern aus. Diese, zuerst 822 erwähnt und wohl schon von Karl dem Großen abhängig, saßen nicht nur im heutigen Mähren, sondern auch im nordungarischen Berglande und südwärts bis nahe an die Donau. Ihre vereinzelten Stämme vereinigte um 840 Moimir. Obwohl diesen 846 König Ludwig entthronte, so behauptete doch sein Nachfolger Rastislaw die Selbständigkeit seines Volkes. Eine besondere Stütze erhielt dieselbe, als zwei griechische Geistliche aus Thessalonika, Kyrillos und Methodios, die beide der slawischen Sprache kundig waren und seit 863 das Christentum in Mähren pre- 863.
digten, i. J. 867 von Hadrian II. die ungewöhnliche Erlaubnis erhielten, den Gottesdienst in slawischer Sprache abzuhalten, und Kyrillos in diese auch die heilige Schrift übersetzte. Zum Erzbischof von Sirmium (bei Belgrad) ernannt, begründete hierauf Methodios eine slawische Nationalkirche in Pannonien und Mähren.

Da hierdurch nicht nur die Herrschaftsansprüche des ostfränkischen Reiches, namentlich des bayerischen Adels, sondern auch die Rechte der Bischöfe von Passau und Salzburg (s. S. 173) empfindlich verletzt wurden, so dachte Ludwig der Deutsche an die völlige Unterwerfung der Mährer. Wirklich verriet Rastislaws ehrgeiziger Neffe Swatopluk (eig. Swjangtopolk, daher deutsch Zwentibold) i. J. 870 seinen Oheim und lieferte ihn nach Bayern aus, worauf Ludwig den Un- 870.
glücklichen zu Regensburg von einem Gericht deutscher und slawischer Edlen zum Tode verurteilen und dann blenden ließ; die Verwaltung Mährens übernahmen zwei deutsche Grafen. Aber durch einen zweiten Verrat vernichtete Swatopluk i. J. 871 diese Befehlshaber samt ihren Truppen, wehrte, von den Tschechen 871.
unterstützt, i. J. 872 einen gewaltigen Angriff der Bayern ab und erreichte endlich im Frieden von Forchheim (Mai 874) die Anerkennung seiner fürstlichen 874.
Stellung, indem er Treue und Tributzahlung gelobte.

Keinen besseren Erfolg hatte der Versuch der bayerischen Bischöfe, Methodios zu verdrängen. Zwar wurde er, als er im November 870 vor einer bayerischen Synode erschien, auf König Ludwigs Befehl verhaftet und über zwei Jahre lang

gefangen gehalten, aber die entschiedene Verwendung Papst Johanns VIII. i. J. 874 erwirkte seine Freilassung, und er kehrte nach Mähren zurück, wo inzwischen Swatopluk alle deutschen Geistlichen ausgewiesen hatte. Mit dieser staatlich-kirchlichen Schöpfung waren der Ausbreitung der deutschen Kultur und Kirche zunächst Schranken gesetzt. Auch die Herrschaft über die Slawen jenseits der Elbe und Saale erlosch in dieser Zeit.

Innere Verhältnisse. Trotz so vieler äußerer Kämpfe und trotz mannigfacher Zwistigkeiten mit seinen Söhnen erscheint doch das Walten Ludwigs des Deutschen im Innern seines Reiches kraftvoll und den Verhältnissen entsprechend; es war deshalb auch erfolgreicher als das der übrigen Karolinger. Sein Reich bestand aus reinen Bauernlandschaften, war daher ohne jeden bedeutenden Verkehr, wie er sich im westfränkischen Reiche mehr und mehr zu entwickeln begann. Demnach trat der König einerseits als Gerichts- und Kriegsherr, andrerseits als der größte Grundbesitzer auf. Er selbst saß oft an den Malstätten zu Gericht und er nützte die Einkünfte seiner Domänen, deren Mittelpunkt im Westen Frankfurt a. M., im Osten Regensburg war, indem er mit seinem Hofe fortwährend von Pfalz zu Pfalz wanderte. Zur festeren Beherrschung der Domänen hat vielleicht schon er die Burggrafen eingesetzt, die seit Ende des 9. Jahrhunderts in den ostfränkischen Pfalzstädten, insbesondere in den rheinischen Bischofsstädten, als Befehlshaber der dort liegenden Besatzungen, Verwalter der Polizei und Aufseher über die Gutswirtschaft erscheinen. Er verzichtete also auf den Versuch Karls des Großen, einen festen Mittelpunkt des Reiches zu schaffen, bedurfte deshalb auch keines Pfalzgrafen im alten Sinne und keiner Missi. Die innere Selbständigkeit der Stämme blieb ganz unberührt, aber indem Ludwig beständig mit ihnen in persönliche Beziehungen trat, hielt er sie zusammen. Zu diesem Königtume stellte sich damals weder die Kirche noch der Laienadel in scharfen Gegensatz. Dem Bestreben des letzteren, die Grafengewalt in den großen Geschlechtern erblich zu machen, widersetzte sich Ludwig nicht nachdrücklich, nur dem Mißbrauche ihrer Amtsgewalt trat er entgegen, indem er verfügte, daß kein Graf oder anderer Beamter in seinem Bezirk die Vogtei (für eine Kirche), also die Vertretung von Privatinteressen übernehmen dürfte. So erwarben einzelne große Geschlechter eine festgegründete Macht in ihrer Landschaft, die auf Grundbesitz und Amtsgewalt, oft auch auf dem Besitz eines Bistums oder eines Klosters beruhte, wie die Welfen im Allgäu, die Konradiner um die Lahn, die Ludolfinger im nördlichen Thüringen, die bayerischen Huosier jenseits des Wiener Waldes, die Aribonen in der späteren Steiermark. Die Kirche aber sah ihre Hauptaufgabe in der Befestigung des Christentums unter den deutschen Bauern wie unter den Slawen und in der Bewirtschaftung ihrer rasch anwachsenden Güter. St. Gallen z. B. verfügte in dieser Zeit über etwa 4000 Hufen, Tegernsee besaß in seiner glänzendsten Zeit 11,400, Prüm 1600. An den Glaubens- und Verfassungskämpfen, welche die westfränkische Kirche erschütterten, nahm die ostrheinische keinen entscheidenden Anteil. Sehr bestimmt tritt ihr rein praktischer Standpunkt auf der Synode hervor, welche der Erzbischof Hrabanus Maurus 847 in Mainz abhielt.

Sie sprach sich wiederholt gegen die Unterdrückung der ärmeren Freien aus, bedrohte alle Aufrührer gegen den König mit ihrem Bann und ermahnte die Bischöfe, dem Volke das Evangelium in deutscher Sprache fleißig zu predigen. Ähnliche Verfügungen traf die Synode von 852.

Als der erste König, der alle rein deutschen Stämme unter seiner Herrschaft
vereinigte, verschied Ludwig der Deutsche am 28. August 876 in seiner Pfalz zu 876.
Frankfurt a. M. und wurde im Kloster Lorsch in der Michaelskapelle beigesetzt.
Schlicht in seinem Auftreten, streng sittlich, milde und gewinnend, gerecht und kraftvoll, voll von warmer Teilnahme für die Mission wie für die aufblühende deutsche Dichtung genoß er die allgemeine Verehrung und hinterließ ein Andenken, das um so heller strahlte, je trüber die Verhältnisse nach seinem Tode sich gestalteten.

Die Teilung des ostfränkischen Reiches. Kaum hatte sich die Nachricht von seinem Ende verbreitet, als **Karl der Kahle** den Versuch machte, das Erbe des Bruders an sich zu reißen. Er besetzte Aachen und Köln, fand aber dort nirgends Zustimmung, und Ludwigs des Deutschen gleichnamiger Sohn vereinigte gegen ihn das Aufgebot der Ostfranken, Thüringer und Sachsen, ging
über den Rhein und erfocht am 8. Oktober 876 bei **Andernach** einen glänzen- 876.
den Sieg über das westfränkische Heer. Es war der erste große gemeinschaftliche Sieg der ostrheinischen Stämme und deshalb für den Bestand ihres Reiches entscheidend. Erst nach demselben teilten die drei Brüder des Vaters Erbe; **Ludwig** (III.) erhielt Ostfranken (das Mainland), **Karlmann** Bayern und die abhängigen Slawenlande, **Karl** (III. der Dicke) Schwaben; Lothringen blieb gemeinschaftlicher Besitz. Trotz dieser Teilung hielten doch die Brüder zusammen und verfochten nur nach verschiedenen Richtungen die Interessen des ostfränkischen Reiches. **Karlmann** wandte sich gegen Karl den Kahlen in Italien, der schon mit Papst Johann VIII. sich verständigt hatte, zwang ihn durch seine Übermacht zum Rückzuge über die Alpen und nötigte dann mit Hilfe des Herzogs Lambert von Spo-
leto den Papst und das Volk von Rom zum Treueid (878). Im westfränkischen 878.
Reiche folgte auf Karl den Kahlen († 5. Oktober 877) sein Sohn Ludwig der 877.
Stammler. Der Gedanke Johanns VIII., im Bunde mit Karl ein vom Papsttum abhängiges klerikales Kaisertum zu begründen, war somit am Widerstande der Laiengewalten gescheitert. Nur in **Nieder-Burgund** gelang es der Geistlichkeit, ein Königtum aufzurichten, das ihr Schutz gegen die Übergriffe des Adels gewähren sollte; hier wurde Graf Boso von Vienne, ein Schwager Karls des
Kahlen, auf den Thron erhoben (Oktober 879). 879.

Wie Karlmann im Süden, so wahrte **Ludwig** (III.) die Sache des ostfränkischen Reiches nach Westen; nach dem Tode Ludwigs des Stammlers (10. April 879), der nur zwei unmündige Söhne hinterließ, machte er sogar den Versuch, sich auch die westfränkische Krone zu erringen und gab ihn nur gegen Abtretung des westlichen Lothringen auf. Damit war die Westgrenze des Reiches auf Jahrhunderte hinaus festgestellt.

Die Einfälle der Normannen. Es war hohe Zeit, daß die Zwistigkeiten beigelegt wurden, denn die Normannengefahr erreichte eben damals ihren Gipfel-

punkt. Seit Alfred der Große (871—901) ihrem Vordringen in England Schranken gesetzt hatte, warfen sie sich mit verdoppelter Kraft auf das Festland. Zunächst (seit 879) wandten sie sich gegen das westfränkische Reich, wo der Sieg König Ludwigs (III.) bei Saucourt am 3. August 880 ihren Angriffen nur vorübergehend steuern konnte; dann bedrohten sie auch das ostfränkische Reich, schlu-
880. gen den sächsischen Heerbann an der unteren Elbe aufs Haupt (2. Februar 880), durchzogen von ihrem festen Lager bei Aschloo an der mittleren Maas aus das ganze niederrheinische Gebiet, plünderten Köln, Lüttich, Xanten, Aachen, zu Ostern 882 sogar Trier. „Die alte Heimat der Karolinger, der Kern der Monarchie Karls des Großen, befand sich in heidnischen Händen."

Karl III. (der Dicke). In dieser Krisis starb Ludwig II. am 20. Januar 882 in Frankfurt. Da auch Karlmann schon i. J. 880 einem Schlag-
882 anfall erlegen war, so vereinigte jetzt der jüngste der Brüder, Karl III. (der Dicke) von Schwaben, wieder das ganze ostfränkische Reich (882—888); ja er hatte schon im Februar 881 die Kaiserkrone von Papst Johann VIII. zu Rom empfangen. Eine wirkliche Macht, wie sie diesem Titel entsprochen hätte, übte er freilich weder in Italien noch sonstwo aus. In Italien vermochte er nicht einmal zu verhindern, daß Johann VIII. von einer feindlichen Partei ermordet wurde (15. December 882); anderen Feinden gegenüber suchte er sich weniger durch die Waffen als durch Verträge zu helfen, die immer nur auf den Augenblick berechnet waren, um nach einer anderen Richtung ihm freie Hand zu lassen. Zuerst wandte er sich nach den Beschlüssen der Reichsversammlung zu Worms gegen die Normannen. Aber statt sie, wie allgemein erwartet wurde, in ihrem Lager bei Aschloo energisch anzugreifen, schloß er mit ihren Häuptlingen Gottfried und Siegfried einen unrühmlichen Vertrag, nach welchem dieser eine Abfindungssumme erhielt, jener zum Christentum übertrat, sich mit Gisela, einer Tochter Lothars II., vermählte und einen Teil Frieslands als Lehen empfing. Mit dem gefährlichen Nachbar Suatopluk von Mähren, der 883 und 884 Pannonien furchtbar verwüstet hatte, verständigte er sich trotzdem in einer persönlichen Zusammenkunft zu Königstätten bei
884. Tulln (Spätherbst 884). Karl wollte damit freie Hand in Italien gewinnen, doch bald rief ihn von dort ein dringendes Hilfegesuch der westfränkischen Großen zurück. Die Not war hier aufs äußerste gestiegen, selbst Amiens hatten die Dänen erobert, alle Straßen lagen voll Erschlagener. In dieser Bedrängnis schien nur eine Vereinigung der ost- und westfränkischen Kräfte helfen zu können, und
885. so empfing Karl III. im Mai 885 zu Ponthion die Huldigung der westfränkischen Edlen. Noch einmal vereinigte er so fast das gesamte Reich Karls des Großen in seiner Hand. Doch die Erwartungen erfüllte er nicht. Sein Angriff auf die Stellung der Dänen bei Löwen scheiterte; als diese dann, von England her verstärkt, im November die Belagerung von Paris begannen, das Graf Odo aufs
886. tapferste verteidigte, rückte zwar Karl i. J. 886 endlich zum Entsatz heran und zwang auch die Dänen wirklich zum Abzuge, allein er bewilligte ihnen 7000 Pfund Gold und gestattete ihnen das Winterlager in Burgund zu nehmen, wo sie nun Gewaltthaten aller Art verübten.

Die allgemeine Erbitterung richtete sich zunächst gegen Karls allmächtigen Kanzler, den Bischof Luitward von Vercelli, einen geborenen Schwaben, den der Kaiser, obendrein selbst von einem Schlaganfalle getroffen, auf das Drängen der Edlen entlassen mußte, als er auf der Rückreise nach Schwaben zu Kirchheim im Elsaß sich aufhielt (Juni 887); dann aber wandte sie sich auch gegen Karl selbst. Ohnehin war seine kaiserliche Politik dem ostrheinischen Adel widerwärtig, sein Vertrag mit Suatopluk hatte die bayerischen Großen erbittert und an ihrer Spitze seinen Neffen Arnulf, einen natürlichen Sohn Karlmanns, der jetzt die südöstlichen Marken verwaltete. So traten die bayerischen, sächsischen, thüringischen und ostfränkischen Edlen in Frankfurt zusammen und erhoben hier im November 887 887.
jenen Arnulf von Kärnten zu ihrem König, die erste große selbständige Handlung des ostrheinischen Laienadels, denn von den Bischöfen war nur Liutbert von Mainz anwesend. Schwer krank und regierungsunfähig versuchte Karl keinen Widerstand; er ist schon am 13. Januar 888 seinem Leiden erlegen, worauf auch 888.
Schwaben sich dem neuen Herrscher unterwarf.

Arnulf von Kärnten. Arnulfs Erhebung gab den Anstoß zur völligen und endgültigen Trennung des Karolingischen Reiches. Die Westfranken krönten Odo von Paris zu ihrem König, die Bischöfe von Hochburg und Rudolf aus dem Hause der Welfen (Januar 888), die Lombarden den Markgrafen Berengar I. von Friaul. Die Sonderinteressen der Länder hatten über die Idee des Kaisertums, der Laienadel über die Geistlichkeit gesiegt.

Abwehr der Normannen; Kampf gegen die Mährer. Was Karl III. versäumt hatte, leistete Arnulf. Während das westfränkische Reich sich gegen die Normannen durch die Errichtung einer Markgrafschaft in Flandern zu decken suchte, brachte ihnen Arnulf an der Spitze seiner oberdeutschen Aufgebote an der Dyle eine entscheidende Niederlage bei (1. November 891), die ihren Raubzügen 891.
gegen Deutschland ein Ziel setzte; sechzehn eroberte Feldzeichen sandte er nach Regensburg. Doch seine Hauptarbeit gehörte dem Kampfe gegen die Mährer, denn Bayern war sein Hauptland, Regensburg seine Hauptstadt und der thatendurstige Geist des bayerischen Adels der seine. Vorgänge in Mähren kamen ihm zu statten. Suatopluk hatte nach Methodios' Tode (885) unter dem Ein- 885.
flusse seines Nachfolgers, des Schwaben Wiching, die slawische Liturgie und damit halb und halb auch die kirchliche Selbständigkeit des Landes aufgegeben. Noch wies er zwei Einfälle Arnulfs in den Jahren 892/93 ab, aber nach seinem Tode 894 zerfiel sein Reich in drei Teile nach der Zahl seiner Söhne. Diese schlossen 894.
noch in demselben Jahre Frieden mit den Deutschen, wohl unter Anerkennung der ostfränkischen Oberhoheit. Die zäh festgehaltene Politik der bayerischen Großen schien dem Ziele nahe. „Wir müssen die Mährer von rechtswegen zu unseren Unterthanen haben und unserem Reiche müssen sie angehören, sie mögen wollen oder nicht“, so erklärten noch i. J. 900 die bayerischen Bischöfe in einer Eingabe 900.
an Papst Johann IX., in der sie gegen die Einsetzung eines mährischen Erzbischofs sich verwahrten. Darüber schloß man in Bayern die Augen gegen einen neuen furchtbaren Feind für beide, die Magyaren.

Die Magyaren. Dies ural-altaische (finnisch-ugrische) Nomadenvolk war vom Ural, wo noch im 13. Jahrhundert Reste sich erhalten hatten, in das Steppenland zwischen Donau und Dnjepr gezogen und wohnte hier unter der Oberhoheit der türkischen, also stammverwandten Chazaren. Ursprünglich in sieben Horden zerfallend, einigten sich die Magyaren später unter Arpad und verstärkten sich durch den Zutritt einer Abteilung der Chazaren, der Kabaren, die nun eine achte Horde bildeten. Noch vor 835 wurden sie von den Petschenegen westwärts nach dem Pruth und Sereth an die Nordgrenze des byzantinischen Reiches gedrängt und traten gelegentlich auch in dessen Dienste, unternahmen aber auch schon Raubfahrten auf eigene Hand nach dem Westen. Als während eines solchen
894. Zuges i. J. 894 die Petschenegen die schutzlos gebliebenen Niederlassungen der Magyaren verwüstet hatten, verließen diese ihre bisherigen Sitze und wanderten
895, 896. 895 oder 896 über das karpathische Waldgebirge nach den weiten Weideländern an der Theiß und Donau, die seitdem ihre Wohnstätten geblieben sind. Jahrhundertelang lebten sie dort als Nomaden von Fleisch und Milch ihrer Herden, im Sommer unter Zelten, im Winter in Hütten, und als Nomaden führten sie den Krieg. Rasche Reiter auf unansehnlichen, aber ausdauernden Pferden, erschienen und verschwanden sie blitzschnell, als unbarmherzige Räuber alles ausplündernd und Scharen von Gefangenen mit sich schleppend; im Gefecht, bei dem sie sich in mehrere Treffen gliederten, rannten sie im jähen Ansturm unter einem Hagel von Pfeilen und Speeren den Gegner nieder. So erschienen sie den Hunnen in allem so ähnlich, daß sie lange geradezu für deren Nachkommen gehalten und wohl auch so genannt wurden.

Mit den Deutschen traten sie zunächst und zwar schon 892 als Soldtruppen
894. gegen die Mährer in Verbindung. Aber bereits 894 brachen sie verwüstend in Pannonien ein, und als sie vollends in der ungarischen Tiefebene sich festgesetzt
898. hatten, stieg die Gefahr mit jedem Jahre. Schon 898 mußten die Bayern ihren Einfall mit Geschenken abkaufen, dafür verheerten die Ungarn i. J. 899 zum erstenmale Ober-Italien.

Arnulf in Italien. So traten unter Arnulf, kaum daß er die alten beschworen, neue Gefahren auf. Doch noch achtete er ihrer wenig; es galt ihm, nachdem er mit den Mährern abgeschlossen hatte, vor allem die Herrschaft über Italien und das Kaisertum zu gewinnen. Seit hier Wido von Spoleto mit westfränkischer Hilfe den Markgrafen Berengar, der sich auf das ostfränkische Reich stützte, bewältigt und auf Friaul beschränkt, dann sich selbst zum König von Italien
891. und endlich zum Kaiser erhoben hatte (21. Februar 891), war Italien vom Karolingischen Hause völlig getrennt. Der erste Zug Arnulfs nach der Lombardei
894. i. J. 894 entschied noch nichts; aber als Wido gestorben war, erschien er 895 zum zweitenmale, erzwang sich den Eintritt in Rom und ließ sich vom Papste
896. Formosus zum Kaiser krönen (Februar 896). Mit dem deutschen Klerus, der sich bisher ihm ferngehalten, hatte er sich vorher auf der Synode von Tribur (Mai 895) verständigt, indem er ihm seinen Schutz gegen alle Übergriffe zusicherte. So lenkte er in das Bündnis mit der Kirche zurück. Aber seine Stellung in Italien

brach zusammen, kaum daß er den Rücken gewandt hatte. In Rom gelangte mit Stephan VII. (896/97) sein entschiedener Gegner auf den päpstlichen Stuhl, im Norden teilten sich Berengar von Friaul und Lambert von Spoleto, Widos Sohn, in die Herrschaft, in der Ostmark behauptete sich dem Kaiser zum Trotz der unbotmäßige Graf Aribo mit mährischer Hilfe, und Arnulf selbst lähmte unheilbares Siechtum, dem er am 8. December 899 in Regensburg erlag. 899.

Ludwig das Kind; die Erneuerung des Stammesherzogtums. Er hinterließ zwei Söhne, Zwentibold, dem er Lothringen als ein halbselbständiges Königreich überwiesen hatte, und Ludwig, der bei seinem Tode erst sechs Jahre zählte. Da der erstere als nicht ebenbürtig galt, so erkannten die deutschen Edlen Ludwig („das Kind") am 4. Februar 900 zu Forchheim bei Nürnberg als König 900. an. Damit nahm die hohe Geistlichkeit die Regierung in die Hand, denn die Leitung des Reiches lag ganz und gar in den Händen des Erzbischofs Hatto von Mainz, der schon unter Arnulf großen Einfluß besessen hatte. Doch er konnte sich nicht behaupten, ohne sich auf den Laienadel zu stützen, der ebendamals in den Stammesgebieten alle Macht an sich riß. In der schweren Not der Zeit schwangen sich nämlich in denselben einzelne Geschlechter zu herzoglicher Macht empor, indem sie die Landesverteidigung, die das Königtum nicht mehr zu leisten vermochte, selbständig in die Hand nahmen. Sie setzten dies Herzogtum innerhalb ihres Stammesgebietes geradezu an die Stelle des Königtums, als eine revolutionäre und gleichwohl durchaus volkstümliche Macht. In Sachsen erhoben sich die Ludolfinger, in Bayern Luitpold, der Markgraf der Ostmark, in Schwaben Erchanger und Berthold, die „Kammerboten", d. h. wohl die Verwalter des Königsgutes; in Franken rangen noch miteinander die Babenberger und die Konradiner, jene als Grafen und Grundbesitzer mächtig am oberen Main und in Thüringen, diese im Ober- und Nieder-Lahngau und in der Wetterau. Aber eben ihre Parteiung riß auch das Königtum in ihre Wirbel. Denn wenn Karl III. die Babenberger begünstigt hatte, so trat Arnulf, der selbst mit den Konradinern verwandt war, auf deren Seite, und ließ nach der blutigen „Babenberger Fehde" den Babenberger Adalbert i. J. 906 wegen Friedensbruchs 906. enthaupten.

Fall des großmährischen Reiches; Verlust der Ostmark und Pannoniens. Inzwischen waren i. J. 900 die Magyaren zum erstenmal die Donau 900. hinauf bis in den Traungau geritten, dann hatten sie das Mährerreich bewältigt, das Volk vertrieben, vernichtet oder unterworfen, ohne daß die Bayern, kurzsichtig die Gefahr unterschätzend und von Haß verblendet, ihren alten Feinden hätten zu Hilfe kommen mögen. Schon im Juni 906 schweiften die Ungarn bis nach Sachsen, im Juni 907 aber erlitt der bayerische Heerbann, unter Markgraf Luit- 907. pold und drei Bischöfen siegessicher ausgerückt, irgendwo in der Ostmark eine vernichtende Niederlage, die alle seine Führer mit dem Leben büßten. „Der bayerische Stamm war fast vernichtet" und „sein abergläubischer Hochmut wurde gefällt". Verloren waren damit Pannonien und die Ostmark bis zur Enns, die blühenden deutschen Ansiedelungen daselbst, die mühsame Arbeit eines vollen Jahrhunderts,

der Vernichtung oder Verkümmerung, Bayern selbst den magyarischen Verheerungen preisgegeben und außer stande, die seither unter den Karolingern behauptete führende Stellung im Reiche fernerhin zu behaupten. Mit dem Falle dieser Vormauer aber stand ganz Deutschland den Ungarn offen. Schon i. J. 908 erschienen sie in Thüringen, 909 in Schwaben, wobei sie St. Gallen verwüsteten, 910 schlugen sie ein schwäbisch-bayerisches Aufgebot am Lech. Inmitten all dieses Jammers verschied König Ludwig erst achtzehnjährig zu Forchheim am 20. August d. J. 911. Mit ihm erlosch ruhmlos der deutsche Zweig des einst glorreichen Hauses der Karolinger.

911.

Konrad I. von Franken und die Herzöge. Jetzt gelang es den Konradinern, die wenigstens mit dem alten Herrschergeschlecht verwandt waren und seit dem Falle der Babenberger das Herzogtum Franken unbestritten behaupteten, die Krone zu gewinnen. Im November 911 wurde ihr Haupt, Konrad I., zu Forchheim als König anerkannt (911/18). Indes der neue König stand nicht, wie die Karolinger, über den Stämmen, sondern er war nur eines ihrer Häupter, wie die anderen Herzöge auch, er entbehrte jedes historischen Nimbus und fand deshalb so wenig allgemeinen Gehorsam, daß auch er sich ganz der Kirche in die Arme werfen mußte; Erzbischof Hatto nahm daher auch unter ihm die erste Stellung ein. Es half dem König wenig. Alles, was mit der babenbergischen Partei zusammenhing, fühlte sich tief verletzt, die landschaftlichen Gewalten blieben nicht nur bestehen, sondern unterwarfen sich kaum dem Königtume; Lothringen erkannte überhaupt die Thronbesteigung eines nicht karolingischen Königs gar nicht an, sondern schloß sich unter Reginar, dem Grafen von Hennegau, an den westfränkischen Karolinger, Karl den Einfältigen, an. Mit dem jungen Herzog Heinrich von Sachsen geriet Konrad in offene Fehde, als er ihm die Abtei Hersfeld entzog, die dessen Vater Otto († 912) zu Lehen getragen hatte; sein Bruder Eberhard wurde vor der Eresburg, der König selbst vor der Burg Grona (bei Göttingen) zum Abzuge genötigt (915). In Schwaben, wo neben den beiden Kammerboten auch der Markgraf Burkard (I.) von Churrätien herzogliche Gewalt in Anspruch nahm, hatte der stolze, herrschgierige Salomo, Bischof von Konstanz (seit 892) und Abt von St. Gallen, die Sache der Kirche und des Königs zunächst mit solchem Erfolge vertreten, daß es ihm um 911 gelungen war, auf einer schwäbischen Landesversammlung Burkard durch Mord zu beseitigen und sein ganzes Geschlecht in die Verbannung zu jagen; doch versuchte der König auch selbst Verbindung mit dem schwäbischen Adel zu gewinnen, indem er sich mit Kunigunde, Erchangers Schwester und Witwe des bayerischen Markgrafen Luitpold, vermählte. Wirkliche Gewalt erlangte er damit indessen nicht, und der glänzende Sieg, den i. J. 913 die Kammerboten ohne den König im Bunde mit Arnulf von Bayern am Inn über die Ungarn erfochten, stärkte nur ihre Stellung. Als Konrad seinen Parteigänger Salomo mit reichen Landschenkungen ausstattete, nahmen sie den Bischof sogar gefangen. Nun griff zwar 914 der König selber ein, befreite Salomo und verhing über Erchanger die Verbannung; kurz darnach kehrte jedoch Burkard II., Burkards I. Sohn, aus dem Exil zurück und verteidigte sich gegen

ein königliches Heer glücklich auf dem Hohentwiel (915). Schließlich kam auch 915.
Erchanger wieder heim und schlug im Bunde mit seinem Bruder und Burkard seine schwäbischen Gegner bei Wahlwies in der Nähe von Stockach, worauf er den herzoglichen Titel annahm.

Auch in Bayern errang Konrad I. nur ganz vorübergehende Erfolge. Hier hatte nach Luitpolds Falle dessen Sohn Arnulf die herzogliche Gewalt erlangt. Wie ein souveräner Fürst nannte er sich „von Gottes Gnaden“ und wußte sich gegen die königlich gesinnten Bischöfe durch massenhafte Einziehung des Kirchengutes zu behaupten, das er zur Ausstattung zahlreicher Vasallen verwandte. Als der König gegen ihn heranzog, ging er allerdings außer Landes nach Ungarn, kam aber wieder und hielt eine Belagerung in Regensburg aus. Sie führte zur Übergabe der Stadt (etwa im Juni 916), doch nicht zu Arnulfs Unterwerfung. 916.
Um sie herbeizuführen und überhaupt die Stammesgewalten zu brechen, nahm Konrad seine Zuflucht zur Kirche. Wirklich belegte die Reichssynode in Hohenaltheim im Ries (Herbst 916), indem sie zugleich die Unabhängigkeit der Kirche von der weltlichen Gewalt im Sinne der pseudoisidorischen Dekretalen (s. unten) nachdrücklich betonte, jeden Angriff auf den König mit dem Bann und lud seine Widersacher zur Verantwortung vor. Arnulf erschien nicht, wohl aber die beiden schwäbischen Kammerboten. Die Synode verurteilte sie zur Klosterhaft, doch als sie einen Fluchtversuch machten, ließ Konrad kraft königlichen Machtspruches zu Adingen im Neckargau ihnen die Köpfe vor die Füße legen (21. Januar 917). Trotzdem behauptete sich Burkard (II.) in Schwaben, wie Arnulf in Bayern und Heinrich in Sachsen. Ohne dauernde Erfolge erreicht zu haben, verschied Konrad I. am 23. December 918 zu Forchheim und wurde im Kloster Fulda 918.
beigesetzt.

Kirche und Staat. Als er starb, hatte das ostfränkische Königtum seine Grundlagen verloren; von den Stammesgewalten und dem Laienadel wurde es mattgesetzt, wie einst das Karolingische Kaisertum. Auch die Kirche war mit dem Versuche, erst die Einheit des Karolingischen, dann mindestens die des ostfränkischen Reiches zu behaupten, vollkommen gescheitert und blieb, vom Königtum, das selbst schließlich sich an sie klammerte, schutzlos gelassen, den rücksichtslosen Eingriffen des Laienadels in das Kirchengut preisgegeben. Doch im Gedränge ähnlicher Kämpfe hatte schon weit früher die westfränkische Kirche sich die theoretische Rechtsgrundlage geschaffen, welche sie vor der Wiederkehr ähnlicher Gefahren schützen sollte und in der That die gesamte spätere Entwickelung der mittelalterlichen Kirche bestimmt hat, in Verbindung mit einer Umgestaltung der Glaubenslehre, welche die Stellung der Geistlichkeit gewaltig erhöhte.

Auf zwei Sammlungen päpstlicher Dekrete, die des Benediktus Levita, der im Auftrage des Erzbischofs Otgar von Mainz († 847) eine ältere Kapitulariensammlung mit echten und unechten Stücken ergänzt hatte, und die sogenannte Hispana, eine Zusammenstellung westgotischer Konzilienbeschlüsse, folgten um die

Mitte des 9. Jahrhunderts die pseudoisidorischen Dekretalen. Von der Augustinischen Anschauung ausgehend, wollen die Dekretalen, eine Mischung weniger echter späterer Stücke mit 90 gefälschten Schreiben römischer Bischöfe der ersten christlichen Jahrhunderte, die darin die Rechte schon ausüben, welche ihre Nachfolger erst viel später beanspruchten, die Bischöfe gegen die Staatsgewalt sichern durch Erschwerung der Anklage und der Verurteilung, durch Abwehr von Mißhandlungen und freie Appellation an den Papst, dem in jedem Falle das Schlußurteil vorbehalten bleibt. Zugleich streben sie auch die Selbständigkeit der Synoden wie der Erzbischöfe zu gunsten des Papsttums einzuschränken, also die Kirche als eine souveräne, unter der päpstlichen Gewalt centralisierte Genossenschaft hinzustellen. Alles dies stand im schärfsten Widerspruch zu den Grundsätzen Karls des Großen (s. S. 160), aber es war erklärlich, weil eben dies System zusammenbrach und die in ihm enthaltene Unterordnung der Kirche unter das Kaisertum die Einheit der Kirche zerreißen mußte, sobald das Kaiserreich zerfiel. Schon auf der Synode von Reims i. J. 852 wurden die Dekretalen erwähnt, von der Reichsversammlung zu Quiercy 857 zuerst benützt, dann aber auch vom Papst Nicolaus I. und in der ostfränkischen Kirche.

Glaubenslehre. Nach demselben Ziele drängte die Entwickelung der Glaubenslehre; ja was hier im 9. Jahrhundert festgestellt wurde, das ist für das ganze Mittelalter ebenso entscheidend gewesen, wie die pseudoisidorischen Dekretalen. Eine mächtige Richtung freien Denkens, wie sie im ostfränkischen Reiche besonders der berühmte Hrabanus Maurus, Alcuins Schüler, Abt von Fulda, dann Erzbischof von Mainz (847—856), und der sächsische Mönch Gottschalk, in Westfranken der tiefsinnige Ire (Erigena) Johannes Scotus († 880) vertrat, erlag hier dem Streben noch roher halbheidnischer Völker nach dem Übernatürlichen und Wunderbaren, welches Paschasius Radbertus, Abt von Corvey († um 865) und Erzbischof Hinkmar von Reims (845—882), einer der ersten Kirchenfürsten seiner Zeit, verfochten. So drang damals die Heiligen- und Reliquienverehrung in immer weiterem Umfange durch, ebenso siegte die Anschauung von der jungfräulichen Geburt Christi und in der Abendmahlslehre die Brotverwandlungslehre des Paschasius, endlich über den strengen Augustinischen Prädestinationsbegriff, wie ihn Gottschalk faßte, die von Hinkmar gestützte, schon bisher herrschende Satzung von der menschlichen Freiheit, die doch der göttlichen Gnade bedürfe. So „trat an die Stelle lebhafter und befreiender Debatte ein indifferenter und schweigender Autoritätsglaube, und die Kirche nahm jenen katholisch-orthodoxen Charakter an, den sie das ganze Mittelalter hindurch bewahrt hat".

Dieser Ausgang des Kampfes aber kam der Erhebung der Hierarchie, wie sie die pseudoisidorischen Dekretalen forderten, praktisch zu statten, denn wie mußte es das Ansehen des Priesters erhöhen, wenn im Abendmahle sein Segen das Wunder vollbrachte, irdische Stoffe in Göttliches zu verwandeln, und wenn der Christ nicht unmittelbar seinem Gotte gegenüberstand, wie es der Prädestinationsbegriff forderte, sondern der Priester als Verwalter der Sakramente zwischen beiden stand! Fortan war die Mittlerstellung des Klerus entschieden.

Das Papsttum. Unter diesen Umständen kann es nicht verwundern, wenn die Machtstellung des Papsttums immer mehr sich befestigte. Energische und stolze Naturen wie Nikolaus I. (858—867) und Johann VIII. (872—882) haben in der That schon im Sinne der pseudoisidorischen Dekretalen ihr Amt geführt, der erstere hat freilich eben durch seine Ansprüche den Abfall der griechischen Kirche beschleunigt. Aber mit dem Zerfall des Karolingischen Reiches verlor das Papsttum den starken weltlichen Schutz, den es im Gedränge der römischen Parteien nicht entbehren konnte, und sank rasch wieder von seiner Höhe herab, bis es endlich die eiserne Faust der großen Sachsenkaiser aus dem Schlamme riß.

Kirchliche Bildung. Von diesem tiefen Verfall wurde die deutsche Kirche, weil sie in einem sittlich gesünderen Volksleben wurzelte, nicht berührt. Den starken Anregungen folgend, die namentlich Karl der Große ihr gegeben, wurde sie wieder die einzige Hüterin geistiger Bildung, nachdem mit dem Verfalle der Hofschule der schöpferische Gedanke des Kaisers, auch den Laien eine litterarische Bildung zu vermitteln, aufgegeben war. Die eigentlichen Mittelpunkte waren in Deutschland die Klosterschulen, St. Gallen und Reichenau in Schwaben, Fulda und Hersfeld in Hessen und Ostfranken, Prüm in Lothringen, Corvey und Gandersheim in Sachsen. In Fulda lehrte Hrabanus Maurus, dessen Schüler fast alle zu hohen Stellungen gelangten, in Hersfeld Lullus; St. Gallen erlebte seit dem Abte Gozbert (816—837) seine glänzendste Zeit, damals, als hier nacheinander der Ire Moengall (Marcellus), Notker der Stammler, der Künstler Tutilo, der vielgelehrte Ratpert der Klosterschule vorstanden. Reichenaus Blüte knüpfte sich besonders an den Namen des dichterisch begabten Walafried Strabo (Abt 839—849). Corvey an der Weser, ein Tochterkloster des westfränkischen Corbie an der Somme, verdankte das meiste dem großen Anskar; in Prüm wurde der Historiker Regino erzogen, dann 892 zum Abt erhoben. Freilich war diese ganze Bildung im wesentlichen formaler Art. Sie lehnte sich überall an die althergebrachte Schablone, das Trivium (Grammatik, Dialektik, Rhetorik) für den unteren, das Quadrivium (Musik, Arithmetik, Geometrie, Astronomie) für den höheren Unterricht, und sah ihr höchstes Ziel in der Nachahmung der alten, insbesondere der lateinischen Schriftsteller. Ein eigentliches Verständnis des Altertums lag dieser Zeit ganz fern, ihr Verdienst besteht also wesentlich in der Bewahrung der antiken Schätze, für die auch die unermüdliche Sammlung stattlicher Bibliotheken Großes leistete, so in Reichenau und St. Gallen.

Geschichtschreibung. Die hervorragendste litterarische Leistung der ganzen Periode ist die Geschichtschreibung. Die Reichsgeschichte setzten z. B. die trefflichen Jahrbücher von Fulda fort (829—900). Daneben stehen Weltchroniken, wie die des Regino (von Christi Geburt bis z. J. 908), und Einzeldarstellungen, so die lebendige und zuverlässige Schilderung der Kriege Karls des Kahlen, die in dessen eigenem Auftrage einer seiner Vasallen, Nithard, Sohn Angilberts und Enkel Karls des Großen, schrieb (bis 843), deren Vollendung aber der Kriegertod ihres wackeren Verfassers hinderte, dann die große Salzburger Denkschrift über die Bekehrung der Kärntner v. J. 870 und die von mehreren Verfassern herrührenden

„Schicksale St. Gallens“, die lebendigste Schilderung deutschen Klosterlebens, die wir besitzen. Aus demselben Kloster stammt die liebenswürdige volkstümliche Darstellung „von den Thaten Karls des Großen“, zu der Karl der Dicke selbst den Verfasser aufgefordert hatte.. Sehr zahlreich, aber nur z. T. von Wert sind die Lebensbeschreibungen, so die zwar parteiische, aber eingehende Ludwigs des Frommen von Theganus und die vorzügliche Anskars von seinem Schüler und Nachfolger Rimbert. Vielfach knüpfen sie an die sogenannten „Übertragungen“ (Translationes) der Gebeine von Heiligen in ein Kloster an.

Dichtung. In den überlieferten Formen bewegt sich die lateinische Dichtung. Daneben entwickelte sich eine Dichtung in der Volkssprache. Aber die deutsche Geistlichkeit, die auch sie pflegte, war weit davon entfernt, hierzu Stoffe der Volkssage zu verwenden, die noch in mächtigem Strome dahinfloß. Nur wie durch einen Zufall ist uns in dem sogenannten Hildebrandslied ein kleines Bruchstück jener reichen Volksdichtung erhalten. Im übrigen setzte die Geistlichkeit vielmehr alles daran, freilich umsonst, sie als heidnisch aus dem Gedächtnis der Laien zu verdrängen und sie durch Dichtungen christlichen Inhalts zu ersetzen. So entstand in niedersächsischer Sprache und noch im altüberlieferten Stabreim der „Heliant“, eine Evangelienharmonie aus der Feder eines sächsischen Geistlichen, aber ganz volkstümlich in der Auffassung Christi (s. S. 148). Ebenso bewegen sich das sogenannte „Muspilli“ und das Wessobrunner Gebet nicht nur in den Formen des Stabreims, sondern auch ganz und gar noch in deutsch-heidnischen Anschauungen, denn jenes schildert das jüngste Gericht mit den Farben des mythischen Weltbrandes (s. S. 55). Wahrscheinlich rührt die Aufzeichnung von Ludwig dem Deutschen selber her. Anders der „Krist“, das Werk Otfrieds von Weißenburg, der in Fulda der Schüler des Hrabanus gewesen war. Im Gegensatze zu den heidnischen Stoffen wollte er einen christlichen in sangbare Formen gießen und ihn so dem Volke näher bringen; er wählte deshalb statt des Stabreims den ihm geläufigen Endreim der lateinischen Hymnendichtung und gliederte sein Gedicht in vierzeilige Strophen. Damit wurde er der Bahnbrecher für eine neue Form, die allmählich den altdeutschen Stabreim gänzlich verdrängte; der poetische Wert seines Werkes ist dagegen gering.

Welche Gegensätze standen doch nun im Leben der Deutschen noch unvermittelt neben einander, seitdem sie in den Kreis der römisch-christlichen Kultur eingetreten waren! Gelehrte antike Bildung und volkstümliche deutsche Sage, kirchliche Satzung und heidnische Gewohnheit, eine universale Kirche und ein nationales Königtum, die Idee des Reiches und die Selbständigkeit der Stämme, Klerus und Laienadel, Großgrundbesitz und Bauernfreiheit, das alles rang noch mit einander. So schloß das erste Jahrtausend der deutschen Geschichte. Das beginnende zweite stand vor der ungeheuren Aufgabe, diese Gegensätze auszugleichen oder auszutilgen. Es mußte beinahe zu Ende gehen, ehe es sich diesem Ziele näherte.



Zweite Abteilung.

Das deutsche Reich unter der Leitung des Königtums und der Kirche

919—1273.

Erster Abschnitt.

Das Königtum der Sachsen und Salier in seiner Machtfülle

919—1056.

Sachsen und die Ludolfinger. Die alten Grundlagen des Reiches, die Karolingische Erbmonarchie in ihrer engen Verbindung mit der Kirche und der Vorrang des fränkischen Stammes waren verloren, aber nicht die Idee des Reiches. Ein neues Königsgeschlecht und ein neuer Stamm übernahmen es, sie kräftiger und nachdrücklicher zu verwirklichen als zuvor, die Sachsen unter den Ludolfingern. Kaum hundert Jahre vorher von Karl dem Großen nach hartem Kampfe dem fränkischen Reiche eingefügt, bewahrten sie in ihrem weiten, wesentlich kontinentalen Sumpf- und Waldlande noch fast unverändert die von den Altvordern ererbte Verfassung in der Umgestaltung, die sie damals erfahren hatte. Hier und in Friesland allein hatte sich der alte Geburtsadel erhalten; aber so schroff er sich durch das hohe Wergeld von den Freien schied, in so engen Beziehungen stand er doch wieder zu ihnen in den Gerichtstagen und durch die Führung des Aufgebots, zu dem hier noch wie in alten Zeiten der wehrfähige Bauer mit den Gefolgsleuten (Degen) des Adels auszog. Ununterbrochene Grenzfehden, die an der langgestreckten Stromlinie der Elbe und Saale zwischen Sachsen und Slawen hin und her wogten, erhielten die kriegerische Schlagfertigkeit des Stammes. In diesen Kämpfen zuerst stieg das große Geschlecht empor, das in wenigen Jahrzehnten die Nation zum Gipfel des Ruhmes

führen sollte, die Ludolfinger. Wahrscheinlich abstammend von jenem Engernfürsten Bruno, der sich Karl dem Großen zuerst unter den Sachsen anschloß, traten sie später mit den fränkischen Billungern in Verbindung und nannten sich dann nach Ludolf, der am Hofe Ludwigs des Deutschen großes Ansehen genoß, mit dessen Hause durch die Vermählung seiner Tochter Liutgard mit Ludwig dem Jüngeren sich verschwägerte und 864 oder 866 starb. Sein älterer Sohn Bruno fiel 880 gegen die Normannen (s. S. 186), der jüngere Otto erhielt von König Arnulf, dem er freundlich verbunden blieb, die Grafschaft im Eichsfelde, die Abtei Hersfeld und schließlich, als der Graf der thüringischen Mark, der Konradiner Burkard, gegen die Magyaren geblieben war, das herzogliche Amt in Thüringen. Die ursprünglichen Erbgüter des Hauses lagen in Westfalen um Dortmund und an der Lippe; doch wurden später die ostsächsischen und nordthüringischen wichtiger, die rings um die grüne Bergwildnis des Harzes, in der goldenen Aue und längs der Elbe sich hinzogen, dort Werla bei Goslar, Quedlinburg, Eisleben, Allstädt, Memleben, Nordhausen, Mühlhausen, Pöhlde, Grona bei Göttingen, hier die lange Reihe der Pfalzen von Magdeburg bis Merseburg. Als die größten Grundherren Sachsens, gastlich und freigebig, waren die Ludolfinger wie von selbst an die Spitze des sächsisch-thüringischen Adels getreten und hatten in tapferen Kämpfen gegen Slawen und Magyaren sich die Herzogsgewalt errungen, die eine nationalsächsische Monarchie war, so gut wie das angelsächsische Königtum.

Die Elbslawen. Daß Sachsen jetzt die Führung im Reiche übernahm, nachdem Bayern, Jahrzehnte hindurch das Hauptland der ostfränkischen Karolinger, durch den Verlust der Ostmark und Pannoniens mit seiner Sicherheit auch seinen Vorrang eingebüßt und das östliche Franken, in sich gespalten, nur kurze Zeit ihn mehr angestrebt als behauptet hatte, erscheint als eine weltgeschichtliche Fügung, denn dort, wohin die kriegerische Thatkraft des sächsischen Adels drängte, im Osten, im Slawenlande jenseits der Elbe und Saale, lag das eine große Ausbreitungsgebiet für die überquellende Volkskraft der Deutschen. Dort saßen zahlreiche vereinzelte Stämme, meist die selbständig gewordenen Teile, wie es scheint, der drei größeren, welche schon die Zeit Karls kannte: die Abotriten (Obotriten) oder Bodrizer im heutigen Mecklenburg, südlich von ihnen die Tollenser an der Tollense und die Redarier in Mecklenburg-Strelitz, die Ukrer in der Ukermark, die Heveller oder Stoderaner an der Havel, alle früher mit dem Namen der Welataben (Wilzen) oder Liutizen zusammengefaßt, endlich die sorbischen Stämme der Daleminzier, Milzener und Lusizer. Von diesen aus hatten sich zahlreiche slawische Siedlungen südwestlich bis nach dem oberen Maingebiet vorgeschoben, die Main- und Rednitzwenden, zu deren Bekehrung Bonifatius das Bistum Eichstädt gestiftet hatte; aber auch in ganz Thüringen hatten sich slawische Kolonisten in einer großen Anzahl von Dörfern festgesetzt, die sie ebenso in ihrer Sprache benannten (z. B. Jena, Kösen, Laucha, Plaue u. a.) wie mehrere Flüsse des Thüringer Landes (Lemnitz, Pöllnitz, Göhlitz, Dobra u. a. m.); sogar ein ganzer Landstrich, der Winidongau (Wendengau) an der oberen Unstrut, empfing von ihnen den Namen. Wenn slawische Bauern später in

deutschen Ortschaften selbst bis an die Werra und Fulda hin erscheinen, so ist diese Einwanderung wohl unter grundherrschaftlichem Einfluß erfolgt. Auch links der Elbe im Gebiet der Jeetze erscheinen später slawische Siedlungen, und daß der östliche Teil Holsteins, Wagrien, den Abotriten von Karl dem Großen eingeräumt wurde, ist direkt überliefert. Doch hat zwar die slawische Bevölkerung, nicht aber die slawische Herrschaft die Saale und Elbe überschritten.

Über die Zustände bei den Slawen sind wir nur unvollkommen unterrichtet. Ihre Ansiedelung erfolgte wie bei ihren südlichen Stammgenossen (s. S. 119) ursprünglich vermutlich familienweise, erst später, als die alte Freiheit verschwunden war, durch die Grundherren. Auf das erstere deuten zunächst die Ortsnamen auf -icy oder -owicy, die oft patronymisch gebildet sind und die Ansiedelung als die eines Geschlechtshauptes bezeichnen (Bobrowicy = die Leute des Bober, jetzt Bobritzsch), auf das letztere die mit der Adjektivendung -ow von Personennamen abgeleiteten (Wjelkow = Ort des Wjelk, jetzt Wilkau). Sehr häufig hat auch die Beschaffenheit der Örtlichkeit den Namen gegeben. Auf Familienansiedelungen deutet auch die eine der beiden Grundformen slawischer Dorfanlage, der Rundling, die im Elbe- und Saalegebiet, in der Lausitz, der Mark Brandenburg, in Mecklenburg und im westlichen Pommern vorherrscht; dann stehen die Gehöfte in fast geschlossenem Kreise mit den Giebeln einem runden Platze und dem Dorfteiche zugewendet. Die andere Form, das Straßendorf, ist weit verbreitet über die Mark, den größten Teil von Pommern und Schlesien, also in altpolnischen Landschaften, und setzt die Häuser in einer breiten Straße dicht nebeneinander. Der deutsche Begriff der Hufe war den Slawen ganz fremd; der Anteil am Ackerlande, das ursprünglich gemeinsam blieb, wurde den einzelnen nach ihrer Arbeitskraft, d. h. nach der Zahl ihrer Pflüge zugemessen, weshalb man später unter deutscher Herrschaft einen solchen Anteil nach der Form des slawischen Pfluges als Hakenhufe bezeichnete. Da die Dörfer und Fluren meist sehr klein sind (nur 600—800 Morgen rhein.) und ihre Form eine Vergrößerung nicht zuließ, so mußten mit der Vermehrung der Bevölkerung fortwährend neue Ortschaften und zwar ziemlich dicht nebeneinander entstehen, wie denn auch ihre Zahl eine ziemlich große ist. Beispielsweise werden auf den 24 □ Meilen des Herzogtums Sachsen-Altenburg mehr als 300 Dörfer slawischen Namens gezählt, die untergegangenen mit eingerechnet. Aber die Verteilung dieser Ortschaften ist eine sehr ungleichmäßige. Mit Vorliebe haben auch die Elbslawen sich an den Gewässern und auf leichtem Boden angesiedelt, das schwere Schwemmland dagegen und das Waldland fast unberührt gelassen. So war z. B. Pommern noch in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts nur an den Flüssen und an den besonders fruchtbaren Stellen angebaut, die spätere Ucker-, Neu- und Mittelmark nur sehr dünn bevölkert, die Priegnitz überwiegend mit Wald bedeckt. Noch weit länger blieb der ungeheure Wald, der ehemals den pommerschen Landrücken einnahm und die Küste vom Binnenlande schied, ungelichtet, und ebenso bedeckte ununterbrochner Urwald in der Breite mehrerer Tagemärsche beide Abhänge des ganzen Gebirgslandes, das als Frankenwald, Vogtland, Erzgebirge,

Sudeten von der Saale bis an die Karpathen sich hinzieht. Erst die Art deutscher Ansiedler hat diese Waldstrecken der Kultur gewonnen.

Der sehr oberflächliche Ackerbau der Slawen verband sich mit Viehzucht, Jagd und namentlich Fischfang, dazu kam eine gewisse Ausbildung des Handwerks. Uralt ist die Leinweberei in diesen Gebieten, aber auch die Wolle wußte man zu spinnen und die Metalle zu bearbeiten. Ausfuhr und Einfuhr können nicht ganz unbedeutend gewesen sein, da schon Karl der Große besondere Bestimmungen darüber bezüglich des Verkehres mit den deutschen Landschaften erließ. Vielleicht noch lebhafter war der Handel mit dem hochkultivierten arabischen und byzantinischen Morgenlande, welcher von Russen, Chazaren und Bulgaren vermittelt wurde und arabische Münzen in großer Menge bis an die Ostsee geführt hat.

Die alte Freiheit der Slawen scheint damals in der Hauptsache bereits verloren gewesen zu sein. Unzweifelhaft war die Mehrzahl der slawischen Bauern dem Adel hörig geworden, wenngleich sie weder das Waffenrecht noch die Teilnahme an der Landesgemeinde aufgegeben hatten. Damit mag das Aufkommen der Fürstengewalt zusammenhängen. Doch bis zu einer Stammeseinheit der drei Hauptvölker zwischen Elbe und Oder hatte sie es nicht gebracht; nur über den kleinen Stämmen der Tschechen war eine nationale Herzogsgewalt aufgestiegen. Im übrigen bildete jede Völkerschaft einen Staat für sich und zugleich einen Tempelbezirk. Weiter zerfiel das Landgebiet in eine Anzahl von Burgbezirken, deren Mittelpunkt eine Burg (grad, hrad) unter einem landesherrlichen Beamten (in Böhmen župan) darstellte, dem Erben des früher von den Freien aus den Ältesten gewählten Vorstandes. Er waltete dort als Richter, Befehlshaber des Aufgebotes und Aufseher über die fürstlichen Einkünfte, die aus den Erträgnissen der Krongüter, Regalien und Naturalleistungen sich zusammensetzten.

Von der slawischen Religion ist mancherlei überliefert, aber wenig bestimmtes. Die Gottheit wurde entweder nach ihrer dem Menschen feindlichen oder freundlichen Wirksamkeit als eine gute oder böse aufgefaßt (daher der Czernebog und Bieleboh der Sorben), oder nach ihren verschiedenen Lebensäußerungen als eine Dreiheit (Triglaw); Perkun war der Gott des Himmels, daher Licht- und Feuergott, Radegast, der „Freundliche", der Erzeuger, der Gott der Kraft und Weisheit, Shiwa die Göttin alles Lebens, die Sonne. Daneben stehen noch andere Götter bei den verschiedenen Stämmen, deren Verhältnis zu den genannten nicht sicher sich bestimmen läßt. So gesellte sich zu den alten Gegensätzen zwischen den Slawen und Sachsen auch der religiöse, während zugleich das Vordringen der Magyaren die Sorben mehrfach zum Angriff auf die Sachsen trieb. Im Kampfe mit beiden errang sich Herzog Ottos Sohn und Nachfolger (seit 912, geb. um 876), Heinrich, den ersten Kriegsruhm; in der Nähe der Slawengrenze, im Hessengau zwischen Saale und Unstrut erwarb er durch die Vermählung mit Hadeburg, der Tochter des Grafen Erwin, bedeutende Güter. Als Konrad I. die Augen schloß, war der junge Herzog, tapfer und lebensfreudig, eigenmächtig und hart, wo es die Lage forderte, und doch liebenswürdig und gewinnend, wo er wollte, der an-

erkannte Führer des sächsischen Stammes und der siegreiche Gegner des fränkischen
Königtums.

Heinrich I. und die Herzöge. Der sterbende König gewann es über
sich, für sein Haus und damit für seinen Stamm auf die Krone zu verzichten;
auf seine Weisung hin überbrachte sein Bruder Eberhard dem Sachsenherzog die
Insignien — die Sage vom Vogelherd charakterisiert treffend das Überraschende
des Vorganges — und zu Fritzlar in Hessen, im Grenzgebiete der Sachsen und
Franken, erkannten im Mai 919 die Edlen beider Stämme Heinrich I. als 919.
ihren König an (919—936). Die kirchliche Salbung, die ihm der Erzbischof
Heriger von Mainz anbot, lehnte er ab; im Gegensatz zu Konrad, der sich an die
Kirche geklammert hatte, wollte dieser Sachsenfürst ein Laienkönig sein, nach eignem
Rechte, unabhängig von der Kirche. Er mußte demnach die Anerkennung der
Stammesherzöge erstreben und wenn er das wollte, seinerseits ihre Stellung an-
erkennen. Schon 919 unterwarf sich ihm Herzog Burkard II. von Schwaben
ohne Kampf, 920 auch Herzog Arnulf von Bayern. Das drängte die bayerischen 920.
Bischöfe, die nun nicht mehr, wie bisher, auf den König sich stützen konnten, zur
Versöhnung mit dem Herzog, der ihnen zur Entschädigung für die eingezogenen
Kirchengüter das reiche Klostergut preisgab. Auch in Schwaben griff der Adel
nach dem Kirchengut. Etwas später erst erfolgte die Verständigung mit Loth-
ringen, wo Giselbert das Herzogtum von seinem Vater Reginar ererbt hatte.
Da es Heinrich gelang, schon 923 die Erzbischöfe von Köln und Trier zu sich
herüberzuziehen und mit den Fürsten, die um die Krone des westfränkischen Reiches
stritten, mit Karl dem Einfältigen sowohl wie mit Robert von Francien, ein freund-
schaftliches Verhältnis zu begründen, so verlor Giselbert jeden Rückhalt und er-
kannte 926 Heinrich I. als König an, vermählte sich sogar mit dessen Tochter 926.
Gerberga. Die Herzöge blieben im Vollbesitz ihrer Macht, demnach sogar selb-
ständig in ihrer auswärtigen Politik und ohne bindende Verpflichtung zur Heeres-
folge; nur das Recht, die Bischöfe und die Äbte der Reichsklöster zu ernennen,
nahm Heinrich überall, außer in Bayern, als ein Vorrecht der Krone in Anspruch,
dazu das alte Krongut der Karolinger. Seine Monarchie war also kaum etwas
anderes, als ein sächsisches Stammeskönigtum, dem die Herzöge einen gewissen
Vorrang einräumten, mehr ein Sinnbild der nationalen Einheit wie eine Macht
und deshalb in seinem Wirken auch wesentlich auf Sachsen beschränkt.

Heinrich I. gegen Ungarn, Slawen und Dänen. Hier aber ergriff
er seine Aufgabe mit Energie. Als i. J. 924 die Ungarn ins Land brachen,
konnte ihnen Heinrich allerdings noch keinen ausreichenden Widerstand entgegen-
setzen, weil das flache Land sowohl natürlicher Zufluchtsorte als fester Burgen ent-
behrte und der sächsische Heerbann noch allzu schwerfällig, namentlich die Reiterei
noch zu wenig ausgebildet war. Doch es gelang dem König, auf einem Streif-
zuge einen vornehmen ungarischen Führer in die Hände zu bekommen und gegen
dessen Auslieferung einen neunjährigen Waffenstillstand zu erwirken, den er frei-
lich durch einen jährlichen Tribut erkaufen und auch auf Sachsen beschränken
lassen mußte. Daher erschienen auch die Magyaren in den nächsten Jahren, 925

und 926, wieder in Süddeutschland und schlossen erst i. J. 927 mit Herzog Arnulf von Bayern einen Frieden ab. Aber die so gewonnene Frist benützte Heinrich, um durch Vergabung von Lehen eine stattliche Reiterei aufzustellen, wie einstmals Arnulf in Bayern, und durch eine Kette fester Plätze, unter denen Merseburg, Quedlinburg, Goslar besonders genannt werden, das östliche Sachsen zu schirmen. Hinter ihren festen Mauern sollten die Bauern Zuflucht finden, an ihnen die ungarischen Reiterschwärme abprallen. Ein Teil der in der Umgebung wohnenden königlichen Vasallen, der neunte, sollte die stehende Besatzung bilden.

Ein Feldzug gegen die Slawen bewies zuerst die Tüchtigkeit des neuen
928. Heeres. Im harten Winter 927/28 bezwang der König die von Sumpf und See geschützte Hauptstadt der Heveller, Brennabor (Brandenburg), brachte dann, südwärts sich wendend, durch die Einnahme ihres Hauptplatzes Jana (bei Lommatzsch) die Daleminzier zur Unterwerfung und setzte endlich seinen Marsch über das Erzgebirge bis Prag fort, wo der Böhmenherzog ebenfalls huldigte und Tribut gelobte. Inzwischen hatten die sächsischen Grenzgrafen auch die Redarier und Abotriten bezwungen. Eine Empörung der Unterworfenen, welche die sächsische Grenzfestung Wallsleben, nördlich von Magdeburg, genommen hatten, wurde durch einen blutigen Sieg des sächsischen Heerbannes unter den Mauern von Lenzen niedergeworfen (929). Im Lande der Heveller setzte der König Bernhard als Markgrafen ein, etwas später gründete er zur Niederhaltung der Daleminzier die Burg Meißen.

So waren die Sachsen in voller und erfolgreicher kriegerischer Thätigkeit, als mit dem Ablaufe des Stillstandes die Ungarn abermals in Sachsen einbrachen
933. (933). In zwei Haufen geteilt durchzogen sie das Land, doch der eine wurde von dem Aufgebote in die Sümpfe des Drömling gejagt, der andere, der einen Platz angegriffen hatte, in welchem die Schwester des Königs sich aufhielt, von diesem selbst mit seiner neugebildeten Reiterei unter dem Banner des Erzengels Michael gefaßt und völlig zersprengt, wohl in der Unstrutgegend, vielleicht um Riethеburg (Riade), einige Meilen westlich von Merseburg, wohin erst die spätere Sage den Kampfplatz verlegt. Der Sieg war entscheidend, die Ungarn sind niemals wieder in Sachsen erschienen.

So kräftig wie gegen Osten schirmte König Heinrich die Grenze auch nach
934. Norden gegen die Dänen, indem er 934 die Eider überschritt und den Landstrich nördlich derselben bis zur Schlei als Mark Schleswig wieder einrichtete. Unter seinem Schutze nahm Erzbischof Unni von Bremen-Hamburg (918/36) die lange unterbrochene Missionsarbeit bei den Dänen wieder auf, ja er wagte sich, Anskars Spuren folgend, sogar bis nach Birka in Schweden, starb aber dort im September 936.

Heinrichs I. Tod. Noch nicht 60 Jahre alt wurde Heinrich von einem Schlaganfall betroffen und eilte, sein Haus zu bestellen. Da die Kirche seine Ehe mit Hadburg, weil diese früher bereits den Schleier genommen, nicht anerkannt hatte, so war sie wieder gelöst worden und Heinrich hatte noch vor seiner Thron-

besteigung sich mit Mathilde, einer Tochter des westfälischen Grafen Thiederich aus dem Geschlechte Widukinds, vermählt, die im Kloster Herford ihre Erziehung erhalten und eine streng kirchliche Gesinnung in sich aufgenommen hatte. Seine Güter verteilte der König unter die Söhne aus beiden Verbindungen, aber von einer Teilung der Reichsgewalt konnte keine Rede mehr sein, seitdem das alte karolingische Erbrecht verschwunden war. Während nun der Sohn erster Ehe, Thankmar (Tammo), hierfür nicht in Frage kam, konnte die Nachfolge zwischen den beiden älteren Söhnen Mathildes, Otto und Heinrich, zweifelhaft sein, wie denn die Mutter selbst für den jüngeren, den „purpurgeborenen", sich aussprach, der selbst als Sohn des Königs Heinrich geboren, vor dem älteren, dem Sohne des Herzogs Heinrich, einen Vorrang zu besitzen meinte und, kirchlich gesinnt wie er war, dem Herzen Mathildes näher stand. Indes Heinrich I. entschied sich für Otto und ließ ihn in Erfurt von den Edlen des Reiches anerkennen. Kurz nachher erlag der König einem wiederholten Schlaganfalle auf seiner Pfalz zu Memleben am 2. Juli 936; in der Krypta der Peterskirche zu Quedlinburg wurde nach seinem Willen die Leiche beigesetzt. 936.

Erhebung Ottos I. Wenige Wochen später versammelten sich in der alten Kaiserpfalz zu Aachen die Edlen und die Bischöfe des Reiches. Als König Otto die Pfalz verließ, huldigten ihm in der Säulenhalle, die sie mit dem Münster verband, die deutschen Edlen in glänzendem Waffenschmuck, dann erst empfing er im Dome die Krone aus der Hand des Erzbischofs von Mainz. Bei dem feierlichen Mahle, das nachher die Festversammlung vereinigte, übten die vier Herzöge selbst die Hofämter im Dienste des Königs aus, Giselbert von Lothringen als Kämmerer, Eberhard von Franken als Truchseß, Hermann von Schwaben als Schenk, Arnulf von Bayern als Marschall (8. August 936). Alle Gewalten des Reiches, Königtum, Laienadel und Kirche, erschienen einträchtig verbunden.

Der erste Kampf um die Krone. So glänzend kündigte sich das Königtum Ottos I. an (936—73). Allein die bestehenden Gegensätze waren keineswegs versöhnt; es bedurfte vielmehr gewaltiger Kämpfe, um die Grundlagen der neuen Monarchie auch außerhalb Sachsens zu befestigen, wo sich bald überall der Abfall regte. Mit der Ermordung des christlichen Böhmenherzogs Wenzeslaw, der schon am 28. September 935 unter den Streichen seines eignen Bruders Boleslaw gefallen war, hatte in Böhmen eine heidnische Gewalt das Ruder ergriffen und die Verbindung mit dem Reiche zerrissen. Im nächsten Jahre (936) fielen die Redarier ab und mußten durch einen Feldzug Ottos zum Gehorsam gebracht werden, und als Arnulf von Bayern starb (14. Juli 937), weigerte sein Nachfolger Eberhard dem Könige die Anerkennung. Fast gleichzeitig ritten die Ungarn durch Süddeutschland bis tief nach Frankreich hinein. Doch der junge König zeigte die Tatze des Löwen. Er erschien 938 mit Übermacht in Bayern, entsetzte Eberhard durch Urteilsspruch des Herzogtums und übergab dasselbe dem jüngeren Bruder Arnulfs, Berthold, der bisher die karentanische Mark verwaltet hatte. Das Recht, die Bischöfe zu ernennen, nahm jetzt der König an sich und die Verwaltung der königlichen Güter und Einkünfte 935. 938.

wie des Königsgerichts in Bayern übertrug er einem Pfalzgrafen als seinem Stellvertreter.

Gefährlicher wurde ihm eine Spaltung in der eignen Familie, die mit der Opposition des Laienadels sich verband. In gekränkter Seele trug Ottos Stiefbruder, der leidenschaftliche Thankmar, es ihm nach, daß er ihm die Krone geraubt habe, und doppelt erbitterte es ihn, daß der König an Stelle des Grafen Siegfried nicht ihm die Leitung der sächsischen Ostgrenze und der Wendenstämme übertragen hatte, sondern dem Grafen Gero, der außerdem den Nordthüringer- und
937. Schwabengau verwaltete (937). Thankmar fand Beistand nicht nur bei einem Teile des sächsischen Grenzadels, aus dem der König soeben den mit dem Königshause verwandten Hermann Billung gegen die Erwartung vieler mit dem Oberbefehl gegen die Redarier betraut hatte, sondern auch bei Herzog Eberhard von Franken, der mit dem König in Konflikt geraten war, weil er sich erlaubt hatte, wider einen seiner Lehnsleute, einen ungehorsamen Sachsen, eigenmächtig Fehde zu erheben. Durch raschen Überfall der Burg Beleke in Westfalen bemächtigte sich Thankmar seines Stiefbruders Heinrich; da aber Eberhard in seinem eigenen Geschlechte Widerstand fand und auch Herzog Hermann von Schwaben, Burkards II. Sohn, dem König treu blieb, so wurde er auf der Eresburg von Ottos Leuten eingeschlossen und fiel bei der Erstürmung der Burg am Altare der Kapelle, in
938. die er sich geflüchtet hatte (28. Juli 938).

Eberhard erhielt Verzeihung, benutzte jedoch den Ehrgeiz des jungen Heinrich zu einer neuen Erhebung, die einerseits Ottos Sturz, anderseits eine größere Selbständigkeit der Stammesherzogtümer erstrebte und um so gefährlicher sich anließ, als auch Giselbert von Lothringen sich dem anschloß und Ludwig (d'Outremer) von Frankreich die Bewegung unterstützte, um Lothringen von Deutschland loszureißen. Während Heinrichs sächsische und thüringische Burgen, wie Dortmund, Scheidungen, Merseburg, in Verteidigungszustand gesetzt wurden, suchte ein lothringischer Heerhaufe die Lippe aufwärts in Sachsen einzudringen, wurde aber, noch ehe er den Rhein überschreiten konnte, von Otto in dem glänzenden Gefechte
939. bei Birthen unweit Xanten zurückgeworfen (Anfang 939). Heinrich, der in Merseburg eingeschlossen war, gab nach zweimonatlicher Belagerung den Widerstand auf und ging nach Lothringen. Hier erschien Otto selbst und belagerte Giselbert in Chèvremont; doch im Herbst besetzte Eberhard von Franken die Rheinfestungen, insbesondere das damals auf seinem isolierten Vulkankegel die Rheinebene weithin beherrschende (Alt-)Breisach, und drang dann mit Giselbert über den Mittelrhein in Sachsen ein. Während nun der König selbst jenes unbezwingliche Felsennest vergeblich belagerte und selbst der erste Kirchenfürst des Reiches, Friedrich von Mainz, in seiner Treue wankte, eilte Hermann von Schwaben mit Eberhards Vettern Konrad und Udo den Lothringern entgegen und erfocht durch Überraschung bei Andernach einen völligen Sieg. Eberhard fiel, Giselbert ertrank bei der Flucht im Rheine. Weiter gelang es, den König Ludwig von Frankreich zunächst durch Vermählung mit Giselberts Witwe Gerberga, Ottos Schwester, zu fesseln, dann durch ein Bündnis mit Hugo von Francien in Schach

zu halten, und wenngleich zwei Feldzüge Ottos (940 und 941) nicht eben entscheidend waren, so erkannte doch endlich Ludwig bei einer persönlichen Zusammenkunft zu Vouziers an der Aisne Ende 942 die Zugehörigkeit Lothringens zu Deutschland an. 942. Inzwischen hatte auch Heinrich mit dem königlichen Bruder sich ausgesöhnt, nachdem ein letzter Versuch, mit Hilfe unzufriedener sächsischer Edlen in Quedlinburg auf Otto, der 941 das Osterfest dort beging (18. April), einen Mordanschlag auszuführen, rechtzeitig entdeckt und vereitelt worden war. Zu Weihnachten 941 in Frankfurt a. M. warf sich Heinrich dem König zu Füßen und 941. erflehte seine Verzeihung. Indem endlich auch Mathilde, die wenigstens mit ihren Sympathien auf der Seite des jüngeren Sohnes gestanden hatte, der edlen Gemahlin Ottos, der Angelsächsin Editha, nachgebend, sich mit dem König versöhnte, war die Eintracht im Herrscherhause wieder hergestellt.

Aufstand der Slawen. Gleichzeitig war es auch Geros eiserner Faust und wölfischer List gelungen, den Aufstand der Wenden niederzuwerfen, der, wie natürlich, der inneren Entzweiung parallel ging. Er hatte geglaubt, ihm zuvorzukommen, indem er dreißig slawische Edle zu sich einlud und an seiner Tafel niederstoßen ließ (939); aber die furchtbare That entflammte erst recht die Erbitterung der Unterworfenen. 939. Ein sächsisches Heer erlag den Abotriten, auch ein Feldzug Ottos von Magdeburg aus entschied nichts. Erst als Tugumir, ein Sprößling des entsetzten Fürstengeschlechts der Heveller, der in Magdeburg christlich erzogen worden war und, wie es scheint, jeder Pflicht gegen sein Volk sich für entledigt hielt, zum Verräter an seinen Landsleuten sich hergab, indem er nach Brandenburg zurückging, als wäre er der deutschen Gefangenschaft entflohen, und die Stadt dann den Sachsen in die Hände spielte (940), gelang es, die deutsche Herrschaft wieder bis zur Oder zu befestigen. Tugumir wurde zur Belohnung seines Verrates mit dem Fürstentume im Hevellerlande ausgestattet.

Umgestaltung der Reichsverfassung. So endete die erste schwere Krisis in Ottos Regierung mit einem vollständigen Siege des Königs, aber sie gab auch Anlaß zu einer entscheidenden Wendung der inneren Reichspolitik. Heinrich I. hatte sein Königtum lediglich auf die Zustimmung der Laiengewalten begründet und die Unterstützung der Kirche abgelehnt; auch Otto I. war nur von jenen erhoben worden und hatte von der Kirche nur die religiöse Weihe angenommen. Jetzt hatte eben dieser Laienadel in seiner trotzigen Selbständigkeit das Königtum aufs schwerste erschüttert und war nur mit äußerster Anstrengung niedergeworfen worden; unmöglich konnte Otto in ihm weiter eine Stütze seiner Krone sehen. Dann aber trieb ihn die Natur der Dinge zum Anschluß an die Kirche. Das begriff er und darnach handelte er; er bildete die Verfassung des Reiches so um, wie sie bis zum Investiturstreit bestanden hat. Nicht eine erbliche Stammesmonarchie sollte das Herzogtum künftig sein, sondern ein Reichsamt, das der König nach seinem Willen und ohne Rücksicht auf die Stammeszugehörigkeit des Ernannten besetzte. In Franken nahm er es nach Eberhards Tode sogar selbst an sich; in Lothringen übertrug er es dem Grafen Otto und nach dessen Tode 944 dem Franken Konrad (dem Roten), der um Worms und Speier reich be-

gütert war und in vier Gauen die Grafschaft verwaltete, später auch mit des Königs Tochter Liutgard sich vermählte; in Bayern endlich empfing nach Berthold († 947) Ottos Bruder Heinrich, in Schwaben sein Sohn Ludolf (949) das Herzogsamt, in beiden also landfremde Herren, die allerdings durch Verschwägerung mit den bis dahin regierenden Geschlechtern in Verbindung getreten waren. Gleichzeitig wurde das pfalzgräfliche Amt in allen Stammesgebieten durchgeführt und ihm vor allem die Aufsicht über das Königsgut übertragen, in der Weise, daß der fränkische Pfalzgraf seinen Sitz in Lothringen hatte, das ja altfränkisches Land war, die übrigen in dem Lande, nach dem sie sich nannten. Die Ausstattung mit einer Grafschaft und mit Lehngütern sicherte allen eine feste Stellung.

Doch bei der damaligen Neigung des weltlichen Amtes zur Erblichkeit und dem Mangel einer wirklichen Staatsgesinnung konnte Otto nicht daran denken, ein vielgestaltiges weltliches Beamtentum aufzustellen, das doch niemals ausreichend zu überwachen war; er suchte vielmehr vor allem die Kirche für den Dienst des Reiches nutzbar zu machen, die einerseits selbst des königlichen Schutzes gegen die Übergriffe des Laienadels bedurfte, anderseits in der überlegenen Kultur, die sie vertrat, und in ihrer einheitlichen Organisation eine überaus wertvolle Bundesgenossin war und vor allem zu seiner unbedingten Verfügung stand. Denn die Bistümer und Reichsabteien besetzte thatsächlich der König (s. S. 164) und die Bildung erblicher Herrengeschlechter war hier selbstverständlich ausgeschlossen. Daher verstärkte Otto, wie später seine Nachfolger, die geistlichen Herrschaften durch massenhafte Landschenkungen insbesondere unkultivierten Bodens, durch Übertragung des Marktrechts und des damit zusammenhängenden Zoll- und Münzrechts an die Bischöfe, endlich und vor allem durch Verleihung einer erweiterten Immunität, nämlich der obrigkeitlichen (gräflichen) Rechte, also der richterlichen und militärischen Befugnisse. So geschah es zuerst am Rhein in den Erzstiftern Mainz und Köln, nach ihrem Vorbilde 976 auch in Worms. Aber die somit an äußerem Umfange rasch zunehmenden Kirchengüter und ihre geistlichen Herren wurden nun auch in sehr hohem Maße zu den Reichslasten herbeigezogen. Bischöfe und Reichsäbte leisteten als Räte, Kanzler, Gesandte des Königs persönlich den Hofdienst, sie hatten bestimmte Naturallieferungen (servitia), insbesondere an Schlachtvieh, an den königlichen Hof zu machen, sobald er in ihrem Gebiete sich aufhielt, sie hatten endlich ihre gewappneten Vasallen dem königlichen Heere zuzuführen, und zwar in relativ stärkerem Maße, als die weltlichen Beamten. Sie waren mit einem Worte in erster Linie Reichsbeamte, erst in zweiter Diener der Kirche. Natürlich konnten sie diesen schweren Verpflichtungen nur genügen, indem sie die Ertragsfähigkeit ihrer Güter durch gute Wirtschaft beständig steigerten und selbst wieder durch Vergabung von Lehen an Edle oder an Ministerialen schlagfertige Kriegerscharen aufstellten. Ein fester Mittelpunkt war bei dieser Verfassung nicht möglich; Otto blieb bei der Wanderregierung, wie sie zuerst Ludwig der Deutsche geführt hatte; der königliche Hof zog von Gau zu Gau, von Pfalz zu Pfalz, indem er die reichen Einkünfte seiner Domänen und die Lieferungen der Landschaften an sich zog. So waren die Lasten einigermaßen gleichmäßig auf das

Volk verteilt, und der König trat allen Stämmen persönlich gleich nahe im Glanze seiner Würde. Da saß er dann in weiträumiger Pfalz zwischen steinernen Rundbögen unter hölzerner Balkendecke, an deren stützenden Pfeilern Waffen und Beutestücke hingen, umgeben von den Edlen und Bischöfen der Landschaft, von hunderten von Vasallen und Dienern, an reichbesetzter Tafel, oder im kleinen Kreise, an dem auch die Frauen seines Geschlechtes teilnahmen, fromm, verständig, wirtschaftlich, zuweilen auch gelehrt; im Hofe stampften die starken Kriegsrosse, bellten an den Riemen zerrend die Koppeln der Jagdhunde, wenn es hineinging in die grüne Wildnis auf den wilden Eber oder den braunen Bären. Oder er hielt gewichtig Rat über die größten Fragen der deutschen und europäischen Politik und empfing die Gesandten der Byzantiner und Lombarden, der Dänen und Polen. Aber auch der Geringste konnte dem König seine Sache vorbringen und sich des gerechten Spruches freuen wie des Glanzes, der um den höchsten Herrn der deutschen Erde strahlte. Regelmäßiger allgemeiner Reichsversammlungen konnte dies System entbehren, es verzichtete damit aber freilich auch auf jede wirkliche Reichsgesetzgebung; die Fortbildung des Rechts und der vielgestaltigen Verhältnisse eines großen Volkes blieb den örtlichen Gewalten auf der Grundlage der Stammesrechte überlassen. Doch ist dieser Mangel damals kaum empfunden worden. Die Reichsverfassung Ottos I. war in Deutschland unzweifelhaft volkstümlich, denn sie entsprach der unentwickelten Kultur und dem Selbstbewußtsein der Stämme, die beide eine straffere Centralisation noch nicht vertrugen. Deshalb hat sie lange bestanden und entwickelte jenen Grad von Leistungsfähigkeit, dessen sie überhaupt fähig war.

Die deutsche Mission bei den Slawen und Dänen. Seitdem der König die Kirche so energisch in den Dienst des Reiches gestellt hatte, suchte er ihr nach allen Richtungen hin Raum zu schaffen; seine Politik wurde jetzt wesentlich von kirchlichen Interessen bestimmt. Im unterworfenen Wendenlande entstanden in diesen Jahren drei Bischofssitze, in weiter Flachlandschaft Havelberg (941), auf der Inselhöhe des alten Brennabor zwischen den blauen Wassern der Havel Brandenburg (948), im buchengrünen Wagrien Oldenburg oder Stargard (946). Auch der Dänenkönig Harald Blaatand ließ die Errichtung dreier Bistümer für Dänemark zu, Schleswig, Ripen und Aarhus (948), und der Tschechenherzog Boleslaw wurde 950 durch einen Kriegszug zur erneuerten Anerkennung der deutschen Oberhoheit gebracht, somit das kirchliche Verhältnis des Landes zum Bistum Regensburg befestigt. Freilich brachte diese Bekehrungspolitik des Königs ihm auch manche Gefahren, denn der sächsische Grenzadel, bisher gewöhnt, die Slawengaue durch Tribute und Raubzüge für sich auszubeuten, sah mit tiefer Verstimmung, wie ihm das durch die vordringende Mission und die damit verbundene Einführung der kirchlichen Zehnten abgeschnitten wurde, soweit er eben nicht durch königliche Vergabung Grundbesitz jenseits der Elbe erwarb, und war deshalb geneigt, unter Umständen dem König selbst feindlich entgegenzutreten.

Otto I. und Frankreich. Während so nach Norden und Osten das deutsche Reich als eine große Kulturmacht erschien, gewann es zugleich nach Westen über

das zwiespältige Frankreich, nach Süden über das völlig zerfahrene Italien einen gebietenden Einfluß. In dem langwierigen Kampfe zwischen König Ludwig und dem Herzog Hugo von Francien, der an der Spitze der aufsässigen Vasallen stand, hielt sich Otto so lange neutral, bis die Partei Hugos das entschiedene Übergewicht gewann und auch das Erzbistum Reims in ihre Hand brachte, dessen Sprengel sich bis tief nach Deutschland hinein erstreckte. Da führte im Spät-
946. sommer 946 König Otto 30,000 sächsische Reiter, das reisige Aufgebot seines Stammes, die noch der nationale Strohhut der sächsischen Bauern, nicht die ritterliche Eisenkappe deckte, bis vor Paris und Rouen, nahm dabei Reims und setzte den verjagten Erzbischof Artold wieder ein. Diese Intervention rettete König Lud-
948. wig. Mit Otto zusammen erschien er im Juni 948 auf dem Konzil zu Ingelheim, das sich nun für Artold und damit gegen Hugos Partei erklärte. Ja als ein lothringisches Heer unter Herzog Konrad bis in die Gegend von Laon vorgegangen war, wurde Hugo von den in Trier versammelten Bischöfen gebannt (September 948) und huldigte endlich 950 wieder seinem König.

Italienische Wirren. Weit ärger als in Frankreich war in Italien der Zwiespalt. Seitdem das Karolingische Haus die Kaiserwürde aufgegeben hatte, war das Land die Beute der Araber und der Ungarn, der erledigte Thron der Zankapfel der Großen, Rom und das Papsttum der Spielball der römischen Adelsparteien. Zur Zeit Heinrichs I. rangen um die lombardische Krone zwei fremde Fürsten, Hugo von Nieder-Burgund und Rudolf von Hoch-Burgund. Der erstere versuchte sich durch die Vermählung mit Marozia, deren Partei damals Rom beherrschte, der Stadt und damit vielleicht des Kaisertums zu bemächtigen, wurde aber durch einen Aufstand der Römer wieder verjagt (932) und verständigte sich i. J. 933 mit Rudolf dahin, daß dieser gegen Überlassung Nieder-Burgunds auf die italienische Krone verzichtete. Als nun Hugo nach Rudolfs Tode (937) Burgund wiederzugewinnen versuchte, und deshalb seinen Sohn Lothar mit Rudolfs Tochter Adelheid verlobte, widerstrebten dem die Hoch-Burgunder, und auch der Markgraf Berengar von Ivrea widersetzte sich dem König, beide auf das benachbarte Deutschland gestützt. Von hier aus griff Herzog Hermann von Schwaben so energisch zu Gunsten Berengars ein, daß die meisten Bischöfe zu diesem übertraten und Berengar nach dem Tode Hugos (947) und Lothars (November 950) sich die Krone der Lombarden zu Pavia aufs Haupt setzen konnte (15. December 950). Noch stand ihm freilich Adelheids Anspruch gegenüber. Umsonst suchte er sie seinem Hause zu verbinden, indem er ihr die Hand seines Sohnes Adalbert antrug; sie schlug sie aus und wurde dafür auf Schloß Garda in harter Haft gehalten, entkam jedoch mit Hilfe eines treuen Mönches nach der Felsenburg Canossa. Von hier aus rief sie Ottos Hilfe an und bot ihm zugleich ihre Hand, in welcher die eiserne Krone der Lombarden lag.

Ottos I. erster Zug nach Italien. Das gab Anlaß zu Ottos erstem italienischen Zuge, aber auch zu einem gefährlichen Zwiespalt im königlichen Hause. Denn Ottos und der 946 verstorbenen Editha Sohn Ludolf, seit 949 Herzog von Schwaben und schon als Thronfolger anerkannt, nahm jetzt die halbselbstän-

dige Politik seines Vorgängers Hermann wieder auf und eilte dem Vater nach Italien voraus. Anderseits suchte Herzog Heinrich von Bayern, der in der geplanten Vermählung Adelheids mit Otto eine Stütze gegen den Ehrgeiz des Thronfolgers zu finden hoffte, selbständig Boden in Italien zu gewinnen, besetzte 950 Aquileja und begleitete dann selbst Otto, als dieser 951 zum erstenmale nach 951.
Italien hinunterstieg. In Pavia vermählte der König sich mit Adelheid und setzte sich die Krone Italiens aufs Haupt (September 951); als „König der Franken und der Longobarden" kehrte er im Februar 952 nach Deutschland zurück, indem er seinem Schwiegersohne Konrad von Lothringen die weitere Bekämpfung Berengars übertrug. Dieses Auftrages entledigte sich indes der Herzog in einer Weise, die König Otto gutzuheißen zunächst Bedenken trug, als Konrad mit Berengar vor ihm in Magdeburg erschien; denn darnach sollte derselbe als Lehnsmann Ottos die Herrschaft über Italien führen. Schließlich genehmigte dieser allerdings auf der Reichsversammlung zu Augsburg im Sommer 952 den Vertrag, aber Berengar mußte, wohl auch mit Rücksicht auf die damals noch starke deutsche Bevölkerung dieser Gebiete (s. S. 118), die Marken von Verona, Friaul, Aquileja und Istrien an Deutschland abtreten, die nun dem Herzog von Bayern übertragen wurden und bis in die Stauferzeit hinein in diesem Verhältnis geblieben sind.

Der zweite Kampf um die Krone. Während somit des Königs Bruder eine bedeutende Erweiterung seiner Macht erfuhr, sah sich Ottos Sohn und Thronfolger Ludolf zurückgesetzt und seinen Einfluß durch Adelheid lahmgelegt, der Schwiegersohn Konrad aber fühlte sich verletzt durch des Königs Haltung in Magdeburg. Da zerschmolzen in diesen leidenschaftlichen Gemütern alle Gedanken an Amts- und Kindespflicht in dem heißen Feuer des Zornes; sie verbündeten sich, um Rache an ihrem gemeinsamen Feinde Heinrich zu nehmen und nötigten den König, als er kurz vor Ostern 953 mit ihnen in Mainz zusammentraf, zu 953.
einem Vertrage, der ihnen, wie es scheint, freie Hand gegen den Herzog von Bayern ließ. Nun widerrief allerdings Otto, als er in Köln sich wenigstens Nieder-Lothringens versichert hatte und nach Sachsen zurückgekehrt war, diese Zusage als eine erzwungene und entbot die beiden Herzöge nach Fritzlar (Mai 953). Doch hier erschienen sie nicht und begannen den Bürgerkrieg, indem sie auf Frankreich sich stützten und bereits mit dem Hintergedanken sich trugen, die Ungarn auf Bayern loszulassen. Der Bestand und die Sicherheit des Reiches wurden von der Eifersucht der Stämme und dem Ehrgeiz ihrer Führer leichtherzig aufs Spiel gesetzt.

Um sich des Rheinlandes zu versichern, erhob damals Otto seinen Bruder **Bruno** zum Erzbischof von Köln (Juli 953) und belagerte mit Heinrich zusammen die Aufständischen in **Mainz**. Da brach, geschürt von einem Sprossen des alten Herzogsgeschlechts, dem Pfalzgrafen Arnulf, und dem Erzbischof Herold von Salzburg, in Bayern der Aufstand gegen Heinrich und den König aus. Beide mußten die Belagerung von Mainz aufgeben und gegen **Regensburg** sich wenden, das sie indessen bis in den Winter hinein vergeblich berannten.

Der Zwiespalt im Reiche lockte unwiderstehlich die Plünderungslust der Magyaren. Bisher war ihnen Herzog Heinrich tapfer und erfolgreich entgegengetreten.

In den Jahren 948—950 hatte er mehrere Einfälle zurückgewiesen, 951 sogar seine kecken Reitergeschwader bis weit nach Ungarn hinein, bis über die Theiß geführt, durch die Erwerbung der Ennsburg von Passau wenigstens das eigentliche Bayern zu sichern gesucht und deutlich genug seine Pläne auf die Wiederherstellung der verlorenen Ostmark verraten, indem er nach langer Pause wieder den Titel eines Markgrafen führte. Jetzt aber war er im eigenen Lande nicht mehr Herr; ja seine Gegner, selbst Herold von Salzburg, sollen die Magyaren sogar
954. herbeigerufen haben. Jedenfalls brachen sie 954 wieder in Bayern ein. Herzog Ludolf wußte sie durch Geldgeschenke von Schwaben abzulenken, Herzog Konrad dagegen bewirtete sie in Worms und führte sie selbst nach Lothringen. Dieser schamlose Landesverrat öffnete doch den Anhängern der Rebellen die Augen; Konrad sah sich verlassen und unterwarf sich, das Unhaltbare seiner Stellung begreifend, dem König in Langenzenn bei Nürnberg, wobei Erzbischof Friedrich von Mainz vermittelte (Juni 954). Hartnäckiger zeigte sich Ludolf; er warf sich nach Regensburg, das der König abermals belagerte, und wich, als Pfalzgraf Arnulf bei einem Ausfalle geblieben war, nach Schwaben zurück, wo er nochmals an der Iller mit Otto zusammenstieß. Erst im Herbste desselben Jahres fand er die Verzeihung des Vaters, die er zu Thangelstadt, südlich von Weimar, kniefällig erflehte. Eine Reichsversammlung zu Arnstadt (December 954) vollendete den Ausgleich, doch erhielt Konrad sein Herzogsamt in Lothringen nicht zurück, vielmehr war damit bereits im September 953 Erzbischof Bruno von Köln betraut worden, noch jung, aber erprobt und den unruhigen Lothringern ein strenger Herr, dem königlichen Bruder der treueste Genosse. Auch Ludolf mußte auf sein Herzogsamt verzichten; es ging auf Burkard, einen geborenen Schwaben, über. Regensburg ergab sich erst um Ostern 955, durch Hunger bezwungen, dem Herzog Heinrich, der nun an seinen Gegnern furchtbare Rache übte. Erzbischof Herold wurde geblendet und nach Seben in Tirol verbannt, die Güter der Salzburger Kirche wurden z. T. eingezogen und an die Vasallen des Herzogs verteilt.

Je unsicherer der hohe Adel sich in dieser ganzen schweren Krisis abermals erwiesen hatte, desto mehr suchte Otto die Kirche an das Königtum zu ketten, 954 übertrug er auch das Erzstift Mainz einem Mitgliede des Königshauses, seinem Sohne Wilhelm, 956 Trier seinem Vetter Heinrich. Er war wirklich des ganzen Reiches wieder sicher, als 955 die Ungarngefahr nochmals in drohendster Gestalt heraufzog, während schon 954 ein neuer Aufstand im Wendenlande ausgebrochen war, beides die Folge des kaum überwundenen Zwiespalts.

Die Lechfeldschlacht und die Wiederherstellung der Ostmark.
955. Als Otto im Sommer 955 des Slawenkrieges wegen in Magdeburg sich aufhielt, kam ihm die Nachricht, daß die Ungarn mit gewaltigen Reitermassen Bayern überflutet hätten. Wie er aber in eiligem Marsche mit geringen Streitkräften — denn das sächsische Aufgebot nahm der Kampf mit den Slawen in Anspruch — dort anlangte, standen die Ungarn bereits vor Augsburg. Zwei Tage hintereinander bestürmten sie die schwach befestigte, aber vom Bischof Ulrich aufs tapferste verteidigte Stadt, als plötzlich ihre Trompeten zum Rückzuge bliesen, denn ein

verräterischer Deutscher, Berthold, der Sohn des gefallenen Pfalzgrafen Arnulf, hatte ihnen den Anmarsch Ottos gemeldet. Noch fühlte sich dieser zu schwach zum Kampfe; erst als, seinem Aufgebote folgend, die Bayern, Schwaben, Franken und Böhmen zu ihm gestoßen waren, beschloß er die Schlacht für den 10. August, den Tag des heiligen Laurentius. Ihm gelobte er in Merseburg ein Bistum zu stiften, wenn er ihm den Sieg verleihe, und wie er, so bereitete sich das ganze Heer durch Gelübde, Gebet und Abendmahl zum Kampfe wider die Heiden vor. In acht Geschwadern rückten seine Reiter auf das Lechfeld hinaus, das links vom breiten und tiefen Thalgrunde des reißenden Alpenstromes sich dehnt, drei bayerische, ein fränkisches unter Konrad, dann nach der auserwählten Schar, die den König umgab, zwei schwäbische und ein böhmisches, wie ein solches zum erstenmale in den Reihen des deutschen Reichsheeres erschien. Ehe nun aber noch Otto seine Linie gebildet, hatte eine ungarische Abteilung, zweimal das Ufer wechselnd, den Lech überschritten und fiel plötzlich über den Nachtrab des Heeres, die Böhmen, her. Diese wurden zersprengt, auch die Schwaben wichen, erst Konrad mit den Franken warf die Ungarn zurück. Nun entwickelte sich auf der ganzen Front die gewaltige Reiterschlacht, dort die leichten, unter einem Hagel von Pfeilen und wildem Kriegsruf blitzschnell heranbrausenden und wieder weichenden Schwärme der Magyaren, hier die Deutschen im Eisenhemd auf schweren Rossen. Nach blutigem Kampf wurden die Ungarn von ihren Gegnern überrannt und in den Lech gesprengt, das Lager mit reicher Beute genommen, die dort vorgefundenen Ungarn als Räuber aufgeknüpft. In vereinzelten Haufen suchten die Entkommenen den Rückweg durch Bayern, aber die dem erbitterten Volke dort in die Hände fielen, wurden erbarmungslos erschlagen, zwei ihrer Anführer von den Leuten des Grafen von Ebersberg aufgegriffen und nach Regensburg gesandt, wo sie Herzog Heinrich am Galgen sterben ließ. Doch auch die Deutschen hatten schwere Verluste; vor allem Herzog Konrad hatte durch einen ehrlichen Reitertod seinen früheren Verrat gesühnt.

Der Sieg war entscheidend für Deutschland wie für Ungarn. Zum erstenmale, seitdem die Ludolfinger den Thron bestiegen, hatte die vereinigte Wehrkraft der deutschen Stämme in heißer Schlacht die Bluttaufe erhalten und damit das Land für alle Zeiten vor den Einfällen der Magyaren gerettet. Aus der Verteidigung gingen die Deutschen jetzt zum Angriff über. Von der Enns schoben die Bayern ihre Herrschaft wieder die Donau abwärts vor, die Ostmark erstand aufs neue. Schon um 970 wird wieder ein Markgraf derselben, Burkhard, genannt; um dieselbe Zeit war rechts der Donau die reißende Traisen die Grenze geworden, links des Stromes etwa die Krems, und bereits waren die geistlichen Stifter in Bayern bemüht, dort ihren alten Grundbesitz wieder zu gewinnen oder neuen zu erwerben. Auch das deutschgewordene und selbst nach der Schlacht von 907 nicht verlorene Ostalpenland war erst jetzt nach der Zurückwerfung der Magyaren gesichert, wenngleich noch nicht im Umfange der heutigen Grenzen.

Die Slawenkriege; Marken und Bistümer. Wie hier die Bayern im Stromlande der Donau, so waren die Sachsen in der weiten Ebene zwischen

Elbe und Oder eifrig an der Arbeit. Während des Aufstandes im südlichen und westlichen Deutschland hatten sich die Ukrer aufs neue erhoben und waren zwar noch i. J. 954 durch einen siegreichen Beutezug des Markgrafen Gero, dem sich auch der entsetzte Herzog Konrad angeschlossen hatte, empfindlich gezüchtigt, aber schwerlich niedergeworfen worden; vielmehr nahm der Aufstand bald größere Verhältnisse an, da auch die Völkerschaften der Liutizen und die Abotriten ihm beitraten. Die Slawen zeigten sich fest entschlossen, ihre innere Selbständigkeit zu behaupten, nur zu einem Tribute wollten sie sich verstehen. Da zunächst der Bürgerkrieg und dann der Ungarneinfall alle Kräfte in Anspruch nahm, außerdem die Unzufriedenheit unter dem sächsischen Grenzadel noch fortdauerte, so mußten sich die Deutschen zunächst auf die Verteidigung beschränken und konnten selbst Einfälle der Slawen über die Elbe nicht ganz hindern. Erst nach der Lechfeldschlacht wandte Otto sich persönlich gegen die Aufständischen. Ihre Anerbietungen abweisend drang er mit Gero von Magdeburg her tief in das Wald- und Sumpfland der Havel ein, wurde aber am Übergange über die Raxa (wohl die Recknitz) von einem starken slawischen Heere unter dem Fürsten Stoinef gehindert und durch andere Scharen zugleich im Rücken bedroht. Erst ein entschlossener Angriff machte ihm Luft; er erzwang den Übergang über die Raxa und brachte den Sla-
955. wen eine entscheidende Niederlage bei (16. Oktober 955). Stoinef selber fiel, 700 Gefangene wurden als Rebellen enthauptet. Mehrere Feldzüge vollendeten dann bis z. J. 960 die Unterwerfung des Slawenlandes bis zur Oder; i. J. 963 bezwang Gero auch noch die empörten Lausitzer und nötigte sogar die Polen, für das Land westlich der Warte Tribut an das Reich zu entrichten.

Es war der letzte Kriegszug dieses grimmigen Slawensiegers. Durch den Tod seiner nächsten Angehörigen aufs tiefste erschüttert, that er eine Wallfahrt nach Rom, legte dort sein Schwert auf dem Altar des heiligen Petrus nieder und trat in die Bruderschaft des heiligen Gallus ein. Kurze Zeit nach seiner Rückkehr verschied
965. er am 20. Mai 965 und fand seine letzte Ruhestätte im Frauenkloster Gernrode am Harz, das er gestiftet und mit seinen Eigengütern ausgestattet hatte.

Nach seinem Tode zerfiel das große Gebiet, über das seine eiserne Faust geherrscht hatte, in fünf gesonderte Marken: die Nordmark, die Sprengel der Bistümer Brandenburg und Havelberg umfassend, mit den drei Grenzgauen westlich der Elbe, die etwa der späteren Altmark entsprachen (fast der ganze Nordthüringergau, Belesem und Osterwalde), die Ostmark von der Saale bis zum Bober, mit dem Schwabengau und einem Teile Nordthüringens, die Mark von Meißen, der größte Teil des mittleren Sorbenlandes, nämlich die Gaue der Daleminzier, Nisaner und Milzener, endlich die Mark von Merseburg, das Gebiet an der mittleren Mulde, Saale und Elster mit dem Hessengau, und die von Zeitz am Oberlauf dieser Flüsse. Seit etwa 981 wurden indessen die beiden zuletzt genannten Marken mit Meißen vereinigt. Selbständig neben diesen Landschaften stand die ausgedehnte Mark der Billunger im Abotritenlande, gestützt auf deren gräfliche Stellung im Wichmuodigau zu beiden Seiten der unteren Weser, auf ihre dänische Markgrafschaft an der Eider, endlich auf die thatsächlich herzog-

liche Gewalt, die Hermann seit etwa 953 über den östlichen Teil Sachsens als Stellvertreter Ottos ausübte.

Die deutsche Herrschaft schuf sich ihre Stützpunkte in den Burgen, die zugleich Mittelpunkte der Verwaltung ihres Bezirkes waren, meist alte slawische Ortschaften, selten schon deutsche Gründungen, wie z. B. Burg bei Magdeburg, Havelberg oder Meißen. Sie waren mit königlichen oder auch bischöflichen Vasallen und Ministerialen besetzt und zugleich Militärkolonien, da jene mit Lehnsgütern in der Nachbarschaft ausgestattet wurden. Der Grundbesitz blieb zuweilen dem Adel oder den freien Bauern der Slawen als Lehen; aber ein großer Teil wurde sicher eingezogen, wozu die mehrfachen Empörungen doppelte Veranlassung boten, und blieb königliche Domäne oder wurde deutschen Edlen zum Lehen gegeben, oder an Bistümer und Klöster vergabt. So empfing z. B. das Bistum Havelberg außer der Hälfte der gleichnamigen Burg vier andere Burgen und zwei Dörfer. Die Eingeborenen blieben im wesentlichen, was sie bisher gewesen waren, ihren deutschen, wie früher ihren slawischen Grundherren zu Naturallieferungen und Diensten als Hörige oder Leibeigene verpflichtet. Die deutsche Einwanderung ist in dieser Zeit schwerlich über kleine Anfänge hinausgekommen, denn abgesehen von den Militärkolonien werden deutsche Ansiedler nur selten, ganze deutsche Dörfer noch seltner erwähnt.

Dagegen führte Otto I. die kirchliche Organisation insoweit vollständig durch, als das ganze Gebiet in bischöfliche Sprengel geteilt wurde. Zu Ostern 967 beschloß die Synode zu Ravenna die Errichtung eines Erzbistums in Magdeburg, wo der König schon 937 das reich ausgestattete Benediktinerkloster zu St. Petrus und Moritz gestiftet hatte, und schon im December desselben Jahres wurde Adalbert als erster Erzbischof dort eingesetzt. Am gleichen Tage noch weihte dieser für das Slawenland die drei neuen Bischöfe von Merseburg, Zeitz und Meißen als seine Suffragane (Untergebene), wie denn auch Brandenburg und Havelberg ihm unterstellt wurden, während Oldenburg bei Bremen verblieb. Um dieselbe Zeit (968) gelang es auch für Polen, zu Posen ein Bistum zu errichten, nachdem Herzog Mieczyslaw (Miesko) dank den Bemühungen seiner christlichen Gattin Dombrawa von Böhmen, sich entschlossen hatte, die Taufe zu nehmen (965). Auch dies Stift stand unter Magdeburg und damit unter deutschem Einfluß. Dagegen war eben jener Adalbert von Magdeburg, der 961 als Bischof nach Rußland zur Großfürstin Olga von Kiew gegangen war, schon 962 unverrichteter Sache zurückgekehrt. So wenig nun auch damals von einer vollkommenen Durchführung etwa fester Pfarrsprengel die Rede sein kann, so haben doch diese deutschen Geistlichen unter den schwierigsten Verhältnissen und mit den einfachsten Mitteln in dürftigen hölzernen Kirchen nicht nur mit hingebender Treue, sondern auch mit gutem Erfolge gearbeitet und auch Bischöfe wie Boso von Merseburg die Mühe nicht gescheut, das Slawische zu erlernen, um dem Volke in seiner Muttersprache predigen zu können.

Ottos I. Römerzüge. Je größer die Bedeutung war, die Otto I. der Kirche und ihrer geistlichen wie politischen Aufgabe beimaß, desto notwendiger

mußte es ihm scheinen, auch auf ihre Oberleitung, das Papsttum, den entscheidenden Einfluß zu gewinnen und das höchste Amt der Kirche der unwürdigen Knechtschaft der römischen Adelsparteien zu entreißen; denn ohne Roms Einwilligung konnte er neue kirchliche Organisationen nicht schaffen und jeden Konflikt, der seine Bischöfe vor die Wahl zwischen der Treue gegen den König und den Papst gestellt hätte, mußte er vermeiden. Das alles aber war nur möglich, wenn er das Kaisertum an sich nahm, und dies bedeutete nur dann etwas, wenn seine Herrschaft über Italien eine Wahrheit wurde. Zu der Macht, welche allezeit, und namentlich seit Karl dem Großen, die Idee des römischen Imperiums auf die Deutschen ausgeübt hatte, traten die zwingendsten Erwägungen einer hochgespannten, an den gewaltigsten Aufgaben arbeitenden Staatskunst: die viel gescholtenen Römerzüge ergaben sich für Otto aus der deutschen Verfassung und Politik, die römische Kaiserkrone war der Schlußstein seines Staatsgebäudes.

Der zweite Römerzug. Auf dem päpstlichen Stuhle saß damals ein junger Wüstling, Johann XII., ein Enkel Marozias. Von Berengar bedroht, der während des Bürgerkrieges in Deutschland seine Lehnspflicht gebrochen hatte und auch durch einen Feldzug Ludolfs († 6. September 957) nicht zum Gehorsam zurückgeführt worden war, rief der Papst selber jetzt aufs dringendste die Hilfe König Ottos an. In Worms beschlossen darauf die deutschen Edlen die Heerfahrt und erkannten zugleich Adelheids Sohn Otto (II.) als Nachfolger des Vaters an,
961. worauf dieser in Aachen die Krone empfing (26. Mai 961). Als Ottos Heersäulen über den Brenner in Italien einrückten, fanden sie keinen Widerstand, denn Berengar wurde von den meisten seiner Anhänger verlassen. Nachdem Otto I. durch seine Gesandten dem Papst persönlichen Schutz und die Zurückgabe der kirch-
962. lichen Besitzungen zugesichert hatte, zog am 31. Januar 962 der große Sachsenkönig, der Nachkomme des trotzigen Heiden Widukind, als Erbe Karls des Großen und der römischen Cäsaren unter dem Jubel des Volkes feierlich in Rom ein, am 2. Februar empfing er im St. Peter mit seiner Gemahlin Adelheid aus den Händen des Papstes die Kaiserkrone. In dem berühmten Privilegium Ottonianum vom 13. Februar wurden darauf die Bestimmungen von 824 über die Papstwahl (s. S. 178) wiederholt, Klerus und Volk von Rom sogar eidlich darauf verpflichtet, aber auch die weltlichen Beamten des Papstes unter die Aufsicht kaiserlicher und päpstlicher Kommissare gestellt. Dazu empfing der Kaiser die Genehmigung seiner beabsichtigten kirchlichen Gründungen im Wendenlande. Als während des Königs Aufenthalt zu Pavia der Papst wieder unzuverlässig sich zeigte, sogar die Ungarn zu einem Einfalle in Deutschland aufhetzte und Berengars Sohn Adalbert herbeirief, da erschien der Kaiser zürnend abermals in Rom und zwang die Römer zu dem Gelöbnis, niemals einen Papst zu wählen ohne kaiserliche Zustimmung (November 963). Darauf ließ er durch eine Synode Johann XII. entsetzen (4. December) und an seiner Stelle Leo VIII. wählen, den er nun aufrecht erhielt, auch als ein Aufstand zu gunsten Johanns gegen ihn ausbrach. Inzwischen war auch Berengar bezwungen und als Staatsgefangener nach Deutschland gebracht worden. Mit der höchsten Würde geschmückt und zugleich als Herr,

nicht als Diener des Papsttums anerkannt, kehrte Otto zu Anfang des J. 965 965.
über die Alpen zurück; der starke Wille und der sittliche Ernst des deutschen Königs hatten zum Heile der Christenheit über die römische Zuchtlosigkeit gesiegt.

Der dritte Römerzug. Doch eine feste Gewalt über Rom zu begründen hatten sie nicht vermocht. Ein neuer Aufstand gegen Johann XIII., Leos Nachfolger, rief den Kaiser schon 966 wieder nach Italien. Er warf ihn blutig zu 966.
Boden, doch dieselben Schwierigkeiten, die der Anerkennung des abendländischen Kaisertums zur Zeit Karls des Großen von Seiten Ostroms sich entgegengestellt hatten, begegneten auch ihm. Die Gesandtschaft Liudprands von Cremona an Kaiser Nicephorus scheiterte am Hochmute der Byzantiner und dem nicht minder schroffen Stolze des Lombarden; erst als Nicephorus 969 gestürzt worden war, bewilligte sein Nachfolger Johannes Tzimisces mit der Anerkennung der Kaiserwürde Ottos auch die Hand der Prinzessin Theophano für dessen Erben Otto (II.), der bereits zu Weihnachten 967 zum Kaiser gekrönt worden war, doch gegen den Verzicht auf Apulien, Calabrien und Salerno (972). 972.

Ottos I. Persönlichkeit. So schloß Ottos Regierung mit einem großartigen Ergebnis. Er hatte die deutschen Stämme unter einer ihrer Kultur entsprechenden Verfassung geeinigt, die deutsche Kirche in dieselbe eingefügt, ohne daß diese ihre innere Selbständigkeit geopfert hätte, jeden Anspruch der westfränkischen Karolinger abgewehrt und die Herrschaft über das Slawenland errungen; er hatte weiter Italien sich unterworfen, das Kaisertum und den maßgebenden Einfluß auf das Papsttum erworben, damit auch den Vorrang vor allen abendländischen Völkern für die Deutschen gewonnen. Ein froher Schwung durchdrang wieder die Geister; eifrig widmete die deutsche Geistlichkeit sich der Mission unter den Heiden, Geschichtschreibung und Dichtung erhoben sich aus langer Erstarrung unter dem Glanze dieser Thaten und dieses sächsischen Hofes. Sie haben uns auch das Bild dieses Königs bewahrt, des einzigen im deutschen Mittelalter, der nach Karl den Namen des Großen getragen hat. Auch er war ein Herr, wie ihn diese stolzen waffenfrohen Deutschen verlangten, eine mächtige Reitergestalt von breiter Brust, auf starkem Nacken das große Haupt mit schon ergrauendem, spärlichem Haar, aber gegen die alte fränkische Sitte mit lang bis auf die Brust herabwallendem rötlichblondem Barte, im frischen, wettergefärbten Antlitz ein Paar feuriger Augen, die in der Erregung Blitze zu schießen schienen. Von Gemüt freundlich und freigebig, ein treuer Gatte und ein liebevoller Vater, besaß er doch die Natur des Löwen, und auch seine Kinder bangten vor seinem Zorn, aber mit der bedächtigen Energie seines Stammes wußte er sich zu beherrschen; er verzieh leicht und glaubte schwer an Beleidigungen. Denn dieser Sachse war vor allem auch ein ehrlich frommer Mensch, von reiner Sittlichkeit und ohne eine Spur von der Sinnlichkeit seines großen fränkischen Vorgängers. Seine Würde faßte er als eine ihm von Gott verliehene auf; er pflegte stets zu fasten, ehe er die Krone aufs Haupt setzte. Und er fühlte sich durchaus als Deutscher, vielleicht noch mehr als Karl der Große. Stets trug er die heimische Tracht, er liebte deutsches Waffenspiel und deutsche Jagdlust in den Buchenwäldern Thüringens und

des Harzes. Am liebsten sprach er sein Niedersächsisch, auch wenn er etwa behaglich an der Tafel eines oberdeutschen Bischofs saß, doch verstand er auch Slawisch und Romanisch und hatte noch im reiferen Alter Lateinisch lesen gelernt. So hat ihn ein Sachse, der Mönch Widukind von Corvey, seinen Landsleuten geschildert.

In Sachsen, wo er am liebsten weilte, ist Otto auch gestorben. Noch hatte er zu Anfang d. J. 973 zu Quedlinburg in glänzender Versammlung die Großen Sachsens mit den Fürsten der Polen und Böhmen, den Gesandten der Ungarn und Bulgaren um sich vereinigt, die den großen Herrn des Abendlandes huldigend begrüßten, aber der jähe Tod seines treuen greisen Kampfgenossen Hermann
973. Billung (27. März 973) erschütterte ihn tief. Er ging nach Memleben, wo sein Vater gestorben war; dort verschied er an einem Schlaganfall am Tage nach seiner Ankunft, am 7. Mai 973, erst 61 Jahre alt. Später wurde seine Leiche im Dome zu Magdeburg, seiner Lieblingsstiftung, beigesetzt. Hier ist ihm ein paar Jahrhunderte später, um 1290, das noch heute stehende Reiterstandbild errichtet worden.

Otto II. und Heinrich von Bayern. Der Thronwechsel vollzog sich so ruhig, wie in einer altbefestigten Erbmonarchie. Aber diese Staatsordnung ließ sich nur durch fortwährende Kämpfe und Anstrengungen behaupten, da sie nicht auf einer lebendigen Staatsgesinnung, sondern auf einer beständigen Ausgleichung landschaftlicher, ständischer und persönlicher Interessen durch eine herrschende Persönlichkeit beruhte. Für diese Aufgabe schien der Nachfolger Otto II. (973—983), obgleich erst 18 Jahre alt, wohl ausgerüstet. In dem Gefühl seiner künftigen Würde erzogen, hatte er auch eine litterarische Bildung empfangen, die dem Vater gefehlt hatte; aber wie es seine Jugend mit sich brachte, entbehrte er noch der Festigkeit und Stätigkeit des Willens und räumte seiner Mutter Adelheid wie seiner feingebildeten und energischen Gemahlin Theophano mehr Einfluß auf seine Entschlüsse ein, als sie Otto I. jemals irgendwem gestattet hatte. Es mag damit zusammenhängen, daß bei Otto II. die Idee des Kaisertums die des deutschen Königtums sehr bald überwog; trug er doch schon seit seinem zwölften Jahre den Kaisertitel. Zunächst freilich blieb ihm keine Zeit an Italien zu denken. Dann abermals verband sich eine Spaltung in der königlichen Familie mit dem unausgeglichenen Gegensatze der Stämme zu einer Erschütterung der bestehenden Ordnung. Der nach Bayern verpflanzte Zweig des sächsischen Hauses verfolgte bereits eine durchaus dynastische Politik und suchte unter Leitung Judiths, der Witwe Herzog Heinrichs (I.), seinen Einfluß auch über Schwaben auszudehnen, indem die schöne und begabte Herzogstochter Hedwig mit dem schon bejahrten Herzog Burkard II. sich vermählte. Aber ihre Hoffnung, nach dessen kinderlosem Tode (November 973) die Würde des Gemahls behaupten und etwa auf einen zweiten Gemahl übertragen zu können, schlug fehl; Otto II. beließ ihr zwar die ausgedehnten Erbgüter des Hauses, doch die Herzogswürde übertrug er an Otto, den Sohn seines Stiefbruders Ludolf. Dadurch gereizt, bereitete der junge Bayernherzog Heinrich II. (später der Zänker genannt), von seiner Mutter und seinem Erzieher Bischof Abra-

ham von Freising geleitet, im Bunde mit den Herzögen von Böhmen und Polen eine Erhebung vor, welche ihn selbst auf den Thron bringen sollte. Rechtzeitige Entdeckung vereitelte zunächst den Anschlag; Otto II. verwies den Herzog nach Ingelheim, den Bischof nach Corvey, mußte aber davon absehen, auch die Herzöge von Böhmen und Polen zur Rechenschaft zu ziehen, weil inzwischen König Harald von Dänemark den Grenzwall der Mark Schleswig durchbrach und in Holstein einfiel. Gegen ihn sich wendend, erstürmte Otto II. im Herbst 974 das 974. Danevirke und zwang Harald abermals zur Anerkennung der deutschen Oberhoheit. Dagegen führte sein Zug nach Böhmen nicht Boleslaws II. Unterwerfung herbei (975), und Herzog Heinrichs Flucht aus Ingelheim entzündete nun wirklich den Bürgerkrieg in Bayern, da der Klerus und ein Teil des Adels auf des Königs Seite trat. Im raschen Zuge kam im Juli 976 der Kaiser heran, nahm Regens- 976. burg und ließ hier durch Spruch seiner Edlen den Herzog Heinrich seiner Würde entsetzen und den Bann über ihn und 28 seiner Anhänger verhängen.

Doch dabei blieb es nicht. Die gewaltige Ländermasse, die seit den Tagen der Agilolfinger unter dem Herzogtum gestanden, wurde aufgelöst, das erste Beispiel dieser Art und der Ursprung zugleich der Selbständigkeit der späteren österreichischen Gebiete. Die Mark Karentanien (Steiermark, Kärnten, Krain) mit Istrien und den oberitalienischen Gebieten wurde zu einem selbständigen Herzogtum Kärnten erhoben und an Heinrich den Jüngeren, einen Sohn des Arnulfingers Berthold, übertragen. Die Mark Österreich blieb zwar in der alten Verbindung mit Bayern; indem aber hier mit Luitpold ein hochbegabtes Geschlecht schwäbischen Ursprungs, die sogenannten Babenberger, die Verwaltung übernahm und in erblichem Besitz zu behaupten wußte, während die Inhaber des Herzogsamtes in Bayern und Kärnten beständig wechselten, gewann diese Ostmark bald eine thatsächlich selbständige Stellung. Auch die Mark auf dem Nordgau wurde vom Herzogtum getrennt. Was von diesem übrig blieb, das Kernland des bayerischen Stammes, fiel an Otto von Schwaben. Ein Feldzug nach Böhmen 977 zwang dann auch Boleslaw zur Unterwerfung. Auch eine abermalige Er- 977. hebung Heinrichs, die diesmal sogar durch Heinrich von Kärnten unterstützt wurde, änderte nichts an diesem Ergebnis. Zwar nahm der letztere Passau, allein schon im September 977 nötigte Otto II. die Stadt wieder zur Übergabe, wobei sie von seinen Truppen fast völlig zerstört wurde, und entsetzte die Aufständischen ihrer Ämter.

Mission und Kolonisation im Südosten. Nach solchen Erfahrungen war es doppelt begreiflich, wenn der Kaiser die bayerische Kirche, die ihm im ganzen treue Ergebenheit bewiesen, möglichst zu stärken suchte. Das Erzbistum Salzburg empfing i. J. 977 die Bestätigung aller seiner umfänglichen Besitzungen und Ansprüche in den östlichen Marken, das Bistum Passau zur Entschädigung für die schweren Verwüstungen, die es im letzten Bürgerkriege erlitten, aus den Gütern des Herzogs Heinrich Ennsburg mit einem großen Landkomplex in der Nähe, Regensburg einen noch bedeutenderen bei Wieselburg an der Erlaff. Aufs deutlichste tritt dabei hervor, wie die bayerische Kirche Front nach Osten machte, wie sehr sie ihrer Aufgabe, die Landschaften dort für

die deutsch-christliche Gesittung zu gewinnen, eingedenk war. Die großartigsten Pläne wurden damals in der Bischofspfalz zu Passau erwogen. Von hochstrebendem Ehrgeiz und kirchlichem Eifer zugleich erfüllt, dachte Piligrim von Passau (971—991) daran, nicht nur die Ostmark, sondern auch ganz Ungarn seinem Krummstabe und dem Kreuze zu unterwerfen. In seinem Auftrage war schon 972 der heilige Wolfgang, nachmals Bischof von Regensburg, als Missionar nach Ungarn gegangen und Herzog Geisa hatte sich dem frommen Werke nicht abgeneigt erwiesen, hatte Ostern 973 eine Botschaft an Otto I. geschickt und den Bischof Bruno von Verden als Gesandten empfangen. Da faßte Piligrim den Plan, für sein Bistum die Rechtsnachfolge des angeblichen römischen Erzbistums Lauriacum (Lorch, s. S. 107) in Anspruch zu nehmen und ihm damit die Herrschaft über die neuentstehende Kirche Ungarns zu sichern. Das allerdings mißlang, obwohl er den Anspruch durch mehrere gefälschte Bullen älterer Päpste zu begründen suchte; nur die Anerkennung seiner bischöflichen Rechte auf die Ostmark und bedeutende Gütererwerbungen setzte er später durch. Es hängt dies aufs engste zusammen mit der allmählichen Vergrößerung der Ostmark. Noch um 979 war selbst der weiter zurückliegende Teil derselben so wenig vor ungarischen Einfällen sicher, daß Wolfgang von Regensburg zum Schutz seiner Ansiedler die Feste Wieselburg erbaute; aber siegreich schritten die deutschen Waffen vor, kurz danach wohl fiel die feste Burg Melk dem Markgrafen Luitpold in die Hände, um seitdem die Residenz der Babenberger zu werden, und bis gegen 990 war das ganze Gebiet bis zum Wiener Walde in den Händen der Deutschen, während sie nördlich der Donau zunächst bloß den Uferstrich festhielten. Nur in kirchlicher Beziehung gewannen sie hier, d. h. auf böhmisch-mährischem Boden, bestimmenden Einfluß. Für Böhmen hatte bereits Otto I. in seinen letzten Monaten im Einvernehmen mit Herzog Boleslaw und dem Papste die Gründung des Bistums Prag genehmigt, und zwar in Abhängigkeit vom Erzstift Mainz. Auch war der erste Bischof, Thietmar von Magdeburg, ein Deutscher, und der zweite, Adalbert (seit 983), zwar der Sprößling eines der mächtigsten tschechischen Geschlechter, aber in Magdeburg gebildet.

Kampf mit Frankreich. Während so im Osten die Macht Deutschlands immer weiter vordrang, behauptete sie im Westen gegenüber den unvergessenen Ansprüchen der westfränkischen Karolinger eben nur ihre Grenzen. Otto II. glaubte Lothringen gesichert zu haben, indem er Nieder-Lothringen an Karl, den Bruder König Lothars von Frankreich, übertrug, während Ober-Lothringen unter dem Herzog Friedrich stand, der mit einer Tochter des Herzogshauses von Francien, der Capetinger, vermählt war. Trotzdem brach Lothar im Juni 978 ohne Kriegserklärung und so überraschend in Lothringen ein, daß er Aachen ohne Schwertstreich besetzte und Otto selbst mit Mühe dem heimtückischen Überfall entrann. Aber wenige Wochen später beschlossen die deutschen Edlen zu Dortmund den Feldzug gegen Frankreich, und im Oktober 978 führte Otto ein Heer
978. von 60,000 Mann bis vor Paris, das er, um den Montmartre sich lagernd, eng einschloß. Die schon weit vorgeschrittene Jahreszeit nötigte ihn freilich sehr

bald wieder zum Abzuge, aber im Sommer 980 stellte eine persönliche Zusammenkunft mit Lothar zu Chiers den Frieden auf der Grundlage der alten Grenzen wieder her.

Otto II. in Italien. In demselben Jahre noch stieg Otto über die Alpen nach Italien hinab. Im nördlichen und mittleren Teile des Landes standen die Ordnungen Ottos I. noch fest; nur in Rom hatte eine Adelspartei den kaiserlich gesinnten Papst Benedikt VII. verjagt. Anders im Süden. Hier berührten sich, seitdem die Araber Siciliens sich bemächtigt hatten, die drei großen Weltmächte des Zeitalters, das deutsch-italienische Reich, hier zunächst durch Pandulf den Eisenkopf, Herzog von Benevent und Spoleto, vertreten, Byzanz als Herrin von Apulien mit Calabrien, von Neapel, Salerno und Amalfi, und die Araber, ohne zu einem festen Verhältnis zu einander gelangen zu können, da jede Macht Ansprüche erhob, welche die beiden anderen bestritten. Ebendamals hatte der Statthalter der Fatimiden auf Sicilien, Abul-Kasem, den Angriff auf das christliche Italien lebhaft eröffnet (seit 976). Es schien eine würdige Aufgabe für den Kaiser, diesen Konflikten und Bedrohungen durch die Eroberung des byzantinischen Süditalien und des arabischen Sicilien ein für allemal ein Ende zu machen. Auch die Deutschen, insbesondere die Bayern und Schwaben, entbot Otto von seiner Sommerpfalz in den Marserbergen aus zu diesem Feldzuge, nachdem er zu Ostern 982 Benedikt VII. ohne Schwierigkeit nach Rom zurückgeführt 982.
hatte. Der Anfang war glückverheißend, obwohl angesichts seiner Rüstungen Byzanz mit den Arabern sich verbündete; er nahm Bari und Tarent und erfocht südlich von Cotrone bei Kap Colonne einen Sieg über die Araber, den Abul-Kasems Tod zu einem entscheidenden zu machen schien. Aber als in der Hitze eines süditalienischen Sommers sein Heer allzu sorglos die Küstenstraße am Golfe von Tarent weiter südwärts verfolgte, da wurde es am 13. Juli 982, eingeklemmt zwischen Gebirge und See, von den plötzlich aus den Thälern herausbrechenden Arabern angefallen und völlig zersprengt. In abenteuerlicher Flucht entkam der Kaiser selbst nach Rossano, aber die Blüte des deutschen und italienischen Adels, „die Zier des blonden Germanien", deckte das Schlachtfeld, und traurig schrieben jenseits der Alpen die Mönche in die Totenbücher ihrer Klöster die Namen der Edlen ein, die fern von der Heimat am blauen Südmeer für die weltumspannende Politik ihres Königs verblutet waren.

Der Slawenaufstand und Ottos II. Tod. Der Ruf der deutschen Unbesiegbarkeit war aufs schwerste erschüttert, keineswegs freilich der Zusammenhang des Reiches, das Otto der Große geschaffen hatte. Wetteifernd vielmehr eilten die Edlen Italiens und Deutschlands, selbst die fernen Sachsen, zum Reichstage nach Verona, wohin sie Otto II. auf den Juni 983 berief; wie in ein ein- 983.
heitliches Reich erschienen beide Länder verschmolzen. Hier wurde des Kaisers erst dreijähriger Sohn Otto (III.) allgemein als König, seine Großmutter Adelheid als Stellvertreterin des Kaisers in Italien anerkannt. Eifrige Rüstungen begannen zur Erneuerung des arabischen Krieges; zugleich wurde Venedig, wo damals die byzantinische Partei die Oberhand gewonnen hatte, von der Landseite

her, freilich vergeblich, eingeschlossen. Da traf den Kaiser aufs schwerste eine erschütternde Kunde. Während seine Macht in Deutschland wie in Italien die Feuerprobe einer großen Niederlage bestand, brach sie im Wendenlande jenseits der Elbe zusammen. Die Härte des Markgrafen Theodorich von der Nordmark hatte die Slawen erbittert, die Aufhebung des Bistums Merseburg und die Verteilung seiner Besitzungen unter Magdeburg, Meißen und Zeitz, welche Otto II. aus ganz persönlichen Gründen verfügte (981), hatte die von Otto I. geschaffene kirchliche Organisation des Wendenlandes erschüttert und eine tiefe Spaltung in der sächsischen Geistlichkeit hervorgerufen, die in dieser Maßregel einen Frevel gegen den heiligen Laurentius erblickte und den Zorn des Himmels fürchtete. Sie schien Recht zu behalten, denn schweres Unheil brach wirklich herein. Unter dem Eindrucke der italienischen Niederlage erhoben sich zuerst die Wenden in der Nordmark. Am 29. Juni 983 überfielen und zerstörten sie Havelberg, drei Tage später Brandenburg. So jäh war der Ausbruch der Empörung, daß Markgraf Theodorich mit den Vasallen keinen Widerstand leistete, sondern über die Elbe zurückwich. Kurz danach verbrannte der Abotritenfürst Mistiwoy Hamburg, plünderten tschechische Haufen Zeitz. Nun wurden die Aufständischen allerdings, als sie gegen die Elbe vorgingen, von dem rasch aufgebotenen Heerbanne der Sachsen an der Tanger zurückgewiesen, aber die Wiedereroberung des Verlorenen versuchte man nicht. Das mühsame Werk Ottos I. war zur einen Hälfte vernichtet, zur anderen gefährdet; wieder begannen längs der Elbe die Greuel des Grenzkrieges und das slawische Heidentum erhob aufs neue sein Haupt. Diese Nachrichten verschlimmerten ein Leiden, das Otto II. befallen hatte, als er von Ravenna nach Rom ge-
983. gangen war. Schon am 7. December 983 machte es eben dort seinem Leben ein frühes Ende. In Rom, wo er gestorben war, fern von der sächsischen Heimat, fand Otto II. seine Ruhestätte, und zwar in der Vorhalle der Peterskirche, von welcher nachmals seine Gebeine in die Vatikanischen Grotten unter der heutigen Peterskirche übertragen worden sind.

Der Streit um die Vormundschaft Ottos III. Als die Todesnachricht nach Deutschland gelangte, hatte der junge Otto III. soeben zu Weihnachten 983 nach der Anordnung des Vaters die Krone aus der Hand der Erzbischöfe von Mainz und Ravenna, den Vertretern des deutschen und italienischen Reiches, zu Aachen empfangen. Wer aber sollte jetzt die schwere Aufgabe übernehmen, an seiner Stelle eine Politik zu leiten, die nach allen Richtungen hin im Kampfe stand? Zunächst hielt sich der nächste männliche Anverwandte dazu berechtigt, der frühere Herzog Heinrich von Bayern, und er sah sich in diesem Bestreben nicht nur von Böhmen und Polen, seinen alten Bundesgenossen, sondern, was mehr bedeutete, auch durch die Erzbischöfe von Köln, Trier und Magdeburg unterstützt, ja der erstere übergab ihm den jungen König. Da dachte er daran, sich selbst die Krone aufs Haupt zu setzen, und umgab sich in Sachsen bereits mit königlichem Prunk. Doch aufs entschiedenste sprach sich der erste Bischof des Reiches, Willigis von Mainz, für die Rechte Ottos III. aus; er hielt Franken und Schwaben auf seiner Seite und auch der sächsische Adel erklärte sich in seiner

Mehrheit für ihn, nicht minder Bayern. Auch daß Erzbischof Adalbero von Reims mit dem hochberühmten Vorsteher seiner Klosterschule Gerbert sich eifrig für Otto verwandte, wirkte auf die Haltung Lothringens wie auf Lothar von Frankreich ein. So bequemte sich endlich Heinrich auf dem Tage zu Rohrheim bei Meiningen im Juni 984, seinen Ansprüchen zu entsagen und den jungen König auszuliefern, allerdings gegen die Zusicherung, daß er Bayern zurückerhalten werde; dies Versprechen wurde ihm trotz des Widerstandes, den der bisherige Inhaber der Herzogsgewalt, Heinrich der Jüngere, entgegensetzte, schon i. J. 985 erfüllt. Der letz- 985.
tere blieb also auf Kärnten und Verona beschränkt, bis nach seinem Tode 989 auch die Verwaltung dieser Gebiete an Heinrich überging, der sie nun energisch und umsichtig leitete. Der Ausgang des Streites war somit ein Sieg der Reichsidee, aber er bewies auch die steigende Macht der deutschen Bischöfe.

Theophanos Regentschaft. Die neue Regentin, die jugendliche Witwe Ottos II. Theophano, hat ihre gewaltige Aufgabe mit Kraft und Einsicht, wenn auch nicht immer mit Erfolg angegriffen. Als Griechin wenig populär, hat sie doch niemals irgend einen deutschen Anspruch zu gunsten ihrer Heimat aufgegeben und die Vorwürfe nicht verdient, welche deutsche Zeitgenossen ihr oft genug machten. Es galt vor allem, das schwer erschütterte Ansehen Deutschlands im Norden und Osten wieder herzustellen. In Dänemark hatte eine heidnische Reaktion schon 983 unter blutigen Kämpfen Sven auf den Thron gehoben, den deutsch- und christenfreundlichen Harald gestürzt, der kurz danach auf Bornholm durch den Meuchelschuß Palnatokes fiel (1. November 985). Das alte Wikingertum lebte von neuem auf. Da waren auch die neugegründeten Bistümer Odense und Aarhus ganz eingegangen, die übrigen bestanden höchstens dem Namen nach noch fort. Im größten Teile des Wendenlandes war die deutsche Herrschaft und mit ihr die Kirche zusammengebrochen und jede Spur des Christentums jenseits der Elbe vertilgt, selbst die Mark Meißen hatten die Böhmen in Besitz genommen und den Bischof verjagt. Hier griff Theophano entschieden ein. Wenngleich ein Feldzug gegen die Wenden der Nordmark i. J. 985 fruchtlos blieb, so gelang es doch, 986/87 Meißen wieder zu erobern, das fortan Markgraf Eckard mit eiserner Faust schirmte. In Böhmen selbst erwies sich das Heidentum in Sitte und Glaube so zäh, daß Adalbert, an seiner Aufgabe verzweifelnd, 989 sein Bistum verließ, um nach Jerusalem zu pilgern; doch erkannte der Herzog Boleslaw 990 wenigstens die deutsche Hoheit wieder an. In Italien war diese überhaupt nicht erschüttert worden. Dort waren im Norden die Bischöfe seit Otto I., wie es dessen Politik entsprach, nicht nur mit den königlichen Einkünften in den Städten, sondern auch mit der Grafengewalt ausgestattet und Lehnsherren des weltlichen Adels, daher die festeste Stütze des Kaisertums, während in Tuscien Herzog Hugo es kräftig vertrat. Nur in Rom stand seine Macht auf unsicherer Grundlage. Hier war Johann XIV. im August 984 gestürzt und ermordet worden, die Regierung in die Hände eines Adelshauptes, des Johannes Crescentius, übergegangen, der sich den Titel eines Patricius beilegte und den neuen Papst Johann XV. nur als sein Werkzeug behandelte. Als indes Theophano

988 selbst nach Italien kam, fanden ihre Vertreter im Kirchenstaate überall Gehorsam, sie residierte zeitweilig in Rom wie in Ravenna und übte als „Imperator" die kaiserlichen Rechte im eigenen Namen aus.

Auch mit der Gestaltung der Verhältnisse in **Frankreich** konnte sie im
987. wesentlichen zufrieden sein. Mit Ludwigs V. Tod am 21. Mai 987 erlosch der Mannesstamm der westfränkischen Karolinger bis auf die in Nieder-Lothringen regierende Nebenlinie (s. S. 217). Ohne auf diese Rücksicht zu nehmen, erhob der französische Adel im Juni 987 zu Compiègne den alten Nebenbuhler der Karolinger, Herzog **Hugo Capet** von Francien, auf den Thron, den er nun gegen die vom Erzbischof Arnulf von Reims, einem Karolinger, energisch unterstützten Ansprüche Karls von Lothringen behauptete. Für **Deutschland** war die Erhebung der Capetinger unzweifelhaft ein Vorteil. Denn nicht nur war ihre Königsgewalt außerhalb ihres Herzogtums Francien zunächst eine rein nominelle, also eine weit beschränktere als die der Karolinger, sondern es verschwand mit diesem Hause auch der Erbanspruch, den es mindestens auf Lothringen behauptet hatte.

991. **Ottos III. Anfänge.** Als Theophano am 15. Juni 991 fern von ihrer sonnigen griechischen Heimat in der Kaiserpfalz von Nymwegen aus dem Leben schied, übernahm die Regierung Ottos III. Großmutter Adelheid, beraten von Erzbischof Willigis, den Herzögen Bernhard von Sachsen, Konrad von Schwaben, Heinrich von Bayern und dem Markgrafen Eckard von Meißen. Auch ihr gelang es nicht trotz mehrerer Feldzüge, an denen mehrfach auch der junge König teilnahm, die Wenden niederzuwerfen (991/96); die Slawen brachen gelegentlich sogar in Sachsen ein, und von der Nordsee her beunruhigten die Raubgeschwader der Dänen das Land, allerdings nicht, ohne energischen Widerstand an den dortigen Großen zu finden. Doch nicht auf diese Dinge war der Sinn Ottos III. gerichtet,
995. als er seit 995 die Geschäfte wenigstens der Form nach selbständig übernahm und Adelheid sich nach Kloster Seltz im Elsaß zurückzog.

Der Sohn Theophanos war keineswegs in griechischer Umgebung aufgewachsen — der Grieche Johannes von Calabrien unterrichtete ihn nur in den ersten Jahren (bis 988) —, vielmehr in Sachsen und von sächsischen Männern erzogen worden, dem Grafen Hoiko und dem kunstverständigen Bernward, der dann 993 den bischöflichen Stuhl von Hildesheim bestieg. Doch das stolze Bewußtsein, ein Abkömmling der byzantinischen Kaiser und der Enkel einer Fürstin zu sein, welche die Königskrone Italiens seinem Geschlechte zugebracht hatte, beherrschte ihn früh weit mehr als die Erinnerung an seinen Urgroßvater, den Sachsenherzog Heinrich, und was von litterarischer Bildung in die Seele des hochbegabten Knaben drang, das waren doch auch nicht deutsche, sondern römische Gedanken. Kein Wunder, daß er sich weit mehr als römischer Kaiser, wie als deutscher König fühlte. Seine „sächsische Roheit" wollte er mit „griechischer Feinheit" vertauschen, war er doch „Grieche von Geburt, Römer durch die ihm übertragene Herrschermacht", wie Gerbert von Reims ihn nannte. Sein erster selbständiger politischer Gedanke war deshalb der Römerzug. Von Regensburg aus wie zu einer frommen Pilgerfahrt im Februar
996. 996 aufgebrochen, überschritt er den Brenner und empfing zu Ostern in Verona die

Huldigung der lombardischen Großen. In Rom, wo sich Crescentius ohne Gegenwehr unterwarf, erhob er, da eben Johann XV. gestorben war, einen nahen Verwandten, Bruno, den Sohn Ottos, des Herzogs von Kärnten und Enkel jenes Konrad, der bei Augsburg fiel, als Gregor V. auf den päpstlichen Stuhl (996—999), den ersten Deutschen, der die Tiara trug, und wurde von ihm am 21. Mai 996 zum Kaiser gekrönt.

Papsttum und Kaisertum. Ein merkwürdiger Augenblick, der das Größte, insbesondere für Deutschland, zu versprechen schien! Zwei junge Deutsche standen an der Spitze der abendländischen Christenheit, der eine als Kaiser, der andere als Papst, beide schon durch ihre Abkunft zu einträchtigem Wirken verbunden. Doch in jenem echtdeutschen, ebenso großartigen wie verhängnisvollen weltbürgerlichen Idealismus fühlten sich beide nicht als Deutsche. Der eine wollte ein Kaisertum aufrichten, das über den Nationen schwebte, wie es weder das römische noch das Karolingische jemals gewesen war, denn beide hatten auf der Vorherrschaft eines Volkes beruht, der andere strebte die abendländische Kirche der straffen Herrschaft des Papsttums zu unterwerfen. Zum erstenmale seit der Karolingerzeit und viel nachdrücklicher als damals gewannen Ideen Gewalt über das Papsttum, die nicht in Italien, sondern in Frankreich erwachsen und jetzt eben dort zur kräftigsten Entfaltung gediehen waren. Das Kloster Cluny in Ober-Burgund, schon i. J. 910 gegründet und direkt unter Rom gestellt, hatte anfangs nur die Durchführung der strengsten mönchischen Zucht bis zur Vernichtung der Persönlichkeit, unter Majolus (948—994) schon die monarchische Zusammenfassung des Mönchtums mit Glück erstrebt, so daß damals 37 Klöster in Frankreich und Burgund, zur „Kongregation der Cluniacenser“ zusammengeschlossen, in ihm ihr Oberhaupt sahen. Jetzt übertrug der Abt Odilo (994—1048) diese Ideen auf die Kirche überhaupt. Er wollte also im Sinne der pseudoisidorischen Dekretalen sie der strengen Leitung des Papsttums unterwerfen und von jedem weltlichen Einflusse befreien. Das hatte Odilo schon in den schroffsten Widerspruch mit den französischen Bischöfen gebracht, denen er die Oberaufsicht über die Klöster seiner Kongregation rechtswidrig zu entziehen suchte, aber er fand warme Unterstützung bei der Kaiserin Adelheid und jetzt vor allem bei Gregor V., dessen hierarchische Ideen den seinigen entsprachen. Wirklich unterwarf sich ihm die französische Kirche, Gisilher von Magdeburg wurde wegen der Aufhebung des Bistums Merseburg vorgeladen, des Papstes Autorität auch in Spanien und Afrika widerstandslos anerkannt.

Cluniacenser war nun Otto III. nicht und konnte es auch gar nicht sein, da sein universales Kaisertum mit diesem Papsttum sich grundsätzlich nicht vertrug. Allein er war nun auch wieder so ganz und gar von kirchlichen Anschauungen durchdrungen, daß er den Cluniacensischen Ideen innerlich unfrei gegenüberstand. Ein hochgespannter asketischer Mysticismus, der im Verzicht auf alles Irdische, in der Ertötung des Fleisches sein Ziel sah und in dem weit verbreiteten Glauben vom Nahen des jüngsten Gerichts (i. J. 1000) eine besondere Stütze fand, hatte sich in Italien ausgebreitet, meist von Einsiedlern vertreten, wie Nilus von Cala-

brien und Romuald von Ravenna, und war auch schon in Rom, z. B. im Kloster des heiligen Bonifacius und Alexius auf dem Aventin, heimisch geworden. Hier erfaßte dieser Geist auch jenen Adalbert von Prag, der verzweifelnd seiner halbheidnischen böhmischen Heimat den Rücken gekehrt hatte und als Mönch dort eingetreten war. Jetzt umstrickte seine tiefschwärmerische Seele den jungen Kaiser mit unwiderstehlicher Gewalt. Als Otto im August 996 nach Deutschland zurückging, begleitete ihn Adalbert; dann aber begab dieser sich nach Polen, fuhr unter dem Schutze des Herzogs Boleslaw die Weichsel hinab und fand am preußischen Strande, vielleicht in Samland, was er suchte, den Tod des Märtyrers unter den
997. Speeren der Heiden (23. April 997). Von dieser Kunde aufs tiefste ergriffen gab sich Otto III. leidenschaftlichen Bußübungen hin und suchte überall das Andenken des heiligen Mannes auszubreiten. Und doch beherrschte diesen Weltflüchtling gleichzeitig die Idee des weltherrschenden Kaisertums, freilich eines kirchlichen Kaisertums, um so stärker, als er damals eben Gerbert von Reims, der ganz von solchen Anschauungen erfüllt war, zu sich nach Magdeburg als seinen Lehrer berufen hatte. Dahinter trat die nächste Aufgabe, die Wiederherstellung der deutschen Herrschaft und Kirche im Slawenlande, so völlig zurück, daß er nach einem kurzen Sommerfeldzuge i. J. 997 die Slawen sogar bis Lüneburg vordringen ließ. Mit unwiderstehlicher Gewalt trieb es ihn nach Rom. Dorthin rief ihn auch Gregor V., denn wieder einmal hatte sich der römische Adel gegen das Papsttum erhoben, der jüngere **Crescentius** hatte Gregor vertrieben und Johann XVI.
998. als Gegenpapst eingesetzt. Als aber im Februar 998 Otto III. nach mühseligem Wintermarsch mit deutschen Truppen vor Rom erschien, hielt nur die Engelsburg einige Zeit Stand, bis Markgraf Eckard von Meißen sie zur Ergebung zwang. Auf ihrer Höhe ließ der Kaiser Crescentius enthaupten und neben dem Galgen, an dem man dann seine Leiche hing, zwölf seiner Anhänger ans Kreuz schlagen (29. April 998). Der Papst, den deutsche Reiter in der Campagna aufgespürt, wurde grausam verstümmelt, vor einer Synode seiner angemaßten Würde entkleidet und in kläglichem Aufzuge dem Pöbel zur Schau gestellt. So verband sich, echt byzantinisch, bei Otto III. barbarische Roheit mit kirchlicher Schwärmerei. Noch ließ dann Gregor V. auf einer Synode die Herstellung des Bistums Merseburg beschließen, aber schon am 18. Februar 999 starb er.

An seine Stelle trat Gerbert von Reims als **Sylvester II.** (999—1003), um nun im Bunde mit Otto III. die universalistischen Ideen beider zur vollen Ausführung zu bringen. Während der Kaiser eine Bußfahrt nach Süditalien zu Nilus in Gaeta antrat und dann bald in Rom, bald in Subiaco in seiner „Klosterpfalz" sich kasteite, arbeitete er doch zugleich eifrig an seinem Kaisertume. Rom sollte seine Hauptstadt sein; hier auf dem Aventin, angesichts der in Ruinen gesunkenen Kaiserpaläste des Palatinus, baute er sich seine Residenz. Hier herrschte byzantinischer Hofbrauch mit byzantinischer Tracht, byzantinischen Titulaturen und griechischer Sprache. Sieben römische Geistliche sollten als die ersten Beamten des kaiserlich-päpstlichen Hofes auftreten, in Civilsachen richten, den Kaiser künftig ordinieren, den Papst in Verbindung mit dem übrigen römischen Klerus wählen.

Seit Theodorich dem Großen war kein germanischer Herrscher Italiens auf römische Erinnerungen so eingegangen, wie dieser Sachse; es ist nicht zufällig, daß er auch in Ravenna gern residierte und in Pavia den Palast des Gotenkönigs prachtvoll erneuern ließ. So phantastisch nun das alles erscheint, es hat doch sehr reale Folgen gehabt, denn diese von jedem nationalen Boden losgelöste päpstlich-kaiserliche Doppelherrschaft hat die kirchliche und damit auch die politische Selbständigkeit Polens und Ungarns begründet.

Polen und Ungarn. Im Anfange d. J. 1000 ging Otto III. wieder nach 1000. Deutschland, wo der Tod der Äbtissin Mathilde von Quedlinburg, seiner Stellvertreterin (Februar 999), und der Kaiserin Adelheid (December) seine Anwesenheit nötig machten. Von Sachsen aus zog er dann über Zeitz und Meißen nach Gnesen. Hier nämlich hatte Adalberts Leiche ihre Ruhestätte gefunden und zwar durch den neuen Herzog Polens, Boleslaw I. (seit 992), den seine Landsleute mit Recht als den „Kühnen" (Chrabry) priesen, denn er zuerst hat den Gedanken eines selbständigen christlichen Polenreiches gefaßt und mit Erfolg vertreten. Nicht nur das weite Tiefland bis an die Sudeten gehorchte ihm damals, er hatte auch zum erstenmale den breiten Waldgürtel nördlich der Warthe durchbrochen und das baltische Küstenland Pommern seinem Reiche einverleibt. Jetzt kam Otto III., seine Zwecke zu fördern. Vom Herzog feierlich empfangen, erließ er diesem den bisher gezahlten Tribut und ordnete die kirchlichen Verhältnisse Polens in der Weise, daß Gnesen als Erzbistum über sieben Bistümern (darunter Breslau, Krakau und Colberg in Pommern) stehen sollte; nur Posen blieb im Verbande mit Magdeburg, sonst löste sich die polnische Kirche von der deutschen Leitung. Ganz dasselbe geschah damals in Ungarn. Hier arbeitete König Stephan der „Heilige" (995—1038) eifrig daran, seine Königsherrschaft über den unbotmäßigen Stammeshäuptlingen, die christliche Kirche dem Heidentume gegenüber aufzurichten. Papst Sylvester II. erteilte ihm mit der Krone, die er ihm i. J. 1000 übersandte, seine priesterliche Weihe als einem „Lehnsmann des heiligen Petrus" und gab die Einwilligung zur Stiftung des Erzbistums Gran. So verloren Passau und Salzburg für immer ihr altes Missionsgebiet. Trotzdem machte sich der deutsche Einfluß auf Ungarn auch nachmals stärker geltend als auf Polen. Denn Stephan vermochte den zähen Widerstand gegen seine Pläne nur zu überwinden, indem er sich auf Deutschland stützte und neben italienischen auch deutsche Kräfte heranzog. Er selbst war mit Gisela, einer Tochter Herzog Heinrichs (II.) von Bayern, vermählt, die erste Verbindung dieser Art; er nahm Scharen deutscher Edlen in seine Dienste, die dann meist im Lande blieben, er richtete seinen Staat nach deutschem Vorbilde ein. Für die Ostmark war dies friedliche Verhältnis von großem Vorteil, ebendamals schoben die deutschen Kolonisten ihre Ansiedlungen nördlich der Donau bis an die March, südlich des Stromes über die Ostabhänge des Wiener Waldes vor.

Ottos III. Ausgang. Kaiser Otto war von Polen nach Aachen gegangen und war dort in die Gruft Karls des Großen hinabgestiegen, den er als sein Vorbild verehrte und dem er doch so wenig ähnlich war, aber schon im Juni

d. J. 1000 brach er wieder nach Italien auf. Dort machte er von Rom aus nach dem Monte Gargano barfuß jene Bußfahrt zu Romuald, die er in einer noch vorhandenen Inschrift zu St. Apollinare in Classe bei Ravenna verewigte. Dann nahm er seinen Sitz in Rom. Da mußte er erleben, daß sein himmelanstrebender Reichsbau jeder Grundlage entbehrte. Mit Mühe bezwang er das empörte Tivoli; aber die Schonung, die er der besiegten Stadt erwies, trieb die neidischen Römer zum Aufstande. In seinem eignen Palast auf dem Aventin belagert, brachte er sie durch eine bewegliche Ansprache nur vorübergehend zur Be-
1001. sinnung und verließ wenige Tage später am 16. Februar 1001 mit Sylvester II. die ewige Stadt, um sie nie wieder zu betreten. Jetzt entbot er die Deutschen zum Heerzuge gegen Rom, doch sie erschienen erst gegen Ende des Jahres und nicht in der erwarteten Stärke. Denn tief verletzt durch die undeutsche Politik des Kaisers, der ihren Einfluß auf die Länder des Ostens untergrub und um die Wiederherstellung der verlorenen Herrschaft über das Wendenland sich schlechtweg gar nicht kümmerte, planten die deutschen Fürsten eine Erhebung gegen Otto. Auch Willigis von Mainz stand gegen ihn, denn in dem Streite über die bischöflichen Rechte im Kloster Gandersheim wurde sein Gegner Bernward von Hildesheim von Papst und Kaiser begünstigt, er selbst von einem päpstlichen Legaten im Juni 1001 von seinem Amte suspendiert. Den drohenden Abfall zu erleben blieb Otto zu seinem Glücke erspart, doch der Unhaltbarkeit seiner Stellung scheint er sich bewußt gewesen zu sein; im Innersten erschüttert, in seiner Gesundheit durch das italienische Klima und seine maßlosen Bußübungen geschwächt, verschied er kaum
1002. 23 Jahre alt am 23. Januar 1002 auf der Burg Paterno am Soracte angesichts des ungetreuen Rom, an dem trotz alledem seine Seele hing. Seinem letzten Wunsche gemäß führten die deutschen Herren seiner Umgebung die Leiche des Kaisers nach den Alpen der deutschen Heimat zu, aber nur mit dem Schwerte konnten sie sich in siebentägigen Kämpfen bis Verona Bahn brechen, denn Ober-Italien war schon im Aufstand. Im Chore des Münsters zu Aachen, neben Karl den Großen, wurde Otto III. beigesetzt.

Heinrichs II. Erhebung. Der Kaisertraum Ottos III. war mit seinem Tode zerstoben, die natürliche Reaktion der verletzten Nationalitäten erhob sich gegen ihn und zerriß das Reich. In Italien bemächtigte sich Harduin, Markgraf von Ivrea, der lombardischen Krone (15. Februar 1002), in Deutschland drohte die Herrschaft dem sächsischen Hause verloren zu gehen, denn in seiner älteren Linie war es mit Otto III. erloschen und das Thronrecht des jüngeren in Bayern angesiedelten Zweiges wurde keineswegs ohne weiteres anerkannt. Er wurde damals von Heinrich, dem Sohne Heinrichs (des Zänkers) und der Gisela, der Tochter König Konrads von Burgund, vertreten, der seit 995 Nachfolger des Vaters in Bayern war. Dem Sohne hatte des Vaters unruhiger Ehrgeiz eine harte Jugend bereitet. Anfangs nach dessen Sturze vom Bischof Abraham von Freisingen aufgenommen, war er dann von den Eltern zur geistlichen Laufbahn bestimmt und in Hildesheim erzogen worden; erst 985 nach Bayern zurückgekehrt wurde er nun zwar auf die Übernahme des Herzogtums vorbereitet, erfuhr aber

auch jetzt noch tiefgehenden religiösen Einfluß durch Wolfgang von Regensburg. Als Nachfolger des Vaters bewahrte er nach dessen letzter Bitte dem König unverbrüchlich die Treue, war zweimal mit ihm in Italien und nahm seine Leiche in Empfang, als sie über die Alpen kam, bemächtigte sich auch der Reichsinsignien, konnte aber die Zustimmung der deutschen Herren, die sie begleiteten, zu seiner Thronbesteigung nicht gewinnen. Vielmehr traten ihm in Herzog Hermann II. von Schwaben und in dem tapferen Markgrafen Eckard von Meißen zwei gefährliche Nebenbuhler in den Weg. Zum Glück für Heinrich fiel Eckard kurz darauf, im April 1002, durch Mord in Pöhlde, worauf Boleslaw von Polen sofort der Lausitz und Meißens sich bemächtigte; Heinrich eilte nach Mainz und wurde hier unter eifriger Förderung des Erzbischofs Willigis von den Bayern, Franken und Ober-Lothringern zum König erhoben und vom Erzbischof gegen den Brauch sofort an Ort und Stelle gekrönt (7. Juni). Aber die Anerkennung der Sachsen und ihres Herzogs Bernhard I., mit denen er dann zu Merseburg verhandelte, erlangte er nur, indem er ihr Wahlrecht und ihr altes Landesrecht bestätigte (25. Juli). Im September huldigten ihm auch die Nieder-Lothringer in Aachen, am 1. Oktober endlich auch Hermann von Schwaben zu Bruchsal.

Aufstand der Babenberger. Heinrich II. war König geworden, aber er hatte durch seine Zugeständnisse einen neuen Zug in das Königtum gebracht, der sich verhängnisvoll weiter entwickelte und schon im Beginn seiner Regierung böse Früchte trug. Unter den Edlen, die er durch Versprechungen für sich gewonnen hatte, befand sich auch der Babenberger Heinrich (Hezilo) von der bayerischen Nordmark; er sollte das Herzogtum Bayern davontragen. Als jetzt der König zögerte, zu erfüllen, was er als Herzog versprochen, weil er begreiflicherweise sein Stammland nicht aufgeben wollte, rüstete Hezilo zur Empörung, mit ihm Ernst, der Bruder des Markgrafen Heinrich von Österreich, ein vielgefeierter Held, und ebenso des Königs eigner Bruder Bruno. Sie stützten sich auf Boleslaw von Polen, dem Heinrich II. die erbetene Belehnung mit Meißen und der Lausitz verweigerte und der zugleich auf den Ruf einer Partei in Böhmen sich der Herzogsgewalt bemächtigt hatte (Frühjahr 1003). Doch energisch warf der König im 1003.
Sommer 1003 den Aufstand zu Boden; nach dem Falle der starken Festung Creussen am Fichtelgebirge trieb er den Babenberger als Flüchtling über die böhmische Grenze und nahm seine Eigengüter, darunter das liebliche Bamberg, in Besitz. Ernst von Österreich, der gefangen in seine Hände gefallen war, wurde zum Tode verurteilt und nur auf Vermittelung des Erzbischofs Willigis begnadigt, Bruno zum Eintritt in den geistlichen Stand genötigt und nachmals mit dem Bistum Augsburg ausgestattet (1006). Auch Markgraf Heinrich selbst ist 1007 wieder in sein Amt eingesetzt worden und hat seitdem dem König feste Treue erwiesen, ebenso wie sein Bundesgenosse Ernst von Österreich, dem der König 1012 das Herzogtum Schwaben übertrug, als er sich mit Gisela, der Tochter Herzog Hermanns I., vermählt hatte.

Erster Zug Heinrichs II. nach Italien. Wie der König so in Deutschland sein Ansehen begründete und befestigte, so hat er auch den Italienern gleich

beim Beginn seiner Regierung den Herrn gezeigt, denn auf die seit Otto I. erworbenen Ansprüche dachte er keineswegs zu verzichten. Den ersten Versuch bezeichnete allerdings ein empfindlicher Mißerfolg. Otto von Kärnten und Ernst von Österreich wurden, als sie über die noch verschneiten Alpenpässe ins oberitalienische Tiefland vorgingen, von Harduin an den Euganeischen Bergen überrascht und geworfen; das erstemal, daß deutsche Scharen den Italienern unter-
1004. lagen (Anfang 1003). Als aber im Frühjahr 1004 Heinrich selbst den Brenner überschritt und dann, die von Harduin besetzten Engen an der Etsch geschickt umgehend, bis Verona vordrang, strömten die lombardischen Bischöfe und Edlen ihm zu und er konnte sich am 15. Mai die eiserne Krone aufs Haupt setzen, freilich in anderer Form als bisher, denn er ließ sich von den Italienern durch Wahl die Herrschaft übertragen. Sie zu befestigen ist ihm erst später gelungen.

Erster Polenkrieg. Eben diese italienischen Dinge haben ihn auch wesentlich daran gehindert, die Hauptaufgabe seiner auswärtigen Politik, die Zurückdrängung der aufstrebenden Polenmacht, vollkommen zu lösen, obwohl er ihre Bedeutung recht wohl erkannt zu haben scheint. Er hat es deshalb, um ihr weiteres Übergreifen über die polabischen Slawen zu verhindern, selbst nicht verschmäht, schon i. J. 1003 trotz der Entrüstung seiner kirchlich gesinnten Zeitgenossen mit den heidnischen Liutizen einen Bündnisvertrag zu schließen, der ihm gegen Anerkennung ihrer inneren Selbständigkeit gestattete, einige feste Plätze in ihrem Gebiete zu besetzen und sogar die Bischöfe von Havelberg und Brandenburg in ihre Sitze zurückzuführen; auch ein anderes Reorganisationswerk, die längst beschlossene
1004. Wiederherstellung des Bistums Merseburg, kam im März 1004 zum Abschluß. In demselben Sommer begann er den Kampf gegen Boleslaw, indem er im August von Meißen her über das Erzgebirge in Böhmen eindrang und, unterstützt von einer Bewegung zu gunsten des verjagten Herzogs Jaromir, Prag besetzte. Ebenso gelang es ihm, auf dem Rückzuge aus Böhmen die Landesfeste des Milzenerlandes, Bautzen (Budissin) auf dem hohen Felsenufer der Spree, den Polen zu entreißen.
1005. Ein zweiter Feldzug im Spätsommer d. J. 1005 führte ihn bei Crossen über die Oder und durch das weite, dünnbevölkerte polnische Wald- und Sumpfland bis wenige Meilen vor Posen. Hier bequemte sich Boleslaw zum Frieden, verzichtete auf Böhmen und lieferte die beiden Marken aus.

Lothringische Wirren. Das Ergebnis war glänzend, aber nicht von Dauer. Mannigfache, z. T. peinliche Verwickelungen führten den König bald nach dem Westen des Reiches. Da sein Oheim Rudolf III. von Burgund erblos blieb, so ließ sich Heinrich die Nachfolge in seinem Reiche zusichern und nahm
1006. Basel sofort als Pfand in Besitz (1006). Während er hier eine große Erwerbung vorbereitete, legte er anderseits den Grund zu einer Abtrennung niederlothringischer Gebietsteile, indem er den Grafen Balduin IV. von Flandern, einen französischen Vasallen, mit Valenciennes belehnte und später (1012) auch noch die Insel Walcheren hinzufügte, diese Gebiete also in eine ungesunde Zwitterstellung brachte. Freilich war ihm hier eben die Haltung dieses Fürsten besonders wichtig, weil

ihm in Lothringen andauernde Schwierigkeiten erwuchsen. Denn er geriet mit den Brüdern seiner Gemahlin, von denen **Heinrich von Lützelburg** (Luxemburg) 1004 Bayern erhalten hatte, in Händel um den Besitz der Stifter Metz und Trier, die erst um 1017 beendet wurden.

Zweiter und dritter Polenkrieg. Diese inneren Fehden, wie sie beständig aus der Natur des deutschen Staatswesens sich ergaben, wirkten auf das Verhältnis zu Polen höchst nachteilig ein. Schon i. J. 1007 hatte Heinrich auf Veranlassung der Liutizen und Böhmen, die Boleslaws drohende Übermacht fürchteten, aber gegen den Willen der Sachsen, diesem abermals den Krieg erklärt. Doch die sächsischen Edlen führten ihn lässig, die Polen besetzten abermals die beiden
Marken und behaupteten sie, auch als der König i. J. 1010 persönlich östlich der 1010
Elbe erschien, so daß ihm schließlich nichts übrig blieb, als den Frieden auf die demütigenden Bedingungen anzunehmen, die Boleslaw bot. Der Polenfürst erhielt die Lausitz und das Milzenerland, die Schutzmauern des Deutschtums, als
Lehen des Reiches und erschien als Vasall des Königs zu Pfingsten 1013 in 1013
Merseburg.

Es war ein Waffenstillstand, kein Friede, erzwungen weniger durch die Überlegenheit der Polen als durch die Haltung der Sachsen und nicht zuletzt durch die Notwendigkeit, in Italien einzugreifen. Kaum hatte Heinrich II. die dortigen Angelegenheiten auf einem zweiten Zuge geordnet (s. S. 228), als er zum drittenmale gegen Boleslaw sich wandte, der seiner Lehnspflichten bald vergaß. In zwei Heersäulen unter dem König selbst und Herzog Bernhard von Sachsen vorgehend überschritten die Deutschen zwar die Oder, vermochten sich aber nicht zu vereinigen und mußten bald aus Mangel an Lebensmitteln den Rückzug antreten. Ihnen auf dem Fuße folgte Boleslaws Sohn **Miesko** (Mieczyslaw) mit polnischen Reiterscharen bis über die Elbe; nur der tapfere Widerstand der Burg **Meißen** hielt ihn auf. Auch der ganz ähnlich wie der v. J. 1015 angelegte deutsche
Heereszug des Sommers 1017 nach Schlesien hinein führte nicht zum erwünschten 1017
Ziele, da die Belagerung von Nimtsch mißlang, obwohl Stephan von Ungarn und der Großfürst Jaroslaw von Kiew den deutschen König unterstützten. Über Böhmen mußte dieser einen gefährlichen Rückzug antreten, nicht einmal den Einbruch der Polen ins Elbgebiet vermochte er zu hindern. So blieb nichts übrig, als im
Frieden zu Bautzen am 30. Januar 1018 die Abkunft von 1013 zu erneuern: 1018
die Lausitz und das Milzenerland blieben Reichsgebiete, aber unter der Herrschaft Boleslaws. Heinrich II. war freilich der Nachfolger Ottos III., nicht Ottos des Großen, und konnte sich immerhin rühmen, Boleslaws hochfliegende Pläne, die sein Vorgänger gefördert hatte, energisch durchkreuzt zu haben. Doch sein Zurückweichen vor der Slawenmacht rächte sich bald aufs bitterste. Die Liutizen fielen
1018 über den Obotritenfürsten Mistislaw her, der, persönlich dem Christentume 1018
ergeben, auch die deutsche Oberhoheit anerkannt hatte, verjagten ihn und zerstörten unter wilden Grausamkeiten Oldenburg, den Sitz des Bistums. Damit war auch der letzte Rest der deutschen Herrschaft im Wendenlande vernichtet zum heftigen Zorne der Billunger. Herzog **Bernhard II.** (1011—59) vergaß sogar die lange

bewahrte Treue seines Hauses und rückte 1019 gegen den Kaiser und die sächsischen Bischöfe ins Feld, doch gelang es deren Vermittelung bald, eine Versöhnung herbeizuführen.

Zweiter und dritter Römerzug. Italien hatte Heinrich währenddem nicht aus den Augen verloren, doch als der nüchterne Rechner, der er war, empfand er nichts von der romantischen Vorliebe der letzten Ottonen für den Süden, die auch ihre sächsischen Landsleute keineswegs teilten. Erst neue Wirren in Rom, wo Benedikt VIII. als Papst der tuskulanischen Partei gegen seinen Nebenbuhler Gregor deutsche Hilfe in Anspruch nahm, und die Notwendigkeit, dem gelegentlich in Deutschland hervortretenden Widerspruch gegen sein Investiturrecht durch eine Verständigung mit dem Papste den Boden zu entziehen, führte Heinrich II.
1013. gegen Ende d. J. 1013 über die Alpen, an der Spitze eines zumeist aus bischöflichen Aufgeboten gebildeten Heeres. Nach einer Synode in Ravenna zog
1014. er in Rom ein und empfing hier am 14. Februar 1014 die Kaiserkrone. Sein Gegner Harduin, der nun an seiner Sache verzweifelte, starb schon 1015 im Kloster Fruttuaria bei Turin. Mehr als das Notwendige anzustreben war der Kaiser nicht gesonnen, am allerwenigsten galt ihm Italien als das Hauptland seines Reiches. Er dachte es vielmehr von Deutschland aus zu regieren, vertraute die italienische Kanzlei deutschen Beamten an, setzte in Aquileja und Ravenna deutsche Erzbischöfe ein und berief 1019 sogar einen italienischen Reichstag nach Straßburg. Erst das Umsichgreifen der griechischen Macht, die nach einem trotz normännisch-französischen Zuzugs mißlungenen Aufstande der Apulier den ganzen Süden des Landes bemeisterte und mit ihrem Vorposten, der neugebauten Festung Troja bei Benevent, selbst Rom bedrohte, zwang dem Kaiser nochmals die Waffen in die Hand. Von Benedikt VIII. in Bamberg zu Ostern 1020 persönlich um
1021. Hilfe gebeten, erschien er Ende 1021 mit stattlicher Heeresmacht, nahm die gefährliche Feste Troja ein und zwang die langobardischen Kleinstaaten Campaniens wieder zur Anerkennung seiner Oberhoheit. So hielt er hier die kaiserliche Herrschaft im ganzen Umfange der Zeit Ottos I. nachdrücklich aufrecht. Dagegen war es ihm nicht gelungen, gegen den Widerstand des burgundischen Adels, der das Erbrecht der weiblichen Linie verwarf, und bei dem wankelmütigen Charakter König Rudolfs III. sein Erbrecht auf Burgund zur Anerkennung zu bringen; nach zwei vergeblichen Feldzügen 1016 und 1018 gab er diesen Kampf vorläufig auf.

Heinrichs II. Reichs- und Kirchenpolitik. Von Natur und infolge seiner geistlichen Erziehung friedliebend, mit Vorliebe kirchlichen Interessen zugewandt, hat also Heinrich II. doch eine sehr unruhige Regierung geführt und nur mit äußerster Anstrengung nach innen und außen die überlieferte Stellung behauptet. Aber er erscheint dabei weit mehr als seine nächsten Vorgänger als ein deutscher König. Von den 22 Jahren seiner Regierung hat er im ganzen kaum drei in Italien zugebracht; gar nicht genial, aber verständig, pflichttreu, zäh und wo es sein mußte von rücksichtsloser Energie, hat er unermüdlich, beständig unterwegs, in jener „reisigen Allgegenwart“, welche die Deutschen forderten, seine Königspflicht erfüllt als Richter und Wahrer der Ordnung und des Friedens, soweit diese

wilde Zeit beide ertrug. Je hinderlicher solchem Walten der Widerstand war, den der hochfahrende und begehrliche Sinn des deutschen Laienadels ihm entgegensetzte, desto entschiedener hat er die deutsche Kirche als Reichsinstitution ausgebildet. Den Bistümern wandte er nicht nur nach der Weise seiner Vorgänger große Schenkungen an Land und Einkünften zu, sondern er übertrug ihnen auch ganze Grafschaften, wie es in Italien schon längst, im Norden dieses Landes zuweilen sogar zu gunsten deutscher Bistümer geschehen, in Deutschland aber erst seit Otto III. üblich geworden war. Von diesem hatten Worms und Würzburg je zwei, Paderborn fünf Gaue erhalten; der Bischof von Würzburg machte damit sogar den Anfang zu einer herzoglichen Stellung im östlichen Franken. Heinrich II. vergabte Grafschaften außer an Worms auch an Magdeburg, Utrecht und Cambrai, sogar an die Reichsabteien Fulda und Gandersheim. In diesen Zusammenhang gehört auch, wenn nicht die Stiftung, so doch die überaus reiche Ausstattung des Bistums Bamberg. Zur Stiftung wirkten kirchliche Frömmigkeit und der Ehrgeiz des Königs, seinem Geschlechte, das mit seinem Tode erlosch, ein dauerndes Andenken zu sichern, weniger die Rücksicht auf die Bekehrung der noch halbheidnischen Rednitzwenden (s. S. 196), die unter den Veranlassungen angeführt wird, denn diese wäre wohl auch mit den Kräften der bestehenden Bistümer Würzburg und Eichstädt gelungen, von denen der Bamberger Sprengel nicht ohne erhebliche Schwierigkeiten abgetrennt wurde. Nachdem eine Synode in Frankfurt a. M. im November 1007 die Sache geregelt hatte, wurde im Mai 1012 der Dom im Beisein fast aller deutschen Bischöfe eingeweiht. Die fast ver- 1012.
schwenderische Ausstattung jedoch mit beinahe dem gesamten altbayerischen Herzogsgut der Agilolfinger und sechs Klöstern sollte doch wohl der Herzogsgewalt ein Gegengewicht schaffen, wie Heinrich II. auch in Sachsen die Bistümer besonders durch Übertragung von Grafschaften gegen den Laienadel verstärkte, selbst auf die Gefahr hin, sich mit den treuen Billungern zu verfeinden. Um so entschiedener hielt er dann an seinem Investiturrechte fest. Nicht minder behandelte er die Reichsklöster als leistungsfähige Reichsgüter. Einen guten Teil ihres Besitzes mußten sie zur Ausstattung von Lehen verwenden, wie z. B. die überreiche Abtei St. Maximin bei Trier auf solche Weise mehr als 6000 Hufen verlor.

Recht die Muster dieses deutschen Klerus, der mit ehrlicher Frömmigkeit die Fähigkeit zur Gutsverwaltung im größten Stile und die Tüchtigkeit im diplomatisch-militärischen Reichsdienste verband, sind der Sachse Thietmar von Merseburg, der Geschichtschreiber der späteren Ottonen und Heinrichs II., und Bischof Burkard von Worms, der Begründer einer neuen hofrechtlichen Verfassung seines Stifts († 1025). Freilich hat der letztere zugleich auf das entschiedenste in der Sammlung seiner „Dekretalen" die alten Ansprüche der Kirche auf Freiheit vom Staat und die Unterwerfung der Klöster unter die Bischöfe verfochten, z. T. auf Grund der pseudoisidorischen Dekretalen, die er unbedenklich benützte.

Anderseits hat der Kaiser selbst diese cluniacensische Richtung wenigstens mittelbar befördert, indem er die Reform der Klöster, ihre Zurückführung zur strengsten Zucht energisch und oft gewaltsam in Angriff nahm, dabei wesentlich gestützt

auf die Geistlichkeit seines Stammlandes Bayern. Hier hatte zuerst Hartwig von St. Maximin, den Anregungen folgend, welche seiner Zeit Erzbischof Bruno von Köln gegeben (s. S. 207), in diesem Sinne zu wirken begonnen (seit 978); ihm folgten der heilige Wolfgang, ein geborner Schwabe, 972—94 Bischof von Regensburg, und der heilige Gotthard (Godehard) als Abt von Tegernsee (1001) und Nieder-Altaich (1012). Neue Klosterstiftungen der bayerischen Großen kamen dieser Richtung zu gute. Aber von Bayern aus griff diese Reform, durch Heinrich II. eifrig gefördert, auch weiter nach Hessen, wo Gotthard Hersfeld reformierte, und nach Sachsen, wo derselbe seit 1022 als Bischof von Hildesheim thätig war. Selbst das ehrwürdige Corvey erfuhr Heinrichs harte Hand. In solcher Gesinnung hat er nun auch das Papsttum Benedikts VIII. gestützt, nicht ohne entschiedenen Widerspruch von seiten des Primas der deutschen Kirche, des Erzbischofs Aribo von Mainz (1021—31). Während Heinrich auf der Synode von Goslar 1019 die Beschlüsse der päpstlichen Synode in Pavia, welche sich gegen die Priesterehe richteten, auch für die deutsche Kirche proklamiert hatte, suchte Aribo die Selbständigkeit derselben zu retten, indem die Synode von Seligenstadt jede Berufung nach Rom ohne Erlaubnis des Bischofs verbot (1022). Dafür entzog Benedikt VIII. dem Erzbischof das Pallium, dieser aber berief die deutschen Bischöfe nach Mainz. Der Konflikt drohte in seiner ganzen Schärfe auszubrechen, als Benedikt VIII. in Rom,
1024 Heinrich II. aber am 13. Juli 1024 auf der Pfalz Grona bei Göttingen, in der alten sächsischen Heimat seines Hauses, verschied.

Konrads II. Erwählung. Eben dieser Gegensatz übte nun maßgebenden Einfluß auf die Königswahl. Zum erstenmale in der deutschen Geschichte versammelten sich die Edlen aller deutschen Stämme zu freier Wahl ihres Oberhauptes, nicht in Aachen, sondern unter dem Einflusse des Mainzer Erzbischofs um Kamba, an der Grenze seines und des Wormser Sprengels, in der weiten Rheinebene zwischen Mainz und Worms; rechts des Stromes lagerten die Sachsen mit den abhängigen Slawenfürsten, die Ostfranken, Bayern und Schwaben, links die Lothringer und die rheinischen Franken. Aber die Entscheidung war durch vertrauliche Verhandlungen längst vorbereitet und wurde vom Erzbischof Aribo klug und energisch in seinem Sinne herbeigeführt. Ihm zur Seite standen die Bischöfe von Worms, Metz, Straßburg, Augsburg und Herzog Heinrich von Bayern, ihm gegenüber als Führer der cluniacensischen Partei Piligrim von Köln mit Herzog Friedrich von Ober-Lothringen. Beide hatten ihre Thronkandidaten schon ins Auge gefaßt. Es waren zwei Verwandte des sächsischen Königshauses, Vettern und zuvor befreundet. Sowohl Konrad der Ältere als Konrad der Jüngere von Worms stammte von jenem fränkischen Konrad ab, der als Gemahl der Tochter Ottos I. Luitgard zu größeren Dingen bestimmt gewesen war, als er nachmals zu erringen verstand. Von dessen Sohne Otto, dem Herzog von Kärnten (s. S. 215), waren zwei Linien ausgegangen, von denen später die jüngere, vertreten durch Konrad und dessen gleichnamigen Sohn, das Haupterbe des Geschlechtes in Kärnten und am Rheine antrat, während auf den älteren Sohn Heinrich und seinen Erben Konrad, den späteren König, nur ein geringer Teil der rheinischen

Güter mit Limburg a. d. Hardt überging. So hatte dieser eine harte Schule durchgemacht. Um 990 geboren, war er dann durch Burkard von Worms erzogen worden, aber mit König Heinrich II. in Konflikt geraten, als er sich 1016 mit seiner nahen Verwandten Gisela, der jugendlichen Witwe Ernsts I. von Schwaben, einer stolzen, energischen Frau, vermählte, und seinen kärntischen Vetter im Kampfe gegen den neuen Herzog von Kärnten, Adalbero von Eppenstein (1011—35), unterstützte. Deshalb verbannt, erlangte er erst nach Jahren die Gunst des Königs wieder, zu dessen Nachfolger ihn jetzt Aribo bestimmte, jedenfalls mit voller Kenntnis dieser charakterfesten Persönlichkeit. Denn Konrad entbehrte im Gegensatz zu den letzten Herrschern des sächsischen Hauses jeder litterarischen, geistlichen Bildung, war vielmehr ein echter deutscher Laienfürst mit dem scharfen Verstande, der praktisch-richterlichen Durchbildung, der Thatkraft, der Leidenschaft und dem Stolze eines solchen, daher den cluniacensischen Ideen, die eben Aribo bekämpfte, voraussichtlich unzugänglich, während sein Vetter und Nebenbuhler als ihnen geneigt erschienen sein muß. Ein offener Zwiespalt wurde wohl nur abgewendet, weil beide zuvor auf die Anregung des älteren Konrad sich dahin verständigten, daß jeder dem anderen im Falle seiner Wahl huldigen wolle. Als es dann zur feierlichen Wahlhandlung kam, gab zuerst Erzbischof Aribo seine Stimme für den älteren Konrad ab, ihm folgten die Edlen, Konrad von Worms voran, unter dem jubelnden Zurufe des umstehenden Volkes. Die Königinwitwe Kunigunde aber übergab ihm die Reichsinsignien. In glänzendem Zuge geleiteten dann die Edlen den erwählten König nach Mainz; hier
im Dome setzte ihm Aribo die Krone aufs Haupt (8. September 1024). Nun 1024
beeilte sich auch Piligrim von Köln dem neuen König sich anzuschließen, indem er Konrads Gemahlin Gisela am 21. September in Köln nachträglich krönte, nachdem dies Aribo verweigert hatte, weil die Kirche diese Ehe wegen zu naher Verwandtschaft nicht anerkennen könne. Die deutsche Kirche stand geschlossen für Konrad II. ein.

Der Königsritt von Aachen durch Sachsen, wo Konrad das alte harte Recht des Stammes bestätigte, nach Bayern und Schwaben brachte den obersten Herrn der deutschen Erde allen Stämmen auch persönlich nahe; in Konstanz huldigten ihm dann auch die lombardischen Bischöfe unter Führung Ariberts von Mailand (6. Juni 1025).

Der erste Römerzug und Ernst von Schwaben. Die Opposition war geschlagen und zunächst auch ungefährlich, aber keineswegs versöhnt. Vielmehr fand der König hartnäckige Gegner in seinem Vetter Konrad von Worms, der die Belehnung mit Kärnten, dem Erbe seines Vaters, beanspruchte, in den beiden lothringischen Herzögen, und vor allem in seinem Stiefsohne Ernst II. von Schwaben. Denn dieser nahm das Königreich Burgund als Erbe seiner Mutter Gisela, der Nichte Rudolfs III., für sich persönlich in Anspruch, während Konrad II. das Erbrecht Heinrichs II. (s. S. 226) dem Reiche sichern wollte. Mit Mühe gelang es der Mutter, dem widerstrebenden Gemahl einen Ausgleich abzuringen, wobei Ernst die reiche Abtei Kempten als Lehen erhielt (Februar 1026).

Die Lothringer hatten sich schon um Weihnachten 1025 in Aachen unterworfen, da die erwartete französische Hilfe ausblieb. Zur Bewältigung der italienischen
1026. Opposition überschritt Konrad im Frühjahr 1026 die Alpen und empfing zu Mailand vom Erzbischof Aribert die lombardische Krone; aber die Niederwerfung der lombardischen Laienfürsten und einzelner trotziger Städte, wie Pavia und Ravenna,
1027. kostete fast noch ein Jahr. Erst am 26. März 1027 krönte Johann XIX. im Beisein Rudolfs III. von Burgund und Kanuts von Dänemark und England Konrad II. zum Kaiser; in die wirren Verhältnisse Süditaliens aber griff dieser um so weniger ein, als eine neue Empörung Ernsts ihn zurückrief.

Unterstützt von hervorragenden schwäbischen Vasallen, wie Werner von Kiburg, Graf im Thurgau, und Welf II. hatte Ernst nicht nur den Raubkrieg gegen die königstreuen Reichsabteien St. Gallen und Reichenau begonnen, sondern war auch in Burgund eingefallen, hatte Solothurn besetzt und über Zürich eine Burg gebaut. Erst als Rudolf III. ihm jede Unterstützung versagte und die meisten seiner Vasallen, unter Berufung auf ihre Lehnspflicht dem Könige gegenüber, weitere Hilfe weigerten, unterwarf er sich dem erzürnten Kaiser in Ulm, wurde aber jetzt seines Herzogtums entsetzt und als Gefangener nach der festen Burg Giebichenstein bei Halle geschickt; ebenso mußte Konrad von Worms jetzt seine Reichslehen herausgeben und längere Haft erdulden. Trotzdem gelang es Giselas Fürsprache nochmals, den Zorn des Gemahls zu beschwichtigen und dem Sohne nicht nur die Freiheit, sondern auch sein Herzogtum wieder zu verschaffen
1028. (März 1028). Erst als Ernst, dem Gehorsam gegen den König die Treue gegen den Freund vorziehend, sich weigerte, wie seines Amts gewesen wäre, die Acht gegen den hartnäckigen Friedensbrecher Werner von Kiburg zu vollstrecken, gab die Mutter ihn preis und auch er verfiel der Acht. Verlassen von aller Hilfe zogen sich Ernst und Werner nach der Burg Falkenstein im südlichen Schwarzwalde zurück; dort starben die beiden Friedlosen auf einem Zuge in die Baar hinaus im Kampfe mit Graf Mangold einen ehrlichen Kriegertod (17. August
1030. 1030). In Constanz wurde dann Ernsts Leiche beigesetzt. Schwaben fiel zunächst an seinen jüngeren Bruder Hermann. Das Volk aber sah in dem ebenso schuldigen wie unglücklichen Herzog schlechterdings nur das Opfer des tragischen Pflichtenkonflikts zwischen Königstreue und Freundestreue und umgab seine Gestalt mit den leuchtendsten Geweben ausschmückender Sage.

Ein friedlicher Ausgleich endete dagegen die Spannung mit den anderen Unzufriedenen. Nach dem Tode Friedrichs von Ober-Lothringen, mit dem sein Haus ausstarb, wurde Gozelo von Nieder-Lothringen auch mit jenem Herzogtum ausgestattet (1032), Konrad von Worms aber erhielt schließlich doch Kärnten, nachdem auf einem Reichstage zu Bamberg im Mai 1035 das Fürstengericht, dem leidenschaftlichen Verlangen des Kaisers nachgebend, der dabei wohl auch eine alte Rechnung ausgleichen wollte (s. S. 231), Adalbero wegen hochverräterischer Verbindung mit den Kroaten seines Amtes entsetzt hatte. In blutiger Fehde überwunden und gefangen gesetzt, wurde Adalbero schließlich in die Verbannung geschickt. Die kärntische Mark blieb seitdem vom Herzogtum getrennt;

ihre Verwaltung übernahm 1035 Arnold von Lambach aus einem bayerischen Grafengeschlecht, das seinen Sitz an der Traun aufgeschlagen hatte. Um dieselbe Zeit schied auch Krain, das „Grenzland", bisher ein kärntischer Gau, aus dem engeren Verbande des Herzogtums als selbständige Markgrafschaft aus.

Die slawischen Marken und Polen. Die glückliche Überwindung der unvermeidlichen inneren Schwierigkeiten um 1030 setzte Konrad II. in den Stand, nach außen hin die Interessen des Reiches kräftig wahrzunehmen. Am schlimmsten standen die Dinge noch immer im Osten trotz aller Anstrengungen Heinrichs II. Nach dessen Tode hatte Boleslaw, den Thronwechsel in Deutschland benützend, die Lehenspflicht abgeworfen und die Königskrone sich aufs Haupt gesetzt. Auch sein Sohn und Nachfolger Miesko (Mieczyslaw 1025—1034) weigerte dem Reiche die Huldigung und brach im Frühjahr 1028 verheerend über die Grenze. Ein Feldzug Konrads im Sommer 1029 scheiterte an der Schwerfälligkeit des 1029.
deutschen Aufgebots und der Natur des Landes, während gleichzeitig Bretislaw von Böhmen, des Herzogs Udalrich starker Sohn, die Polen aus Mähren warf; ja Miesko, dem Rückzuge des Kaisers folgend, überrannte mit seinen Reitergeschwadern das Land bis zur Saale, wobei mehr als hundert Dörfer der Zerstörung verfielen. Erst ein zweiter Feldzug Konrads im September 1030 nötigte 1030.
den Polen, die Lausitz und das Milzenerland wieder auszuliefern (1031). Die Grafschaft im Milzenerlande erhielt damals Eckard II., des tapferen Eckard I. jüngerer Sohn, dessen Bruder Hermann die Mark Meißen verwaltete, die Lausitz Dietrich von Wettin, aus einem schon seit der Mitte des 10. Jahrhunderts hervortretenden altschwäbischen Geschlechte, das im südlichen Schwabengau (südlich der unteren Bode) zu Hause war, mit der fortschreitenden Germanisierung der Slawenlande aber nach Osten vorrückte und mit der Grafschaft in zwei slawischen Gauen zwischen der unteren Saale und Mulde auch bedeutende Güter daselbst erwarb. Seine Stellung in der Lausitz zu behaupten gelang ihm damals freilich noch nicht, denn schon 1034 wurde Dietrich ermordet und das Land fiel an Eckard II., der zu gleicher Zeit auch seinem Bruder als Markgraf von Meißen folgte. Polen selbst blieb seitdem auf lange Zeit hinaus ungefährlich, denn Thronstreitigkeiten zerrütteten das Reich, und nur gegen Anerkennung der deutschen Oberhoheit gelang es den wechselnden Fürsten sich zu behaupten. Auch die Liutizen, die stets zwischen Unterwerfung und Auflehnung hin- und herschwankten und mit den Sachsen in fortwährenden Grenzfehden lagen, besonders um den Besitz der Festung Werben an der Havelmündung, wurden schließlich durch einen blutigen Feldzug des Kaisers in die alte tributäre Stellung zurückgezwungen (1036). 1036.

Ungarn. Mit Ungarn war zunächst das Verhältnis ein freundliches geblieben, aber die Fortschritte der deutschen Kolonisation, die um 1020 einerseits die Fischa, anderseits das Marchfeld erreicht hatte, und das Drängen des bayerischen Adels, in dessen Interesse die Grenzerweiterung lag, scheinen es allmählich ungünstig gestaltet zu haben; jedenfalls brannte noch vor 1030 die Grenzfehde wieder auf, eingestandenermaßen durch die Schuld der Bayern. Doch diesmal blieb es dabei nicht, Konrad II. beschloß vielmehr, die ganze Wucht des

1030. Reiches auf diese Grenze zu werfen und rückte nach Pfingsten d. J. 1030 verheerend über die Fischa vor. Während aber Bretislaw von Böhmen nördlich der Donau bis an die Gran vordrang, hemmten Sumpf und Wald und Mangel an Lebensmitteln des Königs Vormarsch. Als sein Heer dann stark zusammengeschmolzen den Rückzug antrat, folgten die Ungarn und nahmen sogar Wien, wo sich wohl der deutsche Nachtrab zu halten suchte, das erstemal seit der Römerzeit, daß der Name der Stadt wieder auftaucht. Dem ruhmlosen Feldzug folgte ein unrühmlicher
1031. Friede (1031). Nicht der Kaiser schloß ihn, sondern sein Sohn Heinrich als Herzog von Bayern, doch „auf einhelligen Rat der Fürsten des Reiches", die wahrscheinlich neue Ungarnkriege nicht wollten. Mit den burgundischen Händeln beschäftigt, bestätigte ihn dann Konrad, obwohl das Reich ihn unfraglich mit einer Gebietsabtretung erkaufte, denn es gab die Ansiedlungen im östlichen Marchfelde auf und ließ sich die Fischa als Grenze gefallen.

Erwerbung Burgunds. Vertrag mit Dänemark. Der Verlust eines kleinen, noch halbwilden Landstriches mochte sehr unbedeutend erscheinen; gelang es doch um dieselbe Zeit, das alte wesentlich romanische Kulturland Burgund dem Kaiserreiche hinzuzufügen. Nachdem Konrad 1025 Basel wieder als Pfand besetzt und im August 1027 mit König Rudolf III. einen Erbvertrag geschlossen hatte, empfing er nach dessen Tode (6. September 1032) die Kroninsignien und
1033. am 2. Februar 1033 in Peterlingen die Huldigung des nordburgundischen Adels. Doch die Mehrzahl widerstrebte und erklärte sich für Rudolfs Schwestersohn, Odo von Champagne, der auch den größten Teil des Landes besetzte. Als der Kaiser darauf Murten belagerte, zwang ihn grimmige Kälte zum Abzug; erst ein
1034. Doppelangriff von Deutschland und Italien her im Sommer 1034 nötigte Odo zum Verzicht. Wenn nun auch das deutsche Königtum in Burgund niemals so recht festen Boden gewann, zumal das Krongut schon meist verloren war, eine ungeheure Stellung hatte es doch mit dieser Erwerbung gewonnen, denn es verfügte jetzt über die Alpenketten in ihrer ganzen Ausdehnung vom Mittelmeer bis an die Ebenen Ungarns; sämtliche Pässe nach Italien hielt es in der Hand. Nur eine Macht erschien damals diesem mitteleuropäischen Kontinentalreiche einigermaßen ebenbürtig, das gewaltige Nordseereich Kanuts des Großen, das Dänemark, England und Norwegen umspannte. Beide Mächte traten auch in ein enges
1036. Verhältnis, denn im Juni 1036 vermählte Kanut seine Tochter Gunhild (Kunigunde) mit Konrads II. jungem Sohne Heinrich (III.), Konrad aber trat ihm die Mark Schleswig ab. Seit dem Übergange Dänemarks zum Christentume mochte sie überflüssig und wichtiger als der Besitz des kleinen Landstrichs die Freundschaft der angriffsgewaltigen nordischen Seemacht erscheinen.

Konrads II. Reichsregierung. Konrad II. war kein Eroberer, er hat vielmehr vor allem unablässig daran gearbeitet, die Grundlagen, auf denen sein Reich beruhte, zu befestigen und zu erweitern. In erster Linie erschien er den Zeitgenossen als schneidiger Richter und Wahrer des Friedens. Die Kirche behandelte er durchaus als Reichsinstitut. Er setzte deshalb auch die Übertragung gräflicher Rechte an die Bistümer fort, verlieh z. B. 1027 bei seiner Rückkehr aus

Italien dem Bistum Brixen die Grafschaft im Eisack- und im Unter-Innthale, an Trient die gräflichen Rechte in den Gauen von Trient, Bozen und Vintschgau, so daß die ganze Brennerstraße, die wichtigste Marschlinie nach Italien, von diesen zuverlässigsten Reichsbeamten beherrscht wurde; andere Gaue kamen an Mainz, Paderborn und Fulda. Bezüglich der Reichsabteien scheint er sich mit dem Plane getragen zu haben, ihre Verwaltung mehr zu centralisieren; wenigstens übertrug er dem Abte Poppo von Stablo die Verwaltung von zehn dieser Klöster, unter denen sich St. Maximin bei Trier, Hersfeld und St. Gallen befanden. Die Investitur hielt er natürlich fest in der Hand; ja er suchte einen freilich sehr unregelmäßigen Anteil an den steigenden Einkünften der Kirche zu gewinnen, indem er ungescheut die Simonie (Vergebung der Kirchenämter gegen Geldzahlung) ausübte, so daß selbst sein nachsichtiger geistlicher Biograph Wipo nur zu sagen wagt, er habe ein später gethanes Gelübde, sie zu unterlassen, „beinahe" gehalten. Aber die überreichen Schenkungen von Königsgut an die Kirche, die deren politische Stellung begründet hatten, stellte er nicht nur ein, sondern er versuchte auch seine Domänen nach dem Vorbilde der Kirchengüter neu zu organisieren. In Bayern versuchte er 1027 ihre genaue Aufzeichnung, und gleich beim Beginne seiner Regierung ordnete er mit besonderer Sorgfalt die Ämter seines Hofes, also die Verwaltung der Pfalzen, deren Wirtschaft nach alter guter Sitte Königin Gisela als die erste Hausfrau des Reiches leitete. Auch die Rechte der königlichen Ministerialen, der Dienstmannschaften, welche jene Verwaltung trugen, scheint er festgestellt zu haben; wenigstens ist eine Aufzeichnung derart für den bayerischen Königshof Weißenburg v. J. 1029 erhalten. So schuf er ein neues Machtmittel für das Königtum, das dann unter den letzten Saliern gewaltige Kraft entwickelt hat. Noch weiter griffen andere Maßregeln. Von den Herzogtümern gab er zwei in die Hände seines Sohnes und Nachfolgers Heinrich, Bayern bereits 1027, Schwaben 1037 nach Hermanns Tode; Kärnten behielt er nach dem kinderlosen Tode Konrads des Jüngeren 1036 sogar ganz in eigner Hand. Offenbar ging er darauf aus, diese höchsten Laienämter an sein Haus zu bringen, als selbständige Gewalten also aufzuheben. So schon durch die kirchlichen Verwaltungen, die Vermehrung der königlichen Ministerialen, die thatsächliche Einziehung dreier Herzogtümer von allen Seiten eingeengt verlor der hohe Laienadel auch mehr und mehr die freie Verfügung über die von ihm erteilten Lehen, denn Konrad „duldete nicht, daß die Lehen der Väter den Nachkommen entzogen würden", und verwandelte dadurch diesen zahlreichen, leistungskräftigen Stand, der den Kern der Reichsheere stellte, in eine starke Stütze der königlichen Macht, da nur sie ihn in seinen Ansprüchen auf Erblichkeit schützen konnte.

Der zweite Römerzug und das Lehnsgesetz. Eine gesetzliche Regelung dieser Verhältnisse ist in Deutschland nicht erfolgt, weil dergleichen hier überhaupt nicht im Gesichtskreise der Zeit lag, wohl aber in Italien, und zwar infolge einer tiefgehenden Bewegung, welche eine Zeitlang sogar die deutsche Herrschaft bedrohte. In Ober-Italien waren die Bischöfe so vollständig in Besitz der weltlichen Gewalt gelangt, daß der hohe Laienadel überall Lehen von ihnen nahm

und seine festen Häuser innerhalb der Mauern ihrer Städte baute. Als „Capitani" traten diese Lehnsträger den von ihnen wieder abhängigen „Valvassoren" gegenüber und bekämpften nachdrücklich deren Streben nach Erblichkeit ihrer Lehen. Indem nun der hochstrebende Erzbischof Aribert von Mailand seine Valvassoren in strengere Abhängigkeit herabzudrücken sich bemühte, trieb er sie zu einem Aufstande, der nach den ersten Erfolgen sich über ganz Nord-Italien verbreitete und den Erzbischof selbst in Mailand bedrohte. Zugleich von ihm um Hilfe angerufen und von den Valvassoren um gesetzliche Regelung ihrer Verhältnisse gedrängt, erklärte der Kaiser, wenn Italien nur nach Gesetzen hungere, werde
1037. er es schon mit Gesetzen sättigen, und erschien im April 1037 in Pavia. Da Aribert hochfahrend sich weigerte, seinem Richterspruche sich zu beugen, so ließ ihn Konrad verhaften, trieb aber dadurch den schwer gekränkten Kirchenfürsten, der seiner Haft sich durch die Flucht nach Mailand zu entziehen wußte, zum Aufstande, zum Anschluß an die Valvassoren. Da entschloß sich der Kaiser, durch einen kühnen gesetzgeberischen Akt der ganzen Bewegung den Boden zu entziehen. Am Sonnabend vor Pfingsten, am 28. Mai 1037, erließ er im Lager vor Mailand das Lehnsgesetz, die Constitutio de feudis. Sie erklärte die Lehen für erblich, verbot ihre Verwandlung in Zins- oder Pachtgut und verfügte die Entscheidung lehnsrechtlicher Streitigkeiten durch ein Schöffengericht aus Standesgenossen. Da somit den Valvassoren durch den Kaiser zu Teil wurde, was sie durch Aufruhr ihren Herren hatten abtrotzen wollen, so sank die ganze Bewegung in sich zusammen. Nun bot zwar Aribert dem alten Feinde des Kaisers, Odo von Champagne, die italienische Königskrone an, aber dieser blieb gegen Gozelo von Lothringen im Gefecht bei Bar (15. November 1037) und der Aufstand wurde auf Mailand beschränkt. Hier hielt sich Aribert trotz des päpstlichen Bannes mit Hilfe der städtischen Bevölkerung, die er zum erstenmale zum Waffendienste rief und um das Carroccio, den Fahnenwagen des heiligen Ambrosius, scharte. Nachdem der Kaiser noch die süditalienischen Verhältnisse geordnet, insbesondere die dort aufsteigende Macht der Normannen durch Übertragung der Grafschaft Aversa (zwischen Capua und Neapel) auf Rainulf an das Reich gefesselt hatte, kehrte er nach Deutschland zurück und ließ seinen Sohn Heinrich in Solothurn zum König von Burgund krönen (September 1038). Doch aus Italien, wo eine ansteckende Seuche sein Heer gelichtet, selbst seine jugendliche Schwiegertochter und seinen Stiefsohn Hermann II. von Schwaben hinweggerafft hatte, brachte er selbst den Keim des Todes mit. Auf der Höhe seiner Macht und seines Lebens ist Konrad II. am
1039. 4. Juni 1039 in Utrecht gestorben. Er wurde im Dome zu Speier bestattet, der seitdem die Grabstätte seines Geschlechtes blieb.

Heinrich III. und Böhmen. Die Kirche hat seinen Hingang wenig betrauert, er war ihr Schirmer, aber noch mehr ihr Herr gewesen. Mit um so größerer Hoffnung richtete sie ihre Blicke auf seinen Sohn und Nachfolger Heinrich III. (1039—1056). Denn unter dem Einflusse seiner Mutter Gisela und der Leitung des Bischofs Bruno von Augsburg hatte er eine wissenschaftliche, also geistliche Ausbildung erhalten und war kirchlichen Interessen mit aufrichtiger Wärme

zugewandt. Aber seine Energie hat das nicht geschwächt; den Feinden Deutschlands hat er einen eisernen Arm, den Fürsten und Bischöfen des Reiches den strengen Gebieter gezeigt. Zunächst brach der Widerstand Ariberts von Mailand zusammen; im April 1040 erschien er demütig vor dem jungen Herrscher 1040. und machte seinen Frieden mit ihm. Dann kam die Reihe an den hochstrebenden Bretislaw von Böhmen. Was ein Menschenalter zuvor Boleslaw Chrabry von Polen aus erstrebt hatte, das sollte jetzt von Böhmen aus verwirklicht werden: die Gründung eines großen christlichen Westslawenreichs. So überrannte Bretislaw i. J. 1038 das zerfahrene Polen, nahm Krakau, Posen und Gnesen und führte von dort die Gebeine des heiligen Adalbert triumphierend nach Prag zurück (August 1039). Doch da ein großes Přschemyslidenreich für Deutschland ebenso gefährlich werden konnte wie Polen unter Boleslaw Chrabry gewesen war, überdies die böhmischen Eroberungen unzweifelhaft in die Rechtssphäre des deutschen Reiches eingriffen, zu dem Polen im Lehnsverhältnis stand, so dachte Heinrich schon i. J. 1039 an Krieg und ließ sich nur mit Mühe durch Versprechungen beschwichtigen, bis Bretislaw die Herausgabe seiner polnischen Eroberungen rundweg verweigerte. Noch mißlang der erste deutsche Feldzug gegen Böhmen im Sommer 1040, doch der zweite 1041, der Böhmen von Bayern, Österreich und Meißen her faßte, führte zum Ziele, zumal der Bischof von Prag zu den Deutschen übertrat. Im Frieden von Regensburg im Oktober 1041 schwur der Böhmen- 1041. herzog aufs neue den Lehnseid und gab seine polnischen Eroberungen heraus, zwei Landschaften ausgenommen, vermutlich Schlesien und Mähren. Von dem letzteren trat er aber dabei höchstwahrscheinlich den Landstrich zwischen der Thaja und der alten Nordostgrenze der Ostmark, die bisher unweit der Donau lief, an den Sieger ab. Ein halbes Jahrhundert hindurch hat seitdem die Treue Böhmens gegenüber dem Reiche nicht gewankt und unverrückt überhaupt ist jene Grenze geblieben.

Heinrich III. und Ungarn. Die Beendigung des böhmischen Krieges erwies sich um so nützlicher, als das lange freundschaftlich gebliebene Verhältnis zu Ungarn nach Stephans Tode (15. August 1038) rasch in offene Feindschaft umgeschlagen war. Denn sein Nachfolger, sein Neffe Petrus, der Sohn seiner Schwester und des venezianischen Dogen Otto Orseoli, den Ungarn durch Geburt und Erziehung fremd, erlag schon 1041 einer magyarischen Erhebung und rief, von seinem Schwager Adalbert von Österreich begleitet, in Regensburg Heinrichs III. Schutz und Beistand an. Hinter ihm brach in Ungarn alles zusammen. Ein Heide, Aba (Ovo), schwang sich auf den Thron, hob Stephans Verfügungen auf und ließ seine Ratgeber hinrichten. Mit der nationalen Monarchie erschien auch die christliche Kirche aufs äußerste gefährdet, und mit dem Rückfall in altheidnische Roheit brach die alte Räubernatur der Magyaren wieder hervor. Trotz der stolzen und drohenden Antwort Heinrichs an Abas Gesandte, wenn er sich hüte, Deutschland zu reizen, solle er Frieden haben, wenn nicht, Krieg, überfluteten schon im Februar 1042, in fröhlicher Faschingszeit, ungarische Hausen nördlich und südlich 1042. der Donau die überraschte Ostmark, plündernd, sengend, menschenraubend. Der

Schwarm, den Aba persönlich auf dem rechten Donauufer bis an die Traisen geführt hatte, kam mit seiner Beute glücklich zurück; aber den anderen holte Markgraf Adalbert mit einer rasch gesammelten Schar österreichischer Edlen, nicht mehr als 300 Reitern, auf dem Marchfelde ein und zersprengte ihn vollständig. Kein besseres Schicksal hatte ein dritter Heerhaufe, der in Karentanien (Steiermark) eingebrochen war. Im August 1042 folgte mit Hilfe Bretislaws von Böhmen der deutsche Gegenstoß. Er brachte das nordwestliche Ungarn in Heinrichs III. Hände, der nun dies Gebiet als deutsches Lehen einem Neffen Stephans übergab, nicht dem gestürzten Petrus, gegen dessen Wiederherstellung die Ungarn entschieden sich verwahrten. Da jener nun sehr bald wieder verjagt wurde und Abas Stel-
1043. lung selbst noch keineswegs erschüttert war, so brach i. J. 1043 Heinrich III. zum zweitenmale in Ungarn ein und drang bis zur Rabnitz vor. Hier bot Aba den Frieden an. Er versprach eine Geldzahlung und die Herausgabe der deutschen Gefangenen und trat den Grenzstrich westlich der March und Leitha an Deutschland ab. Aus diesem Gebiet bildete Heinrich zunächst eine neue Mark; reiche Landschenkungen an bayerische Edle und Kirchen sollten es sichern und haben es gesichert: die damals festgestellten Grenzen zwischen Deutschland und Ungarn sind niemals dauernd wieder verrückt worden.

Doch die übrigen Bedingungen vermochte Aba nicht zu erfüllen, und obgleich die Reichsfürsten die Heerfahrt weigerten, wohl weil sie die schweren Lasten eines Eroberungskrieges scheuten, so brach Heinrich III. doch mit dem bayerisch-österreichischen und böhmischen Aufgebot wie mit seinen Ministerialen gegen Ungarn auf, überschritt, abermals südlich der Donau marschierend, trotz Sumpf und unga-
1044. rischer Verhacke die Rabnitz und stieß am Morgen des 5. Juli 1044 in der weiten Ebene von **Menfö** an der unteren Raab auf die unermeßlichen Scharen der Ungarn, denen er nur etwa 6000 schwere Reiter entgegenzustellen hatte. Aber in dem vollen Bewußtsein, es gelte den Kampf für christliche Kultur gegen heidnische Barbarei, gingen die Deutschen ins Gefecht, ihren König voran, und sprengten nach blutigem Ringen die feindlichen Geschwader völlig auseinander. Es war der glänzendste Ungarnsieg seit der Lechfeldschlacht. Darauf setzte Heinrich seinen Schützling Petrus in Stuhlweißenburg als deutschen Vasallen auf den ungarischen Thron, ordnete die Einführung deutschen (bayerischen) Rechts in Ungarn an, und ließ eine deutsche Besatzung daselbst zurück. Aba, der auf der Flucht in Gefangen-
1045. schaft geraten war, wurde enthauptet. Im nächsten Jahre, zu Pfingsten 1045, erschien Heinrich abermals in Ungarn, vollzog in der Königsstadt Gran die feierliche Belehnung Peters und empfing den Treuschwur der ungarischen Edlen. Die reichen Geschenke, welche ihm sein Vasall darbrachte, verteilte er freigebig an die Sieger von Menfö. Das Glänzendste schien Heinrich III. gelungen zu sein, die Politik Ottos I. war im größten Stile wieder aufgenommen. Schien doch ein Blick auf die unbesiegten Geschwader der deutschen Eisenreiter und auf die erstaunliche Leistungsfähigkeit, welche vornehmlich die deutsche Kirche in der Kolonisation barbarischer Länder entwickelte, auch die kühnsten Hoffnungen zu rechtfertigen.

Aber wenn Heinrich die Kräfte seines Reiches nicht überschätzte, die Widerstandsfähigkeit der Ungarn hatte er allerdings unterschätzt. Schon im Herbst 1046, 1046.
als er eben nach Italien gehen wollte, überraschte ihn der Ausbruch eines grimmigen heidnisch-magyarischen Aufstandes, an dessen Spitze der Arpade **Andreas** (Endre) stand. Petrus wurde auf der Flucht bei Wieselburg eingeholt, gefangen und geblendet, Bischof Gerhard mit zweien seiner Amtsbrüder bei Ofen von heidnischen Ungarn ermordet, Andreas in Stuhlweißenburg gekrönt. Doch in der Erkenntnis, daß es mit dem Heidentume für alle Zeiten vorbei sei, erneuerte Andreas sofort die strengen Gesetze König Stephans und war zunächst sogar bereit, die deutsche Hoheit anzuerkennen, wenn ihm die Krone zugestanden wurde. Dazu freilich war der Kaiser, der in ihm nur einen Usurpator sah, nicht zu bewegen, nur daß die Verhältnisse ihm vorläufig einen Ungarnkrieg unmöglich machten. Erst im Anfang 1050 wurde dieser mit einem Einfalle Bischof Gebhards von Regens- 1050.
burg wieder eröffnet, darauf **Heimburg** nach Beschluß der Reichsfürsten in Nürnberg zum Schutze der österreichischen Grenze stark befestigt und gegen einen heftigen Angriff der Ungarn heldenmütig verteidigt. Im August 1051 warf dann 1051.
der Kaiser die ganze gewaltige Streitmacht seines Reiches, die Aufgebote aller deutschen Stämme mit Ausnahme der Lothringer, dazu der Böhmen, Polen, Langobarden und Burgunder, auf den Feind. Während die eine Kolonne wieder nördlich der Donau vordrang, führte Heinrich die Hauptmacht mit Umgehung des überschwemmten ungarischen Flachlandes über den Semmering durch Steiermark wohl bis gegen Stuhlweißenburg, mußte aber ohne eigentlichen Erfolg wieder umkehren, da die Ungarn einer Schlacht auswichen und die Lebensmittel seinen Massen ausgingen, konnte sich auch den Rückzug durch die Ebene bis Heimburg nur durch mehrere blutige, wenngleich siegreiche Gefechte erkaufen. Auch sein Angriff auf die ungarische Grenzfeste **Preßburg** im nächsten Jahre (1052) prallte ab und die 1052.
jetzt begonnenen Friedensverhandlungen scheiterten trotz der Vermittelung Papst Leos IX. Trotzdem bot im November 1053 Andreas, der auf die Dauer sich doch 1053.
der Macht des Reiches nicht gewachsen fühlte, in Tribur nochmals den Frieden an unter dem Versprechen einer Gebietsabtretung und der Heeresfolge außer nach Italien, und diesmal nahm der Kaiser ihn an. Obwohl das i. J. 1044 Erreichte nicht im vollen Umfange sich behaupten ließ, das Wesentliche wäre doch gesichert gewesen. Da trat der Hochverrat eines Reichsfürsten ihm in den Weg. Herzog Konrad von Bayern, Ostern 1053 zu Merseburg durch Richterspruch seiner Würde entsetzt und nach Ungarn geflüchtet, bewog Andreas, seine Bedingungen wieder zurückzuziehen, und abermals brannte der verwüstende Grenzkrieg auf.

Heinrich III. als Regent. Der alte Gegensatz des deutschen Königtums zu den Laienfürsten also war es, der die Politik Heinrichs III. in einem entscheidenden Augenblicke durchkreuzte, und doch war er ihnen gegenüber in einem sehr wichtigen Punkte von Konrads II. Grundsätzen zunächst abgewichen, indem er die von diesem erstrebte Vereinigung der Herzogtümer in der Hand des königlichen Hauses fallen ließ; nur die Verbindung mehrerer Herzogtümer unter einem Geschlechte gab er nicht zu. Schon im Februar 1042 übertrug er das Herzogtum

Bayern, ohne das Wahlrecht des Stammes zu beachten, an Heinrich (VII.) von Lützelburg, nach dessen Tode (1047) an Konrad II., den Sohn des lothringischen Pfalzgrafen Ludolf (1049), 1045 Schwaben an Otto von Schweinfurt, 1047 endlich Kärnten an Welf (Welfhard), den Sohn eines schwäbischen Grafen. Auch die Concentration der Reichsabteien gab er auf, und mit voller Entschiedenheit verzichtete er auf die Simonie. Denn er war ein überzeugter Anhänger der Cluniacenser und wurde in dieser Auffassung noch bestärkt durch seine Vermählung mit Agnes von Poitiers in Ingelheim (November 1043), welche dem Hause der Gründer von Cluny entstammte und selbst eine eifrige Schülerin dieser Richtung war. In diesem tieferusten Sinne faßte Heinrich seine Regentenpflicht auf. Deshalb suchte er zunächst dem deutsch-heidnischen Fehderecht, das noch immer die deutsche Rechtspflege durchzog oder auch geradezu aufhob, christliche Grundsätze entgegenzustellen. Er verkündete keinen Gottesfrieden, wie die Treuga Dei in Frankreich war, mit der dort die Cluniacenser der furchtbaren Verwilderung des Laienadels entgegenzuwirken suchten, aber auch keinen „Landfrieden" im späteren Sinne, er suchte vielmehr durch die Wucht seines persönlichen Beispiels zu wirken.
1043. Am Gründonnerstage d. J. 1043 verkündete er selbst von der Kanzel des Domes zu Constanz herab, daß er allen Frevlern gegen seine Majestät den Königsbann erlasse, und forderte die Schwaben auf, seinem Beispiele zu folgen, also auf ihr Fehderecht zu verzichten und ihren Feinden zu verzeihen. Dasselbe erklärte er
1044. dann zu Anfang 1044 in Trier vor den Lothringern und nochmals auf dem Schlachtfelde von Mensö vor dem ganzen Heere. Die Wirkung war zunächst eine gewaltige, wie bei mittelalterlichen Menschen natürlich ist, doch freilich keine nachhaltige. Weit nachdrücklicher wirkte er auf die deutsche Kirche ein, mit seinen cluniacensischen Ideen suchte er sie zu durchdringen, während sie bisher wesentlich ihren großen praktischen politisch-wirtschaftlichen Aufgaben und der Mission lebte. Doch er vermochte das nur, wenn er das Papsttum völlig in seine Hand brachte, und das war ihm nur als Kaiser möglich.

Heinrich III. und die Kirche. Abermals war der römische Stuhl in das wüste Treiben der Parteien versunken. Gegen den Tusculaner Sylvester III. stand Benedikt IX., der dann wieder sich bewegen ließ, seine Würde an Gregor VI. abzutreten, aber notorisch gegen eine simonistische Zahlung. Aus dieser Verwirrung konnte nur der deutsche König das Papsttum retten, so meinten auch eifrig
1046. kirchliche Italiener. Heinrich III. war dazu entschlossen. Im Sommer 1046 wurde zu Aachen der Romzug beschlossen, im September trat der König ihn von Augsburg aus an, begleitet von zwei Erzbischöfen und zehn Bischöfen. Eine Synode in Pavia (25. Oktober), an der auch die italienischen und burgundischen Bischöfe teilnahmen, erklärte sich aufs schärfste gegen die Simonie, und nun folgten die Ereignisse mit betäubender, blitzartiger Schnelligkeit. Eine zweite Synode in Sutri am 20. December entsetzte zunächst Sylvester III. und nahm den Verzicht Gregors VI. entgegen. Schon am 22. stand der König vor Rom, am nächsten Tage sprach eine dritte Synode daselbst die Absetzung Benedikts XIII. aus. Wie die Dinge standen, konnte nun nur ein Deutscher die Tiara tragen. Da Erz-

bischof Adalbert von Bremen sie ablehnte, so wurde Bischof Suidger von Bamberg als Clemens II. auf den Stuhl Petri erhoben und schon am ersten Weihnachtsfeiertage feierlich inthronisiert; darauf vollzog er sofort die Kaiserkrönung. Unmittelbar danach übertrugen Geistlichkeit und Adel Roms dem Kaiser mit dem Patriciat die erste Stimme bei der Papstwahl (principatus electionis), so daß ihnen selbst nur noch das Vorschlagsrecht verblieb. Damit stand das Papsttum, den römischen Parteien entrissen, nicht viel anders zum Kaisertum, als ein deutsches Bistum, und der Kaiser, längst Herr der Reichskirche, trat als der Herr des römischen Stuhls an die Spitze der gesamten abendländischen Kirche. Um seinen Triumph zu vollenden, empfingen jetzt die siegreichen Normannenfürsten Unteritaliens ihre Eroberungen als Lehen aus seiner Hand, Radulf Aversa, Drogo Apulien (Februar 1047). Die byzantinische Herrschaft war zum guten Teile vernichtet und durch die deutsche Oberhoheit ersetzt, ein alter Gedanke der Ottonen ging der Verwirklichung entgegen. Von der Nordsee bis zum apulischen Tieflande hin gebot Kaiser Heinrich III., und in diesem weiten Reiche bildete nach wie vor zu beiden Seiten der Alpen die Kirche die festeste Stütze des Königtums. Eifrig strebte das reformierte Papsttum danach, die ihm gestellte Aufgabe zu lösen. Nachdem Clemens II. schon 1047, sein Nachfolger Damasus II. (Poppo von Brixen) ebenfalls bereits nach Jahresfrist, im August 1048, gestorben war, erhob der Kaiser den Bischof Bruno von Toul als Leo IX. auf den päpstlichen Stuhl (Februar 1047), einen feurigen Cluniacenser, der aus Cluny als seinen Subdiakonus Hildebrand mit sich nahm. Unermüdlich die Simonie und die Priesterehe bekämpfend, erschien er im Sommer 1049 auch in Deutschland, wo die Synode von Mainz dementsprechende Beschlüsse faßte (Oktober 1049), und ging dann nach Frankreich, um im gleichen Sinne zu wirken. Durchgreifende Erfolge freilich erreichte er nicht; insbesondere die deutsche Kirche blieb wesentlich praktischen Zwecken zugewandt. 1047.

Die nordische Mission; Sachsen und Erzbischof Adalbert. Eben war diese Kirche in voller Arbeit, sich auch die germanischen Völker des Nordens und Slawen jenseits der Elbe zu unterwerfen, dort mit dauerndem Erfolge, weil sie dem Selbstgefühle dieser Stämme nicht durch die Forderung einer politischen Unterordnung entgegentrat, hier mit schwankendem Ergebnis, weil neben ihrer Arbeit das Streben nach staatlicher Unterwerfung einherging. Der Mittelpunkt für die Mission auf beiden Gebieten war das Erzbistum Hamburg-Bremen. Nach langer Unterbrechung hatte im Norden König Kanut der Große (1003—1035), der ja mit Deutschland in freundschaftlichem Verhältnis stand, zu den vorhandenen dänischen Bistümern drei neue hinzugefügt, in Odense für Fünen, in Roeskilde, der damaligen Königsstadt, für Seeland, in Lund für Schonen, das Hauptland des dänischen Reiches. In Norwegen war Drontheim unter Olaf dem Heiligen († 1030) ein Bischofssitz geworden, in Schweden Scara. Freilich bestand dort das uralte Heiligtum in Upsala noch ungebrochen, und auch die Bistümer waren kaum noch etwas anderes als Missionsstationen inmitten einer ganz- oder halbheidnischen Bevölkerung, noch ohne feste Sprengel und selbst zum Erzstift Ham-

burg ohne sicheres Verhältnis, weil die nordischen Könige, namentlich Knut, unter Umständen auch Bischöfe aus England beriefen. Anders im baltischen Slawenlande. Hier, wo Hamburgs Sprengel bis zur Peene reichte, war das Bistum Oldenburg, kurze Schwankungen abgerechnet, immer in seiner Hand geblieben, und die Fürsten der Obotriten und Wagrier, obwohl meist Heiden, waren nach dem Aufstande von 1018 (s. S. 228) doch bald wieder zur Tributpflicht gebracht worden. Noch günstiger für die Kirche gestalteten sich hier die Verhältnisse, als um 1042 Gottschalk, der Enkel Mistiwois, der im Michaelskloster zu Lüneburg christlich erzogen worden, nach der Ermordung seines Vaters Udo in seine Heimat zurückkehrte. Hier richtete er seine Alleinherrschaft auf, erkannte aber dabei die Oberhoheit Sachsens an und erwies sich selbst als eifriger Christ.

Aber aus diesen Verhältnissen entwickelte sich ein verhängnisvoller Gegensatz zwischen dem billungischen Herzogshause und dem Erzbistume. Die Stellung des ersteren beruhte, abgesehen von seinem linkselbischen Erbbesitz, nicht nur auf der gräflichen Gewalt über die drei nordelbischen Gaue der Stormarn, Holtsaten (d. h. Waldsassen) und Dietmarschen, sondern auch auf der Markgrafschaft über die sogenannte sächsische Mark von der Kieler Föhrde bis zur Elbe, wie über die baltischen Slawen. Da jene durch die Fortdauer der hier altherkömmlichen, sonst längst verschwundenen Gauversammlung unter dem freigewählten „Overboden" (Landesältesten) und das alte Recht jedes Freien, sich für Krieg und Fehde einen Gefolgsherrn zu suchen (das hlaford soen der Angelsachsen), sehr eingeengt, das herzogliche Amt im übrigen Sachsen durch die acht Bistümer zum guten Teile aufgehoben war, so legten die Billunger um so größeres Gewicht auf ihre Herrschaft über die Slawen und deren Tribute. Sie widerstrebten deshalb der Bekehrung, weil mit derselben jene Leistungen entweder in Wegfall kamen oder durch die kirchlichen Zehnten erheblich geschmälert wurden. Auf demselben Standpunkte stand natürlich der ostsächsische und nordalbingische Adel, in fortgesetzter Grenzfehde mit den Slawen an blutige Gewaltthat gewöhnt, obendrein wie das ganze Volk in seiner Gesittung noch halbheidnisch und in entlegeneren Strichen im geheimen selbst heidnischer Kultübung zugewandt. Diese besonderen Verhältnisse verschärften hier noch den allgemeinen Gegensatz zwischen Laienadel und Klerus, der hier wie überall, und zwar mit vollem Bewußtsein, zugleich die Sache des Königtums vertrat. Anlaß zu Reibungen, besonders zwischen Herzogtum und Erzstift, lag aber um so mehr vor, als beide Gewalten auch örtlich dicht nebeneinander standen, denn der Sitz beider war in Hamburg.

1045. In diese aussichtsvollen und doch so gespannten Verhältnisse trat i. J. 1045 Erzbischof Adalbert ein. Als Sohn des Grafen Friedrich von Wettin und Merseburg war er um 1012 geboren und hatte im Verfolge der geistlichen Laufbahn zunächst die Propstei Halberstadt, dann das Subdiakonat in Bremen erhalten. Schlank und stattlich, feurig und stolz, insbesondere den Laienfürsten gegenüber, beredt und sarkastisch, prachtliebend und verschwenderisch, ein Kenner und Bewunderer der reichen Kultur des Südens, wie er auch sich wohl rühmte, von Otto II. und Theophano abzustammen, dabei leutselig und barmherzig gegen Niedere,

nüchtern und enthaltsam im ehrlichen Gehorsam gegen die Lehre, die er predigte, so trat er an die Spitze seines Erzstiftes. Bald wurde allen deutlich, mit welchen hochfliegenden Plänen für Kirche und Reich er sich trug. Großartige Steinbauten, so der Dom in Bremen nach dem Muster der Kathedrale von Benevent, sollten die alten, einfachen Holzkirchen verdrängen, Gärten und Weinberge den Segen des Südens nach dem rauhen sächsischen Tieflande tragen, prunkvoller Gottesdienst mit Gesang und Kerzenglanz, besonders an den hohen Kirchenfesten, das Volk gewinnen, ein glänzender Hofhalt, eine üppige Tafel den Laienadel fesseln und blenden. Doch angesichts des raschen Fortganges der Mission im Slawenlande und im Norden wollte er noch weit mehr Nach Ratzeburg und Mecklenburg (bei Wismar) entsandte er neue Bischöfe, Kirchen und Klöster wuchsen unter Gottschalks eifriger Fürsorge im Lande empor. Im Norden war nach Kanuts Tode sein Reich zerfallen, die neu emporgekommenen Könige zeigten sich dem Christentume meist geneigt. Nur in Norwegen erwies sich Harald Hardradr, der „Hartwaltende“, der „Blitz des Nordens“, als feindlich, so daß unter seiner Herrschaft manche Kirche wieder zu Grunde ging. Doch weit darüber hinaus erbaten und erhielten die Normannen von den Feuerbergen Islands, von den klippenumstarrten Orkneys, selbst vom eisigen Grönland Prediger aus Bremen; in Island erstand 1056 das Bistum Skalholt. Von der Ostküste Schwedens bis nach Grönland gebot Adalberts Krummstab, walteten deutsche Priester, die er eingesetzt hatte, und aus allen Ländern des Nordens kamen über das stürmische Nordmeer herüber die Fürsten und Priester und Pilger nach Bremen, wie im Süden nach Rom.

So stieg in dem Haupte des Erzbischofs ein verwegener Gedanke empor: er wollte sein Erzstift erheben zu einem Patriarchat, das über zwölf Bistümer in Deutschland und über den ganzen Norden gebot, zu einer Stellung also, wie sie im Orient etwa Konstantinopel, im Abendlande nur Rom einnahm; der Vorrang auch in der deutschen Kirche hätte ihm dann schwerlich entgehen können. Doch da er dazu einer festeren weltlichen Grundlage bedurfte, so dachte er im ganzen bisherigen Umfange seines deutschen Sprengels seinem Stifte die gräflichen Rechte zu erwerben, um gegen jeden Eingriff des Herzogs sich zu sichern, und sammelte zahlreiche sächsische Edle als Vasallen um sich, verschärfte aber dadurch freilich auch den Gegensatz zu den Billungern. Eben dies trieb ihn zum engsten Anschlusse an das Königtum, und bald nahm er an Heinrichs Hofe eine so angesehene Stellung ein, daß ihm der Kaiser 1046 die päpstliche Tiara bot (s. S. 241). Er lehnte sie ab, denn seine nordischen Ideen standen ihm höher, und mit wahrem Feuereifer verfolgte er sie. Im Januar 1053 erhob ihn Leo IX. zum päpstlichen Legaten und Vikar für den ganzen Norden; das letzte Wort freilich blieb ungesprochen. Wie nun die Dinge in Sachsen standen, war es begreiflich, wenn Heinrich III. sein Augenmerk ganz besonders auf dies Land richtete, wo die Kirche so kräftig sich entwickelte und ein alter Domänenbestand auch unmittelbar dem Königtume feste Grundlagen schuf. In Goslar, nahe den schon im 10. Jahrhundert entdeckten reichen Silbergruben des Harzes, erbaute er sich deshalb eine neue prunkende Königspfalz. Hier ließ er zu Weihnachten 1050 seinem neugeborenen Sohne

Heinrich (IV.) huldigen, Goslar war, so scheint es, von ihm zum Mittelpunkte des Reiches bestimmt. Im engsten Bunde mit der sittlich gereinigten, wirtschaftlich und politisch höchst leistungsfähigen Kirche wollte das salisch-fränkische Haus Sachsen wieder zur Grundlage des deutschen Königtums machen.

Opposition des Laienadels in Deutschland und Italien. Diese reißenden Fortschritte beider riefen aber eine steigende Opposition des Laienadels hervor, bei der freilich auch persönliche Gründe eine Hauptrolle spielten. Schon
1045. 1045 erhob sich Gottfried von Lothringen, weil Heinrich III. nach seines Vaters Gozelo Tode ihm nur Ober-Lothringen, dagegen Nieder-Lothringen seinem jüngeren Bruder Gozelo übertragen hatte. Kaum war er niedergeworfen und auf dem Giebichenstein gefangen gesetzt, als Graf Balduin V. von Flandern eine Fehde um den Besitz des Hennegaus begann, so daß der Kaiser, in Italien in Anspruch genommen, Gottfried entließ (Mai 1046) und ihm sein Herzogtum wiedergab. Zum Dank dafür machte Gottfried mit Balduin und anderen unzufriedenen lothringischen Großen gemeinsame Sache, und ein weitverzweigter Bürgerkrieg verheerte ganz Lothringen, insbesondere die Bistümer. Erst als der Kaiser 1049 die dänische Seemacht gegen Flandern in Bewegung setzte und Papst Leo IX., der damals zur Synode nach Deutschland kam, den Bann gegen den Rebellen schleuderte, unterwarf sich Gottfried und verlor zum zweitenmale sein Herzogtum, das Graf Gerhard vom Elsaß erhielt, der Stammvater aller nachfolgenden Herzöge von (Ober-)Lothringen. Unbezwungen dagegen blieb Balduin.

Andere Verlegenheiten ergaben sich im Osten, wo Konrad von Bayern, der mit des Kaisers Oheim, Bischof Gebhard von Regensburg, in blutige Fehde
1053. geraten war, des Herzogtums entsetzt wurde (Ostern 1053), darauf zu den Ungarn flüchtete und den Grenzkrieg aufs neue begann, unterstützt von kärntischen (steirischen) Unzufriedenen. Bayern übergab der König zu Weihnachten 1053 seinem erst dreijährigen Sohne Heinrich (IV.), kurz danach an seiner Stelle dem jüngeren Sohne Konrad, endlich nach dessen Tode sogar seiner Gemahlin Agnes (1056). Um dieselbe Zeit war Gottfried nach Italien gegangen, in der Absicht, sich mit Beatrix von Tuscien zu vermählen, der Tochter Herzog Friedrichs von Nieder-Lothringen, der Witwe des Markgrafen Bonifacius aus dem Hause der Grafen von Canossa, des mächtigsten Herrn in Mittel-Italien. So drohte die Opposition des deutschen und des italienischen Adels sich zu verschmelzen, und zugleich war das deutsche Papsttum mit den süditalischen Normannen in Konflikt geraten, als Leo IX. Benevent für die Kirche beanspruchte. Bei Civitate mit seinem schwäbisch-italienischen Heere am 13. Juni 1053 völlig geschlagen, starb Leo am 19. April 1054. Auf den Vorschlag einer römischen Gesandtschaft unter dem Subdiakon Hildebrand bestimmte Heinrich III. zu Leos Nachfolger den Bischof Gebhard von
1055. Eichstädt, der im April 1055 als Viktor II. inthronisiert wurde, begab sich aber noch in diesem Jahre selbst nach Italien, um die schwierigen Verhältnisse persönlich zu ordnen. Um die innige Verbindung zwischen Königtum und Kirche so recht zum Ausdruck zu bringen, belehnte er den Papst, der zugleich sein deutsches Bistum behalten hatte, mit dem Herzogtum Spoleto und der Mark Camerino,

und ernannte ihn zu seinem Statthalter in Italien, die Markgräfin Beatrix mit ihrer Tochter Mathilde führte er gefangen mit sich. Den Herzog Gottfried aber, der nach seiner Heimat zurückgekehrt war und abermals zu den Waffen gegriffen hatte, begnadigte er abermals (1056). Doch wie bitter der Haß war, den ein Teil des Laienadels dem Kaiser widmete, bewies eine Verschwörung Welfs von Kärnten mit Gebhard von Regensburg und Konrad von Bayern zum Sturze, ja zur Ermordung des Kaisers, den die Kunde davon aus Italien zurückrief. Es gelang ihm, Gebhard in Regensburg zu überraschen und gefangen zu setzen, Herzog Welf starb nach reuigem Geständnis auf seiner Burg Bodman am Bodensee (December 1055), fast zur selben Zeit Herzog Konrad in Ungarn. Trotz aller Schwierigkeiten war Heinrich III. seines Reiches also Herr und offenbar vollkommen im stande, seine Pläne weiter zu verfolgen, aber die ungeheure Arbeit hatte seine Kraft erschöpft. Unter dem erschütternden Eindrucke der schweren Niederlage eines sächsischen Aufgebotes gegen die Liutizen bei Prizlawa an der Havelmündung (10. September
1056) erkrankte er auf seiner Pfalz Bodfeld am Harz. Noch fand er Zeit, die 1056.
Nachfolge seines Sohnes Heinrich (IV.) von den Reichsfürsten nochmals feierlich anerkennen zu lassen und eine allgemeine Amnestie für Majestätsverbrechen zu
verkünden; am 5. Oktober 1056 verschied er im Beisein des Papstes, erst 39 1056.
Jahre alt, in dem Augenblicke, als die Entwickelung der deutschen Verfassung der schwersten Krisis sich näherte. Wir halten hier an, um einen Blick auf die Zustände des Reiches zu werfen.

Der König und sein Hof. Noch war die Stellung des Königs die alte. Er verfügte über die Reichsämter und die Reichskirche, er war der höchste Richter auf deutscher Erde, sein Hof daher beständig die Stätte gerichtlicher Verhandlungen, die ebensowohl das Größte wie das Kleinste betreffen konnten, er war der oberste Kriegsherr, erließ deshalb das Aufgebot, doch nicht mehr ohne die Zustimmung der Edlen; er war endlich der größte Grundherr des Reiches und verfügte auch sonst über eine Menge direkter und indirekter Einnahmen (s. S. 167 f.), zu denen seit Heinrich II. der Anspruch auf Bergwerke und Salinen hinzukam. Seit freilich die Ottonen ihre massenhaften Schenkungen an die Kirche begonnen hatten, waren diese gewaltigen Güterbestände im Westen und Süden rasch zusammengeschmolzen, während die sächsischen Pfalzen im wesentlichen erhalten blieben. Aber mehr als ersetzt wurde dieser Ausfall durch die Leistungen, welche die Fürsten, insbesondere die geistlichen, für den königlichen Tisch, für Hof- und Heeresdienst aufzubringen hatten, und noch mehr hätte aus dem Rechte des Königs auf die Zoll- und Marktabgaben, die rasch sich steigerten (s. unten S. 252), sich ziehen lassen, wenn nicht eben diese mehr und mehr an die Bischöfe übergegangen wären. Dieser Stellung des Königtums entspricht die Organisation des königlichen Hofes, eine Mischung weltlicher und geistlicher Bestandteile. Das wichtigste Institut desselben ist die sogenannte Kapelle, wie sie zuerst Ottos I. Bruder, der Erz-

bischof Bruno von Köln, gestaltet hatte, die Genossenschaft des Hofklerus, die Pflanzschule für die geistliche Beamtenaristokratie des Reiches; ihre Leitung lag in den Händen des Erzkaplans, der seit Ludwig dem Deutschen zugleich Erzkanzler für die Ausfertigung der Urkunden war. Seitdem dies letztere Amt regelmäßig dem Erzbischof von Mainz für Deutschland, dem von Köln für Italien zustand (für Burgund urkundete unter Heinrich III. der Erzbischof von Besançon), ging die besondere Leitung der Kapelle und des Urkundenwesens auf den Kanzler, einen Bischof, über. Gegenüber der Kapelle standen für die Pfalzverwaltung und die regelmäßige Wahrnehmung der Hofämter, die nur bei besonders festlichen Gelegenheiten die Herzöge in Person ausübten, die königlichen **Ministerialen**, eine festgeschlossene, besonders von Konrad II. ausgebildete Genossenschaft (s. unten S. 250). Für die eigentlichen Reichsgeschäfte dienten Fürsten und Bischöfe dem König als Beirat an den Hof- oder Reichstagen; doch war wohl niemals das ganze Reich gleichmäßig vertreten und daher eine abwechselnde, ausgleichende Heranziehung aller Stämme nur möglich bei Fortdauer der königlichen Wanderresidenz, die deshalb als ein unentbehrlicher Bestandteil der deutschen Verfassung erschien.

Die Reichsämter und ihre Umwandlung. Für die Wahrnehmung seiner staatlichen Pflichten stand dem König ein zahlreiches weltliches Beamtentum zur Verfügung, dessen Aufgaben sich rechtlich seit den Karolingern wenig geändert hatten. An der Spitze des Stammesgebietes erschien der **Herzog** als königlicher Beamter für Heerführung und Rechtspflege; er berief auch die Landtage zur Beratung allgemeiner Angelegenheiten und Erledigung von Akten der freiwilligen Gerichtsbarkeit (Kauf, Tausch, Testamente u. a. dgl.). Die regelmäßige Rechtspflege lag in der Hand des **Grafen** und seines Stellvertreters, des Schultheißen (Centenar), und bewegte sich in den alten Formen (s. S. 129 f.). Ganz in derselben Weise walteten die **Markgrafen** ihres Amtes. Bisher auf den Osten beschränkt, den sie in breitem Gürtel von der unteren Elbe bis zur Adria schützend umschlossen, waren die Markgrafschaften von Heinrich III. durch zwei im Westen gelegene vermehrt worden, die von Antwerpen und Friesland. Die **Burggrafen** in den meisten rheinischen Bischofsstädten (Köln, Trier, Mainz, Worms, Speier, Straßburg), in Augsburg, Würzburg, Bamberg und Regensburg sind weiter nichts als Grafen für den wegen zunehmender Bedeutung der Stadt aus dem Gau ausgesonderten Stadtbezirk und mit der Verwaltung der königlichen Pfalzen daselbst nur nebenbei als Domänenbeamte beauftragt. Das **Pfalzgrafenamt** dagegen hat sich auf den Grundlagen, die ihm Otto I. gab, kaum erhalten; es war wenig mehr als ein Kontrolamt für die Domänenverwaltung und verlor allmählich auch diese Bedeutung.

Doch alle diese Ämter waren keine reinen Ämter mehr, denn mehr und mehr hatte sich das Prinzip der **Erblichkeit** bei ihnen festgesetzt, nur bei den **Herzogtümern**, den wichtigsten, noch nicht. Wenn man von dem stammfremden böhmischen absieht, dessen Erblichkeit im Hause der **Przemysliden** nach der undeutschen Senioratsfolge (Erbrecht des ältesten Geschlechtsgenossen) von jeher feststand, so war es bisher nur in **Sachsen** den **Billungern** gelungen, das Amt

in der dritten Generation festzuhalten, aber seine Wirksamkeit beschränkte sich thatsächlich auf den östlichen Teil des Landes. Im übrigen verfügte der König über die Herzogtümer noch frei, soweit er nicht in Bayern ein altes Wahlrecht des Stammes wenigstens der Form nach anerkannte, und zwar ohne jede Rücksicht auf die Stammesangehörigkeit des Ernannten. Franken blieb dauernd unbesetzt.

Anders bei den Markgrafschaften, deren gefährdete Lage es geradezu wünschenswert erscheinen ließ, daß ein mächtiges Geschlecht seine Interessen mit denen des Landes möglichst fest verknüpfte und deren größere Selbständigkeit das erleichterte. So hatten in Österreich die Babenberger ihre Macht erblich gemacht, so in der kärntischen Mark erst die Lambacher, seit etwa 1056 die Ottokare von Steier, die von dieser ihrer Stammburg an der grünen Traun dem schönen Alpenlande den Namen der Steiermark gaben, in der bayerischen Nordmark die Vohburger, in Meißen die Grafen von Weimar (Orlamünde). Bei den Grafen zeigte sich die Neigung zur Erblichkeit besonders entschieden seit etwa 950, hundert Jahre später war sie durchgedrungen und so ein ziemlich fest geschlossener Kreis von Grafengeschlechtern entstanden, die nun mehr und mehr sich gewöhnten, sich nach ihren Stammsitzen zu benennen. Damit trat der Name des Gaues allmählich zurück. Teilungen der Gaue und namentlich die Ausscheidung umfänglicher Immunitäten aus denselben (s. unten) förderten noch diesen Vorgang, der zuerst in Lothringen hervortritt. So nannten sich schon im Anfange des 11. Jahrhunderts die Grafen des Hennegau auch Grafen von Mons, in Bayern die vom Sundgau nach Ebersberg, in Kärnten die vom Gurkthalgau nach Friesach, in Thüringen die der Ostergaues nach Weimar. Ebenso war die pfalzgräfliche Würde erblich geworden, die sächsische im Hause der Gosecker (um Querfurt), die bayerische bei den Aribonen, die schwäbische bei den Dillingern. Nicht anders war es bei dem Burggrafenamt ergangen, das z. B. in Regensburg dieselben Aribonen behaupteten. Das Alles hatte sich aus der Notwendigkeit ergeben, die amtlichen Befugnisse in die Hände von Männern zu legen, welche mit ihrem Amtsbezirk durch Besitz, Verlehnung, Familienzusammenhang verwachsen waren, und aus der Unmöglichkeit für Fremdbürtige, solchen Geschlechtern gegenüber Boden zu gewinnen. Was aber bei fester Staatsgesinnung in der modernen englischen oder preußischen Verwaltung ohne Schädigung des Staates möglich ist, das führte im Mittelalter, dem eine solche Staatsgesinnung ganz fremd war, unvermeidlich zur Zerstörung des Amtscharakters. Das Ernennungsrecht des Königs war zu einem Belehnungsrecht, d. h. einem Bestätigungsrecht, abgeschwächt, an Stelle der Unterordnung unter den Staat trat die persönliche Verpflichtung gegen den König. Diese Geschlechter aber gewöhnten sich, ihre Amtsrechte als erblichen Besitz, als ein Anhängsel ihrer Grundherrschaft zu betrachten und demgemäß in ihrem privaten, nicht im öffentlichen Interesse auszuüben. Der uralte Krieg des Großgrundbesitzes gegen den Staat drohte den letzteren mattzusetzen.

Die Immunitäten. Es ist das große Verdienst der Ottonen gewesen, diese Gefahr erkannt und nach Kräften bekämpft zu haben. Sie konnten das aber nur, indem sie die Amtsgewalt in ganzen Grafschaften oder doch im ganzen Um-

fange der kirchlichen Güter und in den geistlichen Städten über alle Bewohner derselben, auch die nicht der Kirche pflichtigen, an die Bischöfe und die Reichsäbte übertrugen, da über deren Ernennung die Könige frei nach Staatsrecht, nicht nach Lehnrecht verfügten. So schützten sie die freien Zinsbauern (Censualen) vor der Willkür der Grafen, die sie fortwährend zu ihren privaten Zwecken auszubeuten suchten, und retteten ihre Leistungsfähigkeit für das Reich. Das Interesse der geistlichen Herren, diese Leistungen fest und einheitlich zu ordnen und die fortgesetzten lästigen Kompetenzstreitigkeiten mit den Grafen zu vermeiden, kam ihnen dabei entgegen. Die Ausübung der gräflichen Gerichtsbarkeit im Echteding übernahm entweder der Vogt (advocatus) der Kirche, jetzt vom Herrn der Immunität ernannt, vom König mit dem Blutbann (Gericht über Leben und Tod) beliehen, oder, wie in den meisten rheinischen Städten, der königliche Burggraf, den ebenfalls der Bischof bestellte. Eine völlige Aufhebung dieses Amtes war bei dem erblichen Charakter, den es angenommen hatte, unmöglich, und ebenso wurde die Vogtei meist erblich, oft sogar in dem Grafenhause des Gaues, aber immer war der Bischof im stande, die Amtsführung aufs wirksamste zu beaufsichtigen, was der König nicht vermochte, und oft ist es ihm gelungen, die Burggrafschaft mindestens bei Seite zu schieben, wie in Straßburg schon um d. J. 1000, oder ganz zu vernichten, wie in Worms 1002. Der Burggraf oder der Vogt richtete als Vertreter der Staatsgewalt in den drei Echtedingen nach den üblichen Formen, also auch mit Zuziehung von Schöffen aus dem Stande des Beklagten (außer bei Unfreien) über alle Immunitätsleute in Blutsachen und im Buding über Grundbesitzprozesse; sein Schultheiß, den der Immunitätsherr ernannte, der Vogt belehnte, übte im gebotenen Ding die niedere Gerichtsbarkeit, zumal über die Unfreien. Auf diesen Grundlagen ist nachmals die freie Gemeindeverfassung der Städte erwachsen. So löste sich die alte Gauverfassung auf. Das Reich war thatsächlich eine Masse von Königsgütern, Immunitäten und weltlichen Grundherrschaften, deren Herren nebenbei die obrigkeitliche Gewalt im Namen des Königs, aber oft genug schon im eignen Interesse ausübten.

Die Stände. Es liegt auf der Hand, daß diese Verhältnisse auf die Umbildung der Stände den größten Einfluß üben mußten. Wohl erhielten sich hier und da Bestände freier Bevölkerung, auch in den Städten, wie z. B. in Köln, aber die große Masse der freien Bevölkerung war von der Willkür der weltlichen Beamten, über welche die Klagen nicht aufhören, und den unerträglichen Lasten des Heeresdienstes mehr und mehr in die Zinspflicht der Grundherrschaften, insbesondere der geistlichen, gedrängt worden. Hier und vor allem unter dem Krummstab der Kirchenfürsten fanden sie in einer freilich abhängigen Lage doch Sicherheit und Gedeihen. Sein Gut, das er dem Herrn übertrug, verlor der Zinsbauer nur, wenn er drei Jahre hindurch mit dem Zins (census legitimus) im Rückstande geblieben war; er leistete außerdem dem Schutzherrn (senior) noch das „Gewerf“ für den von demselben übernommenen Heeresdienst, weiter eine Abgabe bei der Verheiratung. Beim Tode fiel ein Teil des Gutes an den Herrn, wenn der bisherige Inhaber mit einer nicht zu den Unterthanen desselben Herrn gehöri-

gen Frau verheiratet war (Buteil), in jedem Falle aber der Totenzins (Todfall), bei Männern das beste Stück Vieh (Besthaupt), bei Frauen das beste Kleid. Aber der Censuale war des Heeresdienstes ledig und stand zu Recht nur vor dem Vertreter des Immunitätsherrn und vor Schöffen seines Standes. Die größte Masse freilich der Bevölkerung waren Unfreie (s. S. 169, 172). Doch da der Kirche in zahllosen Fällen Leibeigene in der Form geschenkt wurden, daß sie inskünftige nur einen niedrigen Zins (gewöhnlich 5 Denare) zahlten, so traten viele derselben in die Reihe der Zinsbauern ein, zunächst freilich ohne Grundbesitz zu erwerben. Ein anderer Fortschritt der unfreien Handwerker (Dageskalke) in den geistlichen Städten war es, wenn ihnen gestattet wurde, neben ihrer Verpflichtung für den Herrn auch für den Verkauf zu arbeiten, und wenn sie nach ihrem Berufe bereits zu geschlossenen Genossenschaften (Zünfte, officia) unter vom Burggrafen oder Vogte bestellten Zunftmeistern (magistri officiorum) geordnet wurden, deren es in Straßburg um das Jahr 1000 schon zwölf gab.

Da nun geistliche wie weltliche Herren das Bedürfnis hatten, für den Reichsheer- und Hofdienst, wie für ihre eigene Gutsverwaltung und Sicherheit ein reisiges Gefolge zu bilden, so verpflichteten sie Zinsbauern oder auch Hörige gegen Belehnung mit einem größeren Gute (gewöhnlich drei Hufen) zum Dienst als schwere Reiter und als Beamte ihres Hofes, der dem königlichen nachgebildet wurde. Diese Ministerialen (Dienstmannen) entbehrten der freien Verfügung über ihr Gut wie alle Lehnsträger und durften eine Ehe nur innerhalb der Dienstgenossenschaft ihres Lehnsherrn schließen, der auch ihre Kinder nach Belieben verheiratete, aber sie besaßen ihr Lehen thatsächlich erblich, wurden von Schöffen ihres Standes vor dem Herrn gerichtet und gewannen bald großen Einfluß auf diesen selber. Denn sie bildeten nicht nur das militärische Gefolge, sondern auch die tägliche Umgebung ihres Herrn, und bald war ihr Rat, schließlich ihre Zustimmung bei wichtigen Geschäften, wie Veräußerung oder Erwerbung von Gütern, gar nicht zu umgehen. Bei solchen spielte schon im 10. Jahrhundert „der Rat der Getreuen, Geistlicher wie Laien" in den Bistümern eine maßgebende Rolle; nicht lange, und ihr Wille fiel auch bei der Erhebung der Bischöfe schwer ins Gewicht. Endlich brachte die Gemeinsamkeit des Waffendienstes und der darauf beruhenden Sitte sie den freien Vasallen (milites), deren gleichfalls kein geistlicher oder weltlicher Fürst entbehrte, so nahe, daß die Bildung eines aus beiden zusammenfließenden Standes sich vorbereitete. So setzte sich die „Hausgenossenschaft" (familia, gedigene) der großen Grundherren weltlichen wie geistlichen Standes in Stadt und Land aus drei Klassen: Ministerialen, Zinsbauern, Hörigen zusammen, und häufig schon regelten „Dienstrechte" diese Verhältnisse, so das des Bischofs Burkard für Worms 1024 oder die der Reichsabtei St. Maximin 1034 und 1056.

Das Heerwesen. Das deutsche Volk aber zerfiel seinem Berufe nach jetzt in zwei große Massen, in die kriegerischen Vasallen und Ministerialen und die fast ausschließlich wirtschaftlich arbeitenden, unkriegerischen Bauern und Handwerker, die nur noch in Fällen schwerer Landesnot zu den Waffen gerufen, sonst

nur zur Instandhaltung von Festungen herangezogen wurden, außer in Sachsen, wo der Bauer seine Wehrhaftigkeit mit seiner Freiheit auch jetzt behauptete; denn nur ein wehrhaftes Volk ist frei. Die Reichsheere dieser Zeit bestanden demnach aus den Aufgeboten der Fürsten, gepanzerten Reitern im Kettenhemd (Brünne) auf schweren Rossen, die als Hauptwaffen die Stoßlanze und das lange Schwert führten und von leicht bewaffneten Knappen begleitet waren;*) sie gliederten sich nach Stämmen und standen für gewöhnlich in erster Linie unter ihren Herzögen, in zweiter unter Markgrafen und Grafen. Bischöfen und Reichsäbten, denn auch diese geistlichen Fürsten nahmen oft an der Heerfahrt teil. Die Stärke war nach Bedürfnis sehr verschieden; die größte, wie sie später Heinrich V. 1110 nach Italien führte, belief sich auf 30,000 Panzerreiter.**) Als königliches Feldzeichen diente lange die heilige Lanze, den Königen des sächsischen Stammes das Banner mit dem Erzengel Michael; der einköpfige Adler, das alte Zeichen Roms, kommt erst unter Heinrich IV. vor und wurde allgemein erst unter Friedrich I. üblich.

Entwickelung des Verkehrs und der Städte. Wie Staat und Stände unter den übermächtigen Einfluß der Grundherrschaften gerieten, so haben letztere auch die wirtschaftliche Arbeit geleitet. Hier zeigt sich die fortschreitende Entwickelung einmal im Aufschwunge des Verkehrs, dann in der Verbesserung und Ausdehnung des landwirtschaftlichen Betriebes. Zu einem lebhafteren Handel im Innern waren in diesem Bauernlande die Voraussetzungen allerdings immer noch nicht vorhanden. Noch bildeten die wichtigsten Tauschgegenstände Landesprodukte, die an einzelne Gegenden gebunden waren, Salz aus den bayerischen Werken von Reichenhall und vom oberen Ennsthal, aus den sächsischen von Halle, Lüneburg und Oldesloe, Metalle vom Harz und aus Westfalen, Wachs aus den weiten Heiden und Waldgebirgen, Fische, wie die riesigen Hausen (Störe), aus der Donau oder die gesalzenen und getrockneten Seefische der Nordsee, Wein vom Rhein, Main und Donau wie aus Südtirol. Doch schon entwickelte sich hier und da unter kirchlicher Pflege eine lebhaftere Industrie auch für den Verkauf. So blühten in Hildesheim unter Bischof Bernwards kunstverständiger Leitung die Metallarbeiten, im bayerischen Kloster Tegernsee die Glasbereitung. Orientalischer, byzantinischer wie arabischer Luxuswaren und nordischen Pelzwerks hatte man auch in Deutschland niemals ganz entbehren mögen, und doch war das Bedürfnis nach solchen immerhin noch ein bescheidenes und die wichtigsten Straßen des Weltverkehrs umgingen deshalb noch Deutschland. Die östliche lief vom schwarzen Meer durch Rußland über Kiew und Nowgorod an die Ostsee zur Newamündung, der

*) Nach dem Bamberger Dienstrecht z. B. erhielt jeder Geharnischte beim Römerzuge ein Roß und 3 Pfund Silber, in Weißenburg 10 Pfund Silber, das Eisenzeug für 5 Pferde, 1 bepacktes Maultier und 2 Diener mit Pferden. Es erhellt daraus, wie schwer die Kosten eines Feldzuges, wie scharf die Anspannung der Censualen und Dageskalke dafür war.

**) Ein Anschlag Ottos II., der aber wohl nur ein zweites Aufgebot betrifft und außerdem Sachsen, Ober-Lothringen und die Marken nicht berührt, ergibt eine Gesamtziffer von 2080—2090 Reisigen, von denen die geistlichen Fürsten 1482 stellen, z. B. Mainz, Köln, Straßburg, Augsburg je 100, Trier, Salzburg, Regensburg je 70 u. s. f., die Grafen 10—30.

„Warägerweg", die westliche wandte sich um Spanien herum oder durch Frankreich nach den Niederlanden, wo sie deutsches Gebiet wenigstens streifte. Da es fast gänzlich an Straßen fehlte, die zu jeder Jahreszeit gangbar gewesen wären (denn die altrömischen waren zwar viel benützt, aber schwerlich gepflegt), so bildeten die Flüsse die bevorzugtesten, weil bequemsten Verkehrslinien, trotz mannigfacher schwerer Hindernisse selbst auf den größten Strömen. Auf der Donau z. B. war der Strudel von Grein gefürchtet als die „Herberge des Todes"; auf dem Rheine bildeten die Riffe des „Binger Lochs" Jahrhundertelang eine so gefährliche Stromschnelle, daß die Fahrzeuge umgeladen und die Waren zu Lande weitergebracht werden mußten. Wo nicht solche Gefahren drohten, da lauerten andere, von Menschen bereitete: das barbarische Strandrecht an den Ufern der Ströme (die „Grundruhr") wie vor allem an den Küsten des Meeres, der Seeraub und die allgemeine Unsicherheit des Rechts, denn der Fremde war außerhalb seiner Rechtsgenossenschaft noch immer der Feind. Frühzeitig haben sich deshalb die norddeutschen Kaufleute in Gilden vereinigt, die auf gemeinsame Rechnung und Gefahr den Handel trieben, so in Magdeburg, Goslar und Quedlinburg um 1038.

An den Strömen zumal entwickelten sich nun in den Städten, den alten Gründungen Roms, rasch Märkte, welche zuerst die Ottonen durch ihre Privilegien unter den „Marktfrieden" im Schutze ihrer geistlichen Herren stellten und mit Münze und Zollrechten zu deren gunsten ausstatteten. An der Donau z. B. gab es in Regensburg schon um 980 wohlhabende Kaufleute, die ostwärts nach Ungarn hinein und vielleicht bis Konstantinopel, nordwärts bis nach Polen und Preußen hin handelten, wo bayerische Münzen aus dem 10. und 11. Jahrhundert noch heute diesen Verkehr bezeugen; um 1068 tauschten die Regensburger in Kiew, dem Stapelplatze des südlichen Rußlands, deutsche Leinwand, Tuche und Metallarbeiten gegen orientalische Waren. In Österreich erhielt zuerst St. Pölten an der alten Römerstraße Marktrecht (1058). Am Main besaß Würzburg seit 1030 einen besuchten Jahrmarkt; in Thüringen das Mainzische Erfurt. Längs des Rheines mit seinen Bischofsstädten herrschte unzweifelhaft der lebhafteste Verkehr, wie ihn eine Koblenzer Zollrolle etwa aus dem Jahre 1042 erkennen läßt; er setzte sich dann über Köln bis nach England fort, wo schon König Ethelred (978—1016) dem deutschen Kaufmann Privilegien bewilligte. Auf der Nordsee tummelten sich die Friesen von den schwer zugänglichen Mündungen der Elbe und Weser aus, und das kirchliche Interesse des Erzstiftes Hamburg-Bremen kam hier den Handelsbeziehungen zu Hilfe. Noch wenig bedeutete die Elblinie, da sie in weiter Ausdehnung die Grenze gegen die Slawen bildete und ihre Handelsplätze, wie Magdeburg und Bardowiek, deshalb im wesentlichen auf den Landverkehr mit den Slawen angewiesen waren. Die Ostsee beherrschten noch ausschließlich Slawen und Skandinavier, halb als Seeräuber, halb als Kaufleute; nur von Oldenburg und Schleswig aus gelangten deutsche Händler nach Dänemark und Schweden, insbesondere nach Wisby auf Gotland, dem uralten Stapelplatze des Ostseehandels, wo noch massenhafte Funde deutscher Kaisermünzen seit Otto dem Großen die Teilnahme der Deutschen bezeugen, oder nach der Wendenküste, und sie traten lieber auf dem

Seewege als auf dem Landwege, der von der Elbe 7 Tage erforderte, in Verkehr mit dem großen Emporium des Oderlandes, Jumne (Julin, Wollin), dem Sammelplatze wendischer, deutscher und russischer Kaufleute, dem „Vineta" der späteren Sage, der auch am orientalischen Handel Anteil hatte und Gelegenheit zur Überfahrt nach „Ostrogard" (Nowgorod) in vierzehntägiger Reise bot. Gen Süden stiegen über die Alpenpässe hinab nach der sonnigen Lombardei nicht nur eisengerüstete Kriegsheere, sondern auch schwerbepackte Saumrosse auf alten Römerstraßen: vom Bodensee her, wo Rorschach 947 Markt- und Münzrecht erhielt, Constanz um 1022 bedeutende Kaufleute beherbergte, über Chur das Rheinthal hinauf nach dem Splügen und Julier, von der schwäbisch-bayerischen Hochebene, von Augsburg her über Partenkirchen und Mittenwald nach dem Innthale und über den Brenner, vom Donaulande aus nach dem oberen Ennsthale über den Rottenmanner Tauern hinunter nach Kärnten und an Friesach und Villach vorüber, von denen jenes 1026, dieses 1060 Marktrecht erhielt, die alte „Eisenstraße" nach Venezien hinunter. Wie der Handel und damit der Ertrag der Zölle stieg, erhellt aus den Bemühungen vornehmlich der geistlichen Fürsten, sich ihrer durch königliche Privilegien zu versichern, nicht minder aus der raschen Zunahme der Münzstätten auch im inneren Deutschland, wie z. B. in Bayern die Herzöge schon seit Anfang des 10. Jahrhunderts in Regensburg münzten, die Bischöfe seit Otto III. dies Recht erhielten, zuweilen auch für entlegene Plätze, so Salzburg 1050 für Friesach.

Indem nun damit auch der Wohlstand der Städte sich hob, ihre bischöfliche Verwaltung sich befestigte, strömten ihnen vom flachen Lande beständig neue kräftige Elemente zu, und an die alten Römermauern setzten sich Vorstädte, die bald mit in die neuen Befestigungen aufgenommen wurden, während Kirchen in noch weiterem Umkreis die Bildung neuer Ansiedelungen vorbereiteten. Selbst neue Städte entstanden fast unmerklich, mit erstaunlicher Schnelligkeit, so unter dem Schutze einer königlichen Pfalz auf ihrem hohen Sandsteinfelsen inmitten des Reichswaldes Nürnberg, das noch 1025 nicht vorhanden und doch 1050 schon der gelegentliche Aufenthalt Heinrichs III., ja der Versammlungsplatz eines Reichstages war, so Dortmund und Ulm im Anschluß an einen Königshof. Die Bevölkerung bildeten überall Ministerialen, Censualen (bei den königlichen Höfen oder Pfalzen „Königsleute" genannt) und Hörige; nur selten erscheint daneben ein Kern altfreier Leute.

Gutswirtschaft und innere Kolonisation. Wenn die städtische Entwickelung ausschließlich unter Leitung der vom Königtume unterstützten Kirche sich vollzog, so spielt diese bei der ländlichen wenigstens eine Hauptrolle. Sie besonders hat auch die eigentümliche mittelalterliche Organisation des großen Grundbesitzes nach dem Muster der Karolingischen Gutswirtschaft (s. S. 168) weiter durchgebildet. Die Leistungen der abhängigen Bauern wurden in „Urbaren" (Zinsbüchern) aufgezeichnet und blieben zuweilen bei der Stetigkeit der Verhältnisse Jahrhunderte lang in Geltung, wie z. B. das Urbar von Prüm v. J. 893 noch 1222 mit Erläuterungen versehen wurde. Da dies System die Vorteile der Centralisation, die Einheitlichkeit der Leitung, mit den Vorzügen des decentralisierten Betriebes, der

Selbständigkeit der Glieder, vereinigte, so hat es eine erstaunliche Leistungsfähigkeit entwickelt. Diese aber zeigt sich weniger in der Verbesserung des Betriebes als in der Ausdehnung des Kulturbodens durch Rodung, Entsumpfung und Anlage neuer Ortschaften. Fast alle noch jetzt bestehenden Orte des inneren Deutschland sind bis etwa z. J. 1100, der Rest bis 1200 in einer großartigen Kolonisationsarbeit begründet worden. Geistliche und weltliche Grundbesitzer warfen damals Scharen von Unfreien und Zinsbauern in die Wildnis und in die noch halbbarbarischen Landschaften des Südostens; eifrige Mönche, die Einsamkeit suchend, griffen wohl auch selber mit zu. So besiedelte im Thüringer Walde Graf Ludwig mit dem Bart († 1056) die Umgebung des späteren Reinhardsbrunn; so rodete Bischof Wolfgang am Abersee, dem er seinen Namen hinterließ, so im südlichen Böhmerwalde der heilige Gotthard (s. S. 230) um Hengersberg, der Eremit Günther († 1055) zum Rinchnach am schwarzen Regen, ein Graf Hermann von Kastl am Wendelstein im bayerischen Gebirge (um 1050). Noch galten aber damals Alpenlandschaften wie die Thäler von Berchtesgaden, vom Walchensee und das Stubai als „schauerliche Einöden"; in Sachsen bedeckte noch um d. J. 1000 die Harzwaldung in ununterbrochenem Zusammenhange das Flachland nordwärts bis über Wolfenbüttel und Braunschweig hinaus, ostwärts bis gegen die Elbe und Saale hin.

Fortgang der Besiedelung und Germanisierung des Südostens. Doch die großartigste Leistung hat damals diese Kolonisation in den slawischen Südostmarken vollbracht. In der **Ostmark**, die von 955 bis 1043 langsam und stückweise zurückerobert wurde, war von der Kulturarbeit der Karolingerzeit wohl wenig übrig geblieben. Noch um 1000 erscheint sie deshalb im wesentlichen als ein ungeheures Waldland, vor allem nördlich des Stromes, wo der weite „Nordwald" vielfach bis an die Donau reichte und auch das jetzt fast baumlose Marchfeld mit Wald bedeckt war, während im Süden der Ennswald von der Enns bis zur Erlaf den Strom begleitete. Der Grund und Boden war also an sich fast wertlos, daher eine feste politische Grenze weder gegen Böhmen noch gegen Steiermark hin vorhanden. Es war deshalb nur kluge Politik, wenn die Ottonen und ihre Nachfolger hier die bayerischen Bistümer und bayerische Klöster, wie besonders Nieder-Altaich und Tegernsee, mit ausgedehnten Landschenkungen begabten; doch bildeten sich hier so umfängliche geistliche Grundherrschaften wie anderwärts nicht, weil die Babenberger, die ihre Gewalt früh erblich begründeten, dem wohl entgegenwirkten. Auch ihr sehr ausgedehnter Grundbesitz beruhte natürlich auf königlicher Schenkung. Während ihre früheste Residenz und deshalb ihr Erbbegräbnis auf der hohen Burg zu Melk war, verschob sich der Schwerpunkt ihres Besitzes seit den großen Schenkungen von 1002 und 1035 auf die Ostseite des nördlichen Wiener Waldes, wo ihnen seitdem etwa 20 □Meilen in der Nähe von Wien als Eigentum gehörten; dazu kam dann seit 1048 ein großes Gebiet um Raabs an der Thaja. Neben ihnen erwarben bayerische Adelsgeschlechter, wie die Grafen von Ebersberg und Lambach, große Güter. Die Kultur bewältigte zunächst die Striche längs der Donau und am unteren Laufe ihrer südlichen Ne-

benflüsse, insbesondere das weite fruchtbare Tullner Becken. Hier und in der näheren Umgebung erwuchsen die ersten bedeutenden Plätze des Landes, die meist als „Städte", d. h als befestigte Orte bezeichnet werden, z. T. auf altem Römergrunde, Mautern, Krems, Tulln, St. Pölten (alle um d. J. 990); hier hielten die Markgrafen und Herzöge von Österreich bis ins 13. Jahrhundert hinein ihre Echtedinge ab, hier entstanden die ersten Märkte (St. Pölten 1058), hier die ersten Pfarren, beides Zeugnisse für das rasche Anwachsen der Bevölkerung. Nordwärts der Donau wurde zuerst nach 1041 die Umgebung des Manhartsberges angebaut; der Nordwesten blieb noch lange Wildnis, ebenso wie die nach den steierischen Grenzgebirgen hin liegenden Striche.

Wenn Österreich ein ganz deutsches Land wurde, so gelang in Steiermark, Kärnten und Krain, obwohl in diesen Landschaften die deutsche Herrschaft niemals eine Unterbrechung erlitten hatte, eine vollständige Germanisierung nicht. Hier erhielten sich vielmehr die Slowenen z. T. sogar als Freie, ja sie traten in den Lehns- und Reichsdienst ein, wenngleich die große Mehrzahl zu Hörigen wurde; sogar ihr slawisches Privatrecht behaupteten sie. Daneben war für deutsche Kulturarbeit noch sehr viel zu thun, denn ungeheure Wildnisse erfüllten noch Striche, die heute mehr oder weniger dicht bevölkert sind. Eben deshalb betrafen die königlichen Schenkungen an bayerische Stifter, die hier etwa um d. J. 1000 beginnen, wildes Land, und sehr umfängliche Immunitäten sind so damals vornehmlich in Kärnten und Krain gegründet worden. So erwarb Salzburg zu seinem älteren Besitz (um Reichenburg an der Save und Pettau) den Lungau, die Herrschaft Leibnitz (970), und vor allem das schöne Gebiet von Friesach im mittleren Kärnten, Freisingen die große Herrschaft Bischoflak in Krain (seit 973), in seiner Nachbarschaft Seben-Brixen das liebliche Veldes (1004), Bamberg in nicht sicher bestimmbarer Zeit Villach an der Straße nach Italien (vor 1060) und das üppige Thal der Lavant im unteren Kärnten. Daneben breiteten sich große Geschlechter aus, einheimische wie bayerische, von jenen die Grafen von Friesach und Santhal, aus deren reichem Erbe Gräfin Emma das Kloster Gurk stiftete (1042), von diesen die Aribonen, die Stifter von Göß (1020), und die Lambacher, die von der ragenden Burg Pütten bei Wiener Neustadt aus das rückwärtsliegende Gebirgsland beherrschten und kultivierten. Im Gefolge dieser Grundherrschaften kamen Scharen deutscher Ansiedler, Freie und Hörige, bis tief nach Kärnten hinein, und so mächtig wirkten diese Einflüsse, daß auch die Slawen sich ihnen fügten, durch Annahme deutscher Namen und deutscher Sitte sich germanisierten Wenn über die Drau hinaus deutsche Bevölkerung nur sehr vereinzelt vordrang, so hängt dies wohl damit zusammen, daß die kirchliche Herrschaft des italienischen Erzbistums Aquileja bis dahin reichte. Die Hauptcentren deutschen Kulturlebens im Ostalpenlande aber wurden das breite Thal der mittleren Mur und der milde Landstrich von Friesach über St. Veit bis Villach, die Gegenden, durch welche eine der großen Straßen nach Italien zog, daneben das Thal der Lavant. Hier saßen die großen Geschlechter, hier erwuchsen die ersten Märkte, die ersten Klöster, die ältesten Pfarren neben einer Menge von Kapellen,

wie auch die slawischen Gebete und Beichtformeln Freisingens eifrige kirchliche Fürsorge für die Slowenen erweisen. Die Osthälfte Steiermarks und Krains blühte erst später auf, da sie wohl damals noch nicht in den dauernden Besitz des Reiches gelangt war. Doch erscheint Graz als „Hengstburg“ schon 1053.

Kunstentwickelung. Wenn die Kirche an der politisch-sozialen Entwickelung einen hervorragenden Anteil hatte, so behauptete sie auf dem Gebiete der geistigen Kultur fast die Alleinherrschaft, vor allem in der Kunst. Denn die Laien, selbst die Fürsten, bauten noch lange ihre Wohnungen und ihre festen Häuser fast ausschließlich aus Holz und auch die Kirchen und Klöster waren, namentlich bei neuen Stiftungen und in weniger entwickelten Gegenden, anfangs nur schlichte Holzgebäude, wie es in einem so waldreichen Lande natürlich war. Erst als mit den Ottonen eine glänzende Zeit der Macht und des Ruhmes über Deutschland heraufgestiegen war, die trotz unaufhörlicher Kämpfe das langentbehrte Gefühl fröhlichen Gedeihens in die Seelen der Menschen goß, als der Verkehr mit Italien durch die Beziehungen der Kirche zu Rom und die Römerzüge sich belebte, begann eine rege Bauthätigkeit in der Errichtung steinerner Kirchen und sie steigerte sich dann im Verlaufe des 11. Jahrhunderts zu erstaunlicher Höhe, da die Bischöfe geradezu miteinander wetteiferten und oft sogar ältere Bauten ohne Not niederrissen, nur um ihren Namen mit einem glänzenderen Neubau zu verknüpfen, ein Hauptgrund dafür, daß von den Werken des 10. Jahrhunderts so wenig und das Wenige so stark verändert auf uns gekommen ist. Hatte sich nun die Karolingerzeit eng an römisch-byzantinische Vorbilder angelehnt, so knüpfte die neue „romanische“ Kunst zunächst an italienische, namentlich lombardische Muster an, entwickelte sich dann aber selbständig zu einem deutsch-nationalen Baustil, und zwar unter Leitung geistlicher Baumeister, wie Poppo von Stablo, Bernward von Hildesheim, später Benno von Osnabrück, und unter den Händen geistlicher Werkleute, später insbesondere der Laienbrüder der Klöster.

Als Grundform der Kirche erscheint die Basilika, das Langschiff: an ein höheres und breiteres Mittelschiff, das in dem etwas erhöhten Chor (für die Geistlichkeit) mit einer halbrunden Apsis im Osten endet, lehnen sich zwei um die Hälfte niedrigere und schmalere Seitenschiffe, so daß zwei Reihen von Fenstern, im Rundbogen gewölbt, übereinander liegen. Bei größeren Bauten schiebt sich zwischen Langschiff und Chor ein Querschiff, mitunter von zwei runden Türmen flankiert, wodurch die Form eines lateinischen Kreuzes entsteht; dann ist die Vierung (Kreuzung) zuweilen von einem Kuppelturm gedeckt. Im Westen legt sich die Vorhalle (Paradies) an, überragt von zwei Glockentürmen, die im Gegensatz zur italienischen Weise organisch mit dem Ganzen verbunden sind. Pfeiler, in Sachsen häufig mit Säulen abwechselnd (Stützenwechsel), tragen jetzt unter Rundbögen die Wände des Mittelschiffes, bedeckt aber ist dies wie die Seitenschiffe noch mit flacher Holzdecke, ein Umstand, der in Verbindung mit der üblichen Schindelbedachung die häufigen verheerenden Kirchenbrände dieser Zeit erklärt. Nur die Apsis zeigt eine Kuppelwölbung. Für den Totendienst liegt oft unter dem Chor ein schwachbeleuchtetes Gewölbe (Krypta). Bald begannen sich nun auch die kahlen Mauer-

flächen mit Gurtgesimsen unter den Fenstern und profilierten Streifen zu beleben, oder sie wurden bemalt, die plumpen Würfelkapitäle rundeten sich ab und bedeckten sich mit zierlichem Blattwerk oder auch mit menschlichen und tierischen Figuren. Auf das Äußere wird noch wenig Schmuck verwendet; unter den Dachgesimsen laufen Bogenfriese, von denen zuweilen schon flache Bandstreifen (Lisenen) senkrecht nach den Sockeln gehen; nur das Hauptportal wird mit Säulenstellungen und Reliefs im Bogen ausgestattet. So erhoben sich an den Lieblingssitzen und Lieblingsstiftungen der Kaiser oder an den großen kirchlichen Centren, zumeist des Rheinlandes, zahlreiche mächtige Bauten, in Sachsen zu Magdeburg der Dom, die Grabstätte Ottos des Großen, der freilich erst im 11. Jahrhundert ausgebaut wurde, in Quedlinburg und Gernrode die Stiftskirchen, in Goslar die Kollegiatkirche Heinrichs III. Unter den sächsischen Kirchenfürsten gewann den Preis der kunstverständige Bernward von Hildesheim, der Erbauer der großartigen, ehrwürdigen Michaelskirche (vollendet 1033), während sein Nachfolger Godehard den Dom errichtete, aber auch die Bremer Erzbischöfe blieben nicht zurück (s. S. 243). Heinrich II. begründete dann im lieblichsten Teile Frankens den Dom zu Bamberg, dessen alte Gestalt der Brand von 1081 vernichtete, und wahrhaft kaiserlich in ihren gewaltigen Maßen sind die Bauten Konrads II. zu Limburg a. d. Hardt und Speier, in dessen Dome sein Geschlecht die letzte Ruhestätte fand. Von den rheinischen Erzbischöfen knüpfte Poppo von Trier unmittelbar an die imposanten Reste römischer Bauten an, indem er die Porta nigra in eine Kirche umwandelte und den Dom durch Erweiterung eines quadratischen römischen Säulenbaues herstellte. Von dem damals unter Erzbischof Bardo erbauten Dome von Mainz stehen heute wahrscheinlich nur noch zwei Rundtürme; erhalten dagegen aus dieser Zeit ist noch die Kirche St. Maria im Capitol zu Köln (1049 geweiht), und noch älter ist wohl der Kern von St. Gereon. Spät erst folgten die Laienfürsten nach; der erste bedeutende weltliche Bau Deutschlands ist Heinrichs III. stolze Kaiserpfalz zu Goslar. Wenn nun gleich hinter dieser Entwickelung der Baukunst Plastik und Malerei weit zurückstanden, so schufen die fleißigen Mönche von Hildesheim, St. Gallen, Tegernsee u. a. um so emsiger und hingebender an den Werken der Kleinkunst für den kirchlichen Gebrauch in Metallguß und Schmiedearbeit, in Elfenbeinschnitzerei, Glasmalerei und Miniaturmalerei, wesentlich jetzt nach den steifen byzantinischen Mustern ohne Studium nach der Natur.

Die Schulen. Waren aber die Klöster die Stätten der Kunst, so waren sie noch viel ausschließlicher die Mittelpunkte alles wissenschaftlichen Betriebes, die einzigen Schulen dieser Zeit. Auch hier wirkte belebend der Aufschwung seit den Ottonen ein und die Teilnahme, welche die Könige wie ihre meist litterarisch gebildeten Frauen diesen Bestrebungen schenkten. Lateinisch war die Sprache und der Hauptgegenstand des Unterrichts; unbefangen las man neben der heiligen Schrift und den Kirchenvätern die Historiker und Dichter des heidnischen Rom und lernte in der fremden Sprache sich so frei bewegen, wie in der eignen, denn sie war in der That eine lebende. Um die Sprache des Volkes kümmerte sich

diese so gebildete Geistlichkeit wenig, die verdienstlichen Übersetzungsarbeiten Notkers († 1022) in St. Gallen blieben vereinzelt. So wirkten die Klosterschulen von St. Gallen und Reichenau für Schwaben, Fulda für Hessen, Corvey und Gandersheim für Sachsen, St. Emmeram für Bayern, und Männer wie Notker Labeo und Notker „Pfefferkorn" lockten aus weiter Entfernung strebsame Schüler herbei. Denn diese Klöster standen mit einander, ja mit Italien und Frankreich in enger und lebhafter Verbindung, sie tauschten Bücher und Reliquien aus wie Mitglieder und Vorsteher.

Geschichtschreibung. Schon dies hätte den Gesichtskreis erweitern müssen; noch weit mehr that dies die Verflechtung der Kirche in die Reichspolitik. Das kam zunächst der Geschichtschreibung zu gute. Da freilich nur sehr selten einer der Bischöfe zur Feder griff und das Meiste den Mönchen überlassen blieb, so fehlt es ihren Werken fast durchgängig an tieferem Verständnis für die gewaltige Staatskunst ihrer Kaiser. Zuerst in Sachsen blühte diese Gattung auf, denn von hier war die Neubildung des Reiches ausgegangen. In Corvey schrieb Widukind die Geschichte Heinrichs I. und Ottos des Großen voll Stolz auf diese Landsleute, deshalb ganz als Sachse, ohne Interesse für die weltumfassende Politik des Kaisers; in Gandersheim schilderte die muntre Nonne Hrotsvitha in historischen Gedichten wahrheitsgetreu zugleich und zurückhaltend Leben und Treiben, Thaten und Leiden des vaterländischen Herrscherhauses; in Merseburg entstand das Werk des reisigen Bischofs Thietmar († 1018) über die zweite Hälfte der Sachsenzeit, die er zum guten Teile nicht nur erlebt, sondern mitgemacht hatte, naiv, anschaulich, zuverlässig, insoweit nicht der Wunderglaube dem Verfasser den Blick trübt. Die Periode der ersten Salier hat zunächst keine entsprechende Arbeit folgen lassen, dann aber lieferte Hermann von Reichenau die erste Weltchronik, die ein Deutscher geschrieben hat (bis 1034). Neben diesen umfassenden Werken entstanden zahllose klösterliche Annalen, oft nur von örtlichem Interesse, wie die Casus St. Galli (bis 971), das unvergleichliche Lebensbild eines deutschen Klosters. Oft aber werden sie auch durch Berücksichtigung der Reichsgeschichte zu wirklichen geschichtlichen Darstellungen erweitert, so in Sachsen die Hildesheimer Annalen (bis 1041), in Bayern um dieselbe Zeit die von Nieder-Altaich (bis 1073), die wichtigste Quelle für die Geschichte des deutschen Südostens. Endlich fand die Biographie eifrige Pflege. Kaum einer der zahlreichen Kirchenfürsten, dessen Leben nicht geschildert worden wäre; aber freilich verband sich mit der Verehrung für den Helden selten genug der Grad von Unbefangenheit und Wahrheitsliebe, um ein so reiches und anziehendes Bild zu liefern, wie Thangmar von seinem Schüler Bernward von Hildesheim; die meisten ergehen sich in der Anhäufung ermüdender Wundergeschichten. Eine bedeutende Leistung ist dagegen das Werk Wipos über Konrad II.

Dichtung. Weniger selbständig als in der Geschichtschreibung zeigt sich die geistliche Litteratur dieser Zeit in der Dichtung. Denn hier behandelt sie fast ausschließlich kirchliche Stoffe nach hergebrachter Schablone. Nur wenige bedeutende Werke ragen über der großen Masse hervor: Hrotsvithas von Gandersheim

naiv moralisierende Komödien, die des alten Terentius leichtfertige Stücke verdrängen sollten, und Eckehards (I.) von St. Gallen († 973) „Waltharilied" (Waltharius manufortis), ein jenem Versuch gerade entgegengesetztes Werk, denn er, der Geistliche, unternahm es, einen Gegenstand deutscher Sage aus dem gotisch-hunnischen Kreise in lateinische Hexameter nach Vergils Muster zu gießen (um 930), wie gegen Ende des Jahrhunderts am Hofe Bischof Piligrims von Passau ein anderer Geistlicher, Konrad, in einem verlorenen Gedicht die Nibelungensage bearbeitet hat, ein Beweis, wie tief und stark der Strom der deutschen Sage damals war, der durch die Seele des Volkes zog. Freilich nicht wesentlich die römisch gebildeten Geistlichen gestalteten diese Stoffe, sondern „Fahrende", Spielleute, Sänger, Musiker, Gaukler in einer Person, auch mancher verdorbene Geistliche darunter, ein loses Völkchen, wenig geachtet und doch einflußreich, unentbehrlich bei jedem Feste, Lob und Lohn verlangend und sich wohl bewußt, wie sehr von ihnen das abhing, was damals öffentliche Meinung war. Daß der ernste Heinrich III. trotzdem sie von seinem Hochzeitsfeste wegweisen ließ, machte großes Aufsehen. Sie nun waren es, welche die Sagen aus der Völkerwanderung und auch aus dem Nibelungenkreise immer und immer wieder sangen und nach dem wechselnden Bedürfnis ihrer Hörer formten und in sie hinein wohl auch manchen Zug aus den Kämpfen mit den Ungarn, den Nachfolgern der Hunnen, verflochten, die Jahrzehnte hindurch die Deutschen in Atem hielten. Aber sie ließen auch kein eindrucksvolles Ereignis ihrer Zeit vorübergehen, ohne es zum Liede zu gestalten, so die Fehde der Konradiner mit den Babenbergern, den Kampf Ludolfs gegen Otto I., Ernsts von Schwaben gegen Konrad II., dann wieder die Versöhnung Ottos mit seinem Bruder Heinrich, das uralte und doch ewig junge Motiv von dem tragischen Konflikte hochsinniger Charaktere, die beide im Rechte sind. Es werden kurze Lieder gewesen sein in festen epischen Formeln, nur auf das Sachliche gerichtet, ohne Sinn für feinere Ausführung, die nach einem Vorspiel auf der Laute im rhythmischen Tonfall vorgetragen wurden. Dazu kamen kleine Novellen, Schwänke, Tiergeschichten. Die letzteren, wohl aus Griechenland über Italien und Frankreich spätestens im 8. Jahrhundert nach Deutschland getragen, fanden auch zuweilen geistliche Bearbeiter in lateinischer Sprache, wie in einem Mönche von Toul (Ecbasis captivi, um 940) oder in Fromund von Tegernsee (um 1000). Eben ihm oder mindestens seiner bayrischen Heimat gehört noch ein Werk an, das bereits als Vorläufer einer späteren Entwickelung erscheint, das nur in Bruchstücken erhaltene lateinische Epos „Ruodlieb", der älteste erfundene Roman der europäischen Litteratur, der erste Ritterroman.

Volkscharakter und Laienbildung. Das Wenige, was uns so von deutscher Dichtung aus dieser Zeit erhalten ist, spiegelt doch in Verbindung mit dem, was wir sonst von ihr wissen, den Charakter des Volkes deutlich wieder. Es war ein lebensfrohes, sinnliches, derbes Geschlecht, rauh nicht nur gegen den Feind, sondern auch im Scherz, trotzig auf dem eigenen Willen stehend, in Zorn und Haß rasch zu blutiger Gewaltthat, ja zu schnödem Verrat fortgerissen, daher sehr geneigt, einen Streithandel nach dem Rechte des freien Mannes mit der

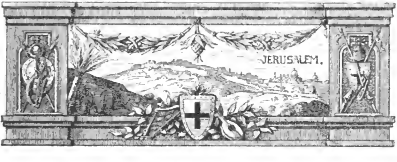
Waffe zu entscheiden, zur Fehde, zur Blutrache zu greifen, gegen die Glieder der Familie und der Hofgenossenschaft ebenso wie in den großen Geschäften des Reiches. Für die Begriffe der Zeit war dies nur eine bewaffnete Form des Prozesses und der Opposition; erst die fortschreitende Gesittung hat solche Mittel den souveränen Genossenschaften, den Staaten, vorbehalten. Aber diese selben Menschen zeigten sich oft auch zartfühlend, hochsinnig und treu, besonders da, wo eine leidenschaftliche Aufwallung großmütige Verzeihung gefunden hatte, und immer waffentüchtig und waffenfreudig, voller Hingabe fähig, wenn eine große, einfache Idee sie packte. Denn sie standen ganz überwiegend unter der Herrschaft des Gefühls und der Phantasie. Daher die plötzlichen Stimmungswechsel, der unvermittelte Übergang von Wut und Sinnenlust in Zerknirschung und Entsagung, und daher wieder die gewaltige Überlegenheit der wenigen, die sich selbst zu zügeln wußten und nach festen Gesichtspunkten verfuhren, großer Fürsten, bedeutender Frauen, vor allem hervorragender Geistlicher, denn der einzige Idealismus dieser Zeit war der kirchliche. Es war eben noch ein halbheidnisches Volk in Anschauungen und Sitten.

Dieser Zustand behauptete sich um so mehr, als auch die höheren Kreise der deutschen Laien mit wenigen Ausnahmen eine litterarische Bildung noch immer von sich wiesen; nur wer geistlich werden wollte, genoß eine solche. Trotzdem waren die deutschen Edlen keineswegs ungebildet, im Gegenteil, durch die fortgesetzte Thätigkeit in oft sehr verwickelten Rechts- und Verwaltungsgeschäften trefflich geschult und auch sehr wohl im stande, große Gesichtspunkte zu erfassen und nach ihnen zu handeln, wie das Beispiel ungelehrter Kaiser, Konrads II. und Ottos des Großen, oder später des Sachsenfürsten Otto von Nordheim hinlänglich beweist, dabei fortwährend angeregt durch die volkstümliche Dichtung, in deren Gestalten sie sich selber wiederfanden. Die Kirche fühlte den Gegensatz und arbeitete fortwährend daran, ihn zu mildern; sie bekämpfte die halbheidnische Volksdichtung, sie focht für ihre strengen Ehevorschriften, sie suchte vor allen Dingen den heidnischen Rechtsmitteln entgegen zu wirken, indem sie an Stelle der Blutrache die Geldbuße, für den gerichtlichen Zweikampf den Zeugenbeweis durchzusetzen strebte, wie Burkard von Worms, und dem Fehdewesen Gebote entgegenstellte, wie sie Heinrich III. erließ; ja sie hat diesen Kaiser durch seinen Kaplan Wipo auffordern lassen, die deutschen Laien nach dem Muster der Italiener zu wissenschaftlicher Bildung anzuhalten. Die Mahnung verhallte ungehört, und auch jene Versuche hatten immer nur vereinzelte oder vorübergehende Erfolge, der innere Gegensatz blieb bestehen. Äußerlich allerdings trat er weniger hervor, denn die Laien zeigten sich in ihrer Art eifrig und ehrlich der Kirche ergeben. Sie wetteiferten in frommen Gelübden, Stiftungen, Bußübungen und Wallfahrten, weihten auch gern eine Tochter oder einen jüngeren Sohn dem geistlichen Stande, damit er für sein Geschlecht bete, alles freilich mehr aus Furcht vor einem unbekannten Jenseits, und die Geistlichkeit selbst war trotz der fremden Formen doch national, durch Besitz und Reichsdienst mit Land und Volk eng verflochten, ganz und gar wirtschaftlichen und politischen Interessen, der Seelsorge und der Mission hingegeben, den theologisch-philosophischen Kämpfen des französischen Klerus abgewendet.

Die französisch-theologische Bildung. Doch dies begann mit der Mitte des 11. Jahrhunderts sich zu ändern. Die cluniacensische Reform, in Deutschland bisher nur gerichtet auf strenge Klosterzucht und Bekämpfung der Simonie, drängte allmählich auch den deutschen Klerus nach einer anderen Seite. Sie erstrebte kurz und gut die Verwirklichung des Augustinischen Gottesstaats, und da sie wohl wußte, daß dies Ziel nicht ohne einen gewaltigen Kampf der Geister sich erreichen ließ, so begünstigte sie das Studium des Kirchenrechts und der Dialektik unter Abwendung von der antiken Litteratur; sie sah gleichgültig auf alle irdischen Interessen herab und huldigte in Erwartung des bevorstehenden Weltgerichts einer strengen Askese und einem mystischen Wunderglauben. Diese französische theologische Bildung ergriff nun allmählich auch die deutsche Geistlichkeit, zuerst im lothringischen Grenzlande, dann in Bayern, denn schon suchte mancher deutsche Geistliche die Schulen von Lüttich, Bec und Paris auf, statt der heimischen Anstalten.

Die Gefahr dieser Umgestaltung lag darin, daß sie einerseits Laien- und Kirchenbildung in einen immer schärferen Gegensatz brachte, andrerseits die Kirche vom Staate innerlich trennte. Nun war aber die Laienbildung innerlich viel zu wenig harmonisch, um der folgerichtigen kirchlichen Anschauung gewachsen zu sein; es lag also die Möglichkeit vor, daß die Laienwelt von einem starken religiösen Antriebe, einer großen, packenden, faßlichen Idee fortgerissen wurde, aber doch nur vorübergehend, denn auch jene kirchliche Bildung war in ihrer Weltflucht viel zu einseitig, um ein gesundes Volk wirklich auf die Dauer gewinnen zu können. Andrerseits konnte der deutsche Staat auf seine Verbindung mit der Kirche, d. h. auf die Herrschaft über die Kirche nicht verzichten, denn ohne die Dienste und Leistungen der Bischöfe und Reichsäbte ging die ottonische Verfassung aus den Fugen, und doch war eine andere bei der Gesinnung der Laienfürsten nicht möglich, um so weniger, als die Kirche dem Staate als Kulturmacht unzweifelhaft weit überlegen war. Beherrschte sie doch in einer unübertrefflichen Organisation nicht nur das sittlich-religiöse Leben, sondern sie verfügte auch über eine Fülle politisch-wirtschaftlicher Kräfte und sorgte durch diese wie durch ihre Armen- und Krankenpflege viel unmittelbarer und sichtbarer für das Volkswohl als das Königtum mit seiner auf dasselbe Ziel gerichteten Immunitätspolitik, hatte also viel tiefere Wurzeln im Volksleben, als der Staat, dessen Hauptaufgabe in der Wahrung der inneren und äußeren Sicherheit bestand.

So stand es also unzweifelhaft: das deutsche Reich ließ sich nur im Bunde mit der Kirche oder es ließ sich gar nicht regieren, und die Kirche konnte sich in dieser mittelalterlichen Welt voll Selbstsucht und Habgier nur mit wirtschaftlich-politischer Selbstverwaltung oder gar nicht behaupten. Wer diese Verbindungen trennen wollte nur einem Ideal zu liebe, und bevor die Kultur soweit gereift war, um eine solche Scheidung ertragen zu können, der beschwor unabsehbare Kämpfe herauf. Und die Wucht dieses Konfliktes fiel in seinen Anfängen auf die Schultern eines Knaben und einer schwachen Frau.



Zweiter Abschnitt.

Die Erschütterung des Königtums durch den Investiturstreit
1056—1152.

Die Regentschaft der Königin Agnes. Königin Agnes hatte nichts von den energischen Frauen des sächsischen Hauses; sie war zudem eine Fremde und huldigte einer kirchlichen Richtung, welche sie von dem maßgebenden Stande des Reiches, dem hohen Klerus, innerlich schied. Trotzdem mußte sie die Anlehnung, deren sie bedurfte, zunächst doch bei diesem suchen. Ihr Ratgeber war nach dem Tode Victors II. (Juli 1050) Bischof Heinrich von Augsburg. Als aber der Laienadel, den ihr Gemahl gebändigt hatte, sich an sie drängte, um seinen Anteil an der Regierung des Reiches zu fordern, mußte sie Tuscien schon i. J. 1056 an Gottfried von Nieder-Lothringen übergeben, vielleicht ihm sogar Spoleto und Camerino versprechen, 1057 erhielt Rudolf von Rheinfelden Schwaben. Dagegen vermochte der von ihr zu Weihnachten 1056 zum Herzog von Kärnten erhobene Konrad (Kuno) von Lothringen, ein Verwandter des königlichen Hauses, gegenüber dem Widerstande des dortigen Adels, insbesondere wohl der Eppensteiner, nicht zu seinem Rechte zu gelangen, so wenig wie sein 1061 ernannter Nachfolger, der Schwabe Berthold von Zähringen. In demselben Jahre verzichtete Agnes sogar auf Bayern zu gunsten eines sächsischen Edlen, Otto von Nordheim, dessen Güter an die königlichen Domänen in Sachsen grenzten; doch auch die Gewalt dieses Landfremden blieb in Bayern ein leerer Name. Alles dies bewies jedenfalls, daß die Autoriät des Königtums im Wanken sei.

Kein Wunder deshalb, daß es auch in den auswärtigen Verhältnissen und in den Beziehungen zur Kirche zurückwich. Mit Ungarn schloß die Königin Frieden, den eine Zusammenkunft des jugendlichen Heinrich IV. mit König Andreas (September 1058) auf dem Marchfelde bekräftigte, und die Verlobung der Schwester

Heinrichs, Judith, mit dem ungarischen Thronfolger Salomo besiegeln sollte; doch ohne Zweifel wurde dabei die Unabhängigkeit Ungarns anerkannt. Und selbst diese auf der Zustimmung Deutschlands beruhende Ordnung der Dinge geriet bald ins Wanken; denn gegen Salomos Thronfolge erhob sich Andreas' Bruder Bela. Andreas, der den Sohn nach Melk in Sicherheit gebracht hatte, und dann selbst mit einem deutschen Heergefolge, das ihm gesandt worden, sein Reich verließ, wurde in der Nähe von Wieselburg von seinen Gegnern eingeholt und kam im Getümmel des Kampfes um (1060). Damit war neuen endlosen Verwickelungen die Thür geöffnet, denn der deutsche Hof betrachtete Bela als Usurpator, Salomo als den rechtmäßigen König, nur daß er zunächst nicht in der Lage war, ihn zurückzuführen. Beschäftigten ihn doch aufs angelegentlichste die kirchlichen Dinge. Denn nach Victors II. Tode begann die cluniacensische Partei mit der planmäßigen Loslösung des Papsttums von der deutschen Reichsgewalt.

Emancipation des Papsttums. Ohne Rücksicht auf den deutschen Hof wurde zu Rom von den Kardinälen der Bruder Gottfrieds von Tuscien, Kardinal Friedrich, unter dem Namen Stephan X. erhoben, ein eifriger Cluniacenser. Als dieser aber schon am 29. März 1058 gestorben war, nahm der römische Adel die Papstwahl eigenmächtig wieder in die Hand, besetzte die Stadt und erhob Benedikt X. auf den päpstlichen Stuhl. Das drängte die Cluniacenser noch einmal vorübergehend zum Anschluß an den Kaiserhof; ihr Führer, der Subdiakonus Hildebrand*), rief seine Hilfe an, sein Kandidat, der Burgunder Gerhard, Bischof von Florenz, holte sich selbst die kaiserliche Einwilligung von Augsburg (Pfingsten 1058), und als es Hildebrand gelungen war, sich Roms wieder zu bemächtigen, wurde Gerhard zu Sutri von den Kardinälen gewählt und am 24. Januar 1059 im Lateran als Nikolaus II. inthronisiert. Nun gingen die römischen Cluniacenser mit energischer Sicherheit vorwärts. Gestützt auf Gottfried von Tuscien und auf eine demokratisch-deutschfeindliche Volksbewegung in der Lombardei, die „Pataria", die sich gegen den städtischen Adel und die aufs engste mit ihm zusammenhängenden Bischöfe, die natürlichen Stützen der deutschen Herrschaft,
1059. richtete, berief Nikolaus II. auf Ostern 1059 ein Concil nach dem Lateran, zu dem sich 113 Bischöfe versammelten, darunter kein einziger deutscher. Nichtsdestoweniger faßte es die entscheidendsten Beschlüsse, im schroffsten Widerspruch mit den Abmachungen von 1046 (s. S. 240). Zunächst um die nach diesen Bestimmungen

*) Um 1020 in der Nähe der kleinen toskanischen Stadt Soana aus niederem Stande geboren, war er durch einen Oheim, der Abt des Marienklosters auf dem Aventin, veranlaßt worden, in dasselbe einzutreten und hatte dort, wo Odilo von Clugny oft verkehrte, die cluniacensischen Ideen in sich aufgenommen, aber auch sehr entschieden demokratische Anschauungen. Als Kaplan Papst Gregors VI. kam er mit diesem nach Deutschland und an den Hof Heinrichs III., der ihm viel Vertrauen bewies; nach dem Tode des Papstes war er einige Zeit in Clugny, bis ihn Papst Leo IX. mit sich nach Rom nahm und ihn zum Subdiakonus, d. h. zum Verwalter der städtischen Angelegenheiten ernannte. So rasch stieg sein Ansehen, daß er nach Leos Tode leicht selbst die päpstliche Tiara hätte erlangen können; indes zog er es vor, die Wahl Victors II. zu unterstützen und unter ihm insbesondere die Beziehungen zu Frankreich zu besorgen, wo er rücksichtslos gegen Simonie und Priesterehe auftrat.

zweifellos ungesetzliche Wahl Nikolaus' II. nachträglich zu rechtfertigen, vor allem aber, um die Verfügung über das Papsttum sowohl dem Kaisertum als dem römischen Adel für immer zu entwinden, legte es die Wahl in die Hände der Kardinäle allein, der höchsten Geistlichen des bischöflich römischen Sprengels, die allerdings vorher die Zustimmung des Königs Heinrich — nicht des deutschen Königs überhaupt — einholen sollten, und band sie weder an die Stadt Rom noch an einen römischen Geistlichen. Zugleich verwarf es aufs neue die Priesterehe, bedrohte jeden verheirateten Geistlichen mit Amtsentsetzung und forderte die strenge Durchführung kanonischen Lebens für die Domherren. Wie der Papst selbst seine Stellung zum Kaisertume auffaßte, bewies die Doppelkrone um seine Mitra und ihre Inschrift: Corona regni de manu dei, corona imperii de manu Petri (die Königskrone aus Gottes Hand, die Kaiserkrone aus der Hand Petri); was die eifrigen Cluniacenser von diesem Papsttume erwarteten, zeigten die Verse, die einer ihrer eifrigsten Vertreter, Erzbischof Alphanus von Salerno, an Hildebrand gerichtet hat:

„Nimm des ersten Apostels Schwert,
Petri glühendes Schwert, zur Hand,
Brich die Macht und den Ungestüm
Der Barbaren: das alte Joch
Laß sie tragen für immerdar!"

„Sieh, wie groß die Gewalt des Banns!
Was mit Strömen von Kriegerblut
Einstmals Marius' Heldenmut
Und des Julius Kraft erreicht,
Wirkst du jetzt durch ein leises Wort."

So verbanden sich in den Köpfen dieser Italiener die stolzesten Erinnerungen an die Weltmacht des alten Rom mit den neuen Ansprüchen päpstlicher Herrlichkeit, und schon trug dies Papsttum auch seinen ersten glänzenden politischen Erfolg davon: die Normannenfürsten Richard von Capua und Robert Guiscard von Apulien erkannten eben damals, das Band mit dem deutschen Reiche zerreißend, die päpstliche Lehnshoheit an und begründeten dadurch die historische Stellung ihres werdenden Staates, Schwert und Schild Roms zu sein.

Wie sollten nun der deutsche Kaiserhof und die deutschen Bischöfe diese Schläge hinnehmen, welche die Stellung beider in ihren Grundfesten trafen? Sie thaten beide, was sie thun mußten: eine deutsche Synode im Sommer oder Herbst 1060 sprach die Entsetzung Nikolaus' II. aus, aber sie vermochte dem keine Folge zu geben. Vielmehr setzte Hildebrand, als Nikolaus II. am 27. Juli 1061 starb, die Wahl eines Papstes derselben Richtung, Alexanders II., durch (Oktober 1061). Nun trat zwar der anticluniacensische lombardische Klerus dem deutschen zur Seite und stellte gleichzeitig den Bischof Cadalus von Parma als Honorius II. auf, der in Basel die Anerkennung auch von deutscher Seite fand; aber ihn nach Rom zu führen vermochte der Kaiserhof nicht, da Gottfried von Tuscien sich dem entgegenstellte, und zugleich wurde Agnes selbst durch einen kecken Streich von der Führung der Reichsgeschäfte verdrängt.

Der Königsraub und das Regiment der Bischöfe. Der Urheber war unzweifelhaft Anno, noch von Heinrich III. i. J. 1056 zum Erzbischof von Köln erhoben, ein geborener Schwabe, sittenrein und gewissenhaft bis zu finstrer Strenge, weshalb ihn eine spätere Zeit als Heiligen gefeiert hat, ein eifriger Ver-

treter seiner Kirche und als deutscher Bischof ein entschiedener Gegner des cluniacensischen Papsttums, daher auch mit der schwachmütigen Politik der Kaiserin-Regentin diesem gegenüber keineswegs einverstanden. Eben diese Gesinnung trieb ihn dazu, die Kaiserin zu stürzen und die Regierung selbst in die Hand zu nehmen, im Einverständnis vor allem mit Siegfried von Mainz, aber auch mit mehreren Laienfürsten, deren Hilfe er nicht entbehren konnte, namentlich mit Otto von Nordheim und Graf Eckbert von Braunschweig. Als die Kaiserin das Pfingstfest
1062. d. J. 1062 in Begleitung des jungen Königs mit jenen Fürsten in der Pfalz Kaiserswerth am Rhein unterhalb Köln feierte, gelang es nach der Tafel dem Erzbischof Anno leicht, in dem lebhaften Knaben den Wunsch zu erregen, sein schönes Rheinschiff, auf dem er gekommen war, zu besichtigen. Kaum waren die Verschworenen am Bord, als das Fahrzeug abstieß und in den Strom trieb. Geistesgegenwärtig erkannte der junge König, was beabsichtigt sei, und sprang entschlossen in den Fluß, um schwimmend das Ufer wiederzugewinnen; aber die Kräfte verließen ihn und er war im Sinken, als Eckbert von Braunschweig ihm nachsprang, ihn ergriff und auf das Schiff zurückbrachte. Königin Agnes machte keinen Versuch, ihre Rechte zur Geltung zu bringen, sie ging bald darauf nach Rom und nahm den Schleier.

Doch der Sieg Annos war keineswegs vollständig. Die deutschen Großen nötigten ihn zu einem Abkommen, das ihm nur die Erziehung des jungen Königs übertrug, die Führung der Geschäfte dagegen dem Bischof zuwies, in dessen Sprengel der Hof verweilte. Anno wußte allerdings diesen Beschluß dadurch unwirksam zu machen, daß er Heinrich IV. nicht von sich ließ, aber er mochte sich deshalb nicht sicher genug fühlen, um in der kirchlichen Frage mit voller Entschiedenheit aufzutreten; vielmehr erkannte die Synode von Augsburg Alexander II. an und ließ ihn durch den Bischof Burkard von Halberstadt und Herzog Gottfried nach Rom führen (Januar 1063). Das deutsche Königtum und die Bischöfe räumten damit die Stellung, welche ihnen Otto der Große und Heinrich III. gegenüber Rom angewiesen hatten.

Erzbischof Adalberts Höhe und Sturz. Freilich dachten sie damit noch keineswegs die cluniacensische Richtung in Deutschland selbst zuzulassen; vielmehr übernahm es eben damals Adalbert von Bremen, die deutsche Politik in die Bahnen Heinrichs III. zurückzulenken. Nach des Kaisers Tode war seine Stellung gegenüber den Billungern eine sehr schwierige geworden, und das eben trieb ihn zum engsten Anschluß an den Königshof. Im Juni 1063 wurde ihm wirklich die eigentliche Leitung der Geschäfte als patronus übertragen, während Anno als magister die Erziehung des Königs weiter leitete. Somit war die engste Verbindung zwischen beiden Erzbischöfen hergestellt, die doch die tiefste Verschiedenheit ihres Wesens trennte. Sofort nahm Adalbert die ungarische Frage wieder kräftig auf. Er selbst führte mit Otto von Nordheim, dem Herzog von Bayern, das Reichsheer, das nach dem Beschlusse des Reichstages von Mainz in Begleitung Heinrichs IV. und Salomos gegen Ungarn vorging (September 1063). Da Bela vor der Entscheidungsschlacht starb, so gelang es, Sa-

lomo als König nach Stuhlweißenburg zu führen. Hier behauptete er sich mit deutscher Unterstützung und thatsächlich als deutscher Vasall, wenngleich er an Belas Bruder Geisa schon im Januar 1064 die herzogliche Würde mit dem dritten Teile Ungarns verleihen mußte. Eins der wichtigsten Ziele Heinrichs III. schien erreicht.

Inzwischen wußte Adalbert seine gebietende Stellung zu gunsten seiner Kirche geschickt und rücksichtslos auszubeuten. Nachdem er schon 1057 den Fivelgau an der unteren Ems in Besitz genommen, erhielt er im Oktober 1062 außer mehreren Königshöfen auch den Emsgau und die ausgedehnte Grafschaft Stade für sein Erzstift. Freilich ließ sich Anno noch Größeres übertragen, nämlich den neunten Teil aller königlichen Einkünfte in barem Gelde, und wußte zugleich seine Verwandten auf die wichtigsten kirchlichen Posten zu bringen. Daneben verlor Adalbert seine nordische Mission keineswegs aus den Augen. Wohl 1065 dachte er daran, ein allgemeines nordisches Concil zu berufen und gewann auch Alexander II. für diesen Gedanken; gelegentlich hat er wohl selbst als Glaubensprediger nach dem Norden gehen wollen. Das Vertrauen des jungen Königs aber wußte er sich vollständig zu erwerben, und indem er ihn zu Ostern 1065 in Worms mit dem 1065.
Schwerte umgürten, also mündig sprechen ließ, zog er dem „Erzieher" Anno den Boden unter den Füßen weg. Und nun verlegte er den Sitz des Hofes wieder nach Goslar, auf sächsischen Boden. Im Besitz dieser Stellung führte er den längst geplanten Schlag gegen die Selbständigkeit der Reichsklöster, der die deutschen Bischöfe offenbar an sein Regiment dauernd fesseln sollte; er überwies ihnen eine ganze Reihe von Abteien. Die Politik Heinrichs III. war wieder aufgenommen.

Da brach Adalberts Stellung zusammen, denn er hatte allzuviel Haß gegen sich aufgehäuft. Mit den Waffen in der Hand widersetzten sich die Ministerialen von Lorsch der Unterwerfung ihrer Abtei unter Bremen, mit tiefer Verstimmung verfolgten die Laienfürsten Sachsens, namentlich die Billunger, die Befestigung der erzbischöflichen Gewalt, sein eigner Sprengel klagte bitter über die schonungslose Anspannung aller seiner finanziellen Kräfte für die Erwerbungen und den glänzenden Hofhalt des Erzbischofs, und die Reichsfürsten wollten ihres Einflusses nicht länger sich berauben lassen. So versammelten sich zu Tribur im Januar 1066 die Fürsten des Reiches und nötigten hier den widerstrebenden König, Adal- 1066.
bert zu entlassen. Sie selber nahmen für die nächsten Jahre das Reichsregiment in die Hand, ja sie drängten dem sechzehnjährigen Jüngling eine Gemahlin auf, Bertha von Savoyen, mit der ihn schon der Vater verlobt hatte, die ihm aber jetzt nur in dem Lichte eines Werkzeuges seiner Gegner erschien (Juli 1066).

Über Adalbert aber stürzten sich seine sächsischen Gegner. Magnus, Herzog Ordulfs Sohn, schloß ihn in Bremen ein und nötigte ihn, den Frieden mit der Verleihung von 1000 Hufen zu erkaufen; mit anderen Gütern, selbst kirchliche Zehnten, mußte der Erzbischof andere Edle Sachsens belehnen. Und nun traf ihn der schwerste Schlag: seine kirchlichen Schöpfungen im Wendenlande fielen zusammen. Einem Aufstande seiner heidnischen Unterthanen erlag der Obotriten-

fürst Gottschalk zu Lenzen (7. Juni 1066); Bischof Johann von Mecklenburg wurde mit seinen Glaubensgenossen gefangen, zur Schau durchs Land geschleppt, verstümmelt, ermordet (10. November). Verheerend brachen dann die Slawen in das Gebiet nördlich der Elbe, schleppten Tausende in Gefangenschaft, verwüsteten zweimal selbst Hamburg (1071 und 1072). Herzog Ohrdulf starb, ohne ihnen Einhalt thun zu können (März 1072). Dazu folgte auf den Tod König Stenkils von Schweden 1066 abermals eine heidnische Reaktion. In England aber erfocht das cluniacensische Papsttum soeben einen glänzenden Sieg: vom Segen Alexanders II. begleitet warf Herzog Wilhelm von der Normandie in der Schlacht bei Hastings am 14. Oktober 1066 die Angelsachsen zu Boden und stellte ein enges Verhältnis zu Rom her, wiewohl er die geforderte Lehnshuldigung rundweg verweigerte. Tief gedemütigt und in finanzieller Bedrängnis lebte Adalbert zurückgezogen in Bremen.

Anfänge der selbständigen Regierung Heinrichs IV. Inzwischen reifte der junge König heran, unzweifelhaft eine zur Sinnlichkeit neigende Natur, welcher Adalbert allzu große Nachgiebigkeit bewiesen hatte, und nicht frei von jugendlichen Verirrungen inmitten gleichgestimmter Altersgenossen, aber auch erfüllt von dem Feuer seines fränkischen Stammes und dem Stolze des Königs, deshalb wohl auch hochfahrend und rachsüchtig, doch auch um Mittel nie verlegen, scharfsinnig, verschlagen, zäh und unerschrocken, ein Meister der Verhandlung wie des Schwertes, dabei eine imposante Erscheinung von hoher Gestalt, voll königlicher Würde und mit Augen, die jedem bis ins innerste der Seele zu blicken schienen, und doch im Kreise der Seinen heiter und leutselig, alles in allem ein höchst gefährlicher Gegner, und als solcher von seinen und des Königtums Feinden bitter gehaßt und geschmäht. Er hatte den Tag von Tribur so wenig vergessen wie den von Kaiserswert und er rechnete mit ihren Urhebern ab, ja er wußte ihnen den Lohn ihres letzten Sieges allmählich zu entwinden. Der königliche Hof blieb in Goslar und nahm einen ganz weltlichen Ton an, denn die vertraute Umgebung des Königs bildeten jetzt schwäbische und fränkische Ministerialen, sein leitender Staatsmann war Otto von Nordheim, den er ertrug, weil er ihn noch nicht stürzen konnte. Von dem geplanten Regiment der Bischöfe war keine Rede.

Neue Erfolge des Papsttums. Was weiter in Italien geschah, war nur eine neue Niederlage für sie. Als der König im Frühjahr 1068 Otto von Nordheim mit Anno von Köln nach Italien sandte und Anno nach Rom kam, mußte er sich wegen Simonie einer öffentlichen Kirchenbuße unterwerfen. Nicht minder erfuhren andere deutsche Bischöfe die schwere Hand Roms. Auch der junge König selber wich vor diesem Papsttume in ganz persönlicher Angelegenheit zurück. Für den Plan, sich seiner Gemahlin durch Scheidung zu entledigen, hatte er schon halb und halb den Erzbischof Siegfried durch das Versprechen gewonnen, die Thüringer zur Zahlung des bisher ihm immer verweigerten Zehnten anzuhalten, aber der strenge Petrus Damiani nötigte ihn als päpstlicher Legat zu Frankfurt durch die Drohung mit dem Banne, seiner Absicht zu entsagen (1069). Er that es noch widerwillig, doch die geduldige Liebe seiner jungen Gemahlin

gewann bald danach sein Herz und sie ist fortan in den schlimmsten Tagen seine treueste Gefährtin geblieben.

Der Sturz Ottos von Nordheim. Offenbar war die Macht des cluniacensischen Papsttums im raschen Auffsteigen, doch den König beschäftigten politische Entwürfe allzusehr, als daß er dem besondere Wichtigkeit beigelegt hätte. Im Sommer d. J. 1069 warf er den Markgrafen Dedo von der Ostmark nieder, der sich von Erzbischof Siegfried thüringische Lehen ertrotzen wollte, und nahm ihm einen Teil seiner Güter ab, bald danach rief er den Erzbischof Adalbert an seinen Hof zurück. Von einem anderen Gegner, Gottfried von Tuscien und Lothringen, befreite ihn gegen Ende desselben Jahres der Tod; der Sohn des Herzogs, Gottfried der Höckrige, rückte zwar in die deutsche und italienische Stellung des Vaters ein, schloß sich aber dem Könige durchaus an, während seine Gemahlin Mathilde, die bald danach mit ihrer Mutter Beatrix nach Italien zurückkehrte, ebenso entschieden auf die päpstliche Seite trat. Zu Pfingsten 1070 1070.
endlich vollzog der König die lang aufgesparte Rache an seinem alten Widersacher. Auf eine schlecht begründete Anschuldigung hin bezichtigte er Otto von Nordheim eines Mordanschlages, ließ ihn, als er sich weigerte, sich zum gottesgerichtlichen Zweikampfe zu stellen, durch ein sächsisches Fürstengericht zu Goslar in die Acht erklären und seiner Güter berauben und übertrug das Herzogtum Bayern an Welf IV., den Sohn des Markgrafen Azzo (II.) von Este und der Welfentochter Kunigunde, an welchen nach dem Aussterben der älteren Welfen in männlicher Linie (mit Welf III. von Kärnten 1055) bereits die schwäbischen und bayerischen Allode des Geschlechts gefallen waren. Noch wehrte sich Otto in Verbindung mit Magnus von Sachsen wacker im thüringischen und hessischen Berglande, bis es 1071 gelang, ihn gegen Rückgabe seiner Allode zur Unterwerfung zu bewegen. Zu Pfingsten 1072 wurde er seiner Haft wieder entlassen. Dagegen blieb sein Genosse Magnus in königlichem Gewahrsam; die Güter, die er einst der Bremer Kirche abgedrungen hatte, fielen wieder an sie zurück. Es war ein letzter Triumph für Adalbert. Doch schon war er leidend; in Goslar, wohin er sich hatte bringen lassen, erkrankte er Anfang 1072 schwer und verschied am 16. März, bis zum 1072.
letzten Augenblicke mit Staatsangelegenheiten beschäftigt. Nur den König hatte er in seinen letzten Tagen noch bei sich sehen wollen.

Heinrichs IV. sächsische Pläne. Was er erstrebt, hatte er nicht erreicht, weder für sein Erzstift, noch für das Reich, denn die Bahnen, auf denen sich jetzt Heinrich IV. bewegte, waren nicht die seinen und nicht die Heinrichs III. Das Ziel des Vaters, die Befestigung der Königsmacht in Sachsen, hielt der Sohn allerdings im Auge, aber er wollte es nicht, wie dieser, im Bunde mit dem Bistum, sondern mit rein weltlichen Mitteln erreichen, mit dem niederen Adel und vor allem mit den von Konrad II. organisierten königlichen Ministerialen.

Wenn nun Goslar der eigentliche Mittelpunkt des Reiches werden sollte, wenngleich sicher nicht in dem Sinne, wie eine moderne Residenz, weil das persönliche Eingreifen des Königs nirgends entbehrt werden konnte, so kam es darauf an, mit Hilfe der ausgedehnten Domänenbestände rings um den Harz eine

wirtschaftlich-militärische Centralstellung, ein geschlossenes Residenzgebiet zu schaffen. Deshalb begann Heinrich nach den Plänen des Bischofs Benno von Osnabrück auf den Vorhöhen des Gebirges, der natürlichen Hochburg des nördlichen Deutschlands, und im nordthüringischen Berglande feste Burgen zu errichten, vorhandene stärker zu befestigen. So deckten den Südabhang des Harzes der Sassenstein bei Sachsa, die goldene Aue der Spatenberg auf der Hainleite bei Sondershausen und die Hasenburg bei Nordhausen, das Eichsfeld die Burg Volkenrode bei Mühlhausen, den Nordabhang des Harzes die Heimburg bei Blankenburg und die Harzburg östlich von Goslar auf einer Höhe, die den Blick nordwärts über die weite, fruchtbare Ebene, südwärts über das Gebirge eröffnet, aus dessen dichten Waldungen das kahle Haupt des Brocken ragt. Sie wurde der Lieblingssitz des Königs, daher mit ansehnlichen Wohngebäuden und einer Kirche ausgestattet. Auch der Giebichenstein bei Halle wurde stärker befestigt, die Lüneburg, der Stammsitz der Billunger, besetzt, die Erbauung einer ganzen Anzahl anderer Burgen eingeleitet, die Besatzung aller aus zuverlässigen süddeutschen, meist schwäbischen Ministerialen gebildet. Um den Baugrund für diese Anlagen zu gewinnen, scheint Heinrich vielfach altes, nur durch Mißbrauch in den Besitz von Privaten oder Gemeinden übergegangenes Königsgut wieder in Anspruch genommen zu haben, von anderen forderte er hofrechtliche Leistungen für die Nutzung des als königlich beanspruchten Grund und Bodens und natürlich auch von den Bauernschaften das „Burgwerk“ (s. S. 250). Aber da jene grund- und landesherrlichen Rechte in Vergessenheit geraten waren, so erschien Heinrichs Vorgehen diesen trotzigen Bauernschaften Ostsachsens und Thüringens als ein tyrannischer Angriff auf ihre alte Freiheit, zumal bei der Ausführung mancherlei Ungebühr von seiten der landfremden Burgbesatzungen mit unterlief. Wie er hier mit den Empfindungen eines freiheitsstolzen Volkes zusammenstieß, so in einer anderen Frage mit den lehnsrechtlichen Überlieferungen und Interessen der Laienfürsten. Nach Herzog Ordulfs Tode wollte er Magnus nur dann aus der Haft entlassen, wenn er auf die Herzogswürde in Sachsen verzichte, eine Forderung, gegen die sich rechtlich wenig einwenden ließ, die aber allgemein den Glauben erweckte, der König wolle Sachsen als sein unmittelbares Gebiet behandeln, und ohne Zweifel war das seine Absicht. Traf dies alles direkt nur die Sachsen, so berührte die Bevorzugung von Goslar als Residenz alle Reichsfürsten, denn ihre regelmäßige Teilnahme an den Reichsgeschäften war damals nur bei Fortdauer der Wanderresidenz möglich. Sie sahen sich von der Regierung verdrängt; mit Ministerialen und kleinen Vasallen, mit Leuten „von niederen oder beinahe gar keinen Ahnen“, wie diese stolzen Herren bitter klagten, verwaltete Heinrich IV. das Reich.

Wahl Gregors VII. Diese Verstimmung konnte dem König nicht entgehen, aber er glaubte mindestens des hohen Klerus im ganzen sicher zu sein. Denn je mehr die deutschen Bischöfe von Rom aus mit Strafen heimgesucht wurden, desto mehr mußten sie den Schutz des Königs suchen, und die cluniacensischen Eheverbote insbesondere stießen wie überall so namentlich in Deutschland auf den allerentschiedensten Widerstand der niederen Geistlichkeit, die damals unzweifelhaft in

ihrer großen Mehrheit verheiratet war. Zudem gewann der König einen der ersten Kirchenfürsten des Reiches, Siegfried von Mainz, mit der endgültigen Zusicherung des thüringischen Zehnten auf einer Synode in Erfurt (März 1073), ja er bedrohte jede Appellation gegen diesen Beschluß nach Rom mit Todesstrafe. Deshalb legte er auch kein Gewicht darauf, daß Alexander II. fünf königliche Räte wegen Simonie ebendamals bannte; selbst das Ereignis, das die Entscheidung vorbereitete, muß ihm zunächst nicht in diesem Lichte erschienen sein. Einen Tag nur nach Alexanders II. Tode, am 22. April 1073, wurde zu Rom im Lateran 1073. ganz tumultuarisch, mit Verletzung aller Rechtsformen und namentlich ohne die königliche Zustimmung, der Archidiakonus Hildebrand als **Gregor VII.** zum Papste ausgerufen. Heinrich ließ auch dies geschehen, obwohl er eine formelle Anerkennung des neuen Papstes vermied; er glaubte wohl auch, von dem Papste Gregor nicht mehr befürchten zu müssen, als von dem Archidiakonus Hildebrand, dessen Einfluß ja schon die Vorgänger beherrscht hatte.

Anwachsen der cluniacensischen Strömung in Deutschland. Und doch täuschte er sich in zwei Punkten, nämlich über die Bedeutung der Volksstimmung in Sachsen, die er vielleicht kannte, aber mißachtete, und über das starke Anwachsen einer cluniacensischen Unterströmung im Süden, namentlich im Südosten Deutschlands, welche der bisherigen Haltung der Bischöfe den Boden unter den Füßen wegzog. Ganz neue demokratische Mächte traten mit dieser Bewegung im hocharistokratischen Deutschland hervor. Sie wurde besonders durch die fortdauernde Reform der Klöster gefördert. So berief Anno nach dem neugegründeten Siegburg italienische Mönche aus Fruttuaria, richtete in gleichem Sinne das thüringische Saalfeld ein und wirkte durch sein Beispiel in ganz Lothringen entscheidend. Dazu gesellten sich die Bemühungen, auch die Weltgeistlichen in mönchische Zucht zu nehmen, denen die Niederlassungen der regulierten (Augustiner-) Chorherren dienen sollten. Sie verbreiteten sich rasch insbesondere über die bayerischen Lande, da hier bereits zwei Bischöfe an der Spitze der strengkirchlichen Partei standen, **Gebhard** von Salzburg (1059—1088) und **Altmann** von Passau (1065—1091); auch verfallene Klöster wurden wohl an regulierte Chorherren übergeben, wie das ehrwürdige St. Florian 1071. Daneben ging beständig die Stiftung neuer Benediktinerklöster, wie Lambach durch Adalbero von Würzburg (nach 1065), Admont durch Gebhard von Salzburg 1074, St. Lambrecht in Steiermark als Familienkloster der Eppensteiner entstand. In Schwaben wurde das alte Kloster **Hirschau**, die Stiftung der Grafen von Calw (um 830), 1059 durch Graf Adalbert auf Anregung Papst Leos IX. zu neuem Leben erweckt und erhielt 1069 in Abt Wilhelm den Leiter, der es zum Mittelpunkte der cluniacensischen Bewegung in Deutschland umschuf. Die unter Leitung Salzburgs und Passaus rasch fortschreitende kirchliche Organisation der südöstlichen Marken, wie sie in der Stiftung des Bistums Gurk (1070) für Innerkärnten, der Errichtung zahlreicher neuer Pfarren, der Regelung der Zehntverhältnisse sich zeigt, schuf dem kirchlichen Leben hier überall neue Stützen, zumal der Laienadel sich eifrig daran beteiligte. Nichts beweist aber das Anwachsen der kirchlichen Strömung im

Laienstande mehr, als die immer stärker hervortretende Wundersucht und die Zunahme der Wallfahrten. So zog St. Sebald die Gläubigen nach Nürnberg, das ihm wohl sein rasches Aufblühen mit verdankt, und i. J. 1064 fand die erste große deutsche Wallfahrt nach Jerusalem statt, an welcher unter der Leitung des Erzbischofs Siegfried von Mainz 7000 Geistliche und Laien teilnahmen. Offenbar übersah nur Rom mit voller Klarheit alle diese Verhältnisse und handelte danach mit fester Konsequenz.

Ausbruch des sächsischen Aufstandes. Der König hatte für den 22. August 1073 das Aufgebot gegen die Polen ergehen lassen, die seit Jahren mit seinem Vasallen, dem Böhmenherzog Wratislaw (1061—92), im Streite lagen, da überraschte ihn der Ausbruch des sächsischen Aufstandes. Wieder einmal und im verhängnisvollsten Augenblicke trat die Idee der althergebrachten Volksfreiheit der Monarchie entgegen, die jene zwar beschränkte, aber auch die Einheit und Macht des Reiches vertrat. Mißmuthig über die gesamte königliche Politik, deren Ziele wenige erkannten, und jetzt auch über die Rüstungen gegen Polen,
1073. erschienen im Juni 1073 zahlreiche sächsische Edle in Goslar, um für die Sachsen die Befreiung von der polnischen Heerfahrt zu fordern, da sie die Grenze gegen die Liutizen decken müßten. Als der König, vielleicht, weil er einen Gewaltstreich gegen seine Person fürchtete, Goslar insgeheim verließ, ohne auf Verhandlungen einzugehen, beriefen die Führer des ostsächsischen Volkes, die Bischöfe von Magdeburg und Halberstadt, Otto von Nordheim, Dedi von der Ostmark, Hermann Billung u. a., nach alter Sitte die Edlen und die freien Männer Ostsachsens zu einer großen Versammlung unweit Eisleben, und hier gewann Ottos volkstümliche Beredsamkeit sie für den bewaffneten Aufstand, um die „Freiheit Sachsens" zu verteidigen. Am 7. August stand er mit dem ostsächsischen Aufgebot vor der Harzburg und forderte von Heinrich die Schleifung seiner Burgen, den Verzicht auf seine fiskalischen Ansprüche. Doch der König entzog sich jedem Zugeständnis, indem er am 9. August auf den Waldwegen des Harzes nach seiner Pfalz Eschwege an der Werra ritt. Am 13. August war er bereits in Hersfeld, dem Sammelpunkte des fränkischen Aufgebots für den Polenkrieg; offenbar wollte er dies gegen die Sachsen führen, und wenig genug hatten diese so gewonnen, nur daß sie die Lüneburg zur Übergabe nötigten und Heinrich dadurch bewogen, Magnus freizulassen. Auch die Thüringer, erbittert über ihre neue Zehntpflicht, schlossen sich ihnen an. Nun erklärten freilich die Fürsten in Hersfeld, wie die Süddeutschen in Mainz, für einen Feldzug gegen die Sachsen seien sie nicht gerüstet, aber sie willigten darein, ihre Kontingente am 5. Oktober zu diesem Zwecke bei Breitenbach an der Fulda zu sammeln. Während nun Heinrich nach Würzburg ging, traten die rheinischen Erzbischöfe mit den Sachsen in Verhandlung, und statt die Heerfahrt zu beginnen, zu welcher in der That am gesetzten Tage die Süddeutschen an der Werra erschienen, während Otto von Nordheim ihnen gegenüber lagerte, beschlossen die Fürsten, daß die Sachsen zu Weihnachten in Köln zur Verhandlung sich stellen sollten. Doch schon dachten sie insgeheim an die Absetzung des Königs, über die sie in Mainz weiter beraten wollten; jene Ver-

handlungen kamen also nicht zu stande und Heinrich wich verlassen, ja vor Verrat in seiner nächsten Umgebung nicht sicher, nach dem alten Stammsitze seines Hauses, nach Worms zurück.

Die städtische Bewegung am Rhein. Hier aber trat er mitten in eine volkstümliche Bewegung, deren Ende noch niemand abzusehen vermochte. In den Censualen von Worms, denen die bischöflich-königliche Politik eine feste gewerbtreibende Stadt inmitten einer blühenden Fruchtebene geschenkt, war mit dem wachsenden Wohlstande auch das Selbstbewußtsein so hoch gestiegen, daß sie ihre hofrechtlichen Verpflichtungen dem Bischofe gegenüber bereits als eine drückende Last empfanden. Als nun jetzt der Bischof Adalbert Miene machte, dem nahenden König die Thore zu sperren, verjagten sie ihn mitsamt seinen Ministerialen und stellten ihre Steuern und ihre Waffen dem König zur Verfügung. Es war die erste selbständige politische That des werdenden deutschen Bürgertums. Heinrich lohnte ihre Treue mit der Zollbefreiung an den wichtigsten rheinischen Zollstätten in dem Freibriefe vom 14. Januar 1074, dem ersten, den ein deutscher 1074.
König einer Stadt erteilt hat. Seitdem wurde Worms die unbezwingliche „Burg des Reiches".

Der Vertrag von Gerstungen. Der Schrecken über diese unvermutet hervorbrechende städtische Bewegung, die ihrer Macht den Boden zu entziehen drohte, trieb die Bischöfe wieder ins Lager des Königs. Ihrer fünfzehn, die meisten außersächsischen, leisteten ihm jetzt Zuzug, so daß er mit ihnen und dem städtischen Aufgebot von Worms mitten im Winter gegen Sachsen aufbrechen konnte, wohin ihn die Besorgnis um das Schicksal seiner Burgen trieb. Bisher waren nur die Heimburg und die Hasenburg gefallen, die anderen, insbesondere die Harzburg, widerstanden noch. Bei heftigem Schneegestöber näherten sich von der einen Seite die Königlichen, von der anderen die Sachsen der Werra; aber der harte Frost und die Unmöglichkeit, sich in der rasch ausgesogenen Landschaft länger zu behaupten, drängten beide Teile zum Vertrage von Gerstungen (2. Februar 1075). Der König versprach, seine Burgen zu schleifen — von der Harzburg soll- 1075.
ten indeß Pfalz und Kirche stehen bleiben —, Sachsen nur mit dem Beirate sächsischer Männer zu regieren, eine allgemeine Amnestie zu erlassen und an Otto von Nordheim sein Herzogtum Bayern zurückzugeben. Diese Bedingungen wurden ausgeführt, der kühne Plan des Königs war damit aufgegeben. Doch nur vorläufig. Denn die unberechenbare Volksleidenschaft der Sachsen zersprengte alle Schranken; im März 1074 zerstörten die zur Schleifung der Harzburg aufgebotenen Bauern nicht nur die Festungswerke, sondern in vandalischer Wut auch Pfalz und Kirche, ja sie rissen die Gebeine zweier dort bestatteter Angehörigen des Königs, seines Sohnes und seines jüngeren Bruders, aus der Gruft und zerstreuten die Reliquien.

Umschwung zu gunsten des Königs. Diese ebenso vertragswidrige wie kirchenschänderische Unthat zerriß den Frieden von Gerstungen und setzte die Sachsen nicht nur ins Unrecht, sondern auch in den schwersten Nachteil, denn weder die Laienfürsten, denen jetzt vor den dämonischen Kräften zu grauen begann, die sie

entfesselt hatten, noch vollends die Bischöfe waren nun im stande, auch nur vermittelnd für diese Sachsen einzutreten, auf denen der Fluch des Himmels lastete. Was nun weiter folgte, drängte die Bischöfe vollends bedingungslos auf die Seite des Königs. Zu Ostern 1074 verjagte ein furchtbarer Aufstand seiner Censualen und Hörigen, aus geringem Anlaß entstanden, den Erzbischof Anno aus Köln, und obwohl er nach wenigen Tagen mit seinen Vasallen und Ministerialen ihn blutig niederwarf und die Stadt grausam züchtigte, der Vorgang blieb für alle Bischöfe ein warnendes Beispiel. Andrerseits erließ damals Gregor VII. auf der Fastensynode d. J. 1074 in den entschiedensten Ausdrücken ein neues Verbot der Simonie und der Priesterehe und sandte, um die Zustimmung der deutschen Kirche zu gewinnen, seine Legaten an den König, der sie in Nürnberg empfing. Doch
1074. eine Synode in Erfurt (Oktober 1074) verwarf einstimmig das Cölibat, und in Mainz kam Erzbischof Siegfried, in Passau Bischof Altmann dem leidenschaftlichen Zorn ihrer verheirateten Priester gegenüber in Lebensgefahr; auch eine Aufforderung des Papstes an die süddeutschen Herzöge, seinem Gebote Nachdruck zu verschaffen, blieb gänzlich fruchtlos. So von oben durch einen Konflikt mit Rom, von unten durch eine gefährliche Volksbewegung bedroht, mußten die deutschen Bischöfe die einzige Rettung im engsten Anschluß an den König erblicken.

Zug gegen Ungarn. So begann sich Heinrich wieder als Herr der Lage zu fühlen und er zeigte das in einem Unternehmen, das in diesem Momente fast verwegen war: er warf sich auf Ungarn. Trotz deutschen Zuzuges war König Salomo seinem Gegner Geisa erlegen und behauptete nur noch den Nordwesten Ungarns, von wo aus er die Hilfe seines Schwagers Heinrichs IV. anrief (1074). Da die Reichsfürsten die Heerfahrt weigerten, wie 30 Jahre zuvor Heinrich III., so ging der König, wie damals sein Vater, nur mit seinen Vasallen und Ministerialen ins Feld und rückte bis Waitzen vor, bis Hunger und Krankheit ihn zur Umkehr nötigten. Salomos Herstellung also hatte er nicht durchgesetzt, nur erkannte dieser die deutsche Oberhoheit an und trat an Deutschland ein beträchtliches Gebiet, etwa die heutigen Komitate Ödenburg und Wieselburg, ab, die nun Heinrich sofort durch zahlreiche Landvergabungen, insbesondere an Freisingen, sicherte. Obwohl später der ganze Landstrich wieder verloren wurde, die deutschen Ansiedelungen dieser Landschaften, die Dörfer der „Hienzen", gehen doch höchst wahrscheinlich auf diese Zeit zurück.

Die Reichsheerfahrt gegen Sachsen. Nicht ohne Erfolg aus Ungarn zurückgekehrt, versammelte Heinrich zu Weihnachten 1074 die Fürsten in Straßburg um sich und setzte hier den Entschluß zum Reichskriege gegen die Sachsen
1075. durch; ihre Gesandtschaften wies er ab. Anfang Juni 1075 sah er zu Breitungen an der Fulda fast alle Herzöge, auch Wratislaw von Böhmen, sowie die Bischöfe und Reichsäbte um sich versammelt, ein so glänzendes Heer, wie es noch niemals einem seiner Vorgänger zur Verfügung gestanden, allen voran in jugendlicher Kraft und Schönheit der fünfundzwanzigjährige König. Am 8. rückte er in Thüringen ein, am 9. Juni um Mittag lagerte er nach heißem Tagesmarsche unweit der Unstrut bei Hohenburg, ohne Ahnung davon, daß auch die Sachsen

unter Otto von Nordheim bereits heran waren, wie diese umgekehrt auch nichts von der Nähe des Königs ahnten. Erst eine Meldung des Herzogs Rudolf von Schwaben unterrichtete diesen von der Sachlage. Als nun seine Geschwader zur Schlacht auszogen, erlagen seine beiden ersten Treffen, die Schwaben und Bayern, beinahe dem furchtbaren Anprall des sächsischen Adels, und schwer verwundet fiel hier Ernst von Österreich; erst als die Franken, Lothringer und Böhmen vorgingen und die Sachsen in der Flanke faßten, wurde der sächsische Adel überwältigt und zersprengt, das Bauernfußvolk, das im Lager zurückgeblieben war, erbarmungslos zusammengehauen. Verheerend drang darauf der König bis Halberstadt vor, wo er sein Heer bis auf den 22. Oktober entließ, während Erzbischof Siegfried über die Thüringer den Bann verhing. Als er nun zum zweitenmale in Sachsen erschien, zwang die Erbitterung der schwer getroffenen Bauernschaften, die ihr Adel an der Unstrut im Stich gelassen hatte, diesen zur bedingungslosen Unterwerfung. Auf den Wiesen von Spira, südlich von Sondershausen, beugten am 25. Oktober 1075 die Edlen und Bischöfe Ostsachsens ihre harten Nacken vor König Heinrich inmitten seines siegreichen Heeres. Der König ließ sie alle in Haft nehmen, befahl seine Burgen wieder aufzubauen und verteilte die eingezogenen Lehen des sächsischen Adels an die süddeutschen Vasallen und Ministerialen. In Goslar nahm er wieder seine Residenz, hier ließ er zu Weihnachten 1075 seinem zweijährigen Sohne Konrad als seinem Nachfolger huldigen. Zugleich begnadigte er zum höchsten Erstaunen allein unter allen Otto von Nordheim, ja er zog ihn ins engste Vertrauen und übertrug ihm die Verwaltung Sachsens. Sicher war das ein hochherziger Schritt, ob ein kluger, mußte die Zukunft lehren. Sachsen war niedergeworfen, wie neun Jahre zuvor das stammverwandte England durch die Normannen, und wie dies schien es die Grundlage einer neuen Form der Monarchie werden zu müssen.

In diesem Augenblicke brach der Entscheidungskampf mit dem Papsttume los.

Der Bruch mit Rom. Schritt für Schritt war das Papsttum vorgegangen. Jetzt hatte die wilde Volksbewegung der „Pataria" in der Lombardei das Cölibat schon wesentlich durchgesetzt, zugleich die Macht der lombardischen Bischöfe und ihres Adels gebrochen, alles im Interesse des reformierten Papsttums. So beantwortete Gregor VII. die Ablehnung des Cölibats in Deutschland auf der Ostersynode d. J. 1075 mit dem erneuten Bann gegen die „simonistischen" Räte des Königs und gegen die Bischöfe von Bremen, Speier und Straßburg; zugleich erklärte er, daß die Investitur durch Laien, also auch durch den König, gegen das Recht der Kirche sei. Er mußte wissen, daß er damit die Axt an die Wurzel der deutschen Verfassung, also des deutschen Staates legte.

Selbstverständlich war deshalb Heinrich IV. weit davon entfernt, dem päpstlichen Spruche sich zu fügen, am wenigsten nach dem Siege über die Sachsen. Nach Annos Tode (December 1074) setzte er in Köln einen Erzbischof ein; als in Mailand die adligen Gegner der Pataria die Oberhand gewonnen hatten und den König um die Ernennung eines neuen Erzbischofs ersuchten, investierte dieser einen in Deutschland gebildeten Lombarden, Thedald, ebenso besetzte er die Bis-

tümer Fermo und Spoleto, ja er versuchte sogar, übrigens vergeblich, Robert Guiscard von Apulien auf seine Seite zu ziehen. So wenig nun Gregor VII. an sich den Konflikt wünschen mochte, da die Niederlage der mailändischen Pataria, aufständische Bewegungen in Rom und sein schwankendes Verhältnis zu den Normannen ihn unsicher machten, so drängte ihn doch das rücksichtslose Vorgehen des Königs zu gleichem Verfahren, wie denn Mäßigung auf beiden Seiten entschieden gefehlt hat. Im December 1075 entließ er drei deutsche Gesandte, die nach Rom gekommen waren, mit einem Schreiben und einem mündlichen Auftrage an
1076. den König, der sie am 1. Januar 1076 in Goslar empfing. In dem Schreiben machte Gregor dem König die bittersten Vorwürfe über sein Verfahren in Sachen der Investitur, zugleich sprach er herben Tadel über seinen Lebenswandel aus, von dem er doch nur durch Hörensagen unterrichtet war, und drohte ihm mit schweren Kirchenstrafen, wenn er sich nicht von seinen gebannten Räten trenne. Aufs Äußerste dadurch gereizt und gehoben durch das stolze Bewußtsein seines Sieges über die Sachsen beschloß der König, sofort einen vernichtenden Schlag zu führen, denn der deutschen Bischöfe war er sicher. In der That versammelte sich weitaus die Mehrheit derselben, 24, zu der Nationalsynode, die Heinrich per-
1076. sönlich am 24. Januar 1076 zu Worms eröffnete. Hier sprachen sie nach kurzer Beratung die Absetzung Gregors VII. aus, da er die alte Ordnung der Kirche umgestürzt und — unzweifelhaft eine Verleumdung — sein Leben durch allerlei Laster befleckt habe. In einem Schreiben wurden diese Erklärungen zusammengefaßt, in einem zweiten führte der König aus, daß er seine Macht von Gott erhalten, der Papst die seine erschlichen habe, und rief ihm am Schlusse zu: „Steige herab, steige herab!" Zu Pfingsten hoffte Heinrich in Rom einzuziehen und von einem Papste seiner Wahl die Kaiserkrone zu empfangen.

Doch er und seine Bischöfe unterschätzten weit die Gewalt dieses reformierten Papsttums. Als die königlichen Boten am 21. Februar auf der Fastensynode im Lateran vor den Papst traten und ihres Auftrags kühn sich entledigten, da konnte sie nur das mutige Dazwischentreten Gregors vor dem Schwerte seiner erbitterten Vasallen schützen. Am nächsten Tage gab er seine Antwort. Mit Zustimmung der Synode suspendierte er alle deutschen Bischöfe, die sich am Wormser Beschlusse beteiligt, ebenso sämtliche lombardischen, dann verhing er kraft seiner apostolischen Macht zu binden und zu lösen über Heinrich IV. die Entsetzung von seinem königlichen Amte, sprach alle Christen von ihrem Eide gegen ihn los und „schlang um ihn die Bande des Fluchs".

Papsttum und Königtum traten zum tötlichen Kampfe in die Schranken.

Die großen Gegensätze. In konsequenter Verfolgung der Augustinischen Anschauung wollte dies Papsttum den Staat der Kirche unterordnen, wollte ihn und die Kirche, regiert von einer durch das Cölibat von jeder irdischen Verpflichtung befreiten Geistlichkeit, dem Papste unterwerfen als dem Stellvertreter Gottes auf Erden, der nach seinem Willen Eide band und löste, wollte die ganze Christenheit in eine einzige, große Gefolgschaft dieses Statthalters Christi, die weltlichen Fürsten in seine Vasallen verwandeln, eine ganz germanisch-mittelalterliche Idee

und zugleich ein ganz demokratischer Gedanke in dieser hocharistokratischen Welt. Es war ein großartiges und doch furchtbares System, nur dann annehmbar, wenn dieser Statthalter Gottes, in dessen Händen eine so unermeßliche Machtfülle sich vereinigte, und auf dessen Haupt sich eine ebenso riesige Verantwortung legte, in jedem seiner Entschlüsse von Gott unmittelbar inspiriert, wenn er nicht nur in der Glaubenslehre, sondern in jedem Ausspruch unfehlbar war; der Staat konnte sich diesem System überhaupt nicht fügen, wenn er Staat bleiben wollte, denn es hob seine Souveränität, d. h. sein Wesen auf, der mittelalterliche Staat ganz besonders nicht, denn er beruhte auf der persönlichen Verpflichtung der Vasallen gegen den König, am wenigsten der deutsche Staat, denn er konnte die Verfügung über die Kirche schlechterdings nicht aufgeben, so lange sie und er selbst blieben, was sie waren, deshalb auch nicht auf das Kaisertum verzichten. Schloß doch auch dessen Anspruch auf die Weltherrschaft die Anerkennung einer päpstlichen Weltherrschaft aus. Der Konflikt war also unvermeidlich, doch er war auch unlösbar. Denn die Kirche konnte ihr Ziel niemals ganz erreichen, weil die Voraussetzung falsch war, von der sie ausging. Die Kirche als die unsichtbare Genossenschaft derer, die wahrhaft innerlich Christi Nachfolger sind, ist allerdings das Reich Gottes, aber die sichtbare Kirche war und ist an die Erde gebunden und also eine irdische Ordnung mit allen Schwächen einer solchen, allen Entwickelungsstadien einer solchen unterworfen, beständig der Hilfe des Staates bedürftig, den sie doch verachtete, und von Menschen getragen, die trotz aller Anstrengung der Askese doch niemals von der Welt sich frei machen konnten, weil sie eben Menschen waren. Die Welt, der Staat aber war keineswegs schlechtweg das Reich der Sünde, sondern der Schauplatz für die Entfaltung der menschlichen Persönlichkeit, die nur in irdischer Arbeit sich vollzieht. Doch das ganze Mittelalter hat sich von jener Anschauung nicht freizumachen vermocht, und deshalb ist der Staat der Kirche unterlegen; erst der Protestantismus hat es vermocht, und daher ist der moderne Staat frei geworden. Indem aber das deutsche Königtum der Verwirklichung des päpstlichen Systems entgegentrat, soweit es und so lange es konnte, hat es diese Befreiung der Menschheit von einem falschen Ideale vorbereitet. Es hat den höchsten Preis dafür bezahlt, denn es ging darüber zu Grunde und das stolze Reich deutscher Nation zerfiel.

Abfall des deutschen Adels; der Tag von Tribur. Das geschah aber doch nur deshalb, weil das Papsttum zu allen Zeiten seine besten Bundesgenossen auf deutscher Erde gefunden hat. Der Bann Gregors VII. rief die Laienfürsten gegen das Königtum unter die Waffen. Im April 1076 schon erklärten sich Welf von Bayern und Rudolf von Schwaben gegen Heinrich; dann überwältigte ein Aufstand im östlichen Sachsen die königlichen Burgen und Vasallen, und als auch ein rascher Einfall des Königs von Böhmen nach Meißen fruchtlos blieb, schloß sich auch Otto von Nordheim seinen Stammgenossen an, mit ihm die meisten sächsischen Edlen, auch Markgraf Eckbert II. von Meißen (1068—89), der zweite aus dem niedersächsischen Hause der Brunonen (seit 1067), der sich gegen Wratislaw von Böhmen tapfer behauptete. Zuverlässiger erwiesen

sich zunächst noch die Bischöfe, von denen nur wenige, vor allem Altmann von Passau, Gebhard von Salzburg und Adalbero von Würzburg, von anfang an entschlossene Gegner des Königs waren; noch im Juni 1076 bannte eine Mainzer Synode Gregor VII., aber dann fiel eine größere Anzahl ab, endlich auch Siegfried von Mainz, und in Ulm beschlossen dann die süddeutschen Herzöge mit jenen Gregorianischen Bischöfen, einen Fürstentag nach Tribur zu berufen. Hier lagerten sich im Oktober 1076 rechts des Rheines die Sachsen und Schwaben, am linken Ufer der König, beide ebenso zur Schlacht wie zur Verhandlung gerüstet, und schon schickten sich die Aufständischen an, die Königlichen anzugreifen, da gelang es dem Abt Hugo von Cluny einen Vertrag zu vermitteln. Heinrich gab das treue Worms seinem Bischof preis, sagte sich von den ihm noch treugebliebenen Bischöfen und von seinen gebannten Räten los, verzichtete vorläufig auf die Ausübung der Regierungsgeschäfte und zog sich nach Speier zurück. Als Schiedsrichter über die Beschwerden der Fürsten gegen ihn sollte Gregor VII. für den 2. Februar 1077 nach Augsburg eingeladen werden. Es waren soviele Demütigungen wie Sätze.

Heinrichs Bußfahrt nach Canossa. Doch Heinrich war dann ein besonders gefährlicher Gegner, wenn es am verzweifeltsten mit ihm stand. Wohl kundig einer geheimen Verabredung seiner Feinde, ihn zu entsetzen, wenn er sich nicht bis zum Jahrestage des Bannes von demselben gelöst habe, entschloß er sich, um jeden Preis die Absolution zu erzwingen und so zugleich die Verbindung zwischen dem Papste und den deutschen Fürsten zu sprengen. Eben weil sie dies fürchteten, sperrten ihm die süddeutschen Herzöge die Alpenpässe; er aber, nur von seiner treuen Gemahlin und geringem Gefolge begleitet, eilte durch Burgund, wo er in Besançon sein traurigstes Weihnachtsfest beging, nach Savoyen, Berthas Heimat, und stieg dann zu Anfang Januar 1077 unter unsäglichen Beschwerden die verschneite und vereiste Straße über den Mons Cenis nach Susa hinab. Auf die Kunde von seiner Ankunft in Pavia boten ihm die Bischöfe und die großen Vasallen der Lombardei ihr gutes Schwert gegen den verhaßten Papst, und so drohend war diese Bewegung, daß Gregor VII., der bereits in der Nähe von Verona angelangt war, im Gebiete der Markgräfin Mathilde, auf dem hohen Felsenschlosse Canossa oberhalb Reggio, Zuflucht suchte. Doch was Heinrich wollte, war nicht mit dem Schwerte zu erreichen. Um den widerstrebenden Papst zur
1077. Absolution zu zwingen, erschien er mit anderen Gebannten am 25. Januar 1077 im inneren Schloßhof von Canossa. Hier stand der deutsche König drei Tage lang im Büßergewande „mit nackten Füßen, nüchtern vom Morgen bis zum Abend, des römischen Papstes Urteil erwartend". Am 28. Januar ließ man ihn ein, denn dieser Buße konnte auch der Stellvertreter Christi die Absolution nimmer verweigern, die Vermittler, Abt Hugo von Cluny und Markgräfin Mathilde, drangen durch. Der Papst löste den König vom Bann und spendete ihm selbst das Abendmahl; doch versprach dieser schriftlich, dem Schiedsspruche Gregors sich zu unterwerfen und ihm deshalb sicheres Geleit nach Deutschland zu bewilligen. So schieden die beiden Gegner, um sich nie wieder mit Augen zu sehen, versöhnt und doch Todfeinde, denn nichts löschte die Schmach von Canossa.

Wahl des Gegenkönigs Rudolf. Den deutschen Gegnern Heinrichs war die Kunde von Canossa höchst unwillkommen, denn die Absolution beraubte den Papst jeder Möglichkeit, für die aufständischen Fürsten entschieden einzutreten. Nichtsdestoweniger versammelten sich diese mit 13 Gregorianischen Bischöfen in Anwesenheit zweier päpstlicher Legaten zu Forchheim bei Nürnberg und wählten hier am 13. März 1077 den Herzog Rudolf von Schwaben, indem sie zugleich für alle Zukunft ihr Wahlrecht durch die Bestimmung, daß eine förmliche Königswahl auch dann erfolgen müsse, wenn ein Thronfolger vorhanden sei, und die Unabhängigkeit der Bischöfe vom König durch die Anerkennung des Gregorianischen Grundsatzes von 1075 sicher stellten. Selbstverständlich suchte Rudolf auch die Bestätigung des Papstes nach. Dies neue, von Rom und den Laienfürsten völlig abhängige, jeder Gewalt über die Kirche beraubte Königtum war ganz außer stande, die Nation zusammenzuhalten; für ihre Einheit, d. h. für ihren Fortbestand trat Heinrich IV. ein, wenn er jetzt die früheren Pläne aufgebend, für die alte Form des Königtums focht.

Die Parteien in Deutschland. Er war zunächst in der Lombardei geblieben, um dort seine Partei wieder zu sammeln; erst im April 1077 kam er von Friaul nach Kärnten, denn hier hatte sich inzwischen Liutold von Eppenstein in den unbestrittenen Besitz der Gewalt gesetzt. Ihn erhob Heinrich noch in Italien zum Herzog von Kärnten, womit hier zuerst die erbliche Herrschaft eines einheimischen Geschlechtes begründet wurde (1077—1122); zugleich übertrug er, die Politik der Ottonen wieder aufnehmend, dem Patriarchat Aquileja, an dessen Spitze fast stets deutsche Priester standen, Friaul mit allen Hoheitsrechten, dann noch im Laufe desselben Jahres Istrien und Krain, so daß er sich diese wichtige Verbindungslinie nach Italien vollständig sicherte, und gab Liutolds Bruder, dem streitbaren Udalrich, die Reichsabtei St. Gallen. Am 4. Mai in Regensburg angelangt, vermochte er einigermaßen die Lage und die beiderseitigen Kräfte zu übersehen. Für ihn war überwiegend der Südosten des Reiches: Kärnten ganz und dauernd, zunächst auch Leopold II. von Österreich (1075—1096), der größte Teil des bayerischen Adels und die meisten bayerischen Bischöfe mit Ausnahme Altmanns von Passau und Gebhards von Salzburg, der aber schon Ende des Jahres aus seinem Sprengel weichen mußte, endlich Wratislaw von Böhmen. Heinrich beherrschte also die Donaulinie, und im wesentlichen auch die Rheinlinie mit Lothringen, da entweder die dortigen Bischöfe auf seiner Seite standen, wie die von Utrecht, Lüttich, Trier, Köln, Speier, Straßburg, Basel, oder die Städte selbständig für ihn eintraten, wie außer Worms jetzt auch Mainz, dessen Bürgerschaft gleich nach der Krönung gegen Rudolf rebelliert und ihn samt dem Erzbischof Siegfried für immer zum Abzuge genötigt hatte. Desgleichen waren in Schwaben die Hauptplätze, Augsburg und Ulm, in Heinrichs Hand und überall außer Sachsen die Reichsklöster, denn die konservativ gesinnte Geistlichkeit mißbilligte aufs entschiedenste das neue fanatische Mönchtum der Cluniacenser und die päpstliche Demagogie, welche die Völker gegen die Könige und die Bischöfe hetzte. Aber der Zusammenhang der königlichen Stellungen wurde in sehr unbequemer Weise durch

die Güter der Zähringer im Breisgau und die der Welfen im südöstlichen Schwaben unterbrochen. Doch waren dies für Rudolf nur vorgeschobene Stellungen, seine Hauptstärke lag in Sachsen. Weil nun die Gebiete beider Parteien gewissermaßen ineinander geschlungen waren, so war als Verbindungsglied das fränkische Mainland und sein festes Bollwerk Würzburg von entscheidender Wichtigkeit; das letztere bildete für den König, in dessen Händen es sich befand, den Ausgangspunkt seiner Unternehmungen gegen Sachsen, für Rudolf das begehrenswerteste Ziel. Aber der rührigere von beiden ist unzweifelhaft Heinrich; unermüdlich ist er thätig, fast immer im Angriff, oft geschlagen, niemals entmutigt.

Der deutsche Bürgerkrieg bis zur Schlacht von Hohenmölsen. Mit einem bayerisch-kärntischen Heere erschien er im Mai 1077 zu Ulm, entsetzte hier Welf und Rudolf ihrer Herzogtümer, wobei er Bayern seiner eigenen Verwaltung vorbehielt. Anderseits hielt Würzburg eine Belagerung Rudolfs tapfer aus, und als dieser dann, mit Welf und Berthold vereinigt, weiter südwärts gegen den Neckar vorging, begegnete ihnen der König in wohlgewählter Stellung bei Ladenburg. Gegen Ende des Jahres vertrieb er dann aus dem ganzen Passauer Sprengel die Gregorianer. Ungünstiger gestalteten sich für ihn die Dinge, als Leopold von
1078. Österreich 1078 zu seinen Gegnern übertrat und diese von Sachsen her abermals zum Angriff auf Würzburg übergingen. Bei **Melrichstadt** nördlich von Würzburg am 7. August drängten sie Heinrich zwar schließlich zurück, hatten aber selbst so empfindliche Verluste, daß auch sie zurückwichen. Dagegen wurden die ritterlich gewaffneten Bauernaufgebote, welche der König im Elsaß und am unteren Neckar der schwäbischen Ritterschaft entgegenstellte, völlig geschlagen und die Gefangenen verstümmelt, ein furchtbarer Beweis ebensowohl für die Überlegenheit der ritterlichen Kampfweise über die Volksbewaffnung, wie für die grimmige Erbitterung dieser ritterlichen Scharen über den Versuch, sie wieder zu beleben.

Um Schwaben besser zu sichern, übertrug Heinrich 1079 das Herzogtum an **Friedrich von Büren**, den Stammvater des ruhmvollen Geschlechts der **Hohenstaufen** (Staufer), wie es nach der Burg genannt wurde, die Friedrich auf einem der beherrschenden Kegelberge der Rauhen Alp inmitten seiner Allode an der Rems sich erbaut hatte. Der König selbst warf in einem kurzen Feldzuge nach Ungarn zwar nicht dieses, aber doch Leopold von Österreich nieder. So im Rücken einigermaßen gedeckt, brach er mitten im Winter von Mainz aus gegen Sachsen auf und gelangte unter Verheerungen durch Thüringen bis an die Unstrut, wurde aber
1080. hier am 27. Januar 1080 bei **Flarchheim** in einem blutigen Kampfe von den Sachsen zurückgeworfen und erlitt auch auf dem Rückzuge an der Wartburg vorüber, die damals zuerst genannt wird, noch herbe Verluste.

Diese unzweifelhafte Niederlage änderte das Verhalten des Papstes. Er hatte bisher mehrfach, immer vergeblich, durch seine Legaten zu vermitteln gesucht, um die Entscheidung in der Hand zu behalten; jetzt, wo sie sich auf Rudolfs Seite zu neigen schien, stellte er sich entschieden auf dessen Seite und erneuerte auf der Fastensynode (7. März 1080) in feierlichen Worten den Bann über Heinrich, zugleich das Verbot der Laieninvestitur. Doch der zweite Bannstrahl zündete nicht

mehr. Die ganze Lombardei vielmehr erklärte sich jetzt gegen Gregor VII., und fester als zuvor schloß sich Heinrichs Partei in Deutschland um ihren König zusammen. So konnte er wagen, was er 1076 ohne Erfolg gewagt hatte. Nachdem schon zu Pfingsten 1080 in Mainz 19 seiner Bischöfe die Absetzung Gregors ausgesprochen hatten, wiederholte die Synode von Brixen, zu der 30 Bischöfe, darunter 19 lombardische, erschienen, im Beisein des Königs am 25. Juni diese Erklärung und wählte am nächsten Tage das Haupt der lombardischen Bischöfe, Wibert von Ravenna, zum Papste. Freilich erkaufte Heinrich diese Unterstützung der simonistischen Lombarden mit dem Verzicht auf jede Kirchenreform, deren Notwendigkeit doch niemand verkennen konnte, und verstärkte dadurch moralisch unzweifelhaft Gregors VII. Stellung.

Der Romzug war jetzt beschlossene Sache, doch zuvor dachte der König die Sachsen niederzuwerfen. Von Mainz aus drang er abermals durch Thüringen und Hessen bis an die Unstrut, und indem er durch eine geschickte Flankenbewegung die Sachsen teilte, kam er über die Saale bis an die weiße Elster, wo er den böhmischen und meißnischen Zuzug erwarten wollte. Doch ehe dieser noch eintraf, warf sich Otto von Nordheim, in Gewaltmärschen herbeieilend, am Grunaubach zwischen Hohenmölsen und Pegau ihm entgegen, und indem er seine Reiter von den ermüdeten Pferden absitzen ließ, drängte er die Königlichen zurück (15. Oktober 1080). Indes im Getümmel erhielt Rudolf einen tödlichen Lanzen- 1080.
stich in den Unterleib und verlor durch einen Hieb ins Gelenk seine Rechte; noch am Abend des Schlachttages, wie es scheint, verschied er im Lager. Sterbend soll er, auf seine abgeschlagene Schwurhand blickend, bereut haben, an König Heinrich zum Eidbrüchigen geworden zu sein. Jedenfalls erblickte das Volk in der Schlacht an der Elster ein Gottesgericht; der „falsche König", dessen Fall binnen Jahresfrist Gregor VII. vorausgesagt hatte, war nicht Heinrich IV. gewesen. Im Dome des nahen Merseburg fand Rudolf seine letzte Ruhestätte.

Inzwischen war Altmann von Passau, vom Papste zum Legaten für Deutschland ernannt, in seinen Sprengel zurückgekehrt und hatte den Markgrafen Leopold abermals auf Gregors Seite gezogen. Fortan fand er hier festen Halt, unter Leopolds Schutze rief er das Kloster Göttweih ins Leben, das er 1083 weihte und das seitdem die Hauptburg der Gregorianer im Osten blieb. Diese Parteistellung Österreichs war um so gefährlicher, als es sich an Heinrichs IV. natürlichen Gegner, König Ladislaw I. von Ungarn (1077—1095), Geisas Nachfolger, lehnte, der 1081 endlich auch Salomo zum Verzicht auf seine Ansprüche bewog.

Heinrichs IV. erster Römerzug und Gregors VII. Ende. Trotzdem ließ sich Heinrich von seinem Romzuge nicht abhalten. Nach Rudolfs Falle waren seine Gegner führerlos und uneinig, Schwaben deckte Friedrich, gegen Leopold bewaffnete er Wratislaw von Böhmen, indem er ihm die Mark Österreich 1081 übertrug. Er selbst brach im März 1081 mit geringen Streitkräften nach 1081.
Italien auf. Hier hatte Gregor im Juni 1080 Robert Guiscard für sich gewonnen, indem er ihn mit Apulien, Calabrien und Sicilien belehnte; er hatte

sogar versucht, England und Dänemark für sich in Bewegung zu setzen. Doch die nordischen Mächte blieben teilnahmlos, und Robert ließ sich ebendamals zu einem längst geplanten Feldzuge gegen Byzanz verlocken, der ihn auf lange Zeit von Italien fern hielt. Mathilde von Tuscien aber, an sich Gregors zuverlässigste Bundesgenossin, war ihrer eigenen Vasallen nicht mächtig. So erschien Heinrich bereits am 21. Mai 1081 vor Rom. Er fand die Thore geschlossen und konnte, mehrmals nach Oberitalien abgerufen, um deutsche Zuzüge für Gregor abzuhalten, erst nach längerer Einschließung und Bestürmung die Leostadt durch Überrumpe-
1083. lung gewinnen (3. Juni 1083). Inzwischen war Robert Guiscard auf den Hilferuf Gregors zurückgekehrt und dieser berief eine Synode nach dem Lateran; doch Heinrich vereitelte deren Zusammentritt und trat mit Kaiser Alexios in Verbindung, der, um Robert in Italien festzuhalten, den König mit beträchtlichen Geldsummen unterstützte. So erkaufte Heinrich die Übergabe Roms vom Volke, ließ
1084. am 21. März 1084 Wibert als Clemens III. im Lateran inthronisieren und empfing ebendort am 31. März aus seiner Hand die Kaiserkrone. Nur auf der Engelsburg behauptete sich Gregor. Doch vor der Übermacht des anrückenden Normannenheeres räumte Heinrich schon im Mai die ewige Stadt, über die nun Robert Guiscard, am 28. Mai eingezogen, eine furchtbare Plünderung verhing. So groß war darüber der Grimm der Römer, daß Gregor VII. den abziehenden
1085. Normannen nach ihrer Hauptstadt Salerno folgte. Hier ist er am 25. Mai 1085 verschieden, nachdem er, unbeugsam bis zum letzten Augenblicke, den Bann gegen Heinrich erneuert hatte. „Dilexi iustitiam et odi iniquitatem, propterea morior in exilio" („Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und die Ungerechtigkeit gehaßt, daher sterbe ich in der Verbannung"), in diese bitteren Worte preßte er auf dem Sterbebett die Summe seines Lebens zusammen. Wohl mußte es das Schmerzlichste für ihn sein, der die ganze Kraft seines Willens und einer ehrlichen Überzeugung an eine großartige und, wie er meinte, heilige Aufgabe gesetzt hatte, als Besiegter vom Schauplatze abzutreten. Doch seine Idee war nicht besiegt; sie ist das niemals erreichte, aber auch niemals aufgegebene Ziel der Päpste geblieben.

Erlahmen des deutschen Bürgerkrieges; die Bewegung für den Gottesfrieden. Als Sieger kehrte Heinrich nach Deutschland zurück, und auch hier war der Bürgerkrieg zwar noch nicht beendet, wohl aber zu seinen gunsten gewendet. Erst im Sommer 1081 hatten seine Gegner in Ochsenfurt a. M. den Grafen Hermann von Lützelburg (Luxemburg) zum König erhoben. Noch im August 1081 siegte dieser bei Höchstädt über Friedrich von Schwaben, aber einen bedeutenden Erfolg erfocht er erst mit der Eroberung und Verheerung Augsburgs (Anfang 1084). Im Osten hatte Leopold von Österreich am 12. Mai 1082 bei Mailberg eine furchtbare Niederlage gegen die Bayern und Böhmen erlitten, der eine schreckliche Verwüstung der Ostmark folgte. Der größte Glücks-
1083. fall für Heinrich aber war es, daß am 11. Januar 1083 Otto von Nordheim verschied, sein weitaus gefährlichster Gegner, der unbesiegte Führer seiner Sachsen. Als jetzt der Kaiser heimkehrte, unterwarf sich ihm Leopold ohne weitere Gegenwehr; auch Augsburg gelang es ihm zu sichern. Selbst in Sachsen war der Wider-

stand unverkennbar im Zusammensinken, da die Sachsen trotz aller Beteuerungen doch weit mehr für ihr Stammesrecht als für den heiligen Petrus fochten.

Anderseits kam dem Kaiser ein tiefes Friedensbedürfnis und eine aus diesem entsprungene mächtige Bewegung zu Hilfe. Ein fast zehnjähriger Bürgerkrieg hatte den größten Teil Deutschlands verwüstet, den Wohlstand der Bauernschaften zerstört, dadurch und durch die massenhaften Verlehnungen von Kirchengut an ritterliche Vasallen die Wirtschaft der Bistümer und Abteien zerrüttet, der Kampf der Gegenkönige und Gegenpäpste alle Autorität, auch die der Kirche, in der Laienwelt schwer erschüttert. Da trat die Kirche, wie 50 Jahre zuvor in Frankreich, selbständig hervor, um mit ihren Mitteln den Frieden herbeizuführen. Zuerst i. J. 1081 verkündigte Bischof Heinrich von Lüttich den „Gottesfrieden" für seinen Sprengel, indem er außer den Kirchenfesten bestimmte Zeiten des Jahres fristete,*) auf Verletzung des Friedens für alle den Bann, für die Freien den Verlust aller Güter, für die Unfreien außerdem den Verlust der Schwurhand setzte. Seinem Beispiele folgte im April 1083 Erzbischof Sigewin mit einer Friedensordnung für den Kölner Sprengel, die er unter den Schutz nicht bloß der weltlichen Beamten, sondern des „ganzen Volkes" stellte; zu Ostern 1084 schloß sich auch der Hof des Gegenkönigs für Sachsen an. Schließlich verkündete eine stark besuchte Synode in Mainz (Mai 1085) unter Vorsitz des Königs den 1085.
Gottesfrieden für das ganze Reich. Gestützt auf die Kirche konnte jetzt Heinrich in den meisten noch von Gregorianern behaupteten Sprengeln aus seinen Anhängern Bischöfe einsetzen, obwohl z. B. in Passau die östliche Hälfte der Diöcese in den Händen des Gregorianers Altmann blieb. Als er dann den Sachsen eidlich die strenge Wahrung ihres alten Landesrechts zusicherte, und im Juni selbst unter ihnen erschien, unterwarf sich ihm fast das ganze Land, so daß er friedlich in Magdeburg einzog. Nur in Schwaben und einzelnen anderen Strichen standen seine Gegner noch unter Waffen, sonst konnte sich Heinrich des Sieges rühmen. Auf seine alten Pläne hatte er verzichtet, aber die Verbindung des Königtums mit der Kirche hatte er wiedergewonnen, damit die Grundlagen der Ottonischen Verfassung, und als Friedefürst streckte er jetzt seine schirmende Hand über die mißhandelten unteren Stände aus.

Noch freilich bedurfte es zehnjähriger Kämpfe, um zur Befriedung des Reiches zu gelangen, und auch dann war ihr keine lange Dauer beschieden. Eine neue Erhebung des treulosen Eckbert von Meißen zwang den Kaiser schon im September 1085 zum schleunigen Abzuge aus Sachsen. Selbst in Bayern gelang es den Gegnern, in Freisingen einen Gregorianer zum Bischof einzusetzen; in Kärnten tobte eine heftige Fehde zwischen dem kaiserlichen Erzbischof von Salzburg und den Grafen von Ortenburg, die im Sommer 1086 Gebhard in sein Stift zurückgeleitet hatten. Dafür fesselte Heinrich den Herzog Wratislaw von Böhmen

*) Nämlich die Zeit vom 1. Advent bis Epiphanias, vom Beginn der Fasten bis 8 Tage nach Pfingsten, ferner 2 Tage vor und nach jedem Kirchenfeste und die Frist von Freitag bis Montag Morgen.

noch fester an sich, indem er ihm in Mainz für seine Person den Königstitel und die Mark Meißen verlieh (April 1086). Doch in demselben Sommer gelang es den sächsischen und schwäbischen Streitkräften, die unter dem Zeichen des Kreuzes wider den gekrönten Feind des Papsttums auszogen, sich zur Belagerung von Würzburg zu vereinigen, das Friedrich von Schwaben hielt, bis der Kaiser mit 20,000 Mann herankam. In blutigem Ringen erlagen bei Pleichfeld am
1086. 11. August 1086 diese Truppen den Gegnern, und Würzburg ging verloren, aber die Sieger benutzten ihren Vorteil so schlecht, daß Heinrich sich sehr bald der Stadt wieder bemächtigte. Überhaupt ermattete die Kriegslust der Sachsen sehr schnell wieder; Eckbert unterwarf sich und nach dem Tode des Bischofs Burkhard
1088. von Halberstadt (April 1088) machten auch die meisten sächsischen Bischöfe ihren Frieden mit dem Kaiser. Fast verlassen war Hermann schon 1087 nach seiner Heimat gegangen; hier fand er schon 1088 beim Angriff auf eine Burg seinen Tod. Auch ein nochmaliger Aufstand Eckberts setzte Sachsen nicht wieder in Bewegung, obwohl er dem Kaiser von seiner Burg Gleichen in Thüringen eine
1089. empfindliche Schlappe beibrachte (Weihnachten 1089), und schon ein Jahr danach ging er in einer wüsten Fehde zu Grunde. Seine Mark Meißen gab der Kaiser an Heinrich von Eilenburg († 1093), der als Nachfolger Dedos (s. S. 267) schon seit 1075 die Ostmark verwaltete. Seitdem ist das Land den Wettinern verblieben.

Erstarken der süddeutschen Opposition und ihre Verbindung mit Mathilde von Tuscien. So war im Norden der Friede hergestellt und fast der ganze deutsche Episkopat wieder um Heinrich vereinigt. Nur im Süden setzten Welf und der Zähringer Berthold (der Jüngere) den Kampf noch fort, wenngleich aus sehr verschiedenen Beweggründen. Welfs Ziel war die Wiedererwerbung des Herzogtums Bayern, zu dem ihm die Einnahme des vielumkämpften Augsburg im August 1088 endlich den Zugang öffnete, bei den Zähringern dagegen überwog der kirchliche Eifer. Denn hier im deutschen Südwesten hatten die cluniacensischen Ideen, von Hirschau ausgehend, in den Klöstern des Schwarzwaldes, besonders in St. Blasien und Schaffhausen, begeisterte Anhänger gefunden und wirkten durch das zuerst in Hirschau begründete Institut der Laienbrüder (barbati, conversi), die unter klösterlicher Zucht den Haushalt, die Armen- und Krankenpflege besorgten, auch hinüber auf die Laien, insbesondere auf den verwilderten schwäbischen Adel, so daß sich Hunderte in diese Genossenschaften drängten. An diese Bewegung knüpfte jetzt das Papsttum an, um noch einmal das zusammensinkende Kriegsfeuer in Deutschland anzufachen. Ein volles Jahr war nach Gregors VII. Tode vergangen, bis die Gregorianer gegenüber Clemens III., der in Rom sich behauptete, zu einer neuen Papstwahl verschritten (24. Mai 1086). Aber der Erkorene, Victor III., starb schon im September 1087, und erst sein Nachfolger, am 12. März 1088 als Urban II. inthronisiert, ein französischer Cluniacenser, nahm die alten Pläne wieder auf, wenngleich nicht in der Ausdehnung wie Gregor VII. Nicht die Unterwerfung der weltlichen Fürsten unter die Lehnshoheit des Papstes erstrebte er, sondern nur die volle Unabhängigkeit der Kirche

von jeder weltlichen Macht, ein Ziel freilich, das sich ohne eine durchgreifende Schwächung der Staatsgewalt ebensowenig erreichen ließ, wie das erste. Um die Gregorianer diesseits und jenseits der Alpen in Verbindung zu setzen, vermittelte er die Vermählung der Markgräfin Mathilde mit dem siebzehnjährigen Sohne Welfs, eine nach Verdienst viel verspottete Scheinehe (1090), die aber doch so gefährliche Aussichten eröffnete, daß Heinrich IV. zu einem zweiten Zuge nach Italien sich entschloß.

Heinrichs zweiter Römerzug. Nach langer Belagerung nahm er um Ostern 1091 die Hauptfestung Mathildes im Pogebiet, Mantua, und schlug 1091. dann ihr Heer südlich von Vicenza; aber als sein Angriff auf Canossa im Oktober 1092 abgeprallt war, belebte sich überall in der Lombardei aufs neue die Pataria und Anfang 1093 entstand der erste italienische Städtebund zwischen Mailand, Piacenza, Cremona und Lodi. Was den Kaiser aber am schwersten traf: sein Sohn Konrad, schon 1087 als sein Nachfolger anerkannt, aber in der Lombardei aufgewachsen und eifrig kirchlich, ließ sich von den Gregorianern zum Abfall von dem gebannten Vater bestimmen und in Monza zum König von Italien krönen. Gleichzeitig leistete Welf dem Papste für Bayern den Treueid, wie vorher Berthold für Schwaben (1093).

Beginn des 1. Kreuzzuges; Ende des deutschen Bürgerkrieges. Verraten von seinen nächsten Angehörigen und fast von allen verlassen, zog sich Heinrich IV. nach dem Nordosten des Polandes unter den Schutz der Eppensteiner zurück. Derweilen aber riß die kirchliche Bewegung den Adel der romanischen Länder mit der Kraft einer Naturgewalt unwiderstehlich mit sich fort. Seit Jahrhunderten schon stand der christliche Adel Spaniens im Kampfe gegen die Araber, und eben in dieser Zeit hatte er seinen ersten durchschlagenden Erfolg errungen: am Todestage Gregors VII. war König Alfons VI. von Castilien in Toledo eingezogen. Im J. 1090 vollendeten die Normannen die Eroberung Siciliens und stiegen damit zu der Stellung einer der großen Mittelmeermächte empor. Schon Gregor VII. hatte daran gedacht, diese kriegerischen Massen der romanischen Ritterschaft auf die Seldschuken in Kleinasien zu werfen; jetzt, als Kaiser Alexios I. von Byzanz um seine Hilfe bat, nahm Urban II. diesen Gedanken wieder auf, ein welthistorischer Entschluß, mit dem eine neue Epoche der Geschichte beginnt. In Piacenza rief er die Lombarden zum Kreuzzuge, zur Befreiung des heiligen Grabes auf, in Clermont am 26. November 1095 die Franzosen. Eine unabsehbare Be- 1095. wegung hat er damit entfesselt, die Idee, daß die Christenheit die Gefolgschaft Christi sei, hat er verwirklicht und für das Papsttum damit zugleich einen ungeheuren Erfolg erfochten. Mit einem Schlage trat es an die Spitze des Abendlandes als die führende Macht des Kreuzzuges, es drängte das Kaisertum vollkommen bei Seite. Umjubelt von Hunderttausenden durchzog der Papst Südfrankreich und Burgund, verlassen und fast vergessen saß der Kaiser in einem Winkel Oberitaliens. Trotzdem kam ihm diese Wendung insofern wenigstens zu statten, als der Papst die Hilfe der Welfen jetzt nicht mehr bedurfte. Nachdem der junge Welf sich von seiner „mütterlichen Ehegenossin“ getrennt hatte, kam

die Versöhnung Heinrichs mit den Welfen und Zähringern zu stande (1096). Welf erhielt das Herzogtum Bayern, Berthold die Domäne Zürich mit dem Herzogstitel. So konnte Heinrich IV. im Frühjahr 1097 wieder nach Deutschland zurückkehren, nachdem er Italien verloren hatte. Ein Jahr später entsagte auch Clemens III. seiner Würde († 1100), Konrad aber büßte seinen unnatürlichen Verrat mit frühem Tode (1101).

Anteil der Deutschen am 1. Kreuzzuge. Von der Kreuzzugsbewegung wurde Deutschland zwar stark berührt, wirklich ergriffen aber zunächst nur im halbromanischen oder romanischen Einflüssen ausgesetzten Westen. Hier sammelten am unteren Rheine die Priester Volkmar und Gottschalk, um Mainz Graf Emicho zahlreiche Haufen niederen Volkes, die ihre Kreuzfahrten mit blutigen Judenverfolgungen in Speier, Worms, Mainz, Trier begannen und sie dann auch beim Durchmarsche in Regensburg fortsetzten, bis sie in Ungarn fast gänzlich aufge-
1096. rieben wurden. Ihnen folgten im Frühjahr 1096 die französischen Scharen Peters von Amiens und Walthers von Pacy, endlich im Sommer das wohlgeordnete Heer, das Gottfried von Bouillon, Herzog von Nieder-Lothringen, mit seinen Brüdern Balduin von Flandern und Eustach von Boulogne nach dem Osten führte. Im übrigen blieb der deutsche Adel noch teilnahmlos, weil er jenen vorbereitenden Kämpfen gegen den Islam auf europäischem Boden ganz fern gestanden hatte. Erst als die große Kunde vom Falle Jerusalems eintraf (15. Juli 1099), da geriet auch das südliche Deutschland, wo seit lange die cluniacensisch-gregorianischen Ideen ihre Wirksamkeit entfaltet hatten, in Bewegung. Erzbischof Thiemo von Salzburg, Bischof Udalrich von Passau, Abt Giselbert von Admont, alle eifrige Gregorianer, dazu Welf von Bayern mit einer ganzen Anzahl bayerischer Edlen, endlich Ida von Österreich, die Mutter Leopolds III. des Heiligen,
1101. brachen im April 1101 mit einem stattlichen, überwiegend bayerischen Heere nach dem fernen Morgenlande auf. Unter mancherlei Schwierigkeiten, die Folge der eigenen Zügellosigkeit und des Mißtrauens der Griechen, vor Konstantinopel angelangt (1. Juli), vereinigten sie sich hier mit südfranzösischen Scharen und setzten über den Bosporus; aber aufgeregt durch die Kunde von dem Untergange der lombardischen Kreuzfahrer, die ihnen vorausgezogen waren, beschlossen sie, von dem vorgeschlagenen Wege abzuweichen und quer durch die heißen, wasserlosen Steppen des kleinasiatischen Hochlandes über den Halys ins Herz der Seldschukenmacht vorzudringen. Doch von türkischen Reitern umschwärmt, ohne Führer und ohne Lebensmittel, löste sich die Masse, als sie am Halys anlangte, in einzelne Haufen auf, und diese gingen bei dem Versuche, sich zur Küste durchzuschlagen, fast gänzlich zu Grunde. Unter den wenigen, die bis Jerusalem gelangten, befanden sich Welf und Gisilbert von Admont, doch starben beide noch im Morgenlande; von namhaften Teilnehmern kehrte nur Udalrich von Passau in die Heimat zurück.

Heinrichs IV. Landfriedensgebote und Kreuzzugspläne. Das Unternehmen, das mit einer solchen Katastrophe endete, war ebensowohl aus religiösem Eifer wie aus einer starken Spannung der sozialen Verhältnisse hervor-

gegangen. Auch während der Abwesenheit des Kaisers in Italien war in Deutschland die Friedensbewegung im Fortschreiten geblieben, aber ihre Leitung war jetzt an die Laiengewalten übergegangen. Schon 1093 hatten in Schwaben die Fürsten der Gregorianischen Partei einen „Landfrieden" aufgestellt, der dann rasch im Elsaß, in Franken und Bayern Annahme fand. Als Heinrich IV. zurückgekehrt war, nahm er die Leitung des Friedenswerkes in die Hand, verpflichtete im Juni 1099 auf einem Hoftage in Bamberg die Fürsten zur Beobachtung des Friedens und bewog sie dann auf einem zahlreich besuchten Reichstage zu Mainz um Weihnachten 1102, einen allgemeinen Reichsfrieden auf vier Jahre zu beschwören. 1102.
Am Epiphaniastage (6. Januar 1103) verkündete dann im Dome unter allgemeinem Jubel der Bischof von Würzburg diesen Frieden und zugleich den Entschluß des Kaisers, mit der Kirche sich zu versöhnen und sodann selbst die Leitung eines Kreuzzuges zu übernehmen.

Die Erhebung des niederen Adels. Heinrich wußte sehr wohl, was er mit diesen beiden Erklärungen that. Unternahm er den Kreuzzug, so stellte er das Kaisertum mindestens neben dem Papsttume wieder an die Spitze der abendländischen Christenheit und verschaffte zugleich den übermäßig entwickelten kriegerischen Kräften der Nation ein Feld für ihre Thatenlust, das ihnen daheim das Ende des Bürgerkrieges und der Landfriede verschloß. Denn so wohlthätig diese Verfügungen von der friedlichen Masse des Volkes empfunden wurden, die Scharen der ritterlichen Vasallen, denen bisher der Bürgerkrieg Beschäftigung und die Mittel zu glänzender Lebensführung gegeben, empfanden den Frieden als einen schweren Druck. Jahre hindurch gewöhnt, auf schäumenden Rossen im Scharlachkleid mit goldenen Sporen einherzuprunken und hochmütig auf den geplagten Städter und Bauer herabzusehen, sollten sie jetzt dem allen entsagen und ihre Herren sollten auf das gewöhnte starke, kriegerische Gefolge verzichten. Dazu war unzweifelhaft mit der Bedeutung auch das Selbstbewußtsein der Ministerialen gestiegen; wie sie bei Bischofs- und Abtswahlen gefragt sein wollten, so wollten sie jetzt auch ihre rechtliche Lage verbessern, wie ihnen denn z. B. ein Elsässer Landfriede das Recht des Reinigungseides gleich den Freien zuerkannte. So stießen sie überall mit den Interessen ihrer Herren und der ritterlichen Vasallen zusammen. Es war unter diesen Umständen für den Kaiser verhängnisvoll, daß er weder den Kreuzzug noch den Ausgleich mit dem Papsttume, seine Vorbedingung, zu stande brachte; der Gegensatz hatte sich vielmehr wieder verschärft, denn Papst Paschalis II. (1099—1118) hatte schon am 3. März 1102 den Bann gegen Heinrich erneuert.

Empörung des Königs Heinrich (V.); Ende Heinrichs IV. Gegen ihn als den Hauptträger der Friedenspolitik richtete sich nun die Stimmung des mißvergnügten Laienadels, und seinen Führer fand derselbe in dem Sohne des Kaisers, Heinrich (V.), der bereits 1099 als sein Nachfolger anerkannt worden war, gegen das ausdrückliche Versprechen, sich zu Lebzeiten des Vaters niemals in die Regierungsgeschäfte zu mischen und ihm niemals nach Leben und Freiheit zu trachten. Das tiefe Mißtrauen, das sich darin ausspricht, und die Furcht des

jungen Fürsten, im Falle eines abermaligen Aufstandes seine Krone zu verlieren,
1104. erleichterte den Gegnern das Spiel. Als Heinrich IV. im December 1104 nach Sachsen aufbrach, um die Wahl eines Gregorianers in Magdeburg zu verhindern, verließ der Sohn am 12. December das kaiserliche Lager bei Fritzlar und ging nach Bayern. Während der Vater bestürzt nach Mainz zurückwich, gewann der Sohn Bayern und Sachsen für sich und zog auch die meisten Bischöfe auf seine Seite, indem er im Mai 1105 auf der Synode von Nordhausen den Gottesfrieden anerkannte und als Grund seines Abfalls angab, daß er mit einem Gebannten nicht verkehren könne. Denn ein neues Geschlecht war aufgewachsen, in dem von der alten Königstreue der früheren Bischöfe nichts mehr lebendig war. Aufs neue entbrannte so der Bürgerkrieg. Noch hatte der Kaiser seine rasche Thatkraft nicht eingebüßt; zwar das tapfer verteidigte Nürnberg vermochte er nicht zu retten, aber ehe man die Kunde von seinem Anmarsch vernahm, erschienen seine rheinischen Geschwader, durch Österreicher und Böhmen verstärkt, vor Regensburg. Doch gelang es dem Sohne, die meisten dieser Vasallen zum Übertritt zu bewegen, so daß Heinrich IV. sich durch Böhmen nach dem unteren Rheine zurückzog, wo er besonders in Köln Unterstützung fand. Eben dorthin, nach Mainz, berief König Heinrich V. einen Hoftag, der den Streit entscheiden sollte, und begab sich selbst mit Heeresmacht dahin, dem Vater entgegen, der von Köln heraufkam. Und nun entwickelte sich ein schwarzer Verrat, der auf deutscher Erde nicht wieder seinesgleichen gefunden hat und am besten beweist, wie tief in den Wirren eines ruchlosen Bürgerkrieges, trotz aller Kirchlichkeit, die Sittlichkeit dieses deutschen Adels gesunken war. Scheinbar reuig bat der Sohn den Vater bei einer Zusammenkunft in Coblenz um Verzeihung, bewog ihn seine Truppen zu entlassen und ritt mit ihm nach Bingen. Von hier aber ließ er ihn, angeblich weil die erregte Stimmung der in Mainz bereits versammelten Bayern und Schwaben seine Sicherheit bedrohte, nach der Burg Bökelheim an der Nahe bringen (22. December) und hier festhalten. Es bedurfte nach solchen Erfahrungen bei dem tief gebeugten Manne kaum noch der rohen Drohungen, die man ihm nicht er-
1105. sparte: am 31. December 1105 legte Heinrich IV. in der alten Karolingischen Pfalz zu Ingelheim die Königskrone nieder. Die fußfällig erbetene Absolution verweigerte ihm der päpstliche Legat auch jetzt noch. Da er aber bald Grund fand, für seine Freiheit zu fürchten, so ging er nach Lüttich, zu einem seiner letzten Getreuen, Bischof Otbert, nur um sich zu sichern, keineswegs um nochmals die Krone zu nehmen. Von der Angst des bösen Gewissens getrieben, schrieb je-
1106. doch Heinrich V. für Ostern 1106 dorthin einen Reichstag aus, in der Hoffnung, der Vater werde dessen Zusammentritt dort nicht abwarten. Als Heinrich IV. trotzdem blieb und der Bischof zu seinem Schutze rüstete, erschienen die Reitergeschwader des Königs vor der Stadt, wurden aber an der Maasbrücke blutig zurückgewiesen (22. März); ebenso mißlang der Angriff, den Heinrich V. im Juli mit dem Reichsaufgebot auf das feste Köln unternahm. Da machte dem unnatürlichen Kampfe der Tod barmherzig ein Ende. Am 7. August 1106 verschied Heinrich IV. in Lüttich, kaum 56 Jahre alt.

Eine Dornenkrone ist es gewesen, die er ein halbes Jahrhundert hindurch getragen hat, und wie ein Held der antiken Tragödie ist er weit mehr als eigner Schuld übermächtigen Gewalten erlegen, die er mit seinen Mitteln nicht zu bezwingen vermochte. Doch daß er für die alte Verfassung des Reiches, für die einzige damals mögliche, also für den Bestand des Reiches selber die ganze Kraft seines Lebens eingesetzt hat, das hat die Unterwerfung des Abendlandes unter die päpstliche Theokratie verhindert. Dafür hatte ihn der Fluch der Kirche getroffen und er folgte dem Besiegten über das Grab hinaus. Otbert hatte ihn ehrenvoll im Dome von Lüttich beigesetzt, aber auf päpstlichen Befehl mußte die Leiche wieder entfernt werden und wurde nur in einer ungeweihten Kapelle auf einer Insel der Maas, dann in einer Seitenkapelle des Domes von Speier beerdigt. Doch die Thränen der Witwen und Waisen, der Armen und Elenden flossen an seinem Sarge und die Erde aus seinem Grabe streuten die Lütticher über ihren Acker aus, denn auch sie noch mochte Segen bringen.

Heinrich V. und die Investiturfrage. Es erscheint wie eine gerechte Vergeltung, wenn Heinrich V. sich derselben Partei, die ihn erhoben, bald als der gewaltthätigste und rücksichtsloseste Gegner erwies, und wenn er doch endlich mit Zugeständnissen endete, wie sie auch in der ärgsten Not sein Vater einmal sich hatte abdringen lassen. Er stand an der Spitze des deutschen Laienadels und des deutschen Episkopats, als er begann, und war in diesem stolzen Selbstbewußtsein jedem Zugeständnis in der entscheidenden Investiturfrage abgeneigt. „Was soll aus der kaiserlichen Macht werden", fragte er in einem Rundschreiben, „wenn sie die Investitur verliert, nachdem die Kaiser einen so großen Teil ihrer Befugnisse auf die Bischöfe übertragen haben?" Aber ebensowenig war Paschalis II. zur Nachgiebigkeit gestimmt, gehoben durch den Erfolg des ersten Kreuzzuges und gestützt auf Frankreich und England, wo eben Heinrich I. auf die Investitur verzichtete (1106). Er erneuerte vielmehr in Guastalla das Investiturverbot und berief die Synode, die darüber entscheiden sollte, statt nach Mainz, wie Heinrich V. wünschte, nach Troyes (Mai 1107). Dahin kam allerdings eine deutsche Gesandtschaft unter Erzbischof Bruno von Trier, mit einem die königlichen Rechte wahrenden Vermittelungsvorschlage; als aber der Papst darauf nicht einging, lehnte Bruno stolz jeden Beschluß über eine deutsche Frage auf fremdem Boden ab und drohte mit der Entscheidung durch das Schwert in Rom. Daß nun die Synode abermals das Investiturverbot aussprach und eine Anzahl deutscher Bischöfe entsetzte, hatte keine praktische Wirkung. Anderseits bot sich zunächst keine Gelegenheit, jene Drohung zu verwirklichen, denn die Sorge, die fast vergessene Oberhoheit über die halbbarbarischen Länder des Ostens wieder zur Geltung zu bringen, nahm den König mehrere Jahre hindurch in Anspruch.

Böhmische und ungarische Händel. Von dem Hauptlande Böhmen war schon seit Bretislaw I. († 1055) Mähren als ein Teilfürstentum für jüngere Söhne getrennt und durch die Errichtung des Bistums Olmütz 1063 auch kirchlich selbständiger geworden. Aber diese Teilung in Verbindung mit der von altersher bestehenden Senioratserbfolge führten nach Bretislaws II. (1092/1100) Tode zu

schweren Verwickelungen, aus denen schließlich Suatopluk von Mähren 1107 als Herzog hervorging. Nun aber verbündeten sich gegen das deutsche Vasallenland Böhmen **Boleslaw III. von Polen** (1102—1138) und **Koloman von Ungarn** 1095/1114), der letztere besonders deshalb, weil die ungarische Eroberung Kroatiens deutsche Ansprüche verletzte (s. S. 159). So bot Heinrich 1108 das Reichsheer gegen Ungarn auf, scheiterte aber, wie einst sein Großvater, schon vor Preßburg. Noch ein paar Jahrzehnte dauerte der kleine Krieg an der Grenze Österreichs und Steiermarks fort, bis kurz vor 1127 Erzbischof Konrad von Salzburg einen Ausgleich zu stande brachte. Ebenso vergeblich wie gegen Ungarn blieb 1109 ein Feldzug Heinrichs nach Schlesien gegen Polen. Nur in Böhmen brachte er seine Oberhoheit energisch zur Geltung, indem er den nach Suatopluks Tode (1109) ausbrechenden Thronstreit zwischen Borschiwoj und Wladislaw I. (Wratislaws drittem Sohne) im Januar 1110 zu gunsten des ersteren gebietend schlichtete.

Heinrichs V. erster Römerzug. Doch ungleich höher als die Entscheidung wüster Familienhändel eines Barbarenvolkes mußte ihm die Beilegung des Investiturstreites stehen. Nachdem in Utrecht und Speier die Romfahrt beschlossen
1110. worden, wälzten sich im August 1110 die Geschwader der deutschen Eisenreiter in endlosen Zügen über den großen St. Bernhard und den Brenner in die lombardische Tiefebene hinab. An 30,000 Reisige, eine Macht, wie sie noch keiner seiner Vorgänger über die Alpen geführt hatte, begrüßten den König, als er auf der Roncalischen Ebene bei Piacenza die prangende Heerschau hielt. Beim Anblick dieser gepanzerten Massen sank jeder Widerstand in sich zusammen, die lombardischen Städte sanden Geld und Truppen, auch Mathilde von Tuscien fügte sich und der Papst zeigte sich zu Verhandlungen bereit, als der König über Piacenza, Parma, Pisa, Florenz, Arrezzo unaufhaltsam gegen Rom vordrang. In Sutri einigten sich die beiden Häupter des Abendlandes nach langen Verhandlungen über einen Vertrag. Paschalis II. versprach, daß die Kirche alle Gebiete und Hoheitsrechte, die sie seit Karl dem Großen von den Königen erhalten habe, an das Reich zurückgeben und sich in Zukunft auf die Zehnten und fromme Stiftungen beschränken werde, dafür verzichtete Heinrich V. auf die Investitur. Doch sollte das Übereinkommen erst bei der Kaiserkrönung bekannt gemacht werden. Es war ein verwegener Versuch, den verwickelten Streit radikal zu lösen, aber die Welt-
1111. geschichte liebt den Radikalismus nicht. Am 11. Februar 1111 vor Rom eingetroffen, zog der König am nächsten Tage nach der Peterskirche; doch als hier der Vertrag verlesen wurde, erhob sich ein allgemeiner Schrei der Überraschung und Entrüstung unter den Bischöfen, die mit einem Schlage ihrer ganzen politisch-wirtschaftlichen Stellung, des Ergebnisses einer Entwickelung von drei Jahrhunderten, sich beraubt sahen. Hierauf erklärte der König, auf den Vertrag verzichten zu wollen, indem er auf den Boden des alten Rechtes zurücktrat. Da nun aber Paschalis II. sich entschieden weigerte, unter solcher Bedingung die geforderte Kaiserkrönung zu vollziehen, so befahl der König, den Papst mit sechzehn seiner Kardinäle zu verhaften. Umringt von den Lanzen seiner Reisigen werden sie aus der abenddunklen Kirche durch die furchtbar aufgeregte Versammlung hindurch ins deutsche

Lager gebracht. Den wütenden Ansturm der Römer auf die Leostadt am nächsten Tage weisen die Deutschen blutig zurück, dann ziehen sie in der Nacht des 15. Februar mit ihrem hohen Gefangenen in das Sabinergebirge ab. Einundsechzig Tage lang widerstand Paschalis dem würgenden Griffe des erbarmungslosen Gegners, endlich gab er ermattet nach. Am 11. April erkannte er das Investiturrecht des Königs an, löste Heinrich IV. vom Banne und gelobte Heinrich V. niemals zu bannen, am 13. April vollzog er die Krönung. Unmittelbar nach seiner Rückkehr ließ darauf der Kaiser die Leiche seines Vaters in feierlichem Gepränge an seinem Sterbetage, am 7. August 1111, im Dome von Speier beisetzen. Gab es eine Sühne für Canossa, jene unvergeßlichen Scenen in Rom hatten sie gebracht. Doch der Kampf von Ideen wird nicht mit dem Schwerte entschieden.

Heinrich V. gegenüber Lothar von Sachsen und den Laienfürsten. Das sollte Heinrich V. erfahren, als er jetzt, nachdem er die deutsche Kirche und das Papsttum sich wieder unterworfen, den Kampf gegen die Laienfürsten aufs neue begann. An der Spitze derselben erscheint Lothar von Supplingenburg, seit 1106 Herzog von Sachsen. Aus einem Grafengeschlechte, dessen Stammgüter um Helmstädt lagen, entsprossen und nach dem Tode des Vaters Gebhard, der 1075 gegen Heinrich IV. an der Unstrut fiel, selbständig geworden, hatte er 1088 dem Erzbischof Liemar von Bremen, den er bei Gleichen gefangen nahm (s. S. 282), die Belehnung mit der Vogtei des Erzstiftes abgenötigt. Dann erwarb er durch seine Vermählung mit Richenza, der Tochter Heinrichs des Fetten von Nordheim und Gertruds, der Schwester Eckberts II. von Braunschweig und Meißen (1110), die Hälfte der nordheimischen Allode, später auch die Güter der Brunonen um Braunschweig und empfing schließlich als der mächtigste Grund- und Lehnsherr Sachsens nach dem Aussterben der Billunger mit Magnus' Tode (23. August 1106) von Heinrich V. die Belehnung mit dem Herzogtum Sachsen. Sie war nach Lage der Sache nicht zu vermeiden, aber sie schuf eine monarchische Gewalt im deutschen Norden, an deren Bändigung nachmals das salische Königtum vergeblich sich abgearbeitet hat. Denn Lothar faßte seine Stellung nicht in dem beschränkten Sinne der Billunger, sondern in dem umfassenden der Ludolfinger auf. Im Osten die Slawen wieder unter deutsche Herrschaft zu zwingen, die deutschen Marken, die Nordmark, Lausitz und Meißen, in enge Abhängigkeit von seinem Herzogtum zu bringen, jede selbständige Gewalt innerhalb desselben zu beugen und seine Herrschaft über Sachsen in möglichster Unabhängigkeit dem Königtum gegenüber zu behaupten, das waren die Ziele, die er zäh und rücksichtslos mit unermüdlicher Thätigkeit verfolgte.

Indem er 1110 Holstein und Stormarn mit den dazu gehörigen Marken an Adolf I. von Schauenburg (bei Rinteln an der Weser) gab, brachte er dort ein glorreiches Geschlecht ans Ruder, das seitdem mehr als drei Jahrhunderte hindurch (bis 1459) die deutsche Sache an diesem fernen Grenzsaume gegen Slawen und Dänen tapfer vertreten hat. Bei ihm suchte Gottschalks Sohn und Nachfolger (s. S. 242) Heinrich, Christ wie sein Vater, als Fürst der Wagrier und Obotriten Anlehnung, und wurde auch von hier aus in seinen Kämpfen gegen das

gefürchtete Seevolk der Ranen (auf Rügen) kräftig unterstützt, wie denn Lothar selbst mehrfach an diesen Feldzügen teilnahm und 1114 über das Eis des Strelasundes bis nach Rügen vordrang. In gleichem Verhältnis hielten sich Heinrichs Söhne Zuentibald und Kanut (seit 1123), doch gelang es noch nicht, das Christentum wieder herzustellen; nur in Lübeck, der alten Residenz Heinrichs, stand eine Kirche, das Bistum Oldenburg aber blieb unbesetzt. Berührte dies Streben Lothars das Interesse des salischen Königtums nicht, so trat er auf anderen Gebieten ihm bald feindlich entgegen, als er nach dem Aussterben des Hauses Weimar-
1112. Orlamünde 1112 die Erbansprüche seines Schwagers Siegfried von der Pfalz unterstützte, während der König die Grafschaft als heimgefallenes Lehen einzog; denn hier handelte es sich um die prinzipielle Frage, ob auch der weiblichen Linie ein Erbrecht auf Reichslehen zukomme. Ebendeshalb nahm der Kampf bald einen größeren Umfang an. Nicht nur die meisten sächsischen Fürsten, wie Wiepreсht (Wigbert) von Groitzsch, traten auf Lothars Seite, auch Ludwig I. der Springer von Thüringen, ja selbst Erzbischof Adalbert von Mainz. Dafür ließ ihn Heinrich V., schon auf dem Feldzuge gegen die Sachsen begriffen, im December 1112 verhaften und nahm die Verwaltung des Erzstiftes selbst an sich. Auch in Sachsen
1113. war er zunächst glücklich und am 21. Februar 1113 siegte sein Feldherr Graf Hojer von Mansfeld bei Warnstädt unweit Quedlinburg über die Aufständischen, wobei Wieprecht in Gefangenschaft geriet, Pfalzgraf Siegfried fiel. Als der Kaiser darauf im Januar 1114 in Mainz seine Vermählung mit Mathilde von England, der Tochter Heinrichs I., glänzend feierte, umgeben von fast sämtlichen Reichsfürsten, da unterwarf sich ihm auch Lothar von Sachsen.

Doch diesem Triumphe folgte ein tiefer Fall. Das gewaltthätige Vorgehen des Kaisers gegen die Fürsten — eben in Mainz ließ er Ludwig von Thüringen verhaften — erregte die Verstimmung des Laienadels, die wohlberechnete Verleihung von Freibriefen an rheinische Städte (1111 an Speier, 1112 und 1114 an Worms), welche die wirtschaftliche Grundlage der bischöflichen Macht aufzulösen drohte, entfremdete ihm auch das deutsche Episkopat. Als im Juni 1114 der Kaiser einen Feldzug gegen einen Aufstand in Friesland anordnete, erhob sich daher der Erzbischof von Köln mit seiner Gemeinde und den meisten niederrheinischen und westfälischen Grafen, dann auch Lothar von Sachsen. Sofort dorthin aufbrechend nahm Heinrich V. Braunschweig und Halberstadt, erlitt aber
1115. am 11. Februar 1115 am Welfsholze eine völlige Niederlage, die ihn aus dem Lande trieb. Mit Ausnahme von Bayern und Schwaben fiel darauf alles vom Kaiser ab, ein Aufstand der Mainzer Bürgerschaft im November 1115 zwang ihn sogar zur Freilassung des Erzbischofs, der nun sofort zu den Empörern überging, und der Kampf gewann bald eine kirchliche Färbung, denn inzwischen hatte die extreme Partei in Rom Paschalis II., der sich an sein Wort gebunden hielt, völlig beiseite geschoben und auf mehreren Synoden — zu Ostern 1112 im Lateran, im September zu Vienne — den Bannfluch gegen den Kaiser geschleudert. Ein päpstlicher Legat verkündigte ihn dann auch in Reims und Köln, im September 1115 in Goslar. Unzweifelhaft sah sich Heinrich V. in einer viel schlimmeren

Lage als ehemals der Vater, denn jetzt standen mit den Laienfürsten auch die deutschen Bischöfe fast vollzählig gegen das Königtum.

Heinrichs V. zweiter Römerzug. Da an dieser Sachlage die beabsichtigten Friedensverhandlungen, für welche der Kaiser auf den 1. November 1115 einen Hoftag nach Mainz ausgeschrieben hatte, scheiterten, so beschloß er, sich in Italien persönlich mit Paschalis II. zu verständigen. Obendrein rief ihn dorthin der Tod der Markgräfin Mathilde (24. Juli 1115), da sie ihr ganzes reiches Erbe testamentarisch dem heiligen Petrus vermacht hatte. Indem er die Verteidigung seiner Sache in Deutschland den staufischen Brüdern Friedrich und Konrad übertrug, dem letzteren insbesondere die herzogliche Gewalt in Franken, überschritt er im Februar 1116 die Alpen. Die Lande Mathildes nahm er un- 1116.
angefochten in Besitz; als er sich aber um Ostern 1117 Rom näherte, entzog sich Paschalis allem weiteren durch die Flucht. Nach dessen Tode (21. Januar 1118) 1118.
erhob die antikaiserliche Partei Gelasius II., gegen ihn aber setzte Heinrich V. mit Hilfe der Partei der Frangipani den portugiesischen Erzbischof Burdinus von Braga als Gregor VIII. ein (8. Februar 1118), und dieser krönte ihn zum zweitenmale zum Kaiser.

Ende des Bürgerkrieges in Deutschland. So glänzend dieser Erfolg sich ausnahm, er war nur scheinbar, denn die Stärke der Gegenpartei lag gar nicht mehr in Italien, sondern in Frankreich. Hier fand der verjagte Gelasius Zuflucht, hier wurde nach dessen Tode (29. Januar 1119) Erzbischof Guido von Vienne als Calixtus II. erhoben, von hier aus erhielt auch der Bürgerkrieg in Deutschland neue Nahrung. Durchschlagende Erfolge hatten hier die Feinde des Kaisers keineswegs erfochten. Vielmehr hatte im Süden, im Rheinthale von Basel bis Mainz, Herzog Friedrich von Schwaben seine Macht gegenüber der bischöflichen aufs stärkste befestigt, indem er den ganzen Abhang der Vogesen mit einer Kette fester Burgen überzog und Scharen schwäbischer Ritter durch Belehnung in seine Dienste nahm. Vor ihm waren die Bischöfe von Straßburg, Worms und Speier aus ihren Sprengeln gewichen, er hatte 1116 Worms gegen einen Angriff Lothars von Sachsen gehalten und auch Adalbert von Mainz kräftig die Spitze geboten. So standen sich, als Heinrich V. im Herbste 1118 nach Deutschland zurückkehrte, die Kräfte wesentlich gleich, und ebendeshalb war das Friedensbedürfnis allgemein, zumal auch der Gottesfriede beinahe erloschen war. So schlossen schon Anfang 1120 die Sachsen Waffenstillstand. Als dann im Juni 1121 die beiderseitigen Streitkräfte noch einmal bei Mainz aufeinanderstießen, gelang es den gemäßigten Elementen beider Parteien, den Kampf zu verhindern und die Berufung eines Reichstages nach Würzburg auf den September desselben Jahres durchzusetzen. Hier beschlossen die Reichsfürsten, denen Heinrich die Entscheidung überließ, ein beständiger Friede solle herrschen, das Reich wie die Kirche solle die entrissenen Güter zurückerhalten, die Investiturfrage auf einem allgemeinen Concil gelöst werden.

Das Konkordat von Worms. Auf der Rheinebene von Worms trat dasselbe im September 1122 zusammen. Mit vollem Nachdruck hatten die Fürsten 1122.

dem Papst erklärt, daß ein vollständiger Verzicht des Kaisers auf die Investitur nicht gefordert werden könne, und auch Calixtus II. hatte die Unmöglichkeit erkannt, das Ideal Gregors VII. durchzuführen. So war das berühmte Konkordat von Worms, das am 23. September 1122 unterzeichnet und dann vor versammeltem Volke verlesen ward, ein Vergleich, kein Sieg der einen oder der anderen Partei. Die Bischöfe wurden inskünftig vom Kapitel (den Domherren), die Reichsäbte vom Klosterkonvent frei gewählt, doch in Gegenwart des Königs oder seines Bevollmächtigten, dem auch bei einer zwiespältigen Wahl die Entscheidung zustand; darauf erteilte dieser die Investitur mit den Hoheitsrechten unter dem Symbole des Scepters, und nun erst folgte die kirchliche Weihe, sowie die Investitur mit Ring und Stab durch den Papst oder den weihenden Bischof. Doch galt diese Form nur für Deutschland; in Italien und Burgund folgte der Wahl sofort die Weihe; nur war der Gewählte gehalten, binnen sechs Monaten die Investitur mit den Regalien vom Kaiser zu erbitten. Für Deutschland also hatte der König das Wesentlichste seines Rechtes gerettet, obwohl zwischen einer Ernennung durch ihn und der Wahl durch das Kapitel doch ein tiefgehender Unterschied obwaltete, aber er hatte diesen Vertrag nur erlangt, indem er der Vermittelung der Laienfürsten sich fügte; diese hatten also eine Mitwirkung an der Reichsregierung erlangt, wie niemals vorher, während sie zugleich ihr Erbrecht mehr und mehr befestigten.

Ausgang Heinrichs V. und des salisch-fränkischen Hauses. Deutlich zeigte sich dies in einer Entscheidung, an welcher wiederum Lothar von Sachsen einen großen Anteil hatte. Nach dem Tode Heinrichs I. von Eilenburg, des Markgrafen von Meißen und der (Nieder-) Lausitz (s. S. 282), hatte seine Witwe Gertrud, die Schwiegermutter Lothars, diese Gebiete für ihren jungen Sohn Heinrich II. bis an ihren Tod 1117 gegen seine Vettern Konrad und Dedo von Wettin tapfer behauptet, bis er selbst Manns genug war, sie zu verteidigen. Als
1123. er schon 1123 starb, gab der Kaiser Meißen an Wieprecht von Groitzsch, die Lausitz an Hermann von Winzenburg, Lothar aber setzte eigenmächtig hier Albrecht (den Bären) von Ballenstädt, dort Konrad von Wettin ein. Da ein Feldzug Wladislaws II. von Böhmen im Auftrage des Kaisers ergebnislos verlief, lud dieser den Herzog Lothar nach Bamberg vor und ließ hier, als er nicht erschien, die Reichsheerfahrt gegen Sachsen auf den 25. Juli 1124 beschwören, führte jedoch das versammelte Heer mit plötzlichem Frontwechsel gegen Ludwig VI. von Frankreich, dessen ganze Politik seine Gegner mittelbar so sehr unterstützt hatte. Es war eine letzte Enttäuschung: vor der entschlossenen Erhebung Nordfrankreichs mußte Heinrich V. zurückweichen. In Lüttich erließ er zu Ostern 1125 noch strenge Verordnungen zu gunsten des Landfriedens, auch an eine allgemeine Reichsgrundsteuer nach englischem Muster soll er gedacht haben, um sich neue Einnahmequellen zu erschließen; aber ohne an die Ausführung gehen zu können
1125 und ohne Sachsen unterworfen zu haben, verschied er am 23. Mai 1125 in Utrecht, erst 43 Jahre alt. Mit ihm erlosch nach einem Jahrhundert voll unerhörter Schicksalswechsel das salisch-fränkische Haus.

Königswahl Lothars. Wollte die kirchlich-fürstliche Opposition die Früchte ihres Sieges über das falsche Königtum ernten, dann mußte sie ihren bedeutendsten Vorkämpfer, Lothar von Sachsen, auf den Thron erheben. Aber so mächtig war sie doch nicht, daß sie das ohne Wahl hätte thun können; dafür war namentlich Friedrich von Schwaben, das natürliche Haupt der Gegner, zu stark. Deshalb entbot der Erzbischof Adalbert von Mainz die Großen des Reichs auf den August 1125 zur Versammlung nach Mainz. Hier lagerten sich 1125.
die Schwaben und Franken links, die Bayern und Sachsen rechts des Stromes, alles in allem eine Masse von 60,000 Bewaffneten, in jener, dem deutschen Mittelalter eigentümlichen Verbindung von Heer- und Tagefahrt, die nicht selten von der Verhandlung zur Schlacht und umgekehrt geführt hat. Da eine Einigung nicht so ohne weiteres zu erzielen war, wurde eine Wahlkommission von 40 Edlen, 10 aus jedem der vier Hauptstämme des Reiches, niedergesetzt, und diese schlug Friedrich von Schwaben, Lothar von Sachsen und Leopold III. von Österreich vor. Doch das schließliche Ergebnis führte eine kecke Überrumpelung herbei; in der Versammlung riefen die Anhänger Lothars diesen tumultuarisch zum König aus, trotz des heftigen Protestes, namentlich der bayerischen Bischöfe. Nur allmählich gelang es, die erregten Gemüter mit der vollendeten Thatsache auszusöhnen, so daß am 30. August die förmliche Huldigung, am 13. September die Krönung in Aachen erfolgen konnte. Friedrich von Staufen unterwarf sich schon vorher. Doch selbst Lothar hatte seine Wahl mit neuen Zugeständnissen erkaufen müssen. Da die kirchliche Partei behauptete, das Konkordat von Worms sei Heinrich V. nur persönlich zugestanden worden, so willigte Lothar in den Verzicht auf seine Gegenwart bei der Bischofswahl und in die Vornahme der Weihe vor der Investitur, er gab also die Verfügung über die Kirche fast völlig aus der Hand und forderte dem entsprechend von den Bischöfen und Äbten nur den Treueid (fidelitas), nicht den Lehnseid (hominium) wie von den Laienfürsten. Wohl war damit der Friede zwischen Staat und Kirche verbürgt, und nachmals haben die Mitlebenden die Regierung Lothars als eine glückliche Friedenszeit gepriesen; aber ob dies Königtum, das die Kirche nicht mehr beherrschte, oder ob diese so mächtig und frei gewordene Kirche imstande sein werde, die Nation zusammenzuhalten, das war doch sehr die Frage, so sehr, daß selbst Lothar seine eigenen Zugeständnisse keineswegs streng beobachtet und mehrmals die Investitur zurückgefordert hat. Dazu war die Gegenpartei nur überrascht, nicht überwunden.

Feldzug gegen Böhmen. Der Anfang dieser Regierung war in der That nicht eben vielversprechend. Nach dem Tode Wladislaws II. war in Böhmen dessen Bruder Sobieslaw mit Umgehung des erbberechtigten Seniors Otto II. von Mähren zum Herzog erhoben worden. Beim Versuche, sein Recht mit den Waffen geltend zu machen, war der letztere erlegen und nach Deutschland geflüchtet, um die Hilfe Lothars als seines Oberlehnsherrn anzurufen. Als darauf ein deutsches Heer im Februar 1126 von Meißen her über das Erzgebirge nach Böh- 1126.
men hinunterstieg, wurde sein Vortrab in den Engen des Gebirges unweit von Chlumetz (Kulm) bei Teplitz überfallen, wobei Otto von Mähren fiel, Lothar

selbst eingeschlossen und dadurch genötigt, Sobieslaw als Herzog von Böhmen anzuerkennen (18. Februar). Seitdem beschränkte sich die Verpflichtung Böhmens gegenüber dem Reiche auf die Stellung von 300 Reitern zum Römerzuge und auf die Lehnshuldigung des Herzogs.

Kampf mit den Hohenstaufen. Als Lothar diese Schlappe erlitt, war der Kampf mit den Hohenstaufen schon ausgebrochen. Auf einer Unterscheidung zwischen Reichs- und Königsgut fußend, die der bisherigen Übung wenigstens nicht entsprach, stellte ein Weistum (Urteilsspruch) der Fürsten in Regensburg im November 1125 fest, daß die Hohenstaufen alle von Heinrich V. ihnen überlassenen Reichsgüter, insbesondere die durch Confiscation an das Reich gekommenen Besitzungen herauszugeben hätten. Da sich unter diesen Gütern in Deutschland z. B. die Domäne Nürnberg, in Italien die Mathildischen Allode befanden, so weigerten sich die Staufer, diesem Spruche sich zu fügen und wurden daraufhin geächtet. Für den beginnenden Bürgerkrieg verfügte Lothar im Süden nicht nur über die Zähringer, die er durch die Verleihung der Grafschaft in Hochburgund zwischen Jura und Alpen an Konrad von Zähringen gewann (September 1127), sondern vor allem über die bayerischen Welfen. Schon Herzog Heinrich der Schwarze (1120—1126) hatte durch seine Vermählung mit Wulfhilde, der Tochter des Herzogs Magnus von Sachsen, Beziehungen zu diesem Lande angeknüpft, wie er andrerseits freilich auch mit den Staufen in verwandtschaftlichem Verhältnis stand, da er seine Tochter Judith mit dem Herzog Friedrich vermählt hatte. Dann aber zog ihn die Verlobung Gertruds, der Tochter Lothars, mit seinem Sohne und Erben Heinrich (dem Stolzen) ins Lager des Königs, denn damit eröffnete sich die glänzende Aussicht auf die braunschweigischen und nordheimischen Allode und die Kirchenlehen Lothars, selbst auf das Herzogtum Sachsen. Dagegen stand Leopold III. von Österreich als Schwager Friedrichs von Schwaben durch seine Gemahlin Agnes, die Tochter Heinrichs IV., auf Seite der Staufer. So waren die Kräfte einander wesentlich gleich. Anfangs begünstigte das Glück die Hohenstaufen. Ein Angriff des Königs auf Nürnberg wurde von ihnen abgewiesen, und so hoch stieg dadurch der Mut ihrer Partei, daß diese am 18. De-
1127 cember 1127 in Speier es wagte, Friedrichs Bruder Konrad (III) als Gegenkönig aufzustellen. Obwohl nun die meisten Bischöfe sich gegen ihn erklärten und ihn sogar mit dem Banne belegten, ging er doch im Mai 1128 nach Italien, um die Mathildischen Güter dort in Besitz zu nehmen, und empfing wirklich bereits im Juni die eiserne Krone zu Monza. Bald indessen erklärten sich mächtige Städte gegen ihn, Mailand fiel wieder von ihm ab, so daß er sich fast auf Parma beschränkt sah. Währenddem ging auch in Deutschland das Glück der Hohenstaufen
1130 wieder in Trümmer. 1130 fiel Speier nach langen Kämpfen endgültig in die Hände der Königlichen, dann auch Nürnberg, während die herkömmlichen Plünderungszüge von beiden Seiten Schwaben und Bayern verheerten.

Lothars erster Römerzug. Indes vollständig waren die Hohenstaufen doch erst zu besiegen, wenn man ihnen ihren Rückhalt in Italien entzog. Dorthin rief Lothar auch der Zwiespalt bei der Papstwahl von 1130, aus welcher

gleichzeitig Anaklet II. und Innocenz II. hervorgingen. In diesem Kampfe maßen sich zugleich die beiden größten Mönchsgenossenschaften des Abendlandes, denn die Cluniacenser traten für ihren Genossen Anaklet, die Cistercienser unter Bernhard von Clairveaux, unterstützt von den Prämonstratensern, für Innocenz II. ein. Den Bemühungen dieser Partei und besonders Bernhards gelang es nun auch, obwohl Innocenz II. aus Rom und Italien weichen mußte, die Anerkennung desselben in Spanien, Frankreich und England durchzusetzen. Noch wichtiger war es, daß die deutschen Fürsten in Würzburg sich für Innocenz aussprachen und Lothar bei einer persönlichen Zusammenkunft in Lüttich ihm eidlich versprach, ihn nach Rom zu führen (März 1131), wogegen der Papst Friedrich von Hohenstaufen mit dem Banne belegte.

Der Romzug war also beschlossene Sache, doch inzwischen hatte sich die Lage in Italien noch schwieriger gestaltet, denn es war Anaklet II. gelungen, die Normannen auf seine Seite zu ziehen. Von den drei normannischen Staaten, die damals im Süden der Halbinsel nebeneinander bestanden, der Großgrafschaft Sicilien, der Grafschaft Capua und dem Herzogtum Apulien-Calabrien, war der letztere nach dem Ausgange seines Herrschergeschlechts durch Roger II. von Sicilien in Besitz genommen worden. Um sich die neue Erwerbung zu sichern, erkannte Roger die päpstliche Oberhoheit an (August 1128) und erlangte später gegen die Zusicherung seines Beistandes von Anaklet II. die Erhebung zum König von Sicilien. Dieser Normannenstaat, wie ihn Roger hinstellte, mit seiner starken Centralgewalt, seinem wohlgeordneten Beamtentume, seinem schlagfertigen, im Kerne aus arabischen Söldnern bestehenden Heere, seinen blühenden Seestädten, die den norditalienischen, wie Pisa und Genua, gefährliche Konkurrenz bereiteten, war nur auf der Grundlage der überlegenen arabisch-byzantinischen Kultur möglich und stand eben deshalb im Gegensatz zum deutsch-italienischen Reiche. In dem Kampfe um die Besetzung des päpstlichen Stuhles stießen diese beiden politischen Ordnungen zusammen. Da Lothar während des Sommers 1131 durch die dänisch-slawischen Verhältnisse in Anspruch genommen wurde (s. S. 297), konnte er den Romzug erst im August 1132 antreten, aber auch da mit nicht mehr als 1500 Reisigen, einer 1132.
Folge des noch fortdauernden Bürgerkrieges und der mangelnden Unterstützung seitens der deutschen Kirche. Er mußte deshalb auch, ohne die widerspenstigen lombardischen Städte unterworfen zu haben, auf Rom losgehen, und auch hier gelang ihm ein Erfolg nur, weil inzwischen Roger durch einen Aufstand zur Räumung Apuliens genötigt worden war und so die Innocentische Partei Anaklet II. auf der Engelsburg eingeschlossen hatte. So zog Lothar am 30. April 1133 mit 1133.
Innocenz II. und Bernhard von Clairveaux in Rom ein und empfing am 4. Juni im Lateran die Kaiserkrone. Die ursprünglich geforderte Zurückgabe seines Investiturrechts erlangte er trotz dieser erfolgreichen Hilfe nicht, aber wenigstens das Zugeständnis, daß in Deutschland kein Bischof vor der Belehnung mit dem Scepter und der Leistung dessen, „was er dem König nach Recht schuldig sei“ (d. h. des hominium), geweiht werden solle. Außerdem erhielt er die Mathildischen Allode (Tuscien), aber nur auf Lebenszeit und gegen einen Jahreszins von 100 Pfd.

Silber; nach seinem Tode sollte sie Heinrich von Bayern von der Kirche als lebenslängliche Lehen empfangen.

Friede mit den Hohenstaufen. Als Kaiser im August 1133 über die Alpen heimgekehrt, brachte Lothar im Sommer 1134 die Hohenstaufen durch einen Feldzug nach Schwaben, wo Heinrich der Stolze bereits vorher Ulm genommen hatte, zur Unterwerfung. In Fulda erhielt Friedrich Verzeihung und Lösung
1134 vom Bann (November 1134), worauf er selbst auf einem Fürstentage in Bamberg (März 1135), sein Bruder Konrad in Mühlhausen (September) sich persönlich unterwarf. Ein Landfriede auf zehn Jahre, der zu Pfingsten 1135 in Magdeburg verkündet wurde, sollte dem erschöpften Lande einen längeren Zustand der Ruhe sichern.

Die baltischen Slawen. Die Autorität des Königs in Deutschland wie in Italien schien hergestellt. Doch Bedeutenderes als hier hat Lothar im Osten geleistet, wohin ihn die Überlieferungen und die Interessen des sächsischen Herzogtums wiesen, denn hier hat er gegen die baltischen Slawen zwischen der Kieler Föhrde und der unteren Oder die alte Politik der Ludolfinger energisch wieder aufgenommen. Das geschah zu derselben Zeit, als unter dem Schutze Herzog Boleslaws von Polen Bischof Otto von Bamberg das Werk der Bekehrung in Pommern begonnen hatte. Mit imponierender Pracht auftretend und des Slawischen völlig mächtig, gründete er auf zwei Missionsreisen in den Jahren 1124/25 und 1128 eine ganze Reihe von Kirchen, die erste in Pyritz, die zweite in Kammin, die nächsten in Stettin (an Stelle des Triglawtempels) und Wollin, in Colberg und Belgard; ja er wußte auf der zweiten Reise die Annahme des Christentums in einer großen Landesversammlung auf Usedom durchzusetzen. Kurz nach seinem Tode i. J. 1139 trat das geplante Bistum Wollin ins Leben und wurde unmittelbar unter Rom gestellt, später, i. J. 1176, nach Kammin verlegt. Je enger nun die baltischen Slawen links der Oder im Osten und Westen von der christlichen Kultur umspannt wurden, desto mehr schärfte sich der Gegensatz zu ihren Nachbarn. Ihre ganze Lebensthätigkeit richtete sich auf Seeraub und Handel. Aus den tiefen Buchten und flachen Sunden ihrer Küsten flogen jahraus jahrein ihre schnellen Segler hinaus in die blaue Ostsee nach den offenen Gestaden der dänischen Inseln. Gleichzeitig trat eine Art Reorganisation des Heidentums hier ein. Jede Landschaft huldigte ihrer besonderen Gottheit, die teils bildlos in heiligen Hainen, teils in hölzernen Tempeln und holzgeschnitzten Götterbildern verehrt wurde. Eine zahlreiche und mächtige Priesterschaft trug diesen Kultus, der aus Opfern, auch von Menschen, aus Gebeten und feierlichen Umzügen bestand. Über alle Gottheiten hatte sich Swantewit bei den Ranen auf Rügen erhoben, vermutlich infolge des fast abergläubischen Ansehens, das dieser seeraubende Inselstaat weithin genoß. Ursprünglich der lichte Himmelsgott, war er unter dem Einflusse der fortgesetzten Raubfahrten zum sieg- und beutespendenden Kriegsgott geworden, dem alles das als Anteil an der Beute zufiel, was die ihm besonders zugewiesene Kriegerschar gewann, und der selbst zuweilen — so ging die Sage — auf seinem weißen Roß auszog gegen seine Feinde, also zumeist gegen die Christen. So war

für seine Verehrer der Kampf gegen ihre christlichen Nachbarn eine religiöse Pflicht, ein Gottesdienst geworden. Auf den hohen weißen Kreidefelsen von Arkona, nach der Seeseite durch die schroffen Klippen geschützt, an deren Fuße die Brandung rauscht, nach dem Lande hin durch einen noch heute in Resten vorhandenen mächtigen Erdwall, stand der Tempel des Swantewit, weit hinausschauend über die unermeßliche See, und in ihm das riesige Holzbild des Gottes. Hier strömten die Opfergaben und Weihgeschenke der slawischen Stämme zusammen, hier die Steuern der fremden Kaufleute, hier suchten von fernher die Gläubigen seine Orakelsprüche. Aber das wüste Seeräuberleben, das mit diesem Heidentum unzertrennlich verbunden war, verzehrte die letzten sittlichen Kräfte der baltischen Slawen, machte sie damit unfähig, zu einer größeren staatlichen Einheit zu gelangen, die allein ihre Selbständigkeit auf die Dauer hätte schirmen können, und vereinigte schließlich trotz mancher Irrungen Sachsen und Dänen zum Vertilgungskriege gegen sie.

Die deutsche Mission unter den baltischen Slawen Nachdem Lothar i. J. 1131 durch einen Zug bis zum Danevirke den König Nikolaus von Dänemark wieder in Lehnsabhängigkeit gebracht hatte, legte er 1134 als Stützpunkt künftiger Unternehmungen gegen die Slawen an der wagrischen Grenze die Feste Segeberg (d. i. Siegesberg) an, und, mag er nun durch politische Berechnung oder durch kirchlichen Eifer oder durch beides bestimmt worden sein, er brach mit der kurzsichtigen Politik der Billunger, die der Mission unter den Slawen widerstrebt hatten, weil sie dadurch ihrer slawischen Tribute verlustig zu gehen fürchteten, ohne doch mit bloßen kriegerischen Mitteln zu irgend einem festen Ergebnisse zu gelangen. Nach langer Unterbrechung nahm er die deutsche Mission unter den baltischen Slawen energisch wieder auf. Ihr erster und ehrwürdigster Vertreter war der Westfale Vizelin, in Hameln geboren, in Paderborn, Bremen und Frankreich gebildet, dann Prämonstratenser durch Norberts Einfluß. Seine Thätigkeit begann er im Auftrage des Erzbischofs Albero von Bremen und Lübeck unter dem Obotritenfürsten Heinrich, mit dessen Hilfe er das Bistum Oldenburg (Stargard) wieder herzustellen hoffte; als aber nach dessen Tode die Entzweiung seiner Söhne die Stellung dort unhaltbar machte, begründete er im östlichen Holstein in wüster Einöde inmitten einer noch halbheidnischen sächsischen Bevölkerung das Prämonstratenserstift Faldera (Neumünster) und gewann bald das volle Vertrauen Lothars, der ihn mit Adolf II. von Holstein durch reiche Landschenkungen in den Elbmarschen unterstützte. Auch die neue Kirche von Segeberg überwies er ihm, und selbst die in Lübeck wurde wieder besetzt. So war an der Slawengrenze ein festes kirchlich-militärisches Bollwerk geschaffen, damit zugleich eine Angriffsbasis.

Eroberungen Albrechts des Bären. In denselben Zusammenhang gehört es, wenn Lothar im April 1134 zu Halberstadt nach dem Ausgange des Stadischen Grafenhauses die Nordmark, die damals nur aus den linkselbischen deutschen und wendischen Gauen um Salzwedel bestand, Albrecht dem Bären von Anhalt (im Selkethale) oder Aschersleben (Ascaria, Ascania) übertrug. Die

reichen Erbgüter seines von dem alten Slawensieger Gero abstammenden Hauses im Nordthüringer- und Schwabengau, in Serimund (um Köthen) und Cervesti (Zerbst), gaben die feste Grundlage für die ihm gestellte Aufgabe, die Unterwerfung der Slawen jenseits der Elbe. Schon 1136 eroberte Albrecht die Priegnitz (nördlich von Havelberg) bis zum Rhin; dann erlangte er von dem kinderlosen Pribislaw, dem christlichen Fürsten des Havellandes, die Zusicherung der Nachfolge in diesem Gebiete. Wie weit überhaupt Lothars Gedanken in dieser Richtung flogen, beweist die Erhebung Norberts von Magdeburg zum Metropoliten über Polen und Pommern, die des Erzbischofs von Bremen zur gleichen Stellung über die nordischen Länder, wenngleich beide diese Ansprüche gegenüber den Erzbistümern Gnesen und Lund (seit 1098) nicht verwirklichen konnten.

Polen und Ungarn. Dagegen gelang es, die Oberhoheit über Polen wieder herzustellen. Boleslaw III. war gleichzeitig mit Böhmen und Ungarn in Konflikt geraten, wo er gegen Bela II. Kolomans Sohn Boris unterstützte. Bela aber erhielt 1133 deutsche Hilfe unter Adalbert, dem Sohne Leopolds III. von Österreich, und siegte im Juli vollständig über seine Gegner. Darauf schlichtete
1135. Lothar auf dem Hoftage zu Merseburg im August 1135 gebietend die Händel des slawisch-magyarischen Ostens. Bela wurde als König von Ungarn anerkannt, Boleslaw von Polen bekannte sich für alle Zeiten als Lehnsmann des Reiches, erlegte den zwölf Jahre lang rückständigen Tribut, schwur für Pommern und Rügen den Lehnseid und versöhnte sich mit Sobieslaw von Böhmen. Seit Heinrich III. war kein deutscher König so erfolgreich im Osten aufgetreten.

Der zweite Römerzug. Doch die schwache Stelle in Lothars Politik war sein Verhältnis zur Kirche und zu den Normannen. Gegen diese letzteren schlug ihm Kaiser Johannes von Byzanz ein Bündnis vor, doch hinderte das nicht, daß Roger II. von Sicilien aus ganz Süd-Italien wieder einnahm und Innocenz II. zum zweitenmale vor seinen Gegnern aus Rom weichen mußte, also das Ergebnis des ersten Römerzuges wieder verloren ging. Es blieb nichts übrig als einen zweiten zu unternehmen. Mit imposanter Macht brach diesmal Lothar
1136. Ende August d. J. 1136 von Würzburg auf, mit ihm die bedeutendsten Reichsfürsten, wie Heinrich von Bayern, Albrecht der Bär, Konrad von Meißen, Konrad von Schwaben, der letztere als Bannerträger des Kaisers. Trotz des Widerstandes an den Etschklausen stand das deutsche Heer schon zu Anfang November auf den roncalischen Feldern bei Pavia, wo ein großer Reichstag gehalten wurde. Doch kostete die Unterwerfung mehrerer lombardischer Städte, wie Cremona, Pavia,
1137. Vercelli, Turin, Bologna, den ganzen Winter, so daß erst im Frühjahr 1137 der Marsch nach dem Süden angetreten werden konnte. Während Lothar den Weg an der Ostseite des Apennin einschlug, mit Hilfe der Kriegsgeschwader von Ravenna und Venedig Ancona eroberte, dann Spoleto nahm und in Apulien einrückte, bezwang Heinrich die widerspenstigen Städte Tusciens, nahm, an Rom vorübergehend, Capua ohne Schwertstreich und vereinigte sich endlich im Mai 1137 mit dem Kaiser vor dem starken Bari, das aber auch nach vierwöchentlicher

Gegenwehr genommen wurde, ein in der Anlage ebenso großartiger, wie im militärischen Ergebnis glänzender Feldzug. Der Versuch freilich, dies Ergebnis durch die Eroberung Siciliens, des Kernlandes der normannischen Macht, zu sichern, scheiterte an der Weigerung der deutschen Vasallen, die Meerenge zu überschreiten. Nur die Einnahme von Amalfi und Salerno durch eine pisanisch-genuesische Flotte unter Abt Wibald von Stablo gelang noch. Nachdem darauf der Kaiser zugleich mit dem Papste Rainulf von Alfiera mit Apulien belehnt hatte, eilte er, ohne Rom bezwungen zu haben, nach dem Norden zurück und entließ in Bologna sein Heer. Hier erreichte ihn bereits die Nachricht, daß Roger wieder siegreich in Süd-Italien vordringe. Sie hielt ihn nicht auf, als wenn ihn Todesahnung vorwärts getrieben hätte. Noch erreichte er über den winterlichen Brenner bayerischen Boden; aber sein rasch sich verschlimmernder Zustand zwang ihn, im Dorfe Breitenwang bei Reutte auf der Straße nach Augsburg Halt zu machen und hier verschied er am 3. oder 4. December 1137. Im Kloster Königslutter, das er ge- 1137. stiftet, fand er seine Ruhestätte.

Die Lage nach Lothars Tode. Auf seinem Sterbebett hatte Lothar seinem Schwiegersohne Heinrich dem Stolzen das Herzogtum Sachsen übertragen und die Reichsinsignien übergeben. Seine Wahl zum König schien kaum zweifelhaft. „Eine kluge und weitrechnende Politik stand am Abschluß."

Zum zweitenmale hatte sich aus dem Schoße des sächsischen Stammes, des stärksten aller, in dem Herzogtume der Supplingenburger eine kräftige, monarchische Gewalt erhoben, die, soviel ihr auch noch fehlen mochte zu einer wirklichen Monarchie, doch auf dem besten Wege war, eine solche zu werden, und zum erstenmale schien sich in der Person Heinrichs des Stolzen die heilvolle Verbindung dieser norddeutschen Monarchie mit dem kräftigsten Stamme des Südens, mit den Bayern, zu vollziehen, auf der die Begründung des neuen deutschen Reiches beruht. Beide Lande, in einer Hand vereinigt, hätten auch damals dem deutschen Königtume, d. h. der nationalen Einheit, eine unzerstörbare Grundlage geboten, und sie konnten die nationale Aufgabe, vor die sie durch ihre geographische Lage und ihren Charakter gestellt waren und welche die Bayern schon zum größten Teile gelöst, die Sachsen eben erst wieder in Angriff genommen hatten, die Bezwingung und Germanisierung des slawischen Ostens, vollständig lösen, ohne doch die Herrschaft über Italien, den Stolz der Nation, aus der Hand zu geben. Doch nicht das höchste Bedürfnis der Nation entschied die neue Königswahl, sondern das dynastische Interesse der Laienfürsten und die kirchliche Politik der Bischöfe, die jetzt eines starken Königtums nicht mehr zu bedürfen glaubten.

Erhebung Konrads III. Schon in Italien hatten die Männer der kirchlichen Partei, Albero von Trier voran, sich mit Konrad von Schwaben verständigt und für diesen auch Innocenz II. gewonnen. Noch vor dem großen Wahltage, den die Kaiserin Richenza für den 22. Mai 1138 nach Mainz berufen hatte, einigte deshalb diese Partei sich in Coblenz über die Wahl Konrads III. am 7. März 1138 und ließ ihn am 13. März in Aachen krönen. Zu Pfingsten er- 1138. kannten ihn dann in Bamberg die meisten Fürsten an. Der bayerische Klerus

zögerte noch; aber als Konrad im Juni einen Reichstag in Regensburg abhielt, trat er über, und nun lieferte Heinrich der Stolze auch die Reichsinsignien aus, ohne die der Hohenstaufe in den Augen des Volkes nicht der rechtmäßige König gewesen wäre.

Auf eine glänzende Aussicht hatte somit Heinrich verzichtet, aber seine große Stellung als Herr von Sachsen und Bayern wollte er deshalb nicht aufgeben. Und doch wäre dann neben dieser Macht das Königtum Konrads ein leerer Name geblieben. Der Konflikt war also unabwendbar. Die Kräfte, welche zur Grundlage des Königtums bestimmt waren, wandten sich, dank dem Wahlrecht der Fürsten, zerstörend gegen dasselbe, und die Aufgaben, welche Bayern und Sachsen im Osten zu lösen hatten, hatten sie ohne das Königtum zu lösen. Nicht dies also behauptete die Leitung in dieser großen Sache, sondern das Fürstentum, und nicht jenem, sondern diesem kamen die Erfolge zu gute.

Staufisch-welfischer Bürgerkrieg. Zu Augsburg fand eine Fürstenversammlung den Spruch, daß ein Fürst nicht zwei Herzogtümer besitzen dürfe. Als Heinrich sich auf das bestimmteste weigerte, auf das eine oder andere zu verzichten, wurde in Würzburg die Acht über ihn ausgesprochen, Sachsen ohne Befragung der sächsischen Großen an Albrecht den Bären, Bayern an Leopold IV. von Österreich verliehen. Da in Bayern namentlich die Bischöfe sich gegen Heinrich den Stolzen erklärten, so ging dieser nach Sachsen, indem er die Verteidigung seiner süddeutschen Stellungen seinem Oheim Welf überließ. Nun hatte Albrecht zunächst sich in den Besitz des östlichen Sachsens mit Lüneburg und Bardowiek gesetzt, hatte Adolf II. aus Holstein vertrieben und die Grafschaft an Heinrich von Badewide verliehen. Aber als Heinrich selbst in Sachsen erschien, mußte Albrecht nicht nur aus seinen Eroberungen, sondern auch aus seiner Nordmark weichen und nach Süddeutschland flüchten. Natürlich benutzten die baltischen Slawen diese Wirren sofort zu einem verheerenden Einfalle in Holstein. Im Sommer 1138 nahmen sie Lübeck, und der Obotritenfürst Pribislaw kam bis Segeberg, dessen Unterstadt er verbrannte; der Gau von Neumünster wurde durch fortgesetzte Raubzüge planmäßig verwüstet. Endlich im Winter 1138/39 drang Heinrich von Badewide, Gleiches mit Gleichem grimmig vergeltend, durch das slawische Wagrien bis zur Trave vor und nahm das Schloß Ploen, den wichtigsten Stützpunkt der Slawen. Seitdem waren diese auf den Winkel um Stargard (Oldenburg) beschränkt, Wagrien der deutschen Herrschaft unterworfen und bald der deutschen Besiedlung geöffnet.

1139. Unter diesen Umständen beschworen im Mai 1139 die staufisch gesinnten Fürsten in Straßburg den Reichsfeldzug gegen Sachsen. Doch als die Heere schlachtgerüstet bei Kreuzburg an der Werra sich gegenüberstanden, vermittelten die Bischöfe einen Waffenstillstand bis Pfingsten 1140, der eine friedliche Entscheidung ermöglichen sollte. Ehe es noch zu einer solchen kam, verschied Heinrich der Stolze plötzlich am 20. Oktober 1139 in Quedlinburg und hinterließ den Sachsen einen unmündigen Sohn von zehn Jahren, Heinrich den Löwen. Im Vertrauen auf diese günstigen Aussichten erschien Albrecht der Bär zum zweiten-

male in Sachsen und wollte in Bremen die Huldigung des Landes annehmen. Aber die Sachsen, welche in den Welfen kein fremdes Geschlecht, sondern die Erben Lothars erblickten, hielten zäh an ihrem jungen Herzog fest, und mit Energie und Klugheit leiteten seine Großmutter und Mutter, die Kaiserinwittwe Richenza und die Herzogin Gertrud, die Geschäfte. Albrecht mußte zum zweitenmale das Land räumen, selbst seine Erbgüter und seine Stammburg Anhalt, auch Heinrich von Badewide mußte aus Holstein weichen. Im Süden dagegen gewannen die Staufer das Übergewicht. Leopold von Österreich setzte seine Anerkennung in Bayern durch, in Schwaben erfocht der König selbst vor **Weinsberg**, das er belagerte, einen Sieg über das Entsatzheer, welches Welf heranführte (20. December 1140), und zwang damit die Festung zur Übergabe. Die 1140.
gegenseitigen Erfolge hoben sich also fast auf, und da im Jahre 1141 der Tod Richenzas und Leopolds von Bayern diejenigen auf beiden Seiten hinwegnahm, welche aufs entschiedenste ihr Interesse verfochten hatten, so führte die gegenseitige Erschöpfung zum Ausgleich von Frankfurt am 10. Mai 1142. Heinrich der Löwe 1142.
behielt Sachsen, Albrecht der Bär nur die Nordmark. Adolf II. wurde in Holstein wieder eingesetzt, Heinrich von Badewide mit Polabien (Lauenburg und Ratzeburg) abgefunden. Bayern fiel im Februar oder März 1143 an Heinrich II. (Jasomirgott) von Österreich, den jüngeren Bruder Leopolds IV., und somit wie dieser Halbbruder Konrads III. (Konrads Mutter Agnes hatte sich in zweiter Ehe mit Leopold III. von Österreich vermählt). Da er schon im Frühjahr 1142 sich in Aussicht auf diese Wendung mit Gertrud, der Mutter Heinrichs des Löwen, vermählt hatte, so konnte durch solche Familienverbindungen der Gegensatz der mächtigen Geschlechter als ausgeglichen erscheinen. Thatsächlich dauerte der Zwiespalt freilich fort, denn schon 1143 erhob Welf VI. im eignen Namen Anspruch auf Bayern, und der Tod Gertruds im April 1144 löste das kaum geschlossene Bündnis der großen Familien wieder auf.

Auswärtige Verhältnisse. Auch was Konrad III. in den auswärtigen Beziehungen leistete, war nicht geeignet, sein Ansehen im Innern des Reiches zu befestigen, denn hastiges Zufahren und verzagtes Zurückweichen charakterisieren seine Politik. In **Polen** hatte Boleslaw III. bei seinem Tode i. J. 1138 die Herrschaft unter seine vier Söhne verteilt. Obwohl nun der älteste derselben, Wladyslaw II., zu seinem Anteil (Krakau und Schlesien) das Seniorat und die Würde des Großherzogs erhielt, formell also die Reichseinheit gewahrt blieb, so hat doch diese Teilung auf lange Zeit Polen zerrissen und die Abtrennung Schlesiens befördert, weil sie zu Streitigkeiten innerhalb des Herrscherhauses führte. Als gegen Wladyslaw II. seine Brüder sich erhoben, verjagte er sie mit Ausnahme Meskos von Posen, suchte aber doch gegen sie Anlehnung an Deutschland, indem er zu Ostern 1146 in Kaina bei Altenburg Konrad III. huldigte und die Halbschwester des Königs, Agnes von Österreich, heimführte. Trotzdem erlag er einer neuen Empörung seiner Brüder und seines Adels und flüchtete nach Deutschland, wo er Konrads Hilfe anrief. Aber Konrads Feldzug im August 1146 vermochte weder den neuen Großherzog Boleslaw IV. zu stürzen, noch

die Zahlung des rückständigen Tributes durchzusetzen und Wladyslaw blieb in der Verbannung.

Nicht Besseres erreichte Konrad III. in Ungarn; ja hier setzte er durch unkluges Eingreifen das von Lothar begründete Einvernehmen zwecklos aufs Spiel, indem er nach Belas II. Tode 1141 gegen dessen Nachfolger Geisa II. die vorher bekämpften Ansprüche des Boris zu unterstützen versprach. In dessen Interesse überrumpelten österreichische Edle Preßburg, mußten es aber, wenngleich gegen eine beträchtliche Zahlung, an Geisa übergeben, und als dieser nun mit 70,000
1146 Mann gegen Österreich vordrang, erlitt Markgraf Heinrich am 11. September 1146 in der Nähe von Bruck an der Leitha eine empfindliche Niederlage. Gleichzeitig trat Heinrich der Löwe mit seinen Ansprüchen auf Bayern wieder offen hervor.

Und wie sah es in Italien aus! Roger II. hatte mit leichter Mühe das Festland zurückerobert und von Innocenz II., der nach Anaklets II. Tode 1138 allgemeine Anerkennung gefunden hatte, die Belehnung mit Apulien und Calabrien ertrotzt, ungefragt der Rechte des Reiches (1139). Aber für das Papsttum gefährlicher war eine politisch-religiöse Bewegung, die sich in Rom entwickelte. Angefeuert durch das Beispiel der oberitalienischen Städte und fortgerissen von den stolzen Erinnerungen antik-republikanischer Herrlichkeit erhoben sich die Römer für die Wiederherstellung republikanischer Selbständigkeit gegenüber der weltlichen Gewalt des Papstes und übertrugen diese einem Senat (1142). Innocenz II. starb 1143, ohne die Bewegung niedergeworfen zu haben, sein Nachfolger Lucius II. kam bei einem Angriff auf das Kapitol um (1145), Eugen III. endlich mußte den Senat anerkennen. Diesen politischen Bestrebungen schienen die feurigen Predigten **Arnolds von Brescia** einen höheren Rechtsgrund zu geben, denn er forderte in idealistischer Schwärmerei den Verzicht der Kirche auf weltlichen Besitz und weltliche Macht, wesentlich dasselbe, was Bernhard von Clairveaux lehrte.

Aufruf zum 2. Kreuzzuge. In dieser unklaren und gefahrvollen Lage ließ sich Konrad III. in das unabsehbare Unternehmen eines Kreuzzuges verwickeln. Mit diesem wagte die kirchliche Politik, mächtig gehoben durch den Ausgang des Investiturstreits, das Kühnste, was sie seit fünfzig Jahren unternommen und noch Größeres als damals, denn sie riß diesmal mit Frankreich auch Deutschland und damit die beiden mächtigsten Könige des europäischen Festlandes fort.

Die vier christlichen Staaten in Syrien, welche von der französisch-normannischen Ritterschaft als Eroberungskolonien in einem Lande weit älterer und höherer Kultur begründet worden waren, das Königreich Jerusalem, das Fürstentum Antiochia, die Grafschaften Edessa und Tripolis, litten nicht nur an den Übelständen, welche sich aus dieser Lage und aus dem Wesen des Lehnsstaats unvermeidlich ergaben, sondern auch an innerem Hader und an der Verfeindung Antiochias mit Byzanz. So gestaltete sich ihre Lage bald zu einer schwer bedrohten. Als
1144. nun 1144 das am kühnsten nach Osten vorgeschobene Bollwerk, Edessa, in die Hände Emad-eddin Zenkis von Mossul gefallen war, wandte sich der Fürst Raimund von Antiochia persönlich um Hilfe nach Frankreich. Hier war König Ludwig VII. bereit zu dem Unternehmen, er veranlaßte einen allgemeinen Aufruf

Papst Eugens III. und empfing zu Ostern 1146 auf einer großen Versammlung zu Vezelay aus den Händen Bernhards von Clairveaux das Kreuz.

Deutschland und die Kreuzfahrt. Auf die Teilnahme Deutschlands in großem Stile war dabei zunächst gar nicht gerechnet. Es war der eigenste Gedanke Bernhards, der in seiner religiösen Begeisterung keine irdischen Rücksichten anerkannte, auch die Deutschen mit aufzurufen, und auch mehr eine rasche Eingebung als ein vorbedachter Plan. Als nämlich die Bewegung in die Rheinlande hinübergriff und hier zunächst der gegen die „Ungläubigen" erweckte Fanatismus sich in den Rheinstädten abermals gegen die Juden wandte, da rief der Erzbischof von Mainz, unfähig den Greueln zu steuern, Bernhard herbei, und in der That wirkte dessen Beredsamkeit und Wunderkraft besänftigend auf die erhitzten Gemüter. Angesichts dieser seiner unerwarteten Erfolge kam ihm der Gedanke, auch in Deutschland das Kreuz zu predigen und vor allem Konrad III. zu gewinnen. Beim ersten Zusammentreffen in Frankfurt, wo der König den merkwürdigen Mann Ende November 1146 verehrungsvoll begrüßte, lehnte er das Ansinnen des Abtes noch ab mit dem sehr begründeten Hinweis auf die Lage des Reichs; aber Bernhard folgte ihm nach Speier zum Reichstage und hier gelang es in der That seiner feurigen Predigt, am dritten Weihnachtstage die Bedenken des Königs zurückzudrängen; hingerissen von seinem erregten Gefühle nahm Konrad III. das Kreuz, mit ihm schon mehrere Fürsten, darunter sein junger Neffe Friedrich (Barbarossa) von Schwaben. Nun verbreitete Bernhard unermüdlich seine Sendschreiben nach Bayern, Franken, Sachsen und den slawischen Landen. In Bayern hatte schon in der Christnacht Welf VI. sich zur Kreuzfahrt verpflichtet; im Februar 1147 auf einem Reichstage in Regensburg folgten ihm Herzog Heinrich, Ottokar von Steiermark, zahlreiche Grafen und Bischöfe, unter ihnen Otto von Freising. Da die sächsischen Fürsten und auch andere Bedenken trugen, sich dem Kreuzheere anzuschließen, so predigte Bernhard in Frankfurt a. M. auch das Kreuz gegen die heidnischen Slawen jenseits der Elbe. Zu diesen beiden Unternehmungen gesellte sich noch eine dritte, denn viele rheinische und sächsische Pilger sammelten sich in Köln und Bremen, um von dort auf dem Seewege über Spanien, wo sie nach St. Jago di Campostella wallfahren wollten, nach dem Mittelmeere zu gelangen. Freilich gesellten sich im Vertrauen auf göttlichen Beistand auch große Scharen unbewaffneter und unbemittelter Waller dem Zuge und selbst bedenkliche Elemente, verschuldete, verarmte, gedrückte Leute, die sich so aus ihrer Lage zu befreien hofften, schlossen sich an. Das ganze Abendland schickte sich an, einem gewaltigen religiösen Antriebe folgend, seine besten kriegerischen Kräfte auf Mohammedaner und Heiden zu werfen; von Syrien bis an den atlantischen Ocean und bis zu den Gestaden der Ostsee war die Christenheit in Bewegung. So riesig die Zurüstungen, so ausschweifend waren die Hoffnungen, die sich an sie knüpften. Es gelte die Völker des Ostens der christlichen Kirche zu unterwerfen, so hatte Bernhard den deutschen Fürsten gesagt; die Zeiten seien nahe, da alle Nationen in das Gottesreich eingehen und ganz Israel erlöst werden solle. In Ludwig VII. sah man einen neuen Cyrus oder Hercules, der Kon-

stantinopel erobern, Bagdad bezwingen, über den ganzen Orient triumphieren werde.

Der deutsche Kreuzzug nach Syrien. Doch in solch religiöser Schwärmerei vergaß man allzusehr irdischer Vorsicht. Niemals ist ein so ungeheures Unternehmen schlechter vorbereitet und geleitet worden, vornehmlich das deutsche. Da wegen der Spannung Konrads mit Roger von Sicilien dessen Anerbieten, Schiffe für die Überfahrt zu stellen, abgewiesen wurde, so beschlossen beide Könige den Weg durch Ungarn und das byzantische Reich zu nehmen, obwohl auch das Verhältnis Deutschlands zu Ungarn schlecht genug war. Weit schlimmer noch war es, daß das deutsche Kreuzheer, mehrere hunderttausend Menschen, jeder militärischen Ordnung entbehrte und dem König die allerdings ungewöhnliche Fähigkeit, solche Massen zu lenken, abging. Unter solchen Umständen galt es, den Landweg von Deutschland nach Syrien zurückzulegen, eine so riesige Aufgabe, daß sie niemals von einem modernen Heere auch nur versucht worden ist und nur einer Zeit faßbar war, in welcher fast in jedem Jahrzehnt einmal deutsche Ritterscharen von der Nordsee bis nach Rom und Süditalien zogen, und Pilgerhaufen alljährlich die „liebe Reise“ nach Jerusalem wagten.

Nachdem Konrad noch seinen zehnjährigen Sohn Heinrich hatte zum König
1147 wählen lassen, brach er Ende April 1147 von Nürnberg auf und fuhr dann von Regensburg die Donau abwärts. Unweit der ungarischen Grenze an der Fischa feierte er das Pfingstfest (8. Juni); dann wälzten sich seine unabsehbaren Massen zu Land und Wasser durch Ungarn, das dabei arg gebrandschatzt wurde, nach der byzantinischen Grenze bei Braniza an der Morawamündung östlich von Belgrad. Beim Weitermarsche über Nissa und Sardica (Sophia) nach Thracien hinein vereinigte sich die schlechte Zucht der deutschen Pilgerscharen mit dem alten, nicht unbegründeten Mißtrauen der Byzantiner, um das Verhältnis fast unerträglich zu gestalten; um den 10. September vor Konstantinopel angelangt, plünderten die Kreuzfahrer das kaiserliche Lustschloß Philopation, ehe sie in die alten Quartiere Herzog Gottfrieds in Pera jenseits des goldnen Hornes einrückten. Erst eine empfindliche Schlappe, die sie durch unüberlegten Angriff auf die vor Pera aufgestellten byzantinischen Truppen erlitten, dämpfte den Übermut. Auf griechischen Schiffen setzte nun das Heer nach Asien über und schlug von Nicäa aus die Straße des ersten Kreuzzuges nach Doryläum ein, kam aber bei der Überzahl des untauglichen Trosses so langsam vorwärts, daß schon mehrere Tagemärsche vor diesem nächsten Ziele die mitgeführten Lebensmittel zu Ende gingen. Endlich am elften Marschtage, am 26. Oktober 1147, wurde man des Feindes ansichtig. Doch alle die stürmische Tapferkeit der sieggewohnten deutschen Eisenreiter auf ihren schweren Streitrossen vermochte in dieser Steppe gar nichts gegen die leichten Geschwader der Türken, die ihnen unerreichbar blieben, während sie selbst so gut wie wehrlos ihrem Pfeilregen sich ausgesetzt sahen. Tieferschüttert durch solche Erfahrung beschloß Konrad die Rückkehr nach Nicäa, auch diese zum Verderben seiner Massen, die scharenweise den Strapazen oder den Angriffen der Türken erlagen und noch in Nicäa zu Tausenden starben.

Da nun inzwischen die Franzosen hier in besserer Ordnung angelangt waren, so beschlossen beide Könige, den Marsch gemeinsam zu machen und zwar möglichst lange auf griechischem Gebiet. So erreichten Franzosen und Deutsche vereinigt um Weihnachten Ephesus. Hier bestimmten die fortgesetzten Mißhelligkeiten zwischen den beiden Nationen und eignes körperliches Leiden Konrad III., das ganze Unternehmen aufzugeben und, einer Einladung Kaiser Emanuels zufolge, nach Konstantinopel zurückzukehren. Die meisten Deutschen folgten seinem Beispiele, andere zogen mit den Franzosen weiter, die nun unter unsäglichen Mühen und Kämpfen das Mäanderthal hinauf und dann durch türkisches Gebiet bis nach der noch byzantinischen Hafenstadt Attalia an der Südküste sich durchschlugen (um den 20. Januar 1148). Schon früher hatte denselben Weg ein deutscher Heerhaufe 1148.
von etwa 14,000 Mann unter den Bischöfen Otto von Freisingen und Udo von Zeitz eingeschlagen, indem er von dem großen Heere des Königs getrennt an der kleinasiatischen Westküste bis Laodicea gekommen war und dann bis in die Nähe von Attalia sich durchgekämpft hatte, um von da zur See nach Syrien zu gehen. Hier aber wurde er von den Türken fast gänzlich aufgerieben, und nur mit wenigen erreichte Bischof Otto die syrische Küste (Februar 1148). Die gleiche Absicht wie er hatte Ludwig VII. Da jedoch die Schiffe nicht zureichten, so ließ die französische Ritterschaft die übrigen Pilger im Stich und trat allein die Fahrt nach Antiochia an. Was zurückblieb, ging durch Mangel und das Schwert der Türken elend zu Grunde.

Die Katastrophe vor Damascus. Klägliche Reste stolzer Heere waren es, die sich in Antiochia zum Zuge gegen Edessa sammelten. Und schließlich verlor man selbst dies Ziel aus den Augen. Denn inzwischen war Konrad III., in Konstantinopel von seinem kaiserlichen Schwager (Emanuel war mit Bertha von Sulzbach, der Schwester der deutschen Königin Gertrud, vermählt) freundlich aufgenommen und durch sorgfältige Pflege wiederhergestellt, aufs neue ausgezogen und war auf byzantinischen Galeeren um Mitte April 1148 in Akkon gelandet, also auf dem Gebiete des Königreichs Jerusalem. In seiner Hauptstadt empfing ihn Balduin III. aufs prächtigste und gewann ihn für einen Angriff auf Damascus, obwohl ein solcher dies noch unabhängige Emirat dem Sultan Nur-eddin, Zenkis Nachfolger, in die Hände treiben mußte. Da nun Ludwig VII. sich mit Raimund von Antiochia überworfen hatte und deshalb auch nach Jerusalem gekommen war, so wurde der Zug gen Damascus beschlossen. Auch Konrad standen dafür erhebliche Kräfte zur Verfügung. Denn jene norddeutsche Pilgerflotte, durch ein englisches Geschwader verstärkt, hatte den Portugiesen Lissabon erobern helfen (21. Oktober 1147) und dann beutebeladen den Weg nach Syrien gefunden. Mit 50,000 Mann erschienen die drei Könige im Juli 1148 vor Damascus. Nach mehrtägigen verlustvollen Kämpfen eroberten die Kreuzfahrer die ausgedehnten Gärten auf der Nord- und Westseite der Stadt und erfochten dann fast unter den Mauern derselben vornehmlich durch die stürmische Tapferkeit der Deutschen einen vollständigen Sieg (24. Juli), so daß man in der Stadt das Äußerste fürchtete. Allein die Zögerung der wohl sehr erschöpften Sieger ließ dem Wessier

Anar Zeit, Verstärkungen heranzuziehen und mit Balduin von Jerusalem geheime Verhandlungen anzuknüpfen. Durch das Anerbieten eines Bündnisses mit Damascus bewogen und des Übergewichtes der Deutschen überdrüssig, gab der König seinen abendländischen Bundesgenossen den arglistigen Rat, die mit so vielem Blute erkauften Stellungen wieder aufzugeben, da auf dieser Seite die Festungswerke besonders stark seien, und den Angriff auf der angeblich schwächeren Ostseite zu versuchen. Kaum führten die Kreuzfahrer diesen Rat aus, da offenbarte sich das ganze verlogene Spiel. Denn nicht nur erwiesen sich dort die Mauern als so fest, daß sie ohne Belagerungswerkzeuge gar nicht zu bezwingen waren, sondern die kahle, wasserlose Ebene bot auch nicht den geringsten Schutz gegen die Anfälle der türkischen Reiter. Tief empört über so schnöden Verrat seitens ihrer syrischen Glaubensgenossen kehrten die Abendländer nach Jerusalem zurück. Keiner der großen Kreuzzüge ist so vollständig mißlungen wie dieser zweite.

Der deutsche Kreuzzug gegen die baltischen Slawen. Auch der Kreuzzug gegen die baltischen Slawen hatte kein irgendwie entsprechendes Ergebnis. Noch ehe das Kreuzheer zum Einmarsch fertig war, drang Niclot die Trave aufwärts bis Lübeck (Juni 1147), überrannte dann mit seinen raschen Reitergeschwadern ganz Wagrien und verheerte die deutschen Ansiedelungen, welche dort aufgeblüht waren; nur hier und da schlugen die Kolonisten die Angreifer tapfer zurück. Erst im August überschritt das christliche Heer in zwei Massen die Slawengrenze, mit ihm Heinrich der Löwe, Albrecht der Bär, Konrad von Meißen, Konrad von Zähringen und fast alle sächsischen Bischöfe. Allein die Belagerung von Dubin bei Wismar und von Demmin zog sich in die Länge, obwohl jene auch von den Dänen unterstützt wurde, bis Herzog Heinrichs und Albrechts Vasallen die Fortsetzung des Kampfes rundweg verweigerten, indem sie erklärten, mit der Verheerung des Slawenlandes vernichteten sie sich selbst die Möglichkeit, Tribute von den Slawen einzutreiben. Um mindestens den Schein eines Erfolges zu wahren, wurde mit den Slawen ein Vertrag geschlossen, der sie verpflichtete, die Taufe zu nehmen und die dänischen Gefangenen loszugeben, aber man täuschte sich kaum darüber, daß er nicht gehalten werden würde.

Eindruck des Scheiterns im Abendlande. Während dieser Ereignisse hielt Papst Eugen III. vom November 1147 bis zum Februar 1148 bei Albero von Trier an der Grenzscheide Deutschlands und Frankreichs glänzend Hof auf Kosten der lothringischen Bischöfe, schlichtete Fehden, forderte Gehorsam für den jungen König Heinrich, und berief dann ein Concil nach Reims. Er erschien als das Haupt des christlichen Abendlandes, gehoben durch die Erwartung ungeheurer Erfolge eines ungeheuren Unternehmens, das als der Höhepunkt der bisherigen kirchlichen Politik erschien. Mitten hinein in diese Stimmung schlugen die Nachrichten vom Untergange der Kreuzheere in Kleinasien, vom Mißlingen der Belagerung von Damascus. Der Eindruck war überall tief und nachhaltig. „O der Gerichte des Allerhöchsten“, ruft der wackere Pfarrer Helmold von Bosau in Holstein aus, „so groß war die Niederlage des Heeres und so unsäglich das Elend, daß diejenigen, die das selbst mit erlebt haben, noch heute es beweinen.“

Von den 700,000 Menschen — so hoch schätzte man die Zahl der Kreuzfahrer — kehrten nur wenige Reste zurück. Ängstlich suchten da tiefere Gemüter nach einer Erklärung für das Scheitern eines Unternehmens, das so heiligen Zwecken diente; aber die Sündhaftigkeit der Teilnehmer und die Heimtücke der morgenländischen Christen, die man dafür in Anspruch nahm, wollte nicht bei allen hinreichen und noch weniger die philosophischen Auseinandersetzungen Ottos von Freisingen über den Begriff „gut“. Am Ideale der kirchlichen Weltherrschaft selbst wurde die Christenheit irre; was früher gut und heilig geschienen, darin sah sie jetzt ein Werk des bösen Feindes. Es war ein furchtbarer Rückschlag auf die Überspannung der kirchlichen Idee.

Konrads III. Ausgang. Und welche Erfolge die deutsche Kirche im Reiche erzielt hatte, das lehrten aufs neue die letzten Jahre Konrads III. Von Akkon war der König zur See nach Konstantinopel zurückgegangen, wo er, abermals leidend, von Weihnachten 1148 bis zum 2. Februar 1149 verweilte. Wie eine gefeite Stätte des Friedens und der Behaglichkeit mochte ihm nach den syrischen Erfahrungen die prächtige Kaiserstadt erscheinen. Um so eher war er geneigt, auf den Vorschlag eines engen Bündnisses mit Kaiser Emanuel gegen Roger von Sicilien einzugehen, der ebenso die Rechte des Reiches verletzt, wie er die griechischen Küsten und Inseln geplündert hatte. Die Vermählung Theodoras, einer Nichte Emanuels, mit Heinrich von Österreich sollte das Verhältnis befestigen. Ende April 1149 landete Konrad in Pola, trat aber sofort die Reise nach Deutschland an, obwohl Eugen III. dringend seinen Schutz wünschte, und erreichte über Aquileja, Gemona, Friesach um Pfingsten (22. Mai) Salzburg, wo ihn sein Sohn mit den meisten oberdeutschen Fürsten begrüßte. Denn bereits war Welf VI. wieder im Aufstand, angereizt und unterstützt von Roger II. Nun ging allerdings diese Empörung mit Welfs Niederlage vor der staufischen Burg Flochberg in Schwaben (8. Februar 1150) zu Ende, aber Heinrich der Löwe kam jetzt 1150.
auf das Versprechen, das ihm Konrad vor dem Kreuzzuge gegeben, seine Angelegenheit nochmals in Beratung zu ziehen, zurück und rückte, als das nicht wie er wünschte geschah, im Sommer 1151 in Bayern ein. Der König setzte mehrfach Tage für die Verhandlung an, doch der Herzog erschien nicht, so daß Konrad den Plan faßte, ihn mit Hilfe Albrechts des Bären in Sachsen selbst anzugreifen, während Heinrich sich auf seinen schwäbischen Gütern befand. Wirklich kam Konrad bis Goslar, als Heinrich, rechtzeitig unterrichtet und die ihn umstellenden königlichen Posten täuschend, plötzlich in Braunschweig erschien. Da wich der König zurück. Noch schrieb er einen Hoftag nach Bamberg zur Beratung des Römerzuges aus, aber ehe irgend etwas entschieden war, starb Konrad III. eben in Bamberg am 15. Februar 1152, erst 58 Jahre alt. Er hinterließ ein im 1152.
Innern zerrüttetes, nach außen in seinem Ansehen tief herabgekommenes Reich; keine der die Zeit bewegenden Fragen hatte er bei allem redlichen Willen zur Entscheidung gebracht.

Doch daran trug weniger seine allerdings ungenügende Begabung, als die Zerrüttung der alten Reichsverfassung die Schuld, die Folge der päpstlichen Po-

20*

litik. In der That, die stolze Unabhängigkeit der deutschen Kirche von der Krone, die sie durch das Wormser Konkordat angebahnt, durch die Erhebung Lothars und Konrads III. völlig verwirklicht hatte, sie hatte schlechterdings nur auflösend auf das Reich gewirkt, ja nicht einmal in Rom, dem Sitze des Papsttums, dies vor ärgster Vergewaltigung zu schützen vermocht, beides, weil dies der Kirche nicht mehr mächtige Königtum gegenüber der rücksichtslosen Selbstsucht des Laienadels nicht mehr fähig war, seine Aufgabe zu lösen, und weil die Kirche die weltliche Ordnung nur zersetzen, aber nicht durch ihre eigene Ordnung ersetzen konnte. So rätselhaft erschien dieses Ergebnis dem philosophischen Geiste Ottos von Freising, daß er, ganz erfüllt von der Idee des Gottesstaats, den offenbar trotz aller Frömmigkeit der Könige und aller Macht der Kirche unaufhaltsamen Verfall der weltlichen Dinge nicht anders zu erklären weiß, als durch den unerforschlichen Ratschluß Gottes, der die Welt dem Ende aller Dinge zuleite, der Aufrichtung des wahren Gottesstaats, dessen „heilige Bürger" schon hienieden die Mönche seien und der allmählich in diese Genossenschaft die gesamte Menschheit aufnehmen werde. Doch in dieser mystischen Spekulation lag schließlich das Zugeständnis, die von der Kirche geschaffene Lage sei unhaltbar geworden. Damit war Raum geschaffen für eine neue Gestaltung der Dinge, wenn der rechte Mann sich fand, sie zu leiten. Und er fand sich.

Politische Ergebnisse des Investiturstreites. Hatte der gewaltige Kampf um die Investitur mit dem Zugeständnis geschlossen, daß die Kirche unfähig sei, ihre Ideale zu verwirklichen, so hatte er doch für das Reich ein verhängnisvolles Ergebnis gehabt: die Schwächung des Königtums, also die Lockerung der nationalen Einheit, denn seine alten Gegner, die Laienfürsten, waren stärker geworden, und seine alte Stütze, die Kirche, war unabhängiger von ihm und innerlich selbständiger geworden. Was vor dem Investiturstreit erst in starken Ansätzen erreicht war, das war jetzt völlig durchgesetzt: die Erblichkeit nicht nur der Grafschaften und der Markgrafschaften, sondern auch der Herzogtümer und zugleich die Befestigung des fürstlichen Rechts zur Königswahl. Dies Ergebnis hat seitdem die Geschicke Deutschlands bestimmt, weil es niemals rückgängig gemacht worden ist. In **Bayern** herrschten seit 1096 die **Welfen**, die zugleich große Allode im Südosten Schwabens vom Bodensee bis zum Lech inne hatten, neben ihnen standen die **Wittelsbacher**, seit etwa 1120 Herren großer Güter zwischen Lech und Donau und im Besitz der Pfalzgrafschaft, in **Österreich** die **Babenberger**, in **Kärnten** seit 1077 die **Eppensteiner**, nach ihrem Aussterben 1122 die Grafen von Lavanthal aus dem rheinischen Hause der **Sponheimer** (bis 1269), die auch die Markgrafschaft in Istrien erlangten (bis 1173) — während **Krain** nach mannigfachen Schwankungen 1093 wieder an Aquileja kam (s. S. 277) — aber im eignen Lande durch die ausgedehnten geistlichen Herrschaften so eingeengt wurden, daß ihr Herzogtum zu keiner rechten Bedeutung gelangte,

obwohl es damals das heutige südliche Steiermark noch mit umfaßte. Eine viel geschlossenere landesfürstliche Macht begründeten die Ottokare in der Steiermark, indem sie bis 1158 die Allode aller großen Geschlechter ihres Gebietes, ja selbst darüber hinaus erbten und die Schirmvogtei über die geistlichen Stiftungen festhielten. In Schwaben geboten seit 1079 die Staufer, neben ihnen als die größten Grundherren um Baden im Breisgau und um Zürich die Zähringer, die Vorfahren der späteren Großherzöge von Baden, in Ober-Lothringen seit etwa 1049 ein elsässisches Grafengeschlecht (s. S. 244), während Nieder-Lothringen thatsächlich schon in Grafschaften und Bistümer zerfallen war und der Besitz des Herzogstitels zwischen den Grafen von Limburg und den Markgrafen von Antwerpen (Brabant) schwankte. In Franken war es überhaupt keinem Geschlecht gelungen, eine herzogliche Gewalt zu erringen, und auch der Herzogstitel der Bischöfe von Würzburg war mehr ein Anspruch als eine Wirklichkeit. Am festesten stand unfraglich das sächsische Herzogtum der Supplingenburger. Neben ihm, nicht unter ihm, hatten in Thüringen die Winzenburger als Erben der Grafen von Orlamünde eine ausgedehntere Gewalt begründet, deren zweiter Träger Hermann (II.) zuerst i. J. 1129 als Landgraf von Thüringen bezeichnet wird. Seine Erbschaft anzutreten war bald darauf ein Geschlecht fränkischen Ursprunges berufen, dessen Ahnherr Ludwig der Bärtige zwischen 1031 und 1051 durch Kauf und Belehnung von Mainz bedeutende Güter in Thüringen erwarb, einen Besitz, den dann Ludwig der „Springer" († 1123) durch die Heirat mit Adelheid, der Witwe des Pfalzgrafen Friedrich († 1085), vermehrte, durch die Erbauung der Wartburg über Eisenach und der Neuenburg an der Unstrut schützte und trotz seiner Opposition gegen Heinrich V. behauptete, bis sein Sohn Ludwig I. i. J. 1130 von den Winzenburgern die Landgrafschaft Thüringen überkam und mit ihr 1137 die Güter der Grafen von Gudensberg, den Kern des alten Hessenlandes, durch seine Vermählung mit der Tochter des letzten Grafen Giso vereinigte. In Meißen waren seit 1089 die Wettiner aufgekommen, während in der (Nieder-)Lausitz die Verhältnisse noch sehr schwankend blieben; die Nordmark behaupteten seit 1056 die Grafen von Stade, dann die Askanier, die sächsische Mark mit der Grafschaft über die Holsten und Stormarn seit 1110 die Schauenburger. So auflockernd diese Gestaltung der Dinge auf die Reichseinheit wirkte, so haben doch andrerseits diese Geschlechter, eben weil sie ihre Amtsbefugnis in eine landesherrliche Gewalt umschufen, für Verwaltung und Kultur ihrer Gebiete oft Großes geleistet und sind um so fester mit ihnen verwachsen. Seitdem war es die Aufgabe, einen Ausgleich dieser landschaftlichen und dynastischen Ansprüche mit den Bedürfnissen der gesammten Nation zu finden. Er ist erst nach beinahe acht Jahrhunderten gelungen.

Neue Klöster und Orden. Entschied somit die Zeit des Investiturstreites den Kampf zwischen Königtum und Laienadel zu gunsten des letzteren, so hatte sie auf der anderen Seite auch die Verbindung der Kirche mit dem Königtume gelockert und ihre Abhängigkeit von Rom verstärkt, ohne daß der König noch über das Papsttum die Verfügung behauptete. Wie unentbehrlich sie ihm war,

wie berechtigt also die Kaiserpolitik der Ottonen und der ersten Salier, das hatten eben die Erfahrungen des Investiturstreites gezeigt. Während er nun das Königtum völlig in die Defensive drängte, hatten zugleich die kirchlichen Ideen einen gewaltigen Impuls erhalten durch die massenhaften Klostergründungen und die Wiederbelebung der Mission. Jene standen meist unter dem Einflusse der Hirschauer oder neuer Mönchsorden und wurden von den großen Laiengeschlechtern eifriger gefördert als je. So stifteten, um nur einige der wichtigsten Anlagen dieser Art hervorzuheben, in Lothringen die Pfalzgrafen bei Rhein 1093 die große Benediktinerabtei zu Laach mitten in der öden Eifel, in Sachsen die Grafen von Stade Rosefeld (1101), in Thüringen Ludwig der Springer Reinhardsbrunn (1085), Konrad von Wettin das Kloster auf dem Petersberge bei Halle (1124), Wieprecht I. von Groitzsch Pegau (1092), in Bayern die Grafen von Scheiern-Wittelsbach 1077 Bayerisch-Zell, von wo sie dann die Stiftung zwischen 1116 und 1123 nach ihrer Stammburg Scheiern verlegten, die Ottokare von Steier unweit ihres Stammsitzes Garsten an der Enns (1107). In den Ostmarken kamen Hirschauer Mönche nach Kremsmünster, 1089 nach Melk, wo die Babenberger schon sehr früh Chorherren angesiedelt hatten, 1094 nach Göttweih. Unter dessen Abt Hartmann von St. Blasien wurde dann 1096 auch St. Lamprecht gestellt, das Familienkloster der Eppensteiner; in Kärnten entstand um 1091 als eine Stiftung der Sponheimer St. Paul im Lavanthale, in Österreich als das nunmehr bevorzugte Familienstift der Babenberger durch Leopold III. den Heiligen (1096—1136) kurz vor 1108 Kloster-Neuburg für Augustiner-Chorherren. Neuen Anstoß zu zahlreichen Klostergründungen gab die Entstehung neuer Mönchsorden, welche der Geist der Weltentsagung hervortrieb, der Cistercienser und Prämonstratenser. Der erste, gegründet 1098 durch Robert aus der Champagne in dem unwirtlichen Thale von Citeaux (Cistercium) in Burgund, in Aufschwung gebracht aber erst durch den heiligen Bernhard, Abt von Clairveaux (bei Bar-sur-Aube), das neben Morimond das wichtigste der französischen Klöster dieses Ordens blieb, richtete sich auf Armut, fromme Betrachtung und wirtschaftliche Arbeit, suchte aus allen diesen Gründen die Waldeinsamkeit, zog für seine Kulturthätigkeit Laienbrüder heran und entfaltete um so erfolgreichere Wirksamkeit, als alle seine Klöster, nach der Charta caritatis von 1119 einheitlich organisiert, unter die Oberleitung des Abtes von Citeaux sich stellten. Seine erste Niederlassung in Deutschland war Altenkamp bei Geldern (1121), eine Tochterstiftung Morimonds und selbst wieder bald die Mutter zahlreicher Klöster in Norddeutschland. Wenn die Cistercienser die Benediktinerregel zu verschärfter Geltung brachten, so erstrebten die Prämonstratenser die Reform der Augustiner-Chorherren und die Verbindung des Mönchtums mit Predigt und Seelsorge. Ihr Gründer war ein Deutscher aus edlem Geschlecht, Norbert von Xanten, eine imposante, ehrfurchtgebietende Persönlichkeit voll schwärmerischer Glut und doch voll Weltbildung und Welterfahrung. Im J. 1119 gelang es ihm, im Sprengel von Langres in der Einsamkeit des Buchenwaldes von Coucy das Kloster Prémontré (Prämonstratum) zu gründen, das Haupt der ganzen Ordensgemeinschaft; dem folgte als erste deutsche Kolonie Kappenberg in West-

falen, und schon 1126 verlegte Norbert den Schauplatz seiner Thätigkeit ganz nach Deutschland, indem er das Erzbistum Magdeburg empfing, wo er nun sofort das Marienkloster seinem Orden übergab und zum zweiten Mittelpunkte desselben machte. Eben deshalb haben die Prämonstratenser neben den Cisterciensern nachmals eine so bedeutsame Thätigkeit für die Landeskultur, namentlich in den eroberten Slawenlanden jenseits der Elbe, entfaltet.

Fortgang der bäuerlichen Kolonisation im Innern des Reiches und im Nordosten. Daß nun hier das Werk Ottos des Großen damals in erfolgreichster Weise wieder aufgenommen wurde, das war das Ergebnis erneuter kriegerischer Kraftentfaltung, welche die massenhafte Vermehrung der Vasallen und Ministerialen während des langjährigen Bürgerkrieges ermöglichte, und der gewaltigen Leistungsfähigkeit des deutschen Bauernstandes, welche der Krieg nicht wesentlich erschüttert hatte und die von den Grundherren um so mehr in Anspruch genommen wurde, als ihre Güterbestände durch die massenhaften Verlehnungen stark vermindert, ihre Finanzen durch den Krieg erschöpft waren. So begannen schon seit etwa 1080 im Erzstift Köln die Rodungen von neuem, 1130 wurden die Waldungen des Rheingaues zu gleichem Zwecke aufgeteilt, 1106 berief Friedrich von Bremen flämische Ansiedler nach den weiten Bruchländereien an der unteren Weser und ließ ihnen neue Dörfer nach „flämischen Hufen" ausmessen. Schon früher (1096) hatten ihre Landsleute die Dammstadt bei Hildesheim auf sumpfigem Wiesengrunde angelegt. 1098 machten die Klöster Benediktbeuern und Schlehdorf das Ufer des geheimnisvollen Walchensees urbar, 1111 entstand in menschenleerer Waldeinöde das Stift Berchtesgaden. Das meiste war natürlich noch in den Marken zu thun.

Die kaum wiedergewonnenen nordöstlichen Marken kamen dabei über Anfänge noch nicht wesentlich hinaus, nur zwischen Saale und Mulde entfaltete sich durch fränkische und thüringische Ansiedler die Kolonisation rascher. Schon um 1017 bestand eine deutsche Siedlung neben dem slawischen Fischerdorfe Lipzi (Leipzig). Wieprecht von Groitzsch siedelte 1104 auf seinen Erbgütern um Pegau fränkische Bauern an. Im Pleißnerlande, einer großen Reichsdomäne, die seit Heinrich IV. erbliche Vögte aus dem Hause Reuß verwalteten, entstand um 1080 mitten zwischen slawischen Dörfern als erste Pfarre Altenkirchen unweit der Königspfalz Altenburg. Um dieselbe Zeit waren weiter südwärts Weida an der oberen Elster und Reichenbach Mittelpunkte eines ausgedehnten Sprengels, i. J. 1122 stifteten die Herren von Everstein, ein westfälisches Geschlecht, die Pfarre Plauen. Weiter im Osten gründete Bertha von Groitzsch 1118 eine Kirche für das noch kaum angebaute „Gebiet von Zwickau", an der unteren Mulde siedelten die Bischöfe von Meißen 1154 um Wurzen, 1160 um Eilenburg flämische Kolonisten an. Der Anbau des waldbedeckten, fast unbewohnten Erzgebirges begann erst mit der Stiftung des Benediktinerklosters Chemnitz durch Kaiser Lothar, und überhaupt hatte damals die dichtere deutsche Besiedelung noch kaum die Freiberger Mulde erreicht. Daher dauerte auch der Gebrauch der slawischen Sprache vor Gericht und in der Kirche noch lange fort.

Die südöstlichen Marken. In den südöstlichen Marken kam während dieser Periode, nachdem die großen Landschenkungen die Besitzverhältnisse geregelt hatten, die Besiedelung durch die jetzt zahlreichen Klöster, die ebenso viele Waldkolonien waren, die Fürstenhäuser und die großen Adelsgeschlechter der Hauptsache nach zum Abschluß. So stieg in Österreich vom Donauthale die Kultur in das Hügel- und Gebirgsland hinauf. Die Umgegend von Göttweih z. B., vor der Gründung des Klosters dichter Wald, war schon um 1130 in den lachenden Fruchtgarten verwandelt, der sie heute ist; um dieselbe Zeit lichteten sich die Waldungen an der oberen Traisen und an den Kremsbächen: der Ort Krems, bereits umgeben von Weingärten, erhielt noch vor 1137 das Marktrecht, und kurz nachher 1139 erhob sich weit im Nordwesten an der oberen Krems als eine Stiftung des großen Ministerialengeschlechts der Kuenringer eine zweite Clara vallis, das Cistercienserstift Zwettl (d. i. Lichtenthal) in dichter, tiefer Waldeinsamkeit. Weiter im Norden wurde Horn, ein Besitz der Grafen von Poigen, ein Centralsitz der Kultur, von ihnen dotiert, entstand dort 1144 das Kloster Altenburg; im Nordosten aber, der größtenteils erst seit 1041 in deutschen Besitz überging, haben die Babenberger bis 1135 mindestens 11 Pfarrkirchen auf ihrem Grund und Boden errichtet, ein redender Beweis für die rasche Zunahme der Bevölkerung. Auch der östliche Abhang des Wiener Waldes und die ihm vorliegende weite Ebene nach der Leitha hin begann sich mit Burgen, Klöstern und Ortschaften zu bedecken. Hier erbaute z. B. Leopold III. seine Burg auf dem seither nach ihm genannten Berge hoch über der Donau und gründete das Cistercienserkloster Heiligenkreuz (1136). Schon war Wien, ursprünglich beschränkt auf den Raum hinter den Mauern des römischen Standlagers um den Hohen Markt, ein ansehnlicher Platz, der innerhalb des Mauerringes drei Kirchen, darunter die Pfarrkirche zu St. Ruprecht, besaß und außerhalb ansehnliche Vorstädte mit der Stephanskapelle (Pfarrkirche erst 1147) entstehen sah. Weiter im Osten concentrierten sich zahlreiche Ansiedelungen besonders um Bruck und Heimburg an den Straßen nach Ungarn. In den Ostalpenlanden stieg der Anbau von den breiten Thälern der Hauptflüsse aus, in denen er begonnen, auch in die Nebenthäler hinauf, nicht zum wenigsten unter Leitung der neuen Klöster. Im steierischen Murgebiete z. B. erwarben schon um 1066 die Eppensteiner für zwölf Kirchen, die sie gegründet hatten, pfarrliche Rechte; den bis dahin noch völlig unbebauten Nordosten des Landes scheinen Lintpold (1122—1129) und Ottokar III. (1129—1164), der hier das Stift Vorau errichtete (1163), durch eine planmäßige deutsche Kolonisation der Kultur erschlossen zu haben. Um dieselbe Zeit, um 1160, stiftete der letztere ein Hospital für Reisende am Semmering, ein Beweis dafür, daß der Verkehr, welcher lange die westliche Linie über Friesach und den Rottenmanner Tauern bevorzugt hatte, sich auch der östlichen, der Richtung auf Wien, zuzuwenden begann, daß also diese Gegenden zugänglicher und bevölkerter geworden waren. Damit hängt es zusammen, wenn allmählich Graz, die alte Hengstburg (s. S. 255), als Residenz der Markgrafen hervortritt (zuerst 1128 und 1147). Für Kärnten ist namentlich die Begründung des Bistums Gurk 1072 und die bald darnach auf-

tretende Einteilung des Landes in Archidiakonate ein Zeugnis für dichtere Besiedelung, deren wichtigstes Centrum immer noch das jetzt stark befestigte Friesach bildete, wie weiter im Osten das gleichfalls Salzburgische Pettau. Sonst stand der Südosten des Landes, wie natürlich, noch weit zurück. Das alte Celeja lag unter dem Geröll der Sann begraben, ohne daß es bis dahin eine deutsche Nachfolgerin gefunden hätte, dagegen bestand bereits Marburg (d. i. die Markburg) als Markt und Schloß im Besitz der Sponheimer. So sproß in dem alten Avaren- und Slawenland bis gegen die Mitte des 12. Jahrhunderts mit wundervoller Schnelligkeit ein reiches deutsches Leben auf, das bald die edelsten Blüten der deutschen Dichtung zeitigen sollte.

Städtische Entwickelung. Mit der Ausdehnung des Anbaues verband sich unzweifelhaft eine Steigerung auch der Thätigkeit in Gewerbe und Handel, hervorgerufen durch die wachsenden Bedürfnisse, insbesondere der ritterlichen Kreise. Am meisten machte sich das am Rheine geltend und darüber hinaus in Flandern, das durch seine Verbindung mit Frankreich in den ersten Kreuzzug und dadurch in die große Weltbewegung hineingezogen worden war. Hier, in dem der staatlichen Zugehörigkeit nach französischen, der Nationalität nach aber deutschen (flämischen) Teile der Grafschaft ragten Gent und Brügge hervor. Beide Städte blühten auf durch Tuchweberei, Färberei und Gerberei, und durch den Seeverkehr mit England wie mit dem Norden und Westen und mit Südeuropa. Denn von Sincfala, der Maasmündung unweit Brügge, gelangte man auf wohlbekannter und vielbefahrener Meeresstraße, welche die Normannen z. T. im Anschluß an die bevorzugten Zielpunkte der Wallfahrten zuerst gewiesen, einerseits nach Ripen an der Westküste Jütlands, andrerseits nach England (Prol bei Plymouth), der Bretagne (St. Matthias, heute St. Mahé bei Brest), Coruña, dem Hafen für St. Jago, und Lissabon, dann durch die Meerenge von Gibraltar, den „Nörfvasund" der Normannen, längs der spanischen Küste nach Marseille und weiter über Messina nach Akkon in Syrien. Aber auch im Innern bildeten sich neue Märkte, wie z. B. Otto von Bamberg auf seiner zweiten Missionsreise in Halle sich mit den kostbarsten Waren versehen konnte. Regensburg begann 1135 den Bau seiner gewaltigen Donaubrücke, und wie Wien emporkam, wurde bereits erwähnt. Ausschließlich freilich lebten auch die Städte keineswegs von Handel und Gewerbe, vielmehr nahm die Bewirtschaftung der umliegenden Flur noch bedeutende Kräfte in Anspruch, wie z. B. die junge Pfalzstadt Nürnberg noch lange auf die Ausnützung des Domanialgebietes durch Waldbetrieb, Bienenzucht, Mühlen- und Schmiedeindustrie sich angewiesen sah. Deshalb hat jedenfalls damals eine deutsche Stadt noch weit mehr den Eindruck einer ländlichen als einer wirklich städtischen Niederlassung gemacht. Unter den Mauern eines königlichen oder bischöflichen Hofes lagen unregelmäßig die Gutshöfe der Ministerialen und der Censualen mit den Hütten der Handwerker, alle noch aus Holz, mit Stroh oder Schindeln gedeckt. Über ihnen ragten die steinernen Kirchen und Pfalzen, doch auch sie noch unter solcher Bedachung. Selbst innerhalb des Mauerringes dehnten sich noch Felder, Gärten und Weinpflanzungen, während draußen wieder vielleicht ein

Kloster oder eine Kirche der Kern zu einer neuen Ansiedelung wurde, einer „Vorstadt“, bis ein erweiterter Mauerring auch sie mit einschloß.

Diese zunehmende wirtschaftliche Entwickelung mußte die Fesseln des Hofrechtes sprengen, denn sie bedurfte einer freieren Bewegung des einzelnen und einer Regelung ihrer Verhältnisse nach dem örtlichen Bedürfnis, also der Selbstverwaltung. Einen gewissen Anteil an der örtlichen Verwaltung hatten die Städter von jeher im Schöffengericht und in dem Territorialrat der Bischöfe, der freilich noch keineswegs feste Formen gefunden hatte und auch meist für das ganze Immunitätsgebiet galt, aber überall vorkommt und z. B. für Worms sogar schon geradezu als ein städtischer Rat 1106 bezeugt ist (urbanorum commune concilium). Beides fiel oft der Hauptsache nach zusammen, indem der Bischof eben die Schöffen als die einsichtigsten Männer auch zur Beratung reiner Verwaltungsgegenstände heranzog und sie etwa noch aus dem „Umstande“ der Gerichtsversammlung ergänzte. Zuweilen bestand daneben schon eine feste Behörde aus der Bürgerschaft zur Wahrnehmung besonderer städtischer Geschäfte.*) Doch das alles vertrug sich noch mit dem Hofrecht. Nun aber nimmt die städtische Entwickelung zunächst die Richtung einerseits auf eximierten Gerichtsstand, andrerseits auf größere Freiheit der wirtschaftlichen Bewegung, also auf die Befreiung von auswärtigen Zöllen und Abwerfung oder Verminderung der hofrechtlichen Leistungen. In allen drei Beziehungen hat Heinrich V. eingegriffen, während sein Vater sich noch auf das zweite beschränkte. Das erste Privilegium derart erteilte er Speier am 14. August 1111, indem er das Buteil (s. S. 249) als „nichtswürdigen Brauch“ aufhob und die Bürger nicht nur von den Leistungen an alle Beamten, sondern auch von der Dingpflicht außerhalb der Stadt entband. Ein ähnliches Privilegium erhielt Worms 1114, nachdem ihm schon 1112 die Zollfreiheit in erweiterter Gestalt bestätigt worden war. Ein sehr anschauliches Bild bischöflicher Stadtverwaltung, wie sie sich damals gestaltet hatte, gibt das Stadtrecht Straßburgs von 1130/40.**) Ganz ähnliche Verhältnisse zeigen die aus Königspfalzen entwickelten Städte.

*) In Köln z. B. besorgten die „Amtleute“ (officiales) für die einzelnen „Geburschaften“ (nach den Kirchspielen), aus den altfreien Geschlechtern durch Wahl ergänzt, zunächst kirchliche Verwaltungsgeschäfte (Vorschlag zur Pfarrerwahl, Wahl des Küsters, Aufsicht über die Kirchenfabrik, d. i. Kirchbaukasse), führten die Grundbücher und entschieden im „Burgericht“ über Bagatellsachen. Seit 1112 bildete sich aber aus jenen Altfreien eine Handelsgilde (richerzeche), deren Amtleute (officiales de richerzeche) nun als ein einheitliches Verwaltungskollegium unter „Bürgermeistern“ die Marktpolizei, einen Teil der Straßenpolizei, das Handelsgericht und die Aufsicht über die Handwerker ausübten.

**) Die Bevölkerung Straßburgs (4—5000 E.) besteht aus Ministerialen und burgenses (Kaufleuten, nämlich Censualen, und Handwerkern), alle als familia des Bischofs bezeichnet, aber seit 1129 unter eximierter Gerichtsbarkeit. Die ganze Verwaltung nicht nur des bischöflichen Hofes auf der Pfalz, sondern auch der Stadt führen bischöfliche Beamte, mit einer Ausnahme alle Ministerialen. Der Vogt, stets ein Edler aus der Umgegend, vom König unmittelbar mit dem Blutbann beliehen, richtet auf der Pfalz dreimal im Jahre im Echteding über Hals und Hand, Erb und Eigen, wofür er $^1/_3$ aller gerichtlichen Gefälle bezieht, der Schultheiß („Stadtrichter“), von ihm belehnt, im gebotenen Ding über Frevel, Diebstahl und Geldschuld. Dazu kommen Zöllner und Münzer. Die Kaufleute sind abwechselnd zu Botendiensten

Die erste wirkliche Stadtverfassungsurkunde verlieh 1120 Konrad von Zähringen der Gründung seines Bruders Berthold II., Freiburg im Breisgau.*)

Theologie; polemische und geschichtliche Litteratur. Wenn der große Streit der öffentlichen Gewalten auf die wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse des Reiches tiefgreifenden Einfluß übte, so mußte er auf das geistige Leben der Epoche überhaupt noch unmittelbarer wirken. In Frankreich, von dem die Kreuzzüge ausgegangen waren, entstand auch die Scholastik, die sich bemühte, die Kirchenlehre mit Hilfe der aristotelischen Logik verstandesmäßig zu erfassen und zu begründen, namentlich vertreten durch Anselmus von Canterbury († 1109), aber früh gespalten in den Nominalismus, der die Ideen für bloße Abstraktionen von den Dingen hält, und den Realismus, der in ihnen die ursprüngliche Wirklichkeit sieht. Mit ihm rang aber bald die Mystik, das Streben nach unmittelbarer Gemeinschaft mit Gott, wie sie Bernhard von Clairveaux im heißen Kampfe mit dem großen Scholastiker Abälard siegreich zur Geltung brachte. Auch für Deutschland wurde Paris die kirchliche Hochschule, und ebenso deshalb wichen in den deutschen Schulen die klassischen Studien vor dem Betriebe kirchenrechtlicher und dialektischer Gelehrsamkeit zurück, und auch die Klöster der neuen Orden waren jenen nicht günstig. Denn jede Partei mußte imstande sein, ihre Gegner nicht bloß mit Schwert und Speer, sondern auch mit Wort und Schrift zu bekämpfen. Daher die große Zahl der Flugschriften von beiden Seiten. Aber vor allem wurde die Geschichtschreibung eine wuchtige Waffe, weil sie die Auffassung der kommenden Geschlechter vielfach bis auf die Gegenwart bestimmte und dadurch die Entscheidung des Kampfes vorbereitete. Indem sie jetzt parteiisch wurde, füllte sie sich doch auch mit Leben und Bewegung, denn sie strebte die Motive der Handelnden selbst zu enthüllen, die Persönlichkeiten und ihre Handlungen in lebhaften Farben zu vergegenwärtigen, ein gewaltiger Fortschritt, der die Einseitigkeit der Verfasser mehr als aufwiegt. Bezeichnend für die Stärke des kirchlichen Gedankens ist es nun, daß die Historiker dieser Zeit, freilich immer Geistliche und oft Mönche, ganz überwiegend als Gegner des Königtums sich erweisen, das für die leidenschaftlichsten unter ihnen schlechtweg das Böse vertritt. Das zeigen in St. Blasien, einem Hauptquartier der deutschen Gregorianer, Bernold und Berthold, beide gewissermaßen Fortsetzer Hermanns von Reichenau, in Hersfeld an der großen Heerstraße, die Franken und Thüringen die beiden Hauptschauplätze des Bürgerkrieges verband, Lambert, ein Mann von vielseitiger und aus-

für den Bischof, die Handwerker zu Lieferungen von Gewerbserzeugnissen insbesondere für seine Hof- und Heerfahrt verpflichtet, manche auch zu persönlichen Diensten, und sind bereits in officia, Zünfte, unter Leitung von Ministerialen als magistri gegliedert. Dieselben Grundzüge zeigt die Verfassung von Augsburg.

*) Danach zahlten die Bürger nur Grundzins, genossen Freiheit in der Vererbung und Veräußerung ihres Besitzes und im Erwerb, hatten die Wehrpflicht nur auf Entfernung einer Tagefahrt zu leisten, während allerdings die Zwangslieferungen für den Heerdienst des Grundherrn bestehen blieben, erteilten nach eigenem Beschlusse das Bürgerrecht, auch den Vasallen und Ministerialen des Herzogs und wählten alljährlich den Schultheiß; die Polizeiverwaltung und Rechtsprechung lag in den Händen von 24 Schöffen (Consules).

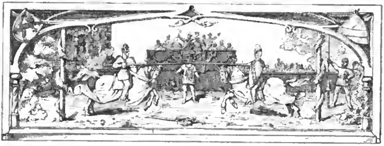
gezeichneter Bildung, vortrefflich unterrichtet und glänzend befähigt zu lebensvoller und eindringlicher Darstellung (bis 1077), doch kein leidenschaftlicher Parteimann, wie der Sachse Bruno, der in seinem „Sachsenkriege“ (bis 1080) den engherzigsten partikularistischen Standpunkt voll Gehässigkeit gegen den König vertritt. Doch auch die königliche Sache fand ihre Verfechter, so in den beiden unbekannten Verfassern des Epos vom Sachsenkriege und der Vita Heinrici IV., die freilich weniger eine Lebensgeschichte, als eine bewegliche Leichenrede ist, aber voll lebhafter Schilderung und ganz ungewöhnlicher Einsicht in den inneren Zusammenhang der Dinge während der letzten Kämpfe des Königs. Die alte Objektivität sich zu wahren, versuchten in aller Hitze des Kampfes die Verfasser der großen Weltchroniken, Siegebert von Gembloux († 1112) und Eckehard von Aura an der fränkischen Saale († nach 1123). Eine Reichsgeschichte mit besonderer Rücksicht auf Sachsen lieferte der sogenannte sächsische Annalist. Auf solchen Vorarbeiten fußend unternahm es Otto von Freising, der Sohn Herzog Leopolds von Österreich und Halbbruder Konrads III., ganz ergriffen von der kirchlichen Anschauung seiner Tage, zu deren eifrigsten Vertretern, den Cistercienseru, er als langjähriger Abt des Klosters Morimond (1130—1137) gehörte, und in ihr bestärkt durch den scheinbar rettungslosen Verfall aller staatlichen Ordnung in Deutschland unter Konrad III., in einem großen Werke „von den zwei Reichen“ (de duabus civitatibus) nach Augustins Vorbild das Elend dieser Welt und die Herrlichkeit des bevorstehenden Gottesreiches zu schildern. Neben so umfassenden Arbeiten stehen Bistumsgeschichten und Biographien, nirgends zahlreicher als in Lothringen, auch sie natürlich mehr oder weniger erfüllt von den großen Gegensätzen der Zeit. Unter ihnen ragt als ein Werk ersten Ranges Adams von Bremen „Geschichte der Erzbischöfe von Hamburg“ (bis auf Adalberts Tod 1072) hervor, ein überaus fesselndes, mit liebevoller Sorgfalt und bewundernswürdiger Kenntnis ausgeführtes Bild der gesamten sächsisch-nordischen Welt und der Wirksamkeit Adalberts, dem der Verfasser herzliche Anhänglichkeit widmete, ohne doch seine Bedeutung für das Reich zu verstehen, weil er in ihm nur den Erzbischof und nicht den Staatsmann sah. Von nur landschaftlichem Interesse ist die Chronik der Böhmen von dem Prager Dekan Cosmas († 1125), aber eine echte Volksgeschichte seines Stammes.

Deutsche Dichtung. Doch soviel auch Geistliche in der Form geschichtlicher Darstellungen ihre Anschauungen vertraten, für die große Masse der Laien existierte das alles nicht, denn Latein und Lesen waren ihnen unbekannte Künste. Deshalb bedienten sich geistliche Schriftsteller, namentlich am Niederrhein, in Franken und in den bayerisch-österreichischen Gebieten, wohl auch der Muttersprache, die wenigstens eine weitere Verbreitung der in ihr verfaßten Werke durch Vorlesen ermöglichte, um den Kampf zu führen gegen die sündige Welt überhaupt. Dem entspricht der Charakter dieser Dichtungen. Die episch gehaltenen behandeln in assonierender Prosa, selten im wirklichen Vers, auf biblischer Grundlage mit Vorliebe Schöpfung und Sündenfall, Erlösung und Weltgericht, wie die erste Dichterin deutscher Zunge, die Nonne Ava von Göttweih († 1127); dazu kommen Legenden, zu denen als das bedeutendste Werk dieser Art auch das Annolied (von 1105) gehört,

das den finsteren Erzbischof bereits in legendarischer Umbildung als Heiligen feiert. Auch die Reichsgeschichte, in ununterbrochener Folge von der Römerzeit her bis herab auf Konrad III. geführt, erhielt in der Kaiserchronik geistliches Gewand und geistliche Tendenz, und die kirchliche Begeisterung, welche auch in Deutschland die Kreuzzüge geweckt hatten, suchte ihre Muster in der Vergangenheit. Nach französischer Vorlage dichtete der Pfaffe Konrad um 1130 am Hofe Heinrichs des Stolzen das „Rolandslied“, das in Karl dem Großen und seinen Helden schlechthin die Vorkämpfer der Kirche gegen die Heiden, also Vorbilder der Kreuzfahrer sieht, während ein anderer Weltgeistlicher, Lamprecht, ebenfalls einer französischen Dichtung folgend, im „Alexanderlied“ mehr die weltliche Seite der Kreuzzüge zur Darstellung bringt, bunte Abenteuer im wundersamen Orient. Auch Helden der deutschen Sage brachten noch später Spielleute in Zusammenhang mit diesen lebendigen Interessen der damaligen Welt, wie die Dichter des „Königs Rother“ und des „Herzogs Ernst“; andere Dichter knüpfen moralische Betrachtungen und Lehren an Sittenschilderungen, wie der Laienbruder Heinrich von Melk, der strenge Richter über die Sünden der Geistlichen wie der Laien (um 1160). Neben diesen episch-didaktischen Dichtungen regt sich auch die geistliche Lyrik, das Zeichen erwachender Selbständigkeit des Gemütslebens, insbesondere zum Preise der Gottesmutter Maria.

Und nach wie vor zogen die Spielleute von Ort zu Ort, sie trugen die Sagen des Nibelungenkreises vom Rhein und von den bayerisch-österreichischen Landen nach Sachsen, die nordischen Sagen von der Meeresküste nach dem Süden. In allen Landschaften ist für diese Zeit das Dasein dieser Volksdichtung bezeugt, und wie fest sie im Volke haftete, das beweist u. a. die Namengebung in Bayern und Österreich, die in allen Ständen mit Vorliebe eben den Gestalten der Sage entlehnt wird.

So dauerte der große Kampf zwischen weltlicher und geistlicher Bildung ebenso fort wie der Gegensatz zwischen Königtum und Papsttum. Aber wenn die kirchliche Richtung ihre Gegner nicht vernichten konnte, die großen Impulse gingen eben doch von ihr aus, und im entscheidenden Augenblick wußte sie doch die Laien mit sich fortzureißen. Eben darin lag ihre Stärke. In dieser schwierigen Lage konnte das Königtum nur dann sich behaupten, wenn es den im Volke lebendigen, vorwärts drängenden Kräften wieder selbständig Ziel und Richtung gab. Diese aber forderten eine große militärisch-wirtschaftliche Entfaltung. Nur die städtische Bewegung hatte das Königtum zuletzt mit Bewußtsein gefördert; jetzt kam es darauf an, dem Schwerte des Adels und dem Pfluge des Bauern neue Felder der Thätigkeit zu eröffnen. Damit begann eine neue Epoche, eine große Zeit, denn es ist die Zeit einer gewaltigen Entladung und Entwickelung gewaltiger Kräfte.



Dritter Abschnitt.

Das Kaisertum der Hohenstaufen auf seiner Höhe.

1152—1197.

Wahl Friedrichs I. Zwei unerledigte Fragen hatte Konrad III. seinem Nachfolger hinterlassen: die Regelung der welfischen Ansprüche und die Ordnung der römischen Verhältnisse. Unter ihrem Drucke stand die Königswahl. Da Heinrich der Löwe trotz oder vielleicht auch wegen seiner Macht und wegen seiner selbständigen Stellung zur Kirche keine Aussicht auf die Krone hatte, aber seinen Anspruch auf Bayern zäh festhielt, so konnte nur ein Bewerber in Frage kommen, der ebensowohl diesen Anspruch zu befriedigen bereit
1152. wie der Kirche genehm war. Als solcher wurde am 5. März 1152 in Frankfurt a. M. Friedrich von Hohenstaufen, Herzog von Schwaben, Konrads III. Neffe, einstimmig gewählt und am 9. März zu Aachen von Erzbischof Arnold im ehrwürdigen Dome Karls des Großen feierlich gekrönt. Als Sohn einer welfischen Mutter, Judith, der Tochter Heinrichs des Schwarzen und somit Vetter Heinrichs des Löwen, stand er diesem verwandtschaftlich nahe und bot zugleich als Hohenstaufe die Gewähr, daß er der Kirche freundlich sich erweisen, die Eintracht zwischen Bistum und Königtum herstellen werde. Doch seine Persönlichkeit ließ noch mehr erwarten als dies; er sollte der Held werden, an dessen leuchtendem Bilde die Nation sich wieder aufrichtete nach langem Druck und der das Kaisertum nach den schwersten Erschütterungen auf seine glänzendste Höhe führte. Von Gestalt wenig über Mittelgröße, anders wie die hochgewachsenen Salier, fesselte er doch jeden durch das Freudig-Siegreiche seiner ganzen Erscheinung, den hellen Blick seiner blauen Augen, den feinen Mund, das germanische Hochblond seines Haupt- und Barthaares, das seiner weißen Hautfarbe entsprach, und mehr noch durch die bei aller natürlichen Liebenswürdigkeit feste und majestätische Haltung. Doch nicht

nur durch sie, er war vielmehr in jedem Zuge der Herr, den sein Volk und seine Zeit verlangte: gütig und freigebig, vornehm und huldvoll, fest und herrisch, ein reisiger Reiter und tapferer Kriegsmann bis in sein hohes Alter, ein aufrichtig frommes Gemüt, wenngleich ihm die tiefe religiöse Erregung eines Heinrichs III. ganz fern lag, ein gewandter Redner in seiner heimischen Sprache, ein Gönner und Förderer der aufblühenden heimischen Dichtkunst, kunstsinnig und prachtliebend, empfänglich für alle die mannigfaltigen Interessen seiner reich und tief bewegten Zeit. Er hätte freilich kein Deutscher sein müssen, wenn er nicht ein leidenschaftlicher Mensch gewesen wäre, und er hat als Staatsmann mehr als einmal durch Unterschätzung seiner Gegner und blindes Vorwärtsstürmen nach seinem Ziele schwer gefehlt und schwere Niederlagen verschuldet, doch er wußte dann auch einzulenken und mit festem Griffe das Wesentliche seines Gedankens dennoch durchzusetzen.

Sein Ziel aber war so wenig ein eigentlich national-deutsches Staatswesen, als das der Salier und der Ottonen; sein Kaisertum als die führende Macht des Abendlandes hinzustellen, Italien unbedingter, sicherer als jemals ihm zu unterwerfen, die Kaiserkrone zwar nicht über das Papsttum zu erhöhen, aber als gleichberechtigte, selbständige Gewalt neben dem Papsttum zu behaupten und dies mit der deutsch-italienischen Kirche wieder in die engste Beziehung zu setzen, das ist sein Streben gewesen. Es war eine Restaurationspolitik im größten Stile, die er trieb, eigentlich neue, schöpferische Ideen hat er nicht verfolgt, neue Kräfte nicht in Bewegung gesetzt, aber unzweifelhaft stand die Nation hinter ihm, und man kann deshalb auch seine Politik gegenüber Italien nicht als eine undeutsche bezeichnen.

Friedrichs erste Maßregeln. Kaum hatte er die Herrschaft angetreten, da spannten sich die erschlafften Zügel wieder straff, alles, was er that, verriet Selbstbewußtsein und klare Festigkeit. Sein Herzogtum Schwaben verlieh er seinem jungen Neffen, dem jüngeren Sohne Konrads III., **Friedrich von Rothenburg**, den er gleichzeitig unter seiner Vormundschaft hielt, Tuscien, Spoleto und Sardinien an **Welf** VI.; Bayern hat er unzweifelhaft schon damals **Heinrich** dem **Löwen** in Aussicht gestellt. Mit schweren Opfern sicherte er sich so die Unterstützung der Welfen. Aber eben diese ihre Übermacht, die er noch verstärken mußte, nötigte ihn, die Herrschaft über die deutsche Kirche unbedingt zu behaupten. Er forderte und erhielt von den Bischöfen auch den Lehnseid, den sie Lothar verweigert hatten; er setzte in Magdeburg, wo sich die Parteien im Kapitel über die Wahl nicht hatten einigen können, kraft des Wormser Konkordats Wichmann von Zeitz als Erzbischof ein trotz dem Widerspruche Eugens III. Auch das Ausland spürte sofort seine Energie. Den dänischen Thronstreit schlichtete sein Machtspruch zu gunsten Svens, der als Vasall des Reiches am 18. Mai 1152 zu Merseburg die Krone empfing und dem Lehnsherrn beim feierlichen Zuge das Schwert vortrug; einen Feldzug gegen Ungarn hinderte nur der Widerspruch der Fürsten. Dagegen beschlossen sie im Oktober den Römerzug in Würzburg und bereits im März 1153 beschwor ein Reichsministerial im Namen des Königs den Vertrag 1153.
mit Eugen III. Daß dieser kurz nachher (6. Juli 1153) starb, war ebenso ein Glücksfall für Friedrich wie der Tod Bernhards von Clairveaux (20. August),

denn die strengkirchliche Partei verlor damit ihre Häupter. „Seitdem wuchs nicht nur in weltlichen, sondern auch in kirchlichen Dingen das Ansehen des Königs gewaltig." Zur Vorbereitung für den Römerzug sollte ebenso der Abschluß eines Bündnisses mit Byzanz gegen Sicilien dienen, um dessenwillen im September 1153 eine deutsche Gesandtschaft nach Konstantinopel abging, wie ein Abkommen mit Heinrich dem Löwen. Nach vergeblichen Verhandlungen nämlich sprachen in Goslar die Fürsten Heinrich von Österreich das Herzogtum Bayern ab; für die Verzögerung in der Ausführung dieses Urteils wurde Heinrich der Löwe durch das Investiturrecht der Bistümer in seinen Slawenlanden entschädigt (Oktober 1153). So gewann Friedrich die Bundesgenossenschaft des mächtigen Herzogs, die Grundlage seiner Politik bis 1176.

Der erste Römerzug; die lombardischen Städte. Trotzdem war es nur ein kleines Heer, das Friedrich zu seinem ersten Römerzuge im Oktober 1154 von Augsburg über den Brenner nach Italien führte, alles in allem nur 1800 Ritter, zur Hälfte Mannschaften Heinrichs des Löwen, zur anderen staufische Vasallen und Dienstmannen, durchaus ungenügend, um die italienischen Verhältnisse wirklich zu beherrschen. Höchst fremdartig erschienen sie den Deutschen, zumal sie seit einem halben Menschenalter sich vollkommen unabhängig von deutschem Einfluß entwickelt hatten. Von der gräflichen Gewalt der Bischöfe (s. S. 235 f.) war hier keine Spur mehr übrig. Der mächtige Aufschwung des Verkehrs- und Gewerbslebens seit dem Beginn der Kreuzzüge hatte in den Städten des Polandes mit seinem weitverzweigten Flußnetz die alte Naturalwirtschaft durch die Geldwirtschaft verdrängt und gleichzeitig diese bis jetzt abhängige Bevölkerung mit dem trotzigen Bewußtsein der Kraft und Selbständigkeit erfüllt. Statt daß nun etwa die bisher herrschenden Stände, die Capitane und Valvassoren, sich gegen diese aufstrebenden unteren Schichten gewandt hätten, hatten sich vielmehr in den lombardischen Städten alle drei Stände zu einer „Gemeinde" (Communitas) vereinigt, die alljährlich ihre „Consuln" (Ratsherren) zur Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten wählte, und dieser Gemeinde war es gelungen, die bisher von den Bischöfen im Namen des Königs geübten Hoheitsrechte (Regalien) selbst zu gewinnen, und zwar nicht nur für die Stadt, sondern für die ganze Grafschaft (Sprengel). Von den großen Vasallen der Lombardei hatten fast nur die Markgrafen von Montferrat ihre Selbständigkeit behauptet. So war hier überall die städtisch-bürgerliche Kultur mit der kriegerisch-bäuerlichen des Adels verschmolzen, und die Städte hatten das Übergewicht über das platte Land wiedergewonnen, das sie schon im Altertum besessen und überhaupt niemals so vollständig verloren hatten wie im Norden der Alpen. Daß aber nur ein wehrhaftes Volk frei ist, bewährte sich auch hier. Diese Bürgerschaften waren in allen ihren Teilen gewöhnt und bereit, nicht nur die hochgetürmten Mauern ihrer Städte zu verteidigen, sondern auch, geschart um ihren Fahnenwagen (Carroccio), in offener Feldschlacht zu streiten, und so wenig sie in einer solchen den unbesiegten deutschen Geschwadern zunächst gewachsen sein mochten, sie brachten doch ihnen gegenüber zuerst wieder das Fußvolk zu Ehren, die Hauptwaffe aller entwickelten Kulturvölker, und hinter

ihren Mauern und Gräben waren sie schwer zu überwinden. Freilich war mit dieser ganzen Umgestaltung auch der alte städtische Sondergeist wieder aufgelebt; Gemeinde rang mit Gemeinde in fortgesetzten Fehden um Gebietsteile und Handelsstraßen oder gar um ihre Selbständigkeit, und besonders unversöhnlich standen sich Mailand, die alte kirchliche Hauptstadt Ober-Italiens, und Pavia, die lombardische Königsstadt, gegenüber, beide mit festen Verbündeten.

Zu diesen so völlig verwandelten Verhältnissen hatte das Königtum noch nicht bestimmte Stellung genommen, obwohl sie seine Interessen in ihrem tiefsten Grunde berührten. Denn die lombardischen Bischöfe waren jetzt unfähig geworden, den Hof- und Heeresdienst für den König in der bisherigen Weise zu leisten, und die Städte wiederum waren außerstande, die alten Naturallieferungen zu beschaffen, insbesondere das Fodrum (Heeresverpflegung), weil sie zur Geldwirtschaft übergegangen waren, so daß bereits Lothar statt jener Lieferungen Geld erhoben hatte. Aber zu regeln blieb noch alles, und das mußte um so schwieriger sein, als die Deutschen von ihrem naturalwirtschaftlichen und aristokratischen Standpunkte aus dieser bürgerlich-demokratischen Geldwirtschaft nicht nur kein Verständnis, sondern entschiedene Abneigung entgegenbrachten und in diesen Verhältnissen schlechterdings nur das sahen, was sie rechtlich in der That waren, einen anarchischen Zustand, der auf Usurpation beruhte. Dieser kulturelle und politische Gegensatz erklärt den Kampf zwischen Friedrich I. und den lombardischen Städten. Es war in erster Reihe, modern gesprochen, ein Kampf um die Form der Besteuerung, erst in zweiter ein Ringen zwischen städtischer Selbständigkeit und monarchischer Gewalt und gar nicht um die nationale Unabhängigkeit Italiens.

König Friedrich ist ersichtlich zunächst noch ohne festen Plan über die Alpen gekommen; in dieser Beziehung war sein erster Römerzug nicht viel mehr als eine Erkundungsfahrt. Im November 1154 stand er bei Piacenza auf der Roncalischen Ebene, wo er die Heerschau hielt und die Fahnenwacht von seinen Vasallen, auch von den Bischöfen, als Zeichen der Lehnsabhängigkeit forderte; dann hielt er seinen ersten italienischen Reichstag. Da erhoben der Markgraf von Montferrat heftige Klagen über Asti und Chieri, die Gemeinden Lodi und Como über die Vernichtung ihrer Unabhängigkeit durch Mailand. Da seine Kräfte zum Angriff auf diesen Platz nicht entfernt hinreichten, so verhängte Friedrich zwar die Acht über die Stadt, welche sich weigerte, jene beiden Gemeinden wieder frei zu lassen, nahm aber unter Verheerungen und Gefechten seinen Weg durch mailändisches Gebiet gegen Asti und Chieri, die er beide eroberte und zerstörte; dann wandte er sich gegen das starke Tortona am Tanaro, um dessen Besitz, wegen seiner die Straße nach Genua beherrschenden Lage, Mailand mit Pavia beständig kämpfte. Doch erst nach zweimonatlichem, überaus hartnäckigem Widerstande, die erste Probe einer lombardischen Städtebelagerung, gelang es im April 1155, die Stadt zur Übergabe zu nötigen. Sie wurde geplündert, die Mauer geschleift, den Einwohnern nur das nackte Leben geschenkt, der Platz an Pavia übergeben, wo wenige Tage danach (17. April) Friedrich seinen feierlichen Einzug hielt und die lombardische Krone empfing.

(Randnotizen: 1154. / 1155.)

Doch sein Vertrag mit dem Papste trieb ihn nach dem Süden. Über Piacenza, Bologna und den Apennin erreichte er im Mai Viterbo im südlichen Tuscien. Hier traf er mit Papst Hadrian IV. persönlich zusammen. Nach erregten Verhandlungen mit dem tief mißtrauischen Kirchenfürsten, dem der König den begehrten Marschallsdienst nur widerwillig leistete, lehnten die deutschen Fürsten den geforderten Feldzug gegen Apulien als über ihre Kräfte gehend für jetzt ab, verständigten sich aber über den Einzug in Rom und die Kaiserkrönung. Den Versuch der römischen Gemeinde, ihre Unabhängigkeit vom Papste durch das Anerbieten der Kaiserkrone gegen eine Zahlung von 15,000 Pfund Silber zu sichern, mußte Friedrich unter diesen Umständen ablehnen, selbst wenn es seiner Würde und Sinnesart weniger widersprochen hätte. In der Nacht zum 18. Juni besetzten
1155. darauf 900 deutsche Ritter die Leostadt; am nächsten Morgen, am 18. Juni 1155, zog Friedrich durch das Goldene Thor dort ein, wurde vom Papste, der ihm vorausgeeilt war, an dem Eingange der Peterskirche begrüßt und empfing die Kaiserkrone. Draußen aber „um Kirche und Palast standen seine gewaffneten Vasallen, den König bewachend, bis die Feierlichkeit vollendet war". Die mißtrauische Vorsicht, die sich darin zeigte, war gar sehr berechtigt; denn als der Kaiser in sein Lager am Janiculus zurückgekehrt war, erhoben sich die Römer, in ihren Erwartungen bitter enttäuscht, in zornigem Aufstand und griffen um die heiße Mittagszeit das deutsche Lager an. Bis zum Abend wurde hitzig gefochten; erst als Heinrich der Löwe über die Tiberbrücke den Römern in den Rücken kam, wurden sie mit schweren Verlusten überwältigt. Es entsprach dem nunmehrigen Einvernehmen zwischen Papst und Kaiser, wenn dieser Arnold von Brescia, der auf der Flucht in der Campagna in seine Hände gefallen war, an Hadrian ausliefern ließ. Der Unglückliche wurde als Ketzer verbrannt, seine Asche in den Tiber gestreut. Der kühne Reformator war zu früh gekommen. Der Sommerhitze und Malaria wegen verlegte Friedrich bald nach der Krönung sein Quartier ins Gebirge, dann zog er nordwärts ab. Unterwegs wurde Spoleto, weil es das Fodrum nicht in der geforderten Höhe geleistet hatte, erstürmt und geplündert (25. Juli). In Ancona entließ der Kaiser sein Heer, um selbst über Verona den Brenner zu erreichen. Nur die Verwegenheit aber, mit welcher der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach und seine bayerischen Alpensteiger das über dem engen Etschpaß hängende Schloß erklommen und stürmten, öffnete dem Kaiser den Weg. Als greifbares Ergebnis seines ersten Römerzuges brachte Friedrich neben der Kaiserkrone nur die unbedingte Anerkennung des Wormser Konkordats und damit die gesicherte Verbindung der deutschen Kirche mit dem Königtume nach Hause.

Ausgleich mit den Welfen. Unmittelbar nach seiner Rückkehr übertrug er im Oktober 1155 Bayern wirklich an Heinrich den Löwen, und im September
1156. 1156 verzichtete auf einem Reichstage in Regensburg Heinrich Jasomirgott von Österreich auf jenes Herzogtum, indem er als Symbole der Belehnung dem Kaiser sieben Fahnenlanzen zurückgab. Dafür erhielt er mit zwei Fahnen die Mark Österreich mit den seit alters dazu gehörigen (drei) Grafschaften, etwa dem heutigen

Oberösterreich ob der Enns, als Herzogtum zurück, das im Hause der Babenberger künftig auch in der weiblichen Linie erblich sein sollte. Zugleich wurde die Reichspflicht des nunmehrigen Herzogs von Österreich auf den Besuch der in Bayern stattfindenden Reichstage und auf die Teilnahme an den in die Nachbarländer Österreichs sich richtenden Heerfahrten des Königs beschränkt und der Herzog mit der alleinigen Gerichtshoheit im Lande ausgestattet, somit eine geschlossene Landeshoheit hier geschaffen, wie sie sonst in Deutschland nirgends bestand. Es waren schwere Opfer, die gebracht wurden, um die welfischen Ansprüche zu befriedigen. Denn dieser Vertrag vom 17. September 1156, das sogenannte Privilegium minus, spaltete nicht nur den bayerischen Stamm für immer auseinander, sondern stellte vor allem sein schönes österreichisches Kolonialland schon halb außerhalb des Reiches und bereitete so seine künftige Sonderung vor. Es war eine verhängnisvolle Folge der unnatürlichen Lage, daß der König nicht zugleich der mächtigste Territorialherr des Reiches oder dieser nicht der König war.

Böhmen und Polen. Nicht die gleiche Bedeutung hatte es, wenn am 10. Januar 1158 ebenfalls in Regensburg der Herzog Wladislaw von Böhmen für 1158.
seine Person zum König erhoben wurde, um seine Beihilfe für den Römerzug zu gewinnen. Andrerseits gelang es nicht, die gelockerte Abhängigkeit Polens wieder fester zu begründen. Nach Konrads III. mißlungenem Feldzuge (s. S. 301) hatte sich Boleslaw IV. als Großherzog behauptet; doch in seiner Verbannung auf deutschem Boden hatte Wladyslaw Friedrichs I. Gunst sich erworben und sich 1153 oder 1154 mit Christine, einer Tochter Albrechts des Bären, vermählt. Um ihn wieder zurückzuführen, unternahm Friedrich im August 1157 von Halle aus einen Feld- 1157.
zug gegen Polen und drang wirklich bis in die Nähe von Posen vor. Hier mußte Boleslaw IV. versprechen, auf dem Reichstage von Magdeburg sich gegen die über ihn erhobenen Klagen zu verantworten und am nächsten Römerzuge teilzunehmen. Indes kam dieser Vertrag nicht zur Ausführung. Wichtiger wurde eine Verwendung Friedrichs nach dem Tode Wladyslaws 1163, denn durch sie 1163.
erreichte er die Abtretung Schlesiens an dessen in Deutschland geborene und erzogene drei Söhne und bereitete somit die Trennung des Landes von Polen, seine Erwerbung für Deutschland vor.

Italienische Pläne Friedrichs. Je größere Zugeständnisse der Kaiser zu gunsten der Welfen in Deutschland zunächst hatte machen müssen, je schmaler also die Grundlage noch war, auf der diesseits der Alpen sein Königtum stand, desto mehr sah er sich gedrängt, ihm in Italien einen breiteren Boden zu verschaffen. Nur hier konnte das gelingen. Denn das römische Kaiserrecht, als dessen Vertreter sich Friedrich betrachtete, legte die gesamte Gesetzgebung allein in die Hände des Monarchen, erkannte das Gewohnheitsrecht, auf dem die lombardischen Gemeinden beruhten, nicht an und stellte zugleich den Kaiser frei über die Kirche. Nicht Deutsche, sondern Italiener, die Juristen der Hochschule von Bologna, waren es, welche diese Mittel dem Kaiser zur Verfügung stellten, und er war sicher, in ihrer Anwendung von den italienischen Bischöfen unterstützt zu werden. Aber die eigentlich entscheidenden staatsmännischen und militärischen Kräfte lieferte ihm doch

Deutschland. In erster Linie stand ihm als sein Kanzler Rainald von Dassel zur Seite, ein geborner Sachse, erfüllt von den Ideen kaiserlicher Herrlichkeit im engsten Bunde mit der Reichskirche, welche die Leitung der allgemeinen Kirche führen und vor allem das Papsttum beherrschen sollte, zugleich ein Mann von vielseitiger und freier Bildung, scharfsinnig, beredt, gewandt, und im Besitz des vollsten Vertrauens seines kaiserlichen Herrn, mit dem er wie ein Freund verkehrte. Neben ihm stand als das beste Schwert des deutschen Heeres der treue Pfalzgraf Otto von Wittelsbach.

Der zweite Römerzug; erste Unterwerfung Mailands. Diese beiden Männer waren es, welche als Kommissare des Kaisers nach Italien vorausgingen, als die deutschen Fürsten im März 1157 den Zug gegen Mailand auf
1158 Pfingsten 1158 beschlossen hatten, da dies inzwischen Tortona wieder hergestellt und Lodi völlig zerstört hatte. Sie gewannen Verona, trafen in Cremona mit den Erzbischöfen von Mailand und Ravenna und 15 anderen lombardischen Bischöfen zusammen und wandten sich dann durch die Romagna und Emilia nach Ancona, wo griechische Kommissare damit beschäftigt waren, die Umgegend für Byzanz zu gewinnen. Die Deutschen schreckten sie durch entschlossenes Auftreten zurück und nahmen dann in Modena Quartier. Inzwischen sammelten sich die deutschen Aufgebote zu Pfingsten 1158 um Augsburg, der Kern der deutschen Wehrkraft aus allen Herzogtümern, „eine starke Mannschaft, unverzagt gegenüber den Stürmen des Krieges". Heinrich von Österreich und Heinrich von Kärnten stiegen durch die Ostalpen nach Friaul hinab, Berthold von Zähringen und die Lothringer kamen über den großen St. Bernhard, die Franken und Schwaben über den Splügen, der Kaiser selbst mit Herzog Friedrich von Schwaben, Konrad von der Pfalz, dem König von Böhmen, den Erzbischöfen Friedrich von Köln und Arnold von Mainz ging über den Brenner. Brescia ergab sich einem stürmischen Angriff der Böhmen; dann verkündete der Kaiser den Zug gegen Mailand und sprach die Acht über die Stadt aus. In unwiderstehlichem Anlauf überschwemmten darauf die kaiserlichen Truppen das Mailändische Gebiet. Böhmische Reiter durchschwammen die hochangeschwollene, reißende Adda, und so verwegen jagte Graf Eckbert von Pütten mit seinen 1000 Reitern bis dicht an die Thore von Mailand, daß er, von Übermacht angegriffen, dort erlag und selbst wie ein Löwe fechtend fiel, der letzte seines Stammes. Am 27. Juli standen die Kaiserlichen vor der Stadt, mit dem lombardischen Zuzug 100,000 Mann stark. Unter zahlreichen Ausfallsgefechten, bei denen Mailänder und Deutsche durch glänzende Tapferkeit, die Lombarden mehr durch Grausamkeit und schonungslose Verheerung der reich angebauten Umgebung sich auszeichneten, wurde die Stadt endlich so eng umschlossen, daß Hungersnot sie am 7. September zur Übergabe zwang. Sie versprach Lodi und Como als freie Städte anzuerkennen, trat die ganze Nordhälfte ihres Gebietes ab, verzichtete auf sämtliche Regalien (Zoll, Münzrecht, Geleitsrecht u. a.), errichtete eine kaiserliche Pfalz in ihren Mauern, ließ ihre gesamte männliche Bevölkerung den Treueid leisten, unterwarf die Wahl ihrer Konsuln künftig kaiserlicher Bestätigung, zahlte endlich eine starke Brand-

schatzung und stellte Geiseln. „Unter Krone" (im Königsschmuck) zog Friedrich darauf in Mailand ein und ließ sein kaiserliches Banner auf dem Dome aufrichten. Die mailändische Macht war zertrümmert, Lodi wurde als kaiserliche Pfalzstadt neu aufgebaut, Como durch deutsche Burgen gedeckt. Es war der erste durchschlagende Erfolg des Kaisers in Italien.

Die Roncalischen Beschlüsse. Doch er wollte mehr und wollte zuviel. Für den November 1158 berief er den deutsch-italienischen Reichstag nach den 1158. Roncalischen Feldern. Nachdem er hier mehrere Tage hindurch mit einigen Fürsten und Bischöfen vertraulich beraten hatte, erklärte er am 14. November vor großer Versammlung in deutscher Sprache seine Absicht, die früheren, im Laufe der Zeit dem Reiche entfremdeten Rechte ihrem vollen Umfange nach wiederherzustellen. Nach langer, lebhafter Debatte, die bis in die Nacht hinein währte, verkündete dann der Erzbischof von Mailand als Beschluß der Versammlung, dem Kaiser gebühre auf Grund des römischen Rechtes die Gesetzgebung allein. Kraft desselben stellten dann vier Rechtsgelehrte von Bologna und 28 italienische Stadtrichter im einzelnen die Rechte des Kaisers fest. Demnach verzichteten die Fürsten, Bischöfe und Städte auf alle Regalien, sowohl auf die eigentlichen Herrschaftsrechte wie auf die nutzbaren Hoheitsrechte. Nur diejenigen, die imstande waren, die Erwerbung solcher Rechte durch kaiserliche Verleihungen nachzuweisen, blieben in ihrem Besitz; alle anderen Rechte nahm der Kaiser an das Reich zurück, so daß ihm aus ihren Erträgen die für jene Zeiten ungeheure Summe von 30,000 Pfund Silber jährlich zufloß. Ein weiteres Gesetz ordnete das Lehnswesen im italienischen Reiche, indem es, um die kriegerische Leistungsfähigkeit zu sichern, die Lehnspflicht verschärfte und bei jedem Lehnseide die Verpflichtung gegen den Kaiser vorzubehalten befahl; ein drittes ordnete einen allgemeinen und dauernden Landfrieden an, setzte schwere Strafen auf jede Verletzung desselben und verbot als solche alle Eidgenossenschaften in den Städten und zwischen einzelnen Städten. Es war ein Restaurationswerk im größten Stile, das diese Roncalischen Beschlüsse beabsichtigten, keineswegs zu gunsten der vernichteten obrigkeitlichen Gewalt der Bischöfe, an deren Wiederherstellung Friedrich in Italien nicht denken konnte, weil er hier auf ihre Bestellung wenig Einfluß mehr hatte (s. S. 292), sondern zur Einrichtung einer unmittelbar vom Kaiser abhängigen Regierung durch weltliche Beamte.

Bruch mit Mailand; Belagerung von Crema. Dementsprechend entsandte er mit dem Anfange d. J. 1159 seine Gewaltboten durch das Land, um 1159. in den Städten an Stelle der freigewählten Konsuln kaiserliche Beamte einzusetzen, die nach dem Vorgange Bolognas und romagnolischer Städte mit dem Titel Podesta oder Rektor bezeichnet wurden; neben ihnen sollten ständige königliche Missi die Regalien verwalten. Die Städte fügten sich alle. Nur als Otto von Wittelsbach und der Kanzler Rainald zu gleichem Zwecke in Mailand erschienen, berief sich die Stadt auf den Vertrag vom September 1158, der ihr die freie Wahl ihrer Konsuln zugestanden habe, und so groß war die Aufregung der Massen, daß die beiden Kommissare, obwohl der mailändische Adel zu vermitteln suchte,

die Stadt wieder verließen. Mit Mühe gelang es den italienischen Großen, den erzürnten Kaiser zur Vorladung der Mailänder nach Marengo zu bestimmen; da aber ihr Auftreten daselbst keineswegs versöhnlich war und sie zu den ihnen noch gesetzten Terminen überhaupt nicht erschienen, so verhing der Kaiser die Acht über
1159. die Stadt (16. April 1159) und zog die lombardischen Aufgebote um Piacenza zusammen, mußte sich aber zunächst mit Verheerungszügen durch das Mailändische begnügen. Erst als die deutschen Zuzüge, die er sofort herbeigerufen hatte, eintrafen, mit ihnen auch Heinrich der Löwe und Welf, konnte er an ernstere Unternehmungen denken. Sein erster Stoß traf das kleine Crema, die treue Verbündete Mailands, seitdem sich die Stadt von Cremona unabhängig gemacht hatte. Seit dem Juli eingeschlossen, setzte jedoch die tapfere Bürgerschaft den gewaltigen gepanzerten Streittürmen und riesigen Schleudern des Kaisers einen wahrhaft heldenmütigen Widerstand entgegen und ergab sich erst, als jede Hoffnung ver-
1160. schwunden war, gegen freien Abzug mit Weib und Kind am 26. Januar 1160. Die geräumte Stadt wurde geplündert und angezündet.

Doch noch ehe der Kaiser gegen Mailand selbst vorgehen konnte, erstand ihm ein neuer Feind: der Kampf mit dem Papsttume brach wieder aus.

Der Bruch mit dem Papsttume. Er hatte seit Jahren gedroht. Schon auf dem glänzenden burgundischen Reichstage von Besançon im Oktober 1157 erregte der stolze Ton eines päpstlichen Schreibens, das die Kardinäle Roland und Bernhard überbrachten, Anstoß und noch mehr der Vorwurf, den es wegen der unbestraft gebliebenen Gefangennahme des durchreisenden Erzbischofs von Lund durch burgundische Edle gegen den Kaiser richtete, der sich solchergestalt der päpstlichen beneficia unwürdig gezeigt habe, zumal der Kanzler Rainald, der es verdeutschte, jenes Wort nicht mit „Wohltaten", sondern nach mittelalterlichem Sprachgebrauch mit „Lehen" übersetzte. Als vollends Roland den Aufgeregten keck die Frage entgegenwarf: „Von wem hat denn der Kaiser das Reich, wenn nicht vom Papste?", da schützte nur das rasche Dazwischentreten Friedrichs selbst den Kardinal vor dem gezogenen Schwerte Ottos von Wittelsbach. Aber die päpstlichen Gesandten wies er allerdings zu sofortiger Rückkehr nach Rom an und verwahrte sich durch amtliche Schreiben im ganzen Reiche entschieden gegen Rolands Anschauung. Noch gelang es der Vermittelungspartei in Rom, Hadrian IV. zu einer harmlosen Auslegung des anstößigen Ausdrucks zu bewegen; da der Papst aber trotzdem die Entfernung des Kanzlers Rainald verlangte, so richteten die deutschen Bischöfe ein gemeinsames Schreiben an ihn, worin sie sich durchaus auf des Kaisers Seite stellten, was nun die beabsichtigte Wirkung that.

Der Streit schien beigelegt, aber die Spannung blieb und wurde noch verschärft, als der Bruch mit Mailand Friedrichs Lage schwieriger machte. Was nun Hadrian IV. forderte: Aufhebung des Lehnseides der italienischen Bischöfe, Verzicht des Kaisers auf alle Regalien in Rom wie auf die Einkünfte der Mathildischen Güter, von Spoleto, Sardinien, Corsika u. a. m., war ein so direkter Angriff auf die ganze Stellung des Kaisertums in Italien, daß die folgenden Verhandlungen den Gegensatz kaum mildern konnten, und schon war der Bruch

nahe, als der Tod Hadrians IV. am 1. September 1159 neue Friedenshoffnungen 1159.
erweckte. Aber aus der erregten Wahlhandlung (Conclave) vom 5. bis 7. September ging neue Zwietracht hervor. Denn während sich die friedlich gesinnte Minderheit für den Cardinal Octavianus entschied, sprach sich die Mehrheit für Roland aus. Nach einigem Zögern wurde dieser am 20. September als Alexander III. in Nimsa geweiht, jener erst am 4. Oktober als Victor IV. in Segni. Denn Roms wirklich mächtig war keiner von beiden, obwohl die Mehrheit der Gemeinde und der Geistlichkeit an Victor IV. festhielt.

Nach dem Beispiele seiner Vorfahren beschloß der Kaiser den Streit durch ein Concil zu schlichten. Er berief dazu für Anfang Februar 1160 alle abend- 1160.
ländischen Bischöfe nach Pavia und lud auch beide Päpste dazu ein. Thatsächlich erschienen nur Prälaten aus Deutschland, Italien und Burgund, im ganzen etwa 50, von Frankreich und England nur Gesandte, von den Päpsten nur Victor IV., sein Gegner nicht, da er das Concil überhaupt nicht als zuständig anerkannte. So fiel schon am 11. Februar die Entscheidung für Victor IV., am nächsten Tage wurde gegen Alexander III. der Bann ausgesprochen.

Das Ergebnis war in erster Linie ein Werk des Kanzlers Rainald; aber schwieriger als diese Entscheidung durchzusetzen war es, sie überall zur Anerkennung zu bringen; denn in ihr lag der Anspruch der Reichskirche auf die Führung der allgemeinen Kirche. Selbst in Deutschland fand Victor IV. heimliche und offene Gegner, unter diesen vor allen Eberhard von Salzburg. Wichtiger war es, daß sich der ganze, weitverzweigte, reichbegüterte Orden der Cistercienser für Alexander III. erklärte, denn „dessen unbesiegliche Stimme gab ihm (dem Papste) die größte Kraft“. Ihm war es zu danken, wenn Alexander III. allmählich in Frankreich, England, Spanien, Dänemark und im lateinischen Orient Anerkennung fand. Das entschied sich allerdings erst langsam; aber von Anfang an bewahrte Alexander die entschlossenste Haltung. Schon am 28. Februar sprach in Mailand sein Legat, am 24. März er selbst in Anagni den Bann über Kaiser Friedrich aus, obwohl eben damals der Kaiser seine Feinde in Ober-Italien binnen kürzester Frist vollständig niederwarf.

Die zweite Unterwerfung und die Zerstörung Mailands. Da er nach der Bezwingung Cremas die deutschen Truppen wieder nach Hause entlassen hatte und nur über lombardische Aufgebote verfügte, so erfochten allerdings zunächst die Mailänder bei Carcano unweit des Comersees am 9. August 1160 einen glänzenden Sieg. Doch im Frühjahr 1161 kamen starke Zuzüge aus Deutsch- 1161.
land an; mit ihnen gelang es Mantua und Piacenza, die sich aufgelehnt hatten, zu bezwingen und bis zum September auch das päpstliche Gebiet zu besetzen, so daß Alexander III. in Frankreich Zuflucht suchen mußte. Anfang 1162 begann 1162.
dann der Kaiser an der Spitze eines Heeres von 100,000 Mann zum zweitenmale die Einschließung Mailands und setzte seine Wurfmaschinen, Streittürme und Widder gegen die Mauern in Bewegung. Obwohl die Bürgerschaft den tapfersten Widerstand leistete, so war doch die dichtbevölkerte Stadt leichter durch Hunger zu bezwingen, als das kleine Crema; nach wenigen Wochen blieb ihr

nichts übrig als die Ergebung auf Gnade und Ungnade. Am 1. März beschworen die Konsuln die Kapitulation, am 4. überlieferten 300 Edle die Schlüssel der Thore und Burgen, am 6. endlich erschien die gesamte Bürgerschaft in ihren Abteilungen, um das Carroccio geschart, aber im Büßergewande und mit Stricken um den Hals, zum Zeichen, daß sie ihr Leben verwirkt habe. In langem Zuge, unter strömendem Regen bewegten sich diese Scharen an dem Kaiser vorüber, der auf hohem Throne saß, dann senkte sich der Baum des Carroccios vor ihm und mit eigner Hand strich er das Banner des heiligen Ambrosius. Den Wagen befahl er zu zertrümmern und blieb selbst unbewegt, als rings um ihn bei diesem Anblick Jammer und Wehklage erscholl.

Darauf räumten die Einwohner, nur mit dem Unentbehrlichsten versehen, die Stadt und wurden in vier offnen Flecken ihres Gebietes angesiedelt. Durch eine Bresche in der Mauer ritt am 26. März der Kaiser in Mailand ein, und überließ es dann der Plünderung und Zerstörung. Mauern, Türme und Häuser wurden niedergerissen, die Reste angezündet, die Reliquien der Kirchen hinweggeführt, wie damals nach Köln die Gebeine der heiligen drei Könige gelangten. Die alte, tausendjährige Hauptstadt des Polandes war vernichtet, eine furchtbare Maßregel, unerhört in der Geschichte des gesitteten Europa seit der Zerstörung von Korinth und Karthago und keineswegs in erster Linie ein Racheakt, sondern eine wohlberechnete Maßregel der staufischen Politik. Es galt offenbar die städtische Kultur der Lombarden, die den Deutschen unverständlich und widerwärtig war, an einem entscheidenden Punkte niederzuwerfen. Deshalb zwang man eine ganze große, doch zum guten Teile schon gewerb- und handeltreibende Bevölkerung wieder in die ländliche Beschäftigung und Kultur zurück und verpflichtete sie zu den schwersten Lieferungen, im ganzen zweier Drittel ihrer Bodenerzeugnisse, so daß diese Mailänder tief unter die hörigen Bauern der deutschen Pfalzen herabsanken. Ein Deutscher, Markward von Grumbach, war ihnen zum Podesta gesetzt, und Deutsche regierten fortan als Podestas überhaupt die meisten Lombardenstädte; nur einzelnen begünstigten waren freigewählte Konsuln gestattet, so Cremona, Pavia, Lodi, Ravenna. Die städtische Entwickelung Ober-Italiens war gelähmt, an ihrem wichtigsten Punkte ganz zerstört, die monarchische Gewalt des Kaisers über ihnen aufgerichtet. „Damals erhob sich gar sehr sein Mut und alle Königreiche der Erde zitterten bei seines Namens Schall."

Der dritte Römerzug. Aber in allzuschroffem Widerspruch stand doch dies System mit den Gewohnheiten und auch mit den wirklichen Bedürfnissen der Lombarden, als daß sie nicht den Versuch hätten machen sollen, sich ihm zu entwinden, zumal die kaiserlichen Podestas die Leistungen bald weit über das gesetzliche Maß hinaus steigerten und Klagen fruchtlos blieben. So schlossen schon i. J. 1163 Verona, Mantua, Padua, Treviso und Venedig den „Veroneser Bund" zur Wiederherstellung des alten Abgabesystems, nicht gegen die deutsche Herrschaft
1164. an sich. Da der Kaiser 1164 ohne deutsche Truppen über die Alpen kam, so blieb auch sein Angriff auf Verona (im Juni) mit lombardischen Aufgeboten vergeblich, und gar nicht vermochte er zu verhindern, daß Alexander III. in den

romanischen Ländern allmählich das Übergewicht gewann. Trotzdem hielt Rainald, der Hauptträger dieser ganzen Kirchenpolitik, an der leitenden Stellung der Reichskirche unbedingt fest, indem er auf der Synode von Dôle rund heraus erklärte, da Rom eine Stadt des Reiches sei, so stehe auch die Entscheidung über die Papstwahl allein den Prälaten des Reiches zu. Er setzte deshalb auch nach dem Tode Victors IV. in Lucca (20. April 1164) die sofortige Wahl eines neuen Papstes, Paschalis III., durch und gewann dann durch eine persönliche Verhandlung in Rouen im Frühjahr 1165 Heinrich II. von England, der mit Alexander III. wegen seines Streites mit Thomas Becket zerfallen war, und zwar nicht nur für Paschalis, sondern sogar für ein Bündnis mit Deutschland, das durch die Verlobung Heinrichs des Löwen mit Mathilde von England noch befestigt wurde. Kurz danach, auf dem Reichstage von Würzburg, im Mai 1165, gelang es dem Kanzler sogar, 1165.
die deutschen Fürsten und Bischöfe an seine Kirchenpolitik unwiderruflich zu binden; sie, wie auch der Kaiser selbst, leisteten den Eid, weder Roland noch einen anderen Papst seiner Partei jemals anzuerkennen, sondern für Paschalis III. einzustehen. Freilich gingen wenige ohne Vorbehalt soweit und manche fügten sich überhaupt nicht, wie Konrad von Wittelsbach, der Erzbischof von Mainz, und Konrad von Salzburg. Jener wurde darauf durch den Kanzler des Kaisers, Christian von Buch, ersetzt, der letztere 1166 geächtet, und über die Salzburger Güter zu gunsten der benachbarten Edelleute verfügt, die sich nun wie eine hungrige Meute auf das Erzstift warfen und es in die härteste Bedrängnis brachten. Die Cistercienser aber, überall die entschieendsten Parteigänger Alexanders, ließ der Kaiser aus seinen Reichen ausweisen, soweit sie nicht für den Gegenpapst sich erklärten.

Der vierte Römerzug. Und doch konnte er nicht verhindern, daß die römische Gemeinde sich für Alexander III. entschied und dieser am 23. November 1165 wieder in Rom einzog. Nur eine neue Romfahrt konnte ihn von dort vertreiben Im November 1166 setzten sich dazu die deutschen Heersäulen in Bewegung, im Januar 1167 verkündete der Kaiser in Lodi den Zug auf Rom. 1167.
Bereits aber sah er einen neuen Gegner vor sich, Kaiser Emanuel von Byzanz, der angesichts der gewaltigen Entwickelung der staufischen Politik mit raschem Parteiwechsel sich Sicilien näherte und mit echt byzantinischer Zähigkeit die alten Ansprüche auf Italien wieder aufnehmend, Alexander III. mit Geld unterstützte, Ancona aber mit Zustimmung der Einwohner als erste Basis weiteren Vorgehens besetzt hatte. Dem gegenüber gewann, während der Kaiser Ancona einschloß, Rainald Pisa, Christian von Mainz Genua. Jener blockierte dann Civita vecchia und setzte sich in Tusculum fest, wurde aber hier von 30,000 Römern eingeschlossen. Wenige Tage später kam Christian mit nur 1000 Reitern zu seinem Entsatz heran. Schon war er im Weichen vor der Übermacht, da brach Rainald, die Fahne in der Faust, aus der Stadt den Römern in den Rücken und die beiden Erzbischöfe erfochten einen glänzenden Sieg (29. Mai 1167). Inzwischen war auch der Kaiser, nachdem er Ancona zu Geiselstellung und Geldzahlung genötigt, vor Rom erschienen. Im heißen Kampfe erstürmten die Deutschen die Leostadt und während die Marienkirche in Flammen aufging, drang

Friedrich von Rotheuburg an der Spitze seiner tapfern Schwaben bis an den
1167. Hochaltar der Peterskirche vor (29. Juli). Da unterwarfen sich die ermatteten Römer, gelobten Treue, stellten Geiseln und gestanden dem Kaiser die Einsetzung des neuen Senats und des Präfekten zu. Alexander III. flüchtete nach Benevent, Paschalis III. aber krönte Friedrich und Beatrix in St. Peter. Abermals war die Herrschaft des Kaisers und der deutschen Kirche über Rom und das Papsttum durch die unverwüstliche kriegerische Leistungsfähigkeit der deutschen Vasallenschaften hergestellt.

Da kam über dies treue und schlachtenkühne Kriegsvolk eine Katastrophe, wie sie noch niemals ein deutsches Heer betroffen hatte. Am 3. August brach nach einem tropischen Regenguß, dem erstickende Schwüle folgte, das tückische Sumpffieber der römischen Campagna urplötzlich und mit unerhörter Gewalt im deutschen Lager aus. Schon am 6. August räumte Friedrich die verpestete Stätte und ging eilig nach dem Norden zurück. Er bezeichnete seinen Weg mit Leichen. Am 14. August starb Rainald von Dassel, am 19. der jugendliche Friedrich von Rothenburg. Bis zur Ankunft in der Lombardei zählte man 20,000 Tote, darunter 2000 Ritter und 9 Bischöfe. Als der Kaiser am 12. September in Pavia eintraf, war sein Heer vernichtet.

Der Lombardische Städtebund. Doch nicht nur sein Heer, sein ganzes System war in der Lombardei bereits früher zusammengebrochen. Schon am 7. April 1167 traten im Kloster La Pontida zwischen Mailand und Bergamo die Abgeordneten von Cremona, Brescia, Mantua, Ferrara und einigen anderen Gemeinden zur Stiftung des Lombardischen Städtebundes zusammen, allerdings „unbeschadet der Treue gegen den Kaiser", aber doch zu gemeinsamer Abwehr neuer Unbilden von seiten des Kaisers oder seiner Beamten, und zur Wiederherstellung Mailands. Schon am 27. April führten ihre bewaffneten Mannschaften die Mailänder in ihre Stadt zurück, im Mai wurde auch Lodi zum Anschluß gezwungen. Das geschah also mehrere Monate vor der römischen Katastrophe, wesentlich wie es scheint auf Antrieb Cremonas, das sich aus noch unbekannten Gründen damals vom Kaiser abwandte. Seines Heeres beraubt, mußte Friedrich I. sich zunächst damit begnügen, am 21. September die Acht gegen die Bundesstädte (mit Ausnahme von Lodi und Cremona) zu schleudern und das Gebiet von Mailand und Piacenza zu verwüsten. Aber am 1. December erneuerten die Städte, jetzt 16, ihren Bund und stellten ihn unter die Leitung jährlich wechselnder „Rektoren". Es blieb dem Kaiser nichts übrig, als über die Alpen zurückzugehen, auf der einzig für ihn noch offenen Straße über den Mont Cénis, und auch hier rettete ihn in Susa nur die aufopfernde Treue Hartmanns von Siebeneichen vor einem Mord-
1168. anschlage der Bürger (Frühjahr 1168).

Ausbau der staufischen Machtstellung in Deutschland. Von seinem Ziele in Italien weit zurückgeworfen und im wesentlichen wieder auf seine deutschen Mittel beschränkt, wandte Friedrich jetzt wie schon früher ihrer Ausbildung planmäßige Sorgfalt zu, um so mehr, als die Macht Heinrichs des Löwen der staufischen Hausmacht weit überlegen war. Das Herzogtum Schwaben, das er

nach dem Tode seines Neffen Friedrich von Rothenburg i. J. 1168 mit samt dessen ausgedehnten fränkischen Allodien wieder selbst übernahm, bot ihm insofern eine besonders günstige Grundlage, als es, abgesehen von dem oberrheinischen Tieflande, nur wenig von geistlichen Immunitäten durchsetzt war. Und auch auf diese sicherte sich der König dadurch den maßgebenden Einfluß, daß er sich selbst wie seinen Söhnen gegen den bisherigen Brauch zahlreiche Kirchenlehen übertragen ließ. Dazu erwarb er durch Kauf oder Erbschaft die Besitzungen einer ganzen Reihe schwäbischer Grafengeschlechter um den Bodensee und eröffnete sich die glänzenden Aussichten auf die reichen welfischen Allodien zwischen Iller und Lech, indem er in kluger Freigebigkeit den verschwenderischen Hofhalt seines Oheims Welf († 1191) durch reiche Vorschüsse unterstützte, während Heinrich der Löwe ihm solche zum Ärger des lebenslustigen Herrn verweigerte. Durch die Ehe mit Adela von Vohburg gewann er das Egerland, durch seine zweite Vermählung mit Beatrix von Burgund i. J. 1156, der Erbtochter des damals schon verstorbenen Pfalzgrafen Rainald, die Pfalzgrafschaft Burgund (Freigrafschaft, Franche Comté) und damit die freie Verfügung über eine Lehensmannschaft von 5000 Rittern. Während er dies Gebiet seinem Sohne Otto überwies, hatte er schon i. J. 1156 nach dem Tode des Pfalzgrafen Hermann von Stahleck die fränkische Pfalzgrafschaft seinem jüngeren Bruder Konrad übertragen.

Das Kernland dieser staufischen Macht war die oberrheinische Tiefebene, zwischen Wasgau und Hardt, Schwarzwald und Odenwald, der gesegnetste Strich Deutschlands, sein ältester Kulturboden seit der Römerzeit. „Fruchtbar an Getreide und Wein, wild- und fischreich" vermochte sie den königlichen Hof am längsten zu erhalten. Hier hat deshalb auch Friedrich das System der Pfalzen und ihrer Naturalwirtschaft planmäßig vervollständigt. Als Centralsitz der Verwaltung errichtete er die Pfalz Hagenau, er baute den festen Trifels an der Hardt, Kaiserslautern mit Wildpark und Weihern, weiter im Norden an der Verbindungsstraße nach Hessen Gelnhausen, er stellte das Karolingische Ingelheim wie auch Nymwegen stattlich wieder her, er rundete seinen Besitz noch mehr ab, indem er 1158 die Pfalz Baden mit 100 Dienstmannen und 500 Gütern von Heinrich dem Löwen, dem sie seine erste Gemahlin Clementine von Zähringen zugebracht hatte, gegen die Domänen am Harze mit Ausnahme Goslars und seiner Bergwerke eintauschte. In engster Verbindung mit diesen Königspfalzen entwickelten sich die Bistümer der Rheinebene, und da nun die Verwaltung beider in den Händen der Ministerialen lag, so stieg deren Bedeutung für die staufische Politik immer höher, damit aber auch ihre eigene Geltung wie ihr Selbstgefühl, so daß allmählich bestimmte Geschlechter hervortraten, die sich nach ihren Sitzen nannten, die von Anweiler, Bolanden, Lautern, Scharfenberg u. a. m. Die Krönung des vierjährigen Heinrich (VI.) zum König am 15. August 1169 gab dieser Stellung Friedrichs einen noch festeren Halt.

Alexander III. und der Lombardenbund. Doch die italienischen Verhältnisse verlor der Kaiser deshalb nicht aus dem Auge. Sie hatten sich für ihn keineswegs günstig gestaltet. Im Mai 1168 hatten die verbündeten Lombarden-

städte ein neues festes Bollwerk sich geschaffen, die Stadt Alessandria am Tanaro; im nächsten Jahre hatten sich ihnen auf dem Bundestage von Cremona (Oktober 1169) auch die Städte der Romagna und der Marken (um Ancona) angeschlossen, endlich selbst Pavia, so daß der Bund jetzt 36 Städte zählte. Seine engen Beziehungen zu Alexander III., wie sie sich auch in der Benennung Alessandrias aussprechen, verschärften noch den Gegensatz zwischen diesem Papste und dem Kaiser, so daß dieser nach dem Tode Paschalis' III. am 20. September 1168 wieder einen neuen Papst in der Person Calixtus' III. aufstellte. Dem gegenüber gewann allerdings auch in der deutschen Kirche die vermittelnde Partei allmählich Boden, denn die Aussicht, einen kaiserlichen Papst zur allgemeinen Anerkennung zu bringen, schwand sichtlich dahin. Freilich war die Lösung des Konfliktes auch außerordentlich schwierig sowohl wegen jener eidlichen Verpflichtung von Würzburg und der vielen seit 1159 von den kaiserlichen Päpsten geweihten Bischöfe, die der Kaiser nicht fallen lassen konnte, als auch wegen der Verbindung Alexanders mit den Lombarden, gegenüber denen das kaiserliche Ansehen doch zur Geltung gebracht werden mußte. In seiner Herstellung lag also zur einen Hälfte die Lösung des großen Gegensatzes.

1171. Der fünfte Römerzug. Um sie anzubahnen, ging gegen Ende d. J. 1171 als kaiserlicher Generallegat der Erzbischof Christian von Mainz nach Italien, einer der merkwürdigsten Charakterköpfe dieser Zeit, durchaus weltlich, prachtliebend, sprachenkundig, kriegerisch. Fühlte er sich doch am wohlsten, wenn er hoch zu Roß, den veilchenblauen Waffenrock über dem Kettenpanzer, den vergoldeten Helm auf dem Haupte, die dreikantige Streitkeule in der Eisenfaust, auf die Feinde losstürmte. Seine nächste Aufgabe war die Abwehr der Byzantiner. Gegen sie gewann er Genua und vor allem Venedig, das damals mit Byzanz in Handelsstreitigkeiten geraten war, trieb aber freilich dadurch Genuas alte Nebenbuhlerin Pisa auf die Seite des Lombardenbundes. Das Unternehmen gegen die Vormauer der byzantinischen Macht, Ancona, mißlang allerdings, da nach sechsmonatlicher Belagerung ein mittelitalienisches Heer Entsatz brachte (1173); dafür stellte der Generallegat die kaiserliche Gewalt in Tuscien und in der Romagna wieder her und sicherte das Mathildische Erbe.

Die Niederwerfung der Lombarden hatte Friedrich sich persönlich vorbehalten.
1174 Im Herbst 1174 überschritt er den Mont Cénis mit 8000 deutschen Rittern, dazu Böhmen und brabantischen Söldnern, nahm und zerstörte Susa zur Rache für den Mordanschlag von 1168, dann Asti, die erste Bundesstadt, worauf Pavia und Como sofort wieder zu ihm übertraten, und lagerte sich endlich vor dem starken Alessandria. Allein die äußersten Anstrengungen von beiden Seiten hielten sich den ganzen Winter hindurch die Wage, auch bei einem letzten, all-
1175. gemeinen Sturm (10. April 1175), so lange, bis ein lombardisches Entsatzheer heranzog. Da gab der Kaiser die Belagerung auf, indem er alle seine Maschinen verbrannte, und ging den Feinden entgegen. Doch beide scheuten die letzte Entscheidung durch das Schwert und so kam nach kurzen Verhandlungen in Montebello ein vorläufiger Friede zustande. Der Kaiser sicherte den Lombarden zu,

daß die Streitfragen nicht durch seinen Machtspruch, sondern durch ein Schiedsgericht aus beiden Parteien erledigt werden sollten, hob die Acht auf und gewährte den Lombarden den Friedenskuß (17. April 1175); Alessandria erhielt einen Waffenstillstand. Kam der endgültige Friede nicht bis Mitte Mai zustande, dann stand den Konsuln von Cremona der letzte Spruch zu. Darauf senkte das lombardische Heer seine Fahnen vor dem Kaiser und löste sich auf, auch die deutschen Truppen wurden entlassen.

Der Bruch zwischen Friedrich I. und Heinrich dem Löwen. So schien alles auf friedlichen Weg geleitet, als der Widerspruch der Mehrheit der Lombardenstädte gegen die von Cremona vorgeschlagenen Grundlagen des Friedens (Herstellung des Zustandes wie unter Heinrich V. und Auflösung von Alessandria) das Werk zum Scheitern brachte und dem Kaiser nochmals das Schwert in die Hand gab. Wieder rief er seine deutschen Vasallen herbei; da kam ihm die Nachricht, daß der mächtigste derselben, Heinrich der Löwe, auf dessen Unterstützung die ganze staufische Politik seit Friedrichs Regierungsantritt wesentlich beruhte, die Heeresfolge weigere. Die Sache war so wichtig, daß der Kaiser sich zu einer persönlichen Zusammenkunft mit dem Herzog entschloß, entweder in Partenkirchen am Wege nach Augsburg oder in Chiavenna (Cläven) am Aufstieg zum Splügen, in ersterem Falle auf bayerischem, also welfischem, in letzterem auf schwäbischem, also hohenstaufischem Boden. In dem richtigen Gefühle, daß an diesem verhängnisvollen Tage über die Lombardei wie über das ganze Schicksal des welfischen Hauses die Würfel gefallen sind, hat die Volkssage jene Begegnung so bunt ausgeschmückt, daß die eigentlichen Vorgänge im einzelnen sich nicht mehr erkennen lassen. Jedenfalls weigerte sich der Herzog entschieden, seine Heerespflicht persönlich zu leisten, da er auf früheren italienischen und anderen Feldzügen „zum Greise herabgekommen" sei (er zählte damals 47 Jahre und ist 66 Jahre alt geworden); nur mit Geld und anderen Mitteln wollte er den Kaiser unterstützen. Die wahren Gründe lagen aber in den Verhältnissen Sachsens, die ihm eine längere Abwesenheit als unmöglich erscheinen ließen, und in der Abneigung, noch weiter die staufische Politik zu unterstützen, deren Sieg in Italien das Königtum auch seinen deutschen Vasallen gegenüber weit sicherer gestellt hätte. Der Fußfall des Kaisers vor dem Herzog ist nach mittelalterlichen Vorgängen nicht unmöglich, aber doch auch nicht sicher bezeugt. Genug, Friedrich kehrte ohne welfische Unterstützung nach der Lombardi zurück.

1176.

Die Schlacht bei Legnano. Anfang Mai vereinigte er seine deutschen Zuzüge namentlich von Magdeburg und Köln mit den Comesen bei Bellinzona und marschierte dann auf der Straße von Como nach Mailand südwärts, um mit den Pavesen zusammenzutreffen. Da traten ihm am 29. Mai 1176 bei Legnano, halbwegs zwischen beiden Städten, die Lombarden in den Weg, angeblich in der Stärke von 100,000 Mann, jedenfalls dem Kaiser weit überlegen, der außer dem Aufgebot von Como nur über 2000 deutsche Ritter verfügte. Er wünschte deshalb die Schlacht zu vermeiden, doch der stürmische Angriff seines Vortrabs auf die Lombarden zwang sie ihm auf. Anfangs ging alles gut. Seine

Geschwader warfen wie immer alles vor sich nieder, bis sie auf eine festgeschlossene Masse mailändischen Fußvolks stießen, die Schar des Carroccio. An ihrem Speerrechen prallten die Stöße der deutschen Reiter ab, und als nun der Bannerträger des Kaisers fiel, der Kaiser selbst mit dem Rosse stürzte und verschwand, da verloren seine Scharen die Haltung und ergossen sich in aufgelöster Flucht über das Blachfeld nach dem Ticino hin. Ihr ganzes Lager, das Reichsbanner und zahlreiche Gefangene blieben in den Händen der Lombarden. Friedrich galt in Pavia mehrere Tage hindurch für tot, doch langte er endlich wohlbehalten dort an.

Der Friede von Venedig. Militärisch betrachtet ist unter die großen Schlachten die von Legnano kaum zu rechnen, aber zu den entscheidenden gehört sie allerdings. Denn der moralische Eindruck mußte ein außerordentlicher sein, auch auf den Kaiser. Es war doch unerhört, daß ein deutsches Vasallenheer von lombardischen Stadtmilizen im offenen Felde geschlagen wurde. Die gewaltsame Unterwerfung dieser waffenstarken Gemeinden muß ihm jetzt unmöglich erschienen sein, er entschloß sich also, seine Politik in andere Bahnen zu lenken, aber er entwickelte dabei eine staatsmännische Kunst, die den Gegnern die Früchte ihres Sieges zur guten Hälfte entwand und von den politischen Zielen des Kaisers wenig preisgab. Denn es gelang ihm, seine Feinde zu trennen und mit dem gefährlichsten, Papst Alexander III., sich am ehesten zu verständigen. Es waren deutsche Bischöfe, Christian von Mainz und Wichmann von Magdeburg, die im Herbst 1176 zu Anagni die Grundlagen dieser Vereinbarung feststellten. Calixtus III. wurde aufgegeben; der Kaiser, die Kaiserin und König Heinrich schwuren, zu Alexander III. in dasselbe Verhältnis zu treten, in dem ihre Vorfahren zu den Päpsten gestanden hatten, und die weggenommenen Kirchengüter zu räumen, sowie die Mathildischen Besitzungen, die dann indes der Kaiser auf 15 Jahre zu Lehen erhielt. Dagegen versprach der Papst, die von den kaiserlichen Päpsten in Deutschland geweihten Bischöfe mit zwei Ausnahmen anzuerkennen. Die weiteren Verhandlungen, auch mit den Lombarden, wurden zu Ferrara geführt, dann nach Venedig verlegt. Da hier die Lombarden mehr forderten, als der Vertragsentwurf von Montebello ihnen in Aussicht gestellt hatte, nämlich den Zustand unter Heinrich IV., so ließ Alexander III. diese Bundesgenossen fallen und bot dem Kaiser den Frieden allein mit der Kirche an. Gedrängt von den deutschen Bischöfen, ging Friedrich
1177. darauf ein. Am 23. Juli 1177 begab er sich von Chioggia, wo er sich zuletzt aufgehalten, auf venezianischen Galeeren nach dem Lido und nahm hier im Nikolauskloster Quartier. Am nächsten Tage wurde er vom Banne gelöst, dann holten ihn der Doge Sebastiano Ziani und der Patriarch feierlich ein und geleiteten ihn über die Lagune nach der Stadt zur Piazzetta, auf welche schon seit beinahe 50 Jahren die beiden majestätischen Marmorsäulen herabschauten, die sie noch heute zieren. In der Vorhalle der Marcuskirche begrüßte ihn der Papst; der Kaiser, vor ihm niederknieend, küßte ihm die Füße und empfing von ihm den Friedenskuß und den Segen. Drei rote Porphyrplatten bezeichnen seitdem diese Stelle. Als der Papst nach dem feierlichen Hochamte wieder zu Rosse stieg, leistete ihm der Kaiser den Marschallsdienst. In einer vertraulichen Zusammenkunft am

26. Juli traten sich dann die beiden Häupter des Abendlandes auch persönlich nahe, beide einer des andern wert, auch der Papst maßvoll zugleich und entschieden und den Hohenstaufen ähnlich an gewinnender Liebenswürdigkeit. Endlich am 1. August 1177 wurde der Abschluß des Friedens von Venedig im Beisein beider im Hofe des Patriarchenpalastes feierlich verkündigt, wobei der Kaiser in deutscher Rede erklärte, daß er sich bisher mehr von der Gewalt als von der Gerechtigkeit habe leiten lassen. Dem Lombardenbunde somit allein gegenüber gewährte er ihm nur einen Waffenstillstand auf sechs Jahre, nicht den Frieden, und schloß zugleich mit Sicilien einen Stillstand auf 15 Jahre. Über Tuscien, Pisa, Genua, Pavia und Turin, überall glänzend aufgenommen, ging Friedrich darauf nach Burgund, ließ sich hier im Juli 1178 in Arles zum König krönen und betrat endlich im 1178. Oktober desselben Jahres wieder deutschen Boden.

Ergebnisse. Friedrich kam aus dem gewaltigen Kampfe gewiß nicht als Sieger zurück, aber auch keineswegs schlechthin als Besiegter. Er hatte allerdings nicht nur eine unhaltbar gewordene persönliche Stellung gegenüber Alexander III. aufgegeben, sondern auch den Grundgedanken Rainalds von Dassel, die Herrschaft der Reichskirche über das Papsttum herzustellen, wie sie etwa unter Heinrich III. bestanden hatte; aber er war damit eben nur wieder auf den Boden des Wormser Konkordats zurückgegangen und hatte doch die Anerkennung der „schismatischen" Bischöfe durchgesetzt, vor allem die enge Verbindung des Königtums mit dem Bistum durchaus behauptet. In dieser Beziehung hatte sich sein System als sturmfest erwiesen, denn mit verschwindenden Ausnahmen waren ihm die deutschen Bischöfe auch in den schwersten Tagen ebenso treu geblieben, wie die deutschen Laienfürsten. Welch ein Gegensatz also zu den Tagen Heinrichs IV., da ihr Abfall, nicht der Bannstrahl des Papstes das deutsche Königtum in Trümmer schlug! Den Lombarden aber hatte Friedrich überhaupt noch keinerlei Zugeständnis gemacht; vereinzelt, wie sie seit dem Frieden von Venedig waren, konnten sie vielleicht die Früchte ihres Sieges vollständig wieder verlieren.

Die Unterwerfung der slawischen Ostseelande. Während im Süden der Alpen die militärischen und politischen Kräfte der Nation an der Arbeit waren, um in Italien ein großes, selbständiges Machtgebiet für die Hohenstaufen zu schaffen, ohne noch zu einem endgültigen Ergebnis zu kommen, hatten sie sich gleichzeitig im Nordosten über die slawische Welt entladen, und da sie sich hier mit den wirtschaftlichen und kirchlichen Kräften im Bunde befanden, die in Italien ihnen feindlich gegenüberstanden, bereits dauernde und große Erfolge erzielt. Hatte in Italien das Kaisertum die Führung, so lag sie im Norden in den Händen der Landesfürsten, vor allem Heinrichs des Löwen, neben dem Adolf II. von Holstein, Albrecht der Bär von Brandenburg und die Fürsten des Hauses Wettin in Meißen doch erst in zweiter Linie stehen.

Eine gewaltige und hochstrebende Natur hat der große Welfe mit rücksichtsloser Konsequenz und eiserner Faust die baltischen Slawen seiner Herrschaft unterworfen. Anfangs durch seine Teilnahme an den Römerzügen Friedrichs in Anspruch genommen, begnügte sich Heinrich mit einer losen Abhängigkeit der Slawen.

Doch als diese während des 2. Römerzuges gegen ihr Versprechen ihre Raubfahrten wiederum nach den dänischen Inseln richteten, da unternahm er gegen sie
1160. i. J. 1160 den entscheidenden Feldzug. Bei der Verteidigung seiner Hauptfestung Wurle an der Warnow fiel der Obotritenfürst Niklot; seine Söhne Pribislaw und Wertislaw erhielten im Frieden nur das Gebiet von Wurle als Vasallen des Herzogs zurück; die Westhälfte des Obotritenlandes mit Schwerin und Mecklenburg (bei Wismar) wurde deutschen Vögten unterstellt. Sobald die beiden Wenden-
1162. fürsten an eine neue Erhebung dachten, überzog sie Heinrich im Winter 1162/63 abermals und zwang Wurle, wo sich Wertislaw eingeschlossen hatte, zur Übergabe, worauf auch Pribislaw huldigte. Als dieser im Februar 1164 wieder abfiel, kam die Rache über ihn. Im Sommer 1164 brach Heinrich mit Übermacht, begleitet von Albrecht dem Bären, Adolf von Holstein und anderen seiner Grafen, ins Land
1164. ein und erfocht am 6. Juli bei Verchen unweit Demmin über die Obotriten und die ihnen verbündeten Pommern den letzten entscheidenden Sieg, der ihm das Land bis zur Peene endgültig in die Hände lieferte. Er hätte auch Pommern erobert, wenn nicht die Nachricht von der Ankunft einer byzantinischen Gesandtschaft ihn nach Sachsen zurückgerufen hätte. Pribislaw setzte dann von Demmin aus den kleinen Krieg noch eine Weile fort; als ihm aber die pommerschen Fürsten aus Furcht vor der Rache des Löwen ihre Unterstützung entzogen, unterwarf er sich dem Herzog und erhielt, weil dieser damals (1166) mit den sächsischen Fürsten in schwere Streitigkeiten verwickelt war, die östliche Hälfte des Obotritenlandes mit der Hauptstadt Mecklenburg zurück, nach der er sich dann „Fürst von Mecklenburg" nannte. Doch hielt Heinrich auch diese halb unabhängigen Slawen so streng, daß es von ihnen hieß: „Der Herzog gebietet Frieden, und sie gehorchen, er befiehlt Krieg und sie sagen: „Da sind wir!" Der Westen blieb unter der Verwaltung der deutschen Grafen von Schwerin, Ratzeburg und Dannenberg, oder ging in den Besitz der neugegründeten Bistümer über. Ein Bündnis Heinrichs mit König Waldemar I. von Dänemark, der seinen Staat auf der festen Grundlage eines freien Bauernstandes wieder zu einer gewaltigen Seemacht erhob, sicherte ihm die neu errungene Stellung und gab zugleich den Dänen freie Hand gegen die noch unabhängigen baltischen Slawen; doch mußte sich der König verpflichten, die Tribute der etwa von ihm unterworfenen Völker mit dem Herzog zu teilen.

1168. So warfen sich im Sommer 1168 die Dänen auf Rügen, das damals mit dem gegenüberliegenden vorpommerschen Festlande bis zur Reckenitz unter der Herrschaft eines unabhängigen Fürstengeschlechtes vereinigt war, und nahmen nach hartnäckiger Gegenwehr die Tempelfestung Arkona mit Sturm. Das riesige Holzbild Swantewits wurde zerschlagen, der Tempel zerstört, an seiner Stelle aus dem Holze der Belagerungswerkzeuge die erste christliche Kirche der Insel erbaut und das Tempelgut eingezogen; die rügischen Fürsten erkannten die dänische Oberhoheit an. Als aber König Waldemar sich weigerte, dem Herzog die ihm zugestandene Hälfte des rügischen Tributs zu überlassen, da ließ der Welfe seine slawischen Piraten gegen die dänischen Inseln los und nötigte so den König dazu, ihm die Hälfte jenes Tributes, die Geiseln und die Beute von Arkona zu über-

lassen (24. Juni 1171). Die Verlobung des dänischen Thronfolgers mit Heinrichs Tochter Gertrud, der Witwe Friedrichs von Rothenburg, befestigte noch dies sächsisch-dänische Bündnis, und ein allgemeiner Friede herrschte seitdem auf der Ostsee, wie er noch niemals erlebt worden war. 1171.

Auch das westliche Pommern wurde in dieser Zeit schon einigermaßen in den deutschen Reichsverband hereingezogen; denn den Herzog Bogislaw von Stettin und Usedom erkannte der Kaiser i. J. 1170 als Reichsfürsten an. Dagegen entwickelte sich der östlichste Teil des Landes nach dem Weichselthale hin, Pommerellen, unter polnischer Hoheit zu einem Fürstentume mehr slawischen Charakters, als dessen erster Herr um 1170 Sambor (d. i. Swantibor) von Danzig (Gdanzk) genannt wird, der Stammvater des pommerellischen Fürstengeschlechtes.

Die Eroberung Brandenburgs. Langsamer vollzog sich die Eroberung des Binnenlandes von der Nordmark aus. Nach Pribislaws Tode (1150, s. S. 298) besetzte Albrecht der Bär dessen Hauptstadt und nannte sich fortan nach ihr Markgraf von Brandenburg. Noch einmal nahmen sie die Wenden durch Überfall wieder, aber bald danach gewann sie Albrecht mit Hilfe Wichmanns von Magdeburg für immer, vertrieb die Wenden aus der Stadt (1157) 1157. und sicherte seitdem die Ostgrenze an der Havel und Nuthe durch eine Reihe fester Burgen, wie Kremmen, Spandau, Potsdam u. a. Die Teilung der askanischen Besitzungen nach Albrechts Tode 1170 schwächte die Kraft des Hauses nicht, denn die jüngeren Brüder wurden mit den Allodien abgefunden, Bernhard, der jüngste, der von diesen einen Teil von Anhalt und das Land um Wittenberg erhalten, 1180 mit dem Herzogtum Sachsen belehnt, Brandenburg selbst blieb ungeteilt in den Händen Ottos I. (1170—1184) und wurde wahrscheinlich von ihm durch die Eroberung des Glien und des Landes Löwenberg zwischen Rhin und Havel vergrößert. Störender wirkte unter seinem Nachfolger Otto II. (1184 bis 1205) der lange Streit mit dem Erzbistum Magdeburg, der vorläufig damit beendigt wurde, daß die Askanier ihre Erbgüter in der Altmark, die Zauche und anderes vom Erzstift zu Lehen nahmen.

Die deutsche Kolonisation im Nordosten. Niemals aber würden solche kriegerische Erfolge eine dauernde Bedeutung für die Nation gewonnen haben, wären sie nicht durch die wirtschaftliche und kirchliche Arbeit fruchtbar gemacht worden. Was Schild und Schwert gewonnen hatten, sicherten doch erst Kreuz und Pflug.

Das erste Zeitalter deutscher Kolonisation (bis gegen 1200) brach für den Nordosten an. Was man mit dem einen Worte Germanisierung zusammenfaßt, ist, näher betrachtet, ein sehr vielgestaltiger Vorgang: die Einführung der deutschen Kirche und des deutschen Rechtes, mindestens des Staatsrechtes, die Einwanderung deutscher Edler, Bauern und Bürger, endlich die Herrschaft deutscher Sprache und Gesittung, die aus dem allen dann hervorgeht.

Je nachdem die Länder mittelbar oder unmittelbar unter deutscher Herrschaft standen, je nachdem die slawische Bevölkerung dichter und widerstandsfähiger oder dünner und schwächer war, hat sich diese Entwickelung langsamer oder schneller

vollzogen und im einzelnen zwar unter verschiedenen, im ganzen aber doch in übereinstimmenden Formen.

Die deutsche Kirche. Zunächst griff die deutsche Kirche überall unmittelbar durch und dehnte ihre Gewalt bald bis an den Strelasund aus, überall unter dem Zwange der herzoglichen Gewalt, da Heinrich sein Investiturrecht im Slawenlande rücksichtslos zur Geltung brachte (s. S. 320). Im J. 1149 übernahm Vizelin das Bistum Oldenburg, wählte aber seinen Sitz in dem neugegründeten Bosau, Emmenhard erhielt Mecklenburg. Dann ging Berno, der „Apostel Mecklenburgs", als Missionsbischof nach Ratzeburg, erhielt aber 1158 seinen Sitz im sicheren Schwerin angewiesen. Seinen Sprengel dehnte er bis an den Strelasund, also noch über das rügische Festland aus, während die Insel selbst dem dänischen Erzbistume Lund zugeteilt war. Die Ausstattung der Kirchen war zunächst noch dürftig, da sie lediglich auf die Landschenkungen des Herzogs und der Grafen sich angewiesen sahen und die Slawen anfangs noch kirchlichen Lasten widerstrebten, weniger aus heidnischem Trotz, als weil die Tribute an den Herzog und den Grafen von Holstein sie vollständig erschöpften. Erst nach der Unterwerfung von 1160 wurden die kirchlichen Leistungen dieser Stämme auf dem in Polen und Pommern üblichen Fuße derart geregelt, daß sie anstatt des Zehnten eine feste Abgabe vom Pfluge (der „Hakenhufe"), die sogenannte „Biskoponiza" (Bischofzins) und die „Kurize" zahlten, nämlich jährlich 3 Scheffel Roggen und 12 Denare. Zum Zehnten waren nur die Deutschen verpflichtet.

Das Verfahren bei der Besiedelung. Unmöglich hätte nun das Land in dem Zustande, in welchem es unmittelbar nach der Unterwerfung sich befand, die Mühen und Kosten der Eroberung und Verwaltung gelohnt. Denn hatte die slawische Bevölkerung überhaupt nur einzelne Striche besiedelt (s. S. 197 f.), so war sie jetzt durch den Krieg furchtbar gelichtet, das ganze Gebiet also wenig ertragsfähig, zumal auch die wirtschaftlichen Leistungen der Slawen tief unter dem deutschen Maßstabe standen. Sollte der speergewonnene Boden nutzbar gemacht werden, so konnte das nur durch deutsche Ansiedelungen geschehen.

Ihre Begründung war also ein Akt wirtschaftlicher, nicht eigentlich nationaler Politik. Dabei kolonisierten die Fürsten und die Kirche, die Bistümer wie die Mönchsorden der Cistercienser und Prämonstratenser, entweder unmittelbar, oder sie übertrugen ihren Vasallen und Ministerialen zu diesem Zwecke den Grund und Boden. In beiden Fällen erfolgte die Ausführung wesentlich nach derselben Art, doch sehr verschieden von der im Südosten in den bayerischen Koloniallanden üblichen. Denn während dort der Hauptsache nach ein Befehl der Grundherrschaft Hörige und Unfreie auf die neuerworbenen Güter verpflanzte, war es hier eine Anwerbung freiwilliger Auswanderer, welche die arbeitenden Hände beschaffte. Zunächst ging ein Unternehmer (Locator) für eine geschlossene Gruppe seiner Landsleute mit dem deutschen Grundherrn einen Vertrag ein. War die Flur des neu zu gründenden Dorfes abgesteckt, so wurde sie im Bruchlande nach flämischen, auf Waldboden nach fränkischen Hufen (Häger- oder Waldhufen) vermessen, die beide in ihrer Ausdehnung wesentlich gleich (hier etwa 154 Morgen preuß. oder

38 ha), nur durch größere oder geringere Regelmäßigkeit von einander verschieden sind. Jeder Bauer erhielt 2—4 Hufen, der Locator das Doppelte, gewöhnlich den zehnten Teil der ganzen Dorfflur. Er besaß sein Gut zins- und zehntfrei, hatte dem Herrn nur den Roßdienst zu leisten, genoß das Recht, eine Schankwirtschaft (Krug), eine Fleisch- und Brotbank und eine Schmiede zu halten, und verwaltete als Schultheiß (villicus) oder Bauernmeister (magister) die Polizei und die niedere Gerichtsbarkeit, von deren Einkünften ihm ein Teil zufloß, alles als Gerechtsame seines Gutes, des „Erblehngerichts". War ein Ritter selbst der Unternehmer, so trat er in dieselbe Stellung ein, nur daß ihm noch ein Teil des Zehnten verliehen wurde. Die Bauern waren freie Leute, deshalb fehde- und waffenfähig, erbliche Inhaber, obwohl nicht Eigentümer ihrer Hufen, so daß zu jeder Veränderung in der Feldmark ihre Zustimmung gehörte, standen zu Recht in geringeren Fällen vor dem Schultheißen, in schweren vor dem landesherrlichen oder kirchlichen Vogt und zahlten dem Grundherrn den Grundzins, der Kirche den Zehnten, doch so, daß die Hälfte desselben dem Landesherrn gehörte, eine seiner wichtigsten Einnahmen. Eine Anzahl Freijahre erleichterten den Ansiedlern die erste Einrichtung. Der wirtschaftliche Aufschwung und die rasche Steigerung sicherer Einkünfte für die deutschen Herren war so einleuchtend, daß sie in dieser Erkenntnis die slawischen Reste rasch hinausdrängten. Es war noch der mildere Weg, wenn man einen Teil von der Feldmark eines slawischen Dorfes zur Anlage eines deutschen benutzte, wobei dann dies den slawischen Namen erhielt; aber unzweifelhaft sind auch oft ganze Dörfer enteignet und zu deutschen Hufen an deutsche Ansiedler ausgethan worden. Der Abschluß der Zehntenregulierung pflegt dann das Ende dieser Maßregeln zu bezeichnen, denn die Begriffe „zehntenpflichtig" und „deutsch" fielen zusammen. Es konnte nicht fehlen, daß bei so günstigen Aussichten Tausende kräftiger Männer aus den niederdeutschen Gegenden, besonders aus Westfalen und dem fränkischen (flämischen) Niederrheinlande, nach dem Slawenlande strömten, nicht, um einer rechtlich ungünstigen Lage zu entgehen, sondern um eignen Grund und Boden unter den Füßen zu haben, der ihnen in ihrer verhältnismäßig übervölkerten Heimat nicht mehr zur Verfügung stand.

Besiedelung der Ostseelande. Einen energischen Anfang machte zuerst Graf Adolf II. in Wagrien. Unter dem Schutze Segebergs, das er 1143 wieder herstellte, siedelte er in dem verödeten Lande um Segeberg, Bornhöved und in dem ganzen Striche bis zum Ploenersee und zur Neustädter Bucht Westfalen, Holländer und Friesen an. Ganz im Osten baute er 1143 Lübeck an der Stelle der heutigen Stadt neu auf als deutschen Marktort, der seine Bevölkerung hauptsächlich aus Westfalen erhielt. Der verheerende Einfall Niklots i. J. 1147 traf diese neue Kolonie schwer, entmutigte aber nicht den Grafen, der seinen Grenzern zurief, Markmänner wie sie müßten harte Ausdauer bewähren und dürften ihr Blut nicht sparen. Seitdem nahm Lübeck von Tag zu Tag zu, wenngleich noch unter beständiger Gefährdung durch Raubzüge der Nachbarn. Bischof Gerold, Vizelins Nachfolger, gründete Eutin, Oldenburg und den Markt Ploen

unter dem Schlosse. Die Slawen aber nahmen allmählich ab im Lande. Freilich sollte Graf Adolf die Früchte seiner Arbeit nicht voll genießen. Denn als er sich weigerte, dem Herzog Heinrich die Hälfte von Lübeck zu überlassen, sperrte der Herzog den Markt von Lübeck und zwang endlich den Grafen, ihm den Ort ganz abzutreten. Unter seiner festen Herrschaft erstand nun seit 1158 die Stadt aufs neue, zwar noch unter der Aufsicht seines Vogtes für Gerichtspflege, Zoll und Münze, aber mit ausgedehnter Stadtflur zu beiden Seiten der Trave, ohne hofrechtliche Verpflichtungen ihrer Bürger und ausgestattet mit einem auf zwei Jahre selbstgewählten Rate aus 24 „Konsuln" für Polizei und Gemeindeverwaltung und mit dem (Privat-) Rechte von Soest. Ein allgemeiner Marktfriede und Freiheit des Verkehrs mit Dänemark, Norwegen, Schweden und Rußland sicherte das Aufblühen der neuen Gemeinde und eröffnete zum erstenmal die Ostsee dem selbständigen deutschen Handel. Die Verlegung des Bistums Oldenburg nach Lübeck 1163 machte dann die junge Stadt auch zum kirchlichen Mittelpunkt für weitere Kreise.

Ähnlich wie in Wagrien entwickelte sich die Kolonisation und die Kirche in Ratzeburg unter Graf Heinrich (von Badewide). Es waren meist Westfalen, die hier sich ansiedelten, und sie machten so rasche Fortschritte, daß hier i. J. 1230 von 125 Orten nur 4 noch slawisch waren. In Gunzelins Grafschaft Schwerin begann die Kolonisation seit 1162, war schon 1191 strichweise vollendet und erreichte ihren Abschluß im 13. Jahrhundert bis auf den sandigen Winkel an der Elbe. Auch um Dannenberg erhielt sich nur auf dem dürftigen Sandboden links der Elbe slawisches Wesen, in Resten bis ins 18. Jahrhundert.

Als der wackere Pfarrer Helmold von Bosau, dem wir die wunderbar lebendige Schilderung dieser ganzen Entwickelung verdanken, die einzige über Vorgänge dieser Art, um 1171 auf die gethane Arbeit zurücksah, konnte er das Ergebnis mit folgenden Worten zusammenfassen: „Das ganze Slawenland, welches an der Eider beginnt und zwischen Elbe und Ostsee weitgedehnt sich bis nach Schwerin hin erstreckt, ist in eine einzige sächsische Kolonie verwandelt."

Anders natürlich in den Landschaften weiter im Osten, dem Obotritenland, Rügen, Pommern. Hier bestand unter slawischen Lehensfürsten auch das slawische Staatsrecht fort, und die ersten deutschen Ansiedelungen waren Kirchen und Klöster. Im Obotritenlande stiftete Pribislaw 1170 das Cistercienserkloster Dobberan, 1172 Dargun. Auch im dänischen Lehensstaate Rügen gewann das Deutschtum zunächst nur mittelbar durch die Kirche Einfluß. Gleich nach der Eroberung 1168 wurden 12 Kirchen auf der Insel errichtet, wie Altenkirchen auf Wittow; erst 1193 stiftete der Fürst Jaromar am Fuße der weitumschauenden alten Landesfeste auf dem Rugard das Cistercienserkloster Bergen (Gora) mit einer steinernen Kirche, die in ihrem Kerne noch heute steht. In Pommern war schon um 1150 das Kloster Grabe auf Usedom entstanden, und deutsche Kaufleute wohnten bereits unter Bogislaw I. († 1187) in Stettin; die deutsche Kolonisation aber begann damals nur im äußersten Westen des Landes auf den Gütern des Bistums Havelberg um Stargard, wo auch i. J. 1180 der Fürst Kasimir von

Demmin, Kammin und Wollin das Prämonstratenserstift Broda mit ausgedehnten unbebauten Ländereien ausstattete. Östlich der Oder machte den Anfang die Begründung des Cistercienserklosters Lauterthal in Colbaz (südöstlich von Stettin an der Plöne) durch Herzog Bogislaw I. (1175), und von hier aus wieder zogen die Mönche, welchen Sambor von Danzig um dieselbe Zeit unweit seiner Burg zwischen dem Abfalle des anmutigen Hügellandes und der blauen See den Grund und Boden für die Anlage von Oliva überwies.

Besiedelung Brandenburgs. Wenn in den unmittelbar besetzten, in hartnäckigen Kämpfen unterworfenen baltischen Gebieten das slawische Wesen fast vollständig vernichtet wurde und eine rein deutsche Bevölkerung aufkam, so war das in Brandenburg und Meißen doch einigermaßen anders. Zwar das deutsche Staatsrecht wurde unbedingt durchgesetzt, denn die Mark war als solche erobertes Feindesland unter militärischem Befehl und der Markgraf als Stellvertreter des Königs demgemäß Eigentümer des ganzen Landes, dessen Einwohner ihm deshalb den Grundzins zahlten; die wendischen Burgwarte verwandelten sich in deutsche Militärbezirke, die bedeutenderen Burgen in Mittelpunkte der Landesverwaltung, welche markgräfliche Vögte in bezug auf Heerbefehl und Rechtspflege leiteten. Endlich wurden in Brandenburg die beiden Bistümer wiederhergestellt und ein drittes in Lebus errichtet (um 1133). Aber von einer gewaltsamen Vertreibung der Slawen ist hier nur stellenweise die Rede, nur wichen sie oft freiwillig zurück. Wer von ihnen blieb, bewahrte in der Altmark die persönliche Freiheit, konnte von seinem Gute nur entfernt werden, wenn er den Zins nicht zahlte, und besuchte das Landding wie die Deutschen; in den Städten wohnten die Slawen in besonderen Gassen und standen unter dem Stadtrichter. Daneben gab es natürlich auch unfreie Slawen. Östlich der Elbe blieben die slawischen Adelsgeschlechter nur sehr selten erhalten; sonst stand die slawische Bevölkerung ähnlich wie in der Altmark, und namentlich erhielt sie sich in den Fischerdörfern (Kitz) ohne Feldmark. Mit der systematischen Ansetzung deutscher, namentlich niederländischer Siedler begann schon Albrecht der Bär. So besiedelte er das Marsch- und Bruchland um Salzwedel und begabte die größeren Ortschaften dieses Gebietes, wie Salzwedel, Arneburg, Tangermünde, Stendal und Osterburg mit Stadtrecht. In dem Striche rechts der Elbe, der in breiter Ausdehnung längs des Stromes den Bistümern gehörte, wetteiferten diese miteinander in der Kolonisation. Auf magdeburgischem Boden war besonders der Erzbischof Wichmann (1154—1192) sehr thätig; er legte 1144 das Prämonstratenserstift Jerichow an und zog so zahlreiche Niederländer herbei, daß der Strich um Möckern noch heute der Fläming heißt, die Gegend um Jerichow und Genthin im 16. Jahrhundert die „flämische Seite“ genannt wurde. Seine Lieblingsarbeit aber betraf die Landschaft um Jüterbog. Hier besiedelten seit 1160 Flamänder den seitdem nach ihnen Fläming genannten fruchtbaren Höhenrücken, während im Bruchlande der Nuthe nördlich von Jüterbog das Cistercienserkloster Zinna seit 1171 die Kulturarbeit übernahm. Im Innern des Landes entstanden zahlreiche deutsche Dörfer in der Umgebung der Hauptstadt Brandenburg, die selbst ebenso wie Havelberg um 1150

Stadtrecht erhielt. Ein weithin wirksames Centrum der Kolonisation wurde dann das Cistercienserkloster Lehnin, inmitten einer weiten Wald- und Sumpflandschaft von Markgraf Otto I. gestiftet (1180), seitdem die Begräbnisstätte der Askanier und allmählich der Mittelpunkt eines Güterkomplexes von 2 Flecken und 64 Dörfern. In der benachbarten Zauche kolonisierten besonders die Edlen, und wie in der Mark sind die Askanier auch auf ihren Erbgütern an der Elbe, Saale und Mulde thätig gewesen. Noch heute trägt um Dessau die ganze Bodenkultur in Deichanlagen und Bauart der Dörfer einen ausgesprochen flämischen Charakter.

Besiedelung Meißens. Auch in der Mark Meißen und den angrenzenden Landen wurde die Bewegung in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts lebhafter. Im Westen erhielt Leipzig von Otto dem Reichen (1156—90), Konrads I. Nachfolger, magdeburgisches Recht und eine ausgedehnte Stadtflur mit bedeutenden Nutzungsrechten im landesherrlichen Walde; um Wurzen und Kühren siedelte 1154 Bischof Gerung flandrische Kolonisten an. Mit der Rodung der Waldmassen des Erzgebirges hatten unter den ersten die Benediktiner des Klosters Chemnitz begonnen, an das sich seit 1143 ein Marktflecken schloß. Dann gründete Markgraf Otto auf Grund einer kaiserlichen Schenkung von 800 Hufen Waldes südlich der Freiberger Mulde das Cistercienserkloster Alt-Zelle bei Nossen (1162), das nun die Familiengruft der Markgrafen von Meißen wurde. Noch zu seiner Zeit, etwa 1168, hatte, wie es heißt, ein Zufall zur Entdeckung der Silberadern des „Erzgebirges“ geführt. Um sich ihre Ausbeutung zu sichern, ließ sich Otto vom Kaiser das Bergwerksregal erteilen, kaufte dem Kloster Alt-Zelle den Grund und Boden, 108 Hufen, wieder ab, berief Bergleute aus Goslar, baute eine Burg zum Schutze der Niederlassung, befestigte den Ort selbst 1187—89 und übertrug wohl auch schon die Verwaltung einem markgräflichen Vogte mit 24 Geschworenen, die wenigstens unter seinem Nachfolger vorhanden waren, wenngleich der Name Freiberg erst 1221 auftaucht. Die Auffindung der unterirdischen Schätze hatte für den Anbau dieses rauhen Wald- und Gebirgslandes eine ähnliche Bedeutung, wie in unserem Jahrhundert etwa die Entdeckung des kalifornischen Goldreichtums. Sehr viel langsamer drang die Besiedelung im Nisangau vor, so nahe er der Elbe lag, und über die Elbe hinaus kann die deutsche Kolonisation bis zum Schlusse des 12. Jahrhunderts höchstens in einzelnen Anfängen gedrungen sein. — In der Niederlausitz, die seit dem Tode Konrads I. von Wettin 1156 unter seinem jüngeren Sohne Dietrich stand († 1185), gründete dieser in den Wald- und Sumpfniederungen der schwarzen Elster 1165 das Cistercienserkloster Dobrilug, das sich bald mit einem Kranz deutscher Dorfschaften umgab. Cistercienser waren es auch, die zuerst die deutsche Kultur nach Schlesien trugen, nachdem dort eine Zeitlang französische und russisch-byzantinische Einflüsse überwogen hatten. Boleslaw I. (der Lange), der Schützling Kaiser Friedrichs, der Sohn einer deutschen Fürstin (s. S. 323), berief 1163 Mönche von Pforta nach dem verfallenen Benediktinerkloster Leubus an der Oder und gab ihm die Erlaubnis, Deutsche anzusiedeln.

Heinrich der Löwe und die sächsischen Großen. Mochten nun auch alle diese Lande zunächst und noch auf Jahrzehnte hinaus national gemischt, z. T. noch ganz überwiegend slawisch bleiben, so haben doch die baltischen Besitzungen Heinrichs des Löwen fürstliche Gewalt in Sachsen befestigt, wie ja Friedrich I. dasselbe für sich von seiner lombardischen Machtstellung erhoffte. Zunächst waren nur die westfälischen Grafen dem Herzog untergeordnet, die ostsächsischen standen ebenso wie die Bistümer unmittelbar unter dem König. Wenn nun auch die großen welfischen Allodien von der unteren Elbe bis zur Werra eine sichere Stütze boten, so ging doch Heinrich planmäßig darauf aus, jene selbständigen Mächte zu brechen oder einzuschränken. Daher brachte er ostsächsische Grafschaften durch Kauf oder Erbschaft an sich, suchte dem Erzbistum Bremen die Grafschaft Stade zu entziehen und entwand ihm wirklich allen Einfluß auf seine Bistümer im Slawenlande; er zwang weiter die Overboden der Holsten und Stormarn unter die gräfliche Gewalt, unterdrückte das bei ihnen noch herrschende Gefolgsschaftswesen, die Quelle fortwährender Unbotmäßigkeit, und entriß dem Grafen Adolf seine Gründung Lübeck. Je herrischer er aber um sich griff, desto mehr Feindschaft weckte er freilich auch gegen sich auf, so daß sich schon 1166/67 während des 4. Römer- 1166/67.
zuges eine blutige Fehde zwischen ihm und den ostsächsischen Großen, wie den Bischöfen von Magdeburg und Hildesheim, Landgraf Ludwig von Thüringen, Albrecht von Brandenburg, Otto von Meißen, Christian von Oldenburg u. a. m. entwickelte, die der Kanzler Rainald von Köln unter der Hand leitete (s. S. 331). Kaiser Friedrich hatte schon 1167 von Italien aus den Parteien Waffenstillstand geboten, aber die Aussöhnung gelang ihm erst 1168, als er persönlich in Deutsch- 1168.
land erschien. Der verjagte Erzbischof Hartwig von Bremen kehrte in seinen Sprengel zurück, doch Stade fiel nach seinem baldigen Tode an den Herzog. Für diesen wurde dann auch die Vermählung mit Mathilde von England, Tochter König Heinrichs II., die er am 1. Februar 1168 in Minden glänzend begangen hatte, eine wesentliche Stütze, und so friedlich ließen sich nun für mehrere Jahre die Verhältnisse in Sachsen an, daß Heinrich i. J. 1172 mit glänzendem Gefolge eine Kreuzfahrt nach Jerusalem unternahm.

Heinrichs des Löwen Machtstellung. Mit königlichem Gepränge war er in Konstantinopel, Jerusalem und Iconium empfangen worden, und königlich in der That war seine Stellung. Rundweg sagt der ehrliche Helmold eben von dieser Zeit: „In Sachsen gilt allein des Herzogs Ansehen, die Reichsgewalt ist verschwunden.“ Dort hatte der Löwe auch seinen Lieblingssitz in Braunschweig.*) Hier errichtete er seine Pfalz (in Dankwarderode) und vor ihr 1166 als das

*) Braunschweig bestand ursprünglich aus drei getrennten Niederlassungen, der villa Brunswik um das heutige Schloß, den vier Freihöfen westlich davon an der Stelle der heutigen Altstadt und dem Dorfe Dankwarderode zwischen beiden. Unter der Gunst seiner Lage an einer großen Straßenkreuzung blühte es seit etwa 1050 kräftiger auf, so daß dann Heinrich nördlich der Brunswik ein neues Waiddorf (Hagen) gründete und dies mit der inzwischen entstandenen Altstadt in einen Mauerring einschloß. Die Verwaltung lag in den Händen eines herzoglichen Vogts.

Sinnbild seiner Macht auf hohem Sockel den ehernen Löwen. Zurückgekehrt aus dem heiligen Lande, erbaute er dann der Pfalz gegenüber den ernsten Blasiusdom, den er reichlich mit Reliquien und prachtvollem Kirchengerät ausstattete und der die Begräbnisstätte seines Geschlechtes wurde. Kaum minder bedeutend wie in Sachsen war Heinrichs Stellung in Bayern. Zwar im Norden war Nürnberg an die Staufer gefallen, im Osten hatte sich 1156 Österreich abgelöst, und die Abhängigkeit der Steiermark bestand mehr dem Namen als der Sache nach. Dafür waren die bayerischen Bistümer und Reichsäbte im Stammlande wenig mächtig, landtagspflichtig und verbunden, den Herzog als Richter in ihre Immunitäten zuzulassen, und die Grafen standen durchweg unter der Gerichtsbarkeit des Herzogs, trugen auch alle Lehen vom Herzog, obwohl sie für die Grafschaft beim König zu Lehen gingen, der Reichsgüter aber gab es in Bayern nur wenige. Ein bedeutendes Gegengewicht boten dem Herzog allerdings die großen Geschlechter der Pfalzgrafen von Wittelsbach und der Grafen von Andechs (Dießen, Wolfratshausen). Jene besaßen ausgedehnte Allode von der Donau bei Ingolstadt und Neuburg bis zum Inn, wie nördlich und südlich von Regensburg; diese hatten zu ihren ursprünglichen Besitzungen am Ammer- und Würmsee unter Berthold III., dessen Bruder Otto 1165 Bischof von Brixen geworden war, noch als Lehen dieses Bistums die Grafschaft im mittleren Innthale bis zum Brenner und südlich desselben die im Pusterthale erhalten. Von geringerer Bedeutung waren damals noch die Grafen von Tirol (bei Meran). Herrisch wußte indes auch in Bayern Heinrich seine Ansprüche durchzusetzen. Dem Bistum Freisingen zum Trotz, das an der Brücke von Föhring an der Isar eine ergiebige Münz- und Zollstätte für den schwunghaften Salzhandel von Reichenhall her besaß, ließ er diese Brücke abbrechen und verlegte den Flußübergang mit seinen Gerechtsamen weiter hinauf an die Stelle, wo die Mönche von Scheftlarn seit lange eine kleine Niederlassung besaßen, die nach ihrem Ursprunge Munichen (München) hieß (um die Peterskirche). Schließlich blieb dem Bischof Otto nichts übrig, als sich dem Schiedsspruche des Kaisers zu fügen (Juni 1158) und gegen einen Anteil an den Einkünften auf seine Isarbrücke zu verzichten. Nur sehr langsam freilich entwickelte sich diese bayerische Schöpfung Heinrichs auf der rauhen, waldigen und sumpfigen Hochebene am unschiffbaren, reißenden Gebirgsstrom, sehr unähnlich seiner sächsischen Gründung Lübeck.

Der Sturz Heinrichs des Löwen. So lag Jahrzehnte hindurch das welfische Machtgebiet in seiner gewaltigen Ausdehnung von der italienischen Grenze bis an die Nord- und Ostsee, nur durch Franken und Thüringen unterbrochen, dem fränkisch-schwäbisch-burgundischen der Hohenstaufen nicht nur ebenbürtig, sondern überlegen, wie eine selbständige Macht, gegenüber. Auf dem Einvernehmen der beiden großen Geschlechter beruhte der Bestand des Reiches; aber war eine solche Stellung der Welfen, wenn sie nicht die Krone trugen, mit der Reichseinheit verträglich? Die Weigerung der Vasallenpflicht vor der Schlacht von Legnano hatte doch deutlich bewiesen, daß Heinrich seine Interessen den Geboten des Kaisers vorzog, weil er sie ihnen nach seiner Lage vorziehen mußte. Trotzdem

wünschte Friedrich den Bruch zu vermeiden, nur die sächsischen Gegner Heinrichs drängten ihn vorwärts. Schon seit 1177 war Udalrich von Halberstadt in offenem Kampfe mit dem Herzog; jetzt verbündete sich mit jenem Köln und Münster gegen Heinrich und erhoben, als dieser im Oktober 1178 darüber beim Kaiser in Speier Klage führte, Gegenklagen. Obwohl er nun auf den Tagen von Worms (Januar 1179) und Magdeburg (Juni), wo er sich verantworten sollte, nicht erschien, so bemühte sich doch der Kaiser, ihm noch einen Ausweg zu eröffnen, indem er ihm bei einer persönlichen Zusammenkunft in Neu-Haldensleben die Forderung stellte, 5000 Pfd. Silber als Buße für die Verweigerung der Heeresfolge zu zahlen und ihm die Entscheidung seiner Streitigkeiten mit den sächsischen Fürsten zu überlassen. Kurzsichtig weigerte sich der Herzog, darauf einzugehen, und arbeitete so seinen Feinden in die Hände. Freilich gegen ihre Angriffe verstand er sich tapfer zu behaupten. Er zerstörte selbst die Bergwerke von Goslar, erstürmte und verbrannte Halberstadt (23. September), dessen Bischof er mit sich nach Lüneburg führte, doch das beschleunigte nur sein Geschick. Denn da er auch die dritte Vorladung nach Kaina bei Altenburg (17. August) unbeachtet ließ, so fällte in Goslar das Fürstengericht den Spruch, daß der Herzog wegen Majestätsbeleidigung und Verweigerung der Heeresfolge (herisliz) in die Acht zu erklären sei. Noch setzte ihm der Kaiser einen vierten Termin in Würzburg; als er auch hier nicht erschien, erfolgte hier am 18. Januar 1180 die Achtserklärung, und am 13. April verteilte 1180.
Friedrich I. auf der Pfalz Gelnhausen die Lehen des geächteten Welfen. Bernhard von Anhalt, Albrechts des Bären Sohn, erhielt das Herzogtum Sachsen, aber nur etwa in dem Umfange wie die Billunger; Westfalen kam an das Erzstift Köln mit den herzoglichen Rechten im eignen und im Paderborner Sprengel; die sächsischen Bischöfe nahmen die an die Welfen ausgethanen Lehnsgüter zurück und wurden, wie auch die Grafen, in ihrer Reichsunmittelbarkeit bestätigt. Daß die sächsischen Erbgüter dem Herzog bleiben sollten, erschien lediglich als ein Ausfluß kaiserlicher Gnade. Im Juni verfügte dann zu Regensburg der Kaiser auch über Bayern. Das Herzogtum erhielt der treue Otto von Wittelsbach, aber die Bistümer wurden reichsunmittelbar, die Steiermark als selbständiges Herzogtum abgetrennt, ebenso Krain und Istrien, und mit diesen beiden Gebieten, die seit 1173 an Berthold III. von Andechs übertragen waren, die übrigen Besitzungen dieses Geschlechts verbunden, was, da dieselben einen guten Teil des späteren Tirol umfaßten, den Grund zur selbständigen Gestaltung dieses Landes legte.

Doch noch war der Löwe nicht im Garn. Zwar Bayern gab er auf, aber in Sachsen setzte er sich grimmig zur Wehr. Die Thüringer und Ostsachsen erlitten im Mai 1180 bei Weißensee eine völlige Niederlage, welche dem Sieger den Landgrafen Ludwig und reiche Beute in die Hände lieferte. Selbst als Adolf III. von Holstein von ihm abfiel, behielt der Welfe noch die Oberhand, nahm Ploen und Segeberg und jagte den Grafen aus dem Lande. Da gebot der Kaiser die Reichsheerfahrt gegen Sachsen für den Juli 1180. Nun erst griff der Abfall um sich; selbst seine scheinbar zuverlässigsten Ministerialen sagten sich von Heinrich los und übergaben seine festesten Burgen; auch Bogislaw von Pommern huldigte

1181. dem Kaiser. Im nächsten Jahre 1181 vollendete Friedrich die Unterwerfung Sachsens. Nachdem Haldensleben im Mai gefallen war, schloß Philipp von Köln Braunschweig ein, Herzog Bernhard belagerte mit Otto von Brandenburg die Lüneburg. Der Kaiser selbst rückte mit süddeutschen Truppen, verstärkt noch durch die Magdeburger und Meißner, gegen die untere Elbe vor, überschritt sie bei Artlenburg und erschien vor Lübeck, wo noch die Holsten, Obotriten und Waldemar I. von Dänemark mit starker Flotte zu ihm stießen. Trotzdem hielt die Bürgerschaft ihm stand; erst als der Herzog ihren Abgeordneten, die sie mit Erlaubnis des Kaisers zu ihm nach Stade sandte, erklärte, er könne nichts für die Stadt thun, wurde Lübeck übergeben. Der Kaiser nahm die Stadt an das Reich zurück, indem er dem Grafen Adolf nur die Hälfte ihrer Einkünfte überließ und gnädig ihre Privilegien bestätigte, zog dann feierlich ein, empfing hier die Huldigung Waldemars I. und belehnte Bogislaw I. und Kasimir mit Pommern als Herzöge von Slawien. Dann ging er über die Elbe zurück, um von Lüneburg aus das feste Stade anzugreifen. Jetzt endlich knüpfte Heinrich Unterhandlungen an. Als
1181. auch Stade kapituliert hatte, erschien der Herzog im November 1181 zu Erfurt. Um Gnade flehend warf sich hier der stolze Welfe dem Kaiser zu Füßen; der aber hob ihn selbst, tief erschüttert von diesem großen Schicksal, huldreich auf und gab ihm den Friedenskuß. Zur Strafe wurde er verbannt, bis der Kaiser seine Rückkehr gestatten würde; ja er mußte es erleben, daß seine eigne Stadt Bardowiek, als er Einlaß forderte, ihn abwies und gröblich verhöhnte. Bei seinem Schwiegervater Heinrich II. von England fand er dann ein Asyl.

Der Fall des großen Welfen kam zunächst vor allem der dänischen Macht zu gute, in den baltischen Slawenländern trat sie seine Erbschaft an, nicht der Hohenstaufe. Als 1184 eine mächtige pommersche Flotte den dänischen Vasallenstaat Rügen angriff, brachte ihr der streitbare dänische Bischof Absalon am
1184. 21. Mai in der Nähe des späteren Greifswald eine vernichtende Niederlage bei, die ihr 447 Schiffe kostete. Ein dänischer Angriff auf Wolgast und Usedom scheiterte allerdings, aber 1185 nötigte ein neuer Verheerungszug den Pommernfürsten zur Unterwerfung. Zu Ostern 1186 huldigte Bogislaw I. dem König Kanut IV., kurz darauf auch die Obotritenfürsten Niklot von Rostock und Heinrich Borwin I. von Mecklenburg.

Reichsverfassung und Reichsfürstenstand. Die welfische Herrschaft lag in Trümmern. Die beiden außer Schwaben allein noch wesentlich in ihrem alten Bestande erhaltenen Herzogtümer Sachsen und Bayern waren zerschlagen, damit die Möglichkeit, die Reichsverfassung auf die Stammesgebiete zu begründen, für alle Zeiten zerstört, die Übermacht des staufischen Besitzes widerspruchslos festgestellt. In Verbindung mit der längst durchgesetzten Erblichkeit der hohen Reichsämter, dem Ergebnis des Investiturstreites, und dem Übergewichte der Großgrundherrschaften ergab sich daraus eine neue Form der Reichsverfassung. Das Reich war jetzt in der That ein Nebeneinander geistlicher und weltlicher Fürsten, welche im Namen des Königs die Amtsgewalt über ihre Lehen- und Eigengüter ausübten und auf den Reichstagen die großen Reichsgeschäfte durch

ihre Weistümer (Urteilssprüche) entschieden. Nicht mehr eine amtliche Verpflichtung band sie an den König, sondern eine lehnrechtliche, also rein persönliche. Eben die Zeit Friedrichs I. hat das Lehnswesen in Deutschland vollständig durchgeführt. Denn nicht nur waren immer mehr Güter in Lehen verwandelt, also die Zahl der Lehnsträger außerordentlich vermehrt worden, sondern vor allem hatten sich auch die geistlichen Fürsten mit der Leistung des Lehnseides jetzt dem Lehnsverbande eingefügt. So hatten sich die beiden großen einander so lange feindlichen Gewalten, die Laienfürsten und der Reichsklerus, in denselben politischen Formen geeinigt, doch mit dem entschiedensten Übergewicht der geistlichen Herren. Denn der Reichsfürstenstand in dem neuen Sinne, wie er seit etwa 1180 begriffen wurde, umfaßte zwar alle Bischöfe und Reichsäbte Deutschlands, aber von den weltlichen Herren nur den König von Böhmen, die sämtlichen Herzöge, die Markgrafen von Meißen und Brandenburg, die Pfalzgrafen von Sachsen und Franken (bei Rhein) und den Grafen von Anhalt, nicht aber die Grafen überhaupt, die nur noch als Edle oder Magnaten bezeichnet wurden, so daß also schon der Zahl nach die geistlichen Fürsten den weltlichen weit voranstanden. Dem entsprechend bildeten sie auch nächst dem König, der den ersten „Heerschild" (Heeresabteilung) führte, den zweiten, die Laienfürsten erst den dritten Heerschild. Je höher aber ihre Bedeutung stieg, desto stärker traten auch ihre Ministerialen neben denen des Königs hervor; beide bildeten wie den Kern der Reichsheere, so auch den zuverlässigsten Stamm der Reichsbeamten auf den staufischen Besitzungen und in Italien, und indem sie so an Bedeutung stiegen, verschmolzen sie durch Waffen- und Verwaltungsdienst, durch Bildung und Sitte mit den freien Vasallen zu einem großen Ganzen, zur Ritterschaft.

Ritterstand und Ritterleben. Nicht die Abkunft, sondern Beruf und Erziehung machten den Ritter. Die Begeisterung der Kreuzzüge hatte zunächst in Frankreich eine Verbindung des kriegerischen und kirchlichen Ideals, der Geistlichen- und Laienbildung geschaffen, die dann mit der Kreuzzugsbewegung das ganze Abendland ergriff und die Ritterschaft aller westeuropäischer Länder in eine große Genossenschaft verwandelte, wie sie der Klerus schon war. Wer zum Ritter sich ausbilden wollte, der nahm einen dreifachen Dienst auf sich, Gottesdienst, Herrendienst, Frauendienst, eine kirchliche, politische und gesellschaftliche Aufgabe zugleich, ein Streben nach ganz bestimmten Idealen, das diesen leidenschaftlichen, leicht von einem Extrem ins andere umschlagenden Menschen nicht leicht fiel, denn nicht bloß Treue, auch Charakterfestigkeit (staete) und Besonnenheit (mâze) und die Beobachtung einer fein ausgebildeten Sitte wurden vom Ritter gefordert. Als „Edelknabe" (Page, Garzun, Junkherrelin) trat der angehende Jüngling zunächst in den Dienst seines Lehnsherrn oder eines Fürsten, um hier höfische Sitte, „Höfescheit" (courtoisie) sich anzueignen, besonders der „Herrin", der „Frau" des Hauses gegenüber. Hatte er das waffenfähige Alter erreicht, dann stieg er zum „Edelknecht" (Knappen, armiger, scutifer) auf; er lernte jetzt die ritterlichen Waffen führen und ein Roß tummeln, er folgte dem Herrn zu Turnier und Kampf, trug ihm Schild und Helm, waffnete ihn vor dem Ge-

fecht und hatte die Pflicht, ihm nicht von der Seite zu weichen, wenn nötig, sein Schicksal zu teilen. Der bewährte Knappe empfing dann, gewöhnlich im Alter von 20 oder 21 Jahren und mit einer größeren Zahl seiner Altersgenossen, die altgermanische Swertleite, den Ritterschlag, oft in großer, festlicher Versammlung, womöglich von einem Fürsten oder gar vom Kaiser. So nun in alle Rechte und Pflichten des Ritters eingerückt, sah er ein Leben vor sich, das durchaus auf kriegerische, nicht auf friedliche Thätigkeit berechnet war. Denn nicht nur seinem Lehnsherrn, auch der Kirche und selbst den Frauen diente er mit den Waffen. Wie er dem Herrn seine Treue zu erweisen hatte gegen seine Feinde, so der Kirche durch den Kampf gegen die Ungläubigen, den Schutz der Witwen und Waisen und aller Bedrängten, so durch ritterliche That auch der erwählten Herrin seines Herzens. Es war ein Einfluß leichter romanischer Sitte, die deutscher Weise wenig entsprach, wenn diese Herrin fast stets eine verheiratete Dame war, und wenn dies galante Verhältnis den Ritter keineswegs hinderte, daheim mit einer vielleicht nicht so poetisch stimmenden oder gestimmten, aber wackeren Hausfrau zu wirtschaften. Strengste Verschwiegenheit war beiden Teilen nicht nur Sache der Ehre, sondern auch der Sicherheit, denn falls die Werbung über galante Huldigung hinausging, stand ein harter Zusammenstoß der Liebenden mit dem erzürnten Gatten zu fürchten. Von seiner „Frau“ (dame, domina) trug der „Mann“ irgend ein Andenken, ein Band, eine Schleife am Gewande, ihr zu Ehren ritt er zu Scheingefecht und Kampf, unternahm er wohl gar die „liebe Reise“ über See, die Kreuzfahrt.

Die Dichtung hat über Verhältnisse dieser Art einen verklärenden Schimmer geworfen, der das sittlich Bedenkliche derselben mehr verdeckt als sie verdienen, denn sie brachten in das Leben des Ritters und seiner Schönen einen unlöslichen Widerspruch; lebten beide doch ein doppeltes Dasein, eins vor aller Welt, ein häusliches, ehrenhaftes, aber ein schlichtes, unscheinbares, und ein geheimes, sittlich bedenkliches, aber poetisch verklärtes. Wo blieb da die keusche Wahrhaftigkeit deutscher Ehe, die Tacitus einst gepriesen hatte? Aber was somit unzweifelhaft oft eine sittliche Schädigung bedeutete, das hat doch wieder in anderer Hinsicht die Stellung des Weibes, diesen sicheren Maßstab für die Kultur eines Volkes, gehoben, weil es das Weib mit dem Schimmer poetischer Verklärung umgab, und eben deshalb hat es auch an Beispielen aufopfernder, ehelicher Treue von beiden Seiten keineswegs gefehlt, zumal dann, wenn etwa der Mann auf der Kreuzfahrt verscholl und daheim seine Hausfrau in schwerer Bedrängnis durch begehrliche Werber und böse Nachbarn ihm Haus und Hand bewahrte in der Hoffnung auf dereinstige Rückkehr, ein beliebtes poetisches Motiv. Ja das ideale Verhältnis zu einer Frau, deren Besitz dem Liebenden immerdar versagt blieb, fand seine religiöse Verklärung in der ritterlichen Huldigung für die Himmelskönigin Maria.

Gab nicht irgend eine Fehde, ein Romzug, eine Kreuzfahrt dem Ritter Gelegenheit, seine Tüchtigkeit zu erweisen, so suchte er das Kampfspiel auf. Darauf war jetzt vielleicht mehr als auf blutigen Ernst seine ganze Ausrüstung be-

rechnet.*) Bei solchem Spiel rannten entweder zwei einzelne Ritter gegeneinander, indem jeder den Stoß des feindlichen Speeres mit dem Schilde aufzufangen suchte, wobei er brach — das war die „Tjost“ (d. i. justa pugna) — oder die Teilnehmer ordneten sich in verschiedene Abteilungen zum Massenkampf, zum „Turnei“ (Turnier). Wer dabei aus den Schranken gedrängt wurde, schied aus dem Spiele aus; wer seine Lanze zerbrach, ohne daß es seinen zuspringenden Knappen gelang, ihm eine neue zu reichen, geriet gewöhnlich in Gefangenschaft, und mußte sich durch ein Lösegeld freikaufen, das der Sieger, wenn er „höfisch“ war, niedrig bestimmte. War der Kampf vollendet, dann zogen die Scharen unter dem Schmettern der Trompeten, dem jauchzenden Zuruf der Zuschauer, den Grüßen der Damen auf dem Schaugerüst um den ganzen Turnierplatz. Ganz in derselben Weise gingen die Ritterhaufen ins scharfe Gefecht; doch konnten sie auf Erfolg nur bei Gegnern rechnen, die genau nach denselben Vorschriften fochten. Jede Schlacht wurde zu einem peinlich geordneten Zweikampf. Ein Gegner, der sich an die ritterlichen Regeln nicht kehrte oder kehren konnte, wie die leichten Reiter der Sarazenen, oder ein Fußvolk, das dem furchtbaren Anprall der gepanzerten Geschwader stand, wie die Lombarden bei Legnano, war den Rittern um so gefährlicher, je künstlicher diese ihre Fechtweise ausbildeten. Und doch blieb diese deutsche Ritterschaft lange noch die erste Truppe der Welt, und ein stolzer, phantastisch-prächtiger, sinnverwirrender Anblick war es immer, wenn ihre Geschwader aufzogen: die schnaubenden schweren Rosse, die farbigen Decken und Waffenröcke, aus deren Falten die silberschimmernden Panzer glänzten, die funkelnden Helme mit ihrer Zier in den verschiedensten Formen und Farben, die wappengeschmückten Schilde, und über dem allen die wogenden Banner und die langen, buntbemalten, blitzenden Lanzen mit ihren flatternden Fähnlein. Ein Führer, der über Tausende und wieder Tausende dieser schweren Reiter gebot, mußte sich für unüberwindlich halten.

Zu solchem Hochgefühl konnte der Ritter aber eben nur kommen, wenn er inmitten von Hunderten seiner Standesgenossen sich sah; ja sein ganzes Dasein hatte große Menschenansammlungen und bewegte Geselligkeit zur Voraussetzung. Daher verlief sein Leben wie das des ganzen Volkes in jedem Jahre zweigeteilt.

*) Der Ritter trug über den Unterkleidern den Ringel- oder Kettenpanzer (Halsberge, Brünne), der fast bis an die Kniee reichte, die Füße und Schenkel deckten hochheraufgehende Panzerstrümpfe, den Kopf zunächst das Harsenier, eine Art Kapuze, die mit dem Panzerhemd zusammenhing, darüber der Helm, damals in einer sehr häßlichen Form, einem eisernen Topfe ähnlich, mit schmalen Schlitzlöchern für die Augen und mit seidnen Schnuren an der Halsberge festgebunden, später überragt von hohen phantastischen Tiergestalten oder Kleinodien in Holz und Stoff. Über den Panzer warf der Ritter den langen, ärmellosen, buntseidenen, oft gestickten Waffenrock; er schnallte den weißen Gurt mit dem breiten, langen Schwerte um und nahm in die gepanzerte Faust die buntbemalte Rennlanze mit flatterndem Fähnlein, in die Linke den dreieckigen Schild aus Holz. Die Bilder, die ihn schmückten, wurden mehr und mehr zum feststehenden Abzeichen des Geschlechts, zum Wappen. Das Streitroß (Maere, Marc), auf das nun der Ritter sich schwang, ein starkes Tier, trug gleichfalls beim Kampfspiel seidene, wappengeschmückte Decken von der gleichen Farbe mit dem Waffenrock.

Im Winter, wenn der Schnee alle Pfade sperrte und der Sturm um seinen Hof heulte, saß er einsam mit Frau und Kindern und Gesinde daheim, nur die Jagd oder ein fahrender Sänger, der frierend und hungernd am Thor Einlaß und Unterschlupf begehrte, oder auch ein Kirchenfest brachte Abwechselung in dies einförmige Dasein. Doch wenn der Mai ins Land kam, „wenn die Blumen aus dem Grase dringen, als ob sie lachten zu der glänzenden Sonne, und die kleinen Vögelein schön singen in der besten Weise, die sie können", wenn Anger und Wald grünten und laue Luft durch die Thäler strich, dann wurden Rosse und Rüstungen in stand gesetzt, es kam die Zeit der Feste oder auch des Kampfes auf blutiger Heide.

Burgen. Unähnlich also dem Adel Ober- und Mittel-Italiens, der sich längst gewöhnt hatte, seinen Wohnsitz in den Mauern der Städte zu nehmen, beharrte der deutsche Edle und mit ihm die ganze Ritterschaft, ja selbst der König, bei der Gewohnheit ländlichen Daseins, während die Bischöfe seit alters die Städte vorzogen. Seit dem 11. Jahrhundert hatte er begonnen, seinen Wohnsitz zu befestigen, eine „Burg" sich zu erbauen. Über die Wahl des Bauplatzes entschied natürlich nicht die Rücksicht auf Bequemlichkeit, sondern auf Sicherheit. In der Ebene umgab ein breiter, tiefer Graben die Burg („Wasserburg"); im Hügel- und Berglande suchte der Bauherr entweder eine vereinzelt aufstrebende Bergkoppe aus, oder den steilabfallenden Vorsprung eines Kammes oder Plateaus, den unten ein Fluß umspülte, oder einen schmalen, schroffen Berggrat, oder endlich einen leidlich geeigneten Platz auf einer breiten, steilen Abdachung („Höhenburg"). Der Gefahr der Überhöhung von seiten des Angreifers suchte man in diesen letzteren beiden Fällen durch eine riesige Schildmauer vorzubeugen, welche die Burg nach der Bergseite, also nach der Angriffsseite hin, vollständig verdeckte. Die Burg selbst beruht auf einer Verbindung der deutschen Hofanlage mit römischem Mauerbau.*) Auch die großen, schmuckvollen Königs-

*) Die militärischen Hauptbestandteile waren die Ringmauer und der Bergfried (Turm), ein runder oder quadratischer Turm, aus mächtig starken Mauern in drei Stockwerken aufgeführt und zugänglich nur durch eine Leiter oder Holztreppe, die zu dem hoch über dem Boden liegenden Eingange hinaufging. Unter dem untersten Stockwerke lag, oft halb unterirdisch, das gewölbte, lichtlose Verließ, als Gefängnis oder Vorratsraum benützt, über dem obersten hinter einer Zinnenmauer die Plattform, gewöhnlich noch von einem spitzzulaufenden Dache überragt. Das 12. und 13. Jahrhundert haben diese Verteidigungswerke noch weiter ausgebildet. Bei größeren Burgen legte sich vor die Ringmauer der Zwinger (Vorburg) mit Baraken und Gartenanlagen, und diesen wieder deckte als erster Verteidigungsabschnitt der Zingel (Barbigan, Barbacana), mit Pfahlwerk oder Mauer und Graben befestigt. Den Burgweg führte man möglichst so, daß der Angreifer beim Aufstieg den Verteidigern die rechte, schildlose Seite bot. Besonders stark war das Burgthor in der Ringmauer befestigt, gewöhnlich ein zweistöckiger Bau mit Zugbrücke, Fallgatter und Pechnase. Im Burghof erhob sich, an die Mauer gelehnt, der Pallas, im 11. Jahrhundert aus Holz, später ein länglich viereckiger Steinbau, im Erdgeschoß gewölbt und unterkellert. Er öffnete sich nach dem Burghofe in offenen Säulengallerien (Lauben), zu deren unterster von außen eine Holz-, später eine Steintreppe hinaufführte, die Hauptfront sah über die Burgmauer ins Freie. Im ersten Stockwerk lag der Saal, der große Fest- und Versammlungsraum, an den Giebelseiten und im zweiten

pfalzen des Hohenstaufen, die stattlichen Sitze der thüringischen und bayerischen Fürsten waren nach diesem Grundplane gebaut. So war also Deutschland überwiegend immer noch ein Land ritterlich-bäuerlicher Kultur, ein Land der Burgen und Dörfer, der Kirchen und Klöster.

Friedrichs I. Städtepolitik. In einem so durch und durch aristokratischen, ritterlichen Staatswesen unter einem Kaiser, der diese Anschauungen vollständig teilte, war für die Entwickelung freier städtischer Gemeinwesen offenbar kein Raum. Eine solche hat daher Friedrich Barbarossa, seiner konservativen Wiederherstellungspolitik gemäß, nicht erstrebt oder auch nur begünstigt, weil er ja damit die Leistungsfähigkeit vor allem der geistlichen Fürsten in Frage gestellt hätte; er hat lediglich die wirtschaftliche Entwickelung der Städte gefördert, um ihre Finanzkräfte für den Reichsdienst zu steigern. Demnach erweiterte oder bestätigte er die Zollfreiheit der königlichen Pfalzstädte, wie in Aachen, Nürnberg, Duisburg, Utrecht, Goslar, zuweilen auch der Bischofsstädte, wie in Augsburg, Bamberg, Regensburg; er erleichterte oder beseitigte die hofrechtlichen Abhängigkeitsverhältnisse und Verpflichtungen bischöflicher Gemeinden, wie bei Speier und Worms, Wetzlar und Bremen. Die wenigen Stadtrechte, die er an Pfalzstädte verlieh oder bestätigte, Augsburg 1156, Hagenau 1164, Gelnhausen 1170, stehen durchaus auf grundherrlicher Basis, behalten die Ausübung der Gerichtsbarkeit und die Ernennung der Zunftmeister dem königlichen oder bischöflichen Beamten vor, der nur in der Verwaltung von „Geschwornen" aus der Bürgerschaft unterstützt wird, und gewähren dieser nur besonderen Gerichtsstand und freies Erbrecht. Versuche zur Gestaltung selbständiger Gemeindeverwaltung schlug Friedrich unbedenklich mit rücksichtsloser Härte zu Boden. So beendete er z. B. die Erhebung der Ministerialen von Mainz gegen die Steuerforderungen des Erzbischofs Arnold zur Romfahrt von 1157, der sich die übrige Bevölkerung erst später anschloß, nach der Ermordung des Erzbischofs im Juni 1160 mit der Verbannung der Mörder, Einziehung ihrer Güter, Entfestigung der Stadt und Vernichtung ihrer Freiheiten. Gegen Lübeck schlug er nur deshalb ein anderes Verfahren ein, weil es hier keine bischöflichen Rechte zu wahren galt. Mit dem Privilegium von 1188

Stockwerk befanden sich Wohn- und Schlafräume für die Herrschaft, vor allem die Kemenate für die Frauen, die gelegentlich auch einen besonderen Bau erforderte, ebenso wie die Küche. In abgesonderten Gebäuden waren auch die Dienstmannen und das Gesinde, Vorratsräume und Ställe untergebracht. Die Burgkapelle lag gewöhnlich im Oberstock des Thorturmes, oft auch im Pallas oder im Bergfried, wenn sie nicht einen selbständigen Bau beanspruchte. Die wohnliche Ausstattung blieb durchschnittlich eine sehr bescheidene, die Räume waren meist eng, die Wände bis ins 12. Jahrhundert bunt gekalkt, erst später mit phantastischen Tier- und Pflanzenornamenten bemalt, nur in der Kemenate und im Saale, wenigstens bei festlichen Gelegenheiten, mit Teppichen behangen; den Fußboden deckte Estrich, selten gemusterte Steinfliesen, im Sommer mit Laub und Gras, im Winter mit Stroh belegt. Die Wärme spendete nur in den bevorzugten Räumen, besonders in der Kemenate, die danach hieß (caminata), ein Kamin, sonst der Holzstoß auf dem offenen Herde. Reichere Ausstattung an Mobiliar war gewiß nur auf den Burgen größerer Herren zu finden, im allgemeinen genügten Bänke, Schemel, Tische und Truhen.

bestätigte er ihr nicht nur ihre früheren Freiheiten, sondern er dehnte das Recht ihrer Bürger, nach lübischem Rechte gerichtet zu werden, über das ganze Reich aus, gab dem Rate die Aufsicht über die Münze und die Befugnis zu selbständigen Verfügungen samt dem Patronat über die Pfarre. Gewiß hat er also die gewaltige Kraftentfaltung der deutschen Städte nicht geahnt, aber konnte er sie damals ahnen und konnte er um der entfernten Möglichkeit willen, sie einstmals für das Königtum auszunützen, die bisherige Reichsverfassung aufs Spiel setzen wollen?

Der Friede von Constanz und die Ordnung der italienischen Verhältnisse. Wo ihm das städtische Wesen militärisch und politisch so entwickelt und widerstandskräftig entgegentrat, wie in der Lombardei, da hat er sich trotz der Anschauungen, in denen er aufgewachsen war, schließlich mit ihm zu stellen gewußt. Als er, nach der Vernichtung der welfischen Macht Herr über Deutschland, die Verhandlungen mit den lombardischen Städten seit Ende 1182 in Piacenza, seit Frühjahr 1183 in Constanz begann, da trat er nicht mehr auf den Standpunkt der Roncalischen Beschlüsse zurück, er verstand es vielmehr, seine kaiserliche Gewalt auf feste Grundlagen zu stellen, ohne doch das städtische Gemeinwesen zu vernichten. Nachdem er zuerst Tortona und Alessandria durch Gewährung der Regalien und freier Konsulnwahlen gewonnen, beschworen am 25. Juni
1183. 1183 die Vertreter des Kaisers und der Lombardenstädte den Frieden von Constanz. Den Städten blieben ohne weiteres die Regalien nur innerhalb ihrer Mauern, außerhalb derselben in der Stadtflur nur nach dem gegenwärtigen Stande, der aber erst zu erweisen war, wenn nicht die Gemeinde von dieser Verpflichtung sich durch Zahlung von 2000 Pfund Silber freikaufte, keineswegs nach dem ursprünglichen Anspruch in der „Grafschaft". Die jährlich freigewählten Konsuln wurden bei Anwesenheit des Kaisers in der Lombardei durch ihn oder seinen Kommissar eingewiesen. Wichtigere Sachen gehörten vor das kaiserliche Gericht, nur die kleineren vor das Gericht der Stadt. Das Fodrum (Heeresverpflegung) war dem Kaiser bei allen Zügen, nicht nur beim Krönungszuge zu leisten. Schließlich schwur die ganze erwachsene männliche Bevölkerung aller zehn Jahre den Treueid. Dieser Friede, für dessen Gewährung der Lombardenbund 15,000 Pfund Silber erlegte, begründete den Rechtszustand Oberitaliens etwa für ein halbes Jahrhundert. Die Städte hatten ihre Selbstverwaltung für ihr unmittelbares Gebiet behauptet, aber nicht die Herrschaft über die Landschaft, die vielmehr in den Händen des Kaisers blieb. Der kaiserliche Generallegat, stets ein Deutscher, ein Bischof oder Reichsministerial, vertrat den Landesherrn, der Hofvikar (vicarius curiae), ein deutscher oder ein italienischer Bischof, führte den Vorsitz im „Hofgericht", das, aus italienischen Laienrichtern gebildet, in letzter Instanz über alle Prozesse entschied, außerdem aber auch zu den verschiedensten Geschäften herangezogen wurde. Deutsche Reichsministerialen leiteten die Verwaltung der Reichsdomanialbezirke und saßen in den Reichsburgen. Solche oder Bischofsstädte deckten namentlich die Zugänge der Alpenstraßen und die Verbindungen zwischen Ober- und Mittel-Italien. Die italienischen Bischöfe aber standen um so mehr zum Kaiser, als er sie ebenso wie die deutschen über den Laienadel emporhob, denn

die weltlichen Großen der Lombardei wurden nicht in den Reichsfürstenstand aufgenommen. Die mittelitalienischen Reichslehen aber lagen, wenn nicht direkt in den Händen des Kaisers, wie Tuscien seit d. J. 1167, so doch in denen deutscher Vasallen, wie die Mark Ancona und das Herzogtum Spoleto, das Welf damals ebenfalls an Friedrich überlassen hatte.

Friedrichs I. Machtstellung. Eine gewaltige, unvergleichliche Stellung war es in der That, welche die Hohenstaufen nunmehr einnahmen. An der Spitze des deutschen Reichsfürstenstandes, als König von Burgund und von Italien beherrschte der Kaiser ein mitteleuropäisches Centralreich, das unbestritten den Vorrang vor allen anderen behauptete. Die oberrheinische Tiefebene, der „Kern des Reiches", und das noch weit entwickeltere lombardische Flachland waren in seiner Hand, dazu das ganze Hochgebirge, das sie zugleich verband und trennte, eine riesige Hochburg in der Mitte des Festlandes. Sein Haus gebot unmittelbar über Schwaben, die Pfalz, das Herzland Rheinfrankens, einen großen Teil Burgunds und Tuscien. Zu diesen Allodien und Lehen gesellten sich die Reichsgüter, Städte und Burgen mit ihren Gebieten, in Italien (s. oben) wie in Deutschland: längs des Rheins bis nach Westfalen hinein, in Ostsachsen und Thüringen, besonders um den Harz, in den Landen an der Saale und am Fichtelgebirge, die Friedrich I. planmäßig vermehrte und abrundete. Sie wurden verwaltet von Burggrafen und Vögten, gesichert durch stehende Besatzungen, die auf Lehen oder feste Einkünfte in Geld angewiesen waren. Reiche Geldeinnahmen lieferten die königlichen Zollstätten namentlich des Rheinlandes. Gewiß lag der Schwerpunkt dieser Machtbildung nicht allein in Deutschland, sondern in den Grenzgebieten dreier Nationen, das Reich war in den Kreis der Mittelmeermächte eingetreten. Das war an sich ein Vorteil, nur daß darüber die späteren Hohenstaufen es versäumt haben, die welfische Politik im Nordosten fortzusetzen.

Ein unermeßliches Feld der Thätigkeit war also der Nation eröffnet, kein Wunder, daß ein frohes Gefühl des Gedeihens und des Aufschwungs zumal die ritterlichen Kreise durchdrang, die geharnischten Träger dieser weltumspannenden Staatskunst. Glänzend kam das zur Erscheinung auf dem Pfingstfeste zu Mainz i. J. 1184. Zur Feier der Swertleite seiner ältesten Söhne, König Heinrichs und 1184.
Herzog Friedrichs, hatte der Kaiser nach der weiten Rheinebene die Fürsten und Edlen des ganzen Abendlandes entboten. Da sammelten sich in der bannergeschmückten, farbenbunten Zeltstadt am Fuße des Taunus mehr als 70 Fürsten und Bischöfe, über 70,000 Männer von Stande aus allen deutschen Landen, aus Böhmen und Burgund, Italien und Frankreich, jeder bestrebt, den anderen an Zahl seiner Leute und Pracht ihrer Ausrüstung zu überbieten, und umschwärmt von Sängern, Spielleuten und Gauklern. Mit 500 Rittern zog Leopold von Österreich daher, mit 700 der Herzog von Sachsen, mit 2000 der Herzog von Böhmen, mit 1700 der Erzbischof von Köln, mit 600 der von Magdeburg. Nach der Swertleite der Königssöhne folgten zwei glänzende Turniere, doch den Preis im Waffenhandwerk erkannte jeder dem Kaiser zu. Es war die strahlende Sonnenhöhe deutscher und abendländischer Ritterherrlichkeit; lange lebte das Gedächtnis dieses Festes im Liebe

und in stolzer Erinnerung an diese Zeiten des Glanzes und der Macht hat nachmals in trüben Tagen Walther von der Vogelweide gesungen:

„Wohl sah ich vormals den glücklichen Tag,
Da unser Ruhm war gemein allen Zungen.
Wo ein Land uns nahe nur lag,
Das bat um Frieden, sonst ward es bezwungen!"

Die sicilische Erbschaft. So stand es, als der Kaiser sich anschickte, durch seinen kühnsten Schachzug die unmittelbare Herrschaft auch über Süd-Italien zu gewinnen, und das reiche Erbe der Normannenfürsten anzutreten: er warb für König Heinrich um die Hand der Erbin Siciliens, Constanze, der Tochter Rogers II., auf welche nach dem Tode des kinderlosen Wilhelm II. die Krone übergehen mußte. 1184. Bereits am 19. September 1184 traf er, glänzend empfangen, in Mailand ein, wenige Wochen später wurde in Augsburg der Verlobungsvertrag geschlossen, im Oktober 1185 hielt Constanze im vollen Glanze südländischen Reichtums ihren 1186. prangenden Einzug in Mailand, am 27. Januar 1186 vollzog in San Ambrogio der Patriarch von Aquileja die Trauung. Das Größte schien damit die hohenstaufische Staatskunst erreicht zu haben, indem sie alte Pläne der Ottonen und Salier wieder aufnahm, und doch hat sie damit unwissentlich die entscheidende Wendung vorbereitet, welche zum Verderben des Geschlechtes führte.

Denn sobald ein Hohenstaufe die Krone Siciliens trug, war das ganze Verhältnis der Mittelmeermächte verschoben, vor allem die selbständige Stellung des Papsttums in dieser furchtbaren Pressung von Norden und Süden her aufs äußerste gefährdet. Damit war seine Stellung gegeben, es mußte diese Verbindung aufs äußerste bekämpfen. Noch schwebten auch andere Streitfragen, wie über das Mathildische Erbe. Zunächst aber freilich fühlte sich die Kurie zu jedem energischen Schritte unfähig. Papst Lucius III. hatte schon 1183 vor einer neuen städtischen Bewegung aus Rom weichen müssen; bei einem Versuche, ihn dahin zurückzuführen, war der tapfere Christian von Mainz gestorben. Auf die Lombarden aber konnte das Papsttum seit dem Constanzer Frieden nicht mehr rechnen; hatte doch jetzt der Kaiser Mailand durch Verleihung der Obergerichtsbarkeit und der Regalien in der ganzen Grafschaft (gegen einen Jahreszins von 300 Mark Silber) völlig auf seine Seite gezogen (Februar 1185), den Ausbau Cremas angeordnet und über Cremona, das sich dadurch aufs tiefste verletzt fühlte, die Acht verhängt. So starb Lucius III. machtlos und verlassen in Verona (25. November 1185). Doch sein Nachfolger Urban III. war ein Todfeind des Hohenstaufen. Da er in Italien keinen Beistand fand, so begann er den Kampf mit dem Versuche, die deutschen Bischöfe vom Kaiser zu trennen, indem er vom Kaiser den Verzicht auf das einträgliche Spolienrecht (Anspruch auf die bewegliche Habe der Geistlichen nach dem Tode), die Aufhebung der Vogtei an den bischöflichen Kirchen und die Abschaffung der Zehntenvergabung an Laien forderte. In der That trat der Erzbischof Philipp von Köln, der alte Bundesgenosse des Hohenstaufen, mit noch 12 anderen Bischöfen und mehreren weltlichen Fürsten, wie Ludwig von Thüringen, auf die päpstliche Seite, aber im ganzen endete doch der Versuch Urbans mit

einer kläglichen Niederlage. Denn auf dem Reichstage von Gelnhausen am 28. November 1186 legten die deutschen Bischöfe und Fürsten, durch einen mächtigen 1186.
Appell des Kaisers an ihre Vaterlandsliebe gewonnen, die entschiedenste Verwahrung gegen die Forderungen des Papstes ein, und Philipp von Köln wurde vollkommen isoliert durch das Bündnis, welches Friedrich mit Philipp II. August von Frankreich schloß. Um dieselbe Zeit war Cremona bereits gefallen (Juni 1186), und König Heinrich hielt ganz Ober- und Mittel-Italien fest in der Hand. Aufs äußerste getrieben, dachte Urban III. schon daran, den Bann gegen ihn und den Kaiser zu schleudern, da erkrankte er in Ferrara und starb hier am 20. Oktober 1187. 1187.

Der Fall Jerusalems und die Vorbereitungen zum dritten Kreuzzuge. Eine erschütternde Trauerkunde, die in denselben Tagen aus dem fernen Osten anlangte, drängte jeden Gedanken an neuen Kampf zwischen den beiden höchsten Gewalten der Christenheit zurück. Am 5. Juli 1187 war das Heer des Königreichs Jerusalem in der Schlacht von Hittin am See Tiberias dem großen Sultan Saladin erlegen, König Guido selbst gefangen, das Land von den siegreichen Sarazenen überflutet. Unter diesem Eindrucke wählten die Kardinäle den Führer der Friedenspartei, Gregor VIII. Als nun vollends die Nachricht vom Falle Jerusalems (3. Oktober) und fast aller Seeplätze außer Tyrus einlief, das nur die Tapferkeit des eben eingetroffenen Konrad von Montferrat rettete, da richteten sich aller Gedanken auf einen neuen Kreuzzug. Darüber starb Gregor VIII., aber sein Nachfolger Clemens III. nahm seine Politik mit vollem Eifer auf. Unterstützt von König Heinrich kehrte er Anfang d. J. 1188 nach Rom zurück, und versprach Heinrich (VI.) zum Kaiser zu krönen. Auf dieser Grundlage kam im April 1189 die Abkunft zustande, nach welcher der Kaiser auch das 1189.
Mathildische Erbe behauptete, obwohl Rom nicht förmlich darauf verzichtete. Schon früher auf einem Reichstage in Mainz (April 1188) hatte sich Philipp von Köln gedemütigt.

Auf demselben Reichstage, dem „Hoftage Christi", nahm Kaiser Friedrich 1188.
mit seinem Sohne, dem Herzog von Schwaben, seinem Neffen Ludwig III. von Thüringen und zahlreichen Edlen im Mainzer Dome aus der Hand des Bischofs Gottfried von Würzburg das Kreuz. Den Abmarsch bestimmte er auf den 23. April 1189, den Tag des ritterlichen Schutzheiligen Georg. Wie anders aber trat er den Zug an, als einst vor 40 Jahren sein Oheim, Konrad III.! Auf der Höhe seiner Macht, als das anerkannte Haupt des ganzen Abendlandes, sicher der Zukunft seines Hauses schickte sich Friedrich an, den Kern der deutschen Ritterschaft auf den mohammedanischen Osten zu werfen. Gewiß bestimmte ihn dabei in erster Linie ein mächtiges religiöses Gefühl; aber es war doch auch politisch von der höchsten Bedeutung, daß das Kaisertum selbst die Leitung der ungeheuren Bewegung übernahm, die hundert Jahre zuvor das Papsttum ergriffen hatte, um mit ihrer Hilfe hoch über das Kaisertum sich zu erheben, und daß Deutschland im Morgenlande seine Macht neben den romanischen Nationen selbständig zur Geltung brachte. Und noch weit großartiger als der erste Kreuzzug schien sich dies Unternehmen

zu gestalten, denn auch die Könige von Frankreich und England hatten das Kreuz genommen.

Friedrich Barbarossas Kreuzzug und Tod. Obwohl sie sich eher entschlossen hatten, sollte doch das deutsche Kreuzheer zuerst aufbrechen. Schon im Mai 1188 wurde Graf Heinrich von Diez nach dem Osten gesandt, um dem Sultan Saladin den Krieg anzukündigen; Verträge mit Ungarn, Serbien, Byzanz und selbst mit dem Sultan von Ikonium, der 1179 sogar um eine Tochter Friedrichs geworben hatte, sollten den friedlichen Durchmarsch bis an die Grenzen Syriens sichern, und eine abermalige Verbannung Heinrichs des Löwen, der sich der Teilnahme am Zuge weigerte, Deutschland vor einer neuen Erhebung des Welfen schützen. In Regensburg sammelten sich die deutschen Kreuzfahrer, bei 100,000 Bewaffnete, darunter 20,000 Ritter — unbemitteltes Volk war ausdrücklich
1189. ausgeschlossen — und am 11. Mai 1189 bestieg hier der Kaiser das Schiff, das ihn die Donau abwärts führte. Das Volk, die Ufer des Stromes weithin bedeckend, folgte ihm noch lange mit den Blicken und geleitete ihn mit Gebet und Segenswunsch. So ging die Fahrt durch das frühlingsgrüne Österreich bis Wien, wo Herzog Leopold V. seinen Oberlehnsherrn glänzend empfing. Am 24. Mai überschritt das Heer die Grenze Ungarns, von der strengsten Zucht zusammengehalten. Daher war auch hier die Aufnahme, die es bei Bela III., dem künftigen Schwiegervater Herzog Friedrichs von Schwaben, fand, eine durchaus freundliche, und ohne Gefährdung erreichte es zu Wasser und zu Lande ziehend gegen Ende Juni Belgrad. Von Braniza aus trat es dann den Marsch durch Serbien und Bulgarien an, schon nicht ganz ohne Belästigung von seiten der Landeseinwohner, am 15. August stand es um Sophia. Doch hier begannen größere Schwierigkeiten. Denn Kaiser Isaak Angelos (seit 1183) sah, wie die Byzantiner überhaupt, in dem ganzen Unternehmen lediglich einen gegen Byzanz gerichteten Schachzug, von dem das Ärgste zu fürchten sei, hatte deshalb sogar ein Bündnis mit Saladin geschlossen und eine deutsche Gesandtschaft gefangen gesetzt und begegnete jetzt den Deutschen mit Furcht und Mißtrauen, weigerte ihnen namentlich jede genügende Verpflegung, so daß Friedrich das Land endlich wie ein feindliches behandelte. Am 24. August wurde das halbgeräumte Philippopolis besetzt, einige Tage später eine griechische Truppenabteilung beim ersten Anprall zersprengt, dann ringsum im westlichen Thracien alle wichtigen Plätze genommen, so daß Isaak gegen Ende Oktober die deutschen Gesandten freiließ. Friedrich aber beschloß, jetzt den Winter über hier zu bleiben und nahm deshalb am 22. November auch Adrianopel. Drohend standen die Deutschen mehrere Monate lang unweit Konstantinopels, und in der That ist dem Hohenstaufen der Gedanke gekommen, die Hauptstadt anzugreifen und das byzantinische Reich zu zertrümmern, schließlich aber begnügte er sich mit einem Vertrage, der ihm die Schiffe zur Überfahrt sicherte; Konstantinopel berührte er gar nicht.

1190. So gingen um Ostern, sechs Tage hindurch, vom 22. bis zum 28. März, z. T. unter heftigem Sturme, die Deutschen bei Kallipolis über den Hellespont, unter den letzten der Kaiser, und schlugen weiterhin auf griechischem Gebiet die

Straße nach dem Süden über Sardes, Philadelphia und Laodicea ein, nicht ohne daß ihnen die Griechen noch allerlei Hindernisse bereitet hätten. Endlich betraten sie türkischen Boden, doch zunächst das Gebiet unabhängiger, turkmenischer Nomadenstämme, die an keinen Vertrag gebunden waren. Beim Vormarsche sahen sich deshalb, ebenso wie vor 40 Jahren, die schweren Geschwader der deutschen Ritterschaft auf der offnen, dürren kleinasiatischen Hochebene dem unaufhörlichen Pfeil- und Speerregen der türkischen Reiterschwärme gegenüber und solchem Mangel ausgesetzt, daß man Maultiere, Esel und Pferde schlachten mußte, um nur das Leben zu fristen. Doch der greise Kaiser hielt sein Heer mit eiserner Faust zusammen und erreichte unter beständigen Gefechten das Gebiet des Sultanats Ikonium. Hier hatte inzwischen Kilidsch-Arslan II. zu gunsten seiner Söhne auf die Herrschaft verzichtet. Nun zeigten sich anfangs allerdings diese Sultane scheinbar entgegenkommend, allein bald wurde ihre Treulosigkeit klar. Nur mit äußerster Anstrengung warfen die Deutschen am 7. Mai bei Philomelium 1190.
(Ak-schehr) die feindlichen Haufen, dann nochmals am 14. Mai, und erreichten wenige Tage später in kläglicher Verfassung, fast aller Pferde beraubt, die fruchtbare, wohlangebaute Gegend von Ikonium, das ihnen die Thore sperrte, während ein überlegenes Heer sie im freien Felde bedrohte. Da wagte der alte Held seine letzte Schlacht, am 18. Mai 1190. Binnen sechs Stunden war Ikonium unter Herzog Friedrichs Befehl im Sturm genommen bis auf die Burg, die feindliche Armee vom Kaiser selbst unter ungeheuren Verlusten zersprengt. Nun „erkannte auch der Sultan, daß der Stärke der Deutschen alles weiche und daß sie, wie von göttlicher Kraft gestählt, Verächter des Todes und aller Schrecknisse, alles angriffen, was ihnen widerstehe"; er unterwarf sich dem Kaiser. Beutebeladen und mit frischen Pferden versehen setzten die Sieger ihren Marsch südwärts über Laranda nach dem Taurus fort, hinüber auf das Gebiet des christlichen Klein-Armenien (Cilicien), dessen Fürst Leo II. sie huldigend begrüßte. Er hoffte auf deutschen Beistand und erhielt in der That das Anerbieten Friedrichs, ihn zum König zu krönen, gewiß unter deutscher Oberherrlichkeit. Das Heer war trotz aller Strapazen und Kämpfe noch schlagfertig, die Armenier erstaunten über „die unvergleichliche und unglaubliche Ausdauer der Kreuzfahrer in jeder Art von Beschwerden". Voll froher Hoffnung auf das endliche Gelingen stiegen die Deutschen auf steilen Pfaden über den Taurus nach dem reißenden Kalykadnus (Selef) hinab, den sie unweit seiner Mündung bei Seleucia zu überschreiten gedachten, da traf sie völlig unerwartet ein vernichtender Schlag. Staubbedeckt und ermattet vom Sonnenbrande des heißen Tages wollte der Kaiser, der auf kürzerem Wege dem Heere vorangeritten war, durch ein Bad sich erfrischen. Obwohl ihm seine Umgebung besorgt abmahnte, warf fich der rüstige Greis doch in den Fluß. Aber die reißende Strömung des eiskalten Gebirgswassers überwältigte ihn und riß ihn mit sich fort; als die Seinigen herzueilten, brachten sie eine Leiche ans Land. Es war um die Mittagsstunde des 10. Juni 1190.

So endete Friedrich Barbarossa, während eben die Kunde seines Sieges bei Ikonium die mohammedanische Welt erschütterte und Saladin selbst sich schon ver-

loren gab, angesichts der Gebirgswände des Taurus unweit des blauen syrischen Meeres, dicht vor dem erstrebten Ziele in der dämmernden Ferne des halb sagenhaften Orients. So unfaßlich schien den Zeitgenossen und insbesondere seinem treuen Volke dieser jähe Tod auf einer so heiligen Fahrt, daß bald das Gerücht umlief, der große Kaiser sei gar nicht ertrunken, sei vielmehr von feindlichen Reitern überfallen und hinweggeführt oder gar etwa bei einer Jagd in geheimnisvoller Weise „entrückt" worden und werde dereinst wiederkommen. So naiven Glauben hegt das Volk nur von seinen Lieblingshelden, deren Persönlichkeit einen unverlöschlichen Eindruck hervorgebracht hat, und ein solcher ist für die Deutschen des Mittelalters neben Karl dem Großen nur Friedrich Barbarossa gewesen. Eben an ihn und an keinen anderen hat deshalb die volkstümliche Betrachtung in unseren Tagen mit Recht Kaiser Wilhelms ehrwürdige Erscheinung angeknüpft.

Ausgang des deutschen Kreuzzuges. Mit seinem Tode verschwand dem trauernden Kreuzheere die Hoffnung auf Erfolg. Zwar wählte es einmütig Herzog Friedrich von Schwaben zu seinem Führer und dieser erreichte glücklich Tarsus, wo er Herz und Eingeweide des Kaisers beisetzen ließ, aber die Einigkeit lockerte sich. Manche gingen zur See nach Tripolis oder Antiochia; nur die Hauptmasse brachte Friedrich über das Amanosgebirge gegen Ende Juni nach Antiochia, angeblich noch 40,000 Mann, aber entkräftete Leute. Um so weniger vermochten sie dem ungesunden Klima der Stadt und dem jähen Übergange von Hunger und Strapazen zu reichlichem Leben zu widerstehen, in Masse starben sie dahin. Aus dem verpesteten Lager brach der Herzog am 28. August nach Süden auf, nachdem er das von den Gebeinen losgelöste Fleisch der kaiserlichen Leiche im Petersdome bestattet hatte, denn die Einbalsamierung war dieser Zeit unbekannt. Sein Ziel war Akkon (Ptolemais). Diese gewaltige Seefeste nämlich belagerte schon seit dem Herbste des Jahres 1189 König Guido (Veit) von Jerusalem, zunächst noch mit schwachen Kräften. Erst die Ankunft thüringischer Scharen unter Landgraf Ludwig III., der am 29. Juni von Brindisi abgesegelt und in Tyrus von seinem Verwandten Konrad von Montferrat in Empfang genommen worden war, führte den Belagerern frische Kräfte zu und drängte zugleich die Zwistigkeiten zwischen Veit und Konrad zurück, der seinerseits ebenfalls die Krone Jerusalems beanspruchte. Auch sind mindestens Teile der deutschen Pilgerflotten eingetroffen, welche schon i. J. 1188 den direkten Seeweg meist von Köln aus eingeschlagen hatten, so im Februar 1189 60 Schiffe mit 10,000 Bewaffneten, am 1. September 55 Schiffe von den Nordseestädten. In heißen Kämpfen mit dem nahe lagernden Heere Saladins und Angriffen auf die festen Mauern der Stadt, besonders auf den seitdem so geheißenen „verfluchten Turm" an ihrer Nordostecke, bewährten die Deutschen selbst in den Augen der mißgünstigen Wälschen ihre Tapferkeit und Treue, aber Landgraf Ludwig
1190 mußte anfang Oktober 1190 krank seine Rückreise antreten und starb an Bord seines Schiffes vor Cypern am 16. Oktober; nur seine Gebeine erreichten das heimische Reinhardsbrunn.

Wenige Tage nach seiner Abfahrt traf auch Friedrich von Schwaben von Tyrus her vor Akkon ein (7. Oktober). In heißen Gefechten maßen sich auch seine Leute mit den Türken, doch ein wirklicher Erfolg war ihnen nicht beschieden.

„Zu Akkers sind mir wohlbekannt
Speis' und Luft, wie Leut' und Land;
Die sind den Deutschen alle feind!'

sagt Freidank, und er hatte Recht. Ein ungewöhnlich strenger Winter brachte ansteckende Krankheiten und ihnen erlag mit Tausenden seiner Landsleute auch Herzog Friedrich am 20. Januar 1191. Die Leiche wurde auf dem Friedhofe des deutschen 1191. Hospitals vor Akkon beigesetzt, wo wohl auch in aller Stille die Gebeine Barbarossas beerdigt worden sind. Eben dies deutsche Spital, das einzige vor Akkon, ist der Keim des deutschen Ritterordens geworden. Es knüpfte an ein schon vor 1118 von einem Deutschen in Jerusalem gestiftetes und wohl bereits von Friedrich I. gefördertes Krankenhaus an, das unter Aufsicht der Johanniter stand, denn die dienenden Brüder desselben errichteten nach ihrer Vertreibung aus Jerusalem mit Hilfe einiger Kaufleute von Bremen und Lübeck Krankenzelte aus den Segeln ihrer Schiffe und wurden damals von Herzog Friedrich unter die Aufsicht seines Kaplans Konrad und seines Kämmerers Burkhard gestellt. Den letzten deutschen Zuzug führte Leopold V. von Österreich im Frühjahr 1191 nach Akkon und dieser hat denn nun an der endgültigen Einnahme der Festung durch die Könige von Frankreich und England am 12. Juli Anteil gehabt, mußte sich aber gefallen lassen, daß der hochfahrende Richard Löwenherz sein Banner von dem besetzten Mauerturme wieder herabreißen ließ. Was der deutschen Kraft nicht gelungen, gelang jedoch auch schließlich den hochmütigen Wälschen nicht; bis auf einen schmalen Küstenstreifen zwischen Akkon und Joppe blieb das heilige Land in Saladins Händen. Diese kümmerlichen Reste erhielt Konrad von Montferrat als König von Jerusalem, Guido von Lusignan wurde mit dem schönen Cypern entschädigt, das Richard auf der Fahrt nach Akkon den Byzantinern entrissen hatte. Tausende deutscher Krieger hatten also ihr Leben umsonst gelassen, aber sie hatten es für eine große Idee geopfert, und das ist niemals vergeblich.

Heinrich VI. als Stellvertreter Friedrichs I. Während das deutsche Kreuzheer im Osten zu Grunde ging, hatte Heinrich VI. nicht ohne manche Schwierigkeiten die Regierung geführt. Nur sein Machtspruch beendete einen erbitterten Streit im Hause Markgraf Ottos von Meißen, der gegen die herrschende Übung seinen jüngeren Sohn Albrecht den Stolzen zum Erben bestellte und den älteren Dietrich (den Bedrängten) mit einem kleinen Gebiet (Weißenfels) abfinden wollte, zu gunsten Albrechts, doch so, daß Dietrich dessen Nachfolger sein sollte (1190). Als 1195 Albrecht nach fortwährenden Fehden starb, zog Heinrich sein Land als erledigtes Reichslehen ein. Gefährlicher ließen sich die Verhältnisse in Sachsen an. Schon im Herbst 1189 kehrte Heinrich der Löwe eidbrüchig aus England zurück, von Erzbischof Hartwig II. unterstützt, nahm und verheerte Bardowiek (28. Oktober), das seitdem zu einem unbedeutenden Flecken herabsank, und

bemächtigte sich fast ganz Holsteins samt Lübeck, mit Ausnahme des festen Segeberg, da Graf Adolf III. nach Palästina ausgezogen war. Ein Winterfeldzug des jungen Königs gegen Braunschweig blieb vergeblich. Dann aber einigten sich alle die, welche von einer Wiederherstellung des Welfen bedroht wurden, und so mußte schließlich dieser in Fulda sich mit seinen Erbgütern und mit der Hälfte der Einkünfte von Lübeck begnügen, Braunschweig und Lauenburg entfestigen und zwei seiner Söhne, Heinrich und Lothar, als Geiseln stellen (Juli 1190). Dagegen mißlang ein Versuch des Königs, Thüringen nach Ludwigs III. Tode einzuziehen und so in der Nähe Sachsens eine festere Stellung zu gewinnen; er mußte endlich den Bruder des verstorbenen Hermann I. mit der Landgrafschaft belehnen (1190—1215).

Heinrichs VI. erster Zug nach Italien. Schon nahmen die Verhältnisse Italiens Heinrichs VI. ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Nach Wilhelms II. Tode (18. December 1189) hatte die Mehrzahl der normannischen Großen, des Eides, den sie auf Constanzes Nachfolgerecht geleistet, vergessend, einen Enkel Rogers II., den trefflichen Tankred von Lecce, unter Zustimmung Roms zum
1190. König erhoben (Januar 1190), und ein erster Angriff deutscher Truppen unter dem Reichsmarschall Heinrich von Kalden war gescheitert. Trotzdem nötigten die Nachricht vom Tode des Kaisers und die Erschöpfung aller Mittel durch den Kreuzzug Heinrich VI., den Feldzug nach dem Süden zu verschieben, so sehr sein Interesse diesen Dingen zugewandt blieb. Er war dem Vater wenig ähnlich, weder äußerlich noch in seinem Wesen; eine schmächtige Gestalt, kaum von Mittelgröße, nur von breiter und hochgewölbter Brust, verriet er doch in dem Ausdruck eiserner Entschlossenheit um Augen und Mund und in dem blassen, gespannten, gedankenvollen Antlitz den ungewöhnlichen Geist. Ungleich dem ritterlichen Vater, liebte er das Waffenspiel nicht, nur die Jagd, besaß dafür aber eine wissenschaftliche Bildung, die diesem abging, und eine erstaunliche Arbeitskraft. Das Streben nach Herrschaft und Macht beseelte ihn ganz, aber er bemaß seine Mittel lediglich nach dem augenblicklich Zweckmäßigen, unbedenklich bis zur Treulosigkeit, hart bis zur Grausamkeit, alles in allem eine Natur von fast modern absolutistischer Prägung, die von dem persönlichen Zauber Barbarossas kaum eine Spur besaß und nur den hohen Begriff von der Macht und dem Berufe des Kaisertums mit ihm gemein hatte.

So zeigte er sich gleich bei seinem ersten italienischen Zuge. Im Winter 1190/91 überschritt er mit seinem Ministerialenheere den Brenner, füllte seine leeren Kassen durch Verpfändung und Verkauf von Reichsrechten und Reichsgütern an die lombardischen Städte und gewann in Rom wirklich die Kaiserkrone
1191. (16. April 1191), indem er dem Papste Cölestin III. die Übergabe der Romagna und der Campagna zusagte und der römischen Gemeinde das treue, kaiserlich gesinnte Tusculum schmachvoll zu grausamer Zerstörung preisgab. Am 29. April überschritt er die Grenze. Aber vor dem festen Neapel kam sein Vormarsch zum Stehen, und während die sicilische Flotte die Stadt von der Seeseite her kräftig unterstützte, raffte das Sommerfieber neun Zehntel des deutschen Heeres hin und

ergriff endlich auch den Kaiser, so daß er am 24. August die Belagerung aufhob. Um das Unheil vollzumachen, war Constanze von den Bürgern Salernos, wo sie verweilte, an König Tankred ausgeliefert worden und der Welfe Heinrich (von Braunschweig), nur gezwungen Teilnehmer des Zuges, war zu den Normannen entwichen. Die Niederlage der hohenstaufischen Politik war hier wie in Syrien eine vollständige.

Die große Fürstenverschwörung. Doch noch weit Schlimmeres drohte ihr, z. T. durch die eigne Schuld des Kaisers. Auf die falsche Nachricht vom Tode Heinrichs VI. dachten die Welfen ernstlich daran, jenen Heinrich von Braunschweig als König aufzustellen. Denn in Sachsen dauerten die Fehden fort, also auch die gegenseitige Erbitterung; ebendamals hatte Adolf III., eiligst von Palästina zurückgekehrt, mit Hilfe Herzog Bernhards von Sachsen und Ottos II. von Brandenburg im Sommer 1192 Holstein und Lübeck wiedererobert. Allein wären deshalb die Welfen nicht gefährlich gewesen, aber sie fanden Unterstützung bei den niederrheinischen Fürsten, als der Kaiser in Lüttich, wo zwei Bewerber, Albert von Brabant und Balduin von Namur, um den Bischofsstuhl stritten, gegen das Wormser Konkordat eigenmächtig Lothar von Hochstaden ernannte und schließlich sogar die Ermordung Alberts von Brabant, der nach Reims geflüchtet war (24. November 1192), mindestens ungestraft ließ. Das trieb fast alle niederrheinischen 1192.
Fürsten ohne Rücksicht auf ihre frühere Parteistellung unter Führung Heinrichs von Brabant zum Bündnis gegen Heinrich VI. und zum Anschluß an die Welfen. Selbst die sächsischen Gegner derselben, erbittert darüber, daß der Kaiser ihnen die versprochene Hilfe bei ihrem Sommerfeldzuge 1192 nicht geleistet hatte, machten jetzt mit ihnen gemeine Sache; sie gewannen dann Ottokar I. von Böhmen, Markgraf Albrecht von Meißen und Hermann von Thüringen, so daß eine starke Verbindung das staufische Machtgebiet im Reiche umspannte. Und diese war ausländischen Rückhalts sicher. Der Papst Cölestin III. sagte seine Unterstützung zu und bekundete seine Stellung durch die Belehnung Tankreds, dieser selbst wurde durch seine ganze Lage auf die welfische Seite gedrängt, und Richard von England stand schon als Schwager Heinrichs des Löwen den staufischen Plänen im Orient entschieden feindlich gegenüber, hatte deshalb während seines Winteraufenthalts auf Sicilien (1190/91) einen Bund mit Tankred geschlossen. Nur bei Philipp II. August von Frankreich, der die Abwesenheit Richards benutzen wollte, um ihm seine südfranzösischen Besitzungen zu entreißen, fand Heinrich VI. einen gewissen Rückhalt.

Gefangennahme König Richards. Ein gewaltiger Kampf um die Grundlagen der staufischen Machtstellung schien unvermeidlich, da kam dem Kaiser ein unerhörter Glücksfall zu Hilfe. Ende December 1192 meldete Leopold von Österreich, daß König Richard sein Gefangener sei. Am 9. Oktober von Akkon abgesegelt, hatte dieser den verwegenen Plan gefaßt, weil er französisches Gebiet nicht betreten konnte, durch Ostdeutschland nach Sachsen sich durchzuschlagen, obwohl er dabei österreichisches Territorium berühren mußte und der Kaiser bereits Befehl gegeben hatte, ihn aufzugreifen. Nach mancherlei Irrfahrten war er im Herbst-

sturm zwischen Venedig und Triest gelandet. Da Graf Meinhard von Görz ein Neffe Konrads von Montferrat war, dessen Ermordung man vielfach, obwohl mit Unrecht, dem englischen König schuld gab, so wünschte dieser als einfacher Kaufmann seine Reise zu machen, entging aber schon in Görz, dann wieder in Friesach nur mit Mühe der Verhaftung und bog deshalb über den Semmering nach Wien ab, wo er im nahen Dorfe Erdberg Quartier nahm. Hier ward er durch die Unvorsichtigkeit seines Pagen verraten, am 21. December auf Befehl Herzog Leopolds ergriffen und dann auf den Dürrenstein an der Donau in ritterliche Haft verbracht. Gegen Zusicherung der Hälfte des zu erwartenden
1193. Lösegeldes lieferte ihn dann im März 1193 der Herzog zu Speier dem Kaiser aus, der ihn auf dem Trifels festhielt. Eben in Speier vor dem Reichstage willigte dann Richard nicht nur in die Zahlung eines Lösegeldes von 100,000 Mark Silber, er versprach auch, 50 Galeeren und 20 Ritter auf ein Jahr dem Kaiser zur Verfügung zu stellen, ihm für England den Lehnseid zu schwören und 5000 Pfd. Sterl. Jahreszins zu zahlen. Um so standhafter wies er aber die Zumutung zurück, sich gegen die Welfen brauchen zu lassen; lieber ließ er sich die Erhöhung des Lösegeldes auf 150,000 Mark gefallen. Mit jener ihm charakteristischen Ausnutzung des Moments bot ihm bald darauf Heinrich die Belehnung mit Burgund an, das Richard sich freilich erst hätte erobern müssen, ein Schachzug gegen Frankreich, und als man eben noch darüber verhandelte, erschien dem Kaiser das Anerbieten Philipp Augusts, Richard gegen beträchtliche Zahlungen noch mindestens bis zum Herbst festzuhalten, lockend genug, um einen Bruch des Vertrages in Erwägung zu ziehen. Da brach der zu straff gespannte Bogen. Die Fürsten, welche für die Ausführung der Abkunft Bürge geworden waren, er-
1194. zwangen am 2. Februar 1194 in Speier Richards Freilassung. Von seinen Zusicherungen freilich erfüllte dieser nichts als die Zahlung des Lösegeldes, denn dafür bürgten die englischen Geiseln.

Aussöhnung mit den Welfen. Die Verhaftung des Königs hatte den Fürstenbund gelähmt, der Auslieferungsvertrag sprengte ihn. Seine Mitglieder fügten sich einer nach dem anderen dem Kaiser; nur Ottokar von Böhmen wurde im Juni 1193 entsetzt und das Land dem Bischof Heinrich von Prag, einem Prschemysliden, verliehen. Endlich versöhnte sich auch Heinrich der Löwe auf einer Zusammenkunft in Tilleda im März 1194 mit dem Hohenstaufen; ja dieser willigte nachträglich auch in die ihm sehr ungelegene Liebesheirat Heinrichs von Braunschweig mit Agnes, der Tochter des Pfalzgrafen Konrad, welche die Mutter derselben, Irmengard, rasch entschlossen durchgesetzt hatte, und versprach sogar dem jungen Welfen die Belehnung mit der Pfalz. Zurückgezogen, beschäftigt mit der Sorge für seine Kirchenstiftungen und mit den Geschichten und Sagen seines Volkes, lebte Heinrich der Löwe seitdem in Braunschweig. Hier ist er am 6. August
1195. 1195 gestorben.

Der zweite Zug nach Italien und die Eroberung Siciliens. Das reiche englische Lösegeld und der endliche Anfall der schwäbischen Allode des alten Welf († 1191) gaben dem Kaiser die Mittel, der Friede mit den Welfen die Mög-

lichkeit zum zweiten italienischen Zuge, und der Tod Tankreds (20. Februar 1194), der vergeblich versucht hatte, den Gegner durch Entlassung Constanzes zu versöhnen, lieferte ihm das normannische Reich fast als wehrlose Beute in die Hände. Als im Sommer 1194 das deutsche Heer erschien, unterwarf sich sofort das 1194. ganze Festland, bis auf Salerno, das seinen nur eintägigen Widerstand mit Erstürmung, Plünderung und Zerstörung büßte. Inzwischen zwang der Reichstruchseß Markward von Anweiler mit der genuesisch-pisanischen Flotte Messina zur Übergabe, bahnte damit dem Landheere den Weg nach der Insel und zersprengte bei Catania das letzte sicilische Heer. Ohne weiteren Widerstand zu finden, setzte nun Heinrich VI., im Oktober in Messina gelandet, seinen Marsch längs der Nordküste fort und wurde am 20. December mit allem Glanze südländischer Feste von der Hauptstadt Palermo empfangen, die ihm in einzigartiger Weise den ganzen Zauber südlicher Natur mit den prangenden Werken arabisch-normannischer Kunst vereinigt zeigte. Verlassen von allen übergab die Königin-Witwe sich und ihren jungen Sohn Wilhelm der kaiserlichen Gnade und lieferte die Reichsinsignien aus. Am Weihnachtstage ließ sich darauf Heinrich VI. im Dome von Palermo zum König von Sicilien krönen; die unermeßlich reichen Kronschätze sandte er auf 150 Saumtieren nach dem Trifels, darunter den purpurnen Königsmantel Rogers II., ein kostbares Kunstwerk der sicilischen Araber, der von nun die deutschen Kaiser bei den Krönungen geschmückt hat. Heinrichs Glück schien vollendet, als in denselben Tagen seine Gemahlin in Jesi bei Ancona ihm den langersehnten Thronerben Friedrich (II.) Roger gebar. Eine Verschwörung sicilischer Edlen zu gunsten der gestürzten Königsfamilie mahnte freilich daran, wie heiß der Boden sei, den die Hohenstaufen jetzt betraten. Der Kaiser verbannte ihre Häupter als Gefangene auf deutsche Burgen, die Königin-Witwe Sibylle nach dem Kloster Hohenburg im Elsaß, den jungen Wilhelm nach Schloß Hohenems unweit des Bodensees, wo er nach wenigen Jahren gestorben ist.

Neuordnung Siciliens und Italiens. Auf dem Reichstage von Bari im April 1195 ordnete dann Heinrich VI. die Verhältnisse des Normannenreichs. Seine Gemahlin Constanze herrschte als Regentin im eignen Namen, doch ihr zur Seite stand als Reichsvikar der erfahrene Konrad von Urslingen, Herzog von Spoleto. Weiter erhob der Kaiser seinen Bruder Philipp zum Markgrafen von Tuscien, seinen treuen Ministerialen Markward von Anweiler zum Markgrafen von Ancona, Herzog der Romagna und von Ravenna. Eine großartige Stellung hatte doch der Hohenstaufe errungen. Von Kap Passaro bis zu den Dünen der Nordseeküste verfügte sein Herrschergebot über drei ganz verschiedene Kulturgebiete: das noch immer vorwiegend ritterlich-bäuerliche, decentralisierte Deutschland, das städtisch entwickelte Ober- und Mittel-Italien, die unumschränkte, straff centralisierte sicilische Monarchie. Jedes wurde nach seiner Eigenart regiert. Doch bei der großen inneren Verschiedenheit dieser Ländermassen konnte es nur dann gelingen, sie auf die Dauer zusammenzuhalten, wenn ein herrschender Stand sich ganz mit diesen staufischen Ideen durchdrang und wenn sie nicht nur durch das Herrscherhaus, sondern auch staatsrechtlich geeint waren. Die erste Bedingung

war bereits erfüllt, denn die schlagfertige staufische Ministerialität hielt die Pfalzen von Goslar bis nach Palermo besetzt; an der Erfüllung der zweiten arbeitete Heinrich VI. mit allem Eifer.

Heinrichs VI. Reichsreformplan. Bereits im December 1195 legte er den Fürsten in Worms die Grundzüge einer großen Verfassungsänderung vor; für sich und sein Haus forderte er die Erblichkeit der Krone und die Einverleibung Siciliens in das Kaiserreich, dafür bot er den Laienfürsten die volle Erblichkeit ihrer Lehen auch in der weiblichen Linie und in den Nebenlinien, den Geistlichen den Verzicht auf sein Spolienrecht, und so groß war das Ansehen des Kaisers, daß in Würzburg (März 1196) 52 Fürsten dem Entwurfe zustimmten. Was sie aber nur widerwillig genehmigten, dem setzte Erzbischof Adolf von Köln mit einem Teile der sächsischen und niederrheinischen Edlen offnen Widerstand entgegen. Denn die Zugeständnisse des Kaisers gewährten ihnen nur, was sie zum guten Teil schon besaßen oder sicher zu erlangen hoffen konnten und wogen weder die ungeheure Machtverstärkung des hohenstaufischen Hauses, noch die schwere Last einer etwaigen Verteidigung Siciliens auf. Unfähig, diese Opposition der deutschen Fürsten und den Widerstand des Papstes gegen die geforderte Kaiserkrönung seines jungen Sohnes zu brechen, begnügte sich Heinrich VI., den zunächst praktischen
1196. Kern seiner Pläne durchzusetzen: er erreichte im Herbst 1196 die Anerkennung Friedrichs II. zum Nachfolger im Reiche. Es war das erstemal, daß die deutschen Fürsten sich weigerten, der staufischen Kaiserpolitik zu folgen.

Heinrichs VI. Weltherrschaftspläne. Doch hemmte dieser Widerspruch den Kaiser zunächst nicht. Sein Reich war auch die erste Macht am Mittelmeer, und er zog nur die Folgerungen aus dieser großartigen Stellung, wenn er es als Erbe der normannischen Politik und in mancher Beziehung auch der Pläne seines Vaters jetzt unternahm, den lateinisch-byzantinischen Orient seiner Oberherrlichkeit zu unterwerfen, nachdem Saladins Tod (1193) den gefährlichsten Gegner beseitigt hatte. Schon im Mai 1194 hatte Leo II. von Klein-Armenien ihm gehuldigt (s. S. 357), Ende 1195 Amalrich von Cypern, der an ihm eine Stütze gegen byzantinische Wiederherstellungspläne suchte (s. S. 359). Durch einen Kreuzzug dachte Heinrich VI. auch die Kräfte Deutschlands für seine Mittelmeerpolitik in Bewegung zu setzen und gleichzeitig das durch die Eroberung Siciliens in seiner Selbständigkeit gefährdete Papsttum sich zu versöhnen, und wirklich gewann dieser Meisterzug den friedlichen Cöleftin II. wenigstens fürs erste. Gleichzeitig wandten sich des Kaisers Gedanken dem byzantinischen Reiche zu, das unter dem elenden Isaak Angelos rettungslos seiner Auflösung zutrieb. Schon hatte dessen Tochter, die holde Irene, anfangs Wilhelms II. verstorbenem Sohne Roger zur Braut bestimmt, sich dem Bruder des Kaisers, Philipp von Schwaben, verlobt, und bald gingen Scharen deutscher Soldtruppen nach Konstantinopel hinüber, um Isaaks Thron gegen die Anschläge des eigenen Bruders Alexios zu stützen; ja bereits forderten kaiserliche Gesandte die Abtretung aller Länder zwischen Epidauros und Thessalonich als der alten Eroberungen des normannischen Reiches. Als nun Isaak wirklich gestürzt, Alexios auf den Thron erhoben war

(April 1195), da erklärte Heinrich, Irenes Rechte auf das Reich wahren zu müssen, und sein Botschafter, der tapfere Heinrich von Kalden, ließ zu Weihnachten 1196 dem Alexios nur die Wahl zwischen Krieg oder Unterwerfung unter die deutsche Oberhoheit mit einem Jahrestribute von 1000 Pfd. Gold. Zitternd fügte sich der Byzantiner der Forderung dieser furchtbaren Deutschen; und obwohl der Tribut auf 15 Goldtalente ermäßigt wurde, so mußte er doch eine „Deutsche Steuer" ausschreiben und die Kaisergräber plündern, um sie aufzubringen. Inzwischen erweckten die Rüstungen zum Kreuzzuge in den hartgedrückten Sicilianern den Verdacht, sie seien nur zu ihrer eignen völligen Knechtung bestimmt. Eine Verschwörung, von der selbst Constanze und Papst Cölestin III. wußten, brach so plötzlich aus, daß Heinrich VI. in Messina Schutz suchen mußte. Doch seine unwiderstehlichen Deutschen sprengten das Adelsheer bei Catania auseinander, brachten rasch sämtliche Burgen und auch die Hauptstadt zur Übergabe. Entsetzliche Blutgerichte, wie sie freilich diesem Volke nichts neues waren, und umfassende Gütereinziehungen trafen die Häupter der Empörer; die letzteren gaben die Möglichkeit, zahlreiche Deutsche dauernd nach der Insel zu ziehen. So der Grundlage seiner orientalischen Pläne versichert, ließ Heinrich unter Führung seines Kanzlers, des Bischofs Konrad von Hildesheim, zu Anfang September 1197 seine Flotte aus- 1197.
laufen, welche 60,000 deutsche Kreuzfahrer nach Syrien bringen sollte. Am 22. September landete das stattliche Heer in Akkon, und obwohl die romanischen Ritterorden in ihrem Deutschenhaß jede Unterstützung weigerten, es nahm doch Berytus (Beirut) und die ganze umliegende Küste in Besitz. Sicher war es auch ganz im Sinne ihres Herrn, wenn die deutschen Fürsten die bescheidene Hospitalbrüderschaft zum Ritterorden von St. Marien erhoben (März 1198), nachdem ihr Heinrich bereits reiche Schenkungen in Apulien und Sicilien gemacht, und Cölestin III. ihr die Unabhängigkeit vom Johannitermeister verliehen hatte (März 1196), aber das sollte auch der einzige Erfolg des Kreuzzuges bleiben. Denn wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf sie die Schreckenskunde, Kaiser Heinrich sei am 28. September 1197 nach kurzer Krankheit einem hitzigen Wechselfieber zu Messina erlegen.

Überwältigend in der That ist der Eindruck gewesen, den die Macht Friedrichs I. und Heinrichs VI. auf die Zeitgenossen hervorgebracht hat, und noch mehr, sie wurde durchaus als eine rechtmäßige empfunden, als die Wiederherstellung des römischen Reichs. „Schweigen deckte alle Lande, jede Stadt war in Furcht, Berge und Meere zitterten, nirgends gab es mehr Kriege", so schildert Gottfried von Viterbo die Lage nach der Eroberung Siciliens. „Über alle Völker hat das römische Reich Gewalt gewonnen. So ist es auch nötig, daß auch die Nacken der Vornehmen vor den deutschen Kaisern gebeugt werden, damit nicht nur die Könige der Erde, sondern die Priester und Prälaten der Kirche selbst ihnen gehorsam sind", predigt in dem Tone eines Propheten der Abt Joachim von Calabrien, das Orakel seiner Zeitgenossen, der freilich dabei in diesem Kaisertume wesentlich ein unentrinnbares Strafgericht über die entartete Kirche erblickt, und mit bitterer Klage hebt Otto von St. Blasien beim Tode Heinrichs VI. hervor,

daß er das deutsche Volk herrlich gemacht habe vor allen Nationen. Doch so gewaltig diese staufischen Herrscher erscheinen, welche solche Gedanken faßten und an ihre Verwirklichung die ganze Kraft eines unbezähmbaren Willens setzten, fast bewundernswerter noch erscheint die unerschöpfliche Volkskraft der deutschen Nation, die, während sie im Osten die Slawenlande bemeisterte und mit ihren Niederlassungen bedeckte, nicht minder für die Hohenstaufen Italien und Sicilien unterwarf und beherrschte, Byzanz zugleich schützte und bedrohte, den Orient mit dem Schrecken ihrer Waffen erfüllte und eben im Begriffe stand, dort neben den eifersüchtigen Romanen selbständig Boden zu gewinnen. Es war doch eben dies staufische Weltreich durchaus nicht eine Verbindung gleichberechtigter Völker unter einem kosmopolitischen Oberhaupte, sondern es bedeutete die Vorherrschaft der Deutschen in den Ländern der antiken Kultur. Sie war ebenso berechtigt, wie die altrömische oder die spätere spanische, und auch wie diese auf die überlegene, staatsmännische und kriegerische Energie, nicht auf die höhere Civilisation begründet. Was Heinrich VI. im Orient erstrebte, das bedeutete für diese Zeit etwa dasselbe wie die Eroberung Amerikas durch die Spanier; was er gegen Byzanz beabsichtigte, das haben sieben Jahre nach seinem Tode Franzosen und Venezianer wie durch einen Handstreich wirklich errungen, und was Italien für die Deutschen war, das ist um dieselbe Zeit Süd-Frankreich für England oder noch früher England für die Normandie gewesen. In diesen Kämpfen sind die Deutschen zu einer Nation zusammengewachsen, haben sich durchdrungen mit dem stolzen Gefühle des Aufschwungs und der Kraft, haben, von ihm getragen und angeregt durch die engen Beziehungen mit den Ländern der höheren, romanischen Kultur, zum erstenmale in Kunst und Dichtung einen glänzenden Höhepunkt erreicht und zugleich den Schritt von der bäuerlich-adligen Naturalwirtschaft zum städtischen Leben, zur Geldwirtschaft gethan.

Vierter Abschnitt.

Der Niedergang des Hohenstaufischen Kaisertums und die Begründung der deutschen Kulturherrschaft über den Osten und Norden.

1197—1273.

Nicht die italienische Politik an sich und auch nicht das Aufkommen des weltlichen Fürstentums in seiner ursprünglichen Gestalt hat den Niedergang des Kaisertums verschuldet. Vielmehr eine große wirtschaftliche Umwandelung und ein neuer, gewaltiger Aufschwung der päpstlichen Macht haben die Grundlagen der alten Reichsverfassung untergraben. Daß sie es aber konnten, daran trägt neben einer Verkettung unglücklicher Umstände, besonders einem neuen heillosen Bürgerkriege, allerdings die Politik der späteren Hohenstaufen die Schuld, welche, ihrem Vaterlande durch die sicilische Erbschaft entfremdet, mehr und mehr die Macht und die Fähigkeit verloren, diese zweite, schwere Krisis der deutschen Reichsverfassung durch eine zeitgemäße Umgestaltung derselben zu überwinden.

Die wirtschaftliche Umgestaltung. Mit den Kreuzzügen hatte eine tiefgreifende Umwälzung der wirtschaftlichen Verhältnisse des Abendlandes begonnen. Daß die italienischen Seeplätze den schwunghaften Handel mit dem byzantinischen und mohammedanischen Orient direkt in ihre Hände genommen und die Berührungen der abendländischen Ritterschaften mit der höheren Kultur des Ostens ihre Bedürfnisse außerordentlich rasch vermehrt hatten, wirkte wieder belebend auf den Handel und die einheimische Gewerbthätigkeit. Der ganze Zuschnitt des Lebens wurde reicher, anspruchsvoller, der Verkehr selbst strebte nach Erleichterungen, namentlich der Geldverkehr, der bei dem kolossalen Geldumsatz eines jeden Kreuzzuges zuerst den Italienern Kreditbriefe und Banken unentbehrlich machte. Dies alles wurde etwa seit der Mitte des 12. Jahrhunderts auch für Deutschland wirksam; bisher von den Welthandelsstraßen fast ganz umgangen, wurde es jetzt mehr und mehr in den Weltverkehr hereingezogen. Für die Verbindung mit Italien war

lange Zeit Regensburg der Hauptplatz, dessen Beziehungen andrerseits auch bis nach Kiew (s. S. 251), wie bis nach Ulm und weiter nach den Niederlanden, nordwärts über Nürnberg bis nach Thüringen und Nieder-Sachsen reichten; aber bis gegen Ende des 12. Jahrhunderts lag der Handel mit Italien in den Händen von Italienern, die in der Stadt angesessen waren. Um dieselbe Zeit begann Wien jene alte Hauptstadt der Donau zu überflügeln, gefördert von der Einsicht Leopolds V., der seiner nunmehrigen Hauptstadt 1198 das Stapelrecht für die nach Ungarn weitergehenden Waren verlieh, i. J. 1194 Wiener Neustadt anlegte und damit das Seinige zur Hebung der Semmeringstraße beitrug. Allmählich nahmen so die Deutschen diesen italienischen Handel selbst in die Hand, namentlich seit mit der Eroberung Konstantinopels durch die Franzosen und Venezianer i. J. 1204 Venedig sich an dessen Stelle zum wichtigsten Vermittelungsplatze für den orientalischen Verkehr emporschwang, denn seitdem ging die große südnördliche Verbindungslinie geradewegs durch Deutschland. Kurz darnach entstand hier das deutsche Kaufhaus (Fondaccho dei Tedeschi) am großen Kanal, seitdem Jahrhunderte hindurch der Sammelplatz der süddeutschen Händler (zuerst als bestehend erwähnt 1223). Mehr und mehr belebten sich so die Alpenstraßen, in erster Linie die nach dem Rheinthale hinüberführenden.

Die Rheinlande. Hier am Rhein ist nun auch die neue wirtschaftliche Entwickelung am schnellsten eingetreten. Denn hier bot der Strom selbst und sein Thal einen natürlichen Verkehrsweg von den Alpen bis an die See, hier förderte von jeher der natürliche Reichtum der oberrheinischen Tiefebene einen schwunghaften Ausfuhrhandel mit Bodenerzeugnissen, die der Norden entbehrte, und der steigende Bedarf der zahlreichen Bischofshöfe und Königspfalzen forderte die Einfuhr fremder Waren. Auf diesem Verkehr beruhte die Bedeutung vor allem von Mainz und Köln, doch sie war eine verschiedene. Die oberrheinische Bischofsstadt vermittelte wesentlich die Ausfuhr von Wein und Obst, die niederrheinische kam empor durch ihre Beziehungen zu den Niederlanden und England. Zollbegünstigungen suchten deshalb fortwährend sie zu fördern, wie denn Heinrich VI. Köln von allen Zollabgaben am Rheine mit Ausnahme der königlichen Zollstätte Boppard befreite und 1196 die bisherige Entschädigungsabgabe für die Grundruhr am Rheine ganz aufhob. Den flandrischen Kaufleuten gab schon Friedrich Barbarossa 1173 freien Markt in Duisburg und Aachen und freies Geleit auf dem Rheine. Alle diese Beziehungen liefen in Köln zusammen. Für jene Zeit am Endpunkte der Seeschiffahrt gelegen, stieg dieser große kirchliche Mittelpunkt jetzt auch rasch zu einem Stapelplatz für Binnen- und Seehandel empor, für deutsche Weine, für niederländische und orientalische Gewerbserzeugnisse, die auf dem Seewege an die Maasmündung gelangten; es fügte zu diesen Waren Produkte seiner eignen Tuch- und Leinenweberei. Mehr und mehr warf deshalb die altfreie Bürgerschaft, deren städtisches Grundeigentum, nicht mehr als Ackerland, sondern als Baustellen insbesondere an Handwerker in Erbleihe (gegen Zins) ausgethan, Gelderträge, nicht Naturalien lieferte, diese flüssigen Kapitalien in den Handel und verflocht in ihn den ganzen Erzsprengel, also einen guten Teil

Niedersachsens, namentlich nach der Erwerbung des Herzogtums Westfalen i. J. 1180. Um dieselbe Zeit begann die Bürgerschaft das Riesenwerk eines Walles, der alle vorstädtischen Kirchspiele mit einschloß; seit 1200 wurde ihm die Mauer mit ihren hochragenden Thoren und Türmen aufgesetzt, die erst die allerneueste Zeit beseitigt hat, und die Stadt dadurch in eine der größten Festungen der damaligen Welt verwandelt, die an Umfang hinter Paris nur um 10 Ruthen zurückblieb (1484 R. zu 1494 R.) und kaum mehr einzuschließen, also unbezwinglich war. Von Köln zogen die Kaufleute westwärts nach Flandern, insbesondere nach Brügge, in dessen Vorhafen Damme seit etwa 1180 alle Schätze des Nordens und Südens zusammenströmten; sie fuhren auf starken Seeschiffen hinüber nach England, wo sie kurz nach 1130 in London an der Londonbrücke eine „Gildehalle" für ihre „Hansa" (d. i. Gilde) begründeten, die auch Bürgern anderer niederdeutscher Städte, vor allem der westfälischen, sich öffnete. Schon König Heinrich II. gab ihnen 1157 Privilegien, auch die Freiheit vom Strandrecht, König Richard erließ ihnen die Abgabe für ihre Gildehalle.

Die nordischen Meere. Ein uralter Handelszug führte von Köln durch Westfalen über Dortmund und Soest auf dem „Hellwege" nach der Weser und Elbe und weiter nach der Ostseeküste, oder jene Ströme hinab nach der Nordsee (Westsee). Früh erreichten, ihren Stürmen und den Gefahren der „eisernen Küste" Jütlands trotzend, deutsche Schiffe, mit Wein beladen, den großen norwegischen Hafen Bergen, die Königs- und Bischofsstadt, den Sammelplatz auch isländischer, englischer, dänischer und schwedischer Händler, um hier gedörrte Fische und Butter einzutauschen. Doch weit überflügelte diesen Verkehr bald der Ostseehandel, den erst die Gründung Lübecks für die Deutschen öffnete. Der Steckenitzkanal zwischen der Elbe und Trave setzte es in unmittelbare Verbindung auch mit dem Elbgebiet, ebenso wie die Straße nach Hamburg. Die kluge, weitherzige Politik Heinrichs des Löwen gewährte der jungen Stadt eine Freiheit der Bewegung, wie sie damals keine ihrer älteren Schwestern besaß; das Sinken Schleswigs seit der Plünderung einer russischen Handelsflotte durch König Sven 1157 und der Verfall Julins seit der Einnahme durch die Dänen 1183 kam ihr zu gute, und die umsichtige Politik ihres kaufmännischen Rates wußte die Gunst der Gelegenheit auszubeuten. Mit wunderbarer Schnelligkeit stieg so Lübeck zur herrschenden Stellung an der Ostsee empor. In seinem Hafen drängten sich russische, normannische und gotländische Schiffe; rasch gewannen seine Bürger, meist westfälischer Abkunft, selbstthätigen Anteil an dem Handel mit Wisby, dem Mittelpunkte des Ostseeverkehrs. Hatte schon König Lothar den Gotländern in Deutschland dasselbe Recht gegeben, das die Deutschen auf Gotland genossen, so bestätigte 1163 Heinrich der Löwe diesen Vertrag als Schiedsrichter und bestellte einen deutschen Vogt für die Rechtspflege über die in Wisby verkehrenden oder wohnenden Deutschen. Noch vor Ende des Jahrhunderts scheinen sich diese beiden Gruppen als selbständige Genossenschaften geschieden zu haben. In Nowgorod, wo schon im 11. Jahrhundert eine gotländische Faktorei bestand, errichteten zwischen 1160 und 1170 die gotländischen Deutschen den Hof zu St. Peter, überflügelten

bald die Gotländer und bemächtigten sich damit des nördlichen Endpunktes der großen südnördlichen Linie des Weltverkehrs, die vom schwarzen Meere her führte. Lübeck ferner war es. das mit dem Anfange des 13. Jahrhunderts, seitdem die Heringszüge von der südlichen Ostseeküste dorthin ihren Weg nahmen, die wichtige Fischerei auf Schonen in seine Hände brachte und darauf bezügliche Privilegien erhielt (1203 und 1209).

Folgen für die Stadtverfassung. So errang in wenigen Jahrzehnten die Kolonie im fernen Wendenlande sich den ersten Platz neben dem alten Köln. Doch diese rasche Entwickelung des deutschen Handels konnte nicht ohne die wichtigsten politischen Folgen zunächst für die Städte selber bleiben. Denn indem die Stadtbevölkerung, ohne freilich die Landwirtschaft völlig aufzugeben, der Hauptsache nach doch zu Handel und Gewerbe, also zur Geldwirtschaft überging, wurde sie z. T. geradezu unfähig, den geistlichen Stadtherren die Naturallieferungen für Hof- und Heerdienst zu leisten, z. T. empfand sie die an sich noch möglichen Lieferungen von Handwerkserzeugnissen, wie die mannigfaltigen Beschränkungen ihrer Erwerbsfreiheit immer lästiger, mußte also danach streben, diese hofrechtlichen Verpflichtungen ganz abzuschütteln und sich genossenschaftlich zu organisieren.

Doch dabei konnte es nicht mehr bleiben. Da auf die neu erwachenden Bedürfnisse des Verkehrs die bisherige Verwaltung und Rechtspflege, welche die Stadt doch der Hauptsache nach auf gleichem Fuße mit dem platten Lande des Immunitätsgebietes behandelte, immer weniger anwendbar war, so mußten die Städte ebenso notwendig nicht nur eine selbständige Rechtspflege wie bisher (s. S. 314), sondern auch eine selbständige Verwaltung und ein selbständiges Recht verlangen, wie etwa in der Gegenwart die größeren preußischen Städte vom Kreise getrennt sind.

Diese ganze Entwickelung vollzieht sich mit wachsender Schnelligkeit seit der Mitte des 12. Jahrhunderts. Allmählich dringt die Anschauung durch, daß städtische Luft frei mache, oder genauer, daß ein Höriger, der Jahr und Tag in der Stadt sich aufgehalten, ohne von seinem Herrn zurückgefordert zu werden, die Freiheit gewinne, wie das z. B. 1186 Friedrich I. für Bremen zugestand. Dann schlossen sich die bisher hörigen Handwerker gleichen Gewerbes immer allgemeiner in Zünfte (Innungen, Einungen) zusammen zu gegenseitiger Überwachung ihrer Produktion und zum Schutz, noch unter der Aufsicht von Amtmeistern aus den städtischen Ministerialen, aber mit den Genossen aus anderen Städten schon durch „Bruderschaften" (fraternitates) verbunden. Weiter werden in den zahlreichen „Stadtrechten" hofrechtliche Beschränkungen (Ehezwang, Anspruch des Grundherrn auf Erbschaften, Besthaupt u. a. m.) aufgehoben, Hindernisse für den Handel beseitigt, das Gerichtsverfahren in einzelnen Punkten umgestaltet. Mit der Ausbildung einer selbständigen Verwaltungsbehörde gehen die Bischofsstädte voran, denn hier bestand bereits ein Territorialrat und ein Schöffenkollegium aus den Ministerialen und angesehenen Männern unter dem Vogt oder dem Burggrafen (s. S. 249). Nun entwickelt sich der städtische Rat entweder neben dem Schöffenkollegium, indem er den bischöflichen Beamten von seinen nicht gerichtlichen Verhandlungen

ausschließt und sich unter einen „Bürgermeister“ stellt, die Rechtspflege aber einem besonderen Ausschuß überträgt, oder das städtische Schöffengericht unter dem Schultheißen wird selbst zum Rat, indem es auch die Verwaltungsangelegenheiten an sich nimmt und sich aus der Bürgerschaft ergänzt.*)

Die Pfalzstädte blieben hinter dieser Entwickelung deshalb zurück, weil sie das eine Ziel, dem die Bischofsstädte erst zustrebten, bereits erreicht hatten, insofern sie ja von Anfang an unmittelbar unter dem König standen. Hier genügte das Schöffenkollegium meist noch allein den Zwecken der Verwaltung, nur daß der bürgerliche Schultheiß allmählich den Vogt oder Burggrafen überflügelte.**) Diesen Pfalzstädten schließen sich dann die Ortschaften an, welche sich im Schutze einer Reichsburg, von ihr ganz getrennt und unter Schultheißen gestellt, als offene

*) So stand in Köln um 1200 der Rat als Vertretung der zu einem Patriciat gewordenen altfreien Bürgerschaft (cives) neben dem Schöffenkollegium und der Richerzeche; die Handwerker, aus den Hörigen der vorstädtischen Stifter und Klöster hervorgegangen, hatten sich in Zünfte unter Aufsicht der Richerzeche zusammengethan, die gassenweise zusammen wohnten und ein waffentüchtiges Fußvolk bildeten. Um dieselbe Zeit hatte der Burggraf aus dem Geschlechte der Arberg seine Einkünfte aus der Gerichtsbarkeit und damit diese selbst an den Bürger Simon und seine Erben verkauft, der Anfang zur Erwerbung der Hoheitsrechte durch die Stadt. In Straßburg treten um 1200 12 Ratmannen (consules), städtische Ministerialen, auf, die einem Ausschuß das Schöffengericht übertragen; zugleich dehnte die Stadt ihren Einfluß weit umher im Elsaß aus, indem sie viele Bewohner des platten Landes als „Pfahlbürger“ unter ihren Schutz stellte. In Worms erscheint eine ausgebildete Stadtverfassung mit Rat, Schultheiß und Rathaus; Basel besaß einen Rat vor 1218. Mainz dagegen und das bayerische Regensburg entbehrten damals noch des Stadtrats, und noch 1204 schloß der Bischof der letzteren Stadt mit dem Herzog Ludwig von Bayern einen Vertrag über das Burggrafenamt, wonach die Einkünfte aus dem neuen Zoll, von Münze, Geleit, Gericht und Stadtsteuer jedem zur Hälfte zufallen und auch die Marktpolizei in ihren Händen bleiben sollte. Die Bischofsstädte Sachsens vollends standen vorwiegend noch unter strengem Hofrecht, wie Bremen, Münster, das um 1174 nur aus der befestigten Domfreiheit und drei offenen Pfarrdörfern bestand, oder das erzbischöflich kölnische Soest, das noch um 1180 nichts als eine Gruppe zerstreuter höriger Höfe um eine Pfarrkirche war, der erst Philipp von Hainsberg fünf neue Pfarrsprengel hinzufügte. Auch das erzbischöfliche Magdeburg stand noch ausschließlich unter Burggrafen, Schultheißen und Schöffen und besaß noch 1224 keinen Rat; die Rechtsbestimmungen Erzbischof Wichmanns 1188 enthalten nur Sätze über die Rechtspflege und Polizei. Selbständiger entwickelte sich das Mainzische Erfurt, der große Markt des Thüringerlandes, da hier der Erzbischof nur den Schultheißen (für Blutgerichtsbarkeit) einsetzte, der König den Burggrafen (aus dem Hause Gleichen) belehnte, einzelne Stifter obendrein eximiert waren und unter dem Schutze des Landgrafen von Thüringen standen; denn zwischen diesen rivalisierenden Gewalten rang sich das Bürgertum leichter empor und bildete spätestens am Anfange des 13. Jahrhunderts die Ratsverfassung aus (urkundlich zuerst 1212).

**) So stand Nürnberg unter den Schultheißen und den erblichen Burggrafen aus dem schwäbischen Hause der Hohenzollern, von denen der erste, Friedrich, 1192 als solcher zuerst erwähnt wird. In Frankfurt a. M. drängte seit dem Anfange des 13. Jahrhunderts der Schultheiß den königlichen Vogt bei Seite und nahm dessen Gerichtsbarkeit über die Censualen zu seiner eigenen über die Hörigen hinzu. In Ulm erscheinen zuerst 1225 neben den „Richtern“ (Schöffen) Ratmannen und begrenzen genau die Befugnisse des königlichen Erbvogtes aus dem Hause der Dillinger, der genötigt war, seinen Wohnsitz außerhalb der Stadt zu verlegen.

Märkte entwickelten, so Gelnhausen, Friedberg, Wetzlar unter der Feste Kalsmunt, Annweiler unter dem Trifels, Kaiserslautern, Hagenau, Rotenburg a. d. Tauber, endlich die offnen Pfalzdörfer des Elsaß, wie Schlettstadt, Colmar, Mühlhausen, die ebenfalls alle unter Schultheißen standen. Große Fortschritte haben auch die Städte mancher einsichtigen Landesfürsten, die späteren **Landstädte**, gemacht.*)

Die städtische Selbstverwaltung war demnach dort am meisten entwickelt, wo der wirtschaftliche Aufschwung sich am meisten geltend machte: an der österreichischen Donau, im Rheingebiet und in der Nähe der Ostsee, also überwiegend in bischöflichen und landesfürstlichen Orten. Die Pfalzstädte, auch die rheinischen, standen dahinter ebenso zurück, wie die sächsischen und bayerischen Bischofsstädte.

Folgen für die bischöfliche Macht. Aus dem unvermeidlichen Fortschreiten dieser Entwickelung ergab sich in den Städten die Erschütterung der bischöflichen Gewalt, also des wichtigsten Trägers der Reichsverfassung. Zwar kamen die Bischöfe, soweit sie nicht ihre Stadtherrschaft im alten Umfange behaupten konnten, der Bewegung staatsklug entgegen, gewährten vielfache Erleichterungen in ihren Stadtrechten (s. vor. S.) und verwandelten vor allem die Naturallieferungen der Bürgerschaften in Geldsteuern. Aber während jene feststanden, mußten sie über die Höhe dieser erst mit der Bürgerschaft verhandeln, und bei dem wachsenden Selbstbewußtsein der Städter war es unzweifelhaft, daß diese mehr und mehr versuchen würden, die Leistung der Reichspflichten ohne Vermittelung des Stadtherrn zu übernehmen, seine Hoheitsrechte selbst zu erwerben. Ein zweiter Umstand verschlimmerte noch die Lage der Bischöfe. Während die Städte sehr rasch zu Kapitalmächten emporwuchsen, an Reichtum und Bevölkerungszahl immer mehr zunahmen, blieb das platte Land, auf seine Naturalwirtschaft angewiesen, im wesentlichen stehen. Die Einkünfte also, welche von dorther geistlichen wie weltlichen Fürsten und Edlen zuflossen, bedeuteten immer weniger gegenüber den größeren und leichter flüssigen Mitteln der Städte; die bisher leitenden Stände der Nation gingen langsam der Verarmung entgegen und mußten allmählich immer mehr die Fähigkeit, ihre Stellung im Reichsorganismus zu behaupten, verlieren. Um so mehr sahen sie sich gedrängt, die Hoheitsrechte vom Reiche in immer größerem Umfange an sich zu bringen, um deren Erträge sich zu sichern,

*) Seinem **Wien** verlieh 1198 Leopold V. die Grundlagen einer Gemeindeverfassung. Über Marktsachen und „alles, was zur Ehre und zum Nutzen der Stadt gereichte", entschieden 24 bürgerliche Geschworene, während die Gerichtsbarkeit in den Händen eines herzoglichen Richters lag; streng wird das Hausrecht, das Waffenrecht und das Erbrecht der Bürger geschützt, der Ehezwang ist aufgehoben. Nach diesem Muster erhielt auch **Enns** 1212 sein Stadtrecht. Berthold V. von Zähringen gewährte **Bern**, das er als Stützpunkt gegen den burgundischen Adel 1191 befestigen ließ, das Recht von **Freiburg** mit Schultheiß und Rat und stellte dann kurz vor seinem Tode (Februar 1218) beide Städte unmittelbar unter das Reich. Heinrichs des Löwen Beispiel für Lübeck befolgte der Schauenburger Adolf III. von Holstein, als er 1188 die Neustadt **Hamburg** anlegte. Andrerseits wußte unter Umständen ein Landesherr Bestrebungen seiner Städte nach einer ihm gefährlich scheinenden Selbständigkeit mit harter Hand niederzudrücken, wie z. B. Markgraf Dietrich von Meißen 1217 in **Leipzig**.

also die königliche Macht einzuschränken. Das alles bedrohte die alte Ottonische Reichsverfassung unrettbar mit Auflösung. Nur neue Wege konnten die Reichsgewalt retten, aber sie zu finden, konnte nur einem genialen Staatsmanne gelingen. Daß Deutschland damals einen solchen nicht hervorgebracht hat, das hat sein Schicksal auf sechs Jahrhunderte hinaus entschieden, zusammen mit einer zweiten Entwickelung, die nicht von deutschen Kräften ausging.

Die Erhebung des Papsttums. Denn eben damals erhob sich das Papsttum in der Hand gewaltiger Menschen noch einmal zu einer Machthöhe, wie nicht mehr seit Gregors VII. Tagen; es überflügelte abermals in der Leitung der allgemeinen Angelegenheiten des Abendlandes das Kaisertum, es zog endlich die deutschen Bischöfe zu sich herüber, untergrub also die Reichsverfassung auch von dieser Seite aus, und bedrohte zugleich die Macht des hohenstaufischen Hauses in Italien. Diese neue Erhebung des Papsttums war zunächst ein Rückschlag gegen die Ketzerei der Waldenser, die von Lyon aus, wo ihr frommer Stifter Petrus Waldus um 1160 als Bußprediger auftrat, sich mit reißender Schnelligkeit im südlichen Frankreich, dem Sitze der ersten blühenden Laienbildung des Abendlandes, verbreitete, dann auch nach Nord-Italien hinübergriff und der Kirche um so gefährlicher schien, als sie mit der Forderung apostolischer Einfachheit des Lebens auch die ganze bisherige Entwickelung der Kirche als wider Gottes Wort laufend verwarf. So begann Innocenz III. (1198—1216) sein Werk. Aus dem altrömischen Grafenhause der Conti stammend, juristisch und theologisch in Rom, Bologna und Paris vorzüglich gebildet, bestieg er in frischester Manneskraft den päpstlichen Stuhl und arbeitete seitdem mit der ganzen Energie eines eisernen Willens und eines hochgespannten Idealismus daran, die Kirche im Orient zu schützen und überallhin auszubreiten durch die Mission, in ihrem Innern jede abweichende Richtung zu vernichten und sie der unbedingten Herrschaft des Papsttums zu unterwerfen, als Herr dieser Kirche endlich alle weltlichen Fürsten, also vor allem den Kaiser, sich als Vasallen unterzuordnen. Daher erstrebte er auch die volle Unabhängigkeit und Abrundung des Kirchenstaats und aus diesem Grunde die Trennung Siciliens vom Reiche, obwohl er keineswegs ein Feind der Hohenstaufen war.

Philipp von Schwaben und Otto IV. Dieser Doppelstoß auf die Reichsverfassung traf nun unglückselig zusammen mit einer großen Verwirrung in Deutschland, ähnlich wie in den Anfängen Heinrichs IV. In seinem Testament hatte Heinrich VI. die Anerkennung der päpstlichen Oberhoheit über Sicilien, die Rückgabe des Mathildischen Gutes und des sogenannten Patrimonium Petri (der Landschaft um Rom), die Unterwerfung Ravennas, Anconas und wahrscheinlich auch Spoletos unter römische Lehnshoheit verfügt, falls der Papst die Wahl seines Sohnes Friedrich Roger zum deutschen König anerkenne. Er hielt also nur an der Personalunion des Reiches mit Sicilien fest, gab dagegen den päpstlichen Gebietsansprüchen in weitem Umfange nach. In Deutschland sollte sein Bruder Herzog Philipp von Schwaben die Geschäfte als Stellvertreter führen. Wirklich kehrte dieser alsbald über die Alpen zurück und traf schon zu Weihnachten

1197 in Hagenau mit den staufischen Ministerialen zusammen, denen sich die bischöflichen der oberrheinischen Tiefebene anschlossen. Aber in bewußtem Gegensatze zu diesen ländlich-ritterlichen Kreisen, wie sie im Mainzer Erzsprengel noch vorherrschten, faßte Erzbischof Adolf von Köln als Vertreter der größten städtischen Interessen die Aufstellung eines nichtstaufischen Königs, zunächst die des städtefreundlichen Zähringers Bertholds V., ins Auge. Dem kam die staufische Partei zuvor, indem sie, die schwache Stellung Philipps in seiner Eigenschaft
1198 als Stellvertreter des Knaben Friedrich erkennend, am 8. März 1198 in Mühlhausen i. Th. ihn zum König erhob. Berthold verzichtete gegen reiche Entschädigung, aber Erzbischof Adolf entschied sich nun für einen mit England in nahen Beziehungen stehenden Welfen, den jüngsten Sohn Heinrichs des Löwen, den Grafen Otto von Poitou, der wirklich als Otto IV. am 9. Juni in Köln gewählt, am 12. Juli in Aachen gekrönt wurde. Der wirtschaftliche Gegensatz und die alte Feindschaft der beiden mächtigen Geschlechter zerriß das Reich in zwei Stücke.

Dem gegenüber verhielt sich Innocenz III. zunächst völlig neutral, mit näheren Sorgen beschäftigt. Er nötigte den kaiserlichen Präfekten von Rom zur Huldigung, schleuderte gegen Markward von Anweiler, den Herzog von Ravenna, der die Bestimmungen des kaiserlichen Testaments verheimlichte, weil er die große Stellung der staufischen Ministerialität in Italien nicht aufgeben wollte, den Bann und nötigte ihn, sich nach Süd-Italien zurückzuziehen; er zwang durch die gleiche Maßregel den Herzog von Spoleto, Konrad von Urslingen, seine Burgen zu räumen, trat mit dem Bunde der toskanischen Städte in Verbindung, der sich sofort nach Heinrichs VI. Tode gebildet hatte, forderte von der Kaiserin-Witwe Constanze die Huldigung für Sicilien, ja wurde schließlich von dieser († 27. November 1198) zum Vormund für Friedrich II. bestellt, wenngleich er die deutschen Befehlshaber (Capitane) noch keineswegs aus dem Königreich verdrängen konnte.

Bruch zwischen Philipp IV. und Innocenz III. In Deutschland blieben anfangs die Hohenstaufen überlegen. Aber i. J. 1200 scheiterte Philipps Angriff auf Braunschweig, und jetzt gelang es Otto IV., den Papst durch den
1201. Vertrag von Neuß (8. Juni 1201) auf seine Seite zu ziehen, indem er auf alle Reichsrechte in den Gebieten von Ravenna, Ancona, Spoleto, in der Pentapolis und in den Mathildischen Landen verzichtete mit Ausnahme des Fodrums (s. S. 321) auf dem Romzuge, ferner Sicilien für die Kirche zu verteidigen und sein Verhältnis zum tuskischen und lombardischen Städtebunde nach den Wünschen des Papstes zu ordnen versprach. Am 3. Juli 1201 verhing darauf Innocenz den Bann über Philipp. Gleichzeitig gewannen die Welfen wenigstens indirekt die Unterstützung des mächtig aufstrebenden Dänemark.

Die Welfen und die Dänen. In Sachsen waren die Askanier nicht im stande gewesen, in die Stellung der Welfen einzurücken, und Adolf III., der das wenigstens in Holstein versuchte, war dort nicht nur von einer starken welfischen Partei bedroht, sondern auch in fortgesetzten heftigen Streit mit dem Erzstift

Bremen verwickelt, dem er endlich 1195 die Belehnung mit der Grafschaft Stade abgetrotzt hatte. Der Ausbruch des Thronstreites gefährdete seine Stellung noch mehr, da der Graf von Schwerin sich auf welfische Seite schlug, während Adolf für Philipp eintrat. Das benützte Kanut von Dänemark. Nach einem vergeblichen Angriff auf Holstein nötigte er i. J. 1200 den Grafen, das eben von ihm neu befestigte Rendsburg abzutreten und die Unterwerfung Dietmarschens unter dänische Oberhoheit zuzugestehen. Als Adolf i. J. 1201 den Kampf wieder aufnahm, wurde er von Herzog Waldemar von Schleswig bei Stellau unweit Kellinghusen vollständig geschlagen und wich nach Hamburg zurück. Sein Versuch, sich hier zu behaupten, endete nach wenigen Tagen mit der Übergabe der Stadt und seiner eignen Gefangennahme (26. December); in Ketten wurde er durch Holstein nach Dänemark abgeführt. Kurz darauf im Januar 1202 traf 1202.
Waldemar mit Otto IV. und seinen beiden Brüdern, den Pfalzgrafen Heinrich und Wilhelm von Lüneburg, in Hamburg zusammen, um mit ihnen ein enges Familienbündnis abzuschließen. Und nun bestieg er am 12. November 1202 als Waldemar II. (der Sieger) den dänischen Thron. Kriegerisch, thatendurstig, rastlos, prachtliebend und doch ein einsichtsvoller Staatswirt und Gesetzgeber, ein Förderer des Handels und ein Gönner der Kirche, war er der gefährlichste Gegner der deutschen Sache und wohl fähig, Dänemark zur herrschenden Macht an der ganzen Ostsee emporzuheben. Als „König der Dänen und der Slawen und Herr von Nordalbingien“ zog er im August 1203 prangend in Lübeck ein, dessen Rechte 1203.
er bestätigte; in dieser gewaltigen Stellung, als Herrn der deutsch-slawischen Ostseeküste erkannte ihn Otto IV. in demselben Jahre an und der Papst bestätigte diese Abkunft. Der siegreiche Dänenkönig ordnete die Verhältnisse seiner deutschen und slawischen Unterthanen mit kluger Schonung. Nur Dietmarschen und Lübeck nahm er unmittelbar unter seine Herrschaft, ohne übrigens in ihre inneren Verhältnisse irgendwie einzugreifen. Die Grafschaften Holstein und Stormarn und einen Teil von Ratzeburg gab er dem Grafen Albert von Orlamünde, dessen Mutter Sophie eine Tochter Waldemars I. gewesen war; unter ihm standen die Overboden als seine Unterbeamten und die Vögte der einzelnen Bezirke, alle Deutsche, keine Dänen. Die Bischöfe hatten allerdings bei den dänischen Reichstagen und Concilien zu erscheinen und die Investitur beim König nachzusuchen, aber ihre Abhängigkeit vom Erzstift Bremen-Hamburg blieb bestehen. Nicht anders wurden die slawischen Fürsten behandelt. So hat die dänische Oberherrschaft auch die Fortschritte der deutschen Kolonisation der Slawenküste und den Aufschwung Lübecks keineswegs gehindert.

Stimmungen im Volke. Aber die Eroberungen Heinrichs des Löwen waren eben doch verloren und seine eignen Söhne, die Welfen selber, hatten sie preisgegeben, wie sie gleichzeitig die Reichsrechte in Mittel-Italien dem Papsttume opferten. So traurige Wirkungen des Bürgerkrieges und das Anschwellen der päpstlichen Ansprüche vor Augen wurde der Minnesinger Walther von der Vogelweide in patriotischem Zorne zum ersten politischen Dichter des deutschen Mittelalters.

„Bekehre Dich, bekehre,
Die Fürsten sind zu hehre;
Dem Philipp setz' die Krone auf
Und laß sie treten hinter ihn!"

so ruft er seinem Volke mahnend zu; ergrimmt sieht er in den Sammlungen, die damals der Papst für den geplanten (vierten) Kreuzzug in Deutschland veranstalten ließ, wie die patriotischen Humanisten der Reformationszeit, eitel Trug und Geldgier; er führt den Papst selber vor, wie er inmitten seiner Wälschen sich rühmt, nachdem er die Deutschen in den Bürgerkrieg gehetzt:

„Ihr Gut ist alles mein,
Ihr deutsches Silber fährt in meinen wälschen Schrein;
Ihr Pfaffen, esset Hühner, trinket Wein
Und laßt die Deutschen fasten!"

Bei solcher Stimmung in der deutschen Laienwelt mußte freilich der römische Bannstrahl ohne durchschlagende Wirkung bleiben; im Grunde hat weder er, noch das Verhältnis zu Dänemark Ottos IV. Sache wesentlich gefördert.

Umschwung zu gunsten Philipps. Nur in den nächsten Jahren zeigte sich der Welfe überlegen. Der Bann trieb doch die meisten der damals neugewählten Bischöfe auf seine Seite, von den größeren weltlichen Fürsten traten 1203 Ottokar I. von Böhmen und Hermann von Thüringen über. Andere hielt Philipp nur durch große Schenkungen an seiner Seite fest. Ebenso suchte Otto die Stadt Köln, in jeder Beziehung seine Hauptstellung, durch Zollbefreiungen für sich zu gewinnen; ja Klerus, Vasallen und Bürgerschaft schwuren ihm sogar zu, ihrem Erzbischof Adolf nur solange Treue zu halten, als er sie dem König halte. Trotz-
1204. dem begann mit dem Jahre 1204 der Zerfall der welfischen Partei. Zuerst trat Ottos eigner Bruder Pfalzgraf Heinrich über, gedrängt von seiner staufischen Verwandtschaft, seiner Rheinpfalz verlustig und gewonnen durch die Verleihung der Reichsvogtei über Goslar; dann wurden Hermann von Thüringen und Ottokar von Böhmen durch verheerende Einfälle zur Unterwerfung genötigt. Ihnen folgten im November selbst Adolf von Köln und Heinrich von Brabant mit den meisten niederrheinischen Fürsten, jener vermutlich gereizt durch die Haltung seiner trotzigen Hauptstadt und von Philipp mit der Bestätigung der Rechte und Schenkungen gewonnen, die ihm Otto IV. früher gewährt hatte, der Herzog von Brabant durch die Übergabe fast alles Reichsguts in diesen Landen, vor allen der Stadt Maastricht, und das Zugeständnis der weiblichen Erbfolge in Brabant, wie es in diesen Strichen bereits Hennegau (seit 1184) besaß. So wurde am 6. Januar 1205 Philipp von Erzbischof Adolf zum zweitenmale in Aachen gekrönt. Trotzdem hielt die Stadt Köln, ihrem Eide getreu, bei dem Welfen aus, ließ sogar Adolf absetzen und Bruno an seine Stelle wählen und wehrte im September einen Angriff Philipps ab. Aber auf die Dauer wurde doch der Zollkrieg, den der Staufer durch Anlage neuer Zollburgen und Erhöhung der Zollsätze gegen ihren Handel führte, wie die Rheinsperre, die er im Besitz von Boppard und Kaiserswerth verhing, überaus lästig, und als dann Heinrich von Kalden, der greise Feldherr des staufischen Hauses, das kölnische Heer bei Wasserburg an der Roer 1206 geschlagen und den Erzbischof Bruno gefangen genommen hatte, da erklärte

die stolze Bürgerschaft im September 1206 in Boppard ihre Unterwerfung. 1206.
Während Otto IV. Köln wie ein Flüchtling verließ, zog Philipp am 8. April
1207 triumphierend dort ein, bestätigte zum Lohne der Stadt ihre alten Rechte, 1207.
und verhieß die Beseitigung aller im Bürgerkriege neu eingerichteter Zollstätten. Nur die Eroberung und Plünderung des staufischen Goslar, welche die Blüte der Stadt vernichtete, hielt Otto IV. einigermaßen schadlos für die Verluste am Niederrhein. Und auch hier in seinen Hausgebieten fühlte er sich so wenig sicher, daß er im Frühjahr 1207 eine dänische Besatzung in Braunschweig einnahm, dann selbst über Dänemark nach London eilte, um englische Subsidien zu erbitten. Im August 1207 sprach Innocenz III. mit der Lösung Philipps vom Banne die Anerkennung des Hohenstaufen aus, und schon rüstete sich dieser, in Bamberg sein Heer zum letzten Stoße gegen Sachsen zu sammeln, da durchflog die entsetzliche Kunde das Reich, der König sei von einem seiner ergebensten Anhänger, dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, ermordet worden!

Philipps Ermordung. Es war lediglich eine That persönlicher Rachsucht, kein politisches Verbrechen, freilich ein Beweis von der sittlichen Verwilderung des deutschen Adels in diesem zehnjährigen Bürgerkriege. Philipp hatte früher dem Pfalzgrafen die Hand seiner Tochter verweigert und soll dann seine Bewerbung um die Tochter des Herzogs Heinrich von Schlesien gegen die Bitte Ottos, ja gegen sein eignes Versprechen im geheimen widerraten haben. Wie
dem auch sei, am 21. Juni 1208 drang der rachsüchtige Wittelsbacher in das 1208.
Gemach des arglosen Königs auf dem Bischofshofe, wo dieser im ruhigen Gespräch verweilte, und streckte ihn durch einen Hieb in die Schlagader des Halses tot zu Boden. Der Mörder entkam, sein Opfer wurde am nächsten Tage im Bamberger Dome bestattet. Seine unglückliche Gemahlin, „die griechische Maria", die schon den Fall ihres eigenen Hauses hatte erleben müssen, zog sich nach der Burg Hohenstaufen zurück. Doch schon am 28. August folgte sie ihrem tiefbetrauerten Gemahl im Tode nach, und in der Klosterkirche des nahen Lorch wurde sie an der Seite des Stammvaters der Hohenstaufen bestattet, die „Rose ohne Dornen, die Taube ohne Galle".

Otto IV. als Alleinherrscher. Philipps Ermordung änderte die Lage der Dinge sofort von Grund aus. Das staufische Haus in Deutschland war ohne Haupt; Otto IV., soeben noch selbst in der Heimat bedroht, sah sich jetzt von allen Seiten anerkannt. Unter den ersten, die sich ihm anschlossen, befand sich der bisher eifrig staufisch gesinnte Erzbischof Adalbert von Magdeburg, freilich nur um hohen Preis. Neben den welfischen Hausgütern in Brandenburg und in der Wische und allen magdeburgischen Kirchenlehen Heinrichs des Löwen erhielt er die Zusicherung des Königs, im ganzen Erzstift keine Abgaben mehr zu erheben, keine neuen Münz- und Zollstätten anzulegen, was dann eine zweite Urkunde auf den ganzen Erzsprengel und auf alle Länder des Magdeburgischen Rechts ausdehnte, dann den Verzicht auf jedes „Einlager" (Residenz) des Königs im Erzstift, endlich auf das Spolienrecht im ganzen Erzsprengel. Adalberts Übertritt entschied den Anschluß aller Fürsten des Nordostens, der thüringischen Großen,

Bernhards von Sachsen, Dietrichs von Meißen; auch die staufischen Ministerialen unterwarfen sich dem Welfen, aber sie drängten ihn auch sofort in die überlieferte staufische Politik hinein. Auf dem glänzenden Reichstage von Frankfurt im November 1208 verhing er die Acht über Otto von Wittelsbach und seinen angeblichen Mitverschworenen Heinrich von Krain und Istrien aus dem Hause Andechs. Die bayerische Pfalzgrafschaft fiel an die Ortenburger, Krain mit Istrien kurz nachher an den Patriarchen Wolfger von Aquileja; Otto selbst wurde von Heinrich von Kalden auf einem Hofe des Klosters Ebrach bei Regensburg aufgespürt
1209. und getötet (Februar 1209), die Stammburg Wittelsbach geschleift, ihre Stätte dem deutschen Orden übergeben. Indem dann Otto IV. sich noch in Würzburg mit Philipps zehnjähriger Tochter und Erbin **Beatrix** verlobte, gewann er auch die Verfügung über das staufische Hausgut. Seitdem trat er völlig als Erbe der Hohenstaufen auf. Nun zeigten ihm in Augsburg auch Salzburg, Österreich und Kärnten ihre Unterwerfung an, und als er dann zu Pfingsten 1209 in Würzburg einen glänzenden Hoftag hielt und dort mit Beatrix sich kirchlich vermählte, da stellten sich auch die Fürsten von Böhmen, Ober-Lothringen, Brabant und Zähringen huldigend ein und er konnte den Romzug auf den 25. Juli verkünden.

Otto IV. und Innocenz III. Je fester Otto IV. in Deutschland stand, desto schwerer läßt sich seine würdelose Nachgiebigkeit gegenüber dem Papste begreifen oder gar rechtfertigen. Denn im Vertrage von Speier am 22. März 1209 verzichtete er grundsätzlich auf das Spolienrecht, versprach volle Freiheit der Appellation nach Rom in Kirchensachen und der kirchlichen Wahlen, gab also das Wormser Konkordat in diesem entscheidenden Punkte preis, verhieß seine Unterstützung gegen die Ketzer, erkannte endlich alle Erwerbungen der römischen Kirche in Italien und ihre Oberhoheit über Sicilien an. Freilich stand Innocenz damals auf stolzer Höhe; er hatte selbst den gegen seinen Willen auf Konstantinopel gerichteten (4.) Kreuzzug und den Zusammenbruch des byzantinischen Reiches 1204 in seinem Interesse auszunutzen gewußt, indem er die römische Hierarchie sofort in diesen neuen „lateinischen“ Staaten durchsetzte. Mit diesen Zugeständnissen Ottos aber wurde der Papst auch in Deutschland mächtiger als der Kaiser.

Indem Otto IV. Wolfger von Aquileja als seinen Generallegaten voraus-
1209. sandte, überschritt er im Spätsommer 1209 von Augsburg aus mit stattlichem Heere den Brenner. Ganz Ober-Italien „bebte, von gewaltigem Schrecken erschüttert“; die Städte zahlten ihm die seit 1197 fällige Reichssteuer nach und sandten Zuzug. Indem er es aber nun unternahm, den Rechtszustand zur Zeit Heinrichs VI. wieder herzustellen, geriet er mit seinen eignen Zusicherungen von Speier in Widerspruch. Trotzdem begnügte sich Innocenz III. bei einer persönlichen Zusammenkunft in Viterbo mit dem Versprechen Ottos, in den vor 1197 zwischen der Kirche und dem Reiche streitigen Gebieten die Ansprüche Roms anzuerkennen, auch die Oberhoheit über Sicilien zu achten, und krönte am 4. Oktober 1209 den Welfen zum Kaiser. Indes bald erschütterte dies Einvernehmen der vergebliche Versuch, sich über jene Ansprüche gütlich zu verständigen; ja Otto bewies schon mit der Erhebung eines staufischen Ministerialen zum Herzog von

Spoleto und mit der Besetzung der streitigen mittelitalienischen Gebiete (August und September 1210), daß er ganz und gar in die staufischen Traditionen einlenke; endlich nahm er auch den verwegensten Gedanken der Staufer wieder auf, rückte im November 1210 in Apulien ein, um auch das sicilische Königreich wieder 1210.
zu unterwerfen. Die verhaßte Union Siciliens und des deutsch-italienischen Reiches vor Augen sah sich Innocenz III. zum äußersten gedrängt, verhing am 18. November den Bann über Otto IV., trat mit Frankreich in Verbindung und suchte von dort aus auf die deutschen Fürsten einzuwirken.

Den Siegeslauf Ottos IV. hemmte er dadurch allerdings nicht, dieser eroberte das ganze Festland und schickte sich bereits an, die Meerenge zu überschreiten, da begann der Abfall der deutschen Fürsten. Schon im Juni 1211 verkündete Erzbischof Siegfried von Mainz den Bann über den Kaiser, im November 1211 sprach sich ein Hoftag in Nürnberg für Friedrich (II.) von Sicilien, den Sohn Heinrichs VI., aus. Auf solche Nachrichten erschien Otto im März 1212 wieder in Deutschland. Noch war er stark genug, um Ludwig von Bayern, 1212.
Dietrich von Meißen u. a. für sich zu gewinnen und gewiß drückte Walther noch eine weitverbreitete Stimmung in der deutschen Laienwelt aus, wenn er ihn willkommen hieß und ihm die Unterwürfigkeit der Fürsten verkündete, aber der Sänger kannte diese Fürsten nicht ganz. Als sich Otto auf das abtrünnige Thüringen warf, da überraschte ihn hier im Juli die Kunde, daß sein mißachteter Gegner, der „Knabe Friedrich“, sich der deutschen Grenze nähere. Um seinen staufischen Anhang unwiderruflich an sich zu ketten, vollzog er am 22. Juli in Nordhausen seine Vermählung mit Beatrix; doch ihr schneller Tod am 11. August löste das kaum geknüpfte Band, die Schwaben und Bayern verließen den Kaiser und diesem blieb nichts übrig, als dem Staufer entgegenzueilen, um ihm womöglich den Ausgang der Alpenpässe zu versperren. Er kam zu spät.

Friedrich II. Kaum 18 Jahre zählte Friedrich II., als die deutschen Fürsten ihn aufforderten, die Krone zu übernehmen. Mit 14 Jahren schon mündig gesprochen, mit 15 Jahren Gemahl der Constanze von Aragonien, der Witwe des Königs Emmerich von Ungarn, war er in der Not seiner Jugend, umgeben von Selbstsucht, Treulosigkeit und Verrat, jahrelang ein Schattenkönig ohne Macht und nur der Treue seiner Bürger von Palermo sicher, früh gereift zu Menschenkenntnis und feiner Berechnung. Glänzend begabt, aber durchaus Staatsmann, weder Feldherr noch Soldat und darin dem Vater ähnlich, verband er allerdings mit diesen Eigenschaften die ganze Liebenswürdigkeit und würdevolle Hoheit des Großvaters. Aber er war kaum ein Deutscher. Das arabisch-normannische Sicilien war ihm zur Heimat geworden, unter der heißen Sonne des Südens aufgewachsen, barg er in seinem Innern auch eine südliche Glut des Hasses und der Leidenschaft; das Italienische war seine Muttersprache, das Französische, Lateinische und Griechische ihm geläufig, vor allem aber kannte und liebte er die Kultur, die Weisheit und die Sprache der Araber, er hat den Aristoteles aus den arabischen Texten von jüdischen Gelehrten ins Lateinische übertragen lassen, er sah aber auch in der unumschränkten Fürstenmacht der orientalischen Staaten, die auf einer

reisen, städtischen Kultur beruhte und in keinem mächtigen Priestertume ihr Gegengewicht fand, sein Ideal und stand den kirchlichen Ideen des Abendlandes innerlich kühl gegenüber, wenngleich er sie seinen Zwecken dienstbar zu machen nicht verschmähte. Das alles machte ihn vielleicht zum furchtbarsten Gegner des Papsttums, dessen geistliche Mittel ihn persönlich unberührt ließen; aber was er so gewann, verlor er wieder auf der anderen Seite, denn jene tief innerliche, auf Wesensgleichheit beruhende und deshalb unerschütterliche Sympathie, welche Friedrich Barbarossa mit seinen Deutschen verband, mußte ihm fehlen, und schwerlich hat auch er jemals diesem Volke voll unzähmbaren Trotzes, diesem Lande eines eingewurzelten, selbstherrlichen Adels, dieser immer noch zum guten Teile ritterlich-bäuerlichen Kultur inneres Verständnis entgegengebracht. Das eben ist für das Haus der Hohenstaufen und für die Nation zum Verhängnis geworden.

Friedrich II. und Otto IV. Mit geringer Begleitung, ohne Heer war Fried-
1212. rich im März 1212 in Rom erschienen und hatte sich hier mit dem Papste verständigt, indem er ihm die Erhebung seines einjährigen Sohnes Heinrich zum König von Sicilien, somit die Trennung der deutschen und der normannischen Krone zusicherte. Sodann in Genua gelandet, gewann er nur mit Hilfe der treuen Pavesen in abenteuerlichem Zuge die Alpen und betrat im Hinterrheinthal zuerst schwäbischen Boden. Der erste Reichsfürst, der sich ihm hier anschloß, war der Abt von St. Gallen; dessen Beredsamkeit gelang es dann auch, den Bischof von Constanz und seine Stadt zum Übertritte zu bestimmen, obwohl Otto IV. schon im nahen Überlingen stand. Als dieser drei Stunden nach Friedrichs Einzuge vor den Thoren anlangte, sah er sich abgewiesen und wich darauf im Rheinthal abwärts, wobei auch Breisach sich gegen ihn erhob. Nun fiel Schwaben, im September auch Böhmen dem Hohenstaufen zu, am 5. December 1212 wurde er nochmals in Frankfurt a. M. gewählt, am 9. December in Mainz gekrönt. Doch schloß sich die staufische Ministerialität nur zögernd an, da er ja im Grunde als Gegner ihrer Politik, die Otto IV. zu der seinigen gemacht hatte, nach Deutschland kam; erst Anfang 1213 erschien Heinrich von Kalden an seinem Hofe, und im Norden war Otto IV. noch unbedingt Herr. Daher arbeitete Friedrich zunächst vorsichtig daran, seine Stellung zu befestigen, gewann Lothringen durch erhebliche Geldzahlungen 1214, das Haus Wittelsbach durch die Aussicht auf die Belehnung mit der Rheinpfalz nach dem Tode des Welfen Heinrich († 1227). Weiter suchte er Anlehnung an Frankreich, das soeben sich anschickte, im Auftrage des Papstes Bann und Interdikt an Johann von England, dem Bundesgenossen der Welfen, zu vollstrecken; schon im November 1212 war er mit dem französischen Thronfolger Ludwig (VIII.) in Vaucouleurs zusammengetroffen und hatte 20,000 Mark Silber Hilfsgelder erhalten. Ebendeshalb fiel auch die Entscheidung über den deutschen Thronstreit nicht auf deutschem Boden, sondern im englisch-französischen
1214. Kriege. Am 27. Juli 1214 erlitt das englisch-welfische Heer, bei dem auch Otto IV. sich befand, bei Bouvines in Flandern eine völlige Niederlage, selbst das Hauptbanner mit dem Reichsadler fiel den Franzosen in die Hände, und als Flüchtling langte der Kaiser in Köln an. Nun wandten auch die niederrheinischen

Fürsten sich von ihm ab, und als im Juli 1215 das feste Kaiserswerth und Aachen sich dem Hohenstaufen öffneten, da erließ Köln dem Welfen die aufgelaufenen Schulden, damit er sich gutwillig entferne, und unterwarf sich Friedrich II. Machtlos und verlassen ist Otto IV. am 19. Mai 1218 auf der Harzburg gestorben. 1218.

Friedrich II. gegenüber Dänemark. Der Kampf war entschieden, aber schwere Verluste an Reichsgut und Reichsrechten begleiteten ihn. Daß Friedrich II. sich mit Waldemar II. von Dänemark abfand, war noch nicht einmal das Schlimmste und auch nicht seine Schuld. Zunächst hatte der Dänenkönig sich bei den Welfen festhalten lassen. Doch als nach Philipps Ermordung Otto IV., dieses Beistandes ferner nicht bedürftig, die Wiedereinsetzung Adolfs III. von Schaumburg in Holstein ins Auge faßte, da wurde Waldemar zum Gegner der Welfen, zwang 1214 die unsicheren Grafen Heinrich und Gunzelin von Schwerin zur Huldigung und unterstützte seine pommerschen Lehnsfürsten gegen die fortgesetzten Anstrengungen Albrechts II. von Brandenburg (s. unten). Es war also ganz natürlich, daß Friedrich II. ihn jetzt gegen die Welfen zu gewinnen suchte, freilich durch die nochmalige Einwilligung in die Abtretung der Länder östlich der Elbe, die er im December 1214 zu Metz aussprach. Schließlich erlangte Waldemar II. 1219 auch noch von Albrecht von Brandenburg den Verzicht auf dessen pommersche Ansprüche. Die dänische Machtstellung an der Südküste der Ostsee war, wie es schien, unerschütterlich befestigt.

Friedrichs II. Zugeständnisse an die Fürsten. Indes dieser Gebietsverlust des Reiches, der bei einer anderen Wendung der Dinge wieder zurückgewonnen werden konnte, war eben deshalb eine geringere Einbuße, als die Zugeständnisse Friedrichs an die Fürsten auf Kosten der Königsrechte. Denn diese konnten niemals zurückgenommen werden, waren also für die Gestaltung des Reiches entscheidend. Das ohnehin schon lockere Verhältnis zu Böhmen zunächst wurde durch den Vertrag vom 26. September 1212 noch weiter gelockert. Denn dieser 1212. gewährte Ottokar I. außer bedeutenden Gebieten an der nördlichen Abdachung des Erzgebirges die Bestätigung der Königswürde samt der Investitur der Bischöfe, die Befreiung vom Besuche der Reichstage, soweit sie nicht in Nürnberg, Bamberg oder Merseburg stattfänden, und die Herabsetzung des böhmischen Zuzugs für die Romfahrt auf 300 Mann, wofür auch eine Zahlung von 300 Mark Silber eintreten konnte. Von weit prinzipiellerer Bedeutung aber war es, wenn Friedrich II. in der Goldbulle von Eger am 12. Juli 1213 alle Zugeständnisse 1213. Ottos IV. an die geistlichen Fürsten und an Innocenz III. bekräftigte, und endlich am 11. Mai 1216 auch auf die Regalien (Einkünfte des Bistums während der Vakanz) zu gunsten Roms verzichtete. Mit solchen ungeheuren Zugeständnissen meinte er sich die Unterstützung der Bischöfe zu sichern, die auch er, ganz im Sinne Friedrichs I., als „die Säulen der königlichen Gewalt" bezeichnete.

Friedrichs II. Städtepolitik. Aus solchen Erwägungen erklärt sich auch seine Städtepolitik. Eben der lange Bürgerkrieg hatte die Bedeutung der Städte als feste Plätze ins hellste Licht gestellt, die Zuwanderung von dem schutzlosen platten Lande gefördert, ihre Bedeutung und Bevölkerungszahl gesteigert. Dem

Scharfblick Friedrichs, der die städtische Kultur Italiens kannte, konnte das nicht entgehen, aber er schlug in der Behandlung der Städte einen ganz verschiedenen Weg ein. Die königlichen Städte suchte er wesentlich von fiskalischem Gesichtspunkte aus zu entwickeln, die bischöflichen unter der Herrschaft ihrer Bischöfe zu halten. Daher ließ er die offnen Pfalzdörfer des Elsaß (s. S. 372) durch den Schultheißen Wölflin von Hagenau befestigen; er gab Stadtrechte für Aachen und Goslar (1215), vor allem für Nürnberg (8. November 1219), dem er besonderen Gerichtsstand vor dem Schultheißen, das Besteuerungsrecht und mancherlei Erleichterungen des Rechtsverkehrs gewährte; er befreite Frankfurt
1218. a. M. von der Vogtei (1220). Andrerseits ließ er 1218 in Ulm ein fürstliches Weistum feststellen, welches die selbständige Entwicklung aller bischöflichen Gemeinden unterbinden mußte, denn es verbot ganz im allgemeinen die Errichtung eines Rates ohne bischöfliche Bewilligung. Demgemäß wurde z. B. der Rat von Basel aufgelöst, dagegen das neue Stadtrecht von Straßburg mit seinem Stadtrat (consilium) aus Ministerialen und „Bürgern“ (Kaufleuten), das mit Zustimmung des Bischofs zustande gekommen war, 1219 bestätigt. Noch viel
1220. weiter ging das Privilegium vom 26. April 1220. Es verbot die Errichtung neuer Zoll- und Münzstätten in den Gebieten der geistlichen Fürsten, ebenso die eigenmächtige Anlegung von Schlössern, Dörfern und Städten, behielt also diese wichtigen Hoheitsrechte den Bischöfen vor, untersagte weiter die Aufnahme stiftischer Höriger in den Königsstädten und die Ausübung irgendwelcher Gerichtsbarkeit seitens königlicher Beamter über Zoll, Münze und dergl. in den Bischofsstädten außer acht Tage vor und nach einem Hoftage.

So strebten die geistlichen Fürsten mit raschen Schritten der vollen Landeshoheit zu und traten doch, da der König auf ihre Wahl jetzt kaum noch einen Einfluß übte, mehr und mehr aus der Reichsverfassung heraus. Aber auch der andere Pfeiler des staufischen Staats, die Reichsministerialität, war durch den langen Bürgerkrieg ins Wanken geraten. Denn unzweifelhaft haben die Könige beider Parteien diesen wichtigen Stand durch massenhafte Verlehnungen zu gewinnen gesucht, ihn also freier gestellt, als es der strenge Hof- und Verwaltungsdienst der früheren Zeiten that, und damit die selbständige Haltung ermöglicht, die noch Friedrich II. schmerzlich erfuhr.

Wirkung auf die Reichsverfassung. So begann die ottonisch-staufische Reichsverfassung sich aufzulösen. Das hätte, wie die Dinge einmal standen, keines Menschen Kraft verhindern können, aber ein genialer und ein deutscher Staatsmann hätte Mittel finden müssen, neue Grundlagen zu gewinnen. Nur eine energische Förderung der Städte, deren mächtiges Aufstreben jetzt klar vor Augen lag und nur mit Gewalt noch zurückgedämmt werden konnte, ihre Einfügung in den Reichsorganismus, d. h. ihre unmittelbare Heranziehung zu den Reichslasten und folgerichtig endlich auch zu den Reichstagen, konnte sie bieten. Gewiß wäre das eine ungeheure Revolution gewesen, aber eben darin zeigt sich staatsmännische Größe, daß sie die Bedeutung neu aufsteigender Mächte und Ideen erkennt und sie für das Staatswesen fruchtbar zu machen weiß, statt sie zu seiner Zerstö-

rung sich wenden zu lassen. Der feine Sicilianer Friedrich war dieser Staatsmann nicht; soweit seine deutsche Politik nicht einfach der Not gehorchte, sondern selbständiger Erwägung folgte, kam sie über den Versuch, Unhaltbares zu halten, nicht wesentlich hinaus; einen neuen, positiven Gedanken hat sie nicht entwickelt. Wie 300 Jahre später büßte es Deutschland schwer, daß in einer entscheidenden Krisis seines inneren Lebens ein Fremder seine Krone trug.

Friedrich II. und das Papsttum. Denn schließlich zog es Friedrich II. unwiderstehlich nach dem Süden. Auf dem Laterancoucil vom November 1215, 1215. das 71 Erzbischöfe und Patriarchen, 412 Bischöfe, die Vertreter der Herrscher von Deutschland, Frankreich, England, Castilien, Aragonien, Ungarn, Byzanz, Cypern und Jerusalem um den Papst vereinigte, hatte Innocenz III. die glänzendste Höhe päpstlicher Macht erstiegen, „die römische Kirche erschien als die gemeinschaftliche Organisation der christlichen Welt". Hier wurde der Ritus des Abendmahls festgestellt, die Brotverwandlungslehre, welche die göttliche Macht des Priestertums zur Voraussetzung hat, verkündigt, die Abhaltung jährlicher Provinzialsynoden und die Einsetzung von Ketzergerichten verordnet, dann die Absetzung Ottos IV. bestätigt und ein allgemeiner Kreuzzug auf den 1. Juni 1217 ausgeschrieben. Abermals sah sich das Kaisertum in der Leitung der allgemeinen abendländischen Angelegenheiten von dem triumphierenden Papsttume überflügelt. Ebendeshalb suchte Friedrich II. wenigstens einen Anteil daran zu gewinnen und nahm in Aachen das Kreuz, freilich mehr als Diener wie als Herr der Kirche. Da befreite ihn der Tod Innocenz' III. (16. Juli 1216) von dem Drucke dieser gewaltigen Persönlichkeit. 1216. Der Nachfolger Honorius III. lebte nur für den Kreuzzug, die Herrschaftspläne seines Vorgängers traten zurück. Aufs geschickteste wußte nun Friedrich II. diese Stimmung in seinem Interesse auszunutzen. Obwohl er nämlich noch in dem Vertrage vom 1. Juli 1216 Innocenz III. gegenüber sich verpflichtet hatte, seinen Sohn Heinrich für mündig zu erklären und ihm Sicilien unter päpstlicher Oberhoheit zu übertragen, so ließ er doch jetzt den Knaben nach Deutschland kommen, erhob ihn zum Herzog von Schwaben und „Rektor" von Burgund nach dem Tode des letzten Zähringers Bertholds V. (1218) und erklärte endlich dem Papste, er könne nur dann sein Kreuzzugsgelübde erfüllen, wenn er seine Herrschaft über Deutschland durch die Anerkennung seines Sohnes als Nachfolger gesichert habe. Auch wollte er persönlich die sicilische Krone auf Lebenszeit behalten. Diesen Erwägungen nachgebend, wählten im April 1220 die deutschen Fürsten Heinrich (VII.) in Frankfurt a. M., indem sie dabei jedoch abermals die staatsrechtliche Trennung Siciliens vom Reiche verbrieften; 1220. den Lohn für dies Zugeständnis empfingen die geistlichen Fürsten in dem Privilegium vom 26. April (s. vor. S.). Darauf ernannte Friedrich II. den Erzbischof Engelbert von Köln zum Reichsverweser (Gubernator), den Hofkanzler Konrad von Speier zum Vormund (Tutor) seines Sohnes. Die Erziehung desselben vertraute er den beiden Reichstruchsessen Konrad und Werner von Bolanden an, die Verwaltung Schwabens zwei anderen Ministerialen. Noch einmal übernahmen also die geistlichen Fürsten und die Reichsministerialen die Reichsverwaltung mit Ausschluß

der Laienfürsten. Friedrich II. selbst eilte nach Italien und empfing hier am 22. November 1220 die Kaiserkrone, um dann die Verwaltung Siciliens zu übernehmen. Die Personalunion zwischen Sicilien und dem Reiche also hatte er dem Papsttume abgerungen und damit die Grundlagen der Mittelmeerpolitik Heinrichs VI. wiedergewonnen.

Ordnung der sicilischen und italienischen Verhältnisse. Und doch hat er die alten Grundlagen derselben insofern verlassen, als er die Verwaltung Siciliens nicht wie bisher den deutschen Ministerialen, sondern einheimischen Beamten übertrug (seit 1220). Sonst suchte er allerdings hier seine landesherrliche Gewalt in vollem Umfange wiederherzustellen, verwickelte sich aber durch dies alles in fortgesetzte Händel mit seinem päpstlichen Oberlehnsherrn. Dies bestimmte die Haltung Roms in den lombardischen Angelegenheiten. Da Friedrich an die Spitze des italienischen Königreichs der Hauptsache nach Deutsche als Generallegaten setzte, und während er das Burgensystem seiner Vorgänger teilweise aufgab, doch die Wiederherstellung der Reichsrechte fest im Auge behielt, so setzten ihm die lombardischen Städte, welche sich wieder um Mailand gruppierten, sehr bald entschiedenen Widerstand entgegen, zumal er ihre alte Gegnerin Cremona nach den Überlieferungen seines Hauses begünstigte. Schon am 6. März 1226 schlossen deshalb jene Gemeinden ein Bündnis, und verlegten dem Kaiser den Weg, als er in diesem Jahre einen Reichstag nach Cremona ausschrieb, zu dem auch König Heinrich aus Deutschland mit Heeresmacht eintreffen sollte. Da die Forderungen der Städte den Rechten des Reiches durchaus abträglich erschienen, so sprach der Kaiser über die widerspenstigen Gemeinden die Reichsacht aus, der Papst aber verhing wegen der Störung des Kreuzzuges durch
1226. ihren Aufstand den Bann (11. Juli 1226) über sie und erbot sich dann zum Vermittler, um die ihm selbst höchst unbequeme Verzögerung der Kreuzfahrt zu beseitigen. Sein Spruch freilich vom 5. Januar 1227 konnte den Kaiser keineswegs befriedigen, denn er gab den Städten nur auf, die Gefangenen freizulassen und auf zwei Jahre 400 Reiter zum Kreuzzuge zu stellen. Von einer wirklichen Wiederherstellung kaiserlicher Autorität in der Lombardei war gar keine Rede.

Der Kreuzzug unter Andreas von Ungarn. Trotzdem war der Kaiser zu dem Kreuzzuge entschlossen, den er 1225 noch einmal binnen zwei Jahren bei Strafe des Bannes gelobt hatte. Denn das Unternehmen, das Innocenz III. angeordnet hatte, war kläglich mißlungen. Unter Führung des Königs Andreas von Ungarn, Leopolds VI. von Österreich und andrer deutscher Fürsten erschien das Kreuzheer im Sommer 1217 in Palästina, richtete aber hier gegenüber der geschickten Verteidigung des Sultans Adel schlechterdings nichts aus, so daß König Andreas nach wenigen Monaten wieder heimkehrte. Nach Adels Tode führte der päpstliche Legat Pelagius mit dem König von Jerusalem, Johann von Brienne, das Heer nach Ägypten. Dort wurde namentlich mit Hilfe niederdeutscher Kreuzfahrer, die den weiten Seeweg eingeschlagen hatten, die gewaltige Nilfestung Damiat (Damiette) im November 1219 erobert, aber beim weiteren Vordringen auf Kairo geriet das Kreuzheer derart in das unentwirrbare Wassernetz des Nil-

delta, daß es seinen freien Abzug von den Türken nur durch die Räumung von Damiat erkaufen konnte (August 1221). Es war eine um so kläglichere Niederlage der päpstlichen Politik, als die Leitung des Unternehmens ganz in den Händen ihres Vertreters gelegen hatte.

Friedrichs erster Konflikt mit dem Papste und der fünfte Kreuzzug. Um so weniger konnte der Kaiser jetzt geneigt sein, für den neuen Zug sich der Führung Roms zu unterwerfen. Aus eignem Rechte, im Sinne der alten Mittelmeerpolitik seines Vaters, und zugleich im Interesse seines Geschlechtes, wollte er nach dem Osten gehen. Deshalb vermählte er sich mit Jolantha, der Erbtochter Johanns von Brienne, um damit den Anspruch auf die Krone von Jerusalem sich zu sichern (9. November 1225); andrerseits suchte er sich in dem deutschen Orden ein Werkzeug seiner Pläne zu schaffen, und in der That hat er in der Person des großen Hochmeisters Hermann von Salza einen Staatsmann ersten Ranges gewonnen. Der Kaiser gewährte deshalb dem Orden nicht nur eine Reihe von Landschenkungen und Rechten (z. B. das Spolien- und Regalienrecht in allen Kirchen kaiserlichen Patronats auf ein Jahr nach Erledigung der Pfarre), sondern nahm auch den Hochmeister mit einem Gefolge von Brüdern in den kaiserlichen Hofhalt auf (1216), begünstigte die zukunftreichen Eroberungspläne Hermanns in Preußen (s. S. 418) mit der Maßgabe, daß seine Erwerbungen zum Reiche gehören sollten, schenkte dem Ordensmeister den schwarzen, einköpfigen Reichsadler in den Schild und erhob ihn zum Reichsfürsten. So geschickt aber wußte dieser zwischen den Ansprüchen der kaiserlichen und der päpstlichen Politik die Mitte zu halten, daß Honorius III. dem Orden alle Rechte und Freiheiten der älteren Ritterorden, deren neidischem Widerspruche zum Trotz, bestätigte.

Wie aber hätte nun Friedrichs stolze Selbständigkeit nicht den erbitterten Widerspruch der römischen Curie hervorrufen sollen, die in ihm nur ihren Vasallen sah! Vor allem war dazu der Nachfolger Honorius' III. († 18. März 1227) geneigt, Kardinal Hugolin von Ostia, der frühere Kaplan Innocenz' III., der als Gregor IX. den päpstlichen Stuhl bestieg, trotz seiner 80 Jahre voll jugendlicher Leidenschaft, die vor keiner Folgerung zurückschreckte. Friedrich betrieb den Kreuzzug mit Eifer, gewann mit schweren Opfern auch deutsche Fürsten, wie den Herzog von Limburg und den Landgrafen Ludwig IV. von Thüringen, und brachte in den Häfen Apuliens eine ansehnliche Flotte auf. Inzwischen hatten aber die Kreuzprediger des Papstes allerorten, in Deutschland, Frankreich, England, eine solche Masse meist unbemittelter Kreuzfahrer, an 60,000, aufgeboten, daß für deren Beförderung die kaiserlichen Schiffe nicht entfernt genügten und bald unter dem Einflusse apulischer Sommerhitze unter den schlecht verpflegten Massen ansteckende Krankheiten ausbrachen, die auch den Kaiser, den Landgrafen von Thüringen u. a. ergriffen. Trotzdem segelten beide Anfang September 1227 von Brindisi aus, mußten aber umkehren und in Otranto landen. 1227.
Hier starb Ludwig am 11. September, der Kaiser genas langsam. Obwohl nun nicht er die Schuld an dem vorläufigen Scheitern des Unternehmens trug, sondern abermals der Unverstand der kirchlichen Leitung, so klagte doch Gregor IX. un-

bedenklich ihn der Verletzung seines Versprechens von 1225 an und verhing schon am 29. September 1227 über ihn den Bann.

Friedrich II. nahm den Kampf, den ihm die Curie aufdrang, mit ruhiger Entschlossenheit auf. In einem Manifest wies er nicht nur die päpstlichen Beschuldigungen zurück, sondern beschuldigte auch die Kirche offen des Abfalls von der Grundlage, die Jesus Christus gelegt; er widerrief zugleich seine früheren Abtretungen an den Kirchenstaat, ernannte Rainald von Spoleto zum kaiserlichen Legaten für Ancona und Tuscien und schickte sich vor allem an, trotz des Bannes den gelobten Kreuzzug auszuführen. Mit überlegner Kunst wußte er, gestützt auf seine Beziehungen zu den sicilischen Mohammedanern, den Zwist des Sultans Al-Kamil mit seinem
1228. Bruder Moattam zu Unterhandlungen zu benützen, und als er, am 28. Juni 1228 mit 800 Rittern und 10,000 Mann Fußtruppen von Brindisi ausgesegelt, unterwegs durch gebieterisches Auftreten und den Schall seines Namens die vergessene Lehnshoheit über Cypern wieder hergestellt hatte, da begrüßten ihn bei seiner Landung in Akkon am 7. September, dem päpstlichen Banne zum Trotz, die vorausgefahrenen deutschen Kreuzfahrer mit tausendstimmigem Jubelruf, unter ihnen auch Hermann von Salza. Obwohl nun Gregor IX. die Meister der Orden und den Patriarchen von Jerusalem anwies, dem Kaiser jeden Beistand zu versagen und dieser deshalb allein auf den Deutschorden und die deutschen Kreuzfahrer sich angewiesen sah, so gelang es ihm doch, vom Sultan Al-Kamil am
1229. 18. Februar 1229 einen Vertrag zu erlangen, der für die Christenheit mehr erreichte, als alle Kreuzzüge seit dem ersten zusammengenommen: die Abtretung Jerusalems, Bethlehems, Nazareths, Sidons, sowie der Landstriche zwischen Jerusalem und Joppe, Nazareth und Akkon, wogegen die Mohammedaner nur freien Zutritt zur Kirche auf dem Morijah erhielten. Östlich von Akkon, wo der deutsche Orden schon seit 1220 vermittelst einer Geldschenkung Leopolds von Österreich (5000 Mark Silber) ansehnliche Güter erworben, legte Hermann von Salza etwa drei Stunden landeinwärts auf weitumschauender Bergeshöhe die Feste Starkenburg (Montfort) an, das Haupthaus des Ordens im heiligen Lande (bis 1271). Am 17. März 1229 zog darauf Friedrich in Jerusalem ein, am nächsten Tage setzte er sich in der Grabeskirche die Krone aufs Haupt, doch ohne kirchliche Feier, denn das Interdikt des Patriarchen lag auf der heiligsten Stätte der Christenheit!

Der Friede von St. Germano. In dem Augenblicke, wo der Kaiser nach Jerusalem hinaufzog, wußte er bereits, daß der Papst seine Abwesenheit benützt habe, um in Deutschland und Apulien den Versuch zur Aufstellung eines Gegenkönigs zu machen, der dort verdientermaßen kläglich mißlang (s. S. 389), hier dagegen bis zu einem gewissen Grade glückte, als die päpstlichen Söldner, mit dem Schlüssel St. Petri bezeichnet, einrückten. Indes schon am 10. Juni 1229 erschien Friedrich mit nur 10 Schiffen in Brindisi und verjagte mit seinem aus Deutschen, Italienern und Arabern gebildeten Soldheere das untaugliche Kriegsvolk seines Gegners binnen wenigen Monaten aus dem Lande. Der Papst war ihm wehrlos preisgegeben, als es der Vermittelung deutscher Fürsten, namentlich Hermanns von Salza, gelang, den Frieden von St. Germano zustande zu

bringen. Der Kaiser verhieß denen, welche den Papst unterstützt hatten, Amnestie, und gab die mittelitalienischen Gebiete an den Kirchenstaat zurück, dafür löste Gregor IX. ihn vom Banne (28. August 1230). Eine persönliche Zusammenkunft 1230. der beiden Häupter der Christenheit in Anagni besiegelte die Wiederherstellung ihres Einvernehmens, Hermann von Salza aber mochte in der Gestattung der Kreuzpredigten gegen die Preußen die Belohnung für seine erfolgreiche Vermittelung erblicken.

Die sicilischen Constitutionen. Die glückliche Beendigung dieses seines ersten Waffenganges mit dem Papsttume gab dem Kaiser die Zeit, sein sicilisches Erbreich durch die Constitutionen von 1231 neu zu ordnen. Er gestaltete es zu 1231. einem straff organisierten Beamten- und Militärstaat, der auf Niederhaltung des Lehnsadels, Begünstigung der Städte, die er selbst zu den Reichs- und Provinziallandtagen zog, Entwickelung der Finanzen auf Grund sorgfältig bewirtschafteter Domänen, regelmäßiger Steuern und reich entwickelter Zölle, einem scharf überwachten Soldbeamtentume und einem deutsch-arabischen Soldheere beruhte, alles in allem die annähernde Verwirklichung des politischen Ideals, das Friedrich im Kopfe trug.

Aber bezeichnend für Friedrich II. ist es doch, daß er auf die persönliche Ausübung seiner Gewalt in Deutschland eher verzichtete als in Sicilien. Wenn aber der Schwerpunkt seiner Regierung hier und nicht in Deutschland lag, so kehrte er das natürliche und geschichtliche Verhältnis um, und das mußte über kurz oder lang zum Verderben führen.

Er wollte ja allerdings Deutschland keineswegs aufgeben, er umspannte fortwährend mit seiner Politik auch diese Verhältnisse, aber nur dann konnte er sich der Hilfsquellen des Reiches versichern, wenn er den deutschen Fürsten freie Hand ließ, also den Zerfall der alten Verfassung beschleunigte. Nach dieser Richtung drängte überhaupt die ganze Entwickelung, namentlich der Fortgang der Kolonisation und die Ereignisse im Norden, welche beide sich fast unabhängig von der Reichsgewalt vollzogen.

Waldemar II. und Heinrich von Schwerin. Es war für das Königtum eine schwere Niederlage, daß die Vernichtung der dänischen Herrschaft südlich der Eider nicht ihm, sondern dem deutschen Fürstentume gelang. Den Anstoß bot ein persönlicher Konflikt des Grafen Heinrich von Schwerin mit Waldemar II. Während nämlich der Graf 1220 im heiligen Lande verweilte, von wo er auch als kostbare Reliquie das in Jaspis eingeschlossene Blut Christi für den Dom in Schwerin mitbrachte, war sein Bruder Gunzelin, der Mitbesitzer der Grafschaft, gestorben und König Waldemar hatte dessen Anteil seinem und Gunzelins Enkel Nikolaus übertragen. Zurückgekehrt verhielt sich Graf Heinrich zunächst still, so daß Waldemar keinerlei Arg hegte und auch mit ihm im Mai 1223 1223. harmlos bei einer Jagd auf der Insel Lyö im kleinen Belt zusammentraf. Hier aber überfiel der Graf in der Nacht vom 7. zum 8. Mai die ahnungslosen Dänen, überwältigte das königliche Gefolge und führte den König mit seinem gleichnamigen Sohne gefangen über See nach Schloß Lenzen, dann nach Dannenberg an der

Elbe. Während nun die dänischen Bischöfe auf die Kunde von der unerhörten That die Großen des Reiches zur Beratung einluden und die Hilfe des Papstes anriefen, schloß die deutsche Reichsregentschaft auf dem Reichstage von Nordhausen im September 1223 einen Vertrag mit Graf Heinrich, in welchem dieser gegen Zusicherung einer Summe von 50,000 Mark Silber und anderer Vorteile seine Gefangenen an die Reichsregierung auszuliefern versprach; dann verständigte sich Hermann von Salza im direkten Auftrage des Kaisers dahin (4. Juli 1224) mit dem König, daß dieser die Länder südlich der Eider abtrete, für Dänemark die Lehnshuldigung und außerdem die Zahlung von 40,000 Mark Silber verspreche. Als nun aber die dänische Regentschaft sich weigerte, diesen Vertrag anzuerkennen, verbanden sich Graf Heinrich von Schwerin, Erzbischof Gerhard II. von Bremen und Adolf IV. von Schauenburg, der Sohn des 1201 verjagten Grafen, um mit den Waffen zu erzwingen, was auf dem Wege der Verhandlungen nicht gelungen war,
1225. rückten im December 1224 in Holstein ein und siegten im Januar 1225 bei Mölln, während sich gleichzeitig die Dietmarschen gegen die dänische Herrschaft erhoben. Nun gab Waldemar nach, erhöhte sein Lösegeld auf 45,000 Mark Silber, ohne freilich in die Lehnshuldigung zu willigen, und wurde darauf im December 1225 endlich freigelassen. Für die Erfüllung des Vertrages mußte er zwei seiner Söhne und 40 vornehme Dänen als Geiseln stellen. Damit fiel auch Lübeck wieder ans Reich zurück, dem Friedrich II. im Juli 1226 die alten Freiheiten bestätigte und erweiterte.*)

Die Entscheidung von Bornhöved. Doch Waldemar verwand die schwere Demütigung nicht, ließ sich vom Papst seines Gelöbnisses entbinden und rief nochmals die Entscheidung der Waffen an. Im September 1226 nahm er Rendsburg; im Februar 1227 überschritt er die Eider, schloß Itzehoe und Segeberg ein und unterwarf die Dietmarschen. Da vereinigten sich gegen ihn die alten Bundesgenossen von 1225 mit dem Herzog Albert von Sachsen, den Söhnen Heinrich Borwins von Mecklenburg, den Bürgerschaften von Lübeck und Hamburg. Nachdem sie zunächst die belagerten Festungen entsetzt hatten, stießen sie nördlich von Segeberg auf der Ebene von Bornhöved, dem uralten Sitze der holstischen
1227 Overboden, am 22. Juli 1227 auf die Dänen. Nach heißem Kampfe entschied am Abend des blutigen Schlachttages der Übertritt der Dietmarschen den Sieg der Deutschen. 4000 Dänen deckten das Schlachtfeld, drei dänische Bischöfe und der Welfe Otto von Lüneburg waren gefangen; kaum daß Waldemar selber mit Verlust eines Auges entkam. Die Herrschaft Dänemarks südlich der Eider war gebrochen, seine große Stellung am ganzen südlichen Gestade der Ostsee für immer vernichtet, das Werk Heinrichs des Löwen wieder aufgerichtet. Die Schauenburger zogen wieder in Holstein ein, die Dietmarschen stellten sich unter völliger Wahrung ihrer inneren Selbständigkeit und ihrer uralten Geschlechterverfassung unter die

*) Er setzte damals einen kaiserlichen Vogt für die echten Dinge ein, vergrößerte das Stadtgebiet, bewilligte kaiserliches Gepräge für die städtischen Münzen und verbot jede Anlage von Festungen längs der ganzen Trave.

Hoheit des Erzbistums Bremen, das gleichzeitig sich endgültig der Grafschaft Stade versicherte; Lübeck trat als freie Reichsstadt in ein Zeitalter glänzender Blüte ein.

So trennten sich sofort nach dem Siege die drei Teile Nordalbingiens, um sich niemals wieder zusammenzufinden; im Gegenteil, die Entfremdung zwischen den Schauenburgern und Lübeck, der alten, ihnen verlorenen Gründung ihres Geschlechts, wuchs bald bis zu offener Feindschaft. Schon 1234 griff Graf Adolf IV. 1234.
mit Waldemar Lübeck an, indem er die Trave sperrte; doch die städtischen Kriegsschiffe sprengten die Sperre und erfochten dann bei **Warnemünde** ihren ersten Seesieg, der den bevorstehenden Übergang der Ostseeherrschaft auf die deutschen Städte eingeleitet hat.

Friedrich II. und die Reichsregentschaft. Der Sieg von Bornhöved war ein Sieg der nationalen Sache, aber unter der Leitung des Fürstentums. Auch die Reichsregierung selbst wurde keineswegs durchaus in Friedrichs II. Sinne geführt. Zwar die kräftige Reorganisation der Kölnischen Stiftsverfassung mit ihrer Wiederherstellung des Besitzstandes, ihrer geordneten Finanzverwaltung unter 12 Schöffen, ihrer strengen Rechtspflege, ihrer festen Unterordnung der Gemeinde Köln, wie sie der selbstbewußte, schlagfertige Erzbischof Engelbert I., der Reichsverweser, durchführte, entsprach gewiß wie den Interessen so auch den Anschauungen des Kaisers, aber in der auswärtigen Politik geriet der Erzbischof, indem er den Überlieferungen und den Handelsbeziehungen Kölns gemäß die Anlehnung an England begünstigte, deshalb die Vermählung des jungen Königs Heinrich mit einer Schwester Heinrichs III. von England erstrebte, in Gegensatz zu Friedrich II., der vielmehr an dem Bündnis mit Frankreich festhielt, seinen Sohn aber mit einer Tochter Leopolds VI. von Österreich, Margaretha, vermählte (18. November 1225).

Auf der Reise zu diesem Feste in Nürnberg fiel Engelbert als Opfer der Privatrache des Grafen Friedrich von Isenburg am Grevelsberge bei Schwelm am 7. November 1225. Der Kaiser benützte dies, um nicht nur das Bündnis 1225.
mit Frankreich abermals zu bestätigen (Juni 1226), sondern auch an Stelle eines geistlichen Fürsten einen weltlichen, den **Herzog Ludwig von Bayern**, mit der Regentschaft zu beauftragen (im Juni 1226). Dies Vertrauen mißbrauchte der Herzog bald in der schnödesten Weise, indem er im Auftrage Gregors IX. 1228 es unternahm, die Fürsten gegen das hohenstaufische Haus aufzuhetzen. Der Anschlag mißlang nicht nur kläglich, sondern der Herzog wurde auch 1229 durch einen Feldzug des jungen Königs nach Bayern zur Unterwerfung gezwungen und fiel endlich am 15. September 1231 auf der Donaubrücke in Kelheim, wie damals allgemein geglaubt wurde, unter dem rächenden Dolche eines fanatischen Mohammedaners (Assassinen) vom Libanon, den, so heißt es, der Kaiser sandte.

Empörungen Heinrichs (VII.). Kaum war dieser Konflikt beigelegt, als ein neuer, weit gefährlicherer heraufstieg. Die Reichspolitik Friedrichs II. begann sich zu rächen. Seitdem er die Reichsministerialen, deren Selbstgefühl so mächtig gewachsen war, aus der sicilischen Verwaltung verdrängt hatte, wandte sich der ganze Stand in Verbindung mit dem ihm nahestehenden niederen Adel vom Kaiser ab, während die Fürsten, vom Kaiser in jeder Weise begünstigt, an diesem fest-

hielten, und erstrebte mehr und mehr die Loslösung Deutschlands von dem fernen
Kaiser unter der selbständigen Regierung König Heinrichs. Leicht war der junge,
unerfahrene, obendrein dem Vater, wie begreiflich, völlig entfremdete Fürst für diese
Pläne gewonnen; ja er versuchte auch die Fürsten auf seine Seite zu ziehen, in-
1231. dem er ihnen 1231 die umfassendsten Zugeständnisse machte. Zunächst im Januar
erklärte er alle städtischen Vereinigungen, Brüderschaften und Bündnisse, die ohne
die Zustimmung des Königs und der Fürsten geschlossen seien, für ungesetzlich;
im Mai verzichtete er auf das Recht, neue Städte, Märkte und Straßen zum
Nachteile der Fürsten anzulegen, verbot die Aufnahme von Pfahlbürgern, von
Leibeignen geistlicher und weltlicher Grundherren, von Verurteilten und Geächteten,
befahl weiter die Herausgabe aller von den Städten eingenommenen Lehen und
Allode, gestand dagegen den Fürsten ihre alten Gerichte, Freiheiten, Grafschaften,
Lehen und Geleitsrechte und das Befestigungsrecht für ihre Städte zu, versprach
keine Gerichtsstätte ohne ihre Zustimmung zu verlegen; doch sollten sie Verord-
nungen nicht ohne Zustimmung der „Angeseheneren und Vornehmeren des Lan-
des" erlassen dürfen. Dieser gefährlichen Wendung suchte der Kaiser die Spitze
1232 abzubrechen, indem er für November 1232 die deutschen Fürsten und Heinrich (VII.)
selbst zum Reichstage nach Ravenna entbot. Nun erschien dort, da die Lombar-
den die Alpenpässe abermals sperrten, nur eine Anzahl von Bischöfen; wohl aber
eben deshalb überbot der Kaiser womöglich noch die Zugeständnisse seines Sohnes
durch ein Gesetz vom Januar 1232. Dies hob alle ohne Einwilligung der Bi-
schöfe eingesetzten städtischen Räte, Bürgermeister, Beamte und Zünfte auf, über-
trug die Verwaltung der Städte und der Regalien den Bischöfen allein und wider-
rief alle dem entgegenstehenden Privilegien. Mit solchen Mitteln gelang es ihm
allerdings, eine Parteinahme der deutschen Fürsten für seinen Sohn zu hinter-
treiben; im April 1232 unterwarf sich Heinrich dem Vater in Cividale unter
Vermittelung von 12 deutschen Fürsten.

Aber diese Versöhnung war ebenso wenig aufrichtig wie dauerhaft. Die
Ministerialen in seiner Umgebung, darunter selbst ein Sohn Heinrichs von
Kalden, drängten den jungen König vorwärts, und obwohl Gregor IX., damals
der Hilfe Friedrichs gegen die aufständischen Römer bedürftig, ihn mit dem Banne
bedrohte, so gewann er doch die Bischöfe von Würzburg, Augsburg, Worms und
1234. die schwäbischen Vasallen für sich und schloß endlich im November 1234 sogar
ein geheimes Bündnis mit den lombardischen Städten auf 10 Jahre. Jetzt ging
der Kaiser zu entscheidenden Maßregeln vor. Durch seine Werbung um die
Hand der englischen Prinzessin Isabella entzog er dem Sohne den Rückhalt,
den er wohl dort zu finden geglaubt hatte, dann verhing Gregor IX. über Heinrich
1235. den Bann, und der Kaiser selbst brach im Mai 1235 nach Deutschland auf. In
Aquileja gelandet, wurde er schon in Cividale von einer Anzahl deutscher Fürsten
empfangen und nahm dann seinen Weg durch Kärnten und Österreich, weiter die
Donau aufwärts quer durch Süddeutschland nach Worms, wo ihn am 4. Juli
12 Bischöfe begrüßten. Ohne einen Schwertstreich sank Heinrichs Widerstand zu-
sammen; am 12. Juli bereits vermittelte Hermann von Salza seine Unterwerfung.

Von einem Fürstengericht seiner Würde entsetzt, wurde er als Gefangener nach Apulien gebracht. Hier ist er i. J. 1242 an den Folgen eines unglücklichen Sturzes mit dem Pferde verschieden. Die schwäbischen Ministerialen wurden nach kurzer Gegenwehr unterworfen.

Der Ausgleich mit den Welfen. Inzwischen hatte Köln mit rauschenden Festlichkeiten die Kaiserbraut Isabella von England jubelnd empfangen 1235.
(24. Mai), als die Bürgin einer entscheidenden Wendung in der auswärtigen Politik der Hohenstaufen, am 15. Juli feierte Friedrich seine Vermählung mit ihr in Worms, am 15. August eröffnete er den Reichstag von Mainz, in dem noch einmal, zum letztenmale, das Kaisertum der Hohenstaufen in seinem glänzenden Schimmer erschien; 75 Fürsten mit 12,000 Rittern waren versammelt. Mit der Zustimmung derselben erließ der Kaiser zunächst ein Landfriedensgesetz, das die früheren Bestimmungen dieser Art zusammenfaßte und sie für alle Zeiten als gültige Grundlagen der Rechtsprechung hinstellte; er ordnete weiter dieselbe, indem er als seinen immerwährenden Stellvertreter den „Hofrichter" (iudex oder iustitiarius curiae) bestellte, mit einem rechtskundigen Laien als Notar; nur über die Fürsten behielt er sich selber das Urteil vor. Endlich vollzog er die endgültige Versöhnung mit den Welfen durch die Erhebung Ottos von Braunschweig zum Herzog von Braunschweig und Lüneburg, womit dieser in den Reichsfürstenstand aufgenommen wurde.

Einziehung Schwabens und Steiermarks. Neben solchen Maßregeln zur Befestigung der öffentlichen Ordnung gingen andere zur Ergänzung des geschmälerten Reichsgutes. Daher zog 1235 der Kaiser Schwaben für das Reich ein und verhing im Juni 1236 auf dem Reichstage von Hagenau die Acht über 1236.
den Herzog Friedrich II. den Streitbaren von Österreich und Steiermark, über den seine Nachbarn, die bayerischen Bischöfe und seine Ministerialen die bittersten Klagen erhoben, ohne daß es ihm beliebte, der dreimal deshalb an ihn ergangenen Vorladung zu folgen. Da er sich gegenüber dem concentrischen Angriff von Böhmen, Bayern und Krain her im Herbst d. J. in Wiener-Neustadt hielt, so erschien der Kaiser im December selbst von Ober-Italien her in Steiermark, ließ dann in Wien seinen Sohn Konrad (IV.) von den versammelten Fürsten zum König wählen, erhob Wien zur Reichsstadt, bestätigte und erweiterte den steierischen Ministerialen ihre Rechte, nahm endlich Österreich und Steiermark an das Reich zurück (Februar 1237). Ende August 1238 verließ Friedrich II. 1237. 1238.
Deutschland, um fortan kaum noch einen unmittelbaren Einfluß auf das Reich auszuüben.

Zunehmende Auflösung der Reichsverfassung. Die alte Verfassung trieb rettungslos ihrem Zerfall entgegen. Von den beiden Mächten, die sie bis jetzt gestützt, hatte Friedrich II. die eine, die Reichsministerialen, in ihrer alten Bedeutung sogar gebrochen, die andere, die geistlichen Fürsten, derartig aus der Hand gegeben, daß sie nur ebensoweit dem Könige zur Verfügung standen, als sie wollten und als es die Abnahme ihrer Mittel erlaubte, welche das Aufkommen städtischer Selbständigkeit ihnen verursachte. Diese neue Macht aber hatte Fried-

rich nicht nur nicht zu gewinnen vermocht, sondern er war vielmehr darauf ausgegangen, sie zu verkümmern, soweit sie den geistlichen Stadtherren unbequem war; nur die weniger bedeutenden Königsstädte hatte er gefördert, so daß diese ihn geradezu als ihren Gründer verehrten. Das Ergebnis für die Reichsgewalt war also ein rein negatives. Die Fürsten, zumal die geistlichen, nahmen mehr und mehr die Hoheitsrechte des Reiches für sich in Anspruch und fühlten sich durchaus als „Landesherren" (domini terrae), wie sie Friedrich II. selbst schon nannte; schon war auch ihre Zustimmung bei der Verfügung über Reichsgut, die bisher dem König ganz frei gestanden hatte, nicht mehr zu umgehen. Die Städte aber wußten trotz der königlichen Verfügungen in der Hauptsache ihr Interesse zu wahren. In Köln z. B. mußte der Erzbischof Heinrich von Molenark (1225—38) alle Rechte der Stadt bestätigen und sich bei Streitigkeiten mit derselben sogar dem Schiedsspruche der städtischen Schöffen unterwerfen; in Erfurt erwarb der Rat 1240 die Vogtei vollständig; in anderen Bischofsstädten, wie Worms, Osnabrück, Soest, Bremen u. a. m. blieb wenigstens der neugebildete Rat bestehen. Jedenfalls brach sich überall die natürliche Entwickelung Bahn, aber ohne in ein festes Verhältnis zur Reichsgewalt zu treten, in vieler Beziehung im Gegensatz zu ihr.

Neue Mönchsorden. Je mehr die Reichsverfassung sich innerlich lockerte, desto höher erhob sich die Macht der Kirche. Gegenüber der Verbreitung ketzerischer Lehrmeinungen (s. S. 373) hatten sich neue Mönchsorden gebildet, nicht mehr, wie die älteren, für fromme Beschaulichkeit, wirtschaftliche und wissenschaftliche Arbeit, sondern für praktische Seelsorge in Beichte und Predigt. Sie siedelten sich daher in den Städten, nicht mehr in Gebirgs- und Waldeinsamkeit an und waren dem Volke schon deshalb vertraulich, weil sie völlige Armut gelobten und ihren Lebensunterhalt durch Betteln gewinnen sollten, eine zeitgemäße Umbildung mönchischen Lebens. Das waren die Franciskaner oder Minoriten, gestiftet von Franz von Assissi um 1208, endgültig von Honorius III. 1223 bestätigt, und die Dominikaner oder Predigermönche, genannt nach dem Gründer, dem Kastilianer Dominicus, 1216 bestätigt, denen sich dann die weniger bedeutenden Karmeliter, 1156 auf dem Berge Karmel gestiftet, 1224 bestätigt, und noch später die Augustiner Eremiten (seit 1256) anschlossen. Die Franciskaner und Dominikaner, die „Bettelorden" schlechtweg, bildeten straff centralisierte Genossenschaften unter einem in Rom residierenden „General" (minister generalis), unter dem die Provinzialen für die Klöster einer Landschaft, die Prioren (bei den Dominikanern) und Guardiane für die einzelnen Klöster standen; sie waren dem Papste unmittelbar untergeben, von der Gerichtsbarkeit der Bischöfe befreit, in der That „eine streitbare Miliz der streitenden Kirche". Außerordentlich schnell verbreiteten sich diese neuen Orden auch in Deutschland: 1219 erscheinen die Franciskaner in Speier, 1221 in Worms und Köln, 1229 in Regensburg, 1232 in Erfurt; bald entbehrte keine irgendwie bedeutendere Stadt mehr eines solchen Klosters. Friedrich II. begünstigte sie eine Zeitlang, zählte sogar den General Elias, den Nachfolger des heiligen Franciscus, zu seinen vertrauten Ratgebern. Nicht weniger schnell fanden die Dominikaner Eingang, besonders

seit ihnen die Ketzerverfolgung übertragen wurde; i. J. 1303 zählte der Orden schon 114 Klöster.

Ketzerverfolgungen. Auch in Deutschland, namentlich in den Rheinlanden, die mit Frankreich in näheren Beziehungen standen, fehlte es keineswegs an ketzerischen Lehrmeinungen. Dem Papsttume zu gefallen, erließ Friedrich II. 1220 und 1232 grausame Edikte gegen sie, und der furchtbare „Ketzermeister" Konrad von Marburg, der Beichtvater der heiligen Elisabeth von Thüringen, erregte durch sein schonungsloses Vorgehen solche Erbitterung, daß er am 30. Juli 1233 in der Nähe seines Wohnortes von einem wütenden Volkshaufen erschlagen wurde. Ein Reichstag in Frankfurt a. M. überwies dann die Ketzer dem geordneten weltlichen Gericht (Februar 1234) und brach damit die Inquisition. Aber ein blutiges Opfer hat sie doch noch gefordert. Schon vorher hatte Gregor IX. gegen die freie friesische Bauernschaft der Stedinger an der unteren Hunte und Weser, die eine Bremische Synode der Ketzerei für verdächtig erklärte, weil sie ihre Unabhängigkeit von Steuern und Zehnten gegen Bremen und Oldenburg so zäh verfocht, wie die Dietmarschen, das Kreuz predigen lassen. Nachdem die tapferen Bauern seit 1230 vier Kreuzheere abgewehrt hatten, erlagen sie endlich der Übermacht des fünften, das Herzog Heinrich von Brabant gegen sie heranführte, an ihrer alten Malstätte zu Oldenesche am 27. Mai 1234 in heldenmäßi- 1234.
gem Verzweiflungskampfe. Ihrer 6000 fanden den Tod, die übrigen wurden gefangen oder flüchteten nach Friesland.

Kampf Friedrichs II. mit den Lombarden. Ein so schauerliches Nachspiel der Albigenserkriege ließ dieser ungläubige Hohenstaufe auf deutschem Boden zu. Und doch gestaltete sich der Gegensatz zwischen ihm und dem aufstrebenden Papsttume immer schärfer. Noch einmal nahm Friedrich II. den Plan auf, mit deutschen Truppen und sicilischem Gelde die Reichsrechte in der Lombardei herzustellen, damit das System seines Vaters zu erneuern. Nachdem er bereits 1236 durch den Übertritt des gefürchteten Ezzelino da Romano Verona gewonnen und mit seiner Hilfe wieder Vicenza, Padua und Treviso genommen hatte, überschritt er im August 1237 mit 2000 deutschen Lanzen (zu 6 Reitern) den Brenner und stellte den Städten des Lombardenbundes seine letzte Forderung: Auflösung des Bundes, Eid der Treue, Anerkennung der Reichsrechte, Heeresfolge auf einem Kreuzzuge. Die Verwerfung derselben brachte den Entscheidungskampf zum Ausbruch. Mantua wurde bezwungen, das lombardische Heer am 24. und 25. November 1237 bei Cortenuova am Oglio bis zur Vernichtung geschlagen, das 1237.
genommene mailändische Carroccio als Siegesbeute nach dem Kapitol gesendet, den „Quiriten" zur Schau, und wenngleich im nächsten Jahre, 1238, die Belagerung von Brescia mißlang, dem größten Teile der Lombardei und ganz Piemont hatte Friedrich doch seine Herrschaft aufgezwungen und legte ihm jetzt eine neue, der sicilianischen nachgebildete Verwaltung auf. Capitane oder Vikare, kaiserliche Beamte, standen in den einzelnen Stadtgebieten an der Spitze der Verwaltung und Rechtspflege, über ihnen Generalvikare für die westliche und östliche Lombardei, für die Mark Treviso (Venezien) und die Romagna, alle Italiener oder

Sicilianer, nicht mehr Deutsche, wie unter Friedrich Barbarossa und Heinrich VI. In diesem Sinne war der alte Reichsgedanke aufgegeben, die Deutschen sahen sich auch hier aus der Stellung der herrschenden Nation vollkommen verdrängt.

Bruch mit dem Papsttume. Mit dieser Wiederherstellung der staufischen Macht sah sich das Papsttum der Gefahr gegenüber, der es den äußersten Widerstand entgegenzusetzen von jeher fest entschlossen war. Zugleich verschwanden die kirchlichen Staatsmänner aus der Umgebung des Kaisers. Hermann von Salza († 1239) und der Franciskanergeneral Elias fanden keine Nachfolger; ein ganz weltlicher, unkirchlicher Ton herrschte an diesem halbmorgenländischen Hofe des Hohenstaufen, der sämtliche Hofämter mit Arabern besetzte, mit einer arabischen Leibwache sich umgab und nach orientalischer Weise sich sogar einen Harem gestattete. Dieser tief innerliche Gegensatz mußte zum Bruche führen. Die nächste Veranlassung dafür bot die Verleihung der Insel Sardinien an Friedrichs II. Lieblingssohn Enzio (Heinz, Heinrich) i. J. 1238, die, ursprünglich pisanischer
1239. Besitz, seit Honorius III. unter päpstlicher Hoheit stand. Schon am 20. März 1239 sprach daraufhin Gregor IX. den Bann über den Kaiser aus, nachdem er bereits am 30. November 1238 ein Bündnis mit Genua, Venedig und den noch freien Lombardenstädten abgeschlossen hatte. Der letzte, tötliche Entscheidungskampf begann, aber er war weit mehr ein Kampf um die Gebietsgestaltung Italiens als um die Behauptung des schon halb aufgegebenen Kaisertums.

Päpstliche Aufwiegelungsversuche in Deutschland. Deutschland aufzuwiegeln, mißlang zunächst der päpstlichen Diplomatie. Zwar brachte der päpstliche Agent, der leidenschaftliche Albert Behaim, den König Wenzel von Böhmen, Otto von Bayern und den geächteten Friedrich von Österreich zu einem Bündnis gegen den Kaiser, das die Aufstellung eines Gegenkönigs ins Auge faßte; doch die überwiegende Mehrzahl der Fürsten unter Leitung des Erzbischofs Siegfried von Mainz hielt am Kaiser fest und beschloß auf dem Reichstage von Eger im Juni 1239 eine Friedensvermittelung zu versuchen. Das bewog endlich auch Friedrich den Streitbaren, der im December desselben Jahres Wien zur Übergabe nötigte, die Verzeihung des Kaisers und damit die Rückgabe seiner Länder zu er-
1240. bitten (1240), was dann auch Otto von Bayern zum Übertritt bestimmte. Bann und Interdikt, die Behaim über die meisten kaiserlich gesinnten Fürsten verhing, waren durch häufigen Gebrauch so abgestumpfte Waffen, daß sie niemand mehr beachtete. Noch einmal bestand also die Reichsverfassung, obwohl im Zerfalle, den Stoß; die königlichen und bischöflichen Städte Schwabens und Frankens sandten sogar dem Kaiser Hilfstruppen nach Italien, was ihnen natürlich den Bann zuzog (April 1239).

Inzwischen entwickelte sich dort der Kampf mit steigender Heftigkeit weiter. König Enzio, seit dem Juli 1239 kaiserlicher Generallegat für ganz Italien, ging zum Angriff auf den Kirchenstaat über, unterwarf 1240 das Herzogtum Spoleto, die Mark Ancona und Tuscien; Friedrich II. scheiterte zwar vor Rom, nahm aber Ravenna binnen vier Tagen, Faenza (Favenz) nach langer Be-
1241. lagerung am 12. April 1241. In seiner Bedrängnis berief Gregor IX. ein allge-

meines Concil nach Rom; aber die genuesische Flotte, welche die englischen und französischen Bischöfe nach Rom bringen sollte, fing König Enzio mit der kaiserlichen (pisanischen) Flotte am 3. Mai 1241 auf der Höhe von Monte 1241.
Christo bei Elba auf, schlug sie vollständig und führte die meisten Prälaten gefangen nach Apulien. Das Concil war vereitelt, und zum zweitenmale schlöß der Kaiser Rom von allen Seiten ein; da erhielt er die Nachricht, daß sein unbeugsamer Gegner Papst Gregor IX. am 21. August 1241 fast hundertjährig verschieden sei.

Der Mongolensturm. In dem grimmigen Kampfe zwischen den beiden höchsten Gewalten der Christenheit trat eine Pause ein, fast in demselben Augenblicke, als eine furchtbare Völkerwoge aus dem fernsten Osten, wie sie seit den Zeiten Attilas nicht mehr gesehen worden war, das ganze Abendland zu überfluten drohte. Seit dem Anfange des 13. Jahrhunderts hatte Temudschin, der „große Khan" (Dschengiskhan), die berittenen Massen seiner mongolischen Nomaden von den Steppen des östlichen Hochasien in die Kulturländer geführt, hatte China, Indien und das blühende Reich der chowaresmischen Türken vom Kaspisee bis zum Indus erobert, seine herrlichen Städte Samarkand, Balch, Bochara der Verwüstung preisgegeben. Die Teilung seines Gewaltreiches nach seinem Tode 1227 hielt den Fortgang der Eroberungen nicht auf. Unter seinem Enkel Batu fielen die russischen Fürstentümer i. J. 1240 unter mongolische Herrschaft, im nächsten Jahre fluteten mongolische Geschwader nach Ungarn und Polen hinein. Auf dem Felde von Mohi an der oberen Theiß erlag Mitte April 1241 die Blüte 1241.
der ungarischen Wehrkraft den Barbaren des Ostens, das ganze Land ward mit Ausnahme weniger fester Städte verheert und ausgemordet, König Bela IV. flüchtete nach Österreich. Inzwischen hatte der andere Heerhaufe Krakau genommen und näherte sich der Grenze Schlesiens, um sich hier endlich an der Widerstandskraft der deutschen Kultur zu brechen, welche binnen wenigen Jahrzehnten den größten Teil des Landes mit ihren festen Städten, Burgen und Klöstern bedeckt hatte (s. unten). Die tapferen deutschen Bürger der Herzogsstadt Breslau waren die ersten, deren Gegenwehr in der Burg auf der Dominsel die Mongolen nicht bewältigen konnten, und als sie am Ostermontage von dort abzogen, stießen sie am 9. April bei Liegnitz auf den Hochflächen über der Katzbach und Neiße auf die schlesische Ritterschaft, Deutsche und Polen, die ihnen Herzog Heinrich der Fromme entgegenwarf. Unter dem wütenden Anprall der Mongolen starben diese Tapferen, an 30,000, bis auf wenige den Heldentod, aber Schlesien und Deutschland waren gerettet. Denn die siegreichen Barbaren schreckte der Heldenmut dieser eisernen Geschwader, zudem vernahmen sie, daß der König von Böhmen bereits mit einem ähnlichen Heere über Zittau in Schlesien eingerückt sei, und nachdem sie noch vergeblich Liegnitz berannt, zogen sie ab, um über die Glatzer Pässe in Böhmen einzubrechen. Da sie diese allzu gut verwahrt fanden, wandten sie sich durch Mähren, wo Jaroslaw von Sternberg sie vor Olmütz abwies (24. Juni), nach Österreich, verheerten alles Land unterhalb des Wienerwaldes, wichen aber zurück, als das Reichsheer unter König Konrad, der das

Kreuz gegen die Mongolen genommen hatte, kampffertig heranzog, und gingen in wilder Auflösung durch Ungarn zurück.

Verspätete Wendung in Friedrichs II. Reichspolitik. Wenn selbst diese furchtbare Gefahr den greisen Papst nicht versöhnlich gegen den Kaiser stimmte, so erweckte sein Tod doch Friedenshoffnungen. Friedrich hob sofort die Belagerung Roms auf und entließ die gefangenen Prälaten zur Papstwahl. Wirklich ging aus ihr am 24. September der versöhnliche Cölestin IV. hervor, aber er starb noch vor der Weihe am 8. Oktober, und derartig hielten sich die Parteien im Kardinalskollegium die Wage, daß der päpstliche Stuhl fast zwei Jahre lang unbesetzt blieb, immerhin eine dem Kaiser nicht ungünstige Wendung. Inzwischen aber trieb die Furcht vor der völligen Überwältigung des Papsttums die ersten geistlichen Fürsten Deutschlands, die darin eine Gefahr für ihre eigene Selbständigkeit erblickten, die Erzbischöfe Siegfried von Mainz und Konrad von Köln, zum Bunde gegen den Kaiser (10. September 1241), das System Fried-
1242. richs zerfiel. Da erschien er nochmals — wahrscheinlich im April 1242 — in Deutschland, enthob auf einem Reichstage in Frankfurt Siegfried seines Reichsverweseramts, setzte den Landgrafen Heinrich (Raspe) von Thüringen und König Wenzel von Böhmen an seine Stelle und gab seinem Sohne König Konrad Reichsministerialen zu Beratern. Die kriegerischen Mittel aber zu den Kämpfen am Rheine lieferten überwiegend die Rheinstädte, vor allem Worms, das dem König eine Flotte stellte. Es war eine entscheidende Wendung der hohenstaufischen Politik, auch den Städten gegenüber: im November 1245 nahm Friedrich seine Konstitution von Ravenna zunächst für Regensburg zurück. Doch das kam zu spät.

Friedrich II. und Innocenz IV. Denn auch die Hoffnungen auf einen Ausgleich mit dem Papsttume wurden zu schanden. Zwar der endlich am 25. Juni
1243. 1243 erwählte Innocenz IV. (Sinibald Fiescho Graf von Lavagna) galt eher als ein Freund des Kaisers und willigte wirklich nach langen Verhandlungen, deren Hauptschwierigkeit in der lombardischen Frage lag, in einen Friedensvertrag (31. März 1244). Danach sollte der Kirchenstaat in dem Umfange von 1235 wieder hergestellt, den gefangenen Prälaten und den sonst geschädigten Geistlichen eine Entschädigung, allen Anhängern des Papstes Amnestie gewährt werden. Ebenso erhielten die Lombarden Amnestie für alle Vergehungen nach dem Banne, d. h. seit 1239; für alle vorhergehenden sollte der Papst das Schiedsrichteramt übernehmen, doch vorbehältlich aller Reichsrechte. Eben aber diesem Vorbehalt suchte der Papst sich zu entwinden und statt, wie er versprochen, zu einer persönlichen Beratung über diesen Streitpunkt mit dem Kaiser nach Narni zu kommen, begab
1244. er sich am 29. Juni 1244 mit den meisten Kardinälen an Bord eines in Civitavecchia bereit liegenden genuesischen Geschwaders und erreichte nach stürmischer Überfahrt am 6. Juli seine Vaterstadt Genua, die ihn frohlockend begrüßte. Von da begab er sich, da Ludwig IX. ihm die Aufnahme in Frankreich verweigerte, weil er neutral zu bleiben wünschte, über die Alpen nach Lyon, das zwar zum burgundischen Reiche gehörte, aber bei der thatsächlichen Bedeutungslosigkeit der hohenstaufischen

Macht daselbst eine sichere Zuflucht gewährte, zumal Graf Amadeus von Savoyen seinen Schutz zusicherte. Hierin berief Innocenz IV. auf Johanni 1245 ein all- 1245.
gemeines Concil. Die Verhandlungen mit dem Kaiser, ein Mongolenkrieg und der Schutz der Kirche im Morgenlande (im Sommer 1244 fiel Jerusalem den chowaresmischen Türken in die Hände und am 17. Oktober erlagen ihnen die Ritterorden bei Gaza) sollten die Beratungsgegenstände der Versammlung bilden, zu der sich 412 Bischöfe, gegen 800 Äbte meist aus Frankreich einfanden; Italien, Spanien und England waren spärlich, Deutschland so gut wie gar nicht vertreten.

Entsetzung des Kaisers. Der Kaiser, durch diesen ebenso wohl berechneten wie verwegenen Schachzug seines Gegners von einer überaus günstigen Stellung in eine sehr ungünstige hinübergedrängt, sandte zunächst seinen Kanzler Thaddäus von Suessa nach Lyon und kündigte die Ankunft einer Gesandtschaft an; doch ehe diese überhaupt eintreffen konnte, führte Innocenz die Verhandlungen mit wohlberechneter Überstürzung zum entscheidenden Schluß. Nach dem Gutachten des Kardinalcollegiums: „Vernichtet dieses Babyloniers Namen und Reste, Geschlecht und Samen“, ließ er bereits am 17. Juli 1245 den Kaiser wegen Meineid, Ketzerei, Sacrilegium (Verletzung des Heiligen) und Felonie (Lehnsuntreue) seines Reiches entsetzen, löste alle Unterthanen vom Treueide, und forderte die deutschen Fürsten auf, einen neuen König zu wählen.

Bürgerkrieg in Deutschland. So vernichtende Schläge konnte er nur führen, weil er wußte, welch gewaltige Waffe die Bettelorden in seinen Händen waren und wie die „Säule des Reiches“, das geistliche Fürstentum, jetzt aus ihrer Stellung wich. Als er seinen Legaten, Bischof Philipp von Ferrara, über die Alpen sandte, wählten die drei rheinischen Erzbischöfe, fünf Bischöfe und einige kleine weltliche Herren in Veitshöchheim bei Würzburg den Landgrafen Heinrich von Thüringen zum König (22. Mai 1246). Während nun die meisten weltlichen Fürsten neutral 1246.
blieben, traten die Bischofsstädte wie Worms, Köln und Regensburg entschlossen auf die Seite des Kaisers; die Treue von Mainz hatte der Erzbischof mit einem Freibriefe erkaufen müssen, der seine Macht über die Stadt fast gänzlich aufhob (November 1244). Der Gegenkönig versuchte den ersten Stoß gegen die Pfalzstadt Frankfurt a. M. zu führen, schrieb dorthin einen Reichstag aus und erfocht wirklich am 5. August 1246 in der Nähe über Konrad IV. einen Sieg, aber nur durch den Verrat einiger schwäbischer Vasallen, namentlich des Grafen Ulrich von Würtemberg, und ohne daß er Folgen gehabt hätte; vielmehr trat jetzt Otto von Bayern offen zum Kaiser, vermählte seine Tochter Elisabeth mit Konrad (IV.), und ein Zug Heinrichs nach Schwaben scheiterte an der tapferen Verteidigung von Ulm. Mit seinem Tode auf der Wartburg am 17. Februar 1247 war der Kampf in Deutschland zunächst zu gunsten der Hohenstaufen entschieden.

Niederlage des Kaisers in Italien. Dieser Erfolg ermutigte den Kaiser zu dem Versuche, nach Lyon zu gehen und das Concil zu zersprengen. Schon stand er in Turin und hatte auch Amadeus von Savoyen auf seine Seite gezogen, da rief ihn der Abfall seiner Stadt Parma nach der Romagna zurück. Mit großer Macht umschloß er sie von allen Seiten, aber ein geschickt geleiteter

1248. Ausfall am 18. Februar 1248 traf seine Lagerstadt Vittoria so überraschend, daß die ganze Belagerungsmannschaft zersprengt wurde; selbst der Schatz und die Kroninsignien gingen verloren, der treue Thaddäus von Suessa fiel, der Kaiser entkam nur durch die Schnelligkeit seines Rosses, des „Drachen", nach seiner Pfalz Borgo San Donino.

Die schwere Niederlage wirkte natürlich ermutigend auf die päpstliche Partei in Deutschland zurück. Schon am 3. Oktober 1247 hatten die rheinischen Erzbischöfe den jungen Grafen **Wilhelm von Holland** zum König erhoben; ein paar Tage später gewann dieser das mächtige Köln durch Erweiterung seiner Privilegien, dann Aachen. Den Kern der Kaiserpartei bildeten dagegen die Ministerialen und Städte Schwabens bis nach Bern und Zürich hinauf; selbst die lothringischen Bischofsstädte Metz, Toul und Verdun schlossen sich ihr an. Freilich mußte Konrad so gut wie Wilhelm die Mittel zum Kriege durch massenhafte Verpfändungen von Reichsgut aufbringen. Zu großen Schlägen hatte trotzdem keine Partei die Kraft; der Krieg verlief in Plünderungszügen am Rheine, die nichts entschieden. Im Südosten des Reiches gewann dagegen die staufische Partei einen bedeutenden Vorteil. Denn nach dem Falle Friedrichs des Streitbaren, des letzten Babenbergers, im Kampfe gegen die Ungarn bei Wiener-Neustadt (15. Juni 1246) setzte der Kaiser, entgegen den haltlosen Ansprüchen seiner Schwester Margareta, der Witwe König Heinrichs (VII.), und seiner Nichte Gertrud, die sich mit Markgraf Hermann von Baden vermählte, wie den Machtgeboten Innocenz' IV., in Österreich Herzog Otto II. von Bayern, in Steiermark Meinhard von Görz als Statthalter ein und nahm die Länder an das Reich.

Friedrichs II. Ende. Auch in Italien behauptete er sich. Er nahm Vercelli und bezwang den Markgrafen von Montferrat; ein Kreuzzug gegen Apulien, den Innocenz IV. durch fanatische Bettelmönche predigen ließ, kam nicht zustande. Schwerer traf den Kaiser die Gefangennahme seines Lieblingssohnes Enzio, der
1249. am 26. Mai 1249 im Gefecht bei Fossalta den triumphierenden Bolognesen in die Hände fiel, und der kaum zu bezweifelnde Verrat seines Kanzlers Petrus de Vineis. Noch spannte er die letzten Kräfte seines erschöpften sicilischen Erbreiches an zu einem entscheidenden Schlage gegen Rom; da ereilte den Rastlosen im
1250. Schloß **Fiorentino** bei Luceria am 13. December 1250 der Tod, im Alter von noch nicht 57 Jahren. Auch er ruht fern von der deutschen Heimat seines Geschlechtes im Dome zu Palermo.

Sein letzter Wille übertrug Konrad IV. mit Deutschland auch Sicilien, hielt also diese Verbindung aufrecht, seinem jüngeren Sohne Heinrich (von Isabella) Burgund, seinem Enkel Friedrich (dem Sohne Heinrichs VII.) Österreich und Steiermark. Die Kirche sollte das Ihrige zurückempfangen, wenn sie dem Reiche das Seinige erstatte. An der Unabhängigkeit des Kaisertums vom Papsttume hat er festgehalten bis zum letzten Atemzuge. Darin liegt die welthistorische Bedeutung dieses letzten Kaisers aus hohenstaufischem Geschlecht.

Konrad IV. Mit Friedrichs II. Tode war die Rolle seines Hauses in Deutschland ausgespielt; seine letzten Sprossen folgten dem übermächtigen Zuge nach

dem Süden, um dort zu Grunde zu gehen. Auch Konrad IV. galt Sicilien mehr als die Behauptung seiner deutschen Stellung. Von seinem Gegner Wilhelm, der allmählich in Norddeutschland wie in Böhmen allgemeine Anerkennung fand, wurde er im März 1251 bei Oppenheim geschlagen und wich darauf nach Bayern zurück. Schon im Oktober verließ er dann an der Spitze eines kleinen Heeres, zu dessen Aufbringung er durch Verpfändung von Haus- und Reichsgut sich die Mittel geschaffen hatte, Deutschland, um sein sicilisches Erbreich sich zu sichern, das inzwischen sein Halbbruder Manfred mit Erfolg geschirmt hatte. Dort starb er bereits am 20. Mai 1254 in Lavallo, indem er seine Ansprüche und Besitzungen 1254.
seinem jungen gleichnamigen Sohne Konrad (Conradino) überließ, den ihm seine Gemahlin Elisabeth von Bayern erst nach seinem Abzuge am 25. März 1252 geboren hatte und der seitdem unter der treuen Obhut seiner wittelsbachischen Verwandten aufwuchs.

Der rheinische Städtebund. Da sie zunächst für ihn keinen Anspruch auf die Königskrone geltend machten, so wurde Wilhelm von Holland jetzt auch in Oberdeutschland, insbesondere von den Städten allgemein anerkannt und unterstützt. Während die größeren weltlichen Fürsten, mit der Verfolgung ihrer Sonderinteressen beschäftigt, fast alle neutral blieben, traten die Städte immer kräftiger und selbstbewußter auf, ja sie zeigten die Fähigkeit, die besten Stützen einer neuen Reichsordnung zu werden. Schon seit einiger Zeit hatten sie begonnen, durch Bündnisse untereinander ihrem Handel Sicherheit, ihren Bürgern gegenseitigen Rechtsschutz zu schaffen. So hatten schon 1241 Hamburg und Lübeck sich zum Schutze der Straße durch Holstein verbündet, so schlossen 1246 die Städte der Sprengel von Münster, Osnabrück und Minden eine Markteinigung. Am wichtigsten aber wurde zunächst das Handelsbündnis zwischen Mainz und Worms im Februar 1254, die Schöpfung des reichen Arnold Walpod von Mainz, in welchem beide Städte zum Ausgleich von Streitigkeiten ein Schiedsgericht von acht Bürgern niedersetzten. Wenige Monate später, nämlich am 13. Juli 1254, 1254.
ging von denselben beiden Städten der große Landfriedensbund auf zehn Jahre aus, der außerdem noch Köln, Worms, Speier, Straßburg, Basel, also sämmtliche Bischofsstädte des Rheins, dazu die Bischöfe dieser Städte, sowie die von Trier und Metz und viele Grafen und Edle umfaßte. Alle „ungerechten Zölle" auf dem Rheine, wie sie an den während des Thronkrieges massenhaft von den Landesherren errichteten Zollstätten gefordert wurden, sollten beseitigt werden, eine Kommission von je vier Vertretern der einzelnen Städte und Herren etwaige Streitigkeiten schlichten. Im Oktober beschloß dann ein Bundestag in Mainz gemeinsame Maßregeln wider die Gegner des Friedens, namentlich Aufstellung einer Rheinflotte, Bewachung der Rheinübergänge durch bewaffnete Schiffe und Verkehrssperre gegen die Feinde, sowie Schutz für die Bauern. Aus Rücksicht auf die Fürsten verzichteten die Städte aber auch auf das Pfahlbürgertum (s. S. 371), eine Hauptquelle ihrer Stärke, und erkannten zugleich die Steuerfreiheit des Klerus an. „Wunderbar und gewaltig" nahmen so die Städte die Sicherung des freien Verkehrs selbständig in die Hand. König Wilhelm, der die Bedeutung dieser

Vorgänge begriff, bestätigte den Bund und trat selbst an seine Spitze, und so lebhaft wurde das Bedürfnis, das er befriedigte, empfunden, daß der Bund i. J. 1255 bereits 70 Städte umfaßte und somit über den größten Teil Deutschlands sich erstreckte. Alle Städte des Rheingebietes bis Zürich hinauf, die Städte des Neckarthales und der Wetterau, von Hessen, Thüringen und Westfalen, selbst Bremen, seit 1256 auch Regensburg und Nürnberg, gehörten ihm an, dazu die rheinischen Grafen, Herren und Ministerialen, der Herzog von Bayern und die Landgräfin Sophie von Thüringen; im April 1256 trat ihm sogar der deutsche Orden bei. Freilich lag in dieser weiten Ausdehnung seines Gebietes und noch mehr in der Verschiedenartigkeit seiner Bestandteile auch die Gefahr schwerer Irrungen, doch wurden solche auf dem Bundestage vom Juni 1255 durch billige Zugeständnisse beider Teile zunächst noch ausgeglichen, und der Bund empfing im Oktober desselben Jahres eine festere Organisation, indem er vier jährliche Bundestage (in Köln, Mainz, Worms, Straßburg) festsetzte. König Wilhelm bestätigte im November auch diese Bestimmungen und bestellte zu Richtern in zweiter Instanz über alle Bundesglieder die Reichsschultheißen von Frankfurt und vier anderen Pfalzstädten. Sicher war dieser rheinische Bund der erste große Versuch einer föderativen Gestaltung des Reiches auf Grund der in den Ansätzen schon entwickelten Landeshoheit, aber leider zeigte er bald die charakteristische Schwäche aller binnendeutschen Städtebündnisse: den Mangel an großen Gesichtspunkten und kühner Entschlossenheit.

Zwiespältige Königswahl. Das Kurfürstenkollegium. Noch zu Köln im Januar 1256 hatte man einen allgemeinen Feldzug gegen alle Friedensbrecher angeordnet, als der Tod König Wilhelms im Kampfe mit den aufständischen Westfriesen am 28. Januar den deutschen Thron abermals erledigte und damit den Städtebund auf eine harte Probe stellte. Er schien sie zunächst
1256. bestehen zu sollen, denn der Bundestag in Mainz (März 1256) verfügte die Bewaffnung der Städte, beschloß, während der Thronerledigung das Reichsgut in seinen Schutz zu nehmen und nur den König anzuerkennen, den „die zur Kur berechtigten Fürsten" wählen würden. Waren nämlich ursprünglich alle Fürsten und Edlen des Reiches zur Wahl befugt gewesen, obwohl natürlich immer die mächtigsten den Ausschlag gaben, so hatten diese allmählich ihr thatsächliches Übergewicht in ein Vorrecht verwandelt. Schon der Sachsenspiegel bezeichnet als „die ersten an der Kur" die drei rheinischen Erzbischöfe und die vier Laienfürsten von Pfalz, Sachsen, Brandenburg und Böhmen, doch schließt er die übrigen Fürsten von der Wahl an sich nicht aus. Nach dem Franzosen Matthäus Paris wählten außer den drei Erzbischöfen nur 14 Laienfürsten; Urban IV. spricht zuerst von nur sieben „Kurfürsten", und der Engländer Thomas Wikes nennt als solche die drei Erzbischöfe, Bayern (die Wittelsbacher, denen auch die Pfalz zustand), Sachsen, Österreich (also die böhmischen Přschemysliden, s. S. 408) und Brandenburg. Jedenfalls zeigt diese Zusammensetzung, verglichen mit der des Reichsfürstenstandes, wie er sich unter Friedrich Barbarossa herausgebildet hatte (s. S. 347), eine höchst auffallende Zurücksetzung der geistlichen Fürsten, dieser

„Säulen des Reichs“. Sie hatten gegen die Übermacht des rasch sich entwickelnden weltlichen Fürstentums und des Bürgertums ihre alte Stellung nicht zu behaupten vermocht.

Doch der Anstoß zur neuen Königswahl ging nicht von Deutschland, sondern von Italien aus. Während Innocenz IV. dem Prinzen Edmund, Sohn Heinrichs III. von England, Apulien und Sicilien übertrug, erklärten sich Pisa und die übrigen staufisch gesinnten Städte des italienischen Königreichs im März 1254 für Alfons X. von Castilien, den Enkel Philipps von Schwaben durch seine Mutter Beatrix, der auch sich bereit zeigte darauf einzugehen und zugleich Ansprüche auf die schwäbischen Erbgüter seiner Mutter erhob. Da dem Papsttume alles daran lag, die verhaßte Verbindung zwischen Deutschland und Sicilien sich nicht erneuern zu lassen, so unterstützte Alexander IV. (1254—1261) diese seine Ansprüche, beförderte aber nicht seine Wahl zum deutschen König, die Alfons selbst nur erstrebte, um sich die Bahn zur Kaiserkrone zu öffnen. In der That gelang es ihm, durch große Geldsummen die Geneigtheit des Erzbischofs von Trier, des Markgrafen von Brandenburg, des Bischofs von Constanz u. a. m. zu gewinnen, doch stellten ihm einige norddeutsche Fürsten Otto III. von Brandenburg als Bewerber entgegen, und Erzbischof Konrad von Köln entschied sich nach den Interessen und Überlieferungen seiner Hauptstadt für einen englischen Prinzen, Richard von Cornwallis, den Bruder Heinrichs III., der nun nichts versäumte, um durch große „Entschädigungen“ („Handsalbe“ nennt sie ehrlich der steirische Reimchronist Ottokar) die Wahlfürsten auf seine Seite zu ziehen, und ihnen außerdem zu gunsten fürstlicher Landeshoheit versprach, keinen Reichsamtmann in dem Gebiete zwischen Mosel, Aachen und Dortmund zu setzen und keinen Ritter oder Bürger in seinen Rat aufzunehmen. Dem jungen Konradin sicherte er das Herzogtum Schwaben zu, um die Wittelsbacher zu gewinnen. So wurde er am 13. Januar 1257 in Frankfurt a. M. von Köln, Mainz und Pfalz gewählt, am 1257.
1. April von den übrigen Wahlfürsten (Trier, Sachsen und Brandenburg) Alfons X.; Ottokar II. von Böhmen beförderte scheinbar die eine wie die andere Wahl, um freie Hand im Osten zu haben.

Auflösung des rheinischen Städtebundes. Einen Bürgerkrieg hat diese Wahl zweier fremder Fürsten glücklicherweise nicht entzündet, weil Alfons X. überhaupt niemals nach Deutschland kam, und sein Anhang es vermied, für ihn thätig einzugreifen, aber der letzte Rest des königlichen Ansehens brach darüber zusammen und der rheinische Bund ging in Stücke. Denn im Widerspruch mit dem in Würzburg gefaßten, schon Zaghaftigkeit verratenden Beschluß (August 1256), im Falle einer Doppelwahl neutral zu bleiben, traten Speier und Worms zu Alfons X. über, Aachen und Köln zu Richard, der am 17. Mai in Aachen die Krone empfing. Als er dann den Rhein heraufkam, leistete ihm nur Boppard Widerstand, die übrigen Städte unterwarfen sich. Bei seiner Rückkehr nach England im Januar 1259 war der rheinische Bund so gut wie aufgelöst, aus den großen Reichsgeschäften zogen sich die Städte kleinmütig und kurzsichtig auf die Verfechtung ihrer Sonderinteressen zurück. Richard aber vermochte nicht einmal in

Wilhelms bescheidene Stellung einzurücken. Nur noch zweimal, 1260 und 1262, erschien er in der nächsten Zeit in Deutschland. Die Erhebung eines einheimischen Königs — Erzbischof Werner von Mainz dachte an Konradin — vereitelte ein Machtgebot Urbans IV. im Juni 1262, doch schließlich nur, weil die Wahlfürsten vor dem kalten Blitzstrahl eines päpstlichen Bannes zurückschraken.

Ausgang der Hohenstaufen. Konradin selber aber vermochte der verhängnisvollen Verlockung nach dem Süden nicht zu widerstehen, als sein Oheim Manfred im Kampfe für sein sicilisches Königreich dem päpstlichen Bewerber Karl
1266 von Anjou bei Benevent erlegen war (26. Februar 1266); von seinen italienischen Anhängern, den Ghibellinen, gerufen und unterstützt, schlug und verlor er
1268 am 23. August 1268 bei Tagliacozzo (Scurcola) die letzte Stauferschlacht und endete angesichts des zauberischen Golfes von Neapel am 29. Oktober durch Henkershand. Das Papsttum triumphierte. Dies hochbegabte Geschlecht der Hohenstaufen, das so standhaft das selbständige Recht des Kaisertums und damit aller weltlichen Gewalt gegenüber dem geträumten Gottesreiche Augustins vertreten hatte, war vernichtet, die Reichsordnung zerfiel, und über der zerrütteten Nation schaltete das Papsttum, das doch ebenso unfähig war, jenes Ideal zu verwirklichen, wie die zerstörte weltliche Ordnung durch die kirchliche zu ersetzen.

Zerrüttung der Reichsverfassung. Und unheilbar zerrüttet war die Reichsverfassung, denn ihr ganzer Zusammenhang war verschoben und zerrissen. Die geistlichen Fürsten hatten ihre selbstsüchtige Politik unter Friedrich II. schließlich verdientermaßen gebüßt mit dem Verluste ihrer alten bevorzugten Stellung; die kleinen Reichsvasallen und die Reichsministerialen des Südens, einst die schneidigste Waffe der hohenstaufischen Politik, die Träger ihrer Verwaltung und ihres Kriegswesens von Goslar und Utrecht bis Palermo und Jerusalem, hatten seit Friedrich II. und vollends seit dem Falle des Kaisertums ihre alte große Stellung verloren und sahen sich jetzt zum engen Anschluß an die geistlichen Fürstentümer getrieben, die ihren jüngeren Söhnen bequeme Versorgung in den Domkapiteln gewährten, oder sie gingen jetzt, ohne große Ziele und Gesichtspunkte und in ihrem Standesdünkel unfähig zu jeder anderen als der kriegerischen Thätigkeit, wie sie eben waren, zum kleinen Kriege gegen die emporstrebenden Städte und das wehrlose Landvolk über, soweit sie nicht Verwendung in den Kämpfen fern im Osten fanden; der verwilderte ritterliche Kriegerstand des Reiches wurde auf Jahrhunderte zum Landschaden der Nation. So seiner alten Stützen und Werkzeuge beraubt, nur noch im Besitze von Resten seines einst unermeßlichen Krongutes, die wie Inseln durch das ganze Reich verstreut lagen, hatte das Königtum nach neuen Mitteln getastet und war dann, als auch diese versagten, von einem Fremden ohne Einsicht und Kraft vertreten, in Vergessenheit gesunken. Denn dies deutsche Volk hat immer den Schatten der Monarchie verschmäht und nur der lebendigen Persönlichkeit gehuldigt; ihm heißt deshalb die Zeit schon seit Friedrichs II. Tode mit Recht das Interregnum.

Die neuen Mächte: Bürgertum und Fürstentum. Doch wenn die Reichsverfassung der Ottonen, Salier und Hohenstaufen sich auflöste, einen Nieder-

gang der deutschen Volkskraft bedeutete das mit nichten. Sie entfaltete sich vielmehr so reich, daß es unmöglich wurde, sie in dieser Verfassung zusammenzuschließen, nachdem das Königtum schon längst nicht mehr alle ihre Äußerungen zu leiten vermocht hatte. Während das Kaisertum unaufhaltsam sank, behauptete der deutsche Bauer seine erstaunliche Leistungsfähigkeit, da er im Schutze seiner hofrechtlichen Verfassungen lebte und seine Lasten im ganzen mäßige, weil fast unveränderte blieben. Ja er gewann einen gewissen Anteil an ritterlicher Bildung und Sitte, namentlich in Bayern und Österreich, denn ein Aufsteigen zu ritterlichen Ehren war ihm nicht verschlossen; es führte sogar bei manchem schließlich zu krankhafter Verachtung des eignen Standes. Zugleich entwickelten sich in den von den Staufern lange zurückgedrängten Elementen, in dem aufstrebenden Bürgertume der Städte, dem die rührigsten Leute des Landvolkes zuströmten, und im Laienfürstentume neue Mächte. Von ihnen sollte dereinst die Neugestaltung der Reichsverfassung und der nationalen Kultur ausgehen, unter ihrer Führung entfaltete sich damals, von den besten Kräften der Kirche und des niederen Adels unterstützt, in wunderbarer Schnelligkeit die Besiedelung des slawischen Ostens.

Entwickelung der Städte. Die Entwickelung der Stadtgemeinden ging jetzt darauf aus, die Hoheitsrechte, die ursprünglich von königlichen, bischöflichen oder fürstlichen Beamten geübt wurden (Gericht, Polizei, Münze, Zoll, Besteuerungsrecht, Fehderecht), in die Hände des städtischen Rats zu bringen, so daß nur etwa die Titel der Ämter mit einzelnen Einkünften für ihre Träger übrig blieben, und somit mindestens die volle Selbständigkeit der inneren Verwaltung (Autonomie) oder auch die Landeshoheit zu erringen. Gelang das letztere, so wurde die Stadt zur „Reichsstadt“ (civitas imperii, zuerst 1226), die ebenso wie die Fürsten in dem Kaiser ihren unmittelbaren Herrn sah und die Reichsstandschaft besaß; beschränkte sich die Entwickelung auf die Ausbildung der inneren Autonomie, dann blieb sie eine „Landstadt“ unter der Oberhoheit eines Fürsten. Die finanzielle Stärke der Städte erleichterte solche Erfolge, denn da jene Hoheitsrechte von ihren Inhabern wesentlich als nutzbare Rechte aufgefaßt wurden, so gab es fortwährend Gelegenheit, sie von bedrängten Herren pfand- oder kaufweise zu erwerben. Die Leitung dieser Bewegung lag ausschließlich in den Händen des neuen Stadtadels (Patriciat, Geschlechter), der sich aus dem Zusammenschluß der grundbesitzenden städtischen Ministerialen mit den ursprünglich censualischen, oft in Gilden gegliederten Kaufleuten („Bürgern“) und zuweilen auch mit altfreien Elementen bildete, indem die Ministerialen, obwohl in Sitte und Anschauung dem Landadel nahe stehend, doch dank der gemeinsamen Arbeit im Interesse der Stadt mit den übrigen Bestandteilen zusammenwuchsen. Die nunmehr persönlich freien Handwerker waren in Innungen unter patricischen „Meistern“ vereinigt, daher entbehrten sie noch der Autonomie, d. h. der selbständigen Gerichts- und Polizeigewalt über Gewerbesachen, weshalb auch die Zunftordnungen noch lange in den allgemeinen Stadtrechten mit enthalten sind, und blieben z. T. sogar noch zu hofrechtlichen Leistungen verpflichtet. An Rat und Schöffenkollegium hatten sie keinerlei Anteil, wohl aber waren sie kriegsdienstpflichtig.

Zu Reichsstädten wurden nun die königlichen Pfalzstädte und die meisten Bischofsstädte; sie überwogen also im Westen und Süden, längs des Rheines, in Franken und Schwaben, wo selbst kleine Orte nach dem Zerfalle der hohenstaufischen Herzogsgewalt unmittelbar unter das Reich traten; im Norden und Osten dagegen, wo sich eine starke fürstliche Gewalt in geschlossenen Territorien entwickelte, überwiegen durchaus die Landstädte, derart, daß nördlich des Mains überhaupt nur neun Reichsstädte hervortreten und östlich der Elbe nur eine einzige, nämlich Lübeck, vorhanden ist.

In den Bischofsstädten vollzog sich die Entwickelung meist unter heftigen Kämpfen. In Köln, wo ein scharfer Gegensatz zwischen der herrschenden Aristokratie und den Handwerkerzünften sich früher als anderswo herausgebildet hatte, versuchte der begabte, umsichtige und hochstrebende Erzbischof Konrad von Hochstaden (1238/61) diesen Zwiespalt zu benützen, um die Macht der Geschlechter zu brechen und die volle Gewalt über die Stadt wiederherzustellen, begann damit aber einen langwierigen Kampf, den das Eingreifen der benachbarten Grafen von Jülich, Cleve und Berg, wie der Herzöge von Brabant und Limburg oft noch mehr verwickelte und der unter seinem Nachfolger Engelbert II. (1261—74) mit der vollständigen Niederlage des Erzbischofs endete.*)

*) An Mariae Himmelfahrt (15. August) 1248 hatte Konrad in glänzender Versammlung den Grund zum Riesenbau des Domes gelegt, dem großartigsten Denkmal erzbischöflicher Macht; wenige Jahre später, 1251, griff er die Grundlage der Geschlechterherrschaft, den Handel, an, indem er minderwertige Münzen schlagen ließ und die Bürger mit dem Zoll bei Neuß belegte. Nach hartnäckigem Kampfe nahm der Erzbischof schließlich den weisen und billigen Schiedsspruch des großen Dominikaners Alberts von Vollstädt, das berühmte Laudum Conradinum vom 28. Juni 1258, die „Magna Charta Kölns“, an. Es erkannte den Erzbischof als den Herrn der Stadt an, betonte aber auch, daß Schöffen und Bürgermeister schon seit langer Zeit zu Recht bestünden und nur überwacht werden müßten. Deshalb seien der Bürgermeister und die Richerzeche bei Steuerauflagen an die Zustimmung des Erzbischofs und der verfassungsmäßigen Gewalten des Stifts wie an die städtischen Einrichtungen gebunden. Der Rat und die Vorsteher der Zünfte seien zwar nicht gesetzlich bestimmte, aber auch durch kein Gesetz verbotene Behörden. Der Friede war diesmal von noch kürzerer Dauer, als das erstemal. Schon 1259 entsetzte Konrad die patricischen Schöffen und ernannte neue zumeist aus den Zünften. Als darauf die Geschlechter erbittert diese ihrer Aufgabe nicht gewachsenen Schöffen — „Esel“ schilt sie kurzweg der patricisch gesinnte Stadtschreiber Gottfried Hagen — anklagten, lockte der Erzbischof zwölf der vornehmsten Patricier hinterlistig in seinen Palast und ließ sie als Gefangene auf seine Schlösser bringen. Als Sieger über die trotzige Stadt starb er am 29. September 1261. Sein Nachfolger Engelbert II. aber trieb endlich durch sein hinterhaltiges und gewaltthätiges Verfahren die tief verfeindeten Zünfte zum Bunde mit den Geschlechtern. Mit Hilfe des Grafen von Berg wurde der Erzbischof zu einem neuen Vertrage genötigt (Juni 1262), der die Rückkehr der gefangenen oder gebannten Patricier und die Wiederherstellung der alten Ämter verfügte, wofür die Stadt 6000 Mark Silber zu zahlen versprach. So stellten die Geschlechter ihre Herrschaft wieder her und sicherten sie durch Erteilung von „Edelbürgerbriefen“ an zahlreiche niederrheinische Edle — den ersten erhielt 1263 Wilhelm von Jülich —, die gegen Zahlung einer festen Rente, meist 100 Mark Silber jährlich, sich zum Schutze der Stadt verpflichteten und somit die militärischen Kräfte des niederrheinischen Adels in ihre Dienste stellten. Obwohl nun der Erzbischof darauf das Laudum Conradinum, also die ganze Stadtverfassung, am 25. August 1263 als rechtsverbindlich bestätigte, dachte er doch keinen Augenblick an einen

Weniger langwierig, aber um so heftiger war der Kampf, in welchem Straßburg von seinem Bischof sich losrang.*) Kämpfe solcher Art blieben den Pfalz-

ehrlichen Frieden, wurde deshalb von der Bürgerschaft gefangen gesetzt und erst (December 1263) entlassen, als der zornige Papst Bann und Interdikt über das „heilige Köln" verhing. Kaum war dies nach Abschluß neuer Sühneverträge endlich aufgehoben (August 1266), da verwickelte sich Engelbert, als er durch neue Zollauflagen seine zerrütteten Finanzen aufbessern wollte, in eine Fehde mit Jülich, wurde besiegt, gefangen und auf Schloß Niedeggen vier Jahre lang in härtester Haft gehalten (1267—1271). Trotzdem benützte er den alten Familienhaß zwischen den beiden mächtigsten Geschlechtern, den Weisen und Overstolzen, und den keineswegs erloschenen Hader zwischen den Patriciern und Zünften, um neuen Zwist zu säen. Die Weisen und die Zünfte verbündeten sich mit ihm, aber die Overstolzen verhafteten den Führer, den Bürgermeister Ludwig von der Mühlengasse, und drängten endlich in einem wütenden Straßenkampfe die Gegner aus der Stadt. Ein Versuch der Verbannten, mit Hilfe Walrams von Limburg und Dietrichs von Cleve in der Nacht der heiligen drei Mohren (14./15. Oktober 1268) an der Ulrichspforte in die Stadt zu dringen, wurde im letzten Augenblicke entdeckt. Schleunigst geweckt, warf sich Matthias Overstolz an der Spitze seiner Geschlechtsgenossen den Feinden entgegen; als er schon im Erliegen war, da eilten, erfaßt von der Liebe zur gemeinsamen Vaterstadt, im Morgengrauen auch die zögernden Zünfte von ihren Sammelplätzen zu Hilfe, und in erbittertem Kampfe um St. Pantaleon wurden die Gegner hinausgedrängt oder gefangen. Matthias Overstolz war tot, aber Köln gerettet. So willigte der Erzbischof in einen neuen Sühnevertrag, den wieder Albertus Magnus entwarf. Nur die Häupter der Weisen blieben in der Verbannung, sonst sicherten einander beide Parteien Vergeben und Vergessen zu. Das Laudum Conradinum wurde abermals bestätigt, die Ausführung dieses Friedens einer Überwachungskommission anvertraut. Am 20. April 1271 verlas der Stadtschreiber Gottfried Hagen, der diesen städtischen Freiheitskampf als Augenzeuge geschildert hat, den Vertrag von den Stufen vor St. Maria ad Gradus. Dem befreiten Erzbischof ersparte der Tod einen nochmaligen Treubruch; er starb als Besiegter am 20. Oktober 1274 in Bonn und wurde dort im Münster bestattet.

*) Schon das zweite Stadtrecht aus der Zeit von 1214/19 zeigt die Autonomie der Bürgerschaft hoch gestiegen. Ein Rat aus Ministerialen und „Bürgern" unter einem oder zwei Bürgermeistern vereinigt die Verwaltung und Polizei mit der Gerichtsbarkeit über Friedensstörungen und Schuldklagen, unter Mitwirkung des (bischöflichen) Schultheißen und von Schöffen, die hier nicht als Richterkollegium, sondern als eine weitere Vertretung der Bürgerschaft erscheinen. Noch weiter entwickelte sich die Selbständigkeit der städtischen Verwaltung unter Heinrich von Stahleck (1244—60), der in seinem (dritten) Stadtrecht dem Rate das Recht, selbständige Verordnungen zu erlassen und privatrechtliche Satzungen aufzustellen, dann selbst die Unterwerfung der Kirchenleute unter die Gerichtsbarkeit des Rates zugestand. Als nun Walther von Geroldseck, der den Zerfall der Reichsgewalt zur Gründung eines starken geistlichen Fürstentums ausnützen wollte, der Bürgerschaft das Recht der Ratswahl und städtischen Gesetzgebung weigerte, ihr neue Steuern auflegte und Burgen errichtete, brachen die Straßburger zu Pfingsten 1262 diese Werke, und veranlaßten dadurch den Bischof, mit seinen Geistlichen und Ministerialen die Stadt zu verlassen. Mit Hilfe seiner Vasallen und Bundesgenossen schloß er sie darauf ein, doch die Städter gewannen die wichtigsten derselben, den Grafen Rudolf von Habsburg und den Bischof von Basel für sich, verheerten in raschen Streifzügen die reichen Dörfer des Stifts und dehnten ihren Einfluß über das ganze obere Elsaß aus. Endlich fiel die Entscheidung am 8. März 1262, dem „Geburtstage Straßburgischer Freiheit", in der blutigen Schlacht von Hausbergen, wenige Stunden westlich von Straßburg. Dem streitbaren Bürgerfußvolk und seinen ritterlichen Helfern, die alle sich bewußt waren, zu fechten „für die Ehre der Stadt und für ihre Freiheit, damit sie fortbestehe und auf Kinder und Enkel sich forterbe", erlag der ritterliche Bischof, kaum daß er selbst entrann. Im Vertrage von St. Arbogast am 9. Juli 1262 hob er den Bann auf, versprach die Privilegien Straßburgs zu achten,

städten, wie Nürnberg und Frankfurt a. M. erspart, weil hier keine Zwischengewalt zwischen den König und die Stadt sich schob.*) Von den Landstädten sind die bischöflichen damals nur teilweise zu einer kräftigen Autonomie gelangt, z. B. Soest,**) und werden darin von mancher laienfürstlichen Stadt übertroffen, wie namentlich von Braunschweig.***)

Eben weil die Städte durch ihr wirtschaftliches Lebensinteresse zur Verbindung untereinander gezwungen waren, wurden sie zugleich zum Kitt für die zerfallende Nation. Aber es gelang ihnen außerhalb der späteren Schweiz nicht, gleich den Städten Ober- und Mittelitaliens das platte Land, Adel und Bauern, ihrem

gestand ihr das Bündnisrecht zu und erkannte Rudolfs landgräfliche Gewalt auch in seinem bischöflichen Gebiete an. Auch König Richard bestätigte im November 1262 die Freiheiten der Stadt. Nach des Bischofs Tode (Februar 1263) gewährte sein friedlicher Nachfolger Heinrich von Geroldseck der Stadt einen neuen Grundvertrag (April 1263), indem er sich nur die Bestätigung des jährlich wechselnden Rates und die Ernennung des Schultheißen (aus den Bürgern oder Ministerialen) und des Zöllners (aus den Bürgern allein) vorbehielt, der Gemeinde das Bündnisrecht und die Anrufung der gerichtlichen Entscheidung bischöflicher Städte in zwistigen Fällen, sowie die Allmende zugestand. Den Innungen setzte der Burggraf noch ihre Meister, aber aus den Innungsgenossen, die hofrechtlichen Leistungen der Zünfte sind verschwunden. Der Riesenbau des Münsters, der 1275 bis auf die Türme vollendet wurde, erschien zugleich als ein Siegeszeichen der neuen Bürgerfreiheit.

*) In Nürnberg erscheint zuerst 1256 neben Schultheiß, Schöffen und Bürgerschaft ein Rat (consules), der Verträge abschließt und polizeiliche Verordnungen erläßt; er ergänzt sich wie auch das Schöffengericht selbstverständlich aus dem schon um 1250 vollständig ausgebildeten Patricial. Allmählich wird die Machtbefugnis des erblichen Burggrafen aus dem Hause der Hohenzollern mehr und mehr eingeschränkt, seine Gerichtsbarkeit über den Reichsforst dem Buticularius (Schenken) übertragen, die Reichsburg einem besonderen Vogt (castellanus) und der Obhut der Bürger unterstellt. Dem Burggrafen blieb nur seine eigne Burg, die Gerichtsbarkeit über die Grafschaft, ein Anteil am Stadtgericht und mehrere Zinsen mit anderen Nutzungen. Die Erbauung der Pfarrkirche zu St. Sebald, die Entstehung einer Neustadt südlich der Pegnitz, die Stiftung zahlreicher Klöster z. T. außerhalb der Mauern weisen auf ein schnelles Wachstum der städtischen Bevölkerung hin.

In Frankfurt a. M. tritt schon im ersten Drittel des 13. Jahrhunderts ein Rat unter zwei Bürgermeistern auf, der die Königspfalz als Pfand erwirbt.

**) Im erzbischöflich kölnischen Soest, wo schon 1248 Schöffen, Ratmannen und Bürgergemeinde nebeneinander erscheinen, aber die erzbischöfliche Vogtei (der Grafen von Arnsberg) erhalten blieb, wurde im Februar 1259 eine neue Verfassung vereinbart. Danach bildeten den neuen Rat 12 Mitglieder des alten Rats und 12 Burrichter (Aufseher über Maß und Gewicht mit einer Gerichtsbarkeit über geringe Schuld- und Diebstahlssachen) unter zwei Bürgermeistern aus ihrer Mitte, alle aus den „Gemeinen" (Geschlechtern), doch stand den Zünften das Recht zu, das Wohl der Stadt unter sich zu beraten und dem Rate Vorschläge zu machen, eine Verfassung, die dann für die Städte lübischen Rechtes maßgebend wurde.

***) Das welfische Braunschweig schloß zwar seit 1200 seine fünf Weichbilde in einen Mauerring zusammen, aber in der Verwaltung blieben sie, jedes unter seinem Rate, ganz selbständig. Erst 1269 einigten sich Altstadt, Neustadt und Hagen über die Einsetzung eines gemeinsamen Rats, doch mit entschiedenem Übergewichte des Altstädter Rats, der schon 1227 die herzogliche Vogtei erworben hatte. Die Zünfte, von anfang aus freien Leuten bestehend, besaßen hier die selbständige Gerichtsbarkeit über Gewerbesachen, waren also so selbständig, wie sonst kaum irgendwo.

Kapital und ihrer Herrschaft zu unterwerfen, ihre Landgebiete blieben alle verhältnismäßig klein, über den unvergleichlich größten Teil Deutschlands behauptete neben den geistlichen Fürstentümern der hohe Laienadel seine erbliche Herrschaft. Deutschland bewahrte seinen monarchischen Charakter, entwickelte aber auch eine Schärfe der ständischen Gegensätze, die Italien niemals ausbildete und die fast vier Jahrhunderte hindurch nicht weniger hemmend wirkte, als die dynastische Politik seiner Fürsten.

Charakter des weltlichen Fürstentums. Aus übertragenen oder usurpierten Hoheitsrechten des Reiches, aus grundherrlichen und lehnsrechtlichen Befugnissen, aus Schirmherrschaften und Kirchenvogteien bildete sich, noch wesentlich gefördert durch die Konstitutionen Friedrichs II. und die thatsächliche Auflösung der Reichsgewalt, diese fürstliche Herrschaft. Alle diese Rechte knüpften sich lediglich an die Person des Fürsten oder an sein Geschlecht und bezogen sich auch oft auf zerstreute oder von anderen Gebieten durchsetzte Landesteile, zuweilen sogar auf Stücke verschiedener Stammesgebiete. Dies bunt und willkürlich zusammengesetzte Ganze mit allen Mitteln durch Kauf, Erbschaft, Eroberung und Verpfändung zu vermehren und allmählich abzurunden war jetzt das oberste Interesse der fürstlichen Geschlechter, dies und nicht das Interesse des Landes, nicht der Vorteil des Reichs oder das Nationalgefühl, bestimmte ihre Politik. eine gewaltthätige, selbstsüchtige, oft gewissenlose Politik, wie sie seitdem Jahrhunderte hindurch Deutschlands Geschicke geleitet hat. Langsam nur drang ein Schimmer wirklich staatsmännischer Bestrebungen in dies Gewirr, jahrhundertelang behandelte der Fürst dies ganze Gemisch von Rechten und Besitzungen wie ein Landgut und teilte sie unter seine Söhne, ein Verfahren, das oft genug hoffnungsreiche Machtbildungen im Keime zerstörte.

Schwaben, Bayern, Tirol. Die bedeutendsten dieser Fürstentümer haben sich nicht im westlichen Deutschland entwickelt, sondern im Osten. Denn dort, in Schwaben, Franken und beiden Lothringen und selbst in Sachsen hatten früh die ausgedehnten geistlichen Immunitäten den Zusammenhang der Landschaften aufgelöst und das übrige die Politik der Hohenstaufen gethan. Nach ihrem Falle zerfiel ihr altes Stammland Schwaben noch mehr als jedes andere Reichsland in Grafschaften, Bistümer, Stadtgebiete, Besitzungen der Reichsministerialen und Reste von Reichsgütern; erst allmählich brachten im Neckarlande die Grafen von Würtemberg (richtig Wirtenberg, von der Stammburg Wirtineberg bei Canstadt, d. i. Frauenberg) ein größeres Ganze zusammen, zuerst jener Graf Ulrich, dessen Übertritt die Schlacht bei Frankfurt 1246 gegen Konrad IV. entschied (1246—75), und der zu seinen Stammgütern die Grafschaft Urach am oberen Neckar fügte. Von den Wittelsbachern verband Otto II. (1231—1253) durch seine Vermählung mit Agnes von der Pfalz (s. oben S. 362, 380) dies schöne Land mit seinem Stammlande Bayern und vergrößerte auch hier seinen Hausbesitz durch die Erwerbung zahlreicher Grafschaften. Schon seine beiden Söhne Ludwig II. und Heinrich XIII. zerrissen das Herzogtum durch die Teilung von 1255, die jenem Ober-Bayern und die Pfalz, diesem Nieder-Bayern zuwies, doch hat dann Lud-

wig II. andrerseits bedeutende Erwerbungen aus der staufischen Erbschaft sich gesichert, auch zuerst an Stelle der alten, natürlichen Hauptstadt Regensburg München trotz seiner rauhen Lage zur Residenz erhoben, wo er den jetzt sogenannten Alten Hof sich erbaute. War diese Teilung nur vorübergehend, so trennte sich damals das Land „zwischen den Bergen", das heutige Tirol, endgültig von Bayern, indem es aus einer Menge einzelner Grafschaften und Kirchenlehen zu einem geschlossenen Ganzen zusammenwuchs (s. S. 344). Nachdem nämlich die Vermählung Elisabeths, der Tochter Albrechts III., des Grafen von Tirol (bei Meran), mit Otto II. von Andechs diese beiden mächtigsten Geschlechter des Landes mit einander in Verbindung gebracht und Albrecht seine umfänglichen Kirchenlehen seinem Schwiegersohne gesichert hatte, kamen nach dem Aussterben des Hauses Andechs mit jenem Otto II. auch die großen Besitzungen desselben in seine Hand, so daß er im größten Teile des heutigen Tirol als Graf oder Vogt die obrigkeitliche Gewalt ausübte. Nach seinem Tode 1253 ging das alles allmählich an seinen Schwiegersohn Meinhard von Görz über, der nun auch das von Ezzelino da Romano hart bedrängte Stift Trient in Abhängigkeit von sich brachte und eine Menge erledigter Lehen an sich zog oder kaufte. Um 1271 taucht zuerst der Name „Grafschaft Tirol" (Comitatus Tirolense) auf.

Das Reich Ottokars II. Zugleich vollzog sich im äußersten Osten eine Machtbildung, die, wenn sie Bestand gewann, den ganzen Südosten vom Reiche losgerissen oder die Führung im Reiche übernommen hätte. Von dem jetzt unter deutschem Kultureinfluß rasch aufblühenden Böhmen und Mähren aus schickten sich die Przemysliden an, das schöne, herrenlose Erbe der Babenberger, Österreich und Steiermark, in Besitz zu nehmen. Nach dem Tode Kaiser Friedrichs II. vollends schutz- und hilflos, im Osten von den wilden Horden der Magyaren bedrängt, im Westen von der Begehrlichkeit der Wittelsbacher bedroht, riefen die Edlen Österreichs die Hilfe des jungen Ottokar (II.), des Markgrafen von Mähren an, und
1251. übertrugen ihm Ende 1251 die Herrschaft, während er selbst, um seine Stellung zu befestigen, sich mit Margaretha, der Schwester Friedrichs des Streitbaren, vermählte. Der steirische Adel hielt sich aus Furcht vor den Ungarn noch zurück. In der That richtete sich im Jahre 1253 ein concentrischer Angriff der Bayern und Ungarn, die von russischen und polnischen Schwärmen unterstützt wurden, auf Ottokar, da indes dieser nach dem Tode seines Vaters Wenzel (22. September) auch über Böhmen verfügte, so gelang es der päpstlichen Vermittelung, einen
1254. Frieden zustande zu bringen (3. April 1254), der Österreich an Ottokar, Steiermark an Ungarn überließ, denn was kümmerte sich Rom um deutsche Interessen! Aber schon 1259 trieb die Gewaltherrschaft und vielleicht auch eine Regung deutschen Nationalbewußtseins die Steirer zum Aufstande und zur Anrufung böhmischer Hilfe. Obwohl nun auch diesmal die Ungarn von Polen und Russen unterstützt
1260. wurden, erfocht Ottokar doch am 12. Juli 1260 auf dem Marchfelde mit seinen Böhmen, Österreichern und Steirern, denen auch Zuzug aus Kärnten gekommen war, einen glänzenden Sieg. Später hat er zum Gedächtnis desselben die Stadt Marchegg erbaut. Bela verzichtete auf Steiermark, das nun in seine alte Ver-

bindung mit Österreich zurücktrat. Kurz danach gelang dem Böhmenkönig auch die Erwerbung Kärntens und Krains auf Grund des Testaments, das der letzte Herzog aus dem rheinischen Hause Sponheim-Lavantthal, der kinderlose Ulrich († 27. Oktober 1268) zu seinen gunsten ausgefertigt hatte. Er nahm diese Lande zu Ende 1270 in Besitz und zwang 1271 durch einen siegreichen Feldzug bis Gran und Raab Stephan V. von Ungarn zur Anerkennung dieser neuen Erwerbung. Wüster Thronstreit machte Ungarn bald vollends ungefährlich. Selbst über das mächtige Patriarchat Aquileja gewann Ottokar II. Einfluß als „Generalhauptmann von Friaul" 1272, und in Salzburg und Passau saßen Männer seiner 1272.
Verwandtschaft auf den Bischofsstühlen. Wie weit seine Pläne gingen, beweisen der Gedanke, Olmütz zum Erzbistum zu erheben und seine Feldzüge nach Preußen (s. S. 420 f.).

Eine solche territoriale Machtbildung wie diese, die in ununterbrochenem Zusammenhange sich vom Erzgebirge bis ans adriatische Meer erstreckte, war seit Heinrichs des Löwen Tagen nicht dagewesen. Daheim hielt Ottokar II. seinen Adel in strenger Zucht, schuf ihm ein starkes Gegengewicht in blühenden deutschen Stadtgemeinden und förderte damit zugleich verständnisvoll die Kultur seiner Stammlande wie keiner vor ihm und wenige nach ihm (s. S. 427 f.). Aber der Gedanke, von diesen Landen aus das zerfallende Reich wieder aufzubauen, hat ihm offenbar ganz fern gelegen; er war doch schließlich nur der größte und glücklichste Landesherr jener verworrenen Zeit.

Die Wettinischen Lande. Ganz in seiner Nachbarschaft, nördlich des Erzgebirges, ballte sich einer der bedeutendsten Länderkomplexe unter der Herrschaft der Wettiner zusammen. Als Heinrich der Erlauchte seinem Vater Dietrich dem Bedrängten (1197—1221) folgte, war die (Nieder-) Lausitz schon seit 1210 wieder mit der Mark Meißen vereinigt, nachdem die kleineren Gebiete bereits 1185 an die in der Lausitz regierende Linie gefallen waren. Im J. 1230 mündig gesprochen und 1234 mit Constantia von Österreich vermählt, erhielt Heinrich (1221—1288) vom Kaiser i. J. 1242 als Sohn Juttas, der Tochter Hermanns I. von Thüringen, die vorläufige Belehnung mit dieser Landgrafschaft, und 1246 bei der Verlobung seines Sohnes Albrecht mit Friedrichs II. Tochter Margaretha eine Reichsdomäne, das Pleißnerland, als Pfand für die Mitgift. Als 1247 der letzte 1247.
Landgraf von Thüringen, Heinrich Raspe, starb, entwickelte sich aus dem Widerstreite der Wettiner mit den Ansprüchen der Sophia von Brabant, der Tochter Ludwigs IV. († 1227) und Gemahlin Heinrichs II. von Brabant, die das Erbe des thüringischen Hauses für ihren gleichnamigen jungen Sohn begehrte, der wechselvolle thüringische Erbfolgekrieg. Obwohl anfangs nicht nur Hessen, sondern auch die meisten Grafen und Herren Thüringens, wie namentlich die Stadt Eisenach mit der festen Wartburg, für das Recht Sophias eintraten, so unterwarfen sie sich doch, kaiserliche Entscheidung erwartend, in Weißensee dem Wettiner (1. Juli 1249), und dieser selbst verständigte sich mit Sophia dahin, daß er einstweilen die Vormundschaft für Heinrich übernahm. Als nun aber nach Friedrichs II. Tode die schiedsrichterliche Gewalt im Reiche fehlte, da brach der offene

Kampf aus. Nach sieben Jahren wechselvoller Fehde endete der blutige Sieg der
1263. Wettiner in der Nähe ihres alten Stammsitzes am 27. Oktober 1263 den Krieg. Der Brabanter behielt nur Hessen und verzichtete auf Thüringen, das seitdem dauernd den Wettinern gehorchte. Eine kleinere Erwerbung verband sich, wie es scheint, mit der zweiten Vermählung Heinrichs, denn Agnes von Böhmen, Tochter Ottokars I., scheint ihm das böhmische Elbgelände mit Pirna und Wehlen zugebracht zu haben.

So erstreckte sich das Gebiet der Wettiner von der Werra bis zur Oder.
1265. Doch schon 1265 überließ Heinrich seinem älteren Sohne Albrecht (dem Entarteten) Thüringen und die Pfalz Sachsen, dem jüngeren Dietrich die Mark Landsberg, indem er sich selbst Meißen und die Lausitz vorbehielt, und gab dadurch mittelbar den Anlaß zu dem wüsten Bürgerkriege, den Albrecht 1268 hervorrief, als er seinem unehelichen Sohne Albrecht oder Apitz (von Kunigunde von Eisenberg) sein Erbe zuwenden wollte. Flüchtig verließ die unglückliche Margaretha von Hohenstaufen die Wartburg, um schon am 8. August 1270 in der Fremde, in Frankfurt a. M., zu sterben, nachdem sie den Untergang ihres ganzen erlauchten Geschlechtes hatte erleben müssen. Was Heinrich mit Mühe geschaffen, das hat er also selber wiederum in Stücke reißen lassen.

Besser als die Wettiner haben die Anhaltiner in Brandenburg ihr Erbe lange Zeit nicht nur zu mehren, sondern auch festzuhalten gewußt, bis auch hier sinnlose Teilungen die aufstrebende Macht des Hauses zerstörten. Doch das hängt mit der deutschen Kolonisation der Slawenlande eng zusammen.

Art der deutschen Kolonisation im 13. Jahrhundert. Es ist kein Zufall, daß alle diese neuen Machtbildungen auf dem Boden der deutschen Koloniallande sich entwickelten. In diesen Marken des Nordostens wie des Südostens hatte die landesfürstliche Gewalt eine festere Grundlage als anderswo in dem Rechte der Eroberung, hier, an der bedrohten Grenze, blieb sie straffer concentriert und ließ die Bistümer entweder zu keinen bedeutenden Erwerbungen kommen oder hielt sie wenigstens streng unter ihrer Hoheit. Dazu kam die rasche Entfaltung des wirtschaftlichen Lebens, denn seit dem Anfange des 13. Jahrhunderts hatte die zweite und glänzendere Periode deutscher Kolonisation begonnen.

Diese Bewegung unterscheidet sich im 13. Jahrhundert dadurch von der des vorhergehenden, daß zu den früher schon thätigen Kräften sich als besonders wirksame die Stadtgemeinden gesellen. Rasch schießen überall diese Anlagen auf, entweder neben einer älteren slawischen Ortschaft, deren Namen dann auf die deutsche Stadt übergeht, oder auf bisher ganz unbebautem Boden, immer nach festem Plane. An den viereckigen Markt oder „Ring“, auf dem sich das Rathaus erhebt, schließt sich zunächst die Kirche mit dem Friedhof, und von ihm laufen, sich rechtwinkelig kreuzend, die Gassen nach dem Mauerringe, der das Ganze schützt. Die Gebäude bestanden sicher noch, mit Ausnahme etwa der Kirche und des Rathauses, aus Holz und Fachwerk. Die Anlage eines solchen Platzes übertrug der Grundherr gewöhnlich wie bei einem Dorfe einem Unternehmer, welcher dann als Erbschulze oder Erbvogt die niedere Gerichtsbarkeit und Polizeigewalt ausübte,

unterstützt von Schöffen aus der Bürgerschaft, und die Verwaltung mit einem Rate führte. Diese Form der Selbstverwaltung in Verbindung mit der Erblichkeit des Grundbesitzes und den fest bestimmten Leistungen der Bewohner wurde in den baltischen Küstenlanden nach lübischem, im norddeutschen Binnenlande nach Magdeburger Recht gewährt. Die wachsenden sicheren Einkünfte, welche diese deutschen Ansiedelungen bald den Grundherren lieferten, trieben auch slawische Herren an, Deutsche anzusiedeln, zumal sie die Ansprüche des überall vordringenden Lehenswesens mit ihren alten unsicheren und schlecht verwertbaren Einkünften nicht mehr befriedigen konnten. Da aber die deutschen Gemeinden in Ländern fremden Staatsrechtes auf der Exemtion von der Gerichtsbarkeit und Verwaltung der einheimischen Beamten beruhten, so zerstörte ihr Aufkommen eben dieses Staatsrecht und mußte, wenn sie übermächtig wurden, in Verbindung mit den sonstigen Einflüssen zur Auflösung desselben, zur Annahme deutscher Staatsordnung führen. Zu der wirtschaftlichen Umwälzung, zur Verdrängung der Naturalwirtschaft durch die Geldwirtschaft gesellte also sich vielfach die Umbildung des Staatswesens.

Die Kolonisation der Ostseeküste. So drang die deutsche Kolonisation unwiderstehlich auch in das noch unter slawischen Fürsten stehende Obotritenland vor, direkt gefördert besonders durch Heinrich Borwin I. Rostock erhielt 1218 als Stadtgemeinde lübisches Recht, Wismar vor 1220, nachdem die vorliegende Insel Poel bereits 1210 besiedelt war. An der Warnow kolonisierten das Bistum Schwerin, die Klöster Dobbertin und Dargun. Das Domkapitel Güstrow entstand 1227 schon in wesentlich deutscher Umgebung; wenige Jahre später erscheint hier das Deutsche als herrschende Sprache. Um 1225/26 wurde das Land Parchim als ein öder, unwegsamer, „der Verehrung böser Geister geweihter Landstrich“ an deutsche Bauern aufgeteilt, 1229 bestanden hier vier deutsche Kirchspiele um die deutsche Stadt Parchim. 1240 erhielt Dargun das Land Malchin als „weite Einöde“, 1247 war es deutsch. Gleichzeitig mit der deutschen Kolonisation traten an die Stelle der slawischen Kastellane deutsche Vögte, der Hofhalt der Fürsten nahm deutsches Gepräge an, das deutsche Lehenswesen drang ein, so daß seit 1218 in den Urkunden die Deutschen als Zeugen überwiegen. Zwischen den deutschen Einwanderern erhielten sich nur in schwachen Beständen die slawischen Ureinwohner, unter eignem Privatrecht, aber als eine untergeordnete Rasse, in den deutschen Städten nur zu verachteten Handwerken zugelassen und auf die „Wendengassen“ beschränkt; überwiegend wendisch blieb nur der entlegene Südosten in seiner Abgeschiedenheit zwischen Wald und Seen, das „Land Wenden“ um Wredenhagen.

Nicht anders gestalten sich die Verhältnisse im Fürstentum Rügen, obwohl dies bis 1325 unter dänischer Herrschaft verblieb. Das Festland bot hier um so mehr Raum für deutsche Ansiedelung, als es noch im Anfange des 13. Jahrhunderts meist mit Urwald bedeckt war. Wo slawische Ortschaften bestanden, wurden ihre Einwohner wohl geradezu ausgewiesen. So wurde das Land nördlich der Hilde (Ryk) bis 1250 rasch germanisiert. Die Stadt Stralsund, nach dem Strelasunde genannt, wurde wahrscheinlich 1209 von König Waldemar II. und dem

Fürsten Jaromar als dänische Gemeinde begründet, was sich noch im Dialekt der Bevölkerung verrät, sie besaß 1229 einen Rat und erhielt 1234 lübisches Recht. Das Kloster Eldena, am Ausfluß der Hilde als Kolonie von Dargun angelegt, erhielt 1208 zugleich mit dem ausgedehnten Walde in seiner Umgebung das übliche Recht, Kolonisten anzusetzen, die nun mehrere Dörfer begründeten, vor allem aber die Stadt Greifswald, welche 1248 als deutsche Stadt erwähnt wird, 1249 vom Kloster an Wratislaw III. verliehen wurde und von diesem lübisches Recht empfing. Auf der Insel Rügen erhielt sich wie begreiflich das slawische Wesen länger, aber seit den vierziger Jahren besetzten die Fürsten von Putbus ihre Hofämter mit Deutschen, seit 1251 erscheinen deutsche Vögte, und das deutsche Lehenswesen zwang auch hier den slawischen Adel zur Berufung deutscher Bauern.

Der Germanisator Pommerns wurde Barnim I. (1220—1278). Auch hier sind, namentlich in Vorpommern, die Slawen wohl geradezu ausgewiesen worden, doch erhielten sie zuweilen auch deutsches Recht und damit eine Verbesserung ihrer Lage. Slawischer Adel behauptete sich besonders im Osten (so die Borke) neben deutschen Geschlechtern, die aus Holstein, Sachsen, Thüringen und den Rheinlanden zahlreich einwanderten, wie die Blankenburg, Schwerin, Schöning, Manteufel, Heyden, Winterfeld, Wedel u. a., trat aber allmählich in den deutschen Lehensverband ein und fügte sich dem deutschen Hofbrauch. Übermächtig war die deutsche Einwanderung in dem fruchtbaren Landstriche zwischen Peene, Tollense und Hilde; seltener sind die deutschen Hägerdörfer um Anklam und Demmin. Anklam erhielt 1244. Wolgast 1257 lübisches Recht. Früh empfing die Insel Usedom deutsche Bevölkerung durch ihr Kloster; auch der uralte slawische Handelsplatz Julin oder Wollin wurde noch vor 1264 mit deutschem Recht bewidmet. Weiter landeinwärts wies Barnim I. 1235 acht Deutschen aus der Altmark um den alten slawischen Burgflecken Prenzlau am Ukersee 300 Hufen zu magdeburgischem Rechte an, und noch wird der schwere deutsche Eisenpflug aufbewahrt, der damals die weite Feldmark der neuen Stadt mit tiefer Furche umzog; kurz danach entstand Pasewalk. Derselbe Fürst überließ 1237 in seiner eignen Hauptstadt Stettin der dortigen deutschen Gemeinde die Jakobikirche, gab ihr 1243 das Magdeburger Recht, willigte 1249 sogar in die Zerstörung des alten slawischen Herzogsschlosses und verlegte gleichzeitig seine eigne Residenz nach dem neu gegründeten deutschen Damm. So erwuchs hier auf dem hohen Steilufer über dem breiten Oderstrome ein deutsches Gemeinwesen, das in unbewußter Symbolik das slawische Herrengeschlecht aus seinem alten Sitze verdrängte!

Wenn hier westlich der Oder tiefeindringende Meeresbuchten und schiffbare Flüsse das Vordringen der Deutschen erleichterten, so fielen diese Vorteile an der fast hafenlosen Küste von Hinterpommern weg. Indes bedeckten die deutschen Hägerdörfer den Küstenstrich von Treptow bis östlich von Rügenwalde in dichter Reihe, namentlich dank der Arbeit des Klosters Belbuk bei Treptow seit etwa 1208. Daneben begannen hier die Johanniter, denen Barnim I. 1229 Stargard mit mehreren Dörfern schenkte, die Besiedelung; Stargard erhielt 1253 deutsches

Recht. Doch die Hauptarbeit thaten hier die Tempelherren, von Barnim I. mit reichem Grundbesitz samt allen obrigkeitlichen Rechten beschenkt, vom polnischen Herzog Wladislaw Odonicz außerdem mit dem ganzen Lande Küstrin zwischen Oder, Netze, Miezel und der pommerschen Grenze ausgestattet, so daß sie ein kleines Fürstentum ihr eigen nannten und zwei Komtureien bilden konnten. Die Germanisierung der späteren Neumark ist im wesentlichen ihr Werk.

Die bedeutendste Stadt Hinterpommerns entstand unterhalb der alten slawischen Niederlassung Colberg, die auf dem rechten Steilufer der Persante, an der Stelle des jetzigen Rittergutes Altstadt mit seiner uralten romanischen Johanniskapelle lag. Hier erwuchs in der Nähe der reichen Salzquellen, als das Bistum Cammin 1248 von Barnim I. ein ausgedehntes Gebiet durch Tausch und Schenkung erworben hatte, 1255 die deutsche Stadt Colberg als eine Kolonie von Greifswald nach lübischem Recht.

Langsamer als in Hinterpommern drang deutsches Wesen in Pommerellen vor. Zuerst faßte es Fuß an der Stelle, wo damals kaum eine Wegstunde von der offnen See die pommerellische Herzogsburg Gdanzk an der Stelle der heutigen Altstadt Danzig lag. 1227 stiftete südlich derselben Herzog Swantopolk ein Dominikanerkloster, 1235 waren die deutschen Zuwanderer schon zahlreich, so daß in der Nähe des Klosters eine Marienkapelle erbaut wurde, 1263 bestand bereits eine Gemeinde deutschen Rechtes. Doch seine Größe sollte Danzig nicht slawischen Herzögen, sondern einer neuen deutschen Macht verdanken, die eben damals im Osten stolz und sicher emporstieg.

Die Eroberung Livlands. Mit dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts begann in den weiten Landen von der Weichsel bis zum finnischen Meerbusen ein gewaltiges kriegerisches Ringen, das deutsche Nachspiel der Kreuzzüge, bis endlich zu derselben Zeit, als im fernen Palmenlande Syrien die letzten Reste christlicher Herrschaft in Trümmer sanken, über den düstren Nadelwäldern dieser nordischen Küsten das Kreuz für alle Zeiten siegreich emporstieg und die Eisenfaust der deutschen Heere den letzten Widerstand zerbrach.

Auf dem niedrigen Plateau, das rings um den Rigaischen Meerbusen in mannigfacher Abwechselung bald zu anmutigem Hügellande sich erhebt und im Norden in steiler zerrissener Felsküste ans finnische Meer herantritt, bald durchbrochen wird von breiten, sumpfigen Flußniederungen und in öder, flacher Dünenküste die See begrenzt, und damals in noch weit ausgedehnterem Maße als jetzt von endlosen Waldungen und Mooren bedeckt war, hausten seit alters in dürftigen zerstreuten Niederlassungen buntgemischte Stämme, die niemals zu einer politischen oder nationalen Einheit durchgedrungen sind und deshalb stets stärkeren fremden Mächten sich haben fügen müssen. Vom finnischen Meerbusen bis zum Embach und Wirzjärwi wohnten die finnischen Esten, rings am Gestade des Rigaischen Meerbusens die ihnen verwandten Liven, südlich derselben die gleichfalls finnischen Kuren, westlich und östlich der unteren Düna als Vorposten des weitverbreiteten Litauerstammes die Semgallen und die Letten. In ihrem Gebiete, im Mündungslande des mächtigen Stromes, hatten am frühesten die Deutschen Fuß

gefaßt. Zwischen 1164 und 1170 fuhren deutsche Schiffer, wahrscheinlich Lübecker oder Westfalen, von Gotland aus in die breite Mündung der Düna ein, vielleicht vom Sturm verschlagen, vielleicht auch um die Wasserstraße nach Smolensk selbst zu erkunden. Hier begründete **Meinhard**, ein Augustiner aus dem holsteinischen
1185. Segeberg, auf dem rechten Ufer des Stromes in Uexküll 1185 die erste christliche Kirche Livlands, dann 1188 das Bistum **Uexküll** (Ikeskola), das sich unter Bremen stellte. Unter beständigen Gefahren, am äußersten Vorposten westeuropäischer Christenheit, starb **Meinhard** 1196, als soeben eine päpstliche Bulle die Sachsen und Westfalen zur Kreuzfahrt wider die Heiden in Livland aufforderte.
1198. In der That führte Meinhards Nachfolger **Berthold** 1198 die ersten deutschen Kreuzfahrer nach der Düna und siegte über die Liven, aber bald schüttelten die kaum Bekehrten das Christentum ab und verwüsteten die Güter der Kirche. In so bedrängter Lage begann der Bremer Domherr **Adalbert von Apeldorn**, 1198 zum Bischof von Uexküll erhoben, das Werk seines Lebens, einer der größten Kolonisatoren germanischen Stammes. Mit der ersten Kreuzflotte, die er
1200. i. J. 1200 von Lübeck nach der Düna führte, rettete er die bedrohte Niederlassung; 1201 begründete er die Stadt **Riga** als eine Kolonie von Lübeck und als den neuen Sitz seines **Bistums**. Da er indes einsah, daß der Zuzug von Kreuz-
1202. fahrerscharen allzu wenig sichere Berechnung gestatte, so rief er im Jahre 1202 einen besonderen „Orden der Ritterschaft Christi“, die „**Schwertbrüder**“, unter seiner Hoheit und als sein Werkzeug ins Leben, und gab ihm die Regel der Templer mit ihrem Zeichen, dem roten Kreuz auf weißem Mantel, dem noch das
1206. rote Schwert beigefügt wurde. So gelang es bis 1206 das Land zwischen Düna und Aa zu unterwerfen; Lettland schloß sich freiwillig an, um sich vor den Plünderungen der Russen zu schützen, und wurde 1208 durch die Erbauung der Burg Kokenhusen an der Düna gesichert. Nachdem dann schon 1207 das eroberte Land als Lehen des Reiches anerkannt und das Bistum Riga unmittelbar unter Rom gestellt worden war, gelang 1218—1219 auch die Unterwerfung Semgallens am linken Ufer der Düna, und gleichzeitig begann im Norden der Kampf mit den Esten.

Eroberung Estlands. Nicht die Deutschen, sondern die Dänen hatten ihn eröffnet, hier wie weiter im Süden die Nebenbuhler und Bundesgenossen der Deutschen zugleich. Gereizt durch estnische Piratenfahrten kamen sie zum Entschluß, solchem Unwesen durch Unterwerfung und Bekehrung des ganzen Stammes ein Ende zu machen, und wirklich gab 1206 Innocenz III. dem Erzbischof Andreas von Lund das Recht, in dem zu erobernden Lande einen Bischof einzusetzen. Kaum hatte jedoch im Herbst desselben Jahres der erste dänische Flottenzug die Insel Ösel getroffen, als von Süden her der Schwertorden die Unterwerfung des estnischen Festlandes begann, so daß Adalbert schon 1211 einen deutschen Bischof für Estland weihte. Als jedoch 1215 ein furchtbarer Aufstand die Deutschen wieder aus dem Lande drängte, und i. J. 1217 ein Angriff der Russen Livland traf, da rief Bischof Adalbert 1218 die Hilfe König **Waldemars II.** an und erhielt sie gegen den Verzicht auf Estland. Dem Doppelangriff erlagen

1219 die Esten; doch der Ordensmeister Volkwin von Winterstedt behauptete seine Eroberungen, die Südhälfte des Estenlandes (um Fellin und Dorpat), als unabhängigen Besitz. So vom Orden in seinen oberlehnsherrlichen Rechten gekränkt, schloß Bischof Adalbert mit dem Dänenkönig einen Vertrag, der diesen als Oberherrn nicht nur von Estland, sondern auch von Livland anerkannte, allerdings die Zustimmung der bischöflichen Vasallen, also auch des Ordens, vorausgesetzt (Frühjahr 1221). Doch da diese Zustimmung nicht zu erreichen war, so ver- 1221.
zichtete König Waldemar gegen die Überlassung Estlands (mit Ausnahme des Ordensanteiles) wieder auf Livland und schloß mit den Deutschen ein Schutz- und Trutzbündnis gegen Heiden und Russen. Es war hohe Zeit, denn ein allgemeiner Aufstand, den Nowgorod kräftig unterstützte, bedrohte 1223 beide. Erst mit Hilfe eines deutschen Kreuzheeres gelang es ihm zu dämpfen; im Herbst 1224 fiel auch die letzte Estenfeste Dorpat. Als Ergebnis heißer Kämpfe behaupteten die Dänen nur den nördlichen Teil des Estenlandes (Harrien, Wirland, Jerven) mit Ösel; den südlichen Teil und etwa ein Drittel Livlands behielt der Orden, doch unter Hoheit des Bistums Riga. Unter diesem standen weiter die Bistümer Selburg für Semgallen (seit 1219) und Dorpat für Estland (seit 1223). So ordnete der päpstliche Legat Wilhelm von Modena die verwickelten Verhältnisse; gleichzeitig erkannte Kaiser Friedrich II. 1225 das Bistum Riga mit seinen Va- 1225.
sallen und Suffraganen als eine Markgrafschaft des Reiches an.

Mit verwegener That, das Kreuz in der einen, das Schwert in der anderen Hand, hatten die Deutschen, fern vom Mutterlande, umgeben von feindlichen Völkern, diese Kolonie begründet. Doch in scharfem Gegensatze zu den Ostseelanden westlich der Weichsel kam es hier nicht zu einer Germanisierung der unterworfenen Bevölkerung. Nur spärlich ergoß sich hierher der Strom deutscher Einwanderer, er brachte nur Bürger niederdeutscher Städte und ritterliche Vasallen. Jene begründeten nur wenige Stadtgemeinden, diese saßen auf Lehnsgütern des Ordens und der Bischöfe als Herren vereinzelt unter einer fremdsprachigen Bevölkerung. Dazu begründete der unvermeidliche Gegensatz zwischen dem Bistum Riga und seinem größten Vasallen, dem Orden, dessen Meister seit 1224 auf dem stolzen Schlosse **Wenden** in der anmutigsten Gegend Livlands saß, einen verhängnisvollen Zwiespalt zwischen den deutschen Herren selbst.

Trotzdem schien auch das dänische Estland den Deutschen anheimfallen zu müssen. Die lange Gefangenschaft König Waldemars in Deutschland benutzend, setzten sich im Herbst 1225 deutsche Vasallen des Stiftes Dorpat und die Schwert- 1225.
brüder dort fest und erhielten i. J. 1228 die Bestätigung der neuen Eroberung durch den Kaiser, dazu ein Drittel des neuen deutschen Bistums Ösel, das Adalbert von Riga sofort ins Leben rief. Als dieser kurz darauf nach einem thaten- und erfolgreichen Leben am 17. Januar 1229 verschied, war die Herrschaft der 1229
deutschen Kultur vom finnischen Meerbusen bis an die Nordgrenze Litauens begründet.

Vereinigung der Schwertbrüder mit dem deutschen Orden. Doch daß sie noch des festen Rückhaltes entbehrte, das wurde ihr bald schmerzlich fühl-

bar. Das Großfürstentum Litauen entstand. Mindowe faßte die zersplitterten Kräfte des großen Volkes zusammen und warf sie auf die deutsche Kolonie. In blutiger Schlacht bei Att-Rahden (Saule) an der Südgrenze Kur-
1236. lands erlag am 22. September 1236 der tapfere Ordensmeister Volkwin der heidnischen Übermacht, er selber fiel. Die schwere Niederlage brachte, was längst ge-
1237 plant war, endlich zur Reife: im Mai 1237 vollzog Gregor IX. zu Viterbo die Vereinigung des Schwertbrüderordens mit dem deutschen Orden, der seit 1231 an der unteren Weichsel stand. In den staatsrechtlichen Verhältnissen Livlands änderte sich damit nichts, doch das Deutschtum in Livland gewann einen festeren Rückhalt.

Den Dänen gegenüber wich der deutsche Orden einen Schritt zurück, indem
1238. er ihnen im Vertrage von Stenby auf Seeland am 7. Juni 1238 Harrien und Wirland überließ und nur Jerven für sich behielt. Doch der deutsche Charakter Estlands war durch die kurze deutsche Besitzergreifung seit 1225 so fest begründet, daß auch die mehr als hundertjährige dänische Herrschaft daran nichts geändert hat. Die Grundherren waren fast durchweg Deutsche, die als Vasallen der Krone Lehengüter mit den nach Haken (Pflügen) bemessenen Leistungen und Diensten der leibeigenen Esten erhielten, und sich seit 1259 zu einer Körperschaft zusammenschlossen; die zunächst einzige Stadt Reval, unter dem Schloß- und Domberg entstanden, erhielt 1248 von König Waldemar II. lübisches Recht und hat sich von Anfang an wie jede andere deutsche Ostseestadt entwickelt.

Der deutsche Ritterorden. So war auch das dänische Estland thatsächlich eine deutsche Kolonie, vollständig vorbereitet, seiner Zeit dem stolzen Baue des deutschen Ordensstaates sich einzufügen, der eben damals auf blutgedüngtem Grunde an der unteren Weichsel emporwuchs, die größte Schöpfung des deutschen Rittertums.

Im Besitze einer trefflichen Organisation und reifer Erfahrungen unternahm der deutsche Orden das große Werk. Die Mehrzahl seiner Mitglieder, nach den Satzungen Freie, keineswegs Adelige, waren Laienbrüder, nur eine kleine Minderzahl Geistliche, alle gebunden durch das dreifache Mönchsgelübde, die Ritterbrüder außerdem, die Aristokratie des Ordens, durch das Gelübde des Kampfes gegen die Ungläubigen, von den übrigen Laienbrüdern geschieden wie durch die Aufgabe, so durch die Tracht, den weißen Mantel mit dem großen schwarzen Kreuze über der linken Brust, während jene graue Mäntel trugen und zu den Verwaltungsgeschäften des Ordens benutzt wurden. Unter ihnen standen noch dienende Brüder und halb außerhalb des Ordens die „zugewandten" Laien, die gegen Übergabe eines Teiles ihrer Güter an den Orden dessen Schutz genossen. Eine strenge Regel stellte das ganze Leben der Ordensgenossen in jeder Stunde unter ein eisernes Gesetz und bildete willensstarke und doch blindgehorsame Menschen, ihrer Genossenschaft bereit zu jedem Dienste, an jeder Stelle, in jedem Lande von Syrien bis zur Ostsee. Schmuck und Ehre des ritterlichen Standes, dem sie doch angehörten, berührte sie nicht; langbärtig, den grauen Eisenpanzer unter dem weißen Mantel, Helm, Sattel und Zaum ohne jede Zier, so ritten diese ritterlichen Mönche ein-

her, niemals zum fröhlichen Turniere, stets zu blutigem Kampfe gerüstet, niemals für eine irdische Herrin, nur für die hohe Gottesmutter Maria. In „Konventen" von zwölf Brüdern unter einem Komtur (Commendator, Gebietiger) saßen sie zusammen, Landmeister geboten über eine Gruppe von Komtureien, der Hochmeister, beraten vom „Kapitel" der Gebietiger, über den ganzen Orden. Aber ein Heer bildete der Orden nicht, denn er zählte damals nur ein paar hundert Brüder, nur die leitenden Männer vermochte er zu stellen, als sein großer Hochmeister, Hermann von Salza, der Freund Friedrichs II., die Berufung nach Preußen empfing. Der weitblickende Staatsmann ahnte wohl schon, daß die christlichen Waffen das heilige Land nicht auf die Dauer festhalten könnten; er suchte einen Schauplatz, auf dem seine Bruderschaft mit Aussicht auf bleibenden Erfolg, ungehemmt durch die Eifersucht der Templer und Johanniter, die geweihten Waffen führen könne gegen die Heidenschaft. Der erste Versuch, einen solchen in Siebenbürgen zu finden, war soeben i. J. 1225 gescheitert (s. S. 429); da pflanzte der Hochmeister mit verwegenem Griffe das schwarze Kreuz im weißen Felde am wilden Wasser der gelben Weichsel auf.

Die Preußen. Jenseit des mächtigen Slawenstromes, der in tiefgerissenem Thale sich der Ostsee zudrängt und damals im untersten Teile seines Laufes zwischen Bruchland und Röhricht fast unüberschreitbar sich dahinwälzte, hausten, im Norden durch ein stürmisches Meer, landeinwärts durch endlose Waldungen und Moore geschützt, mehrere den Litauern verwandte Stämme, die sich selbst mit dem Namen Pruci oder Prutheni (wohl vom litauischen protas, Einsicht, Verstand) rühmend bezeichneten. Zunächst der Weichsel wohnten die Pomesanier, weiter östlich die Pogesanier, an der Passarge die Warmier, auf der Halbinsel zwischen den beiden Haffen und dem Pregel die Samen, in südlicher Richtung von ihnen landeinwärts nacheinander die Natanger, Barter und Galinden. Die östlichsten Stämme, die Schalauer an der unteren Memel (Njemen), die Nadrauer am oberen Pregel und die Sudauer oder Jadzwinger bis zum mittleren Njemen waren vermutlich nicht Preußen, sondern Litauer. Im westlichen und nördlichen Teile des Landes überwogen Ackerbau und Viehzucht, namentlich Pferdezucht, im Süden und Osten Jagd und Fischfang; Handelsverbindungen mit auswärtigen Völkern, mit Skandinaviern, Deutschen und Russen, unterhielten nur die Samländer. Einfach war die Lebensweise der Preußen in Wohnung, Tracht und Speise, rühmlich gegenüber Fremden die Gastfreundschaft und die milde Sitte, die in Samland selbst des Strandrechtes sich enthielt; doch Mißachtung der Frau und Vielweiberei hielten das Familienleben auf niedriger Stufe, und mit schrankenloser Gewalt gebot der Vater über seine Kinder. Die Mehrzahl des Volkes lebte als ein dienender Stand unter einem grundbesitzenden waffentüchtigen Adel, den kunigas; diese leiteten auch die öffentlichen Angelegenheiten ihres Stammes. Über die Grenzen desselben hinaus gab es keinerlei politische Einheit; selbst die Religion, von der wenig sicher überliefert ist, faßte die Stämme Preußens nur mit sehr losem Bande zusammen. Sie war ein einfacher Naturdienst, der an die Erscheinungen und Bedürfnisse dieses stillen Lebens

zwischen Wald, Heide und See anknüpfte. So war Kurche Gott des Feldbaues, Perkunos Gott des Gewitters. Alle wurden in heiligen Hainen ohne Bilder und Tempel verehrt. Ein Oberpriester, der Kriwe, unterhielt das heilige Feuer im Walde von Romowe in Nadrauen, brachte nach einem Siege das Dank- und Brandopfer, zuweilen auch Kriegsgefangene, wofür ihm ein Drittel der Beute zukam, und gab den Hinterlassenen Auskunft über das Schicksal der Verstorbenen, deren Gräber im Glauben an eine Fortdauer nach dem Tode mit allem ausgestattet wurden, was ihnen im Leben lieb gewesen war.

Die erste Unterwerfung Preußens. Umsonst hatten bisher die Polen sich mehrfach bemüht, diese Stämme zu unterwerfen und zu bekehren. Auch Christian (aus einem großpolnischen Cistercienserkloster, nicht von Oliva), der unter dem Schutze des Herzogs Konrad von Masovien 1215 zum Bischof von Preußen erhoben worden war, hatte kein besseres Schicksal. Die Preußen zerstörten sogar Oliva, eroberten das Kulmerland und zwangen 1224 den Herzog Konrad zu schimpflichem Tribut.

1226. Da rief dieser im Anfange des Jahres 1226 die Hilfe des deutschen Hochmeisters an und versprach ihm zum Lohne das Kulmerland. Doch vorsichtig erbat sich Hermann am 28. März 1226 zu Rimini vom Kaiser die Bestätigung jener Schenkung und die Zuweisung des zu erobernden Preußen mit allen Hoheitsrechten, denn nicht als polnischer Vasall, sondern als ein Fürst des Reiches dachte er den Orden nach der Weichsel zu führen. Während nun der Papst zur Kreuzfahrt ins Preußenland aufforderte, erschienen schon 1226 die ersten Ordensbrüder an der Weichsel, erbauten auf deren linkem Ufer die Holzburg Vogelsang und erhielten vom Herzog 1230 der Stätte des späteren Thorn gegenüber die Burg Nessau. Doch erst als Herzog Konrad dem Orden das Kul-
1228. merland förmlich übergeben (23. April 1228) und Preußen ihm eingeräumt, Bischof Christian den Deutschherren den Zehnten von seinen bischöflichen Gütern im Kulmerlande, später diese selbst gegen Grundzins übertragen hatte, begann der Orden den Eroberungskrieg mit einer planmäßigen Energie, wie sie in jener Zeit nur eine geistliche Genossenschaft entfaltete, und mit einem militärisch-politischen Scharfblick, der noch jetzt die Bewunderung der Kenner erweckt. Große Feldzüge vermochte er nicht zu führen, da seine militärischen Mittel ganz und gar von der unberechenbaren Stärke der Kreuzheere abhingen; er sicherte vielmehr seine Operationslinien, die Flüsse und die Küste, durch rasch geschanzte Pfahlburgen und siedelte sofort unter ihrem Schutze eine städtische Bevölkerung an. Von diesen Militärkolonien aus suchte er dann das umliegende Land durch fortgesetzte Streifzüge zur Unterwerfung zu bringen, besonders wenn harter Winterfrost die Sümpfe gangbar machte. Kam einmal ein außergewöhnlich starker Zuzug, dann gelang wohl ein größerer Schritt vorwärts. Es war die Art und Weise, wie die Christen in Syrien ihre Herrschaft begründet hatten. Die Preußen ließen gewöhnlich die erste Anlage einer Burg ohne rechte Vorstellung von der Gefahr geschehen; erhoben sie sich dann, so prallten sie an den festen Wällen ab.

Nachdem zuerst Kulm in Besitz genommen worden, überschritt 1231 der 1231.
Landmeister Hermann Balko die Weichsel und begründete die Burg Torun (Thorn), wohl nach dem syrischen Torone genannt; unter ihr entstand bald darauf 1233 die Stadt. Der blutige Sieg an der Sirguna (Sorge) im August 1233.
oder September 1233 leitete die Unterwerfung Pomesaniens ein, das sofort durch die neue Burg Marienwerder an der alten Nogat gedeckt wurde. Noch vor Ende desselben Jahres (28. December 1233) verlieh Hermann von Salza den beiden neuen Städten Kulm und Thorn die Handfeste (Urkunde), welche das junge deutsche Bürgertum des Weichsellandes auf feste Grundlagen stellte. Gegen jeden etwaigen Anspruch Polens sicherte er dann den Orden, indem sein Gönner, Gregor IX., das Kulmerland und seine Eroberungen direkt unter die Hoheit des heiligen Petrus nahm (3. August 1234). Inzwischen wurde die Unterwerfung 1234.
Pomesaniens mit Hilfe Markgraf Heinrichs des Erlauchten von Meißen weitergeführt, 1237 mit Unterstützung eines sächsischen Kreuzheeres unter Otto von Brandenburg die Burg und Stadt Elbing zur Sicherung der Weichselausfahrt ins Frische Haff gegründet, 1246 diese Stadt mit lübischem Rechte bewidmet. Nach der Vereinigung mit dem Schwertorden steigerten sich die Erfolge rasch. Ein Vertrag mit Swantopolk von Pommerellen sicherte die Westgrenze (11. Juni 1238), ein kecker Vorstoß am Frischen Haff brachte 1239 das feste Balga in die Hand des Ordens, dann Natangen und Bartenland. Als Hermann von Salza, wenige Wochen nach dem Tode seines ersten Landmeisters in Preußen, am 20. Mai 1239 aus dem Leben schied, durfte er froh in eine glänzende Zukunft seines 1239.
Ordens blicken.

Die erste Erhebung der Preußen. Doch auch hier sollte sich's bewähren, daß eine Eroberung meist leichter zu machen als zu behaupten ist. Als die unterworfenen Preußen allmählich zum Bewußtsein ihrer Lage gekommen waren, brach 1242 ein Aufstand los, unterstützt vom Pommerellerherzog Swan- 1242.
topolk, der ahnen mochte, welche Gefahr auch ihm drohte, seitdem der Orden seine Macht wie einen Keil zwischen Slawen und Litauer trieb. Während im Osten sämtliche Burgen bis auf Balga verloren gingen, bedrängte Swantopolk von der Weichsel aus den Orden und schloß erst 1248 Frieden, indem er seine preußischen Bundesgenossen preisgab. Am 7. Februar 1249 unterwarfen sich darauf 1249.
die Pomesanier, Warmier und Natanger unter Vermittelung des päpstlichen Legaten Jakob von Lüttich wieder dem Orden. Er gab den Bekehrten das Recht, ihre Güter ihren Erben zu hinterlassen und an Christen zu veräußern, die Gleichstellung vor Gericht, den Edlen den Rittergürtel, alles, solange sie nicht rückfällig würden. Dafür versprachen sie, ihre heidnischen Gebräuche aufzugeben und eine bestimmte Anzahl Kirchen zu bauen und auszustatten. Wer nicht binnen Monatsfrist sich taufen ließ, verlor seine Güter.

Kolonisation und Unterwerfungskämpfe. Unter dem Schutze dieses verhältnismäßig milden Rechtes arbeiteten insbesondere die Dominikaner, die der Orden begünstigte, während er die Cistercienser nicht zuließ, eifrig an der Bekehrung des Volkes. Die kirchliche Organisation hatte schon 1243 der päpstliche

Legat Wilhelm von Modena derart geordnet, daß er vier bischöfliche Sprengel (für das Kulmerland, Pomesanien, Ermland und Samland) bildete; vom Grundbesitz sollte in jedem Sprengel der Orden zwei Drittel, der Bischof ein Drittel erhalten. Gleichzeitig brach sich auch die deutsche Kolonisation Bahn, nicht nur in Stadtgründungen, die hier überall den Anfang machten, sondern ebenso in Landverleihungen an deutsche oder polnische Grundherren, wie in Ansetzung deutscher Bauern nach flämischen Hufen.

1252. Inzwischen nahmen im Osten die Kämpfe ihren Fortgang. 1252 wagte der Orden seinen verwegensten Vorstoß, gründete an der Nordspitze des kurischen Haffs die Memelburg, um die Verbindung mit Kurland zu sichern und den Litauern die Zufuhr auf der Memel abzuschneiden. In den nächsten beiden Jahren wurde Natangen, Barten und Galindien gesichert. Endlich gelang auch die Unterwerfung
1255. Samlands, als Anfang des Jahres 1255 König Ottokar II. von Böhmen, ein alter Gönner des Ordens, in Verbindung mit Markgraf Otto III. von Brandenburg ein stattliches Kreuzheer von Elbing über das Eis des Frischen Haffs nach der Halbinsel führte. Zu ihrer Sicherung und dem König zu Ehren legte der Orden die Burg Königsberg am Pregel an, die dann i. J. 1257 an die Stelle des jetzigen Schlosses hoch über dem sumpfigen Flußthale verlegt wurde und bald eine Stadt zu ihren Füßen entstehen sah. Mit den Stämmen im Osten verlief der Kampf in bloßen Plünderungszügen.

Zweite Erhebung Preußens. Da brachen, gereizt durch die Anlage der Georgenburg am Niemen, die Litauer 1259 in Kurland ein, worauf die Semgallen sich erhoben. Am Durben östlich von Libau erlitten die Deutschen, dank der Treulosigkeit der einheimischen Hilfstruppen und der Übermacht
1260. der Litauer, eine entscheidende Niederlage (13. Juli 1260); der Landmeister Burkard von Hornhausen und 150 Ordensritter deckten das Schlachtfeld. Ein schwarzer Unglückstag in der Ordensgeschichte und die Einleitung zu dem verzweiflungsvollen Ringen, welches die deutsche Herrschaft bis an den Rand des Unterganges brachte! Zuerst fielen die Kuren ab. Dann ging in den lichten nordischen Sommernächten ein seltsam unheimliches Leben und Weben durch die Wälder und Heiden Preußens; die Gaue traten zusammen, wählten jeder seinen Führer, den begabtesten die Natanger, den Heinrich Monte, der in Magdeburg christlich erzogen war, und bestimmten den Vorabend von St. Matthäus, den 20. September 1260, zum Losbruch. Die Deutschen, die da nicht in die Wälder und Burgen sich retteten, wurden erschlagen oder gefangen weggeschleppt, die Kirchen zerstört, die Priester gemordet. Die Burgen hielten anfangs alle aus; aber nach dem hart bestrittenen Siege Heinrich Montes bei Pokarben (unweit Brandenburg) am 22. Januar 1261 fielen die meisten oder wurden eingeschlossen. Verheerende Streifzüge trafen das offene Land bis zur Weichsel hin und wurden mit ähnlichen Unternehmungen heimgezahlt. Heldenmut und Ausdauer, List und Grausamkeit arbeiteten von beiden Seiten in wilder Aufregung gegeneinander, zuweilen auch durchleuchtet von einem Beweise hochherzigen Edelmutes dem Feinde gegenüber. Fochten die Preußen für Glauben und Freiheit ihrer Vorfahren, so die Deutschen

für die Früchte harter Arbeit, ihr Dasein, ihre Kirche; noch einmal flammte in diesen fernen Marken der ganze religiöse Eifer der Kreuzzüge auf: die Gottesmutter Maria ging ihren Heeren voran und hob ihre gefallenen Helden hinauf zur ewigen Freude. In den ersten Jahren schien der Orden fast verloren. Er suchte treugebliebene Preußen durch Vergünstigungen noch fester an sich zu fesseln, aber schwerlich gewann er damit Abtrünnige; die Päpste forderten unausgesetzt zur Kreuzfahrt auf, doch wenige folgten dem Rufe. Die Kräfte der Deutschen wurden allmählich schwächer, im Osten hielten schließlich nur die Seeplätze Balga, Königsberg und Memel noch aus, rings von Feinden umgeben; sonst behauptete der Orden nur das Kulmerland und Pomesanien.

Kämpfe in Livland und Kurland. Dazu hatte der Orden auch in Livland und Kurland schwere Kämpfe zu bestehen. Die Gefahr wuchs hier besonders, als sich Mindowe mit dem Fürsten Alexander Newskij von Nowgorod verbündete (Sommer 1262) und beide Livland angriffen. Aber nach Mindowes Ermordung zu Ende 1263 gelang es dem Orden, 1265 die Burg Mitau zu begründen, so daß die Kuren endlich im August 1267 zum Unterwerfungsvertrage 1267.
sich bequemten. So rückenfrei im Südwesten, wehrte der Orden im Anfange des Jahres 1268 den Einfall der Russen nach Estland bei Maholm glücklich ab und 1268.
unternahm dann im Sommer desselben Jahres mit großer Heeresmacht zu Land und Wasser auf dem Embach und Peipussee einen allerdings vergeblichen Feldzug gegen Pskow. Gegen Nowgorod aber verhing auf den Antrag des Landmeisters Lübeck mit den anderen deutschen Ostseestädten eine einjährige Handelssperre. Freilich war die äußere Gefahr damit noch keineswegs vorüber. Noch im Februar 1270 erlitt ein Ordensheer gegen die Litauer, die bis nach Ösel vorgedrungen waren, auf dem Eise des Sundes eine schwere Niederlage, eine zweite im Sommer. Doch nötigte endlich der Landmeister Walther von Nordeck die Semgallen zum Unterwerfungsvertrage (Juli 1272).

Letzte Unterwerfung Preußens. Diese Wendung übte allmählich auch auf Preußen ihren Einfluß. Von Königsberg aus wurde seit 1265 nach und nach Samland wieder unterworfen, 1266 begründete ein Kreuzheer unter Otto III. und Johann I. von Brandenburg die gleichnamige Burg am Frischen Haff, wogegen der mit großem Geräusch angekündigte zweite Kreuzzug Ottokars II. 1266—67 ohne wirkliches Ergebnis verlief. Da begann nun allmählich der Widerstand der Preußen zu ermatten. Zuerst gaben 1270 die Barter den Kampf auf; als mit Hilfe des Meißners Dietrich von Landsberg Natangen 1272 unterworfen worden war, verzweifelte auch Heinrich Monte, flüchtete in die Wälder, wurde dort aufgespürt und starb i. J. 1273 unwürdig den Tod durch Henkershand. Im 1273.
selben Jahre brach ein furchtbarer Verheerungszug auch die Kräfte Pogesaniens. Der Aufstand war zu Ende.

Die Aufständischen hatten nach dem Vertrage von 1249 unzweifelhaft ihr Recht verwirkt, sie wurden daher ohne Unterschied des Standes zu unfreien Leuten herabgedrückt. Um so mehr zeichnete der Orden die nicht geringe Zahl der treu-

gebliebenen Preußen durch Landschenkungen und Rechte aus; Unfreie unter ihnen erhob er zu Freien oder gar zu Edlen.

1273. Daran schloß sich seit 1273 die Unterwerfung der noch freien litauischen Landschaften im Osten, die der Landmeister Konrad von Thierberg bis 1283 mit der Bezwingung Sudauens vollendete. Mehrere Häuptlinge unterwarfen sich freiwillig, die Bewohner wurden teils in Samland angesiedelt, teils wanderten sie nach Litauen aus; der größte Teil des Landes verödete. Auch nördlich der Memel gegen die Litauer ging der Orden angriffsweise vor. Er legte 1274 Dünaburg an, unternahm 1279 einen vergeblichen Zug gegen Wilna und büßte diese Niederlage mit einem neuen Aufstande der Semgallen, den er erst nach zehn Jahren völlig überwältigte (1289—90).

Doch mochten noch beständig Gefahren von Russen und Litauern drohen, die Begründung der deutschen Herrschaft oder Kultur von der unteren Weichsel bis zum Finnischen Meerbusen war vollbracht.

Brandenburgs Machtentwickelung. Zu gleicher Zeit mit dem Ordensstaate bildete sich in seinem Rücken die Territorialmacht aus, welche zunächst dazu bestimmt war, abwechselnd mit ihm an der Ostgrenze auf der Wacht zu stehen und später, mit seinen Trümmern vereinigt, die erste Grundlage für den Neubau des zerfallenen Reiches zu bilden, die Mark Brandenburg. Unter Albrecht II. (1205—1220) begann die zweite große Erweiterung der Mark, zumeist auf Kosten Pommerns, dessen zwiespältiges deutsch-slawisches Wesen der Widerstandskraft entbehrte. Um seine Lehensansprüche auf Pommern geltend zu machen, die auf der Rechtsnachfolge der alten Herzöge von Sachsen beruhten oder auch aus der Natur der Markgrafschaft abgeleitet wurden und wahrscheinlich schon von Kaiser Heinrich VI., sicher von Friedrich II. (1231) anerkannt worden sind, drang der Markgraf 1214 bis Stettin vor. Er mußte zwar zunächst seine Absicht aufgeben, da noch Dänemark hinter Pommern stand, behauptete aber damals wohl den Landstrich von Zehdenick bis zur Oder und legte 1215 da, wo die wasserreiche Finow seeartig erweitert der Oder sich nähert, Oderberg als feste Grenzburg an. Unter der langen gemeinschaftlichen Regierung des einträchtigen Brüderpaares Johann I. und Otto III. (1210—1266) wurden zunächst Teltow und Barnim, wie es scheint durch Kauf, von den Nachkommen des Wendenfürsten Jazco erworben, dann abermals der Kampf mit Pommern begonnen Da gleichzeitig die Polen Pommerellen und Mecklenburg angriffen, so mußte Wartislaw III. im Vertrage von Kremmen
1236. am 20. Juni 1236 die Lande Stargard, Beseritz und Wustrow (ungefähr das heutige Mecklenburg-Strelitz) an Brandenburg abtreten und sich der Oberhoheit desselben unterwerfen, ja selbst das Erbrecht der Askanier auf sein ganzes Land anerkennen. Der Versuch der Pommern, sich diesem Vertrage zu entwinden, führte nach verheerendem Kriege nur zum Verluste auch der fruchtbaren Ukermark. Zum Teil auf Pommerns Kosten erwarben dann bis 1260 die Markgrafen auch das Land jenseit der Oder, die Neumark, und zur Abrundung dieses wertvollen Besitzes durch Kauf das polnische Land Lebus zu beiden Seiten der Oder. Zu diesem umfassenden Landbesitz gesellte sich 1261 noch das Land Budissin (Bautzen),

welches Ottokar II. von Böhmen seinem Schwager Otto III. als Pfand für die Aussteuer seiner Schwester Beatrix überließ.

Besiedelung Brandenburgs. Die Germanisierung dieser Lande ist von den Askaniern planmäßig weitergefördert und besonders durch Zuwanderungen aus der Altmark und Ostsachsen vollzogen worden. Eine Austreibung der Slawen hat indes auch jetzt nicht stattgefunden; vielmehr werden in der Priegnitz und Zauche bis ins 15. Jahrhundert hinein Slawen und slawische Orte erwähnt. In der Zauche wie im Barnim und Teltow erhielt sich ferner, wie es scheint, die slawische Flurteilung bis ins 18. Jahrhundert; auch sind im Teltow die mythischen Volksüberlieferungen ganz slawisch, während sie in der Priegnitz, Ukermark und der nördlichen Mittelmark durchaus germanisches Gepräge tragen. Für die Germanisierung wirkten Klöster und Städte nebeneinander. Im Barnim entstand um 1250 das Cistercienserstift Friedland, in der Ukermark 1249 Zehdenick; in demselben Jahre verwandelte Bischof Otto von Brandenburg das Prämonstratenserstift Mariensee (gegründet um 1231) in ein Cistercienserkloster, das 1272 nach **Chorin** verlegt wurde und einen hervorragenden Anteil an der Kultivierung dieser Gegend gewann. Im Lande Lebus war in derselben Weise das schlesische Kloster Trebnitz thätig (daher die Stadt Lebus-Müncheberg 1245). Zahlreiche neue Stadtgemeinden entstanden seit 1225, wobei die altmärkischen Städte und Brandenburg die Norm gaben. So erhielt **Spandau** 1229—1232 Brandenburger Recht, desgleichen **Berlin** im Barnim. Dies wird schon um 1200 erwähnt und ist wohl gleichzeitig mit seiner Schwesterstadt **Köln** (auf der flachen Höhe der Spreeinsel im Teltow), die dann Spandauer Stadtrecht empfing, an der Stelle entstanden, wo die Teilung des Flusses den Übergang erleichterte. Beide Städte waren namentlich auf Fischfang und Handel angewiesen, wie die Schutzheiligen der ältesten Kirchen beider, St. Nikolaus und St. Petrus, beweisen. Die askanischen Stadtgründungen im Lande Stargard, **Neu-Friedland** 1244 und **Neu-Brandenburg** 1248, sollten die neue Herrschaft gegen Pommern befestigen, ebenso wie die neuen Stadtgemeinden im Oberlande **Küstrin**, **Landsberg** a. Warthe 1257, **Frankfurt** a. O. 1253 gegen Polen.

Die Wettinischen Lande. Wenn im baltischen Küstenlande und in Brandenburg das Deutschtum vielfach nur unter harten Kämpfen vordrang, so ist seine Entwickelung im südlichen Teile des nördlichen Deutschland von der Saale bis zu den Karpathen, wie in Polen, Böhmen und Ungarn, lediglich die einer friedlich fortschreitenden Kulturmacht, und sie wird deshalb nicht nur von deutschen, sondern auch von fremden Landesherrschaften, sogar außerhalb der Reichsgrenzen befördert.

In den Landen zwischen Saale und Bober, die größtenteils den Wettinern gehorchten, begann erst im 13. Jahrhundert die deutsche Kolonisation die höher gelegenen Gegenden zu überziehen. Im oberen Elstergebiet vollendete der Deutsche Orden, seit 1217 im Vogtlande angesessen, die Kultivierung und Bekehrung dieses Striches, zumal die Straße von Franken nach Meißen, welche ihn durchschnitt, sich immer mehr belebte, je mehr dieses unter dem Segen seines Bergbaues auf-

blühte; an ihr entstand Plauen in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts unter dem Schutze des hohen Vogtschlosses auf dem Hradschin als deutsche Stadtgemeinde, zugleich ein Hauptsitz des Deutschen Ordens. An derselben Linie kamen die ältesten Stadtgemeinden des Meißnerlandes auf; neben Freiberg, dessen Bergrecht um dieselbe Zeit der Deutsche Orden nach Preußen übertrug, erhielt Zwickau noch vor 1212 Stadtrecht; Chemnitz war um 1264 befestigt und im Besitze zweier Kirchen, Glauchau wird zum erstenmal überhaupt 1261 erwähnt, doch als Pfarrort. Eben im Anschluß an diesen Verkehr lichteten sich die finsteren Nadelwaldungen des Erzgebirges; deutsche Ortschaften, nach den Unternehmern oder auch nach der Stammesangehörigkeit ihrer Begründer (Sachsenburg, Frankenberg) genannt, überzogen den Waldboden mit ihren fränkischen Hufen und drangen bald hinauf bis nahe an den rauhen Kamm des Gebirges. Einen gewissen Anteil hatten daran die freilich nur spärlich vorhandenen Klöster, wie Chemnitz, Aue, Grünhain, Geringswalde. Im Niederlande, namentlich auch im milden Elbgelände, das von Slawen dicht besetzt war, mehrten sich zwischen ihren Siedelungen die Ortschaften deutschen Namens, vornehmlich an der alten Völkerstraße nach dem Osten und am Strome selbst; dort tritt Großenhain unweit des alten Elbüberganges um 1234 als Pfarrort hervor, 1270 schon als bedeutender Handelsplatz, hier ist Dresden, 1206 als Ort, 1215 als Stadt (civitas) erwähnt, wohl eine deutsche Stadtanlage Dietrichs des Bedrängten im Anschluß an ein markgräfliches Schloß neben dem gleichnamigen slawischen Fischerdorfe. Sein Stadtrecht erhielt es wahrscheinlich von Heinrich dem Erlauchten, der erste Wettiner, der meist hier sich aufhielt und die erste steinerne Brücke über die Elbe (vor 1287) erbauen ließ; er war es auch, der die alte böhmische Zollstätte Pirna um 1244 mit deutschem Stadtrecht begabte. Auch auf die Hochflächen über dem Elbthale und selbst in die Wald- und Felswildnisse des Meißener Hochlandes drang die deutsche Bevölkerung vor, denn alle Orte südlich der Müglitz und Wesenitz sind entweder deutsch benannt oder weisen deutsche Flurteilung auf.

So hat in den Meißner Landen die südliche gebirgige Hälfte eine fast rein deutsche Bevölkerung empfangen, während im nördlichen Flachlande und im Elbthale die slawische lange überwog; erst 1327 wurde das Wendische vor Gericht in Altenburg, Leipzig und Zwickau, erst 1424 in Meißen verboten, und halb unverstandene Sprachreste wie slawisierte deutsche Namensformen haben sich bis in die neueste Zeit erhalten. Fast ganz slawisch blieb auch jetzt noch das andere Hauptland der Wettiner, die (Nieder-) Lausitz; nur die größeren Orte gewannen allmählich deutsches Stadtrecht, so Guben 1235 Magdeburger Recht.

Die Oberlausitz. In der später sogenannten Oberlausitz, dem Lande Budissin (Bautzen), war überhaupt nur das offne Land um Bautzen zwischen der Pulsnitz und der Schöps von den Wenden besiedelt, das mehr gebirgige Gebiet ringsum im Westen, Süden und Osten so gut wie unbewohnt, stand also der deutschen Besiedelung geöffnet, die seit dem Beginne des 13. Jahrhunderts von den einwandernden meißnischen oder thüringischen Herrengeschlechtern und vom wohlbegüterten Bistum Meißen, nicht dagegen von den beiden Cistercienser-

nonnenklöstern Marienstern (1234) und Marienthal an der Neiße (1248) gefördert wurde, und zwar offenbar im Anschluß an die deutsche Einwanderung nach Schlesien, welche eben durch den nördlichen Teil der Oberlausitz, auf der uralten „hohen Straße“ über die alte Landesfeste Bautzen ihren Weg nahm. An dieser Linie wuchsen an den herkömmlichen Raststellen der Fuhrleute, etwa in der Entfernung einer damaligen Tagefahrt, 2 bis 3 Meilen voneinander gelegen, deutsche Stadtgemeinden auf. Bautzen wird als solche 1213, Kamenz 1225, Löbau 1221, Görlitz 1238, Lauban 1268 zuerst erwähnt, um von kleineren Orten zu schweigen; alle wurden mit Magdeburger Recht ausgestattet und belebt von rührigen Handwerkern, die zum Teil aus Flandern (Flamland) herbeizogen. Aber den deutschen Charakter des Landes begründete erst die Massenansiedelung deutscher Bauern. Sie drangen entweder, der „hohen Straße“ folgend, über Königsbrück in das schon von Wenden besiedelte Gebiet an der schwarzen Elster vor, wo ihre Gründungen indessen später teilweise slawisiert worden sind, oder vom bischöflich meißnischen Bischofswerda (erwähnt 1227) her in das bewaldete Gebirgsland der Südgrenze, das sie seit den zwanziger Jahren des Jahrhunderts mit ihren neuen Dörfern erfüllten. Ebenso wurde das Gebiet zwischen Löbau, Görlitz und Lauban erst von den Deutschen angebaut. Im südöstlichsten Teile der Oberlausitz, der damals als Gau Zagost (d. i. hinterm Wald, von Süden aus gerechnet) noch zu Böhmen gehörte, boten die ungelichteten Waldmassen der Kolonisationsthätigkeit großer Grundherren böhmischer und meißnischer Abkunft ein besonders ergiebiges Feld, so daß diese bisher fast menschenleere Waldlandschaft, durch die seit alter Zeit die große Straße von Prag nach dem Norden zog, sich rasch in ein völlig deutsches Gebiet verwandelte. Reichenberg und Friedland z. B. entstanden um 1250 als deutsche Dörfer, Zittau erhielt 1255 von Ottokar II. deutsches Recht.

Schlesien. Dieselben Gründe, welche die unter deutscher Hoheit stehenden slawischen Fürsten von Mecklenburg und Pommern bewogen, deutsche Einwanderer ins Land zu ziehen, sind für die polnischen Piasten Schlesiens bestimmend gewesen, zumal für die Linie, welche nach dem Tode Boleslaws des Langen 1202 mit bewußter Absicht von dem in Oppeln und Ratibor regierenden Zweige sich völlig schied, sogar jedes Erbrecht aufhob und ihr Gebiet durch den großen „Grenzwald“, die Preseka (wörtlich „Verhau“), von Wartha längs der Glatzer Neiße bis Namslau und Kreuzburg absperrte. Während seitdem Oberschlesien mehr an das polnische Mutterland sich anlehnte, mit Ausnahme des Fürstentums Neiße, das 1198 Besitz des Bistums Breslau geworden war, öffnete sich das größere und reichere Niederschlesien willig der deutschen Kultur, besonders unter Heinrich I. dem Bärtigen (1202—1238), dem Gemahl der frommen Hedwig von Meran, und seinem Nachfolger Heinrich II. dem Frommen (1238—1241), der mit den deutschfreundlichen Přschemysliden sich verschwägerte. Später hat der Bruderzwist zwischen seinen Söhnen zwar neue Teilungen veranlaßt und das Land oft mit kriegerischer Bewegung erfüllt, doch die einmal begonnene Germanisierung nicht wesentlich aufgehalten. Dem Rechte nach zu urteilen ist die Mehrzahl der Einwanderer aus Sachsen und vom Niederrheine (also aus dem alten

Frankenlande) gekommen, die Mundart steht der fränkischen am nächsten. Für die ländliche Besiedelung waren insbesondere die Klöster maßgebend. Leubus kolonisierte die Gegend um Liegnitz; Heinrichau, 1222 von Herzog Heinrich mit Cisterciensern von Leubus besetzt, den Landstrich nach dem Glatzer Gebirge hin; die Augustiner vom Breslauer Sande (seit 1150) begannen seit 1209 die Anlegung deutscher Dörfer um den Zobten, die alte Hochwarte Schlesiens; über die Oder trug namentlich das Cistercienserstift Trebnitz, die Lieblingsschöpfung der heiligen Hedwig, deutsche Kultur. So bedeckten deutsche Dorfanlagen, im ganzen ihrer gegen 1500, das schlesische Flach- und Hügelland; sie wurden längs der Sudeten und auf allen höheren Wasserscheiden zu fränkischen Hufen ausgethan, zu flämischen in den ebneren Lagen.

Die Anlage deutscher Städte ging überwiegend von den Landesherren aus, die ihnen dabei Magdeburger Recht verliehen. Die erste Gründung dieser Art ist Goldberg (1211) auf der Stelle, wo reiche Erzadern damals fündig wurden, die nächste Neumarkt an der großen Straße nach Breslau und Südpolen (vor 1222). Seitdem diese Anlagen im Mongolensturm 1241 ihre Widerstandskraft glänzend bewährt hatten, vermehrten sie sich rasch; unter Heinrich III. von Breslau († 1266) entstand Trebnitz 1241, Striegau 1242, Landeshut an der bequemsten Straße nach Böhmen 1249, Brieg 1250, Liegnitz 1252, Glogau 1253; die vorher schon vorhandenen slawischen Orte gleichen Namens sanken zu Dörfern herab. Frühzeitig überflügelte die übrigen Städte Breslau, lange die Hauptstadt ganz Schlesiens und immer sein kirchlicher Mittelpunkt.*) So ging Schlesien in der gewöhnlichen Schnelligkeit kolonialer Entwickelung binnen wenigen Jahrzehnten von der dürftigen slawischen Naturalwirtschaft zur deutschen Geldwirtschaft über, während zugleich die massenhaften Exemtionen der deutschen Städte und Landgemeinden die slawische Staatsordnung erst erschütterten, dann zu ihrer Ersetzung durch die deutsche führten. Das Band mit dem eigentlichen Polen aber lockerte sich auch dadurch, daß im ganzen Umfange des Breslauer Sprengels schon 1227 für die deutschen Kolonisten an Stelle des Zehnten eine feste jährliche Abfindungssumme trat.

Polen. Nicht so vollkommen wie in Niederschlesien ist deutsches Wesen in der polnischen Ebene durchgedrungen, da es hier der Hauptsache nach nur Stadtgemeinden ins Leben rief, nicht massenhafte bäuerliche Ansiedelungen, und die seit dem Anfange des 12. Jahrhunderts von Deutschland her einwandernden

*) Hier hatte sich schon seit dem Anfange des 13. Jahrhunderts neben dem Dome auf dem „Sande“, der Oderinsel, und bei den herzoglichen Höfen gegenüber auf dem linken Ufer zuerst auf dem Grund und Boden der Augustiner im Osten eine wallonische Kolonie, später eine deutsche Niederlassung mit steinernem Kaufhause an der Sandbrücke gebildet, für die nach 1226 die Pfarrkirche zu St. Maria und Magdalena entstand. Nach der Zerstörung von 1241 überließen die Deutschen dieses Kaufhaus, das allein sie überdauert hatte, den Franciskanern gegen die Erlaubnis, eine Stadt deutschen Rechtes bei ihrer Pfarrkirche zu begründen, die Altstadt Breslau, die i. J. 1261 Magdeburger Recht für ihr ganzes Weichbild erhielt. Schon 1263 trat neben diese rasch aufblühende Stadt eine Neustadt um den Neumarkt unter einem besonderen Vogt, bald der Hauptsitz der Tuchmacher.

Juden den Deutschen starke Konkurrenz machten. Auch hier wirkten die Klöster, meist deutschen Ursprunges, kolonisierend. Die erste deutsche Gemeinde auf großpolnischer Erde ist wohl Fraustadt an der Straße von Schlesien nach Nordpolen, dessen städtische Rechte bereits 1204 erweitert wurden; in Posen erwuchs gegenüber der polnischen Burg 1252 eine deutsche Niederlassung westlich von der Warthe, am Erzbistumssitze Gnesen noch vor 1262, in Krakau 1257.

Böhmen und Mähren. Unter sehr ähnlichen Verhältnissen wie in Schlesien hat sich das Deutschtum in Böhmen und Mähren seit dem Anfange des 13. Jahrhunderts Bahn gebrochen. Das war nicht nur durch die alten politischen und verwandtschaftlichen Beziehungen der Prschemysliden zu Deutschland vorbereitet, sondern auch durch die zahlreichen während des 12. Jahrhunderts von dorther begründeten und besetzten Klöster. Von ihnen und von den Fürsten selbst, nach deren Beispiele auch von weltlichen Grundherren, ging dann die planmäßige Ansiedelung Deutscher aus, die vielfach auch von dem Metallreichtume dieser Länder angezogen wurden, und zwar haben die Könige besonders die Begründung deutscher Stadtgemeinden, die Klöster die Anlage deutscher Dörfer gefördert. Die Stadtgemeinden standen nicht unter dem Supan, sondern, sobald sie auf königlichem Grunde sich erhoben, unter dem königlichen Unterkämmerer und verwalteten ihre Angelegenheiten selbst, vorwiegend nach Magdeburger Recht. Früher als in Böhmen, Prag ausgenommen (s. unten), entwickelte sich auf solcher Grundlage das deutsche Städtewesen in Mähren. Hier wurde schon 1213 Freudenthal (jetzt im österreichischen Schlesien) zu deutschem Rechte ausgesetzt, 1223 Mährisch-Neustadt, noch etwas früher die Burgflecken Olmütz und Brünn, das 1243 Wiener Recht erhielt, 1226 Znaim nach Wiener Recht unter Ottokar I.; die übrigen mährischen Städte entstanden meist unter Ottokar II. Eine besondere Wichtigkeit unter ihnen errang Iglau, dessen deutsche Bergbaukolonie schon 1227 erwähnt wird; sein Schiedsgericht in Bergsachen war bereits 1234 angesehen, sein Stadt- und Bergrecht, das es 1250 auf Grund des Freiberger von Ottokar II. erhielt, wurde dann auf böhmisch-mährische, wie auf ungarische Bergstädte übertragen, und hat sich später bis Venedig und Spanien, von da aus schließlich bis nach Amerika verbreitet. In Böhmen erhielt die deutsche Gemeinde Prag 1231 die Bestätigung und Erweiterung ihres alten Privilegs; zugleich entstand neben ihr die „Neustadt bei St. Gallus" und 1257 die „Kleinseite" unter der Burg durch Ottokar II. Unter den drei Königen Ottokar I., Wenzel I. und Ottokar II. sind außerdem im ganzen etwa 20 königliche Städte gegründet worden, vor allem Leitmeritz (1228/30), Aussig, Brüx, Ellnbogen, Pilsen, Budweis, Kolin, als Bergorte Kuttenberg und Deutschbrod.

Die bäuerliche Kolonisation ergriff zumeist das ungerodete Waldland, das die böhmischen Randgebirge und ihre Abdachungen bedeckte. Den Nordwesten des Landes, das Egerthal und das Paradies Böhmens zwischen der Steilwand des Erzgebirges und den malerischen Kegeln des Mittelgebirges erfüllten die Cistercienser von Waldsassen und Ossegg (gegründet 1199), die Prämonstratenser von Tepl (gegründet 1193) und Doxan (gegründet 1144) mit ihren Waldkolonien;

auch die Johanniter und Deutschritter erwarben hier bedeutende Güter, die letzteren z. B. Kommotau 1252. Östlich der Elbe wurde Leitmeritz der Stützpunkt weiteren Vordringens. Im Osten, an dem bequemsten Übergange nach Schlesien zwischen dem Riesen- und Glatzer Gebirge, begann Ottokar II. selbst um 1277 die deutsche Besiedelung der Gegend von Trautenau und Arnau.

Das Glatzer Land, in seiner Abgeschlossenheit früh Böhmen entfremdet, zuerst 1093 an einen polnischen Fürsten als böhmisches Lehen gegeben, seitdem oft verpfändet, obwohl nicht unwichtig als Durchgangsland, und daher beherrscht von dem hohen thalsperrenden Schlosse an der Neiße (981 castellum Cladzco), war nur in den Hauptthälern von dürftigen slawischen Ansiedelungen besetzt und wurde früh zunächst von den großen Grundherren, seit 1277 auch von Ottokar II. deutscher Einwanderung geöffnet, die es rasch völlig überwältigte. Im westlichen Böhmen kam Mies durch seinen Silberbergbau empor; das platte Land dieses Striches kolonisierten die Benediktiner von Kladrau (gegründet 1115) und die Cistercienser von Plaß (1146 gegründet); den Süden des Böhmerwaldes machten erst die beiden Cistercienserklöster Hohenfurt, die Stiftung der Rosenberge 1259 und Goldenkron, Ottokars II. Schöpfung 1263, urbar, die Gegend zwischen Krumau und der österreichischen Grenze die Rosenberge und die Prämonstratenser von Strahow in Prag. In Mähren machten 1204 die Johanniter den Anfang, ihnen folgten die Cistercienser von Wellehrad und Oslawan, die Prämonstratenser von Hradisch bei Olmütz, die Benediktiner von Trebitsch und Raigern; sehr viel that auch Bischof Bruno von Olmütz (1245—1261) aus dem alten ruhmvollen Kolonisatorengeschlechte der Schauenburger Grafen, der Vertraute Ottokars II. Zwar ist eine völlige Germanisierung weder in Böhmen noch in Mähren gelungen, aber die Supenverfassung (s. S. 198) wurde mehr und mehr durchbrochen, und die deutsche Kultur hat seitdem maßgebenden Einfluß auf das Land gewonnen, ja selbst die Lage des tschechischen Landvolkes verbessert, indem vielfach tschechische Dörfer deutsches Recht erhielten, wenngleich die Masse hörig blieb.

Ungarn und Siebenbürgen. Selbst Ungarn, das solange seine barbarischen Reiterhorden über das deutsche Kulturland ergossen, hat sich diesem Einfluß nicht entziehen können. Die Kirche und der Handel, die Familienverbindungen des ungarischen Königshauses mit deutschen Herrengeschlechtern und die Einwanderung deutscher Edlen knüpften früh mannigfache Beziehungen mit Deutschland. Die erste deutsche (niederrheinische) Massenansiedelung nahm unter Geisa II. (1141—61) grade den entferntesten Teil der menschenleeren Einöde „jenseits des Waldes" in Besitz, den Gau von Sibin, das die Deutschen Hermannstadt tauften und das nachmals dem ganzen herrlichen Gebirgslande den Namen Siebenbürgen gab. Um dieselbe Zeit vielleicht entstanden die ersten Ansiedelungen im nordungarischen Berglande, in der Zips, angesichts der himmelanstarrenden Gebirgswand der hohen Tatra. Eben nach Siebenbürgen, in „das öde und unbewohnte Burzenland an der Waldgrenze gegen die Kumanen" sandte 1211 König Andreas II. die Ritter des deutschen Ordens. Sie schirmten die Karpathenpässe gegen die Einbrüche dieses wilden Räubervolkes durch ihre Burgen, bauten im Lande

um Kronstadt fünf „Ordenshäuser", darunter als Haupthaus die gewaltige Marienburg nördlich von Kronstadt, und riefen deutsche Bauern ins Land. Als sie ihr Gebiet, um es von der ungarischen Oberhoheit zu lösen, unter päpstliche Hoheit stellten, machte 1225 der König ihrer jungen Herrschaft mit Gewalt ein Ende, aber ihre Kulturschöpfungen blieben bestehen. Auch zu der dritten Gruppe deutscher Ansiedelungen im Nordosten Siebenbürgens, im Nösnergau an der oberen Szamos ist damals noch vor 1241 der Grund gelegt worden. Den Kolonien der „Sachsen" im Hermannstädter Gau aber gab 1224 Andreas II. den großen Freiheitsbrief, der ihnen selbständige Verwaltung durch einen selbstgewählten Richter, den „Sachsengrafen", und Abgabenfreiheit gegen eine jährliche Zahlung von 500 Mark Silber und Stellung eines Kontingents im Kriegsfalle zusicherte. Die Mongolennot von 1241 traf auch die Deutschen Ungarns schwer; doch wie in Schlesien begann nach ihrer Überwindung die deutsche Einwanderung, geleitet von Bela IV., in stärkerem Strome nach dem verödeten Lande zu fließen. Fast an alle Königs- und Bischofsstädte schlossen sich deutsche Stadtgemeinden, eingerichtet nach dem Vorbilde von Stuhlweißenburg und Ofen-Pest, wie Neutra (1258), Raab (1271), Kaschau (1261), denen dann wieder andere Orte folgten, wie Eisenstadt 1279, Komorn 1265, alle auf Grund bayerischen Rechts. Dagegen regelten die 24 „Regalorte" der Zips 1271 ihre Verhältnisse nach Magdeburger Recht, die Bergstädte, wie Schemnitz, nahmen Iglauer Recht an. Ganz Ungarn war also mit deutschen Stadtgemeinden und Bauernschaften durchsetzt; in fast ununterbrochener Reihenfolge zogen sie sich insbesondere durch das Bergland der Karpathen von der mährischen bis zur walachischen Grenze; selbst neben dem kroatischen Agram entstand seit 1242 eine deutsche Stadtgemeinde. Die Vorherrschaft der deutschen Kultur bis an die untere Donau ist damals begründet worden.

Von der Elbe und Saale bis zum finnischen Meerbusen und bis in die Karpathen hatte die deutsche Kolonisation ein weites Binnenland mit ihren Ansiedelungen bedeckt, hatte der Nation die Hälfte ihres gegenwärtigen Gebietes gewonnen, hatte das Übergewicht der deutschen Gesittung über den Osten Europas festgestellt. Aber auch auf die inneren Verhältnisse Deutschlands übte diese mächtige Erweiterung des deutschen Gebiets und des deutschen Einflusses tiefgehende Wirkungen. Seitdem die Deutschen die Ostseeküste und damit selbständigen Anteil an dem regen Verkehr auf diesem reich entwickelten Binnenmeer gewonnen, hatte Deutschland seinen bis dahin fast rein festländischen Charakter abgestreift und war, da es gleichzeitig sich den selbständigen Handel mit Italien und den Mittelmeerländern öffnete, in den Mittelpunkt einer großartigen Handelsbewegung gerückt. Was um dieselbe Zeit der lateinische Orient für Italien und Frankreich, was Jahrhunderte nachher Süd- und Mittelamerika für Spanien, Nordamerika für England und Holland wurden, das sind damals diese Ostlande für Deutschland gewesen. Die Beziehungen zu ihnen beschleunigten die wirtschaftliche Entwickelung des Mutterlandes und führten eine neue Epoche herauf. So wurde der wirtschaftliche Boden vorbereitet, auf dem später die Zusammenfassung der Kräfte zum modernen Staate möglich wurde, freilich noch lange nicht zum nationalen Staate.

Neue Bildungseinflüsse. Gleichzeitig hat nun das deutsche Volk auch eine unermeßliche Erweiterung seines geistigen Gesichtskreises erfahren und seine Befreiung von den engen Schranken der überlieferten Anschauungen und Interessen errungen. Zu der längst vorhandenen Kenntnis Italiens, die nur in immer weiteren Kreisen sich verbreitete, gesellte sich eine schwer übersehbare Masse neuer Bilder. Sicilien mit seiner arabisch-normannischen Mischkultur, vor allem der farbenbunte Orient trat in den Gesichtskreis der Deutschen. Es gab keinen Bischofssitz und kein Kloster, kaum eine Burg und ein Dorf, von dem nicht einmal einer die weite Fahrt unternommen hatte, denn beständig flutete der Verkehr zu Land und See hin und her. Der Deutsche sah die Kaiserstadt Konstantinopel mit ihrem Welthandel und ihrer glänzenden Industrie, ihren Riesenbauten und ihrem prunkvollen Hofe, die öden Steppen des inneren Kleinasien, die reichen Fruchtländer Syriens und Ägyptens, Moscheen und Fürstenschlösser, schiffwimmelnde Häfen und reiche Bazare, das bunte Gemisch der Völker und Religionsgenossenschaften in den syrischen Kreuzfahrerstaaten. Er sah auf der anderen Seite den schimmernden Glanz des ritterlich-höfischen Lebens in England und Frankreich, die jungen, kraftvollen, aber noch halb barbarischen Völker des Nordens, die Felsenküsten und Sunde Skandinaviens, die Moore und Heiden, die unermeßlichen Wälder und den unwirtlichen Strand der slawischen und finnischen Stämme. Und lag er kriegsgerüstet zu Felde wider die Sarazenen, dann schlug er sein Zelt vielleicht neben dem Lager französischer und englischer Ritter auf und verkehrte mit ihnen als Kriegsgefährte, oder er kam wohl auch während einer Waffenruhe, bei einer Gesandtschaft in freundliche Berührung mit den Helden der „Ungläubigen". Das alles schärfte seine Beobachtungsgabe, die Selbständigkeit des Urteils, die Kritik, mit ihr hob sich sein Selbstbewußtsein und die Überzeugung vom Werte der Persönlichkeit. Dem Ansehen der Kirche war das keineswegs günstig. In die Seele des Volkes drangen unaufhaltsam Anschauungen, welche die Kirche weder vermittelte noch eigentlich annehmen wollte oder konnte, und die erwachende Kritik mußte sich um so mehr gegen sie kehren, je greller der Widerspruch zwischen den hohen Herrschaftsansprüchen der Kirche und den Schwächen ihrer Vertreter, zwischen der behaupteten Heiligkeit ihrer Einrichtungen und dem rücksichtslosen Mißbrauch geistlicher Mittel zu ganz weltlichen Zwecken dem geschärften Blick des weltbefahrnen Laien entgegentrat. Selbst der Gegensatz zu den „Heiden", den Mohammedanern, verlor seine Schärfe, seit er sie aus eigner Anschauung kannte. Die Laienwelt, vor allem der politisch und gesellschaftlich herrschende Ritterstand, wurde mündig. Gewiß stellte dieser sein Streben auch in den Dienst der Kirche, aber nicht auf ihrem Boden erwuchs sein Lebens- und Menschenideal, es erstrebte nicht Weltflucht, sondern Weltverklärung. Was die Kirche begonnen hatte im Vollgefühl ihrer Macht und um sich hoch emporzuheben über alle Welt, das eben untergrub ihre Herrschaft über die Welt.

Ermatten der geistlichen Bildung und Litteratur. Selbst ihre eigne Bildung begann zu ermatten eben unter den Nachwirkungen der Richtungen, die sie großgezogen hatte, des Wunderglaubens, der Askese und der Scholastik, denn

damit zerstörte sie die damals einzig mögliche Grundlage jeder wissenschaftlichen Bildung, das Studium des Altertums. Zwar die Stiftsschulen blühten auch noch das 12. Jahrhundert hindurch, aber die Klosterschulen der Benediktiner verfielen rasch, und die neuen Orden der Cistercienser und Prämonstratenser, die eben aus jener asketischen Richtung hervorgingen, waren mit Vorliebe wirtschaftlicher, nicht wissenschaftlicher Arbeit zugewandt, die Ritterorden hielten meist nur sogenannte Trivialschulen, die über die Anfangsgründe der Wissenschaft nicht hinausgingen, Universitäten aber wie Italien und Frankreich besaß Deutschland überhaupt noch nicht. Wer eine höhere Bildung erringen wollte, ging deshalb am liebsten immer noch nach Paris, um sich dort der heimischen Art nur um so mehr zu entfremden, so Otto von Freisingen, Eberhard von Salzburg, Heinrich von Lübeck.

So nahm in der Litteratur zwar die geistliche Geschichtschreibung einen letzten Aufschwung, aber nur deshalb, weil unter Friedrich Barbarossa sich der Bund zwischen Reich und Kirche erneuerte; sobald er sich löste und die Reichsverfassung zerfiel, verstummte auch jene Reichsgeschichtschreibung für immer. Unter der Sonne der glänzenden Ruhmesthaten des großen Kaisers verflog bei seinem Oheim, dem Bischof Otto von Freisingen, die pessimistische Weltanschauung; er erbot sich seinem kaiserlichen Neffen, der Herold dieser Thaten zu sein, und löste seine Aufgabe vortrefflich für die ersten Jahre Friedrichs (1152—1156). Als ihm der Tod die Feder aus der Hand genommen, fand er in seinem Notar und Schüler Ragewin einen ausgezeichneten Fortsetzer, freilich nur bis 1162. Erst 40 Jahre nachher, als die damaligen Gegensätze zurückgetreten waren, entschloß sich der Mönch Otto von St. Blasien, das Werk weiterzuführen (bis 1209). Jedenfalls bezeichnet das Ganze in Zuverlässigkeit, Auffassung, Anschaulichkeit und stilistischer Darstellung den Höhepunkt der geistlichen Geschichtschreibung in Deutschland.

Ein jäher Fall folgte. Schon das nächste selbständige Werk der Reichsgeschichte, die versificierte Darstellung der Thaten Friedrichs in Italien aus der Feder eines geborenen Sachsen, Gottfried von Viterbo, der als pensionierter Kaplan in dieser kaiserlichen Pfalz lebte und dort 1190 starb, bezeichnet einen starken Rückschritt. Selbst die stürmisch bewegte Zeit Friedrichs II. hat kein großes Geschichtswerk hervorgebracht, weil der ganze große Kampf überhaupt nicht mehr das frühere leidenschaftliche Interesse bei den Deutschen erregte. Im übrigen lieferte die geistliche Geschichtschreibung nur noch Klosterannalen und Biographien wie früher, die sich allerdings zuweilen zur Geschichte einer Landschaft oder eines großen Geschlechtes erweiterten. Das welfische Familienkloster Weingarten schenkte dem mächtigen Hause eine Familiengeschichte, und um die Thaten des größten Welfen, Heinrichs des Löwen, gruppieren sich auch die Werke der sächsischen Geschichtschreibung, die unschätzbare „Slawenchronik" Helmolds (bis 1170, s. S. 340) und die umfassendere Arbeit seines Fortsetzers Arnold von Lübeck (bis 1209). Selbst die Kämpfe im fernen Livland fanden zum Glück ihren Geschichtschreiber und zwar in einem geborenen Letten, dem Priester Heinrich, der sie bis 1227 schildert.

Geschichtliche und juristische Laienlitteratur. Ein Sachse, wahrscheinlich ein Geistlicher, ist es auch gewesen, der zuerst den kühnen Schritt wagte, Geschichte nicht nur in deutscher Sprache, sondern auch in Prosa zu schreiben, und mit dem ehrlichen Willen, Geschichte, nicht Fabel und Sage zu geben, der Verfasser der sogenannten sächsischen „Weltchronik", die trotz dieses Titels ihren wesentlich sächsischen Charakter nicht verleugnet. Vielleicht hat dazu der Mann Veranlassung gegeben, dem ein noch weit größerer Wurf gelang, die erste umfassende Aufzeichnung deutschen Rechtes in deutscher Sprache, nachdem bereits früher Straßburg, Soest und Lübeck ihr Stadtrecht, Köln sein Dienstrecht deutsch hatten zusammenstellen lassen. Das war Eike (Eckhard) von Repgow (Reppichau bei Aken zwischen Dessau und Köthen). Einer alten Ritterfamilie entsprossen und lange Jahre als Schöffe thätig, stellte er auf Bitten des Grafen Hoyer von Falkenstein um 1230 fast allein aus dem überlieferten Gewohnheitsrecht des sächsischen Stammes den „Sachsenspiegel" zusammen, das „Landrecht" der freien Sachsen mit Berücksichtigung des Reichsstaatsrechtes und das „Lehnrecht", während er das sehr verschiedenartige Dienstmannenrecht, das Hofrecht der Bauern und das erst in der Entwickelung begriffene Stadtrecht ausdrücklich ausschloß. Tiefreligiös, human und selbständig lehrt er die Gleichberechtigung der weltlichen und geistlichen Gewalt im Widerspruch mit den päpstlichen Forderungen, er stellt das Recht durchaus in den Dienst der Wahrheit und Gottesfurcht und verwirft kühn die Unfreiheit als mit ihr unverträglich. Obwohl Eikes Werk lediglich die Arbeit eines Privatmannes war, so „wanderte es doch in alle Gebiete der deutschen Zunge, von Livland bis in die Niederlande, von Bremen und Hamburg bis nach Straßburg und Salzburg, ja über sie hinaus in den slawischen Osten", wurde immer und immer wieder abgeschrieben, mit Zusätzen erweitert, mit Erläuterungen versehen, überarbeitet und übersetzt, erhielt im größten Teile Norddeutschlands gesetzliche Geltung und beherrschte gegen Ende des Mittelalters ein Drittel der ganzen Nation. Nicht nur nach dem Muster, sondern geradezu als Bearbeitungen des Sachsenspiegels entstanden in Süddeutschland der „Spiegels deutscher Leute" und der „Schwabenspiegel", der letztere vermutlich das Werk des Dominikaners Berthold.

Grundlagen der ritterlichen Dichtung. Der „Sachsenspiegel" ist das bedeutendste und reifste Erzeugnis der juristischen Laienbildung im ganzen deutschen Mittelalter, und als solches völlig ebenbürtig der ritterlichen Dichtung. In dieser gelangte jetzt die selbständige Bildung des Ritterstandes zum reinsten Ausdruck und sie überflügelte die geistliche Litteratur vollkommen. Da das Rittertum sich in der Hauptsache nach französischem Muster entfaltete, so hat auch die französische Litteratur damals den größten Einfluß auf Deutschland geübt, doch keineswegs überall. Unter ihrer Herrschaft stehen die Rheinlande und Schwaben, bei den alten Stoffen beharren Sachsen und Österreich, vermittelnd wirken Bayern und Thüringen. Im Westen, vornehmlich in Schwaben, dessen Ansehen durch das staufische Kaiserhaus und die bedeutsame Stellung der schwäbischen Ritterschaft im Reichsdienste sich mächtig hob, erwuchs auch die mittelhochdeutsche Schriftsprache. Trotz mannigfacher mundartlicher Verschiedenheit, wie sie aus der ver-

schiedenen Stammesangehörigkeit der Dichter sich erklärt, war sie doch im wesentlichen eine einheitliche Sprache für ganz Oberdeutschland und wurde von den hier entstandenen Dichtungen bald auch nach dem Norden getragen, da eine niederdeutsche Dichtersprache sich nicht entwickelte. Die Träger dieser Poesie waren jetzt Männer ritterlichen Standes, nicht mehr Geistliche und auch nicht mehr mißachtete Spielleute, übrigens keineswegs immer litterarisch gebildete Männer; sie fanden ihre Zuhörer in den ritterlichen Kreisen, ihre vornehmsten Gönner vor allem am Kaiserhofe der Staufer, von denen Friedrich I. ihnen wenigstens freundlich gesinnt blieb, Heinrich VI. und Konrad IV. selbst zu ihnen zählten, während Friedrich II. ihren Bestrebungen ebenso fremd gegenüberstand wie dem deutschen Volkstume überhaupt. Aber auch Heinrich der Löwe in Braunschweig, Hermann I. von Thüringen auf der Wartburg und namentlich die Babenberger in Wien zeigten sich als Freunde dieser Dichtung.

Das höfische Epos. Das vollste Bild des ritterlichen Lebens jener Zeit gewährt das Epos, und zwar das höfische Kunstepos, denn die Stoffe, die es bearbeitete, waren entweder schon nach seinen Bedürfnissen zugerichtet oder so gestaltlos, daß sie sich nach denselben beliebig formen ließen und doch einen gewissen Anhalt boten. Sie kamen alle aus Frankreich oder wurden wenigstens von den Franzosen den Deutschen vermittelt. Nebeneinander stehen da die nationalfranzösischen Stoffe aus der Karlssage, die bereits vollständig im Geiste der Kreuzzüge und des Rittertums umgebildet sind, die antiken, aber modernisierten Geschichten vom trojanischen Krieg und von den Fahrten des Aeneas, endlich und hauptsächlich die bretonischen Sagen von dem alten wallisischen König Artus (Arthur), der freilich seine geschichtliche Bedeutung als Vorkämpfer des sinkenden Keltentums gegen die Angelsachsen ganz eingebüßt hatte und zum Mittelpunkte einer Tafelrunde abenteuernder Ritter geworden war. Es waren rohe Stoffmassen; Abenteuer ohne Zusammenhang und ohne Zweck, Liebesverhältnisse ohne sittlichen Inhalt spielen sich ab in einer von Fabelwesen bevölkerten, von Wundern und Zufälligkeiten bestimmten, dem wirklichen Leben gänzlich abgewandten Welt, so daß vom Bewußtsein sittlicher Verantwortlichkeit kaum die Rede ist. Doch gestalteten die Deutschen diese Stoffe frei nach ihrem Bedürfnis um und derart, daß oft nur der äußerliche Zusammenhang und die Namen der handelnden Personen stehen blieben. Ihre Stärke ist neben der Ausmalung des äußeren Beiwerks, an dem die ritterlichen Kreise ihre Freude hatten, der Rosse und Waffen, der Kleider und Geräte, die Seelenmalerei, die Darstellung des inneren Lebens, ganz entsprechend dem stärkeren Hervortreten der Persönlichkeit und der Weise der mittelalterlichen Kunst, die viel eher gelernt hat, den seelischen Ausdruck im Kopfe, als die menschliche Gestalt richtig zu bilden.

Der erste höfische Epiker ist bezeichnender Weise ein Ritter Heinrichs des Löwen, der mit dem normannischen England in nahen Beziehungen stand, Eilhard von Oberge aus der Gegend von Hildesheim; er dichtete um 1170 die Geschichte des berühmten Liebespaares Tristan und Isolde. Doch der wirkliche Begründer höfischer Epik wurde in Deutschland ein niederrheinischer Edel-

mann, **Heinrich von Veldeke** bei Maastricht, der 1184 das Hochfest in Mainz mit erlebte, dann am Hofe Hermanns von Thüringen sich aufhielt und hier seine „Eneit“ vollendete. Er setzte an die Stelle der Assonanz den Reim und wandte zuerst die höfischen Reimpaare an, das seitdem geltende Versmaß des deutschen Kunstepos. „Er impfete das erste Reis in deutscher Zunge“ sagt Gottfried von Straßburg. Nach dem Süden verpflanzte die höfische Epik zuerst der Schwabe **Hartmann von Aue**, seines Standes ein Ministeriale, aber litterarisch gebildet und beteiligt am Kreuzzuge von 1197. In glatter und sorgfältig gefeilter Sprache, doch mit einer gewissen Fülle der Darstellung dichtete er den „Erec“ und den „Iwein“ nach der Artussage, den „armen Heinrich“ und den „heiligen Gregorius“ nach der Legende. Bedeutender und selbständiger in der Ausgestaltung erscheint Hartmanns Stammesgenosse, **Gottfried von Straßburg**, ein Mann nicht ritterlichen Standes, der beredteste Verherrlicher ritterlichen Minnedienstes. Mit berückender Meisterschaft hat er in seinem „Tristan“ einen tief unsittlichen Stoff, die Liebe Tristans zu Isolde, der Braut und Gattin seines Oheims Marke, behandelt.

Von diesen Schwaben und Rheinländern hebt sich charakteristisch ab der Bayer **Wolfram von Eschenbach** (in der Nähe von Ansbach), wie er selbst sagt, „zum Schildesamt geboren“, ein Vasall der Grafen von Wertheim, dann (1203—1215) am Hofe Hermanns von Thüringen. Er konnte nicht lesen noch schreiben und verstand nur wenig Französisch, aber er war ein scharfer Beobachter des Menschenlebens und der Natur, wißbegierig und mannigfach unterrichtet, frischer und derber als die Schwaben, sprachgewaltig und tiefsinnig, ein durch und durch ernster, religiöser Mensch, aber kein Asket, und als ein selbständiger Denker frei von jedem Glaubensfanatismus. So gestaltete er nach der Vorlage des Kyot von Provins, aber im einzelnen und in der Auffassung ganz eigenartig, im „Parcival“ einen Stoff aus der Artussage und der Gralsage*) zu einem großartigen Bilde menschlichen Strebens im Irren, Zweifel und Vollbringen, ein mittelalterliches Gegenbild zum „Faust“, eine Verherrlichung des geistlichen Rittertums gegenüber dem inhaltlosen weltlichen, das Parcivals Gegenbild Gawein verkörpert. Eine Liebesepisode aus der Artussage behandelte Wolfram im „Titurel“ in mehr lyrischer Weise; den Kampf des Rittertums gegen die Ungläubigen schilderte er im „Willehalm“ nach einer national-französischen Sage.

Mit Wolfram erstieg die höfische Epik schon nach dem Urteil der Zeitgenossen ihren Höhepunkt. Keiner seiner Nachahmer, die den „Titurel“ und die von ihm schon angedeutete Sage vom Schwanenritter Lohengrin (Loherangrin) weitschweifig

*) Der heilige Gral ist nach der christlichen Auffassung, die auf der Umdeutung einer indischen Sage beruht, eine aus kostbarem Stein angefertigte Schale, die, seitdem Joseph von Arimathia das Blut Christi in ihr aufgefangen hat, nicht nur, wie schon in der indischen Sage, die Kraft besitzt, alle irdischen Güter zu gewähren, sondern auch dem, der sich ihr rein und gläubig naht, selige Unsterblichkeit verleiht. Dies Heiligtum hütet im Gralstempel auf dem Munsalväsche (Mons Salvationis) der Ritterorden der Templeisen (Templer), an ihrer Spitze der König des Gral, als eine Gemeinde der Auserwählten, die der Hierarchie und des Papsttums nicht bedarf.

bearbeiteten, hat ihn im mindesten erreicht, so wenig wie die Schule Gottfrieds von Straßburg es diesem gleichthat.

Das Volksepos; Nibelungen und Kudrun. Zum Glück behaupteten sich die deutschen Sagenstoffe aus der Völkerwanderungszeit in Sachsen und in Österreich und fanden hier ritterliche Sänger, die sie in großen Epen für ritterliche Kreise zusammenfaßten. Hier wurden sie lebendig erhalten durch die Kämpfe mit den Ungarn, den Nachfolgern der Hunnen, und die Züge nach Italien, auf denen den Deutschen immer und wieder das große Bild des Ostgoten Theodorich entgegentrat, wenn sie vor den Resten seiner Bauten in Verona oder Ravenna standen. Dabei mögen örtliche Bezüge, Bilder großer Persönlichkeiten und Erinnerungen aus jenen Kämpfen zu verschiedenen Zeiten eingeflochten worden sein, bis endlich um 1200 der leider namenlose Dichter sich fand, der den riesigen Stoff in einer in Österreich erfundenen vierzeiligen Strophe zu formen unternahm, ohne daß es ihm allerdings geglückt wäre, ein wirklich in allen seinen Teilen gleichmäßig ausgeführtes Ganze zu schaffen; denn zwischen Abschnitten, die zu dem Größten gehören, was die deutsche Dichtung hervorgebracht hat, stehen andere von ermüdender Eintönigkeit. Auch war er seines Stoffes bei weitem nicht so Herr, wie der höfische Dichter. Er mußte ebenso auf die Gewohnheiten und Ansichten seiner Zuhörer Rücksicht nehmen wie auf die Natur seines Gegenstandes, und da beide mit einander keineswegs durchaus übereinstimmten, so kamen in sein Gedicht manche Widersprüche, die dasselbe zwar zu einem äußerst wertvollen Denkmale der Entwickelungsgeschichte der deutschen Kultur machen, aber auch seine Harmonie einigermaßen stören. Die Äußerlichkeiten hat er nach den Anschauungen und Sitten seiner Zeit umgestaltet. Seine Helden leben nach christlichem und höfischem Brauch, die Spuren heidnischen Glaubens sind bis auf geringe Reste getilgt. Aber unzerstörbar blieben die Grundzüge der Sage, und, weil mit ihnen unzertrennlich verbunden, die Charaktere der Menschen und ihre Sittlichkeit. Das sind nicht die zierlichen, galanten und empfindsamen Ritter der höfischen Epik, auch nicht schlechthin Menschen des 12. Jahrhunderts, das sind die beinahe noch über das menschliche Maß hinaus gesteigerten Recken der Wanderzeit, mit starken Strichen fest und sicher gezeichnet. Wenige, aber mächtige Antriebe bewegen sie: unerschütterliche Treue des Mannes gegen den Herrn, tiefinnige Liebe zwischen Mann und Weib, unversöhnlicher Haß gegen den Beleidiger. Aus solchen Motiven entwickelt sich eine fest in sich zusammenhängende Handlung von wahrhaft dramatischer, ja tragischer Gewalt. Denn diese Menschen handeln nicht als Marionetten höherer Mächte, sondern selbständig tragen sie auf trotzigem Nacken die volle Verantwortung für ihr Thun. Auf die Schuld folgt mit erbarmungsloser Folgerichtigkeit die Sühne, im harten Pflichtenkonflikt der höheren Pflicht zu folgen, selbst bis zum Tode, ziemt nicht nur dem Manne, auch der Frau; kein Gott tritt lösend ein. Solchen Gestalten weit ähnlicher als dem liebetrunkenen Tristan oder dem irrenden Parcival waren die großen Männer, die auf den Trümmern der römischen Welt das Kaisertum der Germanen begründeten und behaupteten. Die „Klage", vielleicht noch älter

als der jetzige Text des Nibelungenliedes, ist wohl aus Liedern hervorgegangen, die nach altgermanischem Brauche auf die gefallenen Helden gesungen wurden; für andere Epen bilden die weiteren Schicksale Dietrichs von Bern, insbesondere seine Kämpfe um die Wiederherstellung seiner Herrschaft in Italien und mit Siegfried den Mittelpunkt.

Kurz nach der Zeit, die in Österreich das Nibelungenlied entstehen sah, gestaltete wahrscheinlich ein steirischer Dichter aus sächsischen und nordischen Sagen, dem Niederschlage nicht mehr nachweisbarer geschichtlicher Thatsachen, das Lied von Kudrun, indem er sich dabei der wenig veränderten Nibelungenstrophe bediente und ebenso den echten Kern der Sage mit den Farben des 13. Jahrhunderts übermalte, ohne ihn jedoch zu zerstören. Da ihm die Anschauung des Meeres und seiner Küsten offenbar fehlt, so mangelt ihm auch in Scenen der Art die volle Anschaulichkeit, und obwohl er dem Nibelungendichter an gleichmäßiger Durchführung überlegen ist, die Fügung seines Epos ist doch weit lockerer. Auch hier bildet das bewegende Hauptmotiv die Treue, und zwar die Treue zwischen zwei Verlobten, die alle Prüfungen überwindet, bis endlich die Stunde der Befreiung naht. Doch auch diesem Liebesverhältnis fehlt jede Empfindsamkeit; auch die Frauen dieses Volksepos sind gesunde Naturen, fest in Liebe und Haß. Obwohl die „Kudrun" die ebenbürtige Schwester des Nibelungenliedes heißen darf, den gleichen Beifall wie dieses scheint sie nicht gefunden zu haben (nur eine Handschrift ist von ihr erhalten), denn ihr Gegenstand lag den Oberdeutschen, ihre Sprache den Niederdeutschen fern; auch eine weitere Behandlung hat die Sage nicht erfahren.

Der Gegensatz zwischen der höfischen, französierenden und der volksmäßigen deutschen Heldendichtung war trotz der Annäherung in den Äußerlichkeiten so schroff, daß er zu der Sage vom Sängerkriege auf der Wartburg (angeblich 1206) Veranlassung gegeben hat. Gegen Wolfram von Eschenbach, den Vertreter der höfischen Epik, unterliegt hier der Österreicher Heinrich von Ofterdingen als Verfechter einheimischer Weise, ohne daß dieser doch offenbar den Zeitgenossen bedeutsame Name mit irgend einem der erhaltenen oder bekannten Werke, außer dem „Laurin", in Zusammenhang zu bringen wäre.

Die Lyrik. Trotz dieses Gegensatzes wirkten doch höfische und volksmäßige Dichter in einem zusammen, in der Pflege einer neuen poetischen Gattung, welche dem starken subjektiven Bewußtsein, wie es schon in der Ausmalung des Seelenlebens bei den höfischen Epikern hervortrat, entsprach, in der Lyrik, der Darstellung des persönlichen Empfindungslebens. Zwar ist auch hierbei wenigstens im Westen das französische Vorbild nicht ohne Einfluß gewesen, aber das Lied des ritterlichen Dichters wuchs doch aus dem volksmäßigen Liede hervor als das reinste und anmutigste Erzeugnis dieser ganzen Kultur, denn in der volksmäßigen Strophe (dôn) mit dem „Aufgesang" in zwei „Stollen" und dem „Abgesang", die in immer neue Formen zu gießen und mit neuen Melodien (wise) auszustatten eine Hauptaufgabe und der Stolz des Sängers war, brachte er die Ideale und die Pflichten des Rittertums, Gottesdienst, Herrendienst, Frauendienst und die herzliche Freude des Deutschen am Leben der Natur zu einem so vollendeten und so allgemein

gültigen Ausdruck, daß nur die Lyrik der Troubadours und der Griechen dem verglichen werden kann.

Auch hier gingen die Schwaben voran: Friedrich von Hausen, der auf dem dritten Kreuzzuge bei Philomelium blieb, Reinmar der Alte von Hagenau am Hofe Leopolds VI. von Österreich, die „Nachtigall", aus deren Munde Orpheus' Zunge tönte, wie Gottfried sagt, endlich Hartmann von Aue. Doch sie alle überflügelte weit der große bayerisch-österreichische Dichter Walther von der Vogelweide, vielleicht ein Südtiroler. Seine Bildung, die er als Schüler Reinmars in Österreich am Hofe der Babenberger sich erwarb, wurzelte in der stolzen Erinnerung an die letzten Jahre Friedrichs I. und Heinrich VI. Am „wonnigen Hofe zu Wien", inmitten eines fröhlich aufblühenden Landes und einer glänzenden, thatenfrohen Ritterschaft, an der Grenze deutscher Nation und an der Hochstraße der Kreuzzüge nahm er den schroffen nationalen Stolz des Grenzvolks, den Schwung großer Thaten, die bunten Bilder einer reichen und bewegten Zeit, die frohe Lebenslust dieses Stammes in sich auf. Nach dem Tode Herzog Friedrichs I. der Gunst seines Nachfolgers Leopolds VI. (1198—1230) verlustig, mußte er dann lange Zeit im unsteten Wanderleben als fahrender Sänger um die Gunst der Mächtigen werben; doch er sah dabei auch die Höfe Philipps von Schwaben, Ottos IV. und Friedrichs II., vor allem den Hochsitz deutscher Dichtung im Norden, die Wartburg, er zog weit über die Grenzen Deutschlands hinaus nach der Lombardei und nach Paris, bis endlich Friedrich II. die treuen Dienste des streitbaren Sängers mit einem Lehen (wohl in Würzburg) belohnte. So „zu Hof und auf der Straße" entstanden seine Lieder. Mit lebendigstem Naturgefühl schildert er immer und immer wieder die Freuden des Mai mit seinem Blumenflor und seinem Vogelsang; doch höher als sie gilt ihm die Schönheit der Frau und als höchstes die Tugend des Weibes: der feste Sinn, das anmutige Maß. Ohne Empfindsamkeit, aber auch ohne jede Frivolität, innig und keusch weiß er die Liebe des Mannes zur Erwählten seines Herzens zu zeichnen von der ersten aufkeimenden Neigung durch den Zweifel an der Gegenliebe bis zur aufjubelnden Gewißheit. Doch die Frauen, die solcher Liebe wert sind, sucht er nur in Deutschland, „von der Elbe bis zum Rhein und dann wieder bis zum Ungarland". Denn in den unruhigen Jahren seiner Wanderzeit, während eines traurigen Bürgerkrieges war er zum warmen Patrioten herangereift, der erste und letzte Sänger des deutschen Mittelalters von wahrhaft nationaler Leidenschaft. In seinen einstrophigen Sprüchen tritt er immer ein für das Reich, bald gegen die Selbstsucht der Fürsten, bald mit fast protestantischer Kühnheit und Unabhängigkeit des Denkens gegen die Anmaßungen Roms. Und doch war dieser entschlossene Gegner päpstlicher Herrschsucht eine durchaus religiöse Natur. Er sah in seinem Alter mit banger Ahnung den Sturm heranbrausen, der mit wildem Grimm durch alle Reiche schnauben werde, er forderte seine Landsleute auf, mit ihm hinzuflüchten zu Gottes Grabe, und ist, seine von Grund aus umgestaltete Heimat schmerzvoll verlassend, wohl mit Friedrich II. nach dem heiligen Lande gezogen.

Der Sturm, den er voraussah, kam erst später, aber den Beginn des Verfalles edler Kunst und feiner Sitte nahm er selber noch wahr; er klagt, wie sie verdrängt werde durch „Dörperheit", bäurische Roheit, und wie die heranwachsende Jugend des Alters spotte. In der That führte schon sein Zeitgenosse, der Bayer Neidhart von Reuenthal, in seinen „Tanzliedern" die Lyrik von den Burgen der Ritterschaft zu den Höfen der Bauern. Aber weit ärgeren Schaden that der steirische Ritter Ulrich von Lichtenstein, indem er, durch läppische Übertreibung den Minnedienst zum Zerrbild entstellend, als König Artus oder gar als Frau Venus zu Ehren seiner Dame im Lande herumabenteuerte, bis endlich der „Tanhäuser" (aus einem bayerisch-salzburgischen Geschlecht) das ganze galante Rittertum ins Lächerliche zog. So starb die höfische Lyrik auf ihrem fruchtbarsten Boden am frühesten ab. Länger hielt sie sich in Schwaben, und als der Süden und Westen längst der Zerrüttung verfallen war, da feierte sie noch eine Nachblüte an den Höfen der germanisierten Slawenländer. In Böhmen lebte Reinmar von Zweter unter Wenzel II., in Meißen hat Heinrich der Erlauchte, in Schlesien Heinrich IV. von Breslau, in Brandenburg Otto IV., sogar auf Rügen Wizlaw IV. sich selbst in ihren Strophen versucht.

Lehrdichtung. Das selbständige Urteil des einzelnen über die Welt kommt daneben nun auch in der Novelle und dem Schwank, dem Lehrgedicht und der Satire zum Ausdruck. Die Novelle, italienischen Ursprungs, benützt oft allgemein verbreitete Lieblingsstoffe, die sich damals besonders gern um hervorragende Persönlichkeiten, wie Saladin, Richard Löwenherz, Friedrich II., gruppierten, um überraschende, interessante Beobachtungen in immer neuen Wendungen mitzuteilen, oder sie greift keck hinein ins Leben, schildert ganz realistisch irgend einen einzelnen bedeutsamen Vorgang. Ihr bestes hat sie auf bayerisch-österreichischem Boden, im Innlande, in der Geschichte des Meier Helmbrecht von Werner, dem Bruder Gärtner des Klosters Ranshofen (zwischen 1234 und 1250), geleistet, denn dieser führt in scharfer Beleuchtung und festen Zügen am Leben und Untergange eines jungen Bauern eine verhängnisvolle Verbildung im deutschen Leben vor, das Drängen der Bauern zum Eintritt in den schon sinkenden und verderbenden Ritterstand. Kleinere Novellen und Schwänke mit satirischer Spitze gibt ein österreichischer Dichter, der Stricker (d. i. der Streicher, Wanderer, zwischen 1225 und 1250). Daneben stehen nun auch größere Lehrgedichte. Unter dem Namen des „Winsbeke" läuft ein Ritterspiegel; eine durchgeführte Sitten- und Anstandslehre gab um 1215 16 ein Domherr des Patriarchats Aquileja, Thomasin von Zirclære aus dem friauler Geschlecht der Cerchiari, im „Wälschen Gast" vom höfisch-kirchlichen Standpunkte aus; freier, selbständiger erscheint der sogenannte Freidank, wohl ein Schwabe, in seiner „Bescheidenheit" (Lebensweisheit), einer Sammlung kurzer Sprüche, z. T. älterer, z. T. eigner. Im Gegensatz zu Thomasin ist er ein entschiedener Anhänger des Kaisertums, ein Feind der Fürsten, deren Habsucht er tadelt, und des Papsttums, dem er mit der Schärfe Walthers schamlose Ausbeutung, schnöden Mißbrauch des Ablasses und des Bannes, vor allem sein Streben nach einer alles beherrschenden weltlichen Gewalt vorwirft.

Aber wie bei Walther verbindet sich mit so antipäpstlicher Gesinnung eine tiefe Religiosität, nur daß sie sich aufbaut auf dem unmittelbaren Verhältnis des Menschen zu Gott und auf der Duldsamkeit gegenüber anderen Bekenntnissen.

Die geistlichen Spiele und die Vagantendichtung. Vor dieser binnen wenigen Jahrzehnten aufblühenden Laienlitteratur hat die geistliche Dichtung fast vollständig das Feld geräumt. Selbständiges leistete sie eigentlich nur in ihren lateinischen dramatischen Dichtungen, die sie aus der Liturgie hervorbildete, ohne doch noch irgendwie zu einer festen Kunstform zu gelangen. Solche „Spiele" (ludi) sind häufig, wenn nicht regelmäßig von Geistlichen zu Weihnachten und Ostern aufgeführt worden, doch nur in geringer Anzahl erhalten. Aber die Geistlichkeit wurde nicht nur aus ihrer Herrschaft über die Litteratur verdrängt, sondern auch in ihre eignen Reihen drang die weltliche Gesinnung derart ein, daß sie sogar aus sich selbst eine ganz weltliche Dichtung in lateinischer Sprache entwickelte, die freier, um nicht zu sagen frivoler ist als die ritterliche, das ist die Poesie der Vaganten oder Goliarden. So nannten sich die zahlreichen fahrenden Schüler oder Kleriker, die von einer Schule zur anderen wandernd oft niemals ihr Ziel, ein geistliches Amt, erreichten, sondern den fahrenden Spielleuten sich anschließend bald da, bald dort Gönner und Unterhalt suchten und fanden, namentlich an geistlichen Höfen, aber auch auf Ritterburgen, als Sänger oder Spaßmacher, vielleicht einmal auch als vertraute Schreiber. Durch das ganze Abendland verbreitet fühlten sie sich auf Grund ihrer gemeinsamen Bildung und der lateinischen Sprache, die sie in ihrer Weise mit souveräner Freiheit beherrschten, als eine große Genossenschaft, als ein Orden, und schufen sich deshalb auch einen Schirmherrn, den Golias, der doch wohl der alttestamentliche Riese Goliath ist. Von Paris nahmen sie ihren Ausgangspunkt, doch sie sind überall, und überall dieselben. Ihr bedeutendster Vertreter war der „Archipoeta", der in der ersten, glänzendsten Zeit Friedrich Barbarossas die Gunst des großen Erzbischofs Rainald von Dassel genoß, wohl nicht eine und dieselbe Person mit dem allerdings gleichzeitigen Walther von Chatillon (Lille, de Insula), dem Dichter der Alexandreis; sonst sind die Dichter der uns erhaltenen, sehr zahlreichen Lieder fast alle unbekannt. In lateinischen Reim- und Accentversen, z. T. geradezu im Strophenbau der ritterlichen Lyrik, wenden die Vaganten ihre scharfe Satire mit Vorliebe gegen den eignen Stand, den Klerus, noch lieber aber preisen sie mit fast antiknaiver Sinnlichkeit die Liebe, den Trunk, das Spiel, keiner frecher und genialer zugleich, als der liederliche Archipoeta in seiner „Confessio" (Bekenntnis), die er um 1164 im Hoflager von Pavia an den Erzbischof richten durfte.

Verfall der ritterlichen Bildung; neues Aufblühen der geistlichen Bildung. Warum ging nun diese ganze so reiche, so vielgestaltige ritterliche Litteratur so rasch ihrem Verfall entgegen? Nicht weil sie sich ausgelebt hatte, sondern zunächst weil ihr Träger, der Ritterstand, von seiner Höhe herabsank. Mit dem Erlöschen der Kreuzzugsbegeisterung, mit dem Verlust ihrer herrschenden Stellung in Italien seit den zwanziger Jahren des 13. Jahrhunderts verlor die

deutsche Ritterschaft ihre alten, großen Ziele und damit den idealen Schwung, mit dem Aufkommen der Städte und der Geldwirtschaft begann ihre wirtschaftliche Grundlage zu zerbröckeln. Die feine Sitte begann von den Höfen zu verschwinden, das Interesse an den großen Gegenständen der Dichtung, zu denen das eigne Leben kein rechtes Seitenstück mehr bot, ermattete. Zugleich hatte sich die Kirche in den neuen Mönchsorden neue Machtmittel geschaffen, nicht nur gegen das Kaisertum, sondern auch gegen die weltliche Bildung, die so frei, so selbständig, so antipäpstlich sich entfaltet hatte. In den Städten nahmen die Franciskaner und Dominikaner in der Predigt, die lange von den dazu berufenen, den Bischöfen, sträflich vernachlässigt war, den Kampf auf gegen die Welt, keiner eifriger und erfolgreicher als der gewaltige Franciskaner Berthold von Regensburg seit 1250 († 1272), ein Schüler des trefflichen David von Augsburg. Unermüdlich die Lande durchziehend, predigte er gewöhnlich im Freien vor vielen Tausenden, in durchaus volkstümlicher und doch tiefer, daher mächtig ergreifender Darstellung; er fordert innere Buße, nicht äußerliche gute Werke, betont die Nichtigkeit des Erdenlebens und alles irdischen Strebens, mit doppelt mächtiger Wirkung in einer Zeit, da mit dem Falle der Hohenstaufen und der zunehmenden Zerrüttung des Reichs alle irdischen Ideale geschwunden schienen. Aufmerksame Zuhörer haben seine Predigten treu aufgezeichnet.

In anderer und viel tiefer greifenden Weise wirkten die Dominikaner. Da sie begriffen, daß ohne gründliche wissenschaftliche Ausrüstung ihre Aufgabe unlösbar sei, riefen sie überall an ihren Klöstern Schulen ins Leben, zuweilen die Grundlagen späterer Universitäten, und erhielten zuerst in Paris 1230 einen theologischen Lehrstuhl. Zu gleicher Zeit brachen sie einem großen, wissenschaftlichen Fortschritt die Bahn, der sich an die von den Arabern eben damals vermittelte Bekanntschaft mit den wichtigsten Werken des Aristoteles knüpfte, nachdem bisher nur seine logischen Schriften dem Studium des Abendlandes zu Grunde gelegen hatten. Jetzt galt es, diesen ganzen, gewissermaßen neuentdeckten Stoff in die mittelalterliche Lebensanschauung, in das scholastische System hineinzuarbeiten. Das unternahm zuerst in umfassendster Weise als der erste wahrhaft große Gelehrte Deutschlands der Dominikaner Albert von Bollstädt (Albertus Magnus) aus dem schwäbischen Grafenhause von Lauingen an der Donau, 1192 geboren, in Padua gebildet, seit 1222 oder 1223 Mitglied des Ordens und bald berühmter Lehrer an einer Reihe deutscher Dominikanerschulen, namentlich in Köln, vorübergehend (1245/48) auch in Paris, 1260/62 Bischof von Regensburg († 1280). Er unterscheidet scharf das philosophische und theologische Erkenntnisgebiet, Vernunft und Offenbarung; beide stehen, richtig verstanden, in Einklang und ergänzen sich, weil keines für sich allein ausreicht. Die Naturerscheinungen, für die er selbst aus eigner, selbständiger, scharfer Beobachtung manches neue Material beibringt, sind demnach vernunftgemäß, nach natürlichen Gesetzen zu erklären; daher verwirft er Astrologie und Magie, doch liegt ihm der Gedanke erfahrungsmäßiger Begründung durch das Experiment noch ganz fern, er sucht überall nach dem gottgewollten Zwecke des Gegenstandes und konstruiert danach seine Er-

klärung. Er erlebte noch, wie sein begabtester Schüler Thomas von Aquino († 1274) zum Lehrer des ganzen Abendlandes, zum „Doctor angelicus“ aufstieg, zum größten Scholastiker, der dem Realismus zum Siege verhalf.

So stellte die Kirche durch Predigt und Wissenschaft ihre Macht wieder her; mit jener wirkte sie auf die Massen, mit dieser nahm sie das Erbe des klassischen Altertums in weiterem Umfange als bisher in ihre Dienste. Doch die Herrschaft über die Litteratur gewann sie nicht zurück; „das große Resultat dieses Zeitalters ist die Verdrängung des Klerus aus dem Alleinbesitze der geistlichen Kultur“, die Begründung einer Laienlitteratur. Die ritterliche Dichtung freilich starb ab, als der Geist, der sie erzeugt, aus ihren Trägern gewichen war, und das deutsche Bürgertum war noch nicht reif genug, um diese Erbschaft in vollem Umfange anzutreten. Als es das vermochte, sprengte es die alte Kirche.

Die Kunst. Dagegen hat die Kirche ihre Herrschaft über die Kunst wesentlich behauptet. Denn Bauleiter und Bauhandwerker gehörten fast ausschließlich noch ihr an, obwohl seit dem Anfange des 12. Jahrhunderts auch vereinzelt schon Laienbaumeister auftraten, und die Hauptaufgaben stellte sie, denn unter den weltlichen Bauwerken forderten nur die Königspfalzen und etwa noch die Burgen der größeren Landesherren reicheren künstlerischen Schmuck; weitaus die Mehrzahl der Burgherren begnügte sich mit einfachen Nutzbauten. So bedeckten sich die deutschen Landschaften seit dem 11. Jahrhundert mit einer unübersehbaren Menge von Bauten; fast alles, was von vorgotischen Werken existiert, oder jemals bestanden hat, ist in diesen beiden Jahrhunderten errichtet worden, ein Beweis zugleich von der Frömmigkeit, dem Kunstsinn und dem Reichtume, also der Blüte dieser Zeit, die solche Mittel und so massenhafte Arbeitskräfte aufzubieten vermochte. Und sie that das im ununterbrochenen Fortschritt in Grundriß, Aufbau und Ausschmückung. An die Stelle der Holzdecke tritt jetzt meist das Kreuzgewölbe, das nicht mehr der Wand, sondern nur des Pfeilers an den vier aufliegenden Ecken bedarf. Am frühesten dringt diese neue Bauweise in den Rheinlanden und in Sachsen durch, erst nach 1200 im übrigen Deutschland. Die Portale werden mit Bildhauerarbeiten reich geschmückt, bemalt und vergoldet, zierliche Kranzgesimse und Lisenen gliedern die einförmigen Mauerflächen; die Kreuzgänge der Klöster, die Prachträume der Pfalzen und Burgen erhalten säulengeteilte Bogenfenster, selbst manches orientalische Motiv, wie kleeblattartig geführte Bogen, ausgezackte Gewölbgurten finden Verwendung. Seit 1200 dringt dann aus Italien und Frankreich der aus dem Orient von den Normannen eingeführte Spitzbogen ein, mit ihm bald manches andere Element des gotischen Stiles, der zuerst im nördlichen Frankreich schon seit der Mitte des 12. Jahrhunderts sich entwickelt hatte, so daß ein reizvolles Gemisch romanischer und gotischer Elemente den „Übergangsstil“ bezeichnet. Indem die Krypta verschwindet, erniedrigt sich der Fußboden des Chores, die Apsis nimmt vieleckige Gestalt an, im Innern, erst später auch an der Außenseite findet der Spitzbogen Verwendung, der, weil er geringeren Seitenschub (Druck) ausübt, auch schwächerer Stützen bedarf; die Bögen werden reicher verziert, die Ornamente des jetzt häufig

kelchförmigen Kapitäls entfalten sich loser und freier, an die Pfeiler schließen sich zierliche Halbsäulen, flache Nischen und Blendbögen beleben die Mauern, und das große runde Fenster, das oft über dem Westportale der Kirche steht, füllt sich mit reicher Steinzierrat, der Vorläuferin der gotischen „Rose". In solchen Formen sind die geistvollsten und schönsten Bauten der Hohenstaufenzeit entstanden. Nur wenig später findet auch die französische Gotik Nachahmung in Deutschland, zuerst am Rheine und in Sachsen, und mit ihr lösen auch die Laienbaumeister die kirchlichen ab, die wohl meist keine Neigung hatten, in die schwierige neue Bauweise sich einzuarbeiten. Beides geht den Erscheinungen auf den übrigen Gebieten des geistigen Lebens vollkommen parallel.

Mit der Baukunst stehen Bildhauerei und Malerei insofern im allerengsten Zusammenhange, als sie immer noch fast lediglich dekorativen Zwecken an Wandflächen wie an Portalen und Pfeilern dienen; selbständige Werke sind eigentlich nur die Grabsteine. Einen wesentlichen Fortschritt machen jene Künste erst seit dem Ende des 12. Jahrhunderts, gleichzeitig mit dem Auftreten des Übergangsstiles. Sie verlassen endlich das byzantische Schema, bilden die Antike oft sehr glücklich nach, verleihen den weit korrekter als bisher gezeichneten Gestalten Leben und Bewegung, den Gesichtern den charaktergemäßen Ausdruck. Am glänzendsten entfaltet sich diese Bildnerei in Sachsen, wobei übrigens die Steinwerke die Gußwerke überwiegen. Größere Wandmalereien sind selten erhalten, so daß sich die Fortschritte dieser Kunst fast nur in den Miniaturen verfolgen lassen, Tafelmalereien überhaupt äußerst selten; die Glasmalerei beschränkt sich wesentlich auf Darstellung geometrischer Ornamente. Mannigfaltig entwickelt zeigt sich dagegen die Goldschmiede- und Emaillierkunst, namentlich in Lothringen.

Da nun bis gegen Ende dieser Periode noch die Geistlichen die meisten Bauten veranstalteten und leiteten, so gewannen diese ein gewisses gemeinschaftliches Gepräge, das immerhin mannigfach verändert wird durch Stammesart, besondere Bedürfnisse der geistlichen Genossenschaften, namentlich der neuen Mönchsorden und nicht zum wenigsten durch das Material. Voran gehen auch jetzt noch die Rheinlande, entsprechend ihrer hervorragenden politischen und wirtschaftlichen Bedeutung, dem Reichtume ihrer zahlreichen Bistümer, den Anregungen der früheren, insbesondere der Karolingischen Zeit. Hier entstanden als die ältesten Gewölbebauten Deutschlands durch Umbau älterer Gebäude wie überhaupt gewöhnlich die prunkvollen Dome von Mainz (nach 1081 oder 1137), von Worms (geweiht 1181), von Speier (nach 1159) und die großartige sechstürmige Abteikirche von Laach in der Eifel (1112—1157), alle charakterisiert durch den Kuppelturm über der Vierung, eine Nachwirkung des Karolingischen Centralbaues. Für Köln begann eine glänzende Bauperiode nach dem Brande von 1149; damals wurde der uralte Rundbau von St. Gereon umgestaltet und erweitert, St. Aposteln vollendet (1199—1219), St. Pantaleon umgebaut (1216—1227). Um dieselbe Zeit fügte man dem älteren Ostteile des Münsters in Straßburg neue Teile hinzu, entstanden die älteren Partien des Freiburger Münsters. Daß die Rheinlande bei ihren nahen Beziehungen zu Frankreich auch dem dort sich ausbildenden gotischen Stile zeitig

Eingang verstatteten, ist selbverständlich. Das erste wirklich gotische Bauwerk ist hier die Liebfrauenkirche in Trier, ein 1227 nach dem Vorbilde des Chores der Kirche St. Yved in Braine bei Soissons begonnener Centralbau; dann folgte 1248 der Chor des Kölner Domes in genauer Nachahmung des damals noch im Bau begriffenen Chores der Kathedrale von Amiens. Auch die glänzenden Pfalzen der Hohenstaufen bezeugen die Blüte rheinischer Baukunst (s. S. 331).

Am meisten Einfluß übte die rheinische Architektur auf Franken und Hessen, wohin Stammesverwandtschaft und natürliche Verbindungen leiteten. In Würzburg schloß sich an die schon seit 1042 aufgeführte Westfront des Domes 1133—1189 das Langhaus als eine großartige Pfeilerbasilika, in Bamberg erhob sich als eines der schmuckvollsten Werke des Übergangsstiles mit Umgestaltung der alten, holzgedeckten Pfeilerbasilika der herrliche Dom, von den Klöstern ragt die 1144 geweihte Kirche von Hersfeld hervor. Dagegen blieben das innere Schwaben und Bayern, lange durch ungarische Verwüstungszüge überhaupt in ihrer Entwickelung aufgehalten, fast ganz noch auf der alten Stufe. Von den Domen dieser beiden Landschaften stammen die von Augsburg (mit merkwürdigen Glasgemälden) und Regensburg (der sogenannte alte Dom) noch aus dem 11. Jahrhundert, der in Freisingen ist dagegen erst in der Hohenstaufenzeit von 1160 bis 1205 gebaut und zeigt die Beziehungen zum Kaiserhause in den Statuetten Friedrichs I. und seiner Gemahlin Beatrix am Portal. Das Kloster Hirschau errichtete sich, seiner weithin reichenden Bedeutung im Zeitalter des Investiturstreites entsprechend, 1083—91 eine großartige, dreischiffige Basilika, die 1692 von den Franzosen zerstört worden ist, während die schöne Cistercienserkirche von Maulbronn, 1146—1178 erbaut, in spätgotischer Umgestaltung noch heute steht.

Daß in Österreich und den Ostalpenländern, den Kolonialgebieten des bayerischen Stammes, der künstlerische Ausbau erst spät, meist in der Übergangszeit beginnt, dann aber unter dem Einfluß des nahen Italien schmuckvoll und zierlich sich gestaltet, liegt in der Natur der Sache. Nicht die Bistümer, sondern Klöster haben hier das Bedeutendste geleistet; denn die beiden einheimischen Bischofssitze dieser Gebiete, Gurk und Seckau, konnten sich mit den großen Stiftern des Mutterlandes nicht messen. Gleichwohl gehört der Dom von Gurk, über der älteren Krypta um 1216/18 vollendet, in Schönheit der Ornamentik und des marmorähnlichen Baumaterials zu den edelsten Werken dieser Zeit. Weiträumig und prächtig bauten dann die Cistercienser von Zwettl, Heiligenkreuz, Lilienfeld und St. Paul in Kärnten ihre Kirchen mit zierlichen Kreuzgängen im Übergangsstil. Das Aufblühen Wiens endlich kommt in dem Bau der neuen Pfarrkirche zu St. Stephan 1147, deren Westfront nach den Bränden von 1258 und 1276 ihre jetzige Gestalt erhielt, zum Ausdruck, ebenso wie die damalige Bedeutung des Salzburgischen Friesach an der alten Straße nach Italien nicht nur in seinen z. T. künstlerisch ausgestatteten Burgen, sondern auch in mehreren stattlichen Kirchen sich verrät. Auch Böhmen und Mähren erscheinen hierin durchaus als deutsche Kolonialande. Noch sind aber dort die Kirchen klein und einfach.

Sehr selbständig gegenüber Süd- und Westdeutschland stehen in der Kunstübung Sachsen und Thüringen mit den von ihnen aus kolonisierten Slawenländern, wo mit den Überlieferungen aus der Zeit der salischen und fränkischen Kaiser die glanzvolle Stellung Heinrichs des Löwen zusammenwirkte, namentlich im Osten. In Westfalen hielt die spröde Eigenart des Volkes auch gegenüber dem Einflusse des mächtigen Erzstifts Köln, mit dem es kirchlich von jeher und seit 1180 wenigstens zum großen Teil auch politisch verbunden war, noch lange an der eignen, einfachen Weise fest, bevorzugte den Holzbau, bildete das Grundschema selbständig weiter durch Erhöhung der Nebenschiffe (Hallenkirche), ließ das Äußere ganz kahl, begnügte sich meist mit einem Turme und geradlinigem Chorabschluß und bevorzugte im Innern den Pfeilerbau, so in den Domen von Minden, Paderborn, Münster und Osnabrück. Ziemlich früh, um 1115, fallen auch die merkwürdigen lebensgroßen Reliefs der Egsternsteine, die Kreuzigung Christi darstellend. Im östlichen Sachsen und in Thüringen zeichnen sich dagegen die Bauten aus durch Gewölbebau, mannigfache Gliederung der Pfeiler und Arkaden, Reichtum und Schönheit des Ornaments, das auch vieles aus dem einheimischen Holzbau aufgenommen hat. Die Bistümer gehen hier voran. Halberstadt erneuerte seinen Dom zweimal und schmückte ihn mit ausgezeichneten Stuckreliefs der Apostel; Hildesheim wahrte seinen alten Ruhm mit der Erbauung des spätromanischen Domes und der Godehardkirche und mit den Deckengemälden in St. Michael, Naumburg schuf noch während des 12. Jahrhunderts in seinem Dome den großartigsten romanischen Gewölbebau ganz Sachsens, Merseburg gestaltete den seinen im Übergangsstile um (1256—74); der Magdeburger verrät in seiner Neugestaltung nach dem Brande von 1207 schon den Einfluß des nordfranzösischen, gotischen Kathedralstils. Doch kaum zurück standen die Benediktiner im ehrwürdigen Gandersheim (vor 1073), in der großartigen Säulenbasilika von Paulinzelle (1105—1119) und in Königslutter, der reichen Stiftung Kaiser Lothars (1135), und die Cistercienser in Pforta, und prächtig schmückten die kunstsinnigen Landgrafen von Thüringen ihre Wartburg und die Freiburg an der Unstrut, die Welfen ihre Pfalz Dankwarderode und den ernsten Blasiusdom (1173—1227) in Braunschweig, der zugleich die bedeutendsten Leistungen sächsischer Bildnerei in den Grabsteinen Heinrichs des Löwen und Mathildes birgt. Wie rasch die thüringisch-fränkischen Koloniallande jenseits der Saale unter wettinischer Herrschaft emporblühten, bezeugt noch heute in Freiberg die „goldene Pforte" des Domes mit ihrem bildnerischen Schmuck, der reichste romanische Portalbau auf deutschem Boden.

Kaum weniger energisch unterwarf sich die deutsche Kunstübung die sächsischen Kolonialgebiete im Tieflande östlich der Elbe, obwohl die meisten Bauten wie natürlich hier erst im 13. Jahrhundert mit der Befestigung der deutschen Herrschaft entstanden sind. Die ganze Kunstthätigkeit ist hier mehr wie irgendwo sonst in Deutschland abhängig vom Material. Da das steinarme Land nur den ungefügen, starren Granit der massenhaften nordischen Geschiebe dem Baumeister zur Verfügung stellte, so mußte er, sofern er nicht mit Holz sich begnügen wollte, den

Backstein ebenso gut zum Ersatz heranziehen, wie auf der bayerischen Hochebene oder im lombardischen Tieflande, denn nur dieser ermöglichte ihm wirklich künstlerische Gestaltung. Während nun der schlichte Granitbau auf einheimischem Boden erwuchs, ist der ganze Ziegelbau des norddeutschen Tieflandes ebenso gut wie die deutsche Kultur überhaupt als fertiges Produkt in diese Gegenden unmittelbar aus der Lombardei übertragen worden, wo sämtliche ihm eigentümliche Formen sich nachweisen lassen; die Fabrikation der Ziegeln lehrten dieselben Niederländer, welche die Bruchlandschaften urbar machten. Dabei lehnt man sich im Kirchenbau an den Grundriß der niedersächsischen Basilika an; im Aufbau herrscht, dem Material entsprechend, der Pfeiler, doch oft mit Halbsäulen verziert und nicht selten noch unter der Holzdecke; die Ausstattung bringt bei der Vorliebe für den Rohbau und die Verwendung bunter Ziegeln oft eine kräftige malerische Wirkung hervor.

Der Ruhm, zuerst hochgetürmte massive Kirchen über die Hütten der Slawen und die Dörfer der deutschen Ansiedler erhoben zu haben, gebührt den Prämonstratensern und Cisterciensern. Jene schufen als den ersten stilvollen Ziegelbau dieser Lande die Kirche von Jerichow 1147/52; die Cistercienser erbauten als die ältesten Zinna (1170/71), Dobrilugk (1181 geweiht), Lehnin (1180 gegründet), Bergen auf Rügen (1193 geweiht), Eldena (seit 1203), fast gleichzeitig Trebnitz in Schlesien (1203/19), erst nach 1253 das nachmals gotisch umgestaltete Oliva. Von den Bischofsstädten überragt Brandenburg die anderen an Zahl und Bedeutung seiner Kirchen, von denen der Dom 1165—87, die merkwürdige Marienkirche auf dem Harlungerberge als Nachbildung eines byzantinischen Centralbaues in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts entstand. Daneben erhoben sich zahlreiche, oft bedeutende Stadtkirchen, wie die von Berlin (St. Nikolai), Pasewalk, Prenzlau oder die altmärkischen in Seehausen und Tangermünde, diese vorwiegend aus Granit, andere, wie in Salzwedel und Stendal, aus Ziegeln.

Dreiundeinhalb Jahrhunderte waren vergangen, seitdem die Sachsenkönige die Stämme zwischen Mosel und Elbe zu einem selbständigen Ganzen verbunden hatten, acht Jahrhunderte, seitdem die Merowinger begonnen hatten, alle deutschen Stämme mit den Romanen zu einem Reiche zusammenzuschweißen. Beide Schöpfungen waren nicht eigentlich nationale Staaten, vielmehr Fortsetzungen des römischen Reiches, nicht in ihren Einrichtungen, aber in der Idee und in ihren Ansprüchen, Mischreiche unter der Vorherrschaft der Deutschen. Beide konnten die Beihilfe der römischen Kirche nicht entbehren, weil sie in den Resten der höheren antiken Kultur, die sie vertrat, zusammenhaltende Kräfte zur Verfügung stellte, die der Staat selbst noch nicht besaß; ja die Ottonen ordneten sie so fest ihrem Reiche ein, daß seitdem die deutsche Verfassung ohne sie nicht mehr bestehen konnte. Unter dieser Verfassung errang das deutsche Volk für mehrere Jahrhunderte die Vorherrschaft in Europa, erstieg nach einer langen Zeit des Stillstandes und der

Barbarei die höchste Stufe der Gesittung, die im Banne der Naturalwirtschaft überhaupt möglich war, verwandelte ein Land der Wälder und Sümpfe in ein blühendes Fruchtland voll von Dörfern und Städten, von Burgen und Klöstern, unterwarf den slawischen Osten seiner Herrschaft, seinem Volkstum, seiner Kultur, bedeckte dies alte Germanien mit kunstgeschmückten Kirchen und Pfalzen, erzeugte endlich in dem gesellschaftlich und politisch herrschenden Stande, der Ritterschaft, eine eigenartige Laienbildung und -litteratur in der Volkssprache, die jeder anderen sich an die Seite stellte.

Aber dieser Laienadel, festgewurzelt durch Eigenbesitz wie er war, verwandelte allmählich seine Amtsbefugnisse in eine erbliche Fürstengewalt, die riesig aufsteigende Macht des Papsttums drängte die Bischöfe aus ihrer Stellung in der Verfassung heraus, das Aufkommen der Städte, die in ihr keinen Platz fanden, untergrub diese noch mehr, das Königtum wurde mattgesetzt, die alte Reichsverfassung zerfiel, und eine neue den neuen Verhältnissen entsprechende wurde nicht gefunden.

Doch das Streben danach blieb lebendig. Dafür zeugt damals das fortdauernde Andenken an den letzten großen Kaiser, an Friedrich II., in dem alle die verschwundene Herrlichkeit verkörpert schien. Das deutsche Volk hielt den Glauben an seine Wiederkehr fest. Es erzählte sich, er werde erscheinen, um die entartete Kirche zu bessern, übers Meer nach Jerusalem werde er ziehen und das heilige Grab befreien, dann seinen Schild an einen dürren Baum hängen. „Der wird wieder grünen und die Welt wird Freude haben." Bis das geschieht, sitzt er entrückt im Berge, im Kyffhäuser bei der alten Stauferpfalz Tilleda, erzählte man in Thüringen, schlafend am steinernen Tisch, durch den sein langer, roter Bart hindurchgewachsen ist, und um den Berg kreisen seine Raben, um ihm Kunde zu bringen, ob die Zeit gekommen sei. So verband sich mit dem Bilde des Kaisers die Erinnerung an den alten Heidengott Wodan, der während des Winters im Berge schlummert, um hervorzutreten, wenn der Frühling kommt, aber der alte Glaube erhielt jetzt einen neuen und tieferen Sinn. Betrüger, „falsche Friedriche", haben ihn mehrfach benützt. Noch ein Jahrhundert nach Friedrichs II. Tode hörte der Bettelmönch Johann von Winterthur die Prophezeiung: „Er wird kommen, denn er muß kommen, unser Heiland Friedrich, in gewaltiger Majestät, und wird die verrottete Kirche läutern und bessern. Er wird kommen, denn er muß kommen." Diese Hoffnung wurde nicht zu Schanden, aber nicht ein Kaiser sollte sie erfüllen, sondern ein thüringischer Mönch, und bis zur Wiederherstellung einer neuen, leistungsfähigen Reichsordnung sollten nach dem Falle der Hohenstaufen noch sechs Jahrhunderte vergehen.

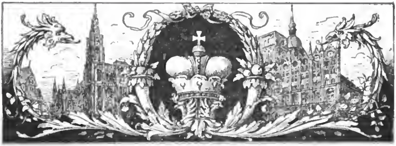
Dritter Zeitraum.

Die Auflösung des römisch-deutschen Kaisertums und die Entstehung des deutschen Bundesreichs

1273 bis 1871.

„ . . . Das alte Reich zerfiel,
Doch Deutschland steigt herauf lebendig."

Emanuel Geibel.



Straßburg Stralsund.

Erste Abteilung.

Die Auflösung des Reichs durch die ständischen und kirchlichen Gegensätze
1273—1648.

Erster Abschnitt.

Die Bildung der großen Fürstentümer und die Höhe der städtischen Macht
1273—1389.

Ergebnisse und Aufgaben. Auf der Höhe des Mittelalters hatten sich Laienadel und Klerus scharf gegenübergestanden, doch ein starkes Königtum hatte sie gebändigt und ihre Kraft in den Dienst des Ganzen gestellt. Jetzt war dieser Gegensatz zurückgetreten, da das Kurfürstenkollegium die Gleichberechtigung beider Elemente verbürgte, aber eine neue Kluft hatte sich zwischen dem Fürstenstande und dem kleinen Adel geöffnet und zwischen den alten Ständen war das städtische Bürgertum aufgestiegen. Die ungeheure Aufgabe war, diese schroff geschiedenen Bestandteile der Nation unter einer neuen Verfassung zu verbinden. Es mußte also versucht werden, was in Frankreich und England unter der Leitung eines erblichen Königtums entweder schon geschehen war oder demnächst geschah, die Bildung einer Gesamtvertretung aus allen jenen Ständen, die sie zu gemeinsamer, nationaler Arbeit vereinigte, indem sie über ihre Leistungen an das Reich beschlossen und diese Leistungen so ordneten, wie es den neuen Verhältnissen entsprach. Zu einer solchen Vertretung erwuchs der deutsche Reichstag nicht. Denn zwar gewährte er, obwohl viel später als in Frankreich oder

England, den Städten Zutritt; doch beschränkte sich diese Vertretung des Bürgertums auf die Reichsstädte, und ebenso wie die Landstädte blieb die ganze Masse des mittleren und niederen Adels ausgeschlossen. Was der Reichstag nicht konnte, das vermochte noch weniger die Krone. Denn diese deutsche Wahlmonarchie verdiente eben als solche nicht mehr den Namen einer Monarchie; sie war nur noch die Vorstandschaft einer fürstlichen und städtischen Konföderation und der Spielball der Parteien in ihr, daher beständig bei jeder Neuwahl von einem Geschlechte auf das andere übertragen und in diesem steten Wechsel den einander ablösenden Parteiministerien in modernen parlamentarischen Staaten vergleichbar. Dazu stand das Königtum in unwürdiger Abhängigkeit vom päpstlichen Stuhle, denn dieser nahm die Oberhoheit über das Reich in Anspruch.

So weder zu gemeinsamer Arbeit vereinigt, noch gebeugt unter die Macht der Krone, rangen die ständischen Gegensätze in Deutschland Jahrhunderte hindurch miteinander fast ohne Ergebnis und ohne jedes höhere, allgemeine Ziel. Weder vermochten die Fürsten die Selbstverwaltung der Städte zu zerstören, noch die Städte den Landadel unterzuzwingen oder sich der fürstlichen Gewalt da, wo sie ihr überhaupt unterworfen waren, ganz zu entziehen. Inmitten dieser endlosen, unfruchtbaren Kämpfe konnte das Königtum, nachdem es die Reichsgüter und Hoheitsrechte bis auf geringe Reste an die Reichsfürsten und Städte verloren hatte, nur dann sich behaupten, wenn seine Träger über eine starke Hausmacht, also über ein fürstliches Territorium verfügten, nicht mehr mit selbständigen, aus seinem Wesen fließenden Mitteln. In der Arbeit für die Ausbildung einer Hausmacht fanden die Könige bald das wichtigste Ziel ihres Strebens. Da aber bei dem fortwährenden Wechsel der Königsgeschlechter das Ergebnis dieser Politik immer nur dem eignen Hause und niemals dem Reiche zu gute kam, so konnte sich auf diesem völlig neuen Wege die Grundlage zu einer Neugestaltung der Reichsverfassung nicht bilden, solange die Erbmonarchie nicht wenigstens thatsächlich hergestellt wurde; der deutsche König war nur der größte Landesherr, nicht der Herr des Reichs. So erstarb fast das Gemeingefühl, das Ziel der fürstlichen wie der städtischen Politik wurde die möglichste Befreiung von Verpflichtungen gegen die Reichsgewalt und der Norden ging ganz seine eignen Wege. Aus dem allen ergab sich der gründliche Verlust der alten europäischen Machtstellung, die sich an die Herrschaft über Italien geknüpft hatte, so wenig diese jemals geradezu aufgegeben wurde. Währenddem erstarkten Frankreich und England, die Slawenvölker, Ungarn und Skandinavien, und eine mächtige Reaktion dieser Jahrhunderte durch von der deutschen Kultur beherrschten Völker des Ostens und Nordens entriß den Deutschen schließlich einen großen Teil der Früchte einer unermeßlichen Arbeit. Aber inmitten eines so vielgestaltigen Verfalls der alten Ordnungen des Reiches bewährte sich doch die unverwüstliche Tüchtigkeit der deutschen Natur in der Ausbildung der fürstlichen und städtischen Verwaltungen, in den zahllosen genossenschaftlichen Verbindungen der verschiedensten Art, in der großartigen Entfaltung des Handels und der Gewerbe, der Kunst und Litteratur, wie sie jetzt vornehmlich durch das deutsche Bürgertum sich vollzog. Staatlich zerrissen, als

Ganzes nach außen fast ohnmächtig, behaupteten doch die Deutschen ihren Rang unter den ersten Kulturvölkern Europas nach wie vor.

Wahl Rudolfs I. von Habsburg. Nicht die Fürsten waren es, die nach einem Vierteljahrhundert der Anarchie, als Richard von Cornwallis am 2. April 1272 in England gestorben war, das Bedürfnis empfanden, ihm einen Nachfolger zu setzen, sondern die freien Herren und die Städte des Südens, die mit dem Zerfalle der Reichsgewalt ihren Halt verloren hatten, und vor allem Papst Gregor X. Er erntete jetzt, was seine Vorgänger gesät: bedroht von der wachsenden Übermacht der Anjous, hinter denen das aufsteigende Frankreich stand, erstrebte er jetzt die Wiederherstellung des deutschen Königtums, das zugleich allein imstande schien, seinen Lieblingswunsch, einen Kreuzzug, zu erfüllen, nachdem die letzten beiden von Frankreich aus unternommenen ohne jedes Ergebnis verlaufen waren; ja er drohte den deutschen Wahlfürsten, falls sie zögerten, mit seinen Kardinälen selbst den Deutschen einen König zu geben! Solchen Schimpf abzuwenden verständigte sich der Erzbischof Werner von Mainz mit Ludwig von der Pfalz und Ober-Bayern über die Notwendigkeit einer Wahl; doch nicht dieser Fürst, der sich selbst bewarb, drang durch, auch nicht Siegfried von Anhalt, und noch weniger der mächtige Ottokar II. von Böhmen, wenn man überhaupt an ihn gedacht hat, sondern auf den Vorschlag des Burggrafen von Nürnberg, Friedrichs von Hohenzollern, ein alter Parteigänger der Staufer, Graf **Rudolf von Habsburg**. Am 29. September 1273 foren ihn die Fürsten in Mainz unter Zurück- 1273.
weisung des böhmischen Vertreters und am 24. Oktober empfing er unter dem Jubel des zusammengeströmten Volkes zu Aachen die Krone.

Die Habsburger. Die Habsburger gehörten bisher nicht zu den großen Geschlechtern des Reiches und nicht zum Fürstenstande.*) Auch Rudolfs Stellung war noch eine bescheidene. Getreu den Überlieferungen seines Hauses hatte er (geboren 1. Mai 1218) auch bei dem gebannten Kaiser Friedrich II. ausgehalten; dann benützte er klug und rücksichtslos das Interregnum zur Erweiterung seiner Macht, insbesondere zur Erwerbung der ausgedehnten Kiburgischen Güter nach dem Aussterben dieses Geschlechts (1264), so daß er schließlich über den größten Teil der heutigen deutschen Schweiz und den oberen Elsaß teils als Grundherr, teils als Inhaber der gräflichen Rechte verfügte. In zahlreichen Fehden hatte er sich den Ruf eines ebenso tapferen wie listenreichen Kriegsmannes erworben, dem kein Unternehmen zu verwegen, keine Strapaze zu groß erschien. Ein langer,

*) Als ihr Stammvater erscheint in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts Guntram, der Herr nicht eben umfänglicher Stammgüter im Aargau an der unteren Aare und Reuß. Hier entstand im nächsten Jahrhundert die Habsburg (Habichtsburg) und das Familienkloster Muri, das dann die Geschichte des Hauses schrieb; nach jener nannte sich zuerst Werner I. († 1096). Unter Lothar erhielt Werner II. die Landgrafschaft im Ober-Elsaß, von Friedrich Barbarossa Albrecht III. die im Zürichgau, so daß er bei seinem Tode 1199 zu den mächtigsten Herren Schwabens zählte; Rudolf fügte dazu die Grafschaft im Aargau. Bei der Teilung nach seinem Tode 1232 behielt der ältere Sohn, Albrecht „der Weise“, wenigstens den größten Teil der Besitzungen in seiner Hand und vererbte sie 1239 auf seinen und der Gräfin Heilwig von Kiburg ältesten Sohn **Rudolf**, den Kaiser Friedrich II. aus der Taufe hob.

hagerer Herr mit blassem Antlitz und starker Nase, war er bürgerlich schlicht in Gewohnheiten und Lebensweise, auch nicht unempfänglich für einen derben Scherz, und wie hierin, so auch in seiner nüchternen, berechnenden, zähen Weise recht das Gegenbild der ritterlichen, hochstrebenden Staufer. Mit schwachen Mitteln, mit Kriegen und Anleihen und Familienheiraten arbeitete er sich empor, der Typus für sein ganzes Haus.

Rudolfs Politik in ihren Grundlagen. Der Gedanke, die glanzvolle Stellung seiner Vorgänger einzunehmen, lag ihm natürlich ganz fern. Was dem Reiche an Gütern und Rechten geblieben war, zusammenzufassen, eine leidliche Ordnung herzustellen und eine starke Hausmacht zu schaffen, das waren seine Ziele. Mehrere Kurfürsten hatte er sich schon vor der Wahl durch die Hand seiner Töchter näher verbunden; diese ganze stolze Fürstenoligarchie erkannte er durch die Zusage, keine wichtige Entscheidung in Reichsangelegenheiten ohne ihre „Willebriefe" zu treffen, geradezu als Mitträger der Reichsgewalt an; dem Papste
1274. bestätigte er im Vertrage von Lyon am 6. Juni 1274 alle von Otto IV. und Friedrich II. bewilligten Zugeständnisse, erkannte Karl von Anjou als König von Sicilien an, verhieß sogar einen Kreuzzug und erlangte dadurch die Zustimmung Gregors X. zu seiner Wahl. Um das während des Interregnums verlorene Reichsgut wieder herbeizubringen, wozu er sich eidlich verpflichtet hatte, beschloß der Reichstag von Nürnberg im November 1274, alle Reichsgüter, welche Friedrich II. bis zu seiner Entsetzung besessen, zurückzufordern, ebenso alle dem Reiche seitdem heimgefallenen Lehen einzuziehen und allen Vasallen, welche nicht binnen Jahr und Tag um die Belehnung nachgesucht hätten, ihre Lehen zu nehmen. Damit war die Grundlage für die ganze Reichspolitik der Folgezeit geschaffen, vor allem aber für Rudolfs Vorgehen gegen Ottokar II. von Böhmen, dessen Machtstellung weder mit diesen Grundsätzen, noch mit den Interessen des Reiches sich vertrug.

Ottokars II. Sturz und die Begründung der habsburgischen Macht in Österreich. Da Ottokar II., der überhaupt die Anerkennung Rudolfs verweigerte, die Vorladung nach Würzburg für den 23. Januar 1275 unbeachtet gelassen hatte, so versicherte sich Rudolf der deutschen Bischöfe durch Bestätigung ihrer Privilegien von 1220 (s. S. 382) und knüpfte mit den Bischöfen von Salzburg, Regensburg und Passau an, um durch sie auf Ottokars deutsche Länder einzuwirken. Doch erst, als es Rudolf gelungen war, den wichtigsten deutschen Bundesgenossen Ottokars, Heinrich von Nieder-Bayern, auf seine Seite zu ziehen,
1276. konnte er an den Böhmenkönig am 24. Juni 1276 den Krieg erklären und gegen Osten vorgehen, von wenigen größeren Reichsfürsten, der Hauptsache nach nur von den meisten süddeutschen Bischöfen und einzelnen schwäbischen Herren unterstützt. Während Ottokar den Angriff auf Böhmen erwartete, zog Rudolf in Eilmärschen die Donau abwärts und stand bereits am 18. Oktober vor Wien, das sich indes tapfer hielt; Meinhard von Tirol aber, durch die Vermählung seiner Tochter mit Albrecht von Habsburg dem König jetzt noch näher verbunden, besetzte mit seinem Bruder Albert von Görz Steiermark, dessen Adel überwiegend sich bereits für die deutsche Sache erklärt hatte. Zwar eilte nun Ottokar sofort

nach der Donau und lagerte sich auf dem Marchfelde, aber die mächtigsten böhmischen Adelsgeschlechter, längst verstimmt über seine ganze innere Politik, verließen sein Heer, so daß er der Vermittelung des Bischofs Bruno von Olmütz Gehör schenkte. Im Frieden von Wien, das sich widerwillig unterwarf, verzichtete er am 21. November 1276 auf Österreich, Steiermark, Kärnten und Krain 1276.
und nahm Böhmen und Mähren von Rudolf zu Lehen; doch eröffnete ihm die Verlobung seines Sohnes Wenzel mit Rudolfs Tochter Guta die Aussicht, wenigstens Österreich nördlich der Donau als Pfand für die Mitgift derselben wiederzugewinnen. Am 25. November huldigte Ottokar II. im königlichen Schmucke seinem Lehnsherrn, der dem stolzen Prschemysliden die Demütigung bereitete, ihn mit gesuchter Einfachheit zu empfangen, denn während seine Ritter in vollem Waffenglanze ihn umgaben, „trug Rudolf ein graues Wams, sah gemein und demütig aus und saß auf einem dreibeinigen Schemel".

Eine Scene derart konnte die Stimmung Ottokars nicht verbessern; auch zwei ergänzende Verträge in Wien und Prag, welche die unhaltbare Bestimmung über das Norddonauland beseitigten und die Verpflichtungen Böhmens gegen das Reich ordneten, begründeten keinen dauernden Frieden, und als Ottokar trotz der beiderseits verheißenen Amnestie die böhmischen Anhänger Rudolfs zur Strafe zog, kam es zum Bruche. Ottokars Sache war keineswegs aussichtslos. Zwar gewann Rudolf die Hilfe des jungen Ungarnkönigs Ladislaus IV. durch Verlobung seiner Tochter Clementine mit Andreas; aber von den deutschen Fürsten, denen Rudolfs Plan, die dem Böhmenkönig entrissenen Lande für sein eignes Haus zu erwerben, nicht verborgen bleiben konnte, hatte er kaum Unterstützung zu erwarten, und in Österreich fehlte es nicht an Sympathien für Ottokar. Ja dieser gewann sogar den Herzog Heinrich von Nieder-Bayern, die Markgrafen von Meißen und Brandenburg und die piastischen Herzöge von Schlesien und Polen, indem er diesen gegenüber, in völligem Gegensatze zu seiner eignen, früheren Politik, jetzt den Standpunkt der gemeinsamen slawischen Interessen betonte. Ein kräftiger Stoß konnte noch rasch alles zu seinen gunsten wenden. Er indessen, Ende Juni 1278 von Prag aufgebrochen, vergeudete seine Zeit mit der Belagerung bedeutungsloser, aber tapfer verteidigter österreichischer Grenzplätze und ließ Rudolf Zeit zur Ansammlung eines beträchtlichen Heeres aus Österreichern, Steirern, Schwaben und Franken. Am 14. August 1278 rückte dieser von Wien aus, das er 1278.
freilich nur durch Anerkennung der Reichsfreiheit hatte gewinnen können (24. Juni), nordwärts, vereinigte sich mit den Ungarn und näherte sich am 25. August auf kurze Entfernung dem Böhmenkönig, der ihm nun von Laa her die March abwärts entgegenkam. Da er an Zahl, insbesondere an schwerer Reiterei überlegen war, so wählte Ottokar die weite Ebene zwischen Dürrnkrut und der damals viel weiter östlich als heute fließenden March zur Aufstellung, nördlich des im Sommer meist trockenen Weidenbachs. Rudolf hatte diesen überschritten, als es um die Mittagszeit des 26. August zum entscheidenden Kampfe kam. Während Friedrich von Hohenzollern mit der Sturmfahne des Reichs den linken Flügel der Königlichen vorwärts führte und die Gegner von der Rückzugslinie abdrängte,

geriet Rudolf im Centrum persönlich in Bedrängnis und beim Zurückweichen über den Bach wurde er von einem thüringischen Ritter Ottokars vom Rosse geworfen. Doch gelang es ihm, ein anderes zu besteigen, der rechtzeitige Angriff seiner Reserve unter Ulrich dem Kapeller brachte die hier siegreichen, aber ermatteten Böhmen, denen außerdem die sinkende Sonne blendend ins Gesicht schien, in Verwirrung und bald drängte sich alles in zielloser Flucht nach der March, wo Tausende noch ihr Grab fanden. In dem entsetzlichen Getümmel wurde Ottokar nach tapferster Gegenwehr gefangen und von persönlichen Gegnern, steirischen Rittern, schimpflich ermordet. Eine atemlose Verfolgung insbesondere durch Rudolfs ungarische und kumanische Reiter löste das geschlagene Heer vollständig auf; es soll 10—14,000 Mann auf dem Platze gelassen haben.

Als der Sieger in Böhmen erschien, dachte man dort anfangs noch an Widerstand. Allein es gelang doch, einen Frieden zu vermitteln. Otto von Brandenburg, Ottokars Neffe, übernahm auf fünf Jahre die Vormundschaft und Regentschaft für den jungen Wenzel, und die Doppelheirat zwischen Wenzel und Guta, Rudolfs gleichnamigem Sohne und Agnes von Böhmen kam wirklich zustande. Dem Sieger vom Marchfelde aber gewährte endlich der Reichstag von Augsburg
1282. im December 1282, was ihm jetzt nicht wohl mehr zu verweigern war, die Belehnung seiner Söhne Albrecht und Rudolf mit Österreich und Steiermark; Kärnten fiel an Meinhard von Tirol. So wurde die habsburgische Macht an der Donau begründet, der Schwerpunkt des Reiches begann sich nach dem Osten zu verschieben.

Rudolfs Reichspolitik. Das Streben Rudolfs nach Wiederherstellung des entfremdeten Reichsguts, das den Rechtsgrund gegen Ottokar von Böhmen geboten hatte, führte ihn auch dazu, die vergessenen Hoheitsrechte über Burgund, das in selbständige Fürstentümer aufgelöst war und mehr und mehr dem französischen Einflusse verfiel, wieder herzustellen. Wirklich nötigte er in zwei Feldzügen 1283 und 1289 den Grafen von Savoyen zur Huldigung und vermählte sich sogar noch im 66. Lebensjahre mit der vierzehnjährigen Isabella, der Schwester des Herzogs Robert von Burgund, den er gleichzeitig mit dem Delphinat (Dauphiné) belehnte; aber seinen Lieblingsgedanken, die burgundische Krone an sein eignes Haus zu bringen, vereitelte der frühe Tod seines Sohnes Hartmann 1281. Ebenso scheiterte der Versuch, das Herzogtum Schwaben wieder herzustellen, vornehmlich an dem Widerstande des Grafen Eberhard von Würtemberg, den er im Sommer 1286 in seiner neuen Residenz Stuttgart belagerte; nur die beiden schwäbischen Reichslandvogteien sicherte er seinem Hause, ordnete überhaupt diese Reichsgüter, die nach der alten Art Naturalien und Geldabgaben lieferten und immer noch neben den fixierten Steuern der Reichsstädte die festeste Grundlage der Reichsfinanzen bildeten.*) Allein die häufige Verpfändung derselben an Fürsten und Herren und die schwankende Behandlung der Städte über-

*) Es sind die Reichslandvogteien von Nürnberg, Rothenburg an der Tauber, Ober- und Nieder-Schwaben, Ober- und Nieder-Elsaß, Speier, Wetterau.

haupt, die bald mit größeren Freiheiten begabt, bald, weil sie ihre Befugnisse überschritten, in schwere Strafe genommen, in jedem Falle ganz nach den Bedürfnissen der königlichen Kasse als ergiebige Geldquellen benützt wurden, erzeugte in vielen derselben eine so gereizte Stimmung, daß mehrere Betrüger unter dem Namen Friedrichs II. auftraten und sogar Anerkennung finden konnten, so 1284 einer in Lübeck, 1285 ein anderer in Neuß, das eben gegen seinen Erzbischof im Aufstande sich befand. Für ihn sprachen sich außer den Städten der Wetterau auch Hagenau, Colmar, Freiburg im Üchtlande und Bern aus, und Rudolf mußte Colmar belagern, Wetzlar zur Auslieferung des dreisten Prätendenten nötigen.

Mächtig überhaupt stieg das städtische Selbstgefühl. Das stolze **Köln** rang sich damals vollständig von der erzbischöflichen Herrschaft los. In dem Kampfe nämlich um die Erbschaft Walrams von Limburg zwischen dem Grafen Rainald von Geldern, dem Gemahl seiner Tochter Irmgard, und seinem Neffen Adolf von Berg, der von Brabant und Lothringen unterstützt wurde, trat Köln auf Brabants Seite, als Erzbischof Siegfried von Westerburg (1274—1297) die Geldernsche Partei ergriffen und um seine leeren Kassen zu füllen bei **Worringen** zwischen Köln und Neuß eine neue Zollburg angelegt hatte. In blutiger Schlacht erfocht am 5. Juni 1288 das brabantisch-kölnische Heer einen vollständigen Sieg, 1288. der Erzbischof wurde selbst gefangen und verzichtete fast vollständig auf seine Rechte über die Stadt.

Schon diese ausgedehnte und langwierige Fehde würde beweisen, daß Rudolfs redliche Bemühungen, den Landfrieden zu sichern, keineswegs von durchschlagendem Erfolge begleitet waren. In Österreich, Bayern, Franken und Schwaben ließ er ihn 1281 verkünden auf Grund des Gesetzes von 1235 (s. S. 391), und das Nationalconcil von Würzburg 1287 bedrohte jeden Friedensbrecher mit dem Banne. Persönlich griff der König besonders energisch in Thüringen ein, wo die Familienhändel des Hauses Wettin alles in Auflösung versetzt hatten; er verweilte deshalb ein volles Jahr, vom Herbst 1289 bis zum November 1290, in Erfurt und soll mehr als 60 Burgen gebrochen haben. Aber seine Körperkräfte gingen zu Ende; am 15. Juni 1291 verschied er in Speier, ohne die Erb- 1291. folge seines Sohnes Albrecht gesichert zu haben, und wurde auf seine Anordnung neben Philipp von Schwaben im dortigen Dome beigesetzt.

Wahl Adolfs von Nassau. Die Abneigung der Kurfürsten, ihre Macht durch ein kraftvolles Königtum einschränken zu lassen, bestimmte sie jetzt, einen Mann zu erheben, dessen persönliche Tüchtigkeit doch den Mangel an wirklicher Macht nicht ausgleichen konnte, den Grafen Adolf von Nassau aus der walramschen Linie, einen Verwandten des Erzbischofs Gerhard von Mainz und Bundesgenossen Siegfrieds von Köln im Worringer Kriege. Eben diesen rheinischen Kirchenfürsten mußte Adolf den höchsten Preis für seinen Königstitel zahlen. Erzbischof Gerhard sollte künftig den Hof- und Vicekanzler des Reiches ernennen, also einen entscheidenden Anteil an der Reichsregierung erhalten; der Kölner suchte sich seine Hoheit über seine ungetreue Hauptstadt zu sichern, überhaupt seine

Macht am ganzen Niederrhein, erhielt daher auch pfandweise die Reichssteuern von Sinzig, Duisburg und Dortmund, wie der Erzbischof von Trier sich Coblenz u. a. mit allen Hoheitsrechten sicherte. Auf solche Bedingungen hin wurde
1292. Adolf am 5. Mai 1292 gewählt, am 1. Juli gekrönt, und auch von Herzog Albrecht anerkannt, der ihm zu Hagenau die Reichsinsignien übergab.

Adolfs Reichspolitik. Seine Stellung war derartig, daß er nur die Wahl hatte, die unwürdige Rolle als ein Geschöpf der geistlichen Kurfürsten gehorsam und vertragstreu weiter zu spielen, oder sich ihnen zu entwinden, und es damit über kurz oder lang zum Kampfe zu treiben. Er wählte das Zweite. Er begann gleich mit dem verwegenen, aber durchaus berechtigten Versuche, das zerrüttete Reich in den großen Kampf zwischen England und Frankreich hineinzureißen, indem er gegen englische Hilfsgelder auf Edwards I. Seite trat, um dem immer drohenderen Vordringen der französischen Macht nach Osten hin Schranken zu setzen. Daß er trotz der Kriegserklärung über Rüstungen nicht hinauskam, verschuldeten die inneren Verhältnisse, die rasch einer gewaltsamen Lösung entgegentrieben. Im geraden Widerspruche mit den Plänen und Erwartungen des Kölner Erzbischofs ernannte er schon im September 1292 dessen alten Gegner, den Herzog Johann von Brabant, zum Obervogt, Rektor und Richter für die Handhabung des Landfriedens von der Mosel bis zum Meere und in Franken und Westfalen, verpfändete ihm dann alle Reichsbesitzungen in jenem linksrheinischen Gebiet und sogar die vorher an Köln überlassenen Reichseinkünfte. Er begünstigte und stärkte weiter die freien Herren und Grafen durch Belehnungen, Vergabungen und Privilegien, und er sah auf zwei Hoftagen in Eßlingen und Reutlingen 1293 mit Befriedigung den schwäbischen Adel um sich geschart. Dann gewann er Rudolf von Ober-Bayern und der Pfalz, durch ihn auch Otto von Nieder-Bayern 1294, schob somit seine Macht bis an die Grenze des habsburgischen Österreich vor, und trat endlich den unzweifelhaften Plänen der Habsburger, ihre grundherrlichen und obrigkeitlichen Rechte im Aar- und Zürichgau zur vollen Landes-
1297. hoheit auszubilden, scharf entgegen, indem er am 30. November 1297 die Reichsunmittelbarkeit der Landgemeinden von Uri und Schwyz anerkannte und damit indirekt den „ewigen Bund" bestätigte, den diese beiden mit Unterwalden am 1. Juli 1291 zur Sicherung gegen die habsburgischen Pläne als „Eidgenossen" beschworen hatten.*)

*) Uri und Schwyz (d. h. die Orte Schwyz und Stein) gehörten zum Zürichgau, waren also den Habsburgern als den Grafen desselben untergeordnet. Ein Teil von Uri stand allerdings als Besitz der Abtei Zürich nicht unter der gräflichen Gewalt, sondern unter der Vogtei der Immunität, aber diese bekleideten bis 1218 erblich die Zähringer, also die Grafen des Gaues. Da nach ihrem Aussterben das Reich den Vogt ernannte, so gewann die Immunität Uri eine freiere Stellung; doch mit den übrigen Teilen des Thales von jeher durch Markgenossenschaft verbunden verwuchs sie mit ihnen seitdem noch enger, bis 1274 Rudolf I. die Reichsunmittelbarkeit von Uri anerkannte. Die freien Bauern von Schwyz hatten schon 1240 von Friedrich II. die Exemtion von der gräflichen Gerichtsbarkeit erlangt und treten zuerst 1275 als eine „Landgemeinde" (universitas) auf; Unterwalden, teils zum Zürichgau, teils zum Aargau gehörig, war dadurch und als Bestandteil mehrerer Immunitäten zersplittert und unterlag

Bereits war Adolf damals dabei, sich eine starke Hausmacht im Osten des Reiches zu gründen. Gelegenheit dazu boten die fortdauernden Wirren im Wettinischen Hause. Nach Heinrichs des Erlauchten Tode (15. Februar 1288) war Meißen mit Umgehung seines ältesten Sohnes Albrecht von Thüringen von seinem Enkel Friedrich Tutta, dem Sohne Dietrichs des Feisten († 1284 oder 1285), in Besitz genommen worden, was auch Albrecht, mit seinen eignen Söhnen Friedrich dem Freidigen (mit der gebissenen Wange) und Diezmann bitter verfeindet, geschehen ließ. Aber ohne, vielleicht gegen den Willen des Vaters forderten diese ihren Anteil am Erbe des Großvaters und setzten sich nach Friedrich Tuttas Tode (16. August 1291) gewaltsam in den Besitz Meißens und des Osterlandes, im 1291.
Widerspruche mit Albrecht. Erbittert und offenbar ohne Gefühl für das Interesse seines Hauses verkaufte Albrecht die Mark Landsberg an die Markgrafen von Brandenburg, die auch trotz einer schweren Niederlage 1293 diesen Besitz behaupteten. Bald darauf überließ er Thüringen dem König Adolf gegen 12,000 Mark Silber, die dieser den englischen Subsidien entnahm. Gleichzeitig rüstete sich dieser, Meißen nach Friedrich Tuttas Tode als ein erledigtes Reichslehen einzuziehen, wozu er vollkommen berechtigt war, und worin er auch von den Fürsten unterstützt wurde. In zwei Feldzügen 1294/96 überwältigte er den hartnäckigen Widerstand, den ihm die beiden Wettinischen Brüder entgegenstellten, eroberte Anfang d. J. 1296 Freiberg und verjagte die Brüder aus dem Lande. Ohne 1296.
sich um die Erbitterung zu kümmern, die das barbarische Auftreten seiner Truppen hervorrief, setzte er den Grafen Heinrich von Nassau als Reichsstatthalter ein. Unzweifelhaft war er entschlossen, das Land für das Reich und dann für sein eignes Haus zu behaupten.

Adolfs Fall und Albrechts I. Erhebung. So in allen Erwartungen gründlich enttäuscht verband sich Gerhard von Mainz mit den natürlichen Gegnern Adolfs, dem Herzog Albrecht von Österreich, Wenzel II. von Böhmen, der sich selbst Hoffnung auf das Wettinische Erbe gemacht hatte, und dem Markgrafen von Brandenburg zum Sturze dieses unbotmäßigen Königs. Schon im März 1298 erschien Albrecht mit Heeresmacht am Oberrhein, am 1. Mai lud ein Reichstag den König nach Mainz vor seine Schranken, um sich wegen Vernachlässigung Italiens, Erpressungen im Reiche und seines Verhaltens gegenüber den Fürsten zu verantworten, und da Adolf es verschmähte, so anmaßlichen Forderungen zu entsprechen, die doch die wahren Gründe seiner Gegner nur verhüllten, so sprachen die verbündeten Fürsten am 23. Juni seine Entsetzung aus. Die Waffen mußten entscheiden. Indem Adolf vom Niederrhein her mit bayerischen, pfälzischen und hessischen Kontingenten, ohne den reichsstädtischen Zuzug abzuwarten, seinem Nebenbuhler vorschnell entgegenging, traf er das feindliche Heer am heißen 2. Juli 1298 bei Göllheim westlich von Worms am Hasenbühel. In wuchtigem, er- 1298.

in allen seinen Teilen der Vogteigewalt der Habsburger. Im „ewigen Bunde“ verpflichteten sich trotz ihrer sehr verschiedenen staatsrechtlichen Stellung die drei Lande, keinen Auswärtigen als Richter anzunehmen und geboten den Frieden im Namen des Bundes.

bittertem Zusammenstoße der schwergepanzerten Reitermassen, der rasch in lauter Einzelkämpfe sich auflöste, fiel König Adolf durch einen Hieb über den Kopf tötlich getroffen. Damit war der Kampf zu Ende, die verbündeten geistlichen Fürsten des Westens und die Laienfürsten des Ostens hatten über den König der freien Herren und Städte gesiegt.

Albrecht I. und die rheinischen Fürsten. Aber dauernde Früchte zogen die Sieger aus ihrem Erfolge keineswegs. Denn wenige Wochen nach der Schlacht, am 28. Juli 1298, mußten sie die Krone widerwillig dem übertragen, der ihnen den Sieg erfochten hatte, Albrecht I. von Habsburg (1298—1308). Was sie 1292 hatten vermeiden wollen, vollendeten sie jetzt mit eigner Hand: sie verbanden das Königtum mit einem der stärksten Reichsfürstentümer; den Gedanken, es als eine über den Territorien schwebende, in sich selbst ruhende Macht hinzustellen, gaben sie damit endgültig auf. König Albrecht aber zeigte den alten Bundesgenossen sehr bald den Herrn. Und der Mann dazu war er, ein harter, entschlossener Charakter, ein tüchtiger Kriegsmann und ein erprobter Verwalter, wie dies u. a. das sorgfältige Urbar seiner schwäbischen Besitzungen von 1303 beweist und nicht minder seine Behandlung der österreichischen Städte. Denn er hatte 1296 die Reichsfreiheit Wiens vernichtet und es zu einer unterthänigen Landstadt herabgedrückt. Um sich eines festen Rückhalts zu versichern, bildete er sein Verhältnis zu Frankreich, in dem er zunächst eine Stütze gegen Adolf gesucht hatte, bis zum förmlichen Bündnis aus, das er durch die Verlobung seines Sohnes Rudolf mit Philipps IV. Schwester Blanca noch befestigte (December 1299). Es sollte ihm dazu helfen, die Wahl Rudolfs zum römischen König, also zu seinem Nachfolger, durchzusetzen und ihm die Krone Burgunds zu verschaffen, die ihm ohne Frankreichs Zustimmung unerreichbar gewesen wäre. Damit trat er zwar nicht geradezu in den schweren Konflikt zwischen Philipp IV. und den hochfahrenden Ansprüchen Papst Bonifacius' VIII. ein, trieb aber dadurch die rheinischen Kurfürsten zum bewaffneten Aufstande. Sofort zog der König die rheinischen
1301. Bischofsstädte auf seine Seite, indem er am 7. Mai 1301 alle Rheinzölle, die seit Friedrich II. verliehen oder widerrechtlich eingeführt waren, aufhob und die Gemeinden zur Bildung eines Landfriedensbundes aufforderte, um jene den rheinischen Kurfürsten im höchsten Maße lästige Maßregel durchzusetzen; die Ostfriesen rief er zur Unterstützung der niederrheinischen Herren gegen den Erzbischof von Köln auf. Die Einnahme von Bingen im September 1301 öffnete ihm die Rheinstraße, im März 1302 zwang er Mainz und Pfalz, im Herbste Köln und Trier zur Unterwerfung, zur Herausgabe des occupierten Reichsgutes, Aufhebung der Zölle und Aufnahme königlicher Besatzungen. An eine Heranziehung der Städte zu den Reichstagen freilich, die so nahe zu liegen schien und die eben jetzt (1302) im verbündeten Frankreich erfolgte, dachte er nicht. Sein glänzender Erfolg bewog auch den grollenden Papst, sich mit ihm zu versöhnen, allerdings gegen unwürdige Zugeständnisse des Königs. Albrecht erkannte an, daß das Recht des deutschen Königs und das Wahlrecht der Kurfürsten auf päpstlicher Verleihung
1303. beruhe und er zum Gehorsam gegen den Papst verpflichtet sei (Juli 1303). Aber

in demselben Augenblicke beinahe, als der vornehmste Fürst der abendländischen
Christenheit den kühnsten Ansprüchen päpstlicher Theokratie sich beugte, brach diese
selber unter den wuchtigen Schlägen des französischen Königtums machtlos zu-
sammen und trat endlich mit der Wahl Clemens' V. und der Übersiedelung des
päpstlichen Hofes nach Avignon 1305 in den Dienst der Kapetinger. 1305.

Erweiterung der Habsburgischen Hausmacht. Als Sieger über die
Fürsten ging Albrecht rasch und entschlossen auf sein Ziel los: Erweiterung seiner
Hausmacht und Erblichkeit der Krone. Zwar sein Versuch, Holland, Seeland und
Friesland als erledigte Reichslehen einzuziehen, war 1300 gescheitert, aber eine
große Aussicht eröffnete sich bald in Böhmen. Wieder hatte die böhmische Macht
unter der Leitung des Kanzlers Peter von Aspelt, Bischofs von Basel, einen glän-
zenden und für die Reichsinteressen nicht unbedenklichen Aufschwung genommen.
Im Sommer 1301 hatte sich Wenzel II. in Gnesen die Krone von Polen aufs
Haupt gesetzt, und dann nach dem Aussterben des Mannsstammes der Arpaden in
Ungarn mit Andreas III. i. J. 1301 gegenüber den Ansprüchen Karl Roberts von
Anjou (Neapel), der die weibliche Linie vertrat, seinen noch unmündigen Sohn
Wenzel (III.) zum König von Ungarn wählen lassen (1302). Um diese gefährliche
Machtvereinigung zu brechen, ging Albrecht im Bunde mit Karl Robert im Herbst
1304 gegen Böhmen vor. Zwar scheiterte er an der tapferen Verteidigung der
deutschen Bergstadt Kuttenberg, aber der Tod Wenzels II. im Juni 1305 löste 1305.
alles auf; sein Sohn verzichtete auf Ungarn, wo nun mit Karl Robert das Haus
Anjou sein Recht wirklich zur Geltung brachte, und nahm nicht nur Böhmen,
sondern auch Polen vom Reiche zu Lehen. Sein rascher Tod — er wurde in
wüster Völlerei am 4. August 1306 von einem thüringischen Ritter ermordet —
gestaltete die böhmischen Dinge noch günstiger für Albrecht, denn mit Wenzel III.
erlosch der Mannsstamm der Przemysliden. Indem Albrecht Böhmen und
Mähren als erledigtes Reichslehen einzog, übertrug er es, persönlich in Prag er-
schienen (15. Oktober 1306), seinem Sohne Rudolf, der sich mit Wenzels II.
Witwe Elisabeth von Polen vermählte. Ebenso sandte er nach König Adolfs
Fall seine Vögte im Namen des Reiches nach Meißen und Thüringen. Ge-
waltig erhob sich die Habsburgische Hausmacht; von der Drau bis zum Erzgebirge
erstreckte sie sich und schien sich auch in Mitteldeutschland festzusetzen, während sie
vom Elsaß und von den Schweizer Bergen her Schwaben in Schach hielt.

Der Rückschlag und Albrechts I. Ende. Aber noch war ihr Gefüge
zu locker, als daß es einem kräftigen Stoße gestanden hätte. In Meißen be-
gann der Umschwung. Friedrich der Freidige (d. i. der Kühne) von Wettin,
obwohl mit seinem Bruder Diezmann, der 1304 die Lausitz an die Markgrafen
von Brandenburg verkauft hatte, lange Zeit verfeindet, erschien doch wieder, von
der Anhänglichkeit des Landes an das alte Fürstenhaus unterstützt, im Felde und
brachte dem königlichen Heere am 31. Mai 1307 bei Lucka in der Nähe von 1307.
Altenburg eine vollkommene Niederlage bei, die den Wettinern das Land rettete.
Indem er nach Diezmanns jähem Tode (10. December 1307) auch das Osterland
in seine Hand brachte, im Februar 1308 auch in Thüringen anerkannt wurde

und in demselben Jahre noch das Pleißnerland mit Altenburg, Zwickau und Chemnitz in Besitz nahm, stellte er die Macht seines Hauses fast im alten Umfange wieder her. Nur die Nieder-Lausitz blieb brandenburgisch. Auch in Böhmen wandte sich das Glück von den Habsburgern. Nach Rudolfs frühem Tode
1307. (3. Juli 1307) wählten die böhmischen Großen Heinrich von Kärnten, den Gemahl einer Schwester Wenzels III., Anna, am 15. August 1307 zu ihrem König und wiesen das habsburgische Heer, das Albrecht sofort heranführte, vor Kolin und Kuttenberg ab. Mitten unter eifrigen Rüstungen in seinen schwäbischen Stammlanden zur Wiederherstellung des Verlornen fiel Albrecht durch Mörderhand. Er hatte seinem Neffen und Mündel Johann (von Schwaben), dem Sohne seines Bruders Rudolf und der Agnes von Böhmen (s. S. 454), zwar keineswegs sein Erbe vorenthalten, vielmehr nur einige Güter seiner Mutter, und vor allem die Hoffnung des ehrgeizigen Jünglings auf Böhmen getäuscht. Daß die grollenden rheinischen Kurfürsten sich des heißblütigen Jünglings als Werkzeug bedient hätten, ist nicht erweislich; genug, im Bunde mit drei unzufriedenen Edlen überfiel Johann den König, der eben im Angesichte seiner Stammburg mit den Verschwornen bei Rheinfelden über die Reuß gesetzt war und arglos mitten unter ihnen ritt, und streckte ihn meuchelmörderisch zu Boden, während
1308. sein Gefolge noch am anderen Ufer sich befand (1. Mai 1308). Johann selbst verschwand sofort nach der entsetzlichen That und ist erst später als Mönch in Pisa wieder aufgetaucht, seine Genossen büßten den Mord durch Verfolgung und Tod, und über der blutigen Stätte bauten die Witwe und die Tochter des Ermordeten, Elisabeth von Tirol und Agnes, das Kloster Königsfelden.*)

Wahl Heinrichs VII. von Lützelburg. Mit dem Tode Albrechts zerschellten seine Pläne, sein Haus war wieder auf die Stufe der übrigen Reichsfürsten zurückgedrängt. Zwar bewarb sich sein Sohn Friedrich von Österreich um die Krone, aber ihm trat nicht nur der Widerwille der Kurfürsten gegen alles, was die Erblichkeit fördern konnte, entgegen, sondern auch die französische Politik. Bereits umspannten die Kapetinger und Anjous von Frankreich, Ungarn und Neapel aus das Reich von drei Seiten; jetzt versuchten sie sogar Karl von Valois, Philipps IV. Bruder, auf den deutschen Thron zu heben, der eben doch trotz alles Verfalles der deutschen Macht noch als der erste des Abendlandes galt. Dagegen regte sich nun doch das Nationalgefühl in den Kurfürsten und sprach auch das Interesse Clemens' V. So fand man einen Ausgleich in der Wahl Heinrichs VII. von Luxemburg (1308—1313). Seit das Grafengeschlecht von Limburg und Arlon 1101 die Belehnung mit dem Herzogtum Nieder-Lothringen erhalten hatte (vgl. S. 309), führte es, obwohl es diesen Anspruch nicht festhalten konnte, doch

*) Die allbekannte, durch Schillers Dichtung verklärte Überlieferung vom Aufstande der drei Waldstätte gegen die habsburgischen Vögte am 1. Januar 1308 und die vorangehende Ermordung Geßlers durch Wilhelm Tell ist nachweislich erst im 15. und 16. Jahrhundert aus einer schwyzer und urner Tradition zusammengeflossen und unzweifelhaft unter dem Einflusse der späteren Kämpfe vornehmlich des 14. Jahrhunderts ausgebildet worden, mit sehr starker Verschiebung der thatsächlichen Rechtsverhältnisse.

den Herzogstitel und erwarb 1214 die Grafschaft Lützelburg (Luxemburg), ein zwar ziemlich umfängliches, aber bei seiner rauhen Waldnatur noch wenig entwickeltes Gebiet. Auf der Grenzscheide zweier Nationen gelegen und halbfranzösisch seiner Bevölkerung nach, erfuhr es bald den Kultureinfluß Frankreichs, so daß auch Graf Heinrich, der Sohn einer französischen Mutter, der Beatrix von Avesnes, seine Erziehung in Frankreich erhielt und persönliche Beziehungen zu Philipp IV. wie zu Clemens V. anknüpfte. Für die deutschen Kurfürsten entscheidend wirkte besonders, daß er der Bruder des Erzbischofs Balduin von Trier und dem Erzbischof von Mainz, Peter von Aspelt, persönlich befreundet war. Diesen Erwägungen und Einflüssen verdankte Heinrich VII. seine Wahl am 27. November 1308.

Erwerbung Böhmens. Seine ersten Maßregeln trugen natürlich ein antihabsburgisches Gepräge, obwohl die Habsburger seine Anerkennung nicht verweigerten. Die rheinischen Zollstätten, welche Albrecht aufgehoben hatte, stellte er zu gunsten der rheinischen Kurfürsten wieder her; die Reichsunmittelbarkeit aller drei Waldstätte, auch Unterwaldens, das sie überhaupt noch gar nie besessen hatte, erkannte er an (3. Juni 1309); dem Markgrafen Friedrich bestätigte er den Besitz 1309.
von Meißen und Thüringen (December 1310).

Jene Bestätigung erfolgte schon mit Rücksicht auf die böhmischen Verhältnisse. Denn sie eben luden das kleine Haus Luxemburg dringend ein, im Osten des Reiches, an der Grenze der Habsburger, auf einem wie das westdeutsche Stammland von einer gemischten Bevölkerung bewohnten Boden eine starke Hausmacht zu begründen. Die Unfähigkeit Heinrichs von Kärnten hatte allmählich alles in Verwirrung gesetzt, zumal sich die deutschen Städte und der böhmische Adel feindlich gegenüberstanden. Daher betrieben Adel und Geistlichkeit, insbesondere die Cistercienser, die Absetzung des Königs und erbaten sich von Heinrich VII. dessen erst vierzehnjährigen Sohn Johann, der mit der jüngeren Tochter Wenzels II., Elisabeth, verlobt werden sollte, zum Herrn. Daraufhin erklärte Heinrich Böhmen als heimgefallenes Reichslehen, weil Heinrich von Kärnten die Huldigung nicht geleistet habe, belehnte am 10. August 1310 in Speier Johann mit dem König- 1310.
reiche und sandte ihn in Begleitung Peters von Aspelt, der als gründlicher Kenner Böhmens zunächst auch die Regierung übernehmen sollte, des Burggrafen Friedrich von Nürnberg und anderer Fürsten mit Heeresmacht nach Böhmen. Als Prag am 3. December durch Einverständnis mit der Bürgerschaft in die Hände der Angreifer gefallen war, gab Heinrich von Kärnten jeden Widerstand auf und Johann empfing mit Elisabeth am 7. Februar 1311 feierlich die Krone. Seitdem begann dies halbdeutsche Böhmen in den Händen eines deutschen Fürstengeschlechts eine so eingreifende Rolle in den deutschen Verhältnissen zu spielen, wie nie zuvor.

Heinrichs VII. Römerzug. So vollständig der Erfolg in Böhmen war, so wenig dauernde Ergebnisse hatten die Anstrengungen, die Heinrich in Italien machte, um nach mehr als einem halben Jahrhundert die Rechte des Reiches hier wieder zur Geltung zu bringen. Das Papsttum hatte hier wohl vermocht, die

Herrschaft der verhaßten Hohenstaufen zu stürzen, um die „Freiheit der Kirche“ zu sichern, aber es hatte für das deutsche Übergewicht die drückendste Abhängigkeit von den Kapetingern eingetauscht, die ihm eben jetzt (1310) die Einwilligung zur Vernichtung des Tempelordens abnötigten, und hatte zugleich seine Unfähigkeit, in Italien nur halbwegs haltbare Zustände herzustellen, in so wahrhaft kläglicher Weise erwiesen, daß die Italiener beider Parteien, der staufisch gesinnten Ghibellinen wie der päpstlich-französischen Guelfen (Welfen), alle Ursache hatten, auf die Tage der Hohenstaufen mit Sehnsucht und Reue zurückzuschauen. Nur im Süden gehorchten ganze Landschaften Machthabern der einen oder der anderen Richtung, Neapel den guelfischen Anjous, Sicilien seit der entsetzlichen „Vesper“ von 1282 den ghibellinischen Aragonesen, deren Herrschaft 1292 schließlich auch das Papsttum hatte anerkennen müssen. Sonst war jedes Gebiet, jede Stadt der ganzen schönen Halbinsel vom Kampfe der Parteien zerrissen, die oft die großen Gegensätze nur zum Deckmantel örtlicher und persönlicher Interessen nahmen und mit ingrimmigem Hasse den Sieg bis zur Vernichtung, mindestens bis zur Verjagung der Gegner auszubeuten strebten. Nirgends war deshalb die Idee des Kaisertums volkstümlicher wie in Italien. Denn eben die besten italienischen Patrioten verzweifelten so völlig an der Möglichkeit einer festen Ordnung aus eigner Kraft, daß der größte Dichter des Volkes, Dante Alighieri, 1301 mit den Häuptern der Ghibellinen aus Florenz flüchtig, das Heil allein von der Wiederherstellung des Kaisertums, der „Monarchie“, erwartete*), und daß der Guelfenführer Guido della Torre von Mailand selbst in Speier erschien, um Heinrich VII. zum Römerzuge aufzufordern. Hier wurde im August 1309 das Unternehmen beschlossen. Es war kein gemeiner Ehrgeiz, der Heinrich trieb; einer Welt von Haß und Hader wollte er den Frieden bringen, nicht als Parteihaupt, sondern als ein echter König, in jenem schönen, echtdeutschen Idealismus, der den Luxemburger zum Fremdling machte in diesen harten Kämpfen selbstsüchtiger Interessen. Ihm schwebte dabei das Beispiel der italienischen Podestas vor, die der von ihnen regierten Gemeinde fremd waren, also um so unparteiischer walten konnten, und er dachte überall die aristokratischen Elemente gegen demokratische Erhebungen und die mit ihnen aufsteigende Tyrannis zu schützen. Selbst die Unterstützung Frankreichs und den guten Willen Roberts von Neapel glaubte er dafür gewinnen zu können. Zur Durchführung so hochherziger Pläne hätte er jedoch der ganzen Macht des Reiches bedurft; statt dessen stand ihm nur ein kleines, buntgemischtes Heer von 4000 Lanzen aus freiwilligen Fürsten und Rittern zur Verfügung, als
1310 er gegen Ende d. J. 1310 den Mont Cénis überschritt. Am 6. Januar 1311

*) Vorwurfsvoll richtet er im „Fegefeuer“ an Albrecht I. die Worte:

„Wie durftet Ihr, Du und der Vater, dulden,
Nur weil die Habsucht Euch dort jenseits festhielt,
Daß Eures Reiches Garten gar verwildre? — —
Sieh Deine Roma, die in heißen Thränen
Verwitwet und allein bei Nacht und Tage
Mein Cäsar, ruft, warum bist Du mir fern?“

empfing er im frohlockenden Mailand die eiserne Krone; aber aus der äußerlichen Versöhnung der della Torre mit den ghibellinischen Visconti, die er zustande gebracht, wuchs ein blutiger Aufstand hervor, als er die reiche Stadt zu starken Geldleistungen heranzog und die Verwaltungsordnung Friedrichs II. wieder herzustellen begann. Er warf ihn energisch zu Boden (Februar 1311) und verjagte die Torre, aber er trat damit auf die Stufe eines Hauptes der Ghibellinen zurück. Um so hartnäckiger widerstanden Cremona und Brescia, doch zwang er sie beide zur Übergabe und übernahm in Genua auf Wunsch der Stadt für 20 Jahre die Regierungsgewalt. Ohne sich dann weiter mit dem guelfischen Florenz aufzuhalten, brach er im April 1312 von Pisa aus mit 2000 Lanzen gegen Rom 1312.
auf. Doch dies hatte inzwischen Robert von Neapel besetzen lassen, und trotz harter Kämpfe gelang es Heinrich nicht, die Leostadt zu nehmen, er mußte sich mit der Krönung im Lateran begnügen (29. Juni), und zur Bezwingung Toscanas reichten seine Kräfte um so weniger aus, als die deutschen Kontingente meist nach der Heimat zogen und die Verhandlungen mit Frankreich an der Forderung Philipps IV., ihm das ganze Königreich Burgund zu überlassen, gescheitert waren. Um so eifriger rüstete sich Heinrich, den Guelfen durch Niederwerfung Roberts von Neapel den festen Rückhalt zu nehmen; schon hatte er mit Friedrich von Sicilien sich verbündet und Robert aller Lehen für verlustig erklärt, obwohl der Papst angesichts des Schreckbildes einer neuen deutschen Eroberung Neapels ihn mit dem Banne bedrohte, schon hatten sich seine Truppen und eine genuesisch-pisanische Flotte gen Süden in Bewegung gesetzt, da raffte den Kaiser in Buonconvento bei Siena am 24. August 1313 ein jäher Tod hinweg. In Pisa wurde 1313.
er bestattet.

Es war der letzte Römerzug in alter Weise. Sein thatsächliches Mißlingen entschied für die nächste Zeit das Übergewicht Roberts von Neapel, dem der Papst das Generalvikariat über Italien übertrug. und für immer die Selbständigkeit der italienischen Stadtrepubliken; er förderte das Aufsteigen der Parteihäupter zur Tyrannis durch ihre Erhebung zu Vikaren des Reichs und öffnete den überschüssigen kriegerischen Kräften der deutschen Ritterschaft den lohnenden Solddienst der italienischen Staaten.

Die Doppelwahl von 1314. So wenig nach dem Tode Heinrichs VII. das Haus Luxemburg Aussicht hatte, den Thron zu behaupten, da Johann von Böhmen erst 17 Jahre zählte, so wenig wollte es doch ihn dem habsburgischen Nebenbuhler Friedrich (dem Schönen) von Österreich überlassen. Eine unselige Doppelwahl war die Folge dieser selbstsüchtigen Politik. Während sich Herzog Rudolf von Sachsen (-Wittenberg), Rudolf von der Pfalz und der Erzbischof von Köln für Friedrich erklärten, gewann die luxemburgische Partei, die ohnehin schon über die böhmische Kurstimme verfügte, Mainz, Trier, Brandenburg und Johann von Sachsen (-Lauenburg), der der anderen Linie das Recht zur Kur streitig machte, für Ludwig von Bayern. Am echten Wahlort, in Frankfurt a. M., wurde am 20. Oktober 1314 Ludwig von dieser Mehrheit ge- 1314.
wählt, am Tage vorher in Sachsenhausen von der Minderheit Friedrich von

Österreich erhoben. Freilich gelang es diesem, die Krönung mit den rechten Insignien vom Kölner Erzbischof zu erhalten, aber nicht am echten Orte, in Aachen, sondern in Bonn, während Ludwig zwar in Aachen gekrönt wurde, aber nicht mit der rechten Krone; trotzdem kann die Gesetzmäßigkeit der Wahl des Wittelsbachers kaum zweifelhaft sein, Friedrich war schließlich doch nur ein Gegenkönig.

Ludwig „der Bayer“. Wenn es nun zum Kriege kam, so folgten beide mehr dem Zwange ihrer Partei, als eigner Neigung. Beide waren als Enkel Rudolfs I. nahe verwandt und hatten einander vielmehr persönlich und politisch nahe gestanden. In sehr jugendlichem Alter schon Nachfolger des Vaters Ludwigs II. (seine Mutter war Mechthild, Rudolfs I. Tochter) unter der Vormundschaft seines älteren Bruders Rudolf von der Pfalz (1294) geworden, hatte Ludwig später in mehrjährigem Kriege mit diesem über die Teilung Ober-Bayerns und der Pfalz gefochten und 1312 als Vormund der Söhne Herzog Stephans von Nieder-Bayern († 1310) ein enges Bündnis mit Österreich geschlossen. Erst als ein Teil des Adels und der Städte des Landes gegen Österreichs wachsenden Einfluß Anlehnung an Rudolf von der Pfalz suchte, hatte sich Ludwig mit diesem unter Aufhebung der Teilung Ober-Bayerns versöhnt (21. Juni 1313), war aber dadurch in Streit mit Österreich und dem diesem zuneigenden Teile Nieder-Bayerns geraten und hatte bei Gammelsdorf westlich von Moosburg am 19. November 1313 einen glänzenden Sieg über Friedrich erfochten. Versöhnlich entließ er damals die gefangenen Ritter ohne Lösegeld und suchte das alte Verhältnis mit Österreich wieder anzuknüpfen. Wenn er trotzdem kurz danach als sein Gegner bei der Königswahl auftrat, so erklärt sich das wohl mehr aus jugendlichem Ehrgeiz — er zählte erst 27 Jahre — als aus irgend welchem tieferen Gegensatze. Und er war der Krone nicht unwert. Ein stattlicher Herr von großer Körperkraft, blühender Gesichtsfarbe und hellen, fröhlichen Augen galt er mit Recht für leutselig und mild und entwickelte dabei neben leichter Erregbarkeit einen schlauen, berechnenden Zug, der weniger der Art seines Stammes, als vielleicht der Natur seines habsburgischen Großvaters entspricht. Daß er oft nicht den geraden Weg, sondern den Umweg als den nächsten erachtete, würde schon seine ganze bedrängte Lage erklären. Denn unzweifelhaft waren ihm die Habsburger, die im Besitze der österreichischen Lande und einer mächtigen Stellung in Schwaben sein eignes, kleines Gebiet von Osten und Westen umspannten, zunächst weit überlegen; zudem spaltete sich sogar das Haus Wittelsbach, da Rudolf von der Pfalz zu Habsburg stand, und die Luxemburger dachten weit mehr daran, ihre eignen Interessen im Bürgerkriege zu fördern, als dem von ihnen aufgestellten König zu raschem Siege zu verhelfen. Daher suchte Ludwig alles, was ihm dienen konnte, in Bewegung zu setzen, vor allem die blühenden süddeutschen Städte, so daß in den Kampf der beiden Bewerber ein Kampf der Stände sich verflocht.

Schlacht am Morgarten. Den ersten Schlag führten die Bauern der Waldstätte gegen den schwäbischen Adel. Um die trotzigen Gemeinden seinem Hause wieder zu unterwerfen, führte Leopold, der ritterliche Bruder Friedrichs
1315. des Schönen und die Seele der habsburgischen Politik, im November 1315 ein

stattliches Ritterheer gegen Schwyz. Als aber die gepanzerten Reiterhaufen mit ihren schweren Rossen am 15. November vom Egerisee her die steile, von Eis und Schnee bedeckte Paßstraße am Morgarten hinaufklommen, warfen sich die Männer des Schwyzer Aufgebots mit ihren furchtbaren Hellebarden von obenher auf die unbehilfliche Masse und schlugen sie fast ohne Gegenwehr in einen wüsten Knäul zusammen. Mit wenigen entkam Herzog Leopold nach Winterthur, die Eidgenossen aber erneuerten ihren Bund am 9. December 1315 in **Brunnen** ohne 1315. jede Erwähnung der alten Rechte Habsburgs und fanden dafür 1316 die Anerkennung König Ludwigs. Seitdem stand der Bund der Eidgenossen fest, denn er war jetzt mit Blut gekittet. Den Habsburgern blieb nichts übrig, als am 19. Juli 1318 einen Waffenstillstand mit den Waldstätten einzugehen, zumal Solothurn, Bern und Freiburg im Üchtlande schon Neigung verrieten, diesen nachzustreben und nur mit einiger Mühe zur Anerkennung der Königswürde Friedrichs gebracht werden konnten.

Schlacht bei Ampfing und Mühldorf. Im übrigen dauerte der verheerende Krieg jahrelang ohne große Schläge fort. Ludwig gewann allerdings mehr durch geschickte Verhandlungen als durch seine Waffen eine gesichertere Stellung, nötigte Rudolf zur Abtretung der Pfalz (26. Februar 1317), brachte mit Nieder-Bayern ein enges Bündnis zustande, gewann den Erzbischof Balduin von Trier durch Überweisung von Reichsgütern, und, was wichtiger war, Johann von Böhmen durch Überlassung des Landes Bautzen und die Aussicht auf die Erwerbung Brandenburgs nach dem Aussterben des askanischen Fürstenstammes mit Waldemar (14. August 1319), womit die Periode der großen luxemburgischen Erwerbungen begann. Allein militärisch blieben die Habsburger so im Übergewicht, daß sie, des langen entscheidungslosen Kampfes müde, i. J. 1322 durch 1322. einen kräftigen Doppelstoß auf Bayern ihn zu beenden dachten. Während Leopold von Schwaben heranzog, überschritt Friedrich, von zügellosen kumanischen und ungarischen Hilfstruppen verstärkt, den Inn bei **Mühldorf** und wagte am 28. September 1322 zwischen diesem Orte und **Ampfing** die Entscheidungsschlacht, in der sicheren Erwartung, sein Bruder werde noch rechtzeitig zu ihm stoßen und ohne Ahnung davon, daß dessen Eilboten, die ihm einen Aufschub empfehlen sollten, sich von den eifrig wittelsbachisch gesinnten Mönchen des Klosters Fürstenfeld zwischen Augsburg und München aufhalten ließen. So konnte Friedrich von Hohenzollern den Feind durch österreichische Feldzeichen täuschen und am späten Nachmittage seine Heeresabteilung auf der Straße, auf der Friedrich den Zuzug seines Bruders erwartete, ihm in den Rücken führen. Die Österreicher erlagen vollständig, Friedrich selbst und sein Bruder Heinrich fielen mit 1300 bis 1400 ihrer Ritter dem Sieger als Gefangene in die Hände. „Mein Vetter, ich sah euch nie so gern“, mit diesen Worten begrüßte Ludwig den überwundenen Gegner, den er dann nach der Burg Trausnitz (eigentlich Trausnit) an der Naab in ritterliches Gefängnis verbringen ließ. Es war ein großer Sieg, aber den Kampf beendete er noch nicht, denn Leopolds Stellung in Schwaben war noch unerschüttert und ein neuer gefährlicher Gegner entstand jetzt Ludwig im Papsttum.

Der Bruch mit dem Papsttum und die litterarische Opposition. Obwohl thatsächlich abhängig von der französischen Krone, hatten doch die Päpste in Avignon ihre Ansprüche nicht im mindesten herabgestimmt, verfochten vielmehr ihr theokratisches Ideal bis zu den ungeheuerlichsten Folgerungen, welche den Rückschlag unfehlbar herbeiführen mußten. Schon 1317 hatte Johann XXII. die Reichsgewalt, da das Kaisertum erledigt sei, für sich in Anspruch genommen, alle Inhaber von Reichsämtern aufgefordert sie niederzulegen, Robert von Neapel zum Reichsvikar bestellt und die Entscheidung des Thronstreites selbst in die Hand nehmen zu wollen erklärt. Niemand hatte — und das von rechtswegen — auf solche Überhebung geachtet, aber bald stieß Ludwig mit dem Papste unmittelbar zusammen. Im Kampf mit dem von Heinrich VII. für Italien bestellten Generalvikar Matteo Visconti von Mailand waren zwei päpstlich-guelfische Heere erlegen. Einem dritten Angriffe mußte Matteos Sohn Galeazzo allerdings weichen, aber er kehrte bald zurück und rief, als er sich von neuem Angriffe bedroht sah, die Hilfe König Ludwigs an. Gehoben von dem Erfolge bei Mühldorf, sandte dieser im
1323. Frühjahr 1323 Berthold von Neifen mit einigen hundert bayerischen Rittern als Reichsstatthalter nach Italien, und diese geringe Beihilfe genügte, um auch diesen Angriff zurückzuweisen. Dadurch schwer gereizt, forderte Johann XXII. am 8. Oktober 1323 den König auf, binnen drei Monaten seine Krone niederzulegen und sich dafür zu verantworten, daß er sie genommen habe. Gegen dies ganze Verfahren legte Ludwig in Nürnberg am 18. December auf Grund des geltenden Reichsrechts Verwahrung ein und berief sich zugleich auf ein allgemeines Concil. Trotzdem sprach der Papst, als auch die verlängerte Frist verstrichen war, am 23. März
1324. 1324 den Bann, am 11. Juli die Entsetzung über Ludwig aus; alle Anhänger des Königs belegte er mit dem Banne, ihre Länder mit dem Interdikt.

Jetzt gewannen die Dinge eine ganz andere Gestalt. Denn der König begnügte sich nicht mit einer Wiederholung des Protestes und der Appellation in Sachsenhausen (22. April), sondern schleuderte den Vorwurf der Ketzerei gegen den Papst und trat damit an die Spitze einer gewaltigen Bewegung, die sich innerhalb der Kirche selbst gegen das entartete Papsttum erhob. Ihre Träger waren die Franciskaner (Minoriten), einst das streitbare Heer des aufstrebenden Papsttums, jetzt die Verfechter einer kirchlichen Demokratie gegen die schrankenlosen Machtansprüche der Kurie. Seit Johann ihre Lieblingslehre, daß Christus und die Apostel kein Eigentum besessen hätten, für ketzerisch erklärt hatte (November 1323), eröffneten sie gegen ihn den Kampf auf Leben und Tod und begannen eine rücksichtslose litterarische Fehde. Der englische Franciskanerprovincial Wilhelm von Occam sprach dem Papsttume den göttlichen Ursprung, ihm und der Kirche jedes Recht auf weltliche Gewalt ab und hielt demgemäß eine Änderung der Kirchenverfassung für erlaubt. Von anderer Seite her kam ihm der Italiener Marsilius von Padua in seinem berühmten Defensor pacis (vollendet 1326) zu Hilfe. Die Kirche ist ihm die Gemeinde der Gläubigen, daher ohne Anspruch auf weltliche Gewalt; die Wahl der Geistlichen, die in allen weltlichen Dingen dem Staate unterworfen sind, gebührt den Gemeinden oder dem Regenten; nur

von ihr darf der Bann ausgehen. Die höchste Kirchengewalt üben die Concilien als die aus Geistlichen und Laien zusammengesetzte Vertretung der Kirche, die der Kaiser, das Oberhaupt der Christenheit, beruft; der Papst ist lediglich der Geschäftsführer des Concils in der Zwischenzeit, doch kann dieser Auftrag auch einem anderen Bischof als dem von Rom erteilt werden.

Die städtische Bewegung. Mit so radikaler Entschiedenheit hatte im Mittelalter noch niemand dem Papsttume und der ganzen Hierarchie die Wurzeln ihrer Existenz abgeschnitten. Noch war die Zeit nicht gekommen, diese Sätze praktisch durchzuführen, doch zu ersticken waren sie nicht mehr. Sie trafen mit anderen popularen Bewegungen zusammen. Überall regten sich die unteren Stände gegen ihre Herren, zumal in den Städten gegen das parteiische, gewaltthätige Regiment eines Patriciats, das oft an junkerhaftem Übermut den Landadel weit hinter sich ließ, und nicht minder gegen den Wucher der Juden, welche von geistlichen wie weltlichen Herren begünstigt wurden, weil ihre Steuern diesen reiche Einkünfte brachten. Häufige Hungerjahre vermehrten noch den Druck, und er wurde um so schwerer empfunden, je höher das Selbstbewußtsein der Zünfte durch ihre kriegerische Leistungsfähigkeit sich hob. Mächtig wirkten die Siege der flandrischen Städte über die Franzosen und der Schweizer Eidgenossen über die Habsburger.

Ende des Kampfes mit den Habsburgern. Trotz dieser Sympathien weiter Kreise war Ludwigs Lage zunächst nicht unbedenklich. Das Interdikt stürzte viele in Angst und Gewissensnot, und auch politische Gefahren zogen sich dicht zusammen. Daß er seinen Sohn Ludwig im März 1323 mit Branden- 1323.
burg belehnte und Johann von Böhmen mit der Verpfändung von Eger und Anweisungen auf rheinische Pfandschaften absand, kostete ihm die Freundschaft des Hauses Luxemburg. Herzog Leopold aber verabredete im Juli 1324 in Bar-sur-Aube mit Karl IV. von Frankreich dessen Erhebung zum deutschen König. Das trieb Ludwig zu dem Versuche, sich mit seinem gefangenen Gegner zu versöhnen. Wirklich verpflichtete sich Friedrich im Trausnitzer Vertrage vom 13. März 1325, 1325.
auf die Krone zu verzichten, ihm Hilfe zu leisten und die von den Habsburgern besetzten Reichsgüter herauszugeben; falls er sein Geschlecht nicht zur Anerkennung bestimmen könne, wollte er wieder in die Gefangenschaft zurückkehren. Als nun Leopold seine Zustimmung verweigerte, erfüllte er zum Erstaunen dieser treulosen Zeit sein Versprechen; doch Ludwig empfing ihn als Freund, nicht als Gefangenen in München und schloß dann mit ihm am 5. September einen neuen Vertrag, in welchem er ihm die volle Teilnahme an der Regierung einräumte. Der Widerstand, den die Fürsten auch dieser allerdings dem Herkommen durchaus widersprechenden Abmachung entgegenstellten, bestimmte Ludwig endlich zu einem noch viel auffallenderen Schritte. Am 7. Januar 1326 verzichtete er in Ulm zu gunsten Friedrichs überhaupt auf die Krone, falls dieser bis zum 25. Juli die päpstliche Bestätigung erhalte. Doch war das schwerlich mehr als ein klug berechneter Schachzug, um den Widerstand der Reichsfürsten zu brechen, denn es war klar, daß Johann XXII. selbst damit nicht befriedigt sein und sich also selbst den deutschen Fürsten gegenüber ins Unrecht setzen werde. Wirklich wandten sich

jetzt Köln und Mainz von Frankreich ab, und zugleich befreite der Tod Leopolds
1326. am 28. Februar 1326 Ludwig von seinem gefährlichsten Gegner in Deutschland.

Der Römerzug. Nachdem alle Versuche, sich mit dem Papste zu verständigen, gescheitert waren, entschloß er sich jetzt, den Gegner in Italien bis zur Vernichtung zu bekämpfen und das Kaisertum wieder zur Geltung zu bringen. „Lieber den Tod", so schrieb er damals, „als daß ich das mit so vielem deutschen Blute erworbene Imperium in fremde, räuberische Hände kommen ließe." Es war seine verwegenste, zugleich aber seine größte That, wenn er sich dabei von jener grundsätzlichen Opposition der Franciskaner vorwärts tragen ließ, statt weiter um einzelne Rechte mit dem Papsttume zu streiten. An seinem Hofe sammelten sich allmählich ihre Wortführer; 1326 erschien hier Marsilius von Padua, 1328 auch Wilhelm von Occam, in den süddeutschen Städten verfochten die Franciskaner mit Eifer seine Sache, die italienischen Ghibellinen boten ihm ihren Beistand.
1327. Auf ihn bauend brach er mit schwachen Kräften im März 1327 von Trient auf und empfing am 31. Mai aus der Hand einiger gebannter Bischöfe die lombardische Krone. Nachdem er Galeazzo Visconti wegen seiner Willkür entsetzt und den Grafen Wilhelm von Montfort zum Reichsstatthalter in Italien bestellt hatte, ging er Ende August nach Toscana, gewann hier Pisa und eilte von dort nach Rom, unbekümmert darum, daß Johann XXII. ihm am 3. April alle Kirchen- und Reichslehen abgesprochen, am 22. Oktober seine Entsetzung von der Pfalzgrafschaft und der Kurwürde und die Einziehung aller seiner Güter verkündet hatte. Von der römischen Bürgerschaft und ihrem ghibellinischen Haupte Sci-
1328. arra Colonna aufgefordert, hielt er am 7. Januar 1328 unter dem Jubel des Volkes seinen Einzug in die ewige Stadt und nahm am 17. Januar aus den Händen Sciarra Colonnas die Kaiserkrone entgegen. An die Stelle des Papsttumes war nach antiker Weise das römische Volk getreten. Doch der Kaiser ging noch weiter. In feierlicher Versammlung des Volkes und des Klerus von Rom ließ er am 18. April Johann XXII. als Ketzer und Feind des Kaisertums entsetzen, dann einen Franciskaner als Nikolaus V. zum Papste wählen (13. Mai) und von diesem die Kaiserkrönung am 22. Mai nochmals vollziehen.

Es war aber doch sehr zweifelhaft, ob diese Wiederbelebung altrömischer Rechtsanschauungen selbst in Verbindung mit dem kirchlichen Radikalismus der Franciskaner durchdringen könne gegen eine Macht, welche seit Jahrhunderten vom Glauben der Völker getragen und jetzt von der stärksten Monarchie des europäischen Festlandes unterstützt wurde. Als Robert von Neapel seine Truppen vorschob, verließ der Kaiser am 4. August Rom unter den Verwünschungen und Steinwürfen des souveränen Volkes und zog sich nach Ober-Italien zurück. Auch hier schwanden die Sympathien rasch, da er zum Unterhalt seiner Soldtruppen starke Geldzahlungen von den Städten forderte. Galeazzo Viscontis Sohn, Azzo, setzte sich in Mailand wieder fest und wurde nur durch eine Belagerung dazu gebracht, Geld zu zahlen und Nikolaus V. anzuerkennen. Unter so bedrängten Umständen war es Ludwig willkommen, daß der Tod Friedrichs des Schönen am 13. Januar 1330 ihn nach Deutschland zurückrief. Hinter ihm brach alles zusammen. Robert

von Neapel brachte sein Reichsvikariat auch in Ober- und Mittelitalien zur Geltung und Nikolaus V. unterwarf sich demütig seinem päpstlichen Gegner in Avignon.

Luxemburgische Politik. In Deutschland hatten die Luxemburger die lange Abwesenheit Ludwigs geschickt und erfolgreich zur Vergrößerung ihrer Macht benutzt. 1327/29 brachte Johann die meisten der piastischen Herzogtümer, in die Schlesien durch fortgesetzte Teilungen zerfallen war, zur Anerkennung der böhmischen Hoheit*), die sie zwar noch nicht eigentlich zu Gliedern des Reiches machte, sie aber für immer von Polen trennte (s. S. 323); er nötigte gleichzeitig (1329) den Herzog Heinrich von Jauer zum Verzicht auf das Land Görlitz, dessen derselbe 1319 kraft seiner Verwandtschaft mit den brandenburgischen Askaniern sich bemächtigt hatte, er vermählte weiter seinen Sohn Johann Heinrich mit Margarethe Maultasch, der Erbin von Tirol. Obwohl eben die Aussicht, die sich hier eröffnete, den Wittelsbachern sehr unwillkommen war, so vermittelte doch Erzbischof Balduin ein leidliches Verhältnis und auch die volle Aussöhnung mit
Österreich (August 1330). Der Papst freilich blieb unversöhnlich, griff unmittel- 1330.
bar in die Reichsgeschäfte ein, da nach seiner Auffassung ein rechtmäßiger König überhaupt gar nicht vorhanden war, und begünstigte den kecken Versuch Johanns von Böhmen, sich mit Hilfe der Guelfen in Italien festzusetzen. Als indes Ludwig Österreich, Polen und Ungarn gegen diesen in Bewegung brachte, eilte Johann nach Deutschland zurück und verständigte sich im August 1331 mit Ludwig dahin, daß beide die italienischen Landschaften gemeinschaftlich beherrschen wollten. Als seinen Stellvertreter hatte er seinen erst fünfzehnjährigen Sohn Karl (IV.) in Italien zurückgelassen, der sich jedoch nur bis 1333 gegen den Widerstand der oberitalienischen Herren und der Florentiner behaupten konnte. Seitdem bemühte sich Johann, zwischen Kaiser und Papst zu vermitteln, in der Hoffnung, die französische Anerkennung für seine Herrschaft in Oberitalien zu gewinnen, und wirklich willigte Ludwig, um seine Versöhnlichkeit vor aller Welt zu
erweisen, im November 1333 in die Niederlegung der Krone zu gunsten Heinrichs 1333.
von Nieder-Bayern, sobald zwischen ihm und dem Papste eine Verständigung erzielt wäre, was alles ebenso vergeblich blieb, wie frühere Versuche. Daneben ging der Kampf in den deutschen Bischofssprengeln weiter. Gestützt auf seine Reservationen (päpstliches Ernennungsrecht für Kirchenämter), versuchte Johann XXII. überall, wo es Gelegenheit gab, den Bistümern seine Anhänger aufzudrängen. Dagegen strebten, meist mit Erfolg, die kaiserlich gesinnten Prälaten, sich zu behaupten, ja das Eßlinger Edikt bedrohte alle Geistlichen, die wegen des Interdikts sich weigerten, Messe zu lesen, mit Einziehung ihrer Güter.

Städtischer Ständekampf. Je mehr sich aber der Kampf verbitterte, desto mehr schwand das Ansehen des Papsttumes, das sich nicht scheute, um den verhaßten Wittelsbacher zu stürzen, das Seelenheil zahlloser gläubiger Christen

*) 1327 Breslau, Troppau, Oppeln, Teschen, 1329 Brieg, Liegnitz, Öls, Sagan; 1331 folgte noch Glogau, 1336 Münsterberg.

aufs Spiel zu setzen. Vor allem in den Städten Süddeutschlands begann sich diese Empfindung zu regen, denn sie standen im Vollgefühle kräftigen Aufschwunges. Eben in diesen Jahren brachten die bedeutenderen von ihnen oft unter schweren Kämpfen den Gegensatz zwischen dem herrschenden Patriciat und den Zünften der Handwerker zu einem gedeihlichen Ausgleich, der ihre innere Kraft vermehrte; nur in wenigen, wie in Bern, Rothenburg a. d. Tauber und zunächst auch in Nürnberg, behaupteten die Patricier ihr Regiment unverkürzt. In Ulm, wo die Bewegung schon 1292 begonnen hatte, drang sie unter Ludwig völlig durch, in Speier nach längeren Kämpfen 1327—1330, in Mainz und Straßburg um 1332, in Basel 1336.

Trotz dieser demokratischen Bewegung kam es im Gegensatze zu den italienischen Verhältnissen auf deutschem Boden nur in Regensburg und Zürich zu einer Art Tyrannis.*) Mit den örtlichen Gegensätzen verschlang sich oft der Zwiespalt zwischen den Habsburgern und den Wittelsbachern, da die Gemeinden meist zu dem bürgerfreundlichen Ludwig neigten. In der That begann dieser gegenüber den Fürsten, die sich schließlich immer von ihren dynastischen Interessen leiten ließen, mit vollem Bewußtsein sich auf die Städte zu stützen. Wie er sie in seinem bayerischen Stammlande durch die Aufhebung der Grundruhr und das „Stadtrechtbuch" von 1334 förderte, so ließ er am 30. November 1331 in Ulm einen Landfrieden für die ganze Dauer seiner Regierung und zwei Jahre darüber hinaus schließen, an dem 22 schwäbische Reichsstädte, dazu Ober-Bayern, Brandenburg und der Bischof von Augsburg, teilnahmen. Zum erstenmale seit dem großen Städtebündnis von 1254 traten die süddeutschen Gemeinden aus ihrer politischen Unthätigkeit heraus und bald wurden sie Ludwigs beste Bundesgenossen, als der zweite Akt seines Kampfes mit dem Papsttume begann.

Die Absage an das Papsttum und an Frankreich. Kaum war
1334. Johann XXII. im December 1334 mit Hinterlassung unerhörten Reichtums gestorben, als Ludwig die Verhandlungen mit seinem Nachfolger Benedikt XII. wieder aufnahm. Milder und uneigennütziger wie der Vorgänger hätte dieser wohl die Hand zur Versöhnung geboten, wenn nicht Frankreich, um seine eignen Pläne zu fördern, ihn zu den unannehmbarsten Forderungen getrieben hätte. Der Kaiser sollte nicht nur seine Reue über alle seine Schritte gegen die Kirche aussprechen, zur Sühnung einen Kreuzzug und andere fromme Werke geloben, die litterarischen

*) In Regensburg zwang Friedrich der Auer 1330 den Rat, sich durch Aufnahme von 52 Handwerkern zu verstärken und übte Jahre durch, meist als Bürgermeister, gewaltthätig die Herrschaft, bis er 1334 mit seinem Anhange gestürzt und vertrieben wurde. Ein neues Statut verfügte darauf, daß 10 Jahre durch nur ein der zerspaltenen Gemeinde Fremder, ein bayerischer Ritter, zum Bürgermeister erhoben werde, doch wurde der Zwist erst 1343 beendet, da König Ludwig die Auer begünstigte. In Zürich erhob sich 1336 an der Spitze der Zünfte der Ritter Heinrich Brun und bildete den Rat aus der von ihm selbst gewählten „Constaffel" (13 Ratsherren von den Geschlechtern und den großen Zünften) und 13 Meistern der niederen Zünfte, den er dann selbst als Bürgermeister auf Lebenszeit leitete. Nach längerer Fehde mit den ausgetretenen Geschlechtern, die bei den Habsburgern Unterstützung fanden, erkannten dann auch diese die neue Verfassung an (21. November 1337).

Widersacher des Papsttums ausrotten und die Kaiserkrönung als nicht geschehen betrachten, sondern auch alle Urteile gegen Robert von Neapel aufheben, mit ihm ein Bündnis schließen und den Kirchenstaat in seinem dermaligen Umfange schützen. Obwohl nun Ludwig trotz alledem zu Verhandlungen sich bereit erklärte, so wußten doch Johann von Böhmen, Heinrich von Nieder-Bayern und Frankreich den Papst von jeder Nachgiebigkeit abzuhalten. Als nun ein Feldzug Ludwigs gegen jene beiden 1336 fehlschlug, sogar schließlich ihn mit Österreich verfeindete, da entschloß sich endlich Ludwig zur entscheidenden Schwenkung gegen Frankreich, das seit mehr als zwanzig Jahren Deutschland nicht zur Ruhe kommen ließ. Er that damit nur, was die aufgeregte Volksstimmung verlangte und das Interesse wenigstens der westdeutschen Fürsten. Denn eben schickte Edward III. sich an, sein Erbrecht auf Frankreich mit Waffengewalt zur Geltung zu bringen und warb deshalb bei den rheinischen Fürsten um Unterstützung gegen englische Hilfsgelder. Dem entsprechend schloß Ludwig am 23. Juli 1337 mit Edward III. sein Bündnis gegen Frankreich und verpflichtete sich, ihm gegen Hilfsgelder 2000 Lanzen zu stellen. Zugleich rief er die Hilfe der Reichsfürsten gegen das Papsttum an. 1337.

Der Kurverein von Rense. Diese entsprachen dem Rufe, aber in einer Form, die den Interessen des Königtums an sich wenig günstig war, denn sie traten als Träger der Reichsgewalt gewissermaßen wie Schiedsrichter zwischen Papst und Kaiser, nicht sowohl um die Rechte der Krone, als um ihre eignen wahrzunehmen, welche durch die päpstlichen Ansprüche nicht weniger bedroht schienen, als jene. Nachdem Ludwig den in Speier versammelten Bischöfen im März 1338 beruhigende Zusicherungen über seine frühere Kirchenpolitik gegeben hatte, erklärte eine fürstliche Gesandtschaft in Avignon, falls der Papst dem Kaiser die Absolution verweigere, müßten sie selber des Reiches Ehre bedenken. Als ihre Forderung, wie vorauszusehen, nicht erfüllt wurde, traten die Kurfürsten mit Ausnahme des Königs von Böhmen am 15. Juli 1338 in Lahnstein, am 16. auf dem Königs- 1338.
stuhl bei Rense, da wo die Gebiete aller vier rheinischen Kurfürsten aneinander grenzten, zusammen und schlossen hier den „Kurverein" zur Wahrung der Ehre und der Rechte des Reichs und ihrer eignen. Die Königswahl, so erklärten sie an Eidesstatt, sei giltig, sobald sie einstimmig oder durch die Mehrheit der Kurfürsten erfolgt sei und bedürfe der Zustimmung des Papstes nicht. Wenige Wochen später trat in Frankfurt a. M. der Reichstag zusammen, den auch zum erstenmale die Reichsstädte zahlreich beschickten. Er erklärte alle Verfügungen des Papstes gegen den Kaiser für null und nichtig, befahl im ganzen Reiche die Wiederaufnahme des Gottesdienstes und bedrohte die Geistlichen, die sich dessen weigern würden, mit Amtsentsetzung. Am 8. August verkündete der Kaiser im Deutsch-Ordenshause zu Sachsenhausen diese Beschlüsse als Reichsgesetze. Ein denkwürdiger Augenblick: zum ersten- und zum letztenmale stand das deutsche Reich vereinigt gegen das Papsttum.

Erfolge Ludwigs im Innern. Den Beschlüssen folgte rasch die That. In fast allen Reichsstädten begann der Gottesdienst wieder, eifrig traten Franciskaner, Augustiner und Deutsch-Ordensritter für Ludwig ein, die widerstreben-

den Geistlichen, namentlich die Dominikaner, wurden vielfach vertrieben. An Philipp VI. erklärte der Kaiser nicht nur den Krieg, vielmehr sprach er im September 1338 vor einer überaus glänzenden Versammlung in Coblenz im Beisein Edwards III. kraft seiner kaiserlichen Gewalt dem König von Frankreich seine Krone ab und übertrug sie dem König von England, den er zugleich zum Reichsverweser für das linke Rheinufer bestellte, während Edward wiederum dem Kaiser huldigte. Nun suchte auch Johann von Böhmen und Heinrich von Nieder-Bayern die Versöhnung mit ihm. Indem Ludwig so nach außen eine Politik im großen Stile eröffnete, arbeitete er zugleich an der Befestigung der inneren Verhältnisse durch eine Reihe von Landfriedensschlüssen, welche stets fürstliche, städtische und adelige Elemente vereinigten. Im April 1340 kam für Franken und Bayern in Nürnberg eine umfassende Vereinigung nach dem Muster der schwäbischen v. J. 1331 zustande. Im Juni 1340 wurde das schwäbische Bündnis erneuert, durch den Beitritt der Grafen von Würtemberg und anderer Herren erweitert.

Vergrößerung der Wittelsbachischen Hausmacht und Bruch mit den Luxemburgern. Indes der kräftige Anlauf geriet bald wieder ins Stocken. Nachdem der Feldzug von 1339 ohne Ergebnis verlaufen war, vermittelte im September 1340 Johann von Böhmen einen Waffenstillstand mit Frankreich, und dem folgte schon am 24. Januar 1341 mit völligem Frontwechsel ein Bündnis zu Vilshofen, alles, weil Ludwig doch immer wieder das Bedürfnis nach der Versöhnung mit dem Papste empfand. Und doch kam diese nicht. Vielmehr wußte die Kurie neue Verwickelungen in Deutschland zu einem neuen und diesmal entscheidenden Stoße auf Ludwigs Stellung zu benutzen, die sich inzwischen durch den Anfall Nieder-Bayerns nach dem Aussterben der dort regierenden Linie nicht unerheblich verstärkt hatte (Ende 1340). Das unsichere Verhältnis zu den ehrgeizigen Luxemburgern endete mit dem offnen Bruch, als Ludwig nach der Verjagung Johann Heinrichs von Böhmen aus Tirol (November 1341) dessen Scheinehe mit Margaretha für aufgelöst erklärte und seinen eignen Sohn Ludwig von Brandenburg mit derselben vermählte, um so dies alte bayerische Land wieder mit dem Stammlande zu vereinigen und sich die Verbindung mit Italien zu
1342. sichern (Februar 1342). Kärnten und Krain hatte er bereits 1335, nach dem Tode Heinrichs (s. S. 460), an die Habsburger verliehen. Eine weitere Erwerbung für sein Haus brachte der Tod seines Schwagers Wilhelm IV. von Holland, Seeland, Friesland und Hennegau; er zog diese Gebiete als erledigte Lehen ein und übertrug ihre Verwaltung seiner Gemahlin Margaretha für seinen Sohn Wilhelm V. Die Verstimmung der Luxemburger darüber benützte Benedikts XII. Nachfolger Clemens VI., um besonders wegen jener Ehescheidung den Bann gegen
1343. Ludwig zu erneuern (1343). Noch fand dieser indes damals bei den Reichsfürsten Beistand, denn als der Papst die früheren Forderungen erneuerte, wiesen die in Köln versammelten Kurfürsten ebenso wie die in Frankfurt tagenden Städte diese
1344. Ansprüche auf das bestimmteste ab (September 1344), wenngleich sie die Wahl Ludwigs von Brandenburg zum römischen König kurzsichtig verweigerten. Eben dadurch öffneten sie den päpstlichen Umtrieben wieder Thür und Thor, und die

Luxemburger scheuten sich nicht, die von Ludwig mühsam verteidigten Reichsrechte schimpflich preiszugeben. Denn als Preis der päpstlichen Anerkennung bewilligte Karl (IV.) von Mähren, Johanns Sohn und Erbe, im April 1346 in Avignon 1346. die Aufhebung der Gesetze Ludwigs, die päpstliche Bestätigung der deutschen Königswahl vor der Krönung, den Verzicht auf Neapel, Sicilien, Sardinien, Corsika und Ferrara, erkannte also in aller Form den Papst als Oberlehnsherrn des Reiches an, versprach außerdem, die Romfahrt nur mit päpstlicher Bewilligung anzutreten, die Kirche in ihren Rechten und Besitzungen zu schützen und den Papst als Schiedsrichter in den Streitigkeiten zwischen Deutschland und Frankreich anzunehmen. Darauf wurde er von Mainz, Trier, Köln, Sachsen und Böhmen am 11. Juli 1346 in Rense als König ausgerufen.

Der neue Bürgerkrieg und Ludwigs Ausgang. Er schien wenig zu fürchten. Die Reichsstädte begrüßten die Erhebung dieses „Pfaffenkönigs" mit Spott und Hohn; Karl IV. selbst, mit seinem Vater in den englisch-französischen Krieg verwickelt und bei Crecy (26. August 1346), wo sein Vater fiel, schwer verwundet, konnte sich die Krönung in Bonn gewissermaßen nur erschleichen (26. November), da Aachen ihm die Thore sperrte; erst im nächsten Jahre versuchte er von Italien aus in Tirol einzudringen, aber vergeblich. Auch in Schwaben blieben die Städte der luxemburgischen Partei gegenüber siegreich. Ein neuer Kampf drohte, als im Oktober 1347 ein böhmisches Heer gegen Bayern 1347. aufbrach. Da nahm den Kaiser Ludwig ein rascher Tod hinweg. Auf der Bärenjagd unweit des Klosters Fürstenfeld machte am 11. Oktober 1347 ein Schlagfluß diesem vielgeprüften Leben ein Ende.

Ludwig „der Bayer" zählt nicht zu den großen Herrschergestalten des deutschen Mittelalters. Selbst von dem, was er für sein Haus erwarb, blieb auf die Dauer wenig anderes übrig, als die Vereinigung Ober- und Nieder-Bayerns mit der Rheinpfalz unter dem Hausgesetze von Pavia v. J. 1329,*) das indes Teilungen nicht verhinderte,**) und den Sieg wenigstens hatte er in dem Kampfe mit dem Papste nicht erfochten. Aber er hatte doch, trotz mancher Schwankungen, die Nation zur Verteidigung ihrer Reichsordnung gegen die ungeheuerlichen Ansprüche einer verderbten Hierarchie zusammengefaßt und die Städte zur kräftigen Teilnahme an den großen Geschäften herangezogen; er war alles in allem der letzte wirklich deutsch gesinnte Kaiser, auch der erste, der seine Urkunden in deutscher Sprache ausfertigen ließ. Schon mit seinem Nachfolger begann das Kaisertum den Bedürfnissen und dem Geiste der Nation sich allmählich zu entfremden, um schließlich im Bunde mit dem Papsttume ihr geradezu feindlich gegenüberzutreten.

*) Darnach erhielt Ludwigs älterer Bruder Rudolf mit der Rheinpfalz die seitdem sogenannte Oberpfalz (um Amberg im nördlichen Bayern); die Kurwürde sollten beide Linien abwechselnd ausüben, die Veräußerung bayerischen Landes war untersagt.

**) Ludwig der Ältere (von Brandenburg), Ludwig der Römer und Otto erhielten Ober-Bayern und Brandenburg, Stephan, Wilhelm und Albrecht Nieder-Bayern, Holland, Seeland und Friesland, allerdings unter Wahrung des gegenseitigen Erbrechtes.

Seitdem fiel die Vertretung der nationalen Interessen mehr und mehr den Fürsten und den Städten zu.

Karl IV. und Günther von Schwarzburg. Der jetzt die deutsche Krone trug, der Luxemburger Karl IV., war schon nach seiner Abkunft von der Přschemyslidentochter Elisabeth ein halber Slawe, wie er auch bis zu seiner Firmung den Namen Wenzel führte; in Paris am Hofe Philipps IV. (1323—1330) hatte er seit dem siebenten Jahre eine gründliche theologische und sprachliche Bildung erhalten (er verstand und sprach französisch, italienisch, deutsch, lateinisch und tschechisch), die ihn sogar zur Abfassung einer Selbstbiographie befähigte und ihn in persönliche Beziehungen zu dem großen Vorläufer des italienischen Humanismus, Franz Petrarca, brachte. Noch in jugendlichem Alter hatte er dann bereits eine selbständige Aufgabe in Italien durchzuführen gehabt, Anfang 1334 als Markgraf die selbständige Verwaltung des verwahrlosten Mährens übernommen, seit 1341 auch diejenige Böhmens geführt. Nicht ohne einen gewissen mystisch-religiösen Zug, aber ganz überwiegend nüchtern, ernst, pflichttreu, ohne eine Spur von Genialität war er wie geschaffen zum Verwalter und zum Diplomaten; kriegerischer Entscheidung ging er möglichst lange aus dem Wege.

Mit solchen Mitteln, nicht mit großen Schlägen, hat er sich zunächst allmählich die Krone gesichert. Es fiel ihm nicht leicht. Denn nicht nur die Wittelsbacher, sondern auch fast durchweg die Städte waren gegen ihn, die schwäbischen erneuerten noch im Oktober 1347 ihren Bund. Erst durch Bestätigung und Erweiterung ihrer Privilegien gewann Karl Regensburg und Nürnberg, wo ihm dann auch die meisten Grafen und Herren Schwabens huldigten, dann die Städte im Elsaß und am Oberrhein, endlich die schwäbischen, indem er ihr Bündnis bestätigte (9. Januar 1348). Nichtsdestoweniger beharrten Frankfurt, die Städte der Wetterau, Constanz und Zürich im Widerstande, und auch Nürnberg ging wieder verloren, denn zu Pfingsten 1348 erhoben sich hier die Zünfte, änderten den Rat in ihrem Sinne und nahmen Ludwig von Brandenburg, das Haupt der bayerischen Partei, als ihren Herrn an. So immerhin erheblichen Beistandes sicher stellten die Wittelsbacher im Verein mit Mainz und Sachsen-Lauenburg den Grafen Günther von Schwarzburg, einen tüchtigen und bewährten Herrn, am
1349. 2. Februar 1349 als König auf, und Frankfurt öffnete ihm die Thore. Es war doch schon zu spät. Geschickt benützte Karl gegen die Wittelsbacher die Bewegung in Brandenburg, welche sich an den Namen des falschen Waldemar knüpft, wenn er sie nicht gar hervorrief, denn er belehnte diesen am 2. Oktober 1348 geradezu mit der Mark; den Pfalzgrafen Rudolf aber zog er auf seine Seite, indem er sich in zweiter Ehe mit dessen Tochter Anna vermählte, und endlich bewog er den schwer erkrankten Gegenkönig, dem jetzt der Boden unter den Füßen wich, im Vertrag von Eltvill am 26. Mai gegen 20,000 Mark Silber zum Verzicht. Wenige Wochen später, am 16. Juni 1349, ist Günther in Frankfurt gestorben, dessen Dom noch jetzt sein Grabdenkmal bewahrt. Es war Ludwig von Brandenburg selber, der diesen Vertrag zustande brachte; er empfing dafür die Anerkennung seiner Herrschaft in der Mark, der (Nieder-) Lausitz und Tirol und wurde, indem der

König den „falschen" Waldemar nunmehr fallen ließ, am 16. Februar 1350 in 1350.
Bautzen mit den brandenburgischen Landen feierlich belehnt. Noch früher, im Herbst 1349, hatte Karl in Nürnberg den Rat wieder hergestellt. Darauf gebot der König einen Landfrieden für Franken und löste den schwäbischen Städtebund am 16. Mai 1350 auf.

Der „schwarze Tod", Judenbrennen und Geißlerfahrten. Wenn die Städte in diesem Kampfe sich so wenig widerstandskräftig erwiesen, so erklärt sich das wesentlich aus der entsetzlichen Seuche, welche seit 1348 die Länder Europas verheerend durchzog, und aus den geistigen Epidemien, die ihr Gefolge bildeten. Vom Orient über Genua eingeschleppt wütete die Beulenpest, der „schwarze Tod", am furchtbarsten in der hinter Mauern und Gräben, in schmalen, unreinlichen Straßen und oft ungesunden Wohnungen eng zusammengedrängten Bevölkerung der Städte. In Basel starben, wie es heißt, 14,000 Menschen, in Straßburg und in Erfurt je 16,000, in der inneren Stadt Bremen 7000, in Lübeck 9000, in Danzig 13,000. Wer ergriffen wurde, genas fast nie, die meisten starben am zweiten, dritten oder vierten Tage; ganze Familien wurden weggerafft, jäher Besitzwechsel riß manche zu sinnlosem Wohlleben hin, das nun erst recht die Seuche lockte; ratlos und hilflos stand die Heilkunst jener Zeit dem finsteren Verderben gegenüber. Da wachte er wieder auf, der alte grimmige Judenhaß, ein Gemisch aus Rassenabneigung, religiösem Fanatismus, Habgier und Grimm über unbarmherzigen Wucher. Die Juden, so behauptete man, hätten sich verschworen, alle Christen umzubringen, und daher die Brunnen vergiftet, den Rat bestochen. So kamen über das unselige Volk neue, gräßliche Katastrophen, eine furchtbare sociale Revolution der ausgebeuteten Massen. In Basel wurden alle Juden in einem hölzernen Gebäude auf einer Rheininsel verbrannt (Januar 1349), in Speier, Worms, Köln u. s. f. begruben sie sich selber unter den brennenden Trümmern ihrer Häuser; in Straßburg schleppte man die Unglücklichen auf ein hölzernes Gerüst über dem Kirchhofe, wo sie alle, ihrer 2000, den Feuertod starben (14. Februar 1349). Ihre Schuldverschreibungen und Pfandbriefe wurden für erloschen erklärt, ihre Habe geplündert oder eingezogen. In Franken zogen rasende Volkshaufen unter Führung eines Edelmanns von Ort zu Ort, um die Juden zu morden. Wieder andere suchten den Zorn des Himmels durch besondere Bußübungen zu versöhnen. Scharen von „Geißelbrüdern" pilgerten unter Fahnen und Kreuzen durch das Land, sie schlugen sich den nackten Rücken blutig, sie sangen Bitt- und Bußlieder wie dies:

„Nun hebt zum Himmel auf die Hände,
Daß Gott dies große Sterben wende",

und predigten Reue und Weltentsagung. Die deutsche Volksseele war von den widersprechendsten Empfindungen zerrissen, als Karl IV. emporkam.

Ausbildung der Eidgenossenschaft. Nur an einer Stelle erwiesen die Städte zähe Widerstandskraft den landesherrlichen Bestrebungen der Habsburger
wie dem König gegenüber. Zürich, das in der „Mordnacht" (23. Februar 1350) 1350.
einen habsburgischen Überfall zum Sturze der neuen Verfassung glücklich abgewehrt hatte, schloß am 1. Mai 1351 zur Sicherung derselben den Bund mit den

Waldstätten, die sich schon 1332 durch den Beitritt von **Luzern** verstärkt hatten,*) und hielt eine Belagerung durch Albrecht II. tapfer aus. Dann besetzte es, zum Angriff übergehend, **Glarus**, ein Immunitätsgebiet des Klosters Säckingen unter habsburgischer Vogtei, so daß auch diese Landschaft sich den Eidgenossen anschloß (4. Juni 1352), wie das ebenfalls unter habsburgischer Herrschaft stehende **Zug**. Noch weit bedeutsamer war der Beitritt des gewaltigen **Bern**. Im Bunde mit Savoyen, namentlich nach dem Oberlande hin ihr Gebiet beständig vergrößernd, überwältigte diese stolze Reichsstadt ihre Gegner, Freiburg im Üchtlande und dessen adlige Bundesgenossen mit Hilfe der Waldstätte durch den glänzenden Sieg bei **Laupen** (21. Juni 1339), verbündete sich 1344 mit Solothurn und trat am
1353. 6. März 1353 mit den Waldstätten in „ewigen Bund“. Es war umsonst, daß Karl IV., um das Wachstum dieser Konföderation städtischer Bürgerschaften und freier Bauerngemeinden zu hemmen, den Habsburgern zu Hilfe kam und im August 1354 mit einem starken Reichsheere vor Zürich erschien; der Widerwille seiner reichsstädtischen Kontingente nötigte ihn schon im September zur Aufhebung der Belagerung, die Habsburger zum Frieden vom 25. Juli 1355. Der „**Bund der acht Orte**“ war nicht mehr zu erschüttern, den Habsburgern wich hier der Boden unter den Füßen.

Die „Goldene Bulle“. Karl IV. hat keinen Versuch mehr gemacht, das zu ändern. Seine ganze Reichspolitik lief darauf hinaus, die thatsächlichen Verhältnisse zu ordnen und rechtlich festzustellen. In dieser Beziehung ist sein größtes und für Jahrhunderte grundlegendes Werk das Reichsgesetz der „Goldenen Bulle“,
1356. das er auf den Reichstagen zu Nürnberg im Januar 1356 und in Metz am 25. December feststellen ließ, eine Weiterentwickelung einerseits der Beschlüsse von Rense, andrerseits der Constitutionen Friedrichs II. und der Zugeständnisse Rudolfs I. im Sinne staatlicher Selbständigkeit gegenüber dem Papsttume, landesfürstlicher Territorialhoheit und Niederhaltung der Städte. Danach erfolgt eine gültige Königswahl durch Stimmenmehrheit, ohne päpstliche Bestätigung, in Frankfurt a. M., die Krönung in Aachen; das Recht der Königswahl üben die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Köln, der König von Böhmen, der Pfalzgraf bei Rhein, der Herzog von Sachsen-Wittenberg und der Markgraf von Brandenburg, die zugleich bei der Krönung die Erzämter des Schenken, des Truchseß, des Marschalls und des Kämmerers versehen. Bei Erledigung des Thrones führt für die Gebiete sächsischen Rechts der Kurfürst von Sachsen, für die des fränkischen und schwäbischen Rechts der Pfalzgraf das Vikariat. Um ihre regelmäßige Mitwirkung an den Reichsgeschäften zu sichern, sollen die Kurfürsten alljährlich einmal mit dem König in einer Reichsstadt beraten. Wird somit der aristokratische Charakter der Reichsverfassung anerkannt, so werden auch sonst die Kurfürsten über die anderen Fürsten emporgehoben. Denn ihnen gebührt für die Lande, auf denen

*) Luzern, aus einem Meierhofe des Klosters Murbach entstanden, stand seit 1292 unter habsburgischer Grundherrschaft und seit Anfang des 14. Jahrhunderts auch unter habsburgischer Vogteigewalt.

die Kur ruht, die volle Landeshoheit (Gerichtshoheit und Regalien), daher die Befreiung von der Kompetenz des königlichen Gerichts (privilegium de non evocando oder appellando); die Kurlande sind unteilbar. Es waren Festsetzungen, welche zugleich das Haus Habsburg zurückdrängten, den Luxemburgern und den jetzt mit ihnen ausgesöhnten Wittelsbachern den größten Einfluß sicherten, die maßgebende Rolle des deutschen Ostens zum Ausdruck brachten. Im schroffen Widerspruch zu dieser Befestigung der fürstlichen Gewalt steht die Behandlung der Städte. Nicht nur wurde ihnen das Recht, die Reichstage zu beschicken, verweigert, es wurde ihnen auch der Abschluß von Bündnissen außer zum Zweck des Landfriedens und die Aufnahme von Pfahlbürgern untersagt, dagegen das ihnen so verderbliche Fehderecht unter Wahrung der bräuchlichen Ankündigungsfrist von drei Tagen ausdrücklich bestätigt.

Karl IV. in Italien. Wie in Deutschland, so hat auch in Italien Karl IV. nur eben die bestehenden Verhältnisse geordnet, nachdem kurz zuvor in Rom das Bestreben der Bürgerschaft nach weltlicher Selbständigkeit in Verbindung mit den stolzen Erinnerungen an die antike Größe der Stadt zu der kurzen demokratischen Tyrannis des Cola da Rienzo (Cola Rienzi) geführt hatten. Völlig frei von so phantastischen Gedanken und ebenso viel zu nüchtern, um nach der Aufforderung des Ghibellinen Petrarca die Kaiserpolitik auch nur im Sinne Ludwigs des Bayern wieder aufzunehmen, begnügte sich Karl IV. damit, seine Anerkennung als Herr Italiens in dem bestehenden Umfange des Königreichs durchzusetzen. Am 4. Januar 1355 empfing er in Mailand die eiserne Krone, am 5. April in Rom 1355.
die Kaiserkrone aus den Händen zweier päpstlicher Legaten. Einen Versuch zur Beseitigung der oberitalienischen Herrengeschlechter machte er ebenso wenig, wie er in Deutschland die fürstliche Gewalt zu schmälern strebte; er begnügte sich mit der Zahlung von Reichssteuern, die sich z. B. bei Florenz auf 4000 Goldgulden jährlich beliefen. Auch der zweite Zug nach Italien 1367/69 hatte nur den Zweck, 1367/69.
Papst Urban V. nach Rom zurückzuführen und damit der Kirche wie der Stadt die alte Ordnung wiederzugeben. Während er so in Italien wenigstens Regierungsrechte ausübte, bedeutete für Burgund seine Krönung in Arles am 4. Juni 1365.
1365 wenig mehr als eine Formalität.

Karls IV. Hauspolitik. Schließlich standen ihm doch auch alle diese alten Rechte aus einer großen Zeit erst in zweiter Linie hinter den lebendigen Interessen seines Hauses und seiner Erblande. In glücklichster und erfolgreichster Thätigkeit setzte er das Werk seines Vaters fort, bis das Haus Luxemburg weitaus den ersten Rang unter den deutschen Fürstengeschlechtern einnahm. Zunächst rundete er seinen Besitz in Schlesien ab, indem er 1353 durch die Vermählung 1353.
mit Anna, der Erbin von Schweidnitz und Jauer, die Anwartschaft auf die unmittelbare Herrschaft über diese Gebiete gewann, worauf die Kurfürsten durch ihre Willebriefe die Einverleibung Schlesiens in die böhmische Krone genehmigten (November 1355), in den Folgen für das schlesische Deutschtum eine rettende That. Noch i. J. 1353 erkaufte Karl um 20,000 Mark Silber von Pfalzgraf Ruprecht, dem Bruder seines Schwiegervaters Rudolf (s. S. 474), den größten Teil der

Oberpfalz. Dann löste er 1364 die Nieder-Lausitz, welche die brandenburgischen Wittelsbacher an Meißen 1355 verpfändet hatten, wieder ein. Größere Schwierigkeiten bereitete ihm seine bedeutendste Erwerbung, die Mark Brandenburg. Verschuldet, einem unbotmäßigen Adel ratlos gegenüber, schlossen 1363 Ludwig „der Römer" und Otto, die jüngeren Söhne Ludwigs des Bayern, einen Erbvertrag mit Karl IV. für den Fall kinderlosen Ablebens. Als dann in der That Ludwig der Römer erblos starb, machte Otto, beraten von Nikolaus von Bismarck, während Karls zweitem Römerzuge den Versuch, sich aus den Schlingen der Luxemburger zu befreien, verbündete sich deshalb mit der Pfalz und Meißen, mit Polen und Ungarn. Es war umsonst. Schon im März 1370 erschien Karl mit Heeresmacht in der Mark; mit dem Tode Kasimirs I. des Großen 1370 starben die Piasten in Polen aus, so daß dieser Staat zunächst von inneren Erschütterungen gelähmt ward, und mit Ungarn bahnte Karl ein enges Verhältnis an, das in der Vermählung seines zweiten Sohnes Sigismund mit Maria, der Erbin König Ludwigs I. (23. Februar 1372), eine besondere Befestigung fand. Vom Kaiser und seinen norddeutschen Bundesgenossen, Mecklenburg, Pommern-Stettin und Sachsen-Lauenburg, hart gedrängt, mußte Otto schließlich in den
1373. Vertrag von Fürstenwalde (15. August 1373) willigen, in welchem er gegen eine Entschädigung von 500,000 Goldgulden die Mark dem Kaiser überließ. Der Erbvertrag von Tangermünde (Mai 1374) knüpfte das Land, wie es schien, für immer an die Krone Böhmen.

Karls IV. Landesverwaltung. Niemals, weder vorher noch nachher, hat sie eine so imposante Stellung eingenommen. Der gesamte deutsche Osten, von der March bis zur unteren Oder, vom Böhmerwalde bis zur polnischen Warthe, gehorchte den Luxemburgern. Es war ein Gebiet gemischter deutsch-slawischer Bevölkerung, aber es stand doch durchaus unter der Herrschaft der deutschen Kultur. Karl hat die Entwickelung derselben eifrig gefördert, zugleich die böhmische Landesverfassung zum Abschluß gebracht und überhaupt für Böhmen eine „goldne Zeit" heraufgeführt.*) Aus jener erklärt es sich, daß Karl IV. seine Macht besonders auf die deutschen Stadtgemeinden und den Klerus zu stützen suchte, und den meist nicht lehnspflichtigen Adel einschränkte. Freilich scheiterte seine Absicht, ein allgemeines Gesetzbuch (die Majestas Carolina) einzuführen, 1355 am Widerspruch der Stände; er mußte sich begnügen, durch einzelne

*) Seit die exemte Stellung der königlichen Städte und der Kirche die alttschechische Supenverfassung aufgelöst hatte, standen hier zwei Verwaltungskreise nebeneinander. Für die großen und kleinen unabhängigen (nicht lehnspflichtigen), überwiegend tschechischen Grundbesitzer fungierten noch die erblich gewordenen Richter, in höchster Instanz das „Landrecht" (seit Ottokar II.); ihre Abgeordneten traten zu den ungebotenen Landtagen zusammen. Gegenüber dieser „Landesregierung" war für die königlichen Lehnsleute, die Burgbezirke, die königlichen (deutschen) Städte und ganze gefreite Bezirke die oberste Verwaltung die „Hofregierung", das oberste Gericht das von Karl IV. eingerichtete „Hoflehngericht"; ihre Abgeordneten versammelten sich nur auf gebotenen Landtagen. Aufzeichnungen über Besitz und Recht der ersten Gruppe bewirkte die „Landtafel", für die zweite die „Hoflehntafel". Die Kirche stand, obwohl für sich und ihre Güter von weltlichem Gericht eximiert, doch unmittelbar unter dem König.

Maßregeln seine Pläne zu fördern. Namentlich dämmte er die Willkür des Adels gegen seine Bauern ein, er sorgte für Zerstörung adliger Raubnester und Anlage fester Burgen zum Schutze der Handelsstraßen. Daher war ihm auch der zu diesem Zwecke 1346 abgeschlossene Bund der Oberlausitzer Sechsstädte (Bautzen, Görlitz, Zittau, Kamenz, Löbau, Lauban) ganz recht. Die gewaltige Moldaubrücke in Prag kam wesentlich auch dem Handel zugute, der Weinbau um Melnik verdankt ihm seine Entstehung. In umfänglichen, kunstgeschmückten Bauten von der Hand deutscher Meister hinterließ er unvergängliche Denkmäler seines Wirkens. Schon 1344 begann er nach französischem Vorbilde den großartig angelegten Veitsdom auf dem Prager Hradschin, er erbaute seit 1348 die Burg Karlstein mit ihrer prächtigen, edelsteinfunkelnden Katharinenkapelle als Aufbewahrungsort der Kroninsignien, er stiftete in der waldumrauschten Berg- und Felseneinsamkeit des Oybin bei Zittau auf den Trümmern eines zerstörten Raubnestes das Cölestinerkloster zum heiligen Geist (1369—84), er stattete überhaupt die Kirche Böhmens so reich aus, daß ihr etwa der dritte Teil des ganzen Grundbesitzes gehörte und sie über 100 Stifter und Klöster im Lande besaß. Doch das Kostbarste schenkte er seiner Hauptstadt in der Begründung der ersten Universität Deutschlands am 7. April 1348, die Prag auf einige Jahrzehnte zu einem Sam- 1348.
melplatze der wißbegierigen Jugend ganz Mittel- und Osteuropas erhob. Und auch das verwüstete Brandenburg begann unter seiner sicheren Herrschaft sich rasch zu erholen. „Welch ein Reichtum!" rief er aus, als er das dichte Netz der Wasserstraßen in diesem so oft geringgeschätzten, sandigen und sumpfigen Flachlande erblickte; er wollte vor allem die Elbe zu ihrer vollen Bedeutung entwickeln, die Landeshauptstadt nach Tangermünde verlegen.

Entwickelung der habsburgischen Macht unter Rudolf IV. und Leopold III. Nur ein Fürstenhaus konnte Karl IV. damals als ein den Luxemburgern einigermaßen ebenbürtiges betrachten, die Habsburger. Und auch dieser Nebenbuhlerschaft suchte er möglichst die Spitze abzubrechen durch die Erbverbrüderung vom 10. Februar 1364, die den Besitz des zuerst aussterbenden 1364.
Geschlechts dem anderen sicherte. Welch eine Aussicht schien sich damit den Luxemburgern zu eröffnen! Denn während die Habsburger in ihrem schwäbischen Stammlande Schritt für Schritt vor den Eidgenossen zurückwichen, griffen sie im Osten immer weiter um sich. Das Bedeutendste leistete hier Rudolf IV. trotz seiner Jugend (geboren 1339) und seiner kurzen Regierung (1358—1365), der „Schweigsame", der „Prächtige", der „Stifter", der „Schriftkundige" genannt, denn alle diese Eigenschaften schien er zu vereinigen, ein politischer Kopf ersten Ranges, ehrgeizig, rastlos, verschlagen, gewaltthätig. Da es ihn tief verwundete, daß die Goldene Bulle seinem mächtigen Geschlecht die Kurwürde vorenthalten hatte, so suchte er das Versagte zu ertrotzen, indem er dem Kaiser eine Reihe gefälschter Urkunden (vor allem das sogenannte Privilegium majus, angeblich von 1156 (s. S. 323) vorlegte, die in Erweiterung des babenbergischen Privilegiums aus jenem Jahre Österreich fast von allen Pflichten gegen das Reich entbanden, während sie das Reich zum Schutze Österreichs verpflichteten, dem „Erzherzog" die erste Kurwürde

verliehen, sein Land für ein unteilbares, auch in der weiblichen Linie erbliches Seniorat des habsburgischen Hauses erklärten und alle Lande, die dasselbe etwa noch hinzuerwerben würde, unter dasselbe Gesetz stellten. Daß Karl IV. die Bestätigung dieser Privilegien verweigerte, führte zu längeren Irrungen, sogar zu dem Versuche Rudolfs, im Bunde mit den Grafen von Würtemberg, den Wittelsbachern, Ungarn und Polen nach der Kaiserkrone zu streben; erst die Erbverbrüderung von 1364 brachte friedlichen Ausgleich. Was aber Rudolf auf diesem Wege nicht erreichte, das bildete doch die Richtschnur für seine und seiner Nachfolger Politik, welche diese herrlichen Lande dem Reiche immer mehr entfremdete. Zugleich wuchs ihr Umfang. Nach dem Tode des jungen Mainhard III. von Tirol (13. Januar 1363) brachte Rudolf, den Wittelsbachern durch eine rasche Reise über die verschneiten Alpenpässe zuvorkommend, Margarethe Maultasch zur Erneuerung eines ihm schon 1359 zugestandenen Erbvertrags, später zur Ab-
1363. dankung (2. September 1363), und nahm die Huldigung des Landes entgegen. Seitdem umspannten die Habsburger den ganzen deutschen Süden und beherrschten zugleich den größten Teil der Alpenpässe nach Ober-Italien. Ein Erbvertrag mit Albert IV. von Görz sollte den Weg nach Istrien, nach der Adria, bahnen. Denn lockend lagen die reichen grünen Gefilde Ober-Italiens vor den Blicken der Habsburger, wenn sie aus den öden, grauen Steinklüften der venezianischen Alpen traten, und die ewig miteinander hadernden Kleinstaaten dieses Landes, wie das Patriarchat Aquileja boten willkommene Gelegenheit zur Einmischung. Kluger, vorschauender als die Luxemburger bestimmte Rudolf im Hausgesetz vom 18. November 1364 die Unteilbarkeit seiner Länder und des Hausschatzes wenigstens insofern, als der älteste Bruder der Oberherr bleiben sollte, und wie Karl IV. brachte er im Innern die Landeshoheit scharf zur Geltung, auch gegenüber der Kirche. Er begann die Reichsministerialen sich zu unterwerfen, ordnete das Steuerwesen und förderte durch strenge Handhabung des Münzrechts die Volkswirtschaft. Noch höheres Streben bewies er, indem er die Universität Wien als die
1365. zweite in deutschen Landen ins Leben rief (12. März 1365) und als weithin sichtbares Wahrzeichen seiner Hauptstadt die Riesenpyramide des Hauptturmes zu St. Stephan entstehen ließ (seit 1359).

Nach seinem frühen Tode in Mailand am 27. Juli 1365 führten seine beiden Brüder, der stille, milde Albrecht III. und der ebenso menschenfreundliche, dabei aber unruhige streitbare Leopold III., die „Blume der Ritterschaft“, die Regierung
1379. lange gemeinsam, bis die Teilung von 1379 Albrecht mit Österreich abfand, alles übrige Leopold zuwies. Nach außen blieb das Streben der Brüder einheitlich. Mit den Wittelsbachern versöhnten sie sich wegen Tirols im Schärdinger Vertrage vom 29. September 1369 durch Abtretung eines Teiles des Innlandes (Kufstein, Kitzbühel, Rattenberg); dann erwarb Leopold aus der Erbschaft Alberts IV. von Görz 1379 einen großen Teil des Binnenlandes von Istrien um Mitterburg (Pisino); er benützte geschickt den gewaltigen Entscheidungskampf Venedigs gegen Genua und seine Bundesgenossen, um Triest, das 1295 seine Autonomie dem Bischof abgetrotzt hatte, seitdem aber beständig von den Venezianern bedroht wurde,

unter seine Herrschaft zu bringen (30. September 1382). Der Zugang zur Adria war ihnen geöffnet, und welche Aussicht bot sich dazu im Osten, als Leopold seinen Sohn Wilhelm mit Hedwig, der Tochter Ludwigs I. von Ungarn und Polen, verlobte! Darüber verlor er doch den Westen nicht aus dem Auge, suchte vielmehr seine Besitzungen dort abzurunden und mit der Hauptmasse in Verbindung zu bringen. Deshalb nahm er Freiburg im Breisgau 1368 unter seinen Schutz und kaufte 1375/80 die Montfort-Feldkircher Grafschaft, also das ganze Gebiet zwischen dem oberen Rhein und dem Arlberg.

Karls IV. Landfriedensgesetze; die Veme. So wuchsen im Osten und Süden des Reiches gewaltige Territorialmächte empor. Noch behaupteten die Luxemburger das Übergewicht, und so nachdrücklich machte es sich geltend, daß Karl IV. gegen Ende seiner Regierung seine Wirksamkeit weiter nach Norddeutschland ausdehnen konnte, als jemals ein Kaiser seit Friedrich Barbarossa, besonders um den Landfrieden herzustellen. Für Westfalen gab er einen solchen am 25. November 1371 in Bautzen, indem er seine Handhabung den Vemgerichten übertrug,*) für Thüringen 1372, für Pommern, Mecklenburg und Brandenburg 1374. Freilich konnten alle diese Bemühungen den Friedenszustand nicht ausreichend sichern, ja in Schwaben brach eben damals ein erbitterter Ständekampf aus, dessen Ergebnis den Gesichtspunkten des Kaisers gradwegs zuwiderlief.

Eberhard von Würtemberg und der schwäbische Städtebund. Seitdem Graf Eberhard von Würtemberg, welcher seinem Hause einen Teil von

*) Das Vemgericht (von veme, Strafe) ist das alte königliche Gericht der Freien über Freie, unter Leitung des Grafen. Dasselbe verfiel, weil die Freiheit im alten Sinne meist verloren ging und die Hofrechte oder die landesherrlichen Gerichte an seine Stelle traten, erhielt sich aber in Westfalen und Engern, weil hier unter schwachen, meist geistlichen Landesherrschaften die Zahl der Freien beträchtlich blieb. Eine größere Anzahl derselben bildeten einen Gerichtsbezirk, die „Freigrafschaft“ unter dem eigentlich vom König, in seiner Stellvertretung vom Herzog ernannten oder vom Landesherrn als „Stuhlherrn“ ihnen vorgeschlagenen „Freigrafen“. Dieser richtete mit mindestens 7 „Freischöffen“ auf der Malstatt vom „Freistuhl“ aus, stets unter freiem Himmel und bei hellem Tage, zunächst über die zu ihrem Bezirk gehörigen Freien im „offenbaren (öffentlichen) Ding“, bald aber, da die Schöffen als „Rüger“ auch Verbrecher außerhalb ihres Gerichtsbezirks zu verfolgen sich für verpflichtet hielten, auch über solche im „heimlichen Ding“ (heimliche Acht, beschlossene Acht) unter Ausschluß aller Nichtschöffen („Nichtwissender“). Schöffe konnte jeder unbescholtene, freie Deutsche aber nur in Westfalen auf „roter Erde“ werden, so daß es im 15. Jahrhundert deren Tausende gab. Dem Beklagten wurden, war er Schöffe, drei Fristen, war er es nicht, eine Frist (von 6 Wochen und 3 Tagen) gestellt; die Klage wurde durch Eideshelfer erhärtet oder widerlegt, doch mußten dies Schöffen sein. Das Urteil lautete auf Tod durch den Strang (die „Weide“) und wurde, falls der Beklagte erschienen war, was er selten that, sofort, im anderen Falle, wo man ihn eben antraf, durch drei Freischöffen vollstreckt. Der angesehenste Freistuhl stand zu Dortmund unter der noch heute grünenden „Vemlinde“. Das rasche, unerbittliche Verfahren, die Allgegenwart der „Freischöffen“, die sich unter einander durch geheime Zeichen erkannten, erregten vor dem „Vemgericht“ eine unbestimmte, fast abergläubische Furcht und umgaben es mit dem Schauer des Unheimlichen; doch hat es zunächst vielfach wohlthätig gewirkt, weil es das Unzureichende der damaligen Strafrechtspflege (Zersplitterung der Gerichtshoheit, Mängel des Beweisverfahrens u. a. m.) einigermaßen ergänzte.

Calw und den Asberg erwarb, der „Erlauchte" (1265—1325) von Albrecht I. die niederschwäbische Landvogtei erhalten hatte, stand er wie seine Nachkommen zu den schwäbischen Reichsstädten in fortwährendem Gegensatze, weil er diese Amtsgewalt zu einer landesfürstlichen auszubilden und seine Besitzungen auszudehnen strebte. Sein zweiter Nachfolger **Eberhard der Rauschebart** oder der **Greiner**, d. h. der Zänker (1344—1392), ein fehdelustiger und herrschgieriger Herr, geriet darüber mit Karl IV. in Konflikt, der ihm auf einige Zeit die Landvogtei kostete (1360), aber er gewann Teck und die Pfalzgrafschaft Tübingen u. a. Die wilden Fehden des Ritterbundes der „Martinsvögel" trieben vorübergehend die Städte auf seine Seite, bis Eberhard mit dem Ritterbunde von St. Georg gegen letztere gemeinsame Sache machte. Sein Sieg bei Altheim nördlich von Ulm am 7. April schlug sie freilich so darnieder, daß sie die Vermittelung des Kaisers anriefen; allein bald drängte sie die Wahl Wenzels von Böhmen zum römischen König,
1376. also zum Nachfolger des Vaters (10. Juni 1376), zu entschlossenem Handeln, da sie fürchten mußten, daß Karl die schweren Geldsummen, welche sie ihm gekostet hatte, durch Verpfändung von Reichsstädten aufbringen werde. Zum Schutze gegen solche Gefahr schlossen am 4. Juli 1376 die Ulmer Bürgermeister **Konrad Besserer** und **Hartmann Ehinger** mit zwölf anderen Gemeinden den **schwäbischen Städtebund** zunächst bis zum 23. April 1380. Als Karl trotzdem die Stadt Weil an Würtemberg verpfändete, trat dies dem Bunde bei, dann auch Kaufbeuern und Kempten. Nun verhing der Kaiser die Acht über die Städte,
1377. aber Ulm hielt seinem Angriff stand und am 21. Mai 1377 erfochten die Städter unter den Mauern von **Reutlingen** einen blutigen Sieg über die schwerfälligen Ritterhaufen der Würtemberger unter Eberhards Sohne Ulrich. Es blieb dem Luxemburger nichts übrig, als in Rotenburg die Acht und die Verpfändungen aufzuheben, das Städtebündnis anzuerkennen und dem Würtemberger die Landvogtei zu nehmen (31. Mai); als jenes gar durch den Beitritt der Habsburger sich verstärkte, da mußte Karl IV. selbst in Nürnberg diese Erweiterung bestätigen (August 1378). Im Widerspruch mit der Goldnen Bulle hatten also die Städte ihr Bündnisrecht dem Kaiser abgetrotzt und seine ganze Politik durchkreuzt.

Karls IV. Ausgang. Auch von anderer Seite drohte seinem Systeme Gefahr. Im Januar 1377 war Gregor XI. nach Rom zurückgekehrt, das „babylonische Exil" der Kirche beendend. Um zu verhindern, daß Frankreich auf einer Papstwahl in Avignon bestehe und damit die Kirche spalte, eilte Karl selbst nach Frankreich und verlieh dem Thronfolger Karl (VI.) das Reichsvikariat im burgundischen Delphinat (Dauphiné), womit der Anfall des Landes an Frankreich sich entschied. Und doch mußte er noch erleben, daß nach Gregors Tode (27. März 1378) eine Doppelwahl die Kirche zerriß und die große Kirchenspaltung eröffnete, denn in Rom erwählten die italienischen Kardinäle Urban VI. (9. April 1378), in Avignon die französischen Kardinäle am 21. September Clemens VII.

Schließlich hat er, der so unermüdlich an der Vergrößerung seines Hausbesitzes gearbeitet hatte, mit eigner Hand den gewaltigen Länderkomplex zerschlagen, nur

um seine Söhne möglichst günstig auszustatten. Der älteste, Wenzel, erhielt Böhmen und Schlesien, Sigismund Brandenburg, Johann die Nieder-Lausitz mit Görlitz, Schweidnitz und Jauer, seine Neffen Jobst und Prokop, die Söhne Johann Heinrichs von Tirol, Mähren; Luxemburg fiel an seinen Bruder Wenzel. Nachdem Karl so sein Haus bestellt hatte, verschied er am 29. November 1378 1378.
auf dem Hradschin in Prag. Mit ihm versank die Größe seines Geschlechtes.

König Wenzel. Sein Nachfolger in Böhmen und im Reiche, Wenzel „der Faule" (1376—1400—1419), war auch seiner allerdings überaus schwierigen Aufgabe keineswegs gewachsen. Weder ungebildet noch unbegabt, wie er denn Latein verstand und eines gesunden Mutterwitzes nicht entbehrte, im Grunde auch gutmütig und leutselig, war er doch geistesträg und verfiel immer mehr einem wilden Jägerleben und roher Trunksucht, so daß er dem Volke ein Gegenstand halb der Sympathie, halb der Furcht und des Abscheus wurde und die wahren Züge seiner Gestalt hinter dem Nebel zahlreicher sagenhafter Erzählungen sich allmählich ins Groteske verzerrten. In die Wirren des Reiches, vor allem Süddeutschlands, einzugreifen fehlte ihm wohl noch mehr die Möglichkeit wie die Neigung.

Süddeutsche Städte- und Ritterbündnisse bis zum Heidelberger Landfrieden 1384. Daß er, wohl aus Geldverlegenheit, schon im Februar 1379 die beiden schwäbischen Reichsvogteien an Leopold III. von Österreich verpfändete, drängte die schwäbischen Städte zur Aufnahme des mächtigen Augsburg und der Wittelsbacher in ihren Bund. Je mehr aber nicht nur sie, sondern auch die Städte des Rheinlandes durch massenhaften Auskauf des armen Adels, besonders aber durch Ausbreitung des Pfahlbürgertumes und namentlich des Ausbürgertumes, das die aufgenommenen Edelleute oft im weiten Kreise der Stadt zu militärischen Diensten verpflichtete, die fürstlichen Gebiete ringsum gewissermaßen innerlich aushöhlten und die Interessen des Adels schädigten, desto mehr schloß sich dieser in Ritterbündnisse zusammen und näherte sich den Fürsten. Zu den Martinsvögeln und Georgsrittern traten in Schwaben die Schlegler und Wilhelmsritter, am Rhein und in der Wetterau der Löwenbund (1379). Das rief nun wieder den rheinischen Städtebund hervor. Er wurde zunächst im August 1380 zwischen den elsässischen Städten geschlossen, im März 1381 durch 1380.
den Beitritt von Mainz, Straßburg, Worms, Speier, Weißenburg, Hagenau und Frankfurt verstärkt, und stand schon seit dem 17. Juni in festem Bündnis mit dem schwäbischen Städtebund (bis Weihnachten 1384). In beiden Bündnissen wurde die Höhe des Zuzugs nach der städtischen Reichssteuer bemessen, den Kern des Heeres bildeten Patricier und adlige Söldner zu Roß, das eigentliche Bürgeraufgebot focht zu Fuß.

Es war in der bisherigen Entwickelung begründet, aber doch ein Unglück, daß die Fürsten es vorzogen, mit den im Grunde genommen jeder festen staatlichen Ordnung widerstrebenden Ritterschaften gegen das Bürgertum sich zu verbinden, statt umgekehrt. Nachdem schon vorher die rheinischen Kurfürsten sich verpflichtet hatten, in ihrem Gebiete keine weiteren Städtebündnisse zuzulassen, verbot der Reichstag von Frankfurt im September 1381 alle Bündnisse und die Aufnahme von Aus- und 1381.

Pfahlbürgern zu gunsten eines Landfriedensentwurfes. Das blieb vollkommen fruchtlos, vielmehr trat sogar Regensburg bei, und ein Verheerungszug zwang die Ritter zum Stillstand (Januar 1382). Nun vermittelte Herzog Leopold, bestrebt, den
1382. Konflikt zu vermeiden, am 9. April 1382 in Ehingen ein Landfriedensbündnis zwischen den schwäbischen Städten, den Ritterbündnissen und Eberhard von Würtemberg bis zum 6. Januar 1384, derart, daß Streitigkeiten durch eine gemischte Kommission entschieden werden sollten, und König Wenzel verkündete im März 1383 einen zwölfjährigen Landfrieden für das ganze Reich, welches er deshalb in vier „Quartiere" teilen wollte. Die rheinischen Städte aber verbreiteten ihren Bund jetzt auch über die Wetterau, dem schwäbischen traten 1384 Basel und das bis dahin sehr zurückhaltende Nürnberg bei. Dem König Wenzel blieb nichts weiter übrig, als nach Ablauf des Ehinger Vertrages zu Heidelberg ein neues Landfriedensbündnis für ganz Deutschland bis Pfingsten 1388 zu vermitteln
1384. (26. Juli 1384); die bestehenden ständischen Bündnisse aber vermochte er nicht aufzulösen. Die süddeutschen Städte hatten die Höhe ihrer Macht erklommen; die Frage stand zur Entscheidung, ob dem städtischen Staat oder dem fürstlichen Staat, der republikanischen oder monarchischen Verfassung die Zukunft Deutschlands gehöre.

Die Schweizer Eidgenossenschaft und die Habsburger; Schlacht bei Sempach. Das mußte auch auf die Verhältnisse im Alpenlande zurückwirken. Um die Eidgenossen gegen Leopold auszuspielen, schlossen die schwäbischen Städte am 21. Februar 1385 in Constanz ein Bündnis mit Bern, Zürich, Zug und Solothurn. Der Beitritt der Reichsstadt Mühlhausen auf der einen, die Aufnahme des habsburgischen Sempach (December 1385) auf der anderen Seite machte den Krieg im Grunde unvermeidlich. Aber er brach zuerst nicht in Schwaben, sondern droben im Gebirge los und nahm wohl eben deshalb, weil die Verbündeten nicht zusammenwirkten, einen ganz verschiedenen Ausgang.

Fest entschlossen, jetzt mit einem gewaltigen Schlage den Trotz der „Bauern" zu brechen, die ihn so oft gereizt hatten, rief Leopold den gesamten habsburgischen Adel auf und drang im Sommer 1386 siegesgewiß mit 700 Lanzen, der Blüte oberdeutscher Ritterschaft, von Baden im Aargau her gradwegs auf Luzern
1386. vor. Als er aber am 9. Juli an der Ostseite des Sempacher Sees vorüberzog, stieß er auf das Aufgebot der Waldstätte. Ritterlich verschmähten es seine Geharnischten, das Bauernfußvolk niederzureiten; sie stiegen meist von den Rossen und gingen so auf die Eidgenossen los, die ihrerseits in einen „Spitz" (längliches Viereck mit schmaler Front) formiert, ihnen in der linken Flanke standen. Im wütenden Handgemenge auf ansteigendem Gelände bei glühender Hitze behielt das bewegliche Fußvolk mit seinen langen Spießen die Oberhand über die an solchen Kampf gar nicht gewöhnten schwerfälligen Ritterhaufen; nach tapfrer Gegenwehr sanken mehr als 400 Edle unter den Speeren der Bauern oder unter der erstickenden Schwere ihrer eignen Rüstungen, darunter selbst Herzog Leopold. Es war ein Sieg des Fußvolks über die Ritterschaft, freier Gemeinden über die Fürstenmacht, er sicherte für immer den Bestand der Eidgenossenschaft, wurde da-

her in Liedern gefeiert und mannigfach ausgeschmückt.*) Wie betäubt rafften sich erst zwei Jahre später Leopolds Söhne zur Vergeltung auf, aber, das Treffen bei **Näfels** am 9. April 1388 vereitelte ihren Angriff auf Glarus und bewog sie zum Frieden (1. April 1389). Sie gaben die streitigen Besitzungen und ihre 1389. Vogtei über Luzern, Zug und Glarus auf, verzichteten damit auf alle ihre landesfürstlichen Pläne. Die Eidgenossen aber erneuerten ihren Bund, dem auch **Solothurn** jetzt beitrat, im sogenannten Sempacher Brief von 1393.

Der süddeutsche Städtekrieg. Was im Alpenlande so vollständig gelang, die Umwandlung fürstlicher, geistlicher und städtischer Gebiete in eine Konföderation freier Bürger- und Bauerngemeinden, das mißlang ebenso vollständig in Schwaben. Unter dem überwältigenden Eindrucke der Sempacher Schlacht beschlossen die schwäbischen Städte zu rüsten, ließen sich von König Wenzel, der ihren Beistand gegen die Absetzungspläne der Fürsten brauchte, ihr Bündnis bestätigen, verbanden sich selbst mit dem Erzbischof von Salzburg gegen die Wittelsbacher und erklärten, als diese den Erzbischof gefangen nahmen und ihre Warenzüge anhielten, Ende 1387 an Bayern den Krieg. Schon im Januar 1388 traf ein Verheerungszug von Augsburg her die Donaulande; im August nach Ablauf des Heidelberger Landfriedens rückten die Städter von Nürnberg und Eßlingen her, 800 Lanzen stark, in Würtemberg ein. Aber bei der Bestürmung des festen Kirchhofs von **Döffingen** bei Weil am 24. August, den die Bauern tapfer hielten, wurden sie von Eberhard und Ulrich mit 600 Lanzen überrascht. Zwar fiel Ulrich im Getümmel, doch als Wolf von Wunnenstein, ein alter Gegner der Grafen, den Städtern mit 100 Lanzen in die Seite brach, wurden diese mit schwerstem Verluste geschlagen. Etwa 1000 Bürger, darunter der tapfere Konrad Besserer von Ulm, blieben tot oder wurden gefangen. Ebenso schlug am 6. November 1388 Pfalzgraf Ruprecht die rheinischen Städte bei **Worms** aufs Haupt, und so rasend war die Erbitterung, daß er 60 Gefangene in einen brennenden Kalkofen werfen ließ! Fürchterlich überhaupt erscheinen die Verheerungen dieses Bürgerkrieges, denn weniger durch die Waffen, als durch Verwüstung und Plünderung suchten beide Teile den Feind zu schädigen. Die Fruchtbäume und Weinreben wurden abgehauen, durch Einsäen von Senf die Äcker verdorben, die Dörfer verbrannt, im Elsaß z. B. 150; die Straßen verödeten so, „daß sie mit Gras und Disteln überwuchsen". So groß war die Verheerung, „daß mehr Volks verdarb und mehr armer Leute gemacht wurden, als zuvor in vielen hundert Jahren jemals geschah". Niemals haben Deutsche an Deutschen ärger gefrevelt. Endlich zwang die gegenseitige Ermüdung zum Frieden, den König Wenzel am 5. Mai 1389 auf sechs Jahre in **Eger** gebot. Zwar stellte er den Städten die Reichs- 1389.

(Margin at "hielten": 1388.)

*) Das bekannte Lied „Vom strit ze Sempach", das einem Dichter Halbsuter von Luzern zugeschrieben wird, ist in dieser Form erst aus dem 16. Jahrhundert überliefert und aus zwei kurzen, wohl wesentlich gleichzeitigen Liedern und einem späteren, ausführlicheren zusammengefügt. Von der That Winkelrieds weiß kein Berichterstatter des 14. und 15. Jahrhunderts etwas; sie scheint einem Ereignis von 1271, vielleicht nach einer Familientradition, nachgebildet, oder gar der Schlacht bei Bicocca 1522 entlehnt zu sein.

standschaft in Aussicht, aber er untersagte alle städtischen Bündnisse, während die Adelsbündnisse zur Sicherung des Landfriedens bestehen blieben, und bestellte zur Entscheidung von Streitigkeiten eine Kommission von 4 Adligen und 4 Bürgern unter einem vom König ernannten Vorsitzenden. Die politische Größe der süddeutschen Städte war damit zu Ende, der Kampf zu gunsten des Fürstentums entschieden, die Bildung größerer städtischer Territorialstaaten mißlungen, unzweifelhaft zum Heile Deutschlands. Denn da solche Bildungen schwerlich jemals das ganze Reich hätten durchdringen können, so hätten sie, wenn sie etwa in Schwaben und Franken sich durchsetzten, nur zu weiterer Absplitterung deutschen Nationalgebiets nach dem Muster der Schweiz geführt.

Ausbildung der Stadtverfassung. Doch die Ausgestaltung der Stadtverfassung ist durch dieses Ergebnis des Städtekrieges nicht verhindert worden, denn eben der Zerfall der Reichsordnung und die feindliche Haltung der Fürsten nötigte sie, ihre Selbständigkeit möglichst auszubilden. Am meisten gelang dies den Bischofs- und Königsstädten; sie errangen jetzt die Landeshoheit und damit die Reichsstandschaft, so Köln, Straßburg, Frankfurt.*)

Von den Landstädten kamen manche größere, wie die Bischofsstadt Erfurt, der Landeshoheit ziemlich nahe, andere erwarben wenigstens volle Autonomie, wie Leipzig.**) Dagegen gelang es keiner österreichischen Stadt, auch Wien

*) In Köln war die Abwerfung der bischöflichen Herrschaft mit 1288 entschieden (s. S 455); in Straßburg sind gegen Ende des 13. Jahrhunderts Burggraf und Schultheiß thatsächlich verschwunden, die Münze ist an die Stadt verpachtet, für den Zoll zahlt die Stadt dem Bischof in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts ein Pauschquantum, an der Judensteuer hat sie Anteil. Bischof Wilhelm von Diest erkannte in dem Grundvertrage vom 4. December 1395 diesen Zustand förmlich an, er verhieß der Gemeinde sogar seine Schlösser und Städte stets offen zu halten, sie an der Aufnahme von Ausbürgern nicht zu hindern und selbst Stiftsgüter nicht ohne ihr und seines Kapitels Zustimmung zu veräußern. — In Nürnberg wurde seit 1313 der Reichsschultheiß auch dem Rate verpflichtet, und der Burgvogt gehalten, die Reichsburg beim Tode des Königs den Bürgern zur Bewachung zu übergeben. 1320 erwarb der Rat von König Ludwig den Blutbann, 1385/1396 den Reichszoll Den Abschluß bildete der Ankauf des Münzmeisteramts 1424 und des burggräflichen Anteils an Zinsen, Gefällen u. s. f. bis 1427. Die burggräfliche Feste wurde schon 1420 zerstört. Dem Burggrafen blieb seitdem nur das kaiserliche Landgericht, das Geleit und der Wildbann im Reichswald. — Frankfurt a. M. verdrängte um 1300 den Reichsschultheißen aus dem Rate, wo ihn der Bürgermeister ersetzte, und erwarb 1372 jenes Amt ganz, dessen Titel seitdem das Oberhaupt des Rates trug.

**) In Erfurt blieb der erzbischöfliche Vicedom, wenngleich mit geminderter Gewalt, aber der fortgesetzte Streit zwischen der kräftigen Gemeinde und dem Erzbischof stärkte das Selbstgefühl der Bürgerschaft, die in häufigen Fehden Bestätigung und Erweiterung ihrer Privilegien erzwang und ein bedeutendes Gebiet erwarb; die Goldene Bulle übertrug der Stadt auch das einträgliche Geleitsrecht. Ihren Höhepunkt erreichte sie mit der Begründung der Universität 1392. — In Leipzig erwarb der Rat schon 1273 das Münzrecht, 1359 den Durchzoll auf der Reichsstraße, 1363 den Marktzoll, Ende des 14. Jahrhunderts die Erbvogtei und das Schultheißenamt. Seitdem gewann der Leipziger Schöppenstuhl weithin Ansehen. Doch blieb es dem Landesherrn durchaus zu Bede (Landessteuer) und Heeresfolge verpflichtet und durfte Änderungen der Verfassung nur mit seiner Zustimmung vornehmen.

nicht, dies Ziel zu erreichen, und ebenso blieben die bayerischen, mit Ausnahme von Regensburg, in strengerer Abhängigkeit vom Landesherrn.

Die Zunftkämpfe. Wie die Königs- und Bischofsstädte den höchsten Grad von Selbständigkeit errangen, so ist auch besonders in ihnen das Streben der Zünfte nach Teilnahme am Rate, an der Stadtverwaltung am stärksten zum Ausdruck gekommen. Zur Voraussetzung hatte diese Bewegung die Erhebung der Zünfte zu politischen Körperschaften. Sie erfolgte mit der Ausbildung ihrer selbständigen Gewerbegerichtsbarkeit und -polizei unter selbständig erwählten Obermeistern, die zu diesem Zwecke die Zunftgenossen zur „Morgensprache“ beriefen, und mit ihrer Verwendung zur Aufbringung von Steuern und Kriegsleistungen für die Stadt. Daraus entwickelte sich folgerichtig das Streben, an den Beschlüssen darüber mitzuwirken oder mindestens die Geschäftsführung des Rates zu überwachen, die nach aristokratischer Gewohnheit sich in strenges Geheimnis hüllte. Das geschah besonders dann, wenn zu der Erbitterung über willkürliches Regiment und gewaltthätigen Übermut der Geschlechter der Druck außergewöhnlich schwerer Leistungen sich gesellte. Fast immer errangen die Zünfte, was sie begehrten, doch in verschiedener Weise und namentlich in sehr verschiedener Abstufung ihres Einflusses. Das mindeste war, daß sie für die Vertreter der wichtigsten Zünfte den Eintritt in den Rat erlangten und daneben vielleicht noch die Berufung einer Gemeindevertretung bei besonders wichtigen Fragen, ohne daß dies den aristokratischen Charakter der Stadtverwaltung an sich vernichtet hätte, so in Nürnberg und Erfurt.*)

In anderen Städten, wie in Straßburg, gelang es den Zünften, die Besetzung des Rates wesentlich in ihre Hände zu bringen, ohne daß sie dabei die Patricier vom Rate ausschlossen, und außerdem die Finanzverwaltung der Überwachung eines „großen Rates“ zu unterwerfen.**) Frankfurt a. M. ist eine

*) In Nürnberg nahm der Rat wahrscheinlich bald nach der Wiederherstellung der Aristokratie 1349 (s. S. 475) 8 Handwerksmeister auf, verstärkte aber gleichzeitig die patricischen Elemente durch die 8 „alten Genannten“ aus den „alten“ oder „ruhenden“ „Bürgermeistern“ (Ratmannen) und bestand somit um 1350 aus 42 Mitgliedern, nämlich 26 Bürgermeistern, von denen 13 die Schöffenbank besetzten, 8 Genannten und 8 Handwerkern, die bei der Ratskür fast stets wiedergewählt wurden. Alljährlich einmal wurde der Große Rat der „Genannten“, etwa 200 Männer aus allen drei Ständen (Patricier, Kaufleute, Handwerker), berufen. — Ein sehr eigentümliches Auskunftmittel, um den Zünften eine gewisse Überwachung zu sichern, fand man in Erfurt. Als nach der Niederwerfung der ersten Bewegung unter Rudolf I. 1283 die Junkerherrschaft in der übermütigsten und gewaltthätigsten Weise sich geltend machte und zugleich eine blutige Fehde mit dem Landgrafen Friedrich die Stadt erschöpfte, erzwangen im Januar 1310 die Zünfte den „Vierbrief“. „Vier Herren“, je zwei aus der „Gemeinde“, den Besitzern der brauereiberechtigten städtischen Grundstücke, und aus den Handwerkern, übernahmen fast in der Weise römischer Volkstribunen die Kontrole des Rates auf ein Jahr und bildeten außerdem, indem immer die Vierherren eines Zeitraumes von vier Jahren sich zu einem Kollegium vereinigten, den „äußeren Rat“.

**) Nur unter harten Kämpfen gelang diese Umwälzung z. B. in Straßburg. Die Straßburger Zünfte, seit etwa 1300 vollständige Organe der Verwaltung für Steuern und Kriegsleistungen neben den 8 patricischen Constafeln (constabularia, Stallbrüderschaften, so genannt,

der wenigen süddeutschen Städte, wo nach kurzem Übergewicht der Zünfte (1355—68) die alte patricische Verfassung wiederhergestellt wurde, und zwar durch einen Machtspruch Karls IV.

In einzelnen Städten, namentlich in **Köln**, verfuhren die siegreichen Handwerker noch radikaler, indem sie die Patricier geradezu zum Eintritt in die Zünfte nötigten und somit auf diesen die ganze Verfassung aufbauten.*)

Wo diese Zunftverfassung die maßgebende Gewalt den Handwerkern überließ, die doch meist des weiteren Gesichtskreises entbehrten und von der Stimmung ihrer Genossen abhängig waren, da hat sie die Stetigkeit der städtischen Verwaltung zerstört und binnen kurzem einer anderen Gestaltung weichen müssen, wie in Frankfurt und weniger gewaltsam in Straßburg. Wo sie dagegen den geschäftskundigen, grundbesitzenden und kaufmännischen Geschlechtern den natürlichen Einfluß einräumte wie in Nürnberg, Köln, Erfurt, Ulm, Augsburg u. a., da hat sie sich durch jahrhundertlange Dauer bewährt und ein Zeitalter glänzender Kulturblüte über die Gemeinden heraufgeführt. Denn sie verbürgte den inneren Frieden und eine sachliche Verwaltung, sie stellte jede tüchtige Kraft in den Dienst des Gemeinwesens und erzog die ganze Bürgerschaft zu selbständigem Handeln und Urteilen, sie entwickelte auch eine gewaltige militärische Stärke. Das Fußvolk der Zünfte zeigte sich in der Verteidigung seiner festen Mauern unüberwindlich und auch zu kurzen, wuchtigen Angriffsstößen wohl geeignet. Diese Widerstandskraft steigerte sich noch mit dem Aufkommen der Pulvergeschütze, die zuerst 1324

weil sie den Roßdienst leisteten), hatten eine gemeinschaftliche Vertretung im großen Schöffenrat unter dem Ammanmeister gebildet. Als nun 1332 der alte Zwist der beiden patricischen Geschlechter der Zorn und Mühlnheim ein nächtliches Gelage in blutigen Kampf verwandelte, besetzten die Zünfte Rathaus und Thore und bestellten einen neuen Rat, der 1334 aus 8 Rittern, 14 Bürgern, 25 Handwerkern unter den auf Lebenszeit erwählten Häuptern, dem Ammanmeister und den beiden Städtemeistern, bestand; die Geschlechter verloren ihr aktives Wahlrecht. Seitdem entwickelten sich die Zünfte zu ganz autonomen Genossenschaften, gaben zwar bei dem Judenbrande von 1349 den Geschlechtern ihr Wahlrecht wieder, beseitigten aber auch die lebenslängliche Amtsdauer der drei Ratsoberhäupter, entzogen damit der Geschäftsführung des Rates jede Stetigkeit und machten ihn zu einem Tummelplatz wüster Demagogen, während Seuchen, Mißwachs, Rheinhochwasser und Krieg die Stadt aufs äußerste erschöpften.

*) Voran ging dem in **Köln** der Sieg der mächtigen Weberzünfte i. J. 1369, die den Ausschluß der Schöffen aus dem Rate, die Aufhebung der Richerzechheit und die Bildung eines neuen weiteren Rates aus den „Hauptämtern“ (50 M.) unter dem überwiegenden Einfluß der Weberzunft durchsetzten. Aber ihr Übermut trieb schließlich die übrigen Zünfte zum Anschluß an die Geschlechter; in der furchtbaren „Weberschlacht“ (November 1371) wurden die Weber überwunden, ihrer 33 hingerichtet, 1800 mit Weib und Kind verwiesen, ihr prachtvolles Zunfthaus abgebrochen. Als einige Geschlechter die volle Wiederherstellung der Aristokratie erstrebten, überwältigten am 4. Januar 1396 die Zünfte die Verschworenen, ließen zwei ihrer Führer hinrichten, die anderen festsetzen, erstürmten endlich am 30. Juni die Airsburg, ihren Hauptplatz, und ordneten die Stadtverfassung neu im „Verbundbrief“ vom 14. September 1396. Die Geschlechter traten in die ersten 5 der 22 Zünfte („Gaffeln“) ein. Den halbjährlich zur Hälfte wechselnden Rat bildeten 36 „Zunftherren“, die noch 13 „Gebrechsherren“ zuwählten und mit ihnen die beiden Bürgermeister wählten. „Bannerherren“ mit den „44“, je 2 aus jeder Zunft, überwachten den Rat.

von Metz verwendet wurden, denn die Artillerie wurde recht eigentlich zu einer Waffe der finanzkräftigen und technisch trefflich geschulten Städter. Zu einer Politik im großen Stile erwiesen sich freilich die süd- und westdeutschen Städte als unfähig, denn einzeln waren sie dazu zu schwach, und eine dauernde, feste Gemeinschaft vieler hinderte der Mangel an gemeinsamen Interessen.

Die Zünfte und das Handwerk. Die materielle Grundlage für die geschilderte politische Entwickelung boten Gewerbe und Handel, jenes aber wurde von dem Zunftwesen bedingt. Denn die Zunft blieb doch immer in erster Linie eine gewerbliche Vereinigung und zwar eine wesentlich socialistisch gestaltete Erwerbsgenossenschaft, daher auch unzertrennlich verbunden mit dem Zunftzwang, der den Betrieb des von einer Innung betriebenen Gewerbes an die Mitgliedschaft derselben knüpfte, ohne übrigens damals an einer geschlossenen Zahl von Meistern festzuhalten.*) So erreichte in der That das Zunftwesen während seiner Blütezeit ein beneidenswertes Ziel: die gleichmäßige gute Beschaffenheit der Waren bei geringer Massenerzeugung, eine glänzende Blüte des Kunstgewerbes und die Ausbildung eines ehrenhaften, wohlhabenden, seines Verdienstes sicheren Mittelstandes.

Die deutschen Hauptgewerbe waren Tuch- und Leinweberei, Färberei, Lederbereitung und -verarbeitung, Holz- und Metallarbeiten der verschiedensten Art. Da der ganze Betrieb nicht fabrikmäßig sich gestaltete, sondern handwerksmäßig blieb, auch bei den mangelhaften Verkehrsverhältnissen mehr an die örtlichen Bedingungen gebunden war, so konnten sich so große, alles beherrschende Industriemittelpunkte wie heute überhaupt nicht bilden, die Verteilung der Industrie war gleichmäßiger. Neben den großen Städten wie Augsburg, Ulm, Nürnberg, Straß-

*) Der Handwerker trat als Lehrling nicht nur in die Lehre, sondern auch in die Hausgenossenschaft des Meisters ein, gewöhnlich mit langer Lehrzeit (bis 8 Jahre), weil die Arbeitsteilung noch wenig entwickelt war; dafür stieg er aber auch in der Regel unmittelbar zum Meister auf. Erst allmählich sonderten sich die Gesellen („Knechte") ab; doch erst in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts wurde das „Wandern" der Gesellen üblich und nicht vor dem 15. Jahrhundert allgemeiner. An der Spitze jeder Zunft standen die alljährlich wechselnden Obermeister. Sie beriefen die Genossen zur Versammlung im Zunfthause, wo das Siegel, die Fahne und die Zunftrollen (Satzungen der Zunft) aufbewahrt wurden, hielten hier das Gewerbegericht und regelten vor allem die ganze gewerbliche Thätigkeit. Das Ziel war dabei keineswegs die größtmögliche Masse der Produktion, vielmehr die Gleichmäßigkeit des Erwerbes für jeden einzelnen auf Grund gleichmäßiger Erwerbsbedingungen. Daher schrieb die Zunft jedem Meister die Zahl seiner Lehrlinge und Knechte vor, bestimmte die Arbeitszeit, wobei die Arbeit bei Licht aus Rücksicht auf die Feuersgefahr meist untersagt blieb, vermittelte den Masseneinkauf der Rohstoffe, regelte den Verkauf der Handwerksprodukte namentlich für den Großhandel und überwachte aufs peinlichste ihre Beschaffenheit, für welche die Zunft, nicht der einzelne Meister, mit ihrem Zeichen sich verbürgte. Dafür genoß die Zunft das Alleinrecht für den Verkauf innerhalb der städtischen „Bannmeile", die z. B. für die Leinweberzunft in Chemnitz 1357 einen Umkreis von 10 Meilen umfaßte; nur die Jahrmärkte durchbrachen dasselbe zu gunsten auswärtiger Zünfte. Die Geschlossenheit der Organisation vollendeten Kranken-, Unterstützungs- und Begräbniskassen, wie der Zusammenhang der Zunft mit der Kirche, denn jede Innung bildete auch eine kirchliche Brüderschaft, die ihrem Schutzheiligen einen Altar schmückte und sein Fest beging.

burg, Köln behaupteten auch kleinere ihre Bedeutung, so die Städte Thüringens, Meißens und Schlesiens.

Charakter des Handels. Sehr verwandte Eigentümlichkeiten zeigt aus ähnlichen Gründen der Handel Süd-, West- und Mitteldeutschlands. Er bewegte sich in Ländern einer schon älteren Gesittung und meist nach Gebieten einer der deutschen gleichen oder auch höheren Kultur. Er hatte deshalb auch nicht mit den Gefahren einer rauhen Natur zu kämpfen, und nachdem alte rohe Gewohnheiten allmählich beseitigt oder gemildert waren, hatte er mehr Hindernisse als wirkliche Gefahren zu überwinden. Gewiß blieben die Straßen schlecht und die Unsicherheit groß, das aber war weniger die Folge größerer Kriege, als der räuberischen Gewohnheiten des kleinen Adels. Die Störungen, die jene verursachten, machten sich doch immer nur zeitweise und in einem kleineren Umkreise fühlbar, da der Zusammenhang zwischen den einzelnen Handelsgebieten ein viel geringerer war als jetzt. Den Raubanfällen ritterlicher Straßenräuber begegnete der Kaufmann, indem er bewaffnetes Geleit von dem Herrn des durchzogenen Gebietes nahm und seine Frachtwagen in große Züge zusammenschloß. Viel lästiger fielen ihm die rein fiskalischen Marktzölle in den Städten und die Durchgangszölle an Strömen, Straßen und Brücken, die seit dem Zusammenbruche der Reichsgewalt unmäßig vermehrt worden waren. Bestanden doch z. B. auf der Rheinstrecke zwischen Mainz und Köln ihrer dreizehn. Gegen solche Ausbeutung suchten die Städte ihre Bürger durch Privilegien oder Verträge zu schützen, wie z. B. Nürnberg 1332 Zollfreiheit in 70 Städten erhielt und ihnen gewährte, Augsburg 1351 in allen Reichsstädten. Diese steten Störungen und die daraus sich ergebende Kostspieligkeit des Handels drängten die Städte dazu, sich ihr natürliches Handelsgebiet durch monopolistische Maßregeln zu sichern, die natürlich für die anderen ebensoviele Hemmungen bedeuteten. Dahin gehören namentlich der Straßenzwang, der die Wagenzüge auf eine ganz bestimmte Straße verwies, um bestimmten Städten den Vorteil des Durchgangsverkehres zu sichern, und das Stapelrecht, das den Bürgern der Stadt entweder den Weitertransport der auswärtigen Waren ausschließlich zusprach, oder die Händler zwang, dieselben eine bestimmte Zeit hindurch in der Stadt feilzubieten oder gar ihren Verkehr mit anderen Händlern an die Vermittelung der Bürger dieser Stadt knüpfte. So zerfiel jede große Durchgangslinie in ebensoviele selbständige Stücke, als es Stapelplätze an ihr gab; es entwickelte sich eine Menge Zwischenhandelsplätze, nicht eine kleine Anzahl alles überherrschender Handelscentren. Die Schwerfälligkeit des Verkehrs, die sich daraus ergab, veranlaßte den Kaufmann, der aus der Ferne die Konjunkturen nicht zu übersehen vermochte, häufig selbst seine Waren zu begleiten (Eigenhandel) oder an den großen Stapelplätzen wenigstens einen bevollmächtigten Faktor („Lieger") und ein Warenlager zu halten; selbständige Kaufhöfe unter eignem Recht, wie der hansische Kaufherr, hat der süddeutsche, eben weil er mit höher kultivierten Völkern zu thun hatte, niemals gegründet.

Einigermaßen gemildert wurde nun diese Schwerfälligkeit durch die großen Messen. Denn hier erleichterte die zeitweise Handelsfreiheit und die Anhäufung

großer Warenmassen unter einem ganz besonders wirksamen Schutz den Kauf und Verkauf, sie waren deshalb dieser Kulturstufe ganz unentbehrlich, zumal da der Kredit sich erst allmählich entwickelte, besonders durch den Verkehr mit Italien. Deshalb stand der Zinsfuß, namentlich für flüssige Kapitalien, in Deutschland viel höher als dort, mindestens auf 10—12 %, oft sogar auf das Doppelte und Dreifache. Die Vermittelung solcher Geschäfte war anfangs, da die Kirche den Christen das Zinsnehmen verbot, den Juden zugefallen, die als „Kammerknechte" des Kaisers an diesen oder auch an Fürsten und Städte an seiner Stelle die hohe Judensteuer zahlten, aber bei der Unsicherheit ihrer Existenz auch ungeheure Prozente nahmen, z. B. in Frankfurt a. M. 1368 vom Rate 52 %, in Augsburg, Regensburg und Wien 86 %. Neben ihnen drängten sich dann Geldleute der höher kultivierten Nachbarvölker ein, erst die sogenannten Kawerzen (von der piemontesischen Stadt Cavors), seit dem 14. Jahrhundert die Lombarden. Dieser Geldhandel schloß sich vielfach an den Geldwechsel an, wie ihn die außerordentliche Verschiedenheit des Metallwertes und des Gepräges der Münzen aus den verschiedenen Münzstätten (in Deutschland gegen 600), kurz die Anarchie des deutschen Münzwesens an jedem Marktplatze unvermeidlich machten; doch blieb er oft in den Händen der Pächter des Münzregals, der „Münzerhausgenossen", oder des Münzherrn selbst, namentlich der Stadtgemeinden. Daraus entwickelten sich die Anfänge des Bankwesens, so in Ulm schon um 1300; in Frankfurt entstand 1402 die städtische Handelsbank. Die größte Erleichterung der Zahlung durch den Wechsel drang erst im Verlaufe des 14. Jahrhunderts aus Italien und Flandern ein, besonders durch die Geldgeschäfte der römischen Kirche.

Handelsplätze und Handelswege. Der binnendeutsche Kaufmann führte neben den Landeserzeugnissen, wie Wein, Korn, Holz, Wolle u. a. m., besonders die Produkte seines hochentwickelten Handwerkes aus und bezog dafür aus Italien und Frankreich Seide, orientalische Stoffe, Geräte und Waffen, Glas, Spezereien, Salz, Weine u. s. w., aus Ungarn und Polen Rohstoffe. Die wichtigste Handelsstadt im Südosten war seit dem Anfange des 13. Jahrhunderts Wien, das vermöge seines Stapelrechts nicht nur einen großen Teil des italienischen Verkehres (s. S. 312), sondern auch den ganzen Handel mit Ungarn und den aufblühenden Städten der Siebenbürger Sachsen in seine Hände brachte, um so sicherer, als die ungarischen Städte wesentlich deutsche Gründungen waren. Im Südwesten kamen die innerschwäbischen Städte Augsburg, Ulm und die Plätze um den Bodensee empor, denn von ihnen aus liefen die drei großen italienischen Straßen über die Pässe der Mittelalpen, den Brenner, den Septimer und St. Gotthard, entweder nach Genua oder und vor allem nach Venedig. Hierhin unterhielt der Rat von Augsburg seit dem 14. Jahrhundert einen regelmäßigen Postdienst, hier besaßen Augsburg, Ulm, Regensburg und Nürnberg das „deutsche Kaufhaus" an der Rialtobrücke, den Fondaco dei Tedeschi, wo unter venezianischen Vorstehern (visdomini) und deutschen Konsuln (cottimieri) ihre Kaufleute Kontore und Warenlager hielten. Den Verkehr nach Westen und Norden vermittelten

die oberrheinischen Städte teils nach dem großen Seidenmarkte Lyon über Besançon und nach dem vielbesuchten Meßplatze der Champagne, Troyes, der indes seit dem 14. Jahrhundert mehr und mehr von Brügge überflügelt wurde, teils den Rhein hinab bis Köln. Von Basel abwärts bis Straßburg führte die Basler Schifferzunft Güter und Menschen, zwischen Straßburg und Köln besorgten den Verkehr Speier, Worms und Mainz, zugleich bedeutende Stapelplätze.*) Der einzige Platz, wo das binnendeutsche und das hansische Handelsgebiet wirklich in einander griffen, war eben Köln (s. S. 369).

Östlich des Rheines waren die wichtigsten Plätze Frankfurt a. M. und Nürnberg. Jenes, durch die Mainschiffahrt mit dem Rheine und mit der oberen Donau, durch die hessischen Landstraßen westlich und östlich des rauhen Vogelsberges mit dem Weserlande und mit Thüringen verbunden, erwuchs allmählich seit der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts zu einem der größten Meßplätze, dessen Herbst- und Sommermesse mindestens seit Friedrich II., dessen Fastenmesse seit 1330 bestand. Nürnberg, zwischen dem Rhein und Böhmen, der Donau und Niederdeutschland mitten inne gelegen, spann bis zum Ende des 14. Jahrhunderts seine Verbindungen bis nach Böhmen, Meißen, Schlesien, Polen und Ungarn, nach Venedig und Lyon. Nördlich des Thüringer Waldes und Erzgebirges überflügelte Leipzig als Kreuzungspunkt der großen nordsüdlichen „Reichsstraße" und der ostwestlichen „hohen Straße" bald Erfurt und Halle. Markgraf Dietrich der Bedrängte gab 1268 der aufblühenden Stadt das erste Meßprivileg, seit dem Ende des 14. Jahrhunderts treten ihre Oster- und Michaelismessen den Märkten von Frankfurt zur Seite.

Handelspolitik der niederdeutschen Städte. Von diesem binnendeutschen Handelsgebiete ist das der niederdeutschen Städte fast so scharf getrennt, wie die niederdeutschen Mundarten von den oberdeutschen sich scheiden. Aber auch der Betrieb und Erfolg des niederdeutschen Handels ist ein wesentlich anderer. Während die binnendeutschen Städte niemals auch nur die Handelsherrschaft über ihre Nachbarlande erstrebt haben, begründeten die norddeutschen Gemeinden auf Jahrhunderte hinaus teils im Bunde mit dem norddeutschen Adel, teils im Gegensatze zu ihm die Herrschaft des deutschen Handels und der deutschen Kultur, zeitweise sogar die politische Übermacht über die Völker des Nordens und Ostens. Denn hier an Ost- und Nordsee standen den Deutschen reiche, also kaufkräftige und bildungsfähige, aber jugendlich unentwickelte Völker gegenüber, die des flüssigen Kapitales noch entbehrten; hier mußte also jenen als dem höher entwickelten Volke die Handelsherrschaft zufallen. Die Führung in dieser großartigen Bewegung übernahmen im wesentlichen die rasch aufblühenden Kolonien im alten Slawenlande jenseits der Elbe. Denn niemals ist die wirtschaftliche Bedeutung der Ostsee eine größere gewesen, als in diesen Jahrhunderten. Sie

*) Wie schwunghaft sich dieser Rheinhandel entwickelte, ergibt sich daraus, daß 1377 die Zollstätte Ehrenfels 20,000 Goldgulden (etwa 200,000 Reichsmark Metallwert) einnahm und in Coblenz der Umsatz von 1267 bis 1368 von 15,000 Kilogramm auf 50,000 Kilogramm Silber stieg.

bildete damals den einzigen und bildet noch jetzt den bequemsten Ausweg für ein unverhältnismäßig großes, an Rohprodukten überreiches Ländergebiet, während die Nordsee damals noch nicht, wie seit dem 16. Jahrhundert, den Zugang zum oceanischen Weltverkehr öffnete. Dazu kam die Schwierigkeit der Seeverbindung zwischen beiden Meeren, denn sie band die Anwohner der Nordsee an die Vermittelung der Städte zwischen Elbe und Weichsel, weil die Fahrt durch die dänischen Meerengen noch allzu gefährlich schien und deshalb meist die Umladung und der Transport quer durch Holstein gewählt wurde. Daher galt der Grundsatz, daß die Friesen und Flamänder nicht nach der Ostsee, die Gotländer nicht nach der Westsee (Nordsee) fahren sollten. Auf diesem Verhältnisse beruhte Lübecks Größe und die Entwickelung der „Deutschen Hanse", der „Dudeschen Hense", zum meer- und landbeherrschenden Städtebunde. Die Städte erstrebten unter einander, wie draußen in der Fremde, Sicherung und Erleichterung des Verkehrs, im Auslande daher zuerst Geleit, Schutz nach dem Rechte des Landes, Freiheit von Grundruhr und Strandrecht, dann Befreiung des einzelnen von der Haftbarkeit für die Schulden und die Vergehen von Landsleuten, Zusage von Rechtshilfe gegen säumige Zahler, Freiheit vom Gottesurteil, weiter feste und niedrige Zölle, Erleichterung beim Landen und bei der Wage, Erlaubnis zum Kleinhandel und zum Holzschlagen für die Ausbesserung ihrer Schiffe, endlich als höchstes Ziel das „Kontor", den „Kaufhof", die selbständige, abgeschlossene Niederlassung unter deutschem Recht. Was sie aber für sich selbst in der Fremde verlangten und erreichten, das gewährten sie keineswegs den Fremden in der Heimat; ihr Ziel war das Handelsmonopol, nicht die Handelsfreiheit. Daher ist die Hansa aus zwei Wurzeln erwachsen, den Bündnissen niederdeutscher Städte und den Verbindungen deutscher Kaufleute im Auslande.

Die Verbindungen der deutschen Kaufleute im Auslande. Von den letzteren hat die älteste sich in Wisby auf Gotland gebildet (s. S. 251). Hier bestand neben der ansässigen deutsch-schwedischen Gemeinde eine „Genossenschaft der Gotlandfahrer des römischen Reichs", an der mindestens 30 Städte von Köln bis Reval sich beteiligten, mit eignem Siegel und bald unter dem vorwaltenden Einflusse Lübecks. Sie faßte schon 1287 bindende Beschlüsse für alle teilnehmenden Städte und war allein berechtigt zum Handel von Nowgorod bis London, entgegen dem sonst geltenden Grundsatz. Ganz abhängig von ihr war die Niederlassung in Nowgorod. Die älteste Ordnung (Skraa) wurde dieser von Gotland aus gegeben (1253); die überschüssigen Gelder gingen von Nowgorod zur Verwahrung in die Marienkirche nach Wisby, die Schlüssel zu diesem „Kasten St. Peters" hatten die Altermänner von Gotland, Lübeck, Soest und Dortmund. In Dänemark erhielten zunächst Hamburg und Lübeck seit 1241, dann auch andere Städte Zoll- und Handelsfreiheit, in dem damals sehr wenig bedeutenden, armen Schweden seit etwa 1250. Im norwegischen Bergen (s. S. 369) errangen die Deutschen erst 1271 Stapel- und Kontorrecht, erwarben aber bereits 1278 durch Lübeck eine Sonderstellung und 1294 nach langem Streit bedeutende Erleichterungen des Eingangszolles mit freiem Handel in allen Häfen südlich von Bergen, so daß

dies Privileg den Grund zu ihrer Handelsherrschaft über Norwegen legte. In London drängten allmählich die anderen Städte die überwiegende Geltung Kölns zurück. Seit 1260, wo zuerst eine „Gildehalle der Deutschen“ erscheint, treten sie als eine geschlossene Gesellschaft auf, 1282 als die „Hanse Alemaniens“ und wurden den geldbedürftigen englischen Königen für ihre französischen Kriege bald unentbehrlich. Um 1320 wird zuerst der „Stahlhof“ (Steelyard) an der Themse dicht an der Londonbrücke als ihr Kontor erwähnt, neben welchem noch die deutschen Hansen in Boston, York, Bristol und anderen Häfen standen. So sicherten sich die Deutschen allmählich die Alleinherrschaft über die gesamte Aus- und Einfuhr Englands. In den Niederlanden, insbesondere in Flandern, hatte ebenfalls zuerst Köln seinen Verkehr 1249 unter sicheren Rechtsschutz gestellt; aber schon um 1252 schlossen sich hier die „Kaufleute des römischen Reiches“ als Einheit zusammen, die nach der Ordnung von 1347 wieder in drei Gruppen, die Gotlandfahrer, Lübeck mit den wendischen Städten und die rheinisch-westfälischen Städte sich gliederte; bald danach erwarb sie eine dauernde Niederlassung im Welthafen Brügge und 1307 für diese die selbständige niedere Gerichtsbarkeit.

Norddeutsche Städtebündnisse; die wendischen Städte und Lübeck. Diese Genossenschaften in der Fremde mußten notwendig auf die an ihnen beteiligten Städte einigend, zusammenfassend wirken. Daher bildeten sich neben ihnen bald in der Heimat zahlreiche Bündnisse norddeutscher Städte des verschiedensten Umfanges, für längere oder kürzere Zeit berechnet, immer aber geschlossen für den Schutz der Straßen, den gegenseitigen Rechtsschutz ihrer Burger und die Anerkennung ihrer Münzen. Nicht wichtiger als andere, aber besonders oft genannt, weil fälschlich als Ursprung der Hansa betrachtet, ist das Bündnis zwischen Lübeck und Hamburg v. J. 1241 zum Schutze der Straße durch Holstein. Viel bedeutender für die Zukunft waren die Einigungen der „wendischen Städte“, der deutschen Gemeinden im alten Slawenlande zwischen Elbe und Oder (Lübeck, Wismar, Rostock, Stralsund, Greifswald, dazu in zweiter Linie Demmin, Anklam, Stettin, Stargard, Colberg), die nicht nur durch gemeinsame Handelsinteressen, sondern auch durch gemeinsamen Ursprung und gemeinsames, lübisches Recht unter einander sich verbunden fühlten. Zum erstenmale um 1260 gemeinsam handelnd verpflichteten sie sich zur Befriedung der Meere, gleichmäßiger Behandlung der Verfesteten (Angeklagten), gleichem Auftreten in den Fehden ihrer Landesherren unter sich und gegen eine Stadt; 1283 schlossen sie mit dem Herzog von Sachsen-Lauenburg, den Fürsten von Mecklenburg und Pommern und deren Vasallen und Städten ein Landfriedensbündnis auf zehn Jahre, dem dann auch Holstein, Schleswig und Dänemark beitraten. Damit stieg der Einfluß Lübecks als der einzigen Reichsstadt des ganzen Gebietes sehr rasch. Schon 1285 wird die Stadt von ihren niederländischen Bundesgenossen Kampen und Zwolle „als unser aller Haupt und Spitze“ bezeichnet, 1293 wurde sie mit Zustimmung der beteiligten Städte auch für Nowgorod zum Oberhof (Berufungsinstanz) erhoben gegen Wisbys vergeblichen Protest; endlich verbot 1299 ein Beschluß der wendischen und westfälischen Städte den Gotlandfahrern auf Wisby die Führung des bisherigen gemeinsamen Siegels;

sie vernichteten damit die alte Selbständigkeit dieser Genossenschaft und nahmen an deren Stelle die Führung der gemeinsamen Angelegenheiten selber unmittelbar in die Hand. Mit diesem Beschlusse trat Lübeck an die Spitze der Städte und der meisten fremden Kontore; die Hansa im späteren Sinne des Wortes, wenngleich noch nicht ganz im späteren Umfange, war damit begründet.

Sie wollte nichts sein als ein Handelsbündnis, sie ließ sich niemals in erster Linie von politischen und gar nicht von nationalen Gesichtspunkten bestimmen, sie griff nur im äußersten Notfalle zu den Waffen und verpflichtete ihre Mitglieder zum gemeinsamen politischen Auftreten immer nur auf bestimmte Fristen und für bestimmte Zwecke; ja die Verschiedenheit der Interessen ihrer einzelnen Städtegruppen war so groß, daß es fast niemals gelang, sie alle zu einheitlichem Vorgehen zu bestimmen. Namentlich stand Köln, das einen uralten, selbständigen Verkehr besaß, den Osterlingen kühl und mißtrauisch gegenüber. Um so merkwürdiger ist es, daß dieser lose Bund im ganzen doch so lange zusammengehalten und so Großes erreicht hat, nicht nur für sich, sondern auch für die Nation, wesentlich auch deshalb, weil der Mangel jeder wirklichen Reichsgewalt, namentlich im Norden, den Städten eine unerhört freie Bewegung gestattete.

Verfassung der niederdeutschen Städte. Eben in diesen politischen Verhältnissen liegt ein tiefer Gegensatz zwischen ihnen und den binnendeutschen Gemeinden. Obwohl nur wenige Reichsstädte zu ihnen gehörten, bewegten doch auch die niederdeutschen Landstädte sich viel freier als im Innern und errangen die volle Autonomie.*) Waren doch auch die meisten Orte Kolonialstädte, daher nicht auf hofrechtlichen Grundlagen entstanden, sondern mit einer fertigen freien Verfassung nach dem ursprünglichen Muster von Soest ausgestattet und regiert allein von einem rein kaufmännischen, nicht einem halbritterlichen Patriciat. An der Spitze der Gemeinde standen dann 12 bis 24 auf Lebenszeit durch Zuwahl, nicht durch Wahl bestellte „Ratmannen“ (consules), von denen indes im alljährlichen Wechsel bei der „Ratskür“ ein Teil als „alter Rat“ von der Führung der Geschäfte entbunden („des Rates frei“) und nur bei besonders wichtigen Fragen zugezogen wurde. Diesen Rat leiteten zwei oder vier Bürgermeister (proconsules, magistri civium, consulum, burgensium). Nach Erwerbung der landesfürstlichen oder kaiserlichen Vogtei übte der Rat allein die ausführende Gewalt in Finanzen, Kriegswesen, Polizei, Rechtspflege und auswärtigen Angelegenheiten, indem er je 2 oder 3 seiner Mitglieder für die einzelnen Geschäftszweige bestellte, die dann über zahlreiche besoldete Unterbeamte verfügten.**) Sein Amtslokal, das Rat- oder Stadt-

*) In Braunschweig gingen z. B. schon 1296 die letzten Einkünfte aus der Vogtei an den Rat über, bis 1345 auch die Münze, das Recht an den Juden, die Stadtzölle, dazu zahlreiche Einkünfte und Domänen der Herzöge; die Huldigung sollte diesen erst nach Bestätigung aller städtischen Rechte geleistet werden.

**) Als Muster mag die Verwaltung Lübecks dienen. Gegen 1300 bestand der Rat aus 17 Männern, davon waren 2 Bürgermeister, 2 Kämmerer für die Finanzen, 2 Weinmeister für den städtischen Weinhandel und Weinkeller, 2 Vögte als Beisitzer im Vogtgericht (s. oben S. 388 A.), 2 Marktmeister für die niedere Rechtspflege im Stadtgebiet, 2 Weddemeister für Polizei, je

haus, im 14. Jahrhundert ein meist stattlich, würdig, oft großartig aufgeführter Bau am Markte, wurde zum Mittelpunkte des städtischen Lebens, zumal es in seinem Erdgeschoß Verkaufsgewölbe enthielt (daher Kaufhaus, Theatrum), unten den wohlversorgten kühlen Ratskeller, und die Prachträume des Oberstocks vornehmen Gästen öffnete (daher Spêlhus, Danzelhus). Gleichwohl übte die „Gemeinde" (menheit commune, universitas), in Zünfte (Ämter) gegliedert, die nur Leute deutscher, ehrlicher, freier, unbescholtener Abkunft aufnehmen durften und denen der Rat die Vorsteher, die „Amtsmeister", setzte, durch diese und die „Kirchgeschwornen" einen bedeutenden Einfluß auf die Verwaltung, besonders dann, wenn es sich um außergewöhnliche finanzielle oder kriegerische Leistungen handelte, oder um Abänderungen der „Willküren" (Statuten). Denn durch solche und durch die Aufzeichnungen des „Stadtbuchs" über Rechtsgeschäfte wurde das städtische Recht auf Grund des Sachsenrechts weiter gebildet; dazu traten die Privilegien und Verträge.

Für demokratische Bestrebungen nach süddeutschem Vorbilde boten wenigstens die Kolonialstädte lange keinen Raum. Denn die Zünfte hatten hier weder hofrechtliche Verpflichtungen abzuschütteln, noch gelangte hier das Gewerbe zu der großartigen Entwickelung wie im Süden, die Handelsinteressen überwogen immer und die schwierigen auswärtigen Verhältnisse erforderten eine sachkundige feste Leitung, wie sie nur eine kaufmännische Aristokratie verbürgte. Etwas verschieden ist allerdings die Entwickelung der alten Städte links der Elbe, nur daß diese auf den Gang der hansischen Politik nicht den maßgebenden Einfluß übten. Während manche, wie Soest und Dortmund, von inneren Unruhen verschont blieben, wurden z. B. Bremen, Magdeburg und Braunschweig schon seit dem Ende des 13. Jahrhunderts von solchen vorübergehend heftig bewegt.

Die Fürstentümer des nordöstlichen Deutschland; Brandenburg und Pommern. Doch so kräftig und selbstbewußt nun auch diese norddeutschen Stadtgemeinden sich fühlten, sie standen doch beständig in den mannigfachsten Verkehrs- und Rechtsverhältnissen zu den Landschaften, in denen sie lagen, zum Adel, der mit mehr oder weniger Abneigung ihr Aufstreben beobachtete, und zu den Landesfürsten, denen die meisten Städte verpflichtet waren, und beständig wurden sie von ihnen beeinflußt. In Mecklenburg, Pommern und Pommerellen saßen Fürstengeschlechter slawischen Ursprunges, aber in germanisierter Landschaft und umgeben von einer deutschen Staatsordnung selbst fast völlig germanisiert (vgl. S. 341). Keines war den hochstrebenden Askaniern in Brandenburg gewachsen, die immer weiter und immer entschiedener zur maßgebenden Macht im nordöstlichen Deutschland emporwuchsen. Pommern vor allem wurde immer

---

ein Herr für die Tresekammer (Archiv), das Stadtrechtbuch und das Kriegszeug. Ihnen zur Verfügung standen als besoldete Ratsbeamte der Kanzler, zwei Stadtschreiber, ein Kaplan, der Söldnerhauptmann, gewöhnlich ein holsteinischer Adliger, und ein Stadtchirurg, dazu eine größere Anzahl Ratsdiener (famuli): reitende Diener, Läufer, Nachtwächter, Gerichtsschreiber, Stallmeister, Geschützmeister u. s. f. Die Befugnisse des kaiserlichen Vogts waren an den Rat übergegangen; nur einige Gefälle zahlte dieser noch dem Kaiser.

mehr eingeengt. Denn nach Barnins I. Tode 1278 zerrissen jahrelang Thronstreitigkeiten zwischen seinen drei Söhnen das Land, infolge deren der älteste Bogislaw i. J. 1282 Stavenhagen an die Mecklenburger verpfändete, denen es seitdem verblieb, und die dann nach Barnins II. Ermordung 1295 wirklich vollzogene Teilung zwischen Bogislaw von Pommern-Wolgast und Otto von Pommern-Stettin zerriß das Land für immer. 1295. Währenddem eroberte Brandenburg bis 1290 Schivelbein, gegen Polen Friedeberg und Arnswalde, bohrte sich somit immer tiefer in den schwachen Körper Pommerns ein und erreichte fast die Küste der Ostsee, wie es andrerseits im Süden tief in die wettinischen Gebiete übergriff (s. S. 457). Noch größere Aussichten eröffnete ihm das Aussterben der Herzöge von Pommerellen mit dem Tode Meſtwins II. (1266—95); doch gelang ihre Verwirklichung gegenüber den Ansprüchen Polens und des deutschen Ordens nicht (s. unten S. 508).

Die niedersächsischen Lande. Im Westen begannen die Schauenburger von Holstein aus eine tief eingreifende Rolle zu spielen. Dies scheint um so merkwürdiger, als die Einheit des Landes bald nachdem Adolf IV. i. J. 1239 der Herrschaft entsagt hatte, um seine Tage im Kloster zu beschließen († 1261), für immer zerfiel. Denn von seinen Söhnen stiftete Johann I. die Kieler († 1263), Gerhard I. († 1290) die Itzehoer Linie, und diese beiden Zweige gingen dann noch mehrfach auseinander. Je mehr indes dies rein dynastische, privatrechtliche Verfahren das Land zersplitterte, desto mehr hielten die Stände (Adel und Städte) an der staatsrechtlichen Einheit des Landes fest, derart, daß Verfassung und Verwaltung überall nach denselben Grundsätzen geregelt waren. Da die Städte, außer Hamburg, und auch die beiden Bistümer hier wenig bedeuteten, so erscheint Holstein überwiegend noch immer als ein Land des Adels und freier Bauern unter einer starken, gräflichen Gewalt, wehrkräftig und schlaglustig. Es stand daher in natürlichem Gegensatze zur hansischen, namentlich lübischen Politik, aber auch zu Dietmarschen in seinem Westen.

Denn hier gab es keinen Adel mehr, nur freie und freiheitstrotzige Bauern auf üppigem Marschboden. Gehärtet im ewigen Kampfe mit einer wilden See, und in vierzehn Kirchspiele unter ihren „Geschworenen“ für Rechtspflege und Polizei gegliedert, entschieden sie die Landesangelegenheiten noch selbst wie in der Urzeit in der Landes(Gau-)versammlung zu Meldorp, und ebenso hatte sich noch ungebrochen die uralte germanische Verfassung der Geschlechter (Slachte, im ganzen 30) mit den alten Verpflichtungen ihrer Genossen behauptet. Die Oberhoheit des Erzbistums Bremen beschränkte sich auf die Ernennung der Vögte für die Rechtspflege; doch wurde auch dies Amt, da es nur mit Einheimischen besetzt werden durfte, bald erblich, das Abhängigkeitsverhältnis also war ein rein nominelles.

Da die Herzogsgewalt der Askanier sich thatsächlich auf die beiden kleinen seit der Teilung von 1260 getrennten Gebiete von Sachsen-Lauenburg und Sachsen-Wittenberg beschränkte, so konnte sich westlich der Elbe das bunte

Gemisch welfischer Teilherrschaften,*) gräflicher, geistlicher und städtischer Gebiete ungehemmt entwickeln. Das Bindeglied mit den niederrheinischen Landschaften, insbesondere mit ihrem Mittelpunkte Köln, bildete von alters her in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht Westfalen mit seinen rührigen Städten, wie Dortmund und Soest.

Die ständischen Gegensätze in Norddeutschland und Dänemark. So drängte sich in dem weiten Raume von den Rheinmündungen bis Livland eine unübersehbare Fülle von Gegensätzen der Stände, der Landschaften und der wirtschaftlichen Interessen zusammen, die keine mächtige Hand zügelte und versöhnte, denn die Reichsgewalt bedeutete in diesen Gegenden nichts; nur die Gemeinschaft des sächsischen Stammes und des sächsischen Rechts schlang ein loses Band um sie, darüber hinaus einigten die großen Interessen des Handels wenigstens die Städte. Noch verwickelter gestalteten sich nun diese Verhältnisse durch die Beziehungen zu Dänemark, denn dies war zu schwach, um den überlegenen deutschen Einfluß abzuwehren, wurde daher immer von den ständischen Gegensätzen in Norddeutschland miterfaßt. Indem sich diese mit den Kämpfen zwischen der Krone und dem Adel Dänemarks verschlangen, wurden sie jahrhundertelang ebenso daheim wie auf dänischem Boden ausgekämpft, so daß immer auf den Sieg der einen Partei in Dänemark ein Rückschlag in Deutschland erfolgte, und umgekehrt.

Holstein und das Herzogtum Schleswig. Dieser deutsche Einfluß wirkte zunächst besonders stark und mit dauerndem Ergebnis auf das Herzogtum Südjütland (Schleswig). Die Selbständigkeit desselben gegenüber Dänemark, die zuerst unter Abel, dem Sohne Waldemars II., entschiedener hervortritt, verband sich sofort folgerichtig mit der Anlehnung an das deutsche Holstein, denn Abel vermählte sich 1237 mit Mechthild, der Tochter Graf Adolfs IV. Daher erzwangen auch nach Abels Tode (1252) die holsteinischen Grafen die Belehnung seines Sohnes Herzogs Waldemar (III.), ihres Neffen, mit dem Herzogtum
1254 Schleswig nach deutscher Weise i. J. 1254 und sicherten auch dem Erben desselben Erich I. das Land durch den Sieg auf der Lohheide südlich von Schleswig
1261. (28. Juli 1261). Erichs I. Sohn Waldemar (IV.) erlangte die Belehnung mit Schleswig allerdings nur unter strenger Wahrung der Lehnspflicht (März 1286), übte aber dann als Vormund König Erich Menveds (seit November 1286) maßgebenden Einfluß auf Dänemark und benützte seine Stellung, um die Königsgüter in Schleswig an sich zu bringen. Zugleich wuchs der deutsche Einfluß im Lande. Die Städte (Flensburg, Apenrade, Hadersleben) nahmen Schleswiger Rechte an, deutsche Ritter aus Sachsen, Westfalen und Holstein erhielten Lehen im Herzogtume, namentlich aus dem Krongute, der herzogliche Hof bewegte sich in deutschen Formen. Im ganzen freilich bewahrte die Landesverfassung noch ihr dänisches Gepräge, daher zerfiel auch das Land in „Syssel“ (Schleswig, Hadersleben,

*) Seit 1267 schieden sich die Linien Braunschweig-Wolfenbüttel und Lüneburg-Celle, die dann wieder mannigfach auseinandergingen.

Tondern) unter Amtmännern und „Harden" unter Vögten, und die Amtssprache blieb das Dänische. Aber die Selbständigkeit des Herzogtums gegenüber Dänemark und seine Verbindung mit Holstein war gesichert, obwohl die Einheit des Landes allerdings noch nicht vollendet war, denn in derselben trotzigen Selbständigkeit wie die Dietmarschen gegenüber Holstein standen die Friesen der Westküste und der Inseln in ihren von einander fast unabhängigen Harden dem Herzogtum Schleswig gegenüber.

Dänemarks Aufschwung unter Erich Menved. So lagen die Dinge, als König Erich Menved (1286—1319) nach langer Erschlaffung die Macht Dänemarks wieder hoch emporhob und den verwegnen Plan faßte, seine Herrschaft in Slawien und Nordalbingien wiederherzustellen, wie sie Waldemar II. der Sieger einst besessen hatte. Sein glänzender Hof wurde eine zeitlang der Mittelpunkt nicht nur für den dänischen, sondern auch für den norddeutschen Adel, den er durch die Aussicht auf Sold und Beute an sich zu fesseln wußte, und seine Erfolge schienen ihm zunächst Recht zu geben Im Jahre 1300 nahm Fürst Nikolaus von Mecklenburg, von Brandenburg bedrängt, Stadt und Land Rostock von ihm zu Lehen, auch Nikolaus von Werle wurde zu einer Abtretung genötigt, und bereitwillig erneuerte König Albrecht I. (21. Mai 1304) die Zugeständnisse, welche neunzig Jahre früher der Hohenstaufe Friedrich II. notgedrungen hatte machen müssen (s. S. 381), nur daß er Lübeck ausnahm. Auch weiterhin traf Erich auf keinen einheitlichen Widerstand. Die Städte waren unter sich nicht einig und mit den Fürsten verfeindet, vor allem Lübeck mit den holsteinischen Grafen. Daher nahm Lübeck am 4. Juli 1307 den Dänenkönig auf 10 Jahre als seinen Schutz- 1307.
vogt an und versprach ihm sogar behilflich zu sein, wenn er die Stadt ganz seinem Reiche einverleiben wolle, alles in jener kühlen, gegen nationale Interessen gleichgültigen Handelspolitik, die für Lübeck in dieser Zeit so bezeichnend ist. Die ihr besonders gefährliche Verbindung zwischen Dänemark und Holstein hatte die Stadt damit allerdings verhindert, aber es überließ auch seine nächsten Bundesgenossen, die wendischen Städte, gleichmütig ihrem Schicksale. Umsonst traten Stralsund, Greifswald, Rostock und Wismar zu einem Bündnis zusammen (12. April 1310), sie wurden von den Dänen, Mecklenburgern und Brandenburgern zur Unterwerfung unter ihren Landesherrn genötigt, und die meisten Fürsten der baltischen Lande traten nun in enges Bündnis mit Dänemark. Nur an einem Punkte scheiterte schließlich diese fürstliche Koalition, vor Stralsund. Denn als Wizlaw von Rügen, der Oberherr der Stadt, im Bunde mit Erich von Sachsen und mit Dänemark im Sommer 1316 die Stadt angriff, da leistete Brandenburg, seine frühere 1316.
Politik wieder aufnehmend, Hilfe, und die Stralsunder erfochten am 21. Juni 1316 unter ihren Mauern einen glänzenden Sieg über das feindliche Heer, den man wohl dem Tage von Morgarten an die Seite stellen kann. Weniger glücklich verlief der Kampf für Brandenburg. Denn Markgraf Waldemar erlag der Übermacht seiner Nachbarn in den Schlachten von Fürstensee bei Strelitz und von Gransee (nordöstlich von Ruppin) 1316 und mußte den Frieden von Templin am 25. November 1317 mit der Abtretung des Landes Stargard an Mecklenburg erkaufen. 1317.

1319. Sein früher Tod am 14. August 1319 beendete jäh die erste Periode brandenburgischer Größe, stürzte das Land in jahrelange Verwirrung und schien zugleich dem dänischen Einfluß im ganzen deutschen Nordosten zum endgültigen Siege zu verhelfen.

Herrschaft des norddeutschen Adels in Dänemark unter dem „großen Gerhard". Da verschied König Erich Menved am 13. November
1319. d. J. 1319. Auf eine Periode dänischer Obmacht über Norddeutschland folgte eine Zeit der kläglichsten Schwäche Dänemarks und der deutschen Übermacht, denn mehr als zwanzig Jahre schaltete dort der norddeutsche Adel. So glänzend Erichs Regierung sich ausnahm, das Volk war erschöpft durch schwere Kriegssteuern und der Adel murrte über das Einströmen deutscher ritterlicher Abenteurer, nötigte deshalb den jungen König Christoph in seiner Handfeste zu dem Versprechen,
1320. keine Steuern mehr aufzulegen und die Ausländer auszuschließen (8. Januar 1320). Damit aber schwächte er das Königtum so, daß es unfähig wurde, die zweite Verheißung, die wesentlichste, zu erfüllen und bahnte somit selber den Deutschen den Weg, vor allem dem kühnen Manne, der damals den größten Teil Holsteins regierte, nachdem die Kieler Linie 1321 ausgestorben war. Das war Gerhard III., der Sohn Heinrichs I. von Rendsburg, ein thatkräftiger, rühriger, ehrgeiziger, tapferer Herr, dabei ein Liebling des Volkes und ein Held der Sage, die ihn als den „großen Gerhard" (de grote Ghert) gefeiert hat. Schon 1307 hatte er als Belohnung für seine Dienste von König Erich die Insel Fünen sich verpfänden lassen und Christophs Thronbesteigung nur gegen das Versprechen, ihm Fehmarn abzutreten, unterstützt. Als nun Christoph nach dem Tode Herzog Erichs II. von
1321. Schleswig am 12. März 1321 die Vormundschaft für dessen elfjährigen Sohn Waldemar (V.) in Anspruch nahm, da führte Graf Gerhard seine adlig-bäuerlichen Aufgebote mit fremden Zuzügen dem jungen Herzog zu Hilfe, und entschied
1325. durch seinen Sieg vor Gottorp (Juli 1325) nicht nur das Schicksal Schleswigs, sondern auch das Übergewicht des norddeutschen Adels in Dänemark. Denn überall erhob sich nun der dänische Adel im Aufstand, Christoph floh nach Rostock und
1326. der Reichstag von Wiborg wählte am 7. Juni 1326 Waldemar (V.) von Schleswig zum König, den Grafen Gerhard zu seinem Vormund und damit zum Regenten für Dänemark. Zum Lohn für seine Dienste erhielt Gerhard zugleich das Herzogtum Schleswig als Lehen mit der Maßgabe, daß es niemals wieder mit der dänischen Krone vereinigt werden sollte (Constitutio Waldemariana); Johann von Holstein-Plön bekam zu Fünen auch noch Falster, Laaland und Fehmarn als Lehen (August 1326). Das Reich Dänemark war aufgelöst in Pfand-, Lehns- und Grundherrschaften des deutschen und heimischen Adels. Den Versuchen Christophs, die Krone wiederzugewinnen, machte nach einer neuen Niederlage sein Tod i. J. 1332 ein Ende. Von seinen Söhnen blieb schließlich nur Waldemar IV. Atterdag übrig, der als Flüchtling am Hofe seiner Verwandten, der brandenburgischen Wittelsbacher, lebte. Schon sprach Graf Gerhard vom „Eigentume unseres Reiches Dänemark" und er handelte danach. Er zog Scharen norddeutscher Edelleute in seine Dienste, hielt mit ihnen das murrende Land ge-

waltig darnieder, und siedelte sie vor allem in Schleswig in großer Zahl an, so daß seitdem das Deutsche allmählich auch den amtlichen Sprachgebrauch zu beherrschen begann, wie denn auch der Name „Herzogtum Schleswig" die alte Bezeichnung „Südjütland" verdrängte. Vielleicht wäre er bei längerem Leben imstande gewesen, Dänemark als Herrschaftsgebiet des deutschen Adels ebenso zu ordnen, wie es mit Preußen und Livland in anderen Formen geschehen war.

Doch der Zustand, den er zunächst geschaffen, war doch allzu unerträglich, um dauerhaft zu sein, und zwar keineswegs nur für die mißhandelten Dänen, sondern ebenso sehr für die norddeutschen Städte. Denn der meisterlose Adel in Dänemark belästigte von seinen Raubnestern aus die See derart, daß alle Sicherheit des Verkehres aufhörte, und selbst abgesehen davon mußten die Städte in der Herrschaft ihres natürlichen Gegners, des norddeutschen Adels, über Dänemark eine dauernde Gefahr erkennen. Graf Gerhard versuchte dies Mißtrauen durch Handelsprivilegien zu beschwichtigen, schloß dann 1338 mit den wendischen Städten und zwölf norddeutschen Fürsten ein Landfriedensbündnis und im März 1339 mit jenen allein ein Bündnis zur Befriedung der Ostsee. Auf die Dauer jedoch konnte nur ein leistungsfähiges dänisches Königtum diesen Frieden verbürgen, auf die Wiederherstellung eines solchen mußte also die hansische Politik sich richten. Und schon begann die Stellung des großen Gerhard zu wanken. Jütland empörte sich gegen ihn, und als er siegreich wie immer bis Randers vordrang und dort erkrankte, schlich sich in der Nacht des 1. April 1340 ein jütischer Edelmann Niels 1340.
Ebbeson mit einigen Genossen in die Stadt und erschlug den wehrlosen Grafen auf seinem Lager. Die Dänen haben den Mörder als Befreier gepriesen, die Holsten den Ermordeten als ihren größten Helden betrauert, beide nicht mit Unrecht, denn die Herrschaft des deutschen Adels über Dänemark brach zusammen.

Wiederherstellung des dänischen Königtums durch Waldemar IV. Atterdag. Gerhards Söhne verständigten sich mit Herzog Waldemar (V.) von Schleswig unter Vermittelung der brandenburgischen Wittelsbacher über die Anerkennung Waldemars IV. Atterdag (23. April 1340), wobei sie nur Fünen und Schleswig behaupteten. Freilich beschränkte sich dies Königtum zunächst auf einzelne Landesteile, und in Jütland namentlich herrschte nach wie vor der einheimische und der deutsche Adel, aber bald fand es die Unterstützung der Hansa. Es gelang derselben zunächst, die Wirren durch eine Reihe von Sonderfriedensschlüssen zu beenden (1342/43) und überall die Anerkennung ihrer Privilegien durchzusetzen. Dem folgte 1349 sogar ein großer Landfriedensbund der Städte 1349.
mit den Grafen von Holstein, den Mecklenburgern und Sachsen-Lauenburg. Andrerseits befestigte sich König Waldemar langsam in seinem Reiche, zwang namentlich 1344 die trotzigen Nordfriesen zur Steuerzahlung und Aufnahme königlicher Beamter. Sofort aber griff er nach dem Beispiele seiner Vorgänger tief in die norddeutschen Verhältnisse ein. Lockende Gelegenheit dazu boten ihm namentlich die brandenburgischen Wirren, die dem frühen unbeerbten Tode Waldemars des Großen folgten.

Brandenburgische Wirren. Zunächst nahmen die schlesischen, mecklenburgischen und meißnischen Fürsten mit Recht oder Unrecht zurück, was die Askanier früher von ihnen erworben hatten; dann zerrissen die Prätendenten das Land in Fetzen. Der einzige Vertreter der brandenburgischen Askanier, der unmündige Heinrich der Jüngere von Landsberg, fand, unterstützt durch Wartislaw von Pommern-Wolgast, nur in der Neumark Anerkennung, in den meisten Landesteilen dagegen Agnes, die Witwe Waldemars, unter dem Schutze Rudolfs von Sachsen-Wittenberg, dann ihres zweiten Gemahls, Ottos von Braunschweig. Dazu kamen die Ansprüche Heinrichs von Jauer, hinter dem Johann von Böhmen stand, und die der Bistümer Magdeburg und Halberstadt auf einzelne Besitzungen. Noch verworrener gestaltete sich der Streit, obwohl Heinrich der Jüngere schon im Juli 1320 starb, als der Gegensatz zwischen den Wittelsbachern und Habsburgern mit hineinspielte. Denn Rudolf von Sachsen stand auf dieser Seite, die sonstigen Anwärter traten für die Wittelsbacher ein. Endlich ermöglichte Ludwigs des Bayern Sieg bei Mühldorf 1322 es dem König, alle entgegenstehenden Ansprüche bei Seite zu schieben und seinen Sohn Ludwig mit der Mark zu belehnen (März 1323, s. oben S. 467). Doch nur mit großer Mühe gelang es der neuen wittelsbachischen Dynastie, sich auch wirklich den Besitz des Landes zu sichern. Den Braunschweigern entriß Ludwig erst nach Agnes' Tode 1334 die Altmark; der Mecklenburger Heinrich der Löwe wurde mit Geld oder Pfandschaften abgefunden, von denen dann manches dauernd in seinen Händen blieb; gegenüber Pommern verzichtete Brandenburg nach langer Fehde, der kaiserlichen Entscheidung von 1338 gemäß, auf seine Lehnshoheit (s. S. 422), wenngleich es das Erbrecht auf Pommern-Stettin beim Aussterben des dort regierenden Geschlechtes behauptete. Endlich wurden 1339 auch die Pfandschaften Rudolfs von Sachsen eingelöst; ganz verloren dagegen blieben die Mark Landsberg und die Oberlausitz.

Trotz dieser Verträge wurzelte jedoch die neue Dynastie in der Mark niemals wirklich ein. Die Fehden und die Steuerlasten, die natürliche Folge des Krieges und der Verpfändungen, und die unvorsichtige Bevorzugung der Bayern in Ämtern und Lehen hinderten jede Popularität, und der Kampf der kaiserlichen und päpstlichen Partei erschütterte kaum ein deutsches Land so heftig wie Brandenburg. Zu dem Banne, der Ludwig und alle, die ihm anhingen, traf, gesellte sich das Interdikt über Berlin, Köln und Frankfurt wegen schweren Kirchenfrevels. Der eifrig päpstlich gesinnte Bischof von Lebus wurde verjagt, die Güter des Stifts eingezogen, wer von den Geistlichen sich geistlicher Amtshandlungen weigerte, entsetzt; die Magdeburger erschlugen gar 1325 ihren Erzbischof. Und schon spann
1348. die luxemburgische Politik ringsum ihre Fäden. Am 8. Juli 1348 verlieh Karl IV. den mecklenburgischen Fürsten die Herzogswürde, damit die Reichsstandschaft, überließ ihnen dann i. J. 1358 auch die Grafschaft Schwerin nach dem Aussterben des dortigen Mannsstammes. Ebenso erkannte er i. J. 1348 die Reichsunmittelbarkeit den pommerschen Herzögen zu, die schon i. J. 1325 nach dem Aussterben des rügischen Fürstenhauses von Kaiser Ludwig mit diesem Lande belehnt worden waren.

Kurz nachher tauchte im Zusammenhange mit dem Thronstreit zwischen Karl IV. und der Wittelsbachischen Partei der sogenannte „falsche Waldemar“ auf, um Brandenburg seinem askanischen Hause wiederzugewinnen. Wer der Mann gewesen, ist in jener Zeit niemals unbefangen untersucht worden und jetzt nicht mehr festzustellen. Er erzählte, er habe, von Reue ergriffen über die kinderlose Ehe mit einer ihm zu nahe verwandten Frau, auf seine Herrschaft verzichtet, einen anderen statt seiner in Chorin bestatten lassen und von Papst Johann XXI. die Absolution unter der Bedingung erhalten, daß er 28 Jahre lang als Büßer und Pilger in der Fremde umherwandere, eine seltsame Geschichte, die indes damals um so leichter Glauben fand, als 1298 der längst totgeglaubte Heinrich I. von Mecklenburg, der „Pilger“, nach 26jähriger Gefangenschaft in Ägypten wirklich zurückgekehrt war. Wie dem auch sei, Erzbischof Otto von Magdeburg, der alte Feind der Wittelsbacher, und die Askanier nahmen sich seiner an. Mit ihrer bewaffneten Unterstützung gewann er zunächst die Altmark und die Priegnitz, fand die Anerkennung auch von Mecklenburg und Pommern, Holstein und Schwerin, worauf auch die Ukermark und die meisten übrigen Landesteile sich ihm anschlossen, und erhielt am 2. Oktober 1348 von Karl IV. die Belehnung. Für die Wittels- 1348.
bacher trat dagegen König Waldemar von Dänemark ein, zumal jene Belehnung der Pommernfürsten mit Rügen unfraglich in dänische Rechte eingriff und die Reichsstandschaft Pommerns die dänische Hoheit über Rostock bedrohte. Als Karl IV. sich wieder den Wittelsbachern genähert hatte (s. S. 474 f.), landete Waldemar noch im Sommer 1349 in Mecklenburg, brachte dies und die Pommernherzöge zum 1349.
Anschluß und drang mit Heeresmacht bis Berlin vor. Unter seinem Einflusse kam dann im Februar 1350 in großer Fürstenversammlung zu Bautzen der Ver- 1350.
trag zustande, in dem Karl IV. die Wittelsbacher wieder als Herren der Mark anerkannte und dem Dänenkönig zum Lohn für die „Dienste, die er Kaiser und Reich geleistet“, die Reichssteuer von Lübeck überließ. Bis 1351 wurde dann der „falsche Waldemar“ auf die Ukermark beschränkt, endlich am 27. Februar 1355 gegen eine Abfindungssumme zum Verzicht genötigt. Kurz nachher, i. J. 1357, ist er in Dessau gestorben Die Herrschaft über die Mark hatte Kaiser Ludwig schon 1351 seinen beiden jüngeren Söhnen, Ludwig „dem Römer“ und Otto abgetreten. Trotz aller dieser Verträge kam Brandenburg nicht wieder in wirklich feste Verhältnisse. Die Mittel des Landes waren erschöpft, der Adel verwildert, Ansehen und Einkünfte des Landesherrn gesunken. Im Hintergrunde aber lauerte die luxemburgische Politik und neue Wirren im Norden kamen ihr mittelbar zu Hilfe.

Stellung Waldemars IV. Zunächst schien es allerdings, als ob unter Waldemar IV. die dänische Monarchie zu altem Glanze sich erheben könne. Vor allem benützte er die Zwistigkeiten zwischen Magnus von Schweden und dessen Sohn Erich, der schon 1357 den Vater zur Teilung des Reiches genötigt hatte, während sein Bruder Hakon die Mitregentschaft für Norwegen führte,*) um eine

*) Magnus trug als Sohn Ingeborgs, der Tochter Hakons von Norwegen, auch die norwegische Krone.

folgenreiche Familienverbindung anzubahnen, indem er seine siebenjährige Tochter Margaretha mit Hakon verlobte; dann erzwang er 1360 von Schweden die Herausgabe des verpfändeten Schonen. Zugleich übte er als Oberherr von Rostock und Wismar und durch seine Verbindungen mit norddeutschen Fürsten großen Einfluß auf Norddeutschland. Doch seine Macht war nicht aus dem gesunden Grunde eines gesunden Volkslebens erwachsen, wie die Waldemars II. Das aus Deutschland eingedrungene Lehnswesen hatte die alte Freiheit der dänischen Bauern vernichtet; nicht auf ihre Dienste und noch weniger auf die des unbotmäßigen dänischen Adels stützte Waldemar IV. seine Macht, sondern auf Scharen ritterlicher Söldner aus Deutschland, zu deren Unterhalt er die Kräfte seines Volkes aufs äußerste ausnützen mußte. Und diese Kräfte waren noch unentwickelt, denn die einheimische Bevölkerung beschränkte sich auf Ackerbau und Viehzucht; Handel und Gewerbe lagen völlig in den Händen der Deutschen. Trotz des Glanzes, den Waldemar um sein Königtum zu verbreiten wußte, war Dänemark doch ein Herrschaftsgebiet des deutschen Edelmannes und des deutschen Kaufmannes, nur daß beide mehr gegeneinander als miteinander standen und keiner von beiden von nationaldeutschen Gesichtspunkten sich leiten ließ.

Waldemar IV. gegen Wisby. Bis jetzt hatte nun der König mit den deutschen Städten, die ihm zur Krone verholfen, in gutem Einvernehmen gestanden. Da zerstörte er dies durch eine im Grunde zwecklose Gewaltthat, zwang der Hansa die Waffen in die Hand und stürzte endlich Dänemark in tiefe Schmach. Denn von Habgier getrieben und um das feindliche Schweden zu schädigen, führte er im Juli 1361 seine Flotte gegen Oeland und Wisby, das Centrum des Ostseehandels, das große Schatzhaus der Hansa, die glänzende, üppige Hauptstadt eines ihrer „Drittel“. Am 27. Juli starben in blutiger Schlacht unter den Mauern der Stadt 1800 Gotländer den Kriegertod, am nächsten Tage zog der König durch eine Bresche in der Mauer ein und verhing über den reichen Stapelplatz eine vierwöchentliche Plünderung und Brandschatzung. Obwohl er dann die alten Rechte des nun dänisch gewordenen Wisby bestätigte, die Blüte der Stadt war doch dahin, seitdem ihre Sicherheit gefährdet erschien; außerdem begannen der besser entwickelten Schiffahrt Zwischenstationen der Art entbehrlich zu werden. So glitt die stolze Stadt von ihrer Höhe und sank endlich zu einem Schlupfwinkel für Piraten herab, ihre prachtvollen Kirchen, ihre gewaltigen Mauertürme zerfielen.

Der erste Krieg der Hansa gegen Waldemar IV. Der Schlag gegen Wisby trieb die Hansa zum Kriege. Er galt nicht einmal in erster Linie der Rache für Wisby, sondern der Sicherung des Sundes, den der Dänenkönig seit der Erwerbung Schonens völlig beherrschte. Schon am 1. August 1361 hatten die Städte eine Verkehrssperre über Dänemark verhängt, im September beschlossen sie in Greifswald den Krieg, zu dem die Mittel durch einen Pfundzoll auf die Ausfuhr für 1356 aufgebracht werden sollten, und traten in Bündnis mit
1362. Schweden, Norwegen und den holsteinischen Grafen. Im April 1362 erschien eine stattliche Flotte der wendischen Städte (die übrigen zahlten nur den Pfundzoll), 52 Segel mit 2749 Mann, unter dem Oberbefehl des erstens Bürgermeisters von

Lübeck, *Johann Wittenborg*, vor *Helsingborg*; dort aber ließ sich Wittenborg im Juli von den Dänen überraschen, erlitt eine schwere Niederlage, die den Städten 12 Schiffe und zahlreiche Gefangene kostete, und schloß übereilt einen Stillstand. Dafür büßte er später mit seinem Kopfe, aber den Stillstand erkannten die wendischen Städte zu Rostock „im Namen aller Städte der deutschen Hansa" vom November 1362 bis zum Januar 1364 an, ohne dabei auf ihre nordischen Bundesgenossen Rücksicht zu nehmen, da diese ihre vertragsmäßige Hilfe nicht geleistet hatten. Obwohl nun Waldemar, seines leichten Triumphes froh, die Bestätigung des Waffenstillstandes lange verzögerte, den Verkehr auf Schonen durch unmäßige Auflagen beschwerte, die Kaperfahrten seines Adels zuließ und dabei die Städte in endlosen Friedensverhandlungen hinhielt, diese waren doch durch den Mißerfolg vor Helsingborg so gespalten, daß sie sich schließlich im Frieden von *Wordingborg* (September 1365) mit einer nur teilweisen Wieder- 1365.
herstellung ihrer Rechte auf Schonen begnügten. Und auch dieses Zugeständnis gewährte der König nur, weil schwere Verwickelungen im Norden seine Aufmerksamkeit fesselten.

Die Konföderation von Köln. Die glänzenden Aussichten, die seinem Hause die Vermählung seiner Tochter Margaretha mit Hakon (1363) auf die beiden nordischen Kronen eröffnet hatte, drohten verloren zu gehen, denn gerufen von dem unzufriedenen schwedischen Adel hatte *Albrecht III. von Mecklenburg* sich der Herrschaft über Schweden bemächtigt (1364/65), Magnus und Hakon geschlagen und jenen gefangen. Rasch griff Waldemar IV. ein, zwang den Mecklenburger 1366 zur Abtretung aller schwedischen Lande am Kattegat und vollendete damit seine Herrschaft über die Meerengen. Das trieb die ohnehin längst tief erbitterten Hansestädte zu entscheidenden Maßregeln. Am 19. November 1367 1367.
schlossen ihre Sendboten im Hansesaale des Rathauses zu Köln die berühmte „Kölner Konföderation" unter Leitung Lübecks zum Kriege gegen Dänemark, dessen Kosten wieder ein Pfundzoll aufbringen sollte; alle Vorteile sollten der Gesamtheit zu gute kommen, dafür aber jede Stadt, die sich dem nicht füge, der „Verhansung" (Ausschluß von allen hansischen Rechten) auf zehn Jahre verfallen. 57 norddeutsche Städte von Livland bis Brügge beteiligten sich damals durch Kriegsleistungen oder Geldzahlungen, doch gehörten diese nicht alle zur Hansa und von denen wieder, die zu ihr gehörten, fehlten manche, selbst Köln; immerhin hatten die Städte noch niemals in solchem Umfange zusammengewirkt. Die wendischen Städte, wie immer die entschlossensten und weitsichtigsten, und die preußisch-livländischen traten sogar dem Bündnis bei, das die Fürsten von Mecklenburg, Schweden, Holstein und der jütische Adel gegen Waldemar IV. geschlossen hatten (Februar 1368). Das gemeinsame Ziel war die Eroberung Schonens, die Zerstörung Kopenhagens.

Der zweite Krieg gegen Waldemar IV. und der Friede von Stralsund. Angesichts dieser Rüstungen der hier einmal vereinigten städtischen und adligen Macht Norddeutschlands faßte schwächlicher Kleinmut den Dänenkönig. Ohne das Mindeste für die Verteidigung vorzusehen, verließ er am 6. April

1368. 1368 sein Land wie ein Flüchtling und ging nach Pommern. Kurz danach lief die Flotte der Osterlinge unter dem lübischen Bürgermeister **Bruno Warendorp**, 17 große und 20 kleine Kriegsschiffe, mit etwa 2000 Mann Landungstruppen vom Gellen bei Rügen aus, nahm am 2. Mai **Kopenhagen**, zerstörte die Stadt, besetzte das Schloß, machte den Hafen durch versenkte Schiffe unbrauchbar, wandte sich dann gegen **Schonen** und brachte bis zum Juli, von den Schweden unterstützt, Falsterbo, Skanör und Lund in ihre Hand. Dann eroberte Albrecht von Mecklenburg auch Möen, Falster und Laaland, der holsteinische Adel besetzte Jütland. Gleichzeitig ging die Nordseeflotte gegen **Norwegen** vor, nahm Marstrand an der Mündung des Götaelf, verheerte den ganzen Südwesten, den bevölkertsten Teil Norwegens, brach und verbrannte den festen königlichen Hof zu **Bergen**. Schwer getroffen und ohne jede Hoffnung auf Beistand, schloß Hakon von Norwegen Waffenstillstand bis zum April 1369. Gegen Dänemark dauerte der Kriegszustand, also auch die strengste Handelssperre fort. Die norddeutschen Bundesgenossen Waldemars, die Pommernherzöge, erlitten im November 1368 gegen die Mecklenburger bei Damgarten eine völlige Niederlage, und endlich brachte die hansische Flotte das lange verteidigte **Helsingborg** zur Übergabe
1369 (8. September 1369), zerstörte dann auch das Schloß von Kopenhagen. Der Sund und seine Gestade waren hansisch. Da willigte die dänische Regentschaft unter **Henning** von **Putbus** am 30. November 1369 in einen Waffenstillstand und sandte ihre Abgeordneten zu Friedensverhandlungen nach Stralsund. Hier
1370. unterzeichneten am 24. Mai 1370 im Saale des hochgiebligen Rathauses die Vertreter von 23 Städten, an ihrer Spitze der leitende Staatsmann Lübecks, **Jakob Pleskow**, und Henning Putbus den Frieden von Stralsund, den glorreichsten, den die Hansa jemals geschlossen hat. Dänemark bewilligte ihr freien Handel durch das ganze Reich, die alten Rechte in Schonen und die früheren niedrigen Zollsätze, räumte ihr Schonen mit seinen festen Schlössern und zwei Dritteln aller Einkünfte auf 15 Jahre ein, und versprach endlich keinen König anzunehmen, „es sei denn mit der Städte Rat und er habe den Städten ihre Freiheit mit seinem großen Siegel besiegelt". Noch widerstrebte Waldemar, setzte sogar beim Kaiser durch, daß dieser mehrere norddeutsche Fürsten beauftragte, gegen die ungetreuen Vasallen des Königs einzuschreiten und die Acht über sie zu verhängen. Da dies ganz wirkungslos blieb, bequemte sich Waldemar endlich im Oktober 1373 zur Besiegelung des Stralsunder Friedens. Schon am
1373. 24. Januar 1373 hatte er mit den holsteinischen Grafen abgeschlossen, indem er gegen Verzicht auf Nordjütland ihrem Schützlinge, dem jungen Herzog Heinrich, dem Nachfolger Waldemars, **Schleswig** unter den alten Bedingungen überließ. Geschäftig wie er war, nahm er dabei aber auch die Vormundschaft über den jungen Fürsten in Anspruch, unterwarf abermals die unbotmäßigen Nordfriesen, deren Land die furchtbaren „Manntränken" (Sturmfluten) von 1354 und 1362 zum Teil in den Wogen der Nordsee begraben hatten, und war drauf und dran,
1375. sich wieder in Schleswig festzusetzen, als er am 24. Oktober 1375 starb, fast gleichzeitig mit dem Herzog Heinrich von Schleswig. In demselben Jahre erlosch

in seiner königlichen wie in seiner herzoglichen Linie der alte Stamm Svend Estrithsons. Erst nach Waldemars Tode kam auch zwischen Norwegen und der Hansa unter Wiederherstellung und Erweiterung der alten Freiheiten auf ewige Zeiten der Friede von Kallundborg zustande (14. August 1376), der die lange 1376.
Kriegsperiode im Norden abschloß.

Währenddem hatte Karl IV. die Wittelsbacher um so leichter aus Brandenburg verdrängt, als ihr alter Bundesgenosse Waldemar selbst der Hilfe bedurfte (s. S. 478). Kaum aber trat der Kaiser den norddeutschen Verhältnissen persönlich näher, als er die Bedeutung dieser gewaltigen Stadtgemeinden begriff. Im Oktober 1375 ehrte er sogar Lübeck durch seinen Besuch und Gnadenerweisungen, 1375.
das letzte Oberhaupt des deutschen Reiches bis auf Kaiser Wilhelm I., das die alte Hansestadt betreten hat.

Verzicht der Hansa auf ihre politischen Erfolge; Verbindung Schleswigs mit Holstein. Die Hansa stand auf ihrer stolzesten Höhe. Doch um auf ihr sich zu behaupten, hätte es der ungestörten Fortdauer der strengen Aristokratie in ihren Städten bedurft, und eben sie begann jetzt auch hier zu wanken, wenngleich die demokratische Bewegung hier im Norden weder an Umfang noch an Erfolg sich mit der binnendeutschen vergleichen läßt. Daß in manchen märkischen Städten, so zuerst in Stendal 1345, dann in Berlin und Köln, die sogenannten Viergewerke (die mächtigsten) als großer Rat dem alten patricischen zur Seite traten, übte auf die Seestädte geringen Einfluß; in Bremen schlug der Rat 1365 einen mörderischen Aufstand der Zünfte blutig nieder, und der schließlich mißlingende Versuch des Erzbischofs Albert zu Pfingsten 1366, sich der Stadtherrschaft wieder zu bemächtigen, befestigte zunächst nur die Aristokratie. Aber in Braunschweig stürzte April 1374 ein blutiger Aufruhr der Innungen den Rat, und obwohl die Verhansung 1375 die Stadt traf, so konnten doch Anfang 1376 ähnliche Bewegungen in Stade und Hamburg nur mit Hilfe der Nachbarstädte unterdrückt werden. Selbst in Lübeck rührten sich 1380 die Zünfte gegen die Steuerforderungen des Rates, und kaum war diese Bewegung gestillt, als 1384 die Handwerker sich zur Ermordung des ganzen Rates verschworen. Inzwischen hatte im August 1380 Braunschweig sich unterworfen, die Aufrührer aufs Blutgerüst gesandt, die Vertriebenen wieder hergestellt; kniefällig und barfuß leisteten seine Gesandten Abbitte in der Marienkirche zu Lübeck. Aber die neue Verfassung von 1386 gewährte den Zünften Anteil an der Wahl des Rates.

So von inneren Bewegungen bedroht oder erschüttert, begannen die Städte zu ermatten und wichen aus wichtigen Stellungen zurück. Ein Versuch zu einer festeren Gestaltung des Bundes auf Grund der Einteilung in die drei „Drittel" der sächsisch-wendischen, der westfälisch-preußischen und der gotländisch-livländischen Städte wurde nicht unternommen; nur eben das gemeinsame Interesse, die Macht des Vororts Lübeck, die Hansatage und als wirksamstes Mittel die Verhansung hielten ihn nach wie vor zusammen. Darum hielt er auch seinen politischen Gewinn nicht fest. In Dänemark hatte noch Waldemar IV. das Nachfolgerecht seines Schwiegersohnes Heinrichs III. von Mecklenburg anerkannt und dieser sein

Recht auf seinen Sohn Albrecht IV. übertragen. Statt dessen erhob im Mai 1376 der dänische Adel den fünfjährigen Olaf, den Sohn Hakons und Margarethes, zum König, und die Hansa erkannte ihn an, da er den Frieden von Stralsund bestätigte, indem sie zugleich ihres Rechtes der Mitwirkung bei der dänischen Königswahl für die Zukunft sich begab. Ebenso ließ sie nach Hakons Tode (1. Mai
1380. 1380) Olafs Thronbesteigung in Norwegen zu. In beiden Ländern übte zunächst Margaretha die Vormundschaft. Obwohl sie nun die Seeräubereien des dänischen Adels nicht verhindern konnte, räumten die Hansestädte doch gewissenhaft
1386. 1386 die Stellungen in Schonen, statt sie auf die Dauer festzuhalten, wie später in ähnlichen Fällen klüger und minder bedenklich die Holländer und Engländer gethan haben. Während sie so die politischen Früchte ihrer Siege aus den Händen gaben, bemächtigten sich die holsteinischen Grafen ganz Schleswigs samt dem „königlichen" Friesenlande und ertrotzten am 15. August 1386 in Nyborg von Margaretha die Belehnung mit dem gesamten Herzogtume, die entscheidende That, welche das Land für immer in Verbindung mit Holstein setzte.

Der deutsche Ordensstaat auf seiner Höhe. Wenn die Hansa ihre politische Übermacht über den Norden ohne Not fahren ließ, weil ihr nach Kaufmannsweise der Handelsvorteil höher galt als die Herrschaft, und wenn sie, was sie errang, fast immer ohne den deutschen Adel, nicht selten gegen ihn, durchsetzte, so wirkten diese beiden Mächte, Adel und Bürgertum, Jahrzehnte lang im deutschen Ordensstaat einträchtig zusammen und erhoben ihn zur ersten Großmacht des Nordens.

Verwegen hatte der Orden seinen Bau hineingeschoben zwischen Polen, Litauer und Russen, allen dreien ein natürlicher Feind, weil er die Küstenlande, deren sie zur Verbindung mit dem Meere bedurften, weggenommen hatte und noch rüstig in dieser Politik fortfuhr. Am wenigsten gefährlich erschien damals Polen, weil es geteilt war und zudem vorübergehend unter der Herrschaft der landfremden böhmischen Przemysliden stand (s. S. 459). Erst Wladyslaw Lokietek (der Zwerg) von Sandomir errang nach dem Aussterben derselben i. J. 1306 die Herrschaft über den größten Teil des Landes, endlich 1320 auch die Königskrone und zeigte sich sofort als entschiedener Feind des Ordens, vornehmlich im Streit um Pommerellen. Nach dem Aussterben der dortigen Dynastie mit Mestwin 1295 erhoben zunächst die hochstrebenden brandenburgischen Askanier als Oberlehnsherren Pommerns Anspruch auf dies wichtige Mündungsland der Weichsel und besetzten im Herbst 1308 die feste Burg von Danzig. Dagegen rief Wladyslaw zunächst die Hilfe des Ordens an. Darauf verdrängte der Komtur Günther von Schwarzburg die Brandenburger, überrumpelte aber kurz danach mit Hilfe der deutschen Bürger die polnische Besatzung der Stadt und bemächtigte sich in blutigem Straßenkampfe des Platzes (August 1308). Markgraf Waldemar verzichtete
1309. hierauf gegen 10,000 Mark Silber auf Pommerellen (13. September 1309). Heftiger war der Kampf mit Polen. Als der erbitterte Wladyslaw sich vom Papste Pommerellen zusprechen ließ (1321), wußte der Orden die Aufhebung dieses Spruches durchzusetzen; als der König Pommern und Litauen auf seine Seite

zog, kam 1328 König Johann von Böhmen mit einem Kreuzheere dem Orden zu Hilfe, und das Ordensheer drang nach schweren Verwüstungen des Netzegebietes i. J. 1331 bis Kalisch vor. Erst Wladyslaws Nachfolger **Kasimir der Große** (1333—1370) ordnete maßvoll die Verhältnisse. Böhmen gegenüber verzichtete er auf Schlesien, während Johann seine polnischen Ansprüche aufgab; mit dem Orden schloß er den Vertrag von Kalisch, den eine feierliche Zusammenkunft des Königs mit dem Hochmeister Ludolf König besiegelte (23. Juli 1343). Er ließ Pommerellen dem Orden und begründete für beide Teile auf einige Jahrzehnte ein festes Rechtsverhältnis. 1343.

Rückgang des Deutschtums in Polen. Aber wenn so das Deutschtum in seiner Herrschaft über die Gestade der Ostsee einen großen Schritt vorwärts that, im inneren Polen kam es eben unter Kasimir zum Stillstand. Denn in den Kämpfen mit dem Orden war das Nationalgefühl erstarkt und der König, der Reformator seines Volkes durch eine einheitliche Gesetzgebung, die Umgestaltung des Kriegswesens und die Stiftung der Universität Krakau (1364), sah deshalb mit Abneigung auf den lebendigen Zusammenhang seiner deutschen Stadtgemeinden mit dem Mutterlande, wie ihn namentlich der Rechtszug nach Magdeburg vermittelte, verbot daher diesen Rechtszug und richtete Oberhöfe (Berufsinstanzen) in Polen ein. Dazu hatte der Krieg mit dem Orden die deutschen Städte an der Nordgrenze schwer getroffen, der Massenzuzug aus Deutschland aber hörte seit den Verheerungen des „schwarzen Todes" auf. In die Lücke, welche die Deutschen ließen, drängten sich die von jeher begünstigten **Juden** ein; ihnen gab Kasimir 1334 eine gesetzliche Sicherung, wie sie sonst sie nirgends besaßen.

Erwerbung Estlands. Wenige Jahre nach dem Frieden von Kalisch gelang dem Orden ohne Schwertstreich die Erwerbung des dänischen Estland. Ein furchtbarer Estenaufstand, der sich bis nach Livland verbreitete, zwang die dänische Landesregierung die Hilfe des Ordens anzurufen. Dieser befreite das hart bedrängte Reval und warf die Empörung blutig darnieder, setzte sich aber auch im Lande fest. Endlich überließ i. J. 1346 Waldemar IV. das unsichere Gebiet 1346.
gegen 19,000 Mark Silber dem Orden, der es nun ebenso unmittelbar beherrschte wie Preußen.

Kämpfe mit den Litauern. Mit den heidnischen Litauern dagegen hörte der Krieg nicht auf, ja er war unentbehrlich für den Orden. Denn dieser konnte nur im Kampfe mit den Ungläubigen seinen Beruf erfüllen und die unentbehrlichen Kräfte durch den Zuzug abendländischer Kreuzfahrer gewinnen, nur im Kampfe konnte er selbst seine strenge Zucht bewahren, die Grundlage seiner Macht. Obwohl Heiden, so waren doch die Litauer keine Barbaren, vielmehr ein hochbegabter, tapferer Stamm. Seit dem Ende des 13. Jahrhunderts zusammengefaßt unter Großfürsten, hatten sie sich siegreich ausgebreitet über die westrussischen Landschaften, während die russischen Fürstentümer von Groß-Nowgorod, Pskow (Pleskau), Smolensk und Sewersk sich unabhängig zwischen Litauen und dem Großfürstentume Moskau behaupteten. Auf der anderen Seite strebten die Litauer nach dem Zugange zur Seeküste, also nach der Herrschaft über Ordensgebiete. Die unaufhör-

lichen Kämpfe, die sich daraus entwickelten, verflochten sich längere Zeit mit inneren Wirren in Livland, wo ja die Stellung des Ordens gegenüber dem Erzbistume und der stolzen Stadtgemeinde Riga eine sehr unsichere blieb (s. S. 415 f.). Anfangs im Angriff, beschränkte sich der Orden seit dem mißlungenen Feldzuge Ludolf Königs i. J. 1345 längere Zeit im ganzen auf die Verteidigung und die Eroberung einzelner litauischer Grenzplätze. Erst nach der Einnahme von Kowno am Njemen i. J. 1362 folgten neue heftige Angriffsstöße, um die litauische Macht völlig zu brechen. Zu Anfang d. J. 1370 drang der Ordensmarschall Henning Schindekopf abermals tief in Litauen ein. Aber die Großfürsten Kestuit und Olgerd brachen durch die Grenzverhacke und wandten sich, das Eis des kurischen Haffes überschreitend, gegen Samland und Königsberg. Erst drei Meilen nördlich
1370. dieser Stadt bei Rudau ereilte am 17. Februar der schleunigst zurückgerufene Marschall die Feinde und erkaufte hier, wacker unterstützt von den Bürgerwehren der Ordensstädte, in blutigem Ringen mit seinem eignen Tode den glänzendsten Litauersieg der Ordensgeschichte. Nur der kleine verwüstende Grenzkrieg dauerte seitdem fort.

Zu gleicher Zeit mit der Hansa erstieg so der deutsche Orden die Sonnenhöhe seiner Macht und seines Ruhmes. Glänzend wurde er damals vertreten durch den Hochmeister Winrich von Kniprode (1351—1382), einen geborenen Rheinfranken, „eine jener frohen, prachtliebenden, siegreichen Fürstengestalten, an deren Namen die Völker die Erinnerung ihrer goldenen Zeiten zu knüpfen lieben".

Verfassung und Verwaltung des Ordensstaats. So erstaunliche Erfolge waren nur möglich, weil der Orden, die Machtmittel einer geistlichen Genossenschaft und die Erinnerung an hohenstaufisch-normannische Fürstenweise benützend, die besten Kräfte des gesammten deutschen Adels wie seiner eignen Städte an sich zog und alle staatlichen Kräfte vornehmlich in seinem Kernlande, in Preußen, so straff und sicher zusammenfaßte, wie es sonst nirgends auf deutschem Boden geschah, wobei er freilich auch die Landeseinwohner von jeder Teilnahme an der Landesverwaltung seinen Satzungen gemäß, aber gegen den Geist der Zeit, herrisch ausschloß.*) Unter dieser Verwaltung wurde der Ordensstaat die stärkste Finanz-

*) Der Orden war nicht nur der Oberherr, sondern auch, die bischöflichen Gebiete ausgenommen, der Obereigentümer des ganzen Landes und hielt die einträglichsten Regalien (Münzrecht, Mühlen, Fischerei, Jagd, Bergwerke, Bernsteingewinnung) fest in der Hand. Als geistliche Genossenschaft erhob er auch den Kirchenzehnten für sich selber, behauptete das Patronatsrecht über sämtliche Pfarren seines unmittelbaren Gebietes, hatte die preußischen Bistümer mit Ausnahme des ermländischen sich einverleibt, so daß die Kapitel nur mit geistlichen Brüdern des Ordens besetzt wurden, wußte also hier jeden Streit mit der Kirchengewalt zu vermeiden, indem er sie selber übte. Für die Bistümer Livlands freilich galten diese Rechte nicht, und ebensowenig für die nach Pommerellen übergreifenden polnischen Bischofssitze von Gnesen, Posen und Leßlau. Hier mußte der Orden auch die reichen Klöster Pelplin und Oliva gewähren lassen, während er sonst nur die Bettelorden duldete; doch galt die Kriegspflicht auch für die Unterthanen der Kirche, und er verstand es, durch einen stehenden Gesandten am päpstlichen Hofe, den Ordensprokurator, seine Interessen an dieser entscheidenden Stelle stets wirksam wahrzunehmen. Den Stadtgemeinden gewährte er ein hohes Maß von Selbstverwaltung und die

und Kriegsmacht des ganzen Nordens. Um 1400 berechnete man seine jährlichen Geldeinkünfte auf 54,000 Mark Silber preußisch (zu 15 Reichsmark Silberwert, 90 bis 120 Reichsmark Kaufwert, also gegen 5,400,000 Mark). Dazu lagerten in den Ordensspeichern so ungeheure Getreidevorräte, daß der Orden zwei Handelsämter in Königsberg und Marienburg einrichtete, um auf eigne Rechnung Handelsgeschäfte zu treiben. Um dieselbe Zeit vermochte er allein in Preußen ein Heer von mindestens 10,000 schweren Reitern aufzustellen, die Schützen, Wagenmannschaften, Söldner (unter ihnen die leichte Reiterei der Turkopulen) und Kreuzfahrer ungerechnet, und früh wußte er sich der neuen Artillerie zu bedienen. Seine Burgen boten festen Anhalt für die Verteidigung, und ringsum im Osten und Süden dehnte sich die Grenzwildnis, von wenigen Wegen durchschnitten, die mit Verhacken gesperrt und mit Wächterhäusern besetzt waren.

Kultur des Ordenslandes. So blühte das Ordensland glänzend auf, eine Kolonie des gesamten Deutschland. Durch massenhaften Zuzug sind bis 1410 in Preußen 93 deutsche Städte und 1400 Dörfer entstanden, und so rasch wurde das Land

Teilnahme an der Hansa, aber er bestätigte den Rat, ließ seine Komture mit im Gericht sitzen, behielt sich die Zustimmung zu Todesurteilen vor und bezog zwei Drittel der Bußen; er erhob ferner Abgaben von Kaufhäusern, Markthallen, Fleischbänken, Krügen u. s. f., dazu den Bischofsscheffel und einen Geldzins und verpflichtete endlich die Bürger zum Kriegsdienst, „zur Reise" nach Maßgabe des Grundbesitzes. Die Besitzer großer Landgüter, die „deutschen Freien", leisteten den Kriegsdienst wesentlich zu Roß, zahlten nur mäßige Abgaben und übten über ihre Hintersassen die niedere, selten die höhere Gerichtsbarkeit; die deutschen Bauern zahlten von ihrem Gut (2 Hufen) einen mäßigen Zins und stellten auf je 10 Hufen einen Mann zum Heere, abgesehen von Kriegswagen und Lebensmitteln; die Schulzen leisteten den Reiterdienst. Die Preußen, von den deutschen Städten und Dörfern ausgeschlossen, lebten auf den Ordensgütern oder als Hintersassen deutscher Grundherren, doch stets unter der unmittelbaren Gerichtsbarkeit des Ordens, zahlten neben dem Zehnten ein Dienstgeld von der Hufe und waren zu ungemessenem Kriegsdienst verpflichtet. Günstiger standen die „preußischen Freien", die später übrigens meist in die Klasse der deutschen Grundherren übergingen. Auch die polnischen Dörfer des Kulmerlandes und Pommerellens wurden meist auf dem Fuße deutscher Zinsdörfer eingerichtet.

Die Verwaltung lag für jeden Bezirk in den Händen des Komturs, der auf seiner Ordensburg saß, beraten von einem Konvent der Ritterbrüder, unterstützt vom Hauskomtur, dem Pfleger und dem Kämmerer. Er leitete die Verteidigung, befehligte das Landesaufgebot, zog die Einkünfte seines Bezirkes ein, bestritt davon unmittelbar die Verwaltungskosten und führte nur die Überschüsse, wenn er sein Amt niederlegte, an die Hauptkasse ab. Dafür mußte er alljährlich Rechenschaft ablegen und jeden Augenblick gewärtig sein, daß ein Ordensbruder ihm die Schlüssel abforderte und alles durchsah. Und in der That war die Finanzverwaltung des Ordens so musterhaft, daß sich in den Ordensrechnungen bis ins 15. Jahrhundert hinein nicht die Spur eines Unterschleifs findet. Eine wohlgeordnete Post verband jede Ordensburg mit der anderen und dem Centrum; Tag und Nacht standen die „Briefschweilen" gesattelt im Stalle. Über dem ganzen Lande schaltete gebietend in Livland der **Landmeister**, in Preußen seit 1309 von der Marienburg aus der **Hochmeister** selbst, auch er umgeben von einem Konvent der Brüder und vor allem von dem Rate der fünf großen Gebietiger, dem Großkomtur für Schatz, Vorräte und Schiffe, dem Marschall, dem Kriegsminister und Oberbefehlshaber in Stellvertretung des Meisters, dem Spittler, dem Leiter der Krankenpflege, dem Trappierer, dem Oberaufseher über Kleidung und Rüstung, endlich dem Treßler, dem Leiter des Finanzwesens. In den wichtigsten Fällen berief der Meister diese Beamten und die Landmeister von Livland und Deutschland zum „Generalkapitel", das auch den neuen Hochmeister kor

germanisiert, daß das einheimische Volkstum, die litauischen und masurischen Grenzstriche abgerechnet, schon im 16. Jahrhundert östlich der Weichsel gänzlich ausgestorben war. Das wüste Weichseldelta verwandelte der Orden durch riesige Deichbauten und Entwässerungsarbeiten in die üppigste Ackerlandschaft Deutschlands; seine reichen Seestädte gehörten zur Hansa, das gewaltige Danzig, 1330 durch die „Rechtstadt", 1380 durch die „Jungstadt" vergrößert, wuchs heran zur zweiten Stadt des Bundes und zeigte in kunstgeschmückten Bauten seinen Reichtum Seit 1343 erwuchs die Marienkirche allmählich zu einem der größten Bauwerke des ganzen Festlandes, mit ihren zinnengekrönten Mauern und dem riesigen stumpfen Turm die hohen Giebelhäuser der Stadt wie eine Festung weit überragend; 1370 wurde der Grund gelegt zu der Halle des Artushofes, des Gesellschaftshauses der stolzen Patricier, mit ihren wunderbaren Palmensäulen; um dieselbe Zeit entstand daneben das Rathaus, das in der Verbindung der kompakten Masse mit dem schlank aufschießenden Turme an das Stadthaus von Florenz gemahnt. Und wenige Meilen davon erhob sich seit 1309 in dunkelroten Mauermassen das „Haupthaus" des Ordens, die Marienburg, zugleich Hauptburg und fürstliche Residenz des Meisters. Zu den Mauern und Bastionen der „Vorburg" und dem ernsten „Hochschloß" mit dem Kapitelsaale und der Marienkirche fügten Dietrich von Altenburg und Winrich von Kniprode den lichten Prachtbau des „Mittelschlosses". Wenn hier der Meister aus den hohen Spitzbogenfenstern seiner herrlichen Remter, die mit ihren schlanken Säulen und hochaufstrebenden Sterngewölben wie ein Bild aus den Palmenhainen des fernen Morgenlandes erscheinen, den Blick hinausschweifen ließ über den unter ihm flutenden gelben Strom, über die in trunkener Fruchtbarkeit sich ringsum ausdehnende Ebene bis fern zum Horizont, wo die Türme Danzigs aufdämmern, dann mußte er sich stolz als einer der ersten Fürsten der Christenheit fühlen.

Der hansische Handel in seiner Blütezeit. Und wie fest schien diese Herrschaft gegründet, da sie Hand in Hand ging mit der Handelsherrschaft der Hansa über die Meere des Nordens! Die Hansen waren in erster Linie Zwischenhändler, welche die massenhaften Rohprodukte des Nordens und Ostens gegen die Gewerbeerzeugnisse und die feineren Bodenprodukte Deutschlands und Südeuropas eintauschten. Sie brachten aus Rußland und Polen Pelzwerk, Häute, Talg, Pech, Theer, Wachs, Holz, Getreide, aus Skandinavien Kupfer, Eisen, Bausteine, Waldprodukte, vor allem Fische, aus England Zinn, Blei, Leder, vor allem Schafwolle, welche die deutschen Weber zu Tuch verarbeiteten, aus den Niederlanden die kostbaren Stoffe und Geräte Südeuropas und Flanderns. Sie führten dagegen nach dem Norden Wein, Bier, Gewürze, Salz und alle Gewerbeprodukte, wie sie ihnen die Rheinlande und das norddeutsche Binnenland lieferten. Daher standen sie auch mit dessen Städten in reger Verbindung; ja diese rechneten sich selbst zur Hansa, wie die Städte nicht nur Westfalens, sondern auch die an der mittleren Elbe und in Brandenburg, selbst Krakau. Doch die Hansestädte waren oft auch Industriestädte. Bedeutend vor allem waren das Brau- und Böttchergewerbe, dann die Arbeiten der Schuster, Gerber, „Buntmacher" (Kürschner), Tuch- und Leineweber, Schneider, Bernsteindreher („Paternostermacher"), die von Lübeck aus den

ganzen Norden mit Rosenkränzen versorgten. Vollends was dieser an Erzeugnissen des Kunstgewerbes und der Kunst bedurfte, das lieferten ihm ganz überwiegend die Bildschnitzer, Maler und Vergolder von Lübeck und Hamburg. Mit dem oberdeutschen Handelsgebiete berührte sich das hansische nur am Niederrhein und in Flandern; sonst waren beide ganz getrennt, so gut wie das Münzwesen beider auf verschiedener Grundlage beruhte. Denn während der oberdeutsche Kaufmann mit ganz Mittel- und Südeuropa nach der Kölnischen Mark in Goldwährung seine großen Geschäfte führte, hielten die Hansen, zumal die Osterlinge, weil und soweit sie mit unentwickelten Völkern zu thun hatten, an der Silberwährung fest und rechneten vorwiegend nach der lübischen Mark, neben der übrigens in verschiedenen Landschaften auch andere Werteinheiten üblich waren.*)

War der oberdeutsche Handel durchaus Land- und Flußhandel, so bewegte sich der norddeutsche ganz überwiegend zur See; selbst Bürger der Binnenstädte befrachteten auf eigne Rechnung Schiffe. So erwuchsen die Hansen zu den tüchtigsten Seefahrern der damaligen Welt.**) Sie segelten nach allen Häfen der Ost- und Nordsee und westwärts bis zur „Baie" von Bourgneuf bei Nantes. Doch beschränkte sich die Seefahrt auf die Zeit von Lichtmeß bis Martini, denn für allzu groß galt in diesen stürmischen, unberechenbaren Nordmeeren die Seegefahr bei Winterszeit, welche überdies die Ostsee oft weithin mit so festem Eise bedeckte, daß man z. B. 1423 von Danzig nach Lübeck, 1426 bis Dänemark mit Schlitten fuhr. Auch in der guten Jahreszeit bereitete, ganz abgesehen vom Strandrechte, das keineswegs allgemein aufgegeben war, die mangelhafte Bezeichnung der oft schwierigen Hafeneinfahrten arge Verlegenheit. Betonnung und Leuchttürme waren selten, doch gab es solche z. B. bei Falsterbo auf Schonen, bei Travemünde, bei Briel an der Maasmündung schon seit dem 13. Jahrhundert, vor der Elbmündung auf Neuwerk seit 1300, auf Hiddensö bei Rügen seit 1306. Und doch mußte der Seefahrer sich möglichst nahe an der Küste halten, weil ja Compaß und Chrono-

*) Von einer Mark Silber = ½ Pfd. Silber wurden 3½—3¾ Mark lübisch zu 16 Schilling geschlagen, im Silberwert 10—12 Reichsmark, im Kaufwert das 6—8fache. Daneben lief durch das ganze hansische Gebiet die Rechnung nach dem Pfund Silber, das ursprünglich zu 54 Schilling lübisch, später geringer ausgebracht wurde und sich in England als „Pfund Sterling" (d. i. Easterling, Osterling) erhalten hat. Damals stand Gald zu Silber wie 11½:1, jetzt wie 15½:1.

**) Seit dem Ausgange des 13. Jahrhunderts war das graße Seeschiff des Nordens für Krieg und Frieden die Kagge, von der Größe einer mäßigen madernen Brigg oder eines Schooners zu 100—150 Last (200—300 Tannen); später wächst die Größe bedeutend. Es war ein Fahrzeug von schwerem, gedrungenem Bau, tiefgehend, welt ausladend und hachbordig, mit einem starken Hauptmast, einem viel schwächeren Vardermast (Fackmast, Fake), welche beide Raasegel führten, und dem Bugspriet. Das Varder- und Hinterdeck war von ragenden Oberbauten, „Kastellen", überhöht, am Stern wehte vom Stock die Flagge der Stadt. Zum Kriegsschiff wurde das Fahrzeug durch besanders starken Ausbau der Kastelle, die Befestigung des Mars („Mastkarb") zur Aufnahme van Schützen und die Aufstellung von Wurfgeschützen; ein grundsätzlicher Unterschied bestand nicht, denn bewaffnet mußte damals jedes Schiff sein. Daher traten zu den Matrosen bewaffnete Bürger oder Söldner („Ruter"). Für nähere Fahrten benützte man wahl auch kleinere Schiffe, Sniggen, Schuten, Barsen und dergl.

meter ihm noch fehlten, von Seekarten ganz zu geschweigen. Nur bei ganz sicherem Wetter und gutem Winde wagte er die Fahrt über die offene See, dann allerdings mit achtungswerter Schnelligkeit, denn man fuhr z. B. in zwei Tagen von Ripen bis Brügge, in drei von St. Matthieu bis Ferrol.

Wie die Schiffahrt sich den Umständen anbequemen mußte, so war wieder der Handelsbetrieb von ihren Eigentümlichkeiten und von der mangelhaften Rechtssicherheit abhängig. Um die Gefahren der Seereise zu verringern, vereinigte der hansische Kaufmann seine Schiffe zu Flotten unter dem Schutze starker „Fredekoggen" (Kriegsschiffe) und tauschte seine Waren nicht direkt mit dem Produktions- und Verbrauchslande aus, sondern in einer bequem liegenden Zwischenstation. Darauf beruhte die Bedeutung erst Wisbys, dann Lübecks. Noch viel dringender als der binnendeutsche war der hansische Kaufherr veranlaßt, persönlich seine Waren zu begleiten und einzukaufen, wobei übrigens der Kapitän („Schiffer") gewöhnlich einen Anteil an der Ladung hatte. Überhaupt liebte man zur Verminderung des Risikos Kompagniegeschäfte zu kleinen Anteilen. Bei der geringen Entwickelung des Kredits zumal im Norden war Barzahlung oder Tausch das Gewöhnliche, daher der Geldwechsel ein einträgliches Geschäft, der Hauptplatz dafür Lübeck. Doch kamen Anweisungen auf Brügge oder Lübeck immer häufiger vor. Kredit gab man nur mit großer Vorsicht, gegen Bürgschaft, Pfand, namentlich in Grundbesitz, und Eintragung der Schuld ins Stadtbuch; erst später genügte statt dessen das Zeugnis eines Ratsherrn oder erbgesessenen Bürgers. In den Hansestädten selbst durften Fremde nur zeitweilig sich aufhalten, in Köln z. B. dreimal 6 Wochen jährlich, und waren bei jedem Geschäft mit anderen Fremden an die Vermittelung des vereideten Maklers oder des Herbergswirtes, also der Stadtbürger, gebunden.

Die Kaufhöfe und die Fischerei. Ähnliche Erwägungen drängten zur Errichtung von Kontoren (Kaufhöfen) im Ausland, meist unter Leitung Lübecks, in höchster Instanz des Hansatages. Hier hauste der hansische Bürger sicher unter deutschem Rechte, dafür freilich durfte er bei den meisten kein Geschäft abschließen ohne die Vermittelung des Kontors. Das waren der Hof zu St. Peter in Nowgorod, der Hof von Bergen in Norwegen, der Stahlhof in London und das Kontor in Brügge.*) In Schweden und Dänemark entbehrte die Hansa eines

*) Nach Nowgorod gelangte der Kaufmann entweder von Narwa, Reval, Pernau und Riga über Land oder direkt zu Wasser an der Insel Kotlin (Kronstadt) vorüber auf der breitströmenden Newa hinauf und längs der klippenstarrenden Südküste des stürmischen, meergleichen Ladogasees zur Mündung des Wolchow, den seine Kogge aufwärts gehen konnte bis zu den Stromschnellen von Gostinopolsk (Gestefeld), wo Lichterschiffer von Nowgorod die Waren aufnahmen. In dieser gewaltigen Stadt, deren tapfere, freiheitsstolze Bürgerschaft unter Wahlfürsten ihre Macht bis an die finnische Grenze und bis zum weißen Meere ausgebreitet hatte, besaß die Hansa links des Flusses ein ganz abgeschlossenes, ummauertes, von Bewaffneten und großen Hunden streng bewachtes Quartier, das kein Russe außer dem Beamten (Pristaw) des Fürsten bei Todesstrafe betreten durfte, ein Durcheinander von Speichern, Wohnzellen und Höfen um die Peterskirche. Hier wohnten abwechselnd die „Sommer-" und „Winterfahrer", dazu die „Landfahrer" der Sommerzeit; sie standen unter einem selbstgewählten obersten Oldermann und

Kontors, dafür beherrschte sie den Fischfang auf Schonen vollständig, eine Hauptquelle des Reichtums für die wendischen Städte. Hier auf der jetzt in Sand vergrabenen Landzunge zwischen Skanör und Falsterbo standen damals dicht gedrängt die „Vitten", die Niederlassungen der Hansestädte, jede für sich unter dem Wappen der Stadt und einem städtischen Vogt untergeben, nur den Blutbann hatte der dänische Vogt. Zwischen Jakobi und Michaelis herrschte hier ein unendliches Getümmel der Menschen und Schiffe und reger Marktverkehr, denn Tausende von Fahrzeugen lagen hier dem Fange, namentlich des Herings, ob, um dreimal jeden Sommer reichbeladen heimzukehren. Wurden doch 1368 hier 34,000, 1369 33,000 Tonnen Fische verzollt.

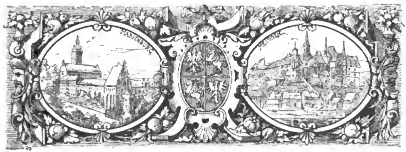
Von der Größe des hansischen Verkehres selber läßt sich nur ein unvollständiges Bild gewinnen. In Lübeck liefen 1368 423 Schiffe ein, 871 aus; nach den Erträgen des Pfundzolls i. J. 1362 erreichte die Ausfuhr in 22 hansischen Städten den Wert von 1,200,000 Mark Silber lübisch, 1368 in 27 Städten von 2 Millionen Mark Silber, was etwa den zehnfachen Metallwert in Reichsmark darstellt; in Danzig hatte die Aus- und Einfuhr um 1418 einen Wert von etwa 2,200,000 Reichsmark, 1446 von mehr als 11 Millionen Reichsmark.*) Von England allein kamen 1392 gegen 300 Schiffe nach Danzig; 1475 sandte Lübeck 197 dorthin. Wie dieser Verkehr auf den Wohlstand der Städte zurückwirkte, kann man vollends nur ahnen, aber in den mächtigen Bauten ihrer Rathäuser und ihrer hochgetürmten, oft wahrhaft riesigen Kirchen zu St. Marien, St. Nikolai, St. Petri, den Schutzheiligen der Schiffahrt und des Fischfanges, tritt er uns noch heute imponierend entgegen.

---

einem Geistlichen, und gliederten sich in Meister, Gesellen und Lehrlinge, die sich wiederum in „Familien" (Tischgenossenschaften) zusammenschlossen. Während hier alles auf kurzen Aufenthalt berechnet war, bildete das Kontor im felsenumstarrten Bergen seit dem Ende des 14. Jahrhunderts die alleinige Herrin der Stadt und den ausschließlichen Stapelplatz für ganz Norwegen, eine dauernde, festgeschlossene, sehr selbständige Genossenschaft von 2—3000 Männern, die als Lehrlinge eintraten und zu zehnjährigem Aufenthalte sich verpflichteten. Sie wohnten in 21 Höfen um zwei Kirchen, hinter denen die Gassen der deutschen Handwerker („Schuster") lagen, unter einem obersten Aldermann und dem Kaufmannsrate der 18, waren dem Hansatage unmittelbar unterstellt und zerfielen in „Familien" unter einem „Husbonden". Das alles stand unter einer eisernen, fast mönchischen Zucht; kein Weib durfte die Höfe betreten, und selbst die „Spiele" im Frühjahr mit ihrem Mummenschanz und dem „Hänseln" der Lehrlinge trugen einen harten, ja rohen Charakter. Ähnliche Gesetze, wenngleich mildere Sitten, galten im Londoner Stahlhof an der Londonbrücke mit seinen drei hochgewölbten Thoren nach der Themsestraße, seiner starken Ringmauer, seiner kunstgeschmückten Allerheiligenkirche, in deren Fenstern der Reichsadler prangte. Nur war das Verhältnis zur Stadt London ein engeres, daher blieb die deutsche Bewohnerschaft des Hofes auch zur Verteidigung des Bischofsthores (Bishopsgate) verpflichtet, der Aldermann des Hofes zur Erwerbung des Londoner Bürgerrechts. Mannigfacher und großartiger noch war der Verkehr im Hofe von Brügge. Hier wohnten die Kaufleute bei den Bürgern zur Miete und ihre Lagerhäuser wie die Wage gehörten der Stadtgemeinde; den Blutbann übte der König.

*) Zur Vergleichung möge dienen, daß in Lübeck i. J. 1884 Waren im Werte von fast 40 Millionen Reichsmark aus Rußland eingingen, während die Ausfuhr dahin den Wert von fast 45 Millionen Reichsmark erreichte.

Es war hier doch immer noch dieselbe gewaltige Nation, welche einst Italien unterworfen und ihr Banner auf die Mauern von Jerusalem gepflanzt hatte, trotz ihrer elenden Reichsverfassung und unaufhörlicher innerer Fehden doch die Gebieterin des Ostens und Nordens, nirgends so gewaltthätig, so herrisch, so erfüllt von schroffem Stolz wie hier, wo inmitten einer rauhen Natur und einer feindlichen, barbarischen Umgebung der deutsche Kaufmann sich nur behaupten konnte durch einen eisernen Willen und harten Eigennutz. Doch gegen diese Herrschaft, welche die Deutschen mit dem Schwert und in friedlicher Arbeit gewonnen hatten, erhob sich mit dem Ende des 15. Jahrhunderts die Reaktion der bezwungenen Völker, zu derselben Zeit, da in der verderbten Kirche der laute Ruf nach Reformen erscholl, während die ständischen Gegensätze die Reichsordnung immer mehr auflösten und die stolzen Geschwader der deutschen Ritterschaft den Ruf ihrer Unbesiegbarkeit unter den Hellebarden der schweizer Bauern verloren.



Zweiter Abschnitt.

Der Rückschlag gegen die deutsche Kulturherrschaft und der Sieg des Fürstentums; das Scheitern der Kirchen- und Reichsreform

1389—1517.

Die skandinavische Union. Langsam entwickelte sich die Gefahr im Norden, mit unheimlicher Schnelligkeit im Osten. Nachdem Königin Margaretha ihrem Großneffen Erich von Pommern die Nachfolge nicht nur in Dänemark, sondern auch in Norwegen verschafft hatte, trug der schwedische Adel, verstimmt über das Streben König Albrechts, die entfremdeten Krongüter zurückzufordern, ihr auch die Krone Schwedens an. Bei Falköping am 24. Februar 1389 siegreich (Albrecht selbst fiel in Gefangenschaft) nahm sie 1389.
das ganze Land bis auf das halbdeutsche Stockholm in Besitz. Die Hansa blieb dem gegenüber unthätig; nur Rostock und Wismar unterstützten das hartbedrängte Stockholm, indem sie „Stehlbriefe" (Kaperbriefe) ausgaben, vornehmlich, um die Stadt mit Lebensmitteln („Vitalien") zu versorgen, aber sie zogen damit ein furchtbares Seeräuberunwesen groß. Was an wilden, beutegierigen Gesellen im deutschen Norden lebte, ausgewetterte Seefahrer, verdorbene Edelleute, das that sich zusammen zu der großen Bruderschaft der Vitalianer oder „Likendeler" (Gleichteiler). Die Tage der alten Wikinger schienen sich zu erneuern, namentlich als Klaus Störtebeker (Stürzebecher) und Gödeke Michelsson an ihre Spitze traten. Sie plünderten 1392 Malmö und Bergen, eroberten 1394 Wisby. Erst jetzt, am 17. Juni 1395, vermittelte die Hansa einen Stillstand auf drei Jahre, indem sie 1395.
Stockholm besetzte, bis der gefangene Albrecht sein Lösegeld aufgebracht haben würde. Doch das Unwesen der Vitalianer hörte deshalb nicht auf. Zwar eroberte der deutsche Orden im März 1398 Wisby und vertrieb sie damit aus der Ostsee; dafür warfen sich jetzt die Freibeuter auf die Nordsee und fanden hier

Unterschlupf und Förderung in Ostfriesland. Endlich sandten die Städte der Nordsee, Hamburg voran, ihre Koggen gegen sie aus. Nach heftigen Kämpfen
1402. überwältigte im Frühjahr 1402 Simon von Utrecht mit der „Bunten Kuh von Flandern" den „Roten Teufel" Störtebekers bei Neuwerk und lieferte den großen Räuber samt 70 Genossen nach Hamburg zur Hinrichtung auf dem Grasbrook. Mit einem Gemisch von Schauder und Sympathie hat das niederdeutsche Schiffervolk die kühnen Thaten der Piraten begleitet und in zahlreichen Liedern sie mit Sagen umsponnen.

Währenddem vollzog sich die Vereinigung der drei nordischen Kronen. Nachdem auch die Schweden die Nachfolge Erichs von Pommern anerkannt hatten,
1397. schlossen sich am 13. Juni 1397 Schweden, Dänemark und Norwegen in der Union von Kalmar zu Schutz und Trutz gegen jeden auswärtigen Feind zusammen. Im September 1398 übergab die Hansa auch Stockholm an Erich, da Albrecht verzichtete, dafür erhielt sie 1399 die Bestätigung ihrer Privilegien in allen drei Reichen. Und doch sollte sich ihr das Gewicht des vereinigten Nordens bald schmerzlich fühlbar machen.

Die polnisch-litauische Union. Freilich stand die Herrschaft der Hansa, weil auf der wirtschaftlichen Überlegenheit Deutschlands beruhend, viel zu fest, als daß sie durch irgendwelchen politischen Vorgang hätte gestürzt werden können. Dagegen brach die Macht ihres alten Verbündeten, des deutschen Ordens, weil sie auf politisch-militärischen Grundlagen beruhte, in einer einzigen furchtbaren Kata-
1370 strophe zusammen. Mit Kasimirs I. des Großen Tode am 5. November 1370 war der Mannsstamm der polnischen Piasten ausgestorben. Die Herrschaft seines Nachfolgers Ludwigs I. von Ungarn, eines Enkels von Wladyslaw Lokietek durch dessen Tochter Elisabeth, hinderte nicht Bürgerkrieg und Anarchie, die mit seinem Tode 1382 noch zunahmen. Erst die Krönung seiner Tochter Hedwig zur Königin von Polen (15. Oktober 1384) machte dem ein Ende. Obwohl sie nun schon in jungen Jahren mit Wilhelm von Österreich verlobt und ihm treu ergeben war (s. S. 481), so bewarb sich doch um ihre Hand der Großfürst Jagello von Litauen, und da der polnische Adel entschieden für diesen eintrat, so nahm sie widerstrebend die Werbung an unter der Bedingung, daß er mit seinem ganzen Volke zum Christentum übertrete und Litauen auf ewige Zeiten mit Polen ver-
1386. einige. Um 12. Februar 1386 zog der Litauerfürst in Krakau ein, am 15. empfing er die Taufe, am 18. vermählte er sich mit Hedwig und bestätigte die Privilegien des polnischen Adels, am 4. März endlich setzte er sich als Wladyslaw IV. die polnische Königskrone aufs Haupt. Die heiligen Feuer im Tempel zu Wilna verloschen, das letzte noch heidnische Volk Osteuropas trat zur römischen Kirche über.

Gefährdung und Verfall der Ordensmacht. Damit war nicht bloß die Macht des deutschen Ordens aufs schwerste bedroht, sondern die Grundlage seines Daseins schwand ihm unter den Füßen, als der Krieg mit den Ungläubigen ein Ende nahm. Wenn er jetzt den Kampf mit den Litauern weiter führte, so geschah es nur im weltlichen Interesse, was er doch nicht eingestehen durfte.

Und er führte ihn zunächst erfolgreich. Er eroberte Samogitien, das sich wie ein Keil zwischen Preußen und Kurland schob, und sicherte sich den guten Willen der nordischen Mächte durch die Rückgabe Gotlands an Schweden 1408, während er andrerseits 1402 von dem verkommenen luxemburgischen Hause die Neumark erwarb, so daß er jetzt ununterbrochen von der Oder bis an den finnischen Meerbusen gebot. Doch diese Zeit seiner größten Gebietsausdehnung war mit nichten die Zeit seiner höchsten Blüte. Denn auch im Innern nagte der Wurm. Der fürstliche Luxus in der Marienburg, geboten durch die Rücksicht auf die zahlreichen Kreuzfahrer edlen Standes, und der Verkehr mit diesen oft leichtfertigen Gesellen, welche die meist gefahrlosen „Reisen" nach Litauen als ritterlichen Sport betrieben, hatten an Stelle der altmönchischen Ordenszucht Wohlleben und Unbotmäßigkeit erzeugt. Gefährlicher noch war es, daß in diesem Kolonistenvolke an der Heidengrenze ein schroffer Stolz aufwuchs, der es allmählich unerträglich fand, daß eine fremde Aristokratie ohne Teilnahme der Landeseinwohner das Land regierte. Der ständische Zwist, so lange fern gehalten, brach jetzt auch in Preußen hervor, und er mußte hier tötlich werden, denn das Grundgesetz des Ordens verbot ihm, die unvermeidliche Teilnahme von Laien an den Geschäften zu gestatten. Daß trotzdem schon Winrichs Nachfolger Konrad Zillner von Rothenstein (1382 bis 1391) einen allgemeinen Ständetag berief und wenigstens das Beschwerderecht, sowie einen gewissen Einfluß auf die Gesetzgebung zugestand, reizte mehr als daß es befriedigte. Schon bildete die halbpolnische Ritterschaft des Kulmerlandes den „Eidechsenbund", die Städte aber schauten neidisch auf den blühenden Eigenhandel des Ordens. Nicht besser sah es in Livland aus, wo 1397 der Papst die Besetzung des Erzbistums Riga mit einem Ordensbruder gestattet und dadurch den heftigsten Streit mit dem Domkapitel angefacht hatte.

Die Schlacht von Tannenberg. So zerfielen die Grundlagen der Ordensmacht, eben als er in den entscheidenden Kampf gehen sollte gegen das vereinigte Polen und Litauen. Der Streit um ein paar Burgen in der Neumark gab den Vorwand. Die Polen und Litauer, verstärkt durch Schwärme tatarischer Reiter und tschechische Söldner, unter ihnen auch den späteren Hussitenführer Johann Ziska (eigentlich Shishka) und geführt von König Wladyslaw-Jagello selber, brachen im Sommer d. J. 1410 über die Südgrenze und stießen unweit Gilgen- 1410.
burg auf der Haide von Tannenberg mit dem Ordensheere zusammen. Es war das ganze Aufgebot des Preußenlandes, das der Hochmeister Ulrich von Jungingen unter 65 Bannern ins Feld führte, dazu starke Söldnerhaufen und das Ordensgeschütz, selbst das der Marienburg, und doch den Gegnern an Zahl weitaus nicht gewachsen. Am 15. Juli fiel die Entscheidung über das Schicksal unseres Ostens. Trotz anfänglicher Vorteile erlag das Ordensheer der slawischen Übermacht und dem Verrate des Eidechsenbundes, der Hochmeister selber fiel, von den Komturen entkam nur einer, das ganze Lager wurde dem Sieger zur Beute. Doch während der König mit seinem Heere mehrere Tage durch im Siegestaumel sich berauschte und die gefangenen Großen enthaupten ließ, erstand dem Orden ein Held, der den sinkenden Staat noch einmal rettete, das war Heinrich Reuß

von Plauen, der Komtur von Schwetz. Mit seinen 3000 Mann warf er sich in die Marienburg, verbrannte die Stadt und rüstete alles zur hartnäckigsten Gegenwehr. Derweilen huldigte das ganze Land schimpflich dem fremden Sieger; nur die tapferen Danziger, die 900 Mann von 1200 auf dem Schlachtfelde gelassen hatten, verhinderten den kopflosen Komtur an der Übergabe ihres Schlosses und sandten Verstärkungen nach der Marienburg. Der König kam und ließ das Feuer auf die Feste aus deren eignem Geschütz eröffnen — noch steckt eine der riesigen Steinkugeln über dem Kamin in Meisters großem Remter —, aber die tapfere Verteidigung, der bald fühlbare Mangel an Lebensmitteln, der Anmarsch des Landmeisters von Livland und die feindliche Haltung Ungarns nötigten die
1411. Polen nach acht Wochen zum Abzuge. Anfang d. J. 1411 gewährte er dem Orden den Frieden von Thorn. Dieser verlor nur Samogitien und versprach, die Gefangenen auszulösen, aber mit seiner Größe war es doch zu Ende. Umsonst gab Heinrich von Plauen, nach Verdienst zum Hochmeister gekoren, 1412 dem Lande eine ständische Verfassung, indem er den „Landrat" berief; die schweren Steuern, die er jetzt fordern mußte, und mannigfache Willkür der Komture erbitterten immer wieder, und das Vertrauen, das der ehrlose Treubruch von 1410 zerstört hatte, ließ sich so schnell nicht wieder herstellen. In der Not verpfändete der Hochmeister die Neumark wieder, bis er endlich, von den Polen fortwährend gereizt, sich entschloß, den Krieg abermals zu beginnen. Da weigerte der Marschall von Sternberg den Gehorsam, und als der Meister das Kapitel berief, um über ihn zu richten, wandte sich die Stimmung gegen ihn selber und er verlor, weil er das Gesetz des Ordens gebrochen habe, schimpflich sein Amt
1413. (14. Oktober 1413). Ein Jahr später wurde er sogar des hochverräterischen Verkehres mit Polen beschuldigt und in Haft genommen, in der er 15 Jahre geschmachtet hat.

Die Türken an der Grenze Ungarns. So war das Übergewicht der Deutschen im Nordosten vernichtet, im Norden bedroht, als auch im Südosten eine Gefahr aufstieg, die nun drei Jahrhunderte lang wie eine finstere Wetterwolke über dem Abendlande stehen blieb. Der rohen Naturkraft der osmanischen Türken waren die zersplitterten slawischen Staaten der Balkanhalbinsel und das verkommene byzantinische Reich erlegen, nach der Schlacht auf dem Amselfelde (Kossowopolje) am 27. Juni 1389 stand Sultan Bajesid der „Blitz" an der Südgrenze Ungarns. Da rief der Luxemburger Sigismund, als Gemahl Marias, der Tochter Ludwigs I., nach deren Tode 1395 König von Ungarn, die Hilfe der
1396. Deutschen und Franzosen an, und wirklich setzte sich 1396 ein glänzendes Kreuzheer, gegen 100,000 Mann, in Bewegung, nahm Widdin und Rahowa und belagerte Nikopolis. Aber dabei ließ es sich von Bajesid überraschen und erlitt, vornehmlich dank der Zuchtlosigkeit und dem Übermute der französischen Ritterschaft, am 28. September eine vernichtende Niederlage, aus der sich Sigismund selber nur mit Hilfe des Burggrafen Friedrich von Nürnberg rettete. Nur der Angriff der Mongolen lenkte die Osmanen zunächst von der Verfolgung ihrer Siegeslaufbahn im Norden ab.

Entsetzung Wenzels; Ruprecht von der Pfalz. Während so Deutschland auf mehreren Fronten sich bedroht sah, brach zugleich die ärgste Verwirrung über das Reich und die Kirche herein, und bald verband sich diese in der unheilvollsten Weise mit einer stürmischen slawischen Bewegung auf dem Boden des Reiches selber. In Böhmen begann die Verwirrung, wie zweihundert Jahre später. Von seinem Adel, der nicht nur über mancherlei Gewaltthaten des wüsten Despoten, wie die Folterung und Ertränkung des erzbischöflichen Generalvikars Johannes von Pomuk am 20. März 1393*), sondern vor allem über die Rückforderung der Krongüter erbittert war, wurde Wenzel im Einverständnis mit seinem eignen Bruder Sigismund von Ungarn und seinem Vetter Jobst von Mähren im Juli 1394 gefangen gesetzt und nur durch das Eingreifen Ruprechts von der Pfalz als des Reichsvikars wieder befreit, doch mußte er sich eine Regentschaft mit Sigismund an der Spitze gefallen lassen. Wenige Jahre nachher indessen dachten auch die deutschen Kurfürsten dem unwürdigen Regiment des Böhmenkönigs im Reiche ein Ende zu machen, weil er mit der Erteilung der Herzogswürde an den Usurpator Galeazzo Visconti von Mailand (Mai 1395) 1395.
die Interessen des Reiches preisgegeben habe und seine Bemühungen um die Beendigung der Kirchenspaltung vergeblich blieben. Nachdem sie im Februar 1400 1400.
zu Frankfurt den Beschluß gefaßt hatten, einen neuen König zu wählen, doch mit Ausschluß der Häuser Luxemburg und Habsburg, erklärten sie Wenzel am 20. August in Lahnstein für entsetzt als „einen unnützen, versäumlichen, unachtbaren Entgliederer und unwürdigen Handhaber des heiligen römischen Reiches", und erhoben am nächsten Tage in Rense Ruprecht III. von der Pfalz zum König, wobei derselbe durch das Versprechen, nichts ohne Beirat der Kurfürsten zu thun, diese fürstliche Oligarchie nur noch mehr befestigen mußte. Um so weniger trat das Königtum des Pfälzers thatsächlich in Wirksamkeit. Seinem Versuche, an der Spitze nicht eines jener stolzen Reichsaufgebote der Hohenstaufen, sondern eines Soldheeres dem Visconti Mailand wieder abzunehmen, machte die Niederlage seiner schwerfälligen Ritterhaufen gegen die trefflich geübten italienischen Söldner bei Brescia ein rasches und klägliches Ende (21. Oktober 1401) und damit auch 1401.
seinem Ansehen in Deutschland. Gleichzeitig wurde das mächtigste Geschlecht des Reiches nach den Luxemburgern, die Habsburger, nach Albrechts III. Tode 1395 durch den Streit seiner beiden Linien zerrissen, der sich teils aus der Parteiung für und wider Wenzel ergab, teils aus dem Zwist über die Vormundschaft Albrechts V.; erst die Mündigkeitserklärung des jungen Fürsten 1411 machte ihm ein Ende. Um dieselbe Zeit teilten endlich die Söhne Leopolds III., Ernst der Eiserne und Friedrich IV., ihre Lande so, daß jener die Regierung in Steiermark, Kärnten, Krain, Triest („Innerösterreich"), dieser in Tirol und den Vorlanden übernahm, beide aber im Namen ihrer Gesamtlinie. Währenddem rich-

*) Pomuk war mit dem Erzbischof Johann von Jenstein der Absicht des Königs, die Abtei Kladrau zu einem Bistum zu erheben, durch die rasche Weihe eines neuen Abtes zuvorgekommen. Die Legende macht ihn bereits im 15. Jahrhundert zum Märtyrer des Beichtgeheimnisses.

tete der österreichische Adel durch wüstes Raubwesen und durch Fehden mit dem böhmisch-mährischen Grenzadel sich und das Land zu Grunde.

Verfall der Kirche. Das Kaisertum war thatsächlich aufgelöst, also nicht imstande, wie es vor alters geschehen war, den Anstoß zur Kirchenreform zu geben, so dringend nötig diese erschien. Seit mehr als zwei Jahrzehnten, seit 1378, standen sich zwei Päpste gegenüber, jeder mit einem sicheren Anhang (Obedienz). Hatte nun schon der päpstliche Hof in Avignon, weil ihm die italienischen Einkünfte teilweise versagten, seine Geldforderungen immer höher gespannt, so trat jetzt, da es zwei päpstliche Höfe zu erhalten galt, der finanzielle Gesichtspunkt derartig in den Vordergrund, daß die Rücksichten auf die geistlichen Aufgaben des Papsttums fast verschwanden. Seit Clemens V. (1305—1314) schon nahm die Kurie das Recht der Besetzung für alle die Erzbistümer und Bistümer in Anspruch, deren Inhaber in Rom starben, seit Johann XXII. (1316—1334) für alle Pfründen, deren Inhaber durch päpstliche Verwendung oder Ernennung befördert wurden (Reservationen). Derselbe Papst führte die Annaten, eine jährliche Geldzahlung für die Verleihung kirchlicher Stellen, ein, wozu noch das alte Spolienrecht und die Einkünfte während der Vakanzzeit traten; ja selbst an Laien wurden seit Clemens V. Pfründen (Kommenden) gegen eine Geldzahlung verliehen und das Palliengeld, die Kanzleigebühr für die Verleihung des erzbischöflichen Palliums, zu einer hohen Abgabe gesteigert. Selbst das Recht der Päpste, Kirchenstrafen gegen eine Geldzahlung zu frommen Zwecken zu erlassen (Ablaß), wurde zu einer ergiebigen Geldquelle, seitdem Clemens VI. die Feier des Jubeljahres, an dem solche Gnaden den Gläubigen besonders winkten, 1342 auf jedes 50., Urban VI. 1389 auf jedes 33. Jahr angesetzt hatte. Der päpstliche Hof war zur größten Börse Europas herabgesunken.

Höchste Verwirrung in Kirche und Reich. So unleidlicher Ausnützung päpstlicher Machtvollkommenheit gegenüber lebten die Gedanken aus der Zeit Ludwigs des Bayern von der Gewalt der Concilien wieder auf und der Ruf nach Reform der Kirche an Haupt und Gliedern erscholl, aber jetzt nicht von den Mönchsorden, wie wohl früher, sondern von den Universitäten aus. Es war Paris, dem es endlich gelang, die Kardinäle und Bischöfe beider Parteien zum Concil von Pisa zu bewegen. Die glänzende Versammlung, die sich hier im
1409. März 1409 unter den Augen der Gesandten der meisten europäischen Mächte vereinigte, entsetzte beide Päpste, Gregor XII. in Rom und Benedikt XIII. in Avignon, und wählte Alexander V. Aber ihm fehlte die Macht, seinen Beschlüssen die Ausführung zu sichern, und da die entthronten Päpste sich ihnen nicht fügten, so erlebte die spottende Welt das Schauspiel eines dreifachen Papsttums. Die Verwirrung war also nicht beseitigt, sondern gesteigert. Und bald fehlte ihr auf weltlicher Seite nicht das Gegenbild. Denn nach König Ruprechts Tode am
1410. 18. Mai 1410 wählten Pfalz und Trier den Luxemburger Sigismund, Markgrafen von Brandenburg und König von Ungarn, zum Kaiser, die übrigen Kurfürsten seinen Vetter Jobst von Mähren, während Wenzel noch keineswegs verzichtet hatte. Dem dreifachen Papsttume trat ein dreifaches Kaisertum gegen-

über! Wenigstens diesen Skandal gelang es indes rasch zu beenden. Nach Jobsts baldigem Tode (17. Januar 1411) brachte die diplomatische Gewandtheit 1411.
Friedrichs VI., des Burggrafen von Nürnberg, die Kurfürsten zur allgemeinen Anerkennung Sigismunds, der ihm dafür die Verwaltung der Mark Brandenburg am 7. Juli 1411 übertrug, und auch Wenzel machte seine Ansprüche nicht weiter geltend.

Die Einheit des Kaisertums war wiederhergestellt. Ob freilich sein nunmehriger alleiniger Träger Sigismund (1410—1437) in dieser überaus schwierigen Lage der rechte Mann war, das konnte zweifelhaft sein. Geistreich, fein gebildet und bewandert in großen Geschäften, entbehrte doch Sigismund jedes festen sittlichen Haltes, er galt für leichtfertig, unzuverlässig und doppelzüngig. Mit der Kirchenreform war es ihm allerdings Ernst und in seiner Hand hat sich das Kaisertum zum letztenmale als die leitende Gewalt des ganzen Abendlandes in dieser Frage bewährt, aber er faßte sie doch ganz und gar in dem äußerlichen Sinne wie die Vertreter der Hierarchie überhaupt auf, als eine Beseitigung der argen Mißbräuche in der Verwaltung der Kirche durch eine Beschränkung der päpstlichen Gewalt; der Gedanke an eine Änderung der Kirchenverfassung oder gar der Lehre lag dieser konservativ-aristokratischen Richtung völlig fern.

Wiclif. Und doch drängten sich Bestrebungen dieser Art immer mehr in den Vordergrund. Eine radikal-demokratische Richtung machte sich vornehmlich in der niederen Geistlichkeit geltend. Im Grunde so alt wie die Kirche selber, wurde sie jetzt neu belebt durch die Entrüstung über den Mißbrauch der päpstlichen Gewalt und gefördert von der deutschen Mystik, welche die unmittelbare Gemeinschaft des Menschen mit Gott ohne die Dazwischenkunft kirchlicher Gnadenmittel erstrebte. Ein Engländer rein germanischer Abkunft, John Wiclif von Oxford, war es, der diese Anschauungen zuerst zu einem geschlossenen Systeme zusammenfaßte, getragen von der gewaltigen nationalen Erhebung seines Volkes unter Edward III. Er verwirft, ausgehend von der alleinigen Autorität der heiligen Schrift, die Siebenzahl der Sakramente, insbesondere die Brotverwandelungslehre im Abendmahle, damit die Mittlerstellung des Klerus und alles, was sich daran knüpfte: Fegefeuer, Totenmessen, Ablaß, Heiligenverehrung, Reliquiendienst, Mönchtum; die Kirche ist ihm die Gemeinschaft der Gläubigen oder Erwählten, ihr Haupt Christus, nicht der Papst. Daraus folgert er weiter, daß der eines geistlichen Amtes unwürdig wird, der eine Todsünde begeht und daß das Kirchengut nicht der Geistlichkeit gehört, sondern der Gemeinde; für den Staat aber nimmt er die Unabhängigkeit von der Kirche und das Recht, über zweckwidrig verwaltetes Kirchengut zu verfügen, in Anspruch. Gregor XI. verdammte 1377 19 seiner Sätze, und ein englisches Concil in London verwarf 1382 ihrer 45, aber Wiclif starb unangefochten auf seiner Pfarre in Lutterworth am 31. December 1384. In England 1384.
durchzudringen ist ihm also nicht beschieden gewesen, doch die Feuerfunken, die von ihm ausgingen, entzündeten den ungeheuren Brennstoff, der in Böhmen aufgehäuft lag.

Böhmische Zustände. Die glänzende Ausstattung, die Karl IV. der Kirche seines Stammlandes verliehen hatte, war ihr weit mehr zum Fluche als zum

Segen geworden. Die höhere Geistlichkeit erlag den Versuchungen des Reichtums, während die niedere, übermäßig zahlreich, schlecht besoldet und mangelhaft gebildet, zu einem höchst gefährlichen, meist sittenlosen Proletariate erwuchs. Und wie die Tausende von Vikaren und Altaristen voll Eifersucht und Neid auf die besser gestellten Standesgenossen blickten, so mischten sich diesem gegenüber bei den Laien Verachtung und Begehrlichkeit, besonders bei dem Adel, dessen Vorfahren jene Stiftungen großenteils gemacht hatten, und bei dem hörigen Landvolke, welches darbte, während Mönche und Prälaten schwelgten. Dazu trat der politische und sociale Gegensatz zwischen den deutschen Stadtgemeinden und dem überwiegend tschechischen Adel, der es jenen nicht verzieh, daß sie dem Königtum eine Stütze gegen seine Bestrebungen nach Alleinherrschaft im Lande boten, und dieser Gegensatz war zugleich ein nationaler, wie er sich namentlich seit Karl IV. auch zwischen dem tschechischen Landvolke und den Deutschen überhaupt aufthat, deren begünstigte Stellung die tschechischen Massen mit Neid erfüllte. Jetzt ergriff diese Stimmung auch die akademisch gebildeten Kreise Prags. Denn es erschien den Tschechen unleidlich, daß die Böhmen in den Angelegenheiten der Hochschule nur über eine einzige Stimme verfügten, die drei übrigen „Nationen" (Landsmannschaften) der Bayern, Sachsen und Polen aber, da auch die letzteren meist deutsche Schlesier waren, als Deutsche stets zusammenhielten und mit ihren drei Stimmen regelmäßig durchdrangen. Gegen die Verderbnis der Kirche aber eiferten beredte Bußprediger.

Johannes Huß. Beide Richtungen vereinigte endlich Johannes Huß. Er war um 1360 von armen Eltern tschechischen Stammes in Hussinez bei Prachatitz geboren, studierte seit 1382 in Prag, wurde 1393 zum Priester geweiht, 1396 Magister, 1398 Doktor der Theologie und Universitätslehrer und war 1402 ein beliebter Prediger an der Bethlehemskapelle. Ein treuer Sohn seines Volkes, aber auch ganz erfüllt von jener fanatischen nationalen Unduldsamkeit, die seitdem der Fluch Böhmens gewesen ist, sittenrein, selbstlos, kenntnisreich, überzeugungstreu bis zur Hartnäckigkeit, war er doch kein eigentlich schöpferischer Geist und der Tragweite seiner Lehren sich schwerlich immer bewußt. Er hat den Tschechen eine neue, zweckmäßige Rechtschreibung geschenkt, er hat aber auch zuerst den verhängnisvollen Satz ausgesprochen, welchen seine Landsleute nur zu bald in blutige Wirklichkeit übertrugen: das Brot, welches den Söhnen des Hauses gehöre, würde den Hunden gegeben; die Söhne des Reiches sollten sich an die Tafel setzen, die Fremden demütig die Brosamen erwarten. Religiös stand er durchaus auf den Schultern Wiclifs, denn die enge Verbindung zwischen den Universitäten Oxford und Prag, deren junge Docenten (Baccalaurei) ihren Vorlesungen die Hefte von Pariser oder Oxforder Professoren zu grunde legen mußten, verschaffte Wiclifs Lehren in Böhmen schon in den letzten beiden Jahrzehnten des 14. Jahrhunderts leicht Eingang, und sie ergriffen auch Huß, zumal ein Freund desselben aus alttschechischem Adel, Hieronymus, 1401/03 in Oxford studiert hatte. Namentlich Wiclifs Auffassung von der Kirche eignete sich Huß durchaus an, und welchen Eindruck mußte es in diesem gährenden Böhmen machen, wenn er lehrte,

die Güter der Kirche, welche der Gemeinde gehörten, seien besonders zur Armenpflege zu verwenden, ein weltliches oder geistliches Amt dürfe der nicht bekleiden, der einer Todsünde sich schuldig gemacht habe, und nur der „Gerechte“ habe ein Recht auf Besitz. Jede energische Regierung mußte den praktischen Folgerungen aus solchen Sätzen entgegentreten. Doch die beiden Prager Erzbischöfe dieser Zeit, Wolfram von Skworez († 1402) und Sbinko von Hasenburg, waren unfähig und König Wenzel schwankte beständig zwischen rohen Wutausbrüchen und stumpfer Trägheit hin und her; zudem besaß der tschechische Adel in der „Landesregierung“ ein vom König fast unabhängiges Organ (s. S. 478 A.).

Der Auszug der Deutschen aus Prag. So ging das Unheil seinen Gang; immer schärfer wurde die Spannung zwischen den Deutschen und Tschechen der Universität, immer leidenschaftlicher der Ton der Erörterungen. Die Hochschule verwarf unter dem Einflusse der Deutschen die Sätze Wiclifs ebenso wie eine böhmische Synode, aber bereits begann der tschechische Adel sich dem nationalen Wortführer zu nähern, und zu gute kam diesem, daß König Wenzel mit dem Erzbischof und den drei fremden Nationen der Universität in Streit geriet, weil sie gegen die von ihm damals (1408) gewünschte Neutralität zwischen den beiden streitenden Päpsten sich aussprachen. Dadurch gereizt, stieß Wenzel mit dem Dekret von Kuttenberg (18. Januar 1409) die Verfassung der Universität 1409.
um, indem er den Böhmen, obwohl sie nur ein Fünftel der Studierenden zählten, drei, den übrigen drei Nationen zusammen nur eine Stimme zuwies. Die Folge war die Auswanderung der deutschen Professoren und Studenten, etwa 5000, die Begründung der Universität Leipzig, die seitdem ein Jahrhundert lang eine Hochburg der alten Kirche blieb, das Herabsinken Prags zu einer böhmischen Landesuniversität unter tschechischer Herrschaft; im Oktober erhielt Huß das Rektorat.

Huß im Bann. Nun überschwemmten wiclifitische Schriften das Land, bereits entsetzte der Adel auf seinen Gütern die Geistlichen, welche sich gegen die „Neutralität“ erklärten, und der König belegte die erzbischöflichen Güter mit Beschlag. Erst eine Verfügung des Papstes an den Erzbischof (December 1409), gegen Huß einzuschreiten, brachte eine Wendung. Die Predigten in bloßen Kapellen wurden verboten, die wiclifitischen Schriften weggenommen und verbrannt, endlich über Huß der Bann verhängt, und dieser, da Huß der Vorladung nach Rom nicht persönlich folgte, am 15. März 1411 auch von päpstlicher Seite her in Prag 1411.
nochmals verkündet; die Stadt verfiel dem Interdikt. Schon aber regte sich das Volk für Huß, und als dieser gegen den Ablaß, welchen Johann XXIII., Alexanders V. Nachfolger, zum Kreuzzuge gegen Ladislaus von Neapel, die Hauptstütze Gregors XII., ausschrieb, aufs heftigste auftrat, da sprach Rom den großen Bann gegen ihn aus und verhing über jeden Ort, wo er sich aufhalte, das Interdikt. Obwohl nun Huß vom Papst an ein Concil und schließlich an Christus appellierte (März 1412), jetzt konnte auch Wenzel ihn nicht mehr in Prag halten; auf seine Weisung verließ er im December 1412 die Stadt, aber nur, um nun von den 1412.
Burgen des Adels aus mit Schrift und Wort seine Lehre durch das ganze Land zu tragen.

Das Concil von Constanz. So war Hußens Sache zu einer nationaltschechischen Angelegenheit geworden, als es Sigismund, der i. J. 1413 in Italien erschien, um sich die Königskrone aufs Haupt zu setzen, was allerdings der Widerstand der Visconti in Mailand verhinderte, gelang, bei einer persönlichen Zusammenkunft in Lodi Papst Johann XXIII. zur Berufung des Concils nach einer deutschen Stadt, nach Constanz am Bodensee, zu bestimmen (10. December
1414 1413). Hier eröffnete am 5. November 1414 Johann XXIII. persönlich die Versammlung, eine der glänzendsten, welche die Welt je gesehen hat.*) Der Großartigkeit der Veranstaltung entsprach die Größe der Aufgabe, denn es galt den hussitischen Glaubensstreit zu erledigen, die Kirchenspaltung zu beenden und die Reform durchzusetzen. Um das Übergewicht der unverhältnismäßig zahlreichen und meist für Johann gestimmten italienischen Bischöfe nicht zur Geltung kommen zu lassen, konstituierte sich nach der Ankunft Sigismunds (25. December) am 7. Fe-
1415. bruar 1415 das Concil nach „Nationen", die als abgeschlossene Körperschaften zuerst jede Frage für sich berieten und dann bei der Schlußentscheidung je eine Stimme abgaben; das waren zunächst die Deutschen mit den Skandinaviern, Slawen und Ungarn, die Franzosen, Italiener und Engländer; die Spanier und Schotten fehlten noch, weil sie an Benedikt XIII. festhielten. Gregor XII. war von seinen Anhängern bereits aufgegeben, Johann XXIII. aber hätte am liebsten für sich die dreifache Krone gerettet und gab, da seine Unwürdigkeit allzu groß erschien, am 1. März 1415 seine Verzichtserklärung nur unter der Bedingung, daß seine Nebenbuhler dasselbe thäten; ja wenige Wochen nachher, am 20. März, flüchtete er mit Hilfe Herzog Friedrichs IV. von Österreich (Tirol) nach Schaffhausen und nahm seine Ansprüche wieder auf. Es half ihm wenig. Die Reichsacht, der Anmarsch eines Reichsheeres und der Schweizer, die Rüstungen fast aller Nachbarn und des tirolischen Adels zwangen in wenigen Wochen den Herzog zur Unterwerfung und zur Übergabe aller seiner Lande an den Kaiser, der ihn sogar gefangen hielt (6. Mai); den wortbrüchigen Papst aber traf die Anklage vor dem Concil kraft der von diesem am 6. April beschlossenen Erklärung, das Concil stehe über dem Papste, und am 29. Mai erfolgte seine Entsetzung. In Radolfszell wurde er verhaftet, Gregor XII. entsagte seinem Versprechen gemäß am 4. Juli, auf Benedikt XIII. nahm man zunächst weiter keine Rücksicht.

Huß' Verurteilung und Tod. So lag die Entscheidung über Huß ganz in den Händen einer überwiegend reformfreundlichen Versammlung. Der Vorladung folgend war er unter Zusicherung freien königlichen Geleits, das ihn übrigens der Gerichtsbarkeit des Concils keineswegs entzog, am 3. November 1414 in Constanz angelangt, aber er traf auf keine freundliche Stimmung, denn das Concil verstand die Kirchenreform doch in ganz konservativem Sinne und die

*) Nach dem Tagebuche des Domherrn Ulrich von Reichenthal waren anwesend: ein Papst, 5 Patriarchen, 33 Kardinäle, 47 Erzbischöfe, 145 Bischöfe, gegen 200 andere Prälaten, über 2000 Doctoren und Magister; von Laien ein König, 81 Vertreter von Königen, 4 Kurfürsten, 20 Herzöge, 131 Grafen, 171 Freiherren, etwa 1500 Ritter, 62 reichsstädtische, 351 landständische Botschafter, im ganzen 50,000 Fremde.

Deutschen haßten in ihm begreiflicherweise auch den Todfeind ihrer Nation. Schon am 28. November wurde er deshalb verhaftet, am 6. December in den feuchten, ungesunden Kerker des Dominikanerklosters dicht am See gebracht. Umsonst hofften seine Freunde auf die Ankunft des Kaisers; der zürnte anfangs zwar heftig, war aber weit davon entfernt, dem Concile gegenüber auf seinem verpfändeten Königsworte zu bestehen und sorgte nur dafür, daß der unglückliche, schwer leidende Mann in ein besseres Gefängnis gebracht wurde. Inzwischen stellte man aus seinen Schriften seine Ketzereien zusammen und beeilte sich am 4. Mai, Wiclifs Sätze nochmals feierlich zu verdammen.

Hußens Schicksal war damit sogut wie entschieden, als er am 5. Juni zum erstenmale vor den versammelten Vätern erschien. Bleich und abgezehrt, aber ungebrochen gab er die Erklärung ab, daß er den geforderten Widerruf nur dann leisten werde, wenn man ihn aus der heiligen Schrift und mit Vernunftgründen widerlege. Mit einem solchen Standpunkte konnte die mittelalterliche Kirche überhaupt nicht verhandeln, aber umsonst mahnte ihn beim zweiten Verhör am 7. Juni der Kaiser selbst zum Widerruf; da er auch beim dritten, am 8. Juni, festblieb, ließ er ihn fallen. Noch ist dann der Reformator durch Vorstellungen aller Art bestürmt worden, es war alles umsonst. So sprach am 6. Juli 1415 in 1415.
Sigismunds Beisein das Concil den Johannes Huß als hartnäckigen Ketzer für schuldig, ließ ihn seines Priestergewandes entkleiden und übergab ihn dem weltlichen Gericht zur Vollstreckung des Todesurteils. Auf dem Kopfe eine Papiermütze mit Teufelsfratzen und der Inschrift: „Hic est haeresiarcha" („Das ist ein Erzketzer") so wurde er unter Geleit des Pfalzgrafen, umgeben von etwa 1000 Bewaffneten und umdrängt von Volkshaufen, hinausgeführt nach der Richtstätte unweit des Rheines. Schon an den Pfahl gebunden, mit Holz und Reisigbündeln bis an den Hals umgeben, lehnte er noch einmal die Aufforderung zum Widerrufe ab und stimmte ein frommes Lied an; als Flammen und Rauch ihn einhüllten, brach er erstickt zusammen. Seine Asche ward in den Rhein gestreut, damit sein Grab nicht zu einer Wallfahrtsstätte werde. Kaum ein Jahr später, am 30. Mai 1416, endete an derselben Stätte sein Freund Hieronymus. Auf 1416.
der Rückreise von Constanz, wohin er sich gewagt hatte, verhaftet und gebrochen von harter Gefangenschaft, hatte er widerrufen, dann aber seinen Mut wieder gefunden.

Scheitern der Kirchenreform. Wenn das Concil zwei Ketzer vernichtete, aber nicht die Ketzerei, so gelang ihm in der Kirchenreform fast noch weniger. Die Kirchenspaltung allerdings wurde beseitigt. Denn obwohl Sigismund auch durch persönliche Verhandlungen in Narbonne Benedikt XIII. nicht zum Verzicht bestimmt hatte, es gelang ihm doch, die spanische und bei seiner Anwesenheit in England auch die schottische Geistlichkeit zur Beschickung des Concils zu bewegen. Darauf wurde am 26. Juli 1417 auch Benedikt XIII. entsetzt, die Bahn für die Reform schien frei. Doch während Sigismund, unterstützt auch von den Engländern, sie sofort in Angriff nehmen wollte, wünschten die romanischen Nationen vor allem die Wahl eines Papstes, und da schließlich auch die Engländer sich jenen an-

schlossen, so gaben die Deutschen unter der Bedingung nach, daß künftig regelmäßige Concilien stattfinden sollten (das nächste nach 5, das folgende nach 7 und die übrigen aller 10 Jahre) und daß der neue Papst das Concil nicht eher auflöse, als bis bestimmt bezeichnete Reformen vollendet seien. So wurde Otto
1417. von Colonna als Martin V. am 11. November 1417 erhoben. Die Aussicht auf eine gründliche Reform der Kirche im conciliaren Sinne war verspielt, ja es erwies sich überhaupt jede allgemeine Reform als unmöglich. Denn da die Rechte des Papsttums den einzelnen Nationen gegenüber ganz verschiedene waren, so waren auch die Bedürfnisse einer jeden verschieden. Infolgedessen gelang es Martin V., sich durch Konkordate auf fünf Jahre mit jeder einzelnen abzufinden, indem er eine Ermäßigung der Zahlungen an Rom und Beschränkung der päpst-
1418. lichen Ernennungsrechte zugestand. Am 22. April 1418 fand die letzte Sitzung des Concils statt.

Es war ein dürftiges Ergebnis, aber das der deutschen Fürstenversammlung, die gleichzeitig mit dem Concil in Constanz getagt hatte, war nicht größer. Die Verhandlungen über ein neues Landfriedensgesetz verliefen im Sande, ebenso wie das Verfahren gegen Friedrich IV. von Österreich, dem Sigismund schließlich im Mai 1418 seine Lande zurückgab, doch ohne die für reichsunmittelbar erklärten Städte im Aargau und Thurgau. Das Wichtigste und Folgenreichste, was gelang, war die Belehnung Friedrichs VI. von Hohenzollern mit der Mark Brandenburg und den sich daran knüpfenden Rechten am 30. April 1415, denn damit trat das Geschlecht in den Reichsfürstenstand ein, das es zunächst verstand, aus wüsten Trümmern eine neue lebendige Macht dort zu schaffen, wo sie am nötigsten war, und später das Reich selbst zu erneuern.

Entstehung einer hussitischen Landeskirche in Böhmen. Kaum war das Concil geschlossen, da enthüllte sich jammervoll die Ohnmacht der Reichsgewalt wie des Papsttums, denn in Böhmen erhob sich eine Landeskirche nach den Lehren des verbrannten Ketzers und bald zerstoben die weiland stolzen ritterlichen Aufgebote des Reichs vor den Dreschflegeln tschechischer Bauern.

Noch ehe Huß geendet, hatte Jakob von Mies mit seiner nachträglichen Zustimmung die in Böhmen lange Zeit übliche und erst allmählich verdrängte Form des Abendmahles unter beiderlei Gestalt (sub utraque specie) wieder als die gebotene verfochten und 1416 zuerst in einigen Prager Kirchen ihre Einführung durchgesetzt, obwohl das Concil sie bereits am 15. Juni 1415 verworfen hatte; seit Huß' Tode wurde sie das Kennzeichen seiner Anhänger, der Kelch ihr Symbol. Nachdem nun schon im Mai 270 böhmische Edelleute gegen das Verfahren des Concils Verwahrung eingelegt und auf dem Prager Landtage am
1415. 2. September 1415 ihrer 452 zu der Erklärung, Huß sei rechtgläubig gewesen, sich vereinigt hatten, bildete sich drei Tage später auf sechs Jahre ein Herrenbund für die Freiheit der Kirche, Anerkennung der bischöflichen Gewalt, soweit ihre Handhabung mit der heiligen Schrift übereinstimme, und der Universität Prag als höchster Autorität in Glaubenssachen, und diese erklärte dann das Abendmahl unter beiderlei Gestalt für allgemein verbindlich. Damit war die hussitische Kirche

zunächst unter Leitung des tschechischen Adels begründet, aber auch die Nationalitäts- und Glaubensspaltung, denn dem hussitischen Herrenbunde trat schon am 1. Oktober ein katholisch-deutscher entgegen. Umsonst verhing nun das Prager Domkapitel im Auftrage des Concilbevollmächtigten Johann von Leitomischl das Interdikt über die Hauptstadt, umsonst forderte das Concil die 452 Edelleute, dann sogar den König Wenzel und seine Gemahlin vor seinen Richterstuhl, umsonst machte Sigismund den Bruder für alle Folgen fortgesetzten Widerstandes verantwortlich. Wenzel, jetzt ganz beherrscht von seinen hussitischen Vertrauten Nikolaus Pistna von Hussinez und Johann Ziska von Trotschnow, erklärte noch im Januar 1419, er wisse nichts von Ketzerei in Böhmen, und lenkte erst im Februar wieder ein, indem er die Wiedereinsetzung der vertriebenen Geistlichen befahl. Doch jetzt war es zu spät. Die Bewegung hatte schon die Massen des Landvolkes und des städtischen Kleinbürgertumes ergriffen und nahm hier alsbald einen schwärmerisch-radikalen Charakter an. Überall im Lande beriefen die verjagten hussitischen Prediger ihre Anhänger ins Freie, nach den Bergen zum Gottesdienst. So sammelten sich vor allem auf dem „Tabor", einer ausgedehnten Hochebene über der Luschniz, am 22. Juli 1419 über 42,000 fanatisch erregte Menschen zu Gebeten und zur Austeilung des Abendmahles in brüderlicher Liebe und Eintracht ohne Unterschied des Standes und Vermögens. In Prag und Umgegend brachte die Zurückgabe sämtlicher Kirchen an die Katholiken (bis auf drei) und die Einsetzung eines katholischen Rates in der Neustadt die größte Aufregung hervor. Als nun am 30. Juli 1419 der fanatische Mönch Johann von Seelau 1419.
und Johann Ziska mit einer bewaffneten Prozession der Stephanskirche sich bemächtigten, da stürmten auf dem Rückwege die Rasenden das Rathaus der Neustadt und stürzten die Ratsherren aus den Fenstern hinunter in die Speereisen der unten harrenden Haufen. Die Kunde von dem gräßlichen Ereignis brachte dem König Wenzel den Tod; vom Schlage getroffen verschied er am 16. August auf Schloß Kundratitz. Nun brach in Prag alles zusammen. Fanatische Haufen stürmten Kirchen und Klöster und ermordeten die Geistlichen; was sich von diesen rettete, flüchtete mit den meisten Deutschen aus der Stadt.

Hussitische Parteien. Indessen die Hussiten selber zerriß ein tiefer Gegensatz. Die gemäßigte Partei, die „Prager" oder „Calixtiner" (Kelchner), der Adel und die Universität, erstrebten nur eine Reform der Kirche in nationaltschechischem Sinne, aber keinen Umsturz der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung; die „Taboriten" dagegen wollten nicht nur in Lehre, Kultus und Verfassung der Kirche alles das beseitigen, was nach ihrer Ansicht in der Bibel nicht geboten war, also die mittelalterliche Kirche vernichten, sondern auch Staat und Gesellschaft auf biblischer Grundlage aufbauen, mit Ausschluß jedes „fremden", deutschen wie römischen, Rechts, also eine theokratische Republik des „heiligen" tschechischen Volkes mit Gütergemeinschaft und allgemeiner Wehrpflicht aufrichten. Sie richteten gemeinsame Kassen ein, gliederten sich in Kriegs- und Friedensgemeinden, die abwechselnd den Dienst thaten; die Leitung der kirchlichen Angelegenheiten übernahm seit September 1420 ein Bischof. Ihre Hauptburg

wurde das im Februar gegründete Tabor, ihr Führer der einäugige Johann Ziska, ein Mensch „ohne Furcht, ohne Bildung, ohne Erbarmen“, ein fanatischer Feind der alten Kirche und der Deutschen. Neben diesen beiden großen Parteien tauchten auch extreme Sekten auf, wie die kommunistischen Pikarditen (Begharden) und die pantheistisch-kommunistischen Adamiten oder Nikolaiten, doch gelangten sie zu keiner größeren Bedeutung und wurden von beiden hussitischen Richtungen verfolgt.

Bruch mit König Sigismund. Anfangs wäre es wohl möglich gewesen, mit der gemäßigten Partei einen Ausgleich herbeizuführen. Denn geschreckt von dem Wüten der taboritischen Fanatiker, verband sich diese Anfang Oktober 1419 mit den Katholiken zur Aufrechthaltung der Ordnung und zur Unterstützung der Regentin Sophia, welche Sigismund als Nachfolger seines Bruders eingesetzt hatte. Beide verdrängten wirklich die Taboriten aus der Hauptstadt, aber Sigismund wies auf dem böhmisch-mährischen Landtage in Brünn (December 1419) ihre mäßigen Forderungen ab, worauf die Regentschaft zurücktrat, und ließ am
1420. 17. März 1420 in Breslau die päpstliche Kreuzzugsbulle gegen die ketzerischen Böhmen verkünden. Das trieb zum äußersten. Auch der utraquistische Adel kündigte jetzt dem Könige den Gehorsam auf (30. April), aus Prag wurden die letzten Deutschen verjagt, ihre Häuser und Gärten von dem hereinströmenden tschechischen Landvolk in Besitz genommen, weit und breit im Lande die Kirchen und Klöster bis auf wenige geplündert, zerstört, die Priester und Mönche ermordet. Ein rasender Parteikampf war entfesselt. Der katholische Herrenbund fand in Pilsen seinen festen Stützpunkt und zugleich in zahlreichen königlichen Städten Beihilfe, wie denn die Kuttenberger die gefangenen Hussiten mordeten oder in verlassene Schächte stürzten, die Taboriten stützten sich auf das unbezwingliche Tabor. Und nun war es Ziska, der mit genialem Blick diese Bauernhaufen zu einem unbesiegten Fußvolk umschuf; mit Bauernwaffen, Spießen, Sensenspeeren, eisenbeschlagenen Dreschflegeln und Keulen zogen sie einher, gedeckt bei Lager, Marsch und Kampf von ihren Wagen, die sich zu „Wagenburgen“, beweglichen und doch undurchdringlichen Verschanzungen zusammenschlossen. Bald sollten sie die Probe bestehen.

1426. Die ersten Kreuzzüge bis 1426. Im Sommer d. J. 1420 überflutete ein mächtiges Kreuzheer das böhmische Land; von Schlesien her kam Sigismund, von Westen her die Kurfürsten von Brandenburg, Mainz, Trier und Köln; vor Prag, wo der Hradschin und der Wyšehrad noch in den Händen der Königlichen waren, vereinigt begannen sie am 30. Juni die Belagerung. Doch schon stand Ziska mit den Taboriten wieder vor der Stadt und erfocht, jetzt durch einen Pfeilschuß völlig erblindet und von einem Wagen aus die Schlacht leitend, am 14. Juli
1420. beim Wittkowberge, der seitdem der Ziskaberg heißt, seinen ersten großen Sieg. Sigismund entließ sein entmutigtes Heer und begnügte sich mit der Königskrönung auf dem Hradschin (28. Juli); erst im Spätherbst zog ein neues Heer zum Entsatz des hart bedrängten Wyšehrad heran, aber seine Niederlage am 1. November überlieferte diese stolze Königsburg den Siegern zu völliger Zerstörung und trieb

schließlich auch den König aus dem Lande (Februar 1421). Rasch hintereinander fielen nun unter unsäglichen Greueln die meisten königlichen Städte den Taboriten in die Hände; darauf einigten sich die beiden hussitischen Parteien auf dem Landtage von Tschaslau im Juni 1421, ohne ihre Anschauungen aufzugeben, über gemein- 1421.
same kirchliche Grundsätze, die sogenannten „Prager Artikel" (freie Predigt des Wortes Gottes, Abendmahl unter beiderlei Gestalt, Einziehung des Kirchenguts, strenge Bestrafung der „Todsünden" bei Geistlichen und Laien); zugleich wurde dem König Sigismund der Gehorsam aufgekündigt und eine provisorische Regierung von zwanzig Männern niedergesetzt.

Auch nach außen blieb der Sieg abermals den Hussiten. Ein meißnisches Heer Friedrichs des Streitbaren entsetzte allerdings am 5. August 1421 das belagerte Brüx und eroberte den Leitmeritzer Kreis, aber vor Bilin mußte es umkehren, als ein Kreuzheer am 2. Oktober bei Saaz erlegen war. Sigismund selber, der inzwischen Mähren unterworfen hatte, wurde am 8. Januar 1422 bei 1422.
Deutsch-Brod von Ziska geschlagen, nicht besser verlief der Einfall Albrechts von Österreich von Süden her, und die Beratungen des Reichstages von Nürnberg über die Aufstellung eines Söldnerheeres auf Grund eines Anschlags (Matrikel) scheiterten am Widerspruche der Städte. So vergingen die nächsten Jahre ohne Angriffe von seiten des Reiches; nur Albrecht von Österreich, dem Sigismund 1423 Mähren als böhmisches Lehen übertrug, setzte den Kampf mit schwankendem Erfolge fort. Andrerseits gewannen die Tschechen einen Rückhalt an den stammverwandten Polen. Zwar lehnte Großfürst Witold die ihm angetragene böhmische Königskrone ab, aber er sandte im Mai 1422 den Prinzen Sigismund Korybut als Reichsverweser mit einem polnischen Heere nach Böhmen. Auf ihn gestützt, behaupteten die Calixtiner die Altstadt, während die Neustadt den Taboriten blieb. Mühsam vermittelte Korybut den fortwährenden Zwist, doch neigte Johann Ziska persönlich in der Abendmahlslehre den Gemäßigten zu, und nachdem der blinde Schlachtenmeister am 11. Oktober 1424 einer Seuche erlegen war, da 1424.
trennten sich seine entschiedensten Anhänger, wie „Waisen" (Orphaniten) um „Vater Ziska" trauernd, als Mittelpartei unter Leitung Prokops des Kleinen ganz von den Taboriten, deren Führung Prokop der Große übernahm.

Die neue Parteiung hinderte jedoch nicht neue Siege. Im Frühsommer 1426 warfen sich die Hussiten auf die noch standhaltenden deutschen Städte am Fuße 1426.
des Erz- und Mittelgebirges, die teilweise, wie Brüx und Außig, in meißnischem Pfandbesitz waren, eroberten Dux, Teplitz, Brüx und Graupen, belagerten Aussig, vernichteten hier in der Mordschlacht des 16. Juni 1426 ein stattliches thüringisch-meißnisches Heer, das zum Entsatz herankam, nachdem im Mai ein Nürnberger Reichstag einen dritten Kreuzzug beschlossen hatte, und erstürmten die Stadt. Die Folge war dort allerorten die Vernichtung des deutschen Bürgertums, das nur in Graupen sich behaupten konnte, bei den Hussiten aber der Sieg der Radikalen und der Sturz Korybuts, der wegen geheimer Verhandlungen mit den Katholiken verhaftet und erst im April 1427 entlassen wurde. Prokop der Große trat an die Spitze aller Hussiten.

Die Einfälle der Hussiten in die Nachbarlande und die letzten Kreuzzüge. In demselben Jahre begann Prokop, um durch Verheerungen Zugeständnisse zu erzwingen, die Züge in die deutschen Nachbarlande. Bald waren es größere Unternehmungen, bald Raubfahrten kleinerer Scharen, aber ihr Charakter blieb immer derselbe. Die wehrlosen Dörfer wurden geplündert und eingeäschert, die Bewohner erschlagen oder verjagt, die Geistlichen, wo man ihrer habhaft wurde, getötet; nur größere feste Städte erwehrten sich der barbarischen Haufen, kleinere wurden meist geplündert und ausgemordet, die Dörfer gingen in großer Zahl zu Grunde und sind vielfach niemals wieder aufgebaut worden. Kläglich zeigte sich die Untauglichkeit der deutschen Wehrverfassung, und doch wurde eine neue noch nicht gefunden. Die Not trieb zu einem neuen Kreuzzuge, den der Reichstag von Frankfurt beschloß; von allen vier Seiten her rückten Bayern, Meißner, Brandenburger, Schlesier und Österreicher in Böhmen ein. Allein die
1427. Hauptmasse wich am 3. August 1427 bei Mies schmählich vor den Hussiten zurück, worauf auch die Schlesier, obwohl am 9. August bei Nachod siegreich, umkehrten, und abermals ergossen sich 1429/30 die tschechischen Raubscharen, jetzt mit dem Auswurf aller Länder gemischt, über Ungarn, Österreich, Schlesien, die Lausitzen, Meißen, das Vogtland, Thüringen und Franken bis vor Nürnberg, wo sie Friedrich von Brandenburg nur gegen Zahlung von 40,000 Fl. zum Abzuge bewog. Endlich predigte der Cardinal Julianus Cesarini abermals das Kreuz.
1431. und der Reichstag beschloß im März 1431 zu Nürnberg die Aufstellung eines Reichsheeres von 10,000 Lanzen und fast 100,000 Mann zu Fuß unter Friedrich von Brandenburg. Als diese Massen von Westen her die Grenze überschritten und Tachau belagerten, schienen sie die Hussiten erdrücken zu müssen; statt dessen warteten sie kaum den Angriff derselben ab, sondern wichen am 14. August 1430 bei Tauß schmachvoll in wilder Auflösung zurück, als sie die Kriegsgesänge der heranziehenden Hussiten vernahmen. Selbst die Bannbulle und die ganze Ausrüstung des Cardinals fiel den spottenden Siegern in die Hände, und zornig warf jener das geschändete Reichsbanner den deutschen Fürsten vor die Füße. Nun
1432. drangen plündernde Schwärme i. J. 1432 durch die Lausitz die Oder hinunter bis Brandenburg vor, wo Frankfurt und Bernau tapfer widerstanden; andere plünderten im Sommer 1433 die nordungarische Grafschaft Zips, noch andere durchzogen, von den Polen gerufen, Pommerellen, zerstörten Dirschau, die Vorstädte von Danzig, die reichen Klöster Pelplin und Oliva, begrüßten frohlockend die blauen Fluten der Ostsee mit ihren Kriegsgesängen und füllten zum Andenken ihre Feldflaschen mit dem Salzwasser. Wie ein tobender Vulkan lag dieses Böhmen hinter den Ringwällen seiner Gebirge, mit seinen Lavaströmen die Kulturlande rings umher überschüttend und nichts zurücklassend als graue Schlacke.

Das Concil von Basel. Da die kriegerischen Mittel versagten, so blieb der römischen Kirche schließlich nichts übrig, als der lange verschmähte Ausgleich mit den siegreichen Ketzern. Nachdem der Einspruch Martins V. das von Friedrich von Brandenburg den Hussiten angebotene Religionsgespräch in Nürnberg 1429 vereitelt hatte, und Verhandlungen vergeblich geblieben waren, brachte endlich ein neues

Concil die Dinge wieder in Fluß. Nur im härtesten Drange der Not hatte es Martin V. auf 1431 nach Basel berufen, immer in der stillen Hoffnung, es möge 1431. so wenig wie das 1424 von ihm nach Pavia geladene wirklich zustande kommen, und auch sein Nachfolger Eugen IV. (1431—1447) stand der Versammlung mit entschiedener Abneigung gegenüber. Dessen ungeachtet konstituierte sich das Baseler Concil im Frühjahr 1431, obwohl noch spärlich besucht, unter dem Vorsitze des Cardinals Cesarini, eines ebenso geistvollen und kenntnisreichen, wie sittenreinen und würdigen Mannes, in vier Deputationen für die Beratung der verschiedenen Angelegenheiten (Friede mit den Hussiten, Glaubenslehre, Reform, Allgemeines), indem es sich dem Papste gegenüber auf den Standpunkt des Constanzer Concils stellte. Obwohl deshalb Eugen IV. schon im December 1431 das Concil für aufgelöst erklärte und die Väter nach Bologna berief, so wies das Concil diese Zumutung ab (Februar 1432), forderte vielmehr den Papst auf, binnen drei Monaten in Basel zu erscheinen, erklärte ihn, als er nicht kam, für contumax (halsstarrig) und eröffnete im Februar 1433 schließlich das Verfahren gegen ihn. 1433. Unterstützt wurde es dabei durch Sigismund, der sich am 25. November 1431 die lombardische Krone aufs Haupt gesetzt hatte und jetzt unausgesetzt den Papst zur Nachgiebigkeit drängte. Wirklich krönte dieser am 31. Mai 1433 Sigismund zum Kaiser und erkannte endlich im December das Concil rückhaltslos an. Es zählte damals gegen 850 Mitglieder.

Der Ausgleich mit den Hussiten. So im fortwährenden Streite mit dem Kirchenoberhaupte hatte es auch die Verhandlungen mit den Hussiten allein durchgeführt Am 4. Januar 1433 ritt eine Gesandtschaft aller hussitischen Parteien im staunenden Basel ein, an ihrer Spitze der gefürchtete Taboritenführer Prokop. Nun erwies sich allerdings trotz monatelanger Debatten eine Verständigung mit den Radikalen als unmöglich, aber mit den Gemäßigten setzten Gesandte des Concils in Prag die Verhandlungen fort und brachten sie am 30. November 1433 zum vorläufigen Abschluß in den „Prager Kompaktaten“, einer 1433. katholisierenden Umgestaltung der Prager Artikel (Abendmahl unter beiderlei Gestalt, Bestrafung der Todsünden, doch nur durch die dazu Berechtigten, freie Predigt des Wortes Gottes, doch nur von bestellten Predigern und unter päpstlicher Autorität; Verbot weltlichen Besitzes für die Geistlichen, doch nur für die, welche ein Gelübde bindet, nicht für die anderen und nicht für die Kirche als solche, die allerdings nur als Verwalterin gilt). Darüber kam es zum Bruche zwischen den böhmischen Parteien. Mit dem katholischen Adel zu einem Landfriedensbunde vereinigt, forderten die Prager Altstadt und der utraquistische Adel die Auflösung der radikalen Brüdergemeinden und Kriegerrotten. Da diese nicht erfolgte, so stießen nach der Erstürmung der Neustadt Prag (6. Mai) am 30. Mai 1434 bei Böhmisch-Brod und Lipan die Parteien in vernichtendem Kampfe 1434. aufeinander. Von 18,000 Taboriten und Waisen deckten 13,000 das furchtbare Schlachtfeld, darunter beide Prokop. Die Reste der Taboriten behaupteten sich nur in Tabor oder fanden als Söldner Verwendung, die Waisen schlossen sich den Pragern an. Der radikale kriegerische Hussitismus war vernichtet.

Sigismunds Rückkehr nach Böhmen und sein Ende. Noch war indes die Verständigung mit dem Concil keineswegs vollbracht, da die Prager unter Johann Rokyzana eine Erweiterung der Kompaktaten erstrebten. Erst nach manchen
1435. Zugeständnissen Sigismunds nahm der Landtag im September 1435 die Kompaktaten an und wählte Johann Rokyzana zum Erzbischof und endlich kam in Iglau am 5. Juli 1436 auf dem böhmisch-mährischen Landtage der Friede zustande. Die Böhmen verkündeten die Annahme der Kompaktaten, die Abgesandten des Concils hoben den Kirchenbann über sie auf und erkannten sie als treue Söhne der Kirche an. Sigismund aber gab ihnen die Zusicherung, daß er eine Amnestie bewilligen, die Kompaktaten halten und mit einem böhmischen Rate das Land regieren werde; Niemand solle zur Herstellung der zerstörten Burgen, Kirchen und Klöster gehalten sein, kein Deutscher ein Amt in Böhmen verwalten und kein Vertriebener ohne Zustimmung der (tschechischen) Gemeinde wieder in den Besitz seiner Güter gelangen. Am 23. August zog er als König wieder in Prag ein, das er seit 17 Jahren nicht betreten hatte. Aber keineswegs gesonnen, den teuer erkauften Frieden aufrichtig zu halten, besetzte er die meisten Ämter mit Katholiken, begann die Klöster wieder herzustellen, ließ den utraquistischen Erzbischof nicht zur Ausübung seines Amtes kommen und erregte dadurch allgemeine Erbitterung. Davon
1437. unterrichtet, verließ er Prag, aber schon am 9. December 1437 verschied er. Mit ihm erlosch das Luxemburgische Haus.

Folgen des Hussitenkrieges. Was ließ es zurück? Im Reiche dauerte die alte Zerrüttung fort und zum erstenmale hatte Rom eine trotz alledem ketzerische Landeskirche anerkennen müssen. Wenngleich diese Folge des Hussitenkrieges auf Böhmen beschränkt blieb, sie bewies dies doch die tiefe Erschütterung der römischen Kirche. Damit aber verband sich die Vernichtung des böhmischen Deutschtums, die fast völlige Tschechisierung des Landes und ein allgemeiner Niedergang der Kultur. Was die letzten Přschemysliden und Karl IV. mühsam aufgezogen, das hatte der Unverstand seiner Söhne und der Fanatismus der Tschechen von Grund aus vernichtet. Den Gewinn zog lediglich der tschechische Adel, der allmählich, da das deutsche Bürgertum ihm nicht mehr die Wage hielt, dem Königtum über den Kopf wuchs und das tschechische Landvolk in völlige Leibeigenschaft hinunterdrückte. Jahrzehntelang das Hauptland des Reiches, stand jetzt dies Böhmen, verarmt und verwüstet, als stammfremd und ketzerisch den Deutschen unheimisch und feindlich wie eine barbarische Welt für sich gegenüber. Auch der amtlich anerkannte Utraquismus blieb unfruchtbar, denn er war prinziplos.

Das Baseler Concil und Eugen IV. Noch schien damals wenigstens die Kirchenreform, wie sie das Baseler Concil erstrebte, einen kräftigen Anlauf zu nehmen. Schon im Juni 1435 hatte es die Annaten abgeschafft, im März 1436 die Zahl der Cardinäle auf 24 beschränkt, die von der Hälfte des päpstlichen Einkommens, nicht wie bisher meist von auswärtigen Pfründen unterhalten werden sollten, dadurch aber wurde der Papst zum äußersten getrieben. Als die Griechen in ihrer Bedrängnis durch die Türken als letztes Rettungsmittel die Union, d. h. die
1437. Unterwerfung ihrer Kirche unter Rom, anboten, erklärte Eugen IV. im Juli 1437

das Baseler Concil für aufgelöst und berief das neue Concil nach Ferrara. Dadurch nicht erschüttert, hielt die Mehrheit unter Leitung des Cardinals Louis l'Allemand trotzdem in Basel aus und verhing über Eugen IV. am 24. Januar 1438 die Suspension. 1438.

Wahl Albrechts II. von Habsburg. So standen die kirchlichen Dinge vor einer entscheidenden Krisis, als die Kurfürsten in Frankfurt zur Kaiserwahl zusammentraten. Unter den beiden Bewerbern, dem Hohenzollern Friedrich I. von Brandenburg und dem Habsburger Albrecht II., Erzherzog von Österreich und, als Gemahl Elisabeths kraft der habsburgisch-luxemburgischen Erbverbindung von 1364 (s. S. 479) wahrscheinlicher Nachfolger seines Schwiegervaters Sigismund in Ungarn und Böhmen, zog die Mehrheit den Habsburger vor, obwohl oder auch vielleicht weil seine Stellung es ihm fast unmöglich machen mußte, sich der Reichsgeschäfte kräftiger anzunehmen, denn um so freieren Spielraum gewann die fürstliche Politik. In der That war sie es auch jetzt, welche die wichtigsten Interessen der Nation selbständig in die Hand nahm. Die Kurfürsten verpflichteten sich noch vor der endgültigen Wahl, am 17. März 1438, in dem Streite zwischen dem Baseler Concil und dem Papst einmütig ihre Neutralität zu wahren und auch den Kaiser dazu aufzufordern, stellten ihm auch das Verlangen, daß er das zerrüttete Gerichtswesen im Reiche ordne und den Landfrieden sichere, die entfremdeten italienischen Reichslehen wieder herbeibringe und Böhmen „zur Einheit der heiligen Christenheit zurückführe“. Am 18. März gewählt nahm Albrecht II. von einer kurfürstlichen Botschaft in Wien die Krone entgegen, bedang sich aber auch gleichzeitig aus, daß er in den nächsten beiden Jahren nicht ins Reich zu kommen brauche. Als echter Habsburger zog er eben das Interesse seiner fremden Kronen dem deutschen vor und überließ der Reichsfürstenpolitik das Feld. Seine trefflichen persönlichen Eigenschaften sind also Deutschland nicht zu gute gekommen.

Reichs- und Kirchenreform. Zunächst verlief die geplante Reform der Reichsverfassung im Sande, denn es fehlte an der Macht und an dem guten Willen, wenngleich keineswegs an der Einsicht in das Notwendige, vielmehr tritt diese zuweilen in wahrhaft überraschender, einer fernen Zukunft vorgreifenden Weise hervor. Während der Cardinal Nikolaus Cusanus (Krebs von Cues an der Mosel) schon um 1433 in mehr konservativer Weise die Grundzüge einer Reform vorzeichnete, die auf einer Stärkung der kaiserlichen Gewalt, regelmäßiger Versammlung der Reichstage mit Zuziehung bürgerlicher Abgeordneter, Errichtung eines aus einer Reichssteuer zu unterhaltenden stehenden Reichsheeres und Einteilung des Reiches in Kreise zur Sicherung des Landfriedens beruhte, empfahl etwas später, gegen 1438, der radikale Verfasser der „Reformation Kaiser Sigismunds“, wahrscheinlich der Schwabe Friedrich Reiser (von Landskron), der 1458 als taboritischer Ketzer in Straßburg verbrannt worden ist, die Einziehung des Kirchengutes für das Reich, die Rücknahme der Zölle und des Münzrechtes an das Reich, die Einsetzung von vier „Reichsvikaren“ zur Wahrung des Landfriedens, Reform der Stadtverwaltung und Ablösung der bäuerlichen Lasten. Wenig-

stens ein Anfang ist auf den beiden Nürnberger Reichstagen vom Juli und Oktober 1438 gemacht worden. Der kaiserliche Kanzler Kaspar Schlick schlug eine Kreiseinteilung (erst 4, dann 6 Kreise) vor, allerdings mit Ausschluß Österreichs und Böhmens, die somit thatsächlich aus dem Reichsverbande ausgeschieden wären, doch konnten sich Fürsten und Reichsstädte nicht über die Stellung der kurfürstlichen Gebiete zu dieser Kreisordnung einigen, und so blieb der Entwurf eben Entwurf. Entschiedener gingen die Reichsstände in der kirchlichen Frage vor, ja der Weg, den sie einschlugen, konnte folgerichtig nur in der Begründung einer
1439. Nationalkirche enden. Denn der Frankfurter Reichstag im März 1439 erkannte die Concilienbeschlüsse über eine Reihe von Reformen an, und der Kaiser trat ihm bei. Daraufhin wagte es das Concil, obwohl durch überhandnehmenden Abfall schon arg zusammengeschmolzen, am 25. Juni 1439 Eugen IV. abzusetzen, und wählte endlich am 5. November Felix V. (Amadeus von Savoyen). Man war auf falschem Wege. Seitdem sich die Mehrheit der Prälaten um Eugen IV. in Ferrara geschart hatte, blieb nur die völlige Trennung von Rom, die im Ernste niemand wollte, oder ein gütliches Abkommen mit Eugen IV., wie es Frankreich um dieselbe Zeit zustande brachte.

Aber wo war in Deutschland die feste Hand, die damals Frankreich führte? Albrecht II. vermochte selbst in den Landen seines Hauses nur mit Mühe sich zu behaupten. In Böhmen hatte er seine Anerkennung gegen den Erwählten der eifrigen Utraquisten, Taboriten und Waisen, die in dem streng katholischen Habsburger den blutigen Feind ihrer Kirche haßten, gegen Kasimir von Polen, durchzusetzen, der von Polen durch Einfälle in Böhmen und Schlesien unterstützt wurde. Die Krone Ungarns hatte er schon am 1. Januar 1438 in Stuhlweißenburg empfangen, aber obwohl die Türken drohend an der Südgrenze standen, so regte sich doch auch bei den Magyaren der Deutschenhaß; ihr erwählter König mußte alle Deutschen aus den Ämtern entfernen. Und doch erwiesen sich die kriegerischen Maßregeln der Ungarn als ganz ungenügend. Außer stande, mit seinen schwachen Streitkräften das hart belagerte Semendria zu entsetzen, mußte Albrecht den Feldzug aufgeben und starb auf dem Rückwege an der Lagerseuche in der Nähe von
1439. Gran am 27. Oktober 1439, indem er nur zwei unmündige Töchter und seine Gemahlin Elisabeth schwangeren Leibes hinterließ. In seinem Testamente ordnete er ständische Regentschaften für Österreich, Böhmen und Ungarn an für den Sohn, den er erhoffte. Trog diese Hoffnung, dann fiel die ganze Ländermasse, welche er zum erstenmale in Habsburgs Händen vereinigt hatte, wieder auseinander.

Friedrich III. Albrecht II. hatte für das Reich fast nichts geleistet, und doch war sein Tod auch für Deutschland ein Unglück. Denn die Kurfürsten zogen
1440. abermals dem Hohenzollern Friedrich einen Habsburger vor (2. April 1440), und zwar eben den, der zu der schweren ihm zufallenden Aufgabe eine wahrhaft erstaunliche Unfähigkeit mitbrachte, den 25jährigen Sohn Ernsts des Eisernen von Steiermark, Friedrich III. (1440—93). Trägheit des Geistes und vollendete Stumpfheit des Gefühls gegen alles, was Pflicht und Ehre heißt, bilden die hervorstechendsten Eigenschaften dieses Fürsten, den Deutschland 53 lange Jahre

hindurch — und welche Jahre! — sein Oberhaupt zu nennen verdammt war. Er galt allerdings für nüchtern, sparsam, sittenrein, aber nur, weil ihm jede starke Erregung, jede Leidenschaft unendlich fern lag. Mit alchymistischen Träumereien, seiner Obstzucht und Sammlung von Juwelen vertändelte er seine Tage, am liebsten im stillen Wiener-Neustadt; allen Demütigungen und Schicksalsschlägen setzte er eine halb stumpfe, halb fatalistische Gemütsruhe entgegen, überzeugt, daß sein Erzhaus zu großen Dingen bestimmt sei. Ihm fehlte allerdings keineswegs ein Zug schlauer Berechnung, aber das Reich war ihm gleichgültig, und was er für sein Haus erreicht hat — und er ist der Gründer seiner Größe geworden! — das verdankte er den Fehlern seiner Gegner und seinem eignen langen Leben, denn die er nicht besiegen konnte, die hat er überlebt und beerbt.

Das Ende des Baseler Concils und das Wiener Konkordat. Zunächst wurde er der Totengräber des Baseler Concils und damit der Kirchenreform, beeinflußt von Enea Silvio da Piccolomini, der seit 1443 in seinen Diensten stand. Dieser gehörte zu den zahlreichen „Retraktanten", die sich aus eifrigen Anhängern conciliarer Bestrebungen in noch eifrigere Verfechter päpstlicher Interessen verwandelten, und war zugleich einer der glänzendsten Vertreter der neuen humanistischen Bildung Italiens, gewandt, liebenswürdig, unbedenklich wie seine Landsleute und wie sie ganz erfüllt von hoffärtiger Verachtung dieser „Barbaren", die nicht mit Gewalt, sondern mit geistiger Überlegenheit zu beherrschen und auszubeuten die natürliche Aufgabe italienischer Feinheit schien. An Friedrich III. machte er sein Meisterstück. Für ihn schloß er am 9. Februar 1446, ohne auf 1446. die Kurfürsten die mindeste Rücksicht zu nehmen, mit Eugens IV. Legaten in Wien einen geheimen Vertrag, der dem Kaiser das Recht zusprach, in seinen Erblanden 100 Pfründen einmalig zu besetzen, für die 6 Bistümer derselben Kandidaten vorzuschlagen und die Klostervisitatoren zu ernennen. Dazu wurde ihm die Kaiserkrönung und eine Zahlung von 210,000 Gulden in Aussicht gestellt. Dafür versprach er den Bund der Kurfürsten zu trennen, also die conciliare Reform zu vereiteln. So des Kaisers sicher, verfügte Eugen IV. mit Verletzung des Reichsrechtes die Entsetzung der Erzbischöfe von Köln und Trier und ernannte für sie päpstlich gesinnte Prälaten. Entrüstet erneuerten die rheinischen Kurfürsten im März 1446 ihren Bund, indem sie, noch ohne Kenntnis von jenem Wiener Vertrage, den Kaiser und alle Reichsfürsten zum Beitritt einluden und den Reichstag nach Frankfurt beriefen, und schickten eine Gesandtschaft nach Wien, an ihrer Spitze den charaktervollen Patrioten Gregor von Heimburg. Sein falsches Spiel mit dreister Stirn fortsetzend antwortete der Kaiser zustimmend und entsandte seinerseits Enea Silvio gleichzeitig mit der kurfürstlichen Abordnung nach Rom. In feierlicher Audienz stellte am 6. Juli Heimburg dem Papste die vereinbarten Forderungen: Anerkennung der conciliaren Autorität, Bestätigung der vom Reiche angenommenen Beschlüsse des Baseler Concils und Berufung eines neuen Concils nach einer rheinischen Stadt bis zum 1. Mai 1447. So festes Auftreten verfehlte nicht ganz seine Wirkung, Eugen entsandte seine Legaten nach Frankfurt zum Reichstage, und Mainz und Brandenburg stimmten, sich von der

Mehrheit der Kurfürsten trennend, mit den meisten anderen Reichsfürsten den von Enea Silvio gemachten Vermittelungsvorschlägen zu. Aber kurz vor seinem Tode (23. Februar 1447) widerrief Eugen IV. in einer geheimen Erklärung die gemachten Zugeständnisse, soweit sie der Lehre der heiligen Väter und der Autorität der Kurie widersprächen. Es war also nichts erreicht, aber der Bund der Kurfürsten war aufgelöst. So erkannten im Juli 1447 die deutschen Fürsten Eugens Nachfolger Nikolaus V. an, und mit seinem Legaten, dem Cardinal
1448. Caravajal, schloß Friedrich III. am 17. Februar 1448, des Reiches ungefragt, das Wiener Konkordat. Es gab dem Papste die meisten Reservationen zurück, gestand ihm dasselbe Recht für die niederen Pfründen in allen ungeraden Monaten des Jahres zu, setzte die Annaten auf eine bestimmte Summe fest, überlieferte also das Reich der päpstlichen Ausbeutung, soweit nicht einzelne Landesherren durch Sonderverträge nach Friedrichs III. Beispiel die Verfügung oder das Vorschlagsrecht über eine Anzahl von Pfründen, zuweilen sogar für die Bistümer, und die Aufsicht über die Kirche, namentlich die Klöster ihres Gebietes sich sicherten, wie die geistlichen Kurfürsten und der Erzbischof von Salzburg, die Herzöge von Sachsen (1443), der Herzog von Cleve (1444), der Kurfürst von Brandenburg (1448). So bereitete sich die landeskirchliche Schließung der deutschen Territorien vor, das Papsttum aber gab die Reinheit des alten kirchlichen Prinzips preis, nur um seine Einkünfte sich zu sichern und die Reform zu vereiteln. Nachdem noch der Kaiser dem Baseler Concile das freie Geleit entzogen hatte, siedelten seine Mitglieder nach Lausanne über. Hier dankte Felix V. ab, und die noch übrigen 8 Cardinäle des Concils wählten Nikolaus V. Mit der Erklärung, es habe sein
1449. Werk beendet, löste sich das Concil am 26. April 1449 auf.

Das triumphierende Papsttum schrieb nun auf 1450 ein Jubeljahr aus zum Danke für die Beendung der Kirchenspaltungen und sah in den Hunderttausenden von Pilgern, die aus allen Ländern der Christenheit nach Rom strömten, das ganze Abendland zu seinen Füßen. Die stolzesten Erinnerungen an die Zeiten Gregors VII. und Innocenz III. wachten wieder auf, denn auch dies Kaisertum war gedemütigt, in den Augen der Zeitgenossen dem Papsttum durchaus untergeordnet, das nicht selten als die höhere Autorität unmittelbar in rein weltliche Geschäfte des Reiches eingriff. In solcher Herabwürdigung erschien im Januar 1453 Friedrich III. in Italien, nicht als der Herr des Landes mit Heeresmacht, sondern als friedlicher Reisender unter dem Geleite der Fürsten und Städte, und empfing am 19. März zugleich mit seiner ihm eben angetrauten Gemahlin Eleonore von Portugal die Kaiserkrone aus der Hand Nikolaus' V. Wenige Wochen später,
1453. am 29. Mai 1453, fiel Konstantinopel den Türken in die Hände, das Doppelkreuz sank von der Sophienkuppel. Jetzt, da eine neue Periode des Kampfes mit dem Islam über das Abendland hereinbrach, konnte das wiederhergestellte Papsttum zeigen, ob es zur Leitung dieses Kampfes ebenso berufen sei, wie drei oder vier Jahrhunderte zuvor.

Ständische Entwickelung. Wenn eine halbhundertjährige kirchliche Reformbewegung in Deutschland mit einem so kläglichen Ergebnis schloß, so trug

daran weit mehr als die Schwäche der leitenden Männer und päpstliche Ränke der Mangel jeder wirklichen Reichsgewalt die Schuld, die Folge der fürstlichen Hauspolitik und der ständischen Gegensätze. Aber wie beide vereint die Reichsordnung völlig zersetzt hatten, so drohten sie auch den Zusammenhang innerhalb der fürstlichen Territorien aufzulösen, denn überall entschieden nur dynastische, ständische und persönliche Interessen, nicht die Rücksicht auf das Ganze. Wie die Fürsten ihre Gebiete zwischen ihre Nachkommen teilten und dadurch oft die Verarmung ihres Hauses herbeiführten, so veräußerten sie auch Hausgüter und Hoheitsrechte durch Verkauf, Verpfändung und Verschenkung an Edelleute, Städte und Kirchen, und die Territorien begannen sich in fürstliche Kammergüter und Grundherrschaften aufzulösen, deren Inhaber zugleich die Hoheitsrechte übten. Um so weniger war es jetzt möglich, die alte Landessteuer, die „Bede" (Bitte, petitio), ohne die ausdrückliche Bewilligung dieser Grundherren zu erheben, und doch mußte sie immer häufiger gefordert werden, da die fürstlichen Einkünfte aus den verminderten Kammergütern und Regalien die wachsenden Bedürfnisse, namentlich in Kriegszeiten, nicht mehr deckten. So schlossen sich allmählich allerorten seit der Mitte des 14. Jahrhunderts die Edelleute, Prälaten und Städte zu festen Körperschaften, zu Ständen, zusammen. Sie bewilligten auf ihren Landtagen die Steuern, aber nur auf bestimmte Zeit, und gewannen bald Einfluß auch auf andere wichtige Geschäfte. In Österreich machte sie Rudolf IV. zu Bürgen seines Hausgesetzes von 1364, in den wettinischen Landen tagte der erste Landtag 1350, in Brandenburg erwuchsen die Landstände aus den Kommissionen der Vogteien für die Aufbringung der Bede. Die landesfürstliche Gewalt wurde durch diese ganze Entwickelung vielfach beinahe aufgelöst.

Auflösung der habsburgischen Hausmacht. Am vollständigsten ergriff die Zersetzung vielleicht die habsburgischen Gebiete. Zwar hielten die beiden Linien, die hier seit 1379 nebeneinander standen (s. S. 480), grundsätzlich an dem Gedanken des gemeinsamen Besitzes fest und teilten nur die Ausübung der Regierungsrechte, aber die beständigen Reibungen begünstigten das Überwuchern der ständischen Macht. Friedrich IV. von Tirol („Friedel mit der leeren Tasche") sah sich nicht nur in Kämpfe mit der um sich greifenden Eidgenossenschaft verwickelt, sondern auch in die Händel des Constanzer Conciles (s. S. 526) und infolge beider in Zerwürfnisse mit seinen Landesbischöfen und seinem Adel verstrickt, der 1407 den „Elefantenbund" („Landschadenbund") schloß und erst 1423 zur Auflösung desselben genötigt wurde, als Friedrich die gemäßigten Elemente, insbesondere die Städte, zu sich herübergezogen hatte. Nach seinem Tode 1439 stand sein Sohn Sigismund unter der Vormundschaft Friedrichs (V.) von Steiermark, des späteren Kaisers, doch nötigten diesen die tiroler Stände schon 1446, sie aufzugeben, und der junge Herzog erwarb dann durch Kauf die halbe Herrschaft Bregenz von den Montforts. In Innerösterreich (Steiermark, Kärnten, Krain und Küstenland) waren seit 1424 die Söhne Ernst des Eisernen, Friedrich V. und Albrecht VI., mit einander in ewigem Hader begriffen, bis der unruhige und ehrgeizige Albrecht die Vorlande zu selbständiger Verwaltung er-

hielt. Doch gefährlicher als diese Nebenbuhlerschaft der Brüder wurde den Habs-
burgern die Entwickelung mächtiger Adelsgeschlechter, vor allem der Herren von
Saneck und Cilli im slowenischen Untersteiermark, die 1341 die Grafenwürde
erwarben, 1436 in den Reichsfürstenstand erhoben wurden und in der weiten
Verzweigung ihrer Besitzungen und verwandtschaftlichen Beziehungen für die Ver-
flechtung dieses österreichischen Adels mit den Interessen des slawisch-magyarischen
Ostens vorbildlich wurden.

Nirgends trat diese Verstrickung damals stärker hervor als in Österreich, das
dem Erben Albrechts II. ebenso zufallen mußte wie Böhmen und Ungarn. Als
1440. dessen Witwe Elisabeth am 22. Februar 1440 auf der Plintenburg (Vyssegrad
bei Gran) den erhofften Sohn Ladislaus (Postumus) geboren und ihm durch
den kecken Kronenraub ihrer treuen Helene Kottaner gegen den Willen der mäch-
tigen Hunyads und ihrer Partei die Krönung in Stuhlweißenburg gesichert hatte,
erkannten ihn auch die österreichischen Stände als ihren Landesherrn und Fried-
rich III. als seinen Vormund an, worauf die Mutter diesem im August den Sohn
auslieferte. Aber alle wirkliche Gewalt lag in den Händen einer ständischen Re-
gierung von zwölf Mitgliedern und ihres ehrgeizigen Führers Ulrich von Eyczing,
eines geborenen Bayern. Die Ungarn aber erhoben den tapferen Johannes
Hunyad zum „Gubernator" (Juni 1446) und erkannten erst im September 1448
Friedrichs III. Vormundschaft an. Ähnlich schwang sich in Böhmen der Utra-
1452. quist Georg von Podjebrad mit Zustimmung der Stände (April 1452) zum
Gubernator auf und ließ Friedrich III. nur die Vormundschaft. Selbst diese glitt
ihm schließlich aus den Händen.

Denn Ulrich von Eyczing zwang im Einvernehmen mit den österreichischen
Ständen, den Cilliern und Hunyad den mattherzigen Kaiser, als er nach seiner
Rückkehr aus Italien in Wiener-Neustadt angelangt war, durch eine kurze Be-
lagerung am 4. September 1452 zur Auslieferung des königlichen Knaben. Zwar
erntete er selber nicht die Frucht der Empörung, denn nicht ihm, sondern dem
Grafen Ulrich von Cilli, dem Sohne Graf Friedrichs, wurde Ladislaus über-
geben; ja der Graf von Cilli, rastlos, gewaltthätig, ehrgeizig, prachtliebend wie er
war, der Gemahl einer serbischen Fürstentochter und der Schwager Sultan
Murads II., riß auch in Ungarn das Regiment an sich und verbündete sich in
Znaim mit Georg Podjebrad „zum Besten des Königs Ladislaus", d. h. zur Auf-
rechterhaltung der Adelsherrschaft. Noch höher schien sein Stern zu steigen, als
Ungarn, Böhmen und das Reich, von Johann Capistranos flammenden Kreuz-
predigten aufgeregt, gegen die Türken rüsteten, um zunächst das hartbedrängte
Belgrad zu entsetzen. Als dies Johannes Hunyad im glänzenden Siege am
1456. 23. Juli 1456 vollbracht hatte, führte Graf Ulrich das deutsch-böhmische Kreuz-
heer durch Ungarn, übernahm auch hier nach Hunyads Tode (11. August) als
Reichshauptmann den Oberbefehl und zog mit dem jungen König in Belgrad ein.
Da überfielen ihn am 9. November in der Burg seine alten Feinde, die Hunyads,
und der letzte Graf von Cilli endete durch Meuchelmord. Seine steirischen Güter
zog Friedrich III. ein; König Ladislaus aber ließ, kaum war er wieder Herr seines

Willens, den Mörder des Grafen, Ladislaus Hunyad, hinrichten und führte den jüngeren Bruder desselben Matthias (Corvinus) mit sich gefangen nach Prag. Hier aber starb er selber am 23. November 1457, so plötzlich, daß sofort der wohl 1457. grundlose Verdacht einer Vergiftung sich erhob. Mit seinem Tode erlosch das Haus der Albrechtiner und die habsburgische Hausmacht, wie sie zuerst Albrecht II. begründet hatte, ging in Stücke. Denn über die Erbansprüche der jüngeren Linie siegte in Böhmen wie in Ungarn der nationale Adel und die ständische Wahlfreiheit; hier wurde am 23. Januar 1458 der jugendliche Matthias Cor- 1458. vinus zum König erhoben, dort trotz des Widerstandes der deutschen Städte Mährens und Schlesiens am 3. März Georg von Podjebrad. Nur Österreich behaupteten Friedrich III. und Albrecht VI., dieser den oberen, jener den unteren Teil des Landes, aber in ewigem Zwist. Erst der baldige Tod Albrechts (December 1463) machte Friedrich III. zum unbestrittenen Herrn des Ganzen. Derweilen war das arme Land der wildesten Anarchie überliefert. Und mit den raublustigen Edlen und den entlassenen Söldnerbanden um die Wette lichteten Hunger und Seuchen die unglückliche Bevölkerung.

Die Wittelsbacher in Bayern. Wie Habsburg, so versank auch das bayerische Haus Wittelsbach rasch in Ohnmacht, doch weniger durch ständische Anarchie als durch fortgesetzte Teilungen und Familienhändel. Von den Linien, die Kaiser Ludwigs Söhne begründet hatten, blühte nur die eine Stephans weiter, verzweigte sich dann aber wieder in die drei Äste von Ingolstadt, Landshut und München. Dabei gingen die niederländischen Besitzungen dem Hause verloren; denn nach dem Aussterben des Mannsstammes von Bayern-Straubing, dem sie zugefallen waren (1425), mußte die Erbin Jakobäa Hennegau, Seeland und Holland an Philipp den Guten von Burgund abtreten, der sie 1438 in Besitz nahm. Unaufhörliche Familienzwistigkeiten zerrissen mitterweile das Haus. Ernst von München (1397—1438) geriet mit seinem Sohne Albrecht in blutige Fehde, weil er dessen ihm heimlich angetraute bürgerliche Gattin, die schöne und tugendhafte Agnes Bernauer, heimtückisch als Hexe in Straubing 1435 ertränken ließ, und vor allem erfüllte Ludwig der Bärtige von Ingolstadt (1413—1447) in seinem wilden Trotz und seiner Rauflust das Land fortwährend mit Verwüstung und Fehden, die zeitweilig auch weitere Kreise ergriffen. Endlich von seinem boshaften Sohne Ludwig mit dem Höcker in Neuburg 1443 gefangen, wurde er nach dessen jähem Tode 1445 an seinen Gegner Heinrich von Landshut ausgeliefert und starb 1447 im Kerker wohl eines gewaltsamen Todes ohne Reue und Buße, ein 80jähriger Greis. Mit ihm erlosch sein schuldbeladenes Geschlecht, sein Erbe fiel meist dem Landshuter zu, dessen Sohn Ludwig IX. der Reiche (1450—1479) nun endlich dem geplagten Volke Ruhe und Wohlfahrt, seinem Hause wieder eine achtunggebietende Stellung in Deutschland zurückerwarb, wie im anderen Landesteile Albrecht III. von München († 1460).

Die Wittelsbacher in der Pfalz. Am oberen Rheine hätte die wittelsbachische Pfalz inmitten kleiner geistlicher und weltlicher Gebiete das stärkste Fürstentum sein können, zumal Ruprecht I. († 1390) die nördliche Hälfte der

Oberpfalz von Böhmen zurückerwarb, wenn Ruprechts II. († 1398) „Constitution“ von 1395, welche die Nachfolge nach der Erstgeburt sicherte, Bestand gehabt hätte. Aber schon Ruprecht III. (König von 1400—1410) hob sie wieder auf und legte durch die Teilung des Landes unter seine vier Söhne den Grund zur dauernden Zersplitterung seines ansehnlichen Gebietes (Kurpfalz, Zweibrücken, Simmern, Veldenz), wenngleich dem ältesten, Ludwig III. († 1436), der größte Teil mit der Kurwürde zufiel. Einen bedeutenden Vertreter erhielt das Haus erst wieder, als nach dem Tode Ludwigs IV. 1451 dessen Bruder Friedrich mit Beistimmung des Adels, der Prälaten und der Beamten die Kurwürde für sich selbst „arrogierte“ und seinen erst elf Monate alten Neffen, den legitimen Erben, trotz kaiserlichen Widerspruches bei Seite schob.

Cleve und Mark, Jülich und Berg. Dagegen bildeten sich am Niederrhein unter ähnlichen Verhältnissen zwei ansehnliche Fürstentümer, die später verbunden eine bedeutende Rolle in diesen Gegenden spielen sollten. 1368 wurde die Grafschaft Cleve nach dem Ausgange ihres Mannsstammes mit der Grafschaft Mark (so genannt nach der Stammburg des Hauses bei Hamm) unter der Herrschaft eines Geschlechtes verbunden, das 1407 mit Adolf VI. für Cleve den Herzogstitel erwarb. Noch etwas früher hatte sich durch die Vermählung Gerhards von Jülich mit der Erbin von Berg und Ravensberg (an der Weser), Margaretha, eine ähnliche Verbindung dieser drei Gebiete vollzogen. Der Sohn beider, Wilhelm I., erwarb 1380 dazu die Herzogswürde für Berg, sein Oheim Wilhelm II. von Jülich († 1392) als Gemahl Marias von Geldern 1372 dieses ansehnliche Gebiet. Als 1423 seine Linie ausstarb, fiel zwar Geldern an die holländischen Grafen von Egmont, aber Jülich ging an die Herzöge von Berg über.

Hessen. Im westlichen Mitteldeutschland arbeitete sich das Haus der Landgrafen von Hessen, da es lange Zeit Teilungen vermied, zu einer ansehnlichen Stellung empor. Heinrich II. der Eiserne († 1377) fand sich mit seinen Brüdern ab, erwarb aus dem Nachlaß der fränkischen Grafen von Henneberg Schmalkalden, eröffnete seinem Hause noch weitere Aussichten durch die Erbverbrüderung mit den Wettinern i. J. 1373, und gewann ihm die Reichsfürstenwürde. Sein Neffe Hermann I. († 1413) fügte dem unter fortwährenden Kämpfen mit den Ritterbündnissen die Vogtei über Hersfeld hinzu, Ludwig I. der Friedsame († 1458) die Grafschaften Ziegenhain und Nidda, die Vogtei über Corvey und die Lehnshoheit über die Grafschaft Waldeck. Die vorübergehende Teilung in die Linien Kassel und Marburg (bis 1500) störte neue Erwerbungen nicht, von denen Heinrich von Marburg die bedeutendste zubrachte, die trefflich verwaltete Grafschaft Katzenellenbogen.

Meißen und Thüringen. Noch Bedeutenderes errangen die Wettiner trotz fortwährender Länderteilungen. Unter Friedrich dem Ernsthaften (1324 bis 1349) und Friedrich dem Strengen (1349—1381) erweiterten sie namentlich nach Westen ihr Gebiet mit Orlamünde, Ziegenrück und Triptis (auf Kosten der Reichsvögte von Plauen) und dehnten es selbst nach Franken hinein aus, wo

ihnen aus der Hennebergischen Erbschaft 1353 Coburg, 1374 Hildburghausen zu-
fiel; dazu erwarben sie die Reichsvogtei über Nordhausen und Mühlhausen. Die
Dreiteilung von 1379 hatte nicht lange Bestand, da Wilhelm I. von Meißen
schon 1407 erblos starb, nachdem er Pirna, Dohna u. a. von Böhmen z. T. in hef-
tigen Fehden gewonnen hatte, und der ältere der Brüder, Friedrich der Streit-
bare (1381—1428), welcher so seinem Osterlande auch Meißen zufügte, setzte die
thüringisch-fränkischen Erwerbungen erfolgreich fort, errang vor allem seinem Hause
die Kurwürde. Denn nach dem Ausgange der Askanier von Sachsen-Wittenberg
mit dem Tode Albrechts III. (27. November 1422) belehnte Sigismund, die An-
sprüche des Hauses Anhalt bei Seite schiebend, am 6. Januar 1423 den Mark- 1423.
grafen Friedrich, der ihm im Hussitenkriege schon wertvollen Beistand geleistet
hatte, mit dem Herzogtum Sachsen-Wittenberg und der Kurwürde. So trat das
Haus Wettin in den höchsten Adel des Reiches ein, der Name Sachsen aber
dehnte sich allmählich auf die thüringisch-fränkischen Koloniallande an der mittleren
Elbe aus, während er in seiner politisch zerrissenen Heimat beinahe unterging.
Friedrich der Sanftmütige (1428—1464), bis 1435 mit seinem Bruder Wil-
helm III. gemeinsam im Meißner- und Osterlande regierend, rundete diesen Besitz
durch die Erwerbung der Burggrafschaften Meißen (1428) und Altenburg (1429)
ab, obwohl ihm dort die kaiserliche Belehnung des Heinrichs Reuß von Plauen
entgegenstand, verwickelte sich aber nach dem Aussterben der thüringischen Linie
i. J. 1440 in schwere Händel über das Erbe mit Wilhelm III. Trotz der
Teilung von 1445, die diesem Thüringen mit den fränkischen Besitzungen und
Teilen des Oster- und Meißnerlandes zuwies, dem älteren Friedrich das Kurland
und Meißen, artete der Streit schließlich zu offnem „Bruderkriege“ (1446—1450)
aus, zumal durch den Einfluß Apels von Vitzthum auf Wilhelm, der den Zwist
benützte, um die Landesregierung in die Hände eines ständischen Ausschusses zu
bringen und für seine Pfandschaft Coburg die fürstliche Würde anzustreben. Söld-
nerbanden und Ritterhaufen erfüllten das Land mit Mord und Brand, zumal
Wilhelms zuchtlose böhmische Söldner, die schrecklichen „Zebraken“, die im Oktober
1450 Gera erstürmten und hier gegen 5000 Menschen abschlachteten, bis endlich 1450.
Wilhelm, die selbstsüchtigen Pläne der Vitzthume erkennend, sie entließ und mit
seinem Bruder am 27. Januar 1451 den Vergleich von Naumburg schloß. Da- 1451.
für rächten sich die nach Böhmen geflüchteten Vitzthume, indem sie den Kunz von
Kaufungen, dessen Dienste der Kurfürst, wie er meinte, nicht genügend belohnt
hatte, dazu anstifteten, die beiden jungen Söhne Friedrichs, Ernst und Albrecht,
die Hoffnung des Wettinischen Hauses (denn Wilhelm blieb ohne männliche Erben),
in der Nacht vom 7./8. Juli 1455 vom hohen Schlosse zu Altenburg zu entführen, 1455.
was er freilich, in der Nähe des Klosters Grünhein gefangen genommen, zu Frei-
berg mit dem Tode büßte. Unruhig und ehrgeizig plante dann Wilhelm im An-
schluß an Brandenburg für sich die Erwerbung der böhmischen Königskrone; statt
dessen mußten die Wettiner Georg von Podjebrad anerkennen und im Vergleich
von Eger 25. April 1459 nicht nur Brüx, Dux, Riesenburg u. a. an Böhmen
zurückgeben, sondern auch die böhmische Lehnshoheit über Plauen, Lobenstein, Auer-

bach, Oelsnitz u. a. zugestehen, wofür Georg allerdings in eine böhmisch-meißnische Erbverbrüderung und eine Heiratsverbindung willigte. Wilhelms Tod 1482 vereinigte schließlich alle wettinischen Lande in den Händen Ernsts und Albrechts. Allein die Leipziger Teilung vom 26. August 1485 zerriß den Zusammenhang dieser zukunftsreichen Gebiete für immer. Sie wies den größten Teil Thüringens und des Meißnerlandes mit dem Kurlande dem älteren Ernst, Meißen mit Nordthüringen dem jüngeren Albrecht zu. Begreiflich, daß während dieser bewegten Zeit die Stände zu immer größerer Bedeutung gelangten, besonders seit dem großen Landtage von Leipzig i. J. 1438.

Im Gegensatz zu diesen mitteldeutschen Territorialbildungen zerfaserten die niederdeutschen Lande der Welfen seit der Teilung von 1267 (s. S. 498) derart, daß dies einst so mächtige Geschlecht zu irgend welcher bedeutenden Rolle völlig unfähig wurde. In Fehden und Abenteuern trieben die stolzen, tapferen, heißblütigen Nachkommen Heinrichs des Löwen ruhelos und zwecklos umher.

Die ersten Hohenzollern in Brandenburg. Um so sicherer stieg im niedersächsischen Koloniallande östlich der Elbe die Macht der Hohenzollern empor, die dort das Erbe der Luxemburger mit mehr Glück und Thatkraft antraten, als die Habsburger in Böhmen und Ungarn (s. S. 528). Als „Gottes schlichter Amtmann am Fürstentume" übernahm der Nürnberger Burggraf Friedrich (I.) von Ansbach (1411—1440) die verwahrlosten Marken. Er stützte sich auf sein ansehnliches fränkisches Stammland von etwa 132 Quadratmeilen und auf die Burggrafschaft Nürnberg, deren Landgericht die Zuständigkeit für ganz Franken beanspruchte;*) vor allem aber brachte er die wirtschaftlichen Grundsätze seines Hauses, schlichte Frömmigkeit, festes Pflichtgefühl und sicheren Takt als Ausstattung mit, neben seinem guten Rechte fast das einzige, was er in Brandenburg zunächst sein eigen nennen konnte. Denn die Lehnsansprüche auf die Nachbarlande waren mißachtet, die meisten landesherrlichen Güter, Einkünfte und Rechte verpfändet oder sonst abgekommen, der Adel verwildert, die Städte jeder Unterordnung unter die fürstliche Gewalt entwöhnt. Nur mühsam gelang es dem Abte Heinrich von Lehnin einzelne der Edelleute für Friedrich zu gewinnen; die Mehrzahl dieser Herren, die Quitzow, Rochow, Bredow, Schulenburg, Bardeleben, Knesebek u. a. m. widerstrebten, gestützt auf Pommern-Stettin, das noch einen
1412. Teil der Ukermark festhielt und dem Burggrafen im Oktober 1412 am Kremmer

*) Die Hohenzollern waren schon unter Friedrich Barbarossa ein angesehenes schwäbisches Grafengeschlecht, das seinen Ursprung von dem schwäbischen Herzogshause der Burkharde (s. S. 190 f.) herleitete. Graf Friedrich III. (I.) von Zollern (Zolre) erhielt kurz vor 1192 von Heinrich VI. die Burggrafschaft Nürnberg als Erbe seines Schwiegervaters Konrad von Raabs (an der Thaja), und wurde der Stammvater der seitdem getrennten fränkischen (brandenburgischen) und schwäbischen Linie durch seine Söhne Friedrich II. und Konrad. Friedrich III. († 1297) erwarb als Erbschaft seiner ersten Gemahlin Elisabeth von Meran Bayreuth und wahrscheinlich auch Hof, Friedrich IV. († 1332) kaufte Ansbach (Onoldsbach) und Wunsiedel, Johann II. († 1357) erbte Culmbach mit der Plassenburg, Goldkronach u. a., Friedrich V. († 1398) kaufte Schwabach, Johann III. († 1420) und Friedrich VI. Crailsheim und Erlangen. Seit 1363 besaß das Haus die Reichsfürstenwürde.

Damme eine empfindliche Niederlage beibrachte. Indes Friedrich fand Hilfe bei Pommern-Wolgast, Mecklenburg, Magdeburg und Sachsen, er brach mit seinen schweren Geschützen die Burgen des Adels und jagte Dietrich von Quitzow in die Verbannung nach Pommern. Doch erst die förmliche Belehnung mit der Kur 1415 befestigte seine Stellung, die Stände huldigten, nur daß seine Thätigkeit in 1415
den Reichsgeschäften, insbesondere während der Hussitennot, ihn meist von Brandenburg entfernt hielt. Daher blieb auch sein Streben nach Wiedergewinnung der Neumark, die ihn 1421 vorübergehend sogar zum Bündnis mit Polen-Litauen und zur Verlobung seines Sohnes Friedrich (II.) mit Hedwig, der Tochter König Wladyslaws, führte, fruchtlos. Dagegen entriß er den Pommern bis 1427 den größten Teil der Ukermark und brachte die Fürsten von Mecklenburg-Stargard und Mecklenburg-Wenden zur Anerkennung seiner Oberhoheit, woraus allerdings neue Kämpfe sich entwickelten, als nach dem Aussterben der letzteren Linie 1436 die andere ihr Erbe in Besitz nahm, ohne auf die brandenburgischen Ansprüche zu achten.

Wenigstens einen Anfang hatte Friedrich I. gemacht, als er 1437 seine Lande unter seine vier Söhne teilte und seinem Sohne Friedrich II. die Statthalterschaft in den Marken übertrug. Doch that dies der Macht des Hauses wenig Eintrag, denn nicht nur sollte die wirkliche Teilung erst nach 16 Jahren eintreten, sondern es waren ja auch die fränkischen Lande, die an Albrecht (Achilles) und Johann fielen, für die Mark ohne unmittelbare Bedeutung, hier aber starb Friedrich der Fette von der Priegnitz schon 1463 ohne Erben. So konnte Friedrich II. „mit den eisernen Zähnen" (1440—1470) das Werk des Vaters glücklich weiterführen. Die seit 1307 unter einem Rate vereinigten, aber eben deshalb oft zwiespältigen Städte Berlin und Köln nötigte er 1442 sich wieder zu trennen und sich die landesherrliche Bestätigung ihrer Ratmannen gefallen zu lassen, dann 1443 die Anlage eines festen Schlosses zu gestatten. Als sie trotzdem fortfuhren, den Bau zu hindern und Gewaltthaten aller Art sich erlaubten, wartete er lange geduldig; endlich 1447 brachte er den Streit vor die Stände. Ihrem Spruche 1447.
unterwarfen sich die Städte, die Führer der Bewegung wurden des Landes verwiesen oder ihrer Lehen verlustig erklärt, Bürgermeister, Rat und Schöffen fortan vom Kurfürsten eingesetzt und zum Treueid verpflichtet. Zugleich wurden alle Bündnisse der märkischen Städte untereinander und mit der Hansa aufgelöst. Damit war ihre politische Selbständigkeit zu Ende, das Fürstentum triumphierte. Auch nach außen erreichte Friedrich II. Bedeutendes. Zwar die geplante Erwerbung der böhmischen Niederlausitz als Pfandschaft gelang nicht, er mußte nach mannigfachen Schwankungen im Juni 1462 das Land an Böhmen zurückgeben mit Ausnahme der inzwischen angekauften Herrschaften (Cottbus, Peitz, Beeskow, Storkow); aber Magdeburg verzichtete auf die Lehnshoheit über die Altmark und Zauche gegen einige Abtretungen im Elblande (Ende 1449), die Mecklenburger erkannten 1442 die brandenburgische Anwartschaft an und leisteten dem Kurfürsten die Erbhuldigung. Mit Pommern entbrannte nach dem Ausgange der Linie Pommern-Stettin 1464, für deren Gebiet Friedrich ebenfalls die Erb-

huldigung forderte, ein langer, wechselvoller Krieg. Weitaus der wichtigste Erfolg war die endliche Erwerbung der Neumark, die der deutsche Orden in seiner Be-
1455. drängnis 1454 an Brandenburg verpfändete, im September 1455 als Eigentum überließ, zunächst das einzige Trümmerstück seiner Macht, das für Deutschland aus der großen slawischen Sturmflut gerettet wurde. Nicht für sein Haus, für die ganze Nation arbeitete Friedrich II., wenn er seine fürstliche Gewalt an dieser offenen Grenze ausbreitete und befestigte.

Der Schweizerkrieg; die Soester Fehde und der süddeutsche Städtekrieg. Unleugbar also war das Fürstentum im Vordringen, namentlich in der Mitte und im Nordosten Deutschlands, und zwar dadurch, daß es den meisterlosen Adel zu seiner Vasallenpflicht zurückführte und die Selbstherrlichkeit der Stadtgemeinden brach. So erscheinen denn Fürstengewalt und Adel trotz inneren Gegensatzes doch wieder verbündet, als nun in großen Zusammenstößen die außerhalb der fürstlichen Territorien stehenden Gemeinden mit der fürstlichen Politik abermals sich maßen, zuerst im äußersten Süden des Reiches, wo die Eidgenossenschaft rastlos sich erweiterte.*) Aber auch sie zerriß ein ständischer Gegensatz, nämlich der zwischen den aristokratischen Städten und den freien Bauerngemeinden, und der Spalt klaffte weit auf, als Zürich mit den Urkantonen unter dem Landamman Itel Reding von Schwyz über die Toggenburger Erbschaft in offnen Kampf geriet. In schwerer Bedrängnis rief endlich der Bürgermeister Rudolf Stüssi von Zürich 1442 die Hilfe der Habsburger, der alten Feinde, an, und Friedrich III. versprach sie gegen Verzicht auf Kiburg, während Markgraf Albrecht „Achilles", erfüllt von schroffem Fürstenstolz und ein Todfeind der städtischen Politik, in Mergentheim ein großes Bündnis süddeutscher Fürsten zum Schutze des Adels zustande brachte, das seine Spitze gegen die Schweiz kehrte
1443. (November 1443). Selbst machtlos erbat der Kaiser sich die Unterstützung Karls VII. von Frankreich, und bereitwillig sandte dieser seinen Thronfolger (Dauphin) Ludwig mit 40,000 seiner jetzt dienstlosen und heimatlosen Söldnerbanden, der schrecklichen „Armagnacs" — „Armegecken" nannte sie das süddeutsche Volk — unter greulichen Verheerungen nach dem Elsaß; ja er sprach bereits vom Rheine als von „Frankreichs natürlicher Grenze" und entbehrte des päpstlichen Segens nicht, denn Eugen IV. ernannte den Dauphin zum „Bannerträger des heiligen Stuhles" in diesem „höchst gerechten Kriege gegen die Deutschen", der in seinem Sinne vor allem dem Concil von Basel galt. Geschreckt rief dies die Eidgenossen zu seinem Schutze auf, und dicht an den Thoren von Basel, beim Siechenhause St. Jakob an der
1444. Birs, starben am 26. August 1444 die 1600 Schweizer, die rechtzeitig herankamen, in beispielloser Heldenschlacht fast bis auf den letzten Mann den Kriegertod, aber sie retteten die Schweiz. Denn entsetzt über solche Tapferkeit, die ihm

*) 1401 hatte sich das Bauernland Appenzell gegen den Abt von St. Gallen erhoben und an Schwyz angeschlossen, 1402 folgte der 1396 entstandene „Gotteshausbund" der Unterthanen des Bischofs von Chur im Engadin diesem Beispiel, 1424 entstand im oberen Rheinthale der „Graue Bund" von 12 hohen und 22 niederen Gerichten, 1436 nach dem Aussterben der Toggenburger Grafen der „Bund der zehn Gerichte" um Davos.

6000 seiner Leute gekostet, führte der Dauphin seine Banden nach dem oberen Elsaß zurück, wo er sich festzusetzen suchte. Wohl beschloß nun im September 1444 zu Nürnberg der Reichstag eine Reichsrüstung gegen die Armagnacs, aber Albrecht Achilles sagte selber mit seinen Bundesgenossen (43 Grafen und 75 Rittern) den Schweizern ab und der Kaiser entwich den Vorwürfen, die sich gegen ihn richteten, durch eilige Abreise, um 27 Jahre lang den Boden des Reiches nicht wieder zu betreten. Erst im Sommer 1445 räumten nach dem Vertrage von Trier die 1445.
Armagnacs das entsetzlich verheerte Land, vom wütenden Hasse des verzweifelten Volkes verfolgt. Trotzdem dauerte der Kampf in der Schweiz noch bis zum Frieden vom 13. Juli 1450. In diesem trat Zürich in die Eidgenossenschaft zu- 1450.
rück, Rheinfelden fiel wieder an Österreich. Seitdem war die habsburgische Sache hier verloren. Schon 1454 schloß Schaffhausen sich der Eidgenossenschaft an, 1460 mußte ihr Sigismund von Tirol den Thurgau abtreten und Winterthur verpfänden. So setzte sich hier im fernsten Südwesten des Reiches ein Bund selbständiger Stadt- und Landgemeinden siegreich durch, indem er die fürstliche und adlige Gewalt völlig ausstieß. Im Innern des Reiches dagegen behaupteten die Städte gegen beide eben nur mühsam ihre Existenz. So wahrte in der blutigen Soester Fehde diese fast reichsfrei gewordene Westfalenstadt gegen Erzbischof Dietrich von Köln ihre Stellung nur dadurch, daß sie sich unter den Schutz des Herzogs von Cleve stellte (1444—1449); so blieb in dem fast gleichzeitigen süddeutschen Städtekriege (1448—1453) Nürnberg mit seinen Bundesgenossen gegen den Fürsten- und Adelsbund des Markgrafen Albrecht Achilles nur einmal, im blutigen Treffen bei Pillenreut am 15. März 1450, siegreich.

Reichsreform und Türkenzug. Die Zukunft Deutschlands gehörte dem Fürstentume, nicht den Städten und nicht dem Kaiser. Das siegreiche Fürstentum war freilich zunächst noch unendlich weit davon entfernt, dem zerrissenen Reiche eine brauchbare Verfassung zu geben, denn schroff standen sich die fürstlichen Parteien gegenüber: auf der einen Seite Erzbischof Diether von Mainz, als Haupt des kurfürstlichen Kollegs und Wortführer der Reichsreform, neben ihm Friedrich der „Siegreiche“ von der Pfalz, auf der anderen Albrecht Achilles als Vertreter des Kaisers, der ihn schließlich 1455 zu seinem „Hofrichter, Hofmeister 1455.
und Hauptmann“, also zu seinem Stellvertreter im Reiche, ernannte. Alle verfolgten unter diesen Bannern auch Sonderzwecke. Diether wollte den kurfürstlichem Kollegium und damit sich selber die eigentliche Leitung der Reichsangelegenheiten sichern, Friedrich seine angemaßte Kurwürde behaupten, Albrecht sein kaiserliches Landgericht in Nürnberg in den benachbarten Gebieten zur Anerkennung bringen und ein Herzogtum in Franken gründen. So laut nun auch der Ruf nach Reichsreform erscholl, so groß die Aufregung über den Fall Konstantinopels war, so viel Zulauf die begeisterten Kreuzzugspredigten Capistranos fanden, die Reichstage d. J. 1454/57 verliefen ebenso ergebnislos für die Reichsreform, wie für die Türkenfrage und die Beschwerden gegen die immer schamlosere Ausbeutung Deutschlands durch Rom. Auch nachdem Enea Silvio, der gründlichste Kenner und der tiefste Verächter des deutschen Reichsjammers, als Pius II. den päpstlichen Stuhl

bestiegen hatte (1458—1464), kam sein Lieblingsgedanke, der Türkenkrieg, nicht
1459. über den Entwurf hinaus. Denn auf dem dafür nach Mantua berufenen Kongreß blieb der Papst mit seinem Anhange fast allein, und das einzige Ergebnis
1460. war seine Bulle Execrabilis vom 18. Januar 1460, welche die Berufung vom Papste an ein Concil als ketzerisch verbot. Sie begrub jeden Gedanken an eine Kirchenreform, wie jeder Gedanke an eine Reichsreform zerronnen war.

Georg von Podjebrads maßgebende Stellung. Über das Reich aber zog ein neuer, wütender Parteikrieg herauf. Die Hohenzollern standen gegen die Wittelsbacher in Bayern und in der Pfalz, und über beiden erhob sich als die maßgebende Macht im Reiche das tschechische Königtum des Hussitenführers Georg Podjebrad. Ludwig der Reiche von Bayern-Ingolstadt war nicht nur mit dem Kaiser in Streit geraten, weil er durch Überfall der seit Sigismund reichsfreien Stadt Donauwörth sich bemächtigt hatte (Oktober 1458) und dafür mit der Reichsacht belegt worden war, sondern auch mit Albrecht Achilles, dessen kaiserlichem Landgericht er die Zuständigkeit in Bayern bestritt. Hilfe fand er bei Friedrich von der Pfalz, Albrecht bei dessen Vetter Ludwig von Veldenz, bei Ulrich von Würtemberg, Diether von Mainz, Wilhelm von Sachsen u. a. Ein gräßlicher Verwüstungskrieg erfüllte nun Bayern, Franken und die mittleren Rheinlande mit Mord, Raub und Brand. Schließlich mußte Markgraf Albrecht in der „Richtung" von Roth (24. Juni 1460) auf die Kompetenz seines Landgerichtes gegenüber Bayern verzichten, während Ludwig Donauwörth wieder herausgab, und auch Friedrich von der Pfalz schloß endlich Friede und Bündnis mit Mainz. Über die unerledigten Fragen sollte Georg von Böhmen entscheiden. Ja so überragend war dessen Ansehen, daß ihm mehrere Kurfürsten, vor allem der Mainzer, die Wahl zum römischen König anboten. Da Georg schließlich ablehnte, so dachte Diether von Mainz wenigstens die Kirchenreform abermals in die Hand zu nehmen. Da entsetzte ihn Pius II. im August 1461 ohne Rechtsverfahren und übertrug Adolf von Nassau das Erzbistum, worauf Diether die Stadt Mainz und den Pfalzgrafen Friedrich (gegen Abtretung der Bergstraße) auf seine Seite zog. Mit diesem Streit verflocht sich eine neue Fehde zwischen Albrecht Achilles und Ludwig von Bayern über die Ausführung des Vertrages von Roth, und abermals durchtobte wildes Kriegsgetümmel das Land; in Bayern und Schwaben wurden in diesem einen Jahre gegen 600 Dörfer eingeäschert. Wieder beendete der Böhmenkönig den Kampf durch den Prager Schiedsspruch auf Grund des Rother Vertrages
1463. (24. August 1463). Am Rhein hoben sich die Erfolge nahezu auf. Friedrich siegte glänzend bei Seckenheim (30. Juni 1462), aber sein Gegner Adolf nahm
1462. durch nächtlichen Überfall Mainz (28. Oktober 1462) und zwang die stolze Reichsstadt unter seine Landeshoheit. Darauf entsagte Diether dem Erzbistum, Friedrich aber behauptete die Bergstraße.

Der Zusammenbruch der deutschen Grenzmächte. In diesen wüsten Kämpfen schwand mit dem nationalen Gemeingefühl auch jede Spur einer über den Parteien stehenden, Maß und Richtung gebenden Reichsgewalt. Aber noch mehr: eben weil beide fehlten, brachen unter dem Drucke der ständischen Gegen-

sätze auch die Außenwerke der nationalen Machtstellung fast an allen Grenzen zusammen.

Schon hatte der Einbruch der Armagnacs die Rheingrenze bedroht, schon der Sieg des tschechischen Adels in Böhmen eine klaffende Lücke in die deutsche Grenzwehr gerissen, jetzt sank unter dem Doppelstoß einheimischer Empörung und auswärtigen Angriffes auch der preußische Ordensstaat in formlose Trümmer.

Auflösung des preußischen Ordensstaates. Zunächst hörten seit 1414 die Kämpfe mit Polen und Litauen nicht auf. Endlich schien der „ewige Friede“ vom 1. September 1435 die Verhältnisse zu befestigen, freilich gegen Abtretungen 1435.
des Ordens in der Neumark, doch der Schimpf dieses Vertrages nährte den inneren Zwiespalt im Orden. Da wurde die Mißstimmung im Lande doppelt gefährlich. Erbittert über hohe Abgaben, insbesondere den Pfundzoll des Ordens und seinen Eigenhandel, schlossen im März 1440 zu Marienwerder 21 Städte, 1440.
allen voran die stolzen „Stadtjunker“ von Danzig, und zahlreiche Edelleute unter dem verschlagenen Hans von Baisen den preußischen Bund zum Schutz ihrer Rechte. Durch einen Tumult zur Flucht von der Marienburg nach Danzig gezwungen, legte der Hochmeister Paul von Rußdorf sein Amt nieder. Sein Nachfolger Konrad von Ehrlichshausen einigte sich 1443 mit den Seestädten über den Pfundzoll, arbeitete aber vergeblich an der Sprengung des ständischen Bundes und starb trüber Ahnungen voll im November 1449, indem er noch dringend vor der Wahl seines unfähigen Bruders Ludwig warnte. Doch sie erfolgte, und der neue Hochmeister that das Letzte, um den Orden zu Grunde zu richten. Denn er war das gefügige Werkzeug der unversöhnlichen Ordenspartei, die schon die bisherigen Zugeständnisse an das Land verurteilte und rückgängig machen wollte, beschränkt und hochfahrend, wie die meisten seiner damaligen Standesgenossen. Auf seinen Betrieb erklärte der Kaiser 1453 jenen Bund für aufgelöst, aber er trieb damit nur die Dinge zum Bruche. Freilich, was jetzt geschah, war darum nicht minder ruchlos, weil der Orden es verschuldete. Die Städte und der Adel Preußens trugen die Herrschaft des Landes dem König Kasimir von Polen an, und der Rat von *Thorn*, der ältesten Stadt des Ordens, war der erste, der im Februar 1454 den Absagebrief nach der Marienburg sandte, die Burg von Thorn die 1454.
erste, welche fiel. Das gab das Zeichen zum allgemeinen Aufruhr. Binnen wenigen Wochen waren 54 Burgen in den Händen der Empörer, in Thorn empfing der Polenkönig die Huldigung, erklärte dann die Einverleibung des Landes in Polen und belagerte die Marienburg. Zum letztenmale fesselte da ein *Heinrich Reuß von Plauen* den Sieg an die schwarzweiße Ordensfahne, entsetzte durch die Schlacht bei *Konitz* (September 1454) die Feste; aber die unbezahlten Söldner, mit denen jetzt auch der Orden den Krieg führen mußte, meist hussitische Tschechen, zwangen den Hochmeister, ihnen die Ordensburgen für den rückständigen Sold zu verpfänden (Oktober 1454), und obwohl nun manche Städte, wie Königsberg, zum Gehorsam zurückkehrten, der Termin ging ohne Zahlung vorüber. Da verkaufte der böhmische Söldnerhauptmann Ulrich Tscherwenka die Burgen an den Polenkönig, behandelte den Ordensmeister und seine Ritter in ihrer eignen

Marienburg unter Hohn und Spott wie Gefangene und übergab zu Pfingsten
1457. 1457 dem Polen das ehrwürdige Haupthaus, das seitdem niemals wieder der Fuß eines Hochmeisters betreten hat. Bereitwillig hatte Danzig dem König 34,000 Goldgulden zur Befriedigung der Söldner gezahlt; jetzt zog Kasimir prangend ein in der stolzen Weichselstadt, gewährte ihrem Rate die Gerichtsbarkeit über Handel und Seewesen und schenkte ihr die Königskrone in ihr Wappen. Zu so schnödem Verrat bot die Stadt Marienburg ein leuchtendes Gegenbild. Sie ließ die Ordenskrieger ein, und drei Jahre lang verteidigte Heinrich Reuß mit dem wackeren Bürgermeister Bartholomäus Blome sie gegen die Belagerer und die
1460. polnische Besatzung der Burg, bis sie sich im August 1460 ergeben mußte und das Haupt Blomes unter dem Beile des Henkers fiel. „Im ganzen Lande", sagt der Chronist, „gab es keinen Strauch und keinen Baum, an dem man eine Kuh festbinden konnte", so gräßlich hatten Parteiwut und feindliche Scharen das Land verwüstet, und was übrig war, fraß die Pest.

Endlich beendete der „ewige Friede" von Thorn den greulichen Kampf
1466. (19. Oktober 1466). Der Ordensmeister trat das ganze Weichselland mit Thorn, Kulm, Marienburg, Elbing und Danzig, dazu das Ermland an Polen ab und schwur für den Rest dem König als erster Vasall der Krone Polen den Eid. In Königsberg hielt er fortan seinen Hof. Das Weichselland aber, in drei Wojwodschaften geteilt, erhielt eine freie landständische Verfassung unter Teilnahme der Städte. Nur allzu bereitwillig schloß sich seitdem der deutsche Adel des Landes an den polnischen Adelsstaat an und auch die Weichselstädte vergaßen die Fremdherrschaft über dem schwunghaften Handel mit dem eröffneten Hinterlande, bis sie zu spät einsahen, daß der bürgerfeindliche Geist des polnischen Adels ihnen unversöhnlich gegenüberstehe. Nicht weniger als 18 Millionen Gulden hatte beiden Gegnern der Krieg gekostet, 700,000 Mark Silber, 14,800 Söldner, 2000 Bürger und Bauern hatte allein Danzig geopfert, um sich der verhaßten Ordensherrschaft zu entledigen. Das allerdings war gelungen, aber auch das stärkste Bollwerk des Deutschtums an der Ostsee war gebrochen durch die Deutschen selber, und längs der ganzen Ostgrenze des Reiches triumphierte das Slawentum. „Also gehet hin das Lob und die Ehre der Welt", so schließt die ältere Hochmeisterchronik ihren Bericht.

Ständische Kämpfe und Spaltungen in der Hansa. Gleichzeitig ging die Handelsherrschaft der Hansa und damit die Herrscherstellung der Deutschen im ganzen Norden aus den Fugen. Nicht nur der Gegensatz zwischen dem Fürstentume und den Städten wirkte hier ein, sondern auch im Innern der Städte tobte der Ständekampf und zwischen den einzelnen Gruppen des Bundes klafften die Interessengegensätze immer weiter auf. Zuerst in Lübeck wich der aristokratische Rat dem Drängen der Zünfte, die Rechenschaft über seine Finanzverwaltung begehrten und im Mai 1408 einen Rat aus ihrer Mitte einsetzten, dann in Wismar, Rostock und Stralsund. Weder die Acht, die König Ruprecht 1410 verhing, Sigismund 1415 wiederholte, noch selbst die weit empfindlichere Verhansung wirkte; erst als König Erich von Schweden 400 lübische Bürger auf Schonen gefangen

setzte, wurde der alte Rat zunächst in Lübeck (Juni 1416), dann auch in den übrigen Städten wieder hergestellt und durch den Hansabeschluß, jede Stadt, in der die Zünfte das Regiment an sich reißen sollten, zu verhansen, Versuchen derart ein starker Riegel vorgeschoben. Schlimmer, weil unheilbar, wirkten Spaltungen zwischen den einzelnen Gruppen des Bundes. In Nowgorod, seinem wichtigsten Kaufhofe, standen die livländischen Städte (Riga, Reval, Dorpat) den wendischen gegenüber, weil jene hier die Leitung der gemeinsamen Angelegenheiten für sich allein erstrebten; beide zusammen versagten wieder den preußischen Städten jeden Anteil an der Verwaltung des Petershofes, so daß diese unter Leitung Danzigs, vom Großfürsten Witold (1392—1430) begünstigt, ein selbständiges Kontor in Kowno (Kauen) am Njemen begründeten, wohin bald ein schwunghafter Verkehr vom frischen Haff aus auf Pregel, Deime und Njemen seinen Weg nahm. Geradezu den Bestand des Bundes aber bedrohte die Spaltung zwischen den Osterlingen und den Niederländern. Während nämlich jene den Verkehr zwischen Ost- und Nordsee ausschließlich an ihre Vermittelung binden wollten, strebten diese nach Befreiung von solchen Fesseln und unternahmen immer häufiger die Fahrt durch den Sund, um direkt namentlich mit den livländischen und preußischen Städten in Verkehr zu treten. Um das zu verhindern, geboten die Städte 1425/26, keinen Niederländer in einem hansischen Kontor zuzulassen, keinem den Aufenthalt in Livland zur Erlernung des Russischen zu gestatten, kein hansisches Schiff mit niederländischem Gut zu befrachten oder dies in den Bundesstädten zum Verkauf zu bringen. Es half wenig, denn dieser Gegensatz griff nun einerseits mit dem zwischen den wendischen und livländischen Städten zusammen, andrerseits mit den Verhältnissen zwischen den deutschen Städten und Dänemark, das an der Belebung des Sundverkehres ein natürliches Interesse hatte, um die Handelsherrschaft der Hansen zu durchbrechen. Um so verhängnisvoller war es, daß Dänemark auf Schleswig und Holstein einen immer stärkeren Einfluß gewann.

Die Entscheidung über Schleswig. Als nämlich das Haus der Schauenburger nur durch die drei unmündigen Söhne des Grafen Gerhard († 1404) vertreten war, da ließ König Erich, Margarethas Nachfolger in allen drei Reichen (1412—1438), endlich auf einem dänischen Reichstage Schleswig nach dänischem Rechte den Schauenburgern wegen Felonie absprechen (29. Juli 1413) und 1413.
Kaiser Sigismund bestätigte den Spruch (Juni 1415). Indes trat der junge Graf Heinrich, der älteste der drei Brüder, obwohl von den meisten Vasallen verlassen, nur von den Friesen, von Mecklenburg und Lüneburg unterstützt, ihm tapfer entgegen, und endlich brachte eine völlige Wendung der hansischen Politik ihm Hilfe. Erbittert über die Begünstigung der Niederländer verbanden die Städte sich mit den Holsten und erklärten an Dänemark den Krieg (Oktober 1426). Das 1426.
nächste Ziel der vereinigten Streitkräfte war Flensburg, doch leisteten die Dänen tapferen Widerstand, und als Graf Heinrich bei einem nächtlichen Sturme gefallen war (28. Mai 1427), gab man das Unternehmen auf und wandte sich nach dem 1427.
Sunde, denn es galt, die Meerenge für die erwarteten reichbeladenen Handelsflotten, die bayische und die preußische, frei zu machen. Kaum jemals hatte die Hansa ein

stattlicheres Kriegsgeschwader in See geschickt, 36 meist große Kriegsschiffe mit
8000 Mann Besatzung, den kleineren nordischen Fahrzeugen gegenüber anzusehen
„wie Kirchen gegenüber Kapellen". Aber die Führung lag nicht in der rechten
Hand. In gewaltiger Seeschlacht wurden am 22. Juli die Hamburger mit Verlust mehrerer Koggen zurückgedrängt, die Lübecker blieben siegreich und nahmen
das dänische Hauptschiff, doch der Oberbefehlshaber Tidemann Steen brach vor
der Entscheidung das Gefecht ab und wich nach Süden zurück. Drei Stunden
später erschien die bayische Flotte, lief den Dänen geradewegs in die Hände und
wurde nach heißem Kampfe bis auf wenige Schiffe genommen, dann ebenso die
preußische Flotte. Steen büßte mit langer Haft, und eine neue Flotte, 260 Segel,
1428. lief im April 1428 gegen Kopenhagen aus, doch ohne Erfolg. Erst die Einnahme
Flensburgs 1431 brachte die Dänen zu einem Stillstande auf fünf Jahre
(22. August 1432), der den Schauenburgern vorläufig Schleswig ließ, soweit sie
es in Händen hatten, und den Städten das Recht einräumte, die drei Reiche nach
alter Gewohnheit zu besuchen. Bedrängt durch einen Aufstand in Schweden
1435. gewährte dann Erich im Frieden von Wordingborg (17. Juli 1435) ihnen diese
Bedingung endgültig und Graf Adolf VIII. erhielt die Belehnung mit Schleswig
samt Friesland, Fehmarn und den Utlanden auf Lebenszeit mit Vorbehalt der
beiderseitigen Rechte. Erichs Sturz (1438) und die Erhebung Christophs von
Bayern zuerst in Dänemark 1440, dann auch in den beiden anderen Reichen
änderte daran nichts. Für Holstein hatte der Graf die Belehnung schon im September 1438 empfangen.

Verbindung Schleswig-Holsteins mit Dänemark. Nach langem
Ringen schien die Gewalt der Schauenburger in Schleswig und dessen Verbindung
mit Holstein fester begründet zu sein als je, und doch sollte das alles schließlich
nicht Deutschland, sondern Dänemark zu gute kommen. Nach König Christophs
1448. Tode nämlich (6. Januar 1448) übertrug der dänische Reichsrat die Krone auf
den Rat Herzog Adolfs seinem Neffen Christian von Oldenburg, dem Sohne
seiner Schwester Heilwig und des Grafen Dietrich, der, da Adolf keine Söhne
besaß und in Schleswig nach dänischem Rechte die weibliche Erbfolge galt, hier
schon die Huldigung empfangen hatte. Indem er jedem Anspruch auf Schleswig
und Holstein, der etwa daraus abgeleitet werden könnte, entsagte, und die Waldemarische Urkunde über die Unvereinbarkeit des Herzogtums mit Dänemark bestätigte, empfing er im September 1448 die dänische Krone und bestätigte später
Schleswig als erbliches Lehen (1455). Als nun der „gute Herzog" Adolf am
1459. 4. Oktober 1459 starb und mit ihm sein Haus in Schleswig und Holstein erlosch,
da schob der Adel der Lande die Ansprüche der westfälischen Schauenburger und
der Oldenburger bei Seite und schloß, lediglich um seine Privilegien und die Verbindung Schleswigs und Holsteins zu sichern, mit Christian I. den verhängnis-
1460. vollen Vertrag von Ripen im März 1460. Der König versprach, daß er die
Lande gegen alle anderen Ansprüche vertreten wolle und „dat se bliven ewich
tosamende ungedeelt"; darauf wählte ihn der „Rat der Holsten" zum Herzog und
Grafen „aus freien Stücken, und nicht in der Eigenschaft eines Königs von Däne-

mark", und der Bischof von Lübeck, dem Kaiser Sigismund die Lehnshoheit übertragen hatte, belehnte ihn mit Holstein. Die Schauenburger und Oldenburger verzichteten gegen eine Abfindung. Gewiß hatten seitdem Dänemark und Schleswig-Holstein gesetzlich nur eben den Landesherrn gemein, und doch hat der wackere Chronist Detmar von Lübeck recht, wenn er sagt: „Also wurden die Holsten Dänen und verschmähten ihren Erbherrn und gaben sich mit gutem Willen ohne Schwertes Schlag unter den König von Dänemark." Es ist nicht anders: dieselbe ständische Selbstsucht, welche Preußen den Polen ausgeliefert hatte, gab Schleswig-Holstein den Dänen preis und verwandelte dies Bollwerk Deutschlands in ein Außenwerk der nordischen Macht. Der vereinigte dänische und holstische Adel stand seitdem dicht vor den Thoren Hamburgs und Lübecks.

Niedergang der Hansa. Und schon war der stolze Städtebund thatsächlich zerrissen, von allen Seiten bedroht. Seit der Vereinigung Hollands und Seelands mit dem burgundischen Reiche 1432 (s. S. 554) fanden die niederländischen Städte einen Rückhalt an dieser aufstrebenden Macht, weigerten deshalb nicht nur die Teilnahme am Kriege gegen Dänemark (s. S. 552), sondern benutzten ihn auch, um ihren direkten Handel dorthin auszudehnen und begannen, als die Osterlinge ihre Schiffe wegnahmen, den lästigsten Kaperkrieg gegen diese, dem erst 1441 ein zehnjähriger Waffenstillstand in Kopenhagen ein vorläufiges Ende machte. Kaum weniger feindlich verhielt sich das stolze Köln, weil es in den Osterlingen seine übermächtigen Konkurrenten im englischen Handel sah. In Nowgorod wuchs die Spannung zwischen den Osterlingen und den Livländern, und auch die preußischen Städte begannen sich seit dem Ausbruche des Ordenskrieges den wendischen Städten zu entfremden (s. S. 549); Danzig zumal stieg zum ersten Handelsplatze im Osten des baltischen Meeres empor. Und dabei wuchs die Feindschaft der fremden Völker, denn indem sie selbständiger sich entwickelten, mußten sie das hansische Handelsmonopol immer unerträglicher finden. Daher trat in England schon seit dem 14. Jahrhundert die Gesellschaft der „wagenden Kaufleute" (merchant adventurers) den Hansen entgegen. Seit 1449 unterbrachen englische Kaperschiffe den Verkehr und nahmen in diesem Jahre allein 108 große Kauffahrer aus der Bay. 1458 griff Graf Warwick vor Calais die Bayenflotte an, die nur durch die glänzende Tapferkeit ihrer Besatzung der Wegnahme entging. Als dann die englische Regierung wegen Plünderung englischer Schiffe in der Ostsee die Londoner Gildehalle 1469 sperrte, beschloß die Hansa, den Verkehr mit England abzubrechen und verhing 1470 über Köln die Verhansung, weil es sich dem nicht fügen wollte. Bald wimmelten alle Gewässer von kecken hansischen Kapern, allen voran Paul Benecke von Danzig, der dabei 1473 an Bord einer reichbeladenen florentinischen Galeere unter burgundischer Flagge das berühmte „Weltgericht" von Hans Memling erbeutete, seitdem ein Hauptschmuckstück der Danziger Marienkirche, und 1474 mußten die Engländer im Frieden von Utrecht der Hansa alle früheren Privilegien wieder zugestehen, die nun auch unter Vermittelung des Kaisers Köln wieder aufnahm (August 1476). Wurden diese Gefahren im ganzen glücklich bestanden, so begannen doch um dieselbe Zeit die stärksten

Wurzeln hansischer Handelsgröße zu vertrocknen. Nowgorod, wo der nationale Hochmut der Russen unter dem Eindrucke der Schlacht von Tannenberg von Jahr zu Jahr wuchs und zu fortgesetzten Händeln, selbst zu langdauernden Handels-
1478. sperren geführt hatte, fiel im Januar 1478 in die Hände des Großfürsten Iwan III. von Moskau und verlor mit der gewaltsamen Abführung seiner alten Bevölkerung
1494. die Grundlagen seiner Handelsgröße. Endlich schloß im August 1494 ein brutaler Befehl Iwans IV. den Hof zu St. Peter, die Waren, Kleinodien und Glocken wurden mit Beschlag belegt, die deutschen Kaufleute in Ketten nach Moskau geschleppt. Endlich hörten seit dem Jahre 1479 die Fahrten nach Schonen ganz auf, weil die Häringszüge schon seit dem Anfange des 15. Jahrhunderts mehr und mehr vom Sunde abwichen und nach der Nordsee an die niederländische Küste gingen. Der Stern der Hansa war unaufhaltsam im Niedergange.

Burgund. Während so im Norden und Osten das Deutschtum aller Orten zurückwich, stieg im Westen eine furchtbare romanische Kriegsmacht herauf, welche die am meisten entwickelten Gebiete des Reiches sich dienstbar machte oder bedrohte. Ausgehend von der Verleihung des erledigten Herzogtums Burgund an Philipp, den Sohn Johanns des Guten (1363—1404), hatte eine Nebenlinie des Hauses Valois bald eine ganz selbständige Politik verfolgt und die Wirren in Frankreich wie die Zerrüttung Deutschlands benützt, um allmählich beiden Reichen die wertvollsten Grenzlande zu entreißen und ein mächtiges deutsch-romanisches Zwischenreich aufzurichten, das, nur noch durch Lothringen unterbrochen, von der oberen Saone und dem Jura bis an die Nordsee reichte.*) Es umfaßte so die verschiedenartigsten Bestandteile, die Adels- und Bauernlande des eigentlichen Burgund und der wallonischen Gebiete wie die überwiegend städtischen niederdeutschen Territorien. Staatsrechtlich war es nur ein Nebeneinander selbständiger Landschaften, zusammengehalten lediglich durch das Herrscherhaus, das an die Verfassung der einzelnen Gebiete gebunden und überall durch die Stände beschränkt war. Aber es verfügte hier über eine glänzende schlaglustige Ritterschaft, dort über die unerschöpflichen Geldmittel der reichsten Handelsstädte. Unter Karl dem Kühnen erreichte die burgundische Macht (1467—1477) ihre glänzendste Höhe. Sein Hof war der prunkvollste Europas, der Sammelplatz eines zahlreichen lebensfrohen Adels, der Mittelpunkt einer feinen ritterlichen Geselligkeit und auch litterarischer Bildung geöffnet; in seinen Schatz flossen die reichsten Einkünfte (über 100,000 Centner geschlagenen Goldes sollen schon 1466 hier auf-

*) Philipp erwarb die Freigrafschaft Burgund, Nevers und Charolais von Frankreich und legte durch seine Vermählung mit Margaretha von Flandern 1369 den Grund zur Erwerbung dieses deutsch-französischen Lehnsgebietes, das 1384 ihm zufiel. Philipp der Gute (1419—1467) ließ sich von dem bedrängten Karl VII. Macon, Auxerre, Ponthieu und Amiens abtreten, kaufte 1429 die Grafschaft Namur, trat 1430 die Erbschaft jener Margaretha von Flandern in Brabant und Limburg (seit 1288 vereinigt) an, der 1383 von Johanna, der Erbin, dieser Nachlaß bestimmt war, nötigte 1433 Jakobäa von Bayern zur Abtretung von Hennegau, Holland und Seeland (s. S. 472) und erkaufte 1443 Luxemburg nach dem Aussterben des Herrscherhauses (1439).

gesammelt gewesen sein). Mit solchen Mitteln gelang es ihm, zu den kriegerischen Kräften seiner Ritterschaft ein kunstmäßig ausgebildetes, trefflich gerüstetes Soldheer nach italienischem Muster zu fügen, denn 1471 errichtete er mit Bewilligung der Stände eine stehende Armee von 7000 Mann, die er in den nächsten Jahren auf 20,000 Mann mit 300 Geschützen vermehrte und in städtischen Garnisonen unterbrachte. Seine Politik, gewaltsam, verwegen, ja tollkühn, ohne jede Rücksicht auf die entgegenstehenden Kräfte, richtete sich im Innern gegen das trotzige Bürgertum — er träumte von einem burgundischen Zeitalter der vollendeten Hierarchie des ritterlichen Adels —, nach außen griff sie erobernd nach allen Seiten um sich. Karl unterwarf das aufständische Lüttich seinem Bischof und vernichtete die blühende Stadt fast vollständig, er nahm den Gentern ihre Freiheit, er bemächtigte sich, indem er sich den Streit zwischen dem Herzog Arnold von Geldern und dessen Sohne Adolf zu nütze machte, nach dem Tode des ersteren (Februar 1473) dieses ausgedehnten Gebietes. Doch sein letztes Ziel war die Königskrone und das vornehmste Mittel, sie seinem Hause zu gewinnen, die Hand seiner einzigen Tochter Maria, des „Fräuleins von Burgund“.

Von gewaltigen Kriegsmächten war also das deutsche Reich im Westen wie im Osten eingeengt; wie, wenn sich dieser burgundisch-französische Staat mit den Slawen und Magyaren zum gemeinsamen Angriff vereinigte?

Der Kampf gegen Georg von Podjebrad. Es war deshalb unzweifelhaft im nationalen Interesse, wenn die habsburgische Politik sich zunächst gegen Georg von Böhmen wandte, so wenig eine solche Erwägung sie bestimmte. Georgs Stellung war schwierig. Für sich hatte er nur den niederen Adel und die Städte Böhmens, gegen sich den hohen Adel, weil dieser jede kraftvolle monarchische Gewalt bekämpfte, ebenso das wesentlich katholische Mähren und die überwiegend deutschen und ganz katholischen Nebenlande Schlesien und die Lausitzen, die in ihm noch mehr den Ketzer als den Tschechen haßten. Seine Duldsamkeit gegen die Katholiken, der Eifer, mit dem er seit 1461 die böhmisch-mährischen Brüdergemeinden verfolgte, änderten darin nichts, verhinderten vor allem nicht den Konflikt mit Rom. Am 13. August 1462 hob Pius II. die Kompaktaten, die 1462.
Grundlage der utraquistischen Kirche, auf, er nahm das widerspenstige Breslau unter seinen unmittelbaren Schutz, zog Friedrich III. von Georg ab und suchte Brandenburg gegen Georg zu gewinnen. Endlich trieb Pius' Nachfolger, der entschiedene Paul II., den böhmischen Hochadel zum Aufstande, schleuderte am 15. December 1465 den Bann gegen Georg, „den Sohn des Verderbens“, und sandte 1465.
die in Bayern gegen die Türken gesammelten Kreuzfahrerscharen gegen Böhmen, der Kaiser aber unterstützte heimlich die Aufständischen. Doch Georg setzte sich kräftig zur Wehr. Jene Kreuzigerhaufen erlagen ihm im September 1466, dem Kaiser erklärte er den Krieg, die Breslauer schlug er empfindlich. Die benachbarten Reichsfürsten hatte er für sich; auf mehreren Reichstagen verwarfen sie voll Widerwillens gegen die römischen Eingriffe die Pläne des Papstes, viele von ihnen verboten sogar die Kreuzzugspredigt und die Veröffentlichung des Kirchenbannes gegen Georg. Aussicht auf Erfolg zeigte sich erst, als es endlich gelang,

Matthias Corvinus gegen Böhmen zu gewinnen. Im April 1468 rückten die Ungarn in Mähren ein, dann in Böhmen, der Papst und der böhmisch-katholische Adel erkannten den Ungarn als König von Böhmen an (Mai 1469). Das trieb endlich Georg zu dem längst geplanten Anschluß an Burgund und Polen. Es galt in Böhmen die Wahl Wladyslaws von Polen durchzusetzen und dem Burgunderkönig die römische Königskrone zuzuwenden. Noch gefährlicher für Deutschland gestaltete sich die Wendung, als Georg den polnischen Plan fallen ließ und dafür dem Ungarnkönig die böhmische Krone bot, denn dies mußte dem Kaiser die einzige wirksame Bundesgenossenschaft entziehen und auch Ungarn gegen ihn in Waffen bringen.

1471 Zum Glück verschied Georg am 22. März 1471, die Böhmen aber wählten in Kuttenberg Wladyslaw von Polen, den Enkel Kaiser Albrechts II. (geboren 1456) und Sohn König Kasimirs, zu ihrem König (27. Mai 1471), während Matthias einen Tag nachher in Iglau von einem päpstlichen Legaten die böhmische Krone empfing. Die drohende Verbindung der östlichen und westlichen Mächte war nicht nur gesprengt, sondern diese letzteren waren auch gegeneinander in Waffen gebracht, nach einer endlosen Reihe von Niederlagen ein erster Erfolg der deutschen Politik.

Doch da auf dem glänzenden Reichstage von Regensburg i. J. 1472 die notwendigsten Schutzmaßregeln an der Eifersucht der Stände scheiterten, so gestalteten sich die Verhältnisse im Osten bald wieder bedenklicher. In den böhmischen Landen tobte ohne Entscheidung der Kampf mit Ungarn bis zum Waffenstillstande von 1477; in den Alpenthälern Innerösterreichs streiften seit 1469 plündernd, mordend und zerstörend die türkischen „Senger und Brenner".

Friedrich III. und Karl der Kühne. Schwer bedrängt in seinen Erblanden und vom Reiche ohne Hilfe gelassen, nahm Friedrich III. den längst gehegten Gedanken, sich mit Burgund zu verständigen und mit der Hand Marias für seinen Sohn Maximilian das reiche Erbe seinem Hause zu gewinnen, entschieden wieder auf. Daraus entwickelte sich zunächst ein schwerer Konflikt, endlich aber der glänzendste Erfolg der habsburgischen Hauspolitik, der auch die lange, von Westen her drohende Gefahr beseitigte. Schon 1469 hatte Sigismund von Tirol für 80,000 Gulden an Herzog Karl die Grafschaft Pfirt, den Sund- und Breisgau samt den vier Schwarzwaldstätten verpfändet und im August 1472 mit ihm ein Bündnis gegen die Schweiz geschlossen, zugleich vermittelte er die Beziehungen zu Friedrich III. Um zum Abschluß zu gelangen, traf nun der Kaiser zu längeren Verhandlungen mit dem Herzog in Trier zusammen (30. September bis
1473. 25. November 1473). Beide waren ziemlich handelseinig: für die Hand Marias, die Lösung des Bundes mit Ungarn und die Stellung von 10,000 Reitern gegen wen es auch sei, sollte Friedrich dem Herzog die Belehnung mit Geldern, Zütphen, Brabant, Luxemburg, Lothringen, die Bistümer Utrecht, Lüttich, Toul und das Reichsvikariat über das gesamte linke Rheinufer zugestehen, somit das burgundische Zwischenreich vollenden. Da weigerten die kurfürstlichen Räte in lebhaftester Besorgnis ihre Zustimmung und der Kaiser verließ plötzlich Trier, ohne die Ver-

handlungen zum Abschluß zu bringen. Was Karl nun auf diesem Wege nicht hatte erreichen können, versuchte er mit Gewalt zu erzwingen, indem er den noch immer nicht geschlichteten Streit zwischen dem Kaiser und dem kurpfälzischen Hause benützte. Mit Zustimmung des Kaisers nämlich hatte das Kölner Domkapitel den Erzbischof Ruprecht, einen Bruder des Pfalzgrafen Friedrich, entsetzt. Von beiden gerufen, brach Karl im Sommer 1474 mit glänzender Heeresmacht 1474.
in das Erzstift ein, nahm Remagen und Linz, um den Rhein zu sperren, und begann die Belagerung von Neuß. Eine gewaltige Erregung ging durch die Nation, denn sie fühlte, daß der Angriff dem ganzen deutschen Rheinlande und insbesondere den Städten gelte. Fürsten und Städte, ihrer 68, wirkten deshalb zusammen, um ein Reichsheer von 80,000 Mann unter Albrecht Achilles von Brandenburg und Albrecht dem Beherzten von Sachsen ins Feld zu stellen; selbst Lübeck und Lüneburg sandten Zuzug. Am 31. December 1474 wurde zu Andernach das Kriegsbündnis mit Frankreich geschlossen, am 7. Januar 1475 der Krieg 1475.
an Burgund erklärt. Gleichzeitig hatte Ludwig XI. zwischen den Schweizern und Herzog Sigismund die sogenannte „ewige Richtung" (11. Juni 1474) vermittelt, in welcher derselbe alle seine Ansprüche im Gebiete der Eidgenossenschaft fallen ließ, und hatte selbst mit dieser feste Soldverträge geschlossen, um sich fortan gegen jährliche Pensionen an die herrschenden Geschlechter (in Zürich z. B. 11,000 Livres jährlich) das beste Fußvolk der damaligen Welt zu sichern. Seit dem Frühjahr 1475 entwickelte sich nun der Kampf. Am 22. März zog das Reichsheer in Köln ein und schlug dann ein festes Lager bei Zons, zwei Stunden von den Burgundern entfernt. Vor den deutschen Schanzen am 25. Mai blutig abgewiesen, räumten diese ihre Stellung vor Neuß mit einem Verluste von 4000 Mann. Da nun gleichzeitig die Franzosen in der Picardie und in Flandern einrückten, die Schweizer in der Freigrafschaft vordrangen, so zeigte sich Karl, isoliert wie er war, zu Verhandlungen geneigt, und Friedrich kam ihm dabei entgegen, denn diesem lag alles am Vorteile seines Hauses. Ohne auf die Reichsfürsten oder auf seine Bundesgenossen weiter Rücksicht zu nehmen, schloß er am 15. Juni 1475 Frieden mit Burgund im Namen des Reiches auf Grund der Verlobung Marias mit Maximilian. Diesem Beispiele folgte Frankreich am 13. September, indem sich Ludwig XI. ebenfalls die Hand Marias für seinen Thronfolger Karl (VIII.) versprechen ließ. Im Stich gelassen standen Lothringen und die Schweiz allein dem grimmigen Herzog gegenüber.

Der Untergang Karls des Kühnen. Nun folgten die Ereignisse rasch aufeinander und mit so zermalmender Wucht, wie man es in diesem Zeitalter der entscheidungslosen Verwüstungskriege gar nicht gewöhnt war. Im Herbst 1475 warf sich Herzog Karl auf Lothringen, zwang am 30. November das von schweizerischen und oberdeutschen Truppen verteidigte Nancy zur Übergabe, das Land zur Huldigung, den Herzog René zum Verzicht. Im zeitigen Frühjahr brach er dann gegen die Schweizer auf, mit einem goldstrahlenden Heere meist italienischer Söldner, unter ihnen zahlreiche deutsche Edelleute, galt es doch den Bauern und Bürgern. Auch bei diesen aber war das Bewußtsein von der natio-

nalen Bedeutung des Kampfes lebendig, mochte der Kaiser auch mit dem Nationalfeinde im Bündnis stehen. 19 niederdeutsche Städte traten miteinander in Bund, Lübeck erbaute eben damals sein riesiges Holstenthor gegen dänische und holstische Angriffe, und mit leidenschaftlicher Spannung harrte man dort der Nachrichten aus dem fernen Süden. Über die Jurapässe einmarschierend brauchte der Herzog zehn Tage, um das kleine Granson am Neuenburger See zu überwältigen, dessen tapfere Besatzung er ersäufen oder an die Bäume hängen
1476. ließ; aber als die Eidgenossen herankamen, 20,000 Mann, da erlag am 3. März das mehr als doppelt so starke Burgunderheer nach kurzem Kampfe den Bauern und flüchtete in wilder Verwirrung dem Gebirge zu. Das ganze reiche Lager mit allen Zelten, Wagen und Geschützen fiel den schlichten Söhnen des Gebirges in die Hände, die wie geblendet standen vor solcher Pracht. Grimmig raffte der Herzog an Mannschaften und Geld zusammen, was er aufbringen konnte, und erschien Mitte Juni vor Murten am Ostufer des gleichnamigen Sees, von der anderen Seite aber eilten die Eidgenossen und die Aufgebote der oberrheinischen Städte bis von Straßburg heran, 30,000 Mann zu Fuß und 4000 Reiter, und indem sie das feindliche Heer durch eine Umgehung in der rechten Flanke faßten, erfochten sie am 22. Juni den glorreichsten Sieg der Schweizergeschichte. 20,000 Burgunder waren gefallen, mit nur 3000 Mann entkam der Herzog ins Gebirge, und alle Zeughäuser der Eidgenossen füllten sich mit den schwarzen Burgunderharnischen. Nun kehrte der Herzog René wieder nach Nancy zurück, aber Karl bemächtigte sich rasch wieder des ganzen Landes, und belagerte ihn in seiner Hauptstadt, bis die
1477. Schweizer 8000 Mann in lothringischen Sold gaben. Am 12. Januar 1477 kam es vor Nancy zur Schlacht. Zum drittenmale erlag der Burgunderherzog, und da ihm der Verrat des italienischen Söldnerführers Cola di Campobasso den Rückzug nach Luxemburg abschnitt, so brach er selber auf der Flucht mit seinem schweren Streitroß in das Eis eines kleinen Flusses ein und endete im Zweikampfe mit einem Schweizer, der ihn schwerlich kannte, von einer Hellebarde über das Haupt getroffen. Sein Erbe gehörte seiner Tochter und dem, der sie heimführte.

Maximilian in den Niederlanden. Da war es ihr eigner Entschluß, wenn sie das Versprechen des Vaters an Friedrich III. erfüllte. Am 21. April 1477 fand die Vermählung in Stellvertretung statt, dann zog der jugendfrische Maximilian auf fröhlicher Brautfahrt mit seinem getreuen Kunz von der Rosen durchs Reich nach Brüssel, um als Theuerdank um König Ruhmreichs liebliche Tochter Ehrenreich zu freien. Am 19. August reichte ihm Maria ihre Hand, am 24. leistete er den Eid auf die Verfassung von Brabant. Der furchtbare Angriff auf die deutschen Westmarken war abgewehrt ohne die Habsburger, ja gegen die Habsburger, aber den Preis des Sieges, die Herrschaft über die burgundischen Lande, trugen sie davon.

Freilich mit dem Preise nahmen sie auch die Lasten auf sich. Es galt das Erbe zu sichern gegen die Ansprüche Frankreichs wie gegen die Unbotmäßigkeit der Stände. Zunächst huldigten 1478 Holland und Seeland, dann belehnte der Kaiser seinen Sohn mit den Reichsgebieten. Ludwig XI. aber zog die französischen

Lehen sofort ein, besetzte auch die Freigrafschaft und begann so, verbündet mit Castilien und Aragonien, den großen Kampf der beiden Herrschergeschlechter, der Europa seitdem mehr als anderthalb Jahrhunderte lang in Atem gehalten hat. Bei Guinegate siegte Maximilian am 7. August 1479 glänzend über die Fran- 1479.
zosen; aber der jähe Tod seiner jungen Gemahlin — sie stürzte auf der Falkenjagd vom Pferde (26. März 1482) — gefährdete seine Stellung in den Niederlanden, da ihn die Stände nur als Regenten für seinen vierjährigen Sohn Philipp anerkennen wollten; ja sie schlossen auf eigne Hand mit Frankreich am 23. December 1482 den Frieden von Arras. Maximilians zweijährige Tochter Margaretha 1482.
wurde mit Ludwigs XI. Sohne Karl (VIII.) verlobt und sollte ihm als Mitgift die französischen Lehen zubringen; würde die Ehe nicht vollzogen oder blieb sie kinderlos, so sollten sie an Philipp fallen; jedenfalls ließ Ludwig die Landschaften sofort besetzen und die zweijährige Margaretha nach Frankreich führen. Die Vormundschaft über Philipp übernahm eine Kommission der niederländischen Stände; erst 1485 erhielt sie der Vater zurück.

Der Kampf im Osten; Brandenburg. So schien den Habsburgern das burgundische Erbe beinahe wieder aus den Händen zu gleiten, während gleichzeitig im Osten die ungarische Kriegsmacht sich wieder gewaltig erhob und auch das Kernland des alten Habsburgergebietes schließlich an sich riß. Zunächst begann Matthias den Kampf wenigstens mittelbar mit Brandenburg, dem Bundesgenossen des Kaisers, indem er die Ansprüche des Herzogs Johann von Sagan, des „bösen Hans", auf das Herzogtum Glogau unterstützte, das er nach dem Tode Heinrichs XI. 1476 für erledigt erklärte, während dessen jugendliche Witwe Barbara, die Tochter des Markgrafen Albrecht, ihr Anrecht behauptete. Da Albrechts Sohn und Stellvertreter Johann (Cicero) von den unbotmäßigen Ständen der Marken schlecht unterstützt wurde, so bemächtigte sich Hans des ganzen streitigen Herzogtums und drängte den Markgrafen bis Frankfurt a. O. zurück. Diese Verhältnisse benützend, drohten die Pommernherzöge mit neuem Kriege, um die Lehnshoheit und die Ansprüche Brandenburgs abzuschütteln, und auch der deutsche Orden wollte die Verwickelungen ausbeuten, indem der neue Hochmeister Martin Truchseß von Wetzenhausen sich der Huldigung für Polen weigerte und die Neumark von Brandenburg zurückforderte. Auch im Süden begann der Krieg wieder nach Ablauf des Stillstandes von 1477 (s. S. 556). Schließlich behauptete Wladyslaw im Frieden von Olmütz (21. November 1478) Böhmen und 1478.
Mähren, Matthias erhielt Schlesien mit den Lausitzen und die böhmische Königskrone auf Lebenszeit. Bis an die untere Oder reichte die ungarische Herrschaft.

Um so drohender erhob sich die Gefahr für Brandenburg. Im August 1477 hatte Matthias dem Kurfürsten Albrecht den Krieg erklärt, im April 1478 brachen die Pommern in der Ukermark ein. Da setzte der alte Held noch einmal seine ganze Kraft persönlich ein, erschien im Juni 1478 in den bedrängten Marken, rief das Landesaufgebot, 20,000 Mann, unter Waffen, zwang die Pommern zum Stillstande, schlug den Herzog Hans im Oktober bei Drehnow in der Nähe von Crossen und beendete i. J. 1479 die Kämpfe mit drei Friedensschlüssen, die ihm 1479.

alles Erreichbare und Notwendige sicherten. In Prenzlau nahm Bogislaw X., damals Herr ganz Pommerns, das Land von Brandenburg zu Lehen (Juni) und verpflichtete sich dann gegenüber dem Kurfürsten wie den Mecklenburger Herzögen zu gegenseitiger Hilfe und friedlicher Schlichtung etwaiger Streitigkeiten, das Ende langer Kämpfe. In Olmütz verzichtete Brandenburg auf Glogau gegen eine Abfindungssumme für Barbara, für welche Crossen und Züllichau zum Pfande gesetzt wurden (August); endlich gab auch der deutsche Orden seinen Anspruch auf
1473. die Neumark auf. Schon mehrere Jahre vorher, am 24. Februar 1473, hatte Albrecht, staatsmännischer als die meisten seiner Mitfürsten, in der Dispositio Achillea festgestellt, daß die Mark Brandenburg künftig ungeteilt an den erstgeborenen Sohn übergehen, die beiden nächsten Söhne mit den fränkischen Fürstentümern, etwaige andere Nachkommen mit Renten oder Bistümern ausgestattet werden sollten. Ein Landfriede verpflichtete dann 1484 die brandenburgischen Stände, „alle für einen Mann zu stehen", „des Landes und aller Frommen und Nutzen zu helfen und zu fördern". Hier an dieser gefährdeten Grenze hatte wirklich der Staatsgedanke über die ständische und dynastische Selbstsucht gesiegt.

Die Ungarn in Österreich. Kaum aber war der Kampf im Nordosten zu Ende und das Haus Brandenburg gesichert, da begann er im Südosten wieder und das Haus Österreich brach beinahe darunter zusammen. Als nämlich der Erzbischof von Gran, Johann Beckensloer, ein alter Gegner des Königs Matthias, beim Kaiser Aufnahme gefunden und die Zusicherung erhalten hatte, daß ihm das Erzstift Salzburg übertragen werde, weigerte sich der damalige Inhaber desselben, Bernhard von Rohr, den schon versprochenen Verzicht zu leisten, und übertrug die reichen Salzburger Güter in Kärnten und Steier dem Ungarnkönig, um sie dem Kaiser zu entziehen, der sie bereits mit Beschlag belegt hatte. Darauf ließ Matthias 1479/80 ihre Hauptplätze, Pettau, Friesach u. a., besetzen, während ein fürchterlicher Türkeneinfall das Land bis Graz, Leoben und Rottenmann verheerte und der „schwarze Tod" die verzweifelnde Bevölkerung dahinraffte, „drei Gottesplagen" auf einmal. Dazu fiel der steierische Adel vom Kaiser ab und endlich erklärte
1482. Anfang 1482 Matthias an den Kaiser den Krieg. Nach tapferster Verteidigung nahm er am 30. September die alte Grenzfeste Heimburg, im Februar 1484
1485. Bruck an der Leitha, am 1. December Korneuburg, im April 1485 erschien er vor Wien, und indem er die bald notleidende und in sich zwiespältige Bevölkerung zur Übergabe zwang, zog er am 1. Juni in der Hauptstadt ein. Die alte Ostmark, die Gründung der ruhmvollen Babenberger, schien an die Ungarn verloren, die Ostalpenlande waren den Türken preisgegeben. Die Außenwerke der deutschen Kultur im Südosten waren so gut gebrochen wie im Nordosten und Norden.

Die Wendung: Maximilians Königswahl und der schwäbische Bund. In dieser jammervollen Lage rief der Kaiser persönlich die Hilfe des Reiches an, und es gelang ihm in der tiefsten Erniedrigung durchzusetzen, was seinen Vorgängern nur auf der Höhe der Macht beschieden gewesen war. Am
1486. 16. Februar 1486 wählten die Kurfürsten in Frankfurt a. M. seinen Sohn Maximilian einstimmig zum römischen König, allen voran Berthold von

Mainz und Albrecht von Brandenburg. Auch die Reformfrage wachte wieder auf; ein Landfriede wurde auf 10 Jahre geboten und eine neue feste Gestaltung des kaiserlichen Gerichts wenigstens in Aussicht genommen. Noch hat Markgraf Albrecht diese Wendung erlebt. Schon leidend nach Frankfurt gekommen, hatte er seine Pflichten bis zuletzt zu erfüllen gesucht und auf einem Tragsessel sitzend dem Kaiser das Scepter vorgetragen, aber am 11. März 1486 verschied er im 1486.
Dominikanerkloster, der erste große Hohenzoller.

Mit Maximilians Erhebung schien ein frischer Zug ins Reich zu kommen; in Nürnberg wurde der Reichskrieg gegen Ungarn beschlossen und ein Reichsheer unter Albrecht dem Beherzten von Sachsen setzte sich i. J. 1487 nach Öster- 1487.
reich in Bewegung. Da jedoch die Reform noch ganz in ihren Anfängen steckte, so waren auch seine Kräfte noch zu schwach; er schloß unverrichteter Sache eine Waffenruhe (December 1487) und schied gekränkt aus dem kaiserlichen Dienst. 1487.
Was nun für das Reich als Ganzes noch nicht gelungen war, die Zusammenfassung seiner reichen Kräfte, das setzten die Habsburger wenigstens für ein großes Reichsgebiet, für Schwaben, durch. Denn nirgends war bei dem Mangel einer starken landesherrlichen Gewalt und der Schwäche des Kaisertumes die Zerfahrenheit ärger, das Bedürfnis nach bündischer Einigung größer als hier, wo zahllose Reichsstädte, geistliche, ritterschaftliche und kleinfürstliche Gebiete bunt durcheinander lagen, nirgends aber stand auch die städtische Kultur mit ihrer Geldwirtschaft höher. An der Spitze des Ritterbundes zu St. Georg verhandelte Graf Hugo (Haug) von Werdenberg, der Rat des Kaisers, mit den schwäbischen Städten und bewog sie zunächst in Heilbronn gegen die Zusicherung ihrer gelegentlich immer noch bestrittenen Teilnahme an den Reichstagen zum Verzicht auf die leidige Gewohnheit ihrer Gesandten, die an sie herantretenden Anträge „hinter sich zu bringen", um neue Vollmachten einzuholen, d. h. zu verschleppen (März 1487); im Juli 1487 legte er den Vertragsentwurf vor, im Februar 1488 wurden die Urkunden 1488.
vollzogen, am 9. März die Organisation des „schwäbischen Bundes" festgestellt. Sein Zweck war die Sicherung des Landsriedens durch Verzicht auf jede Selbsthilfe, an deren Stelle der Spruch ständischer Kommissionen trat, und die gegenseitige Unterstützung. Dafür stellte jede der vier Gruppen des Bundes (Tirol, Würtemberg, Prälaten und Ritterschaft, Reichsstädte) beim ersten Aufgebot 3000 Mann zu Fuß und 300 Reiter.

Wiederherstellung der habsburgischen Macht. Mit diesen schwäbischen Kräften gelang es zunächst den Habsburgern, ihre wankende Macht in den Niederlanden wiederherzustellen. Hier hatte sich Gent empört, und Maximilian wurde sogar, als er im Februar 1488 in Brügge erschien, von der aufständischen Bürgerschaft festgehalten, seine Räte aber hingerichtet. Erst als Albrecht von Sachsen ein Reichsheer, wesentlich schwäbische Streitkräfte, heranführte, wurde Max freigelassen, indem er Amnestie versprach (16. Mai). Unbekümmert darum setzte Albrecht den Kampf gegen die Empörer fort, an deren Spitze Philipp von Cleve stand, und zwang endlich in dem Vertrage vom 31. Oktober 1489 Gent, 1489.
Brügge und Ypern zur Unterwerfung und Abbitte.

Ebenso auf Schwaben stützte sich Maximilian, wenn er sein Erbrecht auf Tirol zur Geltung brachte. Hier hatte nämlich der schwache Herzog Sigismund, kinderlos und verschuldet wie er war, gegen große Summen die Vorlande an Albrecht IV. von Bayern erst verpfändet, dann verkauft, woran dieser die Hoffnung auf die Erwerbung Tirols knüpfte. Doch die tirolischen Stände erklärten im Februar 1489 alle Verschreibungen ihres Herzogs für null und nichtig und
1490. huldigten samt denen der Vorlande am 16. März 1490 dem Erzherzog Maximilian. Sigismund wurde mit einer Jahresrente abgefunden, Albrecht von Bayern aber von einem schwäbischen Bundesheere zum Verzicht gezwungen (1492).

Schon war damals auch der Streit mit Ungarn zum Vorteile der Habsburger entschieden. Ein plötzlicher Tod hatte den großen Ungarnkönig in der Hofburg von Wien hinweggerafft (6. April 1490) und die Habsburger von ihrem gefährlichsten Feinde befreit. Zwar wählten nun die Ungarn Wladyslaw von Böhmen zu ihrem König, so daß das gefürchtete böhmisch-ungarische Doppelreich hergestellt schien, aber in den schwachen Händen des Jagellonen wurde diese Verbindung niemals gefährlich, vielmehr schließlich nur eine Vorstufe für die Größe Habsburgs. Denn im Sommer 1490 rückte Maximilian mit deutschen, namentlich schwäbischen Truppen ins Feld, nahm Wiener-Neustadt und Wien, warf die Ungarn aus Innerösterreich „wie die Frösche", eroberte die wichtigsten Städte Westungarns, am 12. November selbst die Krönungsstadt Stuhlweißenburg, und nötigte endlich im
1491. nächsten Jahre Wladyslaw zum Vertrage von Preßburg (7. November 1491), der den Habsburgern beim Aussterben des jagellonischen Mannsstammes in Böhmen und Ungarn die Nachfolge in beiden Ländern zusicherte.

Nun triumphierten auch im Westen die Habsburger. Daß Karl VIII. von Frankreich seine verlobte Braut Margaretha zurücksandte, um sich selbst mit Anna, der Erbin der Bretagne, zu vermählen, trieb den beleidigten Vater zum Kriege.
1493. Doch beschloß diesen ohne besondere Ereignisse schon am 23. Mai 1493 der Friede von Senlis. Die Verlobung wurde aufgelöst, dafür lieferte Frankreich Artois, Charolais und die Freigrafschaft an die Habsburger aus. Auch in Holland, wo noch die französische Partei, die Hoeks, in heftigem Kampfe mit den Kabeljaus stand, stellte Albrecht von Sachsen bis Ende 1492 die landesherrliche Gewalt der Habsburger wieder her. Die Grenzen des Reiches im Westen und Osten waren einigermaßen gesichert.

Das alles hatte Friedrich III. noch erleben dürfen. Als er am 19. August
1493. 1493 achtundsiebzigjährig im Schlosse von Linz verschied, hatte er trotz zahlloser Demütigungen das gesamte Erbe seines Hauses in einer Hand vereinigt und seinen Besitz um das Doppelte vergrößert, ja verheißend winkten in der Ferne die Kronen Böhmens und Ungarns; sein geheimnisvolles A. E. I. O. U. („Alles Erdreich ist Österreich unterthan, Austriae est imperare orbi universo") schien sich zu erfüllen. Als Gebieter des Südostens und des Nordwestens, allen anderen Fürstengeschlechtern des Reiches weit überlegen, umspannten die Habsburger die deutschen Lande von zwei Seiten her und übernahmen mit der Macht auch die Pflicht, die am meisten gefährdeten Grenzen zu schützen und dem Reiche die längst begehrte,

dringend notwendige Neubildung seiner Verfassung zu geben. Von der Art, wie sie diese Stellung auffaßten, ob sie die Interessen ihres Hauses oder die der Nation voranstellen würden, hing die Zukunft des Kaisertums, das Schicksal Deutschlands ab.

Die Reichsverfassung. Die staatliche Entwickelung des Reiches als solchen hatte zu einem rein negativen Ergebnis geführt. Auf zahllosen Sonderrechten und Einzelverträgen und noch mehr auf Herkommen und Gewalt beruhte die Ordnung der Dinge; nur einmal und keineswegs durchgreifend war mit der Goldenen Bulle der Versuch gemacht worden, diese Verhältnisse im Interesse der Gesamtheit gesetzlich zu ordnen. Es war ein wildgewachsener, rein thatsächlicher, halb revolutionärer Zustand. Von der Reichsgewalt, einst der stärksten des Abendlandes, war wenig mehr übrig als der Name, denn alle Hoheitsrechte bis auf wenige Reste lagen in den Händen der 75 geistlichen und 37 weltlichen Fürsten, der 25 Reichsstädte, der Grafen und freien Herren, die doch nun keineswegs, die Reichsstädte ausgenommen, eine wirkliche Staatsgewalt im modernen Sinne besaßen. Das Reich war eine lockere Föderation mit einigen Resten der alten Monarchie, notdürftig zusammengehalten durch den Kaiser und den Reichstag, der jetzt allerdings festere Formen erhalten hatte und in drei Kollegien, das kurfürstliche, fürstliche (gegliedert in eine geistliche und weltliche Bank) und städtische, sich schied; aber es gab keine Steuerverfassung, keine Wehrordnung, keine wirkliche Reichsjustiz, kaum eine Reichsgesetzgebung. Nur die Idee war unverloren, daß jedes Recht im Reiche zuletzt auf der Verleihung des Kaisers beruhe und daß somit alle Sondergewalten im Reiche ihre Grundlage verlieren würden, wenn das Kaisertum, also das Gemeinwesen, aufhöre. Trotz alledem hatten demnach die Deutschen nur als Ganzes, als Nation, ein Recht auf politische Existenz, nicht als Unterthanen eines Fürsten oder als Mitglieder einer Genossenschaft.

Und doch, dies Kaisertum entbehrte nicht nur jeder wirklichen Macht, es hatte auch schon beinahe aufgehört, eine nationale Macht zu sein, denn der Gedanke des deutschen Königtums war von der phantastisch ausgestalteten Idee des römischen Kaisertums um so vollständiger verschlungen worden, je mehr jenes den Boden unter den Füßen verlor. Schon Heinrich VII. hatte nicht mehr „deutscher König“ heißen wollen, und nachdem das Kaisertum den Kampf gegen die andere universale Macht, das Papsttum, aufgegeben, war es in die engste Verbindung mit diesem getreten, um in seinem Dienste die Vogtei zu üben wider Heiden und Ketzer, selbst gegen die Lebensinteressen der eignen Nation. Mit Friedrich III. war diese Wendung vollendet, die einzige, wirkliche Reichsgewalt übte das Papsttum an der Spitze einer weitverzweigten Hierarchie, die es vollständiger beherrschte, als irgend eine andere.

Die europäische Lage. Und doch erschien die Aufgabe, eine nationale Staatsgewalt wieder herzustellen, um so dringender, als die Gestaltung Europas in völliger Veränderung begriffen war. Mochten im Norden Dänemark, im

Osten Ungarn und Polen jetzt weniger angriffsfähig sein, weil hier der Adel die monarchische Ordnung aufzulösen begann, die türkische Macht war das im höchsten Grade; im Westen aber stieg Frankreich, unter einem starken Königtume nach langen schweren Kämpfen geeinigt, zur Großmacht empor und streckte bereits die Hände nach Italien, dem alten Herrschaftsgebiete der deutschen Kaiser, aus, während gleichzeitig die spanischen Staaten sich monarchisch ordneten und ebenfalls zum Eingreifen in Italien bereit standen. Dort war es nicht gelungen, eine nationale Einheit zu schaffen; wohl aber hatten die italienischen Einzelstaaten zuerst in Europa an Stelle des Lehnswesens die moderne Ordnung gesetzt, die auf der Zusammenfassung aller Macht in den Händen der Regierung und der berechneten Pflege der Steuerkraft beruhte. Da nun aber die rein weltliche Kultur der Renaissance die kirchliche Sittlichkeit bei den gebildeten Italienern völlig zerstörte, ohne sie durch eine neue zu ersetzen, so war inmitten eines wunderbaren Aufschwunges der Litteratur und noch mehr der Kunst, wie das Privatleben der leitenden Stände, so auch ihre Politik nach innen und außen einer sittlichen Verwilderung verfallen, welche in der Lenkung der Staaten lediglich nach dem persönlichen Interesse der Regierenden und der augenblicklichen Zweckmäßigkeit fragte. Diese Staatskunst feinster Berechnung und unverhüllter, fast naiver Selbstsucht, voll Treulosigkeit, Hinterlist und Gewalt, wurde rasch das Muster auch für die außeritalienischen Fürsten des Abendlandes. In einer so völlig veränderten Welt mußte das deutsche Reich entweder aus seinem verworrenen Zustande heraus zu einer leistungsfähigen Verfassung kommen oder auf die Stellung in der Welt, welche die Nation zu beanspruchen hatte, schimpflich verzichten.

Maximilian I. Jene schwierige und doch beneidenswerte Aufgabe fiel Maximilian I. zu, und in der That, er besaß nicht wenige Eigenschaften eines volkstümlichen und nationalen Helden. Eine hohe, breitschulterige Gestalt, blondlockig und blauäugig, voll Adel und Würde, prachtvoll anzuschauen, wenn er in glänzender Silberrüstung auf schnaubendem Hengste seinen Einzug hielt oder als Kriegsherr leuchtenden Auges seine Tapfern führte, war er eine offene, fröhliche Natur von unverwüstlicher Frische, leutselig, ein geborener Redner, barmherzig gegen Mühselige und Beladene, aber auch ein Meister jeder ritterlichen und männlichen Kunst, ein reisiger Speerbrecher auf dem Schlachtfelde, wie auf dem Turnierplatze, der „letzte Ritter", und ein verwegner Jäger, dessen schwindelnde Abenteuer noch spätere Geschlechter mit schauderndem Entzücken sich erzählten. In seinen Kenntnissen, Fertigkeiten und Interessen zeigt er die ganze Vielseitigkeit seiner rastlosen Zeit. Als erfahrener Artillerist richtete er mit dem stillen Genusse des Kunstverständigen seine schweren Geschütze gegen das Gemäuer feindlicher Burgen; er kannte jedes persönlich und nannte die einzelnen Stücke mit ironisch zärtlichen Namen: die „schöne Kathl", den „Weckauf", den „Purlepaus", die „Singerin". Aber er hat auch das neue Fußvolk, die Landsknechte, ausgebildet, und hat das kunstvolle Eisenkleid, den Plattenharnisch, vervollkommnet, das jetzt den schweren Reiter von Kopf zu Fuß in glänzende Metallplatten hüllte. Und derselbe Fürst beherrschte wieder mit Leichtigkeit sieben Sprachen, er hatte das leb-

hafteste Interesse für die altdeutsche Heldendichtung und war doch den humanistischen Studien ein eifriger und verständnisvoller Förderer, er sorgte beflissen für seinen und seines Hauses Nachruhm durch halb dichterische, halb historische Darstellungen, die er veranlaßte, leitete und gelegentlich selber weiterführte; er hegte die lebendigste Teilnahme für die Kunst: Albrecht Dürer zeichnete für ihn, und in seinem großartigen Grabmale zu Innsbruck hat er selber alles, was ihn bewegte, zusammengefaßt in den ehernen Gestalten aus der deutschen Sage und aus der Geschichte seines Hauses wie in den figurenreichen Marmorreliefs, die seine eignen Thaten schildern. Er vereinigte mit einem Worte in sich die Eigentümlichkeiten seiner Zeit und seines Volkes, und er that es mit Bewußtsein und Selbstgefühl, stolz auf das geistige Können seiner Nation und ihre alte historische Größe, stolz auf seine „starken, kühnen, mannlichen Deutschen", stolz darauf, „der Schild der Nation an ihren beiden Pforten" zu sein. Und er verstand es meisterhaft in begeisterten Reden und populären Aufrufen voll treffender Schlagworte die Empfindung des Volkes für sich und seine Sache zu erregen. Trotzdem war seine Politik nicht eigentlich national, sondern sie wurde beherrscht von dem Drange, seine persönliche Größe zu begründen. Der nationalen Idee sein Leben zu weihen, dazu war er der Mann nicht; von der zähen Beharrlichkeit, der opferwilligen Selbstverleugnung, dem durchdringenden Scharfblick, die dem Reformator Deutschlands unentbehrlich waren, besaß er nichts. Ihn berauschte der Traum der mittelalterlichen Kaiserherrlichkeit und der künftigen Größe seines Hauses. So ist er in den deutschen Dingen aus dem peinvollen Zwiespalte zwischen hochstrebendem Wollen und mangelhaftem Können niemals hinausgekommen; nur für die Weltmacht seines Geschlechtes hat er den Grund gelegt.

Die Reichsreform und die italienischen Kämpfe. Für die Reichsreform gab es zwei Wege. Entweder mußte das Kaisertum die Selbstherrlichkeit der Fürsten brechen und damit eine Ordnung der Dinge herbeiführen, die sich dem Einheitsstaate näherte, oder es mußte den Fürsten eine ständige, tiefgreifende Mitwirkung an der Leitung des Reiches gestatten, die sie zwang, seine Interessen ihren Sonderinteressen voranzustellen. Soweit es eine öffentliche Meinung gab, war sie für den ersten Weg, freilich mehr in der Erinnerung an die alte Kaiserherrlichkeit als in klarer Erkenntnis der Verhältnisse, doch er bedeutete eine ungeheure Revolution und war nur dann gangbar, wenn es das Haus Habsburg verstand, die Massen durch die Reform zugleich der socialen, wirtschaftlichen und kirchlichen Verhältnisse, oder auch durch einen hinreißenden auswärtigen Erfolg für sich zu gewinnen. Konnte oder wollte es das nicht, dann blieb nur der andere Weg. Den aber versperrte die Eifersucht des Kaisers auf seine überlieferte Würde und die Kurzsichtigkeit der meisten Fürsten.

Den Versuch wenigstens, ihn einzuschlagen, machte Erzbischof Berthold von Mainz aus dem Grafenhause von Henneberg (1484—1505), ein politisch und kirchlich hochkonservativer Herr von Energie, feinen Formen und überzeugender Beredsamkeit. Auf seine Anregung beschloß der Reichstag von Worms 1495, 1495.
einen Reichsrat aus sieben Fürsten mit voller Macht über Finanzen, Landfrie-

den und Auswärtiges zu bilden, einen „ewigen Landfrieden“ zu gebieten und
für jede Streitigkeit auf den Weg der Klage vor das Reichskammergericht
zu weisen, das als eine festorganisierte Behörde im Gegensatze zu dem alten,
wandernden Königsgericht seinen Sitz in Frankfurt a. M. erhalten sollte. Der
Reichstag sollte jährlich am 1. Februar zusammentreten, für die Reichsbedürfnisse
aber, zunächst für den Unterhalt der neuen Reichsbehörden und für den Krieg
gegen die Türken und in Italien eine allgemeine direkte Reichssteuer, der „gemeine
Pfennig“, von jedem Reichsunterthanen unmittelbar, ohne Rücksicht auf
die Territorialeinteilung, durch sieben Reichspfennigmeister zunächst auf vier Jahre
erhoben werden. Bis auf den Reichsrat nahm Maximilian diese Beschlüsse am
1. August an, aber nur zögernd und widerwillig, und sein Königsgericht ließ er
sich überhaupt nicht nehmen. Denn mit dieser Reform meinte er „hinausgewiesen
zu werden aus aller Macht und Gewalt“; nur die Hoffnung, so die Mittel
für seine äußere Politik zu erhalten, bewog ihn zum Nachgeben und nur von
diesem Gesichtspunkte hat überhaupt die Reform für ihn Wert gehabt. Sein
Lieblingsgedanke war allerdings der Türkenzug, allein viel näher lag ihm das
Streben, Venedig zu demütigen und die Oberherrlichkeit des Reiches über Mailand
zu sichern. Er hatte deshalb im September 1494 an Ludwig Sforza (il
Moro) die Belehnung mit Mailand erteilt, aber die Eroberung Neapels durch
Karl VIII. von Frankreich nicht verhindern können (Februar 1495); erst im
März schloß er sich der Liga zwischen Aragonien, Mailand, Rom und Venedig
an, welche die Räumung Neapels erzwang. Allein seine Erwartung, das Reich
werde ihm die Mittel zur Ausführung großer Pläne gewähren, erwies sich als
hinfällig. Die Reichsritterschaft und ganz Lothringen weigerten die Unterwerfung
unter Reichsgericht und Reichssteuer geradezu, und die letztere ging überhaupt so
mangelhaft ein, daß selbst das Reichskammergericht, welches am 3. November
1495 wirklich eröffnet worden war, schon im Juni 1496 sich wieder auflöste,
weil seine Mitglieder nicht bezahlt wurden. Der Reichstag von Lindau im
1497. Winter 1496/97 erneuerte deshalb die Wormser Beschlüsse, aber er verweigerte
die Hilfe für Italien gegen Frankreich wie für das ferne Livland (s. S. 569).
Nur soweit reichten jetzt die Einkünfte aus dem gemeinen Pfennig, daß das Reichskammergericht
wieder eröffnet werden konnte. Wieder faßte der Kaiser Hoffnung.
1498. In feuriger Rede eröffnete er im Juni 1498 den Reichstag in Freiburg; verständlich
genug wies er darauf hin, daß er nicht dem Reiche allein verpflichtet
sei, sondern auch dem Hause Österreich, und setzte wirklich durch, daß die Stände
die sofortige Auszahlung der eingegangenen Steuersummen verfügten und die Anträge
Ludwigs XII. von Frankreich, ihm gegen Verzicht auf Mailand Genua und
Neapel einzuräumen, zurückwiesen mit der ganz mittelalterlichen Begründung, jenes
sei ein Kammergut des Reiches, dieses ein Lehen des heiligen Stuhles, den der
Kaiser als Vogt der Kirche in seinen Rechten schützen müsse. Stolze Worte ohne
1499 Thaten! Denn schon im August 1499 besetzten die Franzosen im Bunde mit
Venedig und Rom eben dies Mailand, so daß Herzog Ludwig in Tirol Zuflucht
suchen mußte; Mailand aber wurde französisch (April 1500).

Der Schweizerkrieg. Dem mußte Maximilian thatenlos zusehen, denn ein schwerer Krieg mit den Schweizern fesselte ihn. Die Weigerung der Eidgenossen, die in den Kämpfen mit den Habsburgern und in dem gewinnreichen, aber verwildernden Soldbienst der französischen Krone den Zusammenhang mit Deutschland immer mehr vergaßen, sich dem Reichsgericht und der Reichssteuer zu fügen, verband sich mit langwierigen Gebietsstreitigkeiten zwischen Tirol und den drei rhätischen Bünden, um ihn herbeizuführen. Während die letzteren mit den Schweizern ihr Waffenbündnis schlossen (December 1498), rief die tiroler Regierung die Hilfe des Schwäbischen Bundes an und erhielt seine Zusage (Januar 1499), denn 1499.
der schwäbische Adel brannte darauf, mit diesen „Bauern" und „Kuhhirten" abzurechnen. Aber nicht nur zeigte der kleine Krieg im Hochgebirge, im Ober-Rheinthale und im Engadin, die Überlegenheit der Eidgenossen, sie gingen auch gegen Schwaben zum Angriff vor, siegten am 22. März 1499 bei Dorneck im Kletgau, am 11. April am Schwaderloch unweit Constanz, und ehe noch der Kaiser aus den Niederlanden herbeikam, erlitten auch seine tapferen Tiroler am 22. Mai bei Glurns und Mals eine völlige Niederlage; ja das unbotmäßige Reichsheer wurde am 22. Juli bei Dorneck an der Birs nochmals geschlagen. Entsetzliche Verheerungen begleiteten den Krieg. Endlich willigte der Kaiser im Frieden von Basel (22. September 1499) in die Lossprechung der Eidgenossenschaft von Reichssteuer und Reichsgericht, also in ihre Trennung vom Reiche, zu dem sie nur noch als „Reichsverwandte" in loser Beziehung blieben, eine beklagenswerte Frucht der ständischen Gegensätze, die es zerklüfteten.

Scheitern der ständischen Reichsreform. Maximilian hatte nachgegeben in Hinblick auf die Bedrohung Mailands; jetzt berief er den Reichstag für den April 1500 nach **Worms**. Dieser beschloß, indem er den gemeinen Pfennig 1500.
fallen ließ, die Aufstellung eines Reichsheeres in der Weise, daß die Fürsten, Grafen und Herren die Reiterei zu stellen, je 400 Einwohner (etwa jedes Dorf) nach den Pfarreien einen Fußknecht auszurüsten hatten. Zugleich aber gab der Kaiser, besiegt und hilfsbedürftig wie er jetzt war, die Bildung eines festen **Reichsregiments** aus den Vertretern der Kurfürsten, Fürsten und Städte mit dem dauernden Sitze in Nürnberg zu, in dem er nur den Vorsitz zu führen hatte. Doch kaum war alles in hoffnungsreiche Bahnen geleitet, als er den ihm unleidlichen Zwang abwarf, in rascher Schwenkung den Frieden von Trident mit Ludwig XII. schloß (13. Oktober 1501) und im December 1502 den König mit Mailand belehnte. Der Bruch war so schroff, daß die Kurfürsten an die Entsetzung des Kaisers dachten, der nun wieder seinerseits wohl gar mit Trennung Österreichs vom Reiche drohte!

Der bayerische oder Landshuter Krieg. Ein glänzender Kriegserfolg verschaffte ihm mit einenmale ein hohes persönliches Ansehen. Gegen einen früheren Erbfolgevertrag wollte **Georg der Reiche** von Bayern-Landshut, der letzte dieser Linie, statt seines Vetters Albrechts IV. von Bayern-München seinen Schwiegersohn Ruprecht von der Pfalz zum Erben einsetzen und übergab diesem wirklich kurz vor seinem Tode (1. December 1503) Schatz, Geschütz und Haupt- 1503.

stadt. Der Kaiser verfügte endlich als Schiedsrichter die Teilung des Besitzes
derart, daß Albrecht alles Land südlich der Donau, Ruprecht die sogenannte Ober-
pfalz erhalten sollte, behielt sich selbst aber dabei beträchtliche Abtretungen vor.
Als nun die Pfalz trotzdem den Krieg mit der Besatzung von Landshut (24. April
1504) eröffnete, verfiel sie der Reichsacht und hatte nun, da nur Böhmen auf ihre
Seite trat, eine überlegene Macht sich gegenüber, denn der Schwäbische Bund,
Bayern-München, Hessen, Brandenburg und zahlreiche Reichsstädte hielten zum
Kaiser. Der gefeierte Sieg Maximilians bei Menzesbach unweit Regensburg
1504. über die ketzerischen Böhmen (12. September 1504) und die Einnahme des tapfer
verteidigten Kufstein nötigten die Söhne Ruprechts († 20. Juli 1504), am
1505. 3. Juli 1505 in Köln den Frieden nach den Bedingungen des Kaisers anzu-
nehmen und einen großen Teil des unteren Innthales (Kufstein, Rattelnberg und
Kitzbühel) an Tirol abzutreten. Kurz zuvor hatte der Tod Bertholds von Mainz
am 21. December 1504 die ständische Reformpartei völlig aufgelöst, und jubelnd
begrüßte das Volk seinen siegreichen Kaiser.

Die kaiserliche Reform. Nun mochte er zeigen, wie er die Reichsreform verstehe, deren Notwendigkeit er ja keineswegs bestritt. Aber in Köln wußte er dem Reichstage auch nichts Besseres vorzuschlagen, als die Errichtung eines Reichsregiments und den gemeinen Pfennig. Da indes nur die städtische Geldwirtschaft, nicht die Naturalwirtschaft des Adels und der Bauern für solche Geldsteuern reif war, so lehnten die Stände diese Vorschläge ab und beschlossen statt dessen, die Leistungen auf die Einzelstaaten nach einer sogenannten Matrikel zu verteilen. Auf dieser neuen Grundlage bewilligten sie eine mäßige Rüstung zur Sicherung der habsburgischen Erbfolge in Ungarn gegenüber dem Plane, die Thronerbin Anna mit einem einheimischen Großen zu vermählen, und wirklich erzwang Maximilian durch einen kurzen Feldzug den Frieden von Wien (Juni 1506).

Maximilian und die Kämpfe um Italien. Jetzt dachte er zur Kaiser-
krönung gen Rom aufzubrechen. Allein die nüchternen Geschäftsmänner, welche
damals die italienischen Staaten und besonders Rom selber leiteten, standen sol-
chen mittelalterlichen Gedanken kühl bis ans Herz hinan gegenüber, und Venedig,
das zudem nur mit Widerstreben den Anfall der Grafschaft Görz nach dem Tode
des letzten Grafen Leonhard (Juni 1500) zugelassen hatte, weigerte geradezu den
Durchmarsch eines kaiserlichen Heeres. Dem gegenüber bewilligte der Reichstag
in Constanz eine Hilfe von 12,000 Mann und auch die Schweizer versprachen,
1508. 6000 Mann zu stellen. So erschien Maximilian im Januar 1508 in Trident.
Doch angesichts der venezianischen Rüstungen außer stande, den Durchmarsch zu
erzwingen, nahm er hier am 4. Februar den Titel „erwählter römischer
Kaiser“ an, ein Schritt von unzweifelhafter nationaler Bedeutung, denn er
machte das Kaisertum unabhängig von der päpstlichen Krönung. Der Römerzug
war damit zu gunsten des venezianischen Krieges aufgegeben, doch dieser kostete
dem Kaiser Görz, Triest und Istrien. Das trieb ihn zum Eintritt in die Liga
von Cambrai, welche Spanien, Frankreich und Papst Julius II. zur Vernich-
tung der stolzen Republik von San Marco schlossen. Doch als der Kaiser im

April 1509 in Worms abermals Hilfe gegen Venedig forderte, wiesen die Städte, 1509.
voll Sympathien für dies Muster einer ständischen Republik, seine Anträge ab, und obwohl dann die Venezianer nach ihrer furchtbaren Niederlage bei Agnadello oder Vaila an der Adda (14. Mai 1509) fast das ganze Festland verloren, so verteidigten sie doch **Padua** mit glänzender Tapferkeit gegen den Angriff des kaiserlichen Heeres. Bald mußte Max zusehen, wie Julius II. sich mit Venedig schließlich sogar verbündete, um eine entschieden nationale Politik aufzunehmen und die Franzosen aus Italien zu verjagen. Aber der glänzende Sieg der Franzosen bei Ravenna am Ostersonntage 1512 stellte ihre Übermacht so drohend hin, daß 1512.
der Kaiser sich der neuen Liga zwischen Rom, Venedig, Spanien und England anschloß, die sich gegen Frankreich richtete (Mai 1512). Das Ergebnis war wirklich zunächst die Vertreibung der Franzosen aus Oberitalien, die Einsetzung Maximilian Sforzas in Mailand und eine gebietende Machtstellung des Kirchenstaates in Mittelitalien.

Ende der Reichsreform. Da gab denn auch Maximilian in **Köln** 1512 den ständischen Reformplänen, als ihm eine Hilfe auf Grund des herabgesetzten gemeinen Pfennigs bewilligt wurde, insoweit nach, daß er sich die Einsetzung eines ständischen Regiments, aber an seinem wandernden Hofe gefallen ließ. Für die Durchführung der reichskammergerichtlichen Urteile sollte das Reich nach dem Vorgange Albrechts II. in zehn **Kreise**, jeder unter einem fürstlichen Hauptmann, geteilt werden. Zur Ausführung kam auch das zunächst nicht, das einzige feste Ergebnis der angestrengten Reformversuche blieben das **Reichskammergericht** und, wenngleich noch ohne abschließende Gestaltung, die **Reichsmatrikel**.

Ergebnisse der auswärtigen Reichspolitik Maximilians. Kaum ein besseres Resultat für das Reich ergab schließlich die auswärtige Politik des Kaisers. An der Seite Spaniens und Englands eröffnete er 1513 den Krieg 1513.
gegen Frankreich, als dies abermals die Hand auf Mailand legte, und eroberte durch den Sieg bei **Guinegate** am 16. August die Picardie; aber er konnte weder den Zerfall der Liga, noch den entscheidenden Sieg des Königs Franz I. von Frankreich über die bis dahin unbezwungenen Schweizer in der „Riesenschlacht" bei **Marignano** am 13. und 14. September 1515 hindern. Nach einem miß- 1515.
lungenen Feldzuge gegen Mailand im März 1516 mußte der Kaiser im Frieden von Brüssel (December) dem Könige Mailand einräumen, und Venedig gegenüber im Waffenstillstande von Mantua (August 1517) sich mit der Herausgabe seiner verlorenen Gebiete und dem Gewinn von Ampezzo, Roveredo und Riva begnügen. Italien war für das Kaisertum verloren: in Mailand geboten die Franzosen, in Neapel und Sicilien die Spanier.

Der Osten und Norden. Und wie sah es in den östlichen und nördlichen Grenzlanden des Reiches aus? Mit äußerster Anstrengung, vom Mutterlande wie immer im Stiche gelassen, wehrte der deutsche Orden unter dem heldenhaften Landmeister **Walther von Plettenberg** in den Schlachten von Maholm (7. September 1501) und Pskow (Pleskau, 13. September 1502) den wuchtigen Angriff der Russen auf **Livland** ab und erlangte dann von ihnen einen Waffen-

stillstand auf 50 Jahre. In Preußen versuchte der Orden einen Halt gegen Polen zu finden, indem er den Sohn eines der mächtigsten deutschen Fürstengeschlechter, Friedrich von Sachsen, 1498 zum Hochmeister kor. Im größeren Sinne als dieser faßte sein Nachfolger Albrecht von Brandenburg-Ansbach (seit 1511) seine Aufgabe; überall warb er um Hilfe, und der Kaiser verbot ihm 1513 geradezu die Huldigung für Polen zu leisten. Zwei Jahre später indes erkannte Maximilian den Frieden von Thorn feierlich an, und als der junge Hochmeister trotzdem 1519 noch einmal, von Zuzügen des deutschen Adels und deutscher Söldner unterstützt, den Kampf mit Polen aufnahm, opferte er nur die letzten Kräfte seines Landes in einem nutzlosen Verwüstungskriege und mußte am 5. April 1521 in einen vierjährigen Stillstand willigen.

Wie hier der deutsche Adel seine ruhmvollste Schöpfung dem Verfalle überließ, so verlor er den Rest seines Waffenruhms auch im Norden, als König Johann von Dänemark an der Spitze eines starken Soldheeres und stattlicher, ritterlicher Zuzüge aus Schleswig-Holstein und den deutschen Küstenlanden, im ganzen mit 1500 Reitern und 12,000 Mann zu Fuß, am 17. Februar 1500 den Speeren der Dietmarscher Bauern in der Mordschlacht bei Hemmingstedt unter-
1500 lag. Im Frieden von Hamburg (15. Mai 1500) mußte der König den Dietmarschen die alte Unabhängigkeit zugestehen.

Hatte der norddeutsche Adel in seinem Standeshaß dem Dänenkönig unbedenklich gegen seine Landsleute Beistand geleistet, so suchten die Hansestädte allerdings ihm gegenüber ihre Rechte zu behaupten, aber das Glück war nicht mit ihnen. Als wegen der Unterstützung, die sie dem aufständischen Schweden geleistet hatten, der Krieg mit Dänemark ausbrach, trieben sie 1509 Schweden abermals zur Erhebung und wahrten zur See die Ehre ihrer Flagge, aber die Lähmung ihres Handels wurde schließlich so empfindlich, daß sie am 23. April
1512. 1512 im Frieden von Malmö gegen Wiederherstellung ihrer Vorrechte den Verkehr mit Schweden aufgeben und in die Zulassung der Niederländer nach Norwegen, Schonen und Gotland willigen mußten

Die Grundlegung des habsburgischen Weltreiches. So verlief die Regierung dieses ritterlichen, feurigen Maximilian trotz all seiner Popularität für die Machtstellung der Nation fast genau ebenso ergebnislos, wie die seines geistesträgen Vaters. Es war ein schlechter Ersatz, wenn gleichzeitig die ungefügten Umrisse einer habsburgisch-spanischen Weltmonarchie aus dem Dunkel der Zukunft hervorzutreten begannen. Den Grund dazu legte Maximilian durch die Vermählung seines Sohnes Philipp von Burgund mit Johanna, der Tochter Ferdinands von Aragonien und Isabellas von Castilien i. J. 1496. Denn indem alle ihre Geschwister vor ihr starben, wurde Johanna die alleinige Erbin beider spanischen
1506. Reiche. Da indes der jähe Tod ihres Gemahls am 25. September 1506 die Unglückliche in unheilbare Schwermut versenkte, so mußten ihre Rechte auf ihre beiden Söhne Karl (geboren 24. Februar 1500) und Ferdinand (geboren 10. März 1503) übergehen, für die nun auch Ferdinand die Verwaltung in Castilien, Maximilian in den Niederlanden übernahm. Als dessen zweite Ehe mit

Maria Bianca Sforza von Mailand (1494—1511) kinderlos blieb, eröffnete sich den beiden Enkeln auch die Aussicht auf Österreich. Aus dieser ganzen ungestalten Ländermasse sollten nach den verständigen Erwägungen König Ferdinands ein österreichisch-burgundisches und ein spanisch-neapolitanisches Reich gebildet werden; aber als die Schlacht von Marignano den Franzosen ein gefährliches Übergewicht zu verschaffen schien, da gab er dem phantastischen Wunsche Maximilians nach und willigte in die Übertragung aller Länder beider Dynastien auf Karl I. (V.). Bereits hatte damals der Kaiser durch die feierliche Zusammenkunft mit Wladyslaw II. von Böhmen und Ungarn in Wien die Hand seiner Tochter Anna für seinen zweiten Enkel Ferdinand gesichert, dessen Schwester Maria zugleich mit dem Thronerben dieser beiden Reiche, Ludwig, verlobt wurde (März und Juli 1515). Die päpstliche Bestätigung gab im Januar 1516 der ganzen 1515. Abkunft die Weihe. Fürwahr majestätische Aussichten für die Habsburger, doch keine glücklichen für Deutschland!

Aussichten und Stimmungen um 1517. Und doch wurde das Elend des Reiches so lebhaft empfunden! Die Kommission, die der Reichstag von Mainz im Juli 1517 niedersetzte, um über die Ursachen des inneren Unfriedens zu be- 1517. raten, konnte nur feststellen, der Geschäftsgang des Reichskammergerichts sei zu schleppend, die Ausführung seiner Urteile höchst ungewiß, die Acht ohne Geltung, die Unsicherheit allgemein, die Ausbeutung durch Rom unerträglich, der Bauernstand in drohender Gärung. Doch wie zu helfen sei, wußte keiner zu sagen. „Unsere Zustände sind friedlos geworden“, klagt der Abt Trithemius.

So fiel die Vertretung der nationalen Lebensinteressen praktisch mehr und mehr den aufsteigenden Gewalten des Zeitalters zu, den Fürsten und den Städten, und alles, was die Zeit brachte, hat sie gefördert, die Umbildung des Rechts, der Verwaltung, des Kriegswesens, der Volkswirtschaft, wie wieder alle diese Dinge ganz wesentlich von ihnen ausgegangen sind.

Aufnahme des römischen Rechtes. Es war unvermeidlich, aber kein Glück für Deutschland, daß die Umbildung des Rechtes nicht durch die folgerichtige Ausgestaltung des deutschen, sondern unter dem beherrschenden Einflusse eines fremden, des römischen Rechtes sich vollzog. Kirche und Kaisertum wirkten hier zusammen. Jene lebte als Körperschaft von jeher nach römischem Rechte und lehnte für ihr geistliches Gericht das heimische Recht ausdrücklich ab; das Kaisertum aber betrachtete das römische Recht, besonders seit Friedrich I., als Kaiserrecht, so daß schon Karl IV. römischen Juristen eine feste Stellung in der kaiserlichen Kanzlei einräumte und Friedrich III. 1455 sein kaiserliches Gericht teilweise mit solchen besetzte. So kam es, daß schon mancher Deutsche in Bologna das fremde Recht an seiner Quelle studierte und daß deutsche Universitäten Lehrstühle dafür errichteten, zuerst Rostock und Greifswald um 1450; die Universität Frankfurt a. O. wurde 1506 sogar besonders zum Studium des römischen Rechtes gegründet. Niemals aber hätte dies so rasch sich Eingang verschaffen können, wenn

ihm die Beschaffenheit des deutschen Rechtes nicht die Wege gebahnt hätte. Denn obwohl aus gewissen einheitlichen Grundanschauungen erwachsen, hatte sich doch das deutsche Recht in der Anwendung äußerst mannigfaltig ausgebildet, da es eben eine Reichsgesetzgebung thatsächlich nicht gab und es wissenschaftlich überhaupt nicht bearbeitet wurde; es war aber vor allem das Recht einer aristokratisch-naturalwirtschaftlichen Zeit, das die vordringende Geldwirtschaft der Städte und die fürstliche Gewalt als hemmende Fessel empfanden. Eben diesen Bedürfnissen kam das römische Recht, das Erzeugnis einer hohen städtischen Kultur und einer unumschränkten Monarchie, entgegen; es hat also nicht ein neues materielles Recht geschaffen, da sich ein solches überhaupt nur aus gegebenen Zuständen entwickelt, es hat vielmehr nur „in vielen Fällen einer im deutschen Leben angebahnten oder vorbereiteten Entwickelung zum Durchbruch und zum Siege verholfen".*) Das Strafrecht, das mit den sittlichen Begriffen des Volkes stets eng verwachsen ist, hat vom römischen Rechte wenig Einfluß erfahren; das römische Staatsrecht dagegen wirkte zwar nur mittelbar, aber nachdrücklich für die Stärkung der monarchischen, in Deutschland also der fürstlichen Gewalt, weil es dem Fürsten die Unumschränktheit des römischen Kaisertums beimaß und das Volk wie namentlich auch den ungelehrten Adel von der Teilnahme an der Rechtsprechung und Verwaltung zurückdrängte, sobald beide mehr und mehr an römisch gebildete Juristen übergingen. Freilich hat das nur sehr langsam sich vollzogen. Denn zwischen dem Wahrspruche der deutschen Schöffen, der aus der Überzeugung derselben hervorging und rechtsbildend wirkte, und dem Urteil des römischen Richters, der eine äußere allgemeine gesetzliche Norm auf einen vorliegenden Einzelfall anwendete, waltete ein ebenso tiefer Gegensatz ob, wie zwischen der Stellung des Richters in Deutschland und in Rom, denn hier war er Urteilsfinder, dort nur Vorsitzender des Gerichtes. So notwendig nun auch diese Umbildung des Rechtes sein mochte, es trat eben doch dem Volk als etwas Fremdes, Unverstandenes gegenüber, es stumpfte sein Rechtsbewußtsein ab und schuf in dieser zerklüfteten Nation einen neuen Gegensatz.

Fürsten und Stände. Diesen neuen Gedanken und dem inneren Bedürfnis folgend, begann seit der Mitte des 15. Jahrhunderts die fürstliche Macht sich langsam zu heben gegenüber der Selbstherrlichkeit der Vasallen und Städte und ihrer Vertretung in den Landständen, die sich immer allgemeiner organisiert hatten, so in Bayern-München und Bayern-Ingolstadt seit 1430, in Sachsen-

*) Das römische Recht verbesserte die Rechtsfähigkeit niedrig geborener Frauen und Kinder, indem es dieselbe von der Rechtsstellung des Mannes abhängig machte, wirkte also auf Rechtsgleichheit hin; es förderte die freie Verfügung über den Grundbesitz, also seine Mobilisierung und das strenge Eigentum an ihm gegenüber seiner mittelalterlichen Abhängigkeit und Gebundenheit als Lehn- oder Zinsgut; es brachte gegenüber dem durchaus monopolistischen Geiste des deutschen Handwerkes und Handels das freie Vertragsrecht zur Geltung und half auch das sinnlos gewordene kirchliche Zinsenverbot beseitigen; es förderte endlich die freie Verfügung des Erblassers über sein Vermögen (Testierfreiheit), die das deutsche Recht gar nicht kannte, weil das Vermögen ursprünglich der Hauptsache nach mit dem Grundbesitz zusammenfiel und also für den Unterhalt der Familie unentbehrlich war.

Thüringen seit 1438, in *Mecklenburg* seit 1442, in *Trier* 1456, in *Würtemberg* 1482, u. s. f. Sie setzten sich im wesentlichen stets zusammen aus der hohen Geistlichkeit, den großen und kleinen Vasallen und den städtischen Vertretern, derart, daß sie entweder drei oder zwei oder auch vier Abteilungen (Kurien) bildeten, die zunächst für sich berieten. Sie nahmen jetzt neben dem Steuerbewilligungsrecht das Recht in Anspruch, an der Verwaltung der bewilligten Steuern mitzuwirken, z. B. in *Meißen* seit 1451, in *Würtemberg* seit 1514; ja hier versprach ihnen der Herzog Ulrich im Tübinger Vertrage vom Juli 1514 gegen Übernahme seiner Schulden, ohne Willen der Ritter, Prälaten und Städte keinen Krieg anzufangen und keine Steuer auszuschreiben, Freizügigkeit zu gewähren und strenge Rechtspflege zu üben. Noch war das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit unter ihnen schwach, noch hielt jeder Stand zunächst seinen Vorteil im Auge und feilschte mit den anderen zäh und kleinlich über seinen Anteil an Lasten und Pflichten, aber sie fühlten sich doch immer als eine große Körperschaft gegenüber den Privatinteressen des fürstlichen Hauses und trugen so im Gegensatz besonders zu den Erbteilungen zur Wahrung der territorialen Einheit, also mittelbar zur Ausbildung des Staatsgedankens bei.

Die Fürsten haben nun diese Stände zunächst kaum erheblich zu schwächen vermocht. Nur ihre gesetzgeberischen Thätigkeiten dehnten sie nach römischen Rechtsanschauungen weiter aus; vor allem versuchten sie hier und da die Selbständigkeit der Städte zu beschränken, die Wohlfahrtspolizei durch ihre Verfügungen einheitlich zu regeln, die Rechtsprechung besser zu ordnen und gegen auswärtige Einflüsse abzuschließen, weshalb sie wohl den Rechtszug nach fremden Oberhöfen verboten.*) Es hängt mit diesen Bestrebungen, die oft so bunt zu-

*) In *Brandenburg* erhob sich seit 1516 über den *Hofgerichten* das *Kammergericht*, für die rittermäßigen Leute als erste, für die anderen als zweite Instanz, mit gelehrten Richtern besetzt. Dann ordnete *Joachim I.* 1515 selbstherrlich die Verwaltung seiner Städte nach einheitlicher Regel, indem er die Einsetzung eines Rates von 16 Männern auf Lebenszeit vorschrieb, die sich selbst ergänzten. — In *Meißen* ging die hofgerichtliche Kompetenz über die „amtsässigen“ Vasallen an die fürstlichen Amtshauptleute (Domänenverwalter) über; nur die größten „schriftsässigen“ Grundherren („Standesherren“) behielten ihren Gerichtsstand vor dem *Hofgericht*. Dies *Oberhofgericht*, seit 1483 vorübergehend, seit 1488 für den albertinischen Landesteil dauernd in Leipzig, für den ernestinischen in Weimar eingerichtet, wurde teilweise mit Juristen besetzt, ebenso der Leipziger Schöppenstuhl; der Rechtszug an den Oberhof Magdeburg war schon seit 1432 verboten. Ähnlich war die Besetzung des *pfälzischen* Hofgerichts (in Heidelberg) seit 1472, des *würtembergischen* seit 1495. Das Bedeutendste in der Verwaltungsorganisation hat jedenfalls *Maximilian I.* in den *österreichischen Erblanden* geleistet und zwar nach dem ihm besonders nahe liegenden burgundisch-französischen Vorbilde. Sie beruhte in ganz modernem Sinne auf möglichster Trennung der verschiedenen Verwaltungszweige und auf der Zusammenfassung der verwandten Zweige in allen Landen durch große Centralbehörden, arbeitete also auf den gesamtösterreichischen Einheitsstaat los und wurde in dieser Beziehung von der anderen Seite her ergänzt durch die allmählich sich vollziehende ständische Zusammenschließung dieser Länder. Seit 1493 standen nebeneinander drei *Regimente* in *Nieder-Österreich* (den Erzherzogtümern Österreich, Steiermark, Kärnten und Krain), *Ober-Österreich* (Tirol) und *Vorder-Österreich* (Elsaß, Breisgau, Waldstätte am Rhein) für Justiz und Verwaltung, darüber erhob sich 1497 der *Reichshofrat* als Centralbehörde für

sammengestückten Besitzungen fürstlicher Häuser schärfer zusammenzufassen, auch die allmähliche Durchführung der **Erstgeburtserbfolge** und die Vermeidung weiterer Teilungen zusammen. Wie jene in Österreich praktisch feststand, so führte sie 1473 Albrecht Achilles für **Brandenburg** ein (s. S. 560), 1506 Albrecht IV. für **Bayern**. Für **Würtemberg** wurde 1482 eine Senioratserbfolge festgestellt, 1492 die Unteilbarkeit des Landes ausdrücklich ausgesprochen und bei der Erhebung zum **Herzogtum** (1495) unter **Eberhard im Bart** von reichswegen bestätigt.

Dagegen blieb im ganzen der Umfang der Staatsverwaltung in den Fürstentümern noch ein geringer; sie beschränkte sich auf die Verwaltung der Domänen, die auswärtigen Angelegenheiten, das Kriegswesen, einen Anteil an der Polizei und an der Rechtspflege. In den beiden ersten Zweigen war ohne die Stände nichts Ernsthaftes zu unternehmen, weil das Heer ja auch aus ihren Aufgeboten sich zusammensetzte, oder aus Söldnern, für welche sie das Geld beschafften, und die Rechtspflege samt der Polizei lag der Hauptsache nach in den Händen der Städte und Grundherren. Für die Volkswohlfahrt im eigentlichen Sinne leistete der fürstliche Staat wenig, weil ihm dazu die Organe noch fehlten. Denn sein Beamtentum bestand aus den Vorstehern der einzelnen Landesbezirke (Vögten, Amtleuten u. s. f.), der obersten Gerichte und einer Anzahl von Oberbeamten, dem Kanzler für die Ausfertigung fürstlicher Schriftstücke, dem Hofmarschall, Rentmeister oder Kämmerer für die Verwaltung der Hausgüter und der sonstigen Einnahmen. Der **ständische Staat** (**Patrimonialstaat**) bestand also aus den Domänen des Landesherrn (Ämtern), den Großgrundherrschaften des Adels und den Städten, die samt und sonders die Hoheitsrechte selbständig und zwar im wesentlichen als Ausfluß ihrer Grundherrschaft übten und auf den Landtagen die allgemeinen Landesangelegenheiten berieten. Kein Wunder, daß in den Fürstentümern und für sie ein Patriotismus in unserem Sinne gar nicht vorhanden war.

Städtische Verwaltung. Ein solcher war nur in den Städten und nur für sie zu finden, denn nur hier, vor allem in den größeren Reichs- und Landstädten, hatte sich ein modernes Staatsleben ausgebildet, teilweise auch unter dem Einflusse des römischen Rechtes, nach dessen Grundsätzen manche Städte seit der Mitte des 15. Jahrhunderts ihr Recht umzugestalten begannen. Darin eben liegt die politische Bedeutung der Städte, während ihre selbständige Rolle in der Reichspolitik allmählich verloren ging. Die städtische Verwaltung umfaßte wirklich und

die Erblande und das Reich unter einem „Statthalter“ und einem „Hofkanzler“. Die Verwaltung der landesfürstlichen Finanzen führte in jedem Lande ein „Vizedom“, über ihnen stand die **Schatzkammer** in Innsbruck und darüber noch als oberste Kontrollbehörde seit 1498 die **Hofkammer**, welche zugleich die Reichsfinanzen leitete. Dem entsprach es nun, wenn allmählich die Stände der einzelnen Lande sich gewöhnten, gemeinsame Angelegenheiten, insbesondere Rüstungen gegen die Türken, auf gemeinsamen **Ausschußtagen** zu behandeln. Zu solchen traten Steiermark, Kärnten und Krain seit 1494 zusammen, dann wieder diese drei Lande mit den beiden Österreich seit 1496, endlich alle sieben 1517 in Innsbruck. Freilich standen die Stände der Ausgestaltung jener landesfürstlichen Verwaltung mißtrauisch und abgeneigt gegenüber; erst die Libelle von Augsburg 1510 und von Innsbruck 1518 regelten das Verhältnis.

durchgreifend fast alle Zweige des öffentlichen Lebens, oft auch Armen- und Krankenpflege und das Schulwesen, die beide eigentlich die Kirche für sich in Anspruch nahm, ja sie übte oft auf diese selbst einen gewissen Einfluß aus, sobald die städtischen Behörden die Kollatur über die Pfarren und die Aufsicht über die Geistlichkeit, namentlich die Klöster, besaßen (s. unten). Sie bildete weiter in manchen Städten zuerst das moderne Ämterwesen aus mit seiner Lebenslänglichkeit, seiner Berufsbildung, seiner Arbeits- und Kompetenzenteilung, seiner Zuverlässigkeit, die durch eine strenge Überwachung und feste Gehalte verbürgt war, seinem Pflichtgefühl, das nicht für die Person und nicht für die Genossenschaft und den Stand, sondern für das Ganze, für „das gemeine Wesen" sorgt und arbeitet. Vorbildlich dafür wurde Straßburg.*) Erasmus sah hier später die Vorzüge der Monarchie, Aristokratie und Demokratie harmonisch vereinigt. In anderen Städten blieb es allerdings bei den Ansätzen, indem die Ratsherren thatsächlich ihr Ehrenamt auf Lebenszeit bekleideten und die einzelnen, abgegrenzten Geschäftszweige alljährlich unter sich verteilten, für diese aber eine Anzahl stehender, festbesoldeter Unterbeamter zur Verfügung hatten, vor allem einen oder mehrere Stadtschreiber, meist Männer von einer gewissen wissenschaftlichen Bildung, insbesondere für die Vertretung nach außen hin unentbehrlich. Das Muster einer solchen aristokratischen Stadtverwaltung boten Nürnberg und Lübeck;**)

*) Nachdem in Straßburg die Reformation der Stadtordnung von 1405 die Finanzverwaltung geordnet und die Erhebung des ritterlichen Stadtadels im Dachsteiner Kriege mit seiner Austreibung oder Unterwerfung geendet hatte (1419—1422), bildete sich ein ausschließlich städtisches, kaufmännisches Patriciat von 89 Familien. Die Neuordnung von 1425/33 schränkte den wesentlich zünftischen Rat von unten und oben immer mehr ein. Ihm gegenüber bildeten die 300 Schöffen (15 aus jeder Zunft) eine Art Unterhaus; die Kriegsverwaltung übernahmen seit 1405 dauernd die IX (später XIII), auf Lebenszeit gewählte Mitglieder des Rates; die XV, zuerst 1443 ebenfalls auf Lebenszeit bestellt, doch nicht Ratmannen, bildeten einen Staats- und Verwaltungsgerichtshof und die Gesetzgebungskommission. Selbst der Rat verwandelte sich thatsächlich in eine feste Körperschaft, denn seit 1456 wurde er jährlich nur zur Hälfte erneuert und war in den meisten Fällen an die Zustimmung der XXI gebunden, eines Ausschusses verdienter Männer, die zuerst auf 5 Jahre, bei der Wiederwahl auf Lebenszeit gewählt wurden, und zwar meist aus den XV und XIII (IX), so daß der Rat in seiner Mehrzahl aus lebenslänglichen Mitgliedern der beiden höchsten Regierungskollegien, in seiner Minderzahl aus jährlich wechselnden Mitgliedern bestand, und das eigentliche Stadthaupt, der jährlich wechselnde Ammeister, fast nur noch über die Polizei verfügte. Neben diesen „drei geheimen Stuben" oder dem „beständigen Regiment" fungierten Ausschüsse des Rates für Gericht und Polizei, die „III vom Pfennigturm" für die Finanzen, je III für Münze, den Marstall, das Rüstzeug, meist auf drei Jahre vom Rate ernannt und besoldet, und alle mit einer Anzahl festangestellter und besoldeter Unterbeamten versehen.

**) In Nürnberg bildeten die „7 Elteren Herren", ein Ausschuß aus den 13 „alten" Bürgermeistern, eine Art Geheimen Rat und stellten aus ihrer Mitte die oberste ausführende Behörde, die „drei Obristhauptleute", nämlich die beiden „Losunger" für die Finanzverwaltung und den Kriegshauptmann. Der Rat war faktisch auch der oberste Gerichtshof, da die 13 Schöffen ihm angehörten und beim Blutgericht ihr Urteil aus einem Gesamtbeschluß des Rates schöpften; das Schöffengericht leitete thatsächlich der Stadtrichter, nicht mehr der Reichsschultheiß, der zu einem Beamten des Rates besonders für auswärtige Angelegenheiten geworden war und nur bei Civilsachen das Urteil in seinem Namen ausfertigen ließ. Im J. 1497 wurde das Civilgericht

jenes ließ sich sogar gern mit Venedig vergleichen. Das alles endlich begründeten die Städte auf zwei ganz moderne Pflichten ihrer Angehörigen, auf die Steuerpflicht und die Wehrpflicht. Denn zu den Einnahmen aus den Landgütern und aus dem oft beträchtlichen Landgebiet und zu dem Gewinn aus den Regalien traten feste direkte Steuern der Bürgerschaft („Geschoß") und indirekte Abgaben („Ungeld") von Wein, Bier, Mehl u. a. m., für außerordentliche Bedürfnisse auch einmalige, außerordentliche Steuern. Zum Waffendienst aber waren alle Bürger je nach ihrem Vermögen verpflichtet, deshalb auch angewiesen, stets ihre Waffen in gutem Stande zu halten und zu den regelmäßigen Übungen sich einzustellen. Die Geschlechter dienten zu Roß, die Handwerker zu Fuß. Auch die Bauern des Stadtgebietes wurden zuweilen aufgeboten, z. B. in Nürnberg, das ihrer 10,000 unter Waffen stellen konnte, und junge Patricier wohl zu kriegerischer Ausbildung an fürstliche Höfe gesendet. So mächtig war der Eindruck dieser Wehrhaftigkeit auf Fremde, daß Enea Silvio ausruft: „Wer die deutschen Zeughäuser gesehen hat, der muß über andere Arsenale lachen. So viele große Ballisten, so viele Katapulten, so viele Mauerbrecher, so viele metallne Geschütze von ungewöhnlicher Größe sind da zu schauen."

Umgestaltung des Kriegswesens: Artillerie und Landsknechte. Wie nun die städtische und fürstliche Verwaltung ein moderneres Gepräge erstrebte oder wirklich schon trug, so haben beide auch die technische und organisatorische Umgestaltung des Kriegswesens vollzogen, die in ihren Folgen wieder den Fürsten noch mehr als den Städten zu gute kam. Seit dem 13. Jahrhundert hatten die Städte die Armbrust (arcubalista) aus dem Orient angenommen und Schützenvereine für die Übung in dieser neuen furchtbaren Fernwaffe gebildet; jetzt bemächtigten sie zuerst sich der kostspieligen Artillerie, die ebenfalls aus dem Orient seit dem Anfange des 13. Jahrhunderts nach dem Abendlande kam.*) Seit dieser Neugestaltung konnten die Städte, falls sie mit einiger Energie verteidigt wurden, für so gut als unüberwindlich gelten. Für die Kriegführung im

mit besonderen Schöffen aus den Genannten besetzt und ihnen römisch gebildete Juristen als Berater, doch ohne Stimmrecht, beigegeben, der Rat behielt die Berufsinstanz. Ferner unterhielt der Rat mehrere Hospitäler, übte die Vogtei über sämtliche Pfarren und Klöster und über die ersteren auch die Kollatur. — In Lübeck ergänzte sich der Rat aus den drei patricischen Genossenschaften der Zirkelbrüder, der Greveradenkompagnie und der Kaufleutekompagnie, die zusammen höchstens 90 Familien zählten, also aus einem sehr engen Kreise.

*) 1346 treten diese „Büchsen" in Aachen, 1356 in Nürnberg, 1376 in Würzburg auf, dann auch auf den hansischen Flotten und im großen Maßstabe in den Hussitenkriegen. Lange blieben die Geschütze übermäßig groß und schwerfällig, waren für riesige Steinkugeln berechnet und lagen auf „Wiegen" (Lafetten) beim Gebrauch, auf Wagen beim Transport und erforderten mit Kugeln, Pulver („Kraut und Lot") und Werkzeugen oft einen ganzen Train, wie die Nürnbergische Büchse „Kriemhild" von 1388, die 10 Wagen und 56 Pferde brauchte, oder die von den märkischen Vorspannbauern verfluchte „faule Grete" Friedrichs I. Im Felde stellte man mehrere ungleichartige Geschütze zu „Stürmen" (Batterien) zusammen, die schwierige Bedienung besorgten hoch besoldete „Büchsenmeister" oder „Konstabler". Erst bedeutend später, gegen Ende des 14. Jahrhunderts, wurden auch Handfeuerwaffen allgemeiner, blieben aber noch lange so schwerfällig, daß daneben die Armbrust sich behauptete.

Felde wirkte nicht die Feuerwaffe, sondern eine organisatorische Neuerung entscheidend.

An die Stelle oder mindestens an die Seite des alten ritterlichen Lehnsaufgebotes trat das Söldnerheer. Viel früher als in Deutschland war dies in dem ersten wahrhaft modernen Lande Europas, in Italien, geschehen, in Deutschland wurde es vorbereitet durch die Niederlagen der Ritterschaft gegen die Schweizer, entschieden durch die unsägliche Schmach der Hussitenkriege. Denn die fürstlichen Aufgebote, aus den kleinen, ungleichartigen Kontingenten der Vasallen und Städte gebildet und ohne jede einheitliche Organisation, waren schwer in Bewegung zu setzen, nur für den Landesschutz bestimmt und für jeden längeren Feldzug unbrauchbar, alles in allem der getreue Ausdruck für die Schwäche der Territorialgewalten, wie die Reichsheere jener Zeit für die Zerfahrenheit der Reichsordnung. Allerdings hatten Fürsten wie Städte schon lange aushilfsweise Söldner herangezogen, aber jene sie nur als Leibwachen, diese als „Ausreiter" oder „Landreiter" für polizeiliche Zwecke, seltener für militärische Aufgaben verwandt, wie die Hansestädte auf ihren Schiffen oder die süddeutschen Gemeinden in den Städtekriegen. Ein leistungsfähiges Söldnerheer schuf zuerst Maximilian I. in seinen niederländischen Kriegen. Das waren die „Landsknechte", die „Kinder des Landes" im Unterschiede von fremden Mietstruppen, nach schweizerischem Vorbilde geschaffen, aber ganz deutsch ausgestaltet, eine nationale Truppe, eine große Schwurgenossenschaft, ein „Orden" harter, tapferer, aber auch eigenwilliger, schwer zu behandelnder Berufssoldaten.*) Auf ihnen beruhte fortan die Entscheidung in der schrecklichen Feldschlacht. Und schrecklich war sie, denn nicht das Feuergewehr, sondern die blanke Waffe beherrschte sie auch jetzt noch. Die Landsknechte, jeder nach Geschmack und möglichst farbenbunt ausstaffiert, trugen höchstens einen leichten Brustharnisch, auf dem Kopfe den breiten Federhut oder die Sturmhaube, doch keinen Schild, und führten als Trutzwaffen den 18 Fuß langen Spieß und

*) Die Anwerbung auf Zeit oder für einen Feldzug übernahm ein Feldhauptmann, der seinen Hauptleuten die „Musterplätze" (Werbeplätze) anwies. Geworben wurden meist Oberdeutsche, Bauern und Handwerker, Leute, die sich selbst ausrüsten konnten. So richtete er sein „Regiment" auf, den Kriegerstaat, dessen Glieder die „Fähnlein" unter dem Hauptmann, seinem Stellvertreter, dem Leutnant, und dem Fähnrich bildeten, nach der Kriegsordnung Karls V. Abteilungen von 400 Mann, doch thatsächlich meist stärker oder schwächer. Die Landsknechte banden sich durch den Fahneneid; noch mächtiger wirkten ihr Ehrbegriff und die Satzungen ihrer Bruderschaft. Denn diese bewaffnete Gemeinde gehorchte keineswegs streng militärisch, vor wichtigen Unternehmungen trat sie selber auf den Ruf der Trommel im „Ringe" zusammen, um zu beschließen, und über schweres Vergehen eines Genossen hegte sie selber das Gericht, vollzog an dem Verurteilten das „Recht der langen Spieße", die Todesstrafe in der Speergasse der Kameraden, in die der Profoß den armen Sünder hineinstieß. Da sie oft jahrelang im Felde lagen, so war ihnen auch ein wilder Haushalt mit Weibern und Dirnen und Buben gar nicht zu wehren, was denn nun freilich wieder ihre kriegerische Brauchbarkeit verminderte, denn sie schleppten einen unendlichen Troß mit sich. Unzuverlässig und meuterisch, sobald der Sold, wie oft genug, nicht pünktlich bezahlt wurde oder die Beute ihren Erwartungen nicht entsprach, aber todesmutig und tapfer, wo ihre Ehre nach ihren Begriffen es forderte, stolz gegen die Fremden, voll Haß gegen die Schweizer, ihre Nebenbuhler im Waffenwerk und oft ihre Gegner, so waren diese „frommen Landsknechte".

das breite Kurzschwert, manche auch Feuergewehre („Hakenbüchsen") und riesige zweihändige Schlachtschwerter. Kam es zum Kampfe, dann ordneten sie sich nach uralter germanischer Weise in den „gevierten Haufen", den „Gewalthaufen", ein Viereck von gleicher Breite und Tiefe; in den vordersten Rotten standen die stärksten Knechte mit gesenkten Speeren, vor der Fahne die „Schlachtschwerter", dahinter wieder Spießträger mit aufgerichteter Waffe, an den Seiten die Schützen. Sie eröffneten das Gefecht aus der Ferne, dann stießen in fürchterlichem Zusammenprall die speerstarrenden Massen auf einander, unter wütendem Geschrei, aufwirbelndem Staub und beständigem Hin- und Herdrängen, wie zwei wütende Stiere, bis endlich dem einen Kraft und Mut ausgingen und er auseinander brach, von den Siegern oft fast vernichtet, denn er hatte sie im Nacken.

Trotz aller Mängel bezeichnen doch die Landsknechtsheere einen großen Fortschritt: sie brachten das Fußvolk auch in Deutschland wieder zu Ehren, sie ermöglichten als große, einheitlich organisierte Massen wieder größere Kriegsunternehmungen an Stelle der entscheidungslosen Plünderkriege der ritterlichen Aufgebote, sie machten die Fürsten unabhängiger von ihrem Adel und gewannen endlich den Deutschen den alten Waffenruhm zurück.

Bergbau, Handwerk und Handel. Was Fürsten und Städte für Verwaltung und Kriegswesen leisteten, das beruhte wesentlich auf der Blüte eben derjenigen Zweige der Volkswirtschaft, die für sie die wichtigsten waren. Für Fürsten wie für Städte gleiche Bedeutung besaß der aufblühende **Bergbau**, denn jene hatten das Bergregal, nahmen also das Monopol oder wenigstens das Vorkaufsrecht für ihre Hüttenwerke und Münzen in Anspruch, diese lieferten das Betriebskapital und die technischen Kräfte, denn in der Regel übernahmen große Unternehmer oder Gewerkschaften auf Gewinnanteile (Kuxe) den Betrieb. Neben dem Harz und Böhmen traten damals das Erzgebirge, Tirol und Innerösterreich hervor; ihr Bergsegen steigerte sich so, daß er, nicht die erst viel später wirksame Ausbeute der amerikanischen Gruben im zweiten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts, eine allgemeine Preiserhöhung veranlaßte und zur Steigerung der fürstlichen Gewalt nicht unerheblich beitrug. Im **Erzgebirge** ging Freiberg allerdings sehr zurück, da der Bau lange nur sehr oberflächlich betrieben wurde und ihn auch die Hussitenkriege störten; dafür wurde Schneeberg 1471 fündig, das 1482 schon 116 Zechen in Betrieb hatte, 1492 der Schreckenberg bei Annaberg (gegründet 1496), und zu diesen reichen Silbergruben trat 1485 das einzige große Zinnbergwerk des europäischen Kontinents bei Altenberg. In **Tirol** erhielt Schwaz am Inn 1440/68 ein neues Bergrecht, die Etschthaler Werke 1483; im wilden Hochgebirge bei Gastein und Rauris schürfte man auf Gold, in **Steiermark** blühte der Eisenbergbau, **Kärnten** und **Krain** lieferten Blei, 1490 entdeckte man die Quecksilberadern zu Idria. Soviel auch die Ausbeute übertrieben worden ist, sie war doch jedenfalls sehr bedeutend.*) Deutsche Bergleute arbeiteten aber auch in Ungarn und England, deutsche Unternehmer beuteten die ungarischen Gruben aus.

*) Schneeberg lieferte bis 1501 325,000 Centner Silber, Annaberg bis 1505 mehr als 400,000 Gulden Überschuß, Altenberg jährlich 5—6000 Centner Zinn, Schwaz brachte jährlich

Es ist nicht zufällig, daß mit der Blüte des deutschen Bergbaues auch die höchste Blüte des deutschen **Handwerkes** zusammentrifft. Die Handwerker bildeten unfraglich den größten Teil der städtischen Bevölkerung (in Frankfurt a. M. z. B. 60—65 Prozent), und die Zahl ihrer Zünfte wuchs seit 1400 fortwährend infolge der Fortschritte in Arbeitsteilung und Technik; für Frankfurt lassen sich z. B. 1387 schon 148, i. J. 1440 sogar 191 besondere Erwerbsarten feststellen. Da aber die Steigerung der Konkurrenz das Meisterwerden erschwerte, so bildete sich auch der **Gesellenstand** mit seinen Eigentümlichkeiten, dem Wandern, den Herbergen und der selbständigen Organisation über das ganze Reich hin, immer schärfer aus, den Stadträten und den Meistern zum Trotz. Es war ein bewegliches, fast heimatloses, kosmopolitisches Element; nach Frankfurt a. M. brachte z. B. die Gesellenzuwanderung während des 15. Jahrhunderts 76 Prozent aus weiterer Entfernung, nur 24 Prozent aus dem Zehnmeilenumkreise. Selbstbewußtsein und Zusammenhang befähigte die Gesellen bereits zu langen **Arbeitseinstellungen**, zuerst in Speier schon 1361, häufiger im 15. Jahrhundert; sie nötigten die Meister zu Milderung der Strafen für Kontraktbruch und gewannen Einfluß auf die Aufnahme der Lehrlinge.

Die Tüchtigkeit des deutschen Handwerks zeigt sich in der hohen Ausbildung der Kunstübung, insbesondere in den vervielfältigenden Künsten, und nicht zum wenigsten in neuen Erfindungen, vor allem in der wirkungsvollsten Erfindung aller Zeiten, der **Buchdruckerkunst** durch den Mainzer Patricier Johann Gensfleisch zum **Gutenberg** um 1450, der damals den entscheidenden Schritt vom 1450.
altüblichen Stanzen-(Platten-)Druck zum Druck mit gegossenen, beweglichen Metalltypen that, der bescheidene, vielverkannte Bahnbrecher einer neuen Zeit. Selbst wenig bemittelt, wurde er durch Johann Fust und Peter Schöffer, die ihm Geld vorschossen, um den Lohn seiner Erfindung und für lange sogar um seinen Ruf gebracht, doch erlebte er noch die wunderbar rasche Ausbreitung seiner Kunst und des **Buchhandels**, obwohl er schon 1468 starb.*) So konnte 1507 Wimpheling mit frohem Stolze rühmen: „Wir Deutsche beherrschen fast den gesamten geistigen Markt des gebildeten Europa."

300,000 Gulden an Gold, Gastein 1460—1550 jährlich etwa 2500 Mark Gold und 2000 Mark Silber.

*) Schon 1460 erscheint der Buchdruck in Straßburg, 1461 in Bamberg, 1463 in Köln, und besonders seit der Einnahme und Verwüstung von Mainz 1462 (s. S. 548), die viele Buchdrucker von dort verscheuchte, wanderten sie mit ihrer Kunst nach allen Richtungen und überschritten bald auch die deutsche Grenze, um sie nach Italien, Frankreich, Spanien und Polen zu tragen. Bis 1500 entstanden in Deutschland gegen 1000 Druckereien, und sie leisteten in der Ausstattung ihrer Werke sofort so Vollkommenes, wie kaum irgend eine andere Zeit nachher. Die hervorragendste unter ihnen ist unzweifelhaft die von Anthoni **Koberger** in Nürnberg, der an 24 Pressen 100 Gesellen beschäftigte und bis 1504 210 Werke druckte. Er war zugleich der bedeutendste deutsche, ja europäische Verleger und **Buchhändler** („Buchführer"), denn beide Thätigkeiten verbanden sich anfangs mit der Buchdruckerei. Faktoreien besaß er nicht nur überall in Deutschland, sondern auch in Krakau und Wien, in Lyon und Paris, und seine „Buchführer" durchzogen hausierend ganz Europa. Zum Mittelpunkte dieses Buchhandels wurde rasch die Messe von Frankfurt a. M.

Da der ober- und binnendeutsche Handel überhaupt, wie der Buchhandel besonders klar macht, immer wesentlich die Produkte des Gewerbes vertrieb, so erreichte er im 15. und im Anfange des 16. Jahrhunderts seine glänzendste Höhe. Solchen Aufschwung förderten das Sinken des Zinsfußes für Kapitalien (bis auf 5 Prozent) und die Ausbildung des Geldhandels und des Bankwesens. In Augsburg begründete Ulrich Fugger das erste große Bankhaus, das bald den Geldverkehr zwischen Lissabon, Antwerpen und Venedig in seine Hände brachte; die Nürnberger Bank entstand 1498. Damit verband sich die Entstehung großer kapitalkräftiger Handelsgesellschaften, besonders in Augsburg, Nürnberg und Ulm. Die Fugger beherrschten so einen guten Teil des Bergbaues in Spanien, Tirol, Kärnten und Ungarn, die Hochstätter monopolisierten den Quecksilberhandel; Ulrich Fugger und seine Brüder begründeten 1494 eine Kompagnie für den Handel mit Spezereien, 1505 nahmen sie mit den Hochstättern und Welsern umsichtig und klug den Verkehr mit Ostindien unmittelbar in die Hände.

Die Wege und Beziehungen des Handels blieben die alten, nur daß sie noch weiter sich ausdehnten. Nach wie vor blieb der wichtigste Platz für den auswärtigen Handel der oberdeutschen Städte Venedig, die Hochschule ihrer Kaufleute. Noch 1505 baute ihnen der Staat den abgebrannten Fondaco größer und prächtiger wieder auf und die Deutschen ließen ihn von Giorgione und Tizian an den Außenwänden mit Fresken schmücken; ihrer 100 verkehrten hier täglich.*) Sobald aber die portugiesischen Fahrten nach Ostindien den Gewürzhandel über Lissabon zu leiten begannen (seit 1498), traten die süddeutschen Häuser mit diesem Platze in unmittelbare Verbindung. Die Welser gründeten hier 1503 eine Handelsfaktorei und beteiligten sich 1505/06 mit drei selbstbefrachteten Schiffen an einer indischen Fahrt, 1504 gab König Johann den deutschen Kaufleuten in Portugal große Vorrechte, sogar eignen Gerichtsstand. In Umtausch mit Gewürzen führten die Oberdeutschen besonders Metalle dorthin aus. Auch in das alte Handelsgebiet der Hansa drangen sie ein, als seit etwa 1490 an die Stelle von Brügge Antwerpen trat, wo kein Kontor den Verkehr beengte. Überhaupt gestaltete sich der Rheinverkehr so schwunghaft, daß sein Umsatz in Coblenz 1464/65 die Höhe von 200,000 Kilogramm Silber, das Vierfache desjenigen von 1368, erreichte. Für den Verkehr nach dem mittleren und östlichen Deutschland, auch mit den Seeplätzen, gewannen Frankfurt a. M. und Nürnberg immer größere Bedeutung. Die Messen der Mainstadt hatten gegen Ende des 15. Jahrhunderts europäischen Ruf; Nürnbergs Kaufleute handelten bis nach Polen und an die Ostsee; Leipzig schwang sich allmählich zum größten Meßplatze des nördlichen und mittleren Deutschland empor, so daß 1497 Maximilian I. seine Messen zu Reichsmessen erhob und ihm 1507 ein Stapelrecht auf 15 Meilen in der Runde gewährte, welches zugleich alle Märkte und Niederlagen in diesem Umkreise verbot. Mit ihrem

*) Von dem Umsatze gibt es einen Begriff, wenn vor 1472 der ganze jährliche Umsatz der Deutschen auf etwa 1 Million Dukaten sich belief, wenn 1484 Venedig von den nach Deutschland gehenden Waren trotz starken Unterschleifes eine Zolleinnahme von 20,000 Dukaten hatte und wenn im Januar 1511 die Deutschen hier allein um 140,000 Dukaten Spezereien kauften.

Tuche versorgten die meißnisch-thüringischen, schlesischen und brandenburgischen Städte über Glogau, Frankfurt a. O. und Breslau Polen, Ungarn und die Türkei. Je lebhafter sich dieser Verkehr gestaltete, desto leidenschaftlicher kämpften die Städte zuweilen um ihr Stapelrecht und um die Herrschaft über die Straßen.

Nur im Norden und Osten hatte der deutsche Handel an Ausdehnung verloren (s. S. 554). Auch als i. J. 1514 der Zar den Hof von Nowgorod wieder freigab, kam die alte Blüte des deutschen Handels dort nicht wieder. In der Ostsee machte sich der Wettbewerb der Niederländer immer fühlbarer (1442 liefen z. B. 120 holländische Schiffe in Danzig ein), und der Stapel von Brügge verfiel mit der zunehmenden Versandung seines Hafens. Nur die stolzen Kaufhöfe von Bergen und London standen noch aufrecht.

Wohlstand und Bevölkerung der Städte. Zum erstenmale trat in dieser Zeit den Deutschen die Macht des Großkapitales entgegen in Gewinn und Verlust, in Segen und Fluch. Bei glücklichen Spekulationen soll der Gewinn gewöhnlich 40—80 Prozent betragen haben; die drei Schiffe der Welser 1505/06 brachten sogar 175 Prozent. Kein Wunder also, daß das Fuggersche Vermögen einmal in sieben Jahren um 13 Millionen Gulden wuchs und Anfang des 16. Jahrhunderts die Höhe von 63 Millionen Gulden erreichte. Bisher unerhörte Summen konnten auf industrielle Unternehmungen oder Ankauf von Landgütern verwendet und geldbedürftigen Fürsten, wie den Habsburgern, für große politische Zwecke vorgeschossen werden.*) Um so abhängiger aber wurde auch die fürstliche Politik von den stillwirkenden Geldmächten der Epoche, und da Tausende von kleinen Leuten, von Handwerkern und Bauern, ihre Ersparnisse großen Firmen anvertrauten, so wirkte der Fall einer solchen in weiten Kreisen erschütternd und verwüstend. Aber im ganzen erscheint doch der durchschnittliche Wohlstand der städtischen Bürgerschaften als ein wohlbegründeter und bedeutender,**) die finanzielle Leistungsfähigkeit auch mäßiger Gemeinden als ganz unverhältnismäßig größer wie die der Fürstentümer, so daß sie Anleihen, namentlich in Form des Rentenkaufs, ohne Schwierigkeit bewerkstelligen konnten.***) Dagegen bleibt die Bevölkerungs-

*) Jakob Fugger übernahm z. B. 1507 von Maximilian zunächst pfandweise um 70,000 Gulden 7 Herrschaften und schoß dem Kaiser 1509 innerhalb 8 Wochen 170,000 Dukaten auf die ihm bewilligten Subsidien vor. Um 1510 besaßen in Görlitz 7 Patricierfamilien 25 Dörfer.

**) In Basel besaßen 1446 von 2752 steuerpflichtigen Personen 27 Prozent 30—200 Gulden, 17,2 Prozent 200—2000 Gulden, das größte Vermögen betrug damals 14,000—15,000 Gulden, 1453/54 aber 24,000—25,000 Gulden (zu etwa 6 Reichsmark Silberwert).

***) Um 1500 steht am höchsten Burgund mit 580,000 Gulden, dann folgt Österreich mit 300,000 Gulden, Kur-Köln nahm 110,000 Gulden ein, Bayern 100,000 Gulden, Würtemberg und Kur-Mainz 80,000 Gulden, Kur-Trier und Kur-Sachsen 60,000 Gulden, Magdeburg 50,000 Gulden, Kur-Brandenburg, Herzogtum Sachsen und Würzburg 40,000 Gulden, Brandenburg-Ansbach 30,000 Gulden (der rheinische Gulden um 1500 = 5 Reichsmark Silberwert). Die außerordentlichen Steuern sind dabei nicht mitgerechnet. — Dem steht z. B. gegenüber bei Hamburg 1400 eine Einnahme aus dem Geschoß von 3478 Pfd. (etwa 16,000 Reichsmark), bei Basel 1446 eine außerordentliche Personal- und Vermögenssteuer im Ertrage von 3047 Pfd. (damals = 16,000 Reichsmark), 1453/54 von 2198 Pfd. (etwas über 11,000 Reichsmark).

ziffer, obwohl sie sich nach den entsetzlichen Verheerungen des „schwarzen Todes“ bis zum Beginn des dreißigjährigen Krieges beständig hob, doch sehr erheblich hinter der lange Zeit angenommenen Höhe zurück.*) Und doch hatten die Städte damals der Hauptsache nach den äußeren Umfang erreicht, über den sie bis zu den neuesten Erweiterungen nicht wesentlich hinausgekommen sind. Großstädte im modernen Sinne, Bevölkerungscentren in der Art von Paris, hat eben Deutschland damals so wenig besessen wie alles beherrschende Mittelpunkte des Handels und des Gewerbes; wie diese, so war auch die Bevölkerung und der Wohlstand weit gleichmäßiger verteilt als heute.

Aussehen der Städte. Das gab nun auch den Städten und der Lebensführung ihrer Bürger ein gleichartigeres Gepräge. Wer auf der Landstraße, die „Landwehr“, d. i. den Graben und Wall, der die Stadtflur umzog, durchschreitend, sich einer Stadt näherte oder einen Strom hinaufschwimmend sie vor sich sah, dem machte sie vor allem den Eindruck einer starken Festung. Denn um die ragenden Türme ihrer Kirchen und die steilen Giebeldächer ihrer Häuser zogen sich hinter tiefen und breiten Gräben drohend die oft doppelten Mauern mit Zinnen und hölzernem Wehrgange dahinter, verstärkt von zahlreichen runden oder viereckigen Türmen, auf deren spitzen Ziegeldächern Knäufe und Wetterfahnen blitzten. Eine Zugbrücke führte zum Thore, zuweilen noch durch ein besonderes Vorwerk oder zwischen zwei vorspringenden Mauern, die den Zugang von beiden Seiten bestrichen; von oben drohten Pechnasen und Fallgitter, für den Fall, daß die schweren, eisenbeschlagenen Thorflügel und die starken Sperrriegel dahinter dem Andrange weichen sollten; darüber ragte ein fester Turm oder ein Paar, bei reichen Städten mit Wappen verziert oder in prächtigem, farbenbuntem Ziegelbau ausgeführt. Auch nach der Flußseite sperrten hohe Mauern die Stadt, nur von zahlreichen Thoren nach den Landungsplätzen hin durchbrochen, an denen dichtgedrängt die Lastschiffe lagen. Den Eintretenden empfing, wenn es eine alte Bischofs- oder Königsstadt war, ein Gewirr enger, unregelmäßiger Straßen und Plätze; war es eine junge Kolonialstadt, dann fand er sich in den regelmäßigen Gassen leicht zurecht. Lange waren die Bürgerhäuser schlecht und dürftig geblieben, aus Holz und Fachwerk erbaut, mit Stroh und Schindeln gedeckt, die Schmalseite mit dem spitzen Giebel nach der Gasse gekehrt, mit kleinen Fenstern, die nur Läden, keine Glasscheiben verwahrten; im Erdgeschoß lagen die Werkstätten und ein paar enge Zimmer, oben Vorratsräume und Böden mit der Dachluke und dem Krahn, unten geräumige Keller, denn noch besaß jeder sein Ackerland, mindestens einen Garten oder Weinberg. Erst seit dem 14. Jahrhundert begannen vermögende Bürger ihre Häuser aus Ziegeln oder Steinen geräumiger und solider zu bauen und der wohnlichen

*) Um 1450 mögen in Deutschland durchschnittlich gegen 800—1000 Menschen auf der Quadratmeile gewohnt haben. Nürnberg hatte 1449 nach einer genauen Volkszählung nur 20,000 Einwohner, Straßburg um 1450 16,500 Einwohner, Basel um dieselbe Zeit etwa 15,000, Frankfurt a. M. 1440 nur 7000, ohne die Geistlichkeit und die Juden (1387 gegen 10,000), Mainz 5000—6000 Einwohner, Rostock 1410 mindestens 14,000, Danzig wohl über 16,000, Dresden links der Elbe 1489 etwa 5000–6000.

Ausstattung größere Sorgfalt zuzuwenden, so daß selbst Glasfenster nicht mehr zu den Seltenheiten zählten. Im Süden und Osten nahmen den vorderen Teil des Erdgeschosses wohl offne gewölbte Laubengänge ein, und rühmend hebt Enea Silvio die schmucken Bürgerhäuser von Wien und Straßburg hervor.

Auch die Beschaffenheit der Straßen besserte sich. Anfangs ohne Pflaster, bei schlechtem Wetter ein unergründlicher Sumpf, durch den nur Trittsteine ein Vorwärtskommen ermöglichten, und höchst unreinlich schon deshalb, weil die Bürger es sich nicht nehmen ließen, den Unrat nach ländlicher Sitte vor ihren Thüren aufzuhäufen und den allbeliebten Haustieren, den Schweinen, behagliche Freiheit zu gönnen, wurden die Gassen allmählich saubrer und wegsamer. Zwar die Wirksamkeit der Kölner „Wegemeister“ und „Dreckmeister“ wird schwerlich sehr eingreifend gewesen sein, aber z. B. Wien und Nürnberg pflasterten ihre Straßen und in dieser Reichsstadt verbannte sogar der Rat schonungslos die Haustiere von den Gassen, was sehr auffiel. Auch für Wasserzufluß sorgte die Stadt, wie denn Nürnberg am Anfange des 16. Jahrhunderts 120 öffentliche Brunnen und 23 Röhrbrunnen zählte. Über den Bürgerhäusern ragten das Rathaus, die langen Dächer der Klöster, die mächtigen, hochgetürmten Kirchen inmitten der grünen Hügel und der Steindenkmäler ihrer Friedhöfe; unaufhörlich klangen die Glocken und in mancher Stadt maß bereits die Schelle einer Schlaguhr die wertvoll gewordene Zeit.

Bürgerliches Leben. Es war ein geräuschvolles Leben, das sie regelten, denn es bewegte sich viel mehr in der Öffentlichkeit als heute. Der mittelalterliche Mensch fühlte sich vor allem als Mitglied einer Genossenschaft, nicht als Einzelwesen. Da schwärmten denn an schönen Frühlings- und Sommerabenden die engen Gassen, selbst die Kirchhöfe von lachenden und scherzenden Menschen; sonst schritt der Handwerker nach seiner Zunftstube, der Patricier in die Geschlechterstube, die manche Seestadt mit Stolz ihren Artushof nannte. Aber auch außerdem war für Schenken der verschiedensten Gattung mehr als hinreichend gesorgt (zählte man doch in Köln i. J. 1441 228 bessere Lokale derart) und sie erschollen alle vom derben, lauten Leben der Zecher und Spieler. Leider fehlten aber selbst in kleinen Städten die „Frauenhäuser“ an der Mauer nicht, die der Rat in eine beinahe wohlwollende Obhut zu nehmen und wohl gar als zinsbringende Anlagen zu behandeln sich keineswegs schämte. Bei guter Zeit machte die strenge Polizeistunde und der Thorschluß dem lärmenden Leben ein Ende; dann streiften durch die dunklen Gassen, die jeder Beleuchtung entbehrten, bewaffnete Wächter. Gab es nun vollends einen Markttag oder ein Fest oder gar eine Fürstenversammlung, dann wuchsen Lärm und Gedränge unmäßig und auf dem Rathause wurden die Köpfe oft heiß und die Herzen schwer.

Die derbe Lebensfreude dieses Geschlechtes forderte aber auch besondere regelmäßig wiederkehrende festliche Veranstaltungen. Neben den hohen **Kirchenfesten** mit ihren bunten, figurenreichen Aufzügen und Spielen liebten es die Bürger in halbverblaßter Erinnerung an sinnvollen alten Heidenbrauch zum Maienfest den **Maikönig** oder Maigrafen im Waffenschmuck nach dem grünen Walde zu ge-

leiten und nach fröhlichem Tage wieder heimzuführen, wie z. B. in Erfurt und Köln. Daraus haben sich im 14. Jahrhundert die Schützenfeste entwickelt. Schier unbezähmbar war auch die Lust im Karneval in der „Faselnacht" mit Fastnachtspielen und Mummenschanz und derben Späßen. In Speise und Trank, in Kleidung, Schmuck und Gerät entfaltete sich dabei ein Luxus, der auch dem Italiener Enea Silvio auffiel; die zahlreichen Kleider- und Speiseordnungen der städtischen Behörden beweisen nur ihre Ohnmacht, solcher Verschwendung zu steuern. Gewaltthat und rohe Unsittlichkeit aber bändigten auch barbarische Strafen nicht, denn allzu schnell war dies bäuerliche Volk in den Strudel städtischer Genüsse hineingetrieben worden.

Es waren die Fehler und Vorzüge, die Freude und der Luxus eines sinnlichen, heiß- und vollblütigen, kraftvollen Geschlechtes, das heute seiner Lust die Zügel schießen ließ und morgen in der Buße sich zerknirschte, immer bereit zum Übergange von der Fastnacht zum Aschermittwoch und doch arbeitsam, thatkräftig, tapfer, gutherzig und ehrenhaft in seiner Weise, ein Gemisch von Widersprüchen, wie die ganze Zeit.

Alle die Umgestaltungen nun, die das Fürstentum und das Bürgertum hoben, drückten Adel und Bauern, die beiden ältesten Stände, die Masse der Nation, herab.

Der Adel. Vor allem hielt die Landwirtschaft, von der das materielle Dasein beider abhing, mit der raschen Entwickelung der städtischen Erwerbszweige nicht im mindesten Schritt. Noch herrschte die Dreifelderwirtschaft vor (s. S. 122), nur am Niederrhein und in den Niederlanden, also in den auch sonst fortgeschrittensten Strichen, ging man zur modernen Fruchtwechselwirtschaft über, und in den Alpen entwickelte sich besonders seit dem 14. Jahrhundert die Almenwirtschaft, innerlich verwandt mit der Feldgraswirtschaft der norddeutschen Marschen, da beide auf die Viehzucht das Hauptgewicht legen. Von jedem gewerblichen Betriebe aber schlossen die städtischen Bannrechte das platte Land aus. So verringerte sich die Bedeutung der landwirtschaftlichen Erträge, am empfindlichsten für den Adel, und namentlich für den süd- und westdeutschen, der selbst nicht Landwirtschaft trieb, sondern von den Zinsen und Diensten der Bauern lebte. Er versuchte deshalb die wirtschaftlichen Leistungen seiner Bauern zu vermehren. Das genügte jedoch um so weniger, als infolge der fortgesetzten Teilungen der Adelsgüter, die bei dem oft erstaunlichen Kinderreichtum der Familien zuweilen alles Maß überschritten, die Verschuldung zunahm und die ganze Lebenshaltung tiefer sank. Der Verlust der Güter und damit der wirtschaftliche Untergang der Familien waren oft das Ergebnis. Um 1510 standen z. B. in der Ober-Lausitz eine Menge Rittergüter feil; in Bayern lebten um dieselbe Zeit viele Edelleute schlechter wie die meisten Bauern, in Westfalen und Ober-Hessen gingen in der letzten Zeit des Mittelalters hunderte von Adelsgeschlechtern zu Grunde. Zunächst das geistliche, später das städtische Kapital trat ihre Erbschaft an, denn in zunehmender Zahl gingen damals adlige Güter an bürgerliche Besitzer über (s. S. 581 A. 1). Zugleich verlor der Adel seinen alten militärischen Vorrang an die

bäuerlichen Landsknechte und die bürgerliche Artillerie, und aus den fürstlichen Verwaltungen begannen die gelehrten Juristen ihn langsam zu verdrängen.

Und doch hielt der Edelmann zähe an seinen alten Anschauungen und Ansprüchen fest, ja er steigerte sie im 15. Jahrhundert. Hatte er früher den städtischen Patriciern das Turnierrecht zugestanden, so hörte das jetzt allmählich auf; mit hoffärtiger Verachtung sah er auf die „Krämer" und „Pfeffersäcke" herab. Jede eigentlich wirtschaftliche Arbeit wies er von sich, er wollte nur mit seiner Person und mit der Waffe dienen, er brachte seine jüngeren Söhne in die Domkapitel, die „Spittel des Adels", er drängte sich zum Hof- und Beamtendienst der Fürsten, er wollte vor allem immer noch seinen Stand als den bevorrechteten Kriegerstand der Nation anerkannt sehen. Und konnte er diesem Berufe nicht daheim obliegen in einer der zahllosen inneren Fehden, so zog er oft abenteuernd in ferne Länder auf „Ritterschaft" aus, nach Frankreich oder Spanien und Portugal, um sich nicht zu „verliegen". Eine Nachblüte des Rittertumes, wie sie besonders nach burgundischem Muster sich damals ausbildete, gab dem ganzen Treiben einen gewissen Halt, und der Gegensatz, in dem die fürstliche Politik zu den Städten stand, zwang diese Herren, den Adel enger an sich zu fesseln, auch mit der modischen Spielerei der höfischen Ordensgenossenschaften („Gesellschaften"), deren geehrteste die burgundische vom goldenen Vließe war. Und doch war dies neue Rittertum dem alten so unähnlich wie möglich, denn die hohe geistige Bildung und die feine Sitte der Hohenstaufenzeit waren verschwunden. In der geschäftigen Müßigkeit des Hofdienstes, in wilden Jagden und rohen Zechgelagen, in zwecklosen Turnieren und ebenso zwecklosen Ritterfahrten trieb die große Mehrzahl des deutschen Adels umher ohne jeden Nutzen für die Nation. Nur seine tüchtigsten Elemente fanden in der fürstlichen Verwaltung und bald auch als Führer der Landsknechte Verwendung.

Und zum Verderb wurde er durch seine abgesagte Feindschaft gegen die Städte. Zwischen ihnen und dem Adel bildete der Kriegszustand nicht die Ausnahme, sondern beinahe die Regel. Haß und Beutelust trieb bald den, bald jenen Edelmann zur „Absage", wenn er es nicht vorzog, ohne solche Förmlichkeit die Fehde zu eröffnen. Jeder Vorwand war ihm recht und Bundesgenossen fand er immer. Zwar den Mauern der Städte konnten die schwachen Reiterhaufen, über die er verfügte, nichts anhaben, aber sie brannten städtische Dörfer nieder, überfielen Wagenzüge oder Schiffe, warfen die Kaufleute in die feuchten Verließe ihrer Burgen, um Lösegeld zu erpressen. Fiel ein Fehder den erbitterten Bürgern in die Hände, dann endete er zweifellos am Galgen oder unter dem Henkerschwert als ein Räuber, aber den Schaden trug doch am Ende die Stadt, weil sie eben viel zu verlieren hatte. In solchen Verhältnissen entwickelten sich Charaktere wie Franz von Sickingen, Hans von Selbitz, Götz von Berlichingen, Mangold von Eberstein, in ihrem Wesen das sonderbarste Gemisch von Ehrenhaftigkeit und Hochherzigkeit, harter Selbstsucht und brutaler Roheit. Kein Zweifel, die große Masse des deutschen Adels stand allen Fortschritten der Nation in erbittertem Hasse gegenüber, weil er kein Verhältnis zu ihnen fand.

Die Bauern. Verhängnisvoller noch war es, daß auch der Bauernstand, also der bei weitem größte Teil des Volkes, in zunehmende Gärung geriet. Unfraglich verschlechterte sich im ganzen gegen Ende des Mittelalters die wirtschaftliche und noch mehr die sociale Lage der Bauern. Im inneren Deutschland, das nach dem Aufhören der Rodungen fast zwei Jahrhunderte lang seine überschüssige Volkskraft über die Slawenlande des Ostens ergossen hatte, zwang das Aufhören dieses Abflusses seit dem Anfange des 14. Jahrhunderts bei Fortdauer der Bevölkerungszunahme vielfach zur Teilung der Hufe. Um 1500 umfaßte daher in den mittleren Rheinlanden das Bauerngut durchschnittlich nur noch eine Viertelhufe, ebenso arg war die Zersplitterung z. B. im Tauberthale, im Bruchrain, in der Ortenau, im Neckarthale. Das trieb den Bauer oft dem städtischen Kapitalisten in die Arme, der ihm auf Getreide und Wolle Vorschüsse machte und ihn dadurch in völlige Abhängigkeit versetzte. Wer schließlich so sein Gut verlor, verfiel der wirklichen Leibeigenschaft, weil diese Besitzlosen nur persönlich, nicht dinglich dem Herrn verpflichtet werden konnten. So wuchs ein höchst gefährliches, ländliches Proletariat heran. Wenigstens stoßweise und strichweise wirkten auch die ununterbrochenen inneren Fehden verheerend. Weiter steigerten die Grundherren, deren eigne Bedrängnis zunahm, und nicht minder die Landesherren nicht nur die Zinsen und Dienste ihrer Bauern, sie suchten ihnen auch die uralten und unentbehrlichen Nutzungsrechte an der gemeinen Mark, an Wald, Weide und Wasser, einzuschränken oder sie knüpften sie an neue Abgaben, die Fürsten wenigstens an eine besondere Erlaubnis ihrer Beamten; eben sie zerrissen auch mehr und mehr die alten Markgenossenschaften, sobald diese, wie oft, Teile verschiedener Territorien umfaßten, was dann zu endlosen Streitigkeiten führte. Drückend wirkte dazu auch die fürstliche und adlige Jagdlust mit, wie z. B. Herzog Ulrich von Würtemberg nicht nur das Wildern, sondern auch die bloße Notwehr gegen ackerverwüstende Hirsche und Wildschweine mit den grausamsten Strafen bedrohte. Auch der strenge Eigentumsbegriff des römischen Rechtes war jenen alten halbsocialistischen Nutzungsrechten feindlich, wie der Freiheit der Bauern die römisch rechtlichen Anschauungen vom Kolonat und von der Sklaverei, die sich nur zu leicht auf die völlig verschiedenen deutschen Verhältnisse übertrugen. Daher das Streben der Landesherren, ihre hörigen Bauern zu Leibeigenen herabzudrücken, d. h. ihnen die Freizügigkeit zu nehmen. Im Osten drückte die patrimonialstaatliche Entwickelung immer schwerer auf das Landvolk. Der Landesherr veräußerte hier nicht nur die Dienste und Beden an die Gutsherren, sondern oft auch die Polizeigewalt und die Gerichtsbarkeit, selbst den Blutbann, so daß in Brandenburg um 1375 im Teltow von 90 Dörfern nur noch zwei, im Havellande von 104 nur noch sechs dem fürstlichen Gerichte unterstanden. Doch kaum hatten die Gutsherren die obrigkeitliche Gewalt in den Dörfern an sich gebracht, als sie mit dem „Legen" der Bauerngüter, d. h. mit ihrer Einziehung begannen, derart, daß um 1375 z. B. in der Ukermark 126 Hufen in 30 Dörfern verlassen lagen. Da weiter allmählich die Ansicht durchdrang, der Bauer sei durch sein Erbrecht verpflichtet, bei der Hufe zu bleiben, so wurde auch hier seine Freizügigkeit beschränkt, der Wegzug an die Erlaubnis

des Grundherrn und eine Abgabe geknüpft. So konnte am Anfange des 16. Jahrhunderts ein städtischer Beobachter im östlichen Deutschland sagen: „Die Bauern werden gehalten wie unter den Heiden und Türken."

Und doch stehen solchen Zuständen vielfach andere gegenüber, welche ein Aufsteigen der Bauern zu größerem Wohlstande erkennen lassen, besonders im Süden und Westen. In Schmuck und guter Kleidung, in Verschwendung bei Hochzeiten, Kindtaufen und Kirmessen zeigte er sich bei den Bauern des Elsaß, des Altenburger Landes und mancher Teile Pommerns, und auf Franken zunächst bezieht sich wohl die Äußerung des Hans Rosenplüt von Nürnberg:

„Die Bauerschaft hoch steiget und Ritterschaft niedersteiget."

Denn nicht überall drang jene Zersplitterung des Grundbesitzes und jene Vermehrung der Lasten durch, und vielfach ist die Verwaltung großer Grundherrschaften, besonders der geistlichen, eine humane, die Lage der Bauern auf ihnen eine günstige gewesen. Dann aber wuchs auch ihr Selbstgefühl, und nicht bloß dort, sondern auch bei denen, die den Druck der Herrenfaust empfanden, wurde es durch den Landsknechtsdienst, durch das Beispiel der Hussiten und der Schweizer großgezogen. Diese Gegensätze schärften sich um so mehr, als der Bauer von der Bildung der höheren Stände, namentlich des Bürgertumes, völlig ausgeschlossen blieb und so ein gegenseitiges Verständnis fast unmöglich wurde. Die zeitgenössische Litteratur, soweit sie vom Adel und den aristokratischen Elementen der Städte beherrscht ist, wird deshalb auch nicht müde, den Bauer zu verspotten. Er ist der Tölpel im Volkslied und im Fastnachtspiel, der Flegel, der Ackertrappe, grob, unnütz, üppig, der Inbegriff alles Häßlichen, Widerwärtigen, Rohen. Selbst in der Kunst dieser Zeit trägt der Landmann diese Züge.

B a u e r n a u f s t ä n d e. Da brach nun schon seit der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts die Erbitterung bald da, bald dort in einzelnen Erhebungen hervor, denen zunächst noch örtliche, nicht allgemeine Motive zu Grunde lagen. 1432 rotteten sich um Worms die Bauern gegen die Juden zusammen, 1462 erhoben sie sich im Erzstift Salzburg gegen den Steuerdruck, 1492 um Kempten für die Behauptung oder Wiederherstellung ihrer alten Nutzungsrechte. Schon aber blitzten dazwischen radikale Ideen auf, die von Böhmen herüberdrangen. Im Würzburgischen predigte seit Fasten 1476 ein junger, schwärmerischer, vielleicht sogar genialer Mensch, ein besitzloser Gemeindehirt und Dorfmusikant, J o h a n n e s B ö h'm, bei der Marienkapelle von N i k l a s h a u s e n an der Tauber vor Tausenden, die bald aus Franken, Thüringen, Hessen, Sachsen, Schwaben und Bayern wie auf einer Wallfahrt ihm zuströmten, nicht nur Buße und Marienverehrung, sondern auch die Vernichtung der geistlichen Herrschaft und den Sturz der bestehenden weltlichen Ordnung, gleichmäßige Verteilung der Güter, vor allem Herstellung der gemeinen Mark, alles mit der Naivität eines Kindes und dem Ansehen eines Heiligen. Der Bischof von Würzburg ließ ihn schließlich ergreifen und als Ketzer verbrennen (18. Juli), aber das Losungswort zu einem gewaltsamen Umsturze war ausgegeben und schreckliche Elementarereignisse machten das Volk doppelt empfänglich dafür. 1493 kam die erste große Mißernte, 1500 eine zweite, noch allgemeinere,

dann mehrere hintereinander, dazu wütete drei Jahre hindurch, besonders heftig 1502, die Pest, und als eine neue Plage, die wahrhaftes Entsetzen hervorrief, drang die „gallische Krankheit“ aus Italien ein. Die Verheerungen des Schweizer und des Landshuter Krieges steigerten die Not in Schwaben und Bayern. Da flogen nun Flugschriften und Prophezeiungen, wie sie besonders die gedruckten und illustrierten Kalender brachten, durch das aufgeregte Volk; jene alte „Reformation des Kaisers Sigismund“ (s. S. 535) mahnte die „Kleinen“ in Stadt und Land offen zur Gewalt, da die Zeit der Freiheit gekommen sei; sie wurde zur „Trompete des Bauernkrieges“. Auch in den Städten begann die Stimmung allmählich umzuschlagen. Schon sagt der Nürnberger Hans Rosenplüt:

„Ich lobe dich, du edler Baur,
Vor aller Creataur,
Vor allen Herren auf Erden;
Der Kaiser muß dir gleich werden.“

Da verschwor sich zuerst am Oberrhein unter dem Zeichen des bäuerlichen „Bundschuhs“ das ländliche Proletariat mit dem städtischen nicht nur zur Ausrottung der Juden und Vernichtung der Schuldverschreibungen, sondern auch schon zur Aufhebung des geistlichen Gerichtes und der Klöster. Die Sache wurde unterdrückt, aber 1502 tauchte der Bundschuh wieder im Bistum Speier auf, wieder ohne Erfolg, doch einer der Leiter, Joß Fritz, überzog das ganze Oberrheinthal mit einem Netze von Verschwörungen, dessen Fäden Hausierer und Bettler unsichtbar weiter spannen. Zum erstenmale versuchte man hier die Forderungen auf die heilige Schrift zu begründen und hoffte auf den Beistand der Schweizer. Da dieser ausblieb, so gelang es im Oktober 1513 der Bewegung äußerlich Herr zu werden. Kurz danach, i. J. 1514, verschwor sich der „arme Konrad“, d. i. der Bauer, in Würtemberg mit städtischen Elementen zunächst gegen die Mißwirtschaft des Herzogs Ulrich, insbesondere seine barbarischen Jagdgesetze; hier zuerst erschollen auch zornige Klagen gegen das römische Recht. Mit militärischer Gewalt und mit Blutgerichten mußte der Herzog einschreiten. Gleichzeitig rottete sich das mißhandelte Landvolk Inner-Österreichs wieder gegen die Grundherren zusammen, ein Jahr später, 1515, erhoben sich die slowenischen Bauern in Krain, Unter-Steiermark und Unter-Kärnten für das „alte Recht“ (Stara pravda).

Kein Zweifel, auch für die Zeitgenossen nicht, daß eine fürchterliche, unabsehbare Umwälzung unter dumpfem Donnergrollen heraufzog. Die beiden ihrer ganzen Natur nach konservativsten Stände, Adel und Bauern, waren auf die Bahn der Revolution gedrängt, und alle Stände gegeneinander in wachsender Erbitterung, jede Hand wider die andere. Das war die Kehrseite der städtischen und monarchischen Entwickelung.

Waren aber die ständischen Gegensätze zu einer so unerhörten und unerträglichen Schärfe gediehen, so trug daran nicht nur diese Entwickelung die Schuld, sondern auch der Gang der nationalen Bildung. Denn sie einigte die Stände nicht, sondern sie trennte sie nur noch schärfer, sie fanden kaum noch einen Boden der Verständigung.

Die Kirche. Die ohne allen Vergleich erste geistige Macht des Zeitalters war immer noch die Kirche. Niemals war ihre Organisation umfassender und

durchgebildeter. Sieben Erzbischöfe und etwa 40 Bischöfe, umgeben, beraten und beschränkt von ihren Domkapiteln, regierten die deutsche Kirche, unter ihnen die Dekane, Archidiakone, Erzpriester und Pfarrer (Plebani) mit Scharen von Kaplänen, Altaristen und Prädikanten für die Spendung der Sakramente und die Predigt, dazu eine Menge Kollegiatstifter, deren Mitglieder, obwohl Weltgeistliche, in klösterlicher Ordnung lebten. Dieser Weltgeistlichkeit stand eine noch weit zahlreichere Ordensgeistlichkeit in Mönchs- und Nonnenklöstern und Ritterorden gegenüber. Der deutsche Ritterorden besaß in Deutschland allein 12 reiche Balleien; in Brandenburg zählte man neben neun Dom- und Kollegiatstiften 85 Klöster, in Nürnberg allein nicht weniger als 9; in Breslau versahen bei St. Elisabeth 122, bei St. Maria Magdalena 124 Altaristen den Dienst, in Köln wurden allein im Dominikanerkloster jährlich an 17,000 Messen gelesen. Und diese geistlichen Heerscharen erhielten trotz aller Gegensätze im einzelnen doch durch die Provinzialsynoden und die großen Ordenskonvente das lebendigste Bewußtsein ihres Zusammenhanges, sie verfügten über den dritten Teil des ganzen Grund und Bodens, über die reichsten Einkünfte aus den Zehnten, frommen Stiftungen, Ablaßgeldern und dergl., durch die geistlichen Fürstentümer über eine sehr erhebliche politische Macht. Ja die Kirche stand, aller weltlichen Gerichtsbarkeit über ihre Glieder enthoben und doch kraft ihres geistlichen Gerichtes die Richterin auch über die Laien nicht nur in Glaubenssachen, sondern auch über Fragen des Ehe- und Familienrechtes, nicht sowohl im Staate, als über dem Staate. Niemals war zugleich ihr Zusammenhang mit Rom enger gewesen, als seit dem Konkordate von 1448. Nicht nur durchzogen häufig päpstliche Legaten mit königlichem Prunke dies fromme Deutschland, beständig griff vielmehr die Kurie durch ihre Reservationen und Exspectanzen in die Besetzung geistlicher Stellen, durch ihr geistliches Gericht in die mannigfachsten Verhältnisse, auch des bürgerlichen Lebens, ein; sie zog an Palliengeldern, Annaten, Ablässen und Türkenzehnten unermeßliche Summen aus Deutschland. Das alles geschah nach göttlichem Rechte, wie es der Stellvertreter Christi bestimmte. Fürwahr, die Theokratie Gregors VII. war wenigstens im Vaterlande Heinrichs IV. beinahe zur Wirklichkeit geworden!

Die Kirche und die Laien. Dieser Klerus stand nun dem Volke gegenüber als Mittler zwischen Gott und den Menschen, sein war die Macht zu binden und zu lösen, jedes einzelnen Gläubigen Seligkeit und Verdammnis hielt der Priester in der Hand. Auf diesem Glauben beruhte die Macht der Kirche. Und die Seligkeit zu erwerben, dazu half ein ganzes, sorgfältig ausgebildetes System „guter Werke", welche alle der Vermittelung der Geistlichkeit bedurften: Gebete, Teilnahme am Gottesdienst, insbesondere an der Messe, Stiftungen von Hospitälern, Kapellen, Altären, Messen, Wallfahrten zu den zahllosen einheimischen und fremden „Gnadenörtern", welche die Kirche bot und beständig vermehrte, wie Wilsnack in Brandenburg, das Grab des heiligen Benno in Meißen, Mariazell in Steiermark, die Marienkirche in Aachen, Rom, St. Jago in Spanien, vor allem Jerusalem, wohin jahraus jahrein gewöhnlich von Venedig aus auf wohl ausgerüsteten Galeeren auch deutsche Pilger vornehmen Standes fuhren, wie

1476 Herzog Albrecht von Sachsen, 1497 Bogislaw X. von Pommern oder der reiche Görlitzer Patricier Georg Emmerich 1465 und 1476, der danach in der Heimat eine Nachbildung der heiligen Stätten errichten ließ. Der genossenschaftliche Zug des Mittelalters führte weiter zur Bildung frommer Bruderschaften besonders zu Ehren der Maria oder auch ihrer Mutter Anna und zahlloser anderer Heiliger; was hier der einzelne an guten Werken that, das kam der ganzen Genossenschaft zu gute wie umgekehrt, und wurde mit kaufmännischer Gewissenhaftigkeit gebucht. So baute der Gläubige sich Stufe für Stufe zum Himmel. Dazu bot die Kirche auch durch Ablässe jedem Gelegenheit, der sich solche besondere Gnaden durch Geldzahlungen erwarb, wie sie das päpstliche Taxenbuch in mannigfaltiger Abstufung an die Hand gab.

Insofern dieser Glaube und Brauch alle Stände des Volkes umfaßte, übte die Kirche eine gewisse zusammenhaltende Kraft, aber die innere Kluft zwischen ihnen überbrückte sie nicht. Denn ihre Werkheiligkeit förderte nicht die wahre Sittlichkeit, die Nächstenliebe und die Bändigung der Selbstsucht, sondern untergrub sie; eifrige Kirchlichkeit und Hartherzigkeit, ja sittliche Roheit schlossen sich keineswegs aus, und indem die Kirche ihre reichsten Gnaden an die reichsten Spenden knüpfte, erweiterte sie sogar den Gegensatz zwischen arm und reich; auch die von ihr geübte oder begünstigte Armenpflege beruhte, insofern sie als ein gutes Werk aufgefaßt wurde, auf Eigenliebe, nicht auf Nächstenliebe, war deshalb planlos und zog nur den Bettel groß.

Universität und Wissenschaft. Doch die Kirche beanspruchte auch die Herrschaft über Geistesbildung und Wissenschaft. Die Universitäten, seit der Stiftung der Prager 1348 rasch über alle Teile Deutschlands verbreitet (1365 entstand Wien, 1386 Heidelberg, 1388 Köln, 1392 Erfurt, 1402 Würzburg, 1409 Leipzig, 1419 Rostock, 1456 Greifswalde, 1457 Freiburg, 1460 Basel, 1477 Tübingen, 1502 Wittenberg, 1506 Frankfurt a. O.), wurden zwar von den Landesfürsten oder mächtigen Stadtgemeinden ins Leben gerufen, doch sie bedurften päpstlicher Bestätigung, standen unter der Oberaufsicht des Bischofs und galten als geistliche Genossenschaften, waren daher auch der weltlichen Gerichtsbarkeit für alle ihre Angehörigen entzogen, und noch selbständiger durch meist reichen Besitz wie durch ihre Verfassung. An der Spitze stand der auf ein Jahr gewählte Rektor, unter ihm die vier Fakultäten mit ihren Dekanen; ihre Mitglieder, Lehrer und Hörer, schlossen sich bei den meisten nach dem Vorgange Prags zu Landsmannschaften („Nationen") zusammen und lebten in zahlreichen „Bursen" oder „Kollegien" vereinigt, die auf Stiftungen beruhten. Der Gang des Studiums war aufs genaueste vorgezeichnet.*) Unermeßlich war die Gelehrsamkeit an den

*) Jeder hatte mit der artistischen (philosophischen) Fakultät, einer Vorschule für die eigentlichen Fachfakultäten, zu beginnen; dort stieg er an der Hand der Lehrbücher, die auf den logischen und einigen naturwissenschaftlichen Schriften des Aristoteles beruhten, zum Baccalaureus und endlich zum Magister liberalium artium auf. Unter den Fachfakultäten hatte die theologische den Vorrang, denn die scholastische Theologie nach dem Systeme des Thomas von Aquino (s. S. 315, 441) war die „Königin der Wissenschaften". Bis zur Graduierung als

Universitäten, unendlich gering die echte Wissenschaftlichkeit, denn die Wissenschaft bedarf der Freiheit, damals aber herrschte die Autorität der Kirche und der Überlieferung; sie und sie allein hatte kraft göttlicher Erleuchtung zu bestimmen, was Wahrheit und was Irrtum sei. So beschränkte sich das wissenschaftliche Studium notgedrungen auf die Wiederholung und Durcharbeitung des überlieferten Stoffes, der obendrein nicht aus den ursprünglichen, sondern aus abgeleiteten Quellen gezogen war und durch umfängliche Erklärungsschriften mehr verdunkelt als erläutert wurde. Daher fiel ein außerordentliches Gewicht auf die zahllosen Disputationen, Turnierplätze nicht des Ringens nach Erkenntnis, sondern eines unfruchtbaren Scharfsinnes. Mit dem Volksleben hatten die Universitäten so gut wie gar keinen Zusammenhang; was sie lehrten, und zwar durchaus in lateinischer Sprache, war kosmopolitisch, und die es lehrten, sahen mit Geringschätzung auf das Volk herab. Die Kluft, die immer zwischen der lateinisch gebildeten Geistlichkeit und dem Volke bestand, hatte sich erweitert zur Kluft zwischen Gelehrten und Ungelehrten.

Schulwesen. Auch die kirchlichen Schulen sind niemals auf eigentliche Volksbildung berechnet gewesen, weder die älteren Dom- und Klosterschulen, noch die, welche die Dominikaner, Franciskaner und Augustiner-Eremiten in den Städten gründeten. Alle diese Anstalten berechneten ihren Unterricht zunächst auf die Vorbildung für den geistlichen Stand oder doch für den Kirchendienst, und das letztere hatten auch die seit dem 13. Jahrhundert häufigen Pfarr-(Trivial-)Schulen im Auge (s. S. 431). Dementsprechend bewegte sich der Unterricht der höheren Anstalten, geleitet von einem Rektor und ein paar Hilfslehrern (locati), in den Formen des Triviums und Quadriviums nach altüberlieferten, allgemein gebrauchten Lehrbüchern.*) Der ausgedehnte Betrieb antikklassischer Lektüre war seit dem Siege der Dialektik und dem Verfalle der Benediktinerschulen verschwunden. Die Erziehung der Mädchen blieb wesentlich dem Hause überlassen; vornehme Familien schickten indes ihre Töchter wohl auch in Frauenklöster. Doch da diese kirchlichen Anstalten nicht ausreichten, überdies vielfach in traurigen Verfall gerieten, je mehr die Kapitel zu Versorgungsanstalten für den Adel herabsanken, oder auch ganz eingingen, so begannen die Stadtgemeinden, um dem wachsenden Bildungsbedürfnis des Bürgertums zu genügen, seit dem 13. Jahrhundert eigne „Stadtschulen" zu errichten, teilweise auf Grund der bestehenden Pfarrschulen, durchaus nicht im bewußten Gegensatze zur Kirche, und daher überall nur da, wo die geistlichen

Licentiatus theologiae war ein elfjähriges Studium dieser „Scholastik" erforderlich. Ebenso lange Zeit verfloß dem Juristen über dem Studium des kirchlichen (kanonischen) und bürgerlichen (römischen) Rechts, ehe er den Hut des Doktors beider Rechte, utriusque iuris, sich erwarb. Dem Mediciner dagegen genügten bis zu dem entsprechenden Ziele vier Jahre, ein sprechender Beweis, auf welcher tiefen Stufe dieses Fach verblieb.

*) Er bot außer Lesen und Schreiben vor allem lateinische Grammatik, dazu die Lektüre von Bruchstücken namentlich aus lateinischen antiken wie mittelalterlichen Dichtern, nicht um der Litteraturkenntnis willen, sondern zur Übung im Lateinschreiben und -sprechen, dann einen sehr dürftigen Unterricht in Logik, Mathematik und Religion, einen sehr ausgedehnten im Kirchengesang.

Schulen nicht zureichten. Wenn sie mit dem bischöflichen Scholastikus, dem die Oberleitung des Schulwesens im ganzen Sprengel zustand, dennoch oft in hartnäckigen Streit gerieten, so geschah das nur, weil dieser den Wettbewerb für die kirchlichen Schulen fürchtete und weil die Städte das Patronat über ihre Schulen, die Ernennung der Lehrer und die Verwaltung, selbst in die Hand nehmen wollten. Sie sind in diesem Kampfe nirgends zurückgewichen und haben, wenngleich nicht selten erst nach endlosem Streite, überall ihren Willen siegreich durchgesetzt. So entstanden Stadtschulen überall da, wo das Bürgertum am kräftigsten entwickelt oder das kirchliche Schulwesen ungenügend war: in den hansischen Städten der Küstenlande, in der Altmark und in Brandenburg, dann in Mitteldeutschland besonders in Schlesien, in der Oberlausitz, in Meißen, in Thüringen, mit Ausnahme von Erfurt, das zwei sehr bedeutende und besuchte Stiftsschulen besaß, nur vereinzelt in Hessen, dagegen zahlreich in den schwäbischen und fränkischen Reichsstädten. Die Rheinlande blieben hierin zurück, weil sie eine genügende Zahl geistlicher Anstalten besaßen, so daß z. B. selbst Frankfurt es zu keiner Stadtschule brachte und sonst nur etwa die „große Schule“ von Wesel hervorragt; dasselbe gilt von Westfalen, mit Ausnahme der Reichsstadt Dortmund. In Bayern scheint es nur Pfarrschulen gegeben zu haben, in Österreich, wo große Domstifter fehlten, hatte z. B. Wien seit 1296 eine Stadtschule, auch in Böhmen und Mähren tauchen solche auf. Für weitere Kreise noch waren die deutschen „Schreibschulen“ berechnet, wie sie seit dem 14. Jahrhundert vielfach, namentlich in den norddeutschen Handelsstädten, entstanden.

Da diese Stadtschulen keine anderen Lehrkräfte zur Verfügung hatten wie die geistlichen, so trug auch ihr Unterricht dasselbe einseitig kirchliche Gepräge und Lehrer wie Schüler wurden in ausgedehntestem Maße zum Kirchendienste herangezogen, aus dem ihnen auch mancherlei Beneficien zuflossen. Eine wirkliche Besoldung gewährte der Rat den Lehrern nicht, er stellte nur das dürftige Schulhaus und überließ ihnen das Schulgeld; unmittelbar ernannte er nur den Rektor (Schulmeister), der nun nach dem wechselnden Bedürfnis häufig wechselnde Nebenlehrer (locati, collaboratores, Schulgesellen) warb und kärglich besoldete. Noch viel stärkeren Schwankungen war die Schülerschaft nach Zahl und Zusammensetzung unterworfen. Denn zu den „Bürgerskindern“, für welche die Schulen in erster Linie zu sorgen hatten, kamen zahlreiche „Schüler“ aus den verschiedensten Landschaften, die als „Schützen“ und „Bacchanten“ bettelnd und hungernd unstet von Ort zu Ort wanderten, eine schwer zu regierende Masse, wie denn überhaupt nur harte Zucht die Jugend im Zaume halten zu können schien.

So haben damals neben der Kirche wenigstens die Städte die Sorge für das heranwachsende Geschlecht auf sich genommen, wie die Fürsten die Universitäten ins Leben riefen; für die Masse des Landvolkes wie für die große Mehrzahl des Adels geschah nichts, auch hier also erweiterte sich die Kluft.

Dichtung. Manche Einigungspunkte bot die Litteratur. Die Herrschaft über sie hatte die Kirche keineswegs zurückerobert, sie verlor vielmehr hier den Boden fast vollständig an die Laien, und unter diesen trat wieder der Adel hinter

das aufstrebende Bürgertum und selbst hinter die Bauern zurück. Damit wandelte sich der Charakter der Dichtung. Bestand doch kaum noch eine Beziehung zwischen dem inhaltslos gewordenen Leben des verwilderten Adels, dem auf Erwerb gerichteten, derber Lust geneigten Dasein des Bürgers auf der einen Seite, der feinen höfischen Sitte, dem idealen Schwunge der Hohenstaufenzeit auf der anderen, in denen eine formenschöne, feinsinnige Lyrik und die großen Gestalten des Epos wurzelten. Die Dichtung wurde lehrhaft-satirisch, derb-spaßhaft; der Sinn für Schönheit der Form, für große Ideale war verloren, so daß diese ganze bewegte Zeit nicht ein einziges, wahrhaft künstlerisch gelungenes Werk, nicht einen wahrhaft großen Dichter hervorgebracht hat. Daher starben Epos und Lyrik ab. Jenes fand nur noch selten zusammenfassende, poetische Bearbeitungen für fürstliche Gönner ohne selbständigen Wert. Durchaus Kunstprodukt ist der allegorisierende „Theuerdank" Maximilians I., der in prachtvollster Ausstattung i. J. 1517 erschien. Sonst löste sich die mittelalterliche Epik in prosaische Ritterromane und Heldenbücher auf.

Die ritterliche Lyrik klang im Munde bürgerlicher Sänger aus, wie Heinrich Frauenlob von Meißen († 1318) oder sein Zeitgenosse Johann Hadlaub von Zürich, dessen Landsmann Rüdiger Manesse die lyrischen Dichtungen der Blütezeit in der berühmten nach ihm genannten Handschrift sammeln ließ. Weiter hat sie nur ein künstliches Dasein gefristet, nicht dem Geiste und dem Inhalt, sondern der Form nach. Denn die zunftmäßig gegliederten bürgerlichen Meistersingerschulen, wie sie besonders seit der Mitte des 15. Jahrhunderts in Augsburg, Mainz, Straßburg, Colmar, Ulm, Nürnberg u. a. sich bildeten, beschränkten die Gegenstände auf lehrhafte, ja erbauliche, also besonders biblische und legendarische Stoffe, und verschnörkelten die Form, die alte dreigeteilte Strophe, nach den peinlichen Gesetzen der „Tabulatur", deren strengste Beobachtung die „Merker" forderten, oft in der wunderlichsten Weise, weil sie eben zur Hauptsache wurde und ebenso handwerksmäßig zu erlernen schien, wie irgend ein Gewerbe. Ein wirklich selbständiges Leben entwickelten nur jene Gattungen, die entweder allgemein menschlichen Empfindungen zum Ausdruck verhalfen oder dem Charakter des Bürgertums entsprachen. Das war zunächst das lyrische Volkslied mit den ewig unausgesungenen Themen Liebe, Wein, Spiel, Natur in immer neuen Wendungen, die frische naive Schöpfung zumeist der unteren Stände und nicht zum wenigsten der Bauern, und das epische Lied, das seit dem Anfange des 14. Jahrhunderts alle Ereignisse begleitet, welche die Volksphantasie bald da, bald dort erregten, meist ohne irgend welche künstlerische Abrundung, von namenlosen Teilnehmern oder Augenzeugen gesungen und fortgetragen von fahrenden Leuten, Handwerkern, Bauern und Soldaten. Vor allem aber drängte das städtische Leben, das so reiche Gelegenheit zur Reibung verschiedenartiger Charaktere, so reichen Stoff zur Beobachtung bot und das individuelle Urteil schärfte, zur Didaktik und Satire. Namentlich liebte die Zeit den Schwank, nur daß die größte und am weitesten verbreitete Sammlung solcher Späße, der ursprünglich niederdeutsche „Till Eulenspiegel" aus dem 15. Jahrhundert, mehr Roheit als Witz verrät. Selbst der uralte epische Stoff der Tier-

sage, wie sie zuerst um 1250 ein flämischer Dichter nach französischem Vorbilde den Niederdeutschen wieder nahe gebracht hatte, mußte sich im „Reinecke de Vos", der 1498 in Lübeck erschien, eine ganz satirische, oft burleske Wendung gefallen lassen, denn auf dem Hintergrunde des mittelalterlichen Lehnsstaates hebt sich scharf das Bild des abgefeimten, aber geistreichen Schurken Reinecke ab, der mit Lug und Trug und Witz schließlich ebenso über seine vornehmen Gegner triumphiert, wie es der pessimistisch gestimmte Verfasser unter den Menschen in seiner gärenden Zeit beobachtet zu haben glaubte.

Aber die recht eigentlich bürgerliche Gattung wurde das Drama. Denn die Zuschauermassen und die große Zahl der Mitwirkenden, deren diese „Spiele" wie jede wahrhaft lebendige dramatische Dichtung bedurften, boten eben nur die Städte; in ihnen gestalteten sich zugleich die Kirchenfeste, von denen sie ausgingen, am glänzendsten, und endlich entsprach die dramatische Darstellung dem bewegten Leben dieser Städter, denen der ruhige Fluß des Epos nicht mehr genügen konnte. Die Keime lagen in den halbdramatischen Ceremonien des Gottesdienstes und den lebenden Bildern der hohen Kirchenfeste Weihnachten, Ostern und Frohnleichnam (seit 1264): der Krippe des Jesuskindes, dem Grabe des Heilandes, den Gestalten der Heiligengeschichte. Indem man diese Bilder aneinanderreihte und durch Dialoge und Lieder belebte, entwickelte sich allmählich eine dramatische Handlung. Bald bearbeitete man nach diesem Muster auch alttestamentliche und legendarische Stoffe, selbst Gleichnisreden Christi. Wurden diese „Mysterien" anfangs in der Kirche von Geistlichen in lateinischer Sprache aufgeführt, so nötigte die wachsende Teilnahme des Volkes dazu, den Schauplatz unter freien Himmel zu verlegen, Laien zuzuziehen und der deutschen Sprache den Vorrang einzuräumen. Dann drängten sich Tausende auf dem freien Platze, an den Fenstern, auf den Dächern, und schauten unermüdet nach dem Brettergerüst, das die Bühne darstellte, ohne Vorhang, mit nur leichten Andeutungen einer Dekoration, aber oft in drei Stockwerken aufgebaut, denn wie um die Seele des Christen sich stets Himmel und Hölle stritten, so ging die Handlung von der Erde auch wohl nach diesen Schauplätzen hinüber. Ohne jeden eigentlich dramatischen Aufbau, ohne wirkliche Charakteristik der Personen, immer wieder überarbeitet und ergänzt von namenlosen geistlichen Dichtern, vollzog sich die Handlung in breiter epischer Ausführung; sie nahm zuweilen Tage in Anspruch und beschäftigte Hunderte von Personen, von Zeit zu Zeit unterbrochen von komischen, selbst possenhaften Scenen, deren Hauptfigur der „dumme" Teufel war, und von Liedern, die dann die Zuschauer mitsangen. In diesen Formen haben sich die „Spiele" durch ganz Deutschland verbreitet. Aber wie der ernsten Passionszeit der ausgelassene Fasching voranging, so traten den Mysterien die Fastnachtsspiele zur Seite, zuweilen nicht ohne ernsten Hintergrund, aber überwiegend derbkomisch, possenhaft, voll roher Späße. Vermummte junge Leute zogen in Gruppen umher und gaben in Bürgerhäusern kleine Scenen zum besten, dramatisierte Vorgänge aus dem täglichen Leben, auch epische oder novellistische Stoffe, besonders gern in den Formen einer Gerichtsverhandlung. Dichter werden nur in Nürnberg genannt, namentlich Hans Rosenplüt und Hans Folz.

Geschichtschreibung. So wenig die Dichtung imstande gewesen ist, ein Werk von wahrhaft künstlerischer Vollendung zu schaffen, so sehr steht auch die Geschichtschreibung des ausgehenden Mittelalters hinter der der großen Kaiserzeit zurück. Denn jetzt überwiegen die Schriftsteller bürgerlichen Standes, Stadtschreiber und Patricier oder Bettelmönche, die mit dem städtischen Leben in den engsten Beziehungen stehen; nur selten kommt ein rittermäßiger Mann auf den Gedanken, seine Zeit zu schildern. So ist der Gesichtskreis im ganzen doch ein beschränkter, die Auffassung oft einseitig und parteiisch, die Fähigkeit zu abgerundeter und gleichmäßig durchgeführter Darstellung selten, so daß oft bloße Stoffmassen in chronologische Ordnung gebracht sind und der Wert der Darstellung ganz von den zufällig benützten Quellen abhängt. Tendenziös aufgeputzte Sagen treten hinzu. Dafür entschädigt wieder häufig die frische Anschaulichkeit mancher Einzelschilderung und das Eingehen auf kulturhistorische, wirtschaftliche, selbst statistische Dinge. Sprachlich überwiegt natürlich das Deutsche auch bei Geistlichen, und da eine Weiterbildung des schwäbischen Dialektes zur allgemeinen, wenngleich nur etwa oberdeutschen Schriftsprache nicht stattgefunden hat, so schreibt jeder in seiner Mundart.

Eine sehr entschiedene Beschränkung macht sich auch im Stoffe geltend. Mit dem Zerfall der Reichsordnung ist die Reichsgeschichtschreibung so gut wie erloschen. Die Kaisergeschichte seit Heinrich VII. haben mit besonderer Beziehung auf Italien fast nur Italiener geschrieben. Sonst überwiegt, entsprechend der politischen Gestaltung, die Landes- und Fürstengeschichte. Die bedeutenderen Territorien und Fürstengeschlechter haben fast alle auch ihre Historiker gefunden, so die Habsburger, Wittelsbacher, Luxemburger, Wettiner, nicht aber die brandenburgischen Hohenzollern.

Vielfach ergänzend tritt nun die Ortsgeschichte ein. Die Klosterannalistik kam nicht aus ihren überlieferten Bahnen heraus, wurde aber teilweise bis ins 16. Jahrhundert hinein fortgesetzt. Als etwas Neues entwickelte sich die städtische Geschichtschreibung, am reichhaltigsten natürlich da, wo das bürgerliche Leben am stärksten pulsierte, in Straßburg, Augsburg, Nürnberg, Köln, Bremen, Lübeck, Danzig, wenngleich es der Hansa als solcher an einer ebenbürtigen Darstellung ebenso fehlt, wie den Thaten des deutschen Ordens. Unter den persönlichen Denkwürdigkeiten steht Maximilians I. „Weißkunig" obenan.

Die Baukunst. Aber nicht in litterarischen Arbeiten hat diese gärende, unfertige, widerspruchsvolle Übergangszeit ihre beste, geistige Kraft gezeigt; was die deutsche Art an Idealismus und Innigkeit, an Kühnheit und Feinheit damals vermochte, das kommt allein zum entsprechenden Ausdruck in der Kunst. Noch überragt die Architektur alle anderen Künste, aber langsam ringen sich Malerei und Bildnerei von ihr los; noch stellt die Kirche weitaus die meisten und größten Aufgaben für alle, aber auch Bürger und Fürsten gestalten Wohnhäuser und Schlösser, Rathäuser und Gildehallen künstlerisch aus; die Mittel liefern auch für Kirchenbauten jetzt weniger die Zinsen und Naturaleinkünfte der Kirchen, als die Beiträge der Laien, namentlich des Bürgertums, und vor allem sind jetzt die

ausführenden Kräfte nicht mehr Geistliche, sondern durchweg Laien bürgerlichen Standes, abgesehen von den Laienbrüdern der Bettelorden. Seit dem 13. Jahrhundert traten die Bauhandwerker, Maurer und Steinmetzen, zu Zünften zusammen, die sich dann als „Bauhütten" bezeichneten; im 15. Jahrhundert erkannten die von Straßburg, Köln, Wien, Bern, später auch die von Zürich die Vorstandschaft des Werkmeisters am Straßburger Münster an; i. J. 1464 endlich einigten sich in Speier die süddeutschen Bauhütten zu einem Gesamtverbande, dem dann auch die inzwischen in Torgau 1462 zu einem besonderen Vereine verbundenen norddeutschen Bauhütten insofern beitraten, als sie der Oberleitung der Straßburger Hütte sich unterordneten.

Streng genossenschaftlich organisiert*) haben die Bauhütten ebenso großartig wie folgerichtig die technisch schwierigste und kühnste aller Stilarten, die Gotik, zu wunderbarer Vollendung ausgebildet, ohne daß der Einfluß großer Meister nur im entferntesten so beherrschend hervorträte, wie in der neueren Zeit. Den Grundplan bildet bei größeren Kirchen das Kreuz, doch der Chor erhebt sich nur um wenige Stufen, da die Krypta wegfällt, und wird zu einer bloßen Fortsetzung des Hauptschiffes, während die Seitenschiffe oft bis zur Höhe desselben aufsteigen und sich um den Chor als Rundgang fortsetzen; zuweilen umgibt den Chor, der im Vieleck schließt, nach dem Muster französischer Kathedralen noch ein Kranz von Kapellen. Im Westen erhebt sich der Turm oder ein Turmpaar, vom Viereck zum Achteck, von diesem zur schlanken Pyramide übergehend, die endlich der Turmhelm krönt. Für den Aufbau wirkt als konstruktives Princip entscheidend der Spitzbogen (s. S. 441). Da dieser weit geringeren Seitenschub auf seine Stützen ausübt, als der schwere Rundbogen, so bedarf er als solcher nicht mehr der Mauer, sondern nur des Pfeilers; die massigen Seitenwände lösen sich beinahe auf in schlank- und hochaufschießende, von Säulchen und Halbsäulchen („Diensten") verstärkte, von Strebebögen auswärts gestützte Rundpfeiler, welche die kühnsten und mannigfaltigsten Gewölbe tragen; farbenleuchtende, hohe Glasfenster schließen die gewaltigen Öffnungen zwischen ihnen. Üppiges Ornament umschlingt alle Teile: Maßwerk füllt die prachtvolle „Rose", das große Rundfenster über dem Westportal wie die Bogenfenster, und überzieht die Flächen, stilisiertes Laubwerk spielt um die Kapitäle, Statuen und Reliefs schmücken die tiefeingezogenen, reichprofilierten Thürgewände und die Bogenfelder über dem Thürsturz. Es ist, als ob der Stein seine Härte und Schwere verloren hätte. Alles löst sich auf in luftige Streben, noch über dem Spitzbogen der Thüren und Fenster erheben sich die „Wimpergen", spitze, mit Maßwerk ausgefüllte Dreiecke, jeden

*) An der Spitze der Hütte stand der Meister, den der Bauherr bestimmte, unter ihm als sein Stellvertreter, Werkführer und Aufseher der Gesellen der Parlierer (d. i. Sprecher) oder Polier, aus den älteren Gesellen erwählt. Strenge Bestimmungen ordneten die Rechte und Pflichten der Gesellen wie der Lehrlinge (Diener); nach drei oder fünf Jahren, je nachdem er vorher Maurer gewesen war oder nicht, losgesprochen, erhielt der neue Geselle das sogenannte Innungsgeheimnis (Formeln) für die Wanderschaft und das „Zeichen", das er den von ihm gehauenen Werkstücken einschlug.

Strebepfeiler krönt die Fiole, und jede Spitze die Kreuzblume; alles strebt nach oben, ins Endlose. Im Innern aber schießen wie ein Palmenwald die Pfeilerreihen empor, fügen sich in schwindelnder Höhe zu Gewölben zusammen, in denen der Blick sich verliert, und weisen dann, indem sie perspektivisch zusammenlaufen, den Andächtigen wieder nach dem strahlenden, kerzenglanzumflossenen Hochaltar. Nur gedämpft bricht das Licht durch die hohen, farbenglühenden Fenster, und indem sie die Außenwelt verhüllen, drängen sie den Geist ganz auf diese wunderbare Welt des Innenbaues und auf sich selbst zurück. Ein verwegener Idealismus liegt in diesem Stile, wie ihn der Sieg des Papsttums erzeugt hatte, aber nicht befriedigte, denn sein Reich war von dieser Welt, und die Seele des Christen strebt nach jener.

Dem ausgebildeten gotischen Stil, wie er in den größten Schöpfungen des 14. Jahrhunderts sich darstellt, ist immer eine einfachere Richtung zur Seite gegangen, nicht nur wie natürlich in den zahllosen kleineren Gotteshäusern und in den Kirchen der Cistercienser und der Bettelorden, sondern auch in ganzen Landschaften, weil sie die ungeheuren Kosten solcher Bauten nicht aufbringen konnten, namentlich im ganzen norddeutschen Tieflande, weil es des Hausteines entbehrt und deshalb auf den Backstein sich angewiesen sah. Denn da dies Material, wo man nicht Formenziegeln anwandte, die reiche, dekorative Ausbildung verhinderte, so überwogen hier die glatten Mauermassen, die nur durch Blendbögen oder farbige Ziegeln belebt wurden, und die Schönheit liegt hier in den klaren, oft wahrhaft großartigen Verhältnissen der Innenräume.

Diesem Kirchenstil unterwarfen sich, soweit möglich, die weltlichen Bauten, wie die weltlichen Gemeinschaften der Kirche sich unterordneten. Thüren und Fenster wölben sich im Spitzbogen, der indes auch durch den geraden Sturz (Abschluß) ersetzt wird; hohe gewölbte, oft von schlanken Pfeilern getragene oder von flacher Balkendecke überspannte Räume bilden das Innere, hoch aufsteigende, zuweilen getreppte Giebel krönen die Fronten. Die Fürsten aber, die sich jetzt neue Schlösser errichten, bauen sie nicht mehr draußen auf einsamer Höhe, sondern mitten im getümmelvollen Leben der Städte, denn auch sie vermögen die Genüsse des städtischen Lebens nicht mehr zu entbehren.

Mit solchen Bauten bedeckten die letzten Jahrhunderte des Mittelalters in fast unbegreiflicher Fülle alle deutschen Lande. Da die Mittel unregelmäßig flossen, so schritten große Kirchenbauten oft nur langsam vor, ja sie gerieten wohl zeitweise ganz ins Stocken und blieben zuweilen unvollendet, wenn der Kühnheit des Planes die veränderte Zeitstimmung nicht mehr entsprach.

Auch jetzt hat die großartigsten Bauwerke das Rheinland aufzuweisen, alle überragend die drei Dome und Münster von Freiburg i. Br., Straßburg und Köln, doch in verschiedenen Stadien der Vollendung. Denn völlig ausgebaut wurde nur das Freiburger Münster; dem Straßburger, dessen prachtvolle Fassade Meister Erwin (1277—1318) ausführte, fehlt der südliche Turm; der Riesenbau des Kölner Domes, in seinem Entwurfe das Werk Gerhards von Riehl, wurde im Chor zwar 1322 abgeschlossen, aber im Langschiff und im südlichen Turme

nur begonnen; seit mit dem 16. Jahrhundert der Bau ins Stocken geriet und der Riesenkrahn auf dem südlichen Turme, Jahrhunderte durch das Wahrzeichen Kölns, vergeblich neuer Lasten harrte, drohte ihm allmählich der Untergang, und doch blieb er selbst in diesem unfertigen, bald verwahrlosten Zustande die vollständigste Verkörperung des gotischen Ideals. Was die Kölner Architektur damals vermochte, zeigte sich, abgesehen von zahlreichen stattlichen Patricierhäusern, auch in dem prachtvollen Turme des Rathauses (1406—1417) und in dem imposanten Baue des „Kaufhauses" oder „Tanzhauses", das die Stadt 1441/47 auf dem damals erkauften Erbe Gürzenich mit einem Kostenaufwande von 80,000 Gulden errichtete. In Schwaben kann nur das erhabene Münster von Ulm (seit 1377) mit jenen rheinischen Werken sich messen. In Bayern schmückte sich die alte Bischofsstadt Regensburg seit 1275 mit einem Neubau ihres Petersdomes, dem ersten großen Gotteshause Deutschlands, das von Grund aus im gotischen Stile aufgeführt wurde, die neue Herzogsstadt München baute ihre kolossale, an niederdeutsche Backsteinbauten erinnernde Frauenkirche (geweiht 1494). Österreichs Hauptstadt sah im 14. Jahrhundert den fast völligen Neubau St. Stephans erstehen, ohne daß allerdings der majestätische 1433 vollendete nördliche Hauptturm den geplanten Genossen erhielt. In Franken gewann während des 14. Jahrhunderts die größte architektonische Bedeutung Nürnberg mit seinen drei Hauptkirchen zu St. Lorenz, St. Sebald und U. Lieben Frauen, der Stiftung Karls IV. In Hessen ragen nur einzelne Bauten hervor, so vor allem die edle Elisabethkirche des Deutschen Ordens in Marburg; in Westfalen, wo eine schlichtere Richtung im ganzen auch jetzt überwog, zeichnen sich nur die Kirchen der mächtigsten Stadtgemeinden, Maria zur Wiese in Soest (1313 gegründet) und die Reinoldikirche in Dortmund aus dem 15. Jahrhundert aus. Dagegen behaupten Thüringen wie die angrenzenden ober- und niedersächsischen Gebiete den alten Vorrang ihrer romanischen Zeit. Aus sehr verschiedenen Perioden stammt der eben deshalb nicht einheitliche, aber imposante Dom des trotzigen Erfurt; doch alle sonstigen Schöpfungen dieser Gegenden überragen der Dom von Halberstadt (geweiht 1491), der 1362 geweihte Magdeburger mit dem halbromanischen Chor und zwei erst 1520 vollendeten gewaltigen Westtürmen, endlich der zwar kleinere, aber reiche Dom von Meißen aus dem 13./14. Jahrhundert mit der später angebauten Grabkapelle der Albertinischen Wettiner, deren Ahnherr, Albrecht der Beherzte, dicht daneben, da, wo einst die alte Markgrafenburg ins unterworfene Slawenland hinausdrohte, durch Meister Arnold von Westfalen in reichster Spätgotik den Prachtbau seiner Albrechtsburg über dem nun längst befriedeten und germanisierten lieblichen Elbgelände aufführen ließ. Weiter im Osten, in Schlesien, türmte das stolze Breslau neben dem bischöflichen Dome auf dem Sande die großen Kirchen zu St. Elisabeth und St. Magdalenen, daneben den weitläufigen Bau seines Rathauses mit der prunkend phantastischen Dekoration seiner Giebel und Erker. So von allen Seiten von deutscher Kunstübung gewissermaßen umfaßt, erwuchs Böhmen unter der sorgenden Hand Karls IV. zu einem deutschen Koloniallande auch in der Kunst (s. S. 479).

Noch wuchtiger beinahe als im Binnenlande tritt die künstlerische Vorherrschaft des Bürgertums gleichzeitig mit seiner politischen und wirtschaftlichen Höhe während des 14. und 15. Jahrhunderts in der norddeutschen Tiefebene auf. Die hohen Hallen und spitzen Türme der Marienkirche von Lübeck (1276 begonnen) waren das Muster für den Dom von Schwerin, die Marienkirchen von Wismar und Rostock; weiter östlich erhoben sich in kolossalen Dimensionen die Kirchen von Stralsund und Colberg. Die Rathäuser dieser seebeherrschenden Gemeinden stehen ihnen nicht nach: neben dem schweren Bau des Lübecker Rathauses über starkstämmigen Spitzbogenarkaden prunkt mit phantastisch durchbrochenen hohen Giebeln das von Stralsund. Brandenburgs Städte können sich in der Größe ihrer Kirchen nicht mit denen an der Ostsee messen, doch an reicher Ausbildung des Formsteinornamentes und der farbigen Ziegeldekoration stehen ihnen Bauten, wie die Katharinenkirche in Brandenburg, der Dom in Stendal, die Marienkirche in Prenzlau, alle aus dem 15. Jahrhundert, unstreitig weit voran. In wie großartigem Wetteifer endlich im preußischen Ordenslande der Orden und die Städte ihre Kirchen und Burgen, ihre Gildehallen und Rathäuser bauten, ist schon geschildert worden (s. S. 512).

Bildnerei. Mit der Baukunst auf derselben Grundlage stehen Bildnerei und Malerei. Beide behandeln wesentlich religiöse Gegenstände für religiöse Zwecke, indem sie dabei die heiligen Gestalten unbefangen in die Tracht der Gegenwart kleiden und sie in eine dementsprechende Umgebung hineinstellen. Doch ihr Verhältnis zur Architektur gestaltete sich verschieden. Die Plastik blieb im engsten Zusammenhange mit ihr; sie schmückte Thürgewände, Pfeiler und Altäre mit Statuen aus Stein und Thon; die Holzschnitzerei, eine echt nordisch-germanische Kunst, die auch im steinarmen Norddeutschland besonders blühte, bildete immer wieder figurenreiche Scenen aus der heiligen Geschichte und Legende in bemalten und vergoldeten Reliefs für die zahllosen, als Weihgeschenke dargebrachten Flügelaltäre (Altarschreine), die selbst wieder kleine architektonische Kunstwerke darstellen; nur die Grabplatten aus Stein oder Erzguß erscheinen nicht als Dekorationsstücke. Meister von ausgeprägter Eigenart treten erst um die Wende des 15. Jahrhunderts namentlich im regsamen Nürnberg hervor, so vor allem der durchaus naturalistische, technisch unübertreffliche Adam Kraft († 1507), der letzte Bildhauer des Mittelalters in seiner Vaterstadt, dessen bedeutendstes Werk das wunderbare Sakramentshäuschen in der Sebalduskirche ist, nach ihm schon als Schüler der Renaissance Veit Stoß († 1533) und der große Peter Vischer († 1528), der Meister des Sebaldusgrabes und einiger der hervorragendsten Gestalten von Maximilians I. Grabmal in Innsbruck.

Anders nun die Malerei. Denn da der gotische Baustil die breiten Wandflächen in schmale Pfeiler auflöste, so beschränkte sich die Ausübung dieser Kunst auf die Fenster, an denen nun allerdings die Glasmalerei in großartiger Weise sich ausbildete, als an die Stelle der mosaikartigen Zusammenfügung bleigefaßter bunter Glasstückchen die wirkliche Farbenmalerei getreten war. Im übrigen gingen die Künstler mehr und mehr zur Tafelmalerei in Wasser- und Tempera-

farben auf glattem oder gemustertem Goldgrunde über, indem sie ihre wichtigste Aufgabe im Altarbilde fanden.*) Der zunftmäßige Betrieb auch der Kunst drängt die Persönlichkeit so zurück, daß sich wohl Eigentümlichkeiten der Schulen, aber nicht der Meister unterscheiden lassen. Seit der Mitte des 14. Jahrhunderts blühten nebeneinander die besonders mystisch gerichtete Kölner Schule, deren Höhepunkt Stephan Lochners Dombild bezeichnet, die böhmische in Prag, die Schöpfung Karls IV., und die bürgerliche, mehr realistische Nürnberger. Einen neuen Aufschwung bahnten dann die Niederlande an. Hier im Welthandelsplatze Brügge vervollkommneten die Gebrüder Hubert und Jan von Eyk († 1426 bezw. 1440) die schon vorhandene Ölmalerei mit ihren leuchtkräftigeren Farben derart, daß sie lange für ihre Erfinder galten, sie strebten zugleich nach Naturwahrheit, ohne den idealen Gehalt irgendwie preiszugeben.**)

Ihren Einfluß erfuhr zuerst die kölnisch-westfälische Schule; unabhängiger, obwohl von ihnen angeregt, entwickelte sich die oberdeutsche Schule, deren bedeutendster Vertreter Martin Schongauer in Colmar († 1488) war; von ihm wieder ging der Nürnberger Michel Wohlgemut († 1519) aus, überaus fruchtbar und an der Spitze einer großen Werkstatt. Gleichzeitig bildeten die Deutschen das Zeichnen und die vervielfältigenden Künste, den Metallschnitt, den Holzschnitt und den Kupferstich aus, wie denn Schongauer diesen, Wohlgemut jenen in ausgezeichneter Weise vertrat. Den Gipfelpunkt der deutschen Malerei und dieser Künste zugleich erstieg damals an der Schwelle zweier Zeitalter der große Albrecht Dürer in Nürnberg (1471—1529).***)

*) Sie legen dabei das Hauptgewicht auf die Darstellung der Köpfe, die einen gleichmäßigen, wenig individualisiert andächtig frommen Ausdruck zeigen, bilden aber den Körper oft naturwidrig schlank und mit starken Verzeichnungen, weil sie nicht der Natur, sondern dem Herkommen folgen und vor allem, weil für ihre mystisch-asketische Anschauung die körperliche Erscheinung fast gleichgültig ist; nur zuweilen zeigt die porträtartige Auffassung einzelner Figuren fleißiges Studium nach dem Modell.

**) Treu gaben sie die schweren reichen Gewänder mit ihrem eckigen Bruch, den Glanz des Geschmeides, Licht und Schatten wieder, beachteten sorgfältig die Perspektive, lösten zuerst das Porträt als selbständigen Gegenstand vom Altarbilde und ersetzten den Goldgrund durch korrekt gezeichnete Landschaften.

***) In Wohlgemuts Werkstatt, dann auf der Wanderschaft durch Deutschland und bis Venedig gebildet, gelangte er bald mit seiner treuen Lebensgefährtin Agnes Frey daheim zu behaglichem Wohlstand und solchem Ansehen, daß er auf seiner zweiten venezianischen Reise (1506/07) und ebenso in den Niederlanden (1519/21) mit höchster Auszeichnung empfangen wurde. Mit dem großen Humanisten W. Pirkheimer stand er in freundschaftlichem Verkehr, Maximilian I. ehrte den Meister hoch; doch wahrhaft große Aufgaben, wie sie italienischen Künstlern zuteil wurden, stellte ihm weder seine Vaterstadt, noch auch der Kaiser, und so wurzelt denn Dürers Kunst ganz und gar im deutschen Hause und in der deutschen Sitte. In diese Umgebung versetzt er unbefangen seine biblischen Gestalten, und fast ist er mehr Zeichner als Maler, aber um so erfolgreicher strebte er danach, das innere Wesen des Menschen zum Ausdruck zu bringen, und die scharf beobachtete Natur aufs treulichste wiederzugeben; erst unter italienischem Einflusse erhob er sich zu der Erkenntnis, das Höchste sei die gesteigerte, von allen zufälligen Unvollkommenheiten befreite Natur. Klarheit der Motive und scharfe Charakteristik, Sicherheit und Sorgfalt der Ausführung sind ihm gleichmäßig eigen. Seine größten Gemälde behandeln reli-

Bürgertum und Kirche. Unter der Herrschaft der Kirche, in kirchlichen Anschauungen und Ideen lebte die deutsche Welt. Aber das Bürgertum hatte doch auch selbständig diese Anschauungen erfaßt, es hatte die Litteratur nach seinen Bedürfnissen umgestaltet, die Kunstübung fast ganz in seine Hände gebracht; es häufte zunehmenden Reichtum auf, während die alten Grundlagen des kirchlichen Besitzes zerfielen, es hatte die wirtschaftliche Arbeit befreit und geadelt, es hatte zuerst und zunächst noch allein eine moderne Verwaltung durchgebildet, es war ohne Widerspruch das erste Bürgertum der Welt, weil es bei dem Zerfalle der Reichsordnung das freieste war. War es denkbar, daß dieser so reiche, so thatkräftige, so selbstbewußte Stand für immer die drückende Bevormundung der Kirche auf sittlich-religiösem Gebiete, wie in der Wissenschaft ertrug, daß er auf eignes Urteil und eigne Forschung eben in den höchsten und heiligsten Fragen der Menschheit verzichtete? That er das aber nicht, so mußte er die alte Kirche sprengen, und er hat sie gesprengt.

Welch breite Angriffsfläche bot aber auch diese Kirche! Ihre Exemtion vom weltlichen Gericht und staatlicher Besteuerung, wie ihre geistliche Gerichtsbarkeit mußte besonders der durchgebildeten städtischen Verwaltung lästig fallen. Deshalb strebten die Städte danach, diese Ausnahmestellung der Geistlichen zu beseitigen, das Patronat über die Pfarren und die Oberaufsicht über die Geistlichkeit, namentlich auch über die städtischen Klöster zu erwerben, wie sie die Kollatur über die Stadtschulen festhielten. Es entsprach dies den landeskirchlichen Bestrebungen mancher deutschen Fürsten, und bewies, daß der Glaube an die Berechtigung der Theokratie ins Wanken komme.

Sittlicher Verfall der Geistlichkeit. Schien doch auch einer so bevorzugten Stellung das sittliche Verhalten der Geistlichkeit selbst unwürdig. Sie traf der Fluch, der eine solche Stellung stets begleitet, sobald das Gefühl der sittlichen Verantwortlichkeit erlischt, und zugleich die Vergeltung für den Abfall von den gottgewollten Ordnungen des Lebens. So alt wie das System Gregors VII. sind jene Klagen, aber nie waren sie allgemeiner, heftiger, berechtigter, als gegen Ende des 15. Jahrhunderts. Wer prunkvolles, üppiges Hofleben, wüste Jagden und Gelage, Turniere und Liebeshändel in breitester Entfaltung sehen wollte, der mußte die Höfe deutscher Bischöfe aufsuchen. Um ihr Amt kümmerten sich die meisten dieser Herren so wenig, wie ihre Umgebung, die Domherren, gewöhnlich jüngere Söhne fürstlicher oder adliger Familien; durch elend besoldete Vikare ließen sie die Pfarren verwalten, deren Einkünfte sie bezogen. Von den Orden waren die älteren reich und träge geworden und auch in den Klöstern der anderen herrschte oft genug nicht nur Unwissenheit und Roheit, sondern auch eine

giöse Gegenstände, meist auf landschaftlichem Hintergrunde, den er mit liebevollster Genauigkeit ausführt, aber fast noch bewundernswürdiger, ebenso tiefsinnig wie erfindungsreich, erscheint er in seinen zahllosen Kupferstichen und Holzschnitten, die bald in großen Bilderkreisen das Leben Marias, die Leidensgeschichte Christi oder Scenen aus der Offenbarung behandeln, bald die Züge bedeutender Zeitgenossen wie Maximilians, Pirkheimers, Melanchthons u. a. für alle Zeiten festgehalten haben.

Sittenfäulnis, wie sie ärger nie dagewesen ist. Daß die niedere Weltgeistlichkeit es teilweise nicht besser trieb, ist erklärlich; allseitig und bitterlich erschallen die Klagen über ihr rohes Trinken, Spielen, Fluchen und vor allem über ihre Unzucht. Das Amt war der Mehrzahl nichts weiter mehr als eine Pfründe, der Glaube der Menge nichts als eine Gelegenheit sie auszubeuten. So erscheint das Bild dieses Klerus in der ganzen zeitgenössischen Litteratur. Es war nicht nur die sittliche Entrüstung, welche diese Klagen hervortrieb, — dieses derbsinnliche Geschlecht urteilte über solche Dinge sehr nachsichtig — es war noch mehr die Vorstellung, daß ein solches Leben der Geistlichkeit im schneidenden Gegensatz stehe zu der beanspruchten Heiligkeit und daß hinter dem Umfange ihres Besitzes und ihrer Macht das Maß ihrer Leistungen unendlich weit zurückbleibe. Wie die Drohnen im Bienenstock erschien unzweifelhaft die Mehrzahl des Klerus dem hartarbeitenden Volke. Von den Zuständen im päpstlichen Rom, jenem unbegreiflichen Gemisch sittlicher Fäulnis und feinster Geistesbildung, wie es die Renaissance dort erzeugt hatte, wußte man in Deutschland zunächst wenig; zu dem Jubeljahre, das der entsetzliche Alexander VI. i. J. 1500 ausschrieb, zogen viele Tausende nach Rom. Wenn die Stimmung gegen den päpstlichen Hof sich allmählich verschärfte, so hatte daran der Zorn über seine schamlose Ausbeutung deutscher Frömmigkeit den Hauptanteil.

Die Mystik. Doch das alles erschütterte an sich das herrschende Kirchentum noch keineswegs, weil ihm darin ein eigentlich positiver Gedanke nicht entgegentrat. Viel gefährlicher waren ihm Richtungen, die in der Kirche selber sich bildeten, denn sie griffen bewußt oder unbewußt die Hierarchie in ihren Grundfesten, in ihrer Mittlerstellung zwischen Gott und den Menschen an, setzten der äußerlichen Werkheiligkeit mit vollem Ernste die Gesinnung des Menschen als das Entscheidende entgegen. Am frühesten hatten damit die Mystiker begonnen (s. S. 315), wie sie damals der große Dominikaner Meister Eckard († 1327) mit seinen Schülern Johann Tauler und Heinrich Suso vertrat, und indem sie nun, anknüpfend an die Lieblingsvorstellungen des erlöschenden Minnesanges, das Verhältnis der Seele zu Christus als himmlische Minne feierten, ergriff die Mystik auch besonders die Frauen, namentlich die Klöster. Bald leiteten Laien die Bewegung selbständig weiter. Im 14. Jahrhundert bildete sich im deutschen Oberlande eine Verbindung der „Gottesfreunde“, für die der Straßburger Kaufmann Rule Merswin, ein Beichtkind Taulers († 1382), kräftig die Feder rührte; in gottbegnadeten Laien sahen sie die Seelenführer; der Geistlichen, der „Pharisäer“, glaubten sie nicht mehr zu bedürfen. Mächtig regte sich also das religiöse Selbstgefühl des Bürgertums.

Eine mehr praktische Richtung nahm die Mystik in den bürgerlich so kräftig entwickelten, wenngleich Deutschland politisch schon halb entfremdeten Niederlanden durch die Genossenschaft der „Brüder vom gemeinsamen Leben“, die sich auch Hieronymianer nannten. Ein Schüler des tiefsinnigen Mystikers Johann Ruysbroeck, Geert Groote aus Deventer (1340—1384), wurde mit Florentius Radewins (Radewynszoon, 1350—1400) ihr Stifter, indem sie in Deventer das

erste Brüderhaus begründeten. Die Brüder bildeten freie, nicht durch Mönchsgelübde gebundene, obwohl von einer festen Regel bestimmte Genossenschaften von je etwa 20 Männern unter einem Rektor oder Prior. Als ihre Aufgabe betrachteten sie das Abschreiben guter Bücher, namentlich biblischer und mystischer Schriften, und die praktische sittlich-religiöse Unterweisung des Volkes durch Gebet, Predigt und Unterricht, alles in der Volkssprache. Bald breiteten sich ihre Häuser nicht nur über die germanischen Niederlande, sondern auch über einen großen Teil des nördlichen Deutschland bis nach Preußen hin aus, zusammengehalten durch das Stammhaus in Deventer und durch jährliche Versammlungen ihrer Rektoren. Aus diesen Kreisen besonders gingen schon zahlreiche Bibelübersetzungen hervor (bis zu Luthers Auftreten 5 in niederdeutscher, 15 in hochdeutscher Sprache), aus ihnen das edelste Werk der praktischen Mystik und der vorreformatorischen Kirche überhaupt, das Buch des Thomas von Kempen (a Kempis, † 1471) de imitatione Christi, das die „Nachfolge Christi“ in der Ertötung der Selbstsucht und in hingebender Gottesliebe sucht. Der Jugendunterricht der Brüder in ihren eignen wie in fremden Schulen legte das Hauptgewicht ebenso auf die praktisch religiöse Unterweisung, die sie auf die heilige Schrift Neuen Testamentes und die älteren Kirchenväter begründeten, während sie die klassischen Schriftsteller zunächst bei Seite setzten. Indem sie ihren Unterricht auch auf die Kinder der Armen berechneten, bereiteten sie schon die Volksschule vor. Ihre Grundsätze verpflanzte dann der Westfale Ludwig von Dringenberg in die von ihm geleitete weithin wirksame Schule von Schlettstadt († 1490).

Reformatorische Bestrebungen der Geistlichkeit. Wenn alle diese Richtungen das unmittelbare Verhältnis des Menschen zu Gott entschieden betonten und zugleich dem Volke entgegenkamen, für das die herrschende Hierarchie kein Herz mehr hatte, so erstrebten andere von anderen Ausgangspunkten aus dasselbe Ziel. Johann Puper von Goch, Prior in Mecheln († 1475), erkannte nur die heilige Schrift als Autorität des Glaubens an, betonte die Rechtfertigung des Menschen aus der göttlichen Gnade statt aus frommen Werken und bestritt die Überschätzung des Klosterlebens. Noch weiter ging Johann Wessel aus Gröningen († 1489), ein Schüler des Thomas von Kempen, denn er verwarf mit voller Entschiedenheit die Mittlerstellung der Hierarchie, daher auch den Ablaß. Volksmäßiger vertraten solche Anschauungen Johann Rucherath aus Oberwesel, der als Professor und Prediger in Erfurt und Worms wirkte, aber 1479 vom Inquisitionsgericht der Mainzer Dominikaner zum Widerruf gezwungen wurde und 1481 im Gefängnis starb, oder der große Kanzelredner Johann Geiler von Kaisersberg in Straßburg († 1509), der unermüdlich die Gesinnung des Menschen als das Entscheidende betonte.

Keiner dieser Männer hat auch nur im entferntesten daran gedacht, sich von der Kirche zu trennen, und doch näherten sie sich unbewußt jenen Anschauungen, die einst Wiclif und Huß vertreten hatten, und die auch nach dem Ende des Hussitenkrieges in Böhmen und Mähren fortlebten, weniger in dem erstarrten Utraquismus, als in den zahlreichen stillen Gemeinden der böhmisch-mährischen

Brüder. Ihr eigentlicher Stifter war Peter von Cheltschiz († um 1454), ihr Ziel ein praktisches Christentum nach Gottes Gebot ohne Priestertum, mit Ausschließung jeder Gewalt, mit Verbot sogar des Eides und jeder Teilnahme am staatlichen Leben.

Offenbar ging also eine mächtige religiöse Bewegung durch die Nation. Das Volk begnügte sich nicht mehr allein mit den veräußerlichten Gnadenmitteln der Kirche, es strebte selbst die Geheimnisse des Glaubens zu ergründen und suchte die unmittelbare Gemeinschaft mit seinem Gott. Ein Teil der niederen Geistlichkeit, auch außerhalb der eben geschilderten Kreise, kam diesem Bedürfnis entgegen; in einer Menge von Gebets- und Andachtsbüchern, von Predigtsammlungen und Katechismen, in der Pflege der deutschen Predigt und des deutschen Kirchengesanges, wie sie namentlich die Dominikaner und Franciskaner übten, tritt dies ehrliche Bemühen hervor; aber die hohe Geistlichkeit und die älteren Mönchsorden standen dem überwiegend gleichgültig oder geradezu ablehnend und feindselig gegenüber. Die Kirche selber zerfiel immer mehr in zwei Parteien.

Der deutsche Humanismus. Während so die Macht des herrschenden Kirchentums über das sittlich-religiöse Leben ins Schwanken geriet, stieg eine neue Bildung herauf, welche die Herrschaft der Kirche über Wissenschaft und Unterricht bedrohte und zugleich den Angriff auf ihre ganze Weltanschauung von einer anderen Seite her eröffnete.

Die ganze Welt voll Eigennutz und Frivolität, aber auch voll Geist und Schönheit, die sich in dem Italien der Renaissance entfaltete, wirkte unwiderstehlich auch nach Deutschland herüber. Zuerst die großen Concilien führten italienische Humanisten im Gefolge von Prälaten über die Alpen; nach Constanz kam Vergerio, nach Basel der unermüdliche Aufspürer antiker Handschriften Poggio und der feine Enea Silvio da Piccolomini. Er zuerst hat auch als Geheimschreiber Friedrichs III. in Wien für diese Interessen Teilnahme zu erwecken gesucht. Bald folgten ihnen andere Italiener, um an deutschen Universitäten oder an fürstlichen Höfen das neue Evangelium zu verkünden, so Publicius Rufus in Erfurt und Pietro Arrighino auf der Plassenburg bei Markgraf Johann von Brandenburg-Kulmbach. Nicht lange, und jahraus jahrein zogen junge Deutsche nach Italien und kehrten als begeisterte Prediger des humanistischen Ideals zurück. Was sie unwiderstehlich anzog, das war natürlich nicht das nationale Hochgefühl, das den Italienern die Brust schwellte beim Ruhme der ewigen Roma, sondern die Freude an der Darstellung edler Gedanken, großer Persönlichkeiten, gewaltiger Thaten in vollendeter Form, wie sie die Alten ihnen boten, und die innere Verwandtschaft, die zwischen der durchaus städtischen Kultur der römisch-griechischen Welt und der damaligen, so wesentlich von den Städten bestimmten Entwickelung Deutschlands bestand. Die große Zeit der altdeutschen Litteratur konnte dagegen gar nicht aufkommen, denn die Kulturzustände, auf denen sie beruhte, waren im Versinken, und jede Zeit sucht sich ein ihr gemäßes Ideal.

So erfüllte ein neues Ideal die Seelen eben der strebsamsten Männer und Jünglinge. Diese Humanisten waren in ihrer Mehrzahl von einer staunenswerten

Vielseitigkeit des Interesses, der Kenntnisse und der Leistungen, alle voll regen, unverdrossenen, ehrlichen Eifers. Neben ernsten gediegenen Männern standen auch unstäte, wanderlustige Leute von etwas freien Sitten, nach dem Vorbilde der bewunderten Italiener, gar nicht Stubengelehrte, sondern Männer von Welt. Trotzdem und trotz zahlreicher persönlicher Eifersüchteleien bildeten sie alle doch ihren Feinden gegenüber eine große Genossenschaft, denn ein hohes Selbstgefühl erfüllte sie. In eine finstere Welt der Roheit und der Barbarei trugen sie, wie sie meinten, die Fackel einer unvergleichlichen Bildung, die Verherrlichung durch ihre Feder sicherte dem Gefeierten unsterblichen Nachruhm. Eben deshalb warfen sie sich durchaus nicht weg, weder vornehmen Herren noch den Fremden, auch nicht den Italienern gegenüber, sie wollten in ihrer Mehrzahl gute Deutsche sein und waren stolz darauf, dieser Nation anzugehören, die selbst die bewunderten Römer nicht hatten überwinden können. Aber sie wollten die Deutschen aus ihrer „Barbarei“ auf die hohe Stufe der Entwickelung heben, auf der sie die Alten erblickten. Sie glaubten das am leichtesten zu erreichen, wenn sie sich durch emsiges Studium der Sprache der Römer bis zur vollständigen Beherrschung in Wort und Schrift bemächtigten; sie setzten ihren höchsten Stolz darein, die lateinischen Schriftsteller, vor allem die Dichter, nachzuahmen, sie modelten ihre deutschen Namen oft genug geschmacklos und sprachwidrig in lateinische oder griechische um, denn ihrer Bildung nach wollten sie allerdings Lateiner sein.

Der erste bedeutende Prophet der Bewegung wurde in rastlosen Wanderzügen durch Italien und Deutschland der Friese Rudolf Agricola (1445—85), ein vielseitiger Gelehrter, glänzender Lateiner und warmer Patriot. In allen diesen Eigenschaften steht ihm der Franke Konrad Celtis (Pickel) gleich, der an den meisten deutschen Universitäten lehrte und las und den humanistischen Bestrebungen durch die Begründung gelehrter Gesellschaften in Wien und anderswo festeren Halt zu geben suchte, dabei ein rastloser Sammler und Forscher, ein scharfer Beobachter und gewandter Schriftsteller, alles in allem der „deutsche Erzhumanist“ († 1508). Doch das gefeierte wissenschaftliche Haupt des deutschen, ja des europäischen Humanismus wurde der Niederländer Desiderius Erasmus (Geert, Gerhard), zugleich der Vertreter der kosmopolitischen Seite des Humanismus.*) Nirgends fühlte er sich recht heimisch, er war keines Volkes Kind, wie er denn nirgends die Sprache verstand, die um ihn her gesprochen wurde, und eben auch deshalb vorwiegend ein Mann des klaren, scharfen Verstandes, ohne rechte Wärme des Herzens, voll Scheu vor der Aufregung des Streites, wozu auch seine schwache Gesundheit unleugbar beitrug. Aber er entfaltete allerdings eine bewundernswerte Thätigkeit, vor allem in der Herausgabe der antiken Klassiker, der Kirchenväter, des griechischen neuen Testamentes (1516); er galt mit Recht als der gewiegteste Kenner der antiken Litteraturen und gab in einem unbegreiflich

*) In den deutsch-französischen Niederlanden 1468 geboren und zum Geistlichen erzogen, auf der Weltuniversität Paris weitergebildet, besuchte er später, z. T. zu längerem Aufenthalte, auch England, Italien, Deutschland, machte sich dann zwar 1516 als königlicher Rat in Löwen seßhaft, siedelte aber 1521 nach Basel über, um seinem Verleger Froben nahe zu sein.

ausgedehnten Briefwechsel, der die fehlenden wissenschaftlichen Zeitschriften ersetzte, bereitwillig Auskunft über die verschiedensten Fragen als das unfehlbare Orakel seiner Zeit, als der „König der Humanisten". In seinem stillen Studierzimmer war er und fühlte er sich als eine Macht für sich und wurde als solche auch von den Fürsten, wie Friedrich von Sachsen, Ernst von Bayern, Franz I. von Frankreich, Heinrich VIII. von England u. a. m., anerkannt und geehrt. Der persönliche Mittelpunkt der Humanisten wurde indes nicht er, sondern der stolze Nürnberger Patricier Wilibald Pirkheimer (1470—1530), der größte bürgerliche Vertreter des Humanismus, der in seiner wuchtigen Persönlichkeit ritterliche Tüchtigkeit und praktische Verwaltungskunst mit juristischer Ausbildung, das vielseitigste humanistische Interesse mit einer großartigen Gastfreundschaft in seinem prächtigen Hause, einer „Herberge der Gelehrten", in fast antiker Weise vereinigte.

Die Humanisten an den Universitäten und Schulen. Das Streben der Humanisten richtete sich vor allem darauf, an den Universitäten festen Boden zu gewinnen. Das war nicht leicht, da diese eben doch unter kirchlichem Einflusse standen und für die kecken, selbstbewußten Vertreter der neuen Richtung kaum eine andere Stellung boten, als die untergeordnete Professur der Poetik und Beredsamkeit; an eine planmäßige, durchgreifende Umgestaltung des Universitätsunterrichtes dachte zunächst noch niemand. Ganz zu verschließen vermochte sich freilich dem Humanismus kaum eine der deutschen Hochschulen, aber eben die jüngsten wie Wittenberg und Frankfurt a. O. öffneten sich ihm doch nur auf ganz kurze Zeit, nicht anders Greifswald, dagegen Rostock und Leipzig auf längere Jahre; selbst Köln stand ihm keineswegs so feindselig gegenüber, wie später behauptet wurde. Aber am kräftigsten blühte er doch im ganzen Norden zu Erfurt auf (s. unten). Glänzenderes leistete er im Ganzen in Süddeutschland, vor allem in Wien, in Ingolstadt unter Georg dem Reichen (bis gegen 1528), in Freiburg bis gegen 1517, in Basel, Heidelberg und Tübingen. Viel langsamer erschlossen sich ihm die Schulen, denn im allgemeinen waren die Humanisten viel zu unruhig und zuweilen auch zu geistreich, um gute Lehrer zu sein; selbst der treffliche Jakob Wimpheling in Straßburg begnügte sich wie andere mehr mit theoretischen Ratschlägen. Das Ziel solcher Schulreform sahen sie wesentlich im Studium des klassischen Latein, neben dem das Griechische noch zurücktrat; sie strebten darnach bessere Methoden und bessere Lehrbücher einzuführen und den Kreis der Lektüre auf die bedeutendsten Autoren auszudehnen, auch auf dramatische Aufführungen als Sprechübungen gaben sie viel. Aber die Zahl der Anstalten, die sich solchen Reformen öffneten, blieb doch zunächst sehr gering.*)

*) In Deventer arbeitete der treffliche Alexander Hegius (Heek), der Lehrer des Erasmus, an der Umgestaltung der Schule der Hieronymianer, die überhaupt bereitwillig darauf eingingen; die Domschule von Münster machte seit 1498 der Domherr Rudolf von Langen zu einem weithin für Westfalen, Hessen und die Ostseelande wirksamen Muster, in Zwickau entstand eine griechische Schule, in Augsburg zwei Lateinschulen, in Nürnberg eine Poetenschule (bis 1508); daneben wurde ein poetisch-rhetorischer Kursus an den Stadtschulen zu St. Lorenz und St. Sebald eingerichtet.

Auch die hohe Geistlichkeit verschloß sich diesen Interessen keineswegs völlig. Der Erzbischof Albrecht von Magdeburg und Mainz (seit 1514), ein Hohenzoller, konnte für ein verkleinertes Abbild Papst Leos X. gelten, Johann von Dalberg, Bischof von Worms, vereinigte einen glänzenden Kreis von Gelehrten um sich, der Abt Johann Trithemius (Tritheim) im Benediktinerkloster Sponheim bei Kreuznach kämpfte mutig gegen die Stumpfheit seiner Mönche. Auch fürstliche Gönner fehlten dem Humanismus so wenig wie einzelne teilnehmende Förderer unter dem Adel. Dort stehen neben Kaiser Maximilian Albrecht, Georg und Friedrich von Sachsen, Philipp der Aufrichtige von der Pfalz, Georg der Reiche von Bayern, hier der edle Eitelwolf von Stein und der weitgereiste Bohuslaw von Hassenstein, einer der größten Grundherren Mährens († 1510). Aber im ganzen waren es doch überwiegend Männer bürgerlichen Standes oder bürgerlicher Abkunft, auf denen die Zukunft der neuen Richtung beruhte.

Wirkung des Humanismus auf Leben und Wissenschaft. Und sie leistete thatsächlich weit mehr, wenngleich vielfach etwas ganz anderes, als sie selber glaubte und wollte. Die lateinischen Dichtungen und Reden der Männer, die von ihren Genossen als würdige Nachfolger des Ovid, Horaz, Vergil und Cicero gepriesen wurden, wirkten nur auf enge Kreise und verfielen bald wieder der Vergessenheit. Aber unleugbar hat der Humanismus die Entwickelung der führenden Stände und also der ganzen Nation beschleunigt. Er förderte zunächst die Ausbildung des mittelalterlichen Menschen, der sich immer wesentlich als Glied seiner Genossenschaft gefühlt hatte und vielmehr von Überlieferungen und Gewohnheiten, als von selbständiger Erwägung geleitet wurde, zur freien Persönlichkeit. Denn die Humanisten trafen die Wahl ihres Studienkreises und Berufes eben nicht gemäß, sondern gegenüber der Tradition, sie lernten in den Menschen der antiken Welt nicht minder wie in den Italienern der Renaissance scharf ausgeprägte Charaktere kennen und sie wurden allmählich selbst zu solchen. Mit einem Schlage wimmelt es in Deutschland von eigenartigen, ganz individuellen Menschen, und das eben ist das Merkmal der neueren Zeit. Dieser Individualismus lockerte die Geschlossenheit der alten Stände und schuf die Möglichkeit einer allgemeinen Bildung. Redlich haben daran die Humanisten mitgearbeitet, ohne daß die lateinische Form ihrer Schriften die Wirkung erheblich beeinträchtigt hätte, denn noch war das Latein die allgemeine Kultursprache des Abendlandes. Der Straßburger Sebastian Brant in seinem „Narrenschiff" (1494), Heinrich Bebel und Erasmus in ihren Sprichwörtersammlungen, sie alle verschmolzen antike und heimische Lebensweisheit, auch Bebels „Facetien" verbanden die besten deutschen Schwänke mit Erzählungen ähnlicher Art aus den verschiedensten Quellen, und vollends in den großen Kämpfen der Zeit sind die Humanisten weit mehr Publizisten als Gelehrte gewesen.

Weiter hat nun diese Selbständigkeit des Urteils auch die moderne Wissenschaft erzeugt. Diese knüpfte unmittelbar an die Ergebnisse der antiken Wissenschaft an, welche die mittelalterliche Kirche vergessen oder entstellt hatte, am meisten und am frühesten in den exakten Wissenschaften. Hier hatte zuerst der treff-

liche Georg von Peuerbach in Wien († 1461) auf Grund einer schlechten lateinischen Übersetzung des Ptolemäus und mit mangelhaften Instrumenten ein bahnbrechendes Werk über die Bewegungen der Planeten zu stande gebracht; sein größerer Schüler Regiomontanus (Johann Müller aus Königsberg in Franken) studierte den Ptolemäus im Urtext, begründete die Trigonometrie, berechnete die ersten Sterntafeln (Ephemeriden), erfand den Jakobsstab, verwandelte das gewerbfleißige Nürnberg, wohin er 1471 von Wien übersiedelte, in den Hauptsitz für die exakten Wissenschaften, für Kartenzeichnung und für Herstellung astronomischer und mathematischer Instrumente; ein Nürnberger Patricier Bernhard Walther errichtete auf seine Anregung hin die erste Sternwarte Europas, ein anderer, Martin Behaim, der Teilnehmer an vielen portugiesischen Fahrten, verfertigte 1492 den ersten Erdglobus. Dann befreite sich die deutsche Geschichtschreibung nach dem Vorbilde der alten von der Schablone der Welt- und Lokalchronik und richtete sich vor allem an dem Stolze auf die „Germania" des Tacitus empor, die zuerst 1470 in Venedig, 1473 in Nürnberg erschien. Die eifrigsten Förderer fand sie in den rheinischen Humanisten von Heidelberg und Straßburg. Jakob Wimpfeling gab in seiner Epitome rerum Germanicarum den ersten Versuch einer zusammenfassenden deutschen Geschichte auf Grund antiker und mittelalterlicher Quellen, Johann Trithemius schrieb die erste deutsche Litteraturgeschichte, Konrad Celtis häufte unermeßlichen Stoff zu einer umfassenden Schilderung deutschen Lebens, einer Germania illustrata, auf, von der seine schöne Schilderung Nürnbergs das beste erwarten ließ; Konrad Peutinger im altrömischen Augsburg gab eine Reihe römischer Quellenschriften zur deutschen Geschichte und die von Celtis aufgefundene römische Weltkarte, die Tabula Peutingeriana, heraus.

Aber unmittelbarer noch wirkte der Humanismus auf die theologischen Studien. Zu ihnen standen die deutschen Humanisten ganz anders als die Italiener. Wie diese sahen sie ironisch auf die Schwächen der Geistlichkeit hinunter und verschmähten es nicht, sie satirisch zu beleuchten, wie Bebel in seinen Facetien, Erasmus im Encomion moriae („Lob der Narrheit"), aber sie wandten ihre Wissenschaft auch der kirchlichen Überlieferung zu. Wie Johann Reuchlin schon 1506 mit seiner hebräischen Grammatik den Schlüssel zum Verständnis des Alten Testamentes geboten hatte, so stand später Erasmus an der Spitze. Er wollte aus der verlebten Scholastik herauskommen, die Christenheit zurückführen zu den echten, ursprünglichen Quellen der christlichen Lehre, der heiligen Schrift und den älteren Kirchenvätern. Indem er aus ihnen unmittelbar schöpfte, gelangte er zu einer Auffassung christlicher Lehre, die mit der von den Mystikern und den niederrheinischen Theologen vertretenen im innersten Kerne zusammentraf. Denn auch für ihn beruhte das Christentum auf dem innigen Anschluß an die Person des Erlösers, in der frommen Gesinnung des Menschen, und er hoffte seine Reformen friedlich durchsetzen zu können im engen Anschlusse an die höchsten Gewalten der Christenheit, an Papst- und Kaisertum.

Humanismus und Kirche. Doch darin eben täuschte er sich. Denn niemals konnte diese Kirche, wie sie nun eben war, den Anspruch auf Freiheit

der Forschung für ihre eigne Lehre anerkennen, ohne ihr Wesen zu verleugnen. Diesen Gegensatz zuerst klar erkannt zu haben, wenigstens insofern, als er den inneren Widerspruch zwischen der Scholastik und dem Humanismus enthüllte, ist das Verdienst des Canonicus Konrad Muth (Mutianus Rufus) in Gotha, den die Männer des regsamen Erfurter Humanistenkreises, der geistvolle Spötter Crotus Rubianus, der lebenslustige Helius Eobanus u. a., als ihr Haupt verehrten. Der demokratische Umsturz der Erfurter Stadtverfassung i. J. 1510, die rohe Verwüstung der theologischen Bursen durch Volkshaufen und Landsknechte 1511, welche die Herrschaft der Scholastik an der Universität brach, vertrieb auch die Mutianer aus der verödeten Stadt, aber draußen lernten sie das Leben kennen und kehrten als gestählte Kämpfer zurück.

Unter ihnen befand sich auch der Mann, der eine weitere Folgerung aus den humanistischen Studien, die Liebe zum Vaterlande, wie sie die bewundernden Urteile der Römer über die Germanen und der energische Patriotismus der Alten selber erregten, am begeistertsten zog, der Reichsritter Ulrich von Hutten.*) Er war kein Gelehrter, sondern Litterat und Publizist, der einzige große weltliche Tagesschriftsteller der Reformationszeit, ein kampfesfroher, stolzer Edelmann und ein leidenschaftlicher Deutscher, in dessen Schriften etwas klingt wie von Rossewiehern und Trompetengeschmetter. Eifrig nimmt er die Partei Maximilians in seinen Kriegen gegen die Venezianer und Franzosen; vor allem aber wendet er die Pfeile seiner Verse gegen das päpstliche Rom. Leidenschaftlich zürnt er über den „Banditen“ Julius II., über den schamlosen Ablaßhandel, über die schwelgerischen, sittenlosen Prälaten zu Rom. Das aber thaten auch andere, neu war es, daß Hutten die päpstliche Herrschaft über Deutschland auffaßte als eine schmachvolle Fremdherrschaft.

Die Reuchlinistenfehde. Und schon riß die Reuchlinistenfehde das gebildete Deutschland in zwei feindliche Lager auseinander. Den Anstoß zu ihr gab der Angriff der Kölner Dominikaner, der Inhaber des Inquisitionsgerichts, auf Johann Reuchlin, einen der hervorragendsten Humanisten, obwohl er seinen Schwerpunkt nicht so sehr im Studium der antiken Klassiker, als des Hebräischen fand und mit Recht für den ersten Kenner nicht nur des Alten Testamentes, sondern auch der spätjüdischen Litteratur, leider auch ihrer Wahn-

*) Geboren 1488 auf der Steckelburg bei Fulda, wurde er wegen seines schwächlichen Körpers als Novize im Kloster Fulda 1499 aufgenommen, brach aber alle Brücken hinter sich ab, als er voll Widerwillens 1505 flüchtete, um sich humanistischen Studien zu widmen. Der erzürnte Vater verstieß ihn! Arm und oft krank, führte er jahrelang ein mühseliges Wanderleben, das ihn nach den meisten Universitätsstädten Deutschlands und schließlich 1512 auch nach Italien führte, ihn aber nicht hinderte, sich eine glänzende Herrschaft über das Latein anzueignen. 1513 zurückgekehrt, versöhnte er sich mit seiner Familie und gewann edle Gönner im Erzbischof Albrecht von Mainz und Eitelwolf von Stein, die ihm nun auch die Mittel gewährten, um nach dem Wunsche der Seinen das juristische Studium in Italien aufzunehmen (1515 17). Doch er blieb der Humanist, der er gewesen war, und empfing als solcher 1517 zu Augsburg aus der Hand Maximilians I. den Lorbeer des Dichters, um dann in den Dienst des Erzbischofs zu treten.

philosophie, der Kabbalistik, galt. Eben deshalb wurde er um ein Gutachten ersucht, als der getaufte Jude Johann Pfefferkorn in Köln jene Schriften wegen ihres christenfeindlichen Inhaltes beim Kaiser angegeben und 1509 den Befehl, ihre Besitzer zur Strafe zu ziehen, sie selbst aber zu verbrennen, erwirkt hatte. Daß Reuchlin sein Gutachten in maßvollem und versöhnlichem Sinne gab, trug ihm den dreisten Vorwurf der Bestechung von seiten Pfefferkorns und der Kölner ein. Als der ehrenhafte Mann gereizt erwiderte, benützten die Dominikaner einzelne seiner Äußerungen, um gegen ihn das Verfahren wegen Ketzerei zu eröffnen und in seiner Person die ganze verhaßte Genossenschaft der Humanisten zu treffen (1513). Unter wachsender Aufregung von einem Richter zum anderen verwiesen und endlich nach Rom getragen, wurde der ganze Handel schließlich im Sommer 1516 von dem humanistenfreundlichen Leo X. niedergeschlagen. Schon aber hatten sich die Humanisten um den bedrohten Reuchlin geschart, die „Poeten" gegenüber den „Sophisten", den Scholastikern, so daß er schon 1514 voll Stolz ihre Briefe als „Clarorum virorum epistolae" („Briefe berühmter Männer") veröffentlichte. Jetzt begrüßten sie jubelnd die Niederlage jener dunklen Ehrenmänner, die ihren Genossen angegriffen, und zeichneten die ganze Sippe in ihrer Aufgeblasenheit und Unduldsamkeit, ihrer Dummheit und Liederlichkeit in den ebenso meisterhaften wie boshaften Zerrbildern der „Epistolae obscurorum virorum" (1516/17). Hinter der Maske des Verfassers Rocchus Bocchus Muselmannus schaut unverkennbar das spöttische Gesicht des Crotus Rubianus hervor; am zweiten Teile hat auch Hutten mitgewirkt. Der Krieg zwischen der kirchlichen Autorität und der Freiheit der Forschung war erklärt.

Dritter Abschnitt.

Die Begründung des Protestantismus und die habsburgische Monarchie
1517—1558.

Die geistigen Gegensätze. Die gebildeten Deutschen waren in zwei Parteien zerfallen, von denen die eine die Kirche, wie sie eben damals war, als unantastbar verfocht, die andere noch nicht die alte Kirche an sich, wohl aber die in ihr herrschende Richtung vom Standpunkte einer neuen, auf weltlichem Boden erwachsenen, von der Kirche unabhängigen Bildung aus bekämpfte. Ebenso schied sich die Geistlichkeit selbst in zwei Gruppen; die große Mehrzahl hielt gewohnheitsmäßig am Alten fest, eine Minderheit suchte das Heil in einer Erneuerung des sittlich-religiösen Lebens von Innen heraus, und nach demselben Ziele drängte bewußt und unbewußt ein tiefes Bedürfnis des Volkes. Beide Richtungen, die volksmäßig-religiöse und die gelehrt-humanistische, berührten sich noch wenig, aber immer unabweisbarer trat die Frage an die Leiter der Kirche heran, ob diese in gründlicher Reformarbeit sich selbst so umgestalten könne, daß sie jene tief berechtigten Bestrebungen befriedigte oder sie zur Ausscheidung drängen wolle. Und gleichzeitig erhob die sociale Umwälzung drohend ihr Haupt empor. Eine wirkliche Reichsgewalt, welche dieser Revolution durch Reformen hätte vorbeugen und die unvermeidliche Umgestaltung der Kirche in nationale Wege hätte leiten können, bestand nicht mehr, das verrottete und verweltlichte Papsttum aber war weder gewillt noch fähig, die Kirche zu reformieren. So trieben die socialen Gegensätze zu einer gewaltsamen Erhebung, die religiösen zum Bruche mit Rom, zur Bildung einer neuen Kirche. Den Gewalten, welche jene niederzuwerfen und diese zu schützen verstanden, gehörte die Zukunft. Nicht sie jedoch vermochten eine kirchliche Neugestaltung hervorzurufen, eine solche war nur möglich, wenn sich die

innerste Lebenskraft, das tiefe sittlich-religiöse Bewußtsein des Volkes verkörperte in einem großen Manne. Das war **Martin Luther**.*)

Aus Luthers innerstem Wesen, aus dem Geheimnis seines religiösen Genius heraus ist der Protestantismus geboren worden, und sein empörtes Gewissen war es, das in der entscheidenden Stunde den Schleier zerriß, welcher den unversöhnlichen Gegensatz zwischen der herrschenden Kirche und dem Wesen des Christentums noch verhüllte.

Der Ablaßstreit. In der frivolsten Weise hatte Rom während der letzten beiden Jahrzehnte die Angst ehrlicher Seelen um das ewige Heil durch den Ablaß ausgebeutet. Fünfmal hatte es zwischen 1500 und 1517 Ablässe in Deutschland ausgeschrieben; mit den Sünden der Deutschen, so höhnte der geniale Verbrecher Cesare Borgia, das furchtbarste Geschöpf der Renaissance, bezahle sein Vater Papst Alexander VI. die Kosten seiner Kriege. Jetzt wollte der glaubenslose Humanistenpapst Leo X. Medici seine Kassen füllen, um die enormen Kosten seines glänzenden Hofhaltes und seiner Bauten, insbesondere der Peterskirche, zu bestreiten; er hatte zugleich im Mainzer Erzsprengel dem neuen Erzbischof, seinem Geistesverwandten Albrecht von Brandenburg, die Hälfte des Ertrages in Aussicht gestellt, um sein Palliengeld, 30,000 Gulden, zu bezahlen. Die Ablaßprediger verhießen den zahlenden Empfängern nicht nur Vergebung aller Sünden und Erlösung aus der Pein des Fegefeuers, sondern auch Erlösung der schon abgeschiedenen Seelen, indem sie nur für die erste Gnade Beichte und Buße forderten, doch vor einem freigewählten Beichtvater. So durchzogen sie das Land, begleitet

*) „Ich bin eines Bauern Sohn; mein Vater, Großvater, Ahnherr sind rechte Bauern gewest", so äußerte sich Luther später über seine Herkunft. Sein Geschlecht, weit verbreitet und ansehnlich, hatte seinen Mittelpunkt in Möhra zwischen Salzungen und Markuhl an der Südseite des Thüringer Waldes. Da sein Vater, Hans Luther, das Familiengut nicht erhalten konnte, wandte er sich dem Bergbau zu und siedelte dann mit seiner Frau Margaretha Ziegler nach der Grafschaft Mansfeld, zunächst nach Eisleben über. Hier wurde ihm in der Nacht des 10. November 1483 ein Sohn geboren und nach dem kriegerischen Heiligen des nächsten Tages Martinus getauft. Doch die Stadt seiner Kindheit wurde Mansfeld, wohin die Eltern schon 1484 verzogen. Als Häuer schaffte Vater Hans in harter Arbeit den Unterhalt für seine bald wachsende Familie; kein Wunder, daß die Kinder knapp und hart gehalten wurden; noch später lag in Luthers Seele die Erinnerung an die strenge Zucht des Vaterhauses wie ein Schatten über dem Bilde seiner Jugend. Indes die Eltern kamen allmählich zu einem gewissen Wohlstande, sie konnten sich ein stattliches Haus bauen, ja Hans Luther trat in den Rat der Stadt ein. Bei alledem hatte er die Zukunft seines Martin im Auge; zeitig schickte er ihn zur Schule des Ortes und brachte ihn 1497 in die Schule der Brüder vom gemeinsamen Leben nach Magdeburg, 1498 in die Georgenschule nach Eisenach, wohl weil dort die Mutter Verwandte hatte. Hier erleichterte das Leben des armen Schülers die Güte der Frau Ursula Cotta, die den Knaben um seiner schönen Stimme und seines herzlichen Gebetes willen in ihr Haus aufnahm und ihm den Unterricht ihrer Kinder übertrug. Von hier siedelte er 1501 nach Erfurt über, um hier nach dem Wunsche des Vaters die Rechte zu studieren, damit er einmal als fürstlicher Rat die Welt mit regieren könne. Doch zunächst hatte er sich in die vorbereitenden philosophischen Studien zu vertiefen, die übrigens, obwohl Johannes von Wesel 20 Jahre lang in Erfurt gelehrt hatte und der Humanismus nirgends fester gewurzelt schien, als eben hier, doch ganz und gar nach der alten Methode betrieben wurden. Dabei herrschte hier der Nominatismus (s. S. 315)

von Vertretern des Bankhauses Fugger, das dem Erzbischof bedeutende Vorschüsse auf die zu erwartenden Erträge gemacht hatte, keiner roher, dreister, marktschreierischer wie der Dominikanerprior Johann Tetzel aus Pirna, ein Mensch unsaubersten Rufes, aber geübt in frommer Gaunerei. So schlug er seinen Kram auch in Zerbst und Jüterbogk auf.

Luther hatte schon 1516 sich gegen den Mißbrauch des Ablasses ausgesprochen; jetzt, als mehrere Beichtkinder, denen er die Absolution verweigert hatte, ihm trotzig ihre Ablaßzettel entgegenhielten und ihn vor dem erzbischöflichen Kommissar verklagten, entschloß er sich, seine Zweifel öffentlich kundzugeben, und schlug am Nachmittage des 31. Oktober 1517, am Vorabende des Allerheiligentages, der Scharen 1517. von Geistlichen und Laien nach Wittenberg zur Stiftskirche zu ziehen pflegte, seine 95 Thesen über den Ablaß an die Thüren eben dieser Kirche, um nach akademischer Sitte zur Disputation herauszufordern. „Unser Herr und Meister Jesus Christus, da er sprach: „thut Buße" hat gewollt, daß das ganze Leben der Gläubigen Buße sei", das ist sein erster Satz und dieser Grundgedanke klingt überall wieder. Der Priester vergibt nicht die Sünde, sondern er bestätigt nur die Vergebung, die Gottes ist. Nur soweit erstreckt sich die Schlüsselgewalt des Papstes, nicht über den Tod hinaus über die Seelen, die im Fegefeuer nach Erlösung ringen wie hier auf Erden.

Der tiefe Eindruck, den Luthers Thesen machten, obwohl er nur die wahre Meinung des Papstes gegen dessen übereifrige Diener zu vertreten glaubte, überraschte Luther selbst, aber statt Beistimmung fand er in seiner nächsten Umgebung Be-

und damit die Anschauung, daß der Mensch sich zwar der kirchlichen Glaubenslehre unterwerfen müsse, doch niemals diese Geheimnisse Gottes zu begreifen vermöge. Mit redlichem Eifer vertiefte sich Luther in die gewundenen Gänge dieser Erörterungen und erwarb sich in den Disputierübungen jene Schärfe des Denkens, die ihn später auszeichnete; daneben las er wohl auch Plautus und Vergil und trat mit manchen Humanisten in Verbindung, hat aber niemals ihrem Ideale gehuldigt, so gern er am fröhlichen Leben seiner Studiengenossen Anteil nahm. Als Magister lib. art. schloß er 1505 mit diesen Studien ab, um sich nun seiner Fachwissenschaft zuzuwenden. Doch schon wogte in seiner Seele der Kampf. Die Frage: „Wie werde ich selig?" tönte unablässig in sein Ohr und er konnte die Antwort nicht finden, denn wie sollte er jemals diesem unnahbaren, unbegreiflichen Gott genugthun durch seine Werke? Hatte ihn in dieser Stimmung schon der jähe Tod eines Freundes tief erschüttert, so trieb ihn die Todesgefahr unter den zuckenden Blitzen eines furchtbaren Gewitters, in das er auf der Rückkehr von einem Besuche bei seinen Eltern auf freiem Felde in der Nähe des Dorfes Stotternheim am 2. Juli 1505 geriet, zu dem angstvollen Gelübde zu St. Anna, der Schutzheiligen der Bergleute, er wolle ein Mönch werden, wenn sie ihn rette. Er kam glücklich nach Erfurt, und hielt sich nun gebunden. Umsonst redeten die Freunde ab, umsonst der gebeugte Vater; Luther warf alle irdischen Hoffnungen hinter sich und meldete sich am 17. Juli 1505, von den Freunden traurig begleitet, als Novize bei den Augustiner-Eremiten.

Sie nannten sich nach Augustinus, aber von dessen Lehre, der Mensch werde gerecht vor Gott durch den Glauben an Christi Verdienst, nicht durch seine Werke, lebte in diesem Bettelorden nichts. Vielmehr machte er seinen Mitgliedern die strengste Werkheiligkeit, häufige Beichte und Bußübungen zur Pflicht; ja die „Reformation" des Ordens durch den Vikar Andreas Proles hatte die alte Regel so geschärft, daß nur ein Teil seiner Klöster dieser strengen „Observanz" zustimmte, darunter eben das zu Erfurt, das nun auch noch in den Jahren 1502 und

denklichkeit und Angst über seine Verwegenheit, die den allgewaltigen Dominikanern, den Leitern der Inquisition, den Fehdehandschuh hinwarf. Sie nahmen ihn sofort auf. Veranlaßt von Tetzel, betonte Dr. Johann Wimpina in Frankfurt a. O. in seinen 106 Antithesen vom Januar 1518 die Unfehlbarkeit des Papstes in Glaubenssachen, und noch schroffer verfocht diesen Satz ein römischer Geistlicher, auch ein Dominikaner, Silvestro Mazolini von Prierio, päpstlicher Censor und Inquisitor und Meister des heiligen Palastes. Luther erschrak, denn war das die Meinung auch des Papstes, dann war er ein Ketzer. Aber er wich nicht zurück, und seine Universität stand jetzt zu ihm. Im April 1518 als Distriktsvikar zum Ordenskapitel in Heidelberg entsendet, verteidigte er seine Sätze unter großem Zulauf aufs tapferste, so daß die jüngeren Lehrer und Studenten hingerissen ihm beistimmten, darunter selbst der Dominikaner Martin Bucer. Noch versprach Luther in seinen nach Rom gesandten „Resolutionen", päpstlicher Entscheidung sich zu unterwerfen, aber aufs schärfste betonte er in ihnen, daß auch die Päpste irrende Menschen seien und nur die gesamte Christenheit die Kirche reformieren könne; Rom war ihm jetzt ein sündhaftes Babel, dessen Gestank zum Himmel steige.

Luther in Augsburg. Noch ahnte niemand, am wenigsten Luther, welch ungeheure Bewegung sein Angriff entfesselt habe. Auch in Rom glaubte man mit dem unbequemen Augustiner rasch ein Ende machen zu können und sandte ihm die Vorladung vor ein römisches Gericht (7. August 1518). Folgte er ihr, dann

1504 mit reichen päpstlichen Ablässen begnadigt wurde. So gab sich denn der Bruder Martinus in seiner engen Zelle mit dem Blick auf den engen Klosterhof mit aller Anstrengung bis zur Erschöpfung seiner geistigen und körperlichen Kräfte den schwersten Bußübungen und Kasteiungen hin. Er fand den Frieden nicht, den er suchte. Da fiel das Wort eines alten Ordensbruders, der ihn hinwies auf den Spruch: „Gott will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe", wie ein Lichtstrahl in die verdüsterte Seele des abgehärmten Mönches, und seitdem ihn dann auch der Ordensprovinzial, der milde Johann Staupitz, auf die paulinisch-augustinische Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben aufmerksam gemacht hatte, da suchte er sich in ihr zu befestigen durch das eifrige Studium des Paulus, des Augustinus und der Mystikee des 14. und 15. Jahrhunderts. Daß die ringende und irrende Seele in der Gnade Gottes die Gewißheit der Erlösung finde, das stand ihm jetzt fest. In solcher Gesinnung, von heiligen Schauern durchschüttert, empfing er am 2 Mai 1507 die Priesterweihe. Damals sah er zuerst seinen Vater wieder.

Doch es war seines Bleibens nicht lange mehr in Erfurt. Gegen Ende d. J. 1508 vermittelte Staupitz seine Berufung an die junge Universität Wittenberg. Ihre Professoren, meist Augustiner, waren zugleich Kanoniker an der Schloßkirche des Allerheiligenstifts, der mit Ablässen und Reliquien reich ausgestatteten Lieblingsgründung des Kurfürsten, und bezogen ihre Einkünfte teils daher, teils von Pfarreien, doch huldigte die Universität im ganzen einer freieren Richtung. In diesen Kreis trat Luther als Docent der Philosophie, aber er predigte auch in der Kirche des Augustinerklosters und in der Pfarrkirche, in jenem hatte er als Mönch seine Wohnung. Er erhielt deshalb auch im Herbst 1511 den Auftrag, nach Rom zu gehen, um die von Staupitz betriebene Vereinigung des Ordensvikariats mit dem Amte des Provinziales der sächsischen Ordensprovinz durchzusetzen. Mit einem Ordensbruder, wie es die Regel vorschrieb, durchzog Luther zu Fuß Deutschland und Italien, eben als die heilige Liga sich zum Kampfe rüstete (s. S. 569), aber weder dies noch die kunstprangenden Städte fesselten den welt-

war er verloren. Doch schon verflochten sich die großen Weltverhältnisse mit dem Ablaßstreit. Nach einem Beschlusse des Laterankoncils vom März 1517 hatte Leo X. am 13. März 1518 den Kreuzzug gegen die Türken feierlich verkündet, 1518.
und schon war eine Verständigung darüber zwischen dem Kaiser, Frankreich und Spanien getroffen worden, denn daß die Christenheit zusammenstehen müsse gegen die reißend um sich greifende Macht dieser furchtbaren Osmanen, das leugnete keiner. Doch die Kosten sollten durch einen Türkenzehnten aufgebracht werden, und den wollte niemand. Mit großem Gepränge erschien nun als päpstlicher Legat der Kardinal Thomas de Vio aus Gaeta (Cajetanus) auf dem Reichstage zu Augsburg, dem letzten, den Maximilian I. berief; er überbrachte dem Kaiser den geweihten Helm und das Schwert zum Kriege wider den Erbfeind. Wieder einmal standen die beiden höchsten Gewalten des Abendlandes zusammen, aber die deutsche Nation weigerte ihnen die Gefolgschaft. Leidenschaftlich wogte ihre Entrüstung gegen diese neue päpstliche Steuer auf, die doch nur wieder in die römischen Kassen fließen werde. „Den Türken wollt ihr schlagen?" rief der Würzburger Domherr Friedrich Fischer, ein Studiengenosse Huttens, den Deutschen zu; „ihr irrt euch im Namen. Suchet ihn nicht in Asien, sucht ihn in Italien; ihr könnt diesen Höllenhund nur mit Strömen Goldes besänftigen." So lehnten die Stände am 27. August die Türkensteuer als eine „unerhörte Neuerung" ab und knüpften daran laute Klagen über die unerträglichen Mißbräuche des römischen Hofes in Deutschland. Gegen diese Stimmung war der Kaiser um so ohnmächtiger, als er des guten Willens der Kurfürsten dringend bedurfte, um

abgewandten Sinn des Mönches, und auch in Rom sah er nur die heilige Stadt der Apostel. „Sei mir gegrüßt, du heiliges Rom!" rief er niederknieend aus, als er ihre Türme und Paläste vor sich liegen sah; staunend schaute er empor an den felsgleichen Mauermassen des Colosseums, aber die eben riesig emporsteigenden Pfeiler der Peterskuppel und die wundervolle Blüte der Kunst, die damals unter den Händen Michel Angelos und Rafaels sich entfaltete, beachtete er nicht. Eifrig besuchte er vielmehr die zahllosen Kirchen, las Messe in der ehrwürdigen Basilica zu St. Peter, die schon der Zerstörung verfallen war, und verrichtete die Andachten, an denen der Ablaß hing. Aber er erfuhr auch erschreckt von der Zuchtlosigkeit bis in die höchsten Kreise hinauf und hörte entsetzt die Worte: „Ist eine Hölle, so ist Rom darauf gebaut" und „Es ist unmöglich, daß es sollte so länger stehen, es muß brechen". Er ahnte noch nicht, daß er es sei, dessen Hand diese alte Kirche zerschlagen werde; noch als ihr gläubiger Sohn kehrte er im Frühjahr 1512 nach der Heimat zurück.

Im Herbst desselben Jahres, am 18. Oktober, übernahm er mit dem Doktorate der heiligen Schrift verzagten Herzens die Aufgabe, fortan der Bibelerklärung seine Hauptthätigkeit zu widmen. Aufs nachdrücklichste bekämpfte er die scholastische Anwendung der aristotelischen Philosophie auf die Auslegung der heiligen Schrift; rein und unmittelbar wollte er die Lehre aus dieser schöpfen und sie vom Lehrstuhle wie von der Kanzel herab in die Seelen seiner Zuhörer gießen. Und in der That konnte er zu Anfang 1517 schreiben: „Unsere Theologie und St. Augustinus machen Fortschritte und herrschen an unserer Hochschule." Dem Orden blieb er treu; noch 1516 vertrat er mit Milde und Festigkeit zugleich Staupitz in Sachsen und Thüringen, aber peinlich empfand er doch bereits, wie unendlich weit sein geistlicher Stand sich vom Evangelium entfernt habe. Noch glaubte er ein treuer Sohn seiner Kirche zu sein, aber zwischen seiner Lehre und der herrschenden Werkheiligkeit bestand bereits ein unausgleichbarer Widerspruch.

1518. die Wahl seines Enkels Karl I. zum römischen König der sehr ernsten französischen Bewerbung gegenüber durchzusetzen, die Leo X. unter der Hand begünstigte.

In dieser Lage konnte kein deutscher Fürst daran denken, Luther nach Rom auszuliefern. Der Kaiser selbst forderte Friedrich den Weisen auf, „den Mönch fleißig zu bewahren", und dieser vermittelte es schließlich, daß der Kardinal sich entschloß, Luther in Augsburg selbst zu vernehmen. Ohne Zögern folgte dieser der Aufforderung seines Fürsten, obwohl er in den Tod zu gehen meinte wie einstens Huß; am 7. Oktober traf er in Augsburg ein, auch Staupitz kam von Salzburg herbei. Dreimal stand er vor dem Kardinal. Doch dieser voll Verachtung der „Barbaren" und ein fester Anhänger des Thomas von Aquino, wollte von keiner Verhandlung hören; kurzweg forderte er, Luther solle seine Irrtümer widerrufen, sich ihrer künftig enthalten und alle Dinge vermeiden, die den Frieden der Kirche stören könnten. Umsonst, Luther erklärte nur dann widerrufen zu können, wenn er widerlegt sei; er wiederholte das am 13. Oktober auch in einer schriftlichen Eingabe, die sorgfältig zwischen der römischen Kirche und dem römischen Hofe unterschied; er überreichte endlich am nächsten Tage dem Kardinal eine Erklärung seiner Sätze und bat darin flehentlich, daß man ihn nicht „in die Finsternis hinausstoße", sondern eines Besseren belehre. Für solche Bitten war der Kirchenfürst unzugänglich; mit scholastischen Argumenten aus seinem Thomas donnerte er den Augustiner an, und als dieser nun aufbrausend ihm entgegnete, rief er ihm zu: „Geh, widerrufe oder komme mir nicht mehr vor Augen!" Die tiefen dunklen Augen des Mönches waren ihm fast unheimlich, er wollte nichts mehr mit dieser „Bestie" reden.

Der Versuch, Luther nach mittelalterlicher Art zur Unterwerfung zu bringen, war also gescheitert. Am 16. Oktober unterzeichnete Luther noch eine „Appellation von dem schlecht unterrichteten Papst an den besser zu unterrichtenden Papst", dann verließ er auf das Drängen seiner Freunde, die einen Gewaltstreich des Gegners fürchteten, in der Nacht des 20. August halb als Flüchtling in eiligem Ritte die Stadt. In der That fand er schon am 23. in Nürnberg ein päpstliches Breve an Cajetan vor, das diesem befahl, den Erzketzer nach Rom zu liefern, doch erreichte er am 31. Oktober glücklich Wittenberg. Von hier aus appellierte er vom Papste bereits an den Spruch eines Concils (28. November).

Luther und Miltitz. Noch gab indes die Kurie ihren Plan keineswegs auf. Im Herbste noch war der sächsische Domherr **Karl von Miltitz**, den der Kurfürst nach Rom gesandt hatte, um für sich die goldne Rose, das höchste Zeichen päpstlicher Anerkennung, zu erwerben, mit derselben zurückgekehrt, doch zugleich mit dem Auftrage, um diesen Preis die Auslieferung des „Satanssohnes" zu erkaufen. Umgeben von der tiefen Erregung der Deutschen gegen Rom sah der kluge Sachse bald ein, daß es besser sein werde, die leidige Angelegenheit in weniger gewalt-
1519. samer Weise aus der Welt zu schaffen. Am 3. Januar 1519 hatte er mit Luther eine Zusammenkunft auf dem Schlosse von **Altenburg**. Nicht ohne Mißtrauen vernahm dieser die freundlichen Reden des Nuntius, der selbst über die Ablaßkrämer und die Wälschen tapfer schalt, aber er willigte noch einmal ein, seine

Sache einem deutschen Bischof — er wählte Richard von Trier — zur Entscheidung zu überlassen, und versprach zu schweigen, wenn seine Gegner schwiegen. Wie Macht zu Macht hatte er mit dem Nuntius verhandelt. 1519.

Luther und Melanchthon. Eine Waffenruhe trat ein, die Stille vor dem Sturm, wo er seine Kräfte sammelt. So auch Luther. Und wunderbar kam ihm das Geschick zu Hilfe. Am 12. Januar 1519 starb im Schlosse zu Wels auf der Rückkehr in seine Erblande Kaiser Maximilian I. Während des Zwischenreichs übernahm für die Länder sächsischen Rechts Kurfürst Friedrich das Reichsvikariat; eben durch seine Unthätigkeit in der kirchlichen Frage deckte er die Sache Luthers. Und gleichzeitig stellte der Humanismus eines seiner erlesensten Werkzeuge in den Dienst der kirchlichen Neugestaltung, das war der junge Philipp Melanchthon (Schwarzert), 1497 geboren, in seiner seltnen Frühreife — er war mit 17 Jahren in Tübingen Magister lib. art. geworden — als ein Wunder seiner Zeit angestaunt, seit 1518 Professor des Griechischen in Wittenberg, dessen Studium erst durch seine Grammatik eine feste Grundlage erhielt. Bald schloß sich zwischen dieser schüchternen, stillen, maßvollen Natur und dem stürmischen, kampfesmutigen Charakter Luthers ein unvergleichliches Herzensbündnis, denn sie ergänzten sich. Indem nun Luther an der Hand des kundigen Freundes des Griechischen sich völlig bemächtigte und auf den Urtext des Neuen Testaments zurückging, das er bisher nur aus der verderbten lateinischen Vulgata kannte, kam es wie eine Erleuchtung über ihn, als er für die poenitentia, unter der man im wesentlichen die äußerliche Bußübung verstand, im Griechischen als das entsprechende Wort μετάνοια (metanoia, d. i. Sinnesänderung) fand, denn eben diese, nicht jene betrachtete er als die Bedingung der Sündenvergebung. Und auch für das Primat des Papstes als des Stellvertreters Christi fand er keine Begründung in der heiligen Schrift; schon früher hatte er ausgesprochen, die griechische Kirche sei der römischen jahrhundertelang nebengeordnet gewesen.

Die Leipziger Disputation. Wie hätte nun dieser Gegensatz nicht wieder hervorbrechen sollen! Schon in Augsburg hatte Luther mit einem der bedeutendsten deutschen Scholastiker Dr. Johann Eck in Ingolstadt im Auftrage seines unruhigen Wittenberger Kollegen Dr. Andreas (Bodenstein aus) Karlstadt (in Franken) sich über eine Disputation zwischen beiden verständigt, zu der er die Nachbaruniversität Leipzig vorschlug. Er selbst dachte gar nicht daran teilzunehmen; aber als ihm Ecks 12 Thesen zugingen, sah er, daß dieser auch seinen eignen Satz von der Stellung der griechischen zur römischen Kirche anfechte, und sofort war er entschlossen, da er darin eine Verletzung jenes Altenburger Vertrages erkennen mußte, mit auf den Plan zu treten. Zögernd und nur auf unmittelbaren Befehl des Herzogs Georg, gegen das Verbot ihres Kanzlers, des Bischofs von Merseburg, willigte die Universität Leipzig in den großen Kampf; selbst der Herzog stellte sich ein, von Wittenberg kamen Luther und Karlstadt mit Melanchthon, Amsdorf u. a. Am 27. Juni nach einer Begrüßungsrede in der Aula und einem Hochamte in der Thomaskirche eröffnete der Rektor Petrus Mosellanus in dem prächtigen Saale der Pleißenburg mit einer Rede in elegantem

1519. Humanistenlatein unter großem Zulauf die Aktion. Da erwies sich nun in dem Streite zwischen Eck und Karlstadt der Scholastiker mit seinem riesigen Gedächtnis und seiner schlagfertigen Dialektik dem unbeholfenen Wittenberger weit überlegen. Um so größer war die Spannung, als am 4. Juli Luther das Katheder betrat. Bleich und hager, aber ruhig, ja heiter; mit seinen dunklen Augen schaute er dem Gegner fest ins Gesicht, der ihm voll Selbstbewußtsein, ein großer, starker Mann, gegenüberstand. Zwei Tage hindurch stritten sie nun die Lehre von der Rechtfertigung und den guten Werken, dann ging der Kampf hinüber auf das Gebiet des päpstlichen Primats. Da konnte nun Luther allerdings seinen Satz, dasselbe sei erst etwa 400 Jahre alt, nicht festhalten, aber er trieb Eck in die Enge mit der Behauptung, die griechische Kirche habe doch, ohne das Papsttum jemals anzuerkennen, viele treffliche Heilige und Väter hervorgebracht. Das sei, erwiderte Eck, auch von Huß und Wiclif schon behauptet, aber von den Concilien verdammt worden. Der Kampf näherte sich der Entscheidung. Das beweise nichts, warf Luther ein, denn viele der von den Concilien verurteilten Sätze seien grundevangelisch. Und als nun Eck unerschütterlich sich auf die Unfehlbarkeit der Concilien berief, da that Luther die entscheidende Frage, die alles in vollste Aufregung versetzte: „Womit wollt ihr beweisen, daß ein Concil nicht irren könne?" „Ehrwürdiger Vater, rief Eck, wenn ihr glaubt, daß ein rechtmäßig versammeltes Concil irren könne, dann seid ihr mir wie ein Heide und Zöllner." Man hat die Disputation noch einige Tage fortgesetzt, doch der Würfel war gefallen. Indem Luther auch die Autorität der Concilien verwarf, verließ er den Boden der alten Kirche; jetzt blieb ihm nur noch die heilige Schrift.

Die Wahl Kaiser Karls V. In denselben Tagen vollzog sich eine andere folgenschwere Entscheidung: am 28. Juni 1519 wählten die Kurfürsten Maximilians Enkel Karl I. von Spanien zum Kaiser.

Da sie sich nach dem Tode Maximilians an ihre früheren Versprechungen betreffs der Wahl eines römischen Königs nicht für gebunden hielten, so hatte Karl mit der sehr ernsten Bewerbung Franz I. von Frankreich zu kämpfen, der alle Mittel in Bewegung setzte, um der drohenden Umspannung Frankreichs durch die habsburgische Macht zu begegnen. Er gewann durch Geld und Versprechungen Brandenburg, Mainz, Pfalz und Trier für sich, er stand mit dem unruhigen Ulrich von Würtemberg in Verbindung, den sein Austritt aus dem schwäbischen Bunde mit Habsburg verfeindet hatte, er hatte die geheime Unterstützung Leos X. Aber auch Karls Gesandte arbeiteten seit dem Februar 1519 an allen Kurhöfen; ja es gelang der habsburgischen Politik, die französische Partei in Süddeutschland mit einem großen Kriegserfolge zu treffen. Ulrich von Würtemberg hatte schon durch die Ermordung seines Stallmeisters Hans Hutten, an dessen junge Frau ihn eine leidenschaftliche Neigung fesselte, die ganze Reichsritterschaft gegen sich aufgebracht und Ulrichs von Hutten scharfe Feder gegen sich in Bewegung gesetzt; jetzt zog er, als er am 29. Januar 1519 die Bundesstadt Reutlingen überfiel, weil die Bürger seinen Vogt auf Achalm erstochen hatten, die Rache des schwäbischen Bundes auf sich herab. Ein Bundesheer, bei dem auch Sickingen

und Hutten sich befanden, verjagte ihn im März fast ohne Widerstand aus dem 1519.
Lande. Die französische Partei im Süden verlor damit ihren festesten Rückhalt. Zugleich wogte am ganzen Rheine die Volksstimmung stürmisch gegen die Franzosen auf, und als nun vollends Sickingen, jetzt in Karls Solde, mit dem in Würtemberg siegreichen Heere gegen die Wahlstadt Frankfurt a. M. heranrückte, da schnellte die Wagschale des Königs Franz hoch in die Höhe.

Doch blieb wirklich nur die Wahl zwischen dem Franzosen und dem spanischen Burgunder? Joachim I. von Brandenburg hielt sich nicht für zu gering, um die Krone zu tragen, aber nicht einmal bei seinem Bruder Albrecht von Mainz fand er Zustimmung. Und wieder Friedrich von Sachsen brauchte nur die Hand auszustrecken, so fiel sie ihm zu: noch am Abende vor dem Wahltage beschwor ihn Richard von Trier, die Last auf sich zu nehmen. Doch der alte bedächtige Herr hatte nicht den Ehrgeiz eines großen Mannes, er hielt sein Stammland nicht für stark genug, um die Reichsgewalt zu tragen, während doch neue Steuern für ihren Unterhalt bei der drohenden Stimmung im Volke unmöglich seien; er faßte selber noch einmal alle Gründe für den Habsburger zusammen: seine Verwandtschaft mit Maximilian I., seine gewaltige Hausmacht, und entschied so die einstimmige Wahl Karls V. am 28. Juni 1519. Mit Jubel begrüßte die Volksstimme dieses Ergebnis als einen Sieg der nationalen Sache, sie ahnte nicht, daß an diesem verhängnisvollen Tage die Lose geworfen worden seien über die Zukunft Deutschlands. Niemals hat sich ein großes Volk schwerer über das getäuscht, was ihm frommte.

Der Bund der Humanisten und Reichsritter mit Luther. Die Humanisten vor allem hofften großes von dem neuen Herrscher. Sie hatten bis jetzt den Kampf gegen Rom und gegen die Scholastik selbständig geführt, ohne sich um den kirchlichen Hader seit 1517 zu kümmern. Unter dem Eindrucke der Augsburger Verhandlungen von 1518 hatte Hutten zwei schneidige Dialoge ausgehen lassen, das „Fieber“ und die „Anschauenden“, die beide Cajetans Persönlichkeit, seine Hoffart und seine Schwelgerei mit scharfen Pfeilen des Spottes überschütteten, aber dem Ablaßstreite sah er noch monatelang mit ironischer Schadenfreude zu als einem „Mönchsgezänk“. Die Kunde von der Leipziger Disputation änderte das mit einem Schlage. Jetzt erkannte Hutten, daß Luthers Arbeit, allerdings von einem ganz verschiedenen Ausgangspunkte aus, zu demselben Ziele dränge, wie die seine, zur Losreißung Deutschlands von Rom. Da warf er sich mit der ganzen Leidenschaft seiner Natur in den Kampf, schleuderte Flugschrift auf Flugschrift in die deutsche Welt hinaus. Anfangs 1520 erschien eine ganze Sammlung von Dialogen, darunter der schneidigste die Trias Romana (Vadiscus). „Das sind die Plünderer unseres Volkes, so klagt er zum Schlusse die Römer an, die früher mit Gier, jetzt mit Frechheit und Wut die erste Nation der Welt berauben, von Blut und Schweiß des deutschen Volkes schwelgen, aus den Eingeweiden der Armen ihren Wanst füllen, ihre Üppigkeit nähren.“ Der Eindruck solcher Angriffe war unermeßlich. „Nichts ist jetzt der Mehrzahl der Deutschen so verhaßt, als der Name Roms“ schrieb Cochläus in Nürnberg. Um

1520. Ostern 1520 verständigte sich Hutten mit Crotus Rubianus, der eben von Italien nach Erfurt zurückkehrte, in Bamberg über ein gemeinsames Vorgehen. Kurz darauf schrieb Rubianus ermunternd an Luther, am 4. Juni wandte sich Hutten selbst von Mainz aus an ihn: „Befreien wir das unterdrückte Vaterland! Ist Gott mit uns, wer will wider uns sein?“ Zugleich bot er ihm Sickingens Schutz an, denn diesen mächtigsten und einsichtigsten der Reichsritter hatte er im Winter 1519/20, während er auf der Ebernburg bei Kreuznach als sein Gast verweilte, für Luthers Sache gewonnen. Auch die Erfurter Humanisten scharten sich begeistert um Luther; Euricius Cordus, Justus Jonas, Erbanus Hessus begannen sogar theologische Vorlesungen, und von Nürnberg aus griff Pirkheimer den Dr. Eck heftig an in seiner gröblichen Satire vom „abgehobelten Eck“. Luther wies diese Bundesgenossenschaft keineswegs zurück, er wandte Huttens Wort: „Alea jacta est“ „Der Würfel ist geworfen“, auf sich selber an, er trat mit ihm in Briefwechsel, er suchte auch Erasmus' gute Meinung zu gewinnen, so richtig er die kühle, vorsichtige Weise des Humanistenkönigs durchschaute. Der Bund der humanistisch-nationalen und der volkstümlich-religiösen Opposition war geschlossen, und die Reichsritterschaft, der eine der auf Umgestaltung drängenden Stände, schien bereit, sie mit ihrem Schilde zu decken.

Luthers große reformatorische Schriften. Die beste, stärkste Kraft freilich schöpfte Luther fort und fort aus dem immer tiefer eindringenden Studium der heiligen Schrift. Immer gewisser wurde ihm seine Überzeugung, immer froher und sicherer sein Wirken. Den Gegnern zeigte er die ganze vulkanische Leidenschaft seines Wesens, den Anhängern seine ganze Innigkeit und Glaubensgewißheit in seinen Lehrschriften und Vorlesungen; täglich wuchs der Ruf des kleinen Wittenberg, so daß die Studenten kaum noch Unterkunft fanden; Luther selbst las gewöhnlich vor etwa 400 Zuhörern. Aber indem er nun auch die Streitschriften der Humanisten auf sich wirken ließ, erkannte er erst im vollen Umfange, was ihm bisher ferner gelegen hatte, die grenzenlose römische Überhebung gegenüber den Deutschen. Und als nun sein alter Gegner Mazolini nochmals das päpstliche System in der schrankenlosen Ausdehnung zu vertreten wagte, da meinte er: „Die Zeit des Schweigens ist vergangen“ und eröffnete einen umfassenden, wuchtigen Angriff auf das ganze alte Kirchentum. Zu Anfang August 1520 richtete er sein gewaltiges „Sendschreiben an den christlichen Adel deutscher Nation von des geistlichen Standes Besserung“ an den Kaiser, die Fürsten und den gesamten Adel. Indem er zuerst die drei „Mauern“ der Romanisten „niedergelegt“, ihre drei Grundsätze, daß Geistliche und Laien unwiderruflich geschieden und jene niemals der weltlichen Gewalt unterworfen seien, daß der geistliche Stand allein die heilige Schrift auslegen dürfe und der Papst unfehlbar sei, daß endlich der Papst über dem Concil stehe, forderte er die Beschränkung der Üppigkeit des römischen Hofes, die Sicherung Deutschlands vor seiner Habgier, überhaupt eine nationale Gestaltung der deutschen Kirche auf Grund der ausschließlichen Besetzung der deutschen Kirchenämter mit Deutschen, Abschaffung des knechtischen Treueides der Bischöfe, Entscheidung der kirchlichen Prozesse vor deutschem Gericht,

endlich Beschränkung der Bettelorden, Aufhebung des erzwungenen Cölibats, Beseitigung der Wallfahrten, der Fastengebote, der Bruderschaften, kurz all der gepriesenen „guten Werke“, des Bannes und des Interdikts, Zurückführung der Klöster auf ihre ursprüngliche Bestimmung, christliche Schulen zu sein, Reform der Universitäten und Schulen im humanistischen Sinne und im Interesse des Bibelstudiums. Doch den tiefsten Grund des römischen Kirchentums traf er erst mit seinem „Präludium von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche“ (Oktober). Denn wenn er hier von den sieben Sakramenten nur die drei in Christi Worten begründeten, Taufe, Abendmahl und Buße bestehen ließ, und das Abendmahl auch nicht in dem römischen Sinne des Meßopfers, sondern als die geheimnisvolle Vereinigung des Gläubigen mit Christi Person verstand, zerstörte er die Mittlerstellung des Priesters zwischen Gott und den Menschen. Und endlich faßte er die ganze Summe seiner Lehre zusammen in dem Büchlein „von der Freiheit eines Christenmenschen“. 1520.

Der Bann gegen Luther. Die Fundamente der römischen Kirche erzitterten unter diesen Schlägen. Sie hatte sie nicht abgewartet, um das Letzte zu thun, was ihr noch übrig blieb. Die Universitäten Köln und Löwen hatten Luthers Aufstellungen in Leipzig für ketzerisch erklärt, Eck selbst war nach Rom geeilt. So beschloß nach reiflicher Beratung am 15. Juni 1520 das Konsistorium die Bannbulle gegen Luther. Sie verdammte 41 seiner Sätze, ordnete die Verbrennung seiner Bücher an, forderte den Widerruf binnen 60 Tagen von der Veröffentlichung der Bulle in den Sprengeln von Meißen, Merseburg und Brandenburg an gerechnet und befahl im Weigerungsfalle allen guten Katholiken, den Ketzer zu greifen und nach Rom auszuliefern. Triumphierend erschien Eck selber mit der Bannbulle in Deutschland. Da zeigte sich, in wie weiten Kreisen die öffentliche Meinung schon auf Luthers Seite stand. Zwar in Mainz, Köln und Löwen wurden seine Schriften verbrannt, aber die Bischöfe von Passau und Bamberg wiesen die Bulle zurück, ebenso die Universität Erfurt; ja in Leipzig kam Eck in persönliche Gefahr. In Wittenberg war vollends an eine Veröffentlichung nicht zu denken; der Kurfürst beharrte auch jetzt noch bei seiner Forderung, Luther durch unverdächtige Männer zu vernehmen. „Neun Zehntel der Deutschen rufen Luther“, berichtete der zu Karl V. entsandte päpstliche Nuntius Aleander nach Rom.

Von dieser mächtigen, anschwellenden Strömung getragen wagte Luther das äußerste. Wie die Romanisten seine Schriften verbrannt hatten, so warf er am 10. December 1520 vor dem Elsterthore, umgeben von den Professoren und Studenten seiner Universität, die Bannbulle und die päpstlichen Dekretalen ins Feuer des Scheiterhaufens. Jede Brücke brach er damit hinter sich ab.

Neben ihm stürmten die nationalgesinnten Humanisten vor. Hutten hatte im Juni und Juli eine Reise nach Brüssel zum Erzherzog Ferdinand gemacht in der Hoffnung, eine Stellung an seinem Hofe finden und so auf ihn einwirken zu können; da er sich darin getäuscht sah, warf er Schrift auf Schrift unters Volk, nicht mehr in lateinischer, sondern in deutscher Sprache. Der „Klag und Vermahnung gegen die unchristliche Gewalt des Papstes“ folgte das „Gesprächbüchlein“, eine Zusam-

1520. menfassung seiner früher lateinisch geschriebenen Dialoge mit den Gestalten Huttens und Luthers auf dem Titelblatte und den entschlossenen Versen:

„Von Wahrheit will ich nimmer lân,
Das soll mir bitten ab kein Mann —
Und sollt es brechen auch vorm End,
Will's Gott, es mag nit werden gewendt,'
Drum will ich brauchen Händ und Fuß;
Ich habs gewagt."

Als dann die Erwartungen von Karl V. sich immer mehr trübten, pries er in neuen Dialogen Sickingen den Hussitenführer Ziska als Vorbild an und predigte den Bund zwischen den Reichsrittern und den Städten zur Befreiung von der Pfaffenherrschaft. Auch an anderen gleichlautenden Stimmen fehlte es nicht. Eberlin von Günzburg stellte Hutten und Luther als „zwei Gottesboten" dar, Volkslieder forderten zur Erhebung auf und auch Hutten lagen solche Gedanken nahe. Doch mochte Luther sich auch des Eifers freuen, der sich für seine Sache regte, jeden Gedanken an Gewalt wies er weit von sich, er vertraute der Kraft des Gotteswortes.

Eine unermeßliche Aufregung durchwogte das Reich. Die meisten Humanisten und Juristen, so schrieb Aleander nach Rom, seien gegen Rom aufgebracht, dazu viele Geistliche und der Adel durchweg, alle Welt rufe nach einem Concil. Und hinter den Gebildeten drohten in dumpfer Gärung die Massen des Landvolkes. Immer unabweislicher drängte sich die schicksalsschwere Frage heran: Reformation oder Revolution? Sie zu lösen vermochte allein der Kaiser.

Karl V. Schon war er auf deutschem Boden. In Antwerpen gelandet kam er den Rhein aufwärts und empfing in Aachen am 23. Oktober 1520 die Krone Karls des Großen. Hier unterzeichnete er die Wahlkapitulation, die ihn verpflichtete, Deutschland nur mit dem Rate von Deutschen zu regieren und nur des Deutschen als Amtssprache sich zu bedienen, auch keine fremden Truppen ins Reich einzuführen, aber er leistete auch jenen alten Eid, der Vogt der Kirche zu sein wider Heiden und Ketzer. War Karl V. wirklich das Oberhaupt, dessen die Nation in diesem entscheidungsvollen Augenblicke bedurfte?

Er stand damals im 21. Jahre. Da der Vater ihm früh starb, die Mutter in Schwermut versank, so fiel die Sorge um den verwaisten Knaben seiner Tante Margaretha anheim. Er entwickelte sich langsam. Sein Erzieher war ein burgundischer Edelmann von behaglichen Formen, Wilhelm von Croy, Herzog von Chièvres, sein einflußreichster Lehrer der große Theolog Hadrian von Utrecht. Er geleitete ihn nach Spanien, dessen Regierung der junge König nach dem Tode des Großvaters Ferdinand 1516 übernahm, ohne sich irgendwelche Sympathien zu erwerben. Er hatte auch wenig Anziehendes: eine Gestalt von kaum mittlerer Größe und nicht eben sehr kräftig, das blasse, hagere, schmale Gesicht von einem dünnen, rötlich blonden Barte umrahmt, von schlaffer, nach vorn geneigter Haltung, von fast apathischem, müdem Wesen. Nur der scharfe, fast stechende Blick verriet, daß diese Außenseite täusche, und in der That war er äußerst reizbar, aufbrausend und rachsüchtig. Seine politischen Entschlüsse standen vorläufig noch ganz unter den Einflüssen Chièvres', Margarethas und des Großkanzlers Gattinara, eines Italieners; nur in religiöser Beziehung war er selbständig, wie begreiflich streng

kirchlich, wenngleich einer Reform, die weder Glaubenslehre noch Hierarchie antastete, durchaus geneigt.

Damit war seine Stellung zu Luthers Sache gegeben; sie konnte nur eine feindliche sein. Und was hätte ihn denn sonst bewegen können, eine nationaldeutsche Politik zu verfolgen, dem Drängen nach allgemeiner Umgestaltung entgegenzukommen? In der Fremde aufgewachsen und des Deutschen so gut wie unkundig, wußte er nichts von dem innersten Wesen des deutschen Volkes, nichts von seiner ungeheuren Erregung, nichts von seinen tiefsten Bedürfnissen. Und wäre er nicht der Fremde gewesen, der er war, wie hätte dieser Herr der Niederlande, Spaniens, Neapels, Österreichs eine deutsche Staatskunst vertreten können! Nur die stolze Idee der kaiserlichen Weltherrschaft und das Interesse seines Hauses hielt diese widernatürliche Länderverbindung zusammen, diesen Gesichtspunkten hatten sie sich alle unterzuordnen, und weit wichtiger als die Aufgabe, Deutschland zu reformieren, erschien dem Kaiser die Sicherung und Ausbildung seiner europäischen Stellung Frankreich gegenüber. Ein genialer und ein deutscher Staatsmann hätte damals einen großartigen allgemeinen Aufschwung Deutschlands einleiten können; dieser spanische Burgunder, dem eine verhängnisvolle Verkettung der Dinge in unseliger Stunde die deutsche Krone aufs Haupt gedrückt, hat ihr diese Aussicht nach Kräften verdorben und das Kaisertum zugleich unwiderruflich geschieden von der großen Mehrheit der Nation.

Der Reichstag von Worms. In den Niederlanden hatte Karl Luthers Schriften verbrennen lassen, aber auf Verwendung Friedrichs von Sachsen diesen angewiesen, den Mönch mit auf den Reichstag zu bringen. Auf die Nachricht von der Verbrennung der Bannbulle hielt er allerdings jede Verhandlung mit ihm für unmöglich, die Sache für abgemacht, und anfangs drängten auch wirklich in Worms, wo er seinen ersten Reichstag am 27. Januar 1521 eröffnete, ganz an- 1521.
dere, rein politische Sorgen. Die Stände beschlossen die Einsetzung eines Reichsregimentes in Nürnberg, das den Kaiser während seiner Abwesenheit mit voller Gewalt vertreten, während seines Aufenthaltes in Deutschland ihn wenigstens beraten sollte. Auch das Reichskammergericht sollte in Nürnberg wieder eröffnet und die 1512 beschlossene Kreiseinteilung durchgeführt werden. Weiter bewilligte ihm der Reichstag gegen Frankreich zur Wiedereroberung Mailands, zum Romzuge und zum Türkenkriege auf sechs Monate, vom September 1522 an, falls Ruhe im Reiche bleibe, eine Reichshilfe von 24,000 Mann auf Grund der Konstanzer Matrikel von 1507, die seitdem in Geltung blieb.*) Endlich übertrug Karl seinem jüngeren Bruder, dem Erzherzog Ferdinand, die deutsch-österreichischen Lande mit dem eroberten Würtemberg und der Anwartschaft auf Böhmen und Ungarn, und gab somit den Anlaß zur Bildung einer deutschen Linie seines Hauses.

*) Die einfache Leistung aller Stände (Simplum) betrug 2500 Reiter und 12,000 Mann zu Fuß, deren Monatssold, den Reiter zu 12, den Fußknecht zu 4 Gulden rheinisch gerechnet, 118,000 Gulden. Diese Einheit bezeichnete man als Römermonat und bemaß danach alle Leistungen der Stände für das Reich.

1521. Luther in Worms. Doch das alles trat bald völlig zurück hinter der Lutherischen Frage. Eben daß hier noch eine Frage vorlag, wurde dem Kaiser und seinen Räten erst auf deutschem Boden inmitten der stürmischen Erregung klar, die sie umgab. Ja vielleicht ließ sich Luthers gewaltige Kraft für die Kirchenreform, wie der kaiserliche Hof sie selber wollte, gewinnen; daran dachte sogar der einflußreiche Beichtvater Karls V., der Franciskaner Glapion, ganz ernstlich. So konnte die deutsche Bewegung sogar der habsburgischen Politik mittelbar zu Hilfe kommen, indem sie den zögernden Papst Leo X. in das Bündnis mit dem Kaiser hineintrieb. Eben deshalb lehnte dieser die sofortige Verhängung der Reichsacht über Luther, die der päpstliche Legat Aleander verlangte, rundweg ab, und selbst als ein päpstliches Breve diese Forderung wiederholte, brachte eine dreistündige Rede des Legaten (13. Februar) zwar den Kaiser dazu, ein Edikt vorzulegen, welches die Verbrennung der Schriften Luthers und seine Verhaftung anordnete, doch die Stände weigerten ihre Zustimmung, und beschlossen nun endlich nach mehrtägigen heißen Debatten — Friedrich von Sachsen und Joachim von Brandenburg wurden beinahe handgemein — am 2. März, bei der drohenden Stimmung sei eine nochmalige Vernehmung Luthers unumgänglich; wolle er die wider den Glauben der Väter laufenden Artikel widerrufen, so solle er in anderen Punkten weiter gehört werden, wo nicht, möge der Kaiser mit ihm verfahren. Unter dem 6. März wurde denn die Vorladung an Luther ausgefertigt, die ihn anwies, binnen 21 Tagen nach Empfang zu erscheinen und ihm freies Geleit für die Hin- und Rückreise zusicherte.

Damit hatten sich die Stände dem Standpunkte des kaiserlichen Hofes in der Reformfrage angeschlossen, und nachdrücklich genug forderten sie eben damals in einer ausführlichen Denkschrift über die römischen Mißbräuche in Deutschland, daß der Kaiser die Reform in Gang bringe und die Berufung eines Concils betreibe. Aleander war in Verzweiflung. Gerüchte von einem drohenden Handstreiche des Adels gegen alles Geistliche durchschwirrten die Luft, von der nahen Ebernburg aus drohte Hutten in leidenschaftlichen Aufrufen den Legaten Tod und Verderben, unter ihren Augen wurden in Worms lutherische Schriften eifrig gekauft. Aleander riet in Rom, um Gotteswillen die ärgsten Mißbräuche abzustellen, sonst falle Deutschland ab, und meinte schließlich: „Unsere Hoffnung zu siegen beruht allein auf dem Kaiser."

Inmitten dieser ungeheuren Aufregung blieb der, dem sie galt, vollkommen ruhig. Nach Worms zu gehen war er völlig bereit, denn „Gott ruft, wenn der Kaiser ruft". „Vermute alles von mir, schrieb er weiter an Spalatin, nur nicht Flucht und Widerruf." So reiste er am 2. April mit drei Begleitern unter dem Schutze des kaiserlichen Herolds Kaspar Sturm in einem Rollwagen, den ihm der Rat zur Verfügung stellte, von Wittenberg ab. In Leipzig ehrte man ihn mit dem Ehrentrunk für vornehme Reisende; vor Erfurt empfing ihn die ganze Universität, ihren Rektor Crotus Rubianus an der Spitze, an der Stadtgrenze und überhäufte ihn wetteifernd mit dem Rate mit Auszeichnungen; unter ungeheurem Zulauf predigte er in seiner alten Augustinerkirche. So reiste er am

8. April weiter über Gotha und Eisenach nach Frankfurt; überall strömte das Volk zusammen, den „Wundermann“ zu sehen. Auch die Nachricht von einem kaiserlichen Edikt, das die Verbrennung seiner Bücher befehle, vermochte ihn nicht abzuschrecken, so wenig wie die Warnungen, die er in Oppenheim von Sickingen und sogar von seinem Kurfürsten erhielt. „Und wenn soviel Teufel in Worms wären, wie Ziegel auf den Dächern, ich wollte doch wohl hineinkommen“, sagte er. Es war am 16. April Vormittags gegen 10 Uhr, als ein Hornstoß des Türmers seine Ankunft meldete. Im offenen Wagen fuhr der „große Ketzer“ einher, mit seinen „dämonischen Augen“ frei und offen auf die drängenden Volksmassen blickend, hinter ihm ritten wohl 100 Herren von Adel. Im Johanniterhause stieg er ab; „Gott wird mit mir sein“, mit diesen Worten beruhigte er die besorgten Freunde. Bis in die Nacht empfing er Besuche.

Schon am nächsten Tage, 17. April nachmittags 4 Uhr, erschien er im Bischofshofe, wo der Reichstag seine Sitzungen hielt. Als er nach zweistündigem Harren eintrat, gab er auf Befragung des kurtrierischen Offizials Dr. Johann von Eck zu, daß die vorliegenden Schriften, deren Titel man verlas, von ihm herrührten; auf die zweite Frage jedoch, ob er die in denselben enthaltenen ketzerischen Sätze widerrufen wollte, erbat und erhielt er Bedenkzeit von 24 Stunden. Er hatte den Spaniern und Italienern wenig Eindruck gemacht; „der wird mich nicht zum Ketzer machen“ meinte geringschätzig der Kaiser. Doch schon am Abend schrieb Luther dem kaiserlichen Rate Cuspinianus (Spießhammer) nach Wien: „Nicht ein Tüpfelchen werd' ich widerrufen.“ So betrat er am Nachmittage des 18. April zum zweitenmale den Bischofshof. Während er im Gedränge warten mußte, redete ihm der alte Landsknechtsführer Georg von Frundsberg freundlich zu und heiter unterhielt sich Luther mit dem Augsburger Reichstagsgesandten Peutinger. Erst gegen 6 Uhr kam er vor, ein unvergeßlicher, weltgeschichtlicher Augenblick. Schon brannten die Fackeln im weiten Saale und warfen ihr flackerndes, rotes Licht auf die reichen, farbenbunten Gewänder und die erregten Mienen der Hunderte von Fürsten und Edlen, die sich hier voll Spannung um den jungen Kaiser drängten. Wieder legte ihm Eck die zweite Frage vor. Mit lauter, fester Stimme antwortete Luther in lateinischer, dann in deutscher Sprache. Er teilte seine Schriften in drei Klassen. Die Lehrschriften zu widerrufen sei ihm unmöglich, da sie auf der heiligen Schrift beruhten; wolle er die gegen die römischen Mißbräuche gerichteten Schriften widerrufen, so würde das nur die Tyrannei bekräftigen; aus demselben Grunde sei es ihm auch unmöglich, die Streitschriften gegen Privatpersonen zurückzunehmen. Doch bitte er ihn aus den prophetischen und evangelischen Büchern zu widerlegen, er sei dann bereit seinen Irrtum einzugestehen. Aber der Kaiser möge sich hüten, sein Regiment mit der Verdammung des göttlichen Wortes zu beginnen. Eck bemerkte ihm vorwurfsvoll, ihn zu widerlegen sei überflüssig, da seine Sätze bereits vom Concil in Constanz verurteilt worden seien; er möge „einfach und aufrichtig, nicht zweideutig, noch gewunden“ antworten, ob er widerrufen wolle oder nicht. Hierauf Luther: „Es sei denn, daß ich durch Zeugnis der Schrift überwunden werd' oder aber durch offenbare Gründe

— denn ich glaube weder dem Papste noch den Concilien allein, weil es am Tage ist, daß dieselben zu mehrmalen geirrt und wider sich selbst geredet haben — ich bin überwunden durch die Schriftstellen, die ich angeführt habe und gefangen im Gewissen am Worte Gottes; derhalben ich nichts mag noch will widerrufen, weil wider das Gewissen zu handeln beschwerlich, unheilsam und gefährlich ist. Gott helf mir, Amen.“ Noch einmal fragte Eck, ob er denn wirklich glaube, daß ein Concil irren könne; als Luther das ohne Umschweife bejahte und sich bereit erklärte es zu beweisen, da befahl der Kaiser, empört über solche Worte, die Verhandlung abzubrechen. Vom Zischen und Höhnen der Fremden verfolgt, entfernte sich Luther, umdrängt von den Deutschen; er hob die Hand empor wie triumphierend und rief, in seiner Wohnung angelangt, mit fröhlichem Angesicht den harrenden Freunden zu: „Ich bin hindurch, ich bin hindurch!“

Bereits am nächsten Tage legte der Kaiser einen eigenhändig von ihm französisch geschriebenen Entwurf der Achtserklärung den Ständen vor. Doch diese bestanden darauf, daß eine Reichskommission, an ihrer Spitze Richard von Trier, nochmals mit Luther verhandle. Sie kam ihm soweit entgegen wie irgend möglich. Sie forderte zunächst nur, daß er seine Sätze gegen die Concilien zurücknehme; als er sich dessen weigerte, verzichtete sie selbst darauf und wollte sich mit dem Versprechen begnügen, daß er einem künftigen Concil sich unterwerfe. Auch dazu aber wollte er sich nicht unbedingt verstehen. Den Erzbischof ergriff der ganze furchtbare Ernst der Stunde; noch einmal unter vier Augen redete er dem Augustiner zu. „Ehrwürdiger Herr, entgegnete endlich Luther, ist meine Sache Menschenwerk, so wird sie untergehen, ist sie aus Gott, so werdet ihr sie nicht dämpfen.“

Es war zu Ende. Am nächsten Tage schon, am 26. April, fuhr Luther still hinweg. Von Frankfurt aus wiederholte er nochmals schriftlich seine Erklärung, dann ging es über Fulda dem Norden zu.

Die Reichsacht gegen Luther. Doch mit dem Äußersten zögerte der Kaiser noch. Erst als die meisten Fürsten abgereist waren, auch Friedrich von Sachsen, legte er nur den vier Kurfürsten, die noch zurückgeblieben, am 26. Mai das von Aleander verfaßte „Wormser Edikt“ vor. Am 28. unterzeichnete er es, indem er es auf den 8. Mai, an welchem er endlich das Bündnis mit Leo X. abgeschlossen hatte, zurückdatieren ließ, um den trügerischen Schein zu verbreiten, als ob der gesamte Reichstag es genehmigt habe. Es verhing des Reiches Acht und Aberacht über Luther, befahl die Verbrennung seiner Bücher und verfügte außerdem, daß hinfort kein Buch ohne Erlaubnis der geistlichen Oberen gedruckt und verkauft werde.

So setzte sich das Haus Habsburg und mit ihm das Kaisertum der stärksten Geistesströmung in Deutschland feindselig entgegen und um die zahlreichen Fragen des nationalen Lebens zu lösen, rührte es keinen Finger. Damit führte es gegen sich selber den tötlichen Stoß; es zerschnitt unwiderruflich seinen Zusammenhang mit dem innersten Leben der Nation.

Angesichts der erschütternden Ereignisse, die infolge der Kirchentrennung über Deutschland und Europa gekommen sind, liegt die Frage nahe: „Warum hat

Luther in Worms die Verständigung mit der katholischen Kirchenreform verschmäht?" Wer so fragt, vergißt zweierlei: in Gewissenssachen gab es für Luther niemals Gründe der Zweckmäßigkeit, und vor allem: in jenen entscheidenden Tagen standen sich zu Worms zwei Prinzipien leibhaftig gegenüber, die unfehlbare kirchliche Autorität und die Gewissensüberzeugung der freien Persönlichkeit. Ihr Gegensatz war unversöhnlich, in ihrem Kampfe schieden sich Mittelalter und Neuzeit.

Europäische Politik Karls V., der erste italienische Krieg. Fast unmittelbar nach dem Schlusse des Reichstages kehrte der Kaiser nach Spanien zurück, um Deutschland neun Jahre hindurch nicht wieder zu betreten. Denn während in Spanien noch der Aufstand der castilischen Städte tobte, begann er seinen ersten italienischen Krieg (1521—1525), um Frankreich Mailand als Reichslehen, das Herzogtum Burgund als Erbe seines Hauses zu entreißen. Demgegenüber suchte Franz I. nicht nur diesen Besitz und die Lehnsherrschaft über Flandern und Artois zu behaupten, sondern er verteidigte auch die selbständige Machtstellung Frankreichs gegen die furchtbare Umklammerung durch die habsburgische Monarchie und insofern die Selbständigkeit der abendländischen Völker überhaupt. Daß er in diesem Kampfe gelegentlich die Verbindung selbst mit den Türken suchte, lag in der Natur der Dinge. Ein nationaldeutsches Interesse also vertrat Karl V. gegenüber Frankreich durchaus nicht, er focht für die Macht seines Hauses und der spanischen Krone. Demnach hat auch das deutsche Reich als solches nur selten an diesen Kriegen teilgenommen, es war nur der unerschöpfliche Werbeplatz für die kaiserlichen Heere, und da auf keinem ihrer Schlachtfelder deutsche Landsknechte fehlten, so begleitete auch in Deutschland das Volk diese Ereignisse mit einer gewissen Sympathie und feierte sie in Liedern: Die Einnahme Mailands im November 1521, den glänzenden Sieg der Landsknechte Frundsbergs über die verhaßten Schweizer bei Bicocca am 27. April 1522, der die Eroberung sicherte, den Verrat des Connétable von Bourbon und den unglücklichen zweiten Angriff der Franzosen auf Mailand, bei dem Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel, vielbetrauert fiel (1523/24), dann die erfolglose Belagerung von Marseille 1524 und den Zug Franz I. gegen Pavia, vor allem endlich den glorreichen Sieg der Deutschen und Spanier unter Frundsberg und Pescara vor Pavia am 24. Februar 1525 und die Gefangennahme des ritterlichen Franzosenkönigs. „De vrancsche coninc, de is gevhanghen, veur ons en quam noyt blyderen dach!" so triumphiert ein niederländisches Lied. Aber so hell der deutsche Waffenruhm auch auf italienischer Erde wieder erstrahlte, die politischen Ergebnisse dieser Kämpfe berührten Deutschland nur insofern, als sie das Verhalten des Kaisers gegenüber den inneren Bewegungen bestimmten.

Luther auf der Wartburg. Er hatte sie sich selber überlassen, der große, unwiederbringliche Augenblick ging jammervoll verloren. Aber auch die so leidenschaftlich angedrohte Erhebung der Reichsritterschaft für Luthers Sache brach nicht aus, Sickingen ließ sich in den Dienst des Kaisers gegen Frankreich ziehen und Hutten verfügte nur über seine Feder. „Das sind Hunde, die nur bellen, nicht beißen", spotteten schadenfroh die Gegner. Selbst die religiöse Bewegung schien führer-

los, denn auch Luther war verschwunden, vielleicht von seinen Feinden gefangen oder ermordet, vielleicht irgendwo versteckt, wer wußte es! Nur die treuesten Freunde erfuhren nach einiger Zeit, wo er sich befinde. Auf Befehl seines Kurfürsten, der indes selbst den Ort des Versteckes nicht kennen wollte, um ihn verleugnen zu können, hatte der Schloßhauptmann Hans von Berlepsch Luther am 4. Mai auf der Fahrt von Möhra nach dem Gebirge in der Nähe von Altenstein aufgegriffen und nach der Wartburg entführt. Hier galt er als ein ritterlicher Staatsgefangener, als „Junker Jörg"; als Kriegsmann schritt er einher, ritt mit auf die Jagd oder schoß mit den Landsknechten nach der Vogelstange. Aber sein liebster Aufenthalt war doch sein Zimmer im Ritterhause der Vorburg, das über das wogende, grüne Wipfelmeer des Thüringer Buchenwaldes hinwegschaut bis zu den blauen Kegelbergen der fernen Rhön. Von dort warf er unermüdlich Sendschreiben und Briefe in die gärende Welt hinaus; hier schrieb er weiter an der lateinischen Erklärung der Psalmen und an der deutschen Kirchenpostille; hier begann er um die Weihnachtszeit voll Andacht die Übersetzung des Neuen Testamentes aus dem griechischen Urtext, fast ohne litterarische Hilfsmittel, sein sprachgewaltigstes Werk, eine geniale Nachschöpfung wie aus einem Gusse. Und das alles, während oft körperliche Beängstigungen und schwarze Phantasien ihn quälten, und er wohl gar die Gestalt des teuflischen Versuchers leibhaftig vor sich aufsteigen sah.

Die „Schwarmgeister" in Zwickau und Wittenberg. Er hatte niemals auf seine Persönlichkeit besonderen Wert gelegt gegenüber der Kraft des Gotteswortes, jetzt sollte er doch inne werden, was sie für seine Sache bedeute. In ungeduldigem Eifer forderte sein alter Genosse Karlstadt zu Wittenberg die deutsche Kirchensprache, die Abschaffung der Messe und des Cölibats. Schon im Oktober 1521 fiel die Messe in der Augustinerkirche; im December erklärte sich der Convent der 40 sächsisch-thüringischen Augustinerklöster in Wittenberg gegen die bindende Kraft der Klostergelübde und Ordensregeln, schon traten einzelne Geistliche in die Ehe. Noch weiter ging eine Partei in Zwickau, an deren Spitze der Tuchmacher Nikolaus Storch und der Prediger Thomas Münzer standen; sie wollten nur noch die unmittelbare göttliche Eingebung gelten lassen und predigten bereits die Gütergemeinschaft als göttliches Gebot. Als der Rat und der Amtshauptmann sie zum Abzuge nötigten, wandten sie sich nach Wittenberg und steigerten hier die Aufregung. Gegen Ende des Jahres fiel hier nicht nur die Messe und die lateinische Kirchensprache, sondern auch Altäre, Bilder, Statuen in den Kirchen wurden als abgöttisch von den fanatischen „Schwarmgeistern" zertrümmert. Melanchthon war ohne rechten Halt, der greise Kurfürst innerlich unsicher und deshalb allem Eingreifen abgeneigt, und ein Mandat des Reichsregiments, das Herzog Georg von Sachsen gegen die kirchlichen Neuerungen erwirkt hatte (Januar 1522), drohte mit dem Unkraut auch den Weizen auszu-
1522 reuten. Da erschien Luther am 6. März 1522 unvermutet in Wittenberg. Gegen den entschiedenen Befehl seines besorgten Kurfürsten hatte er sich, seines heiteren Gottvertrauens voll, trotz Bann und Acht von der Wartburg aufgemacht, ohne

Begleitung, zu Roß in Reiterstracht; so haben ihn zwei Schweizer Studenten im „Schwarzen Bären" zu Jena getroffen, ohne ihn zu erkennen. Jetzt trat er wieder auf seine alte Kanzel und predigte acht Tage lang gegen die Sektierer. So stillte er mit Milde und Ernst die leidenschaftliche Bewegung, ihre Führer verschwanden aus Wittenberg.

Das Reichsregiment und Luthers Sache. Fortan wirkte Luther persönlich unangefochten, denn Bann und Acht, die über seinem Haupte schwebten, erwiesen sich machtlos gegenüber der täglich anschwellenden Strömung. Auch „Kaiserlicher Majestät Regiment im Reiche", das seit dem Herbste 1521 unter dem halbjährlich wechselnden Vorsitz eines der größeren Reichsfürsten in Nürnberg bestand, that nichts gegen die Bewegung, nichts weder für die Ausführung des Wormser Edikts noch seines eignen Mandats. Ja beinahe schien es, als werde es die Führung der nationalen Sache gegen Rom übernehmen. Seit dem Januar 1522 saß dort auf dem Stuhle Petri der alte Lehrer Karls V., der letzte Papst deutscher Abstammung, **Hadrian VI.** Er wollte ehrlich die Reform der Kirche; er verwies die Künstler und Poeten, diese „Heiden und Schmarotzer", vom päpstlichen Hofe, dessen sittliche Fäulnis ihn mit Entsetzen erfüllte. Doch seine italienischen Kardinäle, glaubenslos und frivol, wie sie waren, sahen diesem Beginnen mit schlecht verhehltem Ärger zu, und selbst wenn sie ehrlich darauf eingegangen wären, für Luthers Sache war dies gleichgültig, denn auf dem Boden der kirchlichen Autorität bewegten sich natürlich auch die Reformpläne Hadrians VI. Dem Reichstage von Nürnberg (seit November 1522) bot sein Legat Chieregati einschneidende Reformen und sogar ein Concil auf deutschem Boden, doch er bestand auch auf der Durchführung des Wormser Edikts. So willig nun der Reichstag in seiner Antwort vom 8. Februar 1523 auf den Gedanken des Concils einging, 1523.
die Vollstreckung des Wormser Edikts lehnte er als unmöglich ab, und indem er die Beschwerden Deutschlands gegen den römischen Stuhl wiederholte, wollte er auch die freie Predigt des Evangeliums, wenngleich nach der von der Kirche gebilligten Auslegung, bis zur Eröffnung des Concils gestatten. Es war wieder ein Versuch, Feuer und Wasser zu verbinden, aber von einem Einschreiten gegen Luthers Sache war doch auch keine Rede mehr; eben durch seine Unthätigkeit deckte sie das Reichsregiment.

Die Erhebung der Reichsritterschaft. Da erschütterte eine von Anfang an aussichtslose, weil über ihre letzten Ziele unklare Erhebung sein Ansehen aufs tiefste. **Franz von Sickingen** zog doch noch das Schwert für die Selbständigkeit der Reichsritterschaft, die Vernichtung der geistlichen Fürstentümer und die gewaltsame Durchführung der kirchlichen Reform. Auf einem großen Rittertage zu **Landau** im August 1522 einigte sich die rheinische, schwäbische und fränkische Reichsritterschaft zu einem „brüderlichen Verständnis" und wählte Sickingen zu ihrem Hauptmann. Wieder lieh ihm Hutten seine Feder, vor allem die Reichsstädte suchte er gegen den gemeinsamen Feind beider Stände, das Fürstentum, in Bewegung zu setzen, freilich vergeblich, denn die alte Kluft ließ sich nicht mit Worten überbrücken. Ernsthaft genug war der Anfang. Mit 1500 Reitern und

5000 Fußknechten eröffnete im September Sickingen die Fehde gegen seinen Nachbar, den Erzbischof von Trier. Er nahm die kleine Stadt St. Wendel, aber das feste Trier selbst widerstand unter persönlicher Leitung des Kurfürsten energisch seinem Angriff, so daß er nach kaum einer Woche am 14. September wieder abzog, indem er unterwegs Kirchen und Klöster verheerte. Der Rückschlag des verunglückten Unternehmens traf vernichtend die Reichsritterschaft und ihren Führer. Unbekümmert um die Ausgleichsvorschläge des Reichsregiments warfen im Früh-
1523. jahr 1523 Richard von Trier, Philipp von Hessen und Ludwig von der Pfalz zunächst die Bundesgenossen Sickingens um Fulda und Frankfurt zu Boden, dann erschienen sie Ende April vor seiner stärksten Burg, dem Landstuhl bei Kaiserslautern. Binnen wenigen Tagen verwandelten die Steinkugeln ihrer schweren Geschütze die Mauern der Burg in ungestalte Trümmerhaufen, am 1. Mai wurde Sickingen selber tötlich verwundet, am 6. übergab er die Feste. Noch lebend trafen ihn die siegreichen Fürsten am nächsten Tage an, kurz danach ist er verschieden. Nun fielen rasch hintereinander auch seine übrigen Burgen, nach tapferer Gegenwehr endlich auch die Ebernburg; die fränkischen Reichsritter überwältigte in wenigen Wochen das Heer des schwäbischen Bundes unter Georg Truchseß von Waldburg, von den Städten bereitwillig mit Geschütz unterstützt. Auch Hutten wurde mit in die Katastrophe seines Standes hineingerissen. Elend und krank flüchtete er vor der Acht durch den Elsaß nach Basel, doch der vorsichtige Erasmus wies dem Armen die Thür. Erst in Zürich fand er Aufnahme bei Ulrich Zwingli. Dieser brachte ihn in einer Heilanstalt auf der Insel Ufenau unter; hier ist der große Publizist und Patriot gegen Ende August oder Anfang September 1523 in tiefster Armut gestorben. Für ihn war das ein Glück, denn dem, was er erstrebte, konnte die Zeit nur halbe Erfüllung bringen. Die politische Geltung der Reichsritterschaft, als deren Standesgenossen er sich immer mit Stolz gefühlt hatte, war mit Sickingens Untergange für immer zu Ende, das ihm tief verhaßte Fürstentum triumphierte mit Hilfe der Städte.

Auflösung des Reichsregimentes. Aber sein Sieg wirkte zugleich verhängnisvoll zurück auf das Reichsregiment. Nur zögernd hatte es am 10. Oktober 1522 die Acht über Sickingen verhängt, dessen kirchliche Pläne ihm nicht unsympathisch waren, und nicht den Waffen des Reiches war er erlegen, sondern den Fürsten. Zugleich hatte es die großen Handelshäuser durch das gutgemeinte, aber unkluge Verbot aller Handelsgesellschaften mit über 50,000 Gulden Kapital geschädigt und überhaupt die Städte gegen sich aufgebracht durch den höchst vernünftigen Plan, das ganze Reich mit einer Zollgrenze zu umgeben, um aus den Einkünften der Zölle, die durchschnittlich vier Prozent vom Werte der Waren betragen sollten, nicht nur den Unterhalt der Reichsbehörden, sondern auch die Kosten für die Sicherung des Landfriedens zu bestreiten. Mit einem Schlage wäre so die Reichsgewalt von den unsicheren Leistungen der Stände unabhängig und die Sicherheit verbürgt gewesen. Aber in jener wahrhaft kläglichen Kurzsichtigkeit, welche die oberdeutschen Städte in großen Fragen fast stets bewiesen haben, sahen sie nur die Lasten dieses Planes, nicht den unermeßlichen Vorteil, der gerade

ihnen aus seiner Verwirklichung zufließen mußte, und schließlich riefen sie durch eine Gesandtschaft an den Kaiser nach Valladolid (August 1523), die vor allem seine Bankiers, die Fugger und Welser, veranlaßten, den Beistand dieses Fremden gegen die Reichsgewalt an. Ihren Klagen gesellten sich auf dem Reichstage von Nürnberg 1524 im Januar die Beschwerden der Fürsten über die Begünstigung 1524
Sickingens, Georgs von Sachsen über die Haltung gegenüber der lutherischen Bewegung. Es trat immer deutlicher hervor, daß der nackte Partikularismus der meisten Stände eine wirkliche Reichsgewalt überhaupt nicht mehr wollte, und da der Kaiser diesem Regiment ebenfalls mit Mißtrauen und Abneigung gegenüberstand, so beschloß der Reichstag, die bisherigen Mitglieder zu entlassen und den Sitz des Regimentes nach der kleinen schwäbischen Reichsstadt Eßlingen zu verlegen, wo es ganz unter dem Einflusse der habsburgischen Landesregierung in Würtemberg stand. „Das Reich war in seine Glieder gelöst."

Anfang der kirchlichen Spaltung. Da konnte auch der Beschluß des Reichstages, auf einem neuen Reichstage in Speier gemeinsame Bestimmungen über die Regelung der kirchlichen Verhältnisse bis zum Zusammentritt des geforderten Concils zu treffen, zu keinem Ergebnis führen. Abermals standen Papst und Kaiser den Ständen gegenüber zusammen. Jener legte gegen eine Entscheidung kirchlicher Fragen durch eine weltliche Versammlung sofort Verwahrung ein, dieser verbot kurzweg die Abhaltung des Reichstages (15. Juli). Beide zerstörten somit die letzte Möglichkeit einer gesamtdeutschen Kirchenreform, und gleichzeitig schlossen die Fürsten von Österreich und Bayern, von Rom gewonnen durch Überlassung eines Teiles der kirchlichen Einkünfte in ihren Gebieten, auf Betrieb des bayerischen Kanzlers Leonhard von Eck mit Salzburg und elf süddeutschen Bischöfen am 6. Juli 1524 in Regensburg einen Bund zur Abstellung der ärgerlichsten Mißbräuche und zur Durchführung des Wormser Ediktes. Das entschied die konfessionelle Spaltung Deutschlands.

Anfänge der kirchlichen Neugestaltung. So begann die kirchliche Neugestaltung ohne das Reich und gegen das Kaisertum unter der Leitung eines schlichten Predigers und Gelehrten von einer kleinen Landstadt aus, denn ein großer Mittelpunkt des nationalen Lebens existierte in Deutschland so wenig, wie eine wirkliche Reichsgewalt. Niemals hat je vorher und nachher ein Deutscher eine Stellung eingenommen, wie Luther in diesen Jahren. Für alle Fragen erwartete und verlangte man von ihm die Entscheidung, unermeßlich wuchs daher seine litterarische Thätigkeit und sein brieflicher Verkehr, eine ungeheure Verantwortung legte sich auf seine Schultern. Und er trug diese Last, wenngleich nicht ohne innere Kämpfe, doch in dem demütigfreudigen Glauben, daß er nichts sei, als ein Werkzeug seines Gottes. Nicht eine Spur von Fanatismus war in ihm; das Gotteswort und dies allein gab ihm die Grundlage, aber was dem nicht widersprach, mochte ruhig bleiben.

Von seinem Kernsatze aus, von der Rechtfertigung durch den Glauben allein, ergab sich ihm ein neuer Begriff der Kirche, der Gesellschaft und des Staates. Für ihn ist die Kirche nicht der Klerus, nicht eine über allem Weltlichen stehende

Macht, sondern die Gemeinschaft aller Gläubigen, die „Gemeinde der Heiligen". Demnach wird ihm die irdische Arbeit aus einem leidigen Notbehelf zu einer von Gott gewollten Ordnung, die Ehe aus einem Zugeständnis an die menschliche Schwäche zu einem „heiligen Orden und Stande", der Staat und die Gemeinde aus einer der Kirche dienstbaren Einrichtung zu einer selbständigen, unmittelbar von Gott eingesetzten Macht, der nicht nur der Rechtsschutz für Weltliche wie für Geistliche nach Innen und Außen zufällt, sondern auch die Sorge für die geistige und leibliche Wohlfahrt des Volkes. Die weltliche Gewalt hat demnach die Aufsicht über die Kirche und das Kirchenvermögen zu führen, derart, daß sie den Pfarrern die bisherigen Einkünfte beläßt, das Kapital der Stiftungen für jetzt verworfene Zwecke den Nachkommen der Stifter zurückerstattet oder zu kirchlichen Aufgaben verwendet, die Klöster in Krankenhäuser und Schulen umwandelt. Die Städte vor allem haben dann, wozu Luther sie in seinem Sendschreiben von 1524 nachdrücklich aufforderte, die Schulen in die Hand zu nehmen, um auf Grund des Studiums der alten Sprachen und der heiligen Schrift eine Bildung zu vermitteln, die nicht nur für den Dienst der Kirche, wie bisher, sondern ebenso für den Dienst des Staates und der Gemeinde tüchtig mache. So adelte er das irdische Dasein in allen seinen Beziehungen, statt es herabzuwürdigen, wie es die mittelalterliche Kirche gethan, und indem er zurückkehrte zu den ursprünglichen Ideen des Christentums, wurde er der größte Bahnbrecher für alle moderne Entwickelung.

So vollzog sich zuerst die Umgestaltung des Kultus in der Pfarrkirche von Wittenberg, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt verdrängte die Messe, die deutsche Sprache die lateinische, in den Mittelpunkt des ganzen Gottesdienstes trat die Predigt. Die sächsischen Klöster begannen sich aufzulösen, die Priester, zumal die Pfarrer, traten in die Ehe, so Luthers Freund Johann Bugenhagen im Oktober 1522. Der Reformator selber blieb noch im Kloster und vertauschte erst im Oktober 1524 seine abgetragene Kutte mit einem bürgerlichen Rocke, zu dem ihm der Kurfürst das Tuch gespendet hatte. Endlich in der furchtbaren Erschütterung des Bauernkrieges that er selber den entscheidenden Schritt: am 13. Juni 1525 vermählte er sich mit Katharina von Bora, die aus dem Kloster Nimtschen bei Grimma ausgetreten war. Die Gegner, welche ihren schadenfrohen Spott über diese Ehe eines „abtrünnigen Mönchs" und einer „ausgelaufenen Nonne" auszugießen nicht müde wurden und werden, sie ahnten und ahnen nicht, daß, seitdem der Priester als Gatte und Vater im Volke steht, das evangelische Pfarrhaus zu einer Macht des Segens für unser Volk geworden ist.

Da die Fürsten noch Luthers Reformen sich versagten, so fiel die Neugestaltung in ihren Anfängen den Gemeinden zu, praktisch betrachtet ihrer geordneten Vertretung, dem Rate; das Bürgertum also wurde der Träger der Kirchenreformation. Dort, wo es am kräftigsten entwickelt war, ist sie am vollständigsten durchgedrungen, denn eben dieser Stand empfand die Kirchenherrschaft am drückendsten, weil er am selbständigsten dachte. Und nicht der Rat legte der Gemeinde die neue Ordnung auf, sondern weitaus in den meisten Fällen drängte die Ge-

meinde ihn vorwärts, zuweilen in Verbindung mit einer Erneuerung der Zunftbewegung.

In den kursächsischen Landen gingen neben Wittenberg Leisnig, Zwickau und Altenburg voran. In Erfurt verwüsteten 1521 Volkshaufen und Studenten die geistlichen Häuser, seit dem Herbst begannen hier die Klöster sich aufzulösen. In Magdeburg erbat sich der Rat 1524 Nicolaus Amsdorf, einen Freund Luthers, als Prediger. In Nürnberg übernahm ebenfalls der Rat die Leitung, der Stimmung der Bürgerschaft entsprechend, wie sie Hans Sachs' Lied von der Wittenbergischen Nachtigall 1523 naiv und treffend zum Ausdruck brachte; er richtete 1524 den Gottesdienst lutherisch ein und führte 1525 die Umgestaltung im ganzen Gebiete durch, auch die Klöster lösten sich auf. Der Rat von Ulm berief 1524 einen evangelischen Prediger; in Straßburg huldigte schon 1523 der größte Teil der Bürgerschaft der neuen Lehre. Auch in Bayern und in den österreichischen Landen wirkten evangelische Prediger trotz des Vertrages von Regensburg. In Böhmen hatte der Hussitismus der neuen Lehre den Boden bereitet, in Breslau berief schon 1523 der Rat Johann Heß von Nürnberg als Pfarrer zu St. Maria und Magdalena, in der Oberlausitz gingen die Sechsstädte voran; ja i. J. 1525 sagte der Pfarrklerus des Erzpriesterstuhles Görlitz dem Bischof von Meißen den Gehorsam förmlich auf.

Das „Herzogtum" Preußen. Und schon gelang dem Luthertume ein großer politischer Erfolg. Auch im Ordenslande Preußen, selbst in Livland ergriff es mit reißender Schnelligkeit die Städte; hier stellten sich sogar die beiden Bischöfe von Samland und von Pomesanien an die Spitze der Bewegung, und die meisten Ordensritter legten den weißen Mantel ab. Die Ordensherrschaft war innerlich unhaltbar geworden. So trieben Not und Überzeugung den jungen Hochmeister Albrecht von Brandenburg zu dem entscheidenden Schritt, und Polen, das die Ansprüche des Ordens auf Unabhängigkeit nicht dulden wollte, kam ihm auf halbem Wege entgegen. Mit Zustimmung der preußischen Stände empfing Albrecht am 10. April 1525 auf dem Markte von Krakau das Land 1525.
Preußen von der Krone Polen als erbliches Herzogtum zu Lehen. Aus einem geistlichen Fürstentume wurde der erste evangelische Staat; in einer ihrer ruhmvollsten Eroberungen brach die alte Kirche am frühesten zusammen.

So schieden sich die Geister. „Wer nicht für mich ist, der ist wider mich" scholl überall der Ruf. Seine besten Helfer fand Luther in den ausgetretenen Mönchen und in vielen Humanisten. Mit erbarmungslosen Schlägen, mit altgermanischer Derbheit traf er selbst fürstliche Gegner, wie Heinrichs VIII. von England „unverschampte Lügen" oder Georg von Sachsen, den „Meuchler in Dresden"; auch mit dem ewig vermittelnden Erasmus brach er unbedenklich, als dieser den Kernsatz seiner Lehre angriff, und selbst Pirkheimer, der alte Gegner Ecks, wurde jetzt ein ohnmächtiger Feind der Neugestaltung († 1530).

Ja es war ein ungeheurer Abfall, unerhört in aller Geschichte. Was den Deutschen Jahrhunderte hindurch als das Heiligste und Ehrwürdigste gegolten, das wurde jetzt mit einemmale von dem Glauben der Hunderttausende verlassen,

als Menschensatzung dem Hasse und der Verachtung preisgegeben. Und was stand denn noch fest im Himmel und auf Erden, wenn diese tausendjährige Kirche fiel! Eine leidenschaftliche Kritik warf sich auf alle bestehende Ordnung; an der heiligen Schrift als der einzigen Norm prüften unruhig Tausende die Ordnungen auch des Staates und der Gesellschaft, und nicht nur als ein Recht, sondern als eine Pflicht erschien es vielen, allem ein Ende zu machen, was wider die Schrift sei. In dieser Anschauung lag eine unermeßliche, revolutionäre Kraft. Aber wenn nun die längst vorbereitete und längst vorausgesagte Erhebung zum Ausbruche kam, so traf die Verantwortung nicht, wie seine Gegner damals meinten und noch heute meinen, Luther, der einem unhaltbaren Zustande ein Ende gemacht hatte, sondern diejenigen, welche es, den drohendsten Anzeichen zum Trotz, pflichtvergessen versäumt hatten, der socialen Revolution zuvorzukommen durch die sociale Reform, und die noch immer nicht den Mut fanden, die kirchliche Umgestaltung dem fremdländischen Kaiser und Rom gegenüber zu vertreten, die leitenden Gewalten und Stände der Nation.

Der Bauernkrieg. Der Bauernkrieg war nicht nur eine Erhebung der Bauern, sondern auch der unzufriedenen Elemente in den Städten, des nicht unbedeutenden Proletariats, das die Ausschließlichkeit des Zunftwesens allmählich erzeugt hatte. Seine Führer gehörten auch überwiegend nicht dem Bauernstande an, sondern den städtisch Gebildeten, es waren kleine Beamte, Geistliche, Lehrer und Studenten neben einzelnen verarmten und verbitterten Reichsrittern. Er ergriff zumeist den Süden und Westen, die damals höchstentwickelten Teile Deutschlands, wo aber auch die Regierungen bei der territorialen Zersplitterung am schwächsten, die geistlichen Stifter am zahlreichsten waren, das Beispiel der Schweizer am nächsten vor Augen stand, dazu die Thäler der Ost- und Mittelalpen; im Norden erfaßte der Aufstand nur Thüringen, gar nicht den Nordosten und Nordwesten.

1524. Zuerst brachen im Juni 1524 die Bauern dicht an der Schweizer Grenze los, im Kletgau, Hegau und Thurgau. Ja hier wollte der verjagte Herzog Ulrich von Würtemberg an der Spitze eines Bauernheeres sein Herzogtum wieder-
1525. erobern und nahm im März 1525 Stuttgart; erst die unerwartete Kunde vom Siege der Kaiserlichen bei Pavia trieb ihn zurück. Aber um dieselbe Zeit erhoben sich die Bauern des Allgäu, in der Gegend von Ulm bildete sich der „rote Hause", im April schlugen die Würtemberger los und bemächtigten sich Stuttgarts, die elsässischen Bauern gewannen im bischöflichen Zabern einen festen städtischen Mittelpunkt und bedrohten selbst Straßburg, die im Breisgau zwangen im Mai Freiburg zum Anschluß. Entfesselt durchtobte der Aufstand die Gaue Schwabens, zahlreiche Klöster und Burgen, von jenen z. B. St. Blasien und Lorch, von diesen der ehrwürdige Hohenstaufen (2. Mai), verfielen wilder Zerstörung. Bald gaben die „Zwölf Artikel der gemeinen deutschen Bauernschaft in Schwaben" der Empörung Ziel und Richtung, aber auch größere innere Kraft. Sie forderten unter Berufung auf die heilige Schrift freie Wahl der Pfarrer durch die Gemeinden, freie Predigt des Evangeliums und Abschaffung

des Zehnten, mit Ausnahme des sogenannten großen Zehnten, Beseitigung der Leibeigenschaft, Wiederherstellung der gemeinen Mark, Beschränkung der Frohndienste, Abstellung der willkürlichen Dienste und des Besthauptes. Nun schlug die Bewegung auch nach Franken hinüber. Im März waren hier die Dörfer des Tauberthales vorangegangen, wo einst der Pfeifer von Niclashausen gepredigt hatte, in Rothenburg hatten die Zünfte, von Karlstadt geführt, die Gewalt an sich gerissen und den katholischen Kultus abgeschafft, im Bambergischen erlebten Adel und Geistlichkeit eine schreckliche Char- und Osterwoche. Dann bildete sich am Odenwalde ein mächtiges Bauernheer, der „helle Haufe“ unter Georg Metzler und Wendelin Hipler, dessen Führung später Götz von Berlichingen halb gezwungen übernahm; im Jagst- und Kocherthal lief ein zweites zusammen, der „schwarze Haufe“ unter dem Reichsritter Florian Geyer. Beide erstürmten vereinigt am blutigen Ostersonntage, 16. April, das Städtchen Weinsberg, das eine Besatzung des schwäbischen Bundes verteidigte, und jagten dann den Befehlshaber, den Grafen von Helfenstein, mit einigen zwanzig Rittern in die Speergasse nach grimmigem Landsknechtbrauch. Geschreckt nahm nun der ganze Adel vom Odenwalde bis zur schwäbischen Grenze die „zwölf Artikel“ an, dazu die Reichsstädte Heilbronn und Wimpfen, schließlich, in Aschaffenburg belagert, der Statthalter des Erzbischofs von Mainz für das ganze Stift, auch die Stadt Frankfurt; bis nach Köln hinunter lief die Bewegung. Unterdessen hatten die beiden fränkischen Bauernheere auch ins Stift Würzburg die Empörung getragen, selbst die Hauptstadt fiel ihnen zu; erst an der Marienburg, die hoch darüber jenseits des Maines ragt, brachen sich wie an einem Felsen die schäumenden Wogen des Aufruhres. 1525.

Auf dieser Höhe des Erfolges ergriff Hipler, ein früherer hohenlohischer Beamter, den kühnen Gedanken, vermittelst der Bauern die Reichsreform durchzusetzen. Außer der Umgestaltung der bäuerlichen Verhältnisse forderte sein Entwurf Einziehung der geistlichen Güter, alleinige Geltung des deutschen Rechtes mit Volksgerichten aus allen Ständen, einheitliche „Kaisersteuer“, Einheit von Münze, Maß und Gewicht, Beschränkung des Wuchers der großen Handelshäuser und Sicherheit der Landstraßen. In Heilbronn sollte eine gemeinsame Leitung der Bauernheere eingesetzt werden. Es waren große Gedanken, denen die Zukunft gehörte, aber damals hatten die empörten Massen kein Verständnis dafür, und den Führern fehlte die Macht sie zu zügeln. Zudem war in Thüringen bereits eine radikal-kommunistische Bewegung im Gange, die weder mit dieser noch mit irgend einer anderen Ordnung der Dinge sich vertrug, sondern siegend alles in Stücke schlagen oder untergehen mußte.

Ihr Führer war Thomas Münzer. Aus kursächsischem Gebiete auch auf Luthers Veranlassung mehrmals ausgewiesen, hatte er endlich in der thüringischen Reichsstadt Mühlhausen Fuß gefaßt, den Rat gestürzt, die Kirchengüter eingezogen, die Gütergemeinschaft durchgesetzt. Als ein gottgesandter Prophet rief er jetzt überall zum „neuen Bunde der Brüder in neuer Freiheit und Gleichheit“ auf, predigte den Vertilgungskrieg gegen Fürsten und Herren, schrieb z. B. an die Mansfelder Bergleute: „Lasset euer Schwert nicht kalt werden von Blut“.

1525. Der Rat von Erfurt gab die geistlichen Güter dem Pöbel zur Plünderung preis, um sich zu retten und wendete doch damit seinen Sturz nicht ab, gegen 70 Klöster wurden zerstört, und schon flackerte das Feuer im Vogtlande und im Erzgebirge empor. In diesen schrecklichen Tagen, während sein Land in eine Trauerstätte sich zu verwandeln drohte, ist Kurfürst Friedrich am 6. Mai auf Schloß Lochau verschieden, indem er zu Luthers Glauben sich bekannte, ein „Kind des Friedens“ in einer Zeit wilder Parteiung.

Es war der entscheidungsvollste Augenblick seit dem Wormser Reichstage. Ein Kaiser, der nicht zurückschreckte vor dem Rechtsbruche einer furchtbaren Revolution, hätte damals wohl den verwegenen Versuch machen können, mit Hilfe dieser Erhebung auf den Trümmern des Fürstentums den demokratischen Einheitsstaat aufzurichten, aber ein solcher Herrscher war Karl V. nicht. Martin Luther hätte wohl der Versuchung unterliegen können, an der Spitze der Empörung seine kirchliche Reform durchzusetzen; ein Wort von ihm hätte genügt, um die noch schwankenden Städte mit fortzureißen, aber er sprach es nicht aus, denn im tiefsten Innern empörte er sich über diesen Mißbrauch des göttlichen Wortes. Von Mansfeld aus hatte er die zwölf Artikel mit einer Mahnung zur Versöhnung an beide Parteien beantwortet; jetzt als die Kunde von Weinsberg kam und von den Greueln in seiner lieben Heimat, in Thüringen, da rief er in seiner Schrift „wider die räuberischen und mörderischen Bauern“ die Fürsten zum schonungslosen Zuschlagen auf, um Gotteswillen. Furchtlos warf er sich dem entfesselten Strome entgegen, da er am wildesten raste, und er brachte ihn zum Stehen.

In den Landsknechtsregimentern, die eben nach Beendigung des italienischen Krieges aus Italien zurückströmten, fanden die Fürsten die bereiten kriegerischen Kräfte. Mit dem ersten vernichtenden Schlage trafen Philipp von Hessen, Johann und Georg von Sachsen den thüringischen Bauernaufruhr in der Schlacht von Frankenhausen am 15. Mai; Münzer endete unter dem Beile. Im Vogtland und Erzgebirge dagegen wurde die Bewegung ohne viel Blutvergießen gestillt, in Erfurt das aristokratische Regiment wieder hergestellt. Am 17. Mai brachte Herzog Anton von Lothringen die elsässischen Bauern in Zabern zur Übergabe, doch vertragswidrig wüteten seine Truppen unter den abziehenden Haufen. Die Würtemberger sprengte das Heer des schwäbischen Bundes bei Sindelfingen südwestlich von Stuttgart auseinander, es nahm am 18. Mai Weinsberg und vereinigte sich dann mit den Truppen Ludwigs von der Pfalz, der inzwischen die Bauern des Bruchrains zur Übergabe gebracht hatte; mit 2500 Reitern und 8000 Fußknechten rückten die Fürsten dann zum Entsatze der Marienburg vor. Diese hatten am 15. Mai die Belagerer in einem gewaltigen nächtlichen Sturmangriff noch einmal vergeblich zu bezwingen versucht; dann zog auf die Kunde von Sindelfingen zuerst der „helle Haufe“ nach Süden ab, stieß aber schon am 2. Juni an der Tauber bei Königshofen auf das fürstliche Heer und löste sich hier, durch Berlichingens heimliche Entfernung entmutigt, ohne eigentlichen Kampf in voller Verwirrung auf; am 4. Juni erlag nach tapferer Gegenwehr der „schwarze Haufe“ bei Ingolstadt und Sulzdorf. Nun unterwarfen sich

rasch Würzburg, Rothenburg und Frankfurt, die Bauern von Mainz und Bamberg, schließlich auch die im Allgäu und im Schwarzwald. Wo nicht Verträge gelangen, was übrigens häufig der Fall war, da wüteten erbarmungslose Strafgerichte. 1525.

Ohne unmittelbaren Zusammenhang mit diesen Vorgängen, weil die bayerischen Herzöge die Lechgrenze militärisch besetzten und jede Regung im Innern mit eiserner Hand niederhielten, spielten sich ähnliche Ereignisse in den Ostalpen und in Tirol ab. Im Salzburgischen, wo die Bergleute den Kern der Bewegungspartei bildeten, wurde der Erzbischof auf seiner Hohensalzburg belagert, dann erhob sich auch das steierische Ennsthal; hier wurde am 2. Juli der Landeshauptmann bei Schladming geschlagen und gefangen. Erst der Einmarsch bayerischer und schwäbischer Truppen erzwang im Erzstift den Unterwerfungsvertrag vom 1. September; im Ennsthale dagegen konnte erst im Juli 1526 das Blutgericht von Rastadt die Bewegung völlig ersticken. In Tirol, wo unter der verständigen Führung Michael Gaismayrs die Bauern des Stifts Brixen zu Meran ein maßvolles Programm aufgestellt hatten, benützte Erzherzog Ferdinand die Bewegung, um das Stift in größere Abhängigkeit zu bringen und gewährte dann in der neuen Landesordnung vom 17. Juli die meisten wirtschaftlichen Forderungen der Bauern.

Der Ausgang des Bauernkrieges brach die Kraft des deutschen Bauernstandes auf Jahrhunderte. Die zerstörten Burgen baute der Adel nicht wieder auf, ihre Trümmer stehen noch heute als Denkmäler dieses furchtbaren Jahres, er übernahm jetzt selber die Bewirtschaftung seiner Güter und drückte den Bauer vollends zu einem an die Scholle gefesselten Arbeiter herab. Von der Bildung und den Interessen der höheren Stände war dieser jetzt mehr ausgeschlossen als je, die weitaus größte Masse des Volkes spielte eine völlig passive Rolle; eine Kluft that sich auf, die noch heute nicht völlig ausgefüllt ist. Die ungeheure Bewegung der Geister aber, die zu einer großartigen und allseitigen Erneuerung des deutschen Volkes hätte führen können, lenkte in ruhigere, aber auch engere Bahnen ein, sie erstrebte fortan unmittelbar nur noch die Umgestaltung der Kirche, auf sie aber richtete sich auch die ganze geistige Energie der Nation, die auf anderen Gebieten keine rechte Befriedigung mehr fand. Eben der Bauernkrieg hatte mit furchtbarer Klarheit gezeigt, daß die bestehenden kirchlichen Zustände unhaltbar seien und in dem einen oder dem anderen Sinne einer Heilung bedurften. Die Leitung ging jetzt an die Fürsten und an einzelne starke Stadtgemeinden über, die allein in dieser furchtbaren Krisis die Kraft gezeigt hatten, die bestehende Ordnung zu schützen.

Karl V. gegenüber der deutschen Bewegung. Diese Umgestaltung aber stand unter dem bestimmenden Einflusse der großen europäischen Verhältnisse. Der Friede von Madrid im Januar 1526 besiegelte den Triumph Karls V., 1526.
Mailand und das Herzogtum Burgund wurden ihm zugesprochen, die französische Lehnsherrlichkeit über Flandern und Artois aufgehoben. Aber noch ehe ihn König Franz genehmigte, hatte er im tiefsten Geheimnis sich mit Papst Clemens VII.,

Venedig und Herzog Franz Sforza von Mailand verständigt, dem der Kaiser sein Herzogtum als Reichslehen zurückgab; denn angesichts der erdrückenden Übermacht Spaniens in Italien tauchte noch einmal der nationalitalienische Gedanke,
1526. die Befreiung der Halbinsel von den „Barbaren", auf. Am 22. Mai 1526 schlossen zu diesem Zwecke jene Staaten die Liga von Cognac. Währenddem rüsteten die furchtbaren Osmanen zum ersten Stoße auf die Vormauer Deutschlands im Osten, auf Ungarn, nachdem schon 1521 Belgrad, der Schlüssel des Landes, in ihre Hände gefallen war.

Inmitten dieser großen Gegensätze errang sich die kirchliche Reform ihre Stellung.

Bündnisse und Gegenbündnisse. Der erste Reichstag von Speier. Unter dem Eindrucke des Bauernkrieges hatte sich die gegenseitige innere Parteiung schärfer ausgebildet. Wie schon am 2. Juni 1525 nach dem Beispiele des Regensburger Bündnisses Georg von Sachsen, Joachim I. von Brandenburg und dessen Bruder Albrecht von Magdeburg und Mainz zur Wahrung des Besitzstandes der alten Kirche in Dessau sich vereinigt hatten, so traten im Februar 1526 in Gotha Johann von Sachsen und Philipp von Hessen mit den Herzögen von Braunschweig-Lüneburg, Braunschweig-Grubenhagen und Mecklenburg, den Fürsten von Anhalt und der Stadt Magdeburg zum Schutze der neuen Lehre zusammen. Es war die höchste Zeit, denn Karl V. hatte seine Kommissare für den Reichstag in Speier im Mai 1526 angewiesen, auf der strengen Durchführung des Wormser Edikts zu bestehen. Dem widerstrebten jedoch aufs entschiedenste die meisten Fürsten und die großen oberdeutschen Städte, ja der rührige Philipp von Hessen stellte diesen am 12. August den Antrag, ein „Verständnis" für den Glauben zu schließen. Kurz danach änderte auch der Kaiser seine Haltung völlig, denn jetzt, da der Papst sein Feind geworden, hatte er keine Neigung mehr, ihm die deutschen Ketzer zu unterwerfen, er bot daher geradezu die Aufhebung des Wormser Ediktes an. Dazu konnte sich aber weder sein Statthalter Erzherzog Ferdinand noch die Mehrzahl der altgläubigen Fürsten entschließen, man schlug also einen Mittelweg ein. Der Reichstagsabschied vom 27. August 1526 erklärte, die Stände hätten sich vereinigt, bis zu dem erwarteten Concil „jeglicher in Sachen, so das Edikt (von Worms) belangen möchten, für sich also zu leben, zu regieren und zu halten, wie ein jeder solches gegen Gott und Kais. Maj. hoffet und vertrauet zu verantworten".

Ursprung der evangelischen Landeskirchen. In diesen Worten fiel die Entscheidung über die kirchliche Zukunft Deutschlands. Die Territorialgewalten nahmen auch die Regelung der kirchlichen Verhältnisse, der unvergleichlich wichtigsten Frage der Zeit, selbstherrlich in die Hand, indem sie zugleich das Reich und die kirchlichen Autoritäten, die der anerkanntermaßen unvermeidlichen Reform sich versagten, bei Seite schoben; wie sie die Einheit des Reiches zerrissen hatten, so stellten sie jetzt an die Stelle der Nationalkirche, die Luther noch 1520 für möglich gehalten hatte, die Landeskirchen.

In den Gebieten, deren Herren der alten Kirche treu blieben, beschränkte sich die Neuerung auf eine stärkere Mitwirkung der Regierungen an der Aufsicht über

den Klerus und einen Anteil an den kirchlichen Einkünften, die bischöfliche Gewalt wurde sowenig angetastet wie das Kirchengut eingezogen, die Regierung leistete vielmehr wie in Bayern, Schwaben, Köln, Österreich der geistlichen Behörde alle Hilfe in der blutigen Verfolgung der „Ketzer". In den evangelischen Gebieten nahm der Landesherr als „Notbischof" die bischöfliche Gewalt selber in die Hand; den Versuch, die Kirche auf dem Gemeindeprinzip aufzubauen, gab auch Luther nach den schrecklichen Erfahrungen des Bauernkrieges eben in Kursachsen auf. Auch er war von dem Gedanken, Andersgläubigen die Freiheit der Religionsübung zu gewähren, weit entfernt, denn der evangelische Staat durfte nur evangelische Gemeinden schützen, aber ebenso grundsätzlich verwarf er den Glaubenszwang, denn jeder Christ tritt persönlich seinem Gotte gegenüber, er bedarf nicht der Vermittelung einer Hierarchie. So liegt die Glaubensfreiheit ebenso sehr im Prinzip der evangelischen Kirche, wie sie die römische Kirche von ihren Grundsätzen aus versagen muß, mochte auch zunächst noch der Staat seinen einseitig konfessionellen Charakter bewahren.

Das klassische Land dieser Kirchenreformation wurde Kursachsen. Hier begannen nach vereinzelten Anläufen i. J. 1525 seit dem März 1527 in landesherrlichem Auftrage die Kirchenvisitationen durch Geistliche und kurfürstliche Beamte nach den versöhnlichen und weisen Vorschriften, die Luther selber in seinem „Visitationsbüchlein" gegeben hatte. Sie erstreckten sich allmählich bis 1529 über das ganze Land, 1533 auch über die reußischen und schwarzburgischen Lande. Die Zustände, welche sie vorfanden, erschienen meist kläglich und unhaltbar. Die Pfarrhäuser fehlten oft ganz oder drohten den Einsturz, Äcker und Wiesen hatten leichtsinnige Vorgänger verkauft oder die Gemeinden sich angeeignet, der Stiftungen hatten entweder sie oder die adeligen Patronatsherren sich bemächtigt. Waren diese Zustände zumeist erst in den letzten Jahren der Auflösung eingetreten, so fallen dagegen die Sittenlosigkeit und Unwissenheit weitaus der meisten Geistlichen ganz überwiegend der Pflichtvergessenheit zur Last, mit welcher die Hierarchie ihres Amtes gewaltet hatte. Selbst in den fränkischen Gebieten, wo es im ganzen besser aussah, genügten den sehr milden Forderungen der Visitatoren von 137 Geistlichen völlig nur 31, leidlich 26, gar nicht also 80! Daß unter solchen Seelsorgern in den Gemeinden selber die ärgste Roheit, kirchliche Gleichgültigkeit und die gröbste Unwissenheit in allen religiösen Dingen herrschte, kann nicht befremden. Und wie unverantwortlich hatte diese alte Kirche, die über so unermeßliche Mittel verfügte, das Schulwesen vernachlässigt! In den Dörfern fehlten Schulen entweder ganz, oder der elende Unterricht lag in den Händen eines unwissenden Küsters oder auch des Gemeindehirten. Nur einzelne Städte boten einigermaßen Genügendes, weitaus das Beste in Schul- wie in Kirchenwesen das behäbige Zwickau.

Auf diesem Trümmerfelde konnte nur ein Neubau aufgeführt werden. Unendlich schwierig war es, insbesondere den adeligen Patronatsherren gegenüber, das Einkommen der Pfarrer zu sichern. Einen entscheidenden Schritt vorwärts that man erst, als 1531 mit Zustimmung der Landstände die Sequestration der

Kirchengüter erfolgte. Die Ernennung der Pfarrer nahm der Kurfürst selber in die Hand. Die Aufsicht über sie übertrug er den Superintendenten; die Konsistorien als leitende Organe des landesherrlichen Kirchenregiments traten erst seit 1539 ins Leben. Das Volksschulwesen aber wurde völlig neugestaltet, es ist so recht eigentlich eine Schöpfung der Reformation und insbesondere Luthers, der für den Religionsunterricht, den Kern des ganzen Lehrstoffs, 1529 seine beiden Katechismen schrieb, Muster pädagogischer und theologischer Weisheit. Die Universität Wittenberg, das wissenschaftliche Herz dieser Landeskirche, erhielt reichliche Stipendien aus den eingezogenen Kollegiatstiften zu Gotha, Eisenach und Altenburg angewiesen.

An Kursachsen schlossen sich die Lüneburger und Brandenburg-Ansbach an; Philipp von Hessen dagegen ging anfangs unter dem Einflusse des Franzosen Franz Lambert von Avignon seinen eignen Weg. Die Synode von Homberg im Oktober 1526 konstituierte die hessische Landeskirche als eine demokratische Gemeinschaft, die fast unabhängig vom Landesherrn ihre gesetzgebende Gewalt durch eine alljährliche Synode ausübte, ihre „Bischöfe" sich selber wählte, die Kosten aus dem „gemeinen Kasten" bestritt und alles einer strengen Kirchenzucht unterwarf. Die Kirchengüter wurden eingezogen. Die neugegründete Universität Marburg, die erste als evangelisch gestiftete, sollte der hessischen Kirche ihre Theologen bilden. Doch ist sehr bald die Kirchenverfassung in monarchischem Sinne umgestaltet worden. Im Süden gingen die großen Städte voran, zunächst Nürnberg (s. S. 633); dann verband sich Straßburg schon 1525 im Vertrage von Renchen mit seinem Bischof Wilhelm, dem Markgrafen Wilhelm von Baden und dem Grafen Wilhelm von Fürstenberg „dem römischen Hausen zuwider" das Evangelium fördern zu wollen; in Augsburg wirkte schon seit 1524 der tüchtige Urban Regius für Luthers Sache, doch der Rat strebte mit Rücksicht auf den Bischof und das geldmächtige Haus Fugger eine mittlere Richtung festzuhalten.

Zwinglis Reform in der Schweiz. Inzwischen erhob sich selbständig und eigentümlich eine neue reformatorische Richtung in der Schweizer Eidgenossenschaft, um bald großen Einfluß auch auf die oberdeutschen Städte zu gewinnen. Ihr Urheber war Ulrich Zwingli.*) Seine reformatorische Wirksamkeit begann er i. J. 1519 in Zürich mit dem Auftreten gegen den Ablaßhandel; dann predigte er in „einfältigem Schwizerdütsch" die paulinisch-augustinische Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben allein mit solchem Erfolg, daß er in einer
1523. großen Disputation am 29. Januar 1523 den Sieg seiner Anschauungen und ihrer Konsequenzen zunächst in Zürich durchsetzte. Der Sieg der evangelischen Partei bei der Ratskür trieb 1528 auch Bern in die neue Richtung, i. J. 1529

*) Geboren 1. Januar 1484 als Sohn eines wohlhabenden Hauses, in Bern, Basel und Wien theologisch und humanistisch gebildet, seit 1506 Pfarrer in Glarus und mehrmals, 1512 und 1515, als Feldprediger schweizerischer Soldtruppen in Italien, 1516 Prediger in dem vielbesuchten Wallfahrtsorte Maria Einsiedeln, seit Anfang 1519 Leutpriester am großen Münster in Zürich.

triumphierte sie unter stürmischer Aufregung auch in **Basel**, wo seit Jahren Ökolampadius in Zwinglis Sinne gearbeitet hatte, ebenso in **Schaffhausen**, **St. Gallen** und **Graubünden**.

Zwinglis System ist das Ergebnis seines persönlichen Wesens und der schweizerischen Verhältnisse, unter denen er sich entwickelte. Er erscheint auf den ersten Blick vielseitiger als Luther, denn er war nicht nur Theolog, sondern auch Humanist und vor allem republikanischer Staatsmann. Aber er war auch eine überwiegend nüchterne, verstandesmäßige Natur, wie die Mehrzahl seiner Landsleute; von Luthers Idealismus, der alles und jedes auf Gott und das Evangelium bezog, lebte nichts in ihm, auch nichts von Luthers mystischem Tiefsinn; Gewissenskämpfe wie dieser hat er niemals bestanden, er hat die ganze Reform mehr als eine Sache des Verstandes als des Gemütes, mehr der Sittenlehre als des Glaubens aufgefaßt. Da er alles verwarf, was er aus der heiligen Schrift nicht unmittelbar belegen konnte, während Luther nur das beseitigte, was ihr widersprach, so verbannte er aus dem Gotteshause allen künstlerischen Schmuck und ersetzte selbst den Altar durch den Tisch; auch die Orgel verstummte. Im Abendmahl sah er nur ein Gedächtnismahl, das die Gemeinschaft der Gläubigen untereinander weit mehr betonte, als ihre geheimnisvolle Gemeinschaft mit Gott. Denn die Kirche ist ihm die „Gemeinsame der Frommen"; sie übt die souveräne Gewalt in allen kirchlichen Dingen durch ihre politische Vertretung, den Rat. So ist Zwingli zuerst für das Gebiet von Zürich auf demokratischem Wege zur Landeskirche gelangt. Und Zürich war ihm nun auch der Mittelpunkt aller seiner Gedanken. Er wollte keineswegs bloß die Kirchenreform, sondern auch die politische Umgestaltung. Wie er das sittenverderbende Unwesen der Söldnerei bekämpfte und dadurch mit den Geschlechtern in Konflikt geriet, denen sie reiche Einkünfte abwarf, so wollte er auch die Macht Zürichs ausdehnen und die Schweiz schützen vor den „Tyrannen", den Fürsten, und der alles verschlingenden „Monarchie", der habsburgischen Weltherrschaft. Daher trieb er die Zünfte zur Erhebung, wo die Geschlechter ihm widerstrebten, wie in Bern und Basel; daher wollte er auch die Verfassung der Eidgenossenschaft gegenüber dem rechtlichen, aber den wirklichen Machtverhältnissen widersprechenden Übergewicht der vier Waldstätte, die auf der Tagsatzung ebensoviele Stimmen führten, wie die übrigen der acht „alten Orte" Zug, Glarus, Bern, Zürich, und die später zugetretenen fünf Kantone Basel, Freiburg, Solothurn, Schaffhausen und Appenzell zusammengenommen, zu gunsten ihrer drei mächtigsten, jetzt evangelischen Kantone umgestalten, und dadurch auch die kirchliche Frage in den „gemeinen Vogteien", den von allen oder mehreren Kantonen gemeinsam beherrschten und verwalteten Unterthanenlanden (wie Thurgau und Waadtland), zu gunsten der Reformation entscheiden. Denn jene weltabgeschiedenen, armen Berglande um den Vierwaldstätter- und Zuger-See hielten jetzt ebenso zäh an der alten Kirche und am gewinnreichen Söldnerdienste fest, wie ehemals an ihrer Freiheit gegenüber Habsburg. Schon hatten Zürich, Bern und Basel Anfang 1529 ein 1529.
christliches „Bürgerrecht", ein Bündnis zur Verteidigung der Neuerungen, geschlossen, als im Juni desselben Jahres die Parteien in der Frage der gemeinen

Vogteien zusammenstießen. Die vier Waldstätte und Zug („Fünforte") stützten sich dabei auf Österreich, die evangelischen Kantone auf die oberdeutschen Städte. Sehr gegen Zwinglis Willen, der zum Kriege trieb, weil er von der Übermacht seiner Partei den Sieg erhoffte, schlichtete der Landfriede von Kappel am 25. Juni
1529. 1529 den Streit mit einem Abkommen, das allzuviel unentschieden ließ, um dauerhaft zu sein. Die Fünforte gaben das Bündnis mit Österreich auf, erhielten den „Rat", die Söldnerei abzuschaffen und überließen in den Vogteien die Wahl des Bekenntnisses den Gemeinden.

Nun griff diese schweizerische Richtung auch nach Straßburg, Lindau, Constanz, Memmingen, Ulm und Augsburg hinüber; ja es war die Rede davon, daß diese Städte sich ganz und dauernd der Eidgenossenschaft anschließen sollten. Jedenfalls standen sie der dort zur Herrschaft gekommenen Kirchenreform näher als der sächsisch-monarchischen.

Währenddem aber erstieg ihr gemeinsamer Gegner, das Haus Habsburg, eine solche Höhe der Macht, daß für sie alle das Äußerste zu befürchten stand.

Die Habsburger in Böhmen und Ungarn. In Ungarn war am
1526. 29. August 1526 in der Vernichtungsschlacht von Mohacs das christliche Heer der osmanischen Übermacht erlegen, König Ludwig II. auf der Flucht umgekommen. Damit eröffnete sich für seinen Schwager Erzherzog Ferdinand die Aussicht auf die beiden Kronen von Ungarn und Böhmen. Da der Habsburger das Wahlrecht der böhmischen Stände nicht geradezu bestritt und die utraquistische Landeskirche anerkannte, so wurde er trotz der ernstlichen Mitbewerbung Wilhelms von Bayern schon am 23. Oktober 1526 gewählt und am 24. Februar
1527. 1527 im Prager Dome feierlich gekrönt. In demselben Jahre noch jagte er mit Hilfe der habsburgischen Partei seinen Gegner Johann Zapolya, der von der Mehrheit des magyarischen Adels erhoben worden war, aus Ungarn und empfing am 3. November in Stuhlweißenburg auch die Stephanskrone. Die kühnsten Hoffnungen Maximilians I. hatte die Gunst des Geschickes erfüllt, aber mit dem Glanze dieser Kronen, der sich um das Haupt seines Enkels verbreitete, legte sich auch die Last der furchtbaren Aufgabe auf seine Schulter, den Schild des Reiches gegen die Osmanen zu tragen.

Der zweite italienische Krieg. Auch Italien warf das Kriegsglück dem Kaiser zu Füßen. Am 6. Mai 1527 nahmen Bourbons deutsche und spanische Söldner Rom mit stürmender Hand und verhingen über die unselige Stadt die Schrecken einer Plünderung, gegen welche die der gotischen v. J. 410 und der vandalischen v. J. 455 verblaßten. In Blut und Thränen, in Trümmern und Rauch ging dies lasterhafte und doch so wundervolle Rom der Renaissance zu Grunde, über ungeheure Frevel vollzog ein neuer Frevel das Strafgericht, und diese Deutschen, meist evangelischen Glaubens, die außer der Beutegier der Haß gegen den Papst unter des Kaisers Fahnen getrieben, ahnten wenigstens, daß sie es vollzogen. Am 5. Juni überlieferte die Übergabe der noch verteidigten Engelsburg auch den Papst und seine Kardinäle der kaiserlichen Gefangenschaft. Nun hinderte allerdings die Empörung der katholischen Welt den Kaiser, seinen

kriegerischen Erfolg zu benützen, um dem gefangenen Papste etwa die Einwilligung in ein Reformconcil abzupressen, er mußte sich deshalb in dem Vertrage vom 26. November mit dem Rücktritte Clemens' VII. von der Liga begnügen und räumte selbst bis auf wenige Plätze den Kirchenstaat; aber der weitere Fortgang des Krieges, die glückliche Verteidigung Neapels gegen die Franzosen und der Sieg Leyvas in Ober-Italien 1528 sicherte den politischen Erfolg. Im Frieden 1528.
von Barcelona am 29. Juni 1529 fesselte der Kaiser den Papst völlig an sein 1529.
System, indem er das abtrünnige Florenz seinem Hause Medici wieder zu unterwerfen versprach, wogegen Clemens VII. ihn mit Neapel belehnte und die Plünderer Roms vom Banne löste. Der Friede von Cambrai am 15. August schuf dann eine dauernde Grundlage für das Verhältnis der streitenden Mächte. Der Kaiser verzichtete auf Burgund, Franz I. auf seine Rechte auf Flandern und Artois, Mailand und Neapel. Fortan gebot in Italien das Machtwort Spaniens allein.

Die Türken vor Wien. Auch die furchtbare Gefahr, welche um dieselbe Zeit zunächst über die österreichischen Lande heraufstieg, ging vorüber. Zum erstenmale erhob sich im Sommer 1529 der gewaltigste aller Osmanensultane, Suleiman II. der Prächtige, um zugleich als Erbe der oströmischen Kaiser und als Khalif das Abendland dem Islam zu unterwerfen; er dachte den Halbmond auf dem Stephansdome aufzupflanzen und seine Rosse im Rheine zu tränken. Und in der That, was hatte das in sich verfeindete Abendland und zumal das zwiespältige Reich den ungeheuren, wohlgeordneten Massen seiner unbesiegten Janitscharen und Spahis, seiner Lanzenreiter und seiner Artillerie entgegenzusetzen! So überrannte er Ungarn, wo er Johann Zapolya als seinen Vasallen einsetzte; dann wälzten sich seine Hunderttausende über die Grenze gegen Wien und umlagerten am 24. September im weiten Halbkreise die Stadt, während die Schiffe ihrer Donauflotte den breiten Strom bedeckten. Doch mit 16—17,000 Mann Deutschen, Böhmen und Spaniern hielt der greise Nikolaus von Salm tapfer den nur schwach befestigten Platz. Dreimal gelang es den türkischen Minen, Bresche in die Ringmauer zu legen, doch die Stürme der Janitscharen auf die beiden ersten prallten an dem Speerrechen der Landsknechte ab, so daß der Sturm auf die dritte Bresche unterblieb. Da obendrein die Türken unter dem kühlen Herbstwetter und der mangelhaften Verpflegung schwer litten und das Reichsheer bei Linz sich sammelte, so hob der Sultan am 12. Oktober die Belagerung auf. Doch das Kernland Ungarns blieb als Vasallenstaat in seinen Händen; nur die Gebirgslande des Nordens und einen Grenzstreifen im Westen behaupteten die Habsburger.

Die Protestation von Speier. So im Osten vorläufig ungefährdet, im Einvernehmen mit dem Papste und selbst mit Frankreich schien der Kaiser sehr wohl imstande, die Ketzerei in Deutschland niederzuwerfen. Und hier standen sich die kirchlichen Parteien bereits so feindlich gegenüber, daß schon i. J. 1528 der freche Betrug eines herzoglich sächsischen Kanzleibeamten, Otto von Pack, der dem Landgrafen Philipp von Hessen die gefälschte Urkunde eines Angriffsbündnisses katholischer Fürsten vorlegte, den Landgrafen zu einem Einfall in die

überraschten fränkischen Stiftslande bewog und nur die besonnene Vermittelung
1529. Johanns von Sachsen Ärgeres verhütete. Als nun im Frühjahr 1529 die Stände in Speier zum Reichstage zusammen traten, da fand der kaiserliche Antrag, den Beschluß von 1526 aufzuheben und keine weiteren Neuerungen vorzunehmen, bei Strafe der Acht, am 19. April die Zustimmung der katholischen Mehrheit. Doch an demselben Tage ließen die evangelischen Fürsten die Protestation verlesen, die ihnen fortan den Namen gab; sie bestritten darin der Mehrheit das Recht, nach jenem Beschlusse von 1526 überhaupt in kirchlichen Dingen noch bindende Beschlüsse zu fassen. Da Erzherzog Ferdinand diese Verwahrung als unstatthaft zurückwies, machten sie am 25. April sie in der Form einer Berufung an den Kaiser und an ein allgemeines oder deutsches Concil öffentlich bekannt. Sieben Fürsten, Johann von Sachsen, Philipp von Hessen, Georg von Brandenburg-Ansbach, Ernst und Franz von Braunschweig und Wolfgang von Anhalt und 13 Reichsstädte, Straßburg, Nürnberg, Ulm, Konstanz, Lindau, Memmingen, Kempten, Nördlingen, Heilbronn, Isny, St. Gallen, Weißenburg hatten sie unterzeichnet und traten zugleich mit einander in ein „christliches Verständnis“; die kirchliche Gemeinschaft hatte zum erstenmale den ständischen Gegensatz überbrückt.

Die Verhandlungen von Marburg. Dagegen mißlang der Versuch, angesichts der vom Kaiser her drohenden Gefahr die deutschen und die schweizerischen Glaubensgenossen zunächst in ihren Lehrmeinungen zu vereinigen und so die Grundlagen eines Bündnisses zu gewinnen. Auf die Anregung Philipps von Hessen, des natürlichen Vermittlers zwischen den Norddeutschen und den Oberländern, trafen in den ersten Tagen des Oktober, eben als die Türken noch vor Wien lagerten, die Theologen beider Parteien, an ihrer Spitze Luther und Zwingli, auf seinem Schlosse in Marburg zusammen. Doch wenn auch die beiden großen Männer über eine ganze Reihe von Artikeln sich verglichen, in der Abendmahlslehre stand Luthers mystisch-tiefe Auffassung der nüchtern-verstandesmäßigen Zwinglis unversöhnlich gegenüber. „Ihr habt einen anderen Geist als wir!“ rief er finster dem Schweizer zu, der ihm bittend mit Thränen in den Augen die Hand zur Versöhnung entgegenstreckte. Niemals war er so furchtbar, wie in diesem Augenblick; aber es war dieselbe Gewissensüberzeugung wie in Worms, die hier der Verständigung widerstrebte. So schieden sich die beiden evangelischen Glaubensgenossenschaften für immer; nur die Zusammenstellung der ihnen gemeinsamen Sätze und das Versprechen, gegen einander christliche Liebe zu üben, waren positive Ergebnisse des Marburger Religionsgesprächs. Aber wenn Luther die norddeutschen Fürsten von jedem Bündnis mit den Schweizer „Sakramentierern“ zurückhielt, Philipp von Hessen trat doch mit Zürich, Basel und Straßburg ins Bürgerrecht (November 1530), er plante sogar ein großes Bündnis aller Feinde Habsburgs in ganz Europa, und Ulm und Straßburg wiesen in Schwabach Luthers Marburger Artikel zurück. Eine Vereinigung aller Protestanten zu gemeinsamer Abwehr war damit aufgegeben; ja Luther wollte überhaupt von einer Gegenwehr nichts wissen, da der Kaiser die gottgeordnete Obrigkeit sei. So traten ungerüstet und unverbunden die Evangelischen dem zürnenden Reichsober-

haupte gegenüber, nur weil es ihr Gewissen so gebot. „Klug ist das nicht, aber es ist groß."

Karl V. in Italien; seine Weltstellung. Währendem war Karl V. persönlich in Italien erschienen, um selbst mit dem Papste zu verhandeln. Am 22. Februar 1530 krönte ihn Clemens VII. zu Bologna zum König von Italien, 1530.
am 24. Februar zum Kaiser, beides ohne jede Mitwirkung der deutschen Fürsten und zum letztenmale auf italienischem Boden. Karl schien wesentlich verändert. Seit Chievres' Tode schon hatte er sich der Geschäfte mit unermüdlichem Eifer und in voller Selbständigkeit angenommen, auch das Einzelnste wie das Entfernteste im ganzen unermeßlichen Umkreise seiner Lande wollte er selbst entscheiden. Jetzt griff er auf allen Hauptschauplätzen seiner Politik persönlich ein. Er war der beste Finanzmann, der glücklichste Feldherr, der gewiegteste Diplomat seines Reiches. Langsam, bedächtig faßte er seinen Entschluß, aber den einmal gefaßten hielt er eisenfest; von langer Hand, mit zäher Geduld bereitete er seine großen Schläge vor, um den Gegner dann in raschem Anlauf zu überwältigen. Und einen politischen Mittelpunkt wie seinen Hof hatte Europa seit Karl dem Großen nicht gesehen. Er beherrschte die Länder der ältesten und reifsten Kultur, die wichtigsten Plätze und Straßen des süd- wie des nordeuropäischen Handels, und eben in diesen Jahrzehnten unterwarf ihm sein spanischer Adel in wunderbaren und furchtbaren Thaten die Kulturländer der Neuen Welt, die für die Macht und den Reichtum Spaniens Quellen von scheinbar unerschöpflicher Ergiebigkeit erschlossen. Und derselbe Fürst lenkte auch an erster Stelle die Beziehungen des Abendlandes zu den Osmanen. Nicht eine Vorherrschaft der Deutschen aber war es, die er vertrat, wie einst die größten Hohenstaufen, sondern das Übergewicht der Spanier. Der schroffe Nationalstolz und der glühende Glaubenseifer, die ritterliche Tapferkeit und die unersättliche Herrschsucht des spanischen Adels, die sich allmählich zu einer für alle anderen Völker fast unerträglichen Höhe steigerten, gaben seinem Hofe das Gepräge und beeinflußten auch seine Politik.

Der Reichstag und die Konfession von Augsburg. Wie hätte er da nicht glauben sollen, daß er die kleine Anzahl jener Fürsten und Städte, die in dem halbbarbarischen Deutschland der neuen Ketzerei anhingen, mit leichter Mühe bezwingen könne! Er hatte die Protestation von Speier ungnädig abgelehnt, aber Gewalt dachte er zunächst nicht anzuwenden. Vielmehr atmete das Ausschreiben, mit welchem er die Stände zum Reichstage nach Augsburg entbot, Milde und Frieden. Zahlreich waren auch die protestantischen Fürsten in Begleitung ihrer Theologen eingetroffen (nur Luther blieb auf der sichern Feste Coburg zurück), als der Kaiser am 15. Juni, von Innsbruck her kommend, in feierlichem Gepränge, doch in spanischer Tracht, seinen Einzug hielt. Noch ahnte er kaum etwas von der Unversöhnlichkeit des Gegensatzes; er war überrascht, als gleich nach seiner Ankunft seine persönliche Aufforderung an die evangelischen Fürsten, während seiner Anwesenheit ihre lutherische Predigt zu unterlassen und der Frohnleichnamsprozession beizuwohnen, den fast leidenschaftlichen Widerspruch des grauköpfigen Georg von Ansbach hervorrief. Zunächst versuchte er nun als Schieds-

richter über die Parteien sich zu stellen und forderte deshalb beide auf, „ihr Gutbünken, Opinion und Meinung" schriftlich ihm vorzutragen. Dem entsprachen die Evangelischen, indem sie die Augsburger Konfession, die Confessio Augustana, das gemeinsame reife, rein sachlich gehaltene Werk Luthers und Melanchthons, einreichten; vier süddeutsche Städte, Straßburg, Memmingen, Konstanz und Lindau, gaben ihr besonderes Bekenntnis, die Confessio tetrapolitana ein. Nur zögernd gab der Kaiser die Erlaubnis zur Vorlesung der Konfession; aber als diese am
1530. 25. Juni 1530 in der kleinen Kapelle des Bischofshofes erfolgte und zwar in deutscher Sprache, da konnten doch auch die Gegner sich dem Eindrucke nicht entziehen, daß sie vor einem tiefgegründeten, umfassenden Gebäude stünden. Doch jene schiedsrichterliche Stellung vermochte der Kaiser nicht festzuhalten; die innere Konsequenz seiner Politik nötigte ihn, einfach die Sache Roms zu vertreten. Demgemäß überreichten die Katholischen auch nur eine „Widerlegung" der Konfession, die Confutatio, die am 3. August zur Verlesung kam, und Karl forderte nun die Protestanten auf, dieselbe auch ihrerseits als solche anzuerkennen, also von ihren Irrtümern abzulassen. So kam die Krisis des Reichstages. Wohl arbeitete Melanchthon wohlmeinend an der Vermittelung, doch mit der ganzen Wucht seiner Persönlichkeit hielt Luther von der Coburg aus, wo er in quälender Sorge fern vom Schauplatze der Entscheidung saß, seine Glaubensgenossen aufrecht; damals zeigte sich Johann von Sachsen seines Beinamens des „Beständigen" würdig. Da nun er und seine Glaubensgenossen das letzte Anerbieten des Kaisers, ein Concil zu berufen, am 7. September ablehnten, weil sie zuvor ihre religiösen Neuerungen abstellen sollten, und wiederum der Kaiser Melanchthons „Apologie", die Antwort auf die Confutation, zurückwies, so verließen die protestantischen Fürsten den Reichstag schweren Herzens, doch guten Gewissens. Erst nach ihrer Abreise, am 19. November, nahm die katholische Mehrheit den Reichstagsabschied an. Er befahl die Abstellung der Neuerungen bis zum 5. Mai 1531; die Ungehorsamen sollte das Reichskammergericht zur Verantwortung ziehen.

Zugleich erwirkte der Kaiser die Zustimmung der katholischen Kurfürsten für die Wahl seines Bruders Ferdinand zum römischen König, die auch wirklich am
1531. 3. Januar 1531 in Köln erfolgte. Das gab dem Auftreten der Habsburger auch in Karls Abwesenheit ein erhöhtes Gewicht.

Der Schmalkaldische Bund. Deutschland stand am Rande des Bürgerkrieges. Vor dieser Gefahr rettete es zunächst die Entschlossenheit der Protestanten. Auch Luther hatte jetzt, der Erwägung nachgebend, daß das Gebot vom Gehorsam gegen die gottgeordnete Obrigkeit sich nur auf die erblichen Fürsten, nicht auf den durch Wahl erhobenen Kaiser beziehen könne, der den Reichsständen nicht gegenüberstehe wie der Herr den Unterthanen, sondern wie der venezianische Doge den Nobili, seine Einwilligung zu einem Verteidigungsbündnis gegeben. Um sich
1530. über ein solches zu verständigen, trafen noch im December 1530 die Fürsten von Sachsen, Hessen und Braunschweig-Lüneburg mit den Grafen von Anhalt und Mansfeld und den Abgeordneten von 24 Städten in der kleinen hessischen Bergstadt Schmalkalden zusammen. Doch erfolgte der förmliche Abschluß des Bünd-

nisses zunächst auf sechs Jahre erst am 27. Februar 1531; eine festere Organisation gab man ihm dann im December 1531 zu Frankfurt a. M. Die Genossen, acht Fürsten und Grafen, 7 ober- und 7 niederdeutsche Städte, von jenen z. B. Straßburg, Nürnberg, Ulm, Augsburg, von diesen Magdeburg, Braunschweig, Bremen, Lübeck, verpflichteten sich zu gegenseitiger Rechtshilfe beim Reichskammergericht und zu gemeinsamer Abwehr kriegerischer Angriffe. Dazu wollten sie nach dem einfachen Satze 10,000 Mann zu Fuß und 2000 Reiter stellen. Die Hauptmannschaft führte im Norden Sachsen, im Süden Hessen; auf den Bundestagen führten diese beiden zusammen vier Stimmen, ebensoviele die Städte, die übrigen zusammen eine Stimme. Zum erstenmale vereinigten sich Fürsten und Städte über ganz Deutschland hin von den Alpen bis zum Meere, nicht zu einem landschaftlichen, sondern zu einem nationalen Zwecke. 1531.

Die Niederlage der Reformierten in der Schweiz. Eine große Katastrophe in der Schweiz hat diesen Abschluß beschleunigt. Am 11. Oktober 1531 waren die Züricher, die sich hatten überraschen lassen, der Übermacht der Fünforte bei Kappel erlegen, Zwingli selber lag unter den Toten. Einem Angriff der nunmehr vereinigten Evangelischen auf Zug kam ein kecker Überfall in der Nacht des 21. Oktober zuvor, und nun diktierten am 16. November die Sieger den Frieden. Die reformierten Kantone zahlten die Kriegskosten, lösten ihr Bündnis mit den Oberdeutschen auf und überließen die gemeinen Vogteien der kirchlichen Reaktion. Auch in Glarus, St. Gallen, Solothurn und Aargau gewann nun die alte Kirche das Übergewicht. So vollzog sich dieselbe konfessionelle Spaltung in der Schweiz wie im Reiche. 1531.

Der Religionsfriede von Nürnberg. Doch vor einer ähnlichen Niederlage bewahrte die deutschen Protestanten fürs erste der Schmalkaldische Bund. So völlig beherrschte der kirchliche Gegensatz doch nicht das deutsche Leben, daß die katholischen Fürsten dem Hause Habsburg zur Unterwerfung ihrer evangelischen Mitstände hätten Hilfe leisten wollen; manche von ihnen, wie der Herzog von Bayern, näherten sich vielmehr dem Bunde. Und als nun vollends ein neuer Türkenangriff zur Zusammenfassung aller nationalen Kräfte mahnte, da riet auch König Ferdinand dem Kaiser zur Nachgiebigkeit. So bewilligte dieser auf dem Reichstage in Nürnberg den Schmalkaldenern am 27. Juli 1532 den ersten Religionsfrieden. Die Prozesse des Reichskammergerichts gegen sie wurden eingestellt, die vorgenommenen Neuerungen sollten bestehen bleiben bis zu der Entscheidung eines Concils oder des Reichstages. 1532.

Der Türkenkrieg. Nun sammelten sich die Kontingente der protestantischen wie der katholischen Stände mit den spanischen und italienischen Truppen, die der Kaiser persönlich heranführte, auf dem Tullner Felde westlich des Wiener Waldes zu einem gewaltigen Heere von etwa 80,000 Mann, „ein unübertrefflich schön Volk, dergleichen kein lebendig Mensch gesehen“. Doch der Sultan kam nicht. Drei Wochen hatte er sich aufhalten lassen vor der kleinen deutsch-ungarischen Stadt Güns, deren schlechte Mauer der kroatische Edelmann Nikolaus Jurischiz an der Spitze von 700 Bauern mit verzweifeltem Heldenmute hielt.

Außer Fassung gebracht durch diesen unbegreiflichen Widerstand wagte es der Großherr nicht, dem Reichsheere entgegenzugehen, er erschien am 12. September vor Graz. Nur seine Senger und Brenner, 14,000 Reiter unter Kasim Bey, sandte er in den Rücken des Reichsheeres, nach Nieder-Österreich hinein, das sie bis zur Enns durchzogen, plündernd, mordend, menschenraubend. Doch als sie über den Wiener Wald zurückkehren wollten, konnte sich nur eine kleine Abteilung über die pfadlosen Öden des Hohen Schneeberges nach Steiermark retten, das der Sultan bereits wieder geräumt hatte; die Hauptmasse wurde bei dem Versuche, das Thal der Triesting hinunterzukommen, bei Pottenstein am 19. September von den deutschen Truppen gefaßt und vernichtet. Die drohende Gefahr war abermals abgewendet; sie hatte zugleich den Protestanten geholfen, eine erste vertragsmäßige Anerkennung zu erreichen.

Die Hansa und Christian II. Seitdem flutete vollends die Bewegung in immer breiterem Strome auch über Niederdeutschland und den ganzen Norden dahin, der mit ihm seit Jahrhunderten in den lebendigsten Beziehungen stand. Hier verband sie sich mit großen politischen Umwälzungen und führte so auch für das Staatsleben eine neue Zeit herauf.

Ein hochstrebender und gewaltthätiger Fürst, der letzte Unionskönig Christian II. (1513—23), machte dort gleichzeitig den Versuch, das meuterische Schwe-
1520. den durch das schreckliche Stockholmer Blutbad (8. November 1520) zum schweigenden Gehorsam der Furcht einzuschüchtern, in Dänemark die Übermacht des Adels und des Klerus zu brechen, indem er gegen diesen lutherische Prediger, wie Karlstadt, ins Land berief und gegen beide die hart gedrückten Bauern und den schwachen Bürgerstand zu heben versuchte. Deshalb arbeitete er daran, den hansischen Einfluß, der sein Land wirtschaftlich unterjochte, zurückzudrängen, und begünstigte daher die Niederländer, was ihm um so näher lag, als er 1515 sich mit Karls V. Schwester Isabella vermählt hatte. Doch allzu widerspruchsvoll in sich war sein Beginnen und allzu viel Feindseligkeit regte es gegen ihn auf. Schon
1521. im Januar 1521 erhoben die derben Bauern und Bergleute des schwedischen „Thallandes" (Dalarna) den jungen Gustav Erikson Wasa zum „Herrn und Hauptmann der Gemeinen des schwedischen Reiches", im Juni begannen sie die Einschließung von Stockholm, und energisch unterstützten sie dabei eng verbündet Lübeck und Danzig mit ihren Kriegsgeschwadern, so daß endlich im Juni 1523 die dänische Besatzung die Hauptstadt an die lübischen Ratsherren übergab. Noch früher war in Dänemark die Entscheidung gefallen. Ebenfalls auf Lübeck gestützt,
1523. erklärte sich im Januar 1523 Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein gegen Christian II. und empfing bereits im März die Huldigung des jütischen Adels. Da verließ Christian II., schwachmütig an seiner noch keineswegs verlorenen Sache verzweifelnd, Kopenhagen, um in den Niederlanden Schutz zu suchen; doch brachte erst eine hansische Flotte die Hauptstadt und die Inseln 1524 zur Huldigung für Friedrich I.

Die hansische Politik feierte einen letzten großen Triumph. Indem sie den dänischen und schwedischen Adel gegen den König unterstützte, der ihre Rechte an-

taſtete, hatte ſie die Union von Kalmar zerſprengt und ihre Handelsherrſchaft im Norden noch einmal befeſtigt. Denn Guſtav Waſa, ſeit dem 6. Juni 1523 König von Schweden, hatte der Hanſa Handels- und Zollfreiheit in ſeinen vier Haupthäfen gewährt, alle Fremden vom Bürgerrecht und vom Verkehr im Lande ausgeſchloſſen und den ſchwediſchen Aktivhandel auf Lübeck und Danzig beſchränkt. Ebenſo erneuerte Friedrich I. alle ihre Privilegien, geſtattete ihren ſieben wichtigſten Städten die freie Fahrt durch den Sund und verpfändete als Erſatz für die Kriegskoſten Bornholm auf 50 Jahre an Lübeck.

Der Proteſtantismus im Norden. Die Auflöſung der Union öffnete auch die nordiſchen Reiche dem Luthertume. Doch in Dänemark verſtärkte die Einziehung des Kirchengutes nur die Macht des Adels; in Schweden dagegen gelang es der imponierenden Perſönlichkeit Guſtav Waſas, den größten Teil des reichen Kirchengutes der Krone zu ſichern und ſo das ſchwache Königtum auf eine feſte materielle Grundlage zu ſtellen. Dieſe ſtarke nationale Monarchie war die Vorbedingung für die künftige Größe Schwedens. Doch während ſo der Norden der deutſchen Geiſteskultur breiten Eingang öffnete, trieb eben das erwachende Selbſtbewußtſein dieſer Völker ſie zum Kampfe gegen die wirtſchaftliche Beherrſchung durch die Hanſa.

Demokratiſche Umwälzung in Lübeck. Wenn ihr Vorort Lübeck dieſen Kampf energiſch aufnahm, aber in einer rückſichtslos revolutionären Weiſe, wie ſie ſeinen Überlieferungen und der Geſinnung der meiſten Bundesſtädte durchaus widerſprach, ſo erklärt ſich das nur aus der demokratiſchen Umgeſtaltung, die ſich dort in Verbindung mit der Reformation vollzog. Bremen hatte dieſelbe ſchon 1525 faſt vollſtändig durchgeführt, doch einer demokratiſchen Erhebung war der Rat Herr geworden. In Hamburg gewährte die Kirchenordnung von 1528 der Gemeinde nur auf die Verwaltung des Kirchenvermögens größeren Einfluß. In Lübeck dagegen nötigten finanzielle Verlegenheiten infolge des letzten Krieges den Rat, im December 1529 einen Bürgerausſchuß von 48 Männern für die Be- 1529. ratung der notwendigen Finanzmaßregeln zu bilden und auf deſſen Verlangen zugleich die evangeliſche Predigt zu geſtatten. Im nächſten Jahre mußte er zur Mitverwaltung der neuen Steuern einen Ausſchuß von 64 Männern zuziehen und dieſem dann Anteil an allen wichtigen Beſchlüſſen einräumen, endlich ihn durch einen neuen Ausſchuß von 100 Männern unter vier „Wortführern“ ergänzen. Zugleich wurde die neue Kirchenordnung durchgeführt und das Kirchengut eingezogen, ſchließlich auch die Pfründen des Domkapitels. Der Verſuch der beiden Bürgermeiſter, die Hilfe des katholiſchen Herzogs Albrecht von Mecklenburg anzurufen, führte nur zu einer Ergänzung des Rates im demokratiſchen Sinne (April 1531), alles den kaiſerlichen Pönalmandaten zum Trotz. Am 3. Mai 1531 trat 1531. die Stadt dem Schmalkaldiſchen Bunde bei.

Jürgen Wullenwever und die nordiſche Politik. Dieſe alſo umgeſtaltete Gemeinde warf der Führer der demokratiſchen Bewegung, Jürgen Wullenwever (geboren um 1492), in den großen Kampf mit dem Norden, unzweifelhaft ein Mann von weitem Blick und großer Geſichtspunkte fähig, kühn bis zur

Verwegenheit, in seinen Mitteln findig und unbedenklich, dabei ein geborener Redner, der diese bedächtigen Niederdeutschen unwiderstehlich beherrschte. Es galt fürs erste noch im Einvernehmen mit Dänemark den kecken Versuch Christians II., mit niederländischer Hilfe sein Königtum zunächst in Norwegen wiederaufzurichten, zu vereiteln. In der That nötigte ihn eine hansische Flotte, als er am 9. November
1532. 1531 landete und Schloß Aggerhus (Christiania) belagerte, sich am 8. Juli 1532 den Dänen zu überliefern, die ihn nun auf Schloß Sonderburg festhielten. Da
1533. änderte der Tod König Friedrichs I. am 10. April 1533 ganz unerwartet die Lage. Denn den Hauptbewerber um die dänische Krone, Christian (III.) von Schleswig-Holstein, trieb die Furcht vor weiteren Feindseligkeiten Karls V. dazu, sich der burgundischen Politik anzuschließen. Im September 1533 verbündete er sich daher mit Dänemark, Norwegen und Karl V. als Herrn der Niederlande auf 30 Jahre gegen jeden Feind und zur Öffnung der Ostsee für den niederländischen Handel, ein Triumph zugleich der habsburgischen und der nordischen Staatskunst.

In diesem Augenblicke aber lag das Ruder des lübischen Staatsschiffes schon in den Händen Wullenwevers: im Februar 1533 war er in den erneuten Rat getreten und zum Bürgermeister erhoben worden, indem er zugleich an der Spitze der 64 blieb. Als dann die Hamburger Verhandlungen mit den Niederländern und Holsteinern ergebnislos verliefen und die aristokratische Partei seine Abwesenheit zu einem Reaktionsversuche benützen wollte, riß er, unerwartet heimkehrend, die Bürgerschaft zur Ausstoßung der entschiedensten Aristokraten aus dem
1534. Rate mit sich fort (April 1534).

Die letzte Erhebung der Hansa. Nun ohne Widerspruch Herr seiner Stadt wollte er sie neue steile Wege führen, um das alte Ziel, die Ausschließung der Niederländer aus der Ostsee, zu erreichen. Der beherrschenden Stellungen, der Plätze an der großen Straße durch Holstein, der Schlösser und Städte am Sunde, Bornholms und Gotlands sollte sich die Hansa bemächtigen, um von da die baltische See so sicher und unbeschränkt zu beherrschen, wie damals die Portugiesen den indischen Ocean. Doch freilich, zu so kühnen Plänen reichten weitaus seine Mittel nicht hin. Zu den verwegensten, widerspruchvollsten Kombinationen mußte er deshalb greifen, und sie eben erweckten das tiefste Mißtrauen der konservativen Kreise, nicht nur der Räte in den meisten Hansastädten, sondern auch der deutschen Fürsten, was nun eben wieder seine Aussichten auf Unterstützung verringerte.

Er dachte zunächst die Bauern und Städte Dänemarks zur Erhebung gegen die verhaßte Adelsherrschaft fortzureißen, indem er die Wiederherstellung des trotz alledem populären Christian II. auf die Fahne schrieb. In dem unternehmenden Grafen Christoph von Oldenburg, dem er die einstweilige Regentschaft für Christian II. anbot, gewann er einen fürstlichen Bundesgenossen, in Marx Meyer einen tüchtigen Führer für die Landsknechte. Von der leidenschaftlichen Beredsamkeit ihres Führers begeistert, stimmte die Bürgerversammlung in den hohen Hallen von St. Marien ihm zu (13. Mai 1534). Zugleich nahmen in Stralsund, Wismar und Rostock demokratische Ausschüsse die Gewalt in die

Hand und traten Lübeck zur Seite; mit den Dietmarschen wurde ein Bündnis 1534.
geschlossen, mit England, Albrecht von Mecklenburg und Johann Friedrich von Sachsen waren Verhandlungen angeknüpft. So begann der Krieg. Einen raschen Einfall der beiden Führer im südlichen Holstein wies allerdings der dortige Adel zurück, aber die Landung der lübischen Flotte bei Kopenhagen mit etwa 3000 Landsknechten und 200 Reitern am 23. Juni gab das Zeichen zu einer furchtbaren Erhebung der dänischen Bauern. Binnen wenigen Wochen waren alle Inseln samt Jütland und Schonen im Aufstande, dazu Malmö und Kopenhagen gewonnen, Helsingör und Helsingborg besetzt, das lübische Geschwader sperrte den Sund. Es war ein kurzer Traum. Der jütische und fünensche Adel erkannte jetzt Christian III. als König an, der holstische warf sich auf die Lebensader Lübecks, die Trave, und zwang durch deren Sperrung die Stadt zu dem Sonderfrieden von Stockelsdorf (17. November). Aber indem nun Wullenwever aus Rücksicht auf die grollenden Geschlechter die demokratischen Ausschüsse fallen ließ, um sich selber am Ruder zu erhalten, verlor er doch den festen Boden unter den Füßen und verfeindete sich zudem mit dem ehrgeizigen Grafen Christoph, als er, um neue Hilfsquellen sich zu öffnen, dem Mecklenburger Albrecht die dänische Krone bot. Inzwischen warf Johann Rantzau, der fähigste Führer des holstischen Adels, im December 1534 die jütischen Bauern zu Boden, der Adel Schonens fiel den einrückenden schwedischen Truppen zu, und in Schleswig-Holstein und Jütland spannte der Adel jeden Nerv an, um die Entscheidung zu bringen; auch Schweden und der Herzog von Preußen stellten Schiffe. So erzwang Johann Rantzau durch den Sieg bei Middelfahrt am 19. März 1535 1535.
den Übergang nach Fünen und schlug am Abend des 11. Juni bei Assens am Ochsenberge das hansische Heer in blutigem Kampfe aufs Haupt. Selbst das hansische Geschwader, das den Belt sperren sollte, fiel am nächsten Tage vor Svendborg durch Feigheit oder Verrat der feindlichen Flotte fast ohne Gegenwehr in die Hände. Nur Kopenhagen, Malmö und Schloß Warberg in Schonen, wo Marx Meyer kommandierte, hielten noch aus. Da brach auch Wullenwevers letzter Halt. Schon hatte der Hansatag in Lübeck selber die heftigsten Klagen gegen die Politik des Vorortes erhoben, als ein kaiserliches Mandat vom 10. Juli unter Androhung der Acht die Entlassung der neugekornen Ratsherren und die volle Wiederherstellung der alten Verfassung befahl. Am 26. August trat Wullenwever zurück. Der erneuerte Rat machte im Spätjahr noch einen letzten schwächlichen Versuch, die belagerten Plätze mit einer Flotte zu entsetzen; als er mißlang, schloß Lübeck am 14. Februar 1536 den Frieden von Hamburg mit Dänemark, der ihm 1536.
die alten Privilegien bestätigte und Bornholm auf weitere 50 Jahre in seinem Pfandbesitze ließ. Die übrigen wendischen Städte traten nachträglich bei.

Preisgegeben kapitulierten nun im Laufe d. J. 1536 Malmö, Kopenhagen und Warberg; Marx Meyer wurde als Rebell enthauptet. Dasselbe Schicksal traf auch Wullenwever. Als er noch im Herbste 1535 6000 dienstlose Landsknechte im Lande Hadeln gegen Holstein anwerben wollte, fiel er in die Hände des Erzbischofs Christoph von Bremen, der wie sein Bruder, Herzog Heinrich von

Braunschweig, in ihm nur den Feind seiner Kirche und den Rebellen sah. Auf die widersinnigen Aussagen hin, welche die Folter dem unglücklichen Manne erpreßte, wurde er schließlich von dem alten Landgerichte von Wolfenbüttel verur-
1537. teilt und am 24. September 1537 mit dem Schwerte gerichtet, ein schnöder Justizmord, kein Akt der Gerechtigkeit.

Die aristokratische Geschichtsüberlieferung hat auch Wullenwevers Andenken noch entstellt. Doch er war der letzte Staatsmann der Hansa, sein Unternehmen der letzte Versuch selbständiger städtischer und insbesondere hansischer Politik. Er scheiterte auch nicht etwa deshalb, weil seine handelspolitischen Pläne im Widerspruche mit dem Geiste seiner Zeit gestanden hätten, sondern weil er keine nationale Staatsgewalt hinter sich hatte, wie die Gegner. Die Zeit, da ein Städtebund eine Großmacht sein konnte, war vorüber.

Ausbreitung des Protestantismus in Niederdeutschland. Aber wenn Wullenwever erlag und mit ihm die demokratische Erhebung in sich zusammensank, die kirchliche Neugestaltung blieb aufrecht, ja sie fand an dem nunmehr lutherischen Norden einen Rückhalt und breitete sich weiter und weiter aus. In Pommern gab der Camminer Vertrag zwischen beiden Herzogslinien im
1534 August 1534 den Anstoß, auf dem Treptower Landtage im December stimmten die Städte dem Reformationsentwurfe zu, während Adel und Klerus noch widerstrebten; dann führte Johann Bugenhagen die neue Ordnung durch. Stürmischeren Charakter trug die Bewegung in Westfalen. In Soest zwang eine demokratische Erhebung den Rat zur Nachgiebigkeit (Juli 1533); in Paderborn warf der neuerwählte Bischof Hermann von Wied eine solche nieder; in Münster nötigte die Bürgerschaft, von Bernhard Rottmann dem Luthertum gewonnen, dem Bischof die Einräumung der meisten Kirchen ab, indem sie in einer dunklen
1532. Decembernacht d. J. 1532 die eben zur Huldigung in Telgte versammelten Edelleute und Domherren überfiel und meist zu Gefangenen machte. Da dem Beispiele der Hauptstadt die meisten Stadtgemeinden des Stiftlandes folgten, so schien damit der Sieg der Reformation in ganz Westfalen entschieden.

Die Wiedertäufer. Nun aber hatte eben hier wie überhaupt besonders im nordwestlichen Deutschland eine religiöse Anschauung um sich gegriffen, die, an sich harmlos, doch allmählich zur Bildung einer fanatischen Sekte führte, das Wiedertäufertum, der Anabaptismus. Ausgehend von dem Satze, daß nicht die heilige Schrift, sondern die innere Erleuchtung durch den göttlichen Geist den Menschen zu Gott führe, verwarf sie ebenso die Kraft der Sakramente, wie das abgeschlossene Priestertum, und wollte eine Gemeinschaft der Heiligen gründen, die in Leben und Werken Christi nachfolge und zu der die Taufe den Zutritt eröffne, doch erst, wenn jene Erleuchtung eingetreten sei, also im erwachsenen Lebensalter. Diese mystisch-schwärmerische Lehre, wie sie vor anderen der milde Hans Denck vertrat, der nach einem Leben voll Unruhe und Verfolgung um 1527 in Basel starb, kam weit verbreiteten Stimmungen und Bedürfnissen derart entgegen, daß sie sich mit außerordentlicher Schnelligkeit, zunächst besonders im südlichen Deutschland, Tausende von Anhängern erwarb. Selbst die unmenschliche

Verfolgung, die namentlich in den österreichischen Landen, in Bayern, Schwaben und der Pfalz mit Scheiterhaufen und Schaffot gegen sie wütete, vermochte sie nicht auszurotten, vielmehr verbreitete sich das Täufertum nun besonders nach dem Norden und bildete in den Niederlanden, in Jülich-Cleve-Berg, im Kölnischen, in ganz Westfalen, namentlich im Bistum Münster, zahlreiche Gemeinden. Doch zur Verzweiflung getrieben durch die Verfolgung lenkten die Täufer allmählich in eine fanatische Richtung ein. Die Rache ward ihnen zu einer Art Religion, sie erwarteten die baldige Wiederkunft Christi und wollten, um diese vorzubereiten, das „Reich Zion" aufrichten als eine demokratisch-kommunistische Genossenschaft der „Heiligen".

Das Wiedertäuferreich in Münster. In den Niederlanden trat als Prophet dieses Glaubens Jan Matthys von Leyden auf, indem er überallhin seine Apostel aussandte, und eben dieser Richtung schloß sich auch Bernhard Rottmann in Münster an. Als der Rat gegen seine Predigten einschritt, rief er gegen Ende d. J. 1533 die Wiedertäufer herbei. In wenigen Wochen zählte ihr Anhang nach Tausenden; schon am 8. Februar 1534 erzwangen sie, zum 1534. erstenmale überhaupt, öffentliche Duldung, am 21. siegten sie bei der Ratskür, am 28. jagten sie die „Ungläubigen" aus der Stadt und richteten mit rücksichtsloser Konsequenz ihr kriegerisch-kommunistisches Gemeinwesen ein, an dessen Spitze als Prophet Jan Matthys stand. Nun wurde Münster allerdings sofort von bischöflichen, clevischen und hessischen Truppen eingeschlossen, aber die Kämpfe mit ihnen steigerten nur den Fanatismus, und als um Ostern Matthys bei einem Ausfalle umgekommen war, da trat zunächst als Prophet der jugendschöne, begeisterte Jan Bokelson (Beukelszoon, geboren 1509) aus Leyden an seine Stelle. Nachdem er sich anfangs mit zwölf „Ältesten" umgeben, richtete er im Juli 1534 nicht ohne Widerstand das „Reich Zion" auf. Als „Johann, von Gottes Gnaden König des neuen Israel" fällte er oft selbst nach mosaischem Rechte auf offenem Markte den Spruch, setzte Knipperdollinck zu seinem „Statthalter" ein, der an seiner Stelle das richtende Schwert führte, und ahndete mit blutiger Härte jeden Abfall vom göttlichen Gebot. Daneben umgab er sich mit einer prachtvollen Hofhaltung, sogar mit einem Harem, denn auch die Vielweiberei der Patriarchen erschien ihm als Vorbild. Und dies „Reich" dachte er von Münster aus durch Predigt und Eroberung über die Welt auszubreiten. Eine radikale Umwälzung und Zerstörung wäre die Folge eines wiedertäuferischen Sieges gewesen, doch das hinderte die enge Einschließung, die auch nach dem mißlungenen Sturme vom 30. August aufrecht erhalten wurde, jetzt im Namen des deutschen Reiches. Allmählich trieben Not und Mangel Hunderte aus der Stadt, die nun von den Belagerern unbarmherzig zurückgewiesen wurden und elend verkamen, bis endlich in der Johannisnacht d. J. 1535 der Verrat der Verzweiflung den Reichstruppen 1535. eine Mauerpforte öffnete. In wütendem Straßenkampfe wurden die Wiedertäufer überwältigt, der „König" mit Knipperdollinck und Genossen gefangen, dann im Januar 1536 qualvoll hingerichtet, ihre zerfetzten Leiber in eisernen Käfigen am Turme der Lambertikirche aufgehängt. Münster aber verfiel der kirchlichen und

politischen Reaktion, um fortan die Hochburg des westfälischen Katholizismus zu werden. Das Täufertum selber lenkte allmählich in eine gemäßigtere Richtung ein.

Der Protestantismus in Würtemberg. Was so im Norden der Protestantismus durch eine überspannte Richtung verlor, das gewann er um dieselbe Zeit in Würtemberg. Hier hatte die habsburgische Regierung durch ihre strengkatholische Haltung alle Sympathien des Volkes verscherzt und durch die Auflösung des schwäbischen Bundes i. J. 1533, eine Folge des konfessionellen Zwiespaltes seiner Mitglieder, auch ihren äußeren Halt verloren. Um so mehr wachte die Erinnerung der Schwaben an ihr verbanntes Herrscherhaus wieder auf. Nun begnügten sich zwar die bayerischen Verwandten des jungen Herzogs Christoph, der im Oktober 1532 vom Hofe König Ferdinands zu ihnen entkommen war, damit, ihm eine Zuflucht zu gewähren und seinen Federkrieg gegen Österreich zu unterstützen, aber der thatkräftige Philipp von Hessen, bei dem der alte Herzog Ulrich seit 1527 verweilte, dachte diese Gelegenheit zu benutzen, um der habsburgischen Übermacht in Südwestdeutschland einen entscheidenden Stoß zu versetzen und schloß deshalb mit König Franz von Frankreich, dessen Interessen dies
1534. ebenso sehr entsprach, im Januar 1534 den Vertrag von Bar-le-Duc, um unter dem Scheine eines Verkaufs der würtembergischen Grafschaft Mömpelgard (Montbéliard) ansehnliche Hilfsgelder zur Anwerbung eines stattlichen Heeres von 24,000 Mann zu gewinnen. Am 13. Mai sprengte er die kaum halb so starken Truppen der österreichischen Regierung bei Laufen am Neckar auseinander, am 15. huldigte Stuttgart dem Herzog Ulrich, die festen Burgen der Rauhen Alp fielen alle binnen vierzehn Tagen, und schon am 29. Juni beendete unter kursächsischer Vermittelung der Friede von Kaden am Erzgebirge den Krieg. Herzog Ulrich erhielt sein Land zurück, zwar als habsburgisches Lehen, aber mit Sitz und Stimme im Reichstage und ohne bindende Verpflichtungen in der kirchlichen Frage einzugehen. Vielmehr wurde sofort der lutherische Ritus eingeführt und an der Universität Tübingen das „Stift“ als die höchste theologische Bildungsanstalt des Landes errichtet. Ohnmächtig standen die katholischen Fürsten diesem Umsichgreifen der protestantischen Bewegung gegenüber; auch der Bund, den im November 1534 Brandenburg, das Herzogtum Sachsen, Braunschweig-Wolfenbüttel und -Kalenberg, Mainz und Magdeburg dagegen abschlossen, blieb ohne Folgen. Der Schmalkaldische Bund nahm vielmehr im April 1536 bei seiner Erneuerung auf sechs Jahre die meisten der seit 1532 übergetretenen Reichsstände (Pommern, Würtemberg, Hamburg) auf und stellte sie somit unter seinen Schutz.

Auswärtige Verwickelungen und Zugeständnisse des Kaisers. Es war das Verhängnis für Papst und Kaiser, daß diesen beständig die zahllosen Verwickelungen seines Weltreiches fesselten, jenen die Furcht vor den Stürmen eines Concils hinderte, dies einzige Mittel, das vielleicht den Abfall der Germanen noch aufhalten konnte, zu ergreifen, und daß tiefes gegenseitiges Mißtrauen beide niemals zu vollem Zusammenwirken gegen die deutschen Ketzer kommen ließ. Erst Paul III. Farnese (1534—49) faßte, gedrängt vom Kaiser, den Gedanken

eines Concils und sandte seinen Nuntius Paul Vergerio im Spätherbst 1535 1535.
nach Deutschland, um mit den protestantischen Ständen darüber zu verhandeln. Selbst mit dem gebannten Luther hatte der päpstliche Gesandte auf dem Wittenberger Schlosse eine Zusammenkunft. Da der Reformator dem Concile zustimmte, so schrieb der Papst dasselbe auf den 23. Mai 1537 nach Mantua aus. Doch die Bedingung, an welcher für die Protestanten alles hing, daß es ein „freies" sei, also die rückhaltlose Besprechung aller kirchlichen Fragen gestatte, wollte und konnte Rom nicht erfüllen, und so lehnten im Februar 1537 die Schmalkaldener 1537.
die Beschickung des Concils ab. Die „Schmalkaldischen Artikel" betonten ihren kirchlichen Standpunkt aufs entschiedenste. Trotzdem war der Kaiser außer stande in Deutschland einzugreifen. Sein glücklicher Kreuzzug gegen Tunis im Sommer 1535 hatte den Sultan zu neuem Kriege gereizt, der Tod Franz Sforzas (Oktober 1535) die Ansprüche Franz' I. auf Mailand wieder erweckt; er war in Bündnis mit den Türken getreten und hatte 1536 den dritten italienischen Krieg eröffnet. Erst der Sieg der Türken bei Esseg a. Drau am 10. September 1537, der Ungarn wieder in die äußerste Gefahr brachte, und ihr Angriff auf das venezianische Korfu ermöglichte es dem Papste, im Mai 1538 den zehnjährigen Waffenstillstand von Nizza zwischen dem Kaiser und dem König zustande zu bringen.

In dieser schwierigen Lage hatte Karl V. seinen Kanzler Matthias Held nach Deutschland entsendet, um den protestantischen Ständen selbst nach dem Scheitern des Concils den Frieden zuzusichern. Statt dessen erklärte dieser den Nürnberger Religionsfrieden für gebrochen und brachte sogar eben in Nürnberg am 10. Juni 1538 einen Bund zwischen katholischen Fürsten, dem König Ferdi- 1538.
nand, den Herzögen von Bayern, Sachsen und Braunschweig, den Erzbischöfen von Mainz und Salzburg zustande, der die Gefahr eines Religionskrieges in drohende Nähe rückte. Doch der Kaiser, der die Hilfe aller Fürsten gegen die Türken brauchte, entließ Held in Ungnade und gewährte im April 1539 den 1539.
Protestanten den Frankfurter Anstand (Stillstand). Er sicherte ihnen den Stillstand der Kammergerichtsprozesse zunächst auf 18 Monate zu, erkannte damit also die Erweiterung des Schmalkaldischen Bundes an und nahm, da an ein Concil vorerst nicht mehr zu denken war, Ausgleichsverhandlungen in Form von Religionsgesprächen in Aussicht.

Neue Fortschritte des Protestantismus. Unter dem Schutze dieses Abkommens gingen drei der bedeutendsten norddeutschen Fürstentümer zum Protestantismus über. Im albertinischen Sachsen und in Brandenburg genügte ein Thronwechsel, um seinen Sieg zu entscheiden, denn längst war die Bevölkerung ihm innerlich gewonnen. In Sachsen machte der Tod Herzog Georgs seinen Bestrebungen, das Land der Neuerung zu verschließen, am 17. April 1539 ein 1539.
Ende. Da seine Söhne vor ihm gestorben waren und die Stände seinen Plan, die Nachfolge an Böhmen zu bringen, vereitelt hatten, so folgte ihm sein jüngerer Bruder Heinrich der Fromme, der sein Fürstentum Freiberg-Wolkenstein schon zu Pfingsten 1537 der neuen Lehre geöffnet hatte, auch dem Schmalkaldischen

Bunde beigetreten war. Eine Kirchenvisitation seit dem Juli 1539 ordnete nun nach kursächsischem Muster die Verhältnisse. Heinrichs Sohn Moritz (1541 bis 1553) erwarb sich dann das besondere Verdienst, die Universität Leipzig reichlicher auszustatten und das höhere Unterrichtswesen durch die Gründung der drei Fürsten- und Landesschulen Meißen, Schulpforta und Merseburg (später nach Grimma verlegt) nach dem Muster der Würtembergischen Stiftsschulen in humanistisch-reformatorischem Sinne umzugestalten.

In Brandenburg ging nach dem Tode des harten Joachim I. am 11. Juni 1535 sein jüngerer Sohn Johann von Küstrin in seiner Neumark mit der Neugestaltung voran; der ältere, der Kurfürst Joachim II., folgte ihm, da sein Adel sich noch im September 1538 für die alte Kirche aussprach, erst dann, als der Bischof von Brandenburg sich offen für die Reformation erklärte. Eine große Abendmahlsfeier nach lutherischem Ritus in der Nikolaikirche zu Spandau unter Teilnahme des gesamten Hofes und der evangelisch gesinnten Geistlichen (1. November 1539) leitete dann die Umgestaltung ein, und auch die Bischöfe von Havelberg und Lebus fügten sich ihr nach kurzem Zögern. Dieser Anstoß wirkte weiter nach Braunschweig-Kalenberg hinüber, wo Joachims II. Schwester Elisabeth
1540. nach dem Tode ihres Gemahls Erich im Juli 1540 als Regentin für ihren Sohn die neue Lehre einführte; in Mecklenburg gab um dieselbe Zeit Bischof Magnus von Schwerin dazu den Anstoß.

Ausgleichsverhandlungen. Diese raschen Fortschritte konnten den Kaiser in dem Wunsche nach einem Ausgleiche nur bestärken. Zu Hagenau im Juli 1540 eröffnet, wurden die Verhandlungen seit dem November in Worms zunächst mit scheinbar besserem Erfolge von Eck und Melanchthon wieder aufgenommen
1541. und sodann nach Regensburg verlegt, wo der Kaiser im Frühjahr 1541 selber zum Reichstage erschien, zum erstenmale seit 1530, und wieder von den meisten Fürsten des Reiches umgeben war; von den bedeutenderen war nur Johann Friedrich von Sachsen nicht erschienen. In der That verständigten sich nun die 12 „Collocutoren" über vier wichtige Sätze, sogar über die Rechtfertigungslehre, so daß der Kaiser den Antrag stellte, die verglichenen Artikel bis zu einem Concil anzunehmen und gegenseitige Duldung zu üben. Doch Luthers ganzes Wesen sträubte sich gegen jede Verflachung seines Glaubensbegriffes; selbst Johann und Georg von Anhalt, die bei ihm in Wittenberg erschienen, vermochten ihn nicht zur Nachgiebigkeit zu bringen, und von ihm bestimmt, wies der Kurfürst Melanchthon an, nichts von der Augsburgischen Confession nachzulassen. Schließlich erklärten auch die Katholiken nicht nachgeben zu können, und in der That, das, worauf es vor allem ankam, ihren Kirchenbegriff, konnte keine von den Parteien opfern, ohne sich selber preiszugeben, und diese Prinzipien schlossen sich aus. So verwies denn der Reichstagsabschied die Entscheidung wieder auf ein Concil oder, falls ein solches nicht binnen 18 Monaten zustande komme, auf den Reichstag. Bis dahin sollten alle Neuerungen eingestellt werden; nur die kirchenrechtlichen Prozesse, deren Berechtigung nicht ganz unzweifelhaft war, blieben unentschieden, die Bischöfe wurden zu besserer Verwaltung des Kirchenwesens verpflichtet. Da die

Protestanten jedoch rund heraus erklärten, diesen Abschied niemals annehmen zu können, so gab der Kaiser ihnen nach mehrstündigen Verhandlungen eine „Deklaration" des Abschiedes, die ihn eigentlich aufhob. Sie sollten an die verglichenen Artikel nicht gebunden sein, auch Stifte und Klöster „zur Reformation anhalten" dürfen; sogar die Zulassung protestantischer Mitglieder zum Reichskammergericht wurde in Aussicht gestellt (29. Juli 1541).

Weitere Erfolge des Protestantismus. Dies Ergebnis mußte die Evangelischen ermutigen. Im Stift Magdeburg erwirkten die Stände 1541 gegen das Versprechen, die drückenden Schulden ihres Erzbischofs Albrecht großenteils zu übernehmen, daß dieser ihnen ihre Bitte, reformieren zu dürfen, „nicht abschlug". Die stolze Reichsabtei Quedlinburg führte die Äbtissin, eine Gräfin von Stolberg, selber zur neuen Lehre hinüber. Ja als der Herzog Heinrich von Braunschweig, der einzige Reichsfürst Norddeutschlands, der noch am alten Glauben festhielt, wegen Zerstörung einiger Klöster die Reichsacht gegen Goslar ausbrachte und die Stadt hart bedrängte, da nahm der Schmalkaldische Bund sich thatkräftig der Genossin an und setzte unter Führung Philipps von Hessen und Johann Friedrichs von Sachsen im Juli 1542 ein Heer von 20,000 Mann gegen ihn in 1542.
Bewegung. Der Herzog flüchtete, Wolfenbüttel, seine Hauptstadt, ergab sich nach kurzer Beschießung und das Land wurde unter sächsisch-hessischer Verwaltung alsbald reformiert.

Bereits flutete die Bewegung auch rheinabwärts: das größte geistliche Fürstentum und das bedeutendste Herrscherhaus der niederrheinischen Lande schickten sich gleichzeitig zum Übertritt an. In ehrlicher Überzeugung begann Hermann von Wied, Erzbischof von Köln, gedeckt durch jene Regensburger Vollmacht für die Bischöfe und mit Zustimmung seines Adels, der im Juli 1543 seinen Reformationsentwurf annahm, wenngleich unter dem Widerstreben der Geistlichkeit und des Rates von Köln, die Umgestaltung; Butzer und Melanchthon standen ihm dabei beratend zur Seite. In seiner unmittelbaren Nachbarschaft hatte schon 1511 Herzog Johann III. von Cleve-Mark neben seiner Gemahlin Maria, der Erbin von Jülich-Berg-Ravensberg, die Verwaltung dieser Lande übernommen und mit ihnen nach dem Tode seines Vaters Johann II. 1521 seine eignen Lande in Personalunion vereinigt. Schließlich erlebte er es auch, daß die Stände des Herzogtums Geldern, um das Land nicht in die Hände der verhaßten Habsburger fallen zu lassen, im December 1537 seinen Sohn Wilhelm zu ihrem Landesherrn erkoren und dieser die Regierung nach dem Tode des alten Herzogs Karl von Egmont (30. Juni 1538) auch wirklich antrat. So erstreckte sich die Herrschaft des Hauses Cleve in ununterbrochenem Zusammenhange von der Eifel bis an die Zuydersee. Um so wichtiger war seine kirchliche Stellung, zumal für die habsburgischen Niederlande.

Nun hielt Herzog Johann, eine friedliche, maßvolle Natur, umgeben von ähnlich gesinnten Räten, wie Konrad von Heresbach, und bereits im Besitz einer so ausgebildeten Kirchenhoheit wie kaum ein anderer Reichsfürst (s. S. 538), an der vermittelnden Richtung des Erasmus fest und hatte deshalb in seiner Kirchenord-

nung vom 11. Januar 1532 und noch bestimmter in der Deklaration vom 8. April 1533 die Pflege praktischer Frömmigkeit den äußerlichen Ordnungen und selbst der Glaubenslehre gegenüber betont, indem er jedes Bekenntnis zum Luthertume vermied. Hätte sich dies System behaupten können, so wäre etwa ein Zustand wie in England unter Heinrich VIII. die Folge gewesen, aber eben das war in diesen allen Einflüssen ausgesetzten niederrheinischen Landen unmöglich: Johanns Sohn Wilhelm III. (seit 1539) trat im Februar 1543 zum Luthertume über.

Auch im südlichen Deutschland griff dies um sich. Im Jahre 1543 reformierte die Reichsstadt Regensburg ihr Kirchenwesen, dann die sogenannte junge Pfalz (Neuburg a. Donau) unter Ottheinrich; selbst in Bayern und Österreich gewann die neue Lehre unwiderstehlich Boden.

Kein Zweifel: gingen die Dinge ihren natürlichen Lauf und wußte der Schmalkaldische Bund die Umgestaltung mit seinem Schilde zu decken, wie er es unfraglich konnte, dann war der Sieg des Protestantismus im ganzen Reiche nur noch eine Frage der allernächsten Zeit.

Beendigung der auswärtigen Kriege, Lockerung des Schmalkaldischen Bundes. Der Kaiser schien das nicht hindern zu können, denn von allen Seiten war er wieder umstrickt. Nach Johann Zapolyas Tode 1541 ließ Soliman seinem jungen Sohne Sigismund nur Siebenbürgen; das Kernland Ungarns nahm er im September selber in Besitz als ein türkisches Paschalik. Seitdem stand der Halbmond 145 Jahre hindurch über der Königsburg von Ofen, und in wenigen Märschen konnten jetzt türkische Heersäulen die deutsche Grenze überschreiten. Ein Reichsfeldzug, zu dem der Reichstag Anfang 1542 die Mittel bewilligte, verlief im Herbst dess. J. ergebnislos.

Diese Bedrängnis der Habsburger lockte Franz I. unwiderstehlich zur Erneuerung des Krieges. Er trat mit Dänemark und Schweden, sogar mit den Türken in Bündnis, er gewann den Herzog von Cleve, dessen geldrische Erbschaft Karl V. anzuerkennen sich weigerte, weil sie sein niederländisches Gebiet zerriß. Eine kühne, entschlossene Politik der Schmalkaldener hätte damals triumphieren müssen.

Doch kläglich zeigte sichs, daß in den engen Verhältnissen deutscher Kleinstaaten die großen Gesichtspunkte verloren gingen, und mit glänzender Meister-
1541. schaft wußte der Kaiser das zu benutzen. Schon 1541 gelang es ihm in Regensburg, den rührigsten aller Bundesfürsten, Philipp von Hessen, halb und halb zu sich herüberzuziehen. Denn durch seine unglückselige Nebenehe mit Margarethe von der Saal (März 1540), der leider selbst die Reformatoren kein direktes Verbot der heiligen Schrift entgegenzusetzen wußten, in die peinlichste Lage zum geltenden Strafrecht gebracht, suchte er eine Anlehnung an dem einzigen, der ihn vor den Folgen zu schützen vermochte, am Kaiser, und versprach ihn in „weltlichen" Dingen zu unterstützen. Weiter verpflichtete Karl V. den Kurfürsten Joachim II. durch Bestätigung seiner Kirchenordnung, dem Schmalkaldischen Bunde fern zu bleiben, und wußte andrerseits junge, ehrgeizige Fürsten protestantischer Häuser, wie Johann von Küstrin, mit persönlichen Gnadenerweisungen an sich zu fesseln. So verweigerte der Bund auf Philipps Betrieb dem Herzog von Cleve die nach-

gesuchte Aufnahme; ja dem Tage von Schmalkalden im Juni 1543, der über die Erneuerung beriet, blieben manche Stände fern, andere lehnten die Fortsetzung des Verhältnisses ab oder weigerten die Geldbeiträge, wie die oberdeutschen Städte und Würtemberg. Moritz von Sachsen war sogar schon ausgetreten.

So erfocht die spanische Politik Karls V. über diese kurzsichtigen, unbeholfenen Germanen einen Sieg nach dem anderen. Im August 1543 warf er sich, 1543.
selbst von den Schmalkaldnern mit Lebensmitteln unterstützt, von Bonn aus mit 35,000 Mann auf den Herzog von Cleve, der vergeblich die französische Hilfe erwartete. Nach der raschen Übergabe seiner meisten Festungen blieb ihm nichts übrig, als im Lager von Venloo die Gnade des Kaisers anzurufen. Er lieferte ihm Geldern aus und verzichtete auf die Durchführung der begonnenen Reformation.

War schon dies ein Schlag für Frankreich, so verstand Karl V. die allgemeine Entrüstung über die Beschießung und Plünderung Nizzas durch eine türkisch-französische Flotte im August 1542 auszubeuten, um das ganze Reich zum Kriege mit den Franzosen fortzureißen. Auf dem Reichstage von Speier im Februar 1544 gewährte er allerdings den Protestanten die Aufnahme der Regens- 1544.
burger Deklaration in den Reichstagsabschied bis zur Entscheidung durch ein „gemeines, freies, christliches Concilium“ oder durch den Reichstag, doch dies Zugeständnis machte er nur auf Zeit und inzwischen beendete er mit einem Schlage den Krieg. Während die ihm verbündeten Engländer von Boulogne aus vorgingen, führte er selbst nach der Einnahme von Luxemburg im Juni 1544 das Reichsheer, die kleinen Plätze überwältigend, an der Marne abwärts gegen Paris hin vor und erreichte an dem bei Chalons lagernden französischen Heere von 40,000 Mann vorüber, das ihm die Schlacht verweigerte, Chateau-Thierry, zwei Märsche von der Hauptstadt. Dort machte man sich schon aufs äußerste gefaßt, doch der Kaiser, seinem meuterischen Heere mit Recht mißtrauend, bog nordwärts ab und nahm am 12. September Soissons. Den Schrecken des überraschten Gegners, der die Zustände in der feindlichen Armee nicht kannte, benutzte er mit rascher Wendung nur, um schon am 18. September 1544 zum Erstaunen der Welt den Frieden von Crespy auf Grund des Friedens von Cambrai abzuschließen. Im nächsten Jahre, am 10. November 1545, erlangte König Ferdinand 1545.
vom Sultan gegen Zusicherung eines Tributes einen Waffenstillstand auf 18 Monate.

Der Krieg mit den Türken und Franzosen war zu Ende, der Krieg mit den deutschen Ketzern begann.

Konflikt des Kaisers mit den Schmalkaldnern. Seit der raschen Überwältigung des Herzogs von Cleve war der Kaiser entschlossen, es auf einen Krieg ankommen zu lassen. Einerseits drängte ihn die kirchliche Frage vorwärts, insbesondere die begründete Furcht, vom Niederrhein her könne die Ketzerei die sorgfältig gehütete Glaubenseinheit seiner Niederlande gefährden, andrerseits der uralte Gegensatz zwischen dem Kaisertume und der Selbstherrlichkeit deutscher Fürsten. Rasch verschärften sich diese Verhältnisse. Um dem kirchlichen Zwitter-

zustande ein Ende zu machen, der Deutschland dem Protestantismus überlieferte, berief Paul III. das immer wieder verheißene Concil nach Trident. Doch in Worms lehnten im Sommer 1545 die protestantischen Stände abermals die Beschickung ab, weil es ihre Bedingungen nicht erfülle. Und jetzt erklärte sich Hermann von Köln offen für die Reformation, der unter dem Einflusse Landgraf Philipps neugewählte Erzbischof von Mainz, Sebastian von Heusenstamm, neigte ihr zu, Kurfürst Friedrich II. von der Pfalz (seit 1544) gestattete die Predigt des Evangeliums und trat im December 1545 selbst über. Herzog Heinrich von Braunschweig aber, der einen Versuch zur Rückeroberung seines Landes machte, wurde im Oktober von den Schmalkaldnern bei Northeim geschlagen und gefangen gesetzt. So wußten die Protestanten das Gewonnene zu behaupten, ja sie standen im Begriff, die Mehrheit im Kurfürstenrate zu erlangen und dann konnten sie die Reichsgewalt an sich reißen, wenn sie straff zusammenhielten.

Doch eben daran ließen sie es fehlen. In ihrem eignen Lager gewann der Kaiser Bundesgenossen, vor allen den jungen Herzog Moritz von Sachsen. Der gehörte schon der zweiten Generation protestantischer Fürsten an, die sich ihre Überzeugung nicht in ernsten, inneren Kämpfen hatten erringen müssen, sondern sie als etwas Fertiges übernahmen. Früh selbständig geworden, zeigte er das schon beim Regierungsantritte darin, daß er die alten Räte Herzog Georgs, insbesondere Georg und Christoph von Carlowitz, wieder berief, denen der Protestantismus nicht eben Herzenssache war. Aber seine Politik hat er immer selber gemacht. Unter der täuschenden Außenseite einer sinnlichen, leidenschaftlichen Natur, die in Jagden, Trinkgelagen und Liebeshändeln Genüge suchte, verbarg der hochgewachsene, starke Herr mit den blitzenden Augen alle Eigenschaften eines verschlagenen, unbedenklichen, ehrgeizigen Staatsmannes. Wachsen wollte er an Land und Leuten, Macht und Ansehen gewinnen, wenn nicht mit den ernestinischen Vettern, dann gegen sie. Es war ein Unglück für das Haus Wettin, ja für den Protestantismus, daß die Landesteilung von 1485 zwischen den beiden Linien allzuviel gemeinsam gelassen, und daß Johann Friedrich in seiner beschränkten, eigensinnigen Weise den Albertinern eine gleichberechtigte Stellung nicht einräumen wollte. So entbrannte um die sächsischen Bistümer zunächst ein heilloser Streit. Nicht nur setzte der Kurfürst in Naumburg an Stelle des vom Kapitel erwählten Julius Pflug den Lutheraner Nikolaus von Amsdorf, was Moritz nicht unmittelbar berührte, sondern er begann 1542 auch das bischöflich meißnische Amt Wurzen zu reformieren, ohne zu beachten, daß er hier mit Moritz die Schirmvogtei teilte, und führte dadurch einen Streit herbei, der zu offener Fehde ausgeartet wäre, wenn Philipp von Hessen nicht vermittelt hätte (11. April 1542) und der jedenfalls den Austritt des Herzogs aus dem schmalkaldischen Bunde mit veranlaßte. Das Bistum Merseburg sicherte Moritz seinem Hause durch die Wahl seines Bruders August zum Administrator i. J. 1544. Aber weit wichtiger und schwieriger war die Frage, was aus den beiden benachbarten reichsunmittelbaren Stiftern Magdeburg und Halberstadt werden sollte, deren kirchliche Zustände innerlich unhaltbar waren (s. S. 657). Daß Johann Friedrich hier

nicht rechtzeitig zu einem billigen Vergleiche sich verstand, daß er weiter den klugen Vorschlag des Vetters zu einem engen Bündnis zwischen beiden Sachsen und Hessen zurückwies (März 1545), das trieb den jungen Herzog auf die Seite des Kaisers.

Vorbereitungen des Kaisers. Dieser hatte inzwischen seine Vorbereitungen vorsichtig weiter geführt. Im December 1545 wurde das Tridentiner Concil wirklich eröffnet, der Papst bot ihm selbst Geld- und Waffenhilfe gegen die deutschen Ketzer an, während ein letzter Versuch zur Verständigung mit ihnen im März 1546 mißlang, ja er bewilligte zu diesem Zwecke dem Kaiser einen Teil der kirchlichen Einkünfte in Spanien; Herzog Alba von Toledo, der echte Vertreter des kastilischen Adels, drängte ihn vorwärts, ebenso sein Sohn Philipp (II.), der Statthalter in Spanien. So entschloß er sich. Am 2. Juni 1546 unter- 1546.
zeichnete er ein geheimes Bündnis mit Herzog Wilhelm von Bayern, dem er die Ehe zwischen seinem Sohne Albrecht und König Ferdinands Tochter Anna mit dem Rechte der Nachfolge in den Landen der Habsburger zusicherte, falls Ferdinands Geschlecht in seiner männlichen Linie aussterben sollte, und die Aussicht auf die pfälzische Kur eröffnete, falls Friedrich II. seinen Gegnern beitrete; am 9. Juni meldete er seiner Schwester Maria in Brüssel seinen Entschluß zum Kriege.

Schon war auch Moritz seit dem 26. Mai bei ihm in Regensburg. Am 20. Juni brachte er die Unterhandlungen mit dem Kaiser persönlich zum Abschluß. Das Schutzrecht über Magdeburg und Halberstadt, die Aussicht auf die Kurwürde und die Lande der Ernestiner, das war der Preis, den ihm der Kaiser zahlte für das vorsichtig verklausulierte Versprechen, sich dem Concil zu unterwerfen, soweit es die anderen Fürsten thun würden, und die Acht gegen den Kurfürsten zu vollstrecken, falls seine Stände dem zustimmten.

Ausbruch des Schmalkaldischen Krieges. So stand es bereits, während Karl V. noch auf dem am 5. Juni eröffneten Reichstage von Regensburg mit den protestantischen Gesandten über das Concil verhandelte. Sie ahnten noch nichts. Erst als er ihren Vorschlag, ein Nationalconcil zu berufen, mit spöttischem Lachen aufnahm (13. Juni), wurden sie aufmerksam, und da sie jetzt die unverkennbaren, kriegerischen Vorbereitungen des Kaisers auf sich beziehen mußten, so stellten sie ihm die Anfrage, welche Absichten diese Rüstungen verfolgten. Die schriftliche Antwort der kaiserlichen Räte am 16. Juni, Kaiserliche Majestät sei keineswegs gesonnen, jemand wegen seiner Religion zu beunruhigen, doch wenn jemand ihm nicht gehorsam wäre, würde er sein Ansehen gegen ihn brauchen müssen, galt ihnen als Kriegserklärung; mit feierlichem Eide schwuren sie einander zu, zur Verteidigung ihres Glaubens „Gut und Blut aufzusetzen". Am 26. Juni schloß der Kaiser sein Bündnis mit dem Papste, am 20. Juli verhing er über Johann Friedrich von Sachsen und Philipp von Hessen des Reiches Acht. Noch einmal verbündeten sich die beiden großen Gewalten des Mittelalters zum Kampfe gegen die Ketzerei und gegen das trotzige deutsche Fürstentum, zum letztenmale und umsonst. Denn nur einen vorübergehenden Sieg erfochten

beiden ihre Söldner und Diplomaten, der Geist der Zeit und der Genius der deutschen Nation stritten gegen sie und sie vermochten ihn nicht zu überwinden.

Luthers Tod. Doch der sein Volk aufgerufen hatte zum Kampfe gegen Rom, Martin Luther, hat diese Entscheidung nicht erlebt. Er hatte sie kommen sehen, bangen Herzens, und in heißem Gebet sich immer wieder die Kraft errungen gegen die Zweifel, die ihm in finsteren Stunden zuweilen wohl aufstiegen, ob er Recht gethan habe, die Verantwortung auf sich zu nehmen für das ewige Heil der Millionen Seelen, die an seinem Worte hingen. Dreißig Jahre durch hatte er im Kampfe gestanden, doch er endete bei einem Werke des Friedens und
1546. im Frieden seines Gottes. Als er im kalten Januar 1546 nach Eisleben gegangen war, um einen langen Streit der Grafen von Mansfeld endlich zu vergleichen, ereilte ihn hier in seiner Vaterstadt am frühen Morgen des 18. Februar der Tod, den er oft herbeigesehnt hatte. In der Schloßkirche zu Wittenberg wurde er beigesetzt. Über seinem Grabe aber entbrannte der Schmalkaldische Krieg.

Der Krieg in Süddeutschland. Abermals hatte Karl V. in seinen Deutschen sich gründlich verrechnet: statt einiger Fürsten stand der größte Teil der Nation gegen ihn unter Waffen. Es war ein nationaler Kampf um die heiligsten Güter gegen fremde Gewalten, und das Volk, wie seine Fürsten empfanden das. Leidenschaftlich wogte die Erregung auf in Liedern und Flugblättern; „mit Gott" hieß der Wahlspruch der Schmalkaldner und „pro patria" las man auf ihren Fahnen. Doch es war auch ein Kampf gegen den rechtmäßigen Kaiser, und die Frage, was denn eigentlich aus Deutschland werden solle, wenn er überwunden werde, hatte noch niemand beantwortet, ja sie war kaum gestellt. Beides wirkte lähmend auf die Entschlüsse der protestantischen Häupter. Sie hätten den Kaiser zermalmen können, wenn sie ihre Übermacht nachdrücklich zur Geltung brachten, denn noch sammelten sich erst seine Truppen in Ungarn, Italien und in den Niederlanden, während er selber mit schwachen Kräften um Regensburg stand, aber sie wagten es nicht. Sebastian Schertlin, der Befehlshaber der städtischen Kontingente in Oberdeutschland, machte einen Anlauf, die Tiroler Pässe zu sperren, er besetzte am 9. Juli Füssen, am 10. die feste Ehrenberger Klause und war auf dem Wege nach dem Brenner, doch ängstlich riefen ihn die Kriegsräte zurück, um Ferdinand und Bayern nicht zu verletzen, von dessen Parteistellung sie noch nichts wußten; nur die Ehrenberger Klause blieb besetzt, der Brenner stand offen. Trotzdem war damit an sich noch wenig verspielt. Denn in den ersten Tagen des August vereinigten sich um Donauwörth die süddeutschen mit den norddeutschen Bundestruppen, die Johann Friedrich und Philipp persönlich heranführten; gegen 60,000 Mann hielten sie unter ihren Fahnen. Sie waren dem Kaiser noch immer beinahe um das Doppelte überlegen, obwohl dieser jetzt aus Ungarn 8000 Spanier herangezogen und mit den italienischen Truppen, die über den Brenner kamen, sich bei Landshut vereinigt hatte. Nun gingen die Schmalkaldner wirklich gegen Regensburg vor. Doch der Kaiser begegnete ihnen bereits bei Ingolstadt in verschanztem Lager und ließ sich hier weder herauslocken noch durch heftige Beschießung erschüttern, so daß die Fürsten am 4. Sep-

tember wieder aufbrachen, um dem niederländischen Corps entgegenzugehen, das Maximilian von Büren an einer schmalkaldischen Abteilung vorüber bei Bingen über den Rhein geführt hatte. Auch jetzt wußte er sich den Gegnern zu entziehen und stieß am 15. September vor Ingolstadt zum Kaiser

Jetzt fühlte sich dieser stark genug zum Angriff. Um Würtemberg und Ulm zu decken, wichen die Schmalkaldner von Donauwörth über Nördlingen gegen Ulm hin zurück und schlugen hier bei Giengen ein verschanztes Lager (14. Oktober), während die Kaiserlichen ihnen gegenüber bei Sontheim standen. Die Jahreszeit war schon weit vorgerückt, Mangel und Krankheiten lichteten die südländischen Truppen des Kaisers, noch ein paar Wochen, und er war nicht mehr imstande das Feld zu halten. Da fiel Moritz den Protestanten in den Rücken.

Erhebung des Herzogs Moritz. Mit kaltblütiger Berechnung hatte er sich zurückgehalten, bis die Habsburger ihm fest zusicherten, was er begehrte. Erst am 19. Oktober, als seine Stände widerstrebend in die Vollziehung der Acht gegen den Kurfürsten gewilligt hatten, damit das Land dem Hause Wettin nicht ganz verloren gehe, erhielt Moritz in Prag die feierliche Zusage der Kurwürde und der Lande des Vetters. Am 27. Oktober erließ der Herzog seinen Fehdebrief, am 30. überschritten die böhmischen Truppen Ferdinands von Eger her die kursächsische Grenze und sprengten am 1. November das vogtländische Landesaufgebot bei Adorf auseinander. Geschreckt von den plündernden Haufen seiner „Husaren", kroatischer und walachischer Lanzenreiter, warfen sich die überraschten und wehrlosen kursächsischen Städte um so eher dem Herzog Moritz in die Arme, am 13. November ergab sich auch das feste Torgau, dann Halle; sein Bruder August brachte das kursächsische Thüringen zum Gehorsam. Nur Gotha und Wittenberg, dessen Bürgerschaft etwas von Luthers Geist beseelte, hielten stand.

Sieg des Kaisers in Süddeutschland. Am 6. November verkündete das Victoriaschießen im kaiserlichen Lager bei Ulm den Schmalkaldnern, daß das Unheil im Norden über sie hereingebrochen sei. Noch dachten sie einen Augenblick daran auszuhalten, doch die Hiobsposten aus Sachsen trieben den Kurfürsten hinweg, am 22. November löste sich das Heer auf, auch Landgraf Philipp kehrte zornmutig in sein Land zurück.

Doch zu dem Unglück kam die Schmach. Von allen diesen geldmächtigen und wehrkräftigen Städten des Südens hatte keine den Mut, eine Belagerung auszuhalten, die höchst wahrscheinlich mißlungen wäre und jedenfalls für die Protestanten Zeit gewonnen hätte; als der Kaiser einen Versuch, gemeinsam mit ihm zu verhandeln, abwies, unterwarfen sie sich eine nach der anderen ohne Gegenwehr, so, von kleineren abgesehen, zuerst Ulm, dann Frankfurt, Straßburg, selbst das gewaltige Augsburg, wo das Ansehen der Fugger entschied. Sie zahlten schwere Brandschatzung, lieferten einen Teil ihres Geschützes aus, nahmen kaiserliche Besatzung ein und erhielten dafür allgemein gehaltene, wenig verbindliche Zusicherungen in der kirchlichen Frage. Da blieb auch dem greisen Ulrich von Würtemberg nichts übrig, als unter ähnlichen Bedingungen die Gnade seines erzürnten Lehnsherrn zu suchen. Selbst nach dem Norden griff der Kaiser schon über:

seine Kommissare setzten in Köln den bisherigen Coadjutor Adolf von Schaumburg zum Erzbischof ein (Februar 1547), Hermann von Wied mußte verzichten und mit der Reformation im Stift war es zu Ende.

Johann Friedrichs Erfolge im Norden. Doch inzwischen schien im Norden das Geschick sich zu wenden. In Eilmärschen kam Johann Friedrich, nachdem er die fränkischen Bistümer gebrandschatzt hatte, mit 20,000 Mann über Fulda und Eisenach heran, binnen vierzehn Tagen überrannte er Thüringen und
1547. die Stiftslande, am Neujahrstage 1547 ritt er im jubelnden Halle ein und nötigte den Erzbischof Albrecht zum Verzicht auf seine Bistümer. Er konnte in kürzester Zeit auch das albertinische Meißen überwältigen, mit den niederdeutschen Städten in Verbindung treten, die zu entschlossener Gegenwehr sich rüsteten, und die unzufriedenen Stände Böhmens zur Empörung aufrufen, doch er war nicht der Mann kühner Entschlüsse. Drei kostbare Wochen vergeudete er mit der Belagerung Leipzigs, das sich energisch verteidigte; auch als er am 27. Januar abzog, blieb er im Winterlager bei Altenburg stehen, während Moritz mühsam sich bei Chemnitz hielt, von seinen eignen Unterthanen mit Mißtrauen und Abneigung betrachtet. Mittlerweile weigerten sich die utraquistischen Stände Böhmens, dem Aufgebote ihres Königs zu folgen, im März schlossen sie in Prag einen förmlichen Bund zur Aufrechterhaltung ihrer Rechte, stellten ein Heer auf und schickten Gesandte an Johann Friedrich. Auch die Schlesier verweigerten teilweise die Kriegshilfe, die Oberlausitzer beschränkten die ihrige auf zwei Monate. Halb als Flüchtling kam König Ferdinand mit schwachen Streitkräften über Pirna nach Dresden.

Selbst die Stellung des Herzogs Moritz in Sachsen aber war bereits unhaltbar geworden. Auf seine zuletzt fast drohenden Bitten und Mahnungen hatte ihm der Kaiser allerdings gegen Ende Januar den jungen Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach mit etwa 5000 Mann zu Hilfe gesendet. Doch dieser ließ sich auf einem Zuge zur Wiedereroberung von Halle in Rochlitz, wo er fünf Tage unnütz verdarb, vom Kurfürsten durch einen geschickt angelegten und energisch durchgeführten Überfall überraschen, sein Heerhaufe wurde zersprengt, er selbst gefangen (2. März). Um nicht selbst völlig überwältigt oder gar von Süddeutschland abgeschnitten zu werden, wich Herzog Moritz mit König Ferdinand über das Erzgebirge nach Eger zurück, und überließ das Meißnerland dem Feinde. In der That besetzte jetzt der Kurfürst zu Anfang April das albertinische Sachsen bis auf wenige Plätze, wie Dresden, Königstein und Tharandt, er sandte ein paar Tausend Mann ins Erzgebirge, die den Böhmen eine Stütze bieten sollten, ging aber dann mit seinem dadurch stark zusammengeschmolzenen Heere bei Meißen auf das rechte Elbufer hinüber, doch wohl, um in sein Kurland zurückzukehren. Er hatte nur noch etwa 6000 Mann bei sich.

Die Schlacht bei Mühlberg und ihre Folgen. Die Nachricht von Rochlitz bewog den Kaiser sehr gegen seine ursprüngliche Absicht und nicht minder gegen den anfänglichen Wunsch des Herzogs Moritz, selbst nach dem Norden aufzubrechen, obwohl er den Winter über leidend gewesen war. Er mußte verhüten,

daß Frankreich sich mit den deutschen Fürsten gegen ihn in Verbindung setzte. Am 5. April bereits vereinigte er sich mit Moritz und Ferdinand in Eger, am 11. überschritt der Herzog, am 13. der Kaiser selbst die Grenze des kursächsischen Vogtlandes, und indem beide auf verschiedenen Wegen der Elbe zustrebten, schnitten sie den Kurfürsten von seinem thüringischen Hauptlande ab. Dieser selber wußte so wenig von der Nähe des übermächtigen Feindes (30,000 Mann), daß er ruhig bei Mühlberg stehen blieb und sogar eine Schiffbrücke über den Strom schlagen ließ, um die ins Erzgebirge entsendeten Truppen wieder an sich zu ziehen. Doch schon lagerte der Kaiser nur noch drei Meilen westlich der Elbe. Auf die erste Kunde von der Stellung des Kurfürsten ließ er noch in der Nacht vom 23. zum 24. April die Armee aufbrechen, die Pontons voran. Noch hätte Johann Friedrich mit leichter Mühe ihm den Übergang verwehren und sich selber den Rückzug nach dem festen Wittenberg sichern können, doch noch immer ahnungslos ließ er unter leichten Scharmützeln seiner Schützen die Vormittagsstunden ungenützt verstreichen und nur die Brücke abbrechen, bis endlich gegen Mittag die kaiserliche Reiterei, 4000 Pferde, die drei Fürsten an der Spitze, durch eine Fuhrt, die ein Müllerbursche aus Mühlberg zeigte, durch die Elbe setzte. Bald nachher begann auch das Fußvolk über die inzwischen vollendete Schiffbrücke den Übergang. Als nun die Kurfürstlichen nordwärts abzogen, wurden sie bald von den feindlichen Geschwadern eingeholt, aufgehalten, endlich in der Lochauer Heide zum Stehen gebracht, nach kurzem, obwohl heißem Kampfe geworfen und durch scharfe Verfolgung völlig aufgelöst. Der Kurfürst selbst, von den Seinen schimpflich im Stich gelassen, fiel gegen Abend nach ritterlicher Gegenwehr mehrfach verwundet als Gefangener in die Hände italienischer Reiter. Es war wohl der Höhepunkt im politischen Leben Karls V., als er seinen fürstlichen Gegner, das Haupt dieses trotzigen hohen Adels deutscher Nation, gefangen vor sich sah, doch die würdevolle Fassung, mit welcher der unglückliche Fürst dem ungnädigen Empfange begegnete, erregte die Bewunderung sogar der Spanier und Italiener.

Mit der Gefangennahme des Kurfürsten war nicht nur der Feldzug in Sachsen zu Ende, sondern auch für immer die Größe des ernestinischen Hauses. Das Todesurteil zwar, das der Kaiser durch ein schlechterdings unzuständiges Kriegsgericht seiner Offiziere über den Gefangenen aussprechen ließ, konnte diesen nicht schrecken, schon weil Karl schwerlich wagen durfte es vollstrecken zu lassen, aber der Kurfürst willigte in der Wittenberger Kapitulation vom 19. Mai in seine immerwährende Gefangenschaft, in den Verzicht auf die Kurwürde und in die Abtretung des größten Teiles seiner Lande zu gunsten seines treulosen Vetters Moritz bis auf die Ämter Gotha, Weimar und Eisenach; das sächsische Vogtland fiel als böhmisches Lehen an den Burggrafen von Meißen, Heinrich V. Reuß (s. S. 544 f.). Nur die Unterwerfung unter das Concil lehnte der Kurfürst rundweg ab. So ritt der Kaiser am 23. Mai in Wittenberg ein, von wo vor 30 Jahren die ungeheure Bewegung ausgegangen war, mit der er bisher vergeblich gerungen hatte. Vielleicht lehrte ihn die Überzeugungstreue des überwundenen Kurfürsten, daß sie ihm auch jetzt unüberwindlich sei.

1547. Gefangennahme Philipps von Hessen. Freilich auch das andere Haupt des Schmalkaldischen Bundes, den Landgrafen Philipp, brachte er durch Überlistung in seine Hand. Unter Vermittelung der Kurfürsten Moritz und Joachim II. hatte dieser nach langem Sträuben eingewilligt, sein Geschütz auszuliefern, seine Festungen zu schleifen, 150,000 Gulden zu zahlen und sich persönlich dem Kaiser auf Gnade und Ungnade zu unterwerfen. Doch versprachen ihm die Vermittler, nicht ohne Wissen des Kaisers, wenngleich ohne seinen Auftrag, daß er nicht mit Gefängnis bestraft werden solle. So demütigte er sich auf der Moritzburg bei Halle fußfällig vor dem Sieger, doch am Abend erklärte ihm Herzog Alba, er sei Gefangener (19. Juni). Entrüstet machten die beiden Kurfürsten bei Karl V. die ernstesten Vorstellungen, er wies sie ab. Es war eine Lektion in der spanischen Politik, doch sie ließ bei Moritz einen Stachel zurück, der ihn antrieb, dem Meister das Lehrgeld heimzuzahlen und das mit Zinsen.

Der Ausgang des Feldzuges in Sachsen entschied auch das Schicksal des mattherzigen Aufstandes in Böhmen, wohin König Ferdinand alsbald mit ansehnlichen Streitkräften zurückkehrte. Ohne Widerstand löste sich der Bund der Stände auf; auf dem „blutigen Landtage“ von Prag im Juli wurden mehrere Edelleute und Bürger enthauptet, die königlichen Städte mußten auf einen guten Teil ihrer Selbstverwaltung verzichten, ihre Geschütze ausliefern, ihre Landgüter an den König abtreten. Dasselbe Schicksal verhing Ferdinand, vom Adel in feindseligem Sinne beeinflußt, auch über die Oberlausitzer Sechsstädte; doch haben die größeren nach diesem „Pönfall“ die meisten ihrer Rechte und Güter allmählich zurückgekauft.

Widerstand der niederdeutschen Städte. Nur die niederdeutschen Städte fügten sich nicht dem kaiserlichen Machtgebot. Als ein kaiserliches Heer unter Erich von Braunschweig nach einem ersten vergeblichen Anlauf Bremen abermals einschloß, erzwang ein stattliches Entsatzheer, das Braunschweig, Magdeburg, Hamburg u. a. aufgebracht hatten und Christoph von Oldenburg heranführte, die Aufhebung der Belagerung und erfocht am 23. Mai bei Drakenburg an der Weser über die abziehenden Truppen einen hartbestrittenen, aber glänzenden Sieg. So hielt der Norden das Banner des Protestantismus aufrecht.

Stellung Karls V. Freilich an der Lage des Reiches überhaupt änderte das im ganzen wenig. Weitaus der größte Teil Deutschlands lag zu den Füßen des Habsburgers. Triumphierend, die beiden fürstlichen Gefangenen mit sich schleppend und das Land mit den Gräueln und Verwüstungen seiner spanischen Söldnerbanden erfüllend, zog Karl V. gen Süden nach Augsburg, wohin er den Reichstag berufen hatte. Wetteifernd huldigten ihm hier die Fürsten und Städte; den Fremden erschienen sie nicht anders wie die längst gedemütigten Granden Spaniens. Da schien auch die Unterwerfung Deutschlands unter das Concil gelingen zu müssen. Doch schon war das mühsam hergestellte Einvernehmen zwischen Kaiser und Papst an ihrem politischen Gegensatze in Italien und an der Furcht Pauls III. vor jeder gründlichen Reform zerschellt; unter dem Vorwande einer ansteckenden Seuche hatte dieser das Concil schon im März 1547 nach seiner Stadt Bologna ver-

legt, während die kaiserlich gesinnten Prälaten nach Genua gingen, und der Kaiser hatte gegen alle Beschlüsse jener Bologneser Versammlung sich verwahrt. Da es also kein Concil gab, dem er die Protestanten hätte unterwerfen können, so blieb ihm nichts übrig, als abermals selbständig eine einstweilige Lösung für Deutschland zu suchen. Er glaubte sie zu finden in dem sogenannten Augsburger Interim, dem gemeinsamen Werke des brandenburgischen Vermittelungstheologen Agricola und des katholischen Bischofs von Naumburg Julius Pflug, das der gefügige Reichstag am 15. Mai 1548 in der That ohne Widerspruch annahm. Und 1548. doch forderte es die Wiederherstellung der bischöflichen Gewalt und des katholischen Gottesdienstes wie die Rückgabe der Kirchengüter und gewährte den Protestanten lediglich die Priesterehe, den Laienkelch und die Aufhebung der Fastengebote, alles obendrein nur bis zur Entscheidung des Concils. Wie in dieser Frage so zeigte sich der Reichstag auch in anderen politischen Dingen nachgiebig. Am 26. Juni gewährte er dem Kaiser die Zusammenfassung seiner 17 niederländischen Provinzen zum burgundischen Kreise und zugleich ihre Befreiung von den Gesetzen des Reiches und vom Reichskammergericht; nur die Reichskriegssteuer sollten sie leisten, dafür den Schutz des Reiches genießen. So lockerte der Kaiser den uralten Verband dieser herrlichen Lande mit Deutschland, um sie desto enger in die unnatürliche Verbindung mit Spanien zu ziehen. Aber wenn der Reichstag dieser undeutschen Politik zustimmte, dem großen wirklich nationalen Gedanken des Kaisers, durch massenhafte Einziehung geistlicher Güter (Säkularisationen) dem Reiche eigne feste Einnahmen zu schaffen, um ein Reichsheer aufzustellen, und die schwerfällige Maschinerie des Reiches durch einen freieren Bund der Reichsstände zu ergänzen, der seine Beschlüsse nach bloßer Stimmenmehrheit fasse, versagte der Reichstag seine Genehmigung in dem richtigen Gefühle, daß in den Händen der Habsburger diese Reform nur dazu führen werde, ihre undeutsche Herrschaft zu befestigen; nur eine erhebliche Reichskriegssteuer wurde bewilligt.

Stimmungen im protestantischen Deutschland. So unterwürfig auch der Reichstag erschien, die Nation in ihrer Mehrheit war das keineswegs. Nur mit großer Mühe, teilweise mit militärischer Gewalt gelang es, das Interim den großen Städten des Südens aufzunötigen, mehrfach in Verbindung mit einer aristokratischen Verfassungsänderung, wie in Augsburg, wo die Zünfte sogar geradezu aufgehoben wurden. Nur Constanz hatte den Mut, einer spanischen Belagerung zu trotzen, ohne freilich eine Katastrophe anders abwenden zu können als durch Unterwerfung unter die österreichische Hoheit (15. Oktober 1548), die alsbald die katholische Kirche wieder herstellte. Von den Fürsten willigte der hartbedrohte Ulrich von Würtemberg ins Interim, und Philipp von Hessen versprach das wenigstens, um aus seiner unerträglich harten Gefangenschaft sich zu befreien, aber sein Schicksalsgenosse Johann Friedrich verweigerte die Unterwerfung. Einen Mittelweg schlug sein treuloser Vetter Kurfürst Moritz ein. Angesichts der feindlichen Stimmung in seinen neuerworbenen Landesteilen und der Ablehnung seiner Stände verfügte er im December 1548 die Einführung des Leipziger Interims, das in manchen Äußerlichkeiten der alten Kirche nach-

gab, in allem wesentlichen die protestantische Kirche bestehen ließ und nicht einmal streng durchgeführt wurde; nur offenen Widerspruch duldete Moritz nicht. Weiter im Norden war auch dieser Grad von Nachgiebigkeit nicht zu erreichen. Joachim II. von Brandenburg mußte seinen Geistlichen gegenüber auf die Durchführung des Augsburger Interims stillschweigend verzichten, sein Bruder Hans von Küstrin lehnte sie rundweg ab. Der eigentliche Mittelpunkt des Widerstandes aber wurde Magdeburg, der Sammelplatz der entschlossensten Evangelischen, trotz der bereits am 27. Juli 1547 über die Stadt verhängten Acht.

So stand es, als Karl V., der in die Niederlande gegangen war, den Nachfolger Pauls III. († 10. November 1549), Julius III., bestimmte, das Concil am 13. November 1550 abermals und zwar für den Mai 1551 nach Trident zu berufen. Wirklich gewährte der Reichstag in Augsburg dem Kaiser nicht nur die Mittel zur Vollstreckung der Acht gegen Magdeburg, sondern verhieß auch in
1551. seinem Abschied am 14. Februar 1551 das Erscheinen der Protestanten in Trident.

Doch gleichzeitig steigerte sich der Gegensatz zwischen dem Kaiser und der Nation. Um die unnatürliche Verbindung Deutschlands mit Spanien auch für die Zukunft zu befestigen, wollte Karl V. seinem Bruder Ferdinand, der die sichere Aussicht hatte, ihm als Kaiser zu folgen, seinen Sohn Philipp (II.) von Spanien als römischen König zur Seite gestellt sehen, so daß er Ferdinand als Kaiser folgte. Nur mit großer Mühe gelang es, dem Bruder, der natürlich seinem Sohne Maximilian diese Aussicht eröffnen wollte, seine Zustimmung zu diesem Plane abzuringen (9. März 1551); aber seitdem begannen die Wege der habsburgischen Brüder sich zu scheiden, und der Hochmut Philipps, der selbst nach Deutschland kam, konnte die deutschen Fürsten nur abschrecken, den kaiserlichen Absichten zuzustimmen, selbst wenn tiefere Gründe sie nicht hätten abhalten müssen.

Die Lage. Denn unzweifelhaft war die Lage Deutschlands diese: seine selbständige nationale Entwickelung war auf religiösem wie auf nationalem Gebiete schwer bedroht durch den Kaiser selber; nicht deutsche, sondern fremde, spanische und italienische Staatsmänner und Soldaten beherrschten für ihn die gewaltigste Nation Europas. Allmählich ergriff die Empörung über diesen schmachvollen Zustand alle Kreise; ein Haß erhob sich gegen diese hispanische Knechtschaft, wie er seitdem nur i. J. 1813 empfunden worden ist, und in zahllosen Liedern strömte das Volk diese Empfindung aus, nirgends glühender, als in dem prächtigen „Liede eines sächsischen Mädchens“:

„Mein Vaterland bedrenget ist,
Gefangen hart mit falsch und list,
Dein heiliges Wort wird weg gethan,
Des bapstes grewel fängt wieder an .....

Kein schmuck an meinem leibe sei,
Biß Deutschland werde wieder frei,
Kein man noch jüngling hir auf erd,
Dem ich freundlich zusprechen werd.

Kein trunk ich nim von keinem man,
Weil sie kein herz im leibe hân;
Stets soll mein angesicht saur sehn,
Biß die Spanier untergehn.“

Wo spanische und deutsche Truppen nebeneinander lagen, waren blutige Schlägereien an der Tagesordnung, und nicht anders wie das Volk empfanden

die Fürsten. Albrecht von Bayern erwiderte niemals den Gruß eines Spaniers, und selbst Moritz von Sachsen sah knirschend die „viehische Servitut“, welche die Spanier über Deutschland gebracht hätten.

Nur das Fürstentum konnte die Nation von ihrem undeutschen Kaiser retten und nur ein Meister in der spanischen Politik konnte die Spanier schlagen. Das war Kurfürst Moritz.

Wendung in der Politik des Kurfürsten Moritz. Der Sieg, den er mit Karl V. zusammen erfochten, hatte sie einander nicht genähert, sondern entfremdet. Denn weder die Stiftslande hatte Moritz erhalten, noch die Ernestiner zu völliger Nichtigkeit herabdrücken können, weil der Kaiser in ihnen ein Gegengewicht gegen den verwegenen Albertiner erhalten wollte; dann hatte er in Halle sich überlistet gesehen. So begann er vorsichtig von Karl sich zu lösen und zu den Protestanten hinüberzulenken, denen er freilich zunächst noch der „Judas von Meißen“ hieß. Daher versöhnte er seine mißtrauischen Unterthanen durch das Leipziger Interim, er knüpfte im Einvernehmen mit seinem Bruder August Verhandlungen mit den Söhnen Philipps von Hessen und sogar mit den erbitterten Ernestinern, mit Albrecht von Brandenburg-Kulmbach und mit Kurfürst Joachim II., aber auch mit König Ferdinand an; er vermied es, wie sein Nachbar von Brandenburg, auf dem zweiten Augsburger Reichstage zu erscheinen. Aber gleichzeitig ließ er sich auch die Vollstreckung der Acht gegen Magdeburg übertragen und begann im November 1550 die Einschließung der Stadt. Eben dies trieb die Dinge nach 1550.
der einen Richtung hin zur Entscheidung. Denn bereits seit dem Februar 1550 standen Johann von Küstrin, Johann Albrecht von Mecklenburg und Albrecht von Preußen im festen Bunde gegen die Ausführung des Interims, also auch gegen Moritz als den Vollstrecker der Reichsacht. Um jedem Zusammenstoße mit ihnen auszuweichen, verständigte sich deshalb der Kurfürst im Februar 1551 zunächst mit Hans von Küstrin in Dresden, und schloß dann im Mai zu 1551.
Torgau mit ihm und seinen Bundesgenossen wie mit Hessen, Lüneburg u. a. ein förmliches Bündnis zum Schutze des Protestantismus und zur Befreiung der gefangenen Fürsten ab. Um aber die nötigen Geldmittel zu gewinnen, suchte das Bündnis die Hilfe Heinrichs II. von Frankreich, der soeben im Begriffe stand, einen neuen Krieg mit dem Kaiser zu beginnen. Auf Schloß Lochau wurden im Oktober 1551 die Verhandlungen eingeleitet, in Chambord an der Loire brachte sie am 15. Februar 1552 Markgraf Albrecht zum Abschluß. Frankreich 1552.
stellte die Zahlung von Hilfsgeldern und einen Angriff auf Lothringen in Aussicht, dafür erhielt der König das Recht, Cambrai und die lothringischen Bistümer Metz, Toul, Verdun als Reichsvikar zu besetzen. Die verbündeten Fürsten verpflichteten sich, katholische Reichsstände nicht ihrer Religion wegen anzugreifen; die Forderung Heinrichs II., seine Schutzherrschaft über die deutschen Stiftslande anzuerkennen, lehnten sie wohlweislich ab.

Gewiß war es eine nationale Schmach, wenn deutsche Fürsten fremde Hilfe mit Abtretung deutschen Bodens erkauften, doch das Bündnis erscheint als die letzte unselige Folgerung aus der unseligen Wahl Karls V., und es war in der

That immer noch das kleinere Übel, die lothringischen Bistümer den Franzosen als die Zukunft Deutschlands den Spaniern und der katholischen Reaktion auszuliefern. Denn so stand die Wahl.

Mittlerweile hatte Magdeburg am 3. November 1551 sich gegen Zusicherung seines protestantischen Kirchentums unterworfen, eine sächsische Besatzung aufgenommen und im Geheimen dem Kurfürsten Treue geschworen. Die übrigen Truppen verlegte er bis zur Ablöhnung in die Gegend von Erfurt ins Quartier; er beherrschte militärisch Norddeutschland.

Bruch zwischen Moritz und dem Kaiser. Der Kaiser ahnte nichts von seinen Plänen, obwohl es an Warnungen nicht fehlte; aber er hatte die Deutschen niemals recht gekannt und durchschaute sie auch jetzt nicht. „Diese tollen und vollen Deutschen, meinte er, haben kein Geschick zu solchen Ränken." Er war von Augsburg nach Innsbruck gegangen, um den Verhandlungen des Concils nahe zu sein, das im September 1551 endlich eröffnet worden war, wenngleich ohne die Franzosen, doch mit der Aussicht auf die Teilnahme der Protestanten. Freilich drohte deren Ankunft wieder alles in Frage zu stellen, da sie das Concil wie im 15. Jahrhundert als die höchste kirchliche Autorität anerkannt sehen und die Beschlüsse der ersten Session nicht annehmen wollten. So groß war die Erregung, daß die Vertreter des Kaisers ihm bereits rieten, die Verhandlungen abzubrechen. Doch er blieb in Innsbruck, er harrte der Ankunft des Kurfürsten Moritz, dessen Theologen, darunter Melanchthon, bereits auf dem Wege waren.

Der Sieg des Kurfürsten Moritz. Es war seine letzte große Täuschung, denn in diesem Augenblicke erhoben die Verbündeten gegen ihn die Waffen. Die Weigerung des Kaisers, den gefangenen Landgrafen frei zu lassen, gab ihnen den populären Vorwand, für Moritz im besonderen auch den Bedenklichkeiten seiner
1552. Stände gegenüber. Im März 1552 überschritt er mit 25,000 Mann von Erfurt her den Thüringer Wald, vereinigte sich bei Bischofsheim an der Rhön mit den Hessen, bei Rothenburg an der Tauber am 23. März mit Markgraf Albrecht; ihre Aufrufe verkündeten als Grund zum Kriege die Gefangenhaltung des Landgrafen, den Bruch der kaiserlichen Wahlkapitulation durch Einführung fremder Truppen ins Reich und das Bestreben, „die wahre christliche Religion auszurotten"; jeden Reichsstand forderten sie zum Anschluß auf. In atemlosen Eilmärschen erreichten sie bereits am 1. April Augsburg, den eigentlichen Mittelpunkt der deutschen Macht Karls V., namentlich seinen wichtigsten Geldplatz, ohne dessen Mittel er bei der damaligen völligen Erschöpfung seiner spanischen Hilfsquellen außer stande war, ein Heer aufzubringen; am 4. ging die Stadt über und stellte jubelnd ihre alte Zunftverfassung und ihre protestantische Kirche wieder her, am 7. April besetzte Moritz bereits Füssen. Wehrlos saß der Kaiser in Innsbruck, selbst Granvella riet ihm zu unterhandeln und Ferdinand übernahm diese Aufgabe. In Linz, wo sich am 18. April Moritz einfand, verständigten sich beide Fürsten indes nur über die sofortige Entlassung Philipps und behielten die Erledigung der übrigen Beschwerden einem Fürstentage in Passau vor, der am 26. Mai beginnen sollte; einen Waffenstillstand lehnte der Kurfürst ab. Vielmehr führte er seine Truppen

von Ulm aus, das ihnen tapfer widerstand, über die Donau geradewegs auf der 1552. Straße nach **Innsbruck** vor, die nur von schwachen Streitkräften gedeckt war, sprengte am 18. Mai die Hauptmasse derselben bei **Reutte** auseinander und nahm am nächsten Tage die **Ehrenberger Klause** mit stürmender Hand. Nur die Meuterei eines Söldnerregimentes in Reutte, das seinen Sturmsold verlangte, hielt ihn um einen Tag auf und gab dem Kaiser die Möglichkeit, sich mit dem Kurfürsten Johann Friedrich, dem er zuvor die Freiheit angekündigt hatte, in der Nacht des 18. Mai über den Brenner hinüber nach Brunecken zu retten und von dort Villach zu erreichen. Noch früher, am 28. April, hatte das Concil von Trident sich aufgelöst Am 23. Mai zog Moritz prangend und siegesfreudig in Innsbruck ein. Die Fahnen der Protestanten wehten von der Ostsee bis zum Brenner, die Macht des Kaisers in Deutschland war zerschmettert.

Die Franzosen in Lothringen und im Elsaß. Es hätte dazu nicht des leidigen französischen Beistandes bedurft. Gleichzeitig war Heinrich II. in Lothringen einmarschiert als „Retter der germanischen Freiheit". Ohne Widerstand besetzten seine Truppen Toul und Verdun, doch des gewaltigen **Metz** bemächtigte sich sein Connétable Montmorency nur durch schnöde Hinterlist, indem er das Zugeständnis, mit seiner Leibwache einrücken zu dürfen, benutzte, um mit dem ganzen Heere einzudringen, und dann die Häupter der Stadt in seiner Wohnung, wohin er sie gelockt hatte, treulos niederstoßen ließ. Dadurch gewarnt, empfing das tapfere **Straßburg** den König nur als Gast, und die rheinischen Fürsten wiesen seine Bündnisanträge zurück.

Der Vertrag von Passau. Diese Einmischung des Auslandes erweckte in den Deutschen mehr als jemals das Bedürfnis nach einem festen, dauernden, inneren Frieden, und eben ein solcher war von Anfang an das Ziel des Kurfürsten Moritz gewesen. In solcher Stimmung traten die Fürsten, protestantische wie katholische, in Passau zusammen. Allein ihren Wunsch, einen endgültigen Frieden den Protestanten zu sichern, lehnte der Kaiser, noch immer beseelt von dem Gedanken, die Einheit der Kirche zu retten, entschieden ab; ja er betrieb Rüstungen in Spanien und Italien, er dachte Johann Friedrich gegen Moritz zu verwenden, Frankfurt a. M. zu einem starken Waffenplatze zu machen und die Spaltungen unter den Verbündeten für sich auszunützen, denn unbekümmert um die Passauer Verhandlungen setzte Albrecht von Brandenburg seinen wilden Raubkrieg gegen Nürnberg und die fränkischen Stiftslande fort. Endlich am 16. Juli 1552 kam man zum Abschluß. Die Truppen sollten bis zum 12. August entlassen, Philipp von Hessen freigegeben werden, der Besitzstand wurde den Fürsten gewährleistet. Über die kirchliche Frage und die sonstigen Beschwerden der Fürsten sollte der nächste Reichstag endgültig entscheiden; bis dahin blieb den Protestanten der Friede gesichert, ein ungeheurer Erfolg, denn er hob die Kompetenz des Concils über die deutschen Protestanten auf. Am 2. August unterzeichnete Moritz den Vertrag im Lager vor Frankfurt, am 15. auch der Kaiser. Die Franzosen und Albrecht von Kulmbach waren nicht mit eingeschlossen.

1552. Vielmehr unternahm der Kaiser noch im Spätherbst persönlich die Belagerung von Metz. Doch die tapfere Verteidigung der Festung durch den Herzog Franz von Guise und der rauhe Winter nötigte ihn im Januar 1553 zum Abzuge. Gebeugt begab er sich nach den Niederlanden, um deutschen Boden niemals wieder zu betreten. Glücklicher als er war Moritz in Ungarn; sein Anmarsch rettete das hart bedrängte Erlau vor türkischer Eroberung.

Ausgang des Kurfürsten Moritz. Doch der Friede, den er erstrebte, kam nicht. Denn Karl V. hielt sein Ziel, den Passauer Vertrag umzustürzen, an Moritz Rache zu nehmen und seinen Sohn Philipp zum römischen König zu erheben, zähe fest. Im September 1552 in seine Lande zurückgekehrt, die den geprüften Dulderfürsten mit inniger Verehrung empfingen, ging Johann Friedrich auf Verhandlungen mit ihm ein, und noch deutlicher traten des Kaisers Absichten hervor, als er im Lager vor Metz den Markgrafen Albrecht, der inzwischen Mainz und Trier erobert hatte und mit Frankreich in Verbindung getreten war, in seine Dienste nahm und ihm sogar dieselben Raubverträge mit den fränkischen Bistümern und mit Nürnberg bestätigte, die er kurz zuvor selber für nichtig erklärt hatte! Was er etwa noch von Sympathien in Deutschland besessen, das verlor er jetzt. Dem gegenüber verbündete sich Moritz mit Ferdinand und Herzog Heinrich von Braunschweig zur Wahrung des Friedens; zu demselben Zwecke und um die Wahl des spanischen Philipp zum römischen König zu verhindern, schlossen die süddeutschen Fürsten im März 1553 zu Heidelberg ein Bündnis, und da Markgraf Albrecht dem beizutreten sich weigerte, so einigte sich Moritz mit ihnen am 2. April zur Niederwerfung seines alten Kampfgenossen, der jetzt die Sache des Kaisers führte.

1553. Albrecht hatte sich inzwischen unter wilden Verheerungen gegen Braunschweig gewendet, dann die Stifter Hildesheim und Minden durchzogen. Hier erreichte ihn die Kriegserklärung des Kurfürsten. Als er nun an Hannover vorüberziehend Braunschweig wieder gewinnen wollte, stieß er am heißen Mittage des 9. Juli, einem Sonntage, etwa halbwegs zwischen diesen beiden Städten bei Sievershausen auf den Feind. In mörderischem, vierstündigem Kampfe wurde er völlig geschlagen, aber im wilden Gewirre der Reiterschlacht erhielt Moritz einen Schuß in den Rücken. Die Wunde erwies sich als tötlich, am 11. Juli Vormittags verschied er im Glauben der Kirche, die er gerettet, erst 32 Jahre alt. Im Dome zu Freiberg fand er seine letzte Ruhestätte, der bedeutendste Fürst des Hauses Wettin, der einzige, der den Ehrgeiz der Größe hatte, bis auf Bernhard von Weimar. Die Pläne über die Zukunft, mit denen sein geschäftiger Geist sich trug, nahm er mit sich ins Grab.

1554. Wenige Monate später, am 3. März 1554, endete friedlich sein alter Gegner Johann Friedrich, der Märtyrer des Protestantismus, während er sein Held sein konnte. Noch am 24. Februar hatte er im Naumburger Vertrage gegen Abtretung der Ämter Altenburg und Neustadt jeden Anspruch auf die Kurwürde aufgegeben. Im Sommer desselben Jahres ereilte auch den Markgrafen Albrecht das Geschick. Nunmehr geächtet und am 16. Juni in der Nähe von Schweinfurt völlig ge-

schlagen, flüchtete er zunächst nach Frankreich und starb endlich am 8. Januar 1557 im badischen Pforzheim.

Der Religionsfriede von Augsburg. Nach dem Tode so vieler führender Männer und nach fast 40 Jahren tief erregenden Kampfes war die Nation ermattet und sehnte sich nach dem Frieden. Auch Karl V. gab lebensmüde das Ringen auf. Da die Vermählung seines Sohnes Philipp mit Maria von England 1554 seinem Hause die glänzendste Aussicht nach dieser Seite zu eröffnen schien, so verzichtete er auf die Wahl desselben zum römischen König, und da weiter sein Gewissen ihm verbot, den deutschen Protestanten zu gewähren, was sie jetzt forderten, ohne daß er es doch zu verhindern vermochte, so gab er seinem Bruder Vollmacht für die Leitung der deutschen Dinge, nur den verheißenen Reichstag berief er noch nach Augsburg.

Es waren lange und schwere Verhandlungen, die hier der König am 5. Februar 1555 eröffnete, mit dem festen Willen, den Ausgleich zustande zu bringen, trotz 1555.
des Widerspruches der päpstlichen Vertreter. Aber bei der Stärke der sich widerstreitenden Gegensätze wurde der Religionsfriede nicht sowohl ein Gesetz, als ein Vertrag, der dem augenblicklichen Verhältnis der Kräfte entsprach und demnach nur solange von Dauer war, als dies bestand. Er zerfällt in zwei Teile, einen von beiden Parteien angenommenen und einen aus Sonderbestimmungen zusammengesetzten, über den sie sich nicht hatten einigen können. Den weltlichen Reichsständen Augsburgischer Konfession, auch den neu übertretenden, stand das ius reformandi zu, das Recht, die kirchlichen Verhältnisse des Landes nach ihrem Willen zu ordnen, also die Kirchenhoheit, aber untersagt wurden nach protestantischem Prinzip, mit Aufhebung des mittelalterlichen Kirchenrechtes, den Fürsten beider Bekenntnisse Glaubenszwang und Ketzergericht gegen ihre andersgläubigen Unterthanen. Vielmehr blieb diesen das Recht der eignen Überzeugung und, wenn sie auf eignen Gottesdienst nicht verzichten wollten, das Recht der Auswanderung gewahrt, wie umgekehrt den Fürsten das Recht, ihnen die Auswanderung zu befehlen. Nur den burgundischen Landen Karls V. blieb diese Wohlthat versagt, sie standen also in dieser wichtigen Frage nicht unter dem Reichsgesetz. Die bis 1552 von den Reichsständen eingezogenen mittelbaren geistlichen Stiftungen und Güter verblieben ihnen; die noch bestehenden sollten ihrer stiftungsgemäßen Bestimmung erhalten bleiben, doch war die Verwendung für protestantische Zwecke nicht ausgeschlossen. Die bischöflichen Gerechtsame über die Protestanten erloschen. In den Reichsstädten sollten die kirchlichen Verhältnisse so bleiben, wie sie augenblicklich waren. Nun aber wollten einerseits die Katholiken diese Kirchenhoheit den geistlichen Reichsständen nicht gewähren, weil sonst, falls ein Bischof übertrat, er auch sein Stiftsland reformieren konnte und dadurch auch die Verhältnisse seines ganzen Sprengels erschüttert wurden, sie verlangten vielmehr, daß er in diesem Falle auf sein geistliches Amt verzichte; andrerseits gedachten die protestantischen Fürstengeschlechter ihre Rechte auf diese Lande und auf ihre Pfründen keineswegs aufzugeben, obwohl die Herrschaft eines Protestanten sich mit dem Charakter des geistlichen Fürstentums nicht vertrug und nach einem Übergangs-

stadium die Säkularisierung unvermeidlich folgte. Verhängnisvoll trat so die Doppelseitigkeit dieser geistlichen Territorien, der eigentümlichsten Schöpfungen des mittelalterlichen Kaisertums, der Verständigung entgegen. Um nun die Sprengung des Reichstages und neuen Kampf zu verhüten, gestatteten die Protestanten dem Könige eine darauf bezügliche Verordnung in dem Sinne der Katholiken, die in den Reichstagsabschied aufgenommen wurde, den „geistlichen Vorbehalt" (Reservatum ecclesiasticum), doch mit dem ausdrücklichen Zusatze, daß derselbe für sie nicht rechtsverbindlich sei (20. September), und erlangten andrerseits auf Anregung des Kurfürsten August von Sachsen eine „Deklaration", freilich nur in Form eines königlichen Patents (24. September), nicht eines Zusatzes zum Religionsfrieden, nach welchem die protestantischen Unterthanen geistlicher Herrschaften im Genusse ihrer Religionsfreiheit bleiben sollten. Mit so mannigfach verklausulierten und schwankenden Bestimmungen wurde der Religionsfriede am
1555. 25. September 1555 proklamiert. Rom legte formell keinen Protest dagegen ein, aber niemals hat es ihn anerkannt, denn er hob das katholische Kirchenprinzip im größten Teile Deutschlands reichsgesetzlich für alle Zeiten auf und sicherte den Bestand des Protestantismus.

Ausgang Karls V. Wenige Wochen danach verzichtete der Kaiser, nachdem er schon 1554 die Krone von Neapel und Sicilien auf Philipp II. übertragen hatte, zu dessen gunsten auch auf die Niederlande (25. Oktober), am 15. Januar 1556 auch auf seine spanischen und indischen Reiche. Die ungeheure Arbeit seines Lebens um die Erhaltung der katholischen Kircheneinheit und um die Einfügung Deutschlands in sein spanisch-habsburgisches Weltreich war am Widerstande des deutsch-protestantischen Geistes gescheitert. Am 21. September
1558. 1558 ist er in seiner klösterlichen Einsamkeit zu San Yuste verschieden.

Erst in diesem Jahre, am 25. Februar, wurde sein Bruder Ferdinand I. zum Kaiser erhoben (1558—1564). In seiner Wahlkapitulation verpflichtete er sich, den Land- und Religionsfrieden gewissenhaft zu beobachten und niemals ohne den Rat der Stände zu regieren. Dieselben Verpflichtungen nahmen die Kurfürsten auf sich, wobei sie zugleich darüber wachen zu wollen erklärten, daß die Kaiserwürde der deutschen Nation nicht verloren gehe. Außerdem wurde die Kreisverfassung weiter ausgebildet, indem an die Spitze jedes Kreises ein Fürst als Kreishauptmann trat, mit dem Rechte, die Reichsstände zu Kreistagen zu berufen und der Pflicht, die Urteile des Reichskammergerichts zur Ausführung zu bringen. Es war der erste reichsgesetzliche Abschluß der aristokratisch-föderativen Entwickelung, welche die Reichsverfassung unter der Leitung des Fürstentums genommen hatte.

Politische Wirkungen der Reformation. Die Kirche des Mittelalters hatte über unmündige Völker geherrscht und in einer barbarischen Welt allein die höhere Kultur vertreten, daher auch sich nur behaupten können durch politische Macht und umfänglichen Grundbesitz. Seitdem und wo die Völker mündig wur-

den, also die Kulturaufgaben selbständig zu lösen vermochten, und der Staat zum Bewußtsein seines selbständigen sittlichen Zweckes kam, war jene Kirchenherrschaft ebenso unhaltbar wie ihre materielle Grundlage überflüssig geworden. Darin lag der Anstoß wie die Rechtfertigung der Reformation. Selbst die römische Kirche hat sich dieser unwiderstehlichen Umgestaltung der Kulturverhältnisse unterworfen und früher oder später eben jene Grundlage aufgegeben.

So hat die Reformation nicht nur die geistige, sondern auch die politische Entwickelung in neue Bahnen gelenkt. Aber während in den nordischen Staaten und in England die kirchliche Umgestaltung die nationale Einheit befestigte, weil das Königtum sie in die Hand nahm, hat sie in Deutschland diese Einheit noch mehr gelockert, weil das Kaisertum keine nationale Macht mehr war und daher die Bewegung nicht leitete, sondern unter hartem Zwange eben nur zuließ. Ja indem sie den Kaiser aus seiner alten Stellung zur römischen Kirche verdrängte, weil er den Religionsfrieden gewährte und zu schützen gelobte, der jene im größten Teile des Reiches gesetzlich aufhob und ihr Prinzip durchbrach, entzog sie ihm den wichtigsten Rechtstitel seines europäischen Vorranges und stellte ihn vor die Wahl, entweder von seiner kirchlichen Aufgabe sich völlig loszusagen oder von der Mehrheit der Nation. Da das Kaisertum der Habsburger jenes nicht wollte und dies nicht vermochte, so wurde seine ganze Stellung immer widerspruchsvoller. Zugleich war seine wichtigste Stütze im Reiche, das geistliche Fürstentum, in weiten Gebieten desselben thatsächlich schon vernichtet oder der Vernichtung verfallen, wie es denn in der ganzen schweren Krisis seit 1521 ohne jeden maßgebenden Einfluß geblieben war, ja ohne festen Halt sich gezeigt hatte, weil es kaum irgendwo seiner Unterthanen sich noch sicher fühlte. Wenn so die beiden eigentümlichsten, eng miteinander verbundenen politischen Bildungen des deutschen Mittelalters sich aufzulösen begannen, so war von den beiden ältesten Ständen der Nation, dem Adel und den Bauern, der eine um alle politische Geltung gebracht, der andere doch um seine alte militärische Bedeutung. So verstärkte die Reformation noch weiter die Macht des weltlichen Fürstentums und der Städte, doch in verschiedener Weise. Sie war als geistige Bewegung allerdings im wesentlichen eine That des Bürgertums, in organisatorischer Beziehung aber überwiegend ein Werk des Fürstentums, steigerte also die Bedeutung beider Gewalten nur auf dem entsprechenden Gebiete.

Ausbildung des ständisch-territorialen Staates. In geistiger Beziehung behauptete das Bürgertum die Führung, die es in politischer vollständig verlor, seitdem auch die mächtigsten Städte mit wenigen Ausnahmen in der schweren Entscheidung des Schmalkaldischen Krieges sich haltlos erwiesen hatten und ihre Verfassung mehr und mehr erstarrte; in politischen Dingen fiel die leitende Gewalt dem weltlichen Fürstentume umsomehr zu, als seine Macht über die Territorien selber erheblich sich erweiterte. Die protestantischen Fürsten hatten mit der Aufhebung der bischöflichen Macht auch das geistliche Gericht abgeworfen und die Kirchenhoheit selber an sich genommen, damit aber auch den Schutz und die Pflege der geistigen Interessen, auf die bisher die Kirche einen guten Teil

ihrer Macht begründete. Sie hatten dann durch die Einziehung eines großen Teiles der geistlichen Güter ihre materiellen Mittel beträchtlich vermehrt und mußten sie noch weiter vermehren, wenn die Säkularisation der großen reichsunmittelbaren Stifter erfolgte. Das alles gab dem fürstlichen Staate, der in der schwersten Entscheidung die Nation vertreten hatte, eine sittliche Berechtigung und eine materielle Verstärkung gegenüber dem Kaisertum, wie er sie niemals zuvor besessen hatte.

Die Folge war eine sehr erhebliche Steigerung der Staatsthätigkeit. Was das Reich nicht mehr zu leisten vermochte und was früher die Städte jede nur für sich geleistet hatten, das übertrug jetzt das Fürstentum auf das Territorium. Es handelte sich dabei einerseits um Verbesserungen in der Verwaltung der Kammergüter und Regalien, insbesondere durch Einführung der kollegialischen und schriftlichen Geschäftsführung, andrerseits um die Herstellung eines einheitlichen Landesrechtes, womit die peinliche Halsgerichtsordnung Karls V. v. J. 1532 (auf Grund des bischöflich bambergischen Strafrechtes) voranging, und um die wirtschaftliche Abschließung des Landgebietes im Gegensatz zu der alten Stadtwirtschaft, die nur noch wenige größere Gemeinden zu behaupten vermochten. Die fürstlichen Verwaltungen erlassen jetzt allgemein gültige Ordnungen über Forstwirtschaft, Jagd, Fischerei, Bergbau, Strompolizei, Schiffahrt, Maß, Münze und Gewicht, vor allem für den Verkehr, dessen Regelung von seiten einer höheren Gewalt die endlosen Streitigkeiten zwischen Adel und Städten zur Notwendigkeit machten; sie nahmen weiter das Münzwesen selbständig und allein in die Hand, indem sie die städtische Münzung einschränkten oder ganz unterdrückten, und von der Reichsmünzordnung (1521) meist abwichen; sie gestalteten endlich die Steuerverwaltung fester und einheitlicher, jetzt insbesondere auf Grund indirekter Landessteuern, wie Bierzinsen, Weinsteuern und Zöllen. Das alles war nur möglich mit einem vermehrten, juristisch gebildeten Beamtentum meist bürgerlicher Abkunft, das nun auch die Grundsätze des römischen Rechtes dabei immer mehr zur Geltung brachte.

Je mehr somit der Gedanke der territorialen Einheit durchdrang, desto mehr strebte man auch danach, sie durch Feststellung der Erbfolge nach dem Erstgeburtsrecht oder auch dem Seniorat (Vorrecht des Geschlechtsältesten) für alle Zeiten zu sichern, um zersplitternden Teilungen vorzubeugen. Dies geschah in den welfischen Landen für Braunschweig-Wolfenbüttel schon unter Heinrich dem Älteren († 1514), für Kalenberg 1540, für Lüneburg 1610, in Holstein für die Linie Gottorp 1608, in Hessen-Darmstadt 1606 und 1625, in Hessen-Cassel 1627/28 u. a. m. Die Ernestiner freilich sanken durch unaufhörliche Teilungen zu ohnmächtigen Kleinfürsten herab.

Wenngleich nun aber das territoriale Gesetzgebungs- und Verordnungsrecht alle Zweige des Volkslebens zu umspannen begann, so blieb doch die grundherrliche und städtische Verwaltung im bisherigen Umfange ihrer Aufgaben nicht nur ungestört, sondern sie erweiterte ihn in den lutherischen Gebieten noch um die Herrschaft über einen großen Teil des Kirchengutes und das Patronat über die Pfarrstellen. Die Gesamtheit der Stände aber steigerte eben im protestantischen

Deutschland noch besonders ihre Bedeutung, da bei der Ausbildung der Landeskirchen ihre Mitwirkung gar nicht zu umgehen war und sie in immer weiterem Umfange die Verwaltung der Landessteuern in die Hand nahmen. So vollendete das Luthertum, indem es für die Zukunft den modernen Staat vorbereitete, im 16. Jahrhundert zunächst den ständischen patrimonialen Staat, d. h. die Herrschaft des Adels und der städtischen Geschlechter über eine unterthänige und ausgebeutete Masse.

Kursachsen unter Kurfürst August. Das klassische Land für diese Entwickelung ist in vieler Beziehung Kursachsen unter „Vater" August und „Mutter" Anna (1553—1586). Schon Moritz hatte für die „Erblande" (Meißen, Thüringen und den Kurkreis) den „Hofrat" („Landesregierung") als oberstes Regierungskolleg, höchsten Justizhof und obersten Lehnshof 1547 eingesetzt, August zweigte davon 1559 das Appellationsgericht als selbständige Behörde ab und bahnte durch seine „Konstitutionen" von 1572 die Herstellung eines einheitlichen Rechtes auf Grundlage des altsächsischen, doch mit Benutzung des römischen an. Die Kammergüter wurden planmäßig vermehrt und mustergültig bewirtschaftet, die Regalien insbesondere durch die sorgfältige Forstpflege, mit der sich eine großartige Flößerei auf der Elster und Saale verband, und die glänzende Entwickelung des Bergbaues, den zahlreiche Bergordnungen regelten, zu den ergiebigsten Einnahmequellen gemacht, das Münzrecht mit musterhafter Solidität gehandhabt. Die Erwerbung der Administratur der sächsischen Bistümer, Merseburgs 1561, Naumburgs 1564 und Meißens 1581, der Ankauf des schon seit 1559 verpfändeten Vogtlandes von dem verschuldeten Hause Reuß, die Zurücknahme des Neustädter 1569.
Kreises von den Ernestinern 1566 (s. S. 703) rundeten das Gebiet ab, obwohl diese Lande teilweise eine selbständige Verwaltung behielten und den Erblanden nicht einverleibt wurden. Andrerseits erweiterten die erbländischen Stände ihre Bedeutung durch die Errichtung des Obersteuerkollegs 1570, eines ständigen Ausschusses für die Erhebung und Verwaltung der vom Landtage bewilligten Steuern.

Brandenburg. In Brandenburg errichtete Kurfürst Joachim II. (1535 bis 1571) für die Verwaltung seiner Kammergüter die Hofkammer, für die übrige Verwaltung eine Hofkanzlei, mußte aber, verschuldet wie er bei seinem prunkvollen, verschwenderischen Hofhalte war und trotz der bedenklichen Finanzkünste seines „Hofjuden" Lippold auch blieb, seinen Ständen i. J. 1542 gegen Übernahme seiner Schulden von 600,000 Thalern das Recht zugestehen, die für Verzinsung und Tilgung notwendigen Steuern selbst einzuziehen und zu verwalten und das Versprechen geben, überhaupt ohne ihren Beirat nichts Wichtiges zu unternehmen. Die Übernahme neuer Schuldsummen 1549 und 1551 und die Einführung der Biersteuer verstärkten noch die Bedeutung dieses „märkischen Kreditwerkes". Die Lasten aber wälzten die Stände auf die unteren Klassen ab, denn die neuen Steuern (Hufen- und Giebelschoß) nahmen auf den Wert des Steuerobjektes keine Rücksicht. Sein Nachfolger Johann Georg (1571—98) erkaufte dann die Beihilfe der Stände zur Tilgung einer Schuldenlast von über $3^1/_2$ Millionen Gulden 1572 mit der lähmenden Zusicherung, künftig nur an Adlige Dom-

herrenpfründen und Staatsämter zu übertragen, vergrößerte indes seine Einkünfte auch durch die Einziehung der drei Bistümer (1571 und 1598). Zur Ausbildung eines landesfürstlichen Beamtentums that erst Joachim Friedrich (1598—1608) mit Errichtung des Geheimen Rates als Oberbehörde für auswärtige und innere Angelegenheiten (mit Ausnahme der Lehns-, Justiz-, Landtags- und Kirchensachen) wieder einen Schritt vorwärts. An der Spitze der Landeskirche stand seit 1552 das Konsistorium, neben dem seit 1572 der Generalsuperintendent die Einheit in Lehre und Gottesdienst wahrte.

Würtemberg. Eine höchst eigentümliche Ausbildung erfuhr der ständische Staat und die evangelische Landeskirche in Würtemberg unter Herzog Christoph (1550—68). Seitdem die Ritterschaft als reichsunmittelbar sich ganz vom Lande getrennt hatte, bestand der Landtag nur noch aus den 14 lutherischen „Prälaten" und der „Landschaft", den Vertretern der Städte. Ein ständischer Ausschuß verwaltete seit 1554 die landschaftliche Steuerkasse ganz selbständig. Dieser geschlossenen geistlich-bürgerlichen Oligarchie gegenüber war der Herzog auf die Verwaltung seines umfänglichen Kammergutes beschränkt. Ebenso ordnete Herzog Christoph die Kirchenverfassung. Die reichen geistlichen Güter (Ende des 18. Jahrhunderts auf 33 Millionen Gulden Wert geschätzt) blieben fast ganz der evangelischen Landeskirche erhalten, die Klöster wurden allmählich reformiert und seit 1556 meist in „Stiftsschulen" umgewandelt, die ihre Zöglinge für das „Stift" in Tübingen vorbereiteten und den Ruhm des würtembergischen Schulwesens ebenso begründeten wie die „Fürstenschulen" den des kursächsischen. An der Spitze der Landeskirche stand ein Kirchenrat („Visitation"), unter ihm die vier Generalsuperintendenten, die zweimal jährlich mit ihm zur „Synode" zusammentraten. So stand die würtembergische lutherische Landeskirche, jedes andere Bekenntnis vom Lande ausschließend, als eine selbständige Macht neben dem Staate Würtemberg, aber beide waren aufs engste miteinander verbunden und bestimmten den Charakter des Landes auf Jahrhunderte.

Adel und Bauern. Die Lasten des ständischen Staates trug im wesentlichen das Landvolk. Da die Verwaltung mehr und mehr an juristisch gebildete Beamte überging, der Adel aber nur langsam sich entschloß, diese gelehrte Vorbildung sich anzueignen und doch für kriegerische Thätigkeit wenig Raum mehr fand, endlich in den protestantischen Landen die bequeme Versorgung seiner jüngeren Söhne in den Domkapiteln und Kollegiatstiftern allmählich wegfiel, so sah sich der Adel, soweit er nicht im eigentlichen Hofdienst oder in auswärtigem Solddienst unterkam, auf die Einkünfte seiner Güter zurückgedrängt. Um auch die jüngeren Söhne zu versorgen, mußte er in Norddeutschland immer mehr Bauergüter „legen" (einziehen) und die Lasten der Bauern vermehren, insbesondere sie fester an die Scholle fesseln. In Brandenburg wurde 1541 den Grundherren erlaubt, die Bauern auszukaufen, 1550 die Vorschrift, ihre Frohnden genau festzusetzen, aufgehoben, in Mecklenburg 1607 der Bauer für einen bloßen Kolonisten erklärt, dessen Grund und Boden dem Gutsherrn gehöre, in Pommern 1616 die Leibeigenschaft geradezu als Regel hingestellt, in Ober-Schlesien 1562

dem Herrn das Recht zugesprochen, den Bauer zum Verkaufe seines Hofes zu zwingen. Im südlichen Deutschland steigerten sich die alten dort einheimischen Übelstände. Dabei ist in vielen Gegenden, und zwar gerade in denen, wo der Bauernkrieg gewütet hatte, die materielle Lage der Bauern nicht eben schlechter geworden, zumal sie mit dem Aufhören des Fehdewesens eine bisher unerhörte Sicherheit des Lebens und des Erwerbes genossen; ja die alte Neigung zur Vergeudung der Erträge in rohem Wohlleben tritt auch unter ihnen um so stärker hervor, je mehr der Absatz ihrer Erzeugnisse stockte (s. unten). Aber das Bewußtsein unter der Willkür des Grundherrn zu stehen und die fast völlige Ausschließung von allen höheren geistigen Interessen drückte sie tiefer herab als materielle Not. Nur die Kirche, zumal die protestantische, eröffnete ihnen eine höhere Welt, und das evangelische Pfarrhaus, das sich so oft dem Sohne eines Landmannes öffnete, bot ihnen die gern betretene Brücke, um in höhere Lebenskreise aufzusteigen und diese zu verjüngen.

Landwirtschaft. Daß einem so unselbständigen, abhängigen Bauernstande der Trieb zum Fortschritt fehlen mußte, leuchtet ein. Daher blieb die deutsche Landwirtschaft überwiegend auf der erreichten Stufe stehen, größere Verbesserungen erfolgten fast nur auf den norddeutschen Domänen, die z. B. in Sachsen vielfach durch günstig gestellte Erb- oder Zeitpächter bewirtschaftet wurden. Vereinzelt wurde bereits die Kartoffel angebaut, Obst- und Weinbau sorgfältig und eifrig gepflegt, der letztere in Sachsen durch August, in Brandenburg durch Joachim II. planmäßig gefördert, auch die Theorie in Lehrbüchern, wie die „Ökonomia“ Abrahams von Thumbshirn, des Hofmeisters der Kurfürstin Anna von Sachsen, für größere Kreise fleißig bearbeitet. Dagegen wirkte unmittelbar schädigend der übermäßige Wildstand, den die Jagdliebe der Fürsten zum größten Schaden ihrer eignen Waldungen erhielt. Bären, Wölfe, Luchse, Biber waren deshalb selbst in Mitteldeutschland noch massenhaft anzutreffen.

Rückgang der städtischen Erwerbszweige. Wenn nun die relative Bedeutung der Landwirtschaft und der auf ihrem Betriebe beruhenden Stände entschieden wieder im Zunehmen begriffen war, so liegt der Grund dafür weniger in ihr selbst, als in dem langsamen Rückgange der städtischen Erwerbszweige. Der Bergbau, der bis über die Mitte des 16. Jahrhunderts hinaus noch steigende Gewinnste abwarf, begann sich seitdem allmählich zu erschöpfen; das Zunftwesen zeigt unter dem Drucke der steigenden Konkurrenz, der Verminderung in der Kaufkraft des Landvolkes und wohl auch der Abnahme des Absatzes nach außen seit derselben Zeit die Züge einer zunehmenden Entartung: Erschwerung der Aufnahme durch das Meisterstück und die Feststellung einer bestimmten Zahl von Meistern, Verschärfung der Bannmeile und Kampf gegen den Gewerbebetrieb des platten Landes. Die technischen Leistungen dagegen blieben unfraglich auf der erreichten Höhe oder überschritten sie noch.

Verdrängung der Deutschen aus dem Welthandel. Doch die entscheidende Thatsache für die wirtschaftlichen Verhältnisse der Nation war, daß ihre Stellung im Welthandel sich zu ihren Ungunsten verschob. Seit die Portugiesen

den direkten Seeweg nach Ostindien gefunden, die Spanier im Westen eine neue Welt erschlossen hatten, zog der Welthandel von den europäischen Binnenmeeren auf den offenen Ocean hinaus. Der große Markt für die indischen Gewürze wurde Lissabon; Alexandria verödete, noch ehe der Osmane seine eiserne Hand auf Ägypten legte (1517), die alte centrale Stellung Venedigs, damit die Bedeutung der Centrallande des mittelalterlichen Handels, Italiens und Deutschlands, war nicht länger zu behaupten. Das wirkte vor allem auf die oberdeutschen Städte. Noch hielten sie die Beziehungen zu Venedig, das ja immer noch eine große Industriestadt blieb und seinen schwunghaften Verkehr mit Syrien und Konstantinopel sich bewahrte, eifrig fest, aber größere Bedeutung gewann für sie jetzt die Verbindung mit Spanien und Portugal, diese bestimmte sogar ihre politische Haltung gegenüber Karl V. mehr als ihre kirchliche Richtung. Die Fugger hatten um 1550 den ganzen Quecksilberhandel Spaniens in den Händen, die Welser besaßen Pflanzungen auf den kanarischen Inseln, ja sie ließen sich i. J. 1528 mit Venezuela belehnen und sandten ihre Söldnerführer, Ambrosius Dalfinger, Nikolaus Federmann und Philipp von Hutten, hinüber in die Urwälder Südamerikas, doch leider nur, um das Land nach spanischer Weise plündernd zu durchstreifen, nicht, um es planmäßig zu bewirtschaften, so daß Karl V. schon 1546 die Bewilligung wieder zurückzog. Deutsche Bankhäuser befrachteten zum guten Teile die spanischen Silberflotten; ohne sie und die Italiener hätte sich die unsinnige Finanzwirtschaft der spanischen Krone, die fast nur von Anleihen lebte, gar nicht halten können. Auch die norddeutschen Städte traten mit Spanien und Portugal in unmittelbaren Verkehr, lieferten namentlich Getreide und Schiffahrtsbedürfnisse aller Art; selbst das entlegene Danzig sandte seine Schiffe nach den Häfen der pyrenäischen Halbinsel wie nach Italien, wo es 1593 mit Toscana und Rom, 1597 mit Venedig Handelsverträge schloß, und Kurfürst August wollte Leipzig zum Mittelpunkte des portugiesischen Pfefferhandels für Deutschland und Nordosteuropa machen. Es hängt mit dieser Bedeutung des spanisch-portugiesischen Verkehres zusammen, daß auch die oberdeutschen Städte mit dem neuen Stapelplatze des nord- und südeuropäischen Handels, Antwerpen, wo um 1566 nach dem Urteile eines Venezianers in einem Monat mehr Geschäfte abgewickelt wurden, als in Venedig binnen zwei Jahren, die lebhaftesten Beziehungen unterhielten. Die Fugger und Welser hatten hier neben den Italienern und Portugiesen ihre festen Kontore, und auch die Hansa verlegte i. J. 1545 ihren Kaufhof vom verödeten Brügge an die Schelde, freilich ohne den Verkehr ihrer eignen Kaufleute noch ausschließlich an diese Vermittelung knüpfen zu können. Die Deutschen haben also sehr wohl verstanden, in die neuen Bahnen einzulenken, aber unter eigner Flagge unmittelbaren Anteil an dem Handel mit Amerika und Indien zu gewinnen vermochten sie nicht.

Um so schwerer traf sie der niederländische Aufstand. Schon 1571 verbot Wilhelm von Oranien der Hansa den Handel mit Spanien, 1576 vernichtete die gräßliche spanische Plünderung, die auch den hansischen Hof nicht verschonte, die Handelsblüte Antwerpens, und was etwa noch übrig blieb, das zerstörte die

spanische Belagerung von 1584/85 und ihre Folge, die Sperrung der Schelde. Doch schlimmer als die Verwüstung dieses großen Marktes und das Sinken Venedigs wirkte es, daß junge Völker in den oceanischen Handel, für den ihnen ihre geographische Lage einen unausgleichbaren Vorsprung vor den Deutschen gab, und selbst in den Wettbewerb auf den Gebieten, welche bis jetzt die Hansa beherrscht hatte, eintraten. Mitten im Kampfe gegen das spanische Weltreich rissen die Holländer, ihre alten Nebenbuhler und die Erben des verwüsteten Flandern, die Herrschaft der Meere an sich.*) Später erst, aber schließlich mächtiger und nachhaltiger als die holländische, stieg die Handelsgröße Englands empor.**) Seit dem Untergange der spanischen Armada von 1588 war die Herrschaft beider Völker über das Weltmeer entschieden.

Wie hätten da nun diese Nationen die alten hansischen Privilegien, welche auf der früheren Überlegenheit der deutschen Kultur beruhten, in ihren eignen Gebieten oder wo sie sonst ihnen begegneten, länger dulden können! Gestützt auf die Niederländer hatte in Schweden bereits Gustav Wasa eine kleine Handelsflotte geschaffen und Handelsverträge mit den Niederlanden, England, Frankreich und Rußland geschlossen; mit seinem Sohne Erich XIV. (1560—69) geriet die Hansa in offnen Streit (s. unten). In Norwegen, wo die Niederländer sich in der Nähe von Bergen festsetzten, veranlaßten manche Übergriffe des hansischen Kontors endlich die Unterwerfung der Deutschen unter die Landesobrigkeit, die Zulassung der Norweger in den hansischen Häfen und die Freigebung der Nordlandsfahrt (1560). Länger behauptete sich der Londoner Stahlhof, doch nicht der 1560.
hansische Alleinhandel in England. Von Anfang an forderte Königin Elisabeth für ihre Unterthanen gleiches Recht in den hansischen Häfen. Da dies verweigert wurde, so knüpften die Adventurer einen schwunghaften Tuchhandel mit dem nichthansischen Emden, 1567 sogar mit Hamburg an. Als der Kaiser 1577 die Erneuerung dieses Vertrages verbot, untersagte England den Hansen allen

*) Schon i. J. 1587 sandten die Städte an der Zuydersee 580, die an der Maas und Schelde 200 Schiffe nach der Ostsee; sie bemächtigten sich völlig der Hochseefischerei. Noch früher schon, von Antwerpen aus, hatten die Niederländer unmittelbaren Verkehr mit Rußland durch das weiße Meer angeknüpft, wo infolge dessen 1584 an der Mündung der Dwina die Stadt Archangelsk erwuchs. Dazu begannen sie seit dem Ende des 16. Jahrhunderts, als ihre lange betriebenen Versuche, längs des Nordrandes von Asien nach dem Großen und Indischen Ocean vorzudringen, aufgegeben wurden, die Portugiesen aus Ostindien zu verdrängen und gründeten 1602 die bald gewaltig aufblühende ostindische Kompagnie, welche den Gewürzhandel von Lissabon nach dem reißend emporstrebenden Amsterdam ablenkte.

**) Während das Land bisher seine Rohprodukte, insbesondere seine treffliche Schafwolle, auf fremden Schiffen zur Verarbeitung nach Deutschland und den Niederlanden gesendet hatte, erwuchs seit der Mitte des Jahrhunderts durch niederländische Flüchtlinge ein schwunghaftes, einheimisches Tuchgewerbe, seit 1585 auch die Sammet- und Seidenweberei. Schon seit 1553 arbeitete die Gesellschaft der „wagenden Kaufleute“ (Merchant adventurers) an der Auffindung neuer Handelswege nicht nur nach Rußland, sondern auch, freilich vergeblich, nach dem Großen Ocean durch das Eismeer im Norden von Asien und Amerika, 1578 führte Franz Drake zum erstenmale englische Schiffe durch die furchtbaren Engen und Strömungen der Magalhaensstraße in den Großen Ocean.

Zwischenhandel; als die Adventurer 1580 aus Emden und 1582 auf Reichstagsbeschluß überhaupt aus Deutschland ausgewiesen wurden, fanden sie in Elbing und Livland Aufnahme; als die Hansen die spanische Armada von 1588 mit Zufuhren aller Art und Darleihung von Schiffen unterstützten, sperrten die Engländer die Meerenge von Calais für Kriegsmaterial und Lebensmittel und nahmen hansische Schiffe weg. Endlich führte der Befehl Kaiser Rudolfs II., der allen Engländern binnen drei Monaten Deutschland zu verlassen gebot (1. August 1597),
1598. die letzte Entscheidung herbei. Am 4. August 1598 ließ Elisabeth den Stahlhof sperren, die deutschen Kaufleute verhaften und verbot die englische Ausfuhr nach Elbe und Weser. So stand um d. J. 1600 von den vier stolzen Kaufhöfen der Hansa kein einziger mehr aufrecht; die Grundpfeiler ihrer alten Größe waren geborsten.

Es war die eigne Schuld der deutschen Seestädte, daß sie eigensinnig und kurzsichtig Vorrechte aufrecht erhalten wollten, die unhaltbar geworden waren; es war wesentlich die Folge der Auflösung des nationalen Verbandes, wenn sie nicht imstande waren, an dem oceanischen Handel, also am Weltverkehr, selbständigen Anteil zu gewinnen. Auf sich selbst angewiesen vermochten sie das nicht mehr, denn mit dem Unglück nahm die Zwietracht überhand. Bis 1604 sank die Zahl der wirklich noch Beitrag leistenden Städte auf 14 herab; die lange (1584 bis 1614) fortgesetzten Versuche, eine Bundeskasse zu gründen, blieben fruchtlos. Die letzte Möglichkeit neuen Aufschwunges, welche 1609 die junge niederländische Republik mit dem Anerbieten eines dauernden Bündnisses an Lübeck eröffnete, wiesen die Städte mißtrauisch und verzagt von sich. Damit war der Ausschluß der Deutschen vom Weltverkehr und von der Seeherrschaft besiegelt.

Aufblühen des Binnenverkehres. Das schwere Gewicht dieser Thatsache wurde nur wenig durch das lebhaftere Aufblühen des Binnenverkehres gemildert. Dabei tritt jetzt die Territorialpolitik der Fürsten bestimmend hervor, und eben sie, die nicht mehr den Vorteil einzelner Städte vertritt, beschleunigt den ohnehin unvermeidlichen Rückgang der schwächeren Plätze. Nürnberg und Frankfurt a. M. behaupteten ihre alte Stellung als die großen Vermittelungsplätze zwischen Nord und Süd, der Rhein vermittelte noch einen schwunghaften Verkehr mit den Niederlanden. Weiter im Osten hingen die großen norddeutschen Stromläufe und Landstraßen unter sich aufs engste zusammen, brachten aber dadurch auch die beteiligten Städte und die Staaten, die jetzt ihre Interessen entschieden vertraten, in scharfen handelspolitischen Gegensatz. Im wichtigsten dieser Stromgebiete standen Hamburg, Lüneburg, Magdeburg und Leipzig einander gegenüber. Während Lüneburg, noch um 1600 eine der reichsten Städte Deutschlands, seinen Vorteil darin fand, den ganzen Verkehr von der See landeinwärts auf die Straße durch die Altmark nach Magdeburg zu leiten, und Leipzig, auf sein Meß- und Stapelrecht gestützt (s. S. 580), den Handel mit dem Osten über Schlesien nach Polen auf der alten „hohen Straße“ festzuhalten strebte und mit Holland, Lübeck, Danzig in unmittelbare Landverbindung trat, beide Städte also die Elbschifffahrt hemmen mußten, beruhte Magdeburgs Bedeutung besonders auf der Thalfahrt

nach Hamburg und auf seinem alten Stapelrecht namentlich für Getreide und Holz. Hamburg aber, noch um 1550 wesentlich Braustadt, hatte doch bereits 1482 die kaiserliche Bestätigung seines althergebrachten Stapelrechtes für Korn, Mehl, Wein und Bier erlangt und 1529 den Getreidehandel ganz in seinem Interesse geordnet. Zunächst 1538 mit Magdeburg zur gegenseitigen Anerkennung seiner Rechte verbündet, brachte es den Elbhandel in lebhaftesten Aufschwung zum Nachteil Lüneburgs, unterwarf allmählich auch Brandenburg und Braunschweig-Lüneburg seinem Stapelrecht, riß aber seit 1598 auch den größten Teil des Kornhandels in Magdeburg selber an sich und überflügelte so auch diese Nebenbuhlerin gänzlich.

Diesen Sieg Hamburgs und Leipzigs erleichterte die Gestaltung des Oderhandels, an dem in erster Linie Stettin, Frankfurt a. O. und Breslau, also Pommern, Brandenburg und Schlesien (Österreich), beteiligt waren. Die langen Kämpfe zwischen den beiden ersteren führten endlich 1572 zur völligen Sperrung der Oder bei Stettin. Infolgedessen gewann wieder die Schiffahrt auf Spree, Havel und Elbe auch für die Oderstädte größere Wichtigkeit, zumal Hamburger und Holländer auf diesem Wege eine unmittelbare Verbindung mit Schlesien und Polen suchten. Daher erbaute Brandenburg 1616 den älteren Finowkanal und hob 1618 seine Sperrung der Warthe von 1539 auf, während wieder Dänemark 1616 an der unteren Elbe Glückstadt anlegte, um diesen rasch anwachsenden holländisch-polnischen Verkehr zu überwachen und auszubeuten. Daher verfiel der Handel auf der unteren Oder gänzlich, zum größten Schaden Frankfurts, und gleichzeitig drang Breslaus Handel, der ursprünglich der Hauptsache nach auf einem großartigen ostwestlichen Landverkehr beruhte, mit Umgehung Frankfurts, die erst seit 1529 eröffnete Schiffahrt auf der oberen Oder benutzend, einerseits nach Hamburg und Antwerpen, andrerseits nordwärts nach Stettin vor. So erwuchsen Breslau, Leipzig und Hamburg zu den größten Sammelplätzen des norddeutschen Verkehres, dieses dank einer klugen und rücksichtslosen Stadtpolitik mittelalterlicher Art, jene beiden durch die Fürsorge ihrer Landesherrschaften. Weiter im Osten wußte Danzig nach Hamburgs Beispiel den einträglichsten Teil des Handels mit dem unermeßlichen polnischen Hinterlande in seine Hände zu bringen, führte z. B. einmal, i. J. 1618, gegen 116,000 Last Getreide aus.

Technische Fortschritte. Zur Förderung dieses Verkehres wirkten mit der vermehrten Sicherheit der aufgehäufte Volksreichtum, die rasche Vermehrung der Umlaufsmittel, wie sie die Ausbeute der einheimischen, seit 1560 auch der amerikanischen Bergwerke bot, und manche technische Verbesserungen zusammen, vor allem, abgesehen von dem „verweichlichenden" Gebrauch ungarischer „Kutschen" seit etwa 1550, das Aufkommen von Börsen, deren erste 1558 in Hamburg entstand, und die Anfänge des Zeitungswesens. Zu den Flugblättern, welche schon seit längerer Zeit Darstellungen wichtiger Vorkommnisse oder Erörterungen der Tagesfragen bis ins letzte Dorf trugen, gesellten sich jetzt regelmäßige Mitteilungen dieser Art zunächst in Form von Jahresübersichten in Kalendern, „Postreitern" und buchhändlerischen Meßkatalogen; sie gaben den Zeitgenossen eine gewiß immer noch dürftige, aber doch verhältnismäßig sichere und allgemeine Kennt-

nis der Ereignisse, die bisher in oft willkürlicher Zurichtung und Entstellung nur die mündliche Ueberlieferung, besonders im Volksliede, umhergetragen hatte, sie vermittelten also auch eine bessere Grundlage für die Beurteilung selbst entfernter Verhältnisse.

Bevölkerung und Wohlstand. Für den oberflächlichen Beobachter war überhaupt der Rückschritt im Volksleben nicht so leicht zu entdecken. Denn die Bevölkerung blieb bis gegen 1620 im Zunehmen.*) Ferner war doch überhaupt so viel Reichtum aufgehäuft, daß in der Lebensführung der herrschenden Stände eher eine Steigerung als eine Verminderung der Ansprüche sich bemerklich macht, ähnlich wie im damaligen Venedig oder im späteren Holland. Die Zeit war mehr auf Genuß als auf Erwerb gerichtet, man lebte verschwenderisch, aus dem Vollen. Insbesondere das Leben der deutschen Städte ist niemals glänzender und reichlicher gewesen. Üppige Gelage und bunte Unterhaltungen durch Gauklerbanden und dramatische Aufführungen wechselten oder verbanden sich mit kriegerischen Schaustellungen, wie sie dies waffenfrohe Volk auch in friedlicher Zeit nicht hat entbehren mögen. Statt im Turnier tummelten sich die jungen Patricier zuweilen in phantastischer Maske, jetzt allerdings lieber im harmloseren „Ringelrennen" nach dem Mohrenkopfe; in der großen Masse der Bürgerschaft erhielten die Schützenfeste die Waffentüchtigkeit, wenngleich das Schaugepränge mehr und mehr zur Hauptsache wurde. Da strömten oft aus weiter Ferne hunderte von Schützen zusammen, nach Zwickau z. B. 1573 aus 39 Orten, nach Straßburg 1576 aus 10, unter ihnen auch die Züricher mit dem heißen Hirsebrei, nach Halle i. J. 1601 gar aus 50 Städten. Zwischen Kletterbäumen und Kegelbahnen, Krambuden und Glückstöpfen schoß man da um kostbare Preise mit Armbrust und Feuerrohr, zuweilen sogar aus Geschützen. Der glückliche Schütze fand hohe Ehre, den schlechten verspotteten nach Gebühr Pritschmeister und Narren. Auch besserer Verteidigungsmittel wurde gedacht. Statt der Mauern und Türme begannen die Städte sich gegen das Geschützfeuer mit Wällen und Bastionen zu umgürten, wie Nürnberg so seine Burg nach Albrecht Dürers Entwurf befestigte oder Danzig damals seine Riesenwälle schüttete.

In ähnlicher Weise vergingen dem Fürsten und seinem adligen Hofgesinde die Tage. Denn noch war an den Höfen von steifer Etikette wenig zu verspüren. Der Fürst verkehrte noch zwanglos mit seinen Unterthanen und verbrachte einen großen Teil des Jahres auf seinen Landsitzen und Jagdschlössern; ja das Leben, das er führte, war vielleicht noch um einige Grade derber, als das städtischer Patricier. Neben der übermäßigen Vorliebe für Jagden, namentlich für die ebenso glänzenden als rohen Hetzjagden, hat sich damals in Jahrzehnten trägen Friedens ganz besonders bei Fürsten und Edelleuten der altdeutsche Nationalfehler des Trunkes zu einem Laster ausgebildet, das ganze Generationen körperlich und

*) Nürnberg z. B. wuchs auf 40—50,000 Einwohner, Augsburg auf 50—60,000, Danzig zählte etwa 50,000, Leipzig 15,000, Berlin 14,000 u. s. f., und im ganzen lebten am Anfange des 17. Jahrhunderts durchschnittlich 1500 – 2500 Menschen auf der Quadratmeile, was auf eine Gesamtzahl von etwa 24 Millionen schließen läßt.

geistig verwüstete, und dem alles theologische Eifern gegen den „Saufteufel" nicht zu steuern vermochte. Trotzdem ist gar nicht zu verkennen, daß die überwiegend theologische Bildung der Zeit, so einseitig sie war, doch auch bei den Fürsten das Gewissen schärfte und ihr Pflichtgefühl steigerte.

Die deutsche Renaissance. In sonderbarem Gegensatze zu jenen Fehlern eines derbsinnlichen Geschlechtes steht nun das Bestreben, das Leben mit einem Reichtume künstlerischen Schmuckes zu umgeben, dem erst die Gegenwart langsam wieder näher kommt, denn nicht die erwerbenden, sondern die genießenden Zeiten pflegen die künstlerisch fruchtbarsten zu sein. Das Muster gab dafür Italiens herrliche Renaissance, doch in ebenso charakteristisch deutscher Umbildung wie einst die französische Gotik. In der Baukunst überflügelte jetzt nach dem Falle der alten Kirche, welche die Zahl ihrer Gotteshäuser nicht nach dem äußeren Bedürfnis bemessen, sondern ihre Errichtung als gutes Werk betrachtet hatte, der weltliche Bau vollständig den kirchlichen. Fürsten, Edelleute und Patricier waren die Bauherren, Paläste, Landsitze und Privathäuser die Aufgaben. Da sich der neue Stil nicht an die Kirche anschloß, so entfaltete er sich auch unabhängig von den Bauhütten, und ebendeshalb tritt die Eigenart der einzelnen Meister oder auch der besondere Geschmack des Bauherrn energisch hervor. Zunächst nehmen italienische Baukünstler, die man anfangs häufig berief, oder von ihnen geschulte Deutsche nur einzelne Bestandteile aus der Weise der Renaissance herüber, bald aber tritt eine systematische Nachahmung ein. Die reich mit Bildwerk und Malerei verzierten Fronten, die weiten, von offenen Säulenhallen umgebenen Höfe, die großartigen Treppenanlagen, die prunkvolle Ausschmückung der Innenräume kehren auch in Deutschland wieder; nur die vorspringenden Erker, die hohen Giebel, die Ecktürme mit ihren Wendeltreppen werden meist beibehalten, aber durch die Säulen- und Pfeilerstellungen der Renaissance gegliedert. So entstanden 1536 das Schloß von Landshut nach streng römischem Vorbilde, das alte Schloß und das „Lusthaus" in Stuttgart, die „Residenz" in München, der herrliche Bau des Heidelberger Schlosses hoch über dem blühenden Neckarthale (1556—1559 und 1601/07), das Dresdner Schloß unter Georg und Moritz, viele stattliche Landsitze oder Regierungsgebäude, wie das ragende Augustusburg unter Kurfürst August, das Torgauer Schloß unter Johann Friedrich, das Liegnitzer unter den Piasten, das prächtige Landhaus der steirischen Stände in Graz. Künstlerisch geschmückte Landsitze und Schlösser hat namentlich der begüterte sächsische Adel in großer Zahl selbst hoch oben im Erzgebirge aufgeführt. Die Städte blieben dahinter nicht zurück. Augsburgs „Fuggerhaus" mit seinem reichen Freskenschmuck wurde ebenso mustergiltig wie der prunkvolle „Goldne Saal" seines stolzen Rathauses; in Nürnberg entstanden noch kurz vor dem Ausbruche des dreißigjährigen Krieges das „Pellersche Haus" und der mächtige Rathausbau Holzschuchers; in Danzig verraten die reichgeschmückten Giebelhäuser des Langen Marktes, der Frauengasse u. a., die prunkvolle Ausstattung seiner Ratsstuben und die kunstprangenden Bauten seiner mächtigen Festungsthore den Einfluß des italienischen Verkehres. Die niedersächsischen Städte übertrugen diese Formen kunstvoll in ihrem Holzbau.

Der **Bildnerei** und **Malerei** erwies sich die Reformation zunächst insofern wenig günstig, als sie die Zahl der Gegenstände und daher auch der Aufträge verringerte, da in den protestantischen Gebieten die frommen Stiftungen wegfielen und die Behandlung der heiligen Geschichte sich auf die biblischen Stoffe beschränkte. Trotzdem fand die Plastik ein reiches Feld in der Dekoration der Fronten, Fenster und Portale und leistete Treffliches namentlich in Grabmälern. Sie übersetzt auch wohl die alten holzgeschnitzten und gemalten Flügelaltäre unbefangen in Stein, und meist beherrscht sie die malerische Auffassung, namentlich im Relief. Entwickelte sich doch auch die **Malerei** mehr und mehr überhaupt zur Lieblingskunst der modernen Zeit, weil sie allein imstande ist, die ganze Fülle und Tiefe ihres Lebens wiederzugeben. Dem Protestantismus gebührt daran ein hervorragender Anteil, insofern er das Denken des einzelnen vertiefte und nicht die Abkehr von der Welt predigte, sondern diese Welt als Gottes schöne Schöpfung verklärte, somit den Blick des Künstlers ebenso den tiefsten Problemen zuwandte wie auf die lebendige Wirklichkeit der Dinge hinlenkte. Die Folgerungen daraus hat freilich die deutsche Kunst damals noch nicht vollständig gezogen, sondern erst die Malerei der stammverwandten Niederländer, doch die Ansätze zeigt sie. **Dürer** schuf die Krone seiner Werke in Charakteristik und Farbengebung, die vier Apostel, erst unter dem Einflusse der Reformation i. J. 1526 und brachte in seinen großen Stichen ihre tiefsten Gedanken zum Ausdruck. Das Größte in der Bildnismalerei leistete dann **Hans Holbein der Jüngere** von Augsburg (1497—1543), mehr noch als Dürer unter italienischem Einflusse aufgewachsen, seit 1526 der bevorzugte Bildnismaler Heinrichs VIII. und der englischen Aristokratie und zugleich in seiner „Maria“ der Darsteller des holdesten Ideals deutscher Weiblichkeit. Diese Kunst verpflanzte der volkstümliche **Lukas Cranach** aus Franken (1472—1553) nach Sachsen.

Die enge persönliche Verbindung zwischen Kunst und Handwerk, wie sie diese Zeit noch auszeichnet, erzeugte eine glänzende Blüte des **Kunstgewerbes**, das jetzt ganz überwiegend für weltliche Zwecke arbeitete. In Verbindung mit der altheimischen Holzschnitzerei leisteten die Kunsttischler von Augsburg, Nürnberg, Dresden u. a. Mustergiltiges in eingelegter Arbeit oder Schnitzerei aus Holz, Elfenbein, Metall; die Herstellung von Thongefäßen blühte um Selters, Köln, Nären, Creussen und bildete bald auch Majoliken und Fayencen nach. Vielleicht am eigentümlichsten entfaltete sich die Bearbeitung der Metalle in der künstlerischen Gestaltung von Thürbeschlägen, Gittern, Hausgeräten, von Waffen, Harnischen, Geschützen; hier übertrafen die Meister von Nürnberg, Augsburg und München selbst die Italiener. Kunstwerke von reichster Ausführung und veredeltem Geschmack lieferten die Juweliere, so vor allem der Wiener Wenzel Jamnitzer in Nürnberg. Auch die kostbaren und feinen Stoffe, wie sie die farbenfrohe Zeit für Kleidung und Ausstattung der Wohnräume verlangte, zeigten in Muster und Stickerei den Einfluß der Kunstübung. Waren endlich bisher die Kirchen thatsächlich oft kostbare Museen gewesen, so begannen jetzt einzelne Fürsten systematisch für „Kunstkammern“ zu sammeln, so Albrecht V. von Bayern und die Albertiner.

Die neuhochdeutsche Sprache. Bietet diese Entwickelung der Kunst ein erfreuliches Bild, so zeigt die Litteratur und Wissenschaft ein Doppelantlitz. Ein gewaltiges Werkzeug hatte für beide Luther geschmiedet, indem er die neuhochdeutsche Schriftsprache formte. Er ging dabei von der kursächsischen Kanzleisprache aus, die auf mitteldeutschem (fränkisch-thüringischem) Grunde erwuchs, durch die Kolonisation der slawischen Länder im Osten das größte Gebiet von allen deutschen Mundarten gewonnen hatte und in der Prager Kanzlei Karls IV. mit der bayerisch-österreichischen Hofsprache der Habsburger und Wittelsbacher in Verbindung getreten war, um von ihr vor allem die Verbreiterung von î in ei, û in au, iu in eu anzunehmen. Indem Luther diese „gemeine deutsche Sprache“ in seinen zahllosen Schriften brauchte und mit seiner ganzen genialen Begabung weiter ausbildete, verhalf er ihr zum Siege über jene rein oberdeutsche Reichssprache und schuf ein einigendes Band für sein zersplittertes Volk. Denn zwar wurde noch um 1600 auch in niederdeutscher, bayerisch-österreichischer und schweizerischer Mundart gedruckt, doch allmählich verschwand diese Mannigfaltigkeit vor der siegenden Gewalt der Lutherischen Sprache, die namentlich die weit verbreitete Grammatik von Clajus 1578 als Richtschnur aufstellte.

Die humanistisch-theologische Bildung. Und doch, ihre volle Wirkung für die nationale Bildung hat sie damals noch nicht entfaltet, denn diese entwickelte sich in einer zerklüfteten Nation und stand eben deshalb allzusehr unter der Herrschaft humanistisch-theologischer Schulung. Das formale Prinzip derselben war die Nachahmung der Lateiner in Sprache und Darstellung, nur jetzt nach den lange vergessenen, echten Mustern der Alten. Daher richtete sich das ganze Bestreben der „Lateinschulen“, wie sie jetzt von Gemeinden oder Fürsten in großer Zahl organisiert wurden, auf die Erwerbung der Fertigkeit im mündlichen und schriftlichen Gebrauche des Latein, in deren Dienst auch die jetzt viel ausgedehntere Lektüre der klassischen Schriftsteller fast ausschließlich gestellt wurde. Dialektik und Rhetorik ergänzten diese Bildung, die Realien und die Ausbildung in der Muttersprache blieben unberücksichtigt, selbst im Verkehr zwischen Lehrern und Schülern wurde sobald wie möglich das Lateinische verwendet. Von solchen Anschauungen ging schon die grundlegende Schulordnung Melanchthons, des praeceptor Germaniae, aus (1528), die auch einen großen methodischen Fortschritt bezeichnet, insofern sie ein genau bestimmtes Ziel aufstellte und dies nach festem Plane und mit fester Begrenzung der Aufgaben für jede der drei Klassen zu erreichen lehrte. Hervorragende Schulmänner, wie Johann Sturm in Straßburg († 1589), Petrus Plateanus in Zwickau († 1551), Valentin Trotzendorf im schlesischen Goldberg († 1556), Petrus Vincentius in Breslau († 1610), Michael Neander in Ilfeld († 1579) gingen in diesen Bahnen weiter, und gewiß ist so eine bessere Vorbildung für die Universitäten erzielt worden, die selber nun vermehrt und in manchen Beziehungen reformiert wurden. Neu entstanden und zwar auf protestantischem Boden Marburg 1527, Königsberg 1544, Dillingen 1554, Jena 1558, Helmstädt 1575, Altdorf bei Nürnberg 1578, Gießen 1607. Der Studiengang blieb fest bestimmt, die Zahl der Fächer beschränkt, die Vorliebe

für Disputationen die alte, die Vortragssprache ausschließlich lateinisch. Außerordentlich lebendig aber tritt das Bildungsbedürfnis in dem Besuche auch kleiner Hochschulen hervor. Wittenberg behauptete sich als der geistige Mittelpunkt der evangelischen Welt, vereinigte einmal i. J. 1561 gegen 2500 Studenten und hat von 1502 bis 1677 überhaupt deren 75,528 immatrikuliert; Jena zählte schon 1564 etwa 500, Königsberg bereits im ersten Jahre über 300. Auch Söhne adliger Familien suchten jetzt häufiger als früher eine gelehrte Bildung auf Schulen und Universitäten sich anzueignen, und groß war auch die Zahl derer, die trotz des Glaubensunterschiedes die italienischen Hochschulen wie Padua, Ferrara, Bologna, Siena oder Paris bezogen, wo sie untereinander zu Landsmannschaften sich zusammenschlossen.

Die Dichtung. Die Wirkung dieser Bildung war nach verschiedenen Richtungen eine verschiedene. Auf die Litteratur hat sie ohne Frage der Hauptsache nach lähmend gewirkt, zumal diese mit der unruhigen Gärung und der fortschreitenden Zerklüftung der Nation schon allzu schwer zu ringen hatte, als daß ihr ein ausgereiftes, reines dichterisches Kunstwerk hätte gelingen und allgemeinen Beifall hätte finden können. Denn die gelehrte Schulung wandte, die großen nationalen Gesichtspunkte der älteren Humanisten aus dem Auge verlierend, die Gebildeten immer mehr von den einheimischen Überlieferungen ab, erfüllte sie mit Gleichgültigkeit oder Geringschätzung gegen das eigne Volkstum, drängte sie statt auf die Fortentwickelung der heimischen Bildung dazu, eine fremde ihr aufzupfropfen, die doch in dem beabsichtigten Sinne niemals etwas Lebensfähiges schaffen konnte, und überließ die heimischen Stoffe den ungelehrten Laien, damit der Verwilderung und Verkümmerung. So lebte die volkstümliche deutsche Litteratur sich allmählich geradezu aus. Und doch empfanden die Deutschen so lebendig das dichterische Bedürfnis. Zwar das epische Volkslied, durch die ganze erste Hälfte des Jahrhunderts der treue Begleiter der großen Ereignisse, verklang allmählich, da es von solchen in Deutschland nicht mehr zu berichten hatte; aber die unversiegliche Lust am Fabulieren vertreten epische Dichter, wie Georg Rollenhagen im „Froschmeuseler", Burkard Waldis und Erasmus Alberus in ihren Fabeln, im Schwank und in der poetischen Erzählung, vor allem Hans Sachs, und die sagenbildende Kraft der Volksseele offenbart sich auch jetzt noch in der Gestaltung solcher neuen Stoffe, welche herrschende Ideen der Zeit zum Ausdruck brachten, vor allem in der Sage von Dr. Faust, dessen abenteuerliche Persönlichkeit erst der Sammelpunkt aller Zaubergeschichten, dann der Vertreter des unersättlichen, dem Volke fast frevelhaft erscheinenden Forschungstriebes der Reformationszeit wurde. Einen anderen Grundgedanken der Zeit, den Fluch des Unglaubens, versinnbildlicht die Sage vom ewigen Juden, die zuerst in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts auftaucht. Der Meistersang bewegte sich in den alten ausgefahrenen Bahnen mit selbstgefälligem Behagen, aber ohne Frucht. Die ewig junge Lyrik dagegen blieb nicht nur lebendig, sondern hier gelang auch der Reformation ihre größte poetische That, die Neuschöpfung des evangelischen Kirchenliedes. Auch hierzu gab Luther den Anstoß, indem er bald an ältere lateinische Hymnen oder

an Psalmen sich anschloß, bald weltliche Volkslieder geistlich umdichtete, bald seine Empfindungen frei zum Ausdruck brachte, immer in volkstümlichen Formen, in Anlehnung an die dreiteilige Strophe der mittelalterlichen Lyrik. Diese Dichtung hat schließlich allein den Zusammenhang zwischen der alten und neuen Zeit der deutschen Litteratur erhalten und ist zugleich den Evangelischen in der größten Bedrängnis der stärkende und einigende Hort gewesen.

Das aber, worauf alles hindrängte, die Gestaltung eines zugleich volkstümlichen und künstlerisch durchgebildeten Dramas, wie sie damals in England und Spanien erfolgte, blieb den Deutschen versagt. Und doch war in ihnen der Drang nach dramatischen Darstellungen und die Fruchtbarkeit an solchen nicht minder groß. Zwar die Weihnachts- und Osterspiele in ihrer alten Form dauerten fast nur in den katholischen Landen wie Bayern und Österreich fort, aber die Fastnachtspiele erhielten sich auch unter protestantischer Bevölkerung, und jenen Ausfall ersetzte für diese das lebendige Interesse an den biblischen Geschichten, welche Luthers Übersetzung erst recht volkstümlich gemacht hatte. Zu dramatischer Behandlung dieser Stoffe, daneben antiker oder legendarischer, ging die Anregung von der Schweiz aus den Rhein hinab, sie wurden besonders eifrig in Sachsen gepflegt, wo sich übrigens auf dem Erzgebirge auch die Weihnachtsspiele erhielten; von da verbreiteten sie sich über Mittel- und Norddeutschland. Es waren entweder wirkliche Volksschauspiele oder Schulkomödien nach dem Muster der lateinischen Komiker und meist auch in lateinischer Sprache, die wenigstens den Gebildeten verständlich war. Diese übten auch auf jene einen gewissen Einfluß, insofern man jetzt, wenngleich nach sehr äußerlichen Gesichtspunkten, Komödie und Tragödie unterschied, die Einteilung in Akte und Scenen durchführte, die Dauer und die Personenzahl oft beschränkte und die Spiele meist auf die einfache Bühne berechnete, für welche in Nürnberg die Meistersinger 1550 das erste stehende Schauspielhaus herstellten. Volkstümlich aber blieben die Stücke doch, denn nicht Berufsschauspieler führten sie auf, sondern Bürger oder Schüler, die Dichter waren meist Geistliche und Lehrer, auf Illusion und Spannung hatten sie es gar nicht abgesehen, auch die Charakteristik der Personen und der dramatische Aufbau galt ihnen durchaus als Nebensache, und noch liebten sie es, eine ernste Handlung durch komische oder geradezu possenhafte Scenen, die zuweilen im Volksdialekt, in Niederdeutschland also in plattdeutscher Mundart, gehalten waren, zu unterbrechen. Diese Eigentümlichkeiten teilt auch der treffliche Hans Sachs (1494 bis 1576), das liebenswürdigste, vielseitigste, fruchtbarste dichterische und insbesondere dramatische Talent der Reformationszeit. Indem er Volkstümlichkeit und höhere Bildung aufs glücklichste vereinigte, entnahm er für seine rasch hingeworfenen Stücke die Stoffe mit erstaunlicher Belesenheit bald aus der Zeitgeschichte, bald aus der deutschen oder antiken Sage, bald aus der Bibel und Legende und wußte doch alle in warmempfundene, liebevoll gezeichnete Bilder aus dem deutschen Leben seiner Zeit zu verwandeln, wie die Maler damals die Scenen der heiligen Geschichte. Die lateinische Komödie vertrat am wirkungsvollsten der begabte, aber unruhige und haltlose Nikodemus Frischlin in Tübingen (1546—1590); sie

fand gegen Ende des Jahrhunderts besondere Pflege in dem Theater der seit 1538 bestehenden poetischen Akademie in Straßburg. Aber beide Gattungen starben allmählich ab, und auswärtige Einflüsse begannen auf das deutsche Theater zu wirken, zunächst das eben sich ausbildende, noch unfertige und rohe englische Drama, wie es englische Berufsschauspieler zuerst am Hofe des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig und des Landgrafen Moritz von Hessen vertraten, später zu Anfang des 17. Jahrhunderts über ganz Deutschland verbreiteten. Beide Fürsten versuchten sich dann selbst in der Nachahmung solcher Stücke, der letztere gründete in Kassel das erste deutsche Hoftheater; im Süden bürgerte der Nürnberger Jakob Ayrer († 1605) dies Muster ein.

Vielfach fremder Anregung folgte auch der unzweifelhaft genialste und sprachgewaltigste deutsche Dichter des 16. Jahrhunderts, der welterfahrene, vielseitige Johann Fischart in Straßburg († 1589), obwohl er in seiner Gesinnung und Anschauung durchaus national und volkstümlich blieb. Als schneidiger Kämpe für seine Nation und den Protestantismus richtete er seine Satire gegen alles, was ihm ungesund und verderblich schien, so in seinem „Gargantua und Pantagruel“ nach Rabelais, „aller Praktik Großmutter“, „der Barfüßer Sekten- und Kuttenstreit“, dem „Jesuiterhütlein“, dem grimmigsten, was jemals gegen den gewaltigen Orden gesagt worden ist.

Wissenschaft. Der Mangel fester Geschlossenheit des deutschen Volkstums hat sich in der Wissenschaft deshalb weniger geltend gemacht, weil die Wahrheit, die sie sucht, nur eine sein kann und zwar die Darstellung, aber nicht die Forschung an nationale Schranken gebunden ist. Und da hat nun der Protestantismus die Freiheit der Forschung, die bewußt oder unbewußt aufgestellte Forderung der Humanisten, unwiderruflich begründet, denn sie folgt aus der Gewissensfreiheit, er hat damit die Bahn gebrochen für die moderne Wissenschaft. Auf dieser Grundlage ist die deutsche Wissenschaft zur freiesten, also zur ersten der Welt geworden. Gewiß hat sie damals eben nur die Anfänge dazu gemacht, aber auf sie begründete sich die ungeheure geistige Überlegenheit der protestantischen Gebiete des Reiches. In der Theologie bildete schon das Zurückgehen auf die echten Quellen des Glaubens einen unermeßlichen Fortschritt gegenüber der Scholastik. In diesem Sinne ist der Aufbau des protestantischen Lehrsystems und Luthers Bibelübersetzung (vollendet 1534) die erste große That der deutschen Wissenschaft, die letztere zugleich eine geniale Nachschöpfung im deutschen Volksgeiste. Da die heilige Schrift jetzt für das theologische Studium die Grundlage bildete, so stand die Auslegung (Exegese) und die auf sie gegründete Dogmatik im Vordergrunde. Freilich beschwor der leidenschaftliche Eifer, mit welcher die meisten Theologen die gefundene Wahrheit zu verfechten in ihrem Gewissen sich gedrungen fühlten, sehr bald die Gefahr herauf, daß die Dogmatik das lebendige Christentum Luthers und damit die gegenseitige Duldung verdrängte. Ebenso überwog in der Philologie die erklärende Thätigkeit und der Betrieb der Grammatik, die für das Lateinische Männer wie Melanchthon und Frischlin wissenschaftlich begründeten; das Altertum historisch zu begreifen, dazu war diese Zeit noch allzusehr befangen in der

Bewunderung seiner Litteratur. Auf die Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung wirkte der Humanismus insofern förderlich, als er beide von dem mittelalterlichen Schema befreite (s. oben S. 113), sie auf urkundliche Forschung hinwies und ihr stilistisch vollendete Muster zeigte, aber sie verführte auch manche Historiker zu einer antikisierenden Betrachtung und Bezeichnung der Dinge, und zu einer ebenso geschmacklosen wie leichtfertigen Geschichtskonstruktion, die der historischen Wahrheit Abbruch that. Dabei entspricht es nun der politischen Entwickelung, daß die städtische Geschichtsschreibung allmählich sich auslebte und die fürstlich-territoriale überwog, während die universale zugleich fortbauerte. Vom protestantischen Standpunkte aus, doch mit erstaunlicher Ruhe, schrieb Sleidanus (1505—1556) die Geschichte der Zeit Karls V. in lateinischer Sprache, eine Weltgeschichte bis 1531 gab Sebastian Franck; für Bayern leistete Grundlegendes Johann Thurmair (Aventinus), für die Schweiz Ägidius Tschudi, für Pommern Thomas Kantzow, für Dietmarschen der ehrliche Pfarrer Johann Köster (Neocorus). Daneben stehen zahlreiche biographische und selbstbiographische Darstellungen, beide, namentlich die letzteren, beredte Zeugnisse für die Entwickelung des persönlichen Lebens. Geschichtliche und geographische Forschung vereinigte Sebastian Münster in seiner „Kosmographie".

Aber eine wahre Revolution brachte die neue Bildung auf dem Gebiete der exakten Wissenschaften hervor. Indem der große Nikolaus Coppernicus aus Thorn (1473—1543) das heliocentrische System in seinem Lebenswerke de orbium coelestium revolutionibus (über die Umdrehungen der Himmelskörper) umfassend begründete, also die Erde aus dem Mittelpunkte des Weltalls in die bescheidene Stellung eines Sterns unter Sternen versetzte, hob er die ganze mittelalterliche Weltanschauung aus den Angeln und wurde deshalb von seiner eignen, der katholischen Kirche wie zunächst auch von der protestantischen Orthodoxie leidenschaftlich bekämpft. Doch zu unumstößlicher Gewißheit erhob sich seine Lehre durch die Forschungen des vielgewanderten und vielgeprüften Johann Kepler aus Schwaben (1571—1630), der inmitten aller Unruhen und Erschütterungen des Zeitalters der Gegenreformation und des dreißigjährigen Krieges seine drei berühmten Gesetze über die Bewegungen der Planeten auffand, in seinen Tabulae Rudolphinae eine feste Grundlage für astronomische Beobachtungen und Berechnungen schuf und auch in der reinen Mathematik bedeutsame Fortschritte selbständig anbahnte.

An die mathematisch-astronomischen Fortschritte knüpfen sich die in der Erdkunde. Peter Bienewitz (Apianus, 1495—1551) berichtigte auf Grund schärferer Ortsbestimmungen die ptolemäischen Kartenbilder, Gerhard Kremer (Mercator, 1512—95) erfand jene nach ihm genannte cylindrische Projektion, welche die Darstellung der ganzen Erdoberfläche auf einem Blatte gestattet. Erst im 17. Jahrhundert sind die Deutschen von anderen Völkern, insbesondere von den Holländern, in diesen Dingen überflügelt worden.

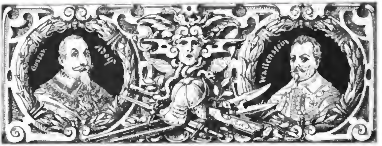
Auch die beschreibenden Naturwissenschaften und die Heilkunde machten Fortschritte, obwohl jene noch lange, in den Banden der alchymistischen Wahnvor-

stellungen befangen, das verjüngende „Lebenselixir“ und den goldspendenden „Stein des Weisen“ suchte, und diese wenigstens an den Universitäten über Galenus und Hippokrates noch nicht hinauskam. Bahnbrechend wirkte hier zuerst der geniale Theophrastus Paracelsus von Hohenheim (1493—1541), der in allen den mannigfachen Erscheinungen der Natur die Einheit suchte und auf genaue Beobachtung drang. Diese Forderung erfüllte dann in einem wichtigen Punkte Andreas Vesalius (Wessele, 1513—63), der Begründer der Anatomie des menschlichen Körpers. Daneben bildete Konrad Geßner aus Zürich (1516—65) die Zoologie und Botanik aus, Georg Agricola (1494—1555) Mineralogie und Geologie.

Der Hexenwahn. Aber allzusehr hatte die Wissenschaft noch mit überlieferten unbewiesen angenommenen Voraussetzungen zu kämpfen und zudem stand sie noch allzufremd dem Volke gegenüber, als daß sie schon vermocht hätte, einen furchtbaren Wahn zu zerstören, der mit der Kraft einer ansteckenden Seuche schon seit dem Ende des 15. Jahrhunderts die Seelen umnachtete und von der Kirche beider Bekenntnisse eher begünstigt, als bekämpft wurde, weil er mit dem allgemeinen Glauben an das persönliche Dasein des Teufels zusammenhing. Das war die Meinung, daß der Mensch entweder ohne sein Zuthun vom Bösen „besessen“ werde oder freiwillig um irdischer Vorteile willen seine Seele ihm verschreiben und dadurch seine Dienste erkaufen könne. Seitdem Innocenz VIII. 1484 solche Bündnisse mit den schwersten Kirchenstrafen bedroht, also ihre Möglichkeit anerkannt und der „Hexenhammer“ (Malleus maleficarum) v. J. 1489 den ganzen Wahnsinn in ein juristisch-theologisches System gebracht hatte, forderte er eine steigende Zahl unschuldiger Opfer, denn der geringste Verdacht genügte zur Anklage und die Folter erpreßte auch die sinnlosesten Geständnisse. In Nördlingen z. B. wurden 1590/94 32 Zauberer und Hexen verbrannt, in Rottweil binnen 30 Jahren 42, in Braunschweig standen um 1600 die Brandpfähle „wie ein kleiner Wald“. Wie eine schwarze Wolke hing der düstere Glaube mehr als 200 Jahre hindurch über dem geistigen Leben des deutschen Volkes.

Ergebnisse und Aussichten. Die Reformation hatte die fruchtbarsten Keime in die deutsche Erde gesenkt, aber sie kamen damals nur teilweise zur Entwickelung, andere verkümmerten oder nahmen eine falsche Richtung. Sie hatte den mittelalterlichen Kirchenbegriff beseitigt, indem sie die Schranken zwischen Priestern und Laien niederriß, und das sittlich-religiöse Leben zurückgeführt auf den unzerstörbaren Boden des persönlichen Verhältnisses zu Gott, damit das unvertilgbare Recht der Persönlichkeit aufs neue zur Geltung gebracht und die Gewissensfreiheit verkündigt, aber eine verknöcherte Dogmatik begann die Kirche Luthers zu beherrschen. Sie hatte die Freiheit der Forschung grundsätzlich begründet, aber die Zeit war weit davon entfernt, sie in allen Stücken zu verwirklichen. Sie hatte der nationalen Sprache und damit den nationalen Eigentümlichkeiten überall entschieden zur Anerkennung verholfen, in Deutschland insbesondere eine neue Schriftsprache geformt, aber die einseitig entwickelte, gelehrte Bildung trennte die höheren Kreise schärfer als jemals vom Volke und lähmte

die Litteratur. Sie hatte den Staat als eine Gemeinschaft mit selbständigem sittlichem Zwecke begriffen und ihm die Kirche in allen äußeren Beziehungen untergeordnet, sie hatte endlich die wirtschaftliche Arbeit als eine gottgewollte Ordnung geheiligt; aber diese trug in Deutschland das Siechtum in sich und jene Ideen kamen nicht dem Gemeinwesen der Nation zu gute. Das alles ergab sich durchaus nicht aus dem Wesen der Reformation, sondern daraus, daß der Kampf der Stände die nationale Gemeinschaft und Verfassung schon längst aufgelöst hatte, das habsburgische Kaisertum aber unfähig war, sie im rechten Augenblicke zu erneuern und die kirchliche Neugestaltung im nationalen Sinne durchzuführen. Deshalb erlosch auch nach kurzem, wunderbarem Aufleuchten der nationale Geist. Politisch in Fetzen zerrissen, jetzt ärger als je zerklüftet durch die kirchlichen Gegensätze, ohne lebendiges Gemeingefühl, ohne einen großen, einigenden Mittelpunkt, so lag Deutschland ohnmächtig und haltlos den politischen und kulturellen Einflüssen des Auslandes geöffnet. Erst in dreihundertjährigen Kämpfen sollte es diesem großen, unglücklichen Volke gelingen, unter dem Schutze des fürstlichen Staates auf dem Boden der Glaubensfreiheit die Keime neuen Lebens zur Entfaltung zu bringen, welche die Reformation gelegt hatte; zunächst trieb Deutschland unaufhaltsam einer unerhörten Katastrophe zu.



Vierter Abschnitt.

Der Entscheidungskampf um den Bestand des Protestantismus und um die Selbständigkeit des Reichsfürstentums.

1558—1648.

Die Lage des Reiches nach dem Religionsfrieden. „Ohne Gottes besondere Hilfe ist es unmöglich, daß das Reich nur noch eine kleine Zeit also bestehe", so urteilte ein brandenburgischer Staatsmann nach dem Augsburger Religionsfrieden über die Lage. Er hatte recht. So Bedeutendes dieser Frieden für den Protestantismus im Vergleich zu den mittelalterlichen Grundsätzen erreicht hatte, für seine Weiterentwickelung in den geistlichen Fürstentümern hatte er einen Rechtsboden nicht geschaffen, ihr Schicksal blieb also eine Machtfrage; die konfessionellen Verhältnisse der Reichsstädte hatte er in einer den thatsächlichen Zuständen hohnsprechenden Weise festgeschraubt, und endlich faßten die entschiedenen Katholiken den Frieden als ein durch die augenblickliche Lage ihnen abgenötigtes, zeitweiliges, durchaus nicht als ein endgiltiges Zugeständnis auf. Denn wenn aus dem Begriff der evangelischen Kirche als der Gesamtheit der Gläubigen die Forderung folgt, daß die kirchliche Organisation den Gesinnungen der Mehrheit entspreche, also überall dort die protestantische in Kraft trete, wo diese Bedingung erfüllt war, so folgt umgekehrt aus dem Begriff der römischen Kirche als einer geschlossenen Hierarchie, daß ihre Rechte unverlierbar und unverjährbar seien selbst ohne Rücksicht auf die Gesinnung der Laien. Was also den Protestanten als eine selbstverständliche Vertretung ihrer Interessen erschien, das galt den Katholiken als unerträgliche Anmaßung und umgekehrt. So waren unausgesetzte Reibungen unvermeidlich. Aus dieser unnatürlichen und unklaren inneren Lage ergab sich die ebenso unnatürliche als schimpfliche Folge, daß die stärkste, waffengewaltigste Nation Europas auf jede große auswärtige Aktion still-

schweigend verzichtete. Denn wie sollte über eine solche der Reichstag damals sich schlüssig machen, da in dieser Zeit jeder auswärtige Krieg ein Religionskrieg war und also jede Beteiligung an einem solchen das konfessionell gespaltene Reich nur noch ärger zerreißen mußte? So bestand die höchste politische Weisheit dieser Zeit darin, den gegenwärtigen Zustand eines mühsam hergestellten Gleichgewichtes der Kräfte um jeden Preis zu erhalten, wie bei einem schwer kranken Körper, der jede Veränderung seiner Lage fürchtet. Sechzig Jahre hindurch blieb wirklich der Friede innerhalb Deutschlands im ganzen erhalten und das Reich neutral, während draußen in Frankreich, in den Niederlanden und in England um die Zukunft des Protestantismus und um die Selbständigkeit der Völker gegen die Weltherrschaftspläne der spanischen Habsburger gestritten wurde. Nur einzelne Fürsten nahmen zuweilen namentlich an den französischen Kämpfen thätigen Anteil; bei den meisten verengerte sich der politische Gesichtskreis in wahrhaft kläglicher Weise. Über die Interessen ihres Hauses und ihres Bekenntnisses sahen die meisten nicht hinaus, und wie bei ihnen, so herrschte auch bei den führenden Ständen Kurzsichtigkeit und Selbstsucht; die Nation vergeudete ihre ganze Energie in konfessionellen und ständischen Kämpfen und vergaß darüber mehr und mehr sich selber.

Der restaurierte Katholicismus und der Jesuitenorden. Währenddem stieg die römische Kirche, neu geordnet durch das Tridentiner Concil, zu einer neuen gewaltigen Macht empor. Nachdem sie den Protestantismus ausgestoßen, hatte sie während der dritten Session des Concils 1562/63 die noch von den Deutschen, insbesondere auch von Ferdinand I., befürworteten Zugeständnisse (Priesterehe, Laienkelch und Aufhebung der Fastengebote), wie die landeskirchlichen Pläne der Spanier und Franzosen von sich gewiesen, die Glaubenslehre aufs neue festgestellt, ihre Verfassung im päpstlichen Sinne weiter gebildet. Demnach wurde der Papst als „allgemeiner Bischof" feierlich anerkannt und von jedem Bischof das eidliche Gelöbnis des unbedingten Gehorsams wie der strengen Ausführung aller Tridentiner Beschlüsse gefordert. Aber sie hatte auch die alten Mißbräuche, selbst die des päpstlichen Hofes, energisch beseitigt, und erfüllte immer mehr ihre Glieder mit glühendem Glaubenseifer und aufopfernder Hingebung. Doch wenn der mittelalterliche Katholicismus durch das Zusammenwirken der romanischen und germanischen Völker seine Ausprägung erhalten hatte, dieser moderne Katholicismus war durchaus eine Schöpfung des romanischen, namentlich des römischen und spanischen Geistes, dem alten sowenig ähnlich wie die neue prunkende Peterskirche der ehrwürdigen Basilika. Daher verhielt er sich zu allen abweichenden nationalen Besonderheiten feindlich und zeigte sich fruchtbar nur auf dem Boden der romanischen Völker; auf deutscher Erde hat er das nationale Wesen überall gehemmt und durch fremde Kulturelemente zurückgedrängt.

So hat auch sein schneidigstes Werkzeug ein spanischer Edelmann geschaffen, das war der Jesuitenorden des Ignatius von Loyola, der schroffste Gegensatz zum Protestantismus und zum deutschen Geiste. Denn der Jesuitismus setzte kurz gesagt an die Stelle des persönlichen Gewissens den Befehl des Beichtvaters,

an die Stelle wahrer Sittlichkeit eine schlau ausgeklügelte, oft schlechthin gewissenlose Kasuistik nach den Grundsätzen der äußerlichen Zweckmäßigkeit, und baute so überall nicht auf die Stärke, sondern auf die Schwäche des Menschen. Aber der Orden band zugleich seine Mitglieder durch eine wunderbare Organisation unzertrennlich aneinander; er sandte sie als Beichtväter an die Höfe und in vornehme Häuser; er wußte bald die Erziehung der Jugend aus den höheren Kreisen in seine Hand zu bekommen, indem er, die Errungenschaften des Humanismus für seine Zwecke, und soweit sie ihm dienen konnten, klug benutzend, die praktische Übung im Lateinischen als die Hauptaufgabe des Unterrichtes hinstellte, die Muttersprache systematisch zurückdrängte, jedes Nationalgefühl erstickte und den einzelnen nur als Glied der Kirche sich fühlen lehrte, an diese aber ihn durch religiöse Übungen und Bruderschaften zu ketten wußte, während er andrerseits durch ungesunde Aufstachelung des Ehrgeizes in den Schülern und die Lust an prunkvollen Schaustellungen das innere Leben aufs tiefste schädigte; er erreichte endlich Großes in der Mission unter den Heidenvölkern. Denn er war nicht geschaffen für die Pflege frommer Beschaulichkeit in der Abgeschiedenheit von der sündigen Welt, sondern zur Beherrschung dieser Welt. Dem wiederhergestellten, von ihnen geleiteten Papsttume alle Völker zu unterwerfen, die Ketzerei zu vertilgen, die Heiden zu bekehren, das „Gottesreich" Augustins zu verwirklichen in noch weit kühnerem Sinne als Gregor VII., das waren die Ziele der Jesuiten. Sie verfuhren dabei mit vollendeter Gleichgültigkeit sowohl gegen die nationalen Eigentümlichkeiten wie gegen die Formen des Staates, die beide ihnen im Vergleich zu der ewigen Kirche nur als zufällige, wertlose Erscheinungsformen galten und je nach ihrem Bedürfnis bald anerkannt, bald bekämpft wurden, alles auf Grundlage des Prinzips der Volkssouveränität unter Leitung selbstverständlich der Kirche. Und rasch genug überzogen sie auch den deutschen Boden mit einem Netze von Niederlassungen. Schon 1551 setzten sie sich in Wien fest, 1555 in Prag, 1556 in Köln und Ingolstadt, 1559 in München, 1560 in Trier, 1563 in Dillingen, 1575 in Heiligenstadt u. s. f., daneben bestand in Rom schon seit 1552 das von Jesuiten geleitete Collegium germanicum zur Heranbildung deutscher Priester in streng römischem Sinne.

Was hatten dieser geschlossenen, zielbewußt arbeitenden, um Mittel niemals verlegenen Organisation die deutschen Protestanten entgegenzusetzen?

Die Habsburger. Zunächst freilich stand ihre Wirksamkeit noch in den Anfängen und konnte selbst die weitere Ausbreitung des Protestantismus nicht hindern, zumal die ersten beiden Nachfolger Karls V., Ferdinand I. (1558 bis 1564) und dessen Sohn Maximilian II. (1564—1576) ehrlich bemüht waren, den geschaffenen Rechtszustand zu behaupten. Zwar Ferdinand I. war ein eifriger Anhänger seiner Kirche, aber während sein Bruder immer mehr zum Spanier geworden war, hatte er sich trotz seiner spanischen Erziehung in dem langjährigen Verkehre mit Deutschen immer mehr in das deutsche Wesen eingelebt. Damit verband sich natürliche Milde und Friedensliebe, und die Spannung, in der er sich seit 1551 mit Philipp II. befand (s. S. 688), sowie die Fortdauer

der Türkengefahr für seine Erblande konnten ihn in solcher Gesinnung nur bestärken. **Maximilian II.** aber (geboren 1527) neigte zum Kummer des Vaters sogar dem protestantischen Bekenntnis zu, hatte als Erzherzog jahrelang einen evangelischen Hofprediger, den Tiroler Pfauser, war dem spanischen Wesen durchaus abgeneigt und wollte in Glaubenssachen von keiner Gewaltanwendung wissen. Die engen persönlichen Beziehungen, welche zwischen diesen beiden Habsburgern und hervorragenden protestantischen Fürsten, wie August von Sachsen und Christoph von Würtemberg, sich geknüpft hatten, trugen noch weiter zur Wahrung des äußeren Friedens bei.

Ausbreitung des Protestantismus in den Reichsstädten. So machte bis gegen 1570 der Protestantismus rasche Fortschritte, z. T. auch dadurch begünstigt, daß in manchen Landesteilen noch die erasmische Richtung, insbesondere in den höheren Kreisen und selbst unter den geistlichen Fürsten, viele Anhänger hatte und der größte Teil der deutschen Bischöfe dem Tridentiner Bischofseide aufs entschiedenste widerstrebte. Die Reichsstädte gingen eine nach der anderen, mit oder ohne Duldung des Katholicismus, zum Luthertume über: 1553 Donauwörth, 1565 Hagenau, 1566 Wimpfen, 1570 Dortmund, 1575 Colmar u. s. f. In anderen, wie in Straßburg, Eßlingen, Reutlingen, erfocht der Protestantismus die Alleinherrschaft, jedenfalls blieben von den ungefähr 60 Reichsstädten nur wenige katholisch.

Der Protestantismus in den geistlichen Stiftern. Weiter machte die Einziehung (Säkularisation) mittelbarer geistlicher Stiftungen rasche Fortschritte. Bis gegen 1600 wurden z. B. in den beiden sächsischen Kreisen ihrer etwa 120 eingezogen, darunter die sächsischen, brandenburgischen, mecklenburgischen und pommerschen Bistümer, in der Kurpfalz allein 300; selbst katholische Bischöfe begannen die Klöster zu säkularisieren, wie in Hildesheim und Würzburg. Drang doch auch in diese Gebiete der Protestantismus unwiderstehlich ein, die katholischen Ordnungen begannen sich aufzulösen.*) In anderen Stiftslanden dagegen erfolgte

*) Im **Würzburgischen** war die Hälfte des Hochstifts und der Hauptstadt ihm zugethan, ähnlich in **Bamberg**; im **Salzburgischen** forderten einmal vier Bezirke den Laienkelch, auch im Mainzischen, Trierschen, Fuldischen gab es zahlreiche Evangelische. In **Köln** regierte der erasmisch gesinnte Friedrich von Wied (1562—67), der den Tridentinischen Bischofseid standhaft verweigerte, bis er endlich abdankte; in **Paderborn**, wo das Augsburger Interim streng durchgeführt worden war, nahm seit 1552 die evangelische Bewegung einen derartigen Aufschwung, daß der Adel und selbst die Domherren überwiegend protestantisch wurden und auch der gut katholisch gesinnte Bischof Johann von Hoya (1568—74) daran wenig ändern konnte. Diesem folgte sogar ein Protestant, Heinrich von Bremen (1574—85). In **Münster** war mit der Ausrottung des Wiedertäufertums außerhalb der Hauptstadt der Protestantismus keineswegs vernichtet, beherrschte vielmehr das Niederstift an der Ems vollständig, das Oberstift wenigstens in seiner westlichen Hälfte, da lange Zeit (1553—66) erasmisch gesinnte Bischöfe walteten und auf die Regierung Johanns von Hoya (1566—74) ein langes Interregnum folgte (bis 1583). In **Hildesheim** hielten unter dem persönlich katholisch gesinnten Bischof Burkhard († 1573) nur das Kapitel, einige Kollegiatkirchen und Klöster an der alten Kirche fest, die Bürgerschaft der Hauptstadt war ebenso evangelisch wie der Stiftsadel mit seinen Unterthanen. Nicht anders stand es in **Osnabrück** unter Johann von Hoya, und da sein lutherischer Nach-

auf Grund solcher Zustände der letzte noch übrige Schritt: die evangelische Mehrheit des Domkapitels wählte („postulierte") einen evangelischen Fürsten zum Bischof. Sie brachte damit auch die landesfürstliche Gewalt dauernd in protestantische Hände und die lutherische Kirchenorganisation zu einem gewissen Abschluß. Selbst dem Wortlaute des geistlichen Vorbehalts meinten die Protestanten damit nicht zu widersprechen, da er nur einen zum Protestantismus übertretenden Bischof von der Herrschaft ausschließe, und auch der Kaiser gewährte solchen evangelischen Bischöfen oder „Administratoren" die erforderliche Bestätigung („Lehnsindult") zunächst anstandslos, während dies Gesuch um die gleichfalls vorgeschriebene päpstliche Anerkennung (Konfirmation) gewöhnlich stillschweigend unterblieb, und so nahmen diese Herren bis 1582 ohne Widerspruch auch an den Reichstagsverhandlungen teil.*)

Jülich-Berg und Cleve-Mark. Von den großen Fürstengeschlechtern waren nur noch drei katholisch, Cleve, Bayern und Österreich, aber auch sie wollten oder konnten die Fortschritte des Protestantismus in ihren Gebieten nicht aufhalten. In den ausgedehnten Territorien des Hauses Cleve versuchte allerdings Herzog Johann Wilhelm (1539—1592) nach seiner Demütigung vor Karl V. (s. S. 659) wieder eine vermittelnde Richtung zu behaupten, schärfte deshalb die Kirchenordnung von 1533 ein, gestattete 1565 Laienkelch und Priesterehe, ließ Anfang 1567 den Entwurf zu einer „neuen Reformation" im erasmischen Sinne ausarbeiten und wies im Oktober desselben Jahres auf das Verlangen des Herzogs Alba die niederländischen Flüchtlinge aus. Mittlerweile aber breitete sich vornehmlich unter dem Einflusse dieser flüchtigen Niederländer von der einen, der benachbarten Lutheraner von der anderen Seite, und unter dem Schutze städtischer und adliger Kollaturrechte der Protestantismus reißend schnell im Lande aus.

folger Heinrich von Bremen (1574—85) bei seiner Wahl ausdrücklich versprochen hatte, den katholischen Kultus unangetastet zu lassen, so erhielt sich dieser unentschiedene Zustand auch weiterhin.

*) Magdeburg, seit 1513 mit Halberstadt stets unter demselben Bischof aus brandenburgischem Hause verbunden, war schon in der letzten Zeit Karls V. ein fester Hort des Protestantismus und stieß unter Sigismund (1552—66) und Joachim Friedrich (bis 1598) die letzten Reste des Katholicismus aus; 1567 wurde auch der Dom lutherisch. Eben diese entschieden protestantische Haltung der Magdeburger Administratoren bewog 1566 die meist noch katholischen Domherren von Halberstadt, wo sonst allerdings auch das Luthertum die Oberhand hatte, nicht den Brandenburger, sondern den erst zweijährigen Heinrich Julius von Braunschweig gegen das Versprechen katholischer Erziehung zu postulieren, doch hat dann später der Erwählte, als er 1578 die Administration übernahm, die Reformation durchgeführt. In Minden fand Bischof Hermann von Schaumburg 1567 nur noch wenige katholische Institute vor; als er 1581 zurücktrat, siegte der Protestantismus fast völlig. Demselben Zustande machte in Bremen der treffliche Heinrich von Sachsen-Lauenburg (1567—85) ein Ende, der sich gleich bei seiner Wahl zur Durchführung der Augsburger Konfession verpflichtete. Im benachbarten Verden führte der tüchtige Eberhard von Holle (1566—86) die Reformation durch; bereits 1561 hatte er den Bischofsstuhl von Lübeck (Eutin) bestiegen. Von den großen Reichsabteien wurde Hersfeld unter Abt Joachim (1592—1606) evangelisch und dann durch die Wahl hessischer Prinzen zu Administratoren für die Dauer dem Protestantismus gewonnen.

Mark und Ravensberg fielen dem Luthertume zu, die rheinischen Lande größtenteils dem Calvinismus; für jenes Bekenntnis wurde Soest, für dieses Wesel der Mittelpunkt. Im November 1568 hielt die evangelische Kirche des Niederrheins ihre erste Synode in Wesel ab, 1571 die von Jülich in Bedbur; in der Grafschaft Mark hatten die Stände schon 1554 die Reform gefordert. Dies und die Bemühungen des Herzogs Alba drängten den Herzog, dessen Geisteskräfte rasch verfielen, mehr und mehr auf die römische Seite hinüber. Im Oktober 1570 sandte er seinen Erbprinzen Karl Friedrich zur Erziehung nach Wien und begann Unterdrückungsmaßregeln gegen die Protestanten zu ergreifen, zunächst allerdings noch ohne erhebliche Erfolge.

Bayern. In Bayern war das Luthertum so stark, daß Albrecht V. (1528—1579), obwohl persönlich streng katholisch, i. J. 1556 den Ständen den Laienkelch zugestand und ihnen selbst die Aussicht auf Anstellung evangelischer Prediger eröffnete. Im Jahre 1563 verlangte dann eine starke Minderheit des Adels die Freigebung der Augsburgischen Konfession. Nur die Lauheit der Städte und die Unterdrückung einer wie es scheint nicht unbedenklichen Verschwörung zahlreicher Edelleute gegen den Herzog vereitelte weitere Erfolge; aber noch um 1570 hielt ein guter Teil des Adels mit echt bayerischer Zähigkeit am Luthertume fest. Erst allmählich gelang es dem Kanzler Simon Eck, diese protestantischen Keime auszurotten.

Die habsburgischen Lande. Weit lebendiger war die evangelische Bewegung in den habsburgischen Landen. Dort übernahmen nicht, wie meist sonst im Reiche, die hier wenig entwickelten und namentlich der Kollatur fast durchweg entbehrenden Stadtgemeinden (selbst Wien zählt zu ihnen), sondern der von altersher reichbegüterte und teilweise auch kollaturberechtigte Adel die Führung. Unzweifelhaft leitete ihn dabei auch das Streben, seine „Libertät" unerschütterlich zu begründen und sich der Kirchengüter zu bemächtigen. In Nieder-Österreich waren 1549 schon 268 Ortschaften protestantisch, auch Wien, dazu die hervorragendsten grundherrlichen Geschlechter, wie die Starhemberg, Roggendorf, Hardegg, Rosenburg; die Stadt Horn wurde ihr Hauptsitz. Von den sieben landesfürstlichen Städten Ober-Österreichs konnte unter Maximilian II. nicht eine mehr für katholisch gelten, von den Edelleuten ein einziges Geschlecht. Die kräftigen Bauernschaften waren überwiegend protestantisch, denn die Grundherren stellten evangelische Geistliche an, und auch sonst hatten sich die Pfarrer meist verheiratet, die Klöster schienen der Auflösung verfallen. In Steiermark erhielt das altberühmte Admont 1545 einen lutherischen Abt, die Mehrzahl der Städte und Märkte und fast der ganze Adel ging zum Luthertume über, so daß 1564 selbst in Graz unter 15,000 Einwohnern nur noch etwa 200 Katholiken lebten. In Kärnten, wohin besonders Salzburgische Bergknappen die Lehre Luthers trugen, hatte sich Villach schon 1526 ihr angeschlossen; dem folgten Klagenfurt, St. Veit und die anderen Städte. Bereits 1528 waren die meisten Landesbeamten Protestanten, 1563 gründeten die Stände eine evangelische Landesschule. Im halbslowenischen Krain knüpften sich an die Fortschritte des Protestantismus die An-

fänge einer slowenischen Litteratur mit Primus Trubers Bibelübersetzung von 1584. In Tirol behauptete sich nach dem Ende des Bauernkrieges das Luthertum offen zwar nur in Meran und Sterzing, dafür war das ganze Land trotz blutiger Verfolgung mit täuferischen Gemeinden durchsetzt.

Dem gegenüber berief Ferdinand I. zwar 1551 die Jesuiten nach Wien, aber er wagte die Tridentiner Beschlüsse, obwohl er sie angenommen hatte, niemals durchzuführen oder auch nur zu veröffentlichen. Maximilian II. übergab sogar das 1560 gegründete Wiener Jesuitenseminar 1565 den Ständen und versprach 1568 dem niederösterreichischen Adel freie Religionsübung auf seinen Gütern, falls er sich über eine Kirchenordnung einigen könne. Als er diese Bedingung erfüllt sah, gewährte er jene im Januar 1571, und gab sie im December desselben Jahres auch dem Adel Ober-Österreichs, ja er gestattete im geheimen die Errichtung einer Superintendentur und eines Konsistoriums.*) In Inner-Österreich (Steiermark, Kärnten, Krain), das seit 1564 Ferdinands I. jüngster Sohn Karl selbständig regierte († 1590), drohten 1569 die Stände jede Geldbewilligung zu verweigern, falls ein protestantischer Pfarrer vergewaltigt wurde, im Februar 1572 erhielt der Adel Glaubensfreiheit, die den fürstlichen Städten und Märkten wie in Ober- und Nieder-Österreich versagt blieb. Aber eben weil dies Zugeständnis nicht befriedigen konnte, führte es nur zu neuen Kämpfen. Der jesuitischen Stadtschule in Graz setzten 1574 die steirischen Stände die treffliche Landesschule gegenüber; sie erlangten, als ein neuer Bauernaufstand in den slowenischen Strichen die größten Anstrengungen der Regierung erforderte, auf dem Brucker Landtage vom Erzherzog die mündliche Zusicherung der Glaubensfreiheit in den fürstlichen Städten und Märkten (Februar 1578), und überall begann der Bau evangelischer Kirchen. Es war der Höhepunkt der protestantischen Bewegung in Inner-Österreich.

In Böhmen und Mähren hatte Ferdinand I. zwar nicht die verfassungsmäßig anerkannten Utraquisten verfolgt, wohl aber die nur geduldeten Brüdergemeinden, deren Angehörige deshalb scharenweise nach Polen auswanderten. Maximilian II. dagegen gab ihnen wie den Lutheranern das mündliche Versprechen freier Religionsübung und gestattete ihnen die Einsetzung von 15 „Glaubensdefensoren“ aus allen drei Ständen (2. September 1575). Seitdem wurde Böhmen rasch ein wesentlich evangelisches Land, so daß unter den landesfürstlichen Städten nur noch Budweis und Pilsen an der alten Kirche festhielten und die bedeutendsten Herrengeschlechter entweder utraquistisch oder lutherisch waren; auch in Mähren bekannte sich am Ende des 16. Jahrhunderts von sämtlichen „Herren“ nur noch einer zum Katholicismus. Mit dem Eindringen der neuen Lehre blühte zugleich eine einheimische Bildung auf, die Kralitzer Bibelübersetzung gewann für die tschechische Sprache ähnliche Bedeutung wie die lutherische für die deutsche, und die Herrensitze der Zierotin, Rosenberg, Pernstein, Dietrichstein wurden

*) Das bedeutete in Nieder-Österreich die Kultusfreiheit für 321 Ortschaften, in Ober-Österreich für 5 Städte, 81 Märkte und 217 Edelsitze.

Sammelplätze für Gelehrte und Künstler. Selbst in den unmittelbar den Habsburgern unterstehenden schlesischen Fürstentümern Schweidnitz, Jauer, Glogau, Oppeln, Ratibor und im Fürstbistume Breslau war nicht zu verhindern, daß die meisten Städte und Grundherren eigenmächtig reformierten. In der Oberlausitz behaupteten sich zwar das Bautzner Domkapitel und die beiden Cistercienfernonnenklöster, von der Bevölkerung aber blieben nur kleine Bruchteile in der unmittelbaren Umgebung dieser Stiftungen katholisch.

Von Einfluß auf die österreichischen Verhältnisse war auch die Gestaltung der Dinge in Ungarn. Da im türkischen Ungarn die osmanische Verwaltung den verschiedenen Kirchenformen der Ungläubigen völlig gleichgültig gegenüberstand und auch in den habsburgischen Landesteilen die beständige Kriegsgefahr die Dynastie zu schonendem Auftreten nötigte, so gingen die deutschen Städte Ober-Ungarns alle zum Luthertume über, den Siebenbürger Sachsen gab die Synode von Mediasch im Mai 1543 eine treffliche Kirchenordnung, während der magyarische Adel größtenteils dem Calvinismus sich zuwandte. Ganz ähnlich durchdrang sich Polen unter doch wesentlich deutschem Einfluß mit protestantischen Elementen. Um 1570, als der Consensus Sendomiriensis die Lutheraner, Reformierten und böhmisch-mährischen Brüder vereinigte, waren die deutschen Stadtgemeinden alle lutherisch, der polnisch-litthauische Adel zu drei Vierteln.

Die Lage der Protestanten um 1570. Um d. J. 1570 hatte überhaupt die Ausbreitung des Protestantismus in Deutschland und in den von ihm beeinflußten Ländern ihren Höhepunkt erreicht. Weitaus die Mehrzahl der Nation hatte sich ihm angeschlossen (schon um 1558 etwa sieben Zehntel), die Gewinnung auch des Restes schien nur noch eine Frage der nächsten Zeit. Doch unzweifelhaft war seine Stellung nur dort rechtlich vollkommen gesichert, wo er auch der Regierungsgewalt sich bemächtigt hatte und auf dem allgemein anerkannten Boden des Religionsfriedens stand, also in den weltlichen Fürstentümern der protestantischen Dynastien, nicht aber in den wittelsbachischen und habsburgischen Landen, wo seine rechtliche Existenz nur auf persönlichen Zugeständnissen des damaligen Landesherrn beruhte, und noch weniger in den geistlichen Territorien, wo der Bestand der evangelischen Kirche von der augenblicklich schwachen katholischen Partei zwar geduldet, aber nicht anerkannt war. Ihr hier die fehlende sichere Rechtsgrundlage zu geben war die wichtigste innerdeutsche Aufgabe der protestantischen Politik; sie versäumen hieß auf das natürliche Wachstum der neuen Lehre und damit auf ihre Zukunft verzichten. Das einzige Mittel dazu bot die von reichswegen anzuerkennende „Freistellung" des Bekenntnisses in den Stiftslanden, d. h. die Aufhebung des geistlichen Vorbehaltes. Da aber die Katholiken einer solchen entschieden widerstrebten, weil sie sehr wohl wußten, daß die weitere Existenz ihrer Kirche in Deutschland überhaupt nicht von ihrer inneren Kraft, sondern von der Erhaltung der geistlichen Fürstentümer abhing, so konnte dies Ziel nur dann erreicht werden, wenn die Protestanten geschlossen vorgingen. Doch eben daran fehlte es. Denn sie selbst wurden durch erbitterte Glaubensstreitigkeiten zerrissen, die hier und da auch mit dynastischen Gegensätzen sich verbanden

und um so heftiger wurden, je mehr die schimpfliche Neutralität des Reiches in den europäischen Fragen die großen nationalpolitischen Gesichtspunkte zurückdrängte. Denn um so mehr warf sich aller Idealismus und alle Hingabe, aber auch aller Eigensinn und alle Rechthaberei der tief innerlichen deutschen Natur auf diese Kämpfe.

Theologische Streitigkeiten unter den Protestanten. Von diesem Gesichtspunkte aus ist es kein Glück gewesen, daß der Calvinismus, die spezifisch französische Ausprägung des Protestantismus, auch in Deutschland Eingang fand. Gewiß hat er in Westeuropa gegenüber der spanisch-katholischen Reaktion Ungeheures geleistet, und gewiß war seine freiere Auffassung allein fähig, auch in Deutschland die Protestanten der verschiedenen Richtungen unter sich und mit den ausländischen Glaubensgenossen zu gemeinsamer Abwehr zu vereinigen, was das immer engherziger gefaßte Luthertum weder konnte noch wollte; andrerseits brachte er aber auch einen neuen Gärungsstoff in diese deutsche Welt und war nicht aus dem deutschen Geiste erwachsen. Unter seinem Einflusse spaltete sich zunächst die sächsisch-thüringische Kirche in der Auffassung der Lehren von der Rechtfertigung und vom Abendmahl. Während nämlich in Kursachsen Melanchthons vermittelnde, den Reformierten sich nähernde Richtung herrschte, hielten die 1553 von Johann Friedrich neugegründete ernestinische Universität Jena und die niederdeutschen Städte am strengsten lutherischen Lehrbegriffe fest, und insbesondere der Fanatiker Flacius Illyricus (aus Istrien) bekämpfte von diesem Standpunkte aus den milden Melanchthon mit den gröbsten Waffen, bis er 1561 endlich des Landes verwiesen wurde († 1575). In Bremen drängte der lutherische Eifer des Tilemann Heßhusius den größten Teil der Bürgerschaft allmählich zum Calvinismus hinüber; in Preußen fiel der Führer der Orthodoxen, Johann Funcke, 1566 dem Hasse seiner Gegner zum Opfer. Inmitten dieser traurigen, unfruchtbaren Kämpfe ist Melanchthon mit dem Gebet um die Eintracht der Kirche tief bekümmert,
1560. aber friedlich, am 19. April 1560 gestorben. Die Verhältnisse verwickelten sich noch mehr, als Friedrich III. von der Pfalz, seit 1559 Kurfürst, angewidert von der Zanksucht der lutherischen Theologen, den Eiferer Tilemann im August
1563. 1560 entließ und 1563 die pfälzische Landeskirche zum Calvinismus hinüberführte. Damit entfremdete er sich vollständig den Lutherischen, welche die Calvinisten gar nicht als Glaubensgenossen anerkannten. Auf dem Augsburger Reichstage im Mai 1566 dachten deshalb die Eiferer alles Ernstes daran, den Calvinisten die Wohlthaten des Religionsfriedens von 1555 zu entziehen; nur das energische Eintreten Friedrichs III. für seinen Glauben und die Haltung Augusts von Sachsen verhinderte das.

Die Grumbachischen Händel. Denn Augusts Reichspolitik war durchaus auf die Erhaltung des bestehenden Friedenszustandes gerichtet, weil er von seiner Unterbrechung nicht nur eine allgemeine Zerrüttung, sondern auch eine neue Erhebung der unversöhnten Ernestiner fürchtete. In der That stieß er mit diesen kurz danach in den sogenannten Grumbachischen Händeln auf das allerheftigste zusammen. Wilhelm von Grumbach (geb. 1503) stammte aus einem weitver-

zweigten Geschlechte der fränkischen Reichsritterschaft, trug aber die wichtigsten seiner Güter vom Stift Würzburg zu Lehen und kam deshalb zuerst in dessen Diensten empor. Später trat er ganz in den Dienst des Markgrafen Albrecht von Kulmbach über und benützte dessen rechtlose Fehden gegen Würzburg, um dem Stift die Verwandelung seiner Lehnsgüter in Allodien abzutrotzen, verlor aber mit dem Sturze seines Herrn diesen Gewinn wieder und vermochte auch eine Entscheidung des Reichskammergerichtes, welche den Bischof zur Herausgabe der von ihm weggenommenen Güter anwies (1555), nicht zur Ausführung zu bringen. Darüber erbittert, trat er 1557 in Verbindung mit Johann Friedrich dem Mittleren von Gotha, dem ältesten Sohne des letzten ernestinischen Kurfürsten, der das Unglück seines Hauses nicht verwinden konnte und über Rache an den Albertinern brütete. Einem so gewandten, unbedenklichen und ehrgeizigen Ränkeschmiede wie Grumbach war, fiel es nicht schwer, dem beschränkten Fürsten die Erreichung dieses Zieles vermittelst einer Erhebung der Reichsritterschaft als möglich vorzuspiegeln und ihn dadurch völlig für sich einzunehmen, wobei er auch die Beihilfe des Schatzgräbers und Hellsehers Hans Tausendschön nicht verschmähte. So seines Schutzes sicher, ließ er am 15. April 1558 den Bischof von Würzburg 1558.
Melchior von Zobel überfallen, wobei dieser wohl gegen den Willen des Reichsritters vom Pferde geschossen wurde, bemächtigte sich schließlich durch einen kecken Handstreich am 4. Oktober 1563 der Stadt Würzburg und nötigte so das Dom- 1563.
kapitel zur Herausgabe seiner Güter. Doch für diesen Friedensbruch traf ihn schon am 13. Oktober die Acht König Ferdinands und da der verblendete Herzog ihm trotzdem seinen Schutz nicht entzog, so drohte der Reichstag von 1566 auch diesem die Acht an und beauftragte den Kurfürsten August als Hauptmann des obersächsischen Kreises mit der Vollstreckung. Mit 48,000 Mann umschloß dieser im December 1566 Gotha und den festen Grimmenstein und zwang am 13. April 1566.
1567 die tapfer verteidigte Stadt zur Ergebung auf Gnade und Ungnade. Ihre 1567.
Festungswerke und der Grimmenstein wurden geschleift, Grumbach und der Kanzler Brück auf dem Markte zu Gotha lebendig gevierteilt, der unglückliche Herzog als Gefangener nach Wiener-Neustadt abgeführt, wo er mit seiner treuen Gemahlin Elisabeth von der Pfalz bis an seinen Tod (9. Mai 1595) in Haft geblieben ist. Seine Söhne mußten den Neustädter Kreis zum Ersatz für die Kriegskosten (fast 800,000 Gulden) an Kursachsen verpfänden (1567); doch erst 1660 ist er ganz abgetreten worden.

Die lutherische Reaktion in Sachsen. Wie die Dinge lagen, konnte dieser neue Sieg der Albertiner über die Ernestiner auch als ein Triumph der Wittenberger Theologen über die Strenggläubigen von Jena erscheinen. Doch hat wenige Jahre später der kursächsische Philippismus seine Stellung selber verspielt. Seine Anhänger in der Umgebung des Kurfürsten August, wie sein Geheimer Rat Cracow, der Leibarzt Dr. Peucer, der Hofprediger Sagittarius (Schütz) hielten ihren Herrn, dem eigentliche theologische Einsicht abging, jahrelang bei der Meinung fest, daß ihre Lehre mit der Luthers völlig übereinstimme. Daraufhin wagten sie sogar die kursächsischen Geistlichen, und, da August damals auch

die Vormundschaft über die Kinder Johann Wilhelms von Weimar führte, auch die Weimarischen Theologen auf den halbcalvinischen Consensus Dresdensis vom
1574. Oktober 1571 zu verpflichten. Doch schon 1574 öffnete eine calvinisch gehaltene Schrift über die Abendmahlslehre, deren Urheberschaft auf die Philippisten zurückfiel, dem hintergangenen Kurfürsten die Augen. In seiner maßlosen Erbitterung, in der ihn die Kurfürstin Anna nur noch bestärkte, ließ er die Führer der „Kryptocalvinisten" verhaften und das peinliche Verfahren gegen sie eröffnen. Cracow starb in einem elenden Kerker der Pleißenburg (März 1575), Peucer blieb bis an den Tod der Kurfürstin (1584), Sagittarius bis nach dem Tode Augusts in Gewahrsam. Mit diesem Siege der lutherischen „Rechtgläubigkeit" in Kursachsen war jede Möglichkeit eines Zusammengehens mit der calvinischen Pfalz abgeschnitten.

Deutschland und die auswärtigen Religionskriege. Das einzige Mittel, die Deutschen aus so jammervollen Händeln herauszureißen, wäre ein großer nationaler Krieg gewesen, aber in den Beziehungen zu den europäischen Mächten machte einen solchen die konfessionelle Spaltung des Reiches unmöglich, so sehr auch vor allem der Aufstand der Niederlande gegen Spanien ein Kampf Deutscher gegen die spanische Fremdherrschaft war. Maßgebend griff in ihn nur das deutsche Haus Nassau ein, sonst beteiligten sich nur einzelne deutsche Fürsten an diesem blutigen Ringen wie an den gleichzeitigen Kriegen der französischen Hugenotten. Philipp von Hessen, der allezeit das Gesamtinteresse der Protestanten im Auge hielt, sandte 1563 außer Geld auch Hilfstruppen, die in der Schlacht bei Dreux wacker mitfochten; der tapfre, unternehmende Johann Kasimir von der Pfalz führte im Winter 1567/68 und dann wieder 1575/76 seinen calvinischen Glaubensgenossen stattliche Scharen zu, wie andrerseits auch katholische Reichsfürsten ihre französischen Glaubensverwandten unterstützten. Auch sonst strömten deutsche „Lansquenets" und „Reitres" in dichten Haufen nach Frankreich, so daß dieses damals geradezu der „Kirchhof des deutschen Adels" hieß. Auf niederländischem Boden führte Wilhelm von Nassau-Oranien seine ersten Feldzüge gegen die Spanier 1568 und 1572 von Deutschland aus und mit deutschen Kräften. Doch das Reich als solches kam über die Aufforderung der Kurfürsten an den Kaiser, dem spanischen Blutregimente in den Niederlanden ein Ende zu machen (September 1568), nicht hinaus, und natürlich erfuhr der Abgesandte Maximilians II., der streng katholische Erzherzog Karl von Steiermark, in Madrid eine kühle Abfertigung mit dem Hinweis darauf, daß die Niederlande nicht unter den Reichsbeschlüssen stünden.

Maximilian II. und der Türkenkrieg. Um so verhängnisvoller war es nun, daß der Kaiser die Gunst des Schicksals, die zerfahrene Nation in einem großartigen Kampfe gegen die Türken zu gemeinsamer That zu einigen, kleinmütig verscherzte. Dem Angriffe Solimans gegenüber, der im Sommer 1566 zum letztenmale gegen das Abendland sich erhob, bewilligte der Augsburger Reichs-
1566. tag im April 1566 eine so ansehnliche Hilfe, daß Maximilian II., die Truppen seiner Erblande und Ungarns mit eingerechnet, über ein Heer von 80,000 Mann zu Fuß und 25,000 Reitern verfügte. Ein einziger großer Sieg, und diese

Massen ergossen sich über Serbien und Bosnien, die nur des Befreiers harrten. Doch der Kaiser wagte nicht einmal das belagerte Szigét zu entsetzen und überließ seinen heldenmütigen Verteidiger Niklas Zriny dem Untergange (8. September); er wußte noch weniger den Tod des gewaltigen Sultans (6. September) zu einem Stoße auf das abziehende türkische Heer zu benützen und beendete schließlich den unrühmlich geführten Krieg mit einem unrühmlichen Frieden auf 8 Jahre, der den Besitzstand in Ungarn anerkannte und dem Sultan einen Jahrestribut von 30,000 Dukaten bewilligte (17. Februar 1568).

Untergang der livländischen Selbständigkeit. So ließ die Unthätigkeit des Reiches die Türkenherrschaft in Ungarn bestehen, sie entfremdete die Niederlande vollends dem Mutterlande, das sie im Kampfe um die heiligsten Güter im Stiche ließ, sie verschuldete gleichzeitig den Verlust der alten ruhmvollen deutschen Kolonie in Livland, wo seit Jahrhunderten deutsches Blut jeden Fußbreit Erde gedüngt hatte. Das Eindringen des Protestantismus, der schon seit den zwanziger Jahren die Städte und den größten Teil des Adels, ja selbst die Ordensritter und einzelne Bischöfe ergriff, so daß 1551 auch der erzbischöfliche Dom von Riga durch Kauf an die lutherische Stadtgemeinde überging und die alte Kirche nur noch im Bistum Dorpat, in den Domkapiteln und einem Teile des estländischen Adels sich behauptete, machte die ganze Verfassung dieses geistlichen Staatenbundes unhaltbar und forderte gebieterisch seine Umwandlung in eine weltliche Herrschaft nach dem Vorgange des Ordenslandes Preußen. Da der einzige, der das hätte durchführen können, der Landmeister, dazu nicht imstande war, so brach das Verderben herein. Das Land wurde der Zankapfel der fremden Mächte, die sich um die Herrschaft am baltischen Meere stritten, als die deutsche Hansa diese Stellung hatte räumen müssen, Polens und Rußlands, Schwedens und Dänemarks. Obwohl nach dem Ablaufe des fünfzigjährigen Stillstandes mit Rußland i. J. 1551 die Livländer i. J. 1555 einen neuen auf 15 Jahre geschlossen 1555.
hatten, so ließen sie sich doch im September 1557 in ein Bündnis mit Polen ziehen und beschworen dadurch die Rache der Moskowiter herauf. Als nun seit Anfang 1558 deren wilde Horden das unglückliche Land bis Dorpat überfluteten, 1558.
traten Reval, der dortige Ordenskomtur und ein Teil der estländischen Ritterschaft unter den Schutz Dänemarks. Da dies jedoch für das Land nichts that und die Russen nach ihrem Siege bei Ermis im August 1560 auch in Estland ein- 1560.
drangen, so huldigte Reval mit dem Adel des westlichen Estland dem Schwedenkönig Erich XIV., der schon im April 1561 von Finnland aus Hilfe geschickt hatte, der Landmeister Gotthard Kettler aber nahm im Vertrage von Wilna am 28. November 1561 Kurland als erbliches Herzogtum von der Krone Polen 1561.
zu Lehen und trat Livland an Polen ab. Dabei gelobte König Sigismund II. dem Lande feierlich die Aufrechterhaltung seiner lutherischen Landeskirche und seiner Verfassung. Das Land zerfiel also in Stücke. Kaum war das geschehen, als Dänemark und Polen auf der einen, Schweden und Rußland auf der anderen Seite den Kampf um die Beute begannen. Eine Vermittelung, welche der Kaiser mit Sachsen, Hessen und Brandenburg auf dem Tage von Rostock versuchte, ver-

lief ergebnislos, das Reich blieb unthätig, umsomehr, als ebendamals die Grumbachischen Händel Albertiner und Ernestiner entzweiten und jene aus dynastischen Rücksichten zu Dänemark neigten, diese auf Schweden hofften. Nur Lübeck suchte deutsche Interessen zu wahren, indem es sich entschlossen auf Dänemarks Seite stellte, weil Erich XIV. sich geweigert hatte, die hansischen Vorrechte in Schweden zu bestätigen und die Fahrt nach Narwa verbot. Ehrenvoll fochten lübische Schiffe 1564 mit in den Seeschlachten bei Oeland und bei Rügen; ein drittes Treffen 1566 blieb ohne Entscheidung, und ein furchtbarer Sturm verschlang in demselben Jahre bei Gotland mit zehn dänischen auch drei lübische Kriegsschiffe.
1569. Indes der Sturz Erichs XIV. am 1. Januar 1569 brachte mit seinem Bruder Johann III. (1569—1591) einen Fürsten ans Ruder, der im schroffsten Widerspruch mit den Überlieferungen seines Geschlechtes auf die Katholisierung Schwedens hinarbeitete, um seinem Sohne Sigismund (von der polnischen Prinzessin Hedwig) die Krone Polens zu verschaffen. Er gab daher im Frieden von Stet-
1570. tin im December 1570 seine Ansprüche auf Livland auf, bewilligte auch den Lübeckern die freie Fahrt nach Reval, Narwa und Wiborg und eine Geldentschädigung Aber der polnisch-russische Krieg um Livland dauerte fort, bis 1582 Rußland auf das Land verzichtete

Die Frage der Freistellung am Reichstage. Deutschland war aus der Reihe der großen Mächte ausgeschieden, und daheim wuchs die Entzweiung.
1575. Den Antrag der Pfalz auf dem Kurfürstentage vom Oktober 1575, die Deklaration König Ferdinands zum Religionsfrieden in denselben aufzunehmen und somit die Freistellung des Bekenntnisses in den Stiftslanden zu beschließen, bekämpften nicht nur die geistlichen Kurfürsten, sondern auch Kursachsen; an derselben Parteistellung scheiterte derselbe Antrag der Pfalz auf dem Reichstage von Regens-
1576. burg i. J. 1576, dem letzten, den Kaiser Maximilian II. abgehalten hat. Noch während desselben verschied er am 11. Oktober 1576, des Lebens müde. Die Türken waren unbesiegt und das Reich mehr zerklüftet als je.

Kaiser Rudolf II. Und nun ging die Kaiserkrone auf einen Mann über, der gar nicht imstande war, dem nahenden Verderben entgegenzuarbeiten. Rudolf II. (1576—1612), der älteste Sohn Maximilians II., war schon 1575 von den Kurfürsten zu dessen Nachfolger erwählt, aber wegen der Aussicht auf den Thron Spaniens, den ihm die Unfähigkeit des dortigen Thronfolgers Don Carlos († 1568) eröffnete, dort erzogen worden, wie auch sein jüngerer Bruder Albrecht. Das hatte ihn allerdings so wenig zum Spanier gemacht, daß er, obwohl gut katholisch, vielmehr alles Spanische haßte, aber dem Leben seiner eignen Nation hatte er sich doch dadurch einigermaßen entfremdet. Dazu vereinigte er in seltener Weise die Unlust an Geschäften mit der Neigung, alles selbst zu entscheiden, wozu er doch immer seltner den Entschluß fand. Einsam verbrachte er seine Tage in menschenscheuer Zurückgezogenheit auf dem prächtigen Prager Hradschin, beschäftigte sich mit alchymistischen und astrologischen Liebhabereien, wie er denn die beiden bedeutendsten Astronomen seiner Zeit, den Dänen Tycho de Brahe († 1601) und Johann Kepler, in seine Dienste zog, und war bemüht, sich mit den prächtigsten

Sammlungen der verschiedensten Art zu umgeben. So fiel die Leitung der Geschäfte thatsächlich ganz in die Hände seiner Minister, bis 1600 namentlich des Wolfgang von Rumpf, bis schließlich, als Rudolfs Menschenscheu in krankhaftes Mißtrauen überging, untergeordnete Persönlichkeiten sich seiner mehr und mehr bemächtigten. Soweit er einen Willen hatte, wollte er wie sein Vater den Türkenkrieg als Sache des ganzen Abendlandes kräftig führen und eine vermittelnde Stellung im Reiche behaupten, denn kirchlicher Fanatismus lag ihm fern, aber seiner ganzen Natur nach vermochte er weder das eine noch das andere und so trieben die Dinge immer schneller dem Abgrunde zu.

Die europäische Lage um 1576. Auf der einen Seite wuchsen die Feindseligkeiten unter den deutschen Protestanten, auf der anderen ging die römische Kirche, getragen von der Macht des spanischen Weltreiches, überall außerhalb und innerhalb des deutschen Reiches zu planmäßigem Angriff über. In Frankreich hatte die Bluthochzeit der Bartholomäusnacht (24. August 1572) die hochgespannten Hoffnungen der Reformierten zerstört und ihr Vertrauen zu der Macht und dem Willen des Königtums der Valois, den Frieden zu bewahren, vernichtet; seit 1576 bereitete sich dort die Bildung der „heiligen Ligue“ zur Ausrottung des Protestantismus vor. In demselben Jahre ließ Königin Elisabeth von England, seit 1570 im Banne Roms und beständig von katholischen Verschwörungen im eignen Lande bedroht, ihre verwegnen Freibeuter gegen das spanisch-amerikanische Kolonialreich los; in den Niederlanden hatte die von dem Adel der Mittelprovinzen begonnene Bewegung seit 1572 das calvinische Bürgertum des Nordens ergriffen und trotz aller Anstrengungen der Spanier sich in heldenmütigen Kämpfen behauptet. In Polen begann nach dem Aussterben des Jagellonischen Hauses 1572 unter Stephan Bathory (1575—87) die römische Reaktion.

Die römische Reaktion in den geistlichen Fürstentümern. Gleichzeitig hatte sie im Reiche mit der Ablehnung der Freistellung des Bekenntnisses 1576 ihren ersten bedeutenden Sieg erfochten, denn diese kam der Anerkennung des geistlichen Vorbehaltes von seiten der Protestanten gleich. Um so angestrengter suchte Rom durch die Forderung des Tridentinischen Eides die Bischöfe fest an sich zu ketten, die Widerstrebenden zu entfernen, auch wenn es mit Verletzung des Reichsrechtes und der Verträge geschehen mußte, eifrig katholische Männer auf die Bischofsstühle zu bringen, die Reaktion überall in Gang zu setzen. Das Verfahren war stets das nämliche: die protestantischen Geistlichen und Lehrer wurden ausgewiesen, die Kirchen dem katholischen Kultus zurückgegeben, der mit möglichstem Glanze ausgestattet wurde, und tüchtige katholische Geistliche angestellt. Den nun führerlos gewordenen Gemeindemitgliedern blieb nur die Wahl, überzutreten oder auszuwandern, die protestantischen Beamten wurden durch katholische ersetzt, neue von Jesuiten geleitete Unterrichtsanstalten begründet, um die heranwachsende Jugend auch innerlich dem Katholicismus zu gewinnen. Unzweifelhaft hat dies ganze Wiederherstellungswerk vielfach verworrenen und unhaltbaren Zuständen ein Ende gemacht, aber mindestens ebenso oft eine gesunde, natürliche Entwickelung gewaltsam erstickt und das sittliche Leben des Volkes verwüstet. So gewann die

Reaktion in den meisten geistlichen Fürstentümern des Südens das Übergewicht, im Norden schwankte noch die Wage.*)

Reaktion in den clevischen Landen. Dagegen hatte die Reaktion in den clevischen Landen, wo sie vom päpstlichen Nuntius Kaspar Gropper geleitet wurde, seit 1574 zwar den evangelischen Kultus unterdrückt, aber die Organisation der evangelischen Kirche am Niederrhein nicht zerstören können. Auf dem clevisch-märkischen Landtage von Essen 1577 verpflichteten sich sogar Adel und Städte förmlich auf die Augsburgische Konfession und der Landtag von Duisburg 1580 erreichte zwar nicht die geforderte Freistellung des Bekenntnisses, wohl aber die Zusicherung des Herzogs, jeden Gewissenszwang vermeiden zu wollen. Auch der Gang der Ereignisse in den Niederlanden wirkte auf die Verhältnisse am Niederrhein, wie andrerseits diese für die beiden dort kämpfenden Parteien von Bedeutung waren und von ihnen beeinflußt wurden, zumal die Bildung der Union von Utrecht (29. Januar 1579) die völlige Trennung der Nordprovinzen von Spanien einleitete. Daher versuchten Kaiser und Reich abermals eine Vermittelung in dem siebenmonatlichen Friedenskongreß von Köln 1579/80. Als sie an der Weigerung Philipps II., irgend welches Zugeständnis in der entscheidenden kirchlichen Frage zu machen, gescheitert war, machte die Ächtung Oraniens (15. März 1580) und die Unabhängigkeitserklärung der vereinigten Provinzen am 26. Juli 1581 allen Halbheiten ein Ende und auch am Niederrhein trieben die Dinge zur Entscheidung wie im ganzen Reiche.

Die Konkordienformel. Und in dieser Lage erweiterte sich von Jahr zu Jahr der Zwiespalt unter den Protestanten! „Ihr Krieg ist unser Friede!" so jubelten die Katholiken, wenn sie auf diese Zerklüftung sahen. Um das reine Luthertum

*) Den Anfang damit hatte schon seit Ostern 1573 der Fürstabt Balthasar von **Fulda** (1570—1606) gemacht und seinen Willen trotz des lebhaftesten Widerstandes endlich durchgesetzt; ihm folgten die Erzbischöfe von **Trier** und **Mainz**, dieser besonders im thüringischen Eichsfelde, die Bischöfe von **Hildesheim** und **Bamberg**. Im **Würzburgischen** übernahm die Durchführung dieser Maßregeln mit gewohnter rücksichtsloser Energie Bischof Julius Echter von Mespelbrunn (1573—1617), einer der hervorragendsten Kirchenfürsten dieser Zeit. Zu diesem Zwecke verwandelte er auch die schon seit 1561 bestehende Jesuitenschule 1582 in eine ebenfalls wesentlich von Jesuiten geleitete Universität, die rasch zur Hochburg des restaurierten Katholicismus im südwestlichen Deutschland wurde. In **Paderborn** gründete Bischof Salentin von Isenburg (1574/77) das Gymnasium Salentinianum, doch nach seiner Abdankung 1577 wurde der protestantische Heinrich von Bremen gewählt, der allerdings den Einzug der Jesuiten 1580 nicht verhindern konnte. In **Münster**, wo nach dem Tode Johanns von Hoya 1574 der Parteigegensatz im Domkapitel es überhaupt zu keiner Neuwahl kommen ließ, entsetzte und bannte endlich 1579 Papst Gregor XIII. den antirömisch gesinnten Statthalter Konrad von Westerholt und übertrug die Verwaltung des Stifts dem Herzog von Cleve, der sie nun auch im Mai 1580 nicht ohne bewaffnetes Einschreiten übernahm, da die Mehrheit des Kapitels und der Bürgerschaft, von den Niederländern unterstützt, für den protestantischen Administrator Heinrich von Bremen und Osnabrück sich aussprach. Aber an die wirkliche Durchführung der Reaktion war in Westfalen zunächst nicht zu denken, zumal der im December 1577 nach dem Verzichte Erzbischof Salentins in **Köln** besonders mit Hilfe der protestantischen Partei erhobene Gebhard Truchseß von Waldburg bald dem Übertritt zur evangelischen Kirche sich geneigt zeigte.

vor jeder Abweichung zu sichern, ließ der kursächsische Hof als einigende Grundlage für alle Lutheraner von drei hervorragenden Theologen im Kloster Bergen bei Magdeburg die Konkordienformel aufsetzen (20. Mai 1577) und nötigte alle Geist- 1577.
liche und Lehrer des Landes bei Strafe der Amtsentsetzung zur Anerkennung. Da dies den Gegensatz zu den Calvinisten verschärfen mußte, versuchte Johann Kasimir von der Pfalz auf dem Konvent zu Frankfurt a. M. im September 1577 1577.
die Protestanten aller Richtungen und aller Länder, die sich zahlreich auch aus den Niederlanden, England, Frankreich, Polen und Ungarn eingefunden hatten, zu gemeinsamer Abwehr zu vereinigen, aber sein Aufruf und die Gesandtschaft, die er an die evangelischen Reichsfürsten abordnete, fanden wenig guten Willen. Vielmehr nahmen allmählich 86 Reichsstände die Konkordienformel an, die nun auch mit ihren Unterschriften am 25. Juni 1580, am 50. Jahrestage der Über- 1580
gabe der Augsburger Konfession, in Dresden veröffentlicht wurde. Wohin war man doch seit jener großen Zeit gekommen!

Calvinismus und Luthertum in der Kurpfalz. Allerdings schien es eben damals, als ob selbst die Kurpfalz dem Luthertume wiedergewonnen werden könne, denn Friedrichs III. Nachfolger Ludwig VI. (1576—83), der schon als Kurprinz in der von ihm verwalteten Oberpfalz dem Vater zum Trotz die lutherische Kirche aufrecht erhalten hatte, zerstörte alsbald die calvinische Kirchenverfassung auch in der Rheinpfalz, entsetzte die widerstrebenden Geistlichen und Lehrer und nahm die Konkordienformel an. Da aber sein jüngerer Bruder Johann Kasimir in seinem Landesteile am Calvinismus festhielt und nach Ludwigs Tode 1583 die Regentschaft für dessen neunjährigen Sohn Friedrich IV. (1583—1610) übernahm, so wurde der Calvinismus in seine Rechte wieder eingesetzt, auch auf der Universität Heidelberg, die seitdem zu neuer Blüte emporstieg. Außer der Kurpfalz gingen später nur noch Pfalz-Zweibrücken (1588), Anhalt-Bernburg (1596) und Baden-Durlach (1599) zum Calvinismus über. In Hessen-Kassel, dem bedeutendsten der drei Teilfürstentümer (Kassel, Marburg, Darmstadt), in die nach Philipps Tode 1567 das stattliche Gebiet seines Hauses zerfallen war, verhalf der treffliche Landgraf Moritz (1592—1631) der vermittelnden, den Reformierten sich nähernden Richtung zum Siege, während Darmstadt streng lutherisch blieb und der Kasseler Linie sich durch den Streit um das 1604 erledigte Marburger Erbe noch mehr entfremdete. Jedenfalls war die Eintracht der deutschen Protestanten vollkommen zerstört, namentlich jedes Zusammengehen zwischen Kursachsen und der Kurpfalz unmöglich gemacht.

Die Administratoren am Reichstage. So eröffnete i. J. 1582 die römische Partei einen wohlberechneten Feldzug, um sich in den vollen Besitz der Reichsgewalt zu setzen. Da der Kaiser ihrer Konfession ohnehin angehörte, so lag die Entscheidung in der Gestaltung des Reichstages, und diese wieder hing von der Zusammensetzung des fürstlichen Kollegiums ab, denn im Kurfürstenrate standen die Stimmen der Protestanten und Katholiken sich gleich, weil die böhmische Stimme „ruhte“, und von den Reichsstädten waren nur wenige noch katholisch. Im Fürstenkollegium besaßen nun die Protestanten die Mehrheit so lange,

als die Administratoren wie bisher Sitz und Stimme behaupteten. Zunächst gelang es nun auf dem Reichstage von 1582, Magdeburg für diesmal zum Verzicht auf den Vorsitz des Fürstenrates zu gunsten Salzburgs zu bestimmen; damit aber war ein Beispiel nicht nur für dieses Stift, sondern für alle evangelischen Administratoren gegeben, das die verhängnisvollsten Folgerungen gegen die Protestanten zuließ.

Der Kölnische Krieg und seine Folgen. Kaum war dies geschehen, als die römische Partei den Dingen am Niederrhein die entscheidende Wendung gab. Erzbischof Gebhard von Köln schickte sich an, dem Beispiele seines Vorgängers Hermann von Wied zu folgen, freilich wesentlich von dem Wunsche getrieben, die Hand der schönen Gräfin Agnes von Mansfeld zu gewinnen. Gestützt auf die Kölner Protestanten und die Grafen der Wetterau und auf nieder-
1582. ländischen Beistand rechnend, erklärte er am 19. December 1582 offen seinen Übertritt, proklamierte am 16. Januar 1583 die Freistellung für sein Stift und vermählte sich wenige Wochen später in Bonn mit Gräfin Agnes. Während nun wirklich der Landtag des Herzogtums Westfalen sich für ihn aussprach und hier die Freistellung durchgesetzt wurde, erklärte der Kölnische Landtag, vom Domkapitel berufen, unter dem Drucke Spaniens und Roms sich gegen ihn, Papst Gregor XIII. entsetzte ihn (20. März/1. April), und am 23. Mai wurde der von den Jesuiten erzogene Ernst von Bayern, bereits seit 1566 Bischof von Freisingen, seit 1573 von Hildesheim, seit 1581 auch von Lüttich, auf den Kölner Stuhl erhoben. Der Krieg begann. Von der einen Seite rückten spanische und bayerische Truppen ins Land, von der anderen niederländische und pfälzische, die Johann Kasimir in Einvernehmen mit Ludwig VI. persönlich heranführte. Sie nahmen das wichtige Deutz gegenüber Köln, doch vor dem Drachenfels und Königswinter abgeschlagen löste sich dies pfälzische Heer aus Geldmangel bald wieder auf, als der Tod Ludwigs den Führer heimberief, und da die übrigen protestantischen Fürsten, allzubedenklich und wie immer kurzsichtig, für Gebhard nichts thaten, so wandte sich bald das Kriegsglück vollends gegen ihn. Im December
1584 wurde einer seiner Heerhaufen bei Siegburg vernichtet, im Januar 1584 seine Hauptstadt Bonn von den meuterischen Söldnern an die Belagerer übergeben, am 21./31. März er selbst bei Burg (Terborg) an der alten Yssel geschlagen und zur Flucht in die Niederlande gezwungen, dann auch Westfalen erobert. Damit war die Entscheidung nicht nur für das nordwestliche Deutschland, sondern auch über das Schicksal der Stiftslande überhaupt, ja über die Gestaltung der Reichsgewalt gefallen. Hätte Gebhard sich behauptet, so wäre die Mehrheit im kurfürstlichen Kollegium protestantisch geworden, dann wären die noch unentschieden schwankenden Stiftslande zunächst im Nordwesten und wahrscheinlich auch noch andere dem Beispiele Kölns gefolgt und hätten ihren Sitz im Fürstenrate sich niemals nehmen lassen, dann gehörten die niederrheinisch-westfälischen Gebiete dem Protestantismus. Jetzt trat von alledem das Gegenteil ein. Zunächst stellte Erzbischof Ernst mit den härtesten Mitteln in Westfalen die römische Kirche wieder her, nach Bonn, Neuß, Emmerich und Hildesheim berief er die Jesuiten. Seine

Wahl zum Bischof von Münster (Mai 1585) entschied den Sieg der Reaktion auch in diesem Stift; um dieselbe Zeit brachte der Tod Heinrichs von Sachsen (April 1585) auch im benachbarten Paderborn einen römisch Gesinnten, Theodor von Fürstenberg, auf den Bischofsstuhl. Alles Schwanken hatte damit ein Ende.

Es waren die Jahre, da überall in Westeuropa der gewaltige Kampf zur Entscheidung drängte. Am 10. Juli 1584 endete Wilhelm von Oranien durch Mörderhand, welche die Jesuiten bewaffneten, im August 1585 ergab sich Antwerpen an die Spanier, die damit die Eroberung der Mittelprovinzen abschlossen und seitdem immer heftiger den Norden bedrängten; in Frankreich hatte sich die „heilige Ligue“ zum Kampfe gegen den ketzerischen Thronfolger Heinrich von Navarra gebildet (December 1584), in Polen brachte die Wahl Johann Sigismunds 1587 die römische Partei vollends ans Ruder. Da sicherte der Untergang der „unüberwindlichen Armada“ 1588 die Unabhängigkeit Englands und der Niederlande, aber umsomehr verstärkte Spanien namentlich nach der Ermordung König Heinrichs III. am 1. August 1589 seine Anstrengungen in Frankreich und Deutschland, um dort der Liga zum Siege zu verhelfen, hier den Niederlanden jeden Rückhalt abzuschneiden.

Wendung in Kursachsen; Bündnis mit der Pfalz. Angesichts dieser Gefahren, die den deutschen Protestantismus von allen Seiten umdrängten, vollzog sich in Kursachsen ein völliger Wechsel des politisch-kirchlichen Systems und damit ein entscheidender Schritt zum engen Zusammenschluß der evangelischen Reichsstände. Nach dem Tode Augusts am 11. Februar 1586 gewann auf seinen 1586.
Sohn, den kränklichen und arbeitsscheuen Christian I. (1586—1591), den leitenden Einfluß der jugendliche, thatkräftige Nikolaus Krell (geb. um 1551), der in Frankreich und in der Schweiz freiere Anschauungen gewonnen, auch mit Theodor Beza verkehrt hatte. Anfangs Mitglied des Geheimen Rates, seit dem Juli 1589 Kanzler, ging er zunächst daran, der vermittelnden Melanchthonschen Anschauung, die allem Zwange zum Trotz an den Landesuniversitäten, unter den Geistlichen und Beamten noch immer viele Anhänger zählte, wieder Bahn zu machen, hob deshalb die Verpflichtung auf die Konkordienformel auf, verbot alle persönliche Polemik von der Kanzel herab, führte eine Censur über alle religiösen Schriften ein und schaffte den Exorcismus bei der Taufe ab, erregte aber nicht nur durch diese Maßregeln, sondern auch durch sein selbstherrliches Verfahren steigende Erbitterung in der Mehrzahl der Geistlichkeit wie unter dem Adel und der städtischen Bevölkerung, so daß es mehrfach zu unruhigen Auftritten kam. Unbeirrt dadurch näherte sich der Kanzler auch der Pfalz, um mit ihr vereinigt die französischen Reformierten zu unterstützen und die Sache der Protestanten im Reiche kräftiger zu vertreten. Im März 1590 traf Christian I. mit Johann Kasimir in Plauen zusammen, im Februar 1591 kam zwischen der Pfalz, Sachsen 1591.
und mehreren anderen evangelischen Fürsten zu diesem Zwecke das Bündnis von Torgau zustande, und im September desselben Jahres führte der junge Christian von Anhalt ein stattliches deutsches Hilfsheer dem König Heinrich IV. zu. Doch

1591. mit dem Tode Christians I. 25. September / 5. Oktober 1591 brach Krells Stellung zusammen. Unter der vormundschaftlichen Regierung für den unmündigen Christian II. (1591—1611), welche der starr lutherische Friedrich Wilhelm von Weimar leitete, wurde der Kanzler von den Landständen angeklagt, nach einem langwierigen Verfahren voll Härte und Rachsucht von dem böhmischen Appellationsgerichte in Prag, an das willkürlicher Weise die Akten zum Ver-
1601. spruch geschickt worden waren, zum Tode verurteilt und am 9. Oktober 1601, als Christian II. soeben seine Regierung angetreten hatte, in Dresden enthauptet. Abermals kam also die lutherische Rechtgläubigkeit zur unumschränkten Herrschaft in Kursachsen, und zwischen ihm und der Pfalz klaffte der Spalt tiefer auf als je zuvor.

Pfälzische Politik. Auch in ihrer Stellung zu den großen Fragen des Reiches entfernten sie sich immer mehr von einander. Die pfälzischen Staatsmänner Friedrichs IV. (1592—1610), der selbst ohne gründliche Bildung, ohne Ernst und Arbeitsamkeit, auf Jagden und in unendlichen Trinkgelagen seine Kräfte früh vergeudete, strebten danach, die Wirksamkeit der Reichsgewalt möglichst einzuschränken, weil diese ihre Thätigkeit immer mehr in einseitig katholischem Sinne entwickelte. Sie bekämpften deshalb die bindende Kraft der Reichstagsbeschlüsse über die Türkensteuer, die Zuständigkeit des Reichskammergerichtes in den Streitigkeiten über geistliche Güter und namentlich auch das Eingreifen des kaiserlichen, von Katholiken besetzten Reichshofrates in die Reichsangelegenheiten. Um so mehr neigten sie dem Gedanken zu, ohne Rücksicht auf die Reichseinheit die evangelischen Stände in einem Sonderbunde, einer „Union“, zu einigen und diesen an das Ausland anzulehnen. Es entsprach das alles dem thatkräftigen, kriegerischen Charakter des Calvinismus und den engen Beziehungen, in welche durch ihn die Pfalz zu den westeuropäischen Protestanten getreten war. Frühzeitig begannen darüber Verhandlungen, so daß schon im März 1594 einige südwestdeutsche Fürsten in Heilbronn sich verbanden; seit 1595 gewann auf die pfälzische Politik den maßgebenden Einfluß Christian von Anhalt-Bernburg (geb. 1568), ein Fürst von vielseitiger Bildung und umfassender Weltkenntnis, anfangs Anhänger Melanchthons, seit 1592 dem Calvinismus eifrig zugewandt, als Feldherr und Diplomat zuerst an der Spitze des sächsisch-pfälzischen Hilfsheeres in Frankreich bewährt, seit 1595 als Statthalter der Oberpfalz in kurpfälzischen Diensten. Doch so groß sein Eifer und vielleicht auch seine Geschicklichkeit war, zu einem wahren Staatsmann fehlte ihm die praktische Kenntnis großer Geschäfte und das Bewußtsein der vollen Verantwortlichkeit, die er beide in den ohnmächtigen Kleinstaaten, für die er arbeitete, auch niemals erwerben konnte. Daher beruhten seine Pläne meist auf unsicheren Grundlagen und stießen gewöhnlich schon im Beginne der Ausführung auf unüberwindliche Hindernisse, so daß er unruhig nach immer neuen griff.

Die kursächsische Politik. Dieser vorwärts drängenden pfälzischen Politik gegenüber verfolgte Kursachsen die noch mehr ängstliche als konservative Richtung weiter, die Kurfürst August vorgezeichnet hatte. Es wollte, sehr im Gegensatze zu

der alten kursächsischen Politik, welche einst die Protestanten von den Alpen bis zum Meere im Schmalkaldischen Bunde vereinigt hatte, kein protestantisches Sonderbündnis, weil ein solches sofort ein katholisches Gegenbündnis hervorrufen und somit den Zwiespalt nur erweitern werde; es wies namentlich jedes Bündnis mit dem Auslande zurück. Es sah seine Hauptaufgabe darin, den Frieden zu erhalten und den Kaiser im Türkenkriege nach Kräften zu unterstützen. Seiner Auffassung schlossen sich auch im ganzen die Fürsten der beiden sächsischen Reichskreise an, also fast das ganze nordöstliche Deutschland; andere Stände, wie Hessen, Braunschweig u. s. f. wollten wenigstens von einem Bündnis mit dem Auslande nichts wissen.

Die sächsische Politik konnte dann Erfolg haben, wenn der bei den Gegnern vorausgesetzte gute Wille, den gegenwärtigen Rechtszustand ehrlich anzuerkennen, wirklich bestand. Diese Voraussetzung aber war ein Irrtum, denn jener Wille war vielleicht bei manchen katholischen Fürsten vorhanden, doch sicher nicht bei der eifrig römischen Partei. Immer offener sprachen es Schriftsteller derselben aus, daß der Augsburger Religionsfriede nur eben ein von der damaligen Lage abgezwungenes Zugeständnis sei, zu dem König Ferdinand I. ohne die Genehmigung des Papstes gar nicht berechtigt gewesen, und immer entschiedener wußten die Katholiken ihre Auffassung zunächst mindestens des geistlichen Vorbehalts praktisch durchzusetzen.

Der Straßburger Kapitelstreit. Als 1592 in Straßburg die protestantischen Mitglieder des Domkapitels, zu denen auch Gebhard von Köln gehörte, Johann Georg von Brandenburg, den Sohn des Magdeburger Administrators, zum Bischof postulierten, während die katholische Minderheit, die sich in Zabern festgesetzt hatte, den Kardinal Karl von Lothringen, den Bischof von Metz, erhob, kam es im Elsaß zu offener Fehde. Die Stadt Straßburg und König Heinrich IV. von Frankreich traten für den Brandenburger ein, der Nebenbuhler schickte lothringische Truppen ins Land. Nach unentschiedenen, verwüstenden Kämpfen brachte im Mai 1593 eine kaiserliche Kommission einen vorläufigen 1593.
Ausgleich zustande, nach dem bis zur endgültigen Entscheidung die Herrschaft über das Stift zwischen beiden Parteien geteilt werden sollte. Erst 1604 wurde der Streit geschlichtet, indem Johann Georg seiner Würde zu gunsten des Lothringers entsagte.

Verdrängung der Administratoren aus dem Reichstage. Viel bedenklicher als dieses Scheitern des Versuchs, ein weiteres Stiftsland dem Protestantismus zu gewinnen, war es für diesen, daß es der römischen Partei jetzt wirklich gelang, die Administratoren aus dem Reichstage zu verdrängen. Um den Reichstag, der im April 1594 wegen der dringend notwendigen Bewilligung einer 1594.
Türkensteuer (s. unten) zusammentrat, nicht zu sprengen, verzichtete Magdeburg abermals auf seinen Vorsitz im Fürstenkollegium, und als im December 1597 der 1597.
Reichstag zu demselben Zwecke nochmals berufen wurde, sahen die katholischen Stände die Frage durch den Vorgang der beiden letzten Reichstage trotz aller Proteste für entschieden an. Damit waren die Administratoren ihres Sitzes im

Reichstage verlustig, im Fürstenrate die Mehrheit in den Händen der Katholiken, und da auch die evangelischen Mitglieder des Kurfürstenkollegiums nicht zusammenhielten, so stand die Mehrheit des Reichstages überhaupt den Katholiken zur Verfügung.

Aachen. Sie säumten nicht ihre Übermacht zu brauchen. Seit Jahrzehnten hatten die Angelegenheiten der Reichsstadt Aachen zu erregten Verhandlungen Anlaß geboten. Gegen den Augsburger Frieden hatte dort der Rat sich 1574 den Protestanten geöffnet, und dieser Zustand behauptete sich, auch als 1581 eine kaiserliche Kommission die Abstellung dieser Neuerung gefordert hatte. Als nun der Reichshofrat in demselben Sinne erkannte und die Stadt hartnäckig blieb, wurde
1598. sie am 30. Juni 1598 mit der Reichsacht belegt und die Vollstreckung derselben dem Herzog von Cleve, den Erzbischöfen von Köln und Trier aufgetragen. Diese besetzten ohne Widerstand die Stadt und stellten den Zustand von 1555 wieder her.

Der spanische Einfall. Schon dabei hatte man auch spanische Truppen mitwirken lassen; kein Wunder, daß im September desselben Jahres 1598 der Spanier Franz Mendoza seine Regimenter ohne weiteres in Jülich, Cleve und Westfalen Winterquartier beziehen ließ, wo die zügellosen Banden alle erdenklichen Erpressungen verübten. Da alle Befehle und Drohungen des Kaisers nicht das mindeste halfen, so brachten endlich die benachbarten Kreise eine ansehnliche Truppenmacht zur Vertreibung der Eindringlinge auf, doch bei der Belagerung von Rees lief dies unbezahlte Kriegsvolk im September 1599 auseinander, und erst gegen Ende dieses Jahres räumten die Spanier das Reichsgebiet, hielten aber Rheinbergen besetzt.

Die Lähmung der Reichsjustiz. Wie hier die Ohnmacht der Reichsordnungen, fremde Willkür abzuwehren, schimpflich zutage trat, so wurde auch immer klarer, daß sie nicht mehr imstande seien, den Zwiespalt der Stände auf friedlichem Wege zu schlichten. Von grundsätzlicher Bedeutung war zunächst der Streit über die Säkularisation von vier süddeutschen Klöstern durch die Landesherrschaften, welche vom Reichskammergericht zur Wiedererstattung des Genommenen verurteilt worden waren. Da aus diesem Urteil für alle seit 1552 eingezogenen geistlichen Güter die bedenklichsten Folgerungen sich ergaben, so focht die Pfalz die Rechtsgültigkeit des ganzen Verfahrens an und legte deshalb gemeinschaftlich mit Brandenburg auf dem Reichstage von 1603 gegen die von den Verurteilten beantragte Revision der kammergerichtlichen Urteile, die alljährlich stattfinden sollte, aber seit 1588 unterblieben war, Verwahrung ein, soweit die Vierklostersache in Betracht kam, weil ja eine Revision die Rechtsgültigkeit des hier ergangenen Spruchs zur Voraussetzung hatte. Um die Auflösung des Reichstages zu verhindern und die Bewilligung der unentbehrlichen Türkensteuer durchzusetzen, brachte es Erzherzog Matthias mit Mühe soweit, daß die ganze Frage auf einen späteren Reichstag verschoben wurde; sie blieb also ungelöst, und eines der wichtigsten Glieder des Reichsorganismus, das Reichskammergericht, drohte der Lähmung zu verfallen.

Die Ächtung Donauwörths. Ein neu auftauchender Streitfall lähmte auch den Reichstag, in dem doch vor allem die Einheit der Nation beruhte. Unter den Reichsstädten, welche gegen die Bestimmungen des Religionsfriedens zum Protestantismus übergegangen waren, befand sich auch Donauwörth, damals eine Stadt von kaum 4000 Einwohnern; doch hatte sich hier unter dem Schutze des Bischofs von Augsburg das Kloster zum heiligen Kreuz behauptet, wenngleich es lange Jahre die üblichen Prozessionen unterließ. Ein neugewählter eifriger Abt nahm sie indessen wieder auf, und der Reichshofrat wies die Stadt bei Strafe der Acht an, das Kloster darin nicht zu stören (Oktober 1605). Als das nun trotzdem bei einem Bittgange am 25. April 1606 geschah und der Rat weder 1606. einer Aufforderung des Reichshofrates noch des von diesem mit dem Schutze des Klosters unmittelbar beauftragten Herzogs Maximilian von Bayern, die Schuldigen zu bestrafen, nachkam, verhing der Reichshofrat im August 1607 die 1607. Acht über Donauwörth und übertrug dem Herzog die Vollstreckung. Ohne Widerstand ergriffen am 12. November die bayerischen Truppen, 6600 Mann mit 12 Geschützen, Besitz von der wehrlosen Stadt. Da die protestantische Geistlichkeit geflüchtet war, so bemächtigten sich die Katholiken sofort der Kirchen. Kein Mittel der Überredung und des Druckes wurde seitdem unversucht gelassen, um die Bürgerschaft wieder zur römischen Kirche zurückzuführen. Um sich aber für die Kosten der Achtsvollstreckung, für die niemand aufkommen wollte, zu entschädigen, behielt der Herzog die Stadt zunächst als Pfand, bis sie schließlich ganz in bayerischen Besitz überging.

Die Sprengung des Reichstages 1608. Die Erregung über diesen Vorfall beherrschte den Reichstag, der im Anfange d. J. 1608 abermals zur Bewilligung einer Türkensteuer zusammentrat. Die Pfalz und die meisten übrigen evangelischen Reichsstände verwarfen die kaiserliche Vorlage auf einfache Bestätigung des Religionsfriedens ohne Erledigung der Religionsbeschwerden und der Klagen über das Reichsjustizwesen, und am 27. April 1608 übergab die Pfalz mit Branden- 1608. burg und neun kleineren protestantischen Ständen, doch ohne Kursachsen, dem Erzherzog Ferdinand von Steiermark, dem Vertreter des Kaisers, die Erklärung, daß sie den Reichstag verlassen, den Besitz der geistlichen Güter aber unter Umständen mit Waffengewalt behaupten würden. Ohne Abschied löste sich der Reichstag auf. Hatte die kirchliche Entzweiung erst die Rechtspflege des Reiches gelähmt, so lähmte sie jetzt auch seine höchste politische Körperschaft. Seine Verfassung erwies sich als ohnmächtig dem kirchlichen Zwiespalte gegenüber.

Die evangelische Union. Das trieb die entschlossenen Protestanten endlich dazu, wie einst die Schmalkaldner, den Schutz für ihre Interessen, den sie nicht mehr zu gewähren vermochte, außerhalb derselben zu suchen. Nach langen Jahren vergeblicher Verhandlungen brachten jetzt endlich am 12. Mai 1608 zu Ahausen im Ansbachischen Christian von Anhalt als Vertreter der Kurpfalz, Friedrich von Baden, Johann Friedrich von Würtemberg, Joachim Ernst von Brandenburg-Ansbach und die beiden Pfalzgrafen von Neuburg die evangelische Union zustande. Sie verbanden sich auf zehn Jahre zu gemeinsamer Verteidigung

gegen jeden Angriff, beschlossen eine Bundeskasse zu bilden und übertrugen Kurpfalz die Leitung. Bis zu Anfang d. J. 1610 traten dem Bunde noch Hessen-Kassel, Pfalz-Zweibrücken, Anhalt, der Graf von Öttingen und 16 oberdeutsche Reichsstädte, darunter Straßburg, Ulm und Nürnberg bei. Ob freilich dies ängstlich auf die Verteidigung sich beschränkende Bündnis einiger Kleinstaaten zu einer wirkungsvollen, großen Politik fähig sein werde, das blieb die Frage.

Bayern unter Maximilian I. Sicher erwies sich auch jetzt die katholische Politik der protestantischen weit überlegen, denn ein kräftiger Staat und ein energischer Fürst übernahmen die Leitung. Das war Bayern unter Maximilian I. (1598—1652). Schon dessen Vater Wilhelm V. (1579—1598) hatte mit Erfolg daran gearbeitet, den Einfluß seines Hauses auszubreiten und gleichzeitig die katholische Reaktion zu fördern. Wilhelms Bruder Ernst vereinigte schließlich fünf Bistümer in seiner Hand (s. S. 710 f.) und erhielt wegen seines allzu ungeistlichen Lebenswandels 1595 Wilhelms Sohn Ferdinand, den Propst von Berchtesgaden, zum Koadjutor. Dessen Bruder Philipp war bis 1598 Bischof von Regensburg. Die Gelehrtenschulen des Landes übergab Wilhelm bedingungslos den Jesuiten, er erbaute ihnen in München die prunkvolle Michaelskirche und einen prächtigen Palast. Doch entsprach solchen Erfolgen des Herrscherhauses der innere Zustand des Landes keineswegs. Es war mit Schulden belastet, die Mehrzahl der Beamten unzuverlässig und bestechlich. Erst Maximilian I., dem der Vater schon 1598 die Regierung übertrug, hat darin Wandel geschaffen. Er war i. J. 1573 geboren, im Jesuitenkollegium von Ingolstadt erzogen und hatte sich früh als einen ernsten, charakterfesten Jüngling gezeigt, der regen Eifer für seine Kirche mit dem Stolze und dem Pflichtgefühl eines Fürsten verband und seine Stellung ebenso gegenüber den Ständen wie der Geistlichkeit zu behaupten gedachte. Zur Regierung gelangt, erzog er sich vor allem ein pflichttreues Beamtentum, traf 1605 mit den Ständen ein Abkommen über die Tilgung der Schulden und erzielte durch strengste Sparsamkeit bald Überschüsse. So wurde es ihm möglich, ein kleines, stehendes Heer zu bilden, das erste in Deutschland, und seine kräftige Landbevölkerung durch regelmäßige Waffenübungen wehrfähig zu machen. Auch der Rechtspflege suchte er durch die „Malefizordnung" und das „Landrecht" von 1616 bessere Grundlagen zu geben.

Die katholische Liga. Mit sehr bescheidenen Mitteln wurde so Bayern die führende Macht der deutschen Katholiken, und Max war entschlossen, dies ebenso für die Kirche wie für die Stellung seines Hauses zu verwerten. Er wollte den Religionsfrieden wahren, doch eben nur nach streng katholischer Auffassung, die jedes Zugeständnis über den kirchlichen Besitzstand von 1552 und über den geistlichen Vorbehalt hinaus abwies. Deshalb übernahm er die Vollstreckung der Reichsacht gegen Donauwörth, ohne sie gesucht zu haben, deshalb schloß er jetzt
1609. im Juni 1609 zu München im Gegensatze zur Union mit den Bischöfen von Passau, Regensburg, Augsburg, Constanz, dem Abte von Kempten und dem Probste von Ellwangen auf neun Jahre die katholische Liga ab, deren „Direktorium" er selbst mit um so besserem Rechte übernahm, als diese kleinen geistlichen

Herren seines Schutzes weit mehr bedurften, als er ihres Beistandes. Jeder katholische Reichsstand war außerdem als Bundesgenosse willkommen; nur das Haus Österreich, dessen Übermacht die katholischen Fürsten nicht weniger fürchteten als die protestantischen, blieb ausdrücklich ausgeschlossen. Noch im August traten die geistlichen Kurfürsten bei und leiteten damit die letzte bedeutende Leistung des geistlichen Fürstentums in der Reichspolitik ein.

So standen sich die beiden Religionsparteien schon in Waffen gegenüber, als der Ausbruch des jülich-clevischen Erbfolgestreites einen allgemeinen kriegerischen Zusammenstoß heraufzubeschwören drohte. An diesen aber knüpfte sich eine bedeutende Machterweiterung eben des Staates, der, was damals noch niemand ahnte und ahnen konnte, dazu berufen war, die Neubildung des Reiches durchzuführen.

Territoriale Entwickelung Brandenburgs. Bereits seit Joachim II. hatte Brandenburg eben nach jenen drei Richtungen Gebietsvergrößerungen erlangt oder angebahnt, in denen sich seine Ausbreitung später bewegt hat, in Schlesien, Preußen und Rheinland. Joachim II. empfing 1538 die Belehnung mit dem Herzogtum Krossen; er schloß schon 1537 mit dem Herzog Friedrich II. von Liegnitz-Brieg-Wohlau einen Erbverbrüderungsvertrag ab, den zwar Ferdinand I. als Oberlehnsherr Schlesiens 1546 nicht genehmigte, Brandenburg aber aufrecht erhielt, indem es sich auf das alte, auch vom König noch 1529 anerkannte Recht der Herzöge, über ihre Lande frei zu verfügen, berief. Dann erhielt 1595 der Kurprinz Joachim Friedrich testamentarisch von Georg Friedrich von Ansbach, dessen Vater es 1523 durch Kauf erworben hatte, das Herzogtum Jägerndorf, allerdings unter Protest Rudolfs II. Für das Herzogtum Preußen hatte schon Joachim II. 1569, kurz nach dem Regierungsantritte Albrecht Friedrichs (1568—1618), die Mitbelehnung erhalten. Während dann 1577 Georg Friedrich von Ansbach dort die Regentschaft für den geisteskranken Herzog übernahm, knüpfte sich das Band mit dem Kurhause noch enger durch die Vermählung des Kurprinzen Johann Sigismund mit Albrechts Tochter Anna 1594 und des Kurfürsten Joachim Friedrich mit deren jüngerer Schwester Eleonore 1603. Zwei Jahre später 1605 übernahm der letztere die preußische Regentschaft, 1609 sein Sohn und Nachfolger Johann Sigismund (1608—1619). So erfolgte nach Albrecht Friedrichs Tode 1618 widerspruchslos der Anfall des Herzogtums Preußen an das Kurhaus Brandenburg. Daß die beiden jüngeren Brüder Christian und Joachim Friedrich 1603 Ansbach-Baireuth erbten, hatte für die Entwickelung des Kurstaates keine Bedeutung.

Die clevische Erbfolgefrage. Um so wichtiger waren die Erbansprüche, welche die Hohenzollern auf die clevischen Lande erwarben. Da Karl V. i. J. 1546 beim Aussterben des Mannsstammes das Erbrecht der Töchter Wilhelms I. und ihrer männlichen Nachkommen, zugleich aber auch die Unteilbarkeit des gesamten Hausbesitzes zugestanden hatte, so sicherte 1572 Herzog Wilhelm bei der Vermählung seiner ältesten Tochter Marie Eleonore mit Herzog Albrecht Friedrich von Preußen ihr allein die Nachfolge zu. Die übrigen, nämlich Anna, seit 1574

Gemahlin Philipp Ludwigs von Pfalz-Neuburg, und Magdalena, 1579 vermählt mit Johann von Pfalz-Zweibrücken, leisteten zunächst Verzicht, nahmen aber ein bevorzugtes Erbrecht wieder in Anspruch, als aus der Ehe der ältesten Schwester nur Töchter am Leben blieben, während der Kurprinz Johann Sigismund von Brandenburg, der 1592 Maria Eleonores Tochter Maria Anna heimgeführt hatte, das gleichmäßige Erbrecht aller Töchter und ihrer Nachkommen verfocht. Inzwischen hatte der Kaiser im December 1591 im Einvernehmen mit Spanien für die clevischen Lande die Einsetzung einer Regentschaft im Namen des geisteskranken Herzogs Wilhelm angeordnet und damit die Versuche der Erben, die Verwaltung in ihre Hände zu bekommen, abgewiesen. Auch unter dem geistesschwachen Nachfolger Johann Wilhelm (1592—1609) behauptete dessen erste Gemahlin Jakobäa wie auch die zweite Antoinette von Lothringen die Regentschaft, da die habsburgische Politik immer offener darauf ausging, mit Beseitigung aller Erbansprüche die Lande als erledigte Reichslehen einzuziehen und mindestens einen Teil davon an Spanien zu geben. Mit kluger Berechnung benützte dafür der kaiserliche Hof die jetzt ebenfalls (1604) betonten Erbansprüche Sachsens, die mit einer kaiserlichen Anwartschaft auf Jülich-Berg für die Albertiner v. J. 1483, und einer anderen auf das ganze Gebiet für die Ernestiner v. J. 1544 sich begründen ließen; er begünstigte beide aber nur, um Sachsen auch von Brandenburg zu trennen, wie es bereits von der Pfalz getrennt war, und so „diese beiden starken Flügel der Evangelischen zu zerbrechen". Das trieb natürlich Brandenburg zum Anschluß an die Pfalz. Indem Georg Wilhelm, der Sohn Johann Sigismunds, sich mit Friedrichs IV. geistvoller Tochter Elisabeth Charlotte verlobte, vereinigten sich beide Häuser zu gemeinsamer Verfolgung ihrer Rechte auf
1605. Jülich-Berg und traten mit den Niederlanden in Bündnis (April 1605).

Der Kampf um das clevische Erbe. So begann sich die Parteistellung zu klären. Auf der einen Seite standen der Kaiser, Spanien und Sachsen, auf der anderen Brandenburg, die Pfalz, die Union und hinter ihr Frankreich, als fast in demselben Momente, wo Spanien mit dem zwölfjährigen Waffenstillstande vom 9. April 1609 thatsächlich die Unabhängigkeit der Niederlande anerkannte,
1609 der Tod Johann Wilhelms am 25. März 1609 die clevische Erbschaft eröffnete. Rasch entschlossen verständigten sich sofort Brandenburg und Pfalz in Dortmund (31. Mai / 10. Juni) und ließen ihre Truppen einrücken. Zugleich verhießen sie allen drei Konfessionen gleichmäßige Duldung, das erstemal, daß dies in Deutschland geschah; sie haben dann schon 1610/11 die reformierte Kirche dieser Lande konstituiert. Erzherzog Leopold, den der Kaiser sandte, um das reiche Erbe als erledigtes Lehen einzuziehen, konnte nur die Hauptstadt Jülich besetzen. Aber ein großer Krieg schien unausbleiblich, denn die Union schloß in Schwäbisch-Hall ein förmliches Bündnis mit Heinrich IV. von Frankreich, und schon war der König im Begriff, den großen Kampf gegen Habsburg am Niederrheine zu eröffnen, da
1610. traf ihn am 14. Mai 1610 das Messer Franz Ravaillacs. So blieb es bei einer örtlichen Fehde. Unionstruppen mit Holländern und Franzosen zwangen Jülich zur Übergabe (2. September), andere Söldnerhaufen schlugen sich im Elsaß mit

den Truppen des Bischofs Leopold von Straßburg und Passau. Da aber diese Anstrengungen beide Parteien völlig erschöpften, so beendete am 24. Oktober 1610 ein Waffenstillstand zwischen der Union und der Liga zunächst den Kampf. Es schien jetzt alles in friedlichere Wege sich zu leiten, der Kaiser belehnte Brandenburg wenigstens mit Cleve, während dies Sachsen als dritten Bewerber zuließ (März 1611). 1610.

Übertritt der Hohenzollern zum Calvinismus. Aber eben dies trieb die Pfalz-Neuburger zum Bruche mit Brandenburg. Um einen Rückhalt zu haben, trat der junge Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm im November 1613 zum Katholicismus über und vermählte sich mit Magdalena von Bayern, Maximilians I. Schwester. Im nächsten Jahre besetzte er Düsseldorf und rief spanische Unterstützung herbei. Da war es ein Ereignis von entscheidender, allgemeiner Bedeutung, daß Johann Sigismund von Brandenburg nicht aus äußeren Gründen, sondern dem Drange seines Gewissens folgend, am 25. December 1613 sich zum Calvinismus bekannte. Und was noch kein deutscher Fürst gewagt hatte, das that er: ausdrücklich erklärte er auf die Einführung seines persönlichen Bekenntnisses in seinen lutherischen Landen verzichten zu wollen (5. Februar 1615). Den großen Grundsatz der Glaubensfreiheit, der allein imstande war, dem vielgespaltenen deutschen Volke den religiösen Frieden zu geben, verwirklichte zuerst ein Hohenzoller, im Widerspruch mit der hartlutherischen Gesinnung seiner Unterthanen, die sich in unruhigen Bewegungen zu Berlin und anderen Orten äußerte. 1613. 1615.

Die Teilung der clevischen Lande. Doch der Kampf, der nun zwischen den Bewerbern um die clevische Erbschaft zu entbrennen drohte, kam auch jetzt nicht, weil innere Zerrüttung Frankreich, finanzielle Erschöpfung Spanien und natürliche Schwäche die Union lähmte; bereits 1611 hatte sie sich deshalb für neutral erklärt. So besetzten zwar die Niederländer im brandenburgischen Interesse Jülich, Erzherzog Albrecht nahm Wesel für die Neuburger ein, aber vor einem allgemeinen Zusammenstoße schreckten alle zurück, vielmehr verständigten sich Pfalz und Brandenburg am 14. November 1614 in Xanten über eine vorläufige Teilung der Verwaltung unter Vorbehalt ihrer beiderseitigen Rechte. Den historischen Verhältnissen entsprechend (s. S. 657) übernahm die Pfalz Jülich und Berg, Brandenburg erhielt Cleve, Mark und Ravensberg. Jene Regierung hat dann trotz des Versprechens von 1609 die Katholisierung ihrer Gebiete in Angriff genommen und sie der bischöflichen Gewalt Kölns in einem Konkordat von 1621 wieder unterworfen, die Hohenzollern behaupteten auch hier ihren Grundsatz der Glaubensfreiheit und bereiteten damals die zukünftige Rolle ihres Staates auch dadurch vor, daß sie fast gleichzeitig im äußersten Osten und Westen Norddeutschlands, am Pregel und am Niederrhein, ihr Banner aufpflanzten. 1614.

Die nächsten Jahrzehnte freilich konnten die damit gelegten Keime nicht entwickeln, denn der entsetzliche Krieg, der am Niederrheine noch vermieden worden war, lohte in den habsburgischen Landen empor.

Österreichische Verhältnisse. Diese Lande waren seit Ferdinands I. Tode 1564 so geteilt, daß die ältere Linie, vertreten durch Maximilian II. und

dessen Erben Rudolf II., Österreich, die böhmischen Lande und das habsburgische Ungarn, die jüngere, deren Stifter Erzherzog Karl war, Inner-Österreich beherrschte, Tirol im Namen des Gesamthauses von einem der Erzherzöge, erst von Ferdinand, dem Bruder Maximilians, dann von des letzteren jüngerem gleichnamigem Sohne, verwaltet wurde. Trotz dieser Trennung waren doch die Zustände überall ähnliche: in politischer Beziehung hatten die Stände, in kirchlicher die Protestanten das Übergewicht. Es sollte das Unglück des österreichischen Protestantismus werden, daß beide eng mit einander sich verbunden hatten, da die kirchliche Umgestaltung eben ein Werk dieser mächtigen Stände war und nur deshalb gelang, weil sie solche Macht besaßen. Denn wenn, wie es im Geiste der Zeit lag, die landesherrliche Gewalt sich erhob, so lag es ihr nahe, nicht nur die ständische Libertät, sondern auch den Protestantismus zu bekämpfen, in dem jene unzweifelhaft eine kräftige Stütze fand, und sich an die selbst streng monarchisch organisierte katholische Kirche zu lehnen. Da die Organisation derselben im Lande nicht zerstört war und andrerseits die staatsrechtliche Existenz der Protestanten nur auf persönlichen Zugeständnissen der Herrscher, nicht auf Akten der Gesetzgebung beruhte, auch im Religionsfrieden keine Begründung fand, so boten sich den Habsburgern genug Handhaben. Die höchst ungenügend durchgeführten kirchlichen Ordnungen der Protestanten, ihre inneren Lehrstreitigkeiten, die Selbstsucht ihres Adels, hier und da auch die Erschöpfung des Volkes infolge der unaufhörlichen Türkenkriege begünstigten dies Beginnen noch mehr. Bis z. J. 1604 war diese monarchisch-katholische Politik im Vordringen, seitdem begann eine rasch anschwellende protestantisch-ständische Bewegung, welche ihr außerhalb Innerösterreichs alle Erfolge entriß und schließlich zum Ausbruch des dreißigjährigen Krieges führte.

Die römische Reaktion in Inner-Österreich. In Inner-Österreich war unter Erzherzog Karl die katholische Reaktion nicht über einzelne Ansätze hinausgekommen. Eifrig arbeitete seit 1585 der Bischof von Lavant in Kärnten, der streitbare Georg Stobäus, ein geborener Ostpreuße, aber Zögling des Collegium germanicum in Rom, an der Säuberung und Heranbildung seiner Geistlichkeit. Weitaus der wichtigste Schritt in dieser Richtung war die Gründung der Universität Graz am 14. April 1586, welche die Jesuiten beherrschten, und das Verbot, auswärtige Hochschulen zu besuchen (Januar 1587); dagegen erreichten die durchs Land entsandten „Glaubenskommissionen" wenig, ja der neu ernannte streng römische Abt von Admont mußte vor seinen erbitterten Bauern flüchten, und Tumulte in Graz bedrohten den päpstlichen Nuntius
1590. Malaspina. Unter solchen Eindrücken starb Karl am 10. Juli 1590. Auch die vormundschaftliche Regierung für seinen jungen Sohn Ferdinand (II.) erlangte die Huldigung der Stände nur gegen Zusicherung der Glaubensfreiheit in allen drei Landen im März 1592, und neue Rücksichten zwang der Türkenkrieg auf, der im August 1593 wieder ausbrach.

Erst als Ferdinand (geb. 1578), der seine Bildung auf der Jesuitenuniversität Ingolstadt erhalten und hier mit seinem gleichgesinnten Vetter Maximilian von

Bayern enge Freundschaft geschlossen hatte, im Juli 1596 selbständig die Regierung 1596.
übernahm, begann die Reaktion, die ihm als eine Gewissenspflicht erschien. Schon bei der Huldigung verweigerte er die Zusicherung der Glaubensfreiheit, dann erhob er den Bischof Georg Stobäus zu seinem Statthalter, und auf einer Reise nach Italien 1598, wo er auch den berühmten Wallfahrtsort Maria Loretto andächtig besuchte und in Ferrara mit Clemens VIII. zusammentraf, stärkte er sich zu seinem frommen Werke. Schon im September desselben Jahres folgten rasch 1598.
hintereinander die verhängnisvollen Dekrete, welche den innerösterreichischen Protestantismus ins Leben trafen. Der evangelische Gottesdienst wurde in allen landesfürstlichen Orten unterdrückt, die evangelische Stiftsschule in Graz und alle protestantischen Schulen überhaupt aufgehoben, die Geistlichen und Lehrer, unter ihnen auch Johann Kepler, des Landes verwiesen, die Bürger vor die Wahl zwischen Übertritt oder Auswanderung gestellt, die Erwerbung des städtischen Bürgerrechtes an das katholische Bekenntnis geknüpft. Im widerstrebenden Graz führte der Erzherzog zu Ende Juli 1600 seine Maßregeln persönlich durch, im 1600.
Lande sorgten dafür seine „Reformationskommissionen". Was noch zu thun übrig blieb, nahmen Jesuiten und Kapuziner auf sich. Der Adel, den alle diese Schläge noch nicht unmittelbar trafen, brachte es über ohnmächtige Proteste oder ebenso fruchtlose Hilfegesuche bei evangelischen Reichsfürsten nicht hinaus; einen Aufstand zu wagen, hinderte ihn ebensowohl die Furcht vor türkischer Einmischung als die Unmöglichkeit, sich auf das hartgedrückte Landvolk zu stützen. So wurde äußerlich Inner-Österreich binnen wenigen Jahren wieder katholisch.

Reaktion in Nieder- und Ober-Österreich. In Nieder-Österreich eröffnete der Statthalter Rudolfs II., Erzherzog Ernst († 1595), i. J. 1578 die Reaktion mit dem Verbote an die Bürger der landesherrlichen Städte, den evangelischen Gottesdienst zu besuchen und mit der Ausschließung der Protestanten vom Bürgerrecht. Dann begann der eifrige Melchior Klesl (geb. 1552), ein Zögling der Wiener und Ingolstädter Jesuiten, 1580 Offizial, 1581 Generalvikar des Bischofs von Passau für Nieder-Österreich, 1588 auch Bischof von Wiener-Neustadt, die Wiederherstellung der tief verfallenen katholischen Kirche seines Sprengels und seines Kollaturbereiches, in dem er von 900 Geistlichen nur noch fünf als eifrige Katholiken erfand; überall setzte er zuverlässige, womöglich in Wien oder Passau gebildete Männer ein, brachte solche namentlich auch an die Spitze der zerrütteten Klöster. Im Februar 1590 zum „Direktor der Religionsreformation" bestellt, beseitigte er allmählich den evangelischen Gottesdienst in den fürstlichen Städten und Märkten und erreichte die Katholisierung der Stadträte, obwohl Wien, Krems und Stein sehr lange widerstanden. Er gab dann weiter, als Erzherzog Matthias 1595 die Statthalterschaft übernommen, gestützt auf ein Dekret von 1596, den geistlichen Patronen die ihnen von den weltlichen Grundherren entzogenen Pfarren zurück. Doch selbst an der Universität Wien erlangten erst 1610 die Jesuiten beherrschenden Einfluß. Ähnlich ging es in Ober-Österreich, wo ebenfalls das Edikt von 1596 durchgeführt wurde, die Jesuiten aber erst 1600 in Linz einzogen und 1608 hier eine Schule gründeten. Damit war

der Protestantismus wesentlich auf das Gebiet des evangelischen Adels zurückgedrängt. Doch von einem durchschlagenden Erfolge konnte noch keineswegs die Rede sein. Von 1594 bis 1597 tobten oberhalb und unterhalb der Enns sogar gefährliche Bauernaufstände, teils durch gutsherrliche Bedrückungen, teils durch die kirchliche Reaktion hervorgerufen; i. J. 1603 verbanden sich die Stände beider Lande unter Erasmus von Tschernembl zur Wahrung ihrer Rechte, riefen 1603 sogar die Hilfe der evangelischen Reichsfürsten an und erklärten 1604 dem Kaiser rund heraus, sie könnten sich „ehren- und gewissenshalber“ nicht fügen. Da nun andrerseits auch die katholischen Stände 1605 sich vereinigten und Klesl zur förmlichen Aufhebung der Zusicherung von 1571 drängte, so trieben in Österreich die Dinge immer mehr einer gewaltsamen Entscheidung zu.

Die Reaktion in Böhmen und Mähren. In Böhmen und Mähren standen die Verhältnisse für die Evangelischen insofern ungünstiger, als sie hier in die drei Parteien der Lutheraner, der Utraquisten und der böhmisch-mährischen Brüder zerfielen und der Gegensatz zwischen dem Adel und den Städten ein ziemlich schroffer war, andrerseits behauptete hier mindestens der Utraquismus eine rechtlich unangreifbare Stellung. Daher suchte hier der kaiserliche Hof und die römische Kirche, die Jesuiten voran, den Adel mehr durch Gunsterweisungen und Erziehungskünste zu gewinnen, so daß insbesondere die jüngere Generation vielfach dem Protestantismus absagte; in Mähren verfocht namentlich der Kardinal Franz von Dietrichstein, seit 1599 Bischof von Olmütz, ein Zögling des Collegium germanicum in Rom, mit feuriger Beredsamkeit und begeisterter Hingebung, besonders unter seinen Standesgenossen, die Sache seiner Kirche. Härter verfuhr man gegen die Städte. Gemäß einem Gesetze König Wladislaws v. J. 1508, das alle nicht dem katholischen oder utraquistischen Bekenntnisse anhängenden mit dem Tode bedrohte, erhielten 1603 die königlichen Städte die Weisung, hinfort nur Angehörige dieser beiden Konfessionen in den Rat aufzunehmen und auch nur Geistliche dieser Gemeinschaften zu dulden. In Brünn, Olmütz und Znaim wurden dann die Protestanten wirklich aus dem Rate verdrängt, der evangelische Gottesdienst unterdrückt. Den mährischen Adel hatte schon 1602 die Verdrängung der Protestanten aus dem „Landrecht“ (s. S. 478 A.) schwer getroffen und die ganze Verwaltung geriet bald in zunehmende Verwirrung, da es unter den nicht sehr zahlreichen Katholiken an geeigneten Persönlichkeiten fehlte. An die Spitze dieser Mißvergnügten trat Karl von Zierotin, von jeher das Haupt der ständisch-protestantischen Partei.

Der Türkenkrieg. So lagerte sich um das Jahr 1604 Gewitterschwüle über Rudolfs II. deutsch-slawische Lande. Doch nicht hier, sondern in Ungarn brach der Sturm zuerst los. Hier war die Lage wegen der niemals beseitigten Türkengefahr besonders schwierig, denn niemals ganz unterbrochen war der kleine Krieg an der „Grenze“, welche seit 1537 zum Schutze Inner-Österreichs, Kroatiens und Süd-Ungarns mit serbischen Flüchtlingen (Uskoken) besiedelt und militärisch organisiert worden war. Aus den gegenseitigen Raubzügen entwickelte
1593 sich nun im August 1593 wieder ein größerer Krieg. Da die Einnahmen des

Kaisers aus seinen Erblanden, jährlich wenig über 3 Millionen Gulden, zu solchen Unternehmungen nicht entfernt ausreichten, so hätte er den Krieg ohne die Unterstützung des Reiches, der benachbarten Reichskreise, der italienischen Reichslehen, des Papstes und Spaniens gar nicht führen können, zumal bei der Unzuverlässigkeit der magyarischen Aufgebote deutsche Soldtruppen unter italienischen Oberoffizieren die Hauptarbeit thun mußten. Zum Glück beschränkten sich auch die Türken im wesentlichen auf den Festungskrieg, so daß die Kaiserlichen im ganzen sich behaupteten. 1593 siegten die letzteren bei Stuhlweißenburg, verloren 1594 zwar Raab, eroberten aber 1595 dafür das wichtige Gran. Empfindlich dagegen traf sie der Verlust von Erlau 1596, Waitzen 1597, Kanischa 1600, Stuhlweißenburg 1602. Besser gelang es dem kaiserlichen Oberfeldherrn Georg Basta in Siebenbürgen. Nach wilden Parteikämpfen zwischen ehrgeizigen Machthabern und fremden Prätendenten, in deren Stürmen die mannhaften Siebenbürger Sachsen unter ihrem Grafen Albert Huet (1578—1607) ungebrochen ihr Deutschtum und ihr lutherisches Bekenntnis behaupteten, ließ sich endlich Sigismund Bathory (1581—1602) gegen Einräumung der schlesischen Herzogtümer Oppeln und Ratibor zum Verzicht auf Siebenbürgen bewegen, das nun unter die unmittelbare Herrschaft der Habsburger trat. Gehoben durch solche Erfolge faßte der kaiserliche Hof den Plan, in Ungarn und Siebenbürgen gleichzeitig die evangelische Kirche zu zerstören und die allerdings mit jeder straffen Staatsordnung unverträgliche Libertät des magyarischen Adels zu brechen.

Der ungarische Aufstand. Aber dieser Versuch, der im Januar 1604 1604.
mit der Wegnahme der prächtigen Elisabethkirche im deutschen Kaschau begonnen wurde, führte schon im Herbst desselben Jahres einen entschlossenen Aufstand des oberungarischen Adels unter Stephan Bocskaj herbei. Im Frühjahr 1605 1605.
war Siebenbürgen und fast das ganze habsburgische Ungarn, die deutsch-lutherischen Städte mit eingeschlossen, in seinen Händen, seine wilden Scharen fluteten verheerend nach Mähren, Österreich und Steiermark herein, die Türken nahmen im Oktober 1605 das feste Gran und im November empfing Stephan Bocskaj zu Ofen die türkische Belehnung für Siebenbürgen und Ober-Ungarn. Angesichts dieser verhängnisvollen Wendung nötigten die Erzherzöge den unfähigen Kaiser, sie mit Friedensverhandlungen zu beauftragen. Zuerst schloß Erzherzog Matthias mit den Ungarn in Wien den Frieden (29. Juni 1606). Er erkannte Bocskaj 1606.
auf Lebenszeit als Fürsten von Ostungarn und Siebenbürgen an und gewährte den Ungarn Glaubensfreiheit für alle Bekenntnisse, Ausweisung der Jesuiten, Herausgabe der weggenommenen Güter und Besetzung der Ämter mit geborenen Ungarn. Der Friede mit den Türken, am 11. November 1606 auf 20 Jahre zu Szitvatorok bei Komorn geschlossen, ließ sie im Besitz aller ihrer Eroberungen, wogegen der Sultan zum erstenmale dem Kaiser diesen Titel gab und gegen eine einmalige Zahlung von 200,000 Dukaten auf den bisherigen Jahrestribut vom habsburgischen Ungarn verzichtete.

Die ständisch-protestantische Bewegung gegen Rudolf II. Die Rückwirkung dieses Sieges der ständisch-protestantischen Sache in Ungarn auf

die ähnlichen Verhältnisse der deutsch-slawischen Lande Rudolfs II. war um so stärker, als sie hier durch eine Spaltung im Hause Habsburg unterstützt wurde. Denn da Rudolf trotz fortgesetzter Bemühungen unvermählt geblieben war und zugleich seine krankhafte Geistesrichtung seit 1598 zeitweise in Verfolgungswahnsinn ausartete, so war sein langjähriger Minister Wolfgang Rumpf schon im September 1600 zurückgetreten und der Monarch, immer unzugänglicher und menschenscheuer, völlig in die Hände untergeordneter Personen geraten, es wurde also die Ordnung der Nachfolge und der Geschäftsleitung zu einer brennenden Frage von allgemeiner Bedeutung. Aber je länger darüber von den Erzherzögen, Spanien, den Reichsfürsten mit dem Kaiser verhandelt wurde, desto deutlicher trat einerseits die Unmöglichkeit, sich mit ihm darüber zu verständigen, andrerseits seine Unfähigkeit, die Regierung weiter zu führen, hervor. Auch diese Verwickelung drängte also zu einer gewaltsamen Lösung.

Nachdem Matthias von den Erzherzögen im April 1606 förmlich als Haupt des Hauses anerkannt worden war, suchte er einen Rückhalt an den Ständen. Gereizt durch die unzweifelhafte Absicht des Kaisers, ihre kaum gewonnenen Frei-
1608. heiten zu vernichten, verbündeten sich im Januar 1608 zu Preßburg die ungarischen Stände mit Matthias, um den Wiener Frieden zu behaupten und sich gegenseitig beizustehen. Diesem Bündnis traten zunächst die österreichischen Stände, im April auch die mährischen bei. Gleich danach rückte der Erzherzog mit 20,000 Mann bis vor Prag und zwang so den wehrlosen Kaiser am 25. Juni, ihm Ungarn, Mähren, Ober- und Nieder-Österreich förmlich abzutreten. Aber er mußte diesen Beistand der Stände mit den weitestgehenden Zugeständnissen bezahlen, hatten sich doch noch im Juni die vier Lande zur Wahrung ihrer Rechte durch den Vertrag von Stjerbohol fest zusammengeschlossen. Im August wiederholte er den Mährern auf dem Brünner Huldigungslandtage das Zugeständnis Maximilians II. v. J. 1575, in Preßburg bewilligte er den Ungarn in seiner Wahlkapitulation volle Glaubensfreiheit (Ende 1608); den Österreichern, die von Ungarn und Mährern wie von einer Gesandtschaft der Union nachdrücklich unterstützt wurden, gewährte er zunächst im März 1609 das Versprechen Maximilians II. vom Jahre 1571, im Februar 1610 verbürgte er auch den Städten die Glaubensfreiheit und erkannte sie als vierten Stand neben Prälaten, Herren und Rittern an.

Der Majestätsbrief. Was die vier Lande durch offenen Aufstand errungen hatten, das konnte Rudolf II. der freilich unsicheren Treue der Böhmen nicht ohne die schwersten Gefahren verweigern, denn schon waren die böhmischen Stände dabei, eine provisorische Regierung zu bilden und sich mit Schlesien und Mähren zu verbinden. So bewilligte der Kaiser trotz des Widerstrebens seiner katholischen Räte Martiniz, Slawata und Lobkowiz wie des spanischen Gesandten unter Vermittelung Kursachsens den böhmischen Ständen am 9. Juli 1609 den berühmten „Majestätsbrief". Alle Anhänger des Abendmahlsritus unter beiderlei Gestalt erhielten volle Religionsfreiheit, die drei oberen Stände, Herren, Ritter und königliche Städte, das Recht, auf ihren Gütern Kirchen und Schulen zu er-

richten. Das utraquistische Konsistorium und die Universität in Prag gingen an die Stände über, 24 Defensoren hatten über die Ausführung dieser Bestimmungen zu wachen. Ein nachträglicher „Vergleich" zwischen den katholischen und evangelischen Ständen dehnte das Recht des Kirchenbaues auch auf die „königlichen Güter" aus und verbürgte beiden Parteien ihren dermaligen kirchlichen Besitzstand. Weiter vereinigten sich die Lutheraner, um sich die Wohlthaten des Majestätsbriefes, der von ihrer Konfession gar nicht ausdrücklich sprach, unter allen Umständen zu sichern, mit den Utraquisten zu einem gemeinsamen Glaubensbekenntnis. Am 20. August desselben Jahres erhielt auch Schlesien seinen „Majestätsbrief", der Lutheranern und Katholiken völlig gleiche Rechte einräumte, mit den Ständen der Ober-Lausitz wurde über einen solchen verhandelt. Nur die Inner-Österreicher vermochten trotz angestrengter Bemühungen an diesem glänzenden Siege der ständisch-protestantischen Sache keinen Anteil zu gewinnen.

Der Sturz Rudolfs II. Eine persönliche Zusammenkunft der Erzherzöge mit dem tief erbitterten Kaiser in Prag, an der auch die Kurfürsten sich beteiligten, sollte den Spalt im Hause Habsburg schließen (April 1610). Doch Rudolf II. 1610.
hatte dem verhaßten Bruder Matthias keineswegs verziehen, sondern dachte alle seine Zugeständnisse zu widerrufen und insbesondere die Nachfolge in Böhmen seinem jungen, unternehmungslustigen, streitbaren Vetter, einem Sohne Karls von Steiermark, dem Erzherzog Leopold (geb. 1586), damals Bischof von Passau und Straßburg, zuzuwenden, weshalb dieser auch die im clevischen Kriege von ihm verwendeten Truppen, die berüchtigten „Passauer", zusammenhielt, allerdings ohne sie zu bezahlen. Deshalb brachen im December 1609 diese zügellosen Banden, etwa 12,000 Mann, eigenmächtig durch Ober-Österreich nach Böhmen ein und besetzten unter blutigen Gefechten den Hradschin und die Kleinseite Prag (14. Februar 1611). Dadurch unmittelbar bedroht, rüsteten die böhmischen Stände 1611.
zu bewaffneter Erhebung und riefen den Erzherzog Matthias herbei. Umsonst brachte jetzt der geängstete Kaiser durch Zahlung des rückständigen Soldes die Passauer zum Abzuge, es war zu spät. Schon am 24. März stand Matthias mit Heeresmacht vor Prag und vereinigte sich mit den Truppen der böhmischen Stände. Verlassen von allen, unterzeichnete Rudolf II. den Verzicht auf die Krone Böhmens, dann aber — so wird erzählt — zerbiß er wütend die Feder und von seinem Hradschin hinunterschauend auf das wunderbare, stolze Stadtbild zu seinen Füßen, sprach er einen schweren Fluch über Prag und Böhmen aus; dann zog er sich in die entlegensten Gemächer zurück, um das Jubelgeschrei und das Trompetengeschmetter nicht zu hören, welche die Krönung des verhaßten Bruders begrüßten (23. Mai 1611).

Jetzt, als Rudolf nichts mehr besaß als den leeren Kaisertitel, erwachte in dem tiefgekränkten Manne die Thatkraft rachsüchtiger Verzweiflung. Er dachte daran, sich auf die Union zu stützen und in eine Reichsstadt abzureisen, da riß ihn ein wohlthätiger Tod aus allen Entwürfen (20. Januar 1612) und eröffnete 1612.
für Matthias die Nachfolge auch im Kaisertume.

Matthias Kaiser. Der Wahl des Matthias wollten auch Pfalz und Brandenburg ihre Zustimmung geben, doch nur unter der Bedingung, daß zuvor die Beschwerden über Donauwörth und über die Reichsjustizpflege erledigt wurden. Da jedoch die katholischen Kurfürsten diese Erledigung eben nicht wollten
1612. und Sachsen wieder auf ihre Seite trat, so wurde Matthias am 13. Juni 1612 einstimmig und bedingungslos zum Kaiser gewählt.

Die letzten Ausgleichsversuche. Ein schlechthin unfähiger, aller Einsicht und Thatkraft ermangelnder, dazu fast mittelloser Fürst war damit in einem Augenblicke an die Spitze gestellt, in welchem die Lage im Reiche wie in den habsburgischen Landen sich immer schärfer spannte. Dort waren alle Organe durch den Zwiespalt der kirchlichen Parteien gelähmt, hier standen zwei protestantisch-ständische Bündnisse, das böhmisch-schlesische und das mährisch-österreichisch-ungarische, nebeneinander und auf dem Punkte, sich zur Behauptung ihrer Rechte zusammenzuschließen, also die habsburgischen Lande in einen aristokratischen Staatenbund zu verwandeln, wie ihn Karl von Zierotin plante. Den letzten Versuch, aus diesen Schwierigkeiten herauszuführen, unternahm Klesl, jetzt Direktor des Geheimen Rates. Im Reiche wollte er den Protestanten Zugeständnisse machen, in Österreich die monarchisch-katholische Ordnung vorsichtig wiederherstellen und hier wie dort die Parteien in einem großen Türkenkriege zur Wiedergewinnung Siebenbürgens vereinigen, wo zwar der wüste Gabriel Bathory im December 1612 die Oberhoheit des Kaisers anerkannte, sein Nebenbuhler, der hochstrebende eifrig calvinische Gabriel Bethlen, jedoch den größeren Anhang hatte. Klesl war insbesondere bereit, den Administratoren den Besitz ihrer Stiftslande zuzugestehen und die Acht über Donauwörth aufzuheben. In dieser Absicht bewog er den Kaiser dazu, seinen ersten und letzten Reichstag nach Regensburg zu berufen. Doch noch vor demselben, im März 1613, beschloß die Liga, ihren Standpunkt selbst auf die Gefahr eines Krieges hin zu behaupten, und wieder die Unier-
1613. ten, seit April 1612 mit England, seit Mai 1613 auch mit den Niederlanden verbündet, verpflichteten sich in Rotenburg, vor Erledigung der Religionsbeschwerden in keine Beratung einzutreten. Als nun die katholische Mehrheit, zu der auch jetzt wieder Sachsen sich hielt, die Beratungen trotzdem begann, verließen die unierten Stände Regensburg; der Reichstag war gesprengt. Zugleich gab der Kaiser seine wenigstens formell noch neutrale Stellung im Reiche auf, indem er der Liga beitrat, und damit allerdings einen Sieg über Bayern erfocht, denn fortan zerfiel der Bund in drei Kreise, den bayerischen, rheinischen und österreichischen, und stand unter einem dreiköpfigen Direktorium. Auch die weiteren Ausgleichspläne, erst der Union, die neue Verhandlungen zwischen den Parteien vorschlug, dann Klesls, welcher dem Kurfürsten und dem Kaiser allein diese Verhandlungen übertragen wissen wollte, fanden kein Gehör mehr; der Vermittler verscherzte sich nur das Vertrauen beider Parteien.

Ebenso scheiterten seine österreichischen Pläne. Der glänzende Ausschußlandtag
1614. aller habsburgischen Lande in Linz im August 1614 verwarf seinen Vorschlag,
1615. den Türkenkrieg zu beginnen, so daß schließlich der Kaiser im Mai 1615 Gabriel

Bethlen als Fürsten von Siebenbürgen anerkannte und am 1. December den Frieden mit den Türken erneuerte. Andrerseits kam auch die geplante gesamtösterreichische ständische Konföderation nicht zustande, die Gegensätze spitzten sich also auch hier immer mehr zu. Da dachten die Böhmen und Österreicher daran, nach dem Tode des Matthias einem deutschen Fürsten die Herrschaft ihrer Länder zu übertragen, und ebenso glaubte die Pfalz dann den Augenblick gekommen, um den Habsburgern die Kaiserkrone zu entreißen.

Ferdinands Nachfolge in Österreich. Angesichts dieser drohenden Gefahren griffen die streng katholischen Erzherzöge, Ferdinand von Steiermark und Maximilian von Tirol, entscheidend ein, um die Nachfolge zu ordnen, ehe noch Matthias starb, und sie wurden dabei von Spanien um so entschiedener unterstützt, als Philipp III., der Enkel Maximilians II., durch dessen Tochter Anna unzweifelhaft ein näheres Erbrecht auf die böhmisch-österreichischen Lande hatte wie Ferdinand, der Neffe dieses Kaisers. Indem nun Spanien im Vertrage von Graz am 21. Juni 1617 dies Anrecht gegen Abtretung des österreichischen Ober- 1617. Elsaß, des Sundgaues, und das Versprechen, ihm alle erledigten Reichslehen in Italien zu übertragen, aufgab, schlossen sich die Interessen beider Linien des Hauses Habsburg wieder aufs engste zusammen, zum Fluche für Deutschland. Nun nahmen auch, obwohl widerstrebend, zuerst die Böhmen den Erzherzog **Ferdinand** als König an (Juni 1617), dann die Ungarn im Mai 1618. Es war der erste bedeutende Erfolg der monarchisch-katholischen Politik in Österreich seit 1604. Doch er trieb die Dinge zum Bruch.

Die europäische Lage. Überall in Europa waren in diesem Augenblicke die Gegensätze scharf gespannt. Im **Westen**, wo mit d. J. 1621 der Waffenstillstand zwischen **Spanien** und den **Niederlanden** zu Ende gehen mußte, rüsteten sich beide Gegner zum letzten Entscheidungskampfe, und da Spanien die Seeverbindung nicht mehr wie früher beherrschte, so lag ihm alles daran, von der burgundischen Freigrafschaft (Franchecomté) und von Mailand her die Rheinstraße möglichst in seine Hände zu bekommen, seinen Einfluß auf Westdeutschland also, auf das es ohnehin von Belgien und von der Freigrafschaft aus einen starken Druck ausübte, in ähnlicher Weise wie später Frankreich dauernd zu begründen. So wagte es, mit Österreich aufs engste verbunden, fast wie in Karls V. Tagen, noch einmal den Anlauf, seine Vorherrschaft in Europa aufzurichten und den Traum des katholischen Weltreichs zu verwirklichen. Diese Lage mußte über kurz oder lang **Frankreich**, so schwer es seit dem Tode Heinrichs IV. an inneren Wirren krankte, wie **England**, das freilich unter Jakob I. seine altüberlieferte antispanische Politik zunächst verlassen hatte, unter Waffen rufen, um die Staatenfreiheit zu behaupten. Ähnlich standen die Dinge im **Osten**. Seit hier mit Johann Sigismund III. 1587 in **Polen** der ältere katholische Zweig des Hauses Wasa zur Regierung gelangt war und unter jesuitischer Leitung die schon von

Stephan Bathory begonnene katholische Reaktion durchgesetzt hatte, mit besonderer Schonungslosigkeit im deutsch-protestantischen Livland, dem Vertrage von 1561 zum Trotz, war Polen das Spanien des Ostens geworden. Wie seitdem der polnische Adel mit dem dreifachen Stolze des Polen, des Edelmanns und des Katholiken den gedrückten deutsch-lutherischen Stadtgemeinden gegenüberstand, so sah er in Schweden, dessen politische und kirchliche Selbständigkeit gegenüber den katholisierenden Unionsplänen Johann Sigismunds der jüngere Zweig des Hauses Wasa (seit Karl IX., 1591—1611) zu sichern strebte, in politischer, kirchlicher und dynastischer Beziehung seinen ärgsten Feind, andrerseits suchte er seinen Einfluß und die Herrschaft der römischen Kirche über das schismatische Rußland auszudehnen. Die Thronbesteigung der Romanows 1613 hatte zunächst diese Pläne vereitelt, dann war in den Kämpfen des Ostens überhaupt eine Pause eingetreten. Der Friede von Stolbowa am 27. Februar 1617 gab den Schweden den Besitz von Ingermanland und Karelien, also die volle Herrschaft über den finnischen Meerbusen, und der schwedisch-polnische Stillstand vom 10. December 1618 sicherte ihnen ihre ersten Eroberungen in Livland. Immer gewaltiger strebte so Schweden zur herrschenden Stellung an der Ostsee, zum dominium maris baltici, empor, geriet aber dadurch allerdings auch in Gegensatz zu Dänemark, das an sich immer noch die erste Macht des Nordens war.

In diesem großen Zusammenhange der Dinge begann in Deutschland der Entscheidungskampf, und eben deshalb wurde er zum europäischen Kriege, zum ersten in der Geschichte. Das entdeutschte Kaisertum der Habsburger trat im Bunde mit Spanien und im Einvernehmen mit Polen der reichsfürstlichen und ständischen Libertät, der restaurierte römische Katholicismus dem Protestantismus gegenüber. Ob das deutsche Volkstum in seiner politischen und geistigen Selbständigkeit sich behaupten, oder ob es sie verlieren und damit untergehen werde, das stand in Frage.

Nur scheinbar war die protestantische Libertät in den habsburgischen Landen zunächst im Angriff, sie kam damit nur den Gegnern zuvor, und die evangelischen Reichsfürsten vollends haben, die Pfalz ausgenommen, den Krieg vielmehr ängstlich vermieden, als gesucht. Denn der große Krieg traf ein schon materiell herabgekommenes, in allen seinen Ständen verschuldetes Volk, eine schwache, widerstandsunfähige Staatsordnung, insbesondere bei den Protestanten, eine durch ständische Gegensätze zerrissene, in kleinlichen Verhältnissen verkümmerte Gesellschaft. Daher — und das unterscheidet diesen deutschen Krieg von den vorausgegangenen Religionskriegen in Westeuropa — fehlte es den deutschen Protestanten an jedem Schwunge thatkräftiger Begeisterung und an jeder großen führenden Persönlichkeit; fast nur den Mut des Duldens haben sie bewiesen, nicht den Mut der That, und ein Fremder ist ihr größter Held geworden.

Das Heerwesen. Deshalb wurde dieser Krieg nicht ein Krieg des Volkes, sondern der Fürsten und vor allem der Söldnergenerale. Von ihnen und von der Beschaffenheit ihrer Heere hingen Gang, Art und Dauer des Kampfes noch weit mehr ab, als von den politischen Mächten. Da die ständisch verwalteten

Staaten weder ein stehendes Heer noch vollends eine wirkliche Volksbewaffnung ertrugen, so herrschte immer noch das Söldnertum; doch der alte National- und Standesstolz der „frommen Landsknechte" war in demselben Maße geschwunden, wie sich die Nation in kirchliche Parteien und fürstliche Territorien zersetzt hatte. Was damals unter den Fahnen sich sammelte, das war auf beiden Seiten in der That „der Auswurf aller Lande", bewaffnete Haufen ohne Vaterland und oft genug ohne Religion, die bei den meisten ein wüster Aberglaube ersetzen mußte, gemischt aus allen Völkern und Konfessionen, zusammengehalten viel mehr durch die Aussicht auf Sold und Beute, als durch den Fahneneid, der für die meisten eine leere Formel war, oder gar durch die Anhänglichkeit an den Kriegsherrn, den sie fast niemals kannten. Und nicht besser waren die Führer. Denn sollte damals ein Heer aufgebracht werden, so geschah das entweder so, daß der Kriegsherr unmittelbar eine Anzahl Obersten durch Patente mit der Werbung einzelner Regimenter beauftragte, oder auch das ganze Geschäft einem „obersten Feldhauptmann" als dem Unternehmer übergab. Die Kosten bestritt der Kriegsherr, doch schossen auch oft der Feldhauptmann und seine Obersten das Hand- und Wartegeld aus ihren Mitteln vor. Dann wurde also das Ganze für sie zu einer Spekulation, einem Glücksspiel, so gut wie für die Masse des Heeres. So willig daher diese Soldaten und Offiziere einem bedeutenden Feldherrn zu Sieg und Beute folgten, so leicht löste sich das Band, sobald das Glück ihn verließ. Der Übertritt besiegter Truppen zu dem Sieger gehörte deshalb zu den gewöhnlichen Dingen. Bei Heeren, die durch keine höhere Idee begeistert, kaum durch ein sittliches Band zusammengehalten wurden, konnte die Kriegszucht nur durch die härtesten Strafen behauptet werden, und auch das nur, soweit es den Dienst betraf. Gegen die Bevölkerung galten die ärgsten Ausschreitungen für erlaubt, selbst in Freundesland. Jeder Durchmarsch glich deshalb einem verheerenden Orkane, der nur Trümmer zurückließ. Jemehr nun den Soldaten der Krieg zum Handwerk, zum Selbstzweck wurde, desto weniger war zu verhindern, daß sie ein wildes Hauswesen sich erlaubten und einen Nachwuchs erzeugten, der im wüsten Lagerleben noch schlimmer wurde, als die Väter. Das wieder vergrößerte den Troß ins Unendliche, auf das Doppelte und Dreifache der streitfähigen Mannschaft, und machte die Aufstellung von „Hurenweibeln" notwendig. Wie ein Heuschreckenschwarm fielen diese Banden von Weibern und Buben, für deren Verpflegung niemand sorgte, in Städte und Dörfer, sie verzehrten, was sie konnten, schleppten auf Wagen und Packtieren mit, was ihnen gefiel, und verdarben mutwillig, was sie nicht brauchten. Und was die Soldaten und ihr Troß im kleinen thaten, das thaten die Offiziere im großen.

Das riesige Anschwellen des Trosses machte in Verbindung mit der unsinnigen Vergeudung der Unterhaltsmittel und dem sehr hohen Solde große Heere unmöglich. Mehr als höchstens 40—50,000 Mann hat kein Feldherr damals zu großen Entscheidungen vereinigt. Er vermochte also auch weite Landschaften gar nicht zu beherrschen und verlor oft die Erfolge eines glänzenden Sieges im freien Felde an dem Widerstande einer befestigten Stadt, die er doch nicht unbezwungen

im Rücken lassen konnte, wenn er nicht seine Verbindungen gefährden wollte. Andrerseits war der Zusammenhang mit der Heimat nicht von so ausschlaggebender Bedeutung wie heute, weil jeder größere feste Platz, der Gelegenheit zu Verpflegung und Werbung bot, zur Sedes belli, zum „Sitze des Krieges", werden konnte; daher die große Bedeutung der Festungen in jener Zeit, daher aber auch die endlose Dauer des Krieges.

Diese Verhältnisse bestimmten auch die Stärke der einzelnen Waffengattungen. Die Schwierigkeiten der Verpflegung nötigten zur Aufstellung einer starken Reiterei, die anfangs den fünften, später den dritten Teil oder gar die Hälfte des Heeres ausmachte. Sie bestand aus Lanzenreitern, Kürassieren und Karabiniers.*) Unter dem Fußvolk bildeten die Pikeniere, wesentlich noch in der alten Landsknechtsausrüstung, die Hauptmasse; doch spielten neben ihnen die Arkebusiere und Musketiere, jene mit leichterem, diese mit schwererem Rohr, schon eine größere Rolle und wurden oft in besonderen Fähnlein formiert. Die Artillerie stand dagegen noch fast ganz auf dem alten Standpunkte. Das Fußregiment zählte etatmäßig 3000 Mann in zehn Kompagnien oder Fähnlein, das Reiterregiment 500—1000 Pferde in 5—10 Korneten (Schwadronen). Die Regimenter nannten sich nach ihren Obersten oder nach der Farbe ihrer Fahnen; als Erkennungszeichen der Parteien dienten, da Uniformen noch fehlten, die Feldbinden der Offiziere, welche bei den Kaiserlichen rot, bei den Sachsen schwarzgelb, bei den Schweden von grüner Farbe waren.

Die Aufstellung in der Schlacht war im wesentlichen noch die alte. Im Mitteltreffen standen die viereckigen Schlachthaufen der Pikeniere, die „spanischen Bataillone", durch Musketierabteilungen an den Ecken verstärkt, an den Flügeln die Reiterei, die Artillerie vor der Front des Mitteltreffens in „Batterie", so daß sie nur beim Beginne der Schlacht mitwirkte. Dann ging Reiterei gegen Reiterei, Fußvolk gegen Fußvolk vor, beide brachten mit der blanken Waffe die Entscheidung.

Der böhmische Aufstand. Der große Kampf begann in Böhmen mit der verschiedenen Auslegung jenes Vertrags über den Kirchenbau auf den königlichen Gütern. Während nämlich die Katholiken unter diesen nur die eigentlichen Krongüter verstanden, dehnten die Protestanten diesen Begriff nach altböhmischem Staatsrecht auch auf die geistlichen Güter aus, begannen deshalb den Bau von Kirchen in Braunau auf dem Boden der Abtei und in Klostergrab auf den Gütern von Ossegg. Die von Matthias eingesetzte überwiegend katholische Statthalterschaft verfügte schon 1614 die Schließung beider Kirchen, 1617 ihre Schleifung,

*) Die beiden ersten Gattungen trugen die alte Plattenrüstung, doch ohne den Schild, und statt der Beinschienen hohe Reiterstiefel, sie führten beide den schweren Pallasch und das Faustrohr, die ersteren daneben noch die lange Rennlanze. Die Karabiniers, nach ihrem leichten Feuergewehr genannt, trugen auch leichteren Harnisch. Die Dragoner waren auch zum Fußgefecht eingeübt und galten deshalb nicht als „Reiter" im engeren Sinne, wie auch die Kroaten, Stradioten und Husaren der Kaiserlichen weniger im Kampfe, als bei der Verfolgung und Plünderung Verwendung fanden.

doch widersetzten sich dieser Maßregel mit Erfolg die Bürger von Braunau. Weiter setzte die Statthalterschaft auf königlichen Gütern katholische Pfarrer an die Stelle evangelischer und suchte in den königlichen Städten den Rat zu katholisieren. Daher überreichten die Defensoren zusammen mit den evangelischen Landesbeamten und den Kreisdeputierten im März 1618 den Statthaltern eine 1618.
Beschwerdeschrift und wandten sich, als sie zurückgewiesen wurden, mit einer unmittelbaren Eingabe an den Kaiser, beriefen auch für den 21. Mai eine Protestantenversammlung nach Prag. Die Abweisung auch dieser Eingabe und das gleichzeitige Verbot der Versammlung steigerte die Erbitterung aufs höchste, verhinderte aber die Stände nicht, sich in Prag einzufinden. Hier gingen die Wogen der Empörung besonders hoch gegen zwei Mitglieder der Statthalterei, den Burggrafen von Karlstein Jaroslaw von Martiniz und den Oberstlandrichter Wilhelm von Slawata, in denen man mit Recht zwei übereifrige Katholiken, doch mit Unrecht die Urheber der letzten Maßregeln sah, der war in der That wohl Klesl. Übrigens hatte sich Martiniz noch den ganz persönlichen Haß des Grafen Matthias von Thurn zugezogen, der ihm 1617 das Karlsteiner Burggrafenamt hatte abtreten müssen. Daraufhin beschlossen die Herren, jene beiden als Verräter an ihrem Lande und Volke umzubringen, und stiegen mit diesem Entschlusse am Morgen des 23. Mai zum Hradschin hinauf. Nach heftiger Verhandlung in der Landstube, die bald in gereizten Wortwechsel überging, schritten sie zur That; „nach altböhmischer Sitte" stürzten sie die beiden verhaßten Männer und nach ihnen ihren Geheimschreiber Fabricius zum Fenster hinaus in den Burggraben, eine furchtbare Tiefe von 28 Ellen. Doch wie durch ein Wunder kamen sie alle mit geringen Verletzungen davon; Martiniz entrann gleich darauf nach München, Slawata, der am Kopfe verwundet worden, fand Zuflucht im Hause seines Amtsgenossen Diepold von Lobkowiz, Großprior des Malteserordens. Die Rache war mißlungen, aber der Weg der Empörung wurde entschlossen betreten. Eine provisorische Regierung von 30 Direktoren nahm die Gewalt in die Hände: sie wies schon am 2. Juni die Jesuiten aus und begann Verhandlungen mit den mährischen, schlesischen und ungarischen Ständen, sowie mit der Union. In Wien aber stürzten auf diese Nachricht die strengkatholischen Erzherzöge Maximilian und Ferdinand den bisherigen Träger der kaiserlichen Politik, den Kardinal Klesl, indem sie ihn am 30. Juli festnehmen und nach Schloß Ambras bei Innsbruck bringen ließen. Matthias wurde bei Seite geschoben und von Nachgiebigkeit gegen die Böhmen war keine Rede weiter.

Vielmehr eröffneten die Erzherzöge den Kampf, indem sie im August Söldnertruppen unter Boucquoy und Dampierre gegen Böhmen sandten. Diese besetzten Budweis und drangen von da aus weiter vor. Doch als Graf Ernst von Mansfeld (ein natürlicher Sohn des spanischen Statthalters von Luxemburg und als solcher katholisch) an der Spitze eines von der Pfalz gesandten Truppenkorps zu Hilfe kam und am 21. November nach siebenwöchentlicher Belagerung Pilsen erstürmte, wichen die Kaiserlichen, indem sie nur Budweis festhielten, nach Österreich zurück.

Ferdinand II. und die ständische Konföderation. Die Lage wurde
1619. noch verworrener, als am 20. März 1619 Kaiser Matthias starb. Denn während die aufständischen Böhmen dessen Königsrechte an sich gar nicht in Frage gestellt hatten, waren sie nicht geneigt, seinen rechtmäßigen Nachfolger, den Erzherzog Ferdinand, den Todfeind des Protestantismus, anzuerkennen. Zwar ein starrer Fanatiker nach Philipps II. Art war er nicht, vielmehr eine gutmütige, lebenslustige, leutselige Natur mit einem entschiedenen Hange zu Bequemlichkeit und Sorglosigkeit; aber er stand auch völlig unter der Herrschaft seines Beichtvaters, des Jesuiten Lamormaini (nicht Lamormain oder Lämmermann) und unter dem Einflusse seines Ministers, des Fürsten Ulrich von Eggenberg, den man geradezu als „unumschränkten Herrn des kaiserlichen Willens" bezeichnete. Zu beschränkt, um an der Berechtigung seines Standpunktes jemals zu zweifeln, hat Ferdinand in den schwierigsten Lagen unbeugsame Festigkeit und als Sieger erbarmungslose Härte bewiesen. Hat diese unsägliches Elend über die Unterworfenen gebracht, so hat jene unleugbar in der verhängnisvollsten Entscheidung die Zukunft seines Hauses gerettet.

Seine Lage schien fast hoffnungslos. Nicht nur Böhmen weigerte ihm den Gehorsam, sondern auch Ober- und Nieder-Österreich, die den Erzherzog Albrecht, den damaligen Herrn von Belgien, als ihren rechtmäßigen Landesherrn betrachteten, und in dem mißhandelten Inner-Österreich herrschte die gefährlichste Gärung. Wenn die protestantischen Stände nur mit einiger Entschlossenheit vorgingen, so war die Sache der Habsburger verloren. Zunächst schien es so. Im April 1619 rückte Graf Thurn in Mähren ein und riß den Brünner Landtag zum Bündnis mit sich fort. Er setzte dreißig Direktoren ein und wies die Jesuiten aus. Die schwachen kaiserlichen Abteilungen vor sich herdrängend, stand Thurn am 5. Juni vor Wien, um eine entscheidende Erklärung auch der hier versammelten niederösterreichischen Stände herbeizuführen. Doch diese begannen zaghaft und dreist zugleich Verhandlungen mit dem Erzherzog, dieser ließ sich indes nicht einschüchtern und gewann dank der Unentschlossenheit der Gegner Zeit, die katholische Bevölkerung zu bewaffnen. Da Thurn zu einer Belagerung der Stadt gar keine Mittel besaß, weil er ja auf den Anschluß gerechnet hatte, so zog er am 14. Juni wieder nach dem Norden ab. Denn hier hatte inzwischen Boucquoy am 10. Juni bei Netoliz gesiegt und das Land weit und breit verheert. Zu einer großen Entscheidung kam es indes auch hier nicht, denn die Verwaltung der böhmischen Direktoren suchte in Bestechlichkeit und Liederlichkeit ihres Gleichen und mußte zu den verzweifeltsten Mitteln, wie Einziehung des katholischen Kirchengutes, Plünderung der Klöster und Zwangsanleihen greifen, um ihre meuternden Söldner nur einigermaßen zu befriedigen. Zum Glück waren die Truppen Boucquoys nicht besser und Dampierre ertitt sogar gegen die Mährer eine empfindliche Schlappe. So gelangte der Generallandtag aller böhmischen Lande, der am 27. Juli in Prag sich versammelte, zu entscheidenden Beschlüssen. Die am 31. Juli beschworene „Konföderationsakte" löste den böhmischen Staat in fünf selbständige, nur durch die Person des Wahlkönigs und seine Kanzlei verbundene

Landschaften auf und stellte alle Bekenntnisse rechtlich gleich, versuchte also gleichzeitig die ständische Libertät im weitesten Umfange zu begründen und die kirchlichen Zustände auf der Basis der Glaubensfreiheit zu ordnen. Diesem Systeme schlossen sich jetzt auch die niederösterreichischen Stände an und auch im Lande ob der Enns hielt die ständische Partei das Heft in der Hand, doch offen von Ferdinand sich loszusagen wagte sie weder dort noch hier.

Die Kaiserwahl. Während ihm so daheim der Boden unter den Füßen wankte, eilte Ferdinand doch nach Frankfurt a. M. zur Kaiserwahl. Er hatte keinen Mitbewerber, denn Maximilian von Bayern hatte den wohlberechneten Antrag der Pfalz, sich als solchen aufstellen zu lassen, zurückgewiesen, weil er sehr wohl die Absicht der pfälzischen Staatsmänner durchschaute, ihn dadurch von Österreich zu trennen und so die römische Partei im Reiche zu spalten. Aber wenngleich dies mißlungen war, so wollte doch die Pfalz ihre Zustimmung zu der nun unvermeidlichen Wahl Ferdinands an die Bedingung knüpfen, daß er zuvor die Irrungen in Böhmen beilege, damit der dort entfachte Brand nicht auch das Reich ergreife, und wenn die evangelischen Kurfürsten zusammengestanden hätten, so wäre das wohl möglich gewesen. Doch Johann Georg I. von Sachsen (1611—1656) wies seinen Gesandten an, mit der Mehrheit zu stimmen, und so wurde am 16./26. August*) 1619 Ferdinand II. einstimmig zum Kaiser 1619.
gewählt. Es war die verhängnisvollste Wahl seit 1519.

Die böhmische Königswahl. Schon wenige Tage nachher lief die Nachricht ein, daß an demselben Tage derselbe Friedrich V. von der Pfalz, der soeben in Frankfurt seine Stimme für Ferdinand abgegeben hatte, zum König von Böhmen erwählt worden sei. Der Krieg auf Leben und Tod war damit dort den Habsburgern erklärt. Nahm Friedrich V. diese Krone an, dann entbrannte der Kampf auch im Reiche, und doch konnte er kaum anders als sie annehmen, denn nachdem die Dinge einmal so weit gediehen waren, durfte die Union Böhmen nicht sinken lassen, ohne sich selber das Urteil zu sprechen.

Eben als Haupt der Union und als Schwiegersohn Jakobs I. von Großbritannien, dessen schöne, stolze Tochter Elisabeth Friedrich V. 1613 heimgeführt, hatten ihn ja die Böhmen gewählt, nicht um seiner persönlichen Eigenschaften willen. Er war noch sehr jung (geb. 1596) und obwohl am Hofe des reformierten Herzogs von Bouillon zu Sedan sorgfältig in französischer Hofsitte und strengem Calvinismus erzogen, doch ohne Erfahrung und vor allem ohne Umsicht und Festigkeit, schwankend zwischen der Furcht vor dem Wagnis, das ihm jetzt zugemutet wurde, und dem Ehrgeiz es zu unternehmen. Auf der einen Seite mahnten Bayern und Sachsen dringend ab, auch der Unionstag von Rothenburg im September 1619 verhielt sich abweisend, und aus Jakob I. war weder Ablehnung noch Zustimmung herauszulocken; auf der anderen Seite drängten Christian von Anhalt und die meisten seiner Räte vorwärts. So nahm Friedrich die verhängnisvolle Krone an und verließ sein herrliches Heidelberger Schloß, aus dessen

*) Die erste Ziffer bezeichnet das Datum nach dem julianischen, die zweite nach dem gregorianischen Kalender (seit 1583).

Fenstern seine Mutter Luise Juliane von Oranien dem glänzenden Reiterzuge mit ahnungsvollen Thränen nachsah wie einem Trauerzuge. Am 21./31. Oktober zog Friedrich in Prag ein, am 5. November empfing er die Krone.

Erhebung Ungarns. Die Lage der Böhmen schien günstiger als je, denn auch das habsburgische Ungarn war im vollen Aufruhr. Bethlen Gabor hielt den Augenblick für gekommen, um zwischen der Türkei und der zusammenbrechenden Herrschaft der Habsburger ein großes Ungarnreich auf der Grundlage der Glaubensfreiheit und abendländischer Kultur aufzurichten und eröffnete im
1619. August 1619 den Kampf gegen Ferdinand. Anfang Oktober war ganz Ober-Ungarn in seinen Händen, er empfing in Tyrnau die Gesandten der Böhmen und schickte ihnen gegen Subsidien 8000 Reiter zu Hilfe, am 14. Oktober nahm er Preßburg mit der Stephanskrone, am 26. November stand er bei Schönbrunn dicht vor Wien, um sich mit Graf Thurn zu vereinigen, der mit 35,000 Mann heranzog. Der Stoß mißlang allerdings schließlich, denn die kaiserlichen Truppen wehrten den Böhmen den Übergang über die Donau und Bethlen wurde durch einen Einfall seines alten Nebenbuhlers Homonaj in Siebenbürgen abgerufen, aber der ungarische Landtag erhob ihn in Preßburg zum Fürsten von Ungarn
1620. (8. Januar 1620), und Ferdinand II. mußte froh sein, um ausgedehnte Gebietsabtretungen in Ungarn von ihm einen halbjährigen Stillstand und seine Vermittelung im böhmischen Kriege zu erkaufen. Das hielt den Magyaren nicht ab, am 25. Januar 1620 sich mit Böhmen und Österreich zu verbünden; ja da seine Vermittelung vergeblich war, so wählte am 27. August der glänzende Reichstag von Neusohl den hochstrebenden Mann zum König von Ungarn. „Das schicksalsverhängte Ende des Hauses Österreich" schien nahe, unvermeidlich.

Spaltungen der Protestanten; das katholische Bündnis. Und das war es, wenn auch die Protestanten im Reiche entschlossen für die Böhmen eintraten. Doch diesen Entschluß fand die Union nicht und abermals that sich der verhängnisvolle Zwiespalt zwischen Pfalz und Sachsen auf. Im December 1619 beschloß allerdings der Unionstag in Nürnberg, zu den Waffen zu greifen, wenn die Liga nicht binnen zwei Monaten ihre Bereitwilligkeit erkläre, abzurüsten und den Besitz der geistlichen Güter wie die Stimmengleichheit der Protestanten und Katholiken im Reichskammergericht und im Reichshofrat zuzugestehen, aber Böhmen nahm sie nicht in den Bund auf. Anders die Katholiken. Am 8. Oktober
1619. 1619 verpflichtete sich Maximilian im Münchener Vertrage, gegen die Einräumung der alleinigen Leitung der Liga, den Pfandbesitz eines habsburgischen Erblandes und die Übertragung der Kurwürde, dem Kaiser Hilfe gegen Böhmen zu leisten. In Würzburg beschloß darauf der Bund, 21,000 Mann zu Fuß und 4000 Reiter aufzustellen. Ebenso versprach Spanien Truppen gegen die Rheinpfalz und gegen Böhmen vorrücken zu lassen und wies dem aller Mittel beinahe entblößten Kaiser Hilfsgelder an; auch der Papst stellte solche in Aussicht und Polen verpflichtete sich, Ungarn in Schach zu halten.

Sachsens Beitritt. So vereinigten sich im klaren Bewußtsein ihrer gemeinsamen Interessen die katholischen Reichsstände und die großen katholischen

Mächte zur Niederwerfung der ständisch-protestantischen Erhebung in Böhmen. Und diesen Todfeinden des Protestantismus schloß sich in kaum begreiflicher Kurzsichtigkeit der erste evangelische Kurfürst, Johann Georg von Sachsen an. Die Abneigung gegen den Calvinismus, die sein fanatischer Hofprediger Hoe von Hoenegg bis zum blinden Hasse steigerte, und die Eifersucht auf den pfälzischen Böhmenkönig, dem er für die böhmischen Lehen in Sachsen hätte huldigen müssen, der an sich begreifliche Widerwille gegen die ständische Libertät, und der alte Zusammenhang mit dem Erzhause, endlich die Furcht vor den Ernestinern, das alles wirkte zusammen, um in Verbindung mit dem Wunsche, die beiden Lausitzen zunächst als Pfandbesitz zu gewinnen, Sachsen in einer entscheidenden Krisis abermals auf die Seite der Habsburger zu treiben. Johann Georg glaubte genug zu thun, wenn er den protestantischen Ständen der beiden sächsischen Kreise den ungestörten Besitz der geistlichen Güter und den Lutheranern in den habsburgischen Landen Glaubensfreiheit auswirkte. Der Fürstentag von Mühlhausen im März 1620 befestigte noch das Bündnis; der Kurfürst versprach als königlicher Kommissarius die Lausitz und Schlesien im Namen des Kaisers zu besetzen, gab aber auch das Stimmrecht der protestantischen Administratoren endgültig preis. In diesen Verhandlungen hat das Haus Sachsen die Führerschaft der Evangelischen im Reiche verspielt. 1620.

Während so die Reihen der Gegner immer dichter sich schlossen, herrschte auf der anderen Seite hoffnungslose Zerfahrenheit. Von den protestantischen Fürsten des Auslandes wäre nur Gustav Adolf von Schweden bereit gewesen einzugreifen, die Niederlande hielten sich zurück, weil 1621 der Waffenstillstand mit Spanien ablief; Jakob I., durch den aussichtslosen Wunsch nach einer dynastischen Verbindung mit Spanien von seiner natürlichen Politik abgelenkt, gestattete seinem Schwiegersohne nur die Werbung von 2000 Mann auf englischem Boden, und die Union versagte völlig in der entscheidenden Stunde, für die sie sich doch gerüstet hatte. Nach unentschiedenen Märschen schloß sie am 3. Juli 1620 Frieden mit der Liga, der Böhmen nicht mit inbegriff und Spanien gar nicht nannte, also selbst die Pfalz seinem Angriffe preisgab. Auch die protestantischen Stände Nieder-Österreichs verließen das Bündnis mit Böhmen, indem sie nach langen Schwankungen und Verhandlungen in ihrer Mehrzahl am 13. Juli 1620 Ferdinand die Huldigung leisteten, zu dessen gunsten Erzherzog Albrecht verzichtet hatte; nur die Ober-Österreicher lehnten alle Verständigungsversuche des Kaisers ab und stellten sich mit einem Teile der Nieder-Österreicher unter den Schutz Friedrichs V. Und wie sah es in Böhmen selber aus! Von opferwilliger Gesinnung war in den böhmischen Landen keine Spur zu finden. Größtenteils aus seinen eigenen Mitteln mußte der Wahlkönig die Kosten für das Heer bestreiten; das niedere Volk vollends, das unter der Adelsherrschaft schmachtete, blieb nicht nur völlig gleichgültig, sondern vergalt diesen Druck und die Plünderungen der zuchtlosen Söldner durch einen wilden Bauernaufstand (Sommer 1620). Dazu verletzte die freiere französische Hofsitte, welche Elisabeth von Heidelberg mitgebracht hatte, die altväterisch gesinnten Damen des böhmischen Adels,

1620. die wahrscheinlich unvermeidliche Bevorzugung pfälzischer Räte, insbesondere Christians von Anhalt, reizte die stolzen und doch meist unfähigen böhmischen Herren, der unzeitige plumpe Eifer des calvinischen Hofpredigers Scultetus Lutheraner und Utraquisten. So wichen denn auch die schlecht geführten und noch schlechter bezahlten böhmischen Truppen unter einzelnen Gefechten in Österreich allmählich zurück und ließen den Gegnern Zeit, zum Angriff überzugehen.

Die Schlacht am Weißen Berge. Von Passau her rückten die Spanier unter Maradas in Böhmen ein, von Bayern her überschritten Ende Juli mit den Ligisten Herzog Maximilian und Graf Johann Tserclas von Tilly die unbegreiflicherweise ganz ungedeckte oberösterreichische Grenze, besetzten nach kurzem Kampfe am 4. August Linz, nötigten am 21. August die Stände zu bedingungsloser Huldigung und vereinigten sich Anfang September mit Boucquoy zum Einmarsch in Böhmen, wohin die böhmischen Truppen nunmehr zurückwichen. Hier lagerten dann beide Heere einander in der Nähe von Pilsen unthätig gegenüber, das arme Land weit und breit aussaugend und verheerend; endlich als die Stellung nicht mehr zu halten war und das Wetter immer rauher wurde, zogen die Böhmen unter Christian von Anhalt nordostwärts nach Rakonitz ab, von ihren Gegnern gefolgt (26. Oktober). Brach der Winter herein, ohne daß eine Entscheidung gefallen war, so mußten die Kaiserlichen und Ligisten den Feldzug verloren geben, während die Böhmen auf Prag sich stützen konnten. Eben deshalb kam den Führern des katholischen Heeres alles darauf an, die Schlacht möglichst rasch zu erzwingen; sie brachen daher am 5. November gegen Prag auf und nötigten so die Böhmen, die ja die Verbindung mit ihrer Hauptstadt sich nicht abschneiden lassen durften, im eiligen Parallelmarsch ihnen zuvorzukommen. In der Nacht vom 7. zum 8. November 1620 rückten letztere in die nur sehr dürftig vorbereitete Stellung am Weißen Berge, etwa 2 Stunden von Prag ein, und sperrten so die große Straße. Sie zählten 21,000 Mann, darunter 5000 ungarische Reiter mit 10 Geschützen, und waren auf eine Schlacht zunächst nicht gefaßt. Am Morgen des 8. November näherten sich ihnen die Kaiserlichen und Ligisten, gegen 25,000 Mann, fast unbemerkt, da ein dichter Nebel ihre Bewegungen zunächst verhüllte, und ordneten sich, sobald eine Rekognoscierung die geringe Stärke der feindlichen Stellung ergeben hatte, zum Angriff, links die Ligisten unter Tilly, rechts die Kaiserlichen unter Tiefenbach, der den verwundeten Boucquoy vertrat. Als nun gegen 1 Uhr Mittags die pikenstarrenden Vierecke sich den Abhang des Weißen Berges hinauf in Bewegung setzten, da begrüßte sie allerdings Geschütz- und Gewehrfeuer, aber ein ernsterer Kampf entspann sich nur am Jagdschloß zum „Stern", das ein mährisches Regiment wacker gegen die Bayern verteidigte, und an einer Stelle des linken Flügels, wo der junge Christian von Anhalt einen tapferen Reiterangriff unternahm. Im übrigen löste sich die böhmische Armee in voller Verwirrung auf, und diesem Beispiele folgten die ungarischen Reiter, welche das dritte Treffen bildeten. Eine kurze Stunde voller Schmach entschied auf Jahrhunderte das Schicksal Böhmens. Als König Friedrich auf die Meldung vom Beginne des Kampfes, den er nicht erwartet hatte, nach dem Strahowthore ritt,

begegneten ihm dort bereits seine geschlagenen Feldherren und er sah, wie die flüchtenden Haufen seines Heeres über die Ebene daher kamen.

Unterwerfung Böhmens. In aller Eile raffte der bestürzte Hof die wichtigsten Papiere und Wertsachen, auch die Königskrone zusammen und flüchtete über die Moldaubrücke nach der Altstadt. Vielleicht hätte ein männlicher Entschluß noch das äußerste abwehren können, denn Prag war eine feste Stadt und die Bürgerschaft zeigte sich willig, doch weder der König fand ihn noch irgend einer der böhmischen Herren, und da man auch den unbezahlten Truppen nicht traute, so trat am nächsten Tage die königliche Familie, von den meisten Landesbeamten begleitet, die ziellose Flucht nach Osten an und gab mit der Hauptstadt ganz Böhmen preis. Wenige Stunden später rückten ohne Widerstand Maximilian und Boucquoy ein; jede Unterhandlung abweisend, forderten sie unbedingte Unterwerfung. Diesem gebieterischen Verlangen fügten sich am 10. November die Prager Städte, am 13. die Stände, trotzdem wurde Prag schonungslos geplündert und mußte sich durch schwere Brandschatzung freikaufen.

Wenn Friedrich V., der „Winterkönig", wie ihn nun seine spottenden Feinde nannten, gemeint hatte, in Schlesien einen Halt zu finden, so erwies sich diese Hoffnung um so mehr als eine Täuschung, da der Kurfürst von Sachsen bereits die Lausitzen besetzt hatte. Es blieb dem König nichts übrig, als im Januar 1621 seine Flucht nach Brandenburg zu seinem Schwager Georg Wilhelm fortzusetzen, also auf jeden weiteren Kampf zu verzichten. Die kühle Aufnahme dort trieb schließlich die unglückliche Familie weiter nach den Niederlanden, wo der Kriegszustand mit Spanien seit 1621 jede Rücksicht auf habsburgisches Übelwollen ausschloß.

Unterwerfung der Lausitzen und Schlesiens. Die Lausitzer hätten dem stamm- und glaubensverwandten Kurfürsten von Sachsen schwerlich Widerstand entgegengesetzt, wenn nicht im Auftrage der schlesischen Stände Markgraf Johann Georg von Brandenburg-Jägerndorf der wichtigeren Städte, namentlich der oberlausitzischen Hauptstadt Bautzen, sich versichert hätte. Der Adel unterwarf sich teilweise sofort, als die sächsischen Truppen einmarschierten, Bautzen wurde erst nach vierwöchentlicher Belagerung durch eine furchtbare Beschießung und einen allgemeinen Sturm zur Übergabe gezwungen (5. Oktober), dann auch nach kürzerer Gegenwehr Löbau. Nachdem indes in Böhmen die Entscheidung gefallen war, nahm das Land am 21. Februar 1621 den Dresdner 1621.
Akkord an, der ihm vollständige Amnestie und Bestätigung aller Privilegien gewährte, und leistete dem Kurfürsten als kaiserlichem Kommissarius die Huldigung. Unter ähnlichen Bedingungen unterwarfen sich ihm am 28. Februar desj. J. die Stände Schlesiens, denen Ferdinand II. widerwillig die Beobachtung des Majestätsbriefes zusicherte; nur in Glatz setzte der geächtete Markgraf Johann Georg den Widerstand bis in den Oktober 1622 hinein fort. Im westlichen Böhmen nahm Mansfeld, auf das feste Pilsen und die nahe Oberpfalz gestützt, noch eine bedeutende Stellung ein, doch übergaben seine Truppen während seiner Abwesenheit die Stadt (26. März 1621), im November fiel auch Tabor; Eger

hatte sich schon im November 1620 unter kursächsischen Schutz gestellt. Den Krieg mit Bethlen Gabor beendete der Kaiser mit dem Frieden von Nikolsburg am 31. December 1621, der dem Fürsten gegen Verzicht auf die ungarische Krone eine Erweiterung seines ungarischen Gebiets samt Oppeln und Ratibor, dem Lande die Bestätigung seiner Freiheiten gewährte.

Die Reaktion in Böhmen und Mähren. Was die Ungarn durch entschlossene Gegenwehr sich errungen, das mußte den Böhmen und Mährern natürlich versagt bleiben, denn eine Revolution kann ihr besseres Recht nur durch den Erfolg erweisen, und sie waren unterlegen. Aber was nun über diese unglückseligen Lande kam, das war weit mehr als die verdiente Vergeltung, das war die kirchliche, politische und wirtschaftliche Vernichtung, ein Völkermord, grauenvoll für alle Zeiten, das Ergebnis von Fanatismus, Rachsucht und Habsucht. Die schwerste Verantwortung dafür traf nicht sowohl den Kaiser, sondern die, welche seinem beschränkten Sinne die Bahnen wiesen, seinen Beichtvater Lamormaini und den päpstlichen Nuntius Caraffa; selbst der neue Statthalter von Böhmen, Fürst Karl von Lichtenstein, war keineswegs mit allen Maßregeln einverstanden. Zunächst verhing ein Ausnahmegericht nach formlosem, eiligem Verfahren über die böhmischen „Rebellen" die Konfiskation ihrer Güter und über die meisten der Verhafteten die Todesstrafe, und an
1621. dem entsetzlichen Bluttage des 21. Juni 1621 endeten auf dem Ringe der Altstadt Prag 24 der besten Männer Böhmens, die Blüte des tschechischen Volkes, unter dem Henkerschwert. Der Wert der eingezogenen Güter erreichte schon i. J. 1621 die Summe von 15 Millionen Reichsmark (nach heutigem Geldwerte etwa 90 Millionen), und noch zwei Jahre lang wurden die Konfiskationen fortgesetzt. Allerdings sollte den weniger Schuldigen ⅓ oder ¼ des Wertes von der böhmischen Kammer ausbezahlt werden, aber das geschah höchst unvollständig und obendrein in verschlechterter Münze, die vertragsmäßig nur den vierten, thatsächlich kaum den zehnten Teil des Wertes alter, guter Münze besaß. So ging der protestantische Adel Böhmens zu Grunde. Er wurde ersetzt durch landfremde Geschlechter der verschiedensten Abstammung, welche ihre Güter durch kaiserliche Schenkung oder Schleuderkauf erwarben. Das gleiche Schicksal traf die meisten Städte; auch ihr Gemeindevermögen und der Grundbesitz vieler Bürger wurde eingezogen. Mähren, wo Kardinal Dietrichstein die Reaktion leitete, unterlag demselben Verfahren, nur daß von den 23 Todesurteilen hier keines vollstreckt wurde; dafür drückten unerschwingliche Kriegskontributionen das Land derart, daß binnen drei Jahren die Zahl der bewohnten Häuser von 90,000 auf 30,000 sank.

Doch schlimmer noch als dies alles war in ihren Folgen die kirchliche Reaktion. Im December 1621 wies ein königlicher Befehl die hussitischen und calvinischen Geistlichen und Lehrer aus den königlichen Städten aus, ein zweiter im Oktober 1622 auch die lutherischen, ein dritter endlich die evangelischen Professoren der Universität Prag, die an die Jesuiten überging; zu Ende desselben Jahres wurden dann die evangelischen Geistlichen aus ganz Böhmen vertrieben. Da der Kaiser die Besetzung der erledigten Pfarren in den königlichen

Städten und auf den konfiszierten Gütern sich vorbehielt, so hörte der protestantische Gottesdienst allmählich auf. Dasselbe geschah in Mähren; hier mußten insbesondere die zahlreichen Wiedertäufer, etwa 20,000, samt und sonders auswandern. Die volle Durchführung der habsburgischen Pläne erfolgte jedoch erst, als auch im außerösterreichischen Deutschland jeder Widerstand niedergeworfen zu sein schien. Am 10. Mai 1627 unterzeichnete Ferdinand II. die „erneuerte Landesordnung“ für Böhmen, eine gleichlautende für Mähren. 1627. Sie stellte in berechtigter Ausnützung des Sieges über die zuchtlose ständische Libertät die landesfürstliche Macht auf neue, festere Grundlagen. Denn sie erklärte die Krone für erblich, wahrte dem König allein das Recht der Gesetzgebung und ließ dem Landtage, zu dessen bisherigen drei Ständen nun als neuer selbständiger Stand der geistliche trat, nur die Mitwirkung in Steuersachen. Ebenso ernannte der König allein die obersten Landesbeamten, erteilte das Staatsbürgerrecht und hatte gegenüber den Sprüchen des Landrechtes das Recht zur Revision. Die deutsche Sprache wurde für gleichberechtigt mit der tschechischen erklärt, aber der Majestätsbrief und damit die Rechtsgrundlage für die Evangelischen aufgehoben. Demgemäß verfügte der Kaiser am 31. Juli 1627 die Einsetzung einer „Reformationskommission“. Von Truppen begleitet durchzog sie das Land. Wer sich ihrer Forderung, zur katholischen Kirche überzutreten oder auszuwandern, nicht fügte, wurde mit Zwangseinquartierung belegt, der bewaffnete Widerstand, der hier und da im Norden sich regte, blutig niedergeworfen. Da begann jene Massenauswanderung der „Exulanten“, welche allein i. J. 1628 mehr als 30,000 Familien, darunter 185 adelige Geschlechter, nach der Oberlausitz, Sachsen, Brandenburg, Holland u. s. f. führte. Böhmen und Mähren wurden katholisch bis auf das letzte Dorf, und allerorten auf Brücken und Straßen und auf der höchsten Spitze der ragenden Bergfestung von Glatz erhoben sich Standbilder des neuen Landesschutzheiligen, Johann von Nepomuk.

Schlesien. In Schlesien, das der Dresdner Akkord einigermaßen schützte, begnügte man sich zunächst damit, in den habsburgischen Erbfürstentümern Katholiken als Landeshauptleute und als Königsrichter (in den Städten) einzusetzen, sowie hier und da den evangelischen Gottesdienst zu unterdrücken, was auch im bischöflichen Fürstentum Neisse geschah. Erst die freilich sehr unwirksamen Sympathien, welche die Schlesier den Mansfeldern gezeigt hatten (s. S. 746 f.), gaben dem Wiener Hofe die willkommene Veranlassung, den Dresdner Akkord für verwirkt zu erklären und in den Erbfürstentümern mit barbarischer Härte vorzugehen, alles unter der Oberleitung des neuen Kammerpräsidenten, des Grafen Hannibal von Dohna, eines religiös völlig gleichgültigen Convertiten, der sich gegen Friedrich V. erklärt hatte und jetzt Rache nehmen wollte. Nachdem zunächst in Ober-Schlesien die letzten Reste des evangelischen Gottesdienstes vertilgt worden waren, begannen die Dragoner des Fürsten Lichtenstein, die berüchtigten „Seligmacher“, mit Zwangseinquartierungen die protestantischen Bürger der Städte zum Übertritt zu drängen, zuerst Ende 1628 im Fürstentum Glogau, dann Anfang 1629 in Schweidnitz-Jauer und Münsterberg, überall unter himmel-

schreienden Gewaltthaten, die selbst ein Jesuit beklagte. Verschont blieben von der Reaktion nur die Lehnsfürstentümer Liegnitz und Brieg, sowie Stadt und Fürstentum Breslau, wo der evangelische Rat als Pfandherr die Hauptmannschaft übte; die Ober- und Nieder-Lausitz vollends deckte die sächsische Herrschaft.

Rücksichtslos griff dagegen die Reaktion in Österreich durch. Schon im September 1620 hatte Ferdinand 31 Herren und Ritter geächtet, weil sie ihm die Huldigung verweigert hatten; dann überwies er die Pfarre Horn, den Mittelpunkt des niederösterreichischen Protestantismus, und die Universität Wien den Jesuiten. Im J. 1624 wurden alle evangelischen Prediger aus Wien verwiesen, 1627 aus ganz Nieder-Österreich. Im Lande ob der Enns wurde 1621 ein Gerichtshof zur Bestrafung der Rebellen eingesetzt, der sie samt und sonders ihrer Güter für verlustig erklärte; seit 1624 bemühte sich dann eine „Reformationskommission", nach Entfernung der protestantischen Geistlichen und Lehrer die eifrig evangelische Bevölkerung zur römischen Kirche zurückzuführen, doch trieb schon 1626 dieser kirchliche Druck in Verbindung mit den Kriegslasten, die eine starke und zuchtlose bayerische Besatzung über das Land verhängte, einen gefährlichen Aufstand hervor (s. S. 747).

Der pfälzische Krieg. Mit der Wiederherstellung der katholischen Kirche und der Verstärkung ihrer landesfürstlichen Gewalt in ihren Erblanden waren die Habsburger noch keineswegs befriedigt. Nachdem bereits im Herbst 1620 der spanische General Ambrosius Spinola mit seinen „burgundischen Kreistruppen" eine Reihe von rheinischen Städten besetzt hatte, sprach gegen das Reichsrecht, doch mit Zustimmung nicht nur Maximilians von Bayern, sondern sogar Johann
1621. Georgs von Sachsen, der Reichshofrat im Januar 1621 wegen Majestätsverbrechen und Friedensbruch des Reiches Acht über Friedrich V. von der Pfalz, Christian von Anhalt und Georg von Brandenburg-Jägerndorf aus. Die Ausführung gegen den Kurfürsten übertrug der Kaiser an Maximilian. Dem gegenüber verhandelten zwar im März die Gesandten von England, Dänemark und Holland zu Segeberg in Holstein über ein Verteidigungsbündnis und die beiden ersteren Mächte schlossen auch wirklich ein solches im April zu gunsten der Union. Doch diese selber war bereits rettungslos der Auflösung verfallen. Würtemberg, Ansbach und die Reichsstädte traten aus, die übrigen Mitglieder lösten auf dem Tage von Heilbronn ihr Bündnis auf, das seine Zwecke so schlecht erfüllt hatte (Mai 1621).

So war Friedrich V. doch wesentlich auf sich selber und auf diejenigen angewiesen, die ihn freiwillig zu unterstützen geneigt waren. Da stand im niederen Deutschland bereits an der Spitze einer Heeresrüstung zunächst zum Schutze seines eignen Bistums der abenteuerliche, unstäte Christian von Braunschweig, Administrator von Halberstadt, die benachbarten westfälischen Bistümer brandschatzend und verheerend. Dann rüstete Georg Friedrich von Baden-Durlach, früher ein eifriges Mitglied der Union, mit englischem Gelde ein stattliches Heer von 20,000 Mann; endlich erreichte Ernst von Mansfeld, vor den Ligisten und Sachsen weichend, im Herbst 1621 in einem kühnen Marsche die Rheinpfalz,

so daß Friedrich V. zu Anfang 1622 dorthin zurückkehren konnte. Zwar verzettelte Mansfeld anfangs seine Kräfte, indem er im Bistum Straßburg gegen den Erzherzog Leopold Wilhelm vorging, vereinigte sich aber dann mit Georg Friedrich und siegte mit ihm zusammen am 27. April 1622 bei Wiesloch über Tilly. Als sich beide dann doch wieder infolge von Meinungsverschiedenheiten und Verpflegungsschwierigkeiten trennten, unterlag Friedrich den Ligisten schon am 6. Mai in der mörderischen Schlacht bei Wimpfen am Neckar, und als nun auch Christian von Halberstadt herankam, wurde er am 20. Juni bei Höchst am Main vollständig geschlagen. Trotzdem boten die jetzt wieder um Mansfeld vereinigten Heerestrümmer, zusammen über 30,000 Mann, dem Kurfürsten einen genügenden Halt, um den Kampf fortzuführen, wenn er selber nur einen männlichen Entschluß gefunden hätte. Statt dessen ließ er sich von der Hoffnung umgarnen, welche die ligistisch-kaiserliche Politik ihm durch englische Vermittelung eröffnete, er werde sein Erbland zurückerhalten, falls er den bewaffneten Widerstand aufgebe; er kündigte also Mansfeld und Christian an, daß er nicht mehr auf ihre Dienste rechne und ging selbst nach den Niederlanden. Als diese Truppen nun aber nach Lothringen und Frankreich abgezogen waren, bald durch zweideutige Unterhandlungen, bald mit dem Schwerte den Weg nach den Niederlanden sich bahnend, zwangen Spanier und Ligisten die pfälzischen Städte eine nach der anderen zur Übergabe. Am 19. September kapitulierte das tapfer verteidigte Heidelberg, dessen prächtige Universitätsbibliothek Tilly als Siegeszeichen nach Rom sandte, wo sie noch heute im Vatikan sich befindet bis auf 900 altdeutsche Handschriften, die 1815 zurückgegeben wurden, am 4. November fiel auch Mannheim, im März 1623 schließlich das feste Frankenthal. Das verwüstete pfälzische Land wurde darauf binnen wenigen Jahren katholisiert. 1622.

Übertragung der Kur an Maximilian von Bayern. Doch nicht dies war für die Protestanten die empfindlichste Folge des pfälzischen Krieges. Nachdem der Kaiser sich der Zustimmung der katholischen Kurfürsten und Sachsens versichert hatte, berief er zur Erledigung des Streites um die Pfalz auf den November 1622 den Deputationstag nach Regensburg, bei dem außer den Kurfürsten auch noch je vier geistliche und weltliche Fürsten Zutritt hatten, die Mehrheit aber katholisch war. Zwar trugen auch die Katholiken teilweise Bedenken, die geplante Veränderung der Reichsverfassung im vollen Umfange zu genehmigen, selbst Spanien und Frankreich waren dafür nicht, aber sie machten keine Einwendungen, daß der Kaiser am 25. Februar 1623 den Herzog Maximilian von Bayern auf Lebenszeit mit der Kurwürde belehnte, wobei immer noch ein Ausgleich mit dem verjagten Pfalzgrafen vorbehalten blieb. Damit war das bisher ängstlich bewahrte Gleichgewicht der protestantischen und katholischen Stimmen im Kurfürstenkollegium zerstört, die Mehrheit des Reichstages katholisch, die Katholisierung der Reichsgewalten vollendet. Und doch glaubte sich Maximilian für seine Dienste noch nicht hinlänglich entschädigt. Für die aufgewandten Kosten (12 Millionen Gulden) mußte ihm der Kaiser zu Ober-Österreich auch noch die Oberpfalz verpfänden und, da es ihm in seiner finanziellen Bedrängnis ganz unmöglich war, 1623.

dies Pfand einzulösen, sich darauf gefaßt halten, entweder sein Erbland zu verlieren oder auch die Rheinpfalz noch dem Bayern mit in den Kauf zu geben. So blieb die pfälzische Frage ungelöst, eine Quelle neuer Kämpfe.

Der Beginn des niedersächsischen Krieges. Denn die „Restitution der Pfalz“ war seitdem das Schlagwort für die protestantische Partei innerhalb und außerhalb des Reiches. Von ligistisch-habsburgischer Seite trat dagegen immer deutlicher das Bestreben hervor, den Religionsfrieden nur im Sinne des geistlichen Vorbehalts gelten zu lassen, somit alle seit 1552 eingezogenen Stifter und geistlichen Güter wieder zurückzufordern. So wälzte sich der verheerende Krieg immer tiefer ins Reich hinein, zog immer weitere Kreise.

Noch standen beträchtliche protestantische Streitkräfte unter Ernst von Mansfeld und Christian von Halberstadt unter Waffen; sie hatten im Interesse der Holländer Ost-Friesland besetzt, wo ihre zügellosen Banden gräulich hausten. Während jener dann endlich im Juli 1623 das arme Land räumte, um in französische Dienste zu treten, war Christian nach Nieder-Sachsen gezogen und, da hier der Kreistag sich gegen ihn in Rüstung zu setzen beschloß, im Juli nach Westfalen gegangen. Das gab dem ligistischen Feldherrn Tilly Veranlassung, nach dem Norden vorzurücken. In der kurzen, aber blutigen Schlacht bei Stadtlohn
1623. (6. August 1623) zersprengte er Christians Heer und drängte die Reste nach den nahen Niederlanden. Dadurch militärisch Herr des Nordwestens, fand er für die ligistische Politik um so weniger Widerstand, als zahllose altererbte Streitfragen um Besitz und Recht die kleinen Fürstenhäuser dieser Reichskreise schieden und jedes gemeinsame Auftreten unmöglich machten.

Uneinigkeit der norddeutschen Protestanten. Da haderte Braunschweig-Lüneburg mit Braunschweig-Wolfenbüttel um Grubenhagen, Hessen-Kassel mit Hessen-Darmstadt um Marburg, andere Händel erwuchsen aus dem Besitz geistlicher Stiftslande. Den einzigen weitblickenden und bedeutenden Fürsten dieser Gegenden, Moritz von Hessen-Kassel, lähmte außerdem der Streit mit seiner Ritterschaft, deren elende Selbstsucht sein ehrliches Streben, das Land zu waffnen, nicht zur vollen Durchführung kommen ließ. So fand die ligistisch-habsburgische Politik überall Gelegenheit, durch Drohungen oder Verheißungen zu wirken. Georg von Lüneburg trat in kaiserliche Dienste, der Streit um Marburg wurde zu gunsten Darmstadts entschieden, die Wiederherstellung der Abtei Hersfeld in Aussicht genommen. Mehrfache Einlagerungen ligistischer Truppen in Hessen — zuletzt vom September 1623 bis in den Sommer 1625 — verzehrten das Mark des unglücklichen Landes, das Moritz verzweifelnd und grollend verließ.

Wo war Schutz gegen solche Gefahren und gegen die Roheiten ligistischer
1624. Söldner? Die niedersächsischen Kreistage vom Februar und Juni 1624 verurteilte der Zwist der Stände zur Ergebnislosigkeit, der obersächsische Kreis bewilligte unter kursächsischer Führung sogar 12 Römermonate für den Unterhalt des ligistischen Heeres, das der Bund damals auf dem Stande von 15,000 Mann zu erhalten beschloß. Kursachsen selbst, nach dem Untergange der Pfalz unter den

evangelischen Fürsten ohne Nebenbuhler, war durch die Verpfändung der Lausitzen i. J. 1623 so völlig für die Habsburger gewonnen, daß es im Juni 1624 die Übertragung der Kur an Bayern förmlich anerkannte; den jungen Kurfürsten von Brandenburg Georg Wilhelm aber (1619—1640) hinderte die Rücksicht auf Polen, das ihm erst 1621 die Belehnung mit Preußen erteilt hatte, das Mißtrauen seiner streng lutherischen Stände und der Zwiespalt seiner calvinischen Räte mit ihrem Vorsitzenden, dem katholisch und österreichisch gesinnten Grafen Adam von Schwarzenberg, an jeder energischen Politik. Die neue Erhebung Bethlen Gabors im Oktober 1623 beendete schon im Juni 1624 der Friede von Wien, in den Hauptpunkten eine Erneuerung des Nikolsburger Vertrags v. J. 1621, auch übte sie auf die norddeutschen Verhältnisse keinen unmittelbaren Einfluß. 1624.

Eingreifen des protestantischen Auslandes. Diese hoffnungslose Lage der Dinge im Reiche führte notwendig das Eingreifen der auswärtigen Mächte herbei, und zwar der protestantischen, wie auch der katholischen Staaten, da sie alle im eignen Interesse das rasche Anschwellen der ligistisch-habsburgischen Macht verhindern mußten. Ein großer Bund aller dieser Mächte, oder mindestens ein evangelischer Bund war also die Aufgabe. Schon im Februar 1623 hatte sich Frankreich, das soeben wieder in die Bahnen Heinrichs IV. hinüberlenkte, mit Savoyen verständigt, dann gab auch Jakob I. seine bisherige, hartnäckig festgehaltene Politik, durch Vereinbarung mit Spanien zur „Restitution der Pfalz" zu gelangen, endlich auf und schloß im Juni 1624 mit den Niederlanden ein Bündnis. Der Feldherr der Verbündeten sollte Mansfeld sein, der erst in Paris, dann in London erschien und eifrige Rüstungen begann. Am 6. September 1624 endlich kam zwischen England und Frankreich das Bündnis von St. Germain-en-Laye zustande. In dasselbe wünschte auch Gustav Adolf von Schweden, den großen Zusammenhang der Weltverhältnisse erfassend, einzutreten. Im Frühjahr 1621 hatte er den Krieg gegen Polen um Livland wieder eröffnet, im September nach sechsmonatlicher Belagerung Riga genommen, dann die Herrschaft über Livland sich völlig gesichert und selbst Teile von Kurland erworben. Jetzt wurde er von seinem bedrängten Schwager Georg Wilhelm von Brandenburg dringend aufgefordert, der deutschen Verhältnisse sich anzunehmen. Aber lieber als diesem verwegen aufstrebenden jungen Fürsten wollte England seinem Nebenbuhler im Norden, Christian IV. von Dänemark (1598—1648), die Führung in dem großen Kampfe übertragen. War doch auch Dänemark, mit Norwegen und Schleswig-Holstein durch Personalunion verbunden, eben im lebhaftesten Aufschwunge begriffen und von deutscher Bildung durchdrungen, unzweifelhaft noch die erste Macht des Nordens, dazu in engsten Beziehungen zu Deutschland. Eben sie bemühte sich Christian IV. noch weiter zu verstärken. Schon 1621 wurde sein Sohn zum Koadjutor von Bremen, dann zum Administrator von Verden, 1623 zum Koadjutor von Magdeburg neben Christian Wilhelm von Brandenburg, 1624 zum Bischof von Osnabrück gewählt. So verflochten sich die Interessen seines Hauses immer mehr mit denen des niedersächsischen Kreises,

1625. dessen Mitglied der König selber als Herzog von Holstein war; kam es zum Kampfe, dann war er sein geborner Führer.

Nachdem er nun im Januar 1625 sich mit England verständigt und Schweden beiseite geschoben hatte, setzte er im März 1625 auf dem Kreistage von Lauenburg den Beschluß zu Rüstungen durch und wurde im Juni zu Braunschweig zum Obersten des Kreises gewählt. Zwar lehnte der dänische Reichsrat jede Beteiligung am Kriege ab, doch in Holstein, um Bremen und Verden sammelten sich dänische Heerhaufen, am Niederrhein erschien Mansfeld mit 17,000 Mann. Brandenburg erklärte seine Neutralität, doch ohne zu rüsten, und wohin der Kurfürst neigte, zeigte sich kurz nachher deutlich genug, als seine Schwester Katharina die Werbung Bethlen Gabors annahm (September 1625). Blieb Christian IV. siegreich, dann riß er doch den evangelischen Norden mit sich fort und an die Stelle der ohnmächtigen, ewig hadernden Fürstentümer des Nordwestens trat eine kräftigere Staatenbildung.

Wallenstein an der Spitze des kaiserlichen Heeres. Diesen Gefahren gegenüber und der Abhängigkeit von der Liga überdrüssig entschloß sich der Kaiser, ein selbständiges Heer aufzustellen. Den geeigneten Unternehmer und Feldherrn fand er in einem böhmischen Edelmanne, Albrecht Eusebius Wenzeslaw von Waldstein (Wallenstein). Mit ihm trat eine der merkwürdigsten Gestalten des schrecklichen Krieges auf den Schauplatz; wie ein blutig leuchtendes Meteor ging er auf, um wie ein Meteor wieder zu versinken.*) Eine Laufbahn wie die seine, unter Verhältnissen wie die damaligen, mußte in dem, der sie zurücklegte, jeden Glauben an das Recht des Bestehenden zerstören. Ein schrankenloser Ehrgeiz zeigte Wallenstein die Ziele, astrologische Konstellationen gaben ihm die Mittel und die Zeiten, sie anzuwenden an die Hand; auch die kirchlichen Dinge sind ihm niemals etwas an-

*) Waldstein stammte aus einer mäßig begüterten Linie des weitverzweigten tschechischen Geschlechtes der Ralsko, die sich nach ihrem Schlosse zwischen Turnau und Gitschin nannte, und war am 14. September 1583 zu Hermaniz, 2 Meilen östlich von Gitschin, geboren. Da seine Eltern zu den böhmisch-mährischen Brüdern sich hielten, so besuchte er anfangs auch eine Schule derselben, wurde aber dann, früh verwaist, von seinem Oheim und Vormund Albert von Slawata dem Olmützer Jesuitenkollegium übergeben, bezog später die Universitäten Altdorf bei Nürnberg und Padua, wo ihn die Wahnwissenschaft der Astrologie mit ganzer Macht ergriff, und erweiterte seine Anschauungen auf längeren Reisen in Italien, Frankreich, Holland und England. In die Heimat zurückgekehrt trat er in Kriegsdienste und machte 1605 die Belagerung von Gran mit. Doch die heißbegehrte Laufbahn zu Macht und Reichtum eröffnete ihm erst seine Vermählung mit der beträchtlich älteren Lukretia Neskowa von Landeck und die Erbschaft seines Oheims. Als seine Gemahlin 1614 starb und ihm alle ihre reichen Güter hinterließ, war er einer der ersten Grundherren Mährens, der bald die Aufmerksamkeit des Kaisers Matthias und seines voraussichtlichen Nachfolgers, des Erzherzogs Ferdinand, auf sich zu ziehen wußte. Bald verpflichtete er sich diesen durch Anwerbung eines Dragonerregimentes im Kriege mit Venedig 1617, und seine Gesinnung bestand die Probe, als 1618 der böhmisch-mährische Aufstand ausbrach. Während das Regiment, das er damals führte, für die mährischen Stände sich erklärte, hielt er im Gegensatz zu der weit überwiegenden Mehrzahl seiner Standesgenossen und Landsleute am Kaiserhause fest und warb auf eigne Kosten ein wallonisches Kürassierregiment, an dessen Spitze er den böhmischen Feldzug, dann die Kämpfe gegen Bethlen Gabor mitmachte.

deres gewesen als ein Mittel der Herrschaft. Er war religiös nur gleichgültig, nicht duldsam, er förderte die römische Reaktion und insbesondere die Jesuiten nur von diesem Gesichtspunkte aus und nur insofern und nur dort, wo sie ihm dienten, aber wo er es that, mit ganzer Energie. Er wollte den Kaiser groß machen, die „Monarchie", die habsburgische Alleinherrschaft über Deutschland begründen, ohne jede Rücksicht auf das Reichsrecht, doch nur in engster Verbindung mit seiner eignen Größe; ein deutschnationaler Held ist er niemals gewesen noch hat er es sein wollen. Von dem Augenblicke an, wo seine Interessen mit denen der Habsburger sich kreuzten, war er ihr Feind. Denn niemals ist er des Kaisers treuer Vasall oder Feldherr gewesen, er fühlte sich immer als ein selbständiger Fürst, der auch seine eignen Wege gehen könne. Und er war gewöhnt als ein solcher zu leben: mit königlicher Pracht umgab er sich. 900 Personen und 1072 Pferde zählte 1633 sein Hofstaat, in Gitschin baute er sich sein Residenzschloß in italienischer Renaissance, in Prag seinen marmorglänzenden Palast, in beiden Orten schuf er herrliche Gartenanlagen, dort auch seine Grabstätte in der stillen Karthause Waldiß; er dachte später daran, einen eignen Landtag und ein Bistum, ja eine Universität für sein Fürstentum zu begründen und arbeitete mit einem Nachdruck, der an die Zeiten unumschränkter Fürstenmacht erinnert, an der Entwickelung seiner materiellen Hilfsquellen, alles Unternehmungen, die den festen Glauben an eine große und sichere Zukunft seines Hauses verraten.

So war der Mann, der aus freiem Willen und den Kopf voll hochfliegender Gedanken am 7. April 1625 von Ferdinand II. den Auftrag annahm, ein Heer von 15,000 Mann zu Fuß und 6000 Reitern aus eigenen Mitteln aufzustellen und auf den Kriegsschauplatz zu führen; die weitere Verpflegung und Besoldung sollte der Kaiser übernehmen. Dafür erhielt er kurz danach die Bestallung zum Oberbefehlshaber aller kaiserlichen Streitkräfte und die Erhebung zum Herzog von Friedland. Die Anwerbung vollzog sich in der üblichen Weise, zur Hälfte als eine große Spekulation der beteiligten Offiziere, denen Wallenstein wohl auch Vorschüsse machte. Durch solche Mittel, durch die Freiheit, die er ihnen außer dem Dienst und besonders gegenüber der unglücklichen Bevölkerung ließ, während er im Dienst den strengsten Gehorsam forderte, endlich durch den Schimmer der Pracht und den Nimbus des Geheimnisvollen, mit dem er sich zu umgeben liebte, 1625.

So stand er auf der Seite der Sieger und wußte diesen Vorteil mit nüchterner Berechnung und skrupellosem Zugreifen mehr auszubeuten als irgend ein anderer. Binnen kurzem erwarb er von den eingezogenen Gütern seiner entrechteten Standesgenossen eine Masse im Werte von 5 Million Gulden, kaufte 1622 die ausgedehnte Herrschaft Friedland um das Spottgeld von 150,000 Gulden, die er sich nachmals vom Kaiser noch schenken ließ, und verdrängte 1623 die Verwandten seiner Mutter, die Smirschizky, aus dem Besitze von Gitschin. In demselben Jahre erhob ihn der Kaiser in den Reichsfürstenstand und gewährte ihm dann 1624 die Umwandelung seiner Gesamtherrschaft Friedland in ein Fürstentum, das mit Böhmen nur durch ein Lehnsverhältnis verbunden war, ein ansehnliches, wesentlich zusammenhängendes Gebiet von mehr als 70 Quadratmeilen mit Gitschin als Hauptstadt. Seine zweite Vermähiung mit Isabella Katharina von Harrach, deren Vater der Stellvertreter des Fürsten Eggenberg war (August 1624), brachte ihn in die nächsten Beziehungen zum Kaiserhofe.

fesselte er die rohen, buntgemischten Massen seines Heeres fest an seine finstere, stolze Persönlichkeit.

1625. **Der Feldzug von 1625.** Während er nun zunächst in Franken Quartier nahm und hier, statt durch regellose Plünderungen das Land zwecklos zu Grunde richten zu lassen, die Stände zu bestimmten, allerdings furchtbar drückenden Lieferungen und Zahlungen heranzog, war in Norddeutschland der Krieg bereits entbrannt. Von der einen Seite rückte Christian IV. die Weser aufwärts bis Hameln vor und erlangte den Anschluß Christian Wilhelms von Magdeburg, auf der anderen drang Tilly unter gräulichen Verheerungen von Hessen aus im Braunschweigischen vor. Ein schwerer Sturz mit dem Pferde (30. Juli 1625) machte indes den König auf längere Zeit hinaus unfähig den Befehl zu führen, so daß sein Heer wieder nach Verden zurückwich und der ganze Feldzug ins Stocken geriet; auch die Ligisten bezogen bald Winterquartiere im Braunschweigischen und Hildesheimischen. Neben ihnen nahm im November Wallenstein im Halberstädtischen und Magdeburgischen seine Stellung.

Diese Entfaltung katholischer Streitkräfte in Norddeutschland trieb endlich die auswärtigen Mächte vorwärts. Nachdem sich schon am 7. September 1625 England und die Niederlande gegen Spanien verbunden hatten, schlossen sie am 9./19. December im Haag das Bündnis mit Christian IV. zum Kampfe gegen die Habsburger in Deutschland, dessen Führung der König übernehmen sollte. Die letzten Ausgleichsverhandlungen Wallensteins mit den niedersächsischen Ständen blieben deshalb ergebnislos und wurden im März 1626 abgebrochen.

1626. **Der Feldzug Mansfelds i. J. 1626.** So begann i. J. 1626 der Kampf in großem Stile quer durch die ganze Breite von Norddeutschland, vom Niederrhein bis zur Weichsel. In Westfalen stand Johann Ernst von Weimar, an der Weser Christian IV., selbständig neben ihm jenseits der Elbe und bald trotz der Neutralität auch auf brandenburgischem Boden Ernst von Mansfeld; endlich im äußersten Osten, in Preußen, landete Gustav Adolf, zwar ganz selbständig, aber doch thatsächlich als Bundesgenosse (Juni) und drang bald siegreich im Weichseldelta gegen die Polen vor. Das Kühnste plante Mansfeld. Er dachte durch Schlesien in die habsburgischen Erblande einzubrechen, dort den Aufstand zu entzünden und mit Bethlen Gabor in Verbindung zu treten. Doch schon stand ihm Wallenstein in der stark verschanzten Stellung an der Dessauer Elbbrücke derart in der rechten Flanke, daß er für seine rückwärtigen Verbindungen zu fürchten hatte. Deshalb griff er am 15./25. April in heldenmütiger Verwegenheit die kaiserlichen Schanzen an, doch mit furchtbaren Verlusten wurde er zurückgeworfen. Nur der Unthätigkeit Wallensteins und der Hilflosigkeit des neutralen Brandenburg hatte es Mansfeld zu verdanken, daß er Zeit behielt, seine Truppen wieder durch Werbungen auf einen ansehnlichen Stand zu bringen und Johann Ernst von Weimar an sich zu ziehen. Am 20. Juli überschritten beide die Grenze Schlesiens, wo nur schwache kaiserliche Abteilungen standen, und gelangten ohne wesentliche Hindernisse bis Öls. Aber ihre Hoffnung auf eine Erhebung des Landes erwies sich als eitel; was ihnen zulief, war nur verzweifeltes, hungerndes,

militärisch unbrauchbares Volk. Außerdem stimmten beide Führer keineswegs 1626. überein, denn Johann Ernst wollte sich in Schlesien festsetzen, nahm deshalb Kosel, Troppau, Jägerndorf, dem Mansfelder kam es dagegen auf die Verbindung mit Bethlen Gabor und den Vormarsch in das Herz Österreichs an, wo seit dem Mai 1626 im Lande ob der Enns die Bauern im vollen Aufruhr waren. Er besetzte deshalb den Jablunkapaß, um sich den Weg nach Ungarn zu sichern, und brach, um den Oberösterreichern zu Hilfe zu kommen, in Mähren ein. Hier aber stieß er Anfang September vor Olmütz auf Wallensteins weit überlegene Massen, der Ende Juli 60,000 Mann von der Elbe her unter entsetzlichen Verheerungen durch Schlesien herangeführt hatte. Es blieb ihm also nichts anderes übrig, als über die Jablunka nach dem ungarischen Waagthale hinabzusteigen. In der That, fast wider Verhoffen, schlug Bethlen los und vereinigte sich am 18. Oktober bei Gran mit dem auf 8000 Mann zusammengeschmolzenen Heere Mansfelds. Allein Wallenstein deckte die mährisch-österreichische Grenze, und da mörderische Seuchen beide Heere lichteten, so ließ der Siebenbürger Mansfeld im Stich. Am Erfolge hier verzweifelnd und schon schwer krank, übergab nun Mansfeld den Befehl über seine Truppen an Johann Ernst und dachte über Bosnien und Dalmatien das befreundete Venedig zu erreichen, da ereilte den unermüdlichen Kriegsmann in der Nähe von Serajewo der Tod. Er starb stehend im Harnisch, auf zwei Gefährten gestützt und hinausblickend ins Frührot des 30. November 1626. So war es ihm erspart, zu erleben, wie Bethlen im December den Waffenstillstand von Preßburg schloß und wie der gewaltige Bauernaufstand in Ober-Österreich verblutete.

Der Bauernkrieg in Ober-Österreich. Es war ein wirklicher Volkskrieg, der hier am 17. Mai 1626 begonnen hatte. Binnen wenigen Wochen hatte sein Führer Stephan Fadinger 70,000 Mann unter Waffen und das ganze Land nach Kreisen und Gemeinden mit Ausschüssen, Kriegsräten und Feldschreibern militärisch organisiert. Die meisten Städte schlossen sich an, die belagerte Landeshauptstadt Linz hielt sich nur, weil Fadingers Tod (28. Juni) den Zusammenhang der Aufständischen lockerte. So wurden die bayerischen Truppen in drei Vierteln des Landes der Empörung wieder Herr; doch als die Bauern des Hausruckviertels wiederholt siegten, da erhob sich abermals das ganze Land, und erst im November gelang es dem Grafen Pappenheim, in vier heißen Treffen die Bauern, deren wilde Todesverachtung er bewunderte, völlig niederzuwerfen. Ihrer 10,000 hatten den heldenmütigen Kampf mit dem Leben bezahlt; die gefangenen Führer wurden im März und April 1627 hingerichtet und nun auch der Adel zum Übertritt oder zur Auswanderung genötigt. Tschernembl starb als Geächteter 1628 in Genf.

Die Entscheidung in Norddeutschland. Auch in Norddeutschland war inzwischen die Entscheidung gegen die protestantische Sache gefallen. Christian IV. wollte durch Thüringen in das ligistische Süddeutschland einmarschieren und stand am 12. August bereits im Mainzischen Eichsfelde, als das Vordringen Tillys nach der grauenvollen Erstürmung Mündens und der Übergabe Göttingens (12. August) ihn zum Rückzuge auf Wolfenbüttel nötigte. Unterwegs bei Lutter

1626. am Barenberge wurde er eingeholt und zur Schlacht gezwungen. Trotz tapferen Widerstandes erlitt der König eine völlige Niederlage, die ihm 10,000 Mann und seine Geschütze kostete (17./27. August). Er behauptete sich allerdings bei Wolfenbüttel und in seinen Stellungen an der unteren Weser und Elbe, zog auch englische, schottische und selbst französisch-hugenottische Verstärkungen an sich, aber von einem Vormarsche nach Süden war keine Rede mehr und inzwischen ging in Österreich der Kampf zu Ende.

1627. Der Feldzug von 1627. In Nieder-Schlesien lagen seit Ende 1626 die Wallensteiner, die das eigne Land des Kaisers so furchtbar aussaugten, daß dies in sieben Monaten einen Schaden von ebensovielen Millionen Dukaten erlitt, in Ober-Schlesien und Westungarn standen noch die Reste des Mansfeldischen Heeres, doch nach Bethlens Abfall ohne Rückhalt, seit dem Tode Ernsts von Weimar (4./14. December 1626) ohne eigentliche Führung und auf 4000 Mann zusammengeschmolzen. So nahm ihnen bis zum August 1627 Wallenstein einen Platz nach dem anderen ab, nur geringe Reste schlugen sich nach Norden durch. Hier stand Georg von Braunschweig-Lüneburg als kaiserlicher General schon in den Marken südlich der Havel dem Markgrafen Georg von Baden-Durlach gegenüber, der hilflose Kurfürst aber hatte unter diesem Drucke sich ganz dem Grafen Schwarzenberg in die Arme geworfen und war selbst nach Preußen gegangen, dessen Neutralität im polnisch-schwedischen Kriege er im August 1627 förmlich erklärte, während in seinem clevischen Lande Spanier und Niederländer sich einlagerten, jene in Wesel, diese in Emmerich. Da nun eben damals sehr zur Unzeit England sich entschloß, die gar nicht in ihren kirchlichen Rechten, sondern nur in ihrer politischen Machtstellung bedrohten Hugenotten zu unterstützen und darüber mit Frankreich in Kampf geriet, so konnte Christian IV. auf Unterstützung von auswärts nicht mehr zählen. Vor der Übermacht der Kaiserlichen, die Anfang August die Havel überschritten, und Tillys, der bei Artlenburg über die Elbe ging, wichen deshalb die Dänen nach Holstein zurück. Als nun vollends Wallenstein sich bei Lauenburg mit Tilly vereinigte, und beide Feldherren mit über 30,000 Mann in zwei Heersäulen vorgingen, da räumten die Dänen fast widerstandlos auch Schleswig, so daß die Gegner, ihre Hauptmasse bei Kolding einholend und zersprengend, ganz Jütland besetzten bis Kap Skagen hinauf. Nur die Inseln blieben dem König.

Die Lage in Norddeutschland. Das dänische Festland und der deutsche Norden lagen den Habsburgern zu Füßen, die kaiserlichen Generale aber errichteten neue Musterplätze, um das Heer ins Ungemessene zu vergrößern, ohne daß Wallenstein im mindesten nach dem kaiserlichen Hofe gefragt oder ihm jemals Rechnung gelegt hätte, denn schon 1626 erklärte er rundweg: „dies Heer ist mein", er war seinem Kriegsherrn völlig über den Kopf gewachsen. Und da dieser wiederum für den Unterhalt seiner Armee nicht das mindeste leistete, so schrieben seine Befehlshaber, noch ganz abgesehen von den rohesten Plünderungen ihrer Soldateska, in protestantischen wie in katholischen Landschaften Lieferungen und Kriegssteuern aus, ohne die Landesherrschaften auch nur zu benachrichtigen.

Selbst die Liga mußte sich schon im April 1627 aufs bitterste über diese Lasten beschweren, natürlich fruchtlos, weil der kaiserliche Hof gegen Wallenstein weder auftreten konnte noch auch nur ernstlich wollte und auch keine Mittel hatte, die Truppen abzulohnen. Dann erhoben auf dem Kollegiattage von Mühlhausen im Oktober 1627 die Kurfürsten beider Konfessionen neue Klagen und verhandelten 1627.
zugleich über den Ausgleich mit Dänemark und der Pfalz, um den Frieden endlich wiederherzustellen; beides aber blieb schon deshalb fruchtlos, weil Maximilian von Bayern mit dem Kaiser sich nicht im Ernste entzweien durfte, so lange die Fragen über die endgültige Verleihung der Kurwürde und das Schicksal der Pfalz nicht zu seinen gunsten entschieden waren. Das geschah erst in dem Wiener Vertrage vom 22. Februar 1628, der im vollen Widerspruch mit der Goldnen 1628.
Bulle, also dem Reichsrecht, Maximilian die Oberpfalz und den rechtsrheinischen Teil der Unterpfalz einräumte, ja ihm sogar die erbliche Übertragung der Kur auf die Oberpfalz zusicherte, während er nunmehr das verpfändete Ober-Österreich zurückgab. Die militärischen Lasten milderten sich also keineswegs, und sie legten sich mit unerträglichem Drucke besonders auf das evangelische Norddeutschland.*) Diese brutale Säbelherrschaft und Raubwirtschaft kaiserlicher Söldnerführer verzehrte mit reißender Schnelligkeit zwecklos und nutzlos das Volksvermögen, sie löste die landesherrliche und kreisständische Verwaltung thatsächlich auf, ja selbst die socialen Verhältnisse, denn alle kräftigen und zuchtlosen Elemente drängten sich zu den Fahnen. Es war eine Revolution der ärgsten Art, sich fortwälzend verwandelte sie einen Landstrich nach dem anderen in Schlacke.

Habsburgische Herrschaftspläne Aber es drohte noch mehr. In Wien dachte man alles Ernstes daran, nunmehr nach dem Gutachten des Pater Lamormaini (Anfang 1628), die unumschränkte Gewalt des habsburgischen Kaisertums über Deutschland mit Hilfe dieser fortwährend anschwellenden Heeresmacht zu verwirklichen, vor allem die Landesherren, die sich am niedersächsischen Kriege beteiligt hatten, des Reiches ungefragt als Rebellen zu entsetzen, wie einst den Kurfürsten von der Pfalz und die böhmischen Edelleute. Am 19. Januar 1628 äch- 1628.
tete der Kaiser die **Herzöge** von **Mecklenburg**, am 1. Februar erhielt Wallenstein dies Land zunächst als Pfand für seine Auslagen, die er auf 3 Millionen Gulden berechnete, in Güstrow empfing er die Huldigung der Stände. Im Besitz des wertvollen Küstenlandes und bald auch Herr der pommerschen Häfen strebte er weiter nach Zielen, die gewiß im deutschen Interesse waren, aber ohne die Mitwirkung der Nation sich niemals verwirklichen ließen, und diese mußte sich ihnen damals versagen. Eine kaiserliche Flotte sollte sich auf der Ost- und Nordsee bilden, er selber wollte als „General des baltischen und oceanischen Meeres" an die Spitze dieser Rüstungen treten, die einen neuen Abschnitt in dem großen

*) In den Marken erreichten bis Ende 1628 die Lieferungen und Kriegssteuern die Summe von 200 Tonnen Goldes (etwa 2,200,000 Gulden, also über 4 Millionen Reichsmark), im Stift Magdeburg berechnete man sie bis zum September 1627 auf 687.000 Thaler, das Stift Halberstadt zahlte an Wallenstein persönlich wöchentlich 7000 Thaler Tafelgelder, von den Reichsstädten wurden bis 1627 etwa 3 Millionen Thaler erpreßt.

Kampfe um das dominium maris baltici anzukündigen schienen. Österreichisches und spanisches Interesse wirkten hier zusammen, da es den Spaniern vom höchsten Werte sein mußte, den blühenden Ostseehandel der Niederländer, „die Mutter aller ihrer Commercien", zu zerstören, und auch die hansischen Städte hoffte man dafür zu gewinnen. War doch deren Gegensatz zu den Holländern alt und begründet, ihr Verkehr mit Spanien auch damals noch ein ziemlich reger.
1627. Von solchen Plänen ganz durchdrungen, machte schon im Oktober 1627 Graf Ludwig von Schwarzenberg als kaiserlicher Gesandter dem Rate von Lübeck und durch ihn den wendischen Städten den wohldurchdachten Vorschlag, unter kaiserlichem Schutze eine hansisch-spanische Handelsgesellschaft zu begründen, die den ganzen Verkehr zwischen Spanien und den Nordmeeren ausschließlich in die Hand nehmen sollte. Doch der Hansatag von Lübeck (Februar 1628), an den die ganze Frage verwiesen wurde, lehnte mißtrauisch die Anträge des Kaisers und die weitere Forderung, für ihn Kriegsschiffe aufzustellen, ab. Denn mehr als die Städte von jenen Vorteile für sich erhofften, fürchteten sie die Feindschaft der nordischen Mächte und die Gewaltherrschaft kaiserlicher Generale, wie sie eben jetzt Wallenstein gegen eine Hansestadt, gegen Stralsund, in Anwendung brachte.

Wallenstein und Stralsund. Stralsund hatte schon zu Ende 1627 seine Forderung, eine Besatzung aufzunehmen, mit Geldzahlungen abgekauft, und als er dann trotzdem den Dänholm im Strelasunde, der den Hafen der Stadt völlig beherrscht, besetzen ließ, seine Truppen von der Insel vertrieben. Deshalb befahl er
1628 im Februar 1628 seinem Generallieutenant, dem Brandenburger Hans Georg von Arnim, die Stadt einzuschließen. So trafen vor den Wällen der alten, hochgetürmten Stadt die größten Interessen im Kampfe aufeinander: hier der Gedanke unumschränkter Gewalt des habsburgischen Kaisertums und der römischen Kirche, dort der trotzige Entschluß einer vereinzelten Gemeinde, ihre staatliche und kirchliche Freiheit bis zum äußersten zu behaupten; noch einmal griff das deutsche Bürgertum selbständig in eine welthistorische Entscheidung ein. Doch hinter Stralsund standen schon die nordischen Mächte. Im Mai warf Christian IV. 600 Mann in die Stadt, dann Gustav Adolf schwedische Truppen; am 25. Juni schloß er mit Stralsund ein Schutz- und Trutzbündnis auf 20 Jahre. Da erschien Wallenstein, nachdem er zuvor den Kurfürsten von Brandenburg durch das Versprechen, sein Erbrecht auf Pommern anzuerkennen, für sich gewonnen hatte, zu Ende Juni mit 20,000 Mann samt trefflicher brandenburgischer und pommerscher Artillerie vor der Stadt. Drei Wochen tobte der Kampf um die drei schmalen Dämme, welche die Inselstadt mit dem Festlande verbinden, der zähe Mut dieser Bürgerschaft war nicht zu brechen, und als gar im Rücken der Kaiserlichen, bei Wolgast, 8000 Mann Dänen landeten, da hob Wallenstein am 15./25. Juli die Belagerung auf und wandte sich gegen die Dänen, die er am 22. August/2. September bei Wolgast schlug und auf ihre Schiffe zurückwarf. Kurze Zeit nachher wies die Hansa endgültig die erneuten kaiserlichen Vorschläge ab, ja Lübeck und Bremen setzten sich in Verteidigungszustand. Trotzdem arbeitete Wallenstein an seinen Seerüstungen

eifrig weiter, auch eine spanische Flotte zeigte sich in der Ostsee, aber der große Entwurf war gescheitert.

Der Friede von Lübeck. Die daraus sich ergebende Unmöglichkeit, den Krieg auch nach den dänischen Inseln zu tragen, die drohende Haltung Schwedens, das im Februar 1629 mit Dänemark zur gemeinsamen Verteidigung der beider- 1629.
seitigen Rechte in der Ostsee sich verband, der aufsteigende Konflikt um die mantuanische Erbschaft (s. S. 753), endlich die zunehmenden Zwistigkeiten mit der Liga bewogen den Kaiser, Christian IV. gegenüber mildere Bedingungen zu gewähren, doch schloß Wallenstein Schweden und Stralsund von dem Friedenskongreß in Lübeck aus. Schon am 2./12. Mai 1629 wurde der Friede von Lübeck unterzeichnet. Christian IV. erhielt seine Länder zurück, verzichtete dagegen auf die norddeutschen Stifter seines Sohnes und auf jede Einmischung in die deutschen Dinge.

Die Höhe der habsburgischen Macht; das Restitutionsedikt. Damit stand die kaiserliche Gewalt über ganz Deutschland fest. Sie war auf ihrer stolzesten Höhe. Jetzt wurde es Ernst mit dem Systeme, das die österreichischen Erblande zu Grunde gerichtet hatte. Am 16. Juni erhielt Wallenstein die erbliche Belehnung mit dem Herzogtum Mecklenburg; er gewährleistete den Ständen ihr lutherisches Bekenntnis und setzte einen Protestanten zum Statthalter ein. Für Tilly war das Fürstentum Calenberg, für Pappenheim Wolfenbüttel, für Graf Schlick das magdeburgische Querfurt in Aussicht genommen; 6000 begüterte Edelleute Norddeutschlands, darunter auch brandenburgische, standen auf der Ächtungsliste. Und wie die Habsburger über das Reichsrecht hinwegschritten, so wollten sie auch die jesuitische Auffassung des Religionsfriedens zur Geltung bringen, um so die alten Beschwerden der katholischen Reichsstände gründlich zu erledigen. Ein kaiserliches Edikt vom 6. Februar 1629 erklärte die Calvinisten des Religionsfriedens für unteilhaftig und sprach die Absicht aus, „sie mittels göttlicher Hilfe zu vertilgen"; am 6. März unterzeichnete dann der Kaiser das Edikt, „die Restitution der geistlichen Güter betreffend". Alle seit dem Augsburger Frieden eingezogenen reichsunmittelbaren Stifter und alle seit dem Passauer Vertrage von den Landesherren säkularisierten reichsmittelbaren geistlichen Güter sollten den Katholiken wieder übergeben werden, wobei ausdrücklich den geistlichen Fürsten das Reformationsrecht vorbehalten wurde. Das betraf allein in den beiden sächsischen Reichskreisen 120 Stifter, es bedrohte die evangelischen Fürstengeschlechter mit dem Verluste des besten Teiles ihres Kammergutes und des bisher festgehaltenen Anteiles an den Bistümern und Abteien, es stellte in Verbindung mit jenen Konfiskationen dem Protestantismus in den meisten Gegenden des Reiches die Vernichtung, überall die Verkümmerung in Aussicht; das ganze geistige Leben, die gesamte nationale Bildung, wie sie unter seinem Einflusse seit einem Jahrhundert aufgewachsen war, sollte ertötet werden zu gunsten einer fremden, ihr im tiefsten Kerne des Wesens feindlichen Richtung. Unter dem heuchlerischen Scheine des formalen Rechtes war es eine furchtbare, radikale Revolution, die das Haus Habsburg über die Deutschen bringen wollte, und doch ist eine Revolution nur dann

berechtigt, wenn sie einem höheren Rechte, einem unwiderstehlichen Lebensbedürfnis zum Siege verhilft; damals aber war der deutsche Kaiser des deutschen Volkes Todfeind geworden. In seiner monarchischen Gewalt, die das zerrissene Deutschland zu einigen gedachte durch die rohe Faust vaterlandsloser Söldnerbanden und den kirchlichen Zwiespalt lösen wollte durch die Zerstörung seines eigentümlichen Lebens, konnten die Deutschen nimmer eine nationale Staatsgewalt sehen, sondern nur eine erstickende Fremdherrschaft. Ihr aufs äußerste zu widerstehen war ihr Recht und ihre Pflicht, selbst mit fremder Hilfe, denn eine Nation hat unter Umständen noch mehr zu verlieren, als ihren staatlichen Zusammenhang. Gehäufte Schuld der Fürsten und des Volkes beider Bekenntnisse hatte Deutschland in diese furchtbare Lage gebracht.

Die Durchführung des Restitutionsediktes begann. Kaiserliche Kommissare erzwangen, wo nötig mit militärischer Gewalt, überall in Schwaben und Franken die Rückgabe der geistlichen Güter. Im Norden erreichte Ferdinand II. die Erhebung seines Sohnes Leopold Wilhelm, eines Knaben (geb. 1614), zum Bischof von Halberstadt, Bremen und Osnabrück, schließlich auch unmittelbar vom Papste Urban VIII. seine Ernennung zum Erzbischof von Magdeburg, nachdem hier das Domkapitel schon 1628 den Brandenburger Christian Wilhelm abgesetzt hatte und dem darauf postulierten sächsischen Prinzen August die kaiserliche Bestätigung versagt worden war. Um die widerstrebende Stadt zur Nach-
1629. giebigkeit zu nötigen, ließ sie Wallenstein seit dem April 1629 einschließen, hob aber im Oktober die Blokade wieder auf, weil die Hansestädte und Holland mit bewaffneter Hilfe drohten und er persönlich mit dem Restitutionsedikt schlechterdings nicht einverstanden war. Ja die Bedrohung Magdeburgs brachte dort nur die entschieden protestantisch-demokratische Partei ans Ruder, die erst dem kaiserlich gesinnten Rate 18 „Plenipotenzer" als Vertreter der Bürgerschaft zur Seite setzte, im Frühjahr 1630 den Rat selber stürzte, eine demokratische Verfassung aufrichtete und mit Christian Wilhelm über seine Rückkehr verhandelte.

Zunehmende Verwickelung. So regte sich der Widerstand gegen die kirchliche Reaktion im Norden, gleichzeitig mit der Opposition gegen die kaiserliche Militärherrschaft, welche vor allem von der Liga ausging. Schon der Bundestag von Bingen im Juli 1628 hatte aufs neue die Herabminderung der kaiserlichen Heeresmacht verlangt, ohne damit viel zu erreichen. Daher erneuerte der Bundestag zu Heidelberg im Februar 1629 seine Forderung in den bestimmtesten Ausdrücken und beschloß zugleich 27,000 Mann zu Fuß und 4000 Reiter in Bereitschaft zu halten. Als nun die vier katholischen Kurfürsten im November ihre Beschwerden aufs dringendste wiederholten und die drohende Warnung hinzufügten, daß, wenn der Kaiser sie nicht erledige, die Reichsstände mit den ringsum lauernden Feinden sich verbinden würden, da entschloß sich Ferdinand II. einen Kurfürstentag nach Regensburg zu berufen. Er hoffte hier gegen einige Zugeständnisse die Unterhaltskosten seines Heeres oder mindestens die seiner Entlassung auf die Reichsstände abzuwälzen, die Wahl seines Sohnes Ferdinand (III.) zum römischen König zu sichern und das Reich zum Vorgehen gegen die Niederlande zu gewinnen.

Der Mantuanische Erbfolgestreit. Doch in diesem Augenblicke machte sich bereits die Gegenwirkung Frankreichs entscheidend fühlbar. Während Kardinal Richelieu auf der einen Seite den Schweden freie Hand gegen Österreich zu schaffen sich bemühte (s. unten), unterstützte er auf der anderen nach hundertjährigem französischem Brauche die reichsfürstliche Opposition gegen den Kaiser. Zu beiden war er imstande, denn den Kampf gegen die Hugenotten hatte das Edikt von Nimes (27. Juni 1629) mit der Gewährleistung ihrer kirchlichen Rechte in staatskluger Duldsamkeit, die aufs grellste von der Brutalität des Restitutionsediktes abstach, soeben beendet, und schon am 4. April 1629 war der Friede mit England geschlossen worden. Er hatte aber auch dringende Gründe zu einem feindlichen Auftreten, denn der Mantuanische Erbfall nach dem Aussterben des Hauses Gonzaga 1627 trieb Frankreich zu dem Versuche, dem nächst berechtigten Bewerber Karl von Nevers in Mantua (und Montferrat) zur Herrschaft zu verhelfen, um so im Einverständnis mit Papst Urban VIII. und Venedig der spanischen Übermacht in Italien entgegenzutreten; der Kaiser aber hatte gemäß seinem Versprechen von 1617 (s. S. 727) auf den Antrag Spaniens das Herzogtum als erledigtes Reichslehen zunächst in Verwahrung zu nehmen beschlossen und noch i. J. 1629 26,000 Mann seiner Truppen unter Collalto nach Italien geschickt, welche im Juli 1630 Mantua erstürmten und plünderten.

Der Kurfürstentag von Regensburg. In dieser äußerst gespannten Lage trat Mitte Juni 1630 der Kurfürstentag in Regensburg zusammen, in dem 1630. Augenblicke, da Gustav Adolf sich zur Landung in Pommern anschickte. Der Kaiser mit seinen Räten, die meisten Kurfürsten, an ihrer Spitze Maximilian von Bayern, aber auch französische und spanische Gesandte hatten sich hier zu einer der größten diplomatischen Schlachten des Jahrhunderts eingefunden. So heillos war Ferdinands Sache verfahren, daß er einer Niederlage nach der einen oder anderen Seite gar nicht entgehen konnte. Widerstrebte er den Forderungen der Kurfürsten, so trieb er mindestens die Liga unfehlbar den Franzosen in die Arme; gab er nach, so verzichtete er auf die bisherigen Erfolge seines Feldherrn, die er, so unbotmäßig dieser sich verhielt, doch rücksichtslos ausgenützt hatte, und überließ Maximilian von Bayern wieder die Führung in den deutschen Dingen; in beiden Fällen blieb die Gegnerschaft der Protestanten bestehen, falls er nicht das Restitutionsedikt aufhob, und das hätte wieder die Liga nicht zugelassen. So kam, was kommen mußte. Von seinen Forderungen setzte der Kaiser nicht eine durch. Am 13. August willigte er in die Entlassung Wallensteins, der sich gegen die Erwartung ohne Widerspruch fügte, weil er sicher war, daß seine Stunde nochmals schlagen werde, dann verstand sich Ferdinand nach längeren Verhandlungen zu einer Neuordnung des Heerwesens. Die kaiserliche Armee sollte auf 40,000, die ligistische auf 20,000 Mann herabgesetzt, der Unterhalt beider von den Kreisen übernommen werden. Den Oberbefehl auch über die Kaiserlichen erhielt Tilly, doch mit wesentlich beschränkten Befugnissen. Trotz solcher Zugeständnisse lehnten die Kurfürsten die Wahl Ferdinands (III.) rundweg ab und ebensowenig wollten sie von einem Vorgehen gegen die Niederländer etwas hören; selbst die Acht über

Friedrich V. wurde thatsächlich aufgehoben. Eine ebenso vollständige Niederlage erlitt die kaiserliche Politik gegenüber Frankreich. Im Frieden von Chierasco mußte der Kaiser die Belehnung Karls von Nevers mit Mantua ohne jede französische Gegenleistung zugestehen und seine Truppen aus Italien zurückziehen. Als am 12. November der Kurfürstentag geschlossen wurde, waren die politischen Pläne der Habsburger zertrümmert. Um so fester hielten sie am Restitutionsedikt, obwohl Brandenburg und Sachsen in fast drohender Sprache sich seiner Durchführung mit allen Mitteln widersetzen zu wollen erklärt hatten und selbst Fürst Eggenberg dringend Nachgiebigkeit empfahl. Wäre damals eine irgendwie haltbare Übereinkunft in dieser wichtigsten aller schwebenden Fragen erfolgt, so wäre der innerdeutsche Krieg beendet gewesen. Daß die protestantischen Fürsten zu schwach waren, um eine solche durchzusetzen, und die katholischen zu verblendet, um sie zuzugestehen, das und das allein gab Gustav Adolf von Schweden die Möglichkeit eines großen Erfolges und verlängerte den schrecklichen Krieg um volle 18 Jahre.

Gustav Adolfs Stellung und Entschluß. Gustav Adolf hatte die deutschen Verhältnisse stets scharf im Auge behalten, aus diesem Grunde seit 1626 den Kriegsschauplatz nach der unteren Weichsel verlegt, dann Stralsund unterstützt und an sich gefesselt. Schon 1628 war er entschlossen, den Krieg nach Deutschland zu tragen und sich in Westpreußen gegenüber Polen auf die Verteidigung zu beschränken. Da man diese Absicht aber auch auf der anderen Seite erkannte, so sandte Wallenstein zu Anfang 1629 10,000 Mann unter Arnim den Polen zu Hilfe. Noch ehe diese anlangten, waren die Schweden nach ihrem Siege bei Gorzno (Februar) bis Thorn vorgedrungen, wichen dann aber zurück und beschränkten sich nach der Niederlage bei Stuhm 17./27. Juni auf die Verteidigung des reichen Weichselwerders. Jedenfalls war ihnen in diesem Jahre ein Eingreifen in Deutschland unmöglich gemacht, und inzwischen beendete der Lübecker Friede dort den Krieg.

Um so dringender wünschte Frankreich i. J. 1630, den König zu einer Landung in Deutschland zu bestimmen, und da auch der polnische Adel des verlustvollen Kampfes müde war, so gelang der französischen Vermittelung der Abschluß einer sechsjährigen polnisch-schwedischen Waffenruhe in Altmark bei
1629. Stuhm am 16./26. September 1629, an der auch das Herzogtum Preußen Anteil nahm. Den Schweden blieben bis auf weiteres Livland, Memel, Pillau, Elbing und der größte Teil des Danziger Werders. Als ein neues Glied war damit Preußen dem Küstenringe angeschlossen, mit dem Schweden die Ostsee umspannte; mit raschen Schritten strebte es der Vollendung seines dominium maris baltici zu. „Eine aufsteigende Sonne" nannte den Schwedenkönig damals Kardinal Richelieu, „den Löwen aus Mitternacht" sahen in ihm die deutschen Protestanten.

Wenn er aber das Schwert zog gegen Österreich, so konnte solchen verwegenen Entschluß nur die höchste Gefahr des eignen Landes rechtfertigen. Dem drohenden, von Wallenstein bereits geplanten Angriff der habsburgischen Macht, der auf die Dauer Polen seine Unterstützung nicht versagt hätte, konnte er nur dadurch

zuvorkommen, daß er sich in Deutschland festsetzte, Pommern als mächtige „Ostseebastion" für Schweden eroberte. Dies schwedische Interesse fiel aber in diesem Augenblicke zusammen mit dem des protestantischen Deutschland, ja überhaupt der evangelischen Welt. Wenn Gustav Adolf den Protestantismus in Schweden retten wollte, so mußte er ihn in Deutschland retten. Das war die große, weltgeschichtliche Fügung.

Doch wie konnte das zwar weit ausgedehnte, aber dünn bevölkerte, arme und höherer Kultur außer in den deutschen Provinzen noch entbehrende Schweden den Kampf aufnehmen gegen die größte Macht dieser Zeit? War es doch sogar ohne Bundesgenossen. Dänemark lag am Boden, die Niederlande hatten mit sich selbst zu thun, England hatte sich seit 1629 von der großen Politik zurückgezogen, Frankreich wollte höchstens Hilfsgelder zahlen, der rührige Bethlen Gabor, mit dessen Abgesandten in Danzig unterhandelt wurde, starb am 5./15. November 1629 und auf die deutschen Evangelischen war erst zu rechnen, wenn der König einen großen Sieg erfocht. Da erlebte die Welt abermals, daß in großen Entscheidungen nicht Reichtum und Bildung den Ausschlag geben, sondern der sittliche Wille, der Charakter.

Gustav Adolf wußte seinen stolzen Adel, dessen Einfluß auf das Staatsleben er eher verstärkte als schwächte, auch zum Dienste für den Staat zu erziehen; er sicherte seinem Volke die Wohlthaten einer raschen, unparteiischen Rechtspflege, er förderte umsichtig den aufblühenden Handel und Bergbau und wußte ihn durch ein neues Zollsystem für die Staatskassen nutzbar zu machen, er schuf endlich ein schwedisches Volksheer, indem er die kriegstüchtigen Bauern jedes Bezirks zu einer Schwadron oder Kompagnie formierte, den festen Kern für die später viel zahlreicheren geworbenen, insbesondere deutschen Truppen, und er gab diesem Heere eine neue Taktik und Bewaffnung. Die Pikeniere erhielten leichtere Panzer und Piken, die Musketiere seit 1630 das Steinschloßgewehr anstatt des schwerfälligen Luntengewehrs, neben die schwere Artillerie stellte er leichtbewegliche eiserne „Regimentsstücke" und die mehr berühmten als bewährten „Lederkanonen" (kupferne, mit Eisenringen und Tauwerk verstärkte Rohre in buntbemalter Lederhülse); für Minier-, Schanz- und Brückenwesen wurden besondere Abteilungen gebildet, auch für Lazarete und Verpflegung ungleich besser gesorgt als sonst. Weiter ersetzte er die wuchtigen, aber schwerfälligen spanischen Bataillone durch die „Brigade", eine Verbindung von drei Pikenier- und vier Musketierabteilungen in der Form eines umgekehrten T; er bahnte zuerst das Ineinandergreifen der verschiedenen Waffengattungen an, indem er zwischen die Reiterregimenter Musketierfähnlein einschob, und ging ebenso zuerst zu der Aufstellung eines zweiten (Reserve-) Treffens über.

Doch alle diese großen Fortschritte gewannen ihre volle Bedeutung erst durch die Persönlichkeit des Königs. Als Sohn Karls IX. von einer deutschen Mutter, der stolzen Christina von Holstein, am 9./19. December 1594 im Schlosse von Stockholm geboren und von schwedischen wie deutschen Erziehern aufs sorgfältigste in humanistischer Bildung geschult, erwarb der frühreife und wissensdurstige Knabe bei glänzender Begabung die Herrschaft über sieben fremde Sprachen,

von denen er das Deutsche fließend und rein, wie seine Muttersprache redete, und eine vortreffliche Geschichtskenntnis; dazu fügte er bald die praktische Übung in staatlichen und militärischen Dingen, denn seit seinem zehnten Jahre zog der zärtlich stolze Vater den Liebling zu den Sitzungen des Reichsrates hinzu und nahm ihn mit auf seine Feldzüge. Was dem 17jährigen Könige bei seiner Thronbesteigung 1611 etwa noch fehlte, erwarb er sich dann in unaufhörlichen Kämpfen und Verhandlungen mit Dänen, Polen und Russen. Er war ein König und ein Held vom Wirbel bis zur Zehe in seiner Erscheinung wie in seinem Wesen, ein Germane und ein Protestant. Eine imposante, hochgewachsene wuchtige Gestalt mit hellblondem Haar, weißer Hautfarbe und blauen Augen erschien er den Deutschen vertraut wie ein Landsmann Dem entsprach sein Wesen; alles in ihm war „Konsequenz, Entschlossenheit, markige Thatkraft". Ihm vertraut zu sein konnten wenige sich rühmen, wie sein Kanzler Axel Oxenstjerna; verschlossen vielmehr, streng, unnahbar erschien er seiner Umgebung im Dienst. Im Bewußtsein seiner geistigen Überlegenheit mutete er ihr das schwerste zu und forderte blinden, unbedingten Gehorsam, was deutsche Reichsfürsten zuweilen schwer empfanden, aber er durfte es. Denn seine Pläne entwarf er mit genialer Umsicht und durchdringendem Scharfblick, immer hielt er den großen Zusammenhang der europäischen Dinge im Auge, mit instinktiver Sicherheit traf er den rechten Weg. Und wie fest und straff wußte er seine Heere zu leiten, in eiserner, auf religiösem Geiste beruhender Kriegszucht! Doch dieser kühl erwägende gebieterische Feldherr und Staatsmann war im Grunde seines Wesens ein leidenschaftlicher und gemütstiefer Mensch. Wie oft hat ihn seine altgermanische Kampfesfreude in tötliche Gefahr gebracht, wie aufrichtig und warm war seine evangelische Frömmigkeit; wie bewies er dem gemeinen Manne jene von Herzen kommende Leutseligkeit, die sein Heer und die Massen des protestantischen Volkes noch mehr an ihn fesselte als seine Größe! Herzliche Liebe widmete er seiner Gemahlin Eleonore von Brandenburg, für seine einzige Tochter und Erbin Christine sorgte er mit warmer Zärtlichkeit, und seine Liebenswürdigkeit war, wenn er wollte, ebenso unwiderstehlich wie seine naturwüchsige, schlagende Beredsamkeit. Und echt germanisch war es auch, daß er wohl einsam über seiner Laute träumte und selber die Lieder dichtete, unter deren Klängen seine Schweden ins Feuer gingen. Er war kurz und gut der einzige wahrhaft große Mann dieser entsetzlichen 30 Jahre und wie seinen Erlöser, seinen nationalen Helden hat ihn bald das Volk des protestantischen Deutschland begrüßt.

Gustav Adolfs Landung; Eroberung Pommerns. Bereits im Juni 1629 hatte der König sich vom Reichstage die Ermächtigung zum Angriffskriege in Deutschland erteilen lassen, im November hielt er mit seinem Reichsrate die letzten Beratungen ab. Von seinem Heere, gegen 76,000 Mann, bestimmte er
1630. die gute Hälfte für den deutschen Krieg. Am 19. Mai 1630 nahm er, seine kleine kaum vierjährige Tochter Christine auf dem Arme, ergreifenden Abschied vom Reichstage, doch hielten widrige Winde die in den Stockholmer Schären bereit liegende Flotte lange zurück, erst am 17. Juni lichtete sie die Anker und sah

sich am 26. Juni angesichts der langgestreckten hohen Waldküste von Usedom. 1630.
Dort am Ausfluß des damals wichtigsten Oderarmes beim Dorfe Peenemünde landeten zunächst 13,000 Schweden, durch Stralsund und Rügen, dessen eben damals Oberst Leslie sich bemächtigt hatte, im Rücken gedeckt. Die in Pommern stehenden Kaiserlichen, 17,000 Mann unter Conti, waren ihnen somit weit überlegen, doch zerzettelt, schlecht geführt und durch das Wallensteinische Raubsystem gründlich demoralisiert, leisteten sie keinen nachhaltigen Widerstand. Binnen wenigen Tagen waren Usedom und Wollin, also sämtliche Odermündungen, in des Königs Händen; am 10. Juli nötigte er die Landeshauptstadt Stettin zur Übergabe und den alten ratlosen Herzog Bogislaw XIV. zum Anschluß. Bald behaupteten die Kaiserlichen an der pommerschen Küste nur noch Colberg und Greifswald, die Hauptmasse zog sich in ein verschanztes Lager bei Garz und Greifenhagen zurück. Aber noch im December brachte Gustav Adolf auch diese Stellung durch raschen Stoß in seine Hand. So war bis Ende d. J. 1630 Pommern fast vollständig erobert und bildete nun in Verbindung mit Preußen die Basis für das weitere Vorgehen der Schweden, das ihnen ein Subsidienvertrag mit Frankreich (13. Januar 1631) erleichtern sollte.

Gustav Adolf gegen Mecklenburg und Schlesien. Für dies Frühjahr stellte der König zwei Heere auf; das eine sollte Pommern decken, mit dem zweiten dachte er selbst durch Mecklenburg, dessen Grenzfestung Ribnitz schon seit dem September in seinen Händen war, und die Elbe aufwärts nach Magdeburg vorzudringen. Denn Ende Juli 1630 war der entsetzte Administrator Christian Wilhelm dahin zurückgekehrt und hatte ein Bündnis mit Gustav Adolf abgeschlossen, der ihm im Oktober seinen Hofmarschall, den trefflichen Dietrich von Falkenberg, einen geborenen Hessen, zur Unterstützung sandte. Es war das erste Beispiel des freiwilligen Übertritts eines deutschen Gemeinwesens zu den Schweden und das letzte einer selbständigen städtischen Politik, freilich nur das Werk einer entschlossenen Minderheit in der Bürgerschaft, deren mattherzige Mehrheit des Kampfes müde war und einer Verständigung mit dem Kaiser zuneigte. Schon waren die Schweden in Mecklenburg eingerückt und standen längs der Recknitz und Tollense, auf Demmin und Neu-Brandenburg gestützt, da kam Tilly selbst heran, erstürmte und verwüstete Mitte März 1631 das tapfer verteidigte Neu-Brandenburg. Um ihn von dort abzuziehen, wandte sich der König plötzlich nach der Oder, nahm am 3. April Frankfurt, am 16. Landsberg an der Warthe, brachte damit die Pässe nach Schlesien in seine Hand und verbreitete Schrecken bis nach Wien und München, wo man bis jetzt über den „Schneekönig“ gespottet hatte, dessen Macht zerschmelzen werde, je weiter er nach Süden vordringe. Allein statt sich dadurch nach dem Osten abziehen zu lassen, warf sich Tilly mit ganzer Macht auf Magdeburg.

Belagerung Magdeburgs. Hier war es Falkenbergs eifriger Thätigkeit trotz schwacher Mittel und der Unfähigkeit Christian Wilhelms gelungen, durch eine Reihe vorgeschobener Werke auf dem rechten Elbufer den Kreis der Befestigungen so zu erweitern, daß es auch dem Ungestüm Pappenheims, der

schon im November 1630 mit 10,000 Mann vor der Stadt erschien, nicht möglich gewesen war, sie völlig einzuschließen. Aber Ende März lagerte sich Tilly
1631. mit 30,000 Mann vor Magdeburg, bald waren fast sämmtliche Außenwerke in seinen Händen, und als er von seinem vergeblichen Zuge zum Entsatze Frankfurts a. O. zurückgekehrt war, begannen Anfang Mai die Kaiserlichen die förmliche Berennung des Nord- und Südwalles von der Neustadt und der Sudenburg her, die Falkenberg hatte abbrennen lassen, verhandelten dazwischen aber auch mit der Stadt, um ihre Übergabe vor dem Eintreffen des Königs herbeizuführen.

Der Konvent von Leipzig. Hätten sich in diesem Augenblicke die beiden norddeutschen Kurfürsten entschlossen auf seine Seite gestellt, so war Magdeburg gerettet, aber in kurzsichtiger, wenngleich an sich ehrenwerter reichspatriotischer Bedenklichkeit und vielleicht noch mehr aus Angst vor der kaiserlichen Rache hatten sie einen Mittelweg eingeschlagen. Aufgefordert vom Kurfürsten von Sachsen hatten sich im Februar die meisten evangelischen Reichsstände in **Leipzig** über eine bewaffnete Neutralität verständigt und, freilich jeder nur auf seine Hand, Rüstungen begonnen Erst als Gustav Adolf am 3/13. Mai drohend vor Berlin erschien, verstand sich sein Schwager, Kurfürst Georg Wilhelm, dazu, ihm bis zur Entscheidung des Kampfes um Magdeburg seine Festung Spandau einzuräumen. Doch während der König bis Potsdam vorrückte und hier ungeduldig der Antwort Johann Georgs auf seine Bitte, ihm den Elbübergang bei Wittenberg zu gestatten, harrte, fiel Magdeburg.

Der Fall Magdeburgs. Schon hatte Pappenheim Bresche in den Nordwall gelegt und in der Stadt gingen mit den Munitionsvorräten auch die Kräfte und der Mut zu Ende, da beschloß am 9./19. Mai der Rat auf Tillys Ersuchen, über die Kapitulation zu verhandeln. Die Belagerungsbatterien stellten wirklich das Feuer ein, wurden teilweise sogar abgefahren und zum erstenmale seit Wochen genoß die erschöpfte Stadt eine ruhige Nacht. Um so schrecklicher sollte ihr Erwachen sein. Denn während im Morgengrauen des 10./20. Mai der Rat wegen der Übergabe verhandelte und Falkenberg eifrig dagegen sprach, erstiegen die Kaiserlichen auf der Nordseite die nur noch schwach besetzten Wälle und gewannen so durch heimtückischen Überfall den Eingang in die Stadt. Im verzweifelten Straßenkampfe fällt Falkenberg, der Administrator wird verwundet und gefangen, und nun kommen alle Greuel, deren entmenschte Söldnerbanden fähig waren, Mord und Plünderung, Marter und Schändung über die unglückselige Stadt. Inmitten dieser grauenvollen Scenen bricht Feuer aus; vom Winde getragen ergreift der Brand Straße um Straße, teils veranlaßt von Pappenheim, der eingestandenermaßen einige Häuser anzünden ließ, um den Widerstand zu brechen, teils wohl von Falkenberg und entschlossenen Verteidigern angelegt, welche die gewonnene Beute den Siegern vernichten wollten. Am Abend ist Magdeburg nur noch eine wüste Masse glühender, dampfender, blutüberströmter Trümmer; nur der herrliche Dom, in den sich die zitternden Reste der Bevölkerung geflüchtet, das Liebfrauenkloster und einige Gassen an der Elbe blieben unversehrt. Am nächsten

Tage ritt Tilly ein, er begnadigte die Flüchtlinge im Dome und ließ ihn katho- 1631.
lisch weihen, aber obwohl er keine Schuld an der Zerstörung hatte, für die Greuel seiner entmenschten Soldateska trifft die Verantwortung doch ihn und an seinem Namen hing es seitdem wie ein Fluch.

Gustav Adolfs Bündnis mit Brandenburg. War die Einnahme Magdeburgs ein schwerer moralischer Schlag für Gustav Adolf, der es sogar für nötig hielt, sein Verfahren in einer besonderen Flugschrift zu verteidigen, so war die Vernichtung der reichen, noch wohlversorgten, festen Stadt für die Kaiserlichen ein so großer Nachteil, daß ihre Unternehmungen im Norden seitdem völlig ins Stocken gerieten. Jetzt erzwang Gustav Adolf am 10. Juni den Anschluß Brandenburgs und die Einräumung Spandaus für die ganze Dauer des Krieges; er nahm Greifswald (15. Juni), nachdem Colberg schon am 26. Februar gefallen war, ließ Mecklenburg, das Pappenheim räumte, bis auf Wismar und Rostock, die erst nach längerer Belagerung fielen, besetzen, und führte die verjagten Herzöge zurück. Indem er dann bei Werben am rechten Elbufer unweit der Havelmündung ein festes Lager schlug, nahm er zwischen Elbe und Oder, Ostsee, Havel und Spree eine gewaltige, fast unbezwingliche und zugleich drohende Stellung ein.

Anschluß Sachsens. Schlacht bei Breitenfeld. Doch an ein weiteres Vorgehen war nicht zu denken, bevor Sachsen sich erklärte. Zum Glück für den König erwies sich die bewaffnete Neutralität, die es mit seinen „Leipziger Schlußverwandten“ erstrebt hatte, als unhaltbar. Aus Italien zurückkehrend zwang Fürstenberg die süddeutschen evangelischen Reichsstände zur Entwaffnung und zu unerschwinglichen Kriegssteuern, dasselbe versuchte Tilly in Thüringen; doch Hessen, wo der junge Landgraf Wilhelm V. sich zum Anschluß an Schweden und energischer Gegenwehr rüstete, vermochte er zunächst nicht zu bewältigen, noch konnte er verhindern, daß Bernhard von Weimar, der bereits schwedische Bestallung genommen, Hersfeld und Fulda besetzte. Er mußte sich vielmehr, um das verlassene Magdeburg zu decken, elbabwärts gegen den König wenden, konnte ihn jedoch nicht zur Schlacht verlocken und erlitt sogar vor dem Lager von Werben eine empfindliche Schlappe (Ende Juli). Als er sich nun aber anschickte, auch Kursachsen zur Unterwerfung zu bringen, trieb er damit den geängsteten und gereizten Kurfürsten geradeswegs ins schwedische Lager. Während Tilly bei Eisleben sich mit Fürstenberg vereinigte und dann am 26. August von Halle her die sächsische Grenze überschritt, öffnete jetzt Johann Georg den Schweden den Elbübergang bei Wittenberg und zog sein eignes Heer unter Arnim bei Torgau zusammen. Am 1. September schloß er sein Bündnis mit Schweden, am 5. traf er den König bei Düben an der Mulde, dann gingen beide Heere vereinigt südwärts, um das belagerte Leipzig zu entsetzen. Dazu kamen sie zu spät, denn eben am 5. September hatte die Stadt kapituliert, aber sie nahmen am 7./17. September die Entscheidungsschlacht an, die ihnen Tilly nördlich von Leipzig bei Breitenfeld bot. Die Sachsen auf dem linken Flügel, frisch geworbenes unerprobtes Volk, flohen beim ersten Stoße der furchtbaren „spanischen Bataillone“,

1631. aber in dem dann folgenden grimmigen Kampfe bewährten die Schweden glänzend die Überlegenheit ihrer neuen Taktik und ihrer Führung. Mit einem Verluste von 10—12,000 Mann an Toten und Verwundeten und 7000 Gefangenen wurde Tilly geschlagen; nur schwache Reste seines aufgelösten Heeres rettete Pappenheim nordwestwärts über Halle nach Halberstadt. Der Ruf der Unbesiegbarkeit Tillys war vernichtet, der Feldherrnruhm Gustav Adolfs begründet; jubelnd begrüßte das evangelische Deutschland diesen Siegestag, den ersten überhaupt, den es nach einer endlosen Reihe von Demütigungen und Niederlagen erlebte; fortan sah es in dem Schwedenkönig seinen Helden.

Angriff auf Böhmen und Franken. Zu dieser Stellung emporgehoben, mußte Gustav Adolf sich höhere Ziele stecken, als bisher, er mußte jetzt den Krieg als Haupt der deutschen Protestanten, nicht mehr allein und vorzugsweise als König von Schweden führen. Dem entsprechend traf er seine Anordnungen für die letzten Monate d. J. 1631. Er selbst wollte durch Thüringen in das ligistische Süddeutschland einbrechen, sein General Ake Tott sollte im niedersächsischen Kreise, mit dessen Ständen der König in Verbindung trat, operieren, das sächsische Heer gegen die kaiserlichen Erblande, zunächst gegen Schlesien, vorgehen. Da indes Wallenstein, der schon seit dem Frühjahr mit Gustav Adolf in geheimer Verbindung stand und von ihm ein Corps von 10—12,000 Mann verlangt hatte, um an seiner Spitze als „Vicekönig" den Stoß auf Wien zu führen, dem sächsischen Oberbefehlshaber Arnim den Angriff auf Böhmen empfahl, so besetzten die Sachsen im heimlichen Einverständnis mit ihm rasch den ganzen Norden des Landes samt Eger und nahmen am 5./15. November sogar Prag, wo sie sofort den evangelischen Gottesdienst wiederherstellten und im März 1632 den Treueid für ihren Kurfürsten forderten. Weit glänzendere Erfolge erfocht in derselben Zeit der König. Nachdem Wilhelm von Weimar am 11./21. September durch kecken Handstreich Erfurts sich bemächtigt hatte, überschritten die schwedischen Heersäulen den Thüringer Wald, erstürmten am 8. Oktober die Marienburg oberhalb Würzburg, den festesten Platz des Stiftes und die Zufluchtsstätte des Adels und der Prälaten, und richteten im Stift eine schwedische Verwaltung ein, die den Treueid für den König forderte, die Kirchengüter einzog und den protestantischen Gottesdienst wiederherstellte. Hierauf traten die evangelischen Stände Frankens zum König über, Würtemberg bot ihm sein Bündnis an. So verstärkt drang er den Main abwärts in das Erzstift Mainz ein und stand Ende November vor der Hauptstadt, welche 2000 vom Kurfürsten herbeigerufene Spanier besetzt hielten. Tillys Anmarsch von Westfalen und Hessen her und die vorübergehende Bedrohung Nürnbergs durch ihn hielt die Belagerung von Mainz nur kurze Zeit auf, da er bald, außerstande mit seinen zerrütteten Truppen eine Schlacht zu wagen, über die Donau nach Bayern zurückwich. So kapitulierte Mainz am 13./23. December gegen freien Abzug der Besatzung, und auch hier wurde eine schwedische Landesregierung eingesetzt. Gleichzeitig drang Bernhard von Weimar in der Pfalz ein und eroberte sie bis auf Heidelberg. Bis ins Herz Süddeutschlands war der siegreiche König vorgedrungen, das „goldene Mainz" wurde sein Haupt-

quartier und zugleich für den Winter 1631/32 der Mittelpunkt der europäischen 1632.
Politik, wo sich die Gesandten der verschiedensten Mächte um ihn drängten.

Vornehmlich Frankreich, welches den überraschend glänzenden Erfolgen des Schwedenkönigs mit schlechtverhehltem Mißmute zusah, wünschte dringend ihnen Einhalt zu thun, indem es für die schon halbzerschmetterte Liga Neutralität erwirkte und die Schweden gegen Österreich allein ablenkte. Wirklich ging Kurfürst Maximilian im December zunächst auf diesen Gedanken ein, während der Erzbischof von Trier aus Furcht vor den Schweden sich unmittelbar unter den Schutz Frankreichs stellte und sogar den gewaltigen Ehrenbreitstein einer französischen Besatzung einräumte, doch Gustav Adolf wies jeden Neutralitätsvertrag außer mit Bayern allein rundweg ab, so daß selbst Frankreich dem Kurfürsten zu unbedingter Nachgiebigkeit riet. Statt dessen schloß sich Maximilian endlich doch wieder aufs engste dem Kaiser an und in Wien plante man sogar einen großen katholischen Bund, freilich der Hauptsache nach vergeblich, zumal da Papst Urban VIII., ein patriotischer Italiener und deshalb ein entschiedener Feind der Habsburger, sich jeder Unterstützung weigerte. Nur Spanien schloß mit dem Kaiser im Februar 1632 ein neues Bündnis. Ebenso vergeblich blieben auf der anderen Seite die Bemühungen Sachsens und Brandenburgs, welche die politischen Maßnahmen Gustav Adolfs mit tiefstem Mißtrauen verfolgten, einen Ausgleich zwischen den Reichsständen herbeizuführen. So mußten die Waffen eine letzte Entscheidung herbeiführen.

Gustav Adolf in Bayern. Zunächst dachte der König daran, durch die Pfalz, wo er Friedrich V. wieder einsetzen wollte, nach Würtemberg vorzudringen und sandte nach Franken nur den General Horn, der auch Bamberg fast ohne Widerstand besetzte. Da ihn indes Tilly hier mit überlegener Macht angriff und zum Rückzuge zwang, so eilte ihm der König zu Hilfe, besetzte Nürnberg, dessen Bürgerschaft ihn frohlockend begrüßte (21. März), nahm dann Donauwörth mit Sturm, Ulm durch Übergabe, während Tilly, der Schlacht ausweichend, über Ingolstadt hinter die Donau zurückging und erst unweit der Mündung des Lech beim Dorfe Rain Stellung nahm, um den Schweden wenigstens das Eindringen in Bayern zu wehren. Allein diese erzwangen in der Nacht den Übergang über den Lech und schlugen am nächsten Tage, am 4. April, die Bayern aufs Haupt. Tilly selber wurde schwer am Schenkel verwundet, an seiner Stelle führte Maximilian sein geschlagenes Heer nach Ingolstadt zurück, wo Tilly seiner Wunde erlag (20. April). Der König folgte ihm erst, nachdem er des festen und reichen Augsburg sich versichert (10. April) und dort einen evangelischen Rat wieder eingesetzt hatte; doch der Kurfürst ließ sich in keine Belagerung ein, sondern zog mit der Hauptmasse seines Heeres nach Regensburg ab, um nur die Verbindung mit Böhmen nicht zu verlieren, wo Wallenstein soeben seinen Vormarsch gegen die Sachsen begonnen hatte (s. unten); lieber gab er Land und Hauptstadt dem Feinde preis. Wirklich zog Gustav Adolf, Friedrich V. zur Seite, am 9./19. Mai ohne Widerstand in dem zitternden München ein, das von diesen nordischen Ketzern und Barbaren eine rächende Wiedervergeltung für das Schicksal Magdeburgs fürchtete, doch begnügte sich der König mit der Räumung des Zeug-

1632. hauses und einer starken Brandschatzung, auch den katholischen Gottesdienst störte er nicht. Inzwischen besetzten seine Truppen unter Bernhard von Weimar das Land zwischen Lech und Iller bis zum Bodensee, wenngleich in heftigen Kämpfen mit dem katholischen Landvolk, das der Adel unter die Waffen rief, ja sie drangen nach einem Siege bei Füssen (17. Juli) in Tirol ein, während andrerseits in Ober-Österreich in der Hoffnung auf schwedische Hilfe ein neuer Bauernaufstand sich erhob, der ein Vordringen auf Wien erleichtern konnte.

Gustav Adolf auf seinem Höhepunkte. Von der Ostsee bis an den Fuß der Alpen war Gustav Adolf vorgedrungen, er stand jetzt auf der Höhe seiner Erfolge. Viele glaubten, er wolle sich die Kaiserkrone aufs Haupt setzen, doch nicht darauf war sein Absehen gerichtet. Er wollte zunächst im Sinne der schwedischen Ostseepolitik Pommern erwerben und dafür die von ihm eroberten Stiftslande den weltlichen evangelischen Fürsten überlassen; er dachte dann alles Ernstes daran, seine einzige Tochter und Erbin Christine mit dem Kurprinzen Friedrich Wilhelm von Brandenburg zu vermählen, also eine norddeutsch-schwedische Macht zu schaffen, die, wenn es vollends gelang, den Dänen Norwegen, Schonen und Seeland zu entreißen und ein skandinavisches „Kaisertum" aufzurichten, in Nordeuropa eine Stellung behauptet haben würde, wie die habsburgische Monarchie unter Karl V. in Südeuropa; er wollte endlich die evangelischen Reichsstände unter seinem eignen „absoluten Direktorium" als Herzog von Pommern in einem engeren Bunde, einem Corpus Evangelicorum auf Grund der reichsfürstlichen Selbständigkeit und der Glaubensfreiheit vereinigen. Zum erstenmale tauchte so, wenngleich noch in einseitig konfessioneller Ausprägung, der Gedanke auf, die außerösterreichischen, rein deutschen Lande in bündischen Formen einheitlich zusammenzufassen. Ihm gehörte die Zukunft, doch nicht ein Fremder konnte ihn durchführen und nicht in Abhängigkeit von einer fremden Macht durfte die Neugestaltung Deutschlands sich vollziehen. Auch erregten solche Pläne das Mißtrauen der deutschen Bundesgenossen des Königs noch mehr als zuvor, und vor allem, seine Siegeslaufbahn neigte sich zum Ende.

Wallenstein zum zweitenmale Oberbefehlshaber. Während Wallenstein auf der einen Seite mit Gustav Adolf verhandelte, hatte er doch seine Verbindungen mit dem kaiserlichen Hofe niemals aufgegeben und erschien auch diesem nach der Breitenfelder Schlacht als der einzige Helfer in der Not. Wirklich übernahm er schon im December 1631 den Auftrag, ein neues Heer zu werben, doch den Oberbefehl nur auf drei Monate. Binnen dieser kurzen Frist stampfte er eine neue Armee sozusagen aus dem Boden. Da offenbar nur er sie führen konnte, so bewilligte ihm bei einer Zusammenkunft in Znaim (15. und 16. April 1632) Fürst Eggenberg Bedingungen, die den Kaiser alles Einflusses auf seine eignen Truppen beraubten und dem Feldherrn überhaupt eine so weitgehende Selbständigkeit und so große Vorteile einräumten, daß die Gefahr eines schweren Konfliktes zwischen ihm und seinem Kriegsherrn von Anfang an vorhanden war. Wallenstein übernahm das ausschließliche Generalat über alle kaiserliche Truppen auf Lebenszeit, derart, daß weder der Kaiser noch ein Erzherzog bei ihnen er-

scheinen durfte, und erhielt das Recht zu Begnadigungen und Konfiskationen. Für sein verlorenes Herzogtum Mecklenburg sollte er eine nicht näher bestimmte Entschädigung erhalten; als solche empfing er damals pfandweise das Herzogtum Glogau. Dazu hatte er die Vollmacht, mit Sachsen und Brandenburg über den Frieden zu verhandeln und ihnen die Aufhebung des Restitutionsediktes anzubieten. 1632.

Wallenstein und Gustav Adolf. Mit so umfassenden Plänen für seine eigne Größe und für die Wiederherstellung des Friedens im Reiche ging Wallenstein Ende April 1632 von Tabor aus ins Feld, um zunächst die Sachsen aus Böhmen zu verdrängen, während er zugleich mit ihnen verhandelte. Schon am 12./22. Mai nahm er Prag, schob die sächsischen Truppen nach dem Erzgebirge hin zurück und stand am 11./21. Juni in Eger. Bei Weiden vereinigte er sich mit den Bayern, die ihm der Kurfürst von Regensburg her entgegenführte, und übernahm nun den Oberbefehl der ganzen jetzt über 60,000 Mann zählenden Armee. Diese drohenden Bewegungen und die Sorge um einen Abfall Kursachsens nötigten Gustav Adolf Bayern zu verlassen und über die Donau zurückzugehen. Mit 18,000 Mann erschien er in Nürnberg, konnte aber die Vereinigung der Kaiserlichen mit den Bayern nicht verhindern, sah sich vielmehr genötigt, ihrer gewaltigen Übermacht gegenüber sich in einem verschanzten Lager einzuschließen, das er rings um Nürnberg aufschlug. Statt ihn hier anzugreifen lagerte sich Wallenstein eine Meile westlich von der Stadt an dem waldigen Höhenzuge bei der „Alten Veste" und verschanzte sich hier ebenfalls, während zugleich seine weit überlegene Reiterei den Schweden die Zufuhr abzuschneiden suchte. Bald bedrängten Not und noch mehr ansteckende Krankheiten den König so, daß er, nachdem er durch Zuzüge sich bis auf 48,000 Mann verstärkt hatte, zum Angriff auf Wallensteins Lager überging. Doch in zweitägiger blutiger Schlacht um die Alte Veste am 24. und 25. August wurde er mit schweren Verlusten zurückgeworfen und mußte am 8./18. September auch seine Stellung bei Fürth aufgeben, weil die Verpflegungsschwierigkeiten nicht zu überwinden waren. Er marschierte nach Süden ab, in der Hoffnung, durch eine abermalige Bedrohung Bayerns Wallenstein sich dorthin nachzulocken. Bei Donauwörth den Strom überschreitend drang er den Lech hinauf nach Schwaben vor, obwohl ein neuer Bauernaufstand in Ober-Österreich sich erhob und Georg Rakoczy von Siebenbürgen, Gabriel Bethlens Nachfolger, zum Angriff auf den Kaiser sich rüstete, also alles zu einem schwedischen Einfalle in Österreich einlud.

Die Berechnung Gustav Adolfs erwies sich als falsch. Statt ihm zu folgen, brach Wallenstein am 11./21. September nach Norden auf, um Sachsen zum Abfall zu bringen, nur Kurfürst Maximilian kehrte von Coburg aus nach Bayern zurück. Da die sächsische Hauptmacht in Schlesien stand, so drangen die Kaiserlichen in drei Kolonnen ohne Widerstand zu finden über Altenburg bis Leipzig vor, das sie Anfang November zur Übergabe nötigten. Auch den unternehmenden Pappenheim, der bisher in Niederdeutschland die Gegner mit Glück beschäftigt hatte, zog Wallenstein an sich und übertrug ihm die Belagerung von Halle. Zwi-

1632. schen Saale und Mulde dachte er Winterquartiere zu nehmen und von hier aus die Verhandlungen mit Sachsen zu eröffnen. Kein Zweifel, Sachsen und damit die Verbindungen nach der Ostsee waren für Schweden verloren, wenn der König nicht kam.

Die Schlacht bei Lützen, Gustav Adolfs Tod. Auf diese Nachrichten aus Sachsen brach Gustav Adolf sofort nach dem Norden auf, überschritt bei Neuburg wieder die Donau und gab in Nürnberg seinem Reichskanzler Axel Oxenstjerna die letzten Weisungen über die Verhandlungen bezüglich des Corpus Evangelicorum wie über die Regierung Schwedens für den Fall seines Todes. Jenseits des Thüringer Waldes vereinigte er sich bei Arnstadt mit Bernhard von Weimar und schlug dann die große Straße über Erfurt nach der Saale ein, die er bei Naumburg erreichte und überschritt. Hier begrüßte ihn noch einmal das evangelische Volk mit wehmütigem und doch so begeistertem Jubel als seinen Retter, daß er selber solcher „Abgötterei" bescheiden wehrte. Er dachte nun auf Leipzig vorzugehen und sich mit den Sachsen zu vereinigen, deren Anmarsch er erwartete, während der Kurfürst ihm thatsächlich nur 5000 Mann entgegensandte. Dabei stieß er auf Wallenstein, der nordwärts der großen Straße und östlich des Städtchens Lützen etwa 16,000 Mann zusammengezogen hatte und auch Pappenheim erwartete. So entschloß sich der König für den 6./16. November zur Schlacht. Er ordnete sein Heer, etwa 20,000 Mann, in zwei Treffen; das Fußvolk in der Mitte befehligte Nils Brahe, den linken Reiterflügel Bernhard von Weimar, den rechten der König, denn mit diesem wollte er den Hauptstoß führen, um Wallenstein auf Halle zurückzuwerfen und so die Leipziger Straße für den Anmarsch der erwarteten Sachsen freizumachen. Da am Morgen des Schlachttages dichter Herbstnebel alles einhüllte, so verzögerte sich der Beginn des Kampfes. In feierlicher Andacht bereitete sich der König dazu vor, dann ritt er die Fronten ab, im grauen Elenkoller auf braunem Streitroß, und feuerte die Regimenter mit kurzen, packenden Ansprachen an; als Losung gab er den Ruf der Breitenfelder Schlacht: „Gott mit uns!" Drüben bei den Kaiserlichen lautete sie: „Jesus Maria!" Als sich der Nebel hob, griffen die Schweden gegen 10 Uhr an und drängten in heißem Ringen den linken Flügel der Gegner über die hart verteidigten Straßengräben zurück, nahmen ihnen eine Anzahl Geschütze ab und bedrohten selbst ihren Troß. In diesem Augenblicke, nach 2 Uhr, stürmt mit 8 Reiterregimentern Pappenheim, von Halle kommend, den Schweden entgegen und bringt die Schlacht zum Stehen; doch er selber wird tötlich getroffen, seine Schwadronen geraten in Unordnung, bis Octavio Piccolomini hier dem Vordringen der Schweden wieder Einhalt thut. Da führt Gustav Adolf selber kampfesfreudig das Smaländische Kürassierregiment des Obersten Stenbock zum Angriff vor. Aber der wieder dichter einfallende Nebel macht die Bewegungen unsicher, der König selbst, mit wenigen Begleitern auf seinem raschen Pferde den Seinen weit voraus und kurzsichtig, kommt in den Schußbereich feindlicher Musketiere und erhält eine Kugel in den linken Arm, die ihm den Ellenbogen zerschmettert. Während man noch beschäftigt ist, ihn zu verbinden und aus dem Getümmel zu bringen, gerät er — so scheint es — mitten zwischen

angreifende kaiserliche Kürassiere. Eine Kugel trifft ihn aus nächster Nähe tötlich in den Rücken, ein Degenstich in die linke Brust, er stürzt vom Rosse, das nun reiterlos und blutbedeckt zurückjagt. Es bringt den entsetzten Schweden die erste Kunde von seinem Falle. Ihren König zu rächen ringen sie unter der Führung Bernhards von Weimar mit zäher Erbitterung bis in die sinkende Nacht und behaupten die Wahlstatt, doch den Feind von Leipzig abzudrängen war nicht gelungen. Trotzdem gab Wallenstein den Feldzug für verloren, er wich nach Leipzig zurück, wo Pappenheim starb, und zog von da nach Böhmen ab.

Am nächsten Tage fand man die Leiche des Königs ausgeplündert und von Hufen zerstampft, dort, wo jetzt das Schwedendenkmal über dem Schwedensteine sich erhebt. In Weißenfels empfing die trostlose Königin Eleonore den toten Gemahl; hier wurde seine sterbliche Hülle aufgebahrt, dann über Wolgast nach Schweden gebracht und im Juni 1634 in der Kirche von Riddarsholm bei Stockholm beigesetzt. Laut scholl die Totenklage um den gefallenen Helden in allen evangelischen Landen, zumal in Deutschland, und mit Recht. Denn hat Gustav Adolf auch seine politischen Pläne nicht ausgeführt und konnten sie auch niemals wirklich zum Heile Deutschlands sein, er hat doch die habsburgisch-katholische Übermacht zerschmettert und den deutsch-protestantischen Geist vor dem Untergange gerettet. Kein Fremder hat für Deutschland jemals so großes geleistet.

Lockerung der schwedischen Bundesgenossenschaft. Der Platz, den er verlassen hatte, blieb leer. Denn niemand vermochte nach ihm die Einheit der politischen und militärischen Führung, die Zusammenfassung schwedischer und deutscher Gesichtspunkte festzuhalten. Der schwedische Reichsrat unter Axel Oxenstjerna, die Vertretung eines stolzen Adels, übernahm unmittelbar nur die politische Leitung und führte sie mehr und mehr in überwiegend schwedischem Sinne; die militärische Führung übernahm neben dem Schweden Gustav Horn der jugendlich feurige, hochbegabte Bernhard von Weimar (geb 1604), der vor allem als deutscher Fürst sich fühlte und seinem ernestinischen Hause eine große Stellung wieder erringen wollte. So begann zunächst die schwedische Armee, damals zu vier Fünfteln aus Deutschen bestehend und teilweise zusammengesetzt aus den halbselbständigen Kontingenten deutscher Fürsten, sich aufzulockern, und auch ihre Führer betrachteten bald ihren persönlichen Vorteil als die Hauptsache. Ende April 1633 erzwangen sie im Lager von Neuburg an der Donau, wohin Bernhard das Heer nach der Schlacht von Lützen zurückgeführt hatte, von Oxenstjerna die Übergabe einer Reihe von Gütern und Herrschaften im Werte von 5 Millionen Thaler als schwedische Lehen zur Entschädigung für ihre Dienste und Aufwendungen. Bernhard selbst erhielt im Heidelberger Vertrage vom 10. Juni die schönen fränkischen Stiftslande als Herzogtum Franken zugewiesen, dessen Regierung er seinem Bruder Ernst übertrug. Auch die Verwirklichung des Corpus Evangelicorum gelang nicht in dem geplanten Sinne. Im Konvent von Heilbronn am 13. April 1633 traten 1633.
nur die vier süddeutschen Reichskreise unter das „Direktorium" Schwedens und in ein Schutz- und Trutzbündnis mit ihm, um die deutsche Libertät zu verteidigen, einen sicheren Frieden herbeizuführen und die Entschädigung Schwedens durchzu-

1633. setzen; die norddeutschen Kurfürsten blieben selbständige Bundesgenossen. Weiter gewann Frankreich, das Gustav Adolf immer möglichst fern zu halten gewußt hatte, einen stärkeren Einfluß auf den Krieg, indem es einen neuen Subsidienvertrag mit Schweden abschloß; andrerseits benützten die Franzosen die Hilflosigkeit der kleinen westdeutschen Fürsten, um sich immer fester im Rheinlande einzunisten. Wie der Erzbischof von Trier sich ihnen in die Arme geworfen hatte, so übergab ihnen Würtemberg die Grafschaft Montbéliard, Graf Salm Schloß Hohbar, der Rheingraf die Reichsstädte Kolmar und Schlettstadt. Den Herzog Karl IV. von Lothringen, der dem Kaiser zuneigte, hatten sie schon im Juni 1632 zur Einräumung Nancys und zur Gestattung französischer Durchmärsche genötigt; als er zu Anfang 1633 sich abermals erhob, zwang ihn die Niederlage von Pfaffenhofen im August zur Erneuerung dieses Vertrages und zur Abtretung von Bar. In den lothringischen Bistümern verdrängten damals die bourbonischen Lilien die Adler des Reichs und bereits erschien ein französischer Gesandter in Deutschland, um die evangelischen Fürsten für seine Regierung zu gewinnen. Was Gustav Adolf mit fester Hand behauptet und zusammengehalten hatte, fiel auseinander.

Auch die Kriegsschauplätze trennten sich schärfer. Der östliche umfaßte die Länder von der Ostsee bis tief nach Österreich hinein, der westliche reichte vom Rheine aus nach Osten hin; zwischen beide schob sich trennend die gewaltige Gebirgsfeste Böhmen. In ihrem Besitze konnte zunächst Wallenstein jedes Zusammenwirken der schwedischen Streitkräfte und jeden Vorstoß auf Wien verhindern.

Süddeutsche Kämpfe. Den westlichen Kriegsschauplatz überließ er i. J. 1633 dem Kurfürsten von Bayern und dem spanischen Heere, das eigentlich gegen seinen Willen der Herzog von Feria aus Mailand durch Graubünden und das Oberrheinthal nach Süddeutschland führte und bei Lindau mit einer kaiserlichen Heeresabteilung unter Aldringen vereinigte, obwohl Horn das durch die Belagerung von Constanz zu verhindern suchte. Beide Feldherren entsetzten hierauf das hart bedrängte Breisach, den damals wichtigsten Platz am ganzen Oberrhein (Oktober), dann aber trennten sie sich und schließlich zwangen Hunger und Kälte die arg mitgenommenen Spanier zum Rückzuge nach Bayern, wo Feria im Januar 1634 starb.

Wallenstein in Schlesien und Sachsen. So blieben die Schweden hier zunächst im Übergewicht. Im Osten geschah lange Zeit hindurch überhaupt nichts Entscheidendes, hier wurde mehr verhandelt als gestritten. Am Wiener Hofe wollten Fürst Eggenberg, der Kriegsrat Questenberg u. a. den Frieden mit den deutschen Protestanten selbst unter Verzicht auf das Restitutionsedikt; dem widerstrebten der Thronfolger Ferdinand (III.), König von Ungarn, der Gemahl einer spanischen Prinzessin, die meisten Mitglieder des Hofkriegsrates, namentlich sein Vorsitzender Graf Schlick, vor allem der kaiserliche Beichtvater Lamormaini. Auch der spanische Gesandte, sowie Max von Bayern wünschten wohl den Frieden in Deutschland, doch keineswegs um jenen Preis, und nur um die Kräfte Deutschlands im spanisch-habsburgischen Interesse gegen Frankreich zu kehren. Wallenstein hatte sich der ersten Partei angeschlossen, betrachtete also die Verhandlungen

mit Sachsen und Brandenburg als die Hauptsache, verfolgte daneben aber auch 1633.
sehr bedenkliche persönliche Pläne. Noch ehe er von Gitschin aus, wo er im Winter Hof gehalten, im Mai 1633 nach Schlesien aufbrach, knüpfte er im Einverständnis mit wenigen Vertrauten, seinem Feldmarschall Christian von Ilow (Illo), einem Brandenburger, und Graf Adam Erdmann Trtschka (Terzky), seinem Schwager, durch böhmische Emigranten. den damals schwedischen Generalwachtmeister Bubna, den Grafen Matthias von Thurn und den später vielgenannten Unterhändler Sesyma Raschin (Schillers Sesin) geheime Verbindungen mit Oxenstjerna an So schwankend vieles erscheint und vermutlich bei ihm selber auch war, im ganzen liefen doch Wallensteins Absichten darauf hinaus, in Böhmen die Zustände vor d. J. 1618 wiederherzustellen, insbesondere auch die Wahlfreiheit der Krone, und diese sich selbst aufs Haupt zu setzen. Im Reiche sollte die Religionsfreiheit hergestellt und der Jesuitenorden ausgewiesen werden, für Sachsen und Brandenburg waren dabei ausgedehnte Gebietserwerbungen in Schlesien in Aussicht genommen. Um das alles durchzuführen, sollten beide Parteien ihre Heere „conjungieren" und so dem Kaiser ihre Bedingungen aufzwingen. In gleichem Sinne verhandelte in Dresden Wilhelm von Kinsky, ein Vertrauensmann der böhmischen Emigranten, mit dem französischen Gesandten Feucquières. Diese Dinge nahmen auch ihren Fortgang, als endlich Wallenstein persönlich in Schlesien erschien.

Hier hatte Arnim damals die Fürsten und Stände Schlesiens mit sich fortgerissen und Gallas bis an das Gebirge gedrängt; jetzt stand er bei Schweidnitz bereit zum Einbruch in Böhmen. Statt ihn mit überlegenen Kräften zu überwältigen, was er gekonnt hätte, schloß der Friedländer am 7. Juni Stillstand und begann in Breslau Friedensverhandlungen unter dänischer Vermittelung, über die er auch dem Kaiser regelmäßige Mitteilungen machte; daneben aber betrieb er seine persönlichen Pläne. Schon glaubten die Schweden mit ihm im Reinen zu sein, als Wallenstein plötzlich, wohl aus astrologischen Gründen, erklärte, es sei noch nicht an der Zeit; nur mit Arnim verhandelte er weiter, schickte jedoch nach Ablauf des Stillstandes seinen General Holke nach Sachsen hinein, das seine wilden Banden bis Leipzig, Halle und Naumburg schrecklich verheerten. Erst als am 12. August eine neue Waffenruhe unterzeichnet worden war, rief er Holke zurück und knüpfte durch Arnim mit Oxenstjerna an, brachte aber im September wieder alles zum Scheitern, indem er Arnim zumutete, mit ihm vereinigt die Schweden „herauszuschmeißen", und erregte dadurch das lebhafteste Mißtrauen eben derer, mit denen er sich doch verständigen mußte.

Inzwischen war der Stillstand abgelaufen und Arnim mit der Hauptmasse seiner Truppen nach Sachsen zurückgekehrt, um es vor neuen Einfällen zu schützen, da nötigte Wallenstein, mit Übermacht vorbrechend, die schwachen schwedisch-sächsischen Streitkräfte unter Graf Thurn zum Rückzuge nach der Oder, zwang sie am 11./21. Oktober bei Steinau zur Übergabe, nahm Liegnitz und Glogau, selbst Crossen und Frankfurt, und während er seine Kroaten bis an die pommersche Grenze streifen ließ, brach er selber in die Lausitz ein. Am 3. November

1633. fiel Görlitz durch Sturm, am 6. Bautzen durch Übergabe, so daß Johann Georg sofort neue Verhandlungen anbot.

Einnahme Regensburgs. Da traf den siegreichen Feldherrn aufs schwerste die unerwartete Kunde, daß Bernhard von Weimar Regensburg bedrohe. Statt, wie er mit Sachsen verabredet hatte, auf Eger sich zu werfen, hatte dieser schon auf dem Marsche dorthin erfahren, daß Regensburg nur schwach besetzt sei und wandte sich deshalb plötzlich gegen diese Stadt. Binnen zwölf Tagen zwang er sie zur Übergabe und am 5./15. November hielt er unter dem Jubel der protestantischen Bevölkerung seinen prangenden Einzug. Am nächsten Tage, dem Jahrestage der Lützener Schlacht, feierte er das Gedächtnis Gustav Adolfs durch einen großartigen Trauergottesdienst im Dome, dann drang er donauabwärts bis an die Grenze Ober-Österreichs vor, selbst Wien schien bedroht. Trotz eiligen Marsches über Leitmeritz, Rakonitz und Pilsen bis in die Oberpfalz kam Wallenstein zu spät, um die Festung zu retten, und der mit Macht hereinbrechende Winter nötigte ihn in Pilsen Quartier zu nehmen, Regensburg blieb in Bernhards Händen.

Wallensteins Sturz und Ende. Dieser schwere Mißerfolg gab der spanisch-klerikalen Partei in Wien und den Gegnern des Generals im Lager, wie namentlich dem Italiener Octavio Piccolomini, die der Sieg von Steinau einigermaßen zum Schweigen gebracht hatte, das Übergewicht; sie drangen jetzt in den Kaiser, Wallenstein seines Heerbefehls zu entsetzen, und der Feldherr that gar nichts, um ihnen das Spiel zu erschweren, sondern das Gegenteil. Gegen die Ansicht des Kaisers ließ er seine Armee im ausgesogenen Böhmen Winterquartiere nehmen und lehnte die Zumutung eines Winterfeldzuges ebenso entschieden ab wie die Forderung, den Marsch eines spanischen Heeres, das im Frühjahr 1634 durch Deutschland nach den Niederlanden ziehen sollte, mit seiner Reiterei zu unterstützen. Da er aber sehr wohl wußte, was ihm drohte, so nahm er jetzt die Friedensverhandlungen mit Sachsen wie mit Schweden eifrig wieder auf. Wenn er nun hoffte, diesen Frieden in seinem Sinne durchführen zu können, so mußte er seines Heeres unbedingt sicher sein. An der Frage, ob er sich im Kommando behaupten könne, hing also eine weltgeschichtliche Entscheidung.

1634. Deshalb ließ er zunächst am 12. Januar 1634 bei einem glänzenden Gelage in Ilows Hause einen Revers von 49 seiner Generale und Obersten, auch Piccolomini, unterzeichnen, die das stärkste persönliche Interesse hatten, ihn an der Spitze des Heeres zu erhalten. Sie verpflichteten sich bei ihm auszuharren und er gab dagegen die Versicherung, daß er nichts gegen den Kaiser und die katholische Kirche unternehmen wolle. Aber auch seine Feinde in Wien waren nicht müßig. Die Kunde von jenen älteren Verhandlungen über die böhmische Krone benützend, bewogen sie den Kaiser zu einem vorläufig geheim gehaltenen Patent vom 24. Januar, das den Oberbefehl an Aldringen und Gallas übertrug und eine allgemeine Amnestie verhieß außer für Wallenstein und zwei andere. Doch nur mit höchster Vorsicht konnten jene beiden und Piccolomini mit Benützung dieser Vollmacht unter der Hand eine Anzahl Offiziere von Wallenstein abziehen;

einen Versuch, den Feldherrn selbst inmitten seiner Truppen in Pilsen zu verhaften, mußten sie aufgeben. Inzwischen trat Wallenstein, um sich einen letzten Rückhalt zu sichern, auch mit Bernhard von Weimar in unmittelbare Verbindung und ließ sich am 19. Februar einen zweiten Revers ausstellen, der indes weit weniger Unterschriften fand, als der erste. Während er nun einerseits dem Kaiser seine Entlassung anbot, traf er doch auch alle Vorbereitungen, sein ganzes Heer bei Prag zu vereinigen, um, auf dasselbe gestützt, dann hier den Frieden zu verkündigen, an dem er beständig arbeitete. 1634.

Doch in denselben Tagen, am 18. Februar, erließ der Kaiser ein Patent, welches wegen „meineidiger Treulosigkeit" Wallenstein, Trtschka und Ilow in die Acht erklärte. Da fiel das ganze Heer, dessen er so sicher zu sein glaubte, von dem Verfemten ab. Auf diese Nachrichten, die er am 21. Februar erhielt, beschloß der General, sich mit den wenigen ihm treugebliebenen Truppen, nur noch etwa 2000 Mann, nach Eger, der wichtigsten Festung Böhmens nächst Prag, zu werfen und Bernhards Hilfe anzurufen. Nur das freilich sehr begreifliche Mißtrauen des Herzogs hat dessen rechtzeitiges Erscheinen in Eger verhindert. Am 22. Februar brach Wallenstein von Pilsen auf und langte am Nachmittage des 24. in der starken Festung an, leidend und niedergeschlagen; sein Quartier nahm er in dem stattlichen Hause des verstorbenen Ratsherrn Alexander Pachhelbl am Ringe. Er ahnte nicht, daß er selber seinen Henker mit sich führte. Das war Walther Butler, Oberst eines irischen Dragonerregimentes, ein entschieden kaiserlich und katholisch gesinnter Offizier, den er erst unterwegs in Mies getroffen und zur Begleitung genötigt hatte, obwohl er ihm trotz seiner Unterschrift unter dem Pilsener Revers nicht recht traute. Ob nun Butler die von Piccolomini am 23. Februar ausgefertigte Weisung, sich Wallensteins lebend oder tot zu bemächtigen, noch erhalten hat, ist gleichgültig; er wußte, daß er im Interesse des Kaisers handelte, als er die beiden in Eger kommandierenden Offiziere Gordon und Leslie, zwei calvinische Schotten, von der Lage unterrichtete und mit ihnen, da eine Gefangennahme des Generals undurchführbar erschien, nach langem Schwanken zu dem Entschlusse kam, die Schuldigen zu ermorden. So wurden am Abend des 25. Februar 1634 zunächst Wallensteins Vertraute Trtschka, Ilow, Kinsky und ihr Sekretär, der Rittmeister Niemann, an Gordons Tafel auf der Burg im alten Pallas Friedrich Barbarossas von Butlerschen Dragonern überfallen und niedergestoßen; eine Stunde später, gegen 10 Uhr, fiel Wallenstein, als er sich eben zur Ruhe begeben wollte, unter der Hellebarde des Hauptmanns Deveroux, ohne einen Laut und ohne Gegenwehr.

Die Mordnacht von Eger bildete den außergewöhnlichen, tragischen Abschluß einer Laufbahn, die selbst in der Zerrüttung dieses Krieges kein Seitenstück kennt. Nach dem Maßstabe dieser gewaltthätigen Zeit gemessen, hat der Kaiser nur von seinem Rechte Gebrauch gemacht, an einem, wie es schien, überführten Hochverräter ohne Beobachtung gerichtlicher Formen die Exekution vollstrecken zu lassen. Nach seiner eignen Vorstellung ist Wallenstein kein Verräter gewesen, er hat immer geglaubt, als Reichsfürst seine Partei wählen zu können, obwohl er doch

dem Kaiser als Feldherr verpflichtet war. Dieser unklaren und unnatürlichen Stellung ist er vielleicht noch mehr zum Opfer gefallen als dem Hasse seiner Feinde, der Spanier und der Klerikalen.

Seine Güter wurden größtenteils eingezogen und unter seine Gegner als Belohnung verteilt; nur verhältnismäßig wenige blieben seiner Tochter und seinem Neffen Max, von dem das noch heute blühende böhmische Geschlecht der Waldstein abstammt. Mehrere seiner vornehmsten Anhänger, so namentlich der schlesische Graf Ulrich Schaffgotsch, endeten auf dem Blutgerüst, Fürst Eggenberg wurde gestürzt und durch den Grafen Trautmannsdorff ersetzt. Von Friedensverhandlungen mit den Protestanten in Wallensteins Sinne war jetzt keine Rede mehr, die Waffen sollten entscheiden. Gab doch auch Wallensteins Tod dem Kaiser die Verfügung über sein Heer zurück. Den Oberbefehl übernahm sein Sohn Ferdinand, von Gallas beraten, der nun die Truppen einer straffen Kriegszucht von strengkatholischem Charakter zu unterwerfen suchte.

Der Zusammenbruch der schwedischen Macht in Süddeutschland. Den östlichen Kriegsschauplatz überließen die Kaiserlichen zunächst den Gegnern, so daß dort alle Erfolge Wallensteins rasch wieder verloren gingen. Johann Banér, mit frischen Truppen von Pommern herkommend, nahm Landsberg und
1634. Frankfurt a. O. wieder, Arnim siegte am 13. Mai 1634 bei Liegnitz, eroberte Glogau, und Schlesien stellte sich unter den Schutz Sachsens. Auch in Oberdeutschland errangen die Schweden noch Vorteile. Sie eroberten hier Philippsburg, das südliche Elsaß und Freiburg i. Br., während die Franzosen ganz Lothringen besetzten; auch in Schwaben und Franken behaupteten Bernhard von Weimar und Gustav Horn, obwohl nicht im besten Einvernehmen, zunächst das Übergewicht. Aber alles schlug ins Gegenteil um, als von Böhmen her König Ferdinand, von Italien aus die erwartete spanische Armee unter dem Kardinal-Infanten Ferdinand, dem neuen Statthalter von Belgien, heranzogen. Jener warf sich auf Regensburg und zwang es nach achtwöchentlicher Belagerung am 16./26. Juli 1634 zur Übergabe. Der kühne Vorstoß Banérs und Arnims bis Prag konnte diesen Schlag ebensowenig abwenden, wie der Anmarsch Bernhards und Horns von Augsburg her; sie kamen zum Entsatz zu spät, mußten zurückweichen und konnten auch den Einmarsch der Spanier aus Tirol nicht hindern. So ging der König von Ungarn zum Angriff über und lagerte sich vor der Reichsstadt Nördlingen, wo nun am 24. August/3. September auch die Spanier eintrafen. Ein glückliches Gefecht am 5. September lieferte die beherrschenden Anhöhen südlich der Stadt, den Arnsberg und Häselberg, in Bernhards Hände; indes der verwegene Angriff auf die gewaltige verschanzte Stellung der Feinde, zu dem er am nächsten Tage den bedächtigeren Horn mit fortriß, ohne den nahen Abzug der Spanier abzuwarten, endete mit einer zerschmetternden Niederlage. 6000 Schweden und Horn selber gerieten in Gefangenschaft, 10—12,000 waren tot oder verwundet, 80 Geschütze und 300 Fahnen verloren. Nur dürftige, herabgekommene und zuchtlose Reste rettete Bernhard bei Mainz über den Rhein. Alle

Erfolge Gustav Adolfs im Süden vernichtete dieser eine Schlachttag, fast genau 1634.
drei Jahre nach dem Breitenfelder Siege.

Während die Spanier ihren Marsch nach den Niederlanden fortsetzten, überfluteten die Kaiserlichen Süddeutschland bis an den Rhein. Bernhards schönes Herzogtum Franken brach zusammen, Würtemberg kam unter eine kaiserliche Landesverwaltung, der zerfallende Heilbronner Bund rief die Hilfe Frankreichs an und willigte, um sie zu erhalten, in den schimpflichen Pariser Vertrag vom 22. Oktober/1. November, der den Franzosen für die Dauer des Krieges die Besetzung des Elsasses und Breisachs überließ, sowie ihm Sitz und Stimme im Bundesrate einräumte, wogegen sich der König verpflichtete, 12,000 Mann auf seine Kosten nach Süddeutschland zu senden. Die raschen Fortschritte der Kaiserlichen nötigten schließlich auch den widerstrebenden Oxenstjerna seine Zustimmung zu geben; Bundesfeldherr wurde Bernhard von Weimar. Seitdem war Frankreich die bestimmende Macht in Süddeutschland. Ja die Vergewaltigung seines Bundesgenossen, des Erzbischofs von Trier, den spanische Truppen gefangen aus seiner Hauptstadt wegschleppten und den der Kaiser zehn Jahre in Wien festhielt, bewog den
Kardinal Richelieu, den Krieg offen an Spanien zu erklären (19. Mai 1635). 1635.
Andrerseits schlossen sich die katholischen Mächte enger zusammen. Gleich nach der Nördlinger Schlacht erneuerte der Kaiser seinen Bund mit Spanien und knüpfte den Kurfürsten von Bayern durch die Hand seiner Tochter Maria Anna noch fester an sich (Februar 1635).

Der Friede von Prag. Das Übergewicht der habsburgisch-katholischen Macht kam nun zu vollem vertragsmäßigem Ausdruck im Frieden von Prag. Die Verhandlungen mit Sachsen, welche schon vor der Nördlinger Katastrophe in Leitmeritz begonnen, dann in Pirna fortgesetzt worden waren, führten hier unter ihrem Eindruck am 14./24. November 1634 zum Abschluß und am 20./30. Mai 1635 wurde in Prag der Friede beiderseits unterzeichnet. Er hob das unselige Restitutionsedikt der Sache nach auf, aber er sicherte das Ergebnis der Gegenreformation in den österreichischen Erblanden, denn er gewährte den Evangelischen den Besitz derjenigen nach 1552 eingezogenen Kirchengüter, die sich am 12./22. November 1627 in ihren Händen befunden hatten, auf 40 weitere Jahre, insbesondere auch dem sächsischen Prinzen August das Erzstift Magdeburg auf Lebenszeit, während Halberstadt dem Erzherzog Leopold Wilhelm blieb. Doch das Stimmrecht der Administratoren sollte ruhen, die Zukunft dieser Stiftslande blieb also ebenso unsicher wie bisher, und von der Berechtigung der Reformierten war nicht die Rede. Noch weit mehr erreichte der Kaiser auf politischem Gebiet. Zwar die beiden Lausitzen trat er als böhmische Lehen und gegen Gewährleistung des Besitzstandes der katholischen Kirche an Kursachsen ab und erließ eine allgemeine Amnestie, doch von dieser blieben der Herzog von Würtemberg, der Markgraf von Baden-Durlach und die noch rebellischen Erbunterthanen des Kaisers ausgeschlossen, auch die Pfalz wurde nicht wiederhergestellt. Die katholische Mehrheit also blieb im Kurfürstenrate ebenso bestehen wie im fürstlichen Kollegium, und für den Reichshofrat wie für das Kammergericht wurde eine Revision nur in Aussicht genom-

1635. men, die Katholisierung der Reichsgewalt also nicht wieder rückgängig gemacht. Und diese Reichsgewalt setzte zugleich eine radikale Umgestaltung in Wallensteins Sinne durch; hinfort sollte es, abgesehen von den Besatzungen in den Festungen der Reichsstände, nur ein Reichsheer von 80,000 Mann geben, von denen 30,000 Mann der jeweilige Kurfürst von Sachsen als des Kaisers und des Reiches General kommandieren, und das von den Reichsständen unterhalten werden sollte. Andrerseits wurden alle Bündnisse und Unionen aufgehoben, ausgenommen der Kurverein, die Erbvereine des Hauses Österreich und die Erbverbrüderung zwischen Sachsen, Hessen und Brandenburg. Damit verzichteten die Reichsstände auf ihr altes Bündnisrecht, also auf jede selbständige auswärtige Politik. Endlich verpflichteten sich die vertragschließenden Reichsstände, die fremden Mächte vom deutschen Boden zu vertreiben.

Da der Beitritt zu diesem als Reichsgesetz verkündigten Frieden offen gehalten wurde, so fügten sich ihm bis Ende d. J. 1635 Brandenburg (gegen die versprochene Anerkennung seines Erbrechtes auf Pommern), Weimar, Mecklenburg, Braunschweig-Lüneburg, Anhalt, die Städte Lübeck, Hamburg, Bremen, Braunschweig, Erfurt, Frankfurt a. M. u. a. m., 1637 auch der Herzog von Würtemberg. Mit diesem Frieden war einerseits der Protestantismus in Österreich preisgegeben, seine Zukunft in den Stiftslanden so unsicher wie zuvor, die Katholisierung der Reichsgewalt anerkannt, andrerseits die deutsche „Libertät" so gut wie vernichtet, die militärische und diplomatische Führung des habsburgischen Kaisertums begründet. Es war eine auf Waffengewalt beruhende Umwälzung des Reiches von oben her, die nur dann berechtigt gewesen wäre, wenn sie sich im nationalen Interesse vollzogen hätte. Eben das war nicht der Fall. Nicht nur Frankreich und Schweden, gegen die dieser Friede die Spitze kehrte, mußten sich ihm widersetzen, sondern auch alle diejenigen Deutschen, welche die Freiheit des Protestantismus verfochten und das Übergewicht der Habsburger bekämpften. Deshalb hat der Prager Friede den Krieg nicht beendet, sondern um weitere dreizehn greuelvolle Jahre verlängert.

Charakter der letzten Kriegsperiode. Gegenüber dem Einverständnis der katholischen Mächte erneuerte Schweden sein Bündnis mit Frankreich auf weitere drei Jahre und erlangte durch französische Vermittelung zugleich eine Verlängerung des Waffenstillstandes mit Polen um 26 Jahre (12. September 1635), indem es die preußischen Hafenplätze an Georg Wilhelm herausgab, während Sigismund auf die schwedische Krone und auf Livland verzichtete. Obwohl so beide Teile ihre Kräfte schärfer zusammenfaßten, die Erfolge wurden doch immer unsicherer, denn in der zunehmenden Verwüstung und Entvölkerung schmolz die Zahl der Streitfähigen in den Heeren immer mehr zusammen, wuchs der Troß und die Zuchtlosigkeit derart, daß der Krieg von den Bewaffneten beider Teile mit gieriger Habsucht und unmenschlicher Grausamkeit mehr gegen die wehrlose und verzweifelnde Bevölkerung, als gegen den Feind geführt wurde. So fluten die Wogen des Kampfes immer wieder hin und her, allmählich kürzer und kraftloser, von der Ostsee und dem Oberrhein nach den österreichischen Erblanden und

zurück. Das Ziel der Angriffe, die Eroberung dieser Lande, wurde erst gegen das Ende des Krieges und nur unvollkommen erreicht.

Der Kampf bis zum Tode Bernhards von Weimar. Im Osten warf 1635 Banér, von den nunmehr in Preußen entbehrlichen Truppen verstärkt, das kaiserlich-sächsische Heer am 17./27. November bei Goldberg und Kyritz zurück und drang unter rächenden Verheerungen durch die Marken bis nach Meißen und Thüringen vor. Im J. 1636 nahmen die Kaiserlichen unter Hatz- 1636.
feld Magdeburg wieder (15. Juli), besetzten Hessen und Westfalen und nötigten den Landgrafen Wilhelm V., den der Kaiser zugleich wegen seiner Verbindung mit Frankreich ächtete, zum Übertritt nach den Niederlanden. Doch Banérs blutiger Sieg bei Wittstock über den Kurfürsten von Sachsen (24. September 4. Oktober) drängte sie abermals nach Thüringen zurück. Hier nahmen die Schweden am 1. Januar 1637 Erfurt, fortan ihren festesten Stützpunkt im mittleren Deutschland, dann Torgau. Leipzig konnten sie zwar nicht erobern, verhingen aber die grausamsten Mißhandlungen über das unglückliche Land. Indes trieb der erblose Tod Bogislaws XIV. von Pommern (20. März) auch 1637.
Brandenburg zu den äußersten Anstrengungen; Banér gewann nur durch verwegene Märsche von seiner festen Stellung bei Torgau und Wittenberg aus die untere Oder und sah sich schließlich auf die pommerschen Küstenplätze beschränkt.

Fast hartnäckiger noch wurde im oberen und westlichen Deutschland gefochten. Vor der kaiserlichen Übermacht hatte sich Bernhard von Weimar mit den ihm gesandten französischen Hilfstruppen, nur die wichtigsten Plätze wie Mainz festhaltend, bis nach Metz zurückziehen müssen, dabei aber so glänzende Tüchtigkeit bewiesen, daß Frankreich ihm im Vertrage von St. Germain-en-Laye (Oktober 1635) sehr günstige Bedingungen bewilligte. Es versprach ihm jährlich 1 Million Livres zum Unterhalt eines in Deutschland zu werbenden Heeres von 18,000 Mann zu zahlen, das er „unter Autorität der königlichen Majestät" führen sollte; außerdem sollte er die Landgrafschaft Elsaß und die Ballei Hagenau mit allen Rechten des Hauses Österreich erhalten. So zog der junge Ernestiner ins Feld nicht als Söldner, sondern als Bundesgenosse Frankreichs, entschlossen als das Haupt einer „dritten" weder französischen noch schwedischen, sondern deutschen Partei die Libertät und die Religionsfreiheit mit seinem guten Schwerte zu verfechten. Er konnte allerdings den Verlust von Mainz nicht hindern (December 1635), aber im Verlaufe d. J. 1636 verdrängte er Gallas allmählich aus Lothringen, rückte i. J. 1637 durch die spanische Freigrafschaft über Thann und Mühlhausen im Elsaß ein und überschritt am 26. Juli bei Rheinau den Rhein. Währenddem war der kaiserliche Reiterführer, der kühne Johann von Werth, von Belgien aus tief nach Frankreich vorgedrungen. Bernhards Bewegungen nötigten ihn zum Rückzuge, aber er begegnete dann dem Herzog in den blutigen Kämpfen um die Schanzen von Wittenweier a. Rh. so energisch, daß Bernhard nach dem Elsaß zurückwich und die Kaiserlichen zunächst Meister des Oberrheins blieben. Allein am 3. März 1638 vernichtete Bernhard vor Rhein- 1638
felden das zum Entsatz heranrückende Heer Johanns von Werth und sandte ihn

163- selbst gefangen nach Paris. Rheinfelden fiel am 15. März. Während nun nach diesem ersten bedeutenden Erfolge einzelne weimarische Abteilungen bis nach Würtemberg vordrangen, Stuttgart und Tübingen besetzten, bereitete Bernhard nach der Einnahme Freiburgs die Belagerung von Breisach vor und begann sie mit ganzer Kraft, als er im August die Kaiserlichen bei Friesenheim und Wittenweier abgewiesen hatte. Alle Entsatzversuche wurden vereitelt, der Herzog von Lothringen am 5. Oktober bei Thann, Götz und Lamboy unweit der Festung selber 12.—16. Oktober in heißen Kämpfen zurückgeschlagen, ein Außenwerk nach dem anderen erobert, bis endlich die vom Hunger bedrängte Besatzung die halbzerstörte Feste gegen freien Abzug am 7. December übergab. Zwei Tage später hielt Bernhard seinen feierlichen Einzug in Breisach. Der feste Platz sollte der Mittelpunkt eines starken Fürstentums zu beiden Seiten des oberen Rheines werden, eines Herzogtums „Sachsen-Breisach"; auch die Freigraf-
1639. schaft, deren östlichen Teil er zu Anfang d. J. 1639 eroberte, sollte sich ihm anfügen. Aber während Schweden diesem gut deutsch gedachten Unternehmen wohlwollend gegenüberstand und auch Hessen dem hochstrebenden Fürsten sich zuwandte, brachte ihn sein Plan in Konflikt mit Frankreich, mit dessen Unterstützung er doch seine Erfolge errungen hatte und gegen das er sie jetzt kehrte. Darum unbekümmert dachte Bernhard im Sommer 1639 zusammen mit Banér den Angriff auf Österreich zu eröffnen, und wirklich drang der Schwede, von den Kaiserlichen nicht gehindert, die 1638 das völlig ausgesogene Pommern hatten räumen müssen, durch die Altmark und Thüringen nach Zwickau vor, belagerte zwar im März Freiberg vergeblich, siegte aber 4./14. April 1639 bei Chemnitz, erstürmte am 23. April/3. Mai Pirna mit Ausnahme des Schlosses und gelangte bis in die Nähe von Prag. Erst die Nachricht von Bernhards Tode rief ihn zurück, worauf er seine verheerende Bahn durch das Erzgebirge und Vogtland nach Thüringen zog

Die Franzosen im Elsaß. Bernhard war in Hüningen an einem typhösen Fieber erkrankt und ihm nach wenigen Tagen am 8. Juli 1639 zu Neuenburg a. Rh. erlegen. Sein Testament setzte seine Brüder zu Erben nicht nur seines Nachlasses, sondern auch seines tapferen, überwiegend thüringischen Heeres und seiner Eroberungen ein. Allein diese vermochten ihr Recht nicht geltend zu machen; einen Versuch, den Karl Ludwig, Friedrichs V. Sohn, machte, das Heer für sich zu gewinnen, vereitelte Richelieu unbedenklich durch seine Verhaftung, und schließlich vermittelte Bernhards alter General Ludwig von Erlach den Vertrag vom 9. Oktober 1639. Die thüringischen Regimenter leisteten der Krone Frankreich den Eid, allerdings unter der Bedingung, daß sie nur in Deutschland und nur für die Sache des Evangeliums gebraucht würden, traten unter den Befehl des französischen Generals Guébriant und überlieferten ihre Eroberungen an Frankreich. So wurden nicht durch die Waffen, sondern durch französisches Gold das obere Elsaß und der Breisgau mit Freiburg und Breisach französisch. Die Verbindung zwischen Mailand und Belgien war damit für Spanien verloren, während gleichzeitig seine letzte große Seeunternehmung gegen Holland i. J. 1639 kläglich scheiterte.

Frankreich an der Spitze der deutschen Opposition. Aber noch mehr. Mit Bernhards Tode ging auch der Gedanke, eine selbständige deutsche Partei zu gründen zu Grabe, Frankreich übernahm unmittelbar die Leitung der deutsch-protestantischen Opposition gegen Habsburg. Ihm schloß sich jetzt im April 1640 neben Georg von Braunschweig-Lüneburg vor allem die energische 1640. Landgräfin Amalie Elisabeth von Hessen-Kassel an, die es nach dem Tode ihres Gemahles Wilhelms V. (21. September 1637) dem vom Kaiser zum Administrator bestellten Georg von Darmstadt gegenüber unternahm, das Erbe ihres Sohnes Wilhelms VI. zu sichern und dem reformierten Bekenntnis die Gleichberechtigung im Reiche zu erstreiten. Dank der altbewährten Tapferkeit ihrer „blinden" Hessen behauptete sie sich als eine selbständige kriegführende Macht neben Schweden und Frankreich.

Einleitung der Friedensverhandlungen. Obwohl nun der Versuch der bei Erfurt vereinigten schwedischen, weimarischen, hessischen und braunschweigischen Truppen, zum Angriff auf Böhmen zu schreiten, an der Uneinigkeit der Führer und an drückendem Mangel scheiterte und alles sich wieder auflöste, so gewann doch auch in Wien allmählich die Überzeugung die Oberhand, daß der Prager Friede undurchführbar sei. Der Tod Ferdinands II. am 15. September 1637 nach einer 19jährigen Regierung, deren Verderblichkeit in der deutschen Geschichte kein Seitenstück kennt, hatte Ferdinand III. (1637—1656) auf den Thron geführt. An die überlieferte Politik nicht so wie sein Vorgänger gebunden, hatte er auf das Andringen der Kurfürsten von Mainz und Bayern bereits die Ausdehnung des Prager Friedens auf die Reformierten zugegeben und berief jetzt, als Spanien, selbst in arger Bedrängnis, erlahmte, für den September 1640 einen Reichstag nach Regensburg, den ersten seit 1613. Um diese Beratungen zu stören, erschien Banér mit Guébriant vereinigt am 21. Januar 1641 unvermutet 1641. vor der Stadt. Nur der gegen alle Erwartung frühzeitig eintretende Eisgang rettete Regensburg, die feindlichen Heere trennten sich und Banér starb auf dem Rückzuge in Halberstadt (10./20. Mai). So konnte der Reichstag seine Beratungen fortsetzen und sie mit dem Abschiede vom 9. Oktober schließen. Er bestimmte Münster und Osnabrück für die Verhandlungen mit den fremden Mächten, lud alle Reichsstände zur Beschickung des Kongresses ein und setzte als Termin für die Rückgabe der weltlichen Güter den Besitzstand d. J. 1630, für die geistlichen nach dem Prager Frieden den Stand vom 12./22. November 1627 fest. Die allgemeine Amnestie dagegen, die besonders Brandenburg, Hessen und Braunschweig energisch forderten, verwarf der Kaiser noch, und er setzte sogar durch, daß ihm 130 Römermonate für den Krieg bewilligt wurden. Über den weiteren Ausgleich sollte eine Deputation des Reichstages in Frankfurt verhandeln. Dem gegenüber erneuerten zwar Schweden und Frankreich ihr Bündnis am 29. Mai 1641, verständigten sich aber doch im December zu Hamburg mit dem Kaiser über die Form der auszustellenden Geleitsbriefe. Fast eben so wichtig war es, daß einer der bedeutendsten Reichsfürsten auf eigne Hand sich von jeder thätigen Teilnahme am Kriege zurückzog. Am 14./24. Juli schloß der junge Kurfürst Friedrich

1641. Wilhelm von Brandenburg mit Schweden den Waffenstillstand von Stockholm, indem er den Schweden Landsberg, Frankfurt und Krossen einräumte, ihnen auch sonst den Durchmarsch gestattete, den Kaiserlichen dagegen Küstrin zu sperren und keine militärische Unterstützung zu leisten versprach. Es war der Anfang jener Neutralitätspolitik, welche den Schauplatz des Krieges allmählich mehr und mehr einengte und ihm so die Nahrung entzog. Aber so verwickelt lagen die Verhältnisse, mit solch unendlicher Hartnäckigkeit hielten beide Parteien, insbesondere die Kaiserlichen, ihre Ansprüche fest, daß noch sieben entsetzliche Jahre vergingen, ehe dem verzweifelnden Lande der Friede kam.

Die drei Vorstöße gegen die kaiserlichen Erblande. Drei große Stöße führten in diesen Jahren die Schweden und Franzosen von Norden und Westen her gegen Bayern und die österreichischen Erblande, keinen mit vollem
1642. Erfolge und doch keinen ohne Erfolg. Im J. 1642 drang Banérs Nachfolger Lennart Torstenson, der genialste Schüler Gustav Adolfs, der Meister in blitzschnellen Eilmärschen trotz seines Gichtleidens, durch Schlesien, wo er Glogau und Schweidnitz nahm, bis nach Mähren vor, eroberte am 5. Juli Olmütz, wich dann zwar vor Piccolomini nach Schlesien und der Lausitz zurück, warf sich dann aber auf Sachsen, belagerte Leipzig, schlug den zum Entsatz herbeieilenden Piccolomini am 23. November/2. December bei Breitenfeld aufs Haupt, worauf am 6. December Leipzig fiel, und wurde nur durch die heldenmütige Gegenwehr der alten Bergstadt Freiberg (Januar und Februar 1643) in seinen Fortschritten gehemmt. Im selben Jahre 1642 eroberte Guébriant durch den Sieg bei Kempen (17. Januar) die vielumstrittenen niederrheinischen Lande, aber sein Angriff auf Schwaben scheiterte an dem tapferen Widerstande des trefflichen bayerischen Generals
1643. Mercy, und sein zweiter Zug dorthin i. J. 1643, auf dem er vor Rottweil starb, endete mit einer vollständigen Niederlage seiner Truppen bei Tuttlingen (24. November). Infolgedessen nahmen die Bayern Freiburg i. B. wieder ein und behaupteten es in wütenden, verlustreichen Kämpfen gegen Turenne und den Herzog von Enghien; doch konnten sie den Verlust von Mainz, Worms und Philippsburg nicht hindern.

1644. Der Ausbruch des dänisch-schwedischen Krieges i. J. 1644 schien noch günstigere Aussichten für die Kaiserlichen zu eröffnen. Denn Torstenson, der 1643 wieder bis Ober-Schlesien und Mähren vorgedrungen war, kehrte auf den Ruf seiner Regierung in einem meisterhaften Eilmarsch von der oberen Oder zur unteren Elbe zurück und brach durch Holstein und Schleswig in Jütland ein. Ihm bis an die Eider folgend, suchte Gallas ihn in der Halbinsel festzuhalten, doch Torstenson kehrte um, umging ihn, zwang ihn dadurch zum Rückmarsch, richtete bei Jüterbogk am 23. November/3. December dessen Heer so zu, daß er den Befehl
1645. niederlegte, und rückte zu Anfang d. J. 1645 in Böhmen ein. Hier erfocht er am 24. Februar/6. März bei Jankau den nächst Breitenfeld glänzendsten Sieg der schwedischen Kriegsgeschichte, und da nun jetzt auch Georg Rakoczy I. von Siebenbürgen im Vertrage von Munkács (April) bewaffnete Hilfe versprach, so drangen die Schweden über Znaim, Krems und Korneuburg bis Wien vor.

Nur daß Rakoczys Truppen nicht rechtzeitig erschienen, nötigte Torstenson zum Rückzuge nach Mähren, und obwohl nun hier die Ungarn endlich eintrafen, so verschwendeten doch die Angreifer ihre Kräfte vergeblich an der Belagerung des heldenmütig verteidigten Brünn. Als vollends Rakoczy, von den Türken bedroht, seine Truppen im August zurückrief, ging Torstenson nach Böhmen und legte schwerkrank den Oberbefehl in die Hände Karl Gustav Wrangels nieder. War somit der eigentliche Zweck der Schweden nicht erreicht, einen bedeutenden Erfolg erzielten sie doch i. J. 1645. Graf Königsmarck, bisher im verwegenen Frei- 1645.
beuterkriege in Niederdeutschland thätig, nötigte Kursachsen zum Neutralitätsvertrage von Kötzschenbroda zunächst auf 6 Monate (27. August / 6. September), der den Schweden Leipzig und Torgau und das Recht des Durchmarsches, sowie regelmäßige Zahlungen und Lieferungen sicherte. In Eilenburg wurde dann der Vertrag am 31. März / 10. April 1646 bis zum allgemeinen Frieden verlängert. 1646.

Auch der gleichzeitige Angriff der Franzosen in Süddeutschland verlief ohne das beabsichtigte Ergebnis. Guébriants Nachfolger Turenne wurde bei Mergentheim 25. April / 5. Mai von Mercy geschlagen, siegte aber dann mit Enghien 24. Juli / 3. August nach blutigem Ringen bei Allersheim unweit Nördlingen. Doch so furchtbar waren die Verluste, daß er hinter den Rhein zurückging. Dort wurde im November wenigstens Trier erobert und dadurch die Befreiung des gefangenen Erzbischofs erzwungen.

Erst der dritte Vorstoß in den Jahren 1647/48 brachte eine Art von Entscheidung. Ein furchtbar verheerender Einbruch der unter Wrangel und Turenne bei Fritzlar vereinigten Schweden und Franzosen nach Bayern bis nach Augsburg hin zwang den Kurfürsten Maximilian zum Frieden von Ulm (Mai 1647), 1647.
also zur Lossagung von Österreich. Diesem Beispiele folgten Köln, Mainz und Hessen-Darmstadt. So erbittert aber waren über diesen Abfall die Kaiserlichen, daß Werth den Versuch machte, die bayerischen Truppen zum Kaiser hinüberzuführen, weshalb er vom Kurfürsten geradezu geächtet wurde. Trotzdem drängte diesen die Furcht, von den Fremden doch übervorteilt zu werden, und die Schwächung der französischen Streitkräfte im Süden durch den Übertritt der weimarischen Regimenter zu Königsmarck (Juli) bald wieder auf Österreichs Seite zurück. Er schloß am 2. September den Passauer Vertrag und kündigte die Waffenruhe. Ein neuer Angriff der Schweden und Franzosen, und nach ihrem Siege bei Zusmarshausen unweit Augsburg über Melander (Holzapfel) am 17. Mai 1648 1648.
eine neue entsetzliche Verheerung Bayerns bis zum Inn war die Folge; der Kurfürst flüchtete nach Salzburg, seine Macht war vernichtet.

In Böhmen hatten die Schweden im Juli 1647 Eger erobert. Von hier aus gelang es Königsmarck, durch Verrat in der Morgenfrühe des 26. Juli 1648 den Hradschin und die Kleinseite Prag zu überrumpeln, wobei unermeßliche Beute den jauchzenden Siegern in die Hände fiel. Doch die Altstadt widerstand tapfer den Stürmen und der Beschießung der Schweden, deren Streitkräfte der neue Oberbefehlshaber Karl Gustav von Pfalz-Zweibrücken von allen Seiten hier vereinigte; auch den Sturm vom 24. Oktober wiesen Bürger und Studenten am

Altstädter Brückenturme zurück. Es war der letzte Kampf des ganzen Krieges, denn an demselben Tage unterzeichneten die Gesandten den Frieden.

Der westfälische Friede. In diesem Augenblicke waren Brandenburg, Sachsen und die rheinischen Kurfürsten neutral, Bayern gebrochen, Schwaben behaupteten fast ganz die Franzosen, die Schweden standen nicht nur in Pommern, Mecklenburg und an der Nordsee, sondern sie hielten auch Niederschlesien, Eger, halb Prag und Olmütz besetzt. Erst dies Ergebnis erzwang in den wichtigsten Punkten die Nachgiebigkeit des Kaisers, nachdem unter päpstlicher und venezianischer Vermittelung die Verhandlungen in Münster mit den Franzosen, in Osnabrück mit den Schweden und den evangelischen Reichsständen seit 1644 allmählich in Gang gekommen waren. Denn einerseits waren die des Ausgleichs harrenden Gegensätze zahllos und schienen teilweise geradezu unversöhnlich, andrerseits wirkten die Kriegsereignisse fortwährend auf das Maß der gegenseitigen Forderungen ein. Die größten Schwierigkeiten bereiteten nicht sowohl die Fragen der Gebietsveränderungen, als die protestantischen Forderungen: eine allgemeine Amnestie, die Wiederherstellung der österreichischen Protestanten und die Rückgabe der Pfalz. Noch mehr verwickelten sich die Dinge dadurch, daß gleichzeitig Frankreich auch mit Spanien und dies wieder mit den Niederlanden Frieden schließen wollte. Es bedurfte deshalb der ganzen Gewandtheit, Thatkraft und Geduld des kaiserlichen Vertreters, des Grafen Max von Trautmannsdorff, um zwischen dem Franzosen d'Avaux, dem Schweden Adler Salvius und Johann Oxenstjerna auf der einen, dem Kaiser auf der anderen Seite allmählich die rechte Mitte zu finden. Erst als Schweden sich mit Brandenburg verständigte, Bayern die katholischen Stände fester um sich vereinigte, Spanien am 30. Januar 1648 selbständig mit den Niederlanden abschloß, genehmigte der Kaiser das Osnabrücker
1648. Friedensinstrument und am 24. Oktober 1648 unterzeichneten sämtliche Unterhändler im Rathaussaale zu Münster die beiden für Frankreich und Schweden ausgefertigten Urkunden des „westfälischen Friedens".

Frankreich erhielt ohne Reichsstandschaft den Besitz der drei lothringischen Bistümer, den österreichischen Ober-Elsaß (Sundgau) und Unter-Elsaß und die habsburgische Landvogtei über die elsässischen Reichsstädte unbeschadet ihrer Zugehörigkeit zum Reiche, dazu Breisach und in Philippsburg das Besatzungsrecht. Für Italien wurde der Friede von Chierasco (s. S. 754) anerkannt. Die förmliche Loslösung der Schweiz und der Niederlande aus dem Reichsverbande bestätigte nur alte, aber schwere Verluste; dagegen sollte Belgien als „burgundischer Kreis" nach wie vor dem Reiche angehören. An Schweden fielen Vorpommern mit Rügen, Stettin und Wollin, zur Entschädigung für Hinterpommern die Stadt Wismar mit Gebiet, die Stiftslande Bremen und Verden, alle als Reichslehen; für die Bezahlung des schwedischen Heeres sollte das Reich noch 5 Millionen Thaler aufbringen. Brandenburg mußte sich trotz seines Erbrechts mit dem fast hafenlosen Hinterpommern und dem Bistum Cammin begnügen; für Vorpommern empfing es die Stifter Halberstadt und Minden, sowie die Anwartschaft auf Magdeburg nach dem Tode Augusts von Sachsen († 1680). Mecklen-

burg wurde für Wismar durch die Bistümer Ratzeburg und Schwerin und einige Johannitergüter entschädigt. Braunschweig-Lüneburg sollte abwechselnd mit einem katholischen Reichsstande das Bistum Osnabrück besetzen, Hessen-Kassel erhielt die Abtei Hersfeld, den größten Teil der Grafschaft Schaumburg und (auf Kosten Hessen-Darmstadts) Marburg, Kursachsen behauptete die beiden Lausitzen und erhielt einige Magdeburgische Ämter. Die Pfalz wurde nur im Umfange der Rheinpfalz wiederhergestellt und für sie eine achte Kurwürde errichtet. Der territoriale Ausgleich erfolgte also überwiegend durch Einziehung der Stiftslande zu gunsten weltlicher Fürsten; von den norddeutschen geistlichen Gebieten wurden neun mit weltlichen Staaten vereinigt.

Die allgemeine Amnestie, welche der Friede grundsätzlich aussprach, erlitt auf die österreichischen Lande nur eine äußerst beschränkte Anwendung. Sie betraf die habsburgischen Erbunterthanen nur hinsichtlich ihrer Personen, Ehren und Würden; ihre eingezogenen Güter erhielten nur die wenigen zurück, die sie wegen ihres Anschlusses an Schweden und Frankreich verloren hatten, und in ihre Heimat durften die Emigranten nur dann zurückkehren, wenn sie sich den Landesgesetzen fügten, d. h. zur katholischen Kirche übertraten.

Wie hier Österreich eine Ausnahmestellung behauptete, so auch betreffs der kirchlichen Bestimmungen. In dieser Beziehung wurden die Friedensschlüsse von Passau 1552 und Augsburg 1555, damit also auch das ius reformandi bestätigt, aber dadurch gebunden, daß als Normaltermin für den gegenseitigen Besitzstand an Kirchengütern und für die freie Religionsübung Andersgläubiger nach sächsischem Vorschlage der 1. Januar 1624 festgestellt wurde. Ferner wurde die geistliche Gerichtsbarkeit der Bischöfe über evangelische Reichsstände und ihre Unterthanen endgültig aufgehoben und diejenige über die katholischen Unterthanen protestantischer Fürsten nur soweit noch anerkannt, als sie im Normaljahre bestanden hatte. Den thatsächlich bedeutungslos gewordenen geistlichen Vorbehalt erkannten die Protestanten an, wogegen der Kaiser die protestantischen Administratoren zu den Reichstagen zuließ. Reichskammergericht und Reichshofrat wurden in ihrer Wirksamkeit belassen, doch sollten bei Rechtsstreitigkeiten zwischen zwei Parteien verschiedenen Bekenntnisses die Räte in gleicher Zahl aus beiden Konfessionen genommen werden. Schließlich erhielten besonders auf Brandenburgs Andringen die Reformierten die Gleichberechtigung mit den Lutheranern, und um jede Majorisierung der einen oder anderen Partei künftig zu verhindern, wurde bestimmt, daß der Reichstag die etwa an ihn herantretenden kirchlichen Fragen nicht durch Stimmenmehrheit entscheiden, sondern durch Vereinbarung zwischen dem Corpus Evangelicorum unter Sachsen und dem Corpus Catholicorum unter Mainz ausgleichen solle.

Das Schicksal des österreichischen Protestantismus entschied der Hauptsache nach schon der Normaltermin vom 1. Januar 1624; er war damit so gut wie vernichtet. Nur den Herzogtümern Liegnitz, Brieg, Öls, Münsterberg und der Stadt Breslau gewährleistete der Kaiser die vor dem Kriege ihnen gemachten Zugeständnisse, also freie Religionsübung; auch versprach er die protestantischen Edel-

leute der ihm unmittelbar unterstehenden Teile Schlesiens und Nieder-Österreichs nicht zur Auswanderung zu zwingen, wenn sie sich ruhig verhielten, und gestattete die Errichtung evangelischer Kirchen in Schweidnitz, Jauer und Glogau als „Gnadenkirchen".

Wenn der Friede die kirchlichen Reaktionspläne der Habsburger außerhalb ihrer Erblande für immer vereitelte, so war die Niederlage ihrer politischen Bestrebungen noch viel vollständiger. Das Recht des Reichstages, über Gesetzgebung, Besteuerung und auswärtige Politik zu entscheiden und zwar durch Einstimmigkeit aller drei Kollegien, wurde förmlich anerkannt, ebenso die hergebrachte Landeshoheit (le droit de souverainité) allen Reichsständen zugesprochen und folgerichtig auch die Befugnis, unter sich und selbst mit dem Auslande Bündnisse und Verträge abzuschließen, es sei denn gegen das Reich und den westfälischen Frieden. Zum erstenmale seit der Goldnen Bulle wurde so das Reichsstaatsrecht den Umgestaltungen seit dieser Zeit entsprechend festgestellt.

Die Auswechselung der Ratifikationen am 8. Februar 1649, die Festsetzung der Ausführungsbestimmungen, insbesondere über die Geldzahlungen an Schweden und die Räumung der von ihm besetzten Plätze und Landschaften im „Interimsexekutionsrecess" vom 21. September 1649 und im „Friedensexekutionshauptabschied" vom 26. Juni 1650, die beide in Nürnberg unter dem Vorsitze des kaiserlichen Vertreters Octavio Piccolomini und des schwedischen Bevollmächtigten Karl Gustav beschlossen und unterzeichnet wurden, endlich die Aufnahme des ganzen Friedensvertrages in den nächsten Reichstagsabschied bildeten den formellen Abschluß des mühseligen Werkes, für dessen Erhaltung alle Beteiligten, also auch Schweden und Frankreich, die Bürgschaft übernahmen. Die Bulle Innocenz' X. gegen die kirchlichen Bestimmungen des Friedens vom 3. Januar 1651 durfte im Reiche nicht veröffentlicht werden, während der Kaiser sie in den Erblanden anschlagen ließ.

Diesen Verhandlungen entsprechend räumten die Schweden Böhmen erst Ende d. J. 1649, Leipzig am 1. Juli, Olmütz am 6. Juli 1650, noch später Hinterpommern und die brandenburgisch gewordenen Stiftslande (s. unten). Für Belgien und Lothringen brachte sogar erst der spanisch-französische „Pyrenäenfriede" vom 7. November 1659 die Entscheidung. Vom ersteren wurde Artois und Diedenhofen an Frankreich abgetreten, das letztere erhielt Herzog Karl IV. zurück, doch mußte er die Werke von Nancy schleifen und den Franzosen stets freien Durchzug durch sein Land gestatten.

Rechtliche Ergebnisse des westfälischen Friedens. Der westfälische Friede vollendete die reichsfürstliche Libertät, weil diese bei aller Schwäche doch große Interessen der Nation vertreten hatte, aber er zerstörte die Libertät des Adels in Österreich und erschütterte sie überall, weil sie nur die Klassenherrschaft verfocht; er sicherte den Bestand des Protestantismus im Reiche, aber er bestätigte seine Vernichtung in Österreich und zerriß damit jedes innere Band zwischen den dortigen Deutschen und der Hauptmasse der Nation, nachdem die Ausnahmestellung, welche diese Lande seit Maximilian I. dem Reichskammergericht und den Reichs-

gesetzen gegenüber einnahmen, ihre staatsrechtliche Verbindung mit dem Reiche bereits halb gelöst hatte. Er hob für den größten Teil Deutschlands den mittelalterlich-katholischen Kirchenbegriff für immer auf und verschaffte dem protestantischen, d. h. dem modernen Staatsbegriff reichsrechtliche und europäische Anerkennung, er schloß somit eine jahrhundertelange Entwickelungsreihe ab und schuf für eine neue den Rechtsboden in der reichsfürstlichen Selbständigkeit und der Anerkennung einer wenngleich praktisch noch sehr beschränkten und im einzelnen vielfach bestrittenen Glaubensfreiheit. Seitdem das Haus Habsburg der nationalen Reform in Reich und Kirche sich versagt, diese sogar in tötlicher Feindschaft bekämpft hatte, und seitdem es dem Protestantismus nicht gelungen war, das ganze Volk zu durchdringen, seitdem war die gesicherte Selbständigkeit der Teile und die Gleichberechtigung der Bekenntnisse, die Glaubensfreiheit, die einzig mögliche Lösung unsäglicher Wirren.

Aber diese Aussichten für die Zukunft waren erkauft mit der verschärften Trennung Österreichs vom deutschen Leben, mit der nicht mehr bloß faktischen, sondern staatsrechtlichen Auflösung des Reiches in einen losen, zwieträchtigen Bund selbständiger Gebiete und seiner völligen Ohnmacht nach außen, mit dem Verluste der wichtigsten Küstenlande im Norden und der schützenden Grenzlande im Westen, mit der thatsächlichen und rechtlichen Bevormundung der Nation durch Schweden und Frankreich, endlich und vor allem mit einer Zerstörung der Kultur, wie sie kein modernes Volk jemals erfahren hat, einer Zerstörung, die es selbst zweifelhaft erscheinen ließ, ob jene geretteten Keime jemals aufgehen und Früchte tragen würden.

Folgen des Krieges für die Kultur Deutschlands. Ganze Dörfer waren vom Boden weggefegt, viele entstanden nie wieder, auf den wüsten Feldern war Gestrüpp und Gehölz aufgeschossen, und der Viehstand so herabgekommen, daß er erst im 19. Jahrhundert die Höhe vor dem Kriege wieder erreicht hat; in allen Teilen Deutschlands klang das Geheul der Wölfe. An den Flüssen verfielen die Gräben und Dämme, die Gewässer suchten sich wieder ihren Weg, wo sie wollten, und versumpften weit und breit die Niederungen, wie der Rhein und die Schwarzwaldbäche in der Ortenau, die Nieder-Elbe wurde fast unfahrbar. Die Städte wiesen hinter den zerschossenen, zerfallenen Mauern wüste, grasbewachsene Plätze und verlassene, halbzerstörte Häuser auf. Sicher ist die Bevölkerung durch die Kriegsnot und ihre schwarze Genossin, die Pest, im ganzen um zwei Drittel oder die Hälfte, in vielen Gegenden um drei Viertel und mehr ihres ehemaligen Bestandes vermindert worden.*)

*) Die alte Grafschaft Henneberg am Südfuße des Thüringer Waldes (Meiningen, Schleusingen, Suhl), die das unmittelbare Kriegselend nur 1633/43 erfuhr, verlor etwa 75 Prozent ihrer Bevölkerung und 66 Prozent ihrer Wohnstätten, von ihrem Viehstande durchschnittlich über 80 Prozent, die Schafe waren ganz verschwunden. In Hessen-Kassel zählte man 17 Städte, 47 Schlösser und 45 Dörfer als ganz oder halbzerstört auf. In Kur-Sachsen, wo die böhmischen „Exulanten", deren Zahl man auf etwa 150,000 veranschlagen kann, die Lücken der Bevölkerung rascher ergänzten als anderswo, lagen doch noch Jahre nach dem Frieden

Doch damit nicht genug. Der Krieg zerstörte mit dem Kapital vielfach auch die Mittel, die Verluste zu ersetzen. Denn die Gewerbebetriebe waren meist zerstört, die alten Handelsbeziehungen zerrissen. Was die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts gebracht, den Ausschluß der Deutschen vom Weltverkehr, das hatte der dreißigjährige Krieg zu einer wie es schien für alle Zeiten unüberwindlichen Thatsache gemacht, um 200 Jahre hat er Deutschland in seiner wirtschaftlichen Entwickelung zurückgeworfen; hatte der Bauernkrieg das Landvolk gebrochen, so war jetzt auch die beste Kraft des deutschen Bürgertums zerstört. Daher wurde das große Zeitalter germanischer See- und Kolonialherrschaft, das eben aufgegangen war, eine Zeit holländischer und englischer, nicht deutscher Erfolge, und niemals hat dieser Verlust völlig wieder ausgeglichen werden können; wir leiden darunter bis zur Stunde.

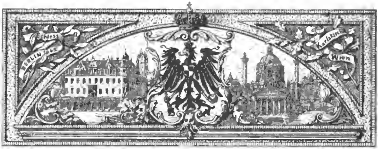
Dazu trat eine furchtbare sittliche Verwilderung und ein allgemeiner Zusammenbruch der Bildung. „Die gesamte Jugend kannte keinen anderen Zustand als den der Gewaltthat, der Flucht, der allmählichen Verkleinerung von Stadt und Dorf, des Wechsels der Konfession." Wer Kraft in sich gefühlt, war unter die Fahnen gelaufen, um nicht zertreten zu werden, die Schwachen hatten Unmenschliches geduldet, so lange es ging, dann waren sie geflüchtet und verdorben. Gaben die Mauern einer Stadt immerhin noch einigen Schutz, das Landvolk war hilflos jeder bewaffneten Rotte preisgegeben und längst gewöhnt, in Waldverstecken sich zu bergen oder in verbissenem Grimm über vereinzelte Soldaten herzufallen und sie erbarmungslos zu erschlagen. Wenn ihm in solcher Zeit nicht alle sittliche Zucht abhanden kam, so gebührt daran das größte Verdienst den armen Dorfpfarrern, vornehmlich den evangelischen; aber der Sinn für friedliche Arbeit war nicht nur in den entmenschten Kriegerhorden bis auf die Wurzel zer-

z. B in Chemnitz von 402 Häusern der inneren Stadt 78, von 535 Häusern der Vorstadt 261 wüst. In der unglücklichen Pfalz war nur noch der 50. Teil der Bevölkerung übrig, im hartgeprüften Frankenthal von 18,000 Einwohnern noch 324. In Würtemberg waren etwa 36,000 Häuser zerstört, über 57,000 Haushaltungen verwüstet, 40,000 Morgen Weingärten, fast 25,000 Morgen Äcker und Gärten, 24,000 Morgen Wiesen lagen unangebaut; es berechnete seine Kriegsschäden auf mehr als 11⁵ Millionen Gulden. In Bayern hatten wohlhäbige Dörfer des Bistums Freising vor dem Kriege 400 Einwohner, nachher 20 Menschen.

Nicht besser sah es in den österreichischen Erblanden nördlich der Donau aus. Böhmens Einwohnerzahl war von 3 Millionen auf 780,000 herabgesunken. In Prag standen schon 1624 mehrere hundert Häuser leer, in Leitmeritz waren bald nach 1634 nur noch 69 bewohnt. Von den 800 Häusern Egers, das mehrmals gewaltsam „reformiert" worden war, war schon 1635 kaum ein Drittel bewohnt, von den Bauern seines Gebietes verloren sich zwei Drittel; im Joachimsthaler Bergrevier sank die Zahl der Häuer auf 100; i. J. 1544 waren es 9000 gewesen! In Olmütz galten von 1168 Häusern nur 168 für bewohnbar; in Iglau lebten 1647 nur noch 299 Bürger in 244 Häusern. Schlesien berechnete seinen Menschenverlust auf 200,000 Köpfe; dort fand man noch 1653/54 in den Fürstentümern Schweidnitz und Jauer 26 Dörfer ganz, 20 größtenteils wüst. Glogau war schon 1638 von 2500 ansässigen Bürgern auf 122 herabgekommen, 1648 auf einige 20, Löwenberg von 1700 Bürgern auf 40; Schweidnitz besaß von 1300 Häusern noch 118, Bunzlau hatte noch 80 Einwohner, manche kleineren Städte lagen völlig wüst.

stört, er war auch in der Masse des Volkes nur langsam wiederzuerwecken. Und was war von dem Nationalstolz der Reformationszeit übrig geblieben! Der mißhandelte Bürger und Bauer hatte jedes Selbstgefühl Höhergestellten gegenüber verloren, ein gedrücktes, furchtsames Wesen ist das Kennzeichen der nächsten Geschlechter. Die Vornehmen aber beherrschte jetzt die fremde Bildung mehr als je; französische, spanische, italienische Wörter und Wendungen verunzierten neben lateinischen Brocken unsere Sprache, in schüchterner Nachahmung fremder Muster suchte die kümmerlich erwachende Dichtung ihr Heil.

Noch schlimmer war das Schicksal der Deutschen Österreichs. Hier hatte die Gegenreformation die Besten und Standhaftesten, die Führer des Volkes, aus dem Lande getrieben, der zurückgebliebenen Masse mit Ausbeutung jeder Schwäche der Menschennatur ein neues Bekenntnis äußerlich aufgezwungen. Damit hatte hier der Deutsche auch das letzte verloren, was seinen Brüdern im Reiche geblieben war: den Idealismus, der in der Behauptung einer Überzeugung liegt. Seitdem wurde die Herrschaft des Hauses Habsburg über Deutschland eine Unmöglichkeit.



Zweite Abteilung.

Der Aufbau einer nationalen Staatsordnung auf dem Grunde des weltlichen Fürstentums und der Glaubensfreiheit

1648 — 1871.

Erster Abschnitt.

Das Aufsteigen Brandenburg-Preußens und die Bildung der österreichischen Großmacht

1648 — 1740.

Die Reichsverfassung. Der westfälische Friede verurteilte die Reichsverfassung zur völligen Erstarrung und also zum Untergang. Von der monarchischen Gewalt des Kaisers bestanden nur noch dürftige Reste, das geistliche Fürstentum hatte etwa den vierten Teil seines alten Bestandes verloren, war aber in Verbindung mit den sonstigen Überbleibseln der mittelalterlichen Ordnung, der südwestdeutschen Reichsritterschaft und den Reichsstädten, wohl imstande, dem Kaisertume, getreu seinen Überlieferungen und dem gemeinsamen katholischen Interesse, eine gewisse Stütze zu geben. Diesen alten Bestandteilen des Reiches, die wie fossile Reste in die Gegenwart hineinragten, stand der trotzige Sondergeist der größeren weltlichen Fürstentümer gegenüber. Der Reichstag versöhnte diese Gegensätze nicht, sondern stellte nur ein künstliches Gleichgewicht zwischen ihnen her, sie lähmten sich also gegenseitig. Denn nicht nur nahm die Stimmenverteilung in den drei Kollegien auf die oft sehr verschiedenartige Macht der einzelnen Stände grundsätzlich keine Rücksicht, sprach also z. B. den

Kurfürsten von Sachsen und Trier oder dem Erzherzog von Österreich und dem Bischof von Passau dasselbe Recht zu, gab damit die Mehrheit in die Hände der schwächsten Reichsstände und schuf obendrein eine künstliche, den Verhältnissen in der Bevölkerung nicht entsprechende katholische Mehrheit, sondern es wirkten auch die größeren, aus mehreren ehemals selbständigen und stimmberechtigten Gebieten zusammengesetzten Fürstentümer im Reichstage nicht an einem Punkte, sondern an sovielen, als sie früher unabhängige Territorien enthielten. Demnach stimmte z. B. der Kurfürst von Brandenburg als solcher im Kurfürstenkollegium, als Herr von Magdeburg, Halberstadt und Minden, als Herzog von Pommern und Cleve auf der weltlichen Bank des Fürstenrates, als Graf von Mark und Ravensberg auf der westfälischen Grafenbank. Die Unnatur dieser Verhältnisse steigerte sich noch durch die unendliche Schwerfälligkeit der Geschäftsführung dieses Reichstages, dessen drei Kollegien eine kaiserliche Vorlage (Proposition) gesondert berieten und nur bei Einstimmigkeit aller drei zum Reichsbeschluß erhoben.

Die unumschränkte Monarchie und der Merkantilismus. Wie diese Verfassung den thatsächlichen Verhältnissen keine Rechnung trug, so war sie schlechterdings auch unfähig, die Stellung des Reiches in der europäischen Völkergesellschaft wahrzunehmen, zumal in dieser Zeit. Denn ringsum strebten die großen Völker danach, sich mit Überwindung alter, vormals berechtigter, jetzt hemmender örtlicher und landschaftlicher Besonderheiten staatlich und wirtschaftlich streng zusammenzuschließen, am schärfsten da, wo die unumschränkte Monarchie, gestützt auf ein stehendes Heer und ein fürstliches Beamtentum, die ganze Fülle staatlicher Macht vereinigte, zuerst in Frankreich, dann in Dänemark-Norwegen, Schweden und Rußland. Aber im Streben nach wirtschaftlichem Abschluß standen auch die Staaten, in welchen ständische Körperschaften die höchste Gewalt behaupteten oder errangen, wie Holland und England, hinter den anderen nicht zurück. Es galt nach den Grundsätzen des Merkantilismus die Bevölkerung, also die Zahl der Arbeitenden und Verbrauchenden, möglichst zu vermehren, das gesamte Staatsgebiet in ein einheitliches Wirtschaftsgebiet zu verwandeln, den einheimischen Gewerbfleiß zu möglichster Höhe zu entwickeln, seinen wichtigsten Zweigen den einheimischen Markt allein zu sichern und für Fremde zu sperren, ihm im Auslande zugleich ausgedehnte Absatzgebiete zu erwerben, besonders in überseeischen Landen, die auch die Rohstoffe lieferten, und den ganzen Verkehr möglichst den einheimischen Kaufleuten und Schiffen vorzubehalten. So hatten zuerst die Holländer eine durch und durch monopolistische Handelspolitik verfolgt, sie waren die „Frachtfahrer aller Nationen" geworden; so wollte Cromwells „Navigationsakte" von 1651 die Versorgung Englands mit Kolonialwaren der englischen Schiffahrt allein, die Einfuhr europäischer Erzeugnisse wenigstens vorwiegend sichern; so wollten Colberts Gesetze und Tarife die wirtschaftliche Einheit und Abgeschlossenheit Frankreichs begründen. Noch niemals waren staatliche und wirtschaftliche Körper von solcher Mächtigkeit aufeinander gestoßen, wie seit der Mitte des 17. Jahrhunderts. Hinter diesen Interessen traten jetzt die kirchlichen Gegensätze weit zurück. Strebte Frankreich unter Ludwig XIV. (1643—1715)

darnach, seine schwache Ostgrenze zu verstärken und vorzuschieben, die entscheidende Stimme in allen europäischen Fragen zu führen, endlich das riesige Erbe der spanischen Habsburger anzutreten und somit sein dauerndes politisch-wirtschaftliches Übergewicht zu gründen, so trat ihm in erster Linie England mit glänzendem Erfolge entgegen, einmal um das „Gleichgewicht" der europäischen Hauptmächte zu wahren, dann, um die See- und Kolonialherrschaft an sich zu reißen. In diesem Ringen vermochte Holland seine alte Handelsgröße nicht zu behaupten und auch für Schweden ging das dominium maris baltici verloren, um an Rußland zu fallen

In diesen harten Machtkämpfen mitten inne stand das Deutsche Reich, politisch beherrscht von Frankreich und Schweden, wirtschaftlich nicht nur von ihnen, sondern auch von Holland, England, Dänemark abhängig, seiner wichtigsten Küstenlande beraubt, verarmt, entvölkert, zerrissen, im natürlichen Gegensatze zu allen seinen Nachbarn, die das gemeinsame Interesse hatten, Deutschlands Schwäche zu verewigen, auf der ihre Stärke wesentlich beruhte.

Anschauungen über die Reichsverfassung. Wie diesem gefährlichen und schmachvollen Zustande abzuhelfen sei, darüber bestand im Reiche keine feste Meinung. Die Reichsverfassung, welche die Trümmerstücke sehr verschiedener Perioden zu einem verworrenen Ganzen vereinigte, galt den Vertretern des Reichsrechts als das Musterbild des aus Monarchie, Aristokratie und Demokratie weise „gemischten Staates", der Kaiser als der höchste Herr der Christenheit, als der Erbe der römischen Cäsaren. Das berufene Buch des Hippolithus a Lapide, des schwedisch gesinnten Philipp Bogislaw von Chemnitz „über die Staatsraison in unserem römisch-deutschen Reiche (1640) hatte allerdings in grimmigem Hasse gegen das Haus Österreich den Satz durchgeführt, daß die kaiserliche Gewalt auf Usurpation beruhe, das Ursprüngliche die Gewalt der Einzelfürsten sei und jene daher vernichtet werden müsse; aber so tiefen Eindruck die glänzende Darstellung des verwegenen Publicisten damals machte, sie stellte doch die geschichtliche Wahrheit allzusehr auf den Kopf, und auch Hermann Conrings Behauptung (1643), daß das römische Recht niemals als Reichsrecht angenommen worden, sondern erst im 15. Jahrhundert eingedrungen, also auch auf das deutsche Staatsrecht nicht anwendbar sei, war zwar richtig, aber noch zu schwach begründet. Erst die glänzende Satire des genialen Severinus de Monzambano (Samuel Pufendorf) „über den Zustand des Deutschen Reiches" (1667) deckte mit überlegener Sachkenntnis und schneidendem Spott den wahren Zustand der Dinge auf und zeichnete zugleich mit prophetischem Geiste die Hauptzüge der kommenden Entwickelung. Das Haus Österreich verfolgt fremde Zwecke mit deutschen Kräften und kann sich jeden Augenblick vom Reiche lossagen; die Reichsritter, Reichsstädte und geistlichen Fürsten sind zum Untergange reif, die Kraft der Nation liegt allein in den größeren weltlichen Staaten, und das Reich, jetzt „ein ungeheuerlicher Körper" (monstro simile), wird sich demnach auflösen in einen weltlichen Staatenbund. Für den Augenblick freilich weiß auch er nichts anderes zu raten, als einen Notbehelf: die mächtigeren Staaten sollen dem Kaiser einen stehenden Gesandtenrat zur Unter-

stützung und Überwachung zur Seite stellen und alle Sonderbündnisse mit dem Auslande abthun.

Die Vorbedingungen einer Neugestaltung. In der That, wenn die Nation sich behauptet hat, so ist das nicht geschehen kraft der Reichsverfassung, sondern auf dem angedeuteten Wege, durch Sonderbündnisse der größeren weltlichen Staaten. Doch daß diese zu irgend welchen dauernden Einrichtungen führten, das verhinderte das Übergewicht der dynastischen Interessen und die „Staatsraison", die nur den augenblicklichen Vorteil des einzelnen im Auge hatte; ja die Gefahr lag nahe, daß das deutsche Gemeinwesen sich völlig auflöse. Sollte das verhindert werden und sollten die großen Interessen der Nation überhaupt irgendwie zur Geltung kommen, so gab es nur ein Mittel. Irgendwo mußte sich eine Einzelmacht bilden, die stark genug war, allein oder mit Unterstützung der nächstbeteiligten Staaten die nationale Sache selbständig zu vertreten. Daran hing Deutschlands Zukunft, es war schlechtweg die höchste Lebensfrage, daß eine solche Macht erstand.

Um diese Aufgabe zu lösen, mußte ein solcher Staat in den wichtigsten nationalen Interessen dem Auslande gegenüber seine eignen erkennen, eine streng monarchische Ordnung über der Libertät der Stände und der spröden Selbständigkeit seiner einzelnen Territorien zum Heile des ganzen aufrichten und über den kirchlichen Gegensätzen stehen, also die Glaubensfreiheit rückhaltlos anerkennen. Bei dem umfänglichsten deutschen Staatengebilde, bei Österreich, trafen diese Bedingungen nicht zu. Nationalpolitische Interessen vertrat es nur gegenüber dem sinkenden Türkenreiche, und an den wichtigsten deutschen Handelsbeziehungen hatte es, von Schlesien abgesehen, keinen Anteil; ihre verschiedenartigen Gebiete zu einer wahrhaften, einheitlichen Monarchie zu verschmelzen, haben die Habsburger vor Maria Theresia nicht versucht und in kirchlicher Beziehung vertraten sie nach wie vor den schroffsten katholischen Standpunkt. Nur ein deutscher Staat erfüllte alle jene Forderungen, Brandenburg-Preußen. Denn den Kampf gegen Frankreich, Schweden und Polen um den Schutz der Rheinlande, um die Befreiung Pommerns von Schweden, Preußens von Polen führten die Hohenzollern ebenso für Deutschland wie für Brandenburg, sie zuerst und lange Zeit sie allein beugten ihren Adel und den Sondergeist höchst verschiedenartiger Landschaften unter die Idee des einheitlichen monarchischen Staates, sie zuerst schufen ein geschlossenes, leistungsfähiges Wirtschaftsgebiet, begünstigt durch die großen natürlichen Wasserstraßen des norddeutschen Flachlandes, die dem gebirgigeren Süden fast gänzlich fehlten, und sie verwirklichten endlich die Glaubensfreiheit in einem Sinne, der weit über die Vorschriften des westfälischen Friedens hinausging. Deshalb wurde der brandenburgisch-preußische Staat zum Grundstein der neuen Ordnung, welche Pufendorf ahnte, so wenig dies damals erkannt wurde und erkannt werden konnte. Um die Frage, ob und in welcher Weise die übrigen reindeutschen Lande dieser Machtbildung sich anschließen und wie Österreich zu ihr sich stellen würde, dreht sich seitdem die gesamte politische Entwickelung Deutschlands. Es galt dabei einerseits die Einigung der Nation, andrerseits ihre Befreiung von dem Joch und von dem Einfluß der fremden Mächte.

Diese Verschiebung des politischen und wirtschaftlichen Schwerpunktes nach dem Norden und Nordosten wird unterstützt durch das Aufsteigen einer neuen, wesentlich aus dem Mittelstande hervorgehenden geistigen Bildung, insofern diese im Protestantismus wurzelt. Da indes ihr Träger, das deutsche Bürgertum, an den staatlichen Aufgaben keinen selbständigen Anteil mehr nimmt, andrerseits der preußische Staat als solcher eben in der Zeit ihrer stärksten Entfaltung sich fast ganz auf seine politisch-wirtschaftlichen Aufgaben beschränkt, so laufen die beiden Strömungen nebeneinander her fast ohne sich zu berühren, bis sie sich unter dem Drucke der Napoleonischen Fremdherrschaft einander nähern und der wieder hergestellte preußische Staat der neuen Bildung die hervorragendsten Pflegstätten gewährt. Doch ein gedeihliches Zusammenwirken des monarchischen Staates, des grundbesitzenden Adels und des Bürgertums wurde erst angebahnt, als die Volksvertretungen und die Selbstverwaltung alle Stände zu politischer Arbeit vereinigten. So dringt allmählich, wenngleich langsam und unter starken Hemmnissen, die Erkenntnis staatlich-nationaler Lebensbedingungen, damit auch die Einsicht von der Bedeutung Preußens überall in Deutschland durch, und das neue Deutsche Reich wurde möglich.

Die Anfänge des Großen Kurfürsten von Brandenburg. Bis in die letzten Zeiten des dreißigjährigen Krieges hinein hatte Brandenburg dank der Schwäche Georg Wilhelms und der Libertät eine Rolle gespielt, die in ihrer Kläglichkeit der Haltung der meisten deutschen Fürsten in dieser Krisis nur allzu sehr entsprach; seine Bedeutung beginnt mit dem ersten großen Hohenzollern und die stärkste, die entscheidende Kraft des Staates ist seitdem die Krone stets geblieben.

Friedrich Wilhelm (1640—1688) hatte eine ausgezeichnete Vorbildung für seinen Regentenberuf erhalten,*) aber in der schlimmsten Lage sah sich der zwanzigjährige Fürst zur Leitung seines sinkenden Staates berufen.

*) Geboren am 16. Februar 1620 verdankte er seiner energischen, hochsinnigen Mutter Elisabeth Charlotte von der Pfalz, der Tochter Kurfürst Friedrichs IV. und Enkelin des großen Wilhelm von Oranien, weit mehr als dem schwachen, unselbständigen Vater. Um den einzigen Sohn aus dem wüsten Kriegsgetümmel zu entfernen, zog sie sich erst mit ihm in die Waldeinsamkeit des Jagdschlosses Letzlingen zurück und sandte ihn 1627 unter der Obhut des trefflichen Romilian Kalkum von Leuchtmar nach Küstrin. Als elfjähriger Knabe sah der Kurprinz seinen großen Oheim Gustav Adolf in Berlin und erfüllte sich bei einem längeren Aufenthalte in Wolgast am Hofe der Königin Eleonore mit der lebhaftesten Bewunderung für den Helden, der in dem Knaben den künftigen Gemahl seiner Tochter Christine und seinen Erben sah. Als nun nach dem Tode des Königs die kaiserlichen Heerscharen das Land wieder überfluteten und der Kurfürst unter Schwarzenbergs bestimmendem Einflusse abermals dem Kaiser zuneigte, daher sogar der Plan auftauchte, den Kurprinzen zur weiteren Erziehung nach Wien zu senden, da setzte die Mutter durch, daß er nach den Niederlanden, also ins entgegengesetzte Lager, ging (1634). Während er hier in Leyden und Arnheim eifrig sich dem Studium der Geschichte und der Altertumswissenschaft, sowie des Französischen und Holländischen widmete, lernte er doch auch im Lager des Prinzen Friedrich Heinrich den Krieg kennen und gewann einen Einblick in das mächtige Leben dieses gewaltigen und reichen Handelsstaates, der zugleich das freieste Land der Erde war. Doch die Besorgnis Schwarzenbergs, er möge hier gänzlich für eine habsburgfeindliche Richtung gewonnen werden, bewog den Vater, dem Sohne die erbetene Erlaubnis

Brandenburg war fast ganz in den Händen der Schweden und doch mit dem Kaiser verbündet, ein kaiserlicher Parteigänger, Graf Schwarzenberg, Statthalter des Landes, die Feldtruppen waren auch dem Kaiser vereidet, nur die schwachen Besatzungen der festen Plätze dem verstorbenen Kurfürsten allein verpflichtet, doch beide vorläufig noch nicht dem Nachfolger. Nur ein zuverlässiger Mann stand Friedrich Wilhelm hier zur Verfügung, der tapfere Oberst Konrad von Burgsdorf in Küstrin. Auf dessen Rat überließ der junge Kurfürst seine zuchtlosen Feldregimenter ganz dem Kaiser, ließ nur die Besatzungen sich schwören und sperrte Küstrin und Peitz für die Kaiserlichen. Es war der erste Schritt zur Trennung von Österreich. Der Waffenstillstand von Stockholm, der auf das Andrängen der Hauptstadt und der märkischen Stände, doch ohne Schwarzenberg abgeschlossen (24. Juli 1641) wurde, vollendete diese Wendung und schaffte dem plagten Lande Luft; die oberste Leitung der Geschäfte übernahm nach Schwarzenbergs baldigem Tode Burgsdorf.

Kaum geringere Schwierigkeiten waren im Herzogtum Preußen zu überwinden, dessen streng lutherische Stände dem reformierten Herrscherhause fast mit offener Feindschaft gegenüberstanden und in der Lehnsabhängigkeit des Landes von Polen die sicherste Bürgschaft ihrer Libertät erblickten. So erlangte Friedrich Wilhelm die polnische Belehnung am 7. Oktober 1641 nur mit den schwer- 1641.
sten Opfern. Außer 30,000 Gulden Jahrestribut sollte er aus den Seezöllen 100,000 Gulden jährlich an Polen abführen; die Besatzungen von Pillau und Memel schwuren auch dem König von Polen den Fahneneid, die Appellationen von den preußischen Gerichten gingen nach Polen. In kirchlicher Beziehung blieben nach den früheren Zugeständnissen von 1611 und 1617 die Reformierten von der öffentlichen Religionsübung und von öffentlichen Ämtern ausgeschlossen, während den Katholiken diese zugänglich waren und jene in einer Reihe von Ortschaften, auch in Königsberg, ihnen verbürgt wurde.

Sobald der junge Fürst einigermaßen festen Fuß gefaßt hatte, richtete er seine ganze Aufmerksamkeit auf die beginnenden Friedensverhandlungen, um seinen reformierten Glaubensgenossen die Wohlthaten des Religionsfriedens und seinem Hause den Besitz ganz Pommerns, vor allem Stettins und der Odermündungen, zu sichern; er sah sich schon als ein „König der Wenden" (rex Vandalorum) an der Spitze einer starken baltischen Macht. Doch dem widerstrebte Schweden aufs entschiedenste, und obwohl der Kurfürst durch seine Vermählung mit Luise Henriette, der Tochter Friedrich Heinrichs von Oranien (Ende 1646), eine Anlehnung an Holland suchte, so mußte er doch in einem Sondervertrage am 7. Januar 1647 auf Vorpommern verzichten und sich mit Hinterpommern, sowie mit 1647.
den Stiftslanden Magdeburg, Halberstadt, Minden und Cammin begnügen. Aber auch als der westfälische Friede ihm diese Gebiete endgültig zugesprochen hatte,

zur Verlängerung seines Aufenthaltes zu verweigern und die sofortige Rückkehr zu befehlen (Januar 1638). Aber in Schwarzenberg sah der junge Fürst fortan seinen Feind und grollend folgte er dem Vater nach Königsberg, als dieser dem Minister die Statthalterschaft in den Marken übertrug. Hier verschied Georg Wilhelm am 20. Oktober / 1. November 1640.

währte es noch Jahre, ehe er sich im unangefochtenen Besitze derselben sah. Erst im Frühjahr 1650 räumten die Schweden Halberstadt und Minden; im April leisteten auch die Stände des Stiftes Magdeburg die Eventualhuldigung, und selbst dieser wußte sich die Hauptstadt zu entziehen, da sie nach reichsstädtischer Unabhängigkeit strebte. Pommern behaupteten immer noch die Schweden, und die Verhältnisse in den niederrheinischen Landen waren deshalb besonders schwierig. weil bei der noch fortdauernden Unsicherheit über die endgültige Teilung dieser Gebiete die Stände von Cleve sich eng an die Niederlande anschlossen, die ihnen auch ihre Rechte dem Landesherrn gegenüber feierlich verbürgten. Mit dem Mitbesitzer, dem Pfalzgrafen von Neuburg, geriet der Kurfürst sogar in schwere Händel, da dieser dem „Provisionalvertrage" von 1647 zuwider auf Grund des westfälischen Friedens das für die Evangelischen seiner Landesteile sehr ungünstige Normaljahr 1624 durchführen wollte; schließlich ließ er im Juni 1651 seine Truppen im Bergischen einrücken. Der Schritt war zu kühn, er mußte im Oktober zugeben, daß eine kaiserliche Kommission die Frage entscheide und bis dahin der dermalige Zustand bestehen bleibe.

Der mißlungene Stoß führte zur Verabschiedung Burgdorfs (Januar 1652) und bewog den Kurfürsten, einem alten Anhänger des engsten Anschlusses an Österreich, Joachim Friedrich von Blumenthal, die Leitung der Geschäfte zu übertragen. Das Ergebnis dieser Annäherung war einerseits die Wahl Erzherzog Ferdinands, dem der Kaiser die Nachfolge im Reiche zu sichern wünschte, zum römischen König (31. Mai 1653), andrerseits der endliche Abzug der Schweden aus Hinterpommern, denn Ferdinand III. erklärte ihre Belehnung mit Vorpommern bis zur Räumung des brandenburgischen Hinterpommern aufschieben zu wollen. So empfing Friedrich Wilhelm im Juni 1653 dort die Huldigung. Freilich mußte er fünf Sechstel der gesamtpommerschen Staatsschuld von 581,000 Gulden übernehmen, die Hälfte seiner Seezölle an Schweden abführen und ihm das Recht der Nachfolge zugestehen, auch den derzeitigen Administrator des Bistums Cammin, Ernst Bogislaw von Croy und Aerschot, zum Statthalter ernennen, aber er war doch endlich in den vertragsmäßigen Besitz gelangt.

Brandenburg gegen Österreich. Doch sobald der Kaiser mit Brandenburgs Hilfe seinen nächsten Zweck erreicht hatte, geriet das hergestellte Einver-
1653. nehmen ins Wanken, und der Reichstag, der am 30. Juni 1653 in Regensburg zusammentrat, um manche im westfälischen Frieden noch unerledigt gebliebene Fragen zu regeln oder die Ausführung einzelner Bestimmungen desselben zu überwachen, führte eine vollständige Wendung herbei. Denn nicht nur blieben die Bemühungen der Brandenburger, die Herausgabe des Herzogtums Jägerndorf zu erwirken (s. S. 737), fruchtlos, sondern der Kaiser lehnte auch jede Verwendung der Evangelischen für ihre Glaubensgenossen in seinen Erblanden ab und machte ebensowenig Anstalten, die im westfälischen Frieden festgestellte Parität in der Zusammensetzung seines Reichshofrates zur Ausführung zu bringen. Da auch sonst wichtige Dinge unerledigt blieben, so verwies der Reichstag schließlich in seinem Abschied diese Fragen (Reichsexekutions- und Polizeiordnung, Durchführung der Amnestie)

an den auf den 1. Oktober 1654 nach Frankfurt a. M. berufenen Deputationstag, bei dessen Zusammensetzung zum erstenmale die volle Parität der Konfessionen beobachtet wurde.

Die Haltung des Kaisers drängte Brandenburg in die Opposition. Dem entsprechend trat an die Spitze der Geschäfte Georg Friedrich, Fürst von Waldeck (geboren 1620). Im J. 1652 aus holländischen in brandenburgische Dienste übergetreten, war er ganz erfüllt von dem zukunftsreichen, doch noch allzukühnen Gedanken, eine „Union" der evangelischen Reichsfürsten (mit Ausnahme Kursachsens und der Pfalz) unter Führung Brandenburgs zu begründen, die imstande sei, Frankreich, Schweden und Österreich die Spitze zu bieten und zunächst den Kampf um das jülich-bergische Erbe wieder aufzunehmen im Zusammenhange mit dem noch fortdauernden französisch-spanischen Kriege. Den Anfang dazu machte ein Schutz- und Trutzbündnis mit den Braunschweiger Fürsten auf drei Jahre (Juli 1654). Diese „Union" mußte notwendig mit dem Bündnis der katholischen Fürsten von 1651 in Konflikt geraten, das die rheinischen Kurfürsten mit Bayern und Pfalz-Neuburg zum Schutze der Libertät dem Kaiser gegenüber verband. Ein neuer innerer Krieg wäre dann unvermeidlich gewesen.

Doch bald riß den Kurfürsten eine schwere Verwickelung der ost- und nordeuropäischen Verhältnisse auf einen größeren Schauplatz hinaus und gab ihm Gelegenheit, durch einen ersten großen militärischen und politischen Erfolg seinem Staate eine ganz neue, selbständige Stellung zu erringen.

Der Ausbruch des schwedisch-polnischen Krieges. Die Thronentsagung der Königin Christine von Schweden, der unähnlichen Tochter und Nachfolgerin Gustav Adolfs (6./16. Juni 1654), hatte dort in der Person ihres Vetters 1654.
Karl X. Gustav von Pfalz-Zweibrücken einen jungen, leidenschaftlichen, kriegslustigen Fürsten auf den Thron gebracht, der kein besseres Mittel wußte, den drängenden inneren Verlegenheiten, der Finanznot und der steigenden Unzufriedenheit des Adels wie der Bauern, zu entgehen, als sich in auswärtige Schwierigkeiten zu stürzen und sein Volk in einen wüsten Eroberungs- und Beutekrieg mit sich fortzureißen wie ein Wiking der nordischen Vorzeit. Die innere Natur dieser durchaus künstlichen Großmacht, die lediglich auf ihrer kriegerischen Überlegenheit und der Schwäche ihrer Nachbarn beruhte, machte ein solches Unternehmen zu etwas Selbstverständlichem, und den willkommenen Vorwand gab die Weigerung Johann Kasimirs von Polen, den Pfälzer als rechtmäßigen König anzuerkennen, da ihm selber als dem Sproß der älteren Linie des Hauses Wasa ein besseres Recht auf die schwedische Krone zustehe, als diesem Sohne einer jüngeren weiblichen Nebenlinie. Die innere Zerrüttung Polens seit der Vollendung der staatsfeindlichen Adelslibertät mit dem Liberum veto (1652), welche in dem veralteten, auf dem unzuverlässigen Adelsaufgebot und schwachen Söldnerscharen beruhenden Heerwesen ihren getreuen Ausdruck fand, und der im September 1654 begonnene unglückliche Krieg mit dem aufstrebenden Rußland schienen ihm einen ebenso leichten als sicheren Sieg zu versprechen. Ein solcher mußte die Ostseeherrschaft Schwe-

dens unwiderruflich vollenden und sein Übergewicht in ganz Nordosteuropa begründen.

Brandenburg im Bündnis mit Schweden. So überrannten die 1655. Schweden in der zweiten Hälfte d. J. 1655 von Livland, Westpreußen und Pommern her ganz Polen bis Krakau, während die Russen Litauen bis dicht an die Grenze Ostpreußens überfluteten. Angesichts dieses mit rasender Schnelligkeit heraufgestiegenen Unwetters hatte sich Kurfürst Friedrich Wilhelm entschlossen, weder sein Schicksal an den versinkenden Polenstaat zu ketten, noch das drückende Übergewicht Schwedens zu verstärken, sondern in möglichst eindrucksvoller Waffenrüstung zunächst seine Neutralität zu behaupten und dann seinen Beistand um den höchsten Preis zu verkaufen. Nachdem er sich einen festen Rückhalt durch ein Verteidigungsbündnis mit Holland (27. Juli 1655) gesichert hatte, dessen Handelsinteressen die schwedische Ostseeherrschaft entschieden bedrohte, brachte er sein Heer vermöge einer ansehnlichen Geldbewilligung des clevischen und preußischen Landtags auf 20,000 Mann, nötigte die westpreußischen Stände zur Einnahme brandenburgischer Besatzungen in Thorn und Marienburg und zog seine Hauptmacht um Königsberg zusammen. Denn schon eilten die Schweden längs der Weichsel und Memel abwärts, um sich Preußens zu versichern. In der That 1656. mußte der Kurfürst im Vertrage von Königsberg am 7./17. Januar 1656 sein Herzogtum, statt von Polen, wie bisher, von Schweden zu Lehen nehmen; aber er erhielt dafür die Aussicht auf die Erwerbung Ermlands und versprach nur zur Verteidigung gegen einen polnischen Angriff die Schweden mit 1500 Mann zu unterstützen. Seine kluge Zurückhaltung bewährte sich, denn eine allgemeine Erhebung Polens gegen die Ketzer entriß den Schweden binnen kurzem fast das ganze Land samt Warschau (17. Juli) und drängte sie die Weichsel hinunter, während die Russen in Ingermanland und Livland einfielen. Da erkaufte Karl Gustav den vollen Beistand des Kurfürsten im Vertrage von Marienburg (15./25. Juni 1656) mit der Zusicherung der Abtretung eines bedeutenden Teiles von Großpolen (Posen und Kalisch).

Die Schlacht von Warschau. Als gleichberechtigter Bundesgenosse führte Friedrich Wilhelm 8500 Mann seiner Truppen dem König zu, der mit 9000 Mann im Lager von Nowydwor an der Mündung des Bug in die Weichsel stand. Inzwischen sammelte sich eine polnisch-litauische Armee unter Gonsiewski mit zahlreichen Schwärmen tatarischer Reiter, zusammen etwa 100,000 Mann, bei Warschau, ihres Erfolges sicher. Doch trotz dieser mehr als fünffachen Übermacht gingen die Brandenburger und Schweden auf dem rechten Ufer der Weichsel gegen die Hauptstadt vor und schlugen vor ihren Thoren vom 28. bis 30. Juli 1656 jene dreitägige siegreiche Schlacht, welche eine neue Periode in der Kriegskunst einleitete, denn sie ist die erste, die nicht nach der hergebrachten Schablone verlief, sondern durch eine Reihe zusammengreifender, den Bodenverhältnissen und den jeweiligen Umständen angepaßten Bewegungen entschieden wurde. Die Polen standen, mit den Litauern* auf dem jenseitigen Ufer durch eine Brücke verbunden, unterhalb Warschaus in der etwa 2 Kilometer breiten Stromebene rechts

der Weichsel, hatten die Front mit Schanzen gedeckt und stützten ihren rechten Flügel auf den langgestreckten, waldbedeckten Höhenzug von Bialolenka, der im Süden gegenüber der Stadt bei der Vorstadt Praga endet. Der erste Vorstoß der Verbündeten am späten Nachmittage des 28. Juli nach der Brücke zu mißlang, und auch der Angriff auf die befestigte Front des Feindes am 29. Juli erwies sich als unmöglich. Da führte Karl Gustav in waghalsigem Manöver seine Schweden vom rechten Flügel hinter den Brandenburgern weg durch den Wald von Bialolenka in die offene Ebene östlich jenes Höhenzuges hinaus, um die Polen von Osten her zu fassen. Währenddem warfen sich Polen und Tataren dreimal hintereinander auf die Brandenburger, doch ihre lockeren Massen zerschmolzen unter dem Feuer der Artillerie oder zerschellten an der ehernen Ruhe der deutschen Vierecke, an „den wandernden Kastellen". Bereits am Nachmittage wichen die Polen aus ihrer schon halbumgangenen Stellung in die Ebene jenseits des Höhenzuges zurück mit Front nach Nordosten, aber auch hier prallten ihre wütenden Reiterangriffe ab und sie nahmen deshalb am Abend eine dritte Stellung, die sich auf das Holz von Praga lehnte. Da entschied endlich am 30. Juli den wechselvollen Kampf das tapfere brandenburgische Fußvolk, welches unter dem Feldzeugmeister Otto von Sparr das verschanzte Gehölz im Sturme nahm. Auseinander gesprengt, flüchteten die Polen nach allen Seiten; schon am 31. Juli besetzte der brandenburgisch-schwedische Vortrab Warschau, am 6. August zogen der König und der Kurfürst in die feindliche Hauptstadt ein. Die Niederlage von Tannenberg war gerächt, mit einem Schlage trat das brandenburgische Heer der ersten Kriegsmacht Nordeuropas ebenbürtig zur Seite und der Hohenzoller hielt die Wage des Krieges in der Hand.

Bündnis gegen Schweden. Schon nahmen die benachbarten Mächte, geschreckt von den Erfolgen des erobernden Militärstaates, eine drohende Haltung an. Ein kaiserliches Heer rüstete sich zum Marsche nach Pommern; unter kaiserlicher Vermittelung schloß Rußland im Oktober Waffenstillstand mit Polen, um seine ganze Kraft gegen die schwedischen Ostseeprovinzen zu kehren, Dänemark rüstete sich im Stift Bremen einzubrechen, und eine mächtige niederländische Flotte erschien auf der Rhede von Danzig. So räumte Karl Gustav Warschau, während er Krakau noch festhielt, um die Verbindung mit Georg Rakoczy II. von Siebenbürgen zu sichern, mit dem er um ein Bündnis verhandelte, und die schwedisch-brandenburgische Hauptmacht bezog Verteidigungsstellungen am Narew und an der unteren Weichsel, freilich ohne das Eindringen der Polen nach Westpreußen verhindern zu können. In dieser Lage setzte der Kurfürst im Vertrage von Labiau am 20. November 1656 den Verzicht Schwedens auf die Lehnshoheit über 1656.
Preußen durch, wogegen er ihm 4000 Mann zur Verfügung stellte. So im Rücken gesichert, drang Karl Gustav nochmals bis Krakau vor, das inzwischen Georg Rakoczy genommen hatte (März 1657). Doch der Einbruch eines türkisch- 1657.
tatarischen Heeres in Siebenbürgen nötigte ihn zum Abzuge, der Einmarsch der Dänen ins Bremische rief Karl Gustav zurück, und das bereits am 1. December 1656 geschlossene polnisch-österreichische Bündnis, zu dem den kaiserlichen Hof vor

allem die Furcht vor einem schwedischen Einbruch in Schlesien zu gunsten der hartbedrückten Protestanten bestimmte, brachte den isolierten Kurfürsten gegenüber dem erbitterten und jetzt siegreichen Polen in die allermißlichste Lage.

Brandenburgs Wendung gegen Schweden und Bündnis mit Österreich. Nur eine entschlossene Schwenkung in einem Augenblicke, wo seine Bundesgenossenschaft dank der Schlacht von Warschau und seinem tapferen Heere hoch im Preise stand, konnte ihn retten. Er vollzog sie im Vertrage von Weh-
1657. lau am 19. September 1657, verzichtete dabei freilich auf jede Gebietserwerbung, außer ein paar kleine westpreußische Grenzbezirke, erlangte aber das Wertvollste: die Lösung vom polnischen Lehnsverbande, die Souveränität über das Herzog-
1658. tum Preußen. Wenige Monate später, am 15. Februar 1658, schloß er sich dem österreichisch-polnischen Kriegsbunde gegen Schweden an. Die kirchlichen Gesichtspunkte traten zurück; protestantische und katholische Mächte wandten sich vereinigt gegen den schwedischen Eroberer, dem weder England und Frankreich, die jetzt gegen Spanien eng verbündet waren, einen sichern Rückhalt boten. Folgerichtig vertauschte der Fürst von Waldeck, der noch ganz in jenen Gegensätzen lebte, alsbald den brandenburgischen mit dem schwedischen Dienste.

Die Wahl Leopolds I. Diese Verhältnisse wirkten auch auf die Angelegenheiten des Reiches zurück. Kaiser Ferdinand III. war, erschüttert durch den frühen Tod seines ältesten Sohnes, des römischen Königs (9. Juli 1654), und durch die vergeblichen Bemühungen, seinem jüngeren Sohne, dem erst vierzehnjährigen, für den geistlichen Stand erzogenen Leopold (I.), die Nachfolge im
1657. Reiche zu sichern, am 2. April 1657 gestorben. Um die Neuwahl entspann sich ein so erbitterter Kampf wie seit lange nicht, denn alle Gegensätze im Reiche wie in Europa trafen hier zusammen. Der Wahl Leopolds entgegen wirkten die rheinischen Fürsten. Schon seit dem 15. December 1654 standen Trier, Köln, Münster und Pfalz-Neuburg in einem engen Bunde vereinigt und ihnen hatte sich dann im August 1656 auch Johann Philipp von Mainz angeschlossen, verblendet von dem Traume, dieses Bündnis ohnmächtiger deutscher Kleinfürsten könne das Gleichgewicht zwischen Frankreich, Österreich und Schweden behaupten; hinter diesem Bunde standen Frankreich und Schweden. Auf der anderen Seite traten Brandenburg und Sachsen für Leopold ein und zogen auch Trier und Bayern auf ihre Seite. So vereitelten sie den ursprünglichen Plan ihrer Gegner, Ludwig XIV. zum Kaiser zu erheben, und da auch die beiden anderen von dieser Partei in Vorschlag gebrachten Bewerber, Ferdinand von Bayern und der Deutschmeister Erzherzog Leopold Wilhelm, keine Aussicht hatten, so entschieden sich endlich auch die rheinischen Kurfürsten für Leopold, setzten aber eine überaus beengende Wahlkapitulation durch. Sie verbot ihm ein anderes Bündnis zu schließen als nach dem Inhalte des westfälischen Friedens und den Feinden Frankreichs irgendwelchen Beistand zu leisten; sie untersagte ferner den Landständen, über die Steuern zu verfügen ohne ihren Landesherrn, und dem Reichskammergerichte, darüber Klagen der Stände gegen den Fürsten anzunehmen, gestattete dagegen den letzteren, etwaigen Widerstand selbst mit Hilfe benachbarter Reichsstände ge-

waltsam zu brechen. Es war ein neuer Sieg der fürstlichen Libertät über das Kaisertum, aber vor allem ein Sieg Frankreichs. So wurde Leopold I. am 18. Juli 1658 gewählt und am 1. August gekrönt Kurz danach, am 4./14. August, schlossen 1658. die drei geistlichen Kurfürsten, Pfalz-Neuburg, Münster, Braunschweig-Lüneburg, Hessen-Kassel und Schweden für Bremen und Verden den „rheinischen Bund", am 15. August trat ihm Frankreich bei, später (1659) noch Würtemberg, Hessen-Darmstadt und Pfalz-Zweibrücken (1661), alles in reichspatriotischer Begeisterung für die Behauptung des westfälischen Friedens und jener Wahlkapitulation, thatsächlich für die drohende Stellung Frankreichs am Oberrhein und Schwedens an der Seeküste, die jede freie Regung Deutschlands fesselte. Der deutsche Westen gehorchte Frankreich und seinem Bundesgenossen Schweden. Dem gegenüber bot das Einvernehmen zwischen Brandenburg und Österreich den einzigen Halt.

Der schwedisch-dänische Krieg. Die nordischen Verhältnisse hatten sich inzwischen von Grund aus gewandelt. Im raschen Siegeszuge hatte noch 1657 Karl Gustav Holstein, Schleswig und Jütland überflutet, dann in tollkühnem Wagnis im Februar 1658 sein Heer zuerst über den gefrornen kleinen Belt nach Fünen geführt, wo er die Dänen am 12. Februar entscheidend schlug. Endlich war er, mit unerhörter Verwegenheit das Eis als Brücke zwischen Fünen, Langeland, Laaland, Falster und Seeland benützend, plötzlich vor dem unvorbereiteten Kopenhagen erschienen und hatte am 27. Februar den Vorfrieden von Roeskilde erzwungen. Dänemark trat Schonen, Blekingen, Halland, Drontheim und Bornholm an Schweden ab, gab ihm damit seine natürlichen Grenzen, und verzichtete auf seine Oberlehnshoheit über Schleswig und Fehmarn, sowie auf die bisher der königlichen und der herzoglichen Linie gemeinsame Regierung über Prälaten, Ritterschaft und Städte von Schleswig-Holstein. Doch mit diesem glänzenden Erfolge nicht zufrieden und von der Wehrlosigkeit Dänemarks überzeugt, dachte Karl Gustav diese zu noch größeren Zugeständnissen auszubeuten und die Union der drei nordischen Kronen, die Schweden anspruchsvoll im Wappen führte, unter schwedischer Leitung zu erneuern. Mit dreister Verletzung des Völkerrechtes landete er im August 1658 von Kiel aus an der Westküste Seelands in Korsoer. Doch den geplanten Überfall der dänischen Hauptstadt verwandelte die Entschlossenheit der erbitterten Dänen in eine langwierige Belagerung. Seitdem drehte sich der ganze Kampf um Kopenhagen.

Der Kampf um Kopenhagen. Während jetzt endlich Holland zu thätigem Eingreifen sich anschickte und am 17. Oktober eine stattliche Kriegsflotte von 36 schweren Schiffen nach dem Sunde auslaufen ließ, führte Friedrich Wilhelm ein brandenburgisch-österreichisch-polnisches Heer nach Holstein und Schleswig, die noch in den Händen der Schweden waren, befreite das von ihnen belagerte Rendsburg und erzwang am 16. December den Übergang nach Alsen. Die holländische Flotte aber flog bei scharfem Nordwinde durch die Enge zwischen den brüllenden Batterien Kronborgs und Helsingborgs hindurch, erfocht am 8. November bei der Insel Hveen einen glänzenden Sieg über die schwedische Blokadeflotte, die nach Landskrona zurückwich, und führte dem bedrängten Kopenhagen

Lebensmittel zu. Es blieb den Schweden nichts mehr übrig, als die Belagerung in eine aussichtslose Einschließung von der Landseite her zu verwandeln.

Da griffen die Westmächte ein. Frankreich wollte seinen alten schwedischen Bundesgenossen nicht sinken lassen, England seinem holländischen Nebenbuhler keinen entscheidenden Erfolg in der Ostsee gönnen. In dieser schwierigen Lage verständigte sich Holland mit beiden im (ersten) „Haager Concert" (21. Mai
1659. 1659) über eine Friedensvermittelung auf Grund des Roeskilder Vertrages, und erneuerte dies, als der Versuch der Verbündeten, am 6. Juli nach Fünen überzusetzen, mißlungen war, am 24. Juli mit der verschärften Bestimmung, die Annahme ihrer Bedingungen binnen vierzehn Tagen zu verlangen, und den sich weigernden Teil mit Waffengewalt zu zwingen. Da indessen die inneren Wirren nach Richard Cromwells Rücktritt (25. Mai) England lähmten und Frankreich eben mit Spanien über den Pyrenäenfrieden verhandelte, so fanden jene Forderungen kein Gehör, am wenigsten bei Karl Gustav. Nunmehr rückten kaiserliche Truppen unter des Souches auch im schwedischen Pommern ein (August 1659), nahmen Demmin, Wollin u. a., belagerten Stettin, in Westpreußen wurden die Schweden auf Marienburg und Elbing beschränkt, und endlich führte im November eine holländische Flotte unter de Ruyter 10,000 Mann verbündeter Truppen nach Fünen hinüber. In blutiger Schlacht wurden am 24. November die Schweden bei Nyborg vollständig geschlagen und der Rest zur Ergebung gezwungen. Der Übergang nach Seeland stand bevor und dann war Karl Gustav verloren.

Der Friede von Oliva. Doch in demselben Monat (7. November) wurde der Pyrenäenfriede abgeschlossen (s. S. 780), und Frankreich nahm eine so drohende Haltung zu gunsten Schwedens an, daß man sich allerseits zu Friedensunterhandlungen entschloß, erst in Thorn, dann im alten Cistercienserkloster Oliva bei Danzig. Zwar starb Karl Gustav während dieser Verhandlungen am 23. Fe-
1660. bruar 1660; aber da Frankreich aufs entschiedenste die völlige Wiederherstellung des schwedischen Besitzes in Deutschland auf Grund des westfälischen Friedens forderte, so mußten die Verbündeten, obwohl auf allen Punkten siegreich, auf jeden Landgewinn verzichten und dagegen die Eroberungen Schwedens ihm lassen; nur Drontheim und Bornholm erhielt Dänemark zurück. Doch mindestens das Hauptsächlichste in deutschem Interesse, die Souveränität des Herzogtums Preußen, fand europäische Anerkennung. Auf diese Bedingungen hin unterzeichneten die Gesandten in dem schmucklosen „Friedenssaale" des ehrwürdigen Klosters am 3. Mai 1660 den Frieden von Oliva. Die alte Kolonie des deutschen Ordens war von slawischer Vorherrschaft befreit, und Brandenburg-Preußen hatte sich seine Stellung als eine selbständige Macht in der europäischen Staatenwelt erfochten. Die schwedische Großmacht aber hatte vor aller Welt ihre innere Haltlosigkeit erwiesen, denn nur dem Eintreten Frankreichs verdankte sie die Erhaltung ihres alten Besitzes und ihrer neuen Eroberungen.

Die Landesverwaltung in Brandenburg. Doch wollte Friedrich Wilhelm die deutsche und europäische Stellung, die ihm seine staatsmännische Meister-

schaft und sein tapferes Heer errungen hatte, behaupten und befestigen, so war das nur möglich in den harten Formen der unumschränkten Monarchie.

So begann mit dem Jahre 1660 für Brandenburg-Preußen eine neue Zeit, obwohl sie in einzelnen Dingen schon früher vorbereitet war. Bisher hingen diese durch Krieg und Erbschaft erworbenen, über die ganze Breite Norddeutschlands von der Memel bis über den Niederrhein hinaus zerstreuten, sehr verschiedenartigen Gebiete durch nichts zusammen als durch die Person ihres Herrschers, Preußen gehörte nicht einmal dem deutschen Reichsverbande an. Sie fühlten sich jedes als ein Land für sich, und ihre Selbständigkeit kam zum schroffsten Ausdruck in ihren Landständen. Diesen gegenüber gab es eine fürstliche Verwaltung nur in der obersten Instanz, in den unteren nur für Domänen und Regalien, wobei Verwaltung und Justiz meist von denselben Behörden vertreten wurden. In den mittleren Provinzen war die oberste Landesregierung für die Kurmark der Geheime Rat, für die Neumark eine „Regierung", für Pommern ein Statthalter mit einem Kollegium von Räten. Die Verwaltung der Domänen lief überall in einer Amtskammer zusammen, die einzelnen Domänen standen unter Amtshauptleuten, die auch die niedere Gerichtsbarkeit und die Polizei über die Städte und Dörfer des Amtes übten; doch in dem bei weiten größten Teile des Landes lagen diese Befugnisse in den Händen der Grundherrschaften und der Stadtbehörden. Die Städte vor allem bildeten Staaten im Staate, unter einem Rate, der aus den eng mit einander versippten und verschwägerten Patricierfamilien gebildet war, alljährlich als „alter" und „neuer" Rat wechselte, sich selbst durch Zuwahl ergänzte und die Verwaltung ohne jede Kontrolle von seiten der Bürgerschaft zu Nutz und Frommen der herrschenden Geschlechter führte. Diese Formen der Lokalverwaltnug wiederholten sich auch in den meisten westlichen Gebieten; auf die Landesverwaltung wurden die märkischen Formen übertragen. Die Verwaltung von Halberstadt und seit 1680 auch die von Magdeburg übernahm eine „Regierung", die von Minden 1650 ein Statthalter mit einem Kollegium, dem ein ständischer Ausschuß zur Seite stand und dem zugleich die nahe Grafschaft Ravensberg untergeben war. Wesentlich verschieden waren dagegen nach der einen Seite die Verhältnisse von Cleve-Mark, nach der anderen die von Preußen. Dort hatte schon unter den alten Herzögen der Staatsgedanke über die Libertät gesiegt, doch nicht zu einer monarchischen, sondern zu einer aristokratischen Ordnung geführt, wie in den benachbarten Niederlanden, an denen deshalb Cleve-Mark lange Anlehnung suchten. Die ländliche Lokalverwaltung führten überall Droste oder Amtleute aus dem heimischen Adel, doch nicht als Grundherren, sondern als Beamte, neben ihnen Richter und Rentmeister; die rührigen Städte, welche ihre uralte Stellung als Vermittlerinnen zwischen den Niederlanden und dem Binnenlande behaupteten, erfreuten sich einer wohlgesicherten Selbstverwaltung. Die Landesregierung, um welche Stände und Herzog lange gerungen hatten, übertrug 1649 der Kurfürst einem Statthalter mit einem Regierungskollegium und einem Justizrat, wobei er, wie nochmals 1653, die ständischen Privilegien im vollsten Umfange ausdrücklich gewährleistete.

Dagegen war in Preußen die landesherrliche Gewalt von der Libertät völlig überwuchert; hier rang die Staatsidee selber mit einer schlechthin staatsfeindlichen Ständeherrschaft, die das alte Ordensland in Grundherrschaften und Stadtrepubliken auflöste und folgerichtig ihre beste Stütze in dem Zusammenhange mit der polnischen Adelsrepublik fand. Hier war nicht nur wie überall die örtliche Verwaltung ständisch, sondern auch die Landesverwaltung führten vier ständische Oberräte, denen auch die sehr umfänglichen Domänen unterstanden, während die Steuerverwaltung drei Oberkastenherren mit ständischen Kommissaren in den einzelnen Bezirken leiteten. Erst die Aufhebung der polnischen Lehnshoheit gab dem Kurfürsten hier die Möglichkeit, diese Libertät einzuschränken. Die neue Verfassung
1661. von 1661 übertrug die Verwaltung der 47 Ämter fürstlichen Hauptleuten, verpflichtete die Oberräte, in allen wichtigen Sachen an den Kurfürsten zu berichten, und behielt diesem das Begnadigungsrecht sowie die Berufung des Landtages vor. So maßvoll diese Veränderungen waren, der Landtag von 1661 widersetzte sich doch aufs äußerste ihrer Durchführung und bewilligte dem Kurfürsten nur die Accise (indirekte Steuer), die ausschließlich die Städte traf, ohne daß diese sie ihrerseits zugestanden hätten. Als deshalb besonders in Königsberg ein leidenschaftlicher Widerstand sich erhob, ja die trotzige Stadt sogar polnische Hilfe anrief, da ließ der erzürnte Kurfürst sie militärisch besetzen und den Führer der Opposition, den Schöppenmeister Hieronymus Rhode, am 30. Oktober 1662 verhaften. Zum Tode verurteilt, aber zu lebenslänglichem Gefängnis begnadigt starb der unbeugsame Mann 1678 auf der Festung Peitz. Da huldigte Königsberg am 16. November dem souveränen Herzog, im nächsten Jahre auch die Stände
1663 (18./28. Oktober 1663). Den letzten Versuch, mit polnischer Hilfe die alte Unordnung wiederherzustellen, den der Oberst Christian Ludwig von Kalckstein machte, ein übelbeleumdeter Konvertit und ein fanatischer Parteigänger des Adelsregimentes, vereitelte der erbitterte Kurfürst mit rascher Gewaltthat; er ließ den Mann im December 1670 zu Warschau festnehmen und in Memel als Hochverräter enthaupten (1672).

Der Gedanke monarchischer Staatseinheit. Aber mit solchen Maßnahmen zur Befestigung der monarchischen Gewalt in den einzelnen Gebieten, ja selbst mit der Einführung einigermaßen gleichartiger Verwaltungsformen war für die Durchführung der Staatseinheit noch wenig gethan. Der Gedanke, sie herzustellen, also an die Stelle der Personalunion die Realunion in den einzelnen Verwaltungszweigen zu setzen, die disiecta membra in membra unius capitis, in eines Hauptes Glieder, zu verwandeln, bestand zunächst nur beim Kurfürsten und einigen hervorragenden Männern. Selbst ihr Werkzeug, ein zuverlässiges, monarchisch gesinntes Beamtentum, mußten sie sich erst schaffen, denn die Beamten jener Zeit waren überall entweder Diener der Stände oder sie fühlten sich wie Söldner an den Fürsten, dem sie dienten, nur durch ein Kontraktsverhältnis gebunden und nur an ihn; der Staat als solcher war ihnen gleichgültig, ihr persönlicher Vorteil galt ihnen als die Hauptsache. Außerdem sträubten sich die einzelnen Gebiete lange hartnäckig, „Fremde", die nicht die besondere Landes-

angehörigkeit (Indigenat) besaßen, als Beamte überhaupt zuzulassen. Da haben denn die Hohenzollern allmählich sich ein treues Staatsbeamtentum erzogen, und so eine neue herrschende Klasse, eine Aristokratie der Bildung geschaffen, die zuerst und lange Zeit allein der Träger des Staatsgedankens war.

Die finanzielle und wirtschaftliche Lage. Für die Herstellung der Staatseinheit sprach die gebieterische politische und wirtschaftliche Notwendigkeit. Mit den unsicheren Steuerbewilligungen kurzsichtiger und eigensinniger Provinziallandtage und mit ständischen Beamten ließ sich eine wirksame Politik überhaupt nicht führen, und die Finanzen befanden sich dank der ständischen Wirtschaft und dem dreißigjährigen Kriege in der trostlosesten Verfassung.*) Diesen unerschwinglichen Lasten entsprach der wirtschaftliche Zustand des Landes, zumal in den mittleren Provinzen. Tuchmacherei und Brauerei, die wichtigsten Erwerbszweige der Marken, waren völlig zu Grunde gerichtet, der Handel Frankfurts a. O. sank unaufhaltsam seit den Leiden des dreißigjährigen Krieges und seit der vollen Öffnung der oberen Oder, welche das siegreiche Österreich 1628 zu gunsten des aufblühenden Breslau erzwang, während die schwedischen Zölle seit 1631 den Verkehr mit Stettin fast unmöglich machten.**) In wenig besserer Lage befand sich Magdeburg, das zunächst noch nicht einmal zu Brandenburg gehörte. Die Hauptstadt hatte seit ihrer Zerstörung i. J. 1631 ihren Elbhandel an Hamburg und Sachsen verloren; ja er drohte der Vernachlässigung des Fahrwassers während des Krieges und den nachher unvernünftig gesteigerten Zöllen völlig zu erliegen. Auch Brauerei und Bergbau waren im Verfall, das ganze Land überhaupt trotz seines reichen Bodens und seiner älteren Kultur unter der schlaffen Verwaltung des Stiftes und der Stände wirtschaftlich wie politisch zersplittert und deshalb wehrlos. So waren die Mittellande der Hohenzollern vor der Vereinigung mit Magdeburg und ohne den Besitz der Odermündungen, zumal sie von sehr ungünstigen Grenzen umschlossen wurden, in staatlicher wie in wirtschaftlicher Hinsicht noch viel zu schwach, um wirklich den festen Kern zu bilden, den sich die weit-

*) Als Friedrich Wilhelm die Regierung antrat, betrugen die (reinen) Einkünfte Brandenburgs nur 30,000 Thaler (damals zu etwa 4,50 Mark), dagegen die Domänenschulden weit über 200,000 Thaler. Das ständische „Kreditwerk" war einfach bankerott, bis der Kurfürst seit 1664 Ordnung schaffte, der einträgliche Zoll von Lenzen an Dänemark verpfändet. In Cleve warfen die Domänen 1641 nur 40,000 Thaler ab, in der Grafschaft Mark 8000 Thaler, in Preußen, wo sie 1648 den dritten Teil des ganzen Landes, über 48,000 Hufen, umfaßten, noch nicht ganz 6000 Thaler, so daß man im schwedisch-polnischen Kriege Krongüter im Werte von 1,600,000 Thaler verpfänden mußte. Cleve trug schon 1649 eine Domänenschuld von 1½ Millionen Thaler, dazu die berüchtigte höfyserſche Schuld, welche holländische Wucherkünste von 100,000 Thaler allmählich auf 5—6 Millionen Thaler zu steigern wußten, der Kaiser aber hatte an Kriegs- und Reichssteuern noch 572,000 Thaler zu fordern.

**) Die Hauptstadt Berlin-Cölln war 1640 von 12,000 Einwohnern auf 6—7000 herabgekommen und zählte 1648 nur noch 300 Bürger, die in elenden, halbverfallenen Fachwerkhäusern um das nicht minder verfallene kurfürstliche Schloß auf der Spreeinsel wohnten. In Prenzlau gab es nach dem Kriege nur noch 107 bewohnte Häuser (von 787), in Neustadt-Eberswalde waren von 282 Häusern 158 verschwunden. Noch schlimmer sah es auf dem platten Lande aus, waren doch z. B. in Teltow schon 1624 von 1175 Bauernstellen 841 unbesetzt.

entlegenen und fremdartigen Gebiete am Niederrhein und am Pregel anschließen konnten. Es galt vor allen Dingen sie so zu stärken und innerlich umzugestalten, daß sie das zu werden vermochten, und in ihnen die Fäden der Verwaltung aller Lande zusammenzufassen.

Die Anfänge der monarchischen Staatseinheit. Kaum war der dreißigjährige Krieg beendet, als der Kurfürst i. J. 1651 den Geheimen Rat gründlich umgestaltete. Diese höchste Verwaltungsbehörde für den ganzen Staat wurde aus 12 Räten gebildet und zerfiel in 19 Departements für die verschiedenen Zweige, als Ganzes eine beratende, in den Abteilungen eine ausführende Behörde. In demselben Jahre wurde die Verwaltung der Domänen und Regalien selbständig gemacht, centralisiert und umgestaltet. Die Überschüsse flossen aus allen Provinzen in die Hofrentei zusammen, die Aufsicht führte seit 1659 der Hofkammerpräsident, die Verpachtung, also die Verdrängung der bisherigen äußerst verschwenderischen und schwer zu überwachenden Naturalwirtschaft durch die Geldwirtschaft, wurde nach clevisch-märkischem Vorbilde wenigstens begonnen. Ebenso erhielt die Postverwaltung unter entschiedener Abwehr des Reichspostregals eine selbständige und einheitliche Organisation, nachdem sie um 1650 durch Einführung des Postzwanges zu einer rein staatlichen Anstalt geworden war. 1652 trat ein Generalpostmeister mit einem Postdirektor und einem Postrentmeister an die Spitze, die zusammen die Hofpostkammer bildeten, 1664 wurde die Einheitlichkeit der Einrichtungen im ganzen Staatsgebiete durchgeführt.

Reform des Heer- und Steuerwesens. Aber alle diese Reformen erschütterten den ständischen Staat an sich noch keineswegs, da sie nur Dinge betrafen, die von jeher dem Landesherrn zustanden. So lange die bisherige Form der Besteuerung fast ausschließlich durch direkte Auflagen, die in jedem Gebiete die Stände bewilligten, nach festen herkömmlichen Sätzen auf Grundherrschaften, Städte und Ämter zu gunsten der ersteren verteilten und mit ständischen Ausschüssen verwalteten, bestehen blieb, so lange gab es noch keinen monarchischen Staat. Da gab den unmittelbaren Anstoß zur Reform das Heerwesen; seine Neugestaltung wurde für Brandenburg-Preußen der Ausgangspunkt der Staatseinheit wie später der Reichseinheit für Deutschland.

Noch bestanden die alten Grundlagen der Wehrverfassung, das Lehnsaufgebot der Vasallen und die allgemeine Dienstpflicht der Bürger und Bauern für die Landesverteidigung; aber man machte entweder keinen Versuch, diese mittelalterlichen Anstalten zu benützen oder wo man ihn machte, wie 1626 in Preußen mit den Wybranzen (polnisch, etwa „Ausgewählte"), da bewährten sie sich im Kriegsfalle so schlecht, daß man schon in der ersten Zeit des großen Krieges trotz alles Sträubens der Stände zum Söldnerwesen hatte übergehen müssen. Seit 1620 bewilligten die märkischen Stände eine Kriegssteuer (Kontribution) auf Grund des Hufenkatasters für den Unterhalt von Truppen, allerdings nur auf Zeit, doch die Umstände erzwangen dann immer wieder neue Bewilligungen und seit 1631 hörten sie überhaupt nicht mehr auf. Der clevisch-märkische Landtag folgte diesem Beispiele 1645, dann wieder 1653 und beim Ausbruche des schwedisch-polnischen

Krieges, für den auch die preußischen Stände erhebliche Mittel gewährten. Auch hierbei suchten die Stände zunächst die Verwaltung und Aufsicht in der Hand zu behalten; die Offiziere sollten mit ihrer Bewilligung ernannt werden, das Kriegsvolk schwur auch dem Lande den Eid, ständische Kommissare überwachten die Verwendung der Gelder. Doch es war ein innerer Widerspruch, daß der Adel seinen alten persönlichen Kriegsdienst auf Söldner und den Unterhalt derselben fast ausschließlich auf Bürger und Bauern abwälzte, denn Vorrechte sind nur haltbar, so lange ihnen höhere Pflichten gegenüberstehen. So knüpfte sich an die Bildung eines stehenden Heeres eine Neuordnung der Steuer- und Kriegsverwaltung, wie eine neue Besteuerungsform, die allmählich dem ständischen Staate die Wurzeln durchschnitt und ein monarchisches Beamtentum schuf.

Zunächst entwickelte sich in den Mittelprovinzen die Kreisverfassung. Da nämlich die märkischen Gesamtlandtage als überaus schwerfällig und kostspielig (der kurmärkische zählte allein 1500 Personen) schon seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts mehr und mehr durch die Ausschußtage ersetzt wurden, zu denen Abgesandte der landesfürstlichen Städte und jedesmals gewählte Vertreter der Ritterschaft zusammentraten, so bedurfte man dafür fester Wahlkreise und benützte als solche die Amtssprengel der Landreiter, welche die adeligen Wähler beriefen. Diese ritterschaftlichen Wahlversammlungen oder Kreistage übernahmen nun aber bald außer der Wahl auch die Verteilung der bewilligten Steuern, seit 1600 oft sogar die Bewilligung selbst und bestellten zuerst 1620 für den Durchmarsch englischer und niederländischer Söldner Kreiskommissare zur Leitung desselben und zur Überwachung der Kriegsleistungen für sie. Seit 1631 wurden diese mit dem Heer zugleich ständig, seit etwa 1641 von den Kreistagen aus ihrer Mitte nur vorgeschlagen, vom Kurfürsten aber ernannt, also zugleich monarchische und ständische Organe für die Kriegssteuern und bald auch für die Polizei auf dem platten Lande. Um 1653 war diese Neubildung in den Marken abgeschlossen und wurde dann zunächst auf Pommern übertragen, wo die Aufgaben der märkischen Kreiskommissare an die alten ständischen „Landräte“, die gewählten Vertreter der Landvogteien und Burggerichte, übergingen, nach 1680 folgte Magdeburg und seit 1701 wurde der Titel „Landrat“ allgemein. So gestaltete sich eine höchst eigentümliche Verbindung der monarchischen Verwaltung und der ständischen Selbstverwaltung, „die lebenskräftigste und genialste Bildung im Staate des Großen Kurfürsten“.

Völlig monarchische Formen nahm dagegen die Heeresverwaltung an. Seit 1651 ernannte Friedrich Wilhelm für jeden der damaligen drei Militärbezirke (Preußen, die mittleren Provinzen, Minden, Ravensberg und Cleve-Mark) einen Oberkommissar, 1655 zwei Generalkommissare für Preußen und die Reichslande, von denen nach Auflösung des preußischen Militärbezirkes nur einer blieb. Unter ihm standen Oberkriegskommissare zunächst für Preußen und Cleve-Mark, dann auch für die Neumark, Kurmark und Pommern, deren jeder wieder mehrere Kommissare unter sich hatte. Alle Fäden der Heeresverwaltung liefen im Geheimen Rate zusammen. Die militärische Oberleitung des gesamten Heeres

führte der Generalfeldmarschall, die Artillerie stand unter dem Generalfeldzeugmeister, für Ordnung bei Marsch, Lager und Schlacht sorgte der Generalquartiermeister. Die **Heeresbildung** beruhte auf Werbung zunächst im Lande selbst, die Vasallenpflicht der Ritterschaft wurde gewöhnlich durch Geld abgekauft, wie schon früher der Wehrdienst der Bürger. Da die Werbung den Obersten eine große Selbständigkeit gab, so mußte ihnen zunächst auch noch die Bestellung der ihnen untergebenen Offiziere überlassen bleiben, aber die Kriegszucht war streng, die Regimenter wurden seit 1655 zu festen Verbänden zusammengeschlossen und durchweg uniformiert, das Fußvolk in dem dunklen Blau, der altüberlieferten Farbe des deutschen Waid. Die Reiterei erhielt ihre treffliche Ausbildung durch Georg von **Derfflinger**, einen geborenen Oberösterreicher, die Artillerie und das Befestigungswesen durch den Märker Otto von **Sparr**. Um 1688 belief sich die Stärke des Heeres auf etwa 30,000 Mann, der jährliche Aufwand auf 2 Millionen Thaler (zu 4 Mark).

Doch mit den bisherigen Formen der Besteuerung, der Grundsteuer (Kontribution) für Stadt und Land, ließen sich die Kosten des stehenden Heeres nicht beschaffen und doch war der Kurfürst fest entschlossen, seine Armee beizubehalten, da auf ihr allein die Sicherheit des Landes beruhe. Aber nur die clevisch-märkischen Stände gingen auf seine Forderung ein, indem sie ihm im März 1661 auf ein Jahr 110,000 Thaler für den Unterhalt seiner Truppen bewilligten und
1666. dann diese Leistung regelmäßig erneuerten; der kurmärkische Ausschußtag von 1666 erklärte es für unmöglich, daß das erschöpfte Land, das in den letzten Jahren etwa 8 Millionen Thaler habe aufbringen müssen, solche Lasten trage, und in der That, in der bisherigen Veranlagungsweise war es unmöglich.*) Da schlug der
1667. Kurfürst im Februar 1667 den Kreistagen vor, die drückende Kontribution durch eine **Accise** (Verbrauchssteuer) nach holländischem Muster zu ersetzen, wie sie schon 1661 die preußischen Stände bewilligt und 1658 Berlin und Köln probeweise eingeführt hatten. Als die Ritterschaft sich auch dagegen erklärte, so führte der Kurfürst durch Reskript vom 15. April 1667 zunächst fakultativ für die landesherrlichen Städte der Marken auf drei Jahre eine niedrige Accise auf Getränk, Brot, Fleisch, Nutzvieh, Salz, Saatgetreide, endlich auch für die übrigen Lebensmittel und für Kaufmannswaren ein. Bis 1680 nahmen alle märkischen Städte die neue Steuer, die ihnen wie eine „Eingebung Gottes" erschien, freiwillig an; 1681 wurde sie auch auf die Amts- und Grundherrenstädte ausgedehnt, 1682 auf Pommern, 1686 auf Magdeburg; in den westlichen Provinzen blieb dagegen das alte System örtlicher indirekter Steuern zunächst bestehen, und für das platte Land überall die Kontribution, nur daß in den meisten Gebieten die alten Kataster wenigstens einigermaßen verbessert wurden, wenngleich eine gründliche Reform am Widerstande der Grundherren scheiterte. Während so der monarchische Staat notgedrungen noch darauf verzichten mußte, dem Landvolke Erleichterung

*) Die Grundsteuer war nach dem Hufenkataster so ungleich verteilt, daß z. B. in Cleve die Städter $^1/_6$, die Bauern $^5/_6$ derselben zahlten, reiche Leute in Hamm 5—6 Thaler, die ärmsten Bauern 15 Thaler beitrugen.

zu bringen und die Verwaltung der Kontribution in den mittleren Provinzen den Kreisen, in Cleve-Mark den „Richtern" und „Erbentagen", in Preußen den „Kastenherren" und ihren Untergebenen, also ganz- oder halbständischen Organen, überließ, übernahm die Verwaltung der Accise in jeder Stadt ein städtischer Accisedirektor in Verbindung mit einem landesfürstlichen Steuerkommissar, in den Provinzen seit 1680 die Oberkriegskommissare. An deren Stelle traten dann kollegialische Kriegskammern nach dem Muster der Amtskammern, zuerst 1684 in Preußen und Cleve-Mark, später auch in Magdeburg (1692) und Pommern (1703). Den „Regierungen" blieben seitdem nur die Lehnshoheits- und Landtagssachen, die Landtage aber wurden mehr und mehr überflüssig und daher außer in Cleve-Mark, wo sie alljährlich nach wie vor zusammentraten, kaum mehr berufen, da die Kontributionssummen ein- für allemal feststanden und die gesetzgebende Gewalt der Kurfürst allein übte. So war der ständische Staat gebrochen, und auch in die örtliche Verwaltung mindestens der Städte drang von oben ein frischerer Hauch, denn schon 1667 übernahm zugleich mit der Einrichtung der Accise ein Bürgerausschuß neben dem Rate die Aufsicht über diese Verwaltung, der seit 1683 auch das Recht erhielt, außerordentliche städtische Abgaben zu bewilligen, der Keim der späteren Stadtverordnetenversammlungen.

So wurde bis 1688 die Einheit der Verwaltung für Domänen und Regalien, für Heerwesen und Steuern durchgesetzt, die Staatsidee hatte ihren ersten großen Sieg über die Selbstsucht der bis dahin herrschenden Stände erfochten, und doch ohne schroffen Bruch mit dem Überlieferten. Die adligen Geschlechter, deren altbegründete sociale Macht in diesen Koloniallanden östlich der Elbe kein Gesetz beseitigen konnte, behaupteten in der Kreisverfassung eine bedeutsame Stellung und gewöhnten sich nach und nach daran, in den Heeres- und Verwaltungsdienst einzutreten; der Adel wurde nicht, wie gleichzeitig in Frankreich und den übrigen romanischen Ländern, aus dem Staatsleben hinausgedrängt und zu einem schmarotzenden Hofadel herabgedrückt, sondern in den monarchischen Staat eingefügt, er wurde im nächsten Jahrhundert zu einem politisch-militärischen Adel, der in Europa nicht seines Gleichen fand.

Die Anfänge der wirtschaftlichen Staatseinheit. Indem der Kurfürst mindestens die Grundlagen einer einheitlichen Verwaltung zunächst namentlich für die Mittelprovinzen schuf, bahnte er auch ebenfalls für diese die folgerichtige Durchbildung der wirtschaftlichen Einheit, den Sieg der Staatswirtschaft über die Stadt- und Territorialwirtschaft an. Kühn versuchte er zu gleicher Zeit einen leistungsfähigen einheimischen Gewerbfleiß hier zu schaffen, wie seinen Landen einen selbständigen Anteil am Durchgangshandel, selbst am Welthandel zu sichern. Die Accise hatte neben ihrer finanziellen Bedeutung auch die Bestimmung, auswärtigen Wettbewerb fernzuhalten; in derselben Richtung wirkten die Einfuhrverbote für fremde Tuche, Metall- und Glaswaren und das Ausfuhrverbot für einheimische Wolle; dem Handwerk aber versuchte er durch strenge Vorschriften über Lehrlingswesen, Wanderzeit und Meisterstück einen kräftigeren Geist einzuhauchen (1688); ja er hat die völlige Aufhebung des veralteten Zunftzwanges

beim Reichstage 1669 beantragt. Aus demselben Grunde begünstigte er die Einwanderung fremder Gewerbtreibender, vor allem die der französischen Reformierten nach der Aufhebung des Ediktes von Nantes i. J. 1685. Ihnen gewährte er außer den gewöhnlichen Vorteilen unentgeltlich alle unbesetzten Häuser und Äcker und Einquartierungsfreiheit, den Edelleuten noch besonders Gleichberechtigung für den Eintritt in sein Offizierkorps. So kamen ihrer etwa 20,000, überwiegend Adlige, Gelehrte, Kaufleute, Fabrikanten; davon ließen sich 13,000 in Brandenburg, 5—6000 allein in Berlin nieder.*) Hier haben diese Refugiés Jahrzehntelang einen sehr bedeutenden Einfluß auf das geistige wie auf das wirtschaftliche Leben ausgeübt.

Für den Binnenverkehr wirkte fördernd die Ausbildung der Post, im wesentlichen das Werk des hochverdienten ersten Postdirektors Michael Matthias. Ihre reitenden Boten beförderten durch ganz Norddeutschland von Königsberg bis Cleve Briefe in der damals allgemeines Staunen erregenden kurzen Frist von nur zehn Tagen und schlossen hier an die holländische, dort an die schwedische Post an. Doch der kühnste und glücklichste Schachzug der Handelspolitik des Kurfürsten war die Erbauung des Friedrich-Wilhelmkanals zwischen Spree und Oder (1662/68) nach Matthias' Plänen. Er versetzte allerdings dem Stapelrechte Frankfurts den Todesstoß, aber er lenkte einen großen Teil des schlesisch-polnischen Warenzuges nach Hamburg und dem Westen überhaupt von der sächsischen hohen Straße und von Stettin durch Brandenburg ab, zumal die Schlesier bedeutende Zollbegünstigungen genossen, und legte den Grund zum raschen Wachstum Berlins, das damit plötzlich der wirtschaftliche Mittelpunkt der Marken, ja des ganzen Nordostens wurde. Weniger erfolgreich waren dagegen die Bemühungen des Kurfürsten (seit 1666) um die Hebung der Elbschiffahrt zur Wiederherstellung der verlorenen Handelsgröße Magdeburgs; er vermochte weder die Erniedrigung der drückenden Elbzölle noch die Beseitigung des hemmenden Hamburger Stapels durchzusetzen, schützte aber trotzdem das eigensüchtige Hamburg zweimal thatkräftig vor dänischer Vergewaltigung (1678/79 und 1685/86).

Die Kriegsflotte und die Kolonialpolitik. Bei den noch sehr bescheidenen Mitteln seiner Lande war es fast verwegen, wenn der Kurfürst, der nicht umsonst seine Schule in Holland gemacht hatte, als der erste deutsche Staatsmann nach dem Zerfall der Hansa, vorschauenden Geistes seinem verarmten und herabgekommenen Volke die steilen Bahnen zur See- und Kolonialherrschaft wies. Noch war der große Krieg nicht zu Ende, da dachte er schon 1647 an die Gründung einer brandenburgisch-ostindischen Kompagnie und unterhandelte später, i. J. 1650, zu demselben Zwecke mit Dänemark über den Ankauf von Trankebar, der nur aus Mangel an Mitteln unterblieb. Nach Beendigung des polnisch-dänischen

*) Sie besiedelten hier zumeist die neuen Stadtteile im Westen der Spree, Neu-Cölln, Friedrichswerder und Dorotheenstadt und bildeten um 1685/90 nicht weniger als 46 Prozent der hauptstädtischen Bevölkerung. Sie behaupteten sich lange als eine abgesonderte Genossenschaft, eine „Kolonie" mit eigner Gerichtsbarkeit (bis 1811), mit selbständiger Gemeinde-, Kirchen-, Schul- und Armenverwaltung und einem sehr umfänglichen, jetzt überaus wertvollen Grundbesitz.

Krieges wurden diese Pläne wieder aufgenommen und 1664 gingen die ersten Kriegsschiffe unter dem brandenburgischen roten Adler im weißen Felde in See, „Herzogtum Cleve“ und „Grafschaft Mark“. Während des schwedischen Krieges (s. unten) ermietete er dann 1676 von dem holländischen Unternehmer Benjamin Raulé eine Anzahl Kriegsfahrzeuge, die gegen Schweden gute Dienste thaten, und ernannte denselben zugleich zum „Ober-Direktor der Commercien zu Wasser und der Schiffahrt“. Der Anfang zu einer selbständigen Flotte wurde zwar erst 1677 gemacht, doch so rasch gefördert, daß sie bereits 1682 10 größere Schiffe, 6 leichte Fregatten und 13 kleinere Fahrzeuge zählte und am 1. Oktober 1684 vom Staate übernommen wurde.

Noch früher begannen die Kolonisationsversuche, zunächst durch eine seeländische Handelsgesellschaft unter brandenburgischer Flagge. Nachdem auf mehreren Fahrten an der westafrikanischen Pfeffer- und Goldküste die ersten Beziehungen angeknüpft, insbesondere die ersten Verträge mit den Negern geschlossen worden, erteilte der Kurfürst im Mai 1682 jener Handelsgesellschaft mit dem Sitze in Pillau das ausschließliche Handelsrecht auf 30 Jahre an der Küste zwischen dem grünen Vorgebirge und Angola, außer in den holländischen Niederlassungen, und sandte im Juli dess. J. zwei seiner Fregatten, „Kurprinz“ und „Morian“, unter der Leitung des jugendlich unternehmenden Majors Otto Friedrich von der Gröben dorthin aus. Unter schwierigen Verhandlungen mit den eifersüchtigen Holländern hißte Gröben am Neujahrstage 1683 auf dem Großen Friedrichsberge 1683.
unweit des Vorgebirges der Drei Spitzen feierlich die Flagge Brandenburgs, unweit der Stelle, wo sich zwei Jahrhunderte später unter glücklicherem Zeichen das Banner des neuen Reiches erhob. Dort legte er das stattliche Fort Groß-Friedrichsburg an, das er sofort gegen einen Angriff holländischer Neger zu schützen hatte. Schon 1684 kam eine Gesandtschaft der nun unter brandenburgischen Schutz gestellten Negerstämme nach Deutschland, um dem Kurfürsten zu huldigen. Mehrere neue Verträge erweiterten das Schutzgebiet und gestatteten die Begründung noch zweier Forts, dazu besetzten die Brandenburger die Insel Arguin in der Senegalmündung. Da der Handel aufblühte und die Neger sich bald an besseren Anbau gewöhnten, so waren die Einnahmen keineswegs unbedeutend; nur verschlangen die beträchtlichen Kosten für Festungsanlagen und Besatzungen den größten Teil. Als nun die ostfriesischen Stände den Schutz des Kurfürsten gegen ihr eigenmächtiges Fürstenhaus beanspruchten, verlegte er den Sitz der Gesellschaft und die Marinestation nach Emden, da die Stände sich mit 28,000 Thalern an dem Unternehmen beteiligten; die Leitung der Flotte übertrug er gleichzeitig einer eignen Admiralität. Schließlich übernahm er 1686 auf Raulés Rat den Betrieb der Handelsgesellschaft ganz auf eigne Rechnung und verband die Leitung derselben mit der Admiralität. Die aufgeregte Eifersucht der Holländer, die sogar Groß-Friedrichsburg, übrigens vergeblich, belagerten, machten den Kurfürsten in seinen Plänen durchaus nicht irre, er erlangte von den Dänen das Besatzungs- und Ansiedelungsrecht auf der westindischen Insel St. Thomas und verhandelte mit Frankreich über die Erwerbung von St. Croix und Vincent. Aber das, was

noch fehlte und fehlen mußte, Unternehmungslust und Kapital seiner Kaufleute, das konnte auch seine geniale Kraft nicht ersetzen, und deshalb trugen seine Unternehmungen noch nicht die gehofften Früchte. Erst eine größere Zukunft wagte es, dort wieder anzuknüpfen, wo er begonnen hatte.

Brandenburgische Kirchenpolitik. Es lag ein ungeheurer zugleich politischer, wirtschaftlicher und sittlicher Fortschritt in dieser zielbewußten, immer streng monarchischen und immer volksfreundlichen Politik, wie sie damals in dieser Verbindung kaum irgendwo ihres Gleichen fand. Aber noch weit höher über dem Durchschnitt seiner Zeitgenossen stand der Kurfürst in seiner Behandlung der kirchlichen Dinge. Er war persönlich ein eifriger reformierter Christ, aber ebendeshalb grundsätzlich für Duldung der übrigen evangelischen Bekenntnisse. So entsprach es auch den Überlieferungen seines Hauses seit Johann Sigismund und den Bedürfnissen seines Staates, der von Anhängern der verschiedensten Konfessionen bewohnt war. In der praktischen Behandlung der kirchlichen Fragen bildete er allmählich die drei Grundsätze durch, welche seitdem als Richtschnur dienten: wer Gott bekennt, genießt persönliche Gewissensfreiheit und ist zu allen Ämtern fähig; die Kirchen als Rechtsanstalten unterliegen dem Zwange und der Aufsicht des Staates, der das streitige Gebiet aus eigner Machtvollkommenheit abgrenzt; die geistlichen Verrichtungen und die besonderen priesterlichen Angelegenheiten läßt der Staat frei und beschützt sie. Demgemäß hielt der Kurfürst gegenüber den Evangelischen an seiner landesbischöflichen Gewalt fest, gegenüber den Katholiken unter allen Umständen an seinem Oberaufsichtsrecht, im einzelnen behandelte er sie in den einzelnen Gebieten völlig verschieden je nach den Verträgen. Als oberster Bischof legte er den Lutheranern und Reformierten vor allem die Pflicht gegenseitiger Duldung auf, erneuerte deshalb 1662 für die Marken das Verbot der gegenseitigen Schmähung und Verketzerung von den Kanzeln herab und untersagte seinen Theologen den Besuch der strenglutherischen Universität Wittenberg. Da ein Religionsgespräch in Berlin 1662/63 die gewünschte Annäherung nicht herbeiführte, so wiederholte er 1664 sein Edikt und forderte von den Geistlichen die Unterzeichnung einer Unterwerfungserklärung. Unter den wenigen, die schließlich, weil sie sich derselben als einer Beeinträchtigung ihrer Gewissensfreiheit weigerten, ihres Amtes entsetzt wurden, befand sich auch Paul Gerhardt (1666), seit 1657 Diakonus an der Nicolaikirche in Berlin. Auf die Bitten seiner Stände verzichtete der Kurfürst schließlich 1667 auf die Unterzeichnung eines Reverses und gab zudem über die Tragweite seiner Edikte beruhigende Erklärungen.

Den Katholiken gestattete er in Brandenburg und Pommern gemäß den Zuständen des Normaljahres 1624 keinen öffentlichen Gottesdienst. In Preußen, wo die strenglutherischen Stände mit polnischer Hilfe das Eindringen der Reformierten zu verhindern suchten, hielt er sich an den Vertrag Johann Sigismunds von 1611, gewährte also den Katholiken den ungestörten Besitz ihrer Kirchen und Kapellen, den katholischen Grundherren das Patronatsrecht, das einem jus reformandi sehr nahe kam, und räumte dem Bischof von Ermland die Gerichtsbarkeit

über die katholischen Geistlichen des ganzen Herzogtums ein; die Jesuiten duldete er unter mannigfachen Schwankungen wenigstens in Königsberg und in der berühmten Wallfahrtskapelle zur heiligen Linde bei Rastenburg. Als Normaljahr betrachtete er seit der Erlangung der Souveränität das Jahr des Wehlauer Vertrages 1657. In Lauenburg und Bütow, sowie in der 1668 von ihm als Pfand besetzten Starostei Draheim, wo überall die polnische Herrschaft mit brutaler Gewaltthat der fast ganz evangelischen Bevölkerung alle ihre Kirchen weggenommen und sie unter katholische Pfarrer gestellt hatte, hielt er trotzdem diesen vertragsmäßig gesicherten Zustand aufrecht, genau so wie später in Schwiebus (s. unten). In derselben strengen Vertragstreue ließ er in den auf Grund des westfälischen Friedens erworbenen alten Stiftslanden die katholischen Kirchen und Stiftungen bestehen, nahm hier aber auch als Rechtsnachfolger der Bischöfe deren Gewalt für sich in Anspruch, demgemäß auch das Recht, die teilweise arg verlotterten Klöster zu visitieren, und hätte am liebsten die von einem Bischof auszuübenden rein geistlichen Funktionen einem von ihm ernannten Vikar übertragen, begnügte sich aber zuletzt damit, benachbarten Bischöfen die Vornahme solcher Handlungen zu gestatten. In Minden duldete er die Jesuiten seit 1660.

Das Eigentümlichste indes leistete seine Kirchenpolitik in Cleve-Mark, wo einerseits die Lutheraner dem reformierten Kurfürsten offene Feindschaft zeigten und die Reformierten mit ihrer demokratischen Kirchenverfassung der Monarchie mißtrauisch gegenüberstanden, andrerseits die Rücksicht auf den pfälzischen Mitbesitzer lästige Schranken zog. Erst der Vertrag von Dorsten 1665 und die endgültige Teilung des Erbes auf Grund des thatsächlichen Besitzstandes 1666 gab dem Kurfürsten einen festen Boden unter die Füße, und endlich regelte nach schwierigen Verhandlungen mit dem fanatisch beschränkten Pfalzgrafen Philipp Wilhelm der Berliner Religionsvergleich vom 6. Mai 1672 die kirchlichen 1672.
Verhältnisse im ganzen Umfange der alten jülich-clevischen Lande.*) Zum erstenmale schuf dieser Receß kraft fürstlicher Macht auf Grund des alten clevischen Staatskirchenrechtes ein interkonfessionelles Gebiet, er bewies „die Möglichkeit friedlichen Zusammenlebens von Protestanten und Katholiken und eines geordneten Zusammenwirkens von evangelisch-weltlichen und katholisch-geistlichen Mächten“. Unwiderstehlich mußte dies Beispiel auch auf die anderen brandenburgischen Provinzen hinüberwirken, denn das Normaljahr war doch nur ein Notbehelf, der mit den thatsächlichen Zuständen oft im schroffsten Widerspruche stand. Jedenfalls hielt die Kirchenpolitik des Kurfürsten die Mitte zwischen den streng katholischen Staaten und dem hartlutherischen Norden und zeigte so auch dem übrigen Deutschland den Weg für die Zukunft.

*) Lutheraner, Reformierte und Katholiken erhielten in den beiderseitigen Gebieten freie Religionsübung an bestimmten Orten; in Cleve-Mark wurde für alle Bekenntnisse jede auswärtige bischöfliche Gewalt, in Jülich-Berg für die Evangelischen abgelehnt; dort bestand deshalb für die katholischen Geistlichen die Anzeigepflicht. Katholiken wie Protestanten unterstanden ausschließlich Geistlichen ihres Bekenntnisses, nicht mehr wie bisher häufig, dem andersgläubigen Ortspfarrer. Endlich sollten sie in den beiderseitigen Landen volle bürgerliche Gleichberechtigung genießen.

Schulpolitik. Das Unterrichtswesen überließen die Staaten jener Tage noch überwiegend den Gemeinden und Körperschaften, insbesondere den Kirchen, doch that auch hier Friedrich Wilhelm, was in seinen Kräften stand. Die geplante Universität für alle Bekenntnisse freilich kam nicht zustande, aber für die westlichen Provinzen gründete er 1655 eine neue Universität in Duisburg und dem kursächsischen Wittenberg dachte er eine solche in Halle entgegenzustellen. Die beiden alten Hochschulen zu Königsberg und Frankfurt a. O. stattete er besser aus, ebenso die beiden alten Berliner Gymnasien; ein drittes reformiert-lutherisches gründete er 1681 im Friedrichswerder. Auch zu der jetzigen königlichen Bibliothek legte er 1661 den Grund und noch in seinem letzten Jahre berief er den Sachsen Samuel Pufendorf zu seinem Geschichtsschreiber, dem er mit großartigem Freimut seine Archive unbedingt öffnete. Manches Geplante also blieb unvollendet, denn noch allzusehr fehlten seinem werdenden Staate die Mittel zu einer Pflege der geistigen Interessen im großen Maßstabe, und gewiß mußte das Gebäude erst festgegründet und sicher unter Dach gebracht sein, ehe der Bauherr an die Ausschmückung gehen durfte.

Die Verwaltung der habsburgischen Lande. Während so im Norden Deutschlands in rastloser Arbeit aus zerstreuten, ohnmächtigen Gebieten ein junges Staatswesen erwuchs, deutsch, monarchisch, duldsam, das mit kaum begreiflicher Kühnheit sich bereits an die Lösung der schwierigsten nationalen Aufgaben wagte, verharrten die buntgemischten Völker und Völkertrümmer in den weiten Landen des Hauses Habsburg fast unverändert in den Zuständen, wie sie sich aus dem dreißigjährigen Kriege ergeben hatten. Diese Regierung war nicht deutsch, sondern dynastisch, nicht monarchisch, sondern ständisch, nicht duldsam, sondern ausschließlich katholisch. Von den drei Gruppen dieser Lande, der österreichischen, böhmischen und ungarischen, stand die letzte ganz außerhalb des Reichsverbandes, und auch die beiden anderen gehörten ihm nur halb an, da sie nicht dem Reichskammergericht unterstanden und die Glaubensfreiheit des westfälischen Friedens nicht genossen, die böhmische Gruppe nicht einmal der Kreiseinteilung sich eingefügt hatte. Erst seit Ferdinand II. waren alle drei in einer Hand vereinigt, bis auf Tirol, das erst nach dem Aussterben der dortigen Nebenlinie 1665 an die Hauptlinie zurückfiel, aber sie bildeten durchaus keine staatliche Einheit. Ihren Sieg über die ständische Libertät hatten die Habsburger lediglich dazu benützt, um die Selbständigkeit der Stände und ihren Einfluß auf die Centralverwaltung zu beschränken oder zu zerstören, aber die Landes- und Ortsverwaltung blieb ihnen nach wie vor völlig überlassen, weil es nicht nur unmöglich war, die uralte, festbegründete sociale Macht des weltlichen und geistlichen Großgrundbesitzes zu brechen, sondern weil das Herrscherhaus auf sie sich stützte, um die selbständige geistige Entwickelung seiner Völker künstlich niederzuhalten, die, wenn nicht den Staat, so doch sicher die mit fürchterlichen Opfern errungene Alleinherrschaft der römischen Kirche gesprengt hätte. Von einem ernsten Versuche, die österreichische und böhmische Ländergruppe zu einem Staate zu verschmelzen, war vollends keine Rede, und seiner Ausdehnung auf Ungarn

hat das zähe Selbstgefühl der halbprotestantischen Magyaren stets einen berechtigten Widerstand entgegengesetzt.

So gab es denn zunächst ebensoviele Ständeversammlungen als Kronlande. Sie gliederten sich gewöhnlich in Prälaten, Herren, Ritter und Städte, doch spielten die letzteren nirgends eine bemerkenswerte Rolle. Zählte man doch in Böhmen nur sechs landtagsfähige Städte, in Mähren hatten alle zusammen nur eine Stimme, in Nieder-Österreich gab es fünfzehn nebst vier Märkten, in Ober-Österreich sieben, in Tirol zwölf. Der Bauernstand erfreute sich nur in Tirol einer selbständigen Vertretung, sonst galt er als vertreten durch seine Grundherren. Die einzige Aufgabe der Landtage war die alljährliche Bewilligung des landesherrlichen „Steuerpostulats", die gewöhnlich anstandslos erfolgte. So ohnmächtig aber auch die Stände als Körperschaften dem Willen des Fürsten gegenüber erscheinen, so fest hielten sie die Verwaltung in der Hand. Ständische Ausschüsse und Beamte, deren man z. B. in Steiermark allein 40 höhere zählte, besorgten die Umlegung, Einhebung und Abführung der bewilligten Steuern in die ständischen Kassen, die Deckung der Landesschulden, den Bau und den Unterhalt von Brücken und Straßen, die Verteilung und Stellung, die Anwerbung, Ausrüstung und Verpflegung des Militärs, so daß bis auf Maria Theresia das Heer aus einzelnen Landeskontingenten sich zusammensetzte, obwohl es seit 1672 thatsächlich ein stehendes war. Außerdem lag, wie damals überall, die ganze Polizei und mindestens die niedere, oft aber auch die höhere Gerichtsbarkeit über ihre Unterthanen in Stadt und Land in den Händen der Grundherren und der landesfürstlichen Städte. Es gab deshalb z. B. in Böhmen nicht weniger als 378, in Mähren 200 „Halsgerichte", und selbst die mährische Landeshauptstadt Brünn bildete nicht eine Gemeinde, sondern stand unter zehn verschiedenen Grundherrschaften. Die höchsten Landesbehörden, die Landeshauptmannschaften in Mähren und den österreichischen Herzogtümern, die Statthalterei in Böhmen, das Oberamtskollegium in Schlesien, sowie die höchsten Gerichte besetzte allerdings der Landesherr, doch immer mit Mitgliedern des einheimischen Adels. Eine rein monarchische Verwaltung bestand lediglich für die Krongüter und Regalien, welche die „Hofkammern" führten. Schon deshalb konnte sich also ein gesamtösterreichisches Beamtentum gar nicht bilden, und üppig wucherten hier alle Übel ständischer Verwaltungen, Schwerfälligkeit, Kostspieligkeit und Bestechlichkeit, empor.

Zu einer staatlichen Einheit über die drei Gruppen hinaus waren nur schwache Ansätze vorhanden. Die unter Ferdinand I. vom Reichshofrat abgezweigte Hofkanzlei (s. S. 573 f. A.) war unter seinen Nachfolgern infolge der Länderteilung in drei selbständige Behörden zerfallen, und auch Ferdinand II. wie Leopold I. begnügte sich nach der Vereinigung der getrennten Gebiete, allen dreien ihren Sitz in Wien anzuweisen; der erstere verlegte auch die böhmische Kanzlei 1624 nach Wien und verband sie mit der schlesischen. Ebenfalls in Wien bestanden seit dieser Zeit die Hofkammer, schon seit 1568 die Centralstelle für die Domänen- und Regalienverwaltung aller Kronlande, vorübergehend auch die Ungarns,

der Hofkriegsrat als Oberbehörde für das Heerwesen und die Geheime Konferenz besonders für die Leitung der auswärtigen Politik. Diese Behörden bildeten die einzigen Klammern für den umfänglichen Reichsbau der Habsburger; an dem ständisch-föderativen Wesen desselben änderten sie nichts.

Die socialen und volkswirtschaftlichen Verhältnisse in Österreich. Dieser Verfassung entsprach das sociale, wirtschaftliche und geistige Leben. Als herrschende Klassen standen Adel und Geistlichkeit über einer unterthänigen Masse. In Böhmen und Mähren überwogen dabei die großen Güter, in den übrigen Landen ein mittlerer Besitz, wie z. B. Nieder-Österreich etwa 600 Adelsitze zählte. Dahinter stand der kirchliche Besitz oft nicht weit zurück. In Nieder-Österreich zählte man 144 Stifter und Klöster, in Ober-Österreich 13 landtagsfähige Äbte und Pröpste, in Tirol 17 Prälaten, in Böhmen entstanden zwei neue Bistümer, Leitmeritz 1656 und Königingrätz 1664. Die Lasten dieses Zustandes trug wie überall im wesentlichen das Landvolk. In den deutschen Landen war der Bauer wenigstens nur erbunterthänig, seiner Grundherrschaft zu wöchentlichem „Hofedienste" (Robot) verpflichtet, durfte seine Stelle ohne dessen Erlaubnis nicht aufgeben und mußte seine Kinder mehrere Jahre lang auf dem Herrenhofe dienen lassen. In Böhmen und Mähren bestand thatsächlich die Leibeigenschaft. Zu den herrschaftlichen Diensten, Zinsen und Frohnden gesellten sich noch der Zehnten für die Kirche und die Grundsteuer, die den bäuerlichen Besitz unverhältnismäßig schwerer traf, als den unmittelbar grundherrlichen, und ohne Rücksicht auf die Güte des Bodens veranlagt wurde. So galt z. B. in Schlesien noch das alte oberflächliche Kataster von 1527 und in Böhmen zahlten die Grundherren von ihrem Gesamteinkommen nur etwa den vierten Teil dessen, was der Unterthan zahlen mußte. Mit Recht sagt deshalb ein herrschaftlicher Amtmann i. J. 1669: „Wenn ein böhmischer Bauer alle Arbeit, so ihm von der Obrigkeit auferlegt wird, leisten, alle Kontributionen und allen schweren Druck ausstehen muß, alle Unbilden, welche ihm von den Soldaten zugefügt werden, mit Geduld erträgt, kann er wohl unter die Zahl der Märtyrer gerechnet werden." Gelegentliche aufständische Erhebungen, wie in Böhmen 1680, in Krain 1662 und 1688, in Mähren 1705, 1707 und 1718 brachten wenig Erleichterung, eher das Gegenteil.

Unter diesen Umständen machte die Landwirtschaft keine Fortschritte, Gewerbe und Handel aber litten nicht nur unter dem Verfall des Zunftwesens, sondern auch unter den zahlreichen Zöllen und Privatmauten. Die Bemühungen Leopolds I., den Rohprodukten auf der Donau und zu Lande neue Absatzwege zu eröffnen, scheiterten, da Kapital und Unternehmungsgeist dieser mißhandelten Bevölkerung mangelten; das „Manufakturhaus auf dem Tabor" in Wien bestand nur wenige Jahre (1676—83) und die „Wiener Stadtbank" (1703) erwies sich als eine verfehlte Gründung. Nur das 1670 eingerichtete Tabaksmonopol bewährte sich. Schlesien behauptete mit seiner alten Leinenweberei und seiner Wolle einen erheblichen Anteil am Verkehr nach den Niederlanden, Spanien und Osteuropa und galt als das wirtschaftlich blühendste Land der Habsburger.

Kirche und Unterricht. Noch viel bedenklicher als die Verkümmerung des wirtschaftlichen Lebens unter dem ständischen System waren die Folgen der kirchlichen Reaktion für das geistige Leben der habsburgischen Völker. Während sich Ungarn derselben im ganzen zu erwehren und dem Protestantismus eine staatsrechtliche Stellung zu sichern wußte, wurde in den österreichischen und böhmischen Landen das Werk der Katholisierung ununterbrochen fortgesetzt. Aus Ober- und Nieder-Österreich, wo es trotz aller Maßregelungen noch 1652 etwa 172,000 erklärte Protestanten gab, wanderte eine ganze Reihe evangelischer Adelsgeschlechter, die seit Ferdinand II. persönliche Religionsfreiheit genossen, noch unter Leopold I. aus. In Schlesien arbeitete 1653/54 eine „Reduktionskommission" an der Vernichtung des Protestantismus, soweit er nicht durch den westfälischen Frieden gesichert war; er verlor damals im ganzen 656 Kirchen. Als mit dem Aussterben der Piasten von Liegnitz, Brieg und Wohlau 1675 auch diese Landschaften in den unmittelbaren Besitz des Hauses Habsburg übergingen, da wurden jene Maßregeln auch auf sie ausgedehnt und bis 1707 den Evangelischen etwa 110 Kirchen weggenommen. Seitdem gab es weite Landstriche, in denen fast sämtliche Einwohner Protestanten, die Kirchen und Pfarrer aber sämtlich katholisch waren und von jenen Zehnten und Stolgebühren bezogen. Tausende und abertausende treuer Männer sind damals mit ihren Familien nach Sachsen und Polen ausgewandert. Der höhere Unterricht vollends befand sich völlig in den Händen der katholischen Geistlichkeit, namentlich der Jesuiten, die überall, auch in Schlesien, eindrangen; hier wurde ihnen die 1702 gegründete Universität Breslau eingeräumt.

Der rege geistige Zusammenhang, der einst zwischen den Deutschen in Österreich und im Reiche bestand, wurde somit allmählich vollständig zerrissen; nur die trotz alledem wesentlich protestantischen Schlesier hielten ihn einigermaßen aufrecht. Im übrigen nahm das deutsche Volkstum der habsburgischen Monarchie, seiner besten Kräfte beraubt und von fremden Bildungsstoffen halberstickt, an dem geistigen Leben der Nation keinen Anteil, es verfiel gedankenloser Genußsucht oder stumpfer Trägheit und vermochte deshalb auch die Leitung des Staates nicht für sich zu behaupten. Vielmehr traten neben den Edelleuten der verschiedensten einheimischen Stämme auch solche aus dem Reiche und aus den romanischen Ländern zahlreich in den Verwaltungs- und Heeresdienst des Kaiserhauses. Diese buntgemischte, national farblose Aristokratie leitete seitdem die habsburgische Politik. So schwächten die Habsburger eben das Element, dessen überlegene Bildung dem bunten Völkergemisch des Donaureiches allein einen gewissen Zusammenhang hätte geben können, das deutsche, und indem sie auf eine wirklich monarchische Staatsordnung verzichteten, vereitelten sie die Entstehung jedes sittlichen Bandes zwischen sich und ihren Völkern, wie jeder lebendigen Staatsgesinnung.

Auswärtige Politik der Habsburger. Ihre Hauptaufgabe sahen sie in der auswärtigen Politik, doch mit den Lebensinteressen der Nation fielen die ihrigen nur in Ungarn zusammen, und auch hier nur, soweit es galt, es von der türkischen Herrschaft zu befreien und den Weg nach dem Schwarzen Meere zu

sichern. Die Unterwerfung Ungarns unter die habsburgische Herrschaft hatte mit den deutschen Interessen gar nichts zu thun, und noch weniger die Verwirklichung der Ansprüche auf die spanische Erbschaft. Ja, je mehr Österreich zu einer selbständigen Großmacht emporwuchs, desto mehr wuchs es aus Deutschland heraus, und insbesondere die neuerworbenen unteren Donaulande haben schließlich mit ihrem Schwergewicht die deutsch-österreichischen Gebiete aus dem deutschen Reichsverbande herausgerissen.

Und doch behauptete dieses Haus, das der Glaubensfreiheit feindlich, den Kämpfen um den Grenzschutz gegen Frankreich und Polen, um die Befreiung der Küstenlande von schwedischer Herrschaft naturgemäß gleichgültig gegenüberstand, die Kaiserkrone, hatte also die großen Interessen des Reiches zu vertreten. Es war ein durchaus unnatürliches Verhältnis, doch es wurzelte in alter Gewohnheit, fand seine Stütze in der alten Verbindung des Kaisertums mit dem geistlichen Fürstentum und dem Reichsadel, wie in der inneren Verwandtschaft zwischen der ständischen Verfassung Österreichs und der meisten deutschen Staaten, wurde deshalb von der stumpfen nationalen Empfindung kaum bemerkt. Nur soweit das Reichsinteresse den dynastischen Bestrebungen der Habsburger nicht zuwiderlief, haben sie es gefördert; sobald das der Fall war, gaben sie notwendigerweise diesen den Vorzug. Zuerst Leopold I. hat mit Bewußtsein diese österreichische Politik verfolgt.

Die europäische Lage um 1663. Die auswärtige Lage des Reiches war seit dem mächtigen Emporstreben der französischen Monarchie einerseits bestimmt durch das Verhältnis zu Frankreich und seinem alten Bundesgenossen Schweden, andrerseits zu den Osmanen, deren Macht zwar im Sinken, aber noch immer großer Anstrengungen fähig war. So drangvoll war die Lage, daß der Reichstag, der sich 1663 eben wegen der Türkengefahr in Regensburg versammelte, überhaupt nicht wieder sich auflöste, sondern sich in einen stehenden Gesandtenkongreß verwandelte, der in den alten schwerfälligen, den wirklichen Machtverhältnissen so wenig entsprechenden Formen beriet und bei der Notwendigkeit, fortwährend Weisungen einzuholen, noch weit langsamer zu einem Beschlusse kam als die früheren Fürstenversammlungen. So wurden Sonderbündnisse der größeren Reichsstände ein ganz unentbehrlicher Notbehelf. Die Grundlage der deutschen Politik bildete seit 1658 das brandenburgisch-österreichische Bündnis, doch war der Kurfürst weit davon entfernt, sich dem Kaiser als Vasall unbedingt anzuschließen; er suchte stets an Holland, England und Dänemark einen Rückhalt, um seine Selbständigkeit inmitten der großen Gegensätze zu wahren.

Der erste Türkenkrieg. Zunächst galt es die Gefahr im Osten abzuwenden. Noch einmal faßten dort die gewaltigen Köprili die Kräfte des osmanischen Reiches zusammen und warfen sie einerseits auf das venezianische Candia, um das schon seit 1645 der Kampf tobte, andrerseits auf Ungarn. Hier wurden sie wie immer durch die Kämpfe ehrgeiziger Magnaten um den siebenbürgischen Fürstenhut und das Streben des ungarischen Adels nach ungezügelter Standesherrschaft begünstigt, und nicht minder durch die habsburgische Politik,

die das doppelte Ziel, diese zu vernichten, um das Erbreich aufzurichten und den Protestantismus auszurotten, mit hartnäckiger Beschränktheit verfolgte. So wiederholten sich in eintönigem Wechsel ungarische Empörungen und habsburgische Gewaltmaßregeln, verheerende Einfälle der Türken und Abwehr der Kaiserlichen fast das ganze 17. Jahrhundert hindurch.

Zunächst rief der Kampf um Siebenbürgen die Osmanen ins Land, und als dies wieder österreichische Hilfe erhielt und gleichzeitig die wachsende Unzufriedenheit im habsburgischen Ungarn dort einen Aufstand befürchten ließ, brach der Großvezier **Achmed Köprili** mit überlegenen Kräften ein und nahm im September 1663 das wichtige Neuhäusel, seine Tataren schweiften bis tief nach 1663.
Mähren hinein. Da bewilligte der Reichstag im Februar 1664 eine ansehnliche 1664.
Hilfe, auch Papst Alexander VII. spendete große Summen, und früher noch als das Reichsheer standen die Truppen des Rheinbundes unter Graf Hohenlohe mit einem französischen Hilfskorps von 5000 Mann schlagfertig in Steiermark. Während nun der kaiserliche General des Souches, von sächsischen und brandenburgischen Truppen verstärkt, die Türken an der unteren Gran zurückwies, stieß das Hauptheer unter **Montecuculi** und Markgraf **Ludwig von Baden** am 1. August 1664 unweit der steierischen Grenze beim Cistercienserkloster **St. Gotthard** auf den Großvezier selber, der angesichts des Feindes die Raab zu überschreiten sich anschickte. Das wurde ihm zum Verderben; als der größte Teil seines Heeres über den Fluß herüber war, griffen die Christen auf der ganzen Linie an und erfochten im blutigen Ringen einen glänzenden Sieg, den ersten, den ein abendländisches Heer über die Osmanen im freien Felde davontrug. Aber dieser moralische Erfolg blieb auch der einzige des heißen Tages. Angesichts der immer noch furchtbaren Überlegenheit der Geschlagenen und der ganzen unsicheren europäischen Lage schloß der Kaiser schon am 10. August den unrühmlichen Frieden von **Eisenburg** (Vásvár) auf 20 Jahre. Er überließ Neuhäusel und Großwardein den Türken und erkannte ihren inzwischen gewählten Schützling Michael Apafy als Fürsten von Siebenbürgen an.

Frankreichs Vorherrschaft in Deutschland. Nur die Hilfe Frankreichs schien den Sieg bei St. Gotthard ermöglicht zu haben. Kein Wunder, daß Ludwig XIV. jede Gelegenheit benützte, um seinen Einfluß in Deutschland auszudehnen und nachdrücklich zur Geltung zu bringen. Wie schon der kriegerische Bischof von **Münster**, Bernhard von Galen (1650—78), nach heftigem Streite seine trotzige Hauptstadt mit rheinbündischer und kaiserlicher Hilfe im März 1661 1661.
durch lange Einschließung gezwungen hatte, seine Besatzung aufzunehmen und auf die freie Ratskür zu verzichten, so benützte Johann Philipp von Schönborn, Kurfürst von **Mainz**, der Stifter des Rheinbundes, den hartnäckigen Streit zwischen dem Rate und der Bürgerschaft seiner stets unbotmäßigen Stadt **Erfurt**, um zunächst beim Kaiser die Reichsacht gegen sie auszuwirken (März 1663). Da seine eignen 1663.
Truppen nichts ausrichteten, erschien ein französisches Korps vor der Stadt und nötigte sie nach vierwöchentlicher Belagerung am 5./15. Oktober 1664 zur Über- 1664.
gabe. Erfurt verlor seine freie Verfassung, wurde einem kurfürstlichen Statthalter

unterstellt und durch eine Citadelle auf dem Petersberge in Schach gehalten. Das war um so eher möglich, als in demselben Jahre (2./12. April) der Schirmherr der Stadt, Johann Georg II. von Sachsen, ein enges Bündnis mit Ludwig XIV. einging, das ihn verpflichtete, auf den Reichstagen stets in französischem Interesse zu wirken. In einem neuen Vertrage (September 1665) versprach er weiter, auch die albertinischen Nebenlinien und die Ernestiner in dies Verhältnis hereinzuziehen und zu Ministern nur dem König genehme Männer zu wählen, alles gegen rasch verschleuderte Hilfsgelder. So mächtig war damals der Einfluß Frankreichs, daß auch Kurfürst Friedrich Wilhelm sich ihm nicht länger entziehen konnte. Nach langem Sträuben trat auch er i. J. 1664 dem Rheinbunde bei, der gleichzeitig auf weitere drei Jahre verlängert wurde (abgeschlossen erst im November 1665); doch er war weit entfernt, die Selbständigkeit seiner Politik grundsätzlich aufzugeben.

Erfolge Brandenburgs im Westen. Das zeigte sich sehr bald, als ein neuer Konflikt im Westen ausbrach, der auch Deutschland in seinen Strudel zu reißen drohte. Eben war (im December 1664) der Bruch zwischen Holland und England erfolgt und die beiden Mächte maßen sich in erbittertem Seekriege, als Bernhard von Münster den alten Streit um die Herrschaft Borkelo mit Holland aufnahm, die unzweifelhaft bei Münster zu Lehen ging, aber von den Generalstaaten besetzt gehalten wurde. Er verbündete sich mit England, griff zu den Waffen und schlug die staatischen Truppen. Schon schickte sich Ludwig XIV. an, für Holland einzutreten, während der Kaiser am liebsten den Krieg zur Reichssache gemacht hätte, da griff der Kurfürst rasch entschlossen ein, um den Ausbruch eines großen Brandes zu verhüten, zog 18,000 Mann in Westfalen zusammen und nötigte den kriegerischen Bischof, seine Vermittelung anzunehmen. Im Frieden
1666. von Cleve, am 18. April 1666, verzichtete Bernhard auf seinen Anspruch, doch unbeschadet der Rechte des Reiches an dem kleinen Gebiet.

Auch nach anderen Richtungen sicherte der Kurfürst seine selbständige Stellung. Am 10. März 1666 erneuerte er sein Bündnis mit Österreich auf zehn Jahre; mit Holland, Dänemark, Ernst August und Georg Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg schloß er zum wechselseitigen Schutze ihrer Besitzungen ein Verteidigungsbündnis auf sechs Jahre (15. Oktober 1666). Diese Verhältnisse gaben ihm auch die Möglichkeit, im Einverständnis mit dem Administrator August von Sachsen durch eine eindrucksvolle kriegerische Machtentfaltung die Stadt Magdeburg, welche unter ihrem Bürgermeister Otto von Guericke nach reichsstädtischer Selbständigkeit strebte, zur Huldigung und zur Aufnahme brandenburgischer Besatzung zu nötigen (29. Mai 1666). Auch den endgültigen Teilungsvertrag über die jülich-clevischen Lande vom September desselben Jahres, der ihm Cleve-Mark und Ravensberg zuwies, konnte er nur unter so günstigen Verhältnissen erringen.

Der erste Raubkrieg. Bald aber holte Ludwig XIV. zu einem wuchtigen Schlage aus. Als Gemahl der spanischen Prinzessin Maria Theresia erhob er nach dem Tode seines Schwiegervaters König Philipps IV. († 17. September 1665)

Ansprüche auf Brabant und andere Teile Belgiens und begann im Mai 1667 seinen ersten „Raubkrieg", während England und Holland noch im wütenden Kampfe mit einander verbissen waren. Gleichzeitig dachte er daran, falls, wie man annehmen durfte, Johann Kasimir von Polen, der letzte Wasa, entweder demnächst sterben oder die Krone niederlegen sollte, einen Franzosen, den Prinzen Ludwig von Condé, auf den polnischen Thron zu erheben. Dann wäre Deutschland auch im Osten von einem Parteigänger Frankreichs bedroht gewesen. Mit wahrhaft staatsmännischer Ruhe und Umsicht griff da Kurfürst Friedrich Wilhelm ein.

Er wollte den Bruch mit Frankreich ebenso vermeiden, wie andrerseits die Wahl des Franzosen hindern, wies deshalb das Hilfegesuch Spaniens ab und verpflichtete sich Ludwig XIV. gegenüber, seine Neutralität zu bewahren, falls dieser sich mit einer billigen Gebietsabtretung zufrieden gebe und auf die Wahl Condés verzichte, dafür die Philipp Wilhelms von Pfalz-Neuburg befördere (5./15. December 1667). So von dieser Seite gesichert, gewann kurz danach Ludwig in dem 1667.
geheimen Vertrage vom 18. Januar 1668 Österreich für eine künftige Teilung der spanischen Monarchie, von der schon jetzt entweder Luxemburg oder die burgundische Freigrafschaft an Frankreich fallen sollte.

Indessen hatten England und Holland gegen Ludwigs Erwartung schon am 31. Juli 1667 ihren Seekrieg beendet und schlossen am 23. Januar 1668 mit 1668.
Schweden die Tripelallianz, um Frankreichs Fortschritte zu hindern und Spanien zu einer Landabtretung zu nötigen. Auf Grund einer solchen, die zehn belgische Städte, darunter Lille, an Frankreich gab, kam am 2. Mai 1668 der Friede von Aachen zustande. Aber Ludwig XIV. hatte, wenngleich er nicht das gewünschte Ziel erreichte, doch einen bedeutenden Erfolg errungen und steigerte allmählich seine Ansprüche zu solcher Höhe, daß er alle Mächte des Abendlandes gegen sich unter Waffen rief.

Der Ausbruch des zweiten Raubkrieges. Der nächste Stoß sollte Holland treffen, das gegen alle Überlieferungen seinem alten Bundesgenossen Frankreich entgegengetreten war, das unzufriedenen Franzosen eine sichere Freistatt gewährte und seit dem völligen Siege der aristokratisch-föderativen Staatenpartei unter dem Ratspensionär Jan de Witt über die Oranier samt ihrem demokratischen Anhang nach dem Tode Wilhelms II. (1650) zu dem monarchischen Frankreich auch in inneren Gegensatz getreten war. Der Rheinbund allerdings war nicht erneuert worden, doch mit Köln und Münster stand der König in alten Beziehungen; den Kaiser bewog er im September 1671 zu dem Versprechen, sich in keinen Krieg einzumischen, der außerhalb Deutschlands und Spaniens geführt werde, und auf Sympathien in Deutschland hatte das Kaufmannsvolk um so weniger zu rechnen, als es mit seinen Zöllen den Rheinverkehr aufs schwerste beeinträchtigte. Vollends das lockere Gefüge der Tripelallianz, das Werk einiger weniger weitschauender Staatsmänner, aufzulösen hielt nicht schwer. Zuerst verpflichtete sich Karl II. von England in dem schimpflichen Vertrage von Dover im Juni 1670, um den Beistand Ludwigs für seine absolutistischen und katholisierenden Pläne zu erkaufen, gegen ansehnliche Hilfsgelder, seine Flotte gegen Holland zu stellen; im

April 1672 versprach Schweden unter ähnlichen Bedingungen mit 16,000 Mann die deutschen Reichsfürsten anzugreifen, welche etwa den Holländern Beistand leisten würden. Vereinzelt und umgarnt, von Parteiungen zerrissen und zu Lande vertheidigt von einem verwahrlosten Söldnerheere, das in oranischen Überlieferungen lebte und dem Kaufmannsadel nur widerwillig gehorchte, so lag Holland, wie es schien, als sichere Beute vor der Schwertspitze Ludwigs XIV. Gelang ihm die Unterwerfung der Republik, dann umklammerte er von zwei Seiten das spanische Belgien und hielt das nördliche Deutschland ebenso in Schach wie das südliche vom Elsaß aus.

1672. Blitzschnell stieg das Unwetter herauf. Im März 1672 erklärte England, im April Frankreich an Holland den Krieg, und während das niederländische Heer bei Maastricht den Angriff erwartete, drangen zwei französische Armeen, ohne sich weiter um sie zu kümmern, nach dem niederen Rheine vor, den sie am 12. Juni unter Ludwigs XIV. Augen beim Fort Schenkenschanz unweit Emmerich unter leichtem Gefecht überschritten; ein kölnisch-münsterisches Korps brach in Over-Yssel ein. Von übermächtigen Massen jählings überflutet, fiel das ganze Land binnen wenigen Wochen schmachvoll, ohne Gegenwehr bis auf Amsterdam und die Nachbarlandschaften dem Sieger zur Beute; ja Over-Yssel stellte sich unter die Hoheit des Bischofs von Münster. Unter dem Eindruck so kläglicher Unfähigkeit der Kaufmannsaristokratie erzwang da zuerst in Holland, dann auch in Seeland eine unwiderstehliche Volksbewegung die Erhebung des jugendlichen Wilhelm III., des so lange mißtrauisch überwachten „Kindes von Holland" zum Statthalter und Oberbefehlshaber. Damit trat der Mann ans Ruder, den Ludwig XIV. stets mit Recht als seinen gefährlichsten und unermüdlichsten Feind betrachtet hat, der sich, in fatalistischer Glaubensüberzeugung ein echter Calvinist, dazu berufen wußte, das europäische Gleichgewicht zu verfechten gegen die Übermacht des Bourbonen, der Neffe und Freund Kurfürst Friedrich Wilhelms, an den er einmal schrieb: „Wir beide sind so fest vereinigt, als Himmel und Erde aneinanderhängen".

Friedrich Wilhelms Eintreten für Holland. Es gelang dem Oranier zunächst Amsterdam und die Seeküste zu decken, zumal da das Ausbleiben der Flut das Einlaufen der Engländer in den Texel hinderte und einen zweiten Angriff der Franzosen im December 1672 unerwartetes Tauwetter vereitelte. Trotzdem hätte Holland allein schwerlich auf die Dauer den verbündeten Großmächten widerstanden. Da hatte Kurfürst Friedrich Wilhelm, in klarer Erkenntnis der furchtbaren Gefahr, nicht achtend der drohenden Haltung Schwedens und die krämerhafte Behandlung von seiten der Generalstaaten (s. S. 799 A.) hochherzig vergessend, der Re-
1672 publik schon am 6. Mai 1672 sein Bündnis förmlich aufgedrängt, dann auch Österreich zum entschiedenen Eintreten für die Friedensschlüsse von 1648 und 1659 bestimmt. Im September erschien er selber mit 26,000 Mann eigner Truppen und 12,000 Kaiserlichen unter Montecuculi am Niederrhein, und obwohl der kaiserliche General ihn nur mangelhaft unterstützte, Trier und Mainz ihm sogar den Rheinübergang weigerten, zog er doch Turenne von Holland ab und warf sich dann auf Westfalen, um Köln und Münster von Frankreich zu trennen. Im

Winter folgte ihm Turenne, weigerte ihm zwar die bei Soest gebotene Schlacht, drängte aber die Brandenburger bis ins Halberstädtische zurück, so daß der Kurfürst am 6. Juni 1673 den Sonderfrieden von Vossen bei Maastricht schloß. 1673.
Er trat vom Kriege zurück und überließ vorläufig seine clevischen Plätze französischen Besatzungen, aber seine Reichspflicht behielt er sich vor.

Der Reichskrieg gegen Frankreich. Der rücksichtslose Übermut Ludwigs XIV. gab dem Kriege bald eine völlig andere Wendung. Schon im Juni 1670 hatte er mitten im Frieden Lothringen besetzt und den Herzog Karl IV. zur Flucht genötigt, dann 1672 die Reichsstädte des Elsaß außer Straßburg entwaffnet und zur Huldigung gezwungen. Jetzt bezog Turenne auf deutschem Boden, in der Wetterau, seine Quartiere. Da schloß am 30. August 1673 Leo- 1673.
pold I. ein Bündnis mit Spanien, Holland und Lothringen zur Behauptung der Friedensschlüsse von 1648 und 1668 ab und sandte Montecuculi mit 35,000 Mann nach dem Rheine. Dieser drängte Turenne nach dem Elsaß zurück und nahm dann, vereinigt mit Wilhelm III., Bonn, die feste Residenzstadt des Kurfürsten von Köln, während de Ruyter die holländische Küste gegen die englische Flotte ruhmvoll verteidigte. Da räumten die Franzosen seit dem November 1673 Holland. Auch die politische Lage gestaltete sich günstiger. Im Januar 1674 trat Däne- 1674.
mark dem Kriegsbündnis gegen Frankreich bei, im Februar beendete Karl II. den in England höchst unpopulären Krieg mit dem Frieden von Westminster, dann fielen Köln und Münster von Frankreich ab und am 24. Mai 1674 erklärte auch das Deutsche Reich den Krieg; am 1. Juli schloß sich Brandenburg als eine selbständige Macht den Verbündeten an, die dabei dem Kurfürsten ausdrücklich versprachen, keinen Frieden ohne ihn zu schließen. So entwickelte sich aus dem Angriffe Ludwigs XIV. auf Holland ein europäischer Krieg gegen Frankreichs Eroberungspolitik; zum erstenmale standen die meisten Mächte Mittel- und Westeuropas ohne Unterschied des Glaubens vereinigt gegen den Bourbonenstaat.

Freilich in der Einheit der Leitung behauptete er diesem Bunde sehr verschiedenartiger Genossen gegenüber einen unausgleichbaren Vorteil und deshalb auch im ganzen das Übergewicht im Felde. Auf dem südlichen Kriegsschauplatz eroberte Vauban die nur schwach verteidigte Franche-Comté, und Turenne siegte, den Rhein überschreitend, bei Sinsheim im Badischen über den kaiserlichen General Bournonville; in Belgien dagegen blieb die schwere Schlacht bei Seneffe unweit Charleroi (11. August 1674) unentschieden. Als dann der Kurfürst selbst 20,000 Mann Brandenburger an den Oberrhein führte, drängte das Reichsheer, 50,000 Mann stark, die Franzosen hinter den Rhein zurück, überschritt am 3./13. Oktober den Strom bei Straßburg und rückte bis in den oberen Elsaß vor, dessen Einwohner die Landsleute als Befreier jubelnd begrüßten. Doch Bournonville, geheimen Weisungen seines Hofes folgend und selbst bedenklich, vereitelte den Angriff auf die Franzosen an der oberen Breusch, den der Kurfürst wollte, und ließ so den Gegnern Zeit, Verstärkungen heranzuziehen. Vor ihnen wichen die Deutschen im Januar 1675 unter scharfen Rückzugsgefechten bei Mülhausen und Türkheim wie- 1675.
der über den Rhein zurück.

Der schwedische Einfall in Brandenburg. Und nun wußte die französische Diplomatie den Verbündeten überall neue Feinde zu erwecken oder vorhandene zu unterstützen. Schon seit dem Herbst 1672 tobte in Ober-Ungarn ein rasch anschwellender Bauernaufruhr, im Mai 1674 bestieg mit Johann Sobieski ein entschiedener Parteigänger Frankreichs den Thron Polens, auf Si-
1675. cilien brach gegen Spanien ein Aufstand aus, und seit dem Januar 1675 standen, gemäß dem Vertrage von 1672, die Schweden in den Marken, um durch diese „bewaffnete Vermittelung" Brandenburg zur Neutralität zu zwingen. Statt dessen folgte ein glänzender Siegeszug, wie ihn Deutschland seit Gustav Adolf nicht erlebt und deutsche Waffen ihn seit Jahrhunderten nicht ausgeführt hatten.

Der Sieg von Fehrbellin. Der Kurfürst verlegte auf die Nachrichten vom schwedischen Einbruch sein Hauptquartier sofort nach Schweinfurt zurück, aber den Feldzug wollte er nicht allein, sondern als Sache des ganzen Kriegsbundes führen. Zuerst sprachen sich die Generalstaaten in diesem Sinne aus, dann erlangte er bei einer persönlichen Anwesenheit im Haag die gleiche Erklärung von allen Mächten. Er wußte, daß es ein nationaler Krieg sei, den er begann. „Gedenke, daß Du ein Deutscher bist", ließ er damals in einer Flugschrift schreiben; „was sind Rhein-, Weser- und Elbstrom anderes, als fremder Nationen Gefangene? Was ist unsere Freiheit und Religion mehr, als daß Fremde damit spielen?" Am 16./26. Mai brach er von Schweinfurt nach den Marken auf. Hier hatten inzwischen die Schweden unter Karl Gustav Wrangel durch rohe Verwüstungen die schlimmsten Erinnerungen an den dreißigjährigen Krieg bei dem erbitterten Volke erneuert und sich bis an die untere Havel ausgebreitet. Sie standen jetzt längs derselben von Brandenburg über Rathenow bis Havelberg, um dann die Elbe zu überschreiten und in Verbindung mit dem französischgesinnten Johann Friedrich von Hannover Magdeburg anzugreifen, ließen sich aber durch andauernd schlechtes Wetter festhalten. Vom Anmarsche des Kurfürsten wußten sie nichts; ja es hatte sich das Gerücht von seinem Tode verbreitet, eine Verwechslung mit dem Kurprinzen Karl Emil, der am 27. November/7. December in Straßburg einem hitzigen Fieber erlegen war. Da schmetterte in die schwedischen Pläne hinein die Kunde, der Kurfürst sei heran, habe die schwedische Aufstellung in der Mitte zerrissen! Er war am 11./21. Juni in Magdeburg angelangt, hatte sofort alle Verbindungen nach Osten hin aufgehoben und in den Rücken der Schweden geheime Befehle geschickt, die Brücken abzubrechen und die Straßendämme zu durchstechen. Am 13./23. Juni brach er auf mit nur 6000 Reitern, 2 Dragonerregimentern und 13 Geschützen, denen 1200 Musketiere auf Wagen folgten; schon am nächsten Tage in der Morgendämmerung bei sprühendem Nebelregen überrumpelte Derfflinger, des Kriegsbrauchs der Schweden und ihrer Sprache kundig, in keckem Handstreich Rathenow. In der Mitte getroffen strebten die auseinandergerissenen schwedischen Heersäulen sich rückwärts zu vereinigen und gerieten so hinein in die weite Bruchlandschaft des havelländischen Luch, wo nur hohe Dammstraßen den Verkehr zwischen den inselartig aufragenden sandigen Hochebenen, den sogenannten „Ländern", vermitteln.

Da wurde auf dem Rückzuge über Nauen nach Kremmen und Fehrbellin am 17./27. Juni ihr Nachtrab bei Gohlitz zusammengehauen; am 18./28. früh gegen 1675.
6 Uhr brachte in atemloser Verfolgung der alterprobte, aber noch jugendlich feurige Landgraf Friedrich von Hessen-Homburg die schwedische Hauptmacht unter Waldemar Wrangel beim Dorfe Linum östlich von Fehrbellin zum Stehen und drängte sie so heftig, daß sie weiter rückwärts bei Hakenberg mit der Front nach Osten eine neue Stellung nahm, rechts und links vom Moore gedeckt. Zwei Stunden später erschien der Kurfürst. Umsonst riet ihm selbst Derfflinger ab, mit seinen schwachen Kräften, nicht mehr als 5600 Reitern, die sechs Tage hintereinander nicht abgesattelt hatten, den ungleichen Kampf gegen einen gleichtapferen und fast doppelt so starken Feind (7000 Mann Fußvolk, 4000 Reiter und 38 Geschütze) zu wagen, Friedrich Wilhelms heldenhafte Kühnheit befahl den Angriff. Vom Nebelregen gedeckt, bemächtigten sich seine abgesessenen Dragoner eines Hügels in der rechten Flanke der Schweden und fuhren hier ein paar leichte Geschütze auf; um diesen beherrschenden Punkt, auf dem seit 1875 ein Denkmal sich erhebt, wogte der erbittertste Kampf. Der Kurfürst war zuweilen im heftigsten Getümmel, führte einmal auf weithin sichtbarem Falben, die lange spanische Klinge in der Faust, „mit Augen gleich zween funkelnden Kometen", ein paar Schwadronen selber ins Feuer; dicht neben ihm fiel sein treuer Stallmeister Emanuel Froben. Nach zweistündigem überaus blutigem Ringen war der rechte schwedische Flügel gebrochen, der linke auf dem eiligen Rückzuge nach Fehrbellin, den die ermatteten Sieger nicht zu hindern vermochten. Erst am nächsten Morgen vollendete Derfflinger mit der Erstürmung des Städtchens den Sieg. 2100 Gefallene ließen die Schweden auf dem Schlachtfelde, dazu 6 Geschütze, 10 Fahnen und Standarten. Sie zogen nach Mecklenburg ab, wohin auch Karl Gustav Wrangel von Havelberg aus zurückging, noch hart gedrängt von den Kompagnien des altmärkischen Landesaufgebotes. Die Marken waren befreit, und das dankbare Volk hat um die Tage von Fehrbellin ein buntes Sagengespinst gewoben.

Die Schlacht von Fehrbellin, der erste in jener strahlenden Reihe von Siegen, welche Deutschland befreiten und einigten, machte überall den tiefsten Eindruck. Zum erstenmale hatte das brandenburgische Heer allein und gegen eine doppelte Übermacht über die unbesiegten Schweden triumphiert, der kriegerische Ruf des jungen Staates war begründet, und zuerst begrüßten jetzt deutsche Volkslieder den Sieger mit dem Namen des „Großen Kurfürsten".

Der Reichskrieg gegen Schweden. Eroberung Pommerns. Noch im Sommer 1675 erklärte das Reich an Schweden den Krieg. Münsterische und braunschweigische Truppen rückten in Bremen und Verden ein, die Dänen besetzten Wismar und zwangen den Herzog Christian Albrecht von Schleswig-Holstein-Gottorp im Rendsburger Vergleich (Juli 1675), die alte Gemeinsamkeit der Verwaltung wieder herzustellen und seinen Anteil an Schleswig der dänischen Hoheit zu unterwerfen. Der Kurfürst aber, von dänischen und österreichischen Scharen unterstützt, drang über die Peene in Vorpommern ein und schnitt mit der Einnahme von Wolgast und der Insel Wollin im November

Stettin von der Seeverbindung ab. Dann entrissen die glänzenden Siege des
dänischen Admirals Nils Juel bei Bornholm (3. und 4. Juli), Öland (11. Juni
1676. 1676) und in der Kjögebucht (10. Juli 1677), an deren beiden ersten die branden-
burgischen Fregatten ehrenvollen Anteil nahmen, den Schweden die Herrschaft
über die Ostsee, während sie allerdings die dänischen Angriffe auf Schonen
glücklich abwehrten, und erleichterten dem Kurfürsten seine weiteren Erfolge. Nach-
dem er im August 1676 Anklam, im Oktober Demmin genommen, eröffnete
1677 er im September 1677 mit 140 Geschützen die Belagerung von Stettin. Wett-
eifernd mit der schwedischen Besatzung fochten die Bürger auf den Wällen gegen
den „Tyrannen“, den „Blutmenschen“, wie sie den Kurfürsten nannten; erst als
die Stadt fast völlig in Trümmern lag, ergab sie sich gegen freien Abzug der Be-
1678. satzung am 26. December, am 6. Januar 1678 zog der Kurfürst ein. Nur noch
Rügen und das gegenüberliegende Festland behaupteten jetzt die Schweden. Doch
am 23. September 1678 erzwang Friedrich Wilhelm an der Südküste Rügens
unweit des jetzigen Putbus, dort, wo jetzt sein Standbild sich erhebt, unter dem
Feuer des Feindes die Landung, binnen zwei Tagen war die ganze Insel in
seinen Händen, am 25. Oktober fiel auch Stralsund nach nur dreitägiger
Beschießung, am 16. November endlich Greifswald. Nicht eine Scholle deut-
schen Bodens blieb den Schweden.

Der Feldzug in Ostpreußen. Da brach, um die Brandenburger von
Pommern abzuziehen, Heinrich Horn mit 16,000 Mann von Livland her in
Preußen ein und bedrohte Königsberg, das der General Görtzke mit Mühe deckte.
Doch trotz des harten Winters und seines eignen leidenden Zustandes eilte der
1679. Kurfürst mit Derfflinger und etwa 9000 Mann im Januar 1679 nach der un-
teren Weichsel. Um dem Feinde in die Flanke zu fallen und ihn so zum Rückzuge
zu nötigen, ging er bei grimmiger Kälte, das Fußvolk auf Schlitten gesetzt, von
Heiligenbeil aus über das Eis des frischen Haffs nach Königsberg, dann durch
das Samland und von Labiau her wieder über das Eis des kurischen Haffs nach
der Gilge. Außer Fassung wichen die Schweden eilig zurück, bei Tilsit ward
ihre Nachhut zersprengt, und so rastlos war die Verfolgung, daß Horn nur 3000
Mann in kampffähigem Zustande nach Riga brachte. Selbst dort fürchtete man
den Angriff der Brandenburger und übergoß die Wälle mit Wasser, um sie in
unersteigliche Eiswände zu verwandeln, und in der That drangen die deutschen
Reiter bis zwei Tagemärsche von der livländischen Hauptstadt vor.

Es waren glänzende Erfolge, wie sie vor einem Menschenalter Niemand auch nur zu träumen gewagt hatte, und doch entging dem Sieger der blutig errungene Preis. Denn im Westen behauptete Frankreich das Übergewicht und der Bund seiner Gegner zerfiel.

Der Friede von Nymwegen. Zwar d. J. 1675 war auch hier für die Verbündeten glücklich gewesen. Am Oberrhein drängte Montecuculi nach dem Treffen bei Saßbach am 27. Juni, welches Turenne das Leben kostete, die Franzosen in den Elsaß zurück, und auch Karl IV. von Lothringen trat ihnen, als sie sich bereits der ganzen Maaslinie bemächtigt hatten, siegreich entgegen, indem

er am 11. August den Marschall Créqui an der Konzer Moselbrücke schlug und 1675. Trier einnahm. Aber als er sich eben anschickte, sein Stammland zurückzuerobern, starb er plötzlich (18. September). Im nächsten Jahre 1676 nahm sein Sohn 1676. und Nachfolger Karl V. als kaiserlicher General Philippsburg ein (11. September); aber Oranien mußte die Belagerung von Maastricht aufgeben, und im Mittelmeer gewannen die Franzosen über die spanisch-holländische Flotte das Übergewicht. Da ging es mit der Ausdauer der Generalstaaten zu Ende; schon im Herbste begannen sie in Nymwegen Friedensunterhandlungen, und was weiter folgte, bestärkte sie nur darin. Zu Anfang 1677 eroberten die Franzosen rasch 1677. hintereinander Valenciennes, Cambrai und St. Omer, im November nach nur neuntägiger Belagerung Freiburg i. Br., während im Osten der ungarische Aufstand immer gefährlicher anschwoll. Andrerseits neigte auch Ludwig XIV. zum Frieden, weil er weiteren Niederlagen seiner schwedischen Bundesgenossen vorbeugen wollte. Umsonst that Friedrich Wilhelm in Nymwegen das Mögliche, um wenigstens einen Teil seiner Eroberungen zu retten, umsonst bemühte er sich, seine Bundesgenossen zum Ausharren zu bestimmen, im Januar 1678 nahm Holland 1678. die englischen Vermittelungsvorschläge an, und als vollends die Franzosen auch Brüssel bedrohten, da unterzeichnete es 10. August allein den Frieden von Nymwegen, der ihm den vorteilhaften Handelsvertrag von 1662 und die Rückgabe von Maastricht gewährte. Am 17. September folgte Spanien, indem es jene drei belgischen Städte und die Freigrafschaft abtrat, am 5. Februar 1679 schloß 1679. auch der Kaiser für sich und das Reich mit Frankreich ab, an demselben Tage mit Schweden. Freiburg und die elsässischen Reichsstädte blieben den Franzosen, in Lothringen sollten ihnen Nancy und Longwy zufallen und der notwendige Grund und Boden, um mehrere Heerstraßen durch das Land nach dem Elsaß legen zu können, die Schweden erhielten ihre verlorenen deutschen Besitzungen zurück; um ihnen zu Hilfe zu kommen, sollte den Franzosen sogar die Straße durchs Reich geöffnet werden. Schließlich verbündeten sich auch noch Sachsen und Bayern, den Frieden etwaigem Widerstande gegenüber mit Waffengewalt durchzusetzen, also Brandenburg anzugreifen, denn schon erregte der gewaltige Aufschwung des jungen Staates die Eifersucht seiner deutschen Nachbarn noch mehr als der Fremden.

Der Friede von St. Germain-en-Laye. Von seinen Bundesgenossen verlassen, von zwei Großmächten und zugleich von seinen deutschen Mitständen bedroht, entschloß sich der tief erbitterte Kurfürst, lieber mit Ludwig XIV. sich zu verständigen, als auf diejenigen noch Rücksicht zu nehmen, die ihn in diese verzweifelte Lage gebracht hatten. Er ließ im Mai 1679 Wesel und Lippstadt den Franzosen übergeben, sein tapferes Heer auf Minden zurückgehen und sandte seinen erprobten geheimen Rat Franz Meinders nach Paris. Aber alle diplomatische Kunst war hier umsonst, Ludwig blieb unerbittlich und am 29. Juni 1679 unterzeichnete der Brandenburger in St. Germain-en-Laye den Frieden. Von allen seinen mühsam erstrittenen pommerschen Eroberungen blieb dem Kurfürsten nur ein kleiner Strich rechts der Oder mit Damm und Gollnow, auch verzichtete Schweden auf seinen Anteil an den hinterpommerschen Seezöllen, wie schon vor-

her (1677) Holland auf die Höfyserfche Schuld und der Kaiser auf die rückständigen Kriegssteuern (s. oben S. 799). „Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor!" („Aus meiner Asche mag ein Rächer kommen!") mit diesen Worten der sterbenden Dido unterzeichnete der Kurfürst, wie erzählt wird, die Friedensurkunde. Auch sein dänischer Bundesgenosse unterwarf sich jetzt in den Friedensverträgen
1679. von Fontainebleau und Lund (2. und 26. September 1679) dem französischen Machtgebot und versprach gegenüber Gottorp den Zustand vor 1675 wieder herzustellen, was dann doch erst durch den Altonaer Vergleich von 1689 geschah.

Spannung zwischen Brandenburg und Österreich; Brandenburgs Bündnis mit Frankreich. Nicht an Frankreich sollte der Rächer, den der Große Kurfürst anrief, die Vergeltung vollziehen, sondern an Holland und Österreich. Denn Ludwig XIV. war sein Feind gewesen, diese aber seine Bundesgenossen, deren Abfall ihn zum drittenmale um das ersehnte, unentbehrliche Küstenland brachte. Von tiefem Groll erfüllt und an der Widerstandsfähigkeit des Reiches verzweifelnd, nur noch bemüht, seinem Staate, der noch zu schwach war, um allein sich zu behaupten, einen festen Rückhalt zu sichern, schlug sich Friedrich Wilhelm auf Frankreichs Seite. Am 25. Oktober 1679 schloß Meinders das Bündnis ab, das ihn verpflichtete, der Wahl eines Erzherzogs zum römischen König seine Zustimmung zu versagen und für einen französischen Bewerber einzutreten, dafür ihm seinen Besitzstand verbürgte und Jahrgelder zusicherte. Noch fester knüpften die Verträge vom Januar 1681 und 1682 das unnatürliche Band. Hatte doch auch Österreich des Kurfürsten Erbansprüche auf die 1675 erledigten schlesischen Herzogtümer Liegnitz, Brieg und Wohlau von der Hand gewiesen, Spanien aber schuldete ihm noch ansehnliche Hilfsgelder (2 Millionen Thaler) und Holland trat seinen Kolonisations- und Handelsplänen auf Schritt und Tritt mißgünstig entgegen. Um
1680. jene beizutreiben, ließ er i. J. 1680 seine Fregatten auf spanische Schiffe Jagd machen und es gelang ihnen wirklich, vor Ostende das reichbeladene spanische Linienschiff „Carolus II." trotz seiner 50 Kanonen wegzunehmen und nach Pillau zu bringen. Nach einer Kreuzfahrt in den westindischen Gewässern kehrte das
1681. Geschwader nach der spanischen Küste zurück und nahm hier beim Vorgebirge St. Vincent verwegen den Kampf mit einer zehnfach stärkeren Silberflotte von 12 Gallionen auf, bis es sich nach dem portugiesischen Hafen Lagos zurückziehen mußte. Es hängt mit diesen Bestrebungen des Kurfürsten zusammen, daß er, den Streit zwischen den Ständen Ostfrieslands und dem Grafenhause der Cirksena benützend und in Ausführung des kaiserlichen Auftrages, in Verbindung mit Münster und Pfalz-Neuburg das Land gegen fremde (holländische) Besitzergreifung zu schützen, einen Vertrag mit den Ständen schloß und eine Besatzung nach Gretsiel legte (November 1682), denn seitdem stand ihm der Hafen von Emden zur Verfügung (s. oben S. 805).

Die Reunionen; Wegnahme Straßburgs. Aber schwer hatte es Deutschland zu empfinden, daß sein bester Degen in der Scheide festgebannt war. Als Sieger über einen mächtigen europäischen Kriegsbund fühlte sich Ludwig XIV. zu neuen Gewaltthaten stark genug. Er schickte sich an, alle diejenigen Gebiete,

welche mit den 1648 und 1679 von ihm erworbenen Landschaften jemals in Lehnsbeziehungen gestanden hatten, für Frankreich in Besitz zu nehmen, und setzte zunächst beim Parlament (Gerichtshof) von Metz eine Reunionskammer für die drei lothringischen Bistümer zur Untersuchung dieser Ansprüche ein, dann zwei andere in Besançon und Breisach für die Freigrafschaft und den Elsaß. Kraft solcher Entscheidungen nahm der König von der Pfalz Veldenz, Lützelstein und Zweibrücken, dann die würtembergische Grafschaft Montbéliard und die noch reichsunmittelbaren Stände des Elsaß in Anspruch, und da dem überall französische Truppen und Beamte Nachdruck gaben, so wurden allerorten diese Besitzergreifungen vollzogen, 1681 auch die elsässische Reichsritterschaft zur Huldigung genötigt. Entrüstet legten Kaiser und Reich gegen solche Gewaltthat Verwahrung ein, aber während Ludwig zu Verhandlungen sich bereit erklärte, führte er den wuchtigsten Schlag, er nahm Straßburg. 1681.

Wohl war die Bürgerschaft der einst stolzen Reichsstadt, welche einst so tapfer ihrem Bischof die Freiheit abgerungen und zu Luthers Zeiten an der Spitze der reformatorischen Bewegung im Süden gestanden hatte, in ihrer Mehrzahl noch gut deutsch gesinnt, aber im Rate und im Domkapitel, das mit seinem Bischof Franz Egon von Fürstenberg in Zabern seinen Sitz hatte, gab es eine starke Partei, welche von Ludwigs Golde gewonnen war oder aus Ängstlichkeit die Hand zum Verrate bot. Sie hatte es auch durchzusetzen gewußt, daß die Stadt die Aufnahme einer Besatzung, die der Kaiser 1681 ihr anbot, ablehnte, während doch ihre Festungswerke und ihre ganze Kriegsrüstung in kläglichem Verfalle waren. So zogen sich im September 1681 französische Truppen von Freiburg und Breisach her immer dichter um Straßburg zusammen, besetzten am 28. die Rheinschanze und sperrten alle Zugänge. Was etwa nun in der Bürgerschaft an mutigen Widerstandsgedanken sich noch regte, das wich bald dem Kleinmut und dem Verrat. Am 30. September 1681 unterzeichneten die Straßburger Abgesandten zu Illkirch den Unterwerfungsvertrag, der die stärkste Festung des Oberrheines, das alte Bollwerk des Reiches, in eine französische Zwingburg gegen Süddeutschland verwandelte, und triumphierend zog Marschall Louvois ein. Schon am nächsten Tage ließ Vauban mit dem Baue der neuen gewaltigen Festungswerke, insbesondere der Citadelle, beginnen, am 24. Oktober hielt der König selbst seinen prunkenden Einzug. Knieend schwuren die Ratsherren dem Eroberer den Eid, am Portale des Münsters aber, das er den Katholiken zurückgegeben, empfing ihn der greise Bischof mit den biblischen Worten: „Herr, nun lässest Du Deinen Diener in Frieden fahren, da meine Augen Deinen Heiland gesehen.“ Kurz danach besetzten die Franzosen auch die luxemburgische Grafschaft Chiny und begannen die Einschließung von Luxemburg.

Leidenschaftlich wogte die Erbitterung im Reiche auf, auch Kurfürst Friedrich Wilhelm zürnte heftig ob des Verlustes dieses „herrlichen Propugnaculum“, doch einen Krieg mit Frankreich wünschte er in diesem Augenblicke zu vermeiden. Denn schon drohte ein neuer Türkenkrieg und er traute ebensowenig wie die Wiener Regierung dem Reiche die Kraft zu, nach Osten und Westen hin gleichzeitig Front

zu machen, zumal Polens nachmalige Haltung niemand voraussehen konnte. Als deshalb im Oktober 1681 Holland und Schweden (wegen Pfalz-Zweibrücken, s. S. 791) zu einer „Association" zusammentraten, um weiteren französischen Über-
1682. griffen zu steuern, und im Frühjahr 1682 derselben sich Österreich, Braunschweig-Lüneburg und Spanien anschlossen, da lehnte er den Beitritt ab und bemühte sich, die im Westen drohende Kriegsgefahr durch ein Abkommen mit Frankreich vorläufig abzuwenden, bewog auch wirklich die Reichsstände, mit Ludwig XIV., der nicht geradezu als Bundesgenosse der Osmanen erscheinen wollte, vielmehr hoffte, das Reich werde durch große Zugeständnisse seinen Beistand gegen sie er-
1683. kaufen müssen, eine vorläufige Waffenruhe zu schließen (August 1683).

Die Türken vor Wien. In diesem Augenblicke standen die Türken schon vor Wien. Eine Verschwörung ehrgeiziger und selbstsüchtiger ungarischer Magnaten, die im März 1670 unterdrückt und an den Urhebern hart bestraft wurde, hatte dem kaiserlichen Hofe die Veranlassung geboten, nicht nur das alte Landesrecht Ungarns zu beugen, sondern auch gegen die Protestanten mit äußerster Härte vorzugehen. Dagegen erhob sich im Herbst 1672 zunächst im östlichen Ungarn um Kaschau ein erbitterter Aufstand. Bald trat der neue Polenkönig Johann Sobieski mit diesen „Kuruczen" (Kreuzigern) in Verbindung, dann auch Michael Apafy von Siebenbürgen, und endlich schloß dieser für sich und die Kuruczen zu Warschau ein förmliches Bündnis mit Ludwig XIV. ab, indem er sich verpflichtete, mit 15,000 Mann den Angriff auf Österreich zu eröffnen. Im August 1678 übernahm dann der junge, feurige, begabte Emmerich Tököly die Führung des Aufstandes, er eroberte die westungarischen Bergstädte und wurde erst 1680 wieder nach Osten zurückgedrängt.

Da lenkte der Kaiser ein. Nachdem er schon 1677 eine Amnestie erlassen hatte, die wenig fruchtete, schloß er mit Tököly einen Waffenstillstand und berief den Reichstag für den April 1681 nach Ödenburg. Im Einvernehmen mit demselben stellte die kaiserliche „Entschließung" vom 9. November die Bestimmungen des Wiener Friedens von 1606 über die Kirchengüter im ganzen wieder her und traf Anordnungen über den Besitz an Kirchen. Aber diese Zugeständnisse entwaffneten Tököly nicht; er verbündete sich vielmehr im April 1682 mit den Türken, drängte nach dem Ablauf der Waffenruhe die Kaiserlichen bis an die Waag zurück und empfing vom Sultan die Belehnung mit dem Fürstentum Ungarn.

Denn noch einmal, zum letztenmale, flammte in Murad IV. und seinem Großvezier Kara Mustafa der kriegerisch-religiöse Geist des alten Osmanentums hoch empor. Das Deutsche Reich hatte von keiner Seite Unterstützung zu hoffen oder doch nur um einen schimpflichen Preis, da gelang es dem kaiserlichen Gesandten in Warschau, dem der päpstliche Nuntius seine thatkräftige Unterstützung lieh, die französischen Ränke aus dem Felde zu schlagen und den König Johann Sobieski mit der Mehrheit des Reichstages, freilich nur durch große Geldopfer, zum Abschluß des Bündnisses vom 31. März 1683 zu gewinnen, zu dem der Beitritt allen christlichen Fürsten offen gehalten wurde. Aber an demselben Tage brachen die Türken schon von Adrianopel auf, am 1. Mai hielt der Sultan über

das Heer, 230,000 Mann mit 300 Geschützen, bei Belgrad Musterung, während 1683. Tököly den Krieg gegen Österreich feierlich ankündigte, und noch standen in Ungarn, dank der Schwerfälligkeit und Langsamkeit der Kriegsverwaltung, kaum 40,000 Mann kaiserlicher Truppen unter Karl von Lothringen im Felde. Als Kara Mustafa am 26. Juli vor Raab erschien, wichen sie vor seiner Übermacht gegen die österreichische Grenze zurück, konnten aber ihren Abzug nur durch das heftige Reitergefecht bei Petronell (7. Juli) sichern, und schon schweiften die türkischen „Senger und Brenner" in ihrem Rücken nach Niederösterreich hinein. Jetzt war nicht länger daran zu zweifeln, daß Wien einer zweiten Türkenbelagerung entgegengehe. Noch am Abend jenes 7. Juli verließ deshalb der kaiserliche Hof die Stadt, um nach Linz zu gehen. Seinem Beispiele folgend, flüchteten in den nächsten Tagen gegen 60,000 Menschen, während wieder Haufen fliehenden Landvolks in der Hauptstadt Schutz suchten. Die Stimmung war durchaus niedergeschlagen, denn zwar umgürteten jetzt die innere Stadt mächtige Wälle mit zwölf Bastionen hinter tiefen Gräben, aber noch war für die Zurüstung zur Verteidigung so gut wie nichts geschehen. Erst der Durchmarsch der prächtigen Reiterei Lothringens, 10,000 Pferde, hob den Mut, und wetteifernd mit der nun verstärkten Besatzung drängten sich jetzt Bürger, Handwerker und Studenten zu den Verteidigungsarbeiten und zum Waffendienst, der treffliche Bürgermeister Andreas von Liebenberg voran, so daß der Befehlshaber, der greise Feldzeugmeister Graf Rüdiger von Starhemberg, etwa 16,000 Mann zur Verfügung hatte.

Am 12. Juli verkündeten ihm die Feuersäulen brennender Dörfer die Annäherung des Feindes; er ließ deshalb die ausgedehnten Vorstädte räumen und anzünden, die Thore schließen. Am 13. zeigten sich auf der Höhe der „Spinnerin am Kreuz" die ersten türkischen Reiter und bald umgaben die Zeltlager des osmanischen Heeres in ungeheuerem Halbkreise die Stadt von Erdberg bis Nußdorf. Bei Penzing leuchtete mit vergoldeten Knäufen das Zelt des Großveziers, dort lagerten die Janitscharen, zur Linken die Paschas von Rumelien, Damaskus, Temesvar, die Tataren und die christlichen Hilfsvölker, zur Rechten die Paschas von Erlau und Großwardein, die Asiaten und Ägypter, alles in allem etwa 160,000 Mann; ihre Proviantflotte bedeckte die breite Donau. Doch konnten sie den Belagerten die Verbindung mit dem Heere Lothringens, das im Marchfelde bei Jedlersee, nicht ganz abschneiden.

Die bangsten Tage ihrer bewegten Geschichte kamen nun über die alte Donaustadt. Von den verschiedensten Seiten her überschütteten sie die Türken mit Geschossen, doch ihren Hauptangriff richteten sie gegen die nordwestliche Ecke der Festung, gegen die Burg- und Löbelbastei und das zwischen beiden liegende Burgravelin (dreiseitiges Vorwerk). Dort, wo heute die glänzendsten Prachtgebäude des neuen Wien sich erheben, tobte 61 Tage lang der Geschütz- und Minenkampf. Trotz des heldenmütigsten Widerstandes machten die Belagerer Fortschritte. Am 6. August räumten die Verteidiger den bedeckten Weg (jenseits des Grabens), am 3. September das zerschossene Burgravelin; in den nächsten Tagen wiesen sie mehrere Stürme auf die beiden Bastionen zurück, aber sie vermochten nicht mehr

zu hindern, daß die Angreifer am Graben zwischen beiden sich festsetzten und bereiteten deshalb, aufs äußerste gefaßt, schon die nächsten Straßen hinter dem Hauptwalle zu hartnäckigster Verteidigung vor. Inzwischen stieg im Innern die Not. Die Ruhr raffte Tausende hinweg, es begann an Munition zu fehlen, die meisten Geschütze waren unbrauchbar, die Zahl der noch kampffähigen Leute schmolz täglich zusammen. Trotzdem hielt Starhemberg, obgleich leidend und zweimal verwundet, mit Strenge und Milde die sinkende Zuversicht aufrecht, selbst allen ein leuchtendes Beispiel, während Leopold von Kollonitsch, Bischof von Wiener-Neustadt, für die Kranken und Verwundeten sorgte. „Wien lag in den letzten Zügen", als am 6. September Raketen von der Höhe des Kahlenberges her das Nahen des sehnlichst erwarteten Entsatzheeres meldeten. Ein reitender Bote Starhembergs, der glücklich durchkam, brachte dem Herzog von Lothringen die dringendste Aufforderung, „ja keine Zeit mehr zu verlieren", und in der That verkündete am Morgen des 11. September eine weithin sichtbare weiße Fahne mit rotem Kreuz auf dem Kahlenberge, am Abend das Aufleuchten zahlloser Wachtfeuer am Gebirge, daß die Rettung nahe.

Die Schlacht vor Wien. Das Entsatzheer war heran. Karl von Lothringen hatte bei Preßburg am 29. August Tökölys Scharen zurückgeworfen und sich darauf bei Ober-Hollabrunn an der Straße nach Znaim mit den Polen (24,000 Mann) vereinigt, die Johann Sobieski über Troppau, Olmütz und Brünn heranführte. Am 7. und 8. September trafen beide bei Tulln mit den deutschen Truppen zusammen, 10,000 Bayern unter dem jungen Kurfürsten Max Emanuel, 10,000 Sachsen unter Johann Georg III., 9500 schwäbischen und fränkischen Kreistruppen; es waren alles in allem 76,000 Mann. Daß die Brandenburger fehlten und somit keinen Anteil an dem ruhmvollen Siege nahmen, war nicht des Kurfürsten Schuld; er hatte noch im Juli dem Kaiser 9000 Mann angeboten, dieser sie aber abgelehnt, weil er befürchtete, sie möchten sich auf dem Marsche durch Schlesien der beanspruchten Fürstentümer bemächtigen. Der schwere Fehler Kara Mustafas, die Pässe des Wiener Waldes unverteidigt zu lassen, gestattete den Verbündeten, das damals noch wenig wegsame Gebirge ohne anderes Hindernis als Regen und Sturm zu überschreiten. Am 1./11. September lagerten sie an seiner Ostseite längs des Gebirgskammes, und vom Kahlenberge herab sah ihr Oberbefehlshaber Johann Sobieski mit Karl von Lothringen und den beiden Kurfürsten hinunter auf die weite, wellige Mulde von Wien, auf das Türkenlager, auf die hartbedrängte, in Rauchwolken gehüllte Stadt und das feindliche Heer, das in fünf Treffen von Penzing bis Nußdorf stand. Am nächsten Tage, am 2./12. September, einem Sonntage, entwickelte sich die gewaltige Schlacht. Auf dem linken Flügel standen die Kaiserlichen und die Sachsen, im Mitteltreffen die Bayern, Franken und Schwaben, rechts die Polen, die den längsten Weg hatten und erst am Nachmittage in die Schlacht eingriffen. So fiel während des ganzen Vormittages die ganze Wucht des Kampfes auf die Deutschen. Im heißen Ringen mit Ägyptern und Syrern gewannen die Kaiserlichen und die Sachsen langsam Boden, nahmen nach zweistündigem Gefecht den beherrschenden Nußberg an der

Donau, erstürmten endlich nach vier weiteren Stunden Heiligenstadt und Nuß- 1683.
dorf, während die Süddeutschen das türkische Centrum in Schach hielten. Nach fünfstündigem Kampfe machte Lothringen Halt, um seinen Leuten Rast zu gönnen und den Polen Zeit zu lassen, und endlich gegen 2 Uhr nachmittags sah man die bunten Fähnlein ihrer schweren Lanzenreiter in endlosen Reihen von Dornbach her sich entwickeln. Doch ihr erster ungestümer Ansturm wurde abgeschlagen, nur die deutschen Bataillone, die ihnen als Rückhalt dienten, retteten hier die Schlacht, und erst als die ganze deutsche Linie von neuem vorging, die Franken und Sachsen, ihren tapferen Kurfürsten mit seiner roten Leibgarde voran, die große Schanze bei Döbling erstürmten und die polnischen Geschwader zum zweitenmale sich auf die Osmanen warfen, da verlor deren linker, obwohl noch ganz unversehrter Flügel die Haltung und wich in wilder Flucht nach dem Lager zurück. Um 6 Uhr abends war die Schlacht entschieden. Hitzig verfolgt, insbesondere von den Sachsen, die zuerst ihre Banner auf die Schanzen des Lagers pflanzten, räumten die Türken in völliger Verwirrung ihre Stellungen vor Wien und ließen ihr ganzes Heergerät und Gepäck, eine unermeßliche Beute, in den Händen der Sieger. Noch am Abend zog Ludwig von Baden durch das Schottenthor ein in die befreite Stadt, am 13., feierlich empfangen, der König von Polen, am 14. der Kaiser. Der Kurfürst von Sachsen und der Herzog von Lothringen betraten Wien nur auf kurze Zeit; jener war tief verstimmt darüber, daß dem Polenkönig der ganze Ruhm des Sieges beigemessen wurde, den in erster Linie die Deutschen gewonnen hatten.

Die Befreiungsschlacht vor Wien bezeichnet den entscheidenden Wendepunkt in der Geschichte der türkischen Macht. Ihr letzter furchtbarer Anlauf war zurückgewiesen und die Wiedereroberung Ungarns begann. Schon am 9. Oktober siegten die Verbündeten bei Parkany, worauf die Polen nach Hause zogen, dann nahmen sie Gran und Leutschau. Der besiegte Großvezier endete auf Befehl des erzürnten Sultans zu Belgrad durch die seidene Schnur (25. December 1683).

Der Waffenstillstand von Regensburg. Aber auch auf die westeuropäischen Verhältnisse übte der Sieg seine Rückwirkungen. Er war auch für Ludwig XIV. eine schwere Niederlage, denn das Reich bedurfte jetzt seiner Hilfe gegen die Türken nicht mehr; ja Spanien dachte daran, den Krieg gegen ihn zu erneuern. Um dies zu verhindern und also Deutschland vor einem Doppelkriege zu bewahren, bewog der Große Kurfürst Braunschweig-Lüneburg, sich von der „Association" zu trennen und sich ihm anzuschließen. Indem so die Association zerfiel, willigte der
Reichstag am 15. August 1684 in den Waffenstillstand mit Frankreich, der diesem 1684.
die reunierten Gebiete auf 20 Jahre ließ. Am 11. August hatte Spanien bereits auf Luxemburg verzichtet. So ungünstig diese Abmachung war, sie behielt doch dem Reiche grundsätzlich alle seine Rechte vor und ermöglichte vor allem die kräftige Fortsetzung des Krieges gegen die Türken.

Eroberung Ungarns. Dafür hatte sich im März 1684 die „heilige Liga" zwischen dem Kaiser, Polen, Venedig und dem Papste gebildet, welche nun gleichzeitig in Ungarn, am Schwarzen Meere und in Morea zum Angriff über-

ging. Die erste Belagerung Ofens i. J. 1684 war noch vergeblich, aber am
1685. 19. August 1685 fiel Neuhäusel, und eine türkische Armee, die vor Gran stand, erlitt hier am 16. August eine schwere Niederlage. Im nächsten Jahre, als die Kuruczen bis in die östlichen Karpathen zurückgedrängt waren, stellte sich auch Michael von Siebenbürgen gegen Zusicherung der Fürstenwürde für sich und seinen Sohn und gegen Gewährleistung der alten Gleichberechtigung für die vier
1686 anerkannten Bekenntnisse des Landes unter kaiserlichen Schutz (28. Juni 1686). Wenige Wochen später begannen die Kaiserlichen und die Reichstruppen, darunter diesmal neben 4700 Sachsen auch 8000 Brandenburger, die Einschließung von Ofen (15. Juli). In hartnäckigen Kämpfen die Entsatzversuche des neuen Großveziers Ibrahim zurückweisend, bedrängten sie zugleich die tapfere Besatzung mit unaufhörlichen Stürmen, bis endlich am 2. September ihre Kolonnen die Bresche erstiegen. Nach 145 Jahren sank der Halbmond von der Liebfrauenkirche und von der alten ungarischen Königsburg. Am 19. Oktober wurde der Großvezier nochmals bei Szegedin geschlagen, und endlich vollendeten Karl von Lothringen, Max Emanuel von Bayern und Ludwig von Baden mit der Schlacht am Berge
1687. Harsány unweit Mohács am 12. August 1687 die Eroberung des ungarischen Tieflandes.

Aber nicht nur die türkische Herrschaft, auch die Libertät des magyarischen Adels ging ihrem Untergange entgegen. Das blutige Strafgericht, mit dem General Caraffa zu Eperies zahlreiche, meist protestantische Edelleute als Hochverräter traf, schreckte von fernerem Widerstande ab, obwohl der kaiserliche Hof später die meisten Urteile umstieß und die eingezogenen Güter zurückerstattete, und der Reichstag zu Ofen 1687/88 erkannte jetzt die Erblichkeit der ungarischen Krone im Mannsstamme der Habsburger an, während andrerseits Leopold I. die Ödenburger Artikel über die kirchlichen Verhältnisse (s. S. 824) zugestand. Auch Siebenbürgen knüpfte jetzt das Verhältnis zum Kaiserhause fester und entsagte feierlich der türkischen Oberhoheit (Mai 1688).

Kämpfe in Serbien und Griechenland. Die Grundlagen eines großen Donaureiches waren gelegt, und noch größeres schien bevorzustehen.
1688 Nachdem am 6. September 1688 Belgrad, der Schlüssel Ungarns von Süden her, der feurigen Thatkraft Max Emanuels von Bayern erlegen war, drang
1689. Ludwig von Baden 1689 das Morawathal hinauf tief nach Serbien ein und rief die Bevölkerung von Bosnien und Albanien zum Freiheitskampfe gegen die Osmanen auf. Am 24. September siegte er glänzend bei Nisch, am 14. Oktober nahm er Widdin und trat mit den Wojewoden der Walachei in Verbindung, ja der General Piccolomini erreichte das schlachtenberühmte Amselfeld, wo einst die serbische Freiheit den Türken erlegen war, und bereitete alles zu einer gewaltigen Schilderhebung von Rumelien bis zur Herzegowina vor. In denselben Jahren 1686/87 eroberte Franz Morosini, der letzte große Staatsmann und Feldherr des alternden Venedig, mit einem Heere, das überwiegend aus deutschen, insbesondere kursächsischen und braunschweigisch-lüneburgischen Truppen bestand, ganz Morea, dann auch Athen, ein verhängnisvoller Erfolg, denn eine Bombe, die

ein lüneburgischer Offizier von der Stätte des alten Areopag nach der Akropolis abfeuerte, sprengte das Pulvermagazin im Parthenon in die Luft und die Explosion zerriß den herrlichen Tempel, den schönsten Baurest des Altertums (26. September). 1687. Zwar mißlang dann 1688 die Belagerung des festen Negroponte auf Euböa trotz der 8000 Mann deutscher Truppen, die Morosini hier zur Verfügung hatte, aber Morea war venezianisch. 1688. So schien es, als ob unter Österreichs Schutz und doch wesentlich mit deutschen Kräften die Befreiung und Wiedergeburt der türkischen Rajahvölker sich vollziehen sollte. Aber noch war die Zeit dazu nicht reif, noch war das Haus Habsburg allzusehr in dynastischer Politik befangen, um ein so großartiges Werk zu beginnen, und schwerlich hätte ihm das mißhandelte Deutschtum seiner Erblande zu einer so kühnen Politik die Mittel geboten. Zudem türmten sich im Westen abermals drohende Wetterwolken empor.

Bruch Brandenburgs mit Frankreich. Die Gewaltherrschaft Ludwigs XIV. erstieg ihren Gipfel. Wie er auswärtigen Staaten gegenüber schon längst kein anderes Recht mehr anerkannte, als seine Willkür und seine Macht, wie er im Innern alles, was seinem unumschränkten Königtume widerstrebte, niedergeworfen hatte nicht im Interesse des Ganzen, sondern lediglich seiner fürstlichen Größe, bis schließlich das Selbstbewußtsein des Herrschers das einzige Ergebnis der Staatsthätigkeit war, so hatte er auch begonnen, das kirchliche Leben dem Zwange seines Willens zu unterwerfen; besonders strebte er danach, den französischen Protestantismus zu vernichten, der eine viel stärkere Macht darstellte, als es die Zahl seiner Bekenner (2 Millionen von etwa 20 Millionen) erwarten ließ. Gegen solche Maßregeln hatte der Große Kurfürst schon mehrfach dringende Vorstellungen erhoben; da sie nicht nur nichts fruchteten, sondern die Bedrückung der Hugenotten allmählich in die roheste Verfolgung, die berufenen „Dragonaden", überging, so begann er das Band, das er in der Not mit Frankreich geknüpft hatte, zu lösen, erneuerte im August 1685 das alte Verteidigungsbündnis mit 1685. Holland und verabredete für den Fall einer Störung des europäischen Friedens gemeinsame Beratungen zu gemeinschaftlicher „Conservation". Erregte schon dieser Schritt das lebhafte Mißfallen Ludwigs XIV., zumal der Kurfürst in erregten persönlichen Verhandlungen mit dem französischen Gesandten Rebenac sich entschieden weigerte, bindende Erklärungen bezüglich seines Verhältnisses zu Frankreich abzugeben, so führte die Aufhebung des Ediktes von Nantes am 22. Oktober 1685 thatsächlich die Lösung des Bündnisses herbei. In tiefster Seele erregt, beantwortete Friedrich Wilhelm diesen Gewaltstreich im graden Gegensatze zu der Verfügung des Königs, welche den mißhandelten Reformierten auch noch die Auswanderung verbot, mit dem Edikt von Potsdam vom 9. November und empfing selber am 10. Januar 1686 die Führer der flüchtigen Hugenotten als der neue 1686. Schirmherr des Protestantismus.

Entstehung des dritten Raubkrieges. Die alten Grundlagen der Verbindung Frankreichs mit den evangelischen Staaten waren zerstört, seitdem es in die fanatische Kirchenpolitik Spaniens eingetreten war, und zugleich forderte es ganz Europa zur Abwehr seiner rücksichtslosen Übergriffe heraus, denn in dem-

selben Jahre 1685 erhob Ludwig Ansprüche auf große Teile der linksrheinischen Kurpfalz.

Großes hatte Karl Ludwig (1648—1680) geleistet, um sein verwüstetes Land wieder emporzubringen (s. unten); doch in erschütternden Schicksalen sollte die Pfalz erfahren, daß alle Kulturarbeit fruchtlos sei ohne den starken Schutz eines widerstandsfähigen Staatswesens, und ein solches hatte auch Karl Ludwig aus diesen zerstreuten Gebietstrümmern nicht zu schaffen vermocht. In Erkenntnis dieser Schwäche hatte er Anlehnung an dem stärksten und also gefährlichsten Nachbarn, an Frankreich, gesucht und deshalb 1671 seine einzige geliebte Tochter, die ehrliche, warmherzige Elisabeth Charlotte, ein echtes Kind der fröhlichen Pfalz, mit Ludwigs XIV. Bruder Philipp von Orleans ohne jede beiderseitige Neigung vermählt. Wenn diese Verbindung die Pfalz weder vor rohen Verwüstungen im zweiten Raubkriege noch vor den Reunionen schützte (s. S. 823), so beschwor sie jetzt zu Charlottes unstillbarem Kummer, die ihre deutsche Art und ihre Heimatliebe auch in Frankreich niemals verleugnete, geradezu das Verderben über das unglückliche Land herauf. Denn nach dem Aussterben des Hauses Simmern mit Karls II. Tode 1685 erhob Ludwig XIV. im Namen seiner Schwägerin Ansprüche auf alle Teile des Erbes, die nicht nachweislich Mannslehen seien, auf Simmern, Lautern, Sponheim und Germersheim.

Diese Gefahr näherte wieder einander die Mächte trotz aller Gegensätze, die
1686 sie seit 1679 getrennt hielten. Am 12. Januar 1686 verpflichteten sich Brandenburg, Schweden und Holland, jede Verletzung der Verträge von Münster, Nymwegen und Regensburg mit gewaffneter Hand zu hindern. Am 22. März trat der Große Kurfürst auch mit Österreich in ein enges Bündnis, versprach seine Stimme bei der Kaiserwahl einem Erzherzog zu geben und verzichtete auf seine schlesischen Ansprüche gegen Abtretung des Kreises Schwiebus. Aus diesen Vereinbarungen erwuchs am 6. Juli durch den Anschluß Spaniens, Bayerns, der Kurpfalz und einiger kleinerer Reichsfürsten das Verteidigungsbündnis von Augsburg; Ludwigs Ansinnen, die Reunions endgültig an Frankreich abzutreten, wurde entschieden zurückgewiesen.

Ein neuer Krieg war in Sicht, und schon entwarf der Große Kurfürst im Herbste 1686 den Plan zum Marsche auf Paris, aber mit Aussicht auf Erfolg konnte er erst dann unternommen werden, wenn England von Frankreich losgerissen war, an welches nur die katholisierende und absolutistische Politik Jakobs II. es gefesselt hielt. Das aber bedingte den Sturz des Stuart und den konnte nur Wilhelm III. von Oranien, der Gemahl seiner Tochter Maria, im Einvernehmen mit den englischen Parteien bewirken, und auch nur dann, wenn mindestens die norddeutschen Fürsten hinter ihm standen, um Holland gegen einen französischen Angriff zu decken. Darüber wurden schon seit dem Anfange d. J. 1688 zwischen dem Haag und Berlin geheime Verhandlungen gepflogen.

Tod des Großen Kurfürsten. Doch der Große Kurfürst, der so umfassenden Blickes das alles plante und erwog, sah nicht mehr die Vollendung. Eine schwere Krankheit nagte schon seit zwei Jahren an seinem Leben und der

Kummer über einen tiefen Familienzwist verdüsterte seine Tage. Nach dem Tode seiner ersten trefflichen Gemahlin Luise Henriette von Oranien 1667 in zweiter Ehe mit Sophie Dorothea von Holstein vermählt, die ihm noch vier Söhne und drei Töchter schenkte und eine treue Pflegerin seines Alters wurde, obwohl sie ihm in ihrer nüchternen Art die Frau seiner Jugend nicht ersetzte, hatte Friedrich Wilhelm 1680 den Söhnen zweiter Ehe Halberstadt, Minden, Ravensberg und Lauenburg-Bütow mit gewissen Hoheitsrechten, doch durchaus unter der Oberhoheit des künftigen Kurfürsten und unbeschadet der Staatseinheit, zugedacht und auch 1686 in seinem zweiten Testament diese Grundzüge festgehalten. Doch der Kurprinz Friedrich (geb. 11. Juli 1657), dem Vater wenig ähnlich, reizbar, aber unselbständig, obwohl von den Geschäften keineswegs ausgeschlossen, sah schon darin eine Beeinträchtigung und ließ sich deshalb vom kaiserlichen Gesandten zu dem unverantwortlichen Schritte verleiten, hinter dem Rücken des Vaters die Rückgabe von Schwiebus zu versprechen, noch ehe dieser jenen Vertrag mit Österreich unterzeichnet hatte. Als nun vollends sein Bruder Ludwig im April 1687 plötzlich starb, ließ er sich einreden, daß dies ein Werk seiner Stiefmutter sei und erbat deshalb mißtrauisch von Karlsbad aus, wo er damals mit seiner Gemahlin Sophie Charlotte von Hannover sich aufhielt, die Erlaubnis, in Cleve seinen Sitz nehmen zu dürfen. Der erzürnte Vater versagte sie ihm, aber nur dem Zureden seines Erziehers Eberhard Danckelmann gelang es, den Kurprinzen im letzten Augenblicke zur Änderung seines Entschlusses und schließlich zur Rückkehr nach Berlin zu bestimmen (Oktober 1687), wo er nun eine etwas selbständigere Stellung erhielt.

Doch mit dem Kurfürsten ging es zu Ende. Gefaßt ertrug er die steigenden Qualen der Wassersucht, am 15. April, am Karfreitage d. J. 1688, genoß er das 1688.
hl. Abendmahl, am 7. Mai nahm er von seinem treuen Geheimen Rate und dem Sohne erschütternden Abschied Aber noch flogen die Gedanken des Sterbenden weit voraus in die Zukunft: die letzten Losungsworte, die er seinen Garden gab, lauteten „London“ und „Amsterdam“. Am 29. April/9. Mai 1688 gegen 9 Uhr vormittags verschied er im Schlosse von Potsdam nach schwerem Kampfe.

Er war der erste große Hohenzoller der neueren Zeit und in jedem Zuge ein Deutscher, machtvoll schon in seiner persönlichen Erscheinung, hochgewachsen und breitschultrig; aus dem kräftigen Antlitz mit dem energischen Doppelkinn schaute ein Paar dunkler, feuriger Augen unter der hochgewölbten Stirn hervor, und die starkgebogene Nase über dem festen Munde verstärkte noch den Ausdruck entschlossener Thatkraft. Leicht erregbar, ja leidenschaftlich und voll fürstlichen Stolzes wußte er doch fest sich zu beherrschen, bedachtsam und scharfblickend die Lage zu erwägen und entwickelte vor allem jene Verbindung von Pflichtbewußtsein, aufrichtiger Frömmigkeit und herzgewinnender Milde, die den besten Söhnen seines Hauses stets zur höchsten Zierde gereicht hat. Er hat der Volkstümlichkeit nicht entbehrt, aber dem verschüchterten Geschlechte, das er regierte, erschienen die harten Formen seines Staates weit mehr noch als etwas Drückendes und Willkürliches, wie als etwas Notwendiges oder gar Großes, und noch viel mehr fehlte daran, daß die

Nation in ihm ihren Helden gesehen hätte, der den Grundstein zu ihrem neuen Reichsbau legte. Auch er selber hat das nicht geahnt, aber was er geschaffen, das hat er schaffen wollen: einen fest geschlossenen, monarchischen, wehrkräftigen Staat, der es schon versuchte, die großen Interessen der Nation zu vertreten und diesem religiös gespaltenen Volke die Bahnen zum kirchlichen Frieden zu weisen.

Friedrich III. Aber noch war der Staat nicht stark genug, um wie andere schon durch sein bloßes Schwergewicht zu wirken, und in seinen Überlieferungen noch nicht fest genug, um seine Bahnen stetig zu verfolgen. Was er geworden, verdankte er der Kraft des Willens, die in seinem Leiter lebte; als sie fehlte, vermochte er die errungene Stellung nicht völlig zu behaupten. Friedrich III. (1688—1713) hatte vom Vater zwar den fürstlichen Stolz, aber weder die Selbständigkeit des Entschlusses, noch seinen scharfen Blick geerbt. Er bewies den ersteren, indem er nach langen Verhandlungen seine Stiefbrüder bewog, gegen ansehnliche Jahresgelder auf die ihnen zugedachten Regierungsrechte zu verzichten (3. März 1692), aber er mußte auch die Folgen jenes geheimen Vertrages mit Österreich tragen, indem er im Januar 1695 Schwiebus zurückgab, allerdings gegen die Anwartschaft auf Ostfriesland und unter Vorbehalt seiner schlesischen Ansprüche. Überhaupt blieb der engste Anschluß an den Kaiser der leitende Gedanke seiner Politik, weil er nur mit seiner Hilfe den Plan ausführen zu können hoffte, um den sich alle seine Gedanken bewegten, die Erlangung der Königskrone. Damit verband sich bei ihm und vielleicht noch mehr bei seiner geistvollen Gemahlin Sophie Charlotte von Hannover eine entschiedene Neigung zu Glanz und Prunk. Über jenen Plänen aber ging die stolze Selbständigkeit der brandenburgischen Politik, wie sie der Große Kurfürst zu wahren gewußt hatte, verloren.

Brandenburg und der Sturz der Stuarts; Ausbruch des dritten Raubkrieges. Der Richtung auf Abwehr der französischen Übermacht blieb der junge Kurfürst allerdings um so mehr treu, als er die erprobten Räte seines Vaters beibehielt und der einflußreichste seiner Minister, Eberhard von Danckelmann, seit 1695 Oberpräsident des Geheimen Rates, in den Überlieferungen des
1688. Vorgängers lebte und webte. Daher schloß der Kurfürst schon am 27. Juli 1688 mit Hessen-Kassel ein Bündnis zum Schutz der Westgrenze, er verabredete mit Wilhelm III. von Oranien im tiefsten Geheimnis die Absendung von 9000 Mann brandenburgischer Truppen nach Holland und zog auch den Herzog Georg Wilhelm von Celle in dies Einverständnis. Denn die Gefahr eines Zusammenstoßes mit Frankreich näherte sich rasch. Als im Juni 1688 Erzbischof Heinrich Maximilian von Köln starb, fielen von den 24 Stimmen des Domkapitels 13 auf den französisch gesinnten Coadjutor Wilhelm Egon von Fürstenberg, nur 11 auf den 17jährigen Joseph Clemens von Bayern. Gewählt war zu recht keiner, da dazu zwei Drittel der Stimmen gehört hätten; um aber alle französischen Ränke abzuschneiden, erkannten Kaiser und Papst den Wittelsbacher an. In dem Gefühle, daß sein ganzes Ansehen auf dem Spiele stehe, erklärte sich Ludwig XIV. für Fürstenberg und schuf dadurch einen neuen Grund zu feindseligem Gegensatz.

Unzertrennlich hatten sich also die festländischen und die englisch-holländischen Dinge verflochten. Ein französischer Angriff auf Holland hätte Wilhelms III. Unternehmen gegen England verhindert, aber so tiefen Eindruck machte die Kunde von der Erstürmung Belgrads und der darin sichtbare rasche Niedergang der türkischen Macht, die Frankreich so oft gegen die Habsburger in Bewegung gesetzt hatte, daß Ludwig XIV. sich entschloß, den Krieg nach Deutschland zu tragen. Am 15./25. September 1688 überschritt der Herzog Philipp von Orleans mit 80,000 Mann die pfälzische Grenze, besetzte Philippsburg, Mannheim, Heidelberg und mit Einwilligung des französisch gesinnten Erzbischofs auch Mainz. Dagegen erschien bereits im Spätherbst 1688 Johann Georg III. von Sachsen mit 14,000 Mann am Oberrheine, die Brandenburger besetzten Köln und Coblenz. Nun konnte der König nicht mehr an einen Angriff auf Holland denken, und der Zug Wilhelms III. nach England wurde möglich. Unter den 14,000 Mann, mit denen er am 5. November 1688 in der Torbay landete, befanden sich auch brandenburgische Truppen, die noch 1690 in Irland mitfochten. Die „glorreiche Revolution" stürzte die Stuarts, riß England von Frankreich los und begründete die Parlamentsherrschaft. Die französische Kriegserklärung an Holland am 15. November änderte an diesem Gange der Dinge nichts mehr; vielmehr schlossen am 12. Mai 1689 der Kaiser und das Reich mit England, Holland und Spanien zu Wien 1689.
ein Schutz- und Trutzbündnis zur Wiederherstellung der Grenzen von 1648 und 1659; zugleich verpflichteten sich die Mächte, den ältesten Sohn Leopolds I., Joseph (I.), bei der Wahl zum römischen König zu unterstützen, den jüngeren Karl (VI.) als Erben der spanischen Monarchie anzuerkennen, wenn König Karl II. ohne rechtmäßige Erben stürbe. Niemals hatte sich Europa den französischen Übergriffen so einmütig widersetzt, und die Seele des Bundes war Wilhelm III.

Die Verwüstung der Pfalz. Da die Franzosen sich außer stande fühlten, alle im Herbst 1688 besetzten Stellungen am linken Rheinufer zu behaupten, so erwirkte Louvois vom „allerchristlichsten König" den barbarischen Befehl, die Pfalz in eine Wüste zu verwandeln, so daß feindlichen Truppen jeder Aufenthalt, ja jeder Durchmarsch zum Angriff auf Frankreich unmöglich gemacht würde; nur Mainz sollte festgehalten werden. Getreu dieser Weisung begannen die französischen Mordbrenner des Herzogs von Créqui, Melacs und Montclars ihr hunnisches Vernichtungswerk. Am 2. März wurde das Schloß von Heidelberg, der herrlichste Palastbau Deutschlands, verwüstet, am 5. März traf Mannheim dasselbe Schicksal, am 27. Mai wurde das ehrwürdige Speier zerstört, selbst der Dom mit den Grüften unsrer Kaiser roh entweiht, am 31. die Lutherstadt Worms an allen Enden angezündet. Ebenso gingen Kreuznach, Ladenburg, Oppenheim, Bretten (Melanchthons Heimat), Alzey, Bruchsal, Frankenthal, Pforzheim, Baden, Rastatt und zahllose Dörfer in Flammen auf, die Saatfelder wurden umgepflügt, die Fruchtbäume und Weinstöcke abgehauen, die unglücklichen Einwohner mußten nach Frankreich übersiedeln oder fanden in protestantischen Staaten Deutschlands Aufnahme. Nichts hatte jemals so leidenschaftlich das deutsche Gefühl aufgeregt,

als diese unvergessenen und unvergeßlichen Schandthaten. Seitdem fraß sich in das Herz unsres friedliebenden Volkes der Franzosenhaß.

Der Krieg am Rhein und in Belgien. Und doch hat die barbarische
1689. Maßregel ihren Zweck nur halb erfüllt. Mainz erlag am 1./11. September der Belagerung des Reichsfeldherrn Karl von Lothringen, während am Niederrhein die Brandenburger unter den Augen ihres Kurfürsten Bonn, Rheinberg und Kaiserswerth den Franzosen entrissen. Aber allerdings von entscheidenden Unternehmungen konnte in diesen verödeten oberrheinischen Gebieten nicht mehr die Rede sein, der wichtigste festländische Kriegsschauplatz wurde Belgien. Hier erlitt der Fürst von Waldeck, damals Wilhelms III. Stellvertreter, am 1. Juli 1690 bei Fleurus südlich von Brüssel gegen den Marschall Luxemburg eine entscheidende Niederlage, und nur der Anmarsch der Brandenburger von der Maas her hinderte die Franzosen an weiterem Vordringen. Auch im Süden gegenüber Piemont, das sich den Verbündeten angeschlossen hatte, um die lästigen französischen Besatzungen aus Pinerolo und Casale, das sie 1681 besetzt hatten, zu verjagen, blieb Marschall Catinat durch den Sieg bei Staffarda am 18. August 1690 im Vorteil. Im April 1691 nahm dann Vauban unter Ludwigs XIV. Augen das
1692. feste Mons, und im nächsten Frühjahre 1692 erschienen beide wieder vor dem gewaltigen Namur. Nach kurzer Zeit fiel die Stadt, am 30. Juni auch ihre Felsencitadelle, Wilhelm III. kam zum Entsatz zu spät und wurde am 3. August, als er die französische Stellung bei Steenkerken zwischen Brüssel und Mons in der Morgenfrühe überraschend angriff, nach blutigem Ringen zurückgeworfen. Um so bedeutsamer war es für die Verbündeten, daß inzwischen der Sieg an der Boyne am 1. Juli 1690 das Schicksal des irischen Aufstandes im wesentlichen entschieden, die gewaltige Seeschlacht bei La Hogue am 29. Mai 1692 die französische Flotte fast vernichtet hatte. Die Rückwirkungen dieser Schläge machten sich allmählich auch auf dem Festlande geltend. Der furchtbar blutige Sieg Luxemburgs über Wilhelm III. bei Neerwinden und Landen karolingischen An-
1693. denkens (unweit Lüttich) am 19./29. Juli 1693 blieb bei der Erschöpfung auch der Franzosen fast unbenützt, nur Charleroi fiel. Am Oberrhein nahmen sie am 18. Mai das notdürftig wiederhergestellte Heidelberg, das der kaiserliche Befehlshaber Heidersdorf feig oder verräterisch fast ohne Gegenwehr übergab. Da wurde auch der herrlichste Teil des Schlosses, der Otto-Heinrichsbau, verbrannt, die Festungswerke und Gewölbe gesprengt oder verschüttet, die meisten Kirchen und Universitätsgebäude gingen in Flammen auf, und gegen die Einwohner wüteten die entmenschten Banden wie einst die Ligisten in Magdeburg. Der „Sonnenkönig" aber ließ ein Tedeum anstimmen und zur Verewigung seiner eignen Schmach Denkmünzen prägen auf diese Zerstörung Heidelbergs. Einen Sieg im Felde trugen seine Heere nicht davon; zwar drangen sie tief nach Schwaben hinein, aber auf die Kunde, daß Ludwig von Baden sich mit den Sachsen unter Johann Georg IV. vereinigt habe und den Angriff im verschanzten Lager bei Heilbronn erwarte, wichen sie wieder hinter den Rhein zurück.

Im Jahre 1694 stellte sich zunächst das Gleichgewicht beider Parteien her. 1694.
Auf dem belgischen Kriegsschauplatze waren jetzt die Verbündeten, da England die Kosten für beinahe 90,000 Mark bestritt, an Zahl den Gegnern überlegen und nahmen Huy an der Maas ihnen wieder ab; in Süddeutschland kam ihr Vormarsch vor dem verschanzten Lager Ludwigs von Baden bei Wiesloch südlich von Heidelberg zum Stehen und in Spanien mußten sie die Belagerung von Barcelona aufgeben. Da brachte das Jahr 1695 die entscheidende Wendung. 1695.
Da nach Luxemburgs Tode die Marschälle Boufflers und Villeroy in verschanzten Stellungen an der Schelde und Sambre sich verteidigungsweise verhielten und ein Angriff auf sie unthunlich schien, so begann Wilhelm III. zu Anfang Juli die Belagerung von Namur, das inzwischen Vaubans Meisterhand in die stärkste Festung Europas verwandelt hatte und Boufflers jetzt persönlich verteidigte. Doch schon am 3. August erlag die Stadt den Angriffsarbeiten des berühmten niederländischen Festungsbaumeisters Coehorn, der ihre Werke z. T. selbst einst errichtet hatte. Villeroys Versuch, die Belagerer durch die Beschießung Brüssels zum Abzug zu bringen, schlug fehl, und seinen Anmarsch auf Namur zur Rettung der noch unbezwungenen Citadelle wies Wilhelm III. in unangreifbarer Stellung zurück. Als nun ein „Höllenfeuer" Bresche in die Außenwerke gelegt hatte, gingen Brandenburger und Bayern, Engländer und Holländer wetteifernd zum Sturme vor und am 5. September übergab Boufflers die tapfer verteidigte Feste gegen freien Abzug der Besatzung.

Zerfall des Kriegsbundes, Friede von Ryswyk. Nicht den französischen Waffen, sondern der französischen Diplomatie gelang es i. J. 1696, einen Keil in das Kriegsbündnis zu treiben. Gegen die Einräumung von Casale und Pinerolo trat Piemont zu Frankreich über und Catinat konnte die dort entbehrlich gewordenen Truppen nach Belgien führen. Da nahmen auch die Verbündeten die angebotene schwedische Vermittelung an und ließen ihre Gesandten in dem oranischen Schlosse Ryswyk beim Haag zum Friedenskongreß zusammentreten. Dort verstanden die französischen Unterhändler bald, die Mächte zu trennen und einzeln zu sich herüberzuziehen. Zunächst gewannen sie England, da Ludwig sich entschloß, Jakob II. fallen zu lassen und Wilhelm III. anzuerkennen, dann das durch mehrere Niederlagen eingeschüchterte Spanien durch den Verzicht Ludwigs auf Luxemburg, endlich Holland durch einen günstigen Handelsvertrag. So blieben Kaiser und Reich, obwohl sie am schwersten geschädigt waren, mit ihrer Forderung auf Herausgabe Straßburgs und der übrigen Reichsstädte des Elsaß allein; Anton Heinsius, der Vertreter desselben Holland, welches deutsche Waffen zweimal vor Frankreich gerettet hatten, bezeichnete jene Bedingung wegwerfend als den „Traum eines kranken Gehirns". Schließlich erhielt das Reich zwar Freiburg i. Br. und Breisach, sowie die meisten reunierten Gebiete zurück, aber Straßburg und die elsässischen Reichsstädte blieben französisch. Ja Ludwig XIV. wußte hier im Einvernehmen mit Österreich in der berufenen „Ryswyker Klausel" noch durchzusetzen, daß überall da, wo die Franzosen in den von ihnen besetzten und jetzt zu räumenden Gebieten auch nur vorübergehend katho-

lischen Gottesdienst eingerichtet hatten, derselbe nach dem Frieden weiter gestattet bleiben sollte, während von einer Erleichterung des Loses der französischen Protestanten keine Rede war. Auf diese Bedingungen unterzeichneten am 20. September
1697. 1697 Frankreich, England, Holland und Spanien, am 30. Oktober der Kaiser und die deutschen Reichsstände den Frieden von Ryswyk. Wohl hatte das erbitterte Volk nicht unrecht, wenn es ihn und seinen Vorgänger von 1679 kurzweg die Friedensschlüsse von „Nimmweg" und „Reißweg" nannte, aber den Eroberungen Ludwigs XIV. war doch Einhalt geschehen, zum erstenmale war er zurückgewichen und die furchtbare Erschöpfung seines Landes schien eine längere Dauer des Weltfriedens zu verbürgen.

Fortgang des Türkenkrieges. Auf den noch fortdauernden türkischen Krieg konnte natürlich der dritte Raubkrieg nicht ohne hemmenden Einfluß bleiben. Schon in den Jahren 1689 und 1690 wurden die Kaiserlichen wieder aus Serbien
1690. und der Walachei verdrängt, selbst Belgrad fiel am 8. Oktober 1690 wieder den Osmanen in die Hände, so daß etwa 36,000 serbische und albanesische Familien aus Furcht vor türkischer Rache nach den dünnbevölkerten habsburgischen Landschaften zwischen Save und Drau auswanderten. Nur mit großer Anstrengung wehrte Ludwig von Baden den Einbruch der Türken nach Ungarn in
1691. der blutigen Schlacht bei Salankemen unweit Belgrad am 19. August 1691 ab. Fast gleichzeitig regelte das Decretum Leopoldinum vom 16. Oktober 1691 endgültig die Verhältnisse Siebenbürgens auf Grund der alten Gleichberechtigung der vier dort anerkannten Glaubensbekenntnisse und der drei „politischen" Nationen, der Magyaren, Szekler und Sachsen, zu denen die griechisch-katholischen Rumänen trotz ihrer Überzahl nicht gehörten. Erhebliche kriegerische Ereignisse treten in den nächsten Jahren nicht hervor, da die Kaiserlichen durch den Krieg mit Frankreich in Anspruch genommen waren und bei den Osmanen der Kriegseifer wieder erlosch. Erst 1695 zog Mustafa II. persönlich zu Felde und siegte im September bei Lugos in Siebenbürgen, doch ohne daß dies bedeutende Folgen gehabt hätte. Eine große Entscheidung war offenbar nur möglich, wenn der Krieg mit Frankreich gestattete, die volle Kraft des Reiches gegen Osten zu wenden und wenn eine hervorragende Kraft an die Spitze trat.

Das wurde seit dem Sommer 1697 der neuernannte Oberbefehlshaber, Prinz Eugen von Savoyen.*) Klein und hager von Gestalt, mit braunem, faltigem Gesicht und einer unschönen Stumpfnase verriet er nur durch das große feurige Auge die entschlossene, fortreißende Thatkraft. Doch die begeisterte Hingebung, das unbedingte Vertrauen seiner Truppen gewann er sich vielleicht noch mehr

*) Eine sonderbare Verkettung von Verhältnissen hatte diesen Sohn des französischen Generals Eugen Moritz von Savoyen-Carignan und der schönen, geistvollen Nichte Mazarins, Olympia Mancini, der einst die Jugendliebe Ludwigs XIV. gehört hatte, in kaiserliche Dienste geführt, vor allem die feindliche Spannung, in die allmählich seine Mutter zu dem Königshofe trat, so daß sie nach dem Tode ihres Gemahls 1673 sogar Zuflucht in Brüssel suchte, und die entschiedene Abneigung Eugens (geboren 18. Oktober 1663), sich der geistlichen Laufbahn, für die er wegen seines schwächlichen Körpers ursprünglich bestimmt war, zu widmen, während

durch seinen milden, menschenfreundlichen Sinn und die lautere Hoheit seines Wesens. Aber er erwuchs nicht nur zu einem der ersten Feldherren, sondern auch zum größten Staatsmanne Österreichs, denn er war einer der wenigen, welche die Aufgabe dieses Reiches, die Donau bis zu ihrer Mündung zu beherrschen, als die wichtigste erkannten und mit Erfolg zu lösen strebten.

Die Schlacht bei Zentha. Als er den Befehl an Stelle des Kurfürsten Friedrich August von Sachsen übernahm, fand er das Heer in der sumpfigen, ungesunden Gegend von Peterwardein verwahrlost, unzufrieden und meuterisch. Mit der Ordnung führte Eugen auch Mut und Vertrauen zurück. Kaum war das erreicht, da drang Sultan Mustafa, von Pancsova aus die Donau und die Theiß überschreitend, auf deren rechten Ufer nordwärts vor, um zunächst sich Szegedins zu bemächtigen, dann die Maros entlang nach Siebenbürgen zu marschieren. Schon war er im Begriff, beim Dorfe Zentha auf die linke Seite der Theiß überzugehen und ein Teil seiner Truppen hatte auf einer Schiffbrücke den Übergang schon bewerkstelligt, als Eugen am 11. September 1697 mit etwa 1697.
50,000 Mann Kaiserlicher und Reichstruppen (Brandenburger und Sachsen) herankam. Zwei Stunden vor Sonnenuntergang ging sein Heer im weiten Bogen, das verschanzte türkische Lager auf dem rechten Ufer umfassend, zum Angriff vor, erstürmte die Schanzen, während ein Teil des linken Flügels durch den seichten Fluß sie von hinten packte und sprengte die Osmanen größtenteils in die Theiß, ohne daß der Sultan, der auf dem linken Ufer sich befand, zu helfen vermochte. Mit einem Verluste von nur etwa 2000 Mann hatte Eugen den vollkommensten Sieg erkauft und den Besitz Ungarns gesichert. Den Rest des Jahres konnte er noch zu einem Streifzuge nach Bosnien bis Serajewo verwenden, die Entscheidung war gefallen.

Der Friede von Karlowitz. Im nächsten Jahre vermittelten England und Holland einen Waffenstillstand, und am 26. Januar 1699 wurde der Friede 1699.
von Karlowitz bei Peterwardein unterzeichnet. Die Türkei trat an Österreich Ungarn mit Ausnahme des Banats, Siebenbürgen und Slawonien ab, an Venedig Morea, an Polen einen Teil Podoliens, an Rußland, das sich zuletzt dem Kriegsbunde angeschlossen, die Festung Asow an der Donaumündung. Die osmanische Übermacht war endgültig gebrochen, die Auflösung ihres Reiches in Europa hatte begonnen, und Österreich stieg, zur wohlabgerundeten Donaumonarchie emporwachsend, zum Range einer selbständigen Großmacht empor, deren Interessen sich denen des Deutschen Reiches nicht mehr unterordnen ließen.

Der Streit um die spanische Erbschaft Ein Zeitabschnitt voll gewaltiger Kämpfe war damit abgeschlossen, aber schon drohten neue Erschütterungen. Der Streit um das ungeheuere, wenngleich verwahrloste Erbe der spanischen

---

Ludwig XIV. ihm die militärische Laufbahn in Frankreich hartnäckig verschloß. Das trieb ihn ins feindliche Lager; i. J. 1683 trat er in kaiserliche Dienste, focht bei Petronell und Wien mit, zeichnete sich dann vor Ofen und Belgrad wie gegen Frankreich aus und wurde mit 34 Jahren auf den Rat Rüdigers von Starhemberg an die Spitze des Heeres in Ungarn gestellt.

Habsburger, den Ludwig XIV. begann, um es in seiner ganzen Ausdehnung für die Bourbonen zu gewinnen und damit die Vorherrschaft Frankreichs in Europa auf die Dauer zu sichern, endete mit dem Zerfalle dieser unnatürlich zusammengeschweißten Ländermasse und mit einer so furchtbaren Schwächung des französischen Staates, daß er auf Jahrzehnte hinaus zu einer Fortsetzung seiner ausgreifenden Politik außer stande war. Im Osten verlor gleichzeitig sein alter Bundesgenosse Schweden mit dem bei weitem größten Teile seiner festländischen Besitzungen seine Großmachtstellung, die auf ihnen, also auf der Schwäche der Nachbarn beruhte, und diese Küstengebiete traten in naturgemäße Beziehungen zu ihren Hinterländern, zu Deutschland und Rußland. Damit drängte sich aber auch diese Slawenmacht in jugendkräftiger Barbarei in den Kreis der abendländischen Staaten ein, um bald zu bedrohlicher Größe aufzusteigen.

In diese Kämpfe wurde Deutschland bei seiner Lage in der Mitte des Weltteiles tief verflochten; forderte doch sein Interesse ebenso die Zerstörung der bourbonischen Vorherrschaft wie der schwedischen Großmacht. Trotzdem ließen sich das Reich und seine Hauptstaaten ganz vorwiegend in den Krieg um die spanische Erbschaft verwickeln, weil ein großer deutscher Staatsmann fehlte und die meisten Reichsfürsten in ihrer Politik lediglich von den Interessen ihres Hauses, nicht einmal ihres Landes, geleitet wurden, ja Bayern und Köln folgten sogar den Fahnen Frankreichs. Nur Kursachsen war von Anfang an am nordischen Kriege beteiligt, doch ohne andere als dynastische Ziele zu verfolgen. Erst als der spanische Erbfolgekrieg längst entschieden war, traten die größeren norddeutschen Staaten in den Kampf der Ostmächte ein und sicherten für Deutschland wenigstens das ihm Unentbehrlichste, die Mündungsgebiete seiner Ströme, aus dem großen Schiffbruche der schwedischen Macht.

Auf das spanische Erbe erhoben Ansprüche Ludwig XIV. als Gemahl Maria Theresias für seinen Enkel Philipp von Anjou, obwohl dieselbe auf ihr Recht Verzicht geleistet hatte, und Leopold I. als Gemahl ihrer Schwester Margaretha Theresia (seit 1666). Diese hatte nun zwar wiederum ihren Anspruch auf ihre Tochter Maria Antonia, die Gemahlin des glänzenden Türkensiegers Max Emanuel von Bayern, und also auch auf deren Sohn, den Kurprinzen Joseph Ferdinand (geb. 1692), übertragen, Maria Antonia jedoch ihr Anrecht ihren Brüdern Joseph und Karl überlassen. Indessen traten diese dynastischen Fragen hinter den schweren Machtfragen zurück. Handelte es sich doch einerseits um die Behauptung des europäischen Gleichgewichtes gegen Frankreich, andrerseits um die Zukunft Nordamerikas und den Handel mit den spanischen Gebieten diesseits und jenseits des Oceans. Fanden nämlich die ausgedehnten französischen Besitzungen in Canada und im Mississipibecken Anlehnung an die spanische Herrschaft im Südwesten, dann stellten sich der englischen Besiedelung, die seit dem Anfange des 17. Jahrhunderts die Ostküste mit jungen, aufstrebenden Gemeinwesen bevölkerte und stetig nach dem Westen vordrang, schwere, vielleicht unübersteigliche Hindernisse entgegen, und öffnete Spanien das Mutterland und die Kolonien dem französischen Handel, so erwuchs der Ausfuhr Englands und Hollands eine gewaltige Nebenbuhlerschaft.

Daher arbeiteten die Seemächte auf eine Teilung der spanischen Monarchie zwischen die Erben hin und verständigten sich wirklich am 11. Oktober 1698 mit Ludwig XIV. über einen solchen Vertrag. Im Gegensatz dazu setzte Karl II. unter dem Einflusse der spanischen Granden, deren Stolze eine Zerstückelung des Reiches unerträglich war, und des gewandten französischen Botschafters d'Harcourt den Kurprinzen von Bayern zum Erben ein, und schon schwelgte sein ehrgeiziger Vater in dem Gedanken, als Regent mit seinem Sohne in Madrid einzuziehen, da rafften den Knaben die Pocken hinweg (Februar 1699). Während nun den Seemächten gegenüber Ludwig XIV. in einen zweiten Teilungsvertrag willigte, entschied sich Karl II. jetzt dafür, Philipp von Anjou zum Erben des Gesamtreiches einzusetzen, weil er der französischen Macht allein die Kraft zutraute, die ganze Masse ungeteilt zu behaupten. Am 1. November 1700 erlosch das sieche Leben des letzten 1700.
spanischen Habsburgers, am 12. entschied sich Ludwig XIV. für die Annahme seines Testamentes, am 16. begrüßte er seinen Enkel als König von Spanien; er schickte sich an, das Reich Karls V. und Philipps II., in dem die Sonne nicht unterging, für sein Haus allein zu behaupten.

Die Bundesgenossenschaft Ludwigs XIV. Mit rascher Thatkraft ging er vor. In den ersten Monaten d. J. 1701 besetzten französische Truppen 1701.
Belgien, Mailand und Mantua, Neapel und Sicilien, am 13. Februar schloß Ludwig sein Bündnis mit Joseph Clemens von Köln, in dessen Streit mit Kapitel und Ständen der Kaiser zu Ungunsten des Erzbischofs eingegriffen hatte, am 9. März trat Max Emanuel von Bayern, der Bruder des Erzbischofs, auf Frankreichs Seite, geblendet von der Aussicht auf die Königskrone von Burgund (Belgien) und die Nachfolge im Reiche, wenn Leopold I. die Augen schließe; am 4. März erklärten sich auch die Herzöge von Braunschweig-Wolfenbüttel für Frankreich, gereizt durch die Beförderung der jüngeren lüneburgischen Linie zur neunten Kurwürde (1692). Bis tief nach Deutschland hinein reichten also Ludwigs Beziehungen, in Italien aber schloß sich ihm Victor Amadeus II. von Savoyen-Piemont an, als von Osten und Westen her die französischen Aufstellungen sein Land umfaßten und die Franzosen ihm den Erwerb der westlichen Lombardei in Aussicht stellten. Ganz West- und Südeuropa, ja selbst ein guter Teil Deutschlands gehorchte dem Winke von Paris.

Die „Große Allianz". Gegenüber diesem kühnen und schnellen Vorgehen des Bourbonen kamen seine Feinde nur sehr langsam und schwer zu einer Einigung. Es bedurfte der ganzen Meisterschaft Wilhelms III., um zunächst das englische Parlament, welches die friedensseligen Tories beherrschten, zur vertragsmäßigen Unterstützung des schwerbedrohten Hollaud zu gewinnen (Mai 1701). In Wien wollten die älteren Minister Leopolds I. nur Mailand als heimgefallenes Reichslehen sichern und hätten im übrigen eine friedliche Verständigung mit Frankreich dem Kriege vorgezogen, besonders weil ihnen die Einmischung der ketzerischen Seemächte widerwärtig war. Dagegen sprachen sich der römische König Joseph und Prinz Eugen für entschlossenes Vorgehen aus, und in der That wurden die Verhandlungen mit Wilhelm III. aufgenommen. Aber erst am 7. September

1701 unterzeichneten die Vertreter der drei Mächte im Haag die sogenannte „Große Allianz", welche für Österreich die Erwerbung Belgiens, Mailands, Neapels und Siciliens, für die Seemächte die Eroberung des spanischen Amerika in Aussicht nahm. Auch in England schlug die Stimmung um, als Ludwig XIV. den englischen Erzeugnissen den französischen Markt verschloß und im Widerspruch mit dem Frieden von Ryswyk am Sterbebett Jakobs II. dessen gleichnamigen Sohn als König von Großbritannien anerkannte (16. September 1701). Und doch hatte soeben das Parlament beschlossen, diesen Anwärter zurückzuweisen und bei Erledigung des Thrones die Tochter Elisabeths und Friedrichs V. von der Pfalz, die Enkelin Jakobs I., Sophie, Witwe Ernst Augusts von Braunschweig-Lüneburg (Hannover), zur Nachfolge zu berufen (30. Juni 1701). Als Wilhelm III. am 11. Januar 1702 sein neugewähltes Parlament eröffnete, da wurde seine Thronrede, die letzte, zum „Manifest des spanischen Erbfolgekrieges". Sein weltgeschichtliches Tagewerk ging zu Ende, am 19. März verschied er nach kurzer Krankheit, der größte Beherrscher des neueren England und Ludwigs XIV. gewaltigster Gegner. Doch seiner Politik blieb England auch unter seiner Nachfolgerin Anna (1702—1714) treu, geleitet von dem glänzenden Herzog von Marlborough, der die Interessen der parlamentarischen Parteien denen des Landes unterzuordnen verstand.

Die Erwerbung der preußischen Königskrone. Doch niemals hätten die Seemächte für ihre eigne Sache und für Österreich wirksam eintreten können, wenn sie nicht die schlagfertigen, tapferen Regimenter der deutschen Reichsfürsten in ihren Sold genommen hätten. Diesen gebührt der strahlende Ruhm der Landsiege dieses Krieges, nicht den Holländern, nicht den Briten. Noch ehe Leopold I. die große Allianz einging, hatte er Brandenburg an sich gefesselt. Mit Danckelmanns jähem Sturz im December 1697, den weniger die schroffe Art des selbstbewußten Mannes, als die unversöhnliche Abneigung der Kurfürstin herbeiführte, war der einzige Staatsmann gefallen, der an den stolzen Überlieferungen des Großen Kurfürsten noch festhielt. Sein Nachfolger, der Oberkämmerer von Kolbe, Graf von Wartenberg, ein Mann ohne Charakter und ohne Kenntnisse, überließ die eigentliche Verwaltungsarbeit dem trefflichen Rüdiger von Ilgen und sah seine Hauptaufgabe darin, jeden Wunsch seines launenhaften Herrn zu befriedigen, um sich ihm unentbehrlich zu machen. Nichts aber wünschte Friedrich III. lebhafter als die Königskrone, zumal jetzt, wo Friedrich August von Sachsen soeben die polnische Krone sich aufs Haupt gesetzt hatte (1697) und den Welfen die Krone Englands winkte, und gewiß ragte die Bedeutung des Staates schon damals über die eines einfachen Reichsfürstentums weit hinaus. Doch der Kurfürst glaubte die königliche Würde nicht ohne die Zustimmung des Kaisers als des weltlichen Oberhauptes der Christenheit erlangen zu können, obwohl sie ihm nur für das souveräne Herzogtum Preußen, nicht für das Reichslehen Brandenburg, erreichbar war, da mit ihr der Begriff der Souveränität sich verband; aber noch hatte die römische Kirche ihren Anspruch auf das alte Ordensland nicht aufgegeben und der Widerspruch der katholischen Mächte stand vielleicht zu fürchten,

wenn nicht der Kaiser gewonnen war. Denn die Hoffnung einzelner mit dem brandenburgischen Hofe in persönlichen Beziehungen stehender Jesuiten, die deshalb die Angelegenheit am Kaiserhofe beförderten, der Kurfürst möge ihrer Kirche große Zugeständnisse machen oder wohl gar zu ihr übertreten, mußte sich in kurzem als trügerisch erweisen Den Kaiser wiederum bestimmte die Unentbehrlichkeit der brandenburgischen Waffenhilfe für den spanischen Erbfolgekrieg, trotz der Bedenken gegen eine solche Rangerhöhung der aufstrebenden norddeutschen Macht seine Zustimmung zum „Krontraktat" vom 16. November 1700 zu geben. Der 1700.
Kurfürst versprach für die Behauptung Mailands 8000 Mann über seine Reichspflicht hinaus (im Ganzen 14,000 Mann) zu stellen, bei allen folgenden Kaiserwahlen den Habsburgern seine Stimme zuzuwenden und auf dem Reichstage in allen wichtigen Fragen mit Österreich zu stimmen, soweit es seine Interessen ihm verstatteten. Er opferte also die Selbständigkeit seiner Politik für eine unbestimmbare Zeit. doch die Krone nahm er ohne jedes Zugeständnis an Rom und in stolzer Unabhängigkeit von jeder geistlichen Gewalt. Am 18. Januar 1701 1701.
setzte sich Friedrich I. im Audienzsaale des Schlosses zu **Königsberg** die Krone als „**König in Preußen**" selbst aufs Haupt, nur die Salbung vollzogen zwei zu diesem Zwecke bestellte evangelische Bischöfe in der Schloßkirche. Einen Tag zuvor hatte er den Orden vom Schwarzen Adler gestiftet Enttäuscht und erbittert legte Papst Clemens XI. Verwahrung ein und forderte die katholischen Staaten auf, dem „Usurpator" die Anerkennung zu verweigern (16. April 1701), und in der That zögerten damit die geistlichen Reichsfürsten, ja der deutsche Orden versagte sie ganz. Man mochte in diesen Kreisen dunkel fühlen, daß die Königskrone, wenn sie auch dem jungen ketzerischen Staate keinen Machtzuwachs gewähre, so doch ihn anreizen müsse, dem Titel einen volleren Inhalt zu verleihen.

Doch das war eine Anweisung auf die Zukunft, für die Gegenwart war die preußische Politik an Interessen gefesselt, die sie nur in zweiter Linie berührten. Der Vertrag mit der großen Allianz am 30. December 1701 band sie vollends auch an die Seemächte, und diesem Beispiele folgten Braunschweig-Lüneburg, die Kurpfalz, Trier, Mainz, später auch der fränkische, schwäbische und oberrheinische Kreis (März 1702); selbst die Braunschweiger wurden entwaffnet, ihre Truppen in kaiserlichen Dienst gestellt. Seitdem wachten die Seemächte und Österreich eifersüchtig darüber, das Deutsche Reich von jeder Beteiligung am nordischen Kriege fernzuhalten.

Und doch lagen die wichtigsten Interessen Deutschlands dort und nicht im Westen. Eine kühne und zielgerechte preußische Staatsleitung wie die des Großen Kurfürsten hätte diese Verwickelungen benützt, um ihre Adler an der unteren Oder und Weichsel aufzupflanzen und vielleicht auch die Königskrone genommen ohne den Kaiser, allein gestützt auf ihr tapferes Heer. Jetzt setzte der Staat an keinem Punkte seine volle, ungeteilte Kraft ein, gewann da, wo seine Truppen verzettelt fochten, so gut wie nichts, und sah dort unthätig zu, wo die größten Preise vor seinem Schwerte lagen. Deutlich zeigte sich's bereits, daß die nationale Sache schlecht vertreten war, wenn Preußen sie nicht vertrat.

Die nordischen Mächte. Der Anstoß zur Umgestaltung Osteuropas ging von Rußland, von Peter dem Großen, aus. Schon lange hatte die moskowitische Politik, die auf engeren Anschluß an die abendländische Kultur hinarbeitete, zur Ansiedelung zahlreicher deutscher Kaufleute und Gewerbtreibenden in Moskau und anderen größeren Städten geführt, und nur durch die Eroberungen Gustav Adolfs am finnischen Meerbusen war Rußland von der unentbehrlichen Verbindung mit der Ostsee abgedrängt worden. Diese alten Gedanken mit hastiger Genialität wieder ergreifend, knüpfte der junge Zar persönlich Verbindungen mit Holland, England und Deutschland an und faßte die Erwerbung der schwedisch-deutschen Ostseelande fest ins Auge. Die schwedische Politik erleichterte ihm den Angriff. Gustav Adolf hatte jene Provinzen allerdings ohne Mitwirkung der Stände regiert, aber doch die staatsrechtlichen Grundlagen des herrschenden Deutschtums geachtet und ihm in der Universität Dorpat 1632 eine Stiftung geschenkt, die wenigstens später sein geistiger Mittelpunkt wurde, Königin Christine bewilligte den Est- und Livländern eine Gesamtvertretung und auch Karl XI. bestätigte ihnen feierlich ihre Rechte. Doch als er nach der Begründung des unumschränkten Königtums in Schweden 1680/83 die seit 1604 dem Adel verliehenen oder von ihm mißbräuchlich in Besitz genommenen Krongüter zurückforderte, da dehnte er diese „Güterreduktion" auch auf die baltischen Provinzen aus, obwohl diese doch gar nicht unter schwedischem Staatsrechte standen, und verfuhr dabei so gewalttätig, daß der baltische Adel fünf Sechstel seines Grundbesitzes verlor. Dessen leidenschaftlicher und hochbegabter Vorkämpfer Johann Reinhold Patkull wurde 1695 wegen angeblichen Hochverrates zum Tode verurteilt und landflüchtig, die Landesverfassung wurde aufgehoben. Zum Todfeinde Schwedens geworden, suchte Patkull seitdem die Rettung seines Heimatlandes im Anschluß an eine der großen Mächte des Ostens und leitete so den letzten Kampf um das Schicksal dieser alten deutschen Kolonien ein.

Im Westen sah sich Schweden durch den alten Gegensatz zu Dänemark bedroht. Er wurde verschärft durch die Wirren zwischen der königlichen und herzoglichen Linie des dortigen Herrscherhauses, da die Gottorper seit den Zeiten Karl Gustavs Anlehnung an Schweden fanden. Nach fruchtlosen Verhandlungen über die Herstellung der alten Gemeinsamkeit war Herzog Friedrich IV. zu kriegerischen Rüstungen übergegangen und hatte durch die Vermählung mit der Schwester Karls XII. 1698 die Verbindung mit Schweden fester geknüpft, so daß im März 1700 die Dänen das südliche Schleswig besetzten.

Verbindung zwischen Polen und Sachsen. War somit Schweden von zwei Seiten bedroht, so fand Peter in dem soeben 1697 neugewählten König von Polen, Friedrich August I. von Sachsen, einen erwünschten Bundesgenossen.

Nach dem Tode Johann Sobieskis (27. Juni 1696) rang im heftigen Wahlkampf der französische Bewerber Prinz Ludwig von Conti mit den von Österreich unterstützten deutschen Anwärtern Karl von Pfalz-Neuburg und Max Emanuel von Bayern. Doch alle schlug schließlich ein ganz zuletzt erst auftauchender neuer Bewerber aus dem Felde, Kurfürst Friedrich August I., den erst der frühe

Tod seines älteren Bruders Johann Georgs IV. (27. April 1694) zur Nachfolge berufen hatte, ein junger Herr von riesiger Körperkraft und lebhafter Sinnlichkeit, hochbegabt, aber ohne sittliche Festigkeit, ganz erfüllt von der Sehnsucht nach Genuß, Pracht und Ruhm und auch deshalb beherrscht von der leidenschaftlichen Sehnsucht nach dem leichten, schönheitsvollen Leben des romanischen Südens, das er auf seiner „Cavalierstour" kennen gelernt hatte. Sein evangelisches Bekenntnis, das ihn an sich von der polnischen Krone ausschloß, war nicht so fest in ihm gewurzelt, als daß es nicht einer starken Lockung unterlegen wäre, wie sie ihm jene Aussicht bot, und auch sonst gehörte der Übertritt protestantischer Fürsten zur römischen Kirche damals nicht zu den unerhörten Dingen. So legte er am 1. Juni 1697 zu Baden bei Wien in die Hände des Kardinalbischofs von Raab, 1697.
Christian August von Sachsen Zeitz, insgeheim das katholische Glaubensbekenntnis ab. Jetzt auch von den Jesuiten und von Österreich unterstützt, setzte sein gewandter Bevollmächtigter Heinrich von Flemming seinen Zweck durch. Während die französische Partei auf dem Wahlfelde von Wola am 17. Juli 1697 den Prinzen von Conti ausrief, sprach sich die andere für Friedrich August aus. Da jener fern, dieser nahe und bereit war, so erschien er unmittelbar nachher mit sächsischen Truppen in Krakau, ließ am 23. Juli Flemming in seinem Namen die Pacta conventa, die Grundlage der polnischen Verfassung, beschwören, wobei er versprach, die dem Reiche entrissenen Gebiete, also vor allem Livland, wieder herbeizubringen, und wurde am 5./15. September mit überschwänglicher Pracht in Krakau gekrönt. Conti, der zu spät an Bord eines französischen Geschwaders vor Danzig erschien, wurde zurückgewiesen, die französische Politik war also in Polen aus dem Felde geschlagen, in dem Augenblicke, da sie auch im Westen zurückwich, unzweifelhaft ein Erfolg auch im deutschen Sinne.

Für Kursachsen freilich hat diese Verbindung mit Polen keinen Segen gebracht. Zwar die von den einen gehoffte, von den anderen gefürchtete Rückwirkung auf die kirchlichen Verhältnisse des Landes blieb aus. In der feierlichen Erklärung von Lobskowa (27. Juli / 6. August 1697) sicherte Friedrich August seinen Unterthanen zu, daß er sie bei der Augsburgischen Konfession „kräftigst erhalten und handhaben" werde, und er hat sein Wort gehalten, wie es seine Nachfolger gehalten haben. Doch die kursächsische Führung des Corpus Evangelicorum wurde zur leeren Form, die thatsächliche Vertretung der evangelischen Interessen ging unvermeidlich an Preußen über, das damit an Einfluß gewann, was Sachsen aufgab. Vor allem aber wurde das Land in die nordosteuropäischen Wirren hineingerissen, ohne irgend welchen Vorteil für sich oder für Deutschland, denn nicht mit den Kräften Polens, das ihm wenig leistete, sondern mit sächsischen Mitteln führte der König den Krieg.

Die Siege Karls XII. Gemäß jenem Versprechen, das er den Polen gegeben, aber nicht als König von Polen, sondern als Kurfürst von Sachsen, schloß Friedrich August mit Dänemark erst ein Verteidigungsbündnis, dann ein Schutz- und Trutzbündnis gegen Schweden, dessen Todfeind Patkull seit 1698 in seinen Diensten stand; am 11./21. November 1699 trat Peter dem Bunde bei. Aber 1699.

der jugendliche ungestüme Karl XII. zwang durch raschen Angriff auf Seeland Dänemark zum Frieden von Travendahl, in dem es jenen Verträgen entsagte und den Herzog von Gottorp in die beanspruchten Rechte wieder einsetzte (30. August
1700. 1700). Auch der geplante Angriff der Sachsen und Russen auf die baltischen Provinzen, deren Erhebung man hoffte, schlug völlig fehl. Jene wurden vor Riga zurückgewiesen (September), und als der Zar mit 80,000 Mann die Belagerung von Narwa an der Grenze zwischen Estland und Ingermanland begann, da erfocht Karl XII. über seine ungefügen Massen mit nur 15,000 Schweden am 21. November den glänzendsten Sieg. Doch er unterschätzte Peter und seine Russen weit, wenn er sich jetzt, ohne sich weiter um sie zu kümmern, gegen Polen wandte, um August vom Throne zu stürzen und einen schwedischen Vasallen zu
1701. erheben. Am 20. Juli 1701 erzwang er unterhalb Riga gegenüber einem sächsisch-russischen Heere den Übergang über die gewaltige Düna, eroberte Kurland,
1702. besetzte am 5. Mai 1702 ohne Widerstand Warschau, nahm nach dem Siege bei Klissow (19. Juli) über das endlich einberufene polnische Adelsaufgebot auch Krakau (11. August), zersprengte die im Norden des Landes inzwischen wieder gesammelten feindlichen Streitkräfte am 1. Mai 1703 bei Pultusk am Narew und besetzte darauf selbst Westpreußen. An Polens Leistungsfähigkeit verzweifelnd, trat Patkull zu Anfang d. J. 1703 in russische Dienste und schloß als Vertreter seines neuen Herrn am polnisch-sächsischen Hofe am 12. Oktober ein neues Schutz- und Trutzbündnis mit dem König, ohne daß der polnische Reichstag dazu seine Einwilligung gegeben hätte. Doch eine Generalkonföderation, die in Warschau
1704. zusammentrat, erklärte am 14. Februar 1704 Friedrich August des polnischen Thrones für verlustig und erhob, obwohl nur unter dem Drucke der schwedischen Macht, den Wojewoden (Statthalter) von Posen Stanislaus Leszczinski zum König (12. Juli). Friedrich August nahm im September 1704 zwar Warschau wieder ein, verlor es aber bald wieder und konnte sich nach der Niederlage von Punitz am 7. November nur noch in einem kleinen Teile Polens behaupten.
1705. Trotzdem brachte Patkull im November 1705 zu Grodno ein neues Bündnis zwischen ihm und Rußland zu stande und suchte die zerrüttete kursächsische Armee wieder herzustellen; aber seine Eigenmächtigkeit, sein schroffer Stolz und nicht zum wenigsten das durchtriebene Spiel, mit dem er den Abschluß eines Sonderfriedens zwischen Sachsen und Schweden zu durchkreuzen suchte, erweckten ihm am sächsischen Hofe und bei Friedrich August selbst soviel Feindschaft, daß dieser ihn völkerrechtswidrig am 19. December 1705 verhaften ließ. Was Patkull hatte verhin-
1706. dern wollen, kam nun sehr bald. Am 13. Februar 1706 erlitt General Schulenburg an der Spitze eines sächsisch-russischen Heeres bei Fraustadt an der schlesisch-polnischen Grenze gegenüber Renskjöld eine völlige Niederlage. Sie öffnete Sachsen den Schweden. Nur ein schwaches Korps bei Kalisch zurücklassend, marschierte Karl XII., ohne sich um die Verwahrung des Wiener Hofes zu kümmern, mit 24,000 Mann in Schlesien ein, ging bei Steinau über die Oder, von den evangelischen Schlesiern wie ein zweiter Gustav Adolf mit Jubel begrüßt, und überschritt die sächsische Grenze. Dort, wo die schwedischen Kriegsgreuel noch

unvergessen waren, flüchteten die Bauern scharenweise in die Wälder; aber diese abgerissenen und mitgenommenen Schweden, die so mager und gelb aussahen wie Zigeuner, hielten die strengste Mannszucht. Während Schulenburg die kläglichen Reste seines Heeres nach Thüringen führte, rückte Karl ohne Gegenwehr über Bautzen, Meißen und Grimma nach Leipzig vor und nahm sein Hauptquartier unweit der alten Siegesfelder von Lützen und Breitenfeld in Altranstädt.

Der Friede von Altranstädt. Mit ängstlicher Spannung sahen das Reich und die gegen Frankreich ihm verbündeten Mächte auf den nordischen Eroberer. Bis jetzt war es ihnen gelungen, die beiden gleichzeitigen großen Kriege getrennt zu halten. Daher hatte Österreich alle Bemühungen des Zaren, Aufnahme in die „Große Allianz" zu finden, zurückgewiesen, und die preußische Politik, unsicher umhertastend zwischen Verhandlungen mit Friedrich August, Rußland und Schweden, hatte nicht einmal gewagt, dem von den Schweden bedrohten Danzig den erbetenen Schutz zu gewähren und sich schließlich im November 1704 zu einem neuen Truppenvertrage von Marlborough bestimmen lassen. Selbst der schlechte Wille der Seemächte in der oranischen Erbschaftsfrage und die hochfahrende Art, mit welcher der junge Kaiser Josef I. (1705—1711) seinen brandenburgischen Vasallen behandelte, hatten in Berlin zwar lebhafte Mißstimmung, aber keinen thatkräftigen Entschluß erweckt. Jetzt lagerten die Schweden im Herzen Deutschlands, und noch stand im Westen die Entscheidung auf der Schneide. Wie nun, wenn Karl XII., der alten Bundesgenossenschaft mit Frankreich und des alten Hasses gegen Österreich eingedenk, sich gegen die Verbündeten wandte und den Stoß auf Wien führte? Er hätte kein Heer auf seinem Wege gefunden. Doch daran dachte er nicht. Er wollte nur Friedrich August in Polen entthronen und den schlesischen Protestanten zu ihrem Rechte verhelfen. Und das erreichte er. Am 24. September 1706 unterzeichneten die sächsischen Unterhändler in 1706. Altranstädt den Frieden. Friedrich August verzichtete für sich und seine Nachkommen auf den polnischen Thron, erkannte Stanislaus Leszczinski an und lieferte den unglücklichen Patkull dem schwedischen Blutgerichte aus. Außerdem versprach er in seinen Erblanden keine Veränderung in der Religion vorzunehmen und mit Schweden für den Schutz des Protestantismus einzutreten. Bis zur Erfüllung dieser Bedingungen blieben die Schweden in Sachsen stehen, hielten Leipzig und Wittenberg besetzt und wurden auf Kosten des Landes besoldet, verpflegt und neu ausgerüstet, ja selbst durch Werbungen verstärkt, so daß Sachsen etwa 23 Millionen Thaler aufzubringen hatte. Am 19. Januar 1707 genehmigte der ent- 1707. thronte König bei einer Zusammenkunft mit Karl XII persönlich diese schweren Bedingungen.

Inzwischen waren im Mai und September 1706 bei Ramillies und Turin die entscheidenden Schläge gefallen, welche die französische Macht aus Belgien und Italien verdrängten. Trotzdem schien die Stellung Karls XII. auch jetzt noch so drohend, daß um 1707 Marlborough persönlich bei ihm in Altranstädt erschien, und da obendrein Preußen und Hannover sich Schweden näherten, ja die preußischen Staatsmänner an einem evangelischen Sonderbunde arbeiteten, der seine

Spitze gegen das Übergewicht der katholischen Habsburger im Reiche kehrte, so willigte Kaiser Joseph nach langen und peinlichen Verhandlungen im Vertrage vom
1707. 31. August 1707 in ein demütigendes Zugeständnis. In den schlesischen Fürstentümern Liegnitz. Brieg, Wohlau, Öls und in der Stadt Breslau wurde der kirchliche Besitzstand von 1648 für die Protestanten wieder hergestellt, im übrigen allen Evangelischen in ganz Schlesien Gewissensfreiheit, bürgerliche Duldung und Zutritt zu den öffentlichen Ämtern gewährt. So erhielten sie 125 Kirchen zurück, dazu noch sechs neue „Gnadenkirchen" zu den drei ihnen schon 1648 bewilligten.

Die Russen in den baltischen Provinzen. Aber so stolz diese Erfolge des Schwedenkönigs waren, ob er dadurch die Interessen seines eignen Landes mehr gefördert als geschädigt hatte, das war doch die Frage. Denn während er Polen und Sachsen niederwarf und Österreich demütigte, hatten die Russen sich in seinen baltischen Provinzen festgesetzt. Mit genialem Blick bemächtigte sich Peter schon 1702/03 zunächst der Newa, jener uralten hansischen Handelsstraße, die seit Jahrhunderten ins Herz Rußlands leitete (s. S. 514 A.); hier an der Mündung des prachtvollen Stromes legte er schon am 16./27. Mai 1703 den Grundstein zu St. Petersburg, das seine Hauptstadt und der große Vermittelungsplatz zwischen Rußland und Westeuropa werden sollte und geworden ist, die glänzende Erbin des alten Groß-Nowgorod. Dann eroberten seine Heere Estland und Livland bis auf Riga und Reval und vollendeten mit der Erstürmung Narwas am 9. November 1704 die Besitzergreifung Ingermanlands. Trotzdem verließen die Schweden erst im September 1707 Sachsen, bis auf 43,000 Mann verstärkt und völlig neu ausgerüstet, um bald in den Wäldern und Sümpfen und Steppen des inneren Rußlands zu verschwinden.

Die Eroberung Süddeutschlands. Hatte der nordische Krieg bis dahin für Deutschland nur schwere Einbußen zur Folge gehabt, so hatte es im spanischen Erbfolgekriege zwar auch solche erlitten, doch sie traten zurück hinter glänzenden Erfolgen, die zumeist deutsche Waffen, wenngleich gewöhnlich unter fremder Fahne und überwiegend zu gunsten fremder Mächte, erfochten. Noch ehe
1701. die „Große Allianz" zustande kam, hatte im Sommer 1701 Prinz Eugen in Italien den Kampf um das Reichslehen Mailand gegen Marschall Catinat und Victor Amadeus von Savoyen eröffnet. Bei Carpi erzwang er den Übergang über die Etsch, bei Montechiaro warf er am 2. September die Franzosen über den Oglio zurück, mit der Einnahme von Mirandola gewann er den Eingang nach Modena und Parma und die Freiheit zur Belagerung von Mantua; ja er holte in keckem Überfall den Marschall Villeroy aus seinem Winterquartier Cremona als Gefangenen heraus. Erst der Sieg des Herzogs von Vendôme bei Luzzara
1702. 15. August 1702 entriß ihm einen großen Teil seines Gewinnes wieder, und da die Finanznot der kaiserlichen Kriegsverwaltung jede kräftige Anstrengung vereitelte, so übernahm Eugen selbst deren Leitung und übergab den italienischen Oberbefehl dem tüchtigen Gundakar (Guido) von Starhemberg, der nun mit Mühe im östlichen Teile des Polandes sich behauptete.

Nichts Besseres leistete die Kriegsführung der Verbündeten in Belgien und am Niederrhein. Hier besetzten i. J. 1701 die Niederländer Köln, die Preußen nahmen Kaiserswerth; dort standen sich die Heere in verschanzten Stellungen unthätig gegenüber. Erst i. J. 1702 drang Boufflers in keckem Vorstoß bis Nymwegen vor; doch Marlborough, der jetzt hier an die Spitze trat, nahm Lüttich und Venloo, damit die ganze Linie der unteren Maas. Trotzdem kamen 1703 die Verbündeten über die Eroberung von Bonn, Geldern, Huy und Lim- 1703.
burg nicht hinaus, da die Holländer sich schlechterdings nur auf die Sicherung ihrer Grenzen beschränken wollten.

Zu diesem trägen Gange der Ereignisse im Norden stehen die Vorgänge in Süddeutschland in scharfem Gegensatz. Zunächst hielt das Reichsheer unter Ludwig von Baden, gestützt auf Breisach, Freiburg und Philippsburg, den Oberrhein gegen Catinat, nahm am 9. September 1702 Landau nach langer 1702.
Belagerung, der auch der römische König Joseph beiwohnte, und schickte sich zum Einmarsch in den Elsaß an, als die Nachricht eintraf, daß an demselben 9. September Kurfürst Max Emanuel von Bayern die Reichsstadt Ulm überrumpelt und somit die Verbindung mit Villars, Catinats Nachfolger, sich geöffnet habe. Da erklärte auch das Reich als solches an Frankreich den Krieg und schloß der „Großen Allianz“ sich an (28. September), aber der Kriegsschauplatz war mit dem Übertritte Bayerns zu Ludwig XIV. nach dem Innern Süddeutschlands verlegt, und bald gingen Franzosen und Bayern hier zum Angriff über.

Als im Frühjahr 1703 Villars, das unverteidigte Kinzigthal aufwärts mar- 1703.
schierend, dem Kurfürsten französische Verstärkungen zugeführt hatte, brach dieser mit 12,000 Mann gegen Tirol auf, während Vendôme von Italien her ihm die Hand reichen sollte. Gelang der Doppelangriff, dann waren beide Kriegsschauplätze aufs engste miteinander verbunden. In der That nahm Max Emanuel am 18. Juni die Grenzfeste Kufstein und zog am 2. Juli in Innsbruck ein; allein während er von der Unzufriedenheit der Tiroler mit der kaiserlichen Regierung eher Entgegenkommen erwartet hatte, sperrte das Landesaufgebot ihm den Aufstieg zum Brenner, und die Erhebung im Innthale zwang ihn zum schleunigen Rückzuge über die steile Scharnitz nach Oberbayern, wohin ihm die erbitterten Tiroler folgten. Infolgedessen mußte auch Vendôme vor Trient umkehren. Doch im eignen Lande behauptete sich der Kurfürst glänzend gegen alle Angriffe, siegte am 20. September über den österreichischen General Styrum bei Höchstädt, zwang Ludwig von Baden Augsburg zu räumen und nach dem Bodensee zurückzugehen, besetzte am 1. Januar 1704 sogar Passau, und da noch vor Ende d. J. 1703 Breisach und Landau den Franzosen in die Hände fielen, so nahm er mit ihnen eine höchst bedrohliche Stellung quer durch Süddeutschland ein, die selbst Österreich unmittelbar bedrohte. Dazu war, um die Verlegenheiten der Habsburger zu vollenden, in Ungarn schon 1702 ein Aufstand ausgebrochen und hatte seit Anfang 1703 in Franz Rakoczy II. einen angesehenen Führer erhalten.

Auch in Italien standen die Dinge für die Verbündeten nicht eben günstig. Der Absicht des Herzogs Victor Amadeus von Savoyen, sich dem Übermute der

französischen Generale durch Übertritt zur „Großen Allianz“ zu entziehen, waren diese rasch zuvorgekommen, hatten mehrere piemontesische Regimenter entwaffnet, Casale und Vercelli besetzt und hielten Starhemberg, der allein dem Herzog beispringen konnte, bei Ostiglia am unteren Po mit überlegenen Kräften fest. Nun
1703. schloß zwar Victor Amadeus am 3. November 1703 mit Österreich ab, doch erst der verwegene Wintermarsch Starhembergs längs des Apennin nach Asti und die englische Bürgschaft für die Ausführung jenes Novembervertrags, der ihm den westlichen Teil des Herzogtums Mailand zusprach, sicherte den Herzog wenigstens vor den schwersten Folgen seines gewagten Schrittes. In Spanien vollends kamen die Verbündeten über einen fruchtlosen englisch-holländischen Seezug und den Anschluß Portugals nicht hinaus (1702 und 1703).

Gelang nicht bald ein großer Sieg im offenen Felde, dann wurde Marlboroughs schwierige Stellung unhaltbar; fiel aber Marlborough, dann trat England vom Kriege zurück und die „Große Allianz“ brach auseinander.

1704. Da brachte d. J. 1704 eine erste durchschlagende Entscheidung. Auf ein ausdrückliches Hilfegesuch des Kaisers führte Marlborough trotz holländischen Widerspruchs 25,000 Mann vom belgischen Kriegsschauplatze weg nach dem Oberrhein. Dort stand Ludwig von Baden an den Schwarzwaldpässen, aber statt mit den verwilligten 80,000 Mann mit nur 36,000 Mann Reichstruppen. Er vermochte ebendeshalb nicht zu verhüten, daß Tallard durch das Höllenthal von Freiburg her über das Gebirge vordrang und sich bei Villingen mit Max Emanuel und Marsin, Villars' Nachfolger, vereinigte (18. Mai). In einer Zusammenkunft zu Groß-Heppach bei Heilbronn (12. Juni) stellte Marlborough mit Ludwig und dem inzwischen eingetroffenen Prinzen Eugen den Plan für den Sommerfeldzug fest. Eugen übernahm den Befehl am Schwarzwald, die beiden anderen Feldherren gingen gegen die obere Donau und gegen Bayern vor. Ungehindert von Max Emanuel, der donauabwärts eilte, erstürmten sie am 2. Juli die Verschanzungen des Schellenberges bei Donauwörth, und während nun die Reichstruppen zur Belagerung von Ingolstadt sich wandten, ergossen sich Marlboroughs Scharen verheerend über bayerisches Gebiet bis nach Augsburg und München hin. Inzwischen waren aber neue französische Verstärkungen bei Augsburg zum Kurfürsten gestoßen, und Eugen, da offenbar seine Stellung am Schwarzwald nutzlos geworden war, ihnen zur Seite bis Donauwörth marschiert, um sich mit Marlborough zu vereinigen. Hätten sich die Franzosen und Bayern rasch zwischen beide geschoben, was sie leicht vermochten, so hätten sie jeden einzeln schlagen können, und wirklich erwartete Eugen in seinen Verschanzungen ihren Angriff; doch die Gegner überschritten bei Lauingen nur die Donau (10. August) und blieben dann unthätig stehen, so daß Marlborough am Abend des 11. August zu ihm stieß. Nun 52—54,000 Mann mit 60 Geschützen zählend, gingen sie in der breiten Donauebene, die im Norden der gebirgsähnliche Abfall des schwäbischen Jura begrenzt, dem nur wenig überlegenen bayerisch-französischen Heere entgegen und stießen am 13. August bei Höchstädt und Blindheim in entscheidender Schlacht mit ihm zusammen.

Vom dichten Morgennebel halb verdeckt, rückte rechts längs des Gebirges Eugen, in der Thalebene Marlborough vor. Fast überrascht bildete der Feind eilig seine Schlachtordnung einige hundert Schritte hinter dem Nebelbache, der Lutzingen und Ober-Glauheim rechts, Unter-Glauheim links läßt und sich bei Blindheim in die Donau ergießt, und zwar standen Max Emanuel und Marsin links gegenüber Prinz Eugen bei Lutzingen und Ober-Glauheim, Tallard rechts bei Blindheim, beide nur durch Reitermassen unter sich verbunden. Im hellen Sonnenlicht eines heiteren Sommertages gingen um Mittag die Verbündeten, den Nebelbach überschreitend, zum Angriff vor. Aber in vierstündigem heißem Kampfe rangen umsonst in immer wiederholten Stößen die Hannoveraner um Ober-Glauheim, die Engländer um das verschanzte Blindheim, im Mitteltreffen prallten drei Reiterangriffe ab und auch am rechten Flügel gewannen die preußischen Bataillone Leopolds von Dessau nur wenig Boden. Da mitten im Getümmel einer erfolglosen Schlacht faßte Marlborough den rettenden Gedanken, der den Sieg entschied. Er schob seine gesamte Reiterei, 150 Schwadronen, in die beiden vorderen Treffen, das Fußvolk in das dritte und vierte und ließ sie gegen 6 Uhr zum furchtbaren Stoße auf das französische Mitteltreffen los. Beim dritten Angriff brachen die feindlichen Reitermassen, die keinen Rückhalt an einer Infanterieaufstellung fanden, in wilder Flucht auseinander, das Centrum war zerrissen. In derselben Zeit nahmen die Hannoveraner Ober-Glauheim, und ein Bajonettangriff der Preußen warf die Bayern hinter Lutzingen zurück. Bei dem Versuche, die zersprengten Geschwader wieder zu sammeln, wurde Marschall Tallard gefangen; die Franzosen in Blindheim, noch 9000 Mann, von allen Seiten abgeschnitten, streckten die Waffen, nur Max Emanuel mit seinen Bayern zog sich in bester Ordnung zurück. Wohl hatten auch die Verbündeten 12,000 Mann verloren, aber das feindliche Heer war so gut wie aufgelöst.

Erst in Ulm sammelten sich unter des Kurfürsten fester Führung die Trümmer, aber die Franzosen fühlten sich erst hinter dem Rheine sicher, den nur noch 20,000 Mann überschritten. Am 10. September schon fiel Ulm, dann noch Landau und Trier. So befreite dieser eine Schlachttag Süddeutschland, er lieferte den Verbündeten Bayern in die Hände, er befestigte das wankende Bündnis und begründete Marlboroughs Feldherrnruhm auch in Deutschland; erst vor der Gestalt Friedrichs des Großen verblaßte in den Augen des Volkes die Siegesglorie des britischen Herzogs.

. **Der bayerische Aufstand.** Allerdings nahmen die Ereignisse i. J. 1705 nicht denselben glänzenden Verlauf wie 1704. Bei seinem Vormarsch die Mosel aufwärts fand Marlborough an der befestigten Stellung der Franzosen bei Sierck Widerstand, ja diese begannen die Belagerung von Lüttich und wichen erst zurück, als der Herzog von der Mosel herbeieilte. Vor allem brach im Herbste d. J. ein gefährlicher Aufstand in Bayern aus. Schon Jahre durch von furchtbaren Verwüstungen getroffen, jetzt unter kaiserliche Verwaltung gestellt, von Kriegssteuern und Einquartierungen fremder, meist roher nichtdeutscher Truppen belastet, erfüllt von zäher Anhänglichkeit an die heimische Art und das angestammte Fürstenhaus, 1705.

von dessen reichsfeindlicher Haltung es nichts verstand, erhob sich zunächst am bayerischen Walde, an der Donau und am Inn im Oktober 1705 das Landvolk, als eine Aushebung von 12,000 Mann angeordnet wurde. „Lieber bayerisch sterben, als kaiserlich so verderben!" klang die Losung durch das Land. Braunau, Burghausen und Schärding fielen den Bauern in die Hände, auch im Gebirge trat das Landesaufgebot unter Waffen und erschien in der Christnacht vor dem Isarthor von München. Doch die erwartete Erhebung der Bürgerschaft kam nicht, die Besatzung schlug den Angriff ab und drängte die Landstürmer nach dem Kirchhofe von Sendling zurück, wo, obwohl sie sich bald ergaben, ihrer 3000 wortbrüchig niedergemetzelt wurden. In der sagenhaften Gestalt des riesenstarken Schmiedes Balthasar Mayr von Kochel hat die Volksüberlieferung dem Aufstande seinen Helden gegeben Ein barbarisches Strafgericht traf die Besiegten, aber erst die Erstürmung von Braunau im Januar 1706 machte dem Aufstand ein Ende. Der junge Kaiser Joseph I., der seinem Vater Leopold I. am 5. Mai 1705 gefolgt war, säumte in seinem Selbstgefühle nicht die Folgerungen zu ziehen. Mit Zustimmung der Kurfürsten allein verhing er in feierlicher Thronsitzung zu Wien am 29. April 1706 über Max Emanuel von Bayern und Josef Clemens von Köln des Reiches Acht und Aberacht, gab die Oberpfalz an die Rheinpfalz zurück, schlug das Gebiet rechts des Inns zu Österreich und dachte daran, ganz Bayern für sein Haus zu behaupten. Dann hätte er das alte Mutterland mit den österreichischen Kolonialländern verbunden und dem so neugeeinigten bayerischen Stamme die Herrschaft über ganz Süddeutschland gegeben, damit aber auch eine engere Verbindung desselben mit dem Norden für alle Zukunft vereitelt.

1706. Die Eroberung der spanischen Nebenlande. Das Jahr 1706 führte die Entscheidung auch in Belgien und Italien herbei. Als dort die Franzosen unter Villeroy und Max Emanuel aus ihren verschanzten Linien zum Angriff übergingen, griff sie am 23. Mai 1706 Marlborough bei Ramillies nördlich von Gembloux an und schlug sie aufs Haupt, obwohl der Kurfürst wie bei Höchstädt nicht unglücklich focht. Schon am 25. Mai fiel Löwen, dann Mecheln, Brüssel, Gent, Brügge, Antwerpen, Oudenarde; fast ganz Belgien huldigte dem Erzherzog Karl.

In Italien hatte sich Victor Amadeus seit dem Anfange d. J. 1704 mit Mühe behauptet. Den Versuch Eugens, das belagerte Turin zu entsetzen, vereitelte die Niederlage bei Cassano an der Adda (16. August 1705), wo die preußischen Bataillone Leopolds von Anhalt zum erstenmale unter den wilden Klängen des „Dessauer Marsches" angriffen. Zwar hoben die Franzosen noch im Herbste die Einschließung auf, aber im Mai d. J. 1706 lagerte sich das eine französische Heer unter Feuillade wieder vor Turin, das Graf Daun verteidigte, während Victor Amadeus in der Nähe sich hielt; das zweite stand unter Vendôme an der unteren Etsch. Doch als eben Eugen, verstärkt durch preußische, sächsische und hessische Truppen, sein Hauptquartier in Verona genommen hatte und Vendôme schon gegen den Mincio drängte, wurde dieser nach Belgien abberufen und ersetzt durch den jungen Herzog Philipp von Orleans, dessen mangelnde

Kriegserfahrung der ihm beigegebene Marsin um so weniger ausglich, als er seit dem Tage von Höchstädt jedes Selbstvertrauen verloren hatte. So wichen die Franzosen über Mailand nach Turin zurück und verschanzten sich hier nordwestlich von der Belagerungsarmee zwischen der Dora ripera und der Stura. Hier griff sie Prinz Eugen, mit Victor Amadeus vereinigt, am 7. September an, voran die Grenadiere Leopolds von Dessau. Am Abend waren die Franzosen in verwirrtem Rückzuge auf Pinerolo, ihr ganzes Lager mit allem Heergeräte ließen sie im Stich, Marsin war tot, Orleans verwundet, und triumphierend zogen die beiden siegreichen Fürsten des Hauses Savoyen in die befreite Hauptstadt ein. Die Reste des französischen Heeres wichen über die Alpen zurück, die noch von ihnen besetzten Plätze ergaben sich, und im Juli 1707 besetzte der kaiserliche General Graf Daun 1707. fast ohne Schwertstreich Neapel. Die Eroberung des spanischen Italien war damit vollendet. Joseph I. benützte diese Erfolge, um einen Protest Clemens' XI. gegen die kaiserliche Besteuerung der Geistlichkeit in Parma und Piacenza und gegen seine kirchlichen Anordnungen in Neapel mit der Besetzung der Romagna und Anconas durch österreichische und preußische Truppen zu ahnden, so daß der Papst im Frieden vom 15. Januar 1709 nachgab und auch Karl (III.) als König von Spanien anerkannte.

Ende des ungarischen Aufstandes. Auch der Aufstand in Ungarn ging, so gefährlich er sich auch einige Jahre durch angelassen hatte, zu Ende. Am 6. Juli 1704 hatten die Stände Siebenbürgens, mit Ausnahme der Sachsen, Rakoczy zum Fürsten ausgerufen, im September 1705 der Adel im Norden und Westen Ungarns eine „Konföderation“ nach polnischem Muster gebildet. Aber General Heister unterwarf im November desselben Jahres binnen wenigen Wochen Siebenbürgen, und in Ungarn wirkten nachgiebige Erlasse Josephs mit dem harten Drucke der Adelsherrschaft zusammen, um Rakoczys Gewalt zu entwurzeln. Als er schließlich auf dem Konföderationstage von Onód (Mai / Juni 1707) den Abfall von den Habsburgern und die ungarische Wahlmonarchie förmlich erklärte, sagten sich sämtliche Bischöfe, viele Magnaten und zwölf Freistädte offen von ihm los, Heister zersprengte sein Heer bei Trentschin (August 1708) und der Konvent von Szathmár beendete mit einer allgemeinen Amnestie und der Gewährleistung der kirchlich-politischen Rechte diesen Aufstand Ungarns, den letzten auf anderthalb Jahrhunderte.

Kämpfe in Spanien. Völlig anders als in den spanischen Nebenlanden gingen die Dinge auf der pyrenäischen Halbinsel. Karl III., der 1704 in Lissabon erschien, faßte erst im August 1705 in Katalonien Fuß, und alle seine Versuche, Castilien zu überwältigen, scheiterten an der entschlossenen Haltung dieses Kernlandes der Monarchie, das in Philipp V. seinen rechtmäßigen König sah. Andrerseits scheiterte ein Angriff der Verbündeten auf Toulon im Sommer 1707, obwohl ihn Prinz Eugen leitete. So zeigte sich, daß den Habsburgern die Eroberung Spaniens ebenso unmöglich sei, wie den Bourbonen die Behauptung der spanischen Nebenlande, eine Teilung der ganzen Ländermasse also unvermeidlich werde. Eine solche schlug schon in dieser Zeit Ludwig XIV. den Verbündeten

vor, doch noch umsonst, aber sechs weitere Kriegsjahre haben dies Ergebnis lediglich bestätigt.

Neue Kämpfe in Belgien. Größere kriegerische Anstrengungen machten die Franzosen nur noch auf dem belgischen Kriegsschauplatz, da sie von dort am ehesten einen feindlichen Einfall zu fürchten hatten. Unterstützt von der Mißstimmung der katholischen Belgier gegen die holländische Verwaltung nahm Vendôme i. J. 1708 Brügge und Gent wieder ein, während ein zweites französisches Heer unter Max Emanuel und dem Marschall Berwick sich am Mittelrheine sammelte, wo jetzt Kurfürst Ernst August von Hannover den Befehl über die Reichstruppen führte. Da kam Prinz Eugen seinem alten Siegesgefährten Marlborough zu Hilfe, wie dieser einst vor vier Jahren ihm, und beide vereinigt brachten den zwieträchtigen feindlichen Feldherren, dem jungen Herzog von Burgund und Vendôme, bei Oudenarde an der oberen Schelde eine schwere Niederlage bei (11. Juli
1708. 1708). Infolgedessen gewannen sie nicht nur Gent und Brügge wieder, sondern Eugen überschritt auch die französische Grenze und zwang am 22. Oktober das starke Lille zur Übergabe, am 9. December auch die Citadelle.

Gebeugt durch diese unaufhörlichen Niederlagen bot Ludwig XIV. im Mai 1709 im Haag abermals den Frieden an. Doch da die Verbündeten forderten, er möge die ganze spanische Monarchie herausgeben, dazu den Elsaß, Breisach und Landau, sowie die drei lothringischen Bistümer und schließlich seinen Enkel aus Spanien verjagen helfen, so nahm er den Krieg abermals auf. Da folgte
1709. am 11. September 1709 die blutige Schlacht bei Malplaquet unweit Maubeuge, die beiden Teilen zusammen gegen 42,000 Mann kostete, den Kern der holländischen Armee zerstörte und doch den Siegern wenig Gewinn brachte, denn die Verbündeten nahmen nur Mons und im Jahre darauf Douai mit einigen kleineren Plätzen. Nur daran, daß die Seemächte trotz Eugens Warnung an ihrer überspannten Forderung, Ludwig möge seine Waffen selber gegen Philipp V. kehren, hartnäckig festhielten, scheiterten die jetzt abermals aufgenommenen Unterhandlungen. Und doch war Castilien auch in den Feldzügen der letzten Jahre den Waffen der Habsburger unbezwinglich geblieben, Karl (III.) sah sich auf Barcelona und Tarragona beschränkt.

Die Auflösung der „Großen Allianz". In diesem Augenblicke brach die „Große Allianz" auseinander. In England begann die öffentliche Stimmung sich immer entschiedener gegen die Fortsetzung eines Krieges zu erklären, der dem
1710. Lande keinen wesentlichen Vorteil mehr verhieß. Als zu Anfang d. J. 1710 die Herzogin von Marlborough, die bisherige Vertraute der Königin Anna und die Vermittlerin zwischen dieser und ihrem Gemahl, vom Hofe entfernt worden war, konnte diese Stimmung auch bei der Monarchin sich Gehör verschaffen, sie berief die Tories ans Ruder. Und da nun vollends der frühe Tod Kaiser Josephs I.
1711. (17. April 1711) seinen Bruder Karl (III.) VI. auch in Österreich zur Herrschaft brachte und er trotz aller französischen Gegenwirkungen auch zum Kaiser erhoben wurde (12. Oktober 1711), so stand, falls er das ganze spanische Erbe antrat, die Erneuerung der Monarchie Karls V. bevor. Dasselbe Übergewicht, das in

den Händen der Bourbonen unerträglich geschienen, wäre also den Habsburgern zugefallen. Damit schwand für England der letzte Grund, ihre Sache weiter zu verfechten. Schon am 8. Oktober 1711 unterzeichneten seine Bevollmächtigten den vorläufigen Friedensvertrag auf Grund einer Teilung der spanischen Monarchie und des Verzichtes Philipps V. auf sein Erbrecht in Frankreich. Nun entließ Königin Anna am 1. Januar 1712 auch Marlborough und begann, obwohl Prinz 1712. Eugen persönlich in London erschien, ohne Rücksicht auf ihre bisherigen Verbündeten, die Friedensverhandlungen in Utrecht.

Der Friede von Utrecht. Da Philipp V. am Besitz Spaniens festhielt, so sollten die eroberten Nebenlande, Belgien, Mailand, Neapel und Sardinien, an Karl VI. fallen, der westliche Teil Mailands und Sicilien mit der Königskrone an Victor Amadeus II. von Savoyen. England erhielt von Spanien Gibraltar und Menorca, von Frankreich Acadien und Neufundland; Preußen wurde für die rückständigen spanischen Hilfsgelder durch das Oberquartier Geldern entschädigt, die Kurfürsten von Köln und Bayern sollten ihre Länder zurückerhalten. Da nun die Engländer in Belgien jede weitere Mitwirkung an den kriegerischen Unternehmungen verweigerten, so erstürmte Villars am 27. Juli 1712 die Linien von St. Denain und entsetzte so das von Eugen belagerte Landrecies. Nun nahm auch Holland jene Bedingungen an und am 11. April 1713 unterzeichneten die 1713. Bevollmächtigten Frankreichs und der Seemächte den Frieden von Utrecht.

Es war zu spät, wenn Karl VI. jetzt noch die Herausgabe des Elsaß forderte und der Reichstag energische Beschlüsse faßte; mit den buntscheckigen Kontingenten der kleinen süddeutschen Reichsstände konnte auch Prinz Eugen nicht einmal hindern, daß Villars Landau und Breisach wieder nahm. Da nahm der Kaiser am 7. März 1714 in Rastatt, das Reich in Baden (im Aargau) am 7. September den Utrechter Frieden an. Nur Freiburg, Breisach und Kehl gab Frankreich heraus, sogar die Ryswyker Klausel blieb in Kraft.

Der Plan Ludwigs XIV., das Übergewicht Frankreichs auf die Dauer zu begründen, war gescheitert, die spanische Monarchie aufgelöst, aber Deutschland gewann trotz schwerer Opfer für seine Interessen fast nichts, zumal Österreich auch die an sich wertvolle Erwerbung Belgiens keineswegs in nationalem Sinne verwertet hat, und weder dieser Besitz, noch die Herrschaft über die italienischen Lande hat die Ausbildung des habsburgischen Donaureiches irgendwie unterstützt, im Gegenteil sie nur gestört. Der Löwenanteil des Sieges gehörte England. Es hatte seine Mittelmeerherrschaft begründet und seinen Besitz in Nordamerika sowohl gesichert als erweitert.

Die Eroberung der deutsch-schwedischen Lande. Seit der Krieg im Westen seinem Ende zuneigte, hatten die Seemächte wenig Interesse daran, die deutschen Staaten vom Eingreifen in den nordischen Krieg abzuhalten. Die zerschmetternde Niederlage Karls XII. bei Poltawa am 7. Juli 1709 hatte den 1709. Fall der schwedischen Großmacht entschieden und ihre alten Feinde aufs neue unter Waffen gerufen. Während der König fern von der Heimat in Warniza bei Bender alles aufbot, um die Türken zum Kriege gegen Rußland anzutreiben,

hatte Friedrich August von neuem Anerkennung in Polen gefunden und sich mit Dänemark verbündet. Die Russen aber nahmen im Januar 1710 Elbing, das noch eine schwedische Besatzung hielt, am 4. Juli nach achtmonatlicher Gegenwehr Riga, am 29. September auch Reval. Jetzt unterwarf sich der Adel von Livland und Estland gegen feierliche Bestätigung seiner Landes- und Kirchenverfassung dem Zaren, und selbst das polnische Lehen Kurland öffnete sich seinem Einfluß, als er im Januar 1712 seine Nichte Anna Iwanowna mit dem Herzog Friedrich Wilhelm vermählte. So war das Los der vielumkämpften baltisch-deutschen Lande entschieden. Es wurde ihr Schicksal, daß sie, weit abgelegen vom Mutterlande und geographisch wie wirtschaftlich an ihr großes slawisches Hinterland unauflöslich gebunden, nun auch staatlich der aufstrebenden slawischen Großmacht sich anschlossen, die dies beherrschte.

Bald ergriff der Krieg unaufhaltsam auch die norddeutschen Staaten. Obwohl die Seemächte und der Kaiser, unbekümmert um die schwerwiegenden nationalen Interessen, die hier auf dem Spiele standen, im „Haager Concert“ für die Neutralität des Reiches, also auch die der schwedisch-deutschen Provinzen, sich aussprachen, so schob doch der Zar seine Truppen gegen Pommern vor und die Dänen besetzten Bremen und Verden. Der schwedische General Steenbock, der Pommern zu halten suchte, bahnte sich, als das unmöglich geworden, zwar
1712. durch den glänzenden Sieg bei Gadebusch am 20. December 1712 den Weg durch ein dänisches Heer, drang in Holstein ein und verbrannte Altona zur Vergeltung für die russischen Verwüstungen in Schwedisch-Pommern, wurde aber in Tönning eingeschlossen und im Mai 1713 zur Ergebung genötigt. Es war nahe daran, daß die Russen sich an der Odermündung festsetzten und die Dänen ihr altes Ziel, die volle Herrschaft über die untere Elbe und Weser, erreichten. Diese schwere Gefahr erkennend schloß Friedrich Wilhelm I. von Preußen, soeben (25. Februar 1713) zur Regierung gelangt, sofort den Frieden in Utrecht ab (s. S. 853) und warf die ganze ungeteilte Kraft seines Staates in den nordischen Krieg. Mit Karl Friedrich IV. von Gottorp, der als Neffe Karls XII. dessen natürlicher Erbe war, verständigte er sich über die gemeinsame Besetzung Wismars
1713. und Stettins zunächst in schwedischem Interesse (Juli 1713). Als nun aber Stettin, inzwischen von Sachsen und Russen belagert, Ende September sich diesen ergab, da erlangte er durch den Vertrag von Schwedt am 6. Oktober das Recht, gegen Erstattung der Belagerungskosten Stettin und das ganze schwedische Gebiet bis zur Peene mit Usedom und Wollin zu besetzen. Bereits war dies geschehen, als Karl XII. nach abenteuerlichem Ritt von Adrianopel her am 22. No-
1714. vember 1714 in Stralsund erschien und die Räumung Vorpommerns forderte. Da erklärte im April 1715 Friedrich Wilhelm den Krieg und ließ 32,000 Mann seiner Truppen mit 28,000 Dänen und Sachsen unter Leopold von Dessau vorgehen. Am 31. Juli wurde Usedom besetzt, am 22. Oktober die Laufgräben gegen Stralsund eröffnet, am 15. November Rügen durch kühne Landung an der Südostküste unter des Königs Augen erobert, damit Stralsund in der Seite gefaßt. Schon war alles zum Sturme bereit, da verließ Karl XII. am 19. December die

Festung, die nun wenige Tage später, am 22. December, sich ergab und von dänischen Truppen besetzt wurde. Bis auf die letzte Scholle waren Schwedens Besitzungen in Deutschland erobert, und diesmal stand Frankreich nicht wie 1679 bereit, sie ihm wiederzuverschaffen.

Nordische Verwickelungen. Dafür drohten für Preußen jetzt andere Gefahren. Zu der alten Eifersucht der deutschen Nachbarn im Süden kam das Verhältnis zu dem mächtig aufstrebenden Rußland und zu Hannover. Denn dies, aus der Vereinigung der meisten welfischen Gebiete zum bedeutendsten Staate des deutschen Nordens neben Preußen erwachsen und seit der Thronbesteigung Georgs I. 1714 in England mit diesem durch Personalunion verbunden, sah seitdem in Preußen seinen Nebenbuhler und bestimmte auch die festländische Politik Englands meist in welfischem Sinne. Mit dem Zaren verständigte sich Friedrich Wilhelm I., dessen ganzes Wesen in diesem willenskräftigen, praktisch-nüchternen Herrscher etwas Verwandtes fand, in einer persönlichen Zusammenkunft zu Stettin am 15. Juni 1716. Peter verzichtete darauf, seine Macht an der Südküste der Ostsee auszu- 1716.
dehnen und führte seine Truppen nach Dänemark hinüber zum Angriff auf Schweden. Seitdem bildete das Verhältnis zu Rußland eine der wichtigsten Grundlagen der preußisch-deutschen Politik. Es war haltbar, so lange beide Teile ihren natürlichen Interessenkreis nicht überschritten und damals besonders wertvoll wegen des verfallenden Polenreiches.

Mit Rußland aber geriet Hannover in Gegensatz, als der Zar 1716 seine Nichte Katharina Iwanowna mit dem Herzog Karl Leopold von Mecklenburg-Schwerin vermählte und diesen in seinem endlosen Streite mit der Ritterschaft durch 9000 Mann russischer Miettruppen unterstützte, während der Adel an das hocharistokratische Hannover sich lehnte, aus dessen niedersächsischen Gebieten seine Vorfahren einst eingewandert waren. Auf seine Beschwerde beauftragte der Kaiser 1717 Hannover und Braunschweig, unter Umständen mit Waffengewalt gegen den Herzog einzuschreiten. In diesen Streit griffen die großen europäischen Verwickelungen ein. Denn im April 1718 schon hatten sich 1718.
England und Frankreich, später auch Österreich und Holland zu der sogenannten „Quadrupelallianz“ vereinigt, um einerseits die Abmachungen des Utrechter Friedens gegen Spaniens Angriff auf das habsburgische Italien zu behaupten (s. unten), andrerseits den noch kämpfenden nordischen Mächten, also Preußen, Rußland und Schweden, den Frieden aufzuzwingen. Gegen diese Gefahren schlossen am 28. Mai 1718 Preußen und Rußland ein enges Verteidigungsbündnis, und wieder verabredeten Hannover, Sachsen und Österreich einen gemeinsamen Angriff auf Preußen (5. Januar 1719), falls es der Exekution in Mecklenburg entgegen- 1719.
trete. Dies geschah nicht, vielmehr besetzten zu Anfang d. J. 1719 12,000 Hannoveraner und Braunschweiger nach schwacher Gegenwehr das Land, der Herzog flüchtete nach Berlin und eine kaiserliche Kommission zog in Rostock ein, um die Streitigkeiten zu schlichten. Aber auch England lenkte ein und erneuerte im Vertrage vom 14. August 1719 die Bürgschaft für die preußische Erwerbung des 1719.
schwedischen Vorpommern bis zur Peene.

Ende des nordischen Krieges. Inzwischen war Karl XII., als er, die letzten Kräfte seines verzweifelnden Landes auspressend, sich auf das dänische Norwegen gestürzt hatte, hier auf seinem dritten Feldzuge am 11. December 1718 vor Schloß Friedrichshall gefallen. Eine gewaltsame, obwohl unblutige Umwälzung hatte, worauf Schweden in eine Wahlmonarchie verwandelt und diese machtlose Krone an Friedrich I. von Hessen-Kassel und seine Gemahlin Ulrike Eleonore, die Schwester Karls XII., übertragen. Die nunmehrige Adelsregierung gab den aussichtslosen Kampf auf. Im November 1719 trat sie Bremen
1720. und Verden an Hannover ab, im Frieden von Stockholm am 1. Februar 1720 Vorpommern bis zur Peene mit Stettin, Usedom und Wollin gegen ine Zahlung von 2 Millionen Thaler an Preußen, im Frieden von Nystadt am 10. September 1721 Livland, Estland, Ingermanland, Karelien, die ruhmvollen Eroberungen Gustav Adolfs, an Rußland. Von allen seinen festländischen Besitzungen behauptete Schweden nur noch Wismar und das nördliche Vorpommern mit Rügen. Der Niedergang seiner Macht entschied auch den langen Streit zwischen der königlichen und herzoglichen Linie in Schleswig zu gunsten der ersteren (1720). Der herzogliche Anteil wurde mit dem königlichen verbunden und das ganze Land widerrechtlich unter das dänische Königsgesetz von 1665 gestellt, welches die Nachfolge nur den Nachkommen Friedrichs III., diesen aber in der männlichen wie in der weiblichen Linie zusprach.

Mochten daraus auch später manche Gefahren für das Deutschtum in Schleswig sich ergeben, weit schwerer wog doch der Gewinn des nordischen Krieges. Die Nation war wieder Herrin über das Mündungsland ihrer drei wichtigsten Ströme, erst jetzt hatte Preußen festen Fuß an der Ostsee gewonnen, wenngleich es die alte Erbschaft der Hansa, die Herrschaft über das baltische Meer, noch nicht anzutreten vermochte.

Der österreichisch-türkische Krieg. Um dieselbe Zeit näherte sich Österreich mit raschen Schritten dem höchsten Ziele, das eine gesunde habsburgische Staatskunst sich stecken konnte, der Herrschaft über die Donaulande bis zum Schwarzen Meere. Freilich nicht Karls VI. persönlichen Anschauungen entsprach dies. Er war während seines langjährigen Aufenthalts in Spanien so ganz zum Spanier geworden, daß er den Verlust der spanischen Krone niemals verwinden konnte und es als seine Hauptaufgabe betrachtete, soviel als möglich von der Erbschaft für sich zu behaupten. Er versäumte darüber den Austausch Bayerns gegen Belgien und beging den folgenschweren Mißgriff, die Verwaltung der früher spanischen Lande, die froh waren, der spanischen Herrschaft ledig zu sein, einem „spanischen Rate“ zu übertragen; räumte überhaupt an seinem Hofe den Spaniern die erste Stellung ein. Ihren schärfsten Gegner fand diese Richtung in Prinz Eugen, und wirklich gelang ihm zunächst ein großer Erfolg. Als i. J. 1715 die Osmanen im raschen Anlauf den Venezianern Morea entrissen hatten, setzte er den Abschluß eines Schutz- und Trutzbündnisses mit der Republik durch und übernahm dann selbst den Oberbefehl über das Heer, das sich im südlichen Ungarn sammelte, um
1716. den drohenden türkischen Einbruch abzuwehren. Am 13. August 1716 brachte er

dem Großvezier Ali bei Peterwardein eine vernichtende Niederlage bei, am 13. Oktober fiel nach tapferer Gegenwehr Temesvar, die letzte Festung der Osmanen nördlich der Donau, Eugens Reiter schweiften bis Bukarest und Jassy. Im nächsten Frühjahr vollends strömten zahlreiche Freiwillige aus Deutschland unter seine Fahnen, der Krieg nahm einen nationalen Charakter an und der glorreiche Sieg vor dem belagerten Belgrad über das türkische Entsatzheer unter Chatil Pascha am 16. August 1717 krönte die Anstrengungen. Zwei Tage nach- 1717.
her fiel die Festung, dann Schabaz, Semendria, Widdin, Orsowa. Aber in seinen italienischen Besitzungen angegriffen, schloß der Kaiser unter Vermittelung der Seemächte den unzeitigen Frieden von Passarowitz am 21. Juli 1718. Er 1718.
brachte zwar den Venezianern Morea nicht zurück, doch Österreich erhielt den Banat, die kleine Walachei bis zur Aluta und den größten Teil Serbiens.

Der Angriff Spaniens auf Italien. Wie ein Bleigewicht hängten sich jene italienisch-spanischen Besitzungen an den Siegesflug der kaiserlichen Adler. Als Spanien, durch Cardinal Alberonis Verwaltung neu gekräftigt, 1717 Sardinien, 1718 auch die wichtigsten Punkte von Sicilien besetzte, gab Karl VI. unter dem Einflusse der spanischen Partei, die ebendamals auch am Sturze Eugens arbeitete, den aussichtsvollen Türkenkrieg auf und schloß sich am 2. August 1718 dem Bündnis der Westmächte zur Behauptung des Utrechter Friedens an (Quadrupelallianz). Nach langwierigen Verhandlungen kam im Januar 1720 der Haager Vertrag zustande. Er begnügte sich, Sicilien wieder mit Neapel zu vereinigen, dafür Sardinien an Piemont zu geben und den spanischen Bourbonen eine Anwartschaft auf Parma und Toscana zu eröffnen; im übrigen unterwarfen sie sich den Bedingungen von Utrecht.

Karls VI. Machtstellung; die pragmatische Sanktion. Seit Karl V. hatte kein Kaiser mehr eine solche Macht in seiner Hand vereinigt wie Karl VI. Und er dachte sie zu brauchen. Österreich sollte die herrschende Macht Mittel- und Osteuropas sein, das Kaisertum seine alten Rechte wieder erlangen und die Ketzer und Ungläubigen ausrotten. Die kaiserlichen Lehns-, Gerichts- und Gnadenrechte, die der Reichshofrat ohne jede Überwachung von seiten des Reiches ausübte, boten genug Handhaben, die geistlichen Fürsten, der reichsunmittelbare Adel und selbst die Reichsstädte sahen im Kaisertum ihre Stütze, die größeren Fürstenhäuser waren mit auswärtigen Staaten in engster Verbindung und entfremdeten dadurch auch ihre deutschen Lande den deutschen Interessen: Kursachsen opferte sich für Polen, Hannover war stolz darauf englisch zu sein, die Wittelsbacher hingen sich an Frankreich, das Haus Hessen-Kassel herrschte in Schweden; fast nur die Hohenzollern blieben deutsch. Aber jene stolzen habsburgischen Pläne ließen sich doch nur dann durchsetzen, wenn die Einheit der habsburgischen Lande für alle Zukunft gesichert war, und das waren sie nur unter der männlichen Erbfolge. Da auf diese damals keine sichere Aussicht war, so hatte Karl VI. schon am 19. April 1713 ein 1713.
neues Grundgesetz, die „pragmatische Sanktion, verkünden lassen, in dem er im Widerspruch mit der Erbfolgeordnung Leopolds I. verfügte, daß, falls er ohne männliche Nachkommen sterbe, das Erbrecht in allen seinen Landen auf seine Töchter,

und erst nach diesen auf die Töchter Josephs I. und deren gesamte Nachkommenschaft übergehen sollte. Da nun sein einziger Sohn Leopold schon wenige Monate nach der Geburt 1716 starb, so eröffnete sich die nächste Aussicht für die am 13. Mai 1717 geborene Tochter Maria Theresia. Seitdem drehte sich die gesamte auswärtige Politik darum, ihr Anrecht bei den europäischen Mächten zur Anerkennung zu bringen.

Zuerst gelang die Verständigung mit Spanien. Nach heftigem Kampfe zwischen der deutschen und spanischen Partei am Wiener Hofe errang die letztere
1725. in den Verträgen vom 30. April und 1. Mai 1725 einen vollkommenen Sieg. Spanien erkannte die pragmatische Sanktion an, schloß mit Österreich ein Schutz- und Trutzbündnis gegen „Ketzer" und „Ungläubige", besonders zur Wiedereroberung Gibraltars und Menorcas, und gewährte einen günstigen Handelsvertrag. Dagegen versprach der Kaiser, die Erbfolge in Jülich-Berg nach dem Aussterben der Pfalz-Neuburger dem katholischen Hause Pfalz-Sulzbach zuzuwenden, dessen Erbprinz Josef Karl Emanuel seit 1717 mit der ältesten Tochter des damaligen Kurfürsten Karl Philipp vermählt war. Noch enger gestaltete sich die Verbindung mit Spanien, als Karl VI. im August 1725 versprach, zwei seiner Töchter mit spanischen Prinzen zu vermählen.

Dies österreichisch-spanische Einverständnis zerstörte zunächst das bisherige enge Verhältnis zwischen Österreich und den Seemächten, und die Handelseifersucht dieser beiden insbesondere gegen die aufblühende belgisch-ostindische Kompagnie in Ostende trieb sie dazu, sich mit Frankreich zu verständigen. Ihnen schloß sich Preußen an. Denn Friedrich Wilhelm I. fühlte sich durch jene Abmachung über Jülich-Berg in seinem unzweifelhaften Erbrecht aufs empfindlichste geschädigt, war verletzt über manche Schritte des Kaisers, insbesondere über die mecklenburgische Exekution durch Braunschweig und Hannover, die ihm als Kreisobersten gebührt hätte, und das kaiserliche Einschreiten zu gunsten der Magdeburgischen Ritterschaft (s. unten), und sah mit tiefer Besorgnis auf das Bündnis der beiden großen katholischen Mächte, zumal das Thorner Blutbad 1724 weitgehende kirchliche Reaktionspläne befürchten ließ. Da nun England-Hannover ihm schon im Charlottenburger Vertrage sein jülich-bergisches Erbrecht aufs neue verbürgt hatte (10. Oktober 1723),
1725. so schloß er am 3. September 1725 mit England, Holland und Frankreich das Bündnis von Herrenhausen auf 15 Jahre. Die Mächte versprachen einander Beistand zu leisten, die jülich-bergische Frage zu schiedsrichterlichem Austrag zu bringen und keine Verletzung des Friedens von Oliva zu dulden.

Trotzdem fand der König in diesem Verhältnis durchaus nicht die erwartete Stütze, als eine neue Gefahr im Osten heraufstieg. Dem russisch-schwedischen Bündnis nämlich für Einsetzung des Herzogs von Holstein-Gottorp in seine alten schleswigschen Rechte (Februar 1724) hatte sich als nunmehriger Gegner Englands auch Österreich im April 1726 angeschlossen, und schon standen 60,000 Russen an der unteren Düna bereit. Da verständigte sich Friedrich Wilhelm I. im August 1726 mit Rußland, indem er in der Gottorper Frage seine Neutralität zusicherte und bahnte sich so auch den Weg zum Anschluß an Österreich, den Bundesge-

nossen Rußlands. Nach dem vorläufigen Abkommen von Königswusterhausen am 12. Oktober 1726 erkannte er im sogenannten „ewigen Bündnis" von Berlin 1726. am 23. December 1728 die pragmatische Sanktion an und erhielt dagegen die 1728. österreichische Bürgschaft seiner Erbfolge in Berg. Dies Verhältnis, für welches außer dem österreichischen Gesandten Grafen Seckendorff auch General Grumbkow und Leopold von Dessau eifrig eintraten, entsprach so ganz der persönlichen Neigung des Königs zum guten Einvernehmen mit dem Kaiser, daß es alle Bürgschaften der Dauer zu besitzen schien.

Auch für Österreich wurde es noch wertvoller, als Elisabeth von Spanien, an der Verwirklichung ihres Lieblingsplanes, ihren Sohn Don Carlos mit Maria Theresia zu vermählen und so die beiden Reiche doch wieder zu vereinigen, verzweifelnd, am 9. November 1729 mit den Westmächten den Vertrag von Sevilla 1729. schloß. Da es nun aber dem Kaiser vor allem um seine pragmatische Sanktion zu thun war, so erkaufte er schließlich die Anerkennung Englands mit der Auflösung der ostindisch-belgischen Kompagnie (9. November 1731). Kurz danach (Januar 1732) setzte Preußen ihre Anerkennung auch am Reichstage durch, wobei 1732. nur Bayern, Sachsen und Kurpfalz Verwahrung einlegten.

Entfremdung zwischen Preußen und Österreich. Doch nachdem der König dem Kaiserhofe die Dienste geleistet hatte, die dieser erwartet, glaubte Karl VI., auf England gestützt, keine weitere Rücksicht auf ihn nehmen zu müssen. Nur auf das Drängen der protestantischen Mächte schritt er gegen den Erzbischof von Salzburg ein, um ihn zur Genehmigung der Auswanderung seiner evangelischen Unterthanen zu veranlassen, für die Preußen sich entschieden verwandte (s. S. 867), und in einer persönlichen Zusammenkunft zu Prag (August 1732) erklärte er Fried- 1732. rich Wilhelm, der endlich „klar sehen" wollte, rund heraus, er werde auch Berg nur zum Teil erhalten können und namentlich auf die Hauptstadt Düsseldorf verzichten müssen. Das war der Anfang zu der folgeschweren Entfremdung zwischen Preußen und Österreich. Die nächsten Jahre haben die Kluft nur noch weiter aufgerissen.

Der polnische Succesionskrieg. In Polen entbrannte nach dem Tode Friedrich Augusts II. (1. Februar 1733) der Wahlkampf wieder aufs heftigste. 1733. Alle Bemühungen des Königs, die Krone in seinem Hause erblich zu machen oder mindestens seinem Sohne die Nachfolge zu sichern, waren vergeblich geblieben. Dafür hatte er dem kirchlichen Fanatismus des jesuitisch erzogenen polnischen Adels Raum gegeben und über das deutsch-protestantische Thorn, wo endlich der langverhaltene Groll der Bürgerschaft über den frechen Übermut der Zöglinge des dortigen Jesuitenkollegiums in einer Verwüstung desselben sich entlud, ein grausames Bluturteil zugelassen; trotz preußischer und russischer Verwendung (December 1724) wurden ein Bürgermeister und neun aus der Bürgerschaft dem Henker überliefert. Endlich schloß der Reichstag alle „Dissidenten", also die Protestanten wie die Griechisch-Katholischen, von allen staatlichen Rechten aus (1733). Aus denselben Gründen hatte Friedrich August 1712 den geheimen, 1717 den öffentlichen Übertritt des Kurprinzen zur römischen Kirche veranlaßt und damit zum

tiefen Schmerze seines evangelischen Stammlandes den Abfall seines Hauses vom Protestantismus besiegelt. Blieb diese Nachgiebigkeit gegenüber den Polen ohne Frucht, so war es ein ebenso eitles Bemühen, die Nachbarmächte durch das Anerbieten großer polnischer Landstriche zur Unterstützung seiner Pläne gewinnen zu wollen. Als er nun starb, stellte die französische Partei sofort **Stanislaus Leszczinski**, den Schwiegervater Ludwigs XV., auf, setzte auch seine fast einstimmige Wahl am
1733. 12. September 1733 durch. Doch Österreich verwandte sich für Friedrich August von Sachsen, da dieser jetzt die pragmatische Sanktion anzuerkennen versprach und auch Rußland lieh ihm seine Unterstützung, freilich gegen Verzicht auf Livland und die Zusicherung, die Selbständigkeit Kurlands nicht antasten zu wollen, das seit der Thronbesteigung Anna Iwanownas 1730 bereits mit Rußland durch Personalunion verbunden war. Schließlich erzwang ein russisches Heer die Proklamation **Friedrich Augusts II.** In diesem Siege des russisch-österreichischen Schützlings mußte Friedrich Wilhelm eine Gefährdung preußischer Interessen erblicken, da eine dauernde Vereinigung Sachsens und Polens ihnen zuwiderlief; er konnte also nicht geneigt sein, sich für ihn einzusetzen, ließ vielmehr im Widerspruch mit der österreichisch-hannöverischen Politik seine Truppen in Mecklenburg einrücken, um das Ende der Exekution, den Abzug des kaiserlichen Kommissars Christian Ludwig von Schwerin (seit 1728) und die Herstellung geordneter Zustände in dem mißhandelten Lande zu erzwingen, auch einer etwaigen Einmischung Rußlands zuvorzukommen. In der That erlangte er einen Vergleich, nach dem die beiderseitigen Truppen gegen pfandweise Einräumung einiger Ämter abzogen (1733). Trotzdem währte der Bürger- und Bruderkrieg zur Schande des Kaisertums noch Jahrelang fort, und der Gegensatz zu Preußen verschärfte sich noch.

Und doch hätte der Kaiser der vollen Kraft Preußens im Westen so dringend bedurft, denn aus dem polnischen Thronstreit entwickelte sich ein europäischer Krieg. Frankreich, Spanien und Piemont nahmen die Partei Leszczinskis, um ihre Vergrößerungspläne am Rheine oder in Italien durchzusetzen. In Polen freilich drang trotzdem Friedrich August durch, denn der polnische Adel that nichts für seinen erwählten König und ein sächsisch-russisches Heer zwang das gewaltige **Danzig**, seinen einzigen Stützpunkt, nach tapferster Gegenwehr zur Übergabe
1734. (30. Juni 1734), als Stanislaus nach Königsberg geflüchtet war. Aber im Westen besetzten die Franzosen das wehrlose **Lothringen**, nahmen Kehl und am 18. Juli 1734 auch **Philippsburg**, das selbst der greise Prinz Eugen nicht entsetzen konnte, denn der Kaiser hatte das Anerbieten Friedrich Wilhelms, gegen feste Zusicherungen in der bergischen Frage 50,000 Mann nach dem Rheine zu senden, abgelehnt und sich mit dem pflichtigen Reichskontingent von 10,000 Mann begnügt. Vollends in Italien gingen Mailand, Neapel und Sicilien ruhmlos verloren.
1735. Auch i. J. 1735 sah Eugen trotz eines russischen Hilfsheeres von 10,000 Mann sich auf eine Verteidigungsstellung bei Bruchsal beschränkt.

So kam am 3. Oktober 1735 der **Friede von Wien** zustande. **Stanis-**
1735. **laus Leszczinski** verzichtete auf die polnische Krone und erhielt dafür das Herzogtum **Lothringen** mit der Maßgabe, daß es nach seinem Tode († 1766)

an Frankreich falle. Der Herzog von Lothringen, Franz Stephan, der Gemahl Maria Theresias, sollte nach dem Aussterben der Medici (1739) mit Toskana entschädigt werden. Neapel und Sicilien fielen als Ausstattung für einen jüngeren Prinzen (Sekundogenitur) an die spanischen Bourbonen, die da für ihre Ansprüche auf Parma den Habsburgern überließen. Piemont wurde durch einige mailändische Bezirke vergrößert. Und für alle diese ungeheuren Einbußen errang Karl VI. nichts als die Anerkennung Frankreichs für die pragmatische Sanktion. Er bezahlte sie mit dem Verluste fast aller seiner spanischen Erwerbungen und des Reichslandes Lothringen und hatte sie hauptsächlich hinzunehmen als Folge seines Verhaltens gegen Preußen.

Doch er war weit entfernt es zu ändern. Im Gegenteil, im Einvernehmen mit Frankreich und den Seemächten, die ihn soeben im Stiche gelassen, richtete er am 10. Februar 1738 an Friedrich Wilhelm die gemessene Aufforderung, die 1738.
jülich-bergische Frage dem schiedsrichterlichen Urteil dieser Verbündeten, also seiner Gegner, zu unterwerfen. Da der König das ablehnte, so verständigten sich Österreich und Frankreich über den Anfall der Lande an Pfalz-Sulzbach (Januar 1739). 1739.
Aber in rascher Schwenkung erlangte der König im Vertrage vom 5. April desselben Jahres die Zustimmung Frankreichs, der einzigen Macht, die seinen Ansprüchen wirksam entgegentreten konnte, zur Erwerbung des größten Teiles von Berg ohne Düsseldorf. Er hatte noch die traurige Genugthuung zu sehen, wie nach Prinz Eugens raschem Tode (10. Februar 1736) das kaiserliche Heer in ruhmlosen, schlechtgeleiteten Feldzügen und Verhandlungen auch noch den größten Teil der Erwerbungen von Passarowitz verlor.

Der russisch-österreichisch-türkische Krieg. Gemäß seinem Bündnis mit Rußland v. J. 1736 glaubte Karl VI. seine Mitwirkung nicht verweigern zu können, als dies im Oktober 1735 den türkischen Krieg begann und unter Leitung meist deutscher Offiziere mit glänzendem Erfolg führte. Im Juli 1737 1737.
erklärte auch er den Krieg und ließ drei Heere gegen Serbien und Bosnien ins Feld ziehen. Aber nach der Einnahme von Nisch (Nissa) erlitten die Österreicher eine Niederlage nach der anderen. Sie verloren Nissa wieder, mußten Bosnien räumen, wurden am 23. Juli 1739 bei Kroczka unweit Belgrads geschlagen, und willigten endlich vorschnell in den Frieden vom 1. September 1739, 1739.
der ihnen nur den Banat ließ und alle Länder südlich der Donau und Save kostete. Auch Rußland mußte sich nun mit Asow begnügen (18. September).

Aufsteigen Deutschlands. Soviele Mißerfolge auch dies Jahrhundert seit dem Westfälischen Frieden über Deutschland im einzelnen gebracht haben mochte, im ganzen war doch ein großer Fortschritt nicht zu verkennen. Eingepreßt zwischen übermächtige Nachbarn in einer Zeit der härtesten Machtkämpfe hatte doch die Nation sich behauptet, sie war wieder Herrin wenigstens der wichtigsten ihrer Ströme und Küstenlande, sie hatte im Westen zwar schwere

Einbußen erlitten, aber die ärgsten Übergriffe Frankreichs abgewehrt, im Osten die Türken aus Ungarn hinausgeworfen und den Habsburgern ihr Donaureich vollendet, soweit es überhaupt vollendet worden ist. Zwar die Reichsverfassung war hoffnungsloser Erstarrung verfallen und das Bewußtsein nationaler Pflicht bei der Mehrzahl der Regierenden und im Volke selber noch so schwach, daß es nicht einmal den offenen Übertritt zum Landesfeinde hinderte; aber kräftig rührte sich das Leben in den größeren weltlichen Einzelstaaten, langsam wurde der zerrüttete Wohlstand wiederhergestellt, die furchtbaren Lücken in der Bevölkerung begannen sich zu schließen, und noch unbehilflich, oft noch in drückender Abhängigkeit von fremden Mustern, insbesondere von der überlegenen französischen Gesittung, strebte eine neue, freiere Bildung in die Höhe. Das alles geschah wesentlich unter der Leitung oder mindestens unter dem Einflusse des Fürstentums. Freilich zeigt es ein Doppelantlitz. Suchen die einen dieser Herren die Aufgabe des Staatslebens darin, ihnen die Mittel zu höfischem Glanze, zu üppigstem Genusse zu gewähren, wie Ludwig XIV., und opfern sie diesem Streben unbedenklich Glück und Wohlstand ihrer Unterthanen, so arbeiten die anderen ehrlich an dem, was sie als das Wohl ihres Volkes betrachten, beide getragen von hohem Selbstgefühl, welches keine Schranke ihres Willens anerkennt.

Preußen unter Friedrich I. (III.) Nicht alle Seiten dieser Bewegung, wohl aber die entscheidenden, die staatsbildenden sind am kräftigsten vereinigt im preußischen Staate. So wenig Friedrich I. (III.) (1688—1713) seinem großen Vater ebenbürtig war, auf den vorgezeichneten Bahnen ist doch auch er vorwärts gekommen. Seine Gebietserwerbungen blieben unbedeutend, weil er seine Kräfte im spanischen Erbfolgekriege verbrauchte und verzettelte; immerhin verstärkten die kleinen Gebiete aus der Erbschaft seiner oranischen Mutter, Mörs und Lingen und die 1707 von den streitenden Erben des Grafen Solms erkaufte Grafschaft Tecklenburg, den westdeutschen Besitz, während die ihm von Kursachsen käuflich überlassene Schirmvogtei über Quedlinburg 1697 und das Amt Petersberg bei Halle 1698 die zerrissenen Grenzen Magdeburg-Halberstadts besser gestalteten. Die Erwerbung des oranischen Fürstentums Neuschatel und Valangin am Jura blieb dagegen für die Entwickelung des Staates ohne Bedeutung. Der gleichförmige Ausbau der Verwaltung wurde fortgesetzt, die kollegialische Verfassung auch auf die Oberbehörden für Domänen-, Regalien- und Kriegsverwaltung übertragen, und so die Hofkammer 1689, das Domänendirektorium 1698 und das Generalkriegskommissariat 1712 gestaltet, endlich die einheitliche Zusammenfassung der Rechtspflege durch die Ausdehnung des kurfürstlichen Privilegiums de non appellando (s. S. 477) auf alle seine Reichsgebiete i. J. 1701 ermöglicht, durch die Errichtung des Oberappellationsgerichts zu Köln a. Spree 1703 verwirklicht. Ferner ging die Oberleitung der Wohlfahrts- und Gewerbepolizei jetzt (1712) auf die Organe des Staates, die Landräte, die Kriegs- und Steuerkommissare über, und auch die Armenpflege ordneten von staatswegen die Bestimmungen von 1696 und 1701. In der Finanz- und Volkswirtschaftspolitik schloß sich Friedrich wenigstens grundsätzlich seinem Vorgänger an. Die Vererbpachtung der Domänen frei-

lich hatte schlechten Erfolg, weil man zu große Gütermassen in einer Hand zusammenließ; aber die Accise wurde jetzt auch in Preußen eingerichtet, die innere Kolonisation nahm ihren Fortgang, namentlich durch die Ansiedelung von Pfälzern im Magdeburgischen; die Saale wurde von Halle abwärts 1694/97 durch Schleußen schiffbar gemacht, und an der Förderung des Elbhandels rastlos gearbeitet, bis man sich endlich von der Erfolglosigkeit dieser Bemühungen überzeugte und sie deshalb seit 1711 einstellte. Daß der König die westafrikanische Unternehmung seines Vaters verfallen ließ, hängt wesentlich mit seinem Verhältnis zu den eifersüchtigen Seemächten zusammen. Das Heer stieg auf 40,000 Mann, ja selbst die Milizverfassung versuchte Friedrich wenigstens für die Domänenbauern wieder zu beleben (1703). Bei alledem stiegen die reinen Einnahmen des Staates von 2 ½ Millionen Thaler i. J. 1688 auf 4 Millionen Thaler. Wenn der König in der Kirchenpolitik nach den Grundsätzen des Vorgängers sich streng an den vertragmäßigen Zustand hielt und scharfe Maßregeln gegen seine katholischen Unterthanen nur vorübergehend anwandte, und nur, um auf katholische Fürsten zu gunsten seiner protestantischen Glaubensgenossen einen Druck auszuüben, so ging er doch über ihn hinaus, indem er, den Fortschritten der staatlichen Einheit entsprechend, eine abgeschlossene kirchliche Organisation für alle Katholiken seiner Lande durch Ernennung eines geistlichen Vikars erstrebte. Doch scheiterte dies notwenig daran, daß Rom die landesbischöfliche Gewalt des Königs über Katholiken, auf der jene Ernennung mit beruhen sollte, nicht anzuerkennen vermochte. Der Lieblingsgedanke des Königs vollends, eine „Union“ aller christlichen Kirchen herbeizuführen, blieb notwendig ein Traum, aber er entsprang jener freieren Geistesbildung, der er in der Universität Halle 1697 eine Freistätte schuf und für die er auf Leibnitz' Anregung die „Societät der Wissenschaften“, die Akademie, in seiner Hauptstadt gründete. Denn eben sie wurde seit der Einwanderung der Franzosen unter der besonderen Fürsorge seiner geistvollen Gemahlin Sophie Charlotte und Danckelmanns auf kurze Zeit der Hauptsitz dieser Bildung und zugleich der glanzvolle Schauplatz einer großartigen Kunstübung (s. unten).

Doch diese Blüte und der blendende Prunk des Königshofes wurde teuer erkauft mit der Zerrüttung des Staatshaushaltes und der Erschlaffung in allen Zweigen der Verwaltung, die das Auge des gutmütigen Fürsten nicht zu übersehen, sein schwacher Wille nicht straff zu lenken wußte. Noch bedurfte eben sein junger Staat aller Kraftanstrengung, um seinen staatlichen Zwecken zu genügen, und es war deshalb für seine Zukunft von entscheidender Bedeutung, daß nach dem Tode Friedrichs I. (25. Februar 1713) ein Fürst das Ruder ergriff, der die 1713.
ganze rauhe Energie seines eisernen Willens daran setzte, jene praktischen Aufgaben zu lösen.

Friedrich Wilhelms I. Regierungsantritt. Friedrich Wilhelm I. (1713—1740), geboren am 15. August 1688, hatte von seinen Eltern weder die geistige noch die körperliche Ähnlichkeit geerbt, und zeigte schon als Knabe einen so ausgeprägten Charakter, daß alle Erziehung wenig daran änderte; eher verstärkte das Vorbild seines um zwölf Jahre älteren Jugendfreundes, des Fürsten

Leopold von Anhalt-Dessau, seine ausgesprochene Neigung zum Kriegswesen und zur strengsten Sparsamkeit. Am eleganten, schöngeistigen Hofe seiner Mutter fühlte sich der nüchterne Sinn, das gerade, derbe Wesen des angehenden Jünglings so wenig zu Hause, daß man ihn auf seine dringenden Bitten 1704 nach Holland, der praktischen Hochschule seines Großvaters, sandte. Nach seiner Rückkehr vermählte er sich noch sehr jung mit Sophie Dorothea von Hannover, der Tochter Georgs I. (November 1706). Er hat ihr die eheliche Treue musterhaft bewahrt, im wohlthuenden Gegensatz zu den meisten seiner fürstlichen Standesgenossen, aber sein herrischer, rauher Sinn verscheuchte aus seinem Hause wenn nicht die Liebe, so doch das Behagen. Vom Hofe des Vaters hielt er sich möglichst fern, machte dagegen den Feldzug von 1709 und die blutige Schlacht bei Malplaquet mit und wurde seit 1711 auch einigermaßen zu den Geschäften mit herangezogen.

Mit scharfem Ruck faßte er jetzt die erschlafften Zügel, als ein unumschränkter Fürst, dessen ganz persönlicher Wille alles leiten und regeln sollte. Höfischer Prunk galt ihm als Verschwendung, Kunst und Wissenschaft als Luxus, als französischer Tand, den er haßte, denn er fühlte sich durch und durch als Deutscher und sprach in seinem Hause wie mit den Gesandten deutscher Staaten nie anders als deutsch. Alle Sonderinteressen dem Ganzen zu unterwerfen, die streng monarchische Verwaltung zu vollenden, die Finanzen mit peinlichster Genauigkeit zu ordnen, die wirtschaftliche Kraft seines Landes straff zusammenzufassen und zu entwickeln, ein starkes, schlagfertiges Heer zu schaffen, das waren seine Ziele. Rauh und hart, oft willkürlich und leidenschaftlich war seine Art, aber er war ein ehrliches Gemüt und im Grunde voll Herzensgüte, und über dem allen schwebte ein wahrhaft fürstliches Pflichtgefühl und eine schlichte, biblisch-evangelische, duldsame Frömmigkeit. Wie ein wohlhabender pommerscher Edelmann richtete er sich seinen Hof ein. Die meisten Hofbeamten seines Vaters entließ er auf der Stelle, die kostbare Ausstattung der Schlösser wurde verkauft und daraus der Grund zu einem Staatsschatz gewonnen, das Schauspiel und die Oper aufgelöst. Sein Vergnügen fand er in Jagden und Paraden, seine tägliche Erholung abends im „Tabakskollegium", wo beim deutschen Bierkrug seine soldatischen Vertrauten, rauhe Männer wie er, zu zwangloser Unterhaltung um den König sich vereinigten, der sich dabei gern gehen ließ und auch über die derben, nur zu oft selbst rohen Späße auf Kosten des armen Gundling, seines verdienten Hofhistoriographs und gelehrten Hofnarren wider Willen, mit den anderen lachte. Der Tag gehörte der Pflicht, dem „Dienst". Mit kurzen Randbemerkungen in seiner unleserlichen Handschrift und einer abenteuerlichen Rechtschreibung entschied er die Eingaben, nach denen seine Minister den Bescheid abfaßten; bis ins einzelnste hinein bearbeitete er selbst wichtige Sachen, und der scharfe Blick der hellen Augen in dem runden Gesicht des untersetzten stämmigen Herrn sah alles, wenn er ausritt oder auf seinen alljährlichen Inspektionsreisen Dorf um Dorf, Stadt um Stadt besichtigte, Behörde um Behörde genau prüfte. Wer ihm dabei mißfiel, hatte sich vor dem Rohrstock des Königs zu hüten, auch wenn er ein hoher Beamter war.

Die neue Verwaltungsordnung. Dieser ganz persönlichen Regierungsweise gegenüber verlor der alte Geheime Rat als Ganzes seine Bedeutung, aber nur nach mannigfacher Prüfung fand der König die neuen Formen, die ihm genügten. Die Verwaltung der Domänen und Regalien vereinigte er schon im März 1713 im Generalfinanzdirektorium, und da auch so die Reibungen dieser Oberbehörde mit dem Generalkriegskommissariat nicht aufhören wollten, verband er beide zu dem Generaldirektorium (Generaloberfinanzkriegs- und Domänendirektorium), für das er die Anweisung eigenhändig entwarf und das er am 19. Januar 1723 persönlich in seinen Wirkungskreis einführte. 1723. Zwischen seine fünf Departements und „Minister" verteilte er die Geschäfte so, daß die gesamte Verwaltung aller Zweige in jeder Gruppe von Provinzen je einer Abteilung zustand und ihr daneben noch gewisse den ganzen Staat betreffende Angelegenheiten überwiesen wurden; das fünfte Departement umfaßte die Justizsachen des Generaldirektoriums. Die auswärtigen Angelegenheiten leitete das Kabinettsministerium, die Vorstände aller dieser Behörden bildeten den Staatsrat. Der neuen Oberbehörde entsprechend wurden die bisherigen Kriegskammern mit den Amtskammern zu Kriegs- und Domänenkammern vereinigt, die etwa den heutigen „Regierungen" entsprechen, und diesen die Landräte für das platte Land, die Kriegs-(Steuer-)räte für die Polizei- und Finanzverwaltung der Städte, die Departementsräte für die Domänen unterstellt. Die Stadtverwaltung entriß der König den aristokratischen Sippen, indem er lebenslängliche, teilweise von ihm ernannte Magistrate an die Spitze stellte und mehrfach, wie in Berlin, ihnen „Verordnete" aus der Bürgerschaft an die Seite setzte. So wurde die ganze Finanz-, Kriegs- und Polizeiverwaltung einheitlich organisiert und schon seit 1714 von der Oberrechnungskammer bis in die kleinste Einzelheit auf Grund der für jeden Zweig aufgestellten Etats genau überwacht. Und in dieser streng monarchischen Verwaltung, die damals nirgends ihres Gleichen fand, arbeitete nach dem Vorbilde und unter den Augen des Königs ein Beamtentum, das sich überall als ein königlich preußisches fühlte und in pünktlicher Genauigkeit und unbestechlicher Pflichttreue von keinem anderen erreicht ward.

Die Finanzverwaltung. Nur mit einem solchen Beamtentume war es möglich, die großen Pläne des Königs für Finanzen, Staatswirtschaft und Heerwesen zu verwirklichen. Die Grundlagen der Finanzen, Domänen und Regalien, Kontribution und Accise wurden einheitlich weitergebildet oder, soweit notwendig, umgestaltet. Das Salzregal brachte erhebliche Mehrbeträge, seitdem fremdes Salz fast ganz ausgeschlossen war; die Domänen, welchen der König hochherzig sofort die Privatgüter seines Hauses (Chatoullengüter) zufügte, wurden durch planmäßige Ankäufe so vermehrt, daß sie ein Drittel oder die Hälfte des ganzen Landes umfaßten, und jetzt in Zeitpacht gegeben, derart, daß stets ein ganzes „Amt" mit allen Nutzungen und Hoheitsrechten an einen Pächter, einen „Amtmann", verliehen wurde. So stieg der Ertrag auf 3,3 Millionen Thaler, fast die Hälfte des gesamten Staatseinkommens, und es erwuchs allmählich ein wohlhabender, ländlicher Mittelstand bürgerlicher Abkunft, aus dem nachmals Rittergutsbesitzer, Beamte

und Offiziere in großer Anzahl hervorgegangen sind. Die Kontribution wurde auf Grund besserer Einschätzung des Bodenwertes gerechter veranlagt, wie in Magdeburg, Pommern und Preußen, wo sie jetzt überhaupt erst zur Einführung gelangte (1715/18); der Accise fügten sich jetzt auch die westlichen Provinzen, nach schwerem Kampfe selbst Cleve-Mark, dessen blühendes ländliches Gewerbe sich schwer so peinlicher Überwachung unterwarf. So stieg das gesamte (reine) Staatseinkommen auf jährlich 7 Millionen Thaler und gestattete noch die Ansammlung eines Schatzes von 7 bis 8 Millionen. Dieser ganz und gar modernen Finanzwirtschaft gegenüber wurde die alte Naturalwirtschaft des Hofes ebenso unhaltbar wie der mittelalterliche Lehnsverband mit seiner ritterlichen Dienstpflicht. Daher verwandelten die Erlasse vom Januar und Februar 1717 die Lehnsgüter des Adels in freies Eigentum und ordneten die Ablösung des längst nicht mehr geleisteten Lehnsdienstes durch eine jährliche Geldabgabe, für jedes „Ritterpferd“ 17 bis 40 Thaler, an. Die Stände der Marken fügten sich leicht, nur die Ritterschaft der Altmark und Magdeburgs widerstrebte, zumal der Kaiser 1718 ein „Dehortatorium“ an den König erließ, gab aber dann bis auf wenige Herren doch nach. Diese trieben die Sache zur großen Erbitterung des Königs bis an den Reichshofrat und erwirkten 1725 sogar einen kaiserlichen Befehl an Kursachsen, sich ihrer Rechte anzunehmen, indes blieb dieser Auftrag auf sich beruhen, weil der Kaiser dann Preußens bedurfte. Am längsten widersetzte sich der ostpreußische Adel den Maßregeln des Königs, doch umsonst; Friedrich Wilhelm machte seine berühmte Antwort wahr, die er den Herren gab: „Ich komme zu meinem Zweck und stabiliere die Souverainité und setze die Krone fest wie einen rocher von bronze.“

Volkswirtschaftspolitik. Aber auch die gesamte Volkswirtschaft wollte der König einheitlich leiten, daher zunächst die Kernlande seines Staates, die nach der völligen Einverleibung Magdeburgs und Vorpommerns ein wohlzusammenhängendes Gebiet von über 1300 Quadratmeilen darstellten, in ein strenggeschlossenes Wirtschaftsgebiet auf Grund eines hochentwickelten Gewerbfleißes verwandeln, überall die leeren Räume durch massenhafte Ansiedelung auswärtiger Kolonisten bevölkern und die Landwirtschaft möglichst emporbringen. So hoffte er den gewaltigen Vorsprung älterer Kulturlande auf allen Gebieten mit zielbewußter Arbeit auszugleichen. Nicht mehr städtische Gewerbtreibende, sondern Landwirte bildeten von nun an die Hauptmasse der Einwanderer, die überwiegend, wenngleich nicht ausschließlich, Deutsche und Protestanten waren. Da die meisten als arme Leute kamen, empfingen sie den Grund und Boden unentgeltlich, dazu Reiseunterstützung, zollfreie Einfuhr ihrer Habe, Gelder für den Anbau, 2 bis 15 Freijahre und Freiheit vom Heeresdienst meist auf drei Geschlechterfolgen; dafür hatten sie Erbzins, Hand- und Spanndienste für die Domänen zu leisten und standen unter der strengen Aufsicht der Amtleute. Fast immer erfolgte die Ansiedelung in Dörfern, wobei man die Landsleute möglichst beisammen ließ und Güter verschiedener Größe nebeneinander stellte. Genügenden Raum boten die Domänen und wüste, als herrenlos eingezogene Ländereien; auch die Grundherren folgten hier und da dem Beispiele des Königs. Das Meiste und Größte geschah in

Preußen und Litauen, wo die Pest von 1709/10 etwa den dritten Teil der Bevölkerung weggerafft hatte. Hier wurden bis 1726 6 Städte neu aufgebaut, 332 wüste Dörfer besetzt, 49 Kammerämter neu errichtet, 11 neue Kirchspiele gegründet und mit Kirchen ausgestattet; nicht weniger als 6 Millionen Thaler hat der König binnen 6 Jahren auf diese großartige „Wiederherstellung Preußens" verwandt. Dorthin wies er auch die Mehrzahl (über 15,000) jener 20,000 evangelischen Salzburger, welche die Unduldsamkeit ihres Erzbischofs Leopold Anton von Firmian aus ihrem schönen Heimatlande trieb. Während der kaiserliche Hof sich beeilte, dem Erzbischof zur Unterdrückung des Widerstandes seiner „rebellischen" Unterthanen gegen den Glaubenszwang 3600 Mann österreichischer Truppen zu Hilfe zu senden, nötigte der König als Schirmherr der Protestanten im Reiche den Kirchenfürsten, die zuvor verweigerte Auswanderung zu gestatten (Oktober 1731) 1731. und lud die Heimatlosen in seine Lande ein. Die gelungene Ansiedelung dieser süddeutschen Gebirgsbauern im ostpreußischen Flachlande gehört zu den größten Meisterstücken der Socialpolitik. Aber auch Schweizer, Nassauer und andere Deutsche wurden dort angesetzt, desgleichen im Magdeburgischen, auch hussitische Niederlassungen, etwa 30, namentlich um Berlin, begründet. Gewiß befanden sich unter den Einwanderern viele unzuverlässige Leute, die schließlich wieder davongingen, doch im ganzen förderten sie nicht nur die Vermehrung der Volkszahl außerordentlich, sondern auch die Kultur, und diese alten niedersächsischen Koloniallande östlich der Elbe wurden durch sie jetzt zu einer Kolonie fast aller deutschen Stämme, sie vertraten also nicht mehr, wie sonst die deutschen Staaten, die besondere Art nur eines Stammes.

Vor allem kam diese Einwanderung der Landwirtschaft zu gute, für die in vielen Stücken das hochkultivierte Magdeburgische Land das Vorbild gab. Großes leistete hier die Urbarmachung des wüsten Havelländischen Luchs, eines Landstrichs von 22 Quadratmeilen, und in der Erkenntnis, daß ein besserer Betrieb nur durch Verbesserungen in der Lage des Landvolkes erzielt werde, hob der König für die Bauern auf seinen Domänen, also mindestens in einem Drittel von ganz Preußen, 1719 die Hörigkeit auf, verbot 1738 den Amtleuten und Gutsherren aufs strengste das barbarische Prügeln ihrer Unterthanen, 1739 das Bauernlegen (s. S. 678) ohne gesetzlichen Grund. Zur Begründung eines freien Bauernstandes freilich war die Zeit, insbesondere die Anschauung seines Adels, noch lange nicht reif, und auch der König hätte seinen Widerstand nicht zu überwinden vermocht, aber die Vernichtung des Bauernstandes, wie sie sich gleichzeitig in Mecklenburg vollzog, hat er verhindert.

Weit entschiedener griff seine Gewerbe- und Handelspolitik durch. Es galt zu verwirklichen, was der Große Kurfürst nur angestrebt hatte, in den Mittelprovinzen den aufstrebenden Gewerbfleiß gegen auswärtigen Mitbewerb durch Zölle und Verbote zu schützen, den Binnenverkehr für die Einheimischen von seinen Fesseln zu befreien, also Einheit von Münze, Maß und Gewicht einzuführen und die städtischen Stapelrechte auf die fremden Kaufleute zu beschränken, endlich dem Lande einen möglichst einträglichen Durchgangsverkehr zu sichern. Hinter diesen

Bestrebungen traten jetzt die Bemühungen um Förderung des auswärtigen Handels, insbesondere des Seehandels zurück. Begreiflicherweise stieß diese wohlberechnete Politik mit den örtlichen Interessen und dem Vorteil der Nachbarstaaten um so heftiger zusammen, als sie bei der Lage der preußischen Lande manche natürlichen Beziehungen gewaltsam durchschnitt. Besonders mit Sachsen war der Kampf heftig, weil Magdeburgs Verbindungen viel mehr dorthin als nach den Marken wiesen und das hochentwickelte sächsische Gewerbe der Ausfuhr dringend bedurfte. Während Sachsen dies durch schwere Zölle gegen Magdeburg schützte und Leipzigs Straßenzwang und Stapelrecht nachdrücklich zur Geltung brachte, erließ Friedrich Wilhelm 1718/19 Wollausfuhrverbote für die Kurmark, 1723 auch für Magdeburg und erhöhte 1721 die Einfuhrzölle. Erst der preußisch-sächsische Handelsvertrag von 1728, die Grundlage des wirtschaftlichen Verhältnisses beider Staaten bis 1755, hielt zwar jene Verbote fest und untersagte alle Einfuhr von Tuch, Metall- und Glaswaren, ließ aber die anderen Waren gegen eine mäßige Accise zu.

Für den Binnenverkehr begann eine neue Zeit, seitdem die Erwerbung Vorpommerns und Stettins den größten Teil des schiffbaren Oderlaufs und der Strommündungen unter preußische Herrschaft gebracht hatte. Zwar verlor jetzt das herabgekommene Stettin den Handel mit Schweden, dafür öffnete sich ihm die natürliche Verbindung mit seinem Hinterlande. Schon 1723 machte der König für die Kaufmannsgilden von Stettin, Berlin und Frankfurt den Oderhandel mit den meisten Waren von allen Stapelrechten frei; dann ordnete er 1723/33 alle Oderzölle, auch die Stettiner, einheitlich, indem er sie zugleich wesentlich herabsetzte oder ganz beseitigte; ja er dachte daran, den schlesisch-hamburgischen Verkehr nach Stettin abzulenken. Freilich die baltische Erbschaft der Hansa anzutreten war ihm noch unmöglich, denn der dänische Sundzoll drückte schwer, die holländisch-englische Übermacht auf der Ostsee war allzugroß und Handelsverträge mit Frankreich zu schließen gelang trotz mehrfachen Versuchen nicht; nur mit dem befreundeten Rußland, das immer mehr zum größten Lieferanten von Roherzeugnissen und Abnehmer von Fabrikaten sich entwickelte, kamen solche 1718 und 1726 zustande.

Die Unmöglichkeit, für Preußen auch nur in Europa dieselbe Stellung zu gewinnen, wie sie etwa Hamburg längst besaß, macht es erklärlich, wenn Friedrich Wilhelm die Kolonialpolitik seines Großvaters völlig aufgab. Als die Engländer und Holländer Groß-Friedrichsburg einschlossen, überließ er, allerdings in der Hoffnung einer späteren Rückerwerbung, die Niederlassungen in Westafrika 1716 um 7200 Dukaten an Holland und that auch nichts, als die treuen Neger die Festung auf eigne Hand noch weiter verteidigten, um nicht das Ansehen Preußens bei einer doch vermutlich nutzlosen Unternehmung aufs Spiel zu setzen.

Heerwesen. Was er wollte, die streng geschlossene Einheit der Verwaltung und des Wirtschaftsgebietes, das hat er erreicht und mit diesen Mitteln, mit einem Aufwande von jährlich 5—6 Millionen Thalern, hat er auch das scharfe Schwert geschmiedet, dessen Siege dem Staate endlich die Großmachtstellung verschaffen sollten, sein Heer; zugleich vertrat dies am schroffsten und reinsten die monarchische Ordnung als ein abgeschlossener Militärstaat neben dem Civilstaat. Die

Landmiliz löste er auf, denn er wollte eine durchaus kriegstüchtige Armee. Da eine Bevölkerung von 2,5 Millionen die von ihm erstrebte Stärke, zuletzt über 80,000 Mann, nicht ohne die schwersten wirtschaftlichen Nachteile hätte aufbringen können, so bildete er, das alte Vorrecht der Kurfürsten, in den Reichsstädten zu werben, benutzend, den Kern seiner Armee, etwa zwei Drittel, aus fremden Söldnern. Freilich mußten diese von seinen Werbeoffizieren mit allen Mitteln der Überredung, List und Gewalt zu dem gefürchteten Dienste gelockt oder gepreßt werden, besonders die „langen Kerle“, die Augenweide des Königs wie fast aller Heerführer dieser Zeit. So machte er aber auch sein Heer thatsächlich schon, ohne es zu wollen, zu einer nicht schlechtweg preußischen, sondern deutschen Streitmacht. Endlich aber sprach er 1733 mit dem Satze, jeder Unterthan sei für die Waffen geboren, zuerst den großen Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht wieder aus und wies seitdem jedem Regimente einen bestimmten Ergänzungsbezirk im Inlande (Kanton) zu, in welchem die Dienstpflichtigen ausgesucht und überwacht wurden, doch so, daß sie nur ein Jahr lang unter der Fahne blieben und später nur zu kurzen Übungen zur Truppe zurückkehrten. Praktisch bezog sich diese Dienstpflicht nur auf die Masse des Landvolkes; die Masse der städtischen Bevölkerung, Gewerbtreibende, Kolonisten, vollends alle höher Gebildeten waren befreit. Aber zuerst auf diese Weise nahm der Staat die gutshörigen Bauern wieder als seine unmittelbaren Unterthanen in Anspruch. Die Offiziere ernannte der König jetzt alle selbst; er fand sie in den Söhnen seines Adels, zunächst namentlich des pommerschen und märkischen, und „es gelang ihm, aus verwilderten Junkern einen treuen und tapferen monarchischen Adel zu erziehen, der für das Vaterland zu siegen und zu sterben lernte und fest mit dem Leben des Staates verwuchs“. Ein Kadettenhaus sorgte für ihre Ausbildung, und indem der König sich ganz als ihren Kameraden gab, daher stets den blauen Rock seines Heeres trug, „seinen lieben blauen Kindern“ zu Ehren, begründete er zuerst von allen Fürsten jenes ganz persönliche Treuverhältnis zwischen sich und der Armee, welches seitdem der Entwickelung Deutschlands einen guten Teil ihres eigentümlichen Gepräges gegeben hat. Die bunte Zusammensetzung seiner Truppen aus Leuten der verschiedensten Abkunft und aus zwei auch militärisch so ganz verschiedenartigen Bestandteilen, wie die bis zum Eintritt körperlicher Unfähigkeit dienenden ausländischen Söldner und die „einländischen“ Kantonisten waren, machte eine harte, ja barbarische Kriegszucht (Gassenlaufen, Eselreiten, Krummschließen, Prügel) zur traurigen Notwendigkeit. Sie bedingte zugleich die ganze L i n e a r t a k t i k, für die das Leibregiment in Potsdam, die berühmte „Riesengarde“, die Mustertruppe bildete und Fürst L e o p o l d von A n h a l t - D e s s a u (geb. 1676), in seiner ehrlich-rauhen, praktisch-nüchternen Natur ein Abbild des Königs, der ruhmbedeckte, niemals verwundete Held des spanischen Erbfolgekrieges, die Formen schuf. In zwei Treffen hintereinander, jedes in drei Gliedern formiert, die staffelförmig aufgestellte Reiterei zur Seite, die Geschütze zwischen den Treffen, so rückten die Bataillone, eng geschlossen zu schnurgeraden, 2—3000 Schritt langen Linien, im dröhnenden, langsamen Gleichtritt unter dem scharfen Rasseln ihrer ungeheueren Trommeln Gewehr in Arm bis auf 300 Schritte an den Feind heran und überschütteten ihn dann mit

ihrem furchtbaren Salvenfeuer, das ihnen der eiserne Ladestock Fürst Leopolds doppelt so schnell abzugeben erlaubte als jedem anderen Fußvolk; unter Umständen brachte ein Bajonettangriff die Entscheidung. Nur in dieser geschlossenen Fechtart ließ sich dies Heer verwenden, im zerstreuten Gefecht wären die fremden Söldner davongelaufen, und auch so war massenhafte Fahnenflucht, namentlich im Felde, gar nicht zu verhindern.

Rechtspflege. Ferner lag dem König das Gebiet des Rechts; ja er störte nicht selten den Gang der Rechtspflege, indem er das Urteil kraft seines oberstrichterlichen Amtes, das er sich beimaß, zuweilen willkürlich änderte, und zwar gewöhnlich nicht mildernd, sondern verschärfend. Doch trat unter ihm zuerst der Gedanke auf, die Einheit der Verwaltung durch ein einheitliches Recht zu ergänzen, den dann Friedrich der Große durchgeführt hat.

Kirchen- und Schulpolitik. Auf kirchlichem Gebiet blieb zwar diese Einheit naturgemäß unerreichbar, aber die territoriale Verschiedenheit der kirchlichen Verhältnisse begann langsam einheitlicher Behandlung zu weichen, die völlige Gleichberechtigung der Bekenntnisse in ganz Preußen bahnte sich an. Es entsprach das der persönlichen Sinnesart des Königs, der sich schlechtweg als ein evangelischer Christ fühlte und stolz darauf war, der Schirmherr des gesamten Protestantismus zu sein. Er war deshalb auch stets bereit, bei Verletzung seiner Glaubensgenossen außerhalb Preußens, wie in der Pfalz 1719 und nach dem Thorner Blutbade 1724 an seinen katholischen Unterthanen Vergeltung zu üben, doch nur, soweit er jenen dadurch Erleichterung verschaffen konnte. Andrerseits hat er sich auch um die Ernennung eines geistlichen Vikars für die preußischen Katholiken wiederholentlich (1725 und 1732) bemüht; er gestattete weiter, entgegen dem alten Territorialkirchenrecht, in Lingen 1717 beschränkten katholischen, in Geldern 1713, in Draheim 1730 evangelischen Gottesdienst, und überall durchbrachen bereits katholische Soldatengemeinden die bisher streng festgehaltene „Glaubenseinheit" Brandenburgs und Pommerns. Die Verfassung der lutherischen Kirche blieb unverändert, es bestand also zwischen den königlichen Konsistorien der einzelnen Provinzen keinerlei Zusammenhang; dagegen stellte der König 1713 an die Spitze sämtlicher deutsch-reformierter Gemeinden ein königliches Kirchendirektorium und gab 1737 der französisch-reformierten Kirche eine ähnliche Spitze.

Es entsprach diesem freieren Geiste und den praktischen Bedürfnissen seines Staates, wenn der König die Universität Halle, soweit sie diesen diente, eifrig förderte. Für die reine Wissenschaft und ihre Vertreter, die „Bärenhäuter" und „Federfuchser", wie er sie nannte, hatte er nur Geringschätzung und Verachtung. Den großen Philosophen Wolff verwies er 1723 aus Preußen, weil ihm seine Lehre als staatsgefährlich dargestellt worden war; die Akademie der Wissenschaften setzte er auf 300 Thaler jährlich, ihr und der Universität Frankfurt a. O. stellte er gelegentlich lächerliche Preisfragen, um sie zu verspotten. Und doch hat er für die Volksbildung Großes, Grundlegendes geleistet. Seine Verordnung vom 23. Oktober 1717 begründete für den ganzen Staat und alle Bekenntnisse die

allgemeine Schulpflicht, und Tausende von Volksschulen hat er kraft derselben, also kraft staatlichen Rechtes, namentlich auf dem platten Lande, ins Leben gerufen.

Noch fühlten gewiß viele in Preußen dies ganze neue Wesen als einen furchtbaren Druck, und vollends draußen im Reiche betrachtete man diesen Staat der harten Willenskraft, der nüchternen, schmucklosen Zweckmäßigkeit und der geistigen Öde mit einem Gemisch von Abscheu und Verwunderung, aber selten ist die Meinung der Zeitgenossen über den Wert einer geschichtlichen Erscheinung so wenig maßgebend gewesen wie hier. Es gab nirgends in ganz Europa ein so festgefugtes staatliches, wirtschaftliches und militärisches Ganze, wie diesen preußischen Staat Friedrich Wilhelms I., und indem der König nur das unmittelbar Notwendige schaffen wollte, hat er doch, ohne es zu ahnen, die Grundmauern für den Neubau des deutschen Gesamtstaates unverrückbar gelegt.

Die Bedeutung dieses Baues wird erst durch den Hinblick auf die übrigen deutschen Staaten völlig klar. Die größeren Staaten Norddeutschlands beharrten fast ganz noch in den alten ständisch-lutherischen Formen und verschärften dadurch noch den Gegensatz zu dem streng monarchischen Preußen, den der harte politisch-wirtschaftliche Interessenkampf dieser Zeit ohnehin begründete; sie kamen aber auch dadurch diesem Nebenbuhler gegenüber bald in Nachteil.

Die welfischen Lande. Im Westen arbeiteten sich die welfischen Lande erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts aus der alten ziellosen Zersplitterung zu ansehnlicher Geltung empor. Zuerst Herzog **Georg von Braunschweig-Lüneburg** bestimmte 1641, daß seine Lande zwar in die beiden Fürstentümer **Celle** und **Calenberg** (Hannover) zerfallen, dann aber nicht weiter geteilt werden sollten. Calenberg wuchs dann unter dem stolzen, eigenwilligen **Johann Friedrich**, der zum Katholicismus übertrat, durch den Anfall des Fürstentums Grubenhagen. Nach dessen erblosem Tode 1678 folgte ihm sein jüngster Bruder **Ernst August**, bisher Administrator von Osnabrück (seit 1660) und Gemahl der geistvollen Sophie von der Pfalz, der Tochter Friedrichs V. und Elisabeths von England, ein selbstbewußter, harter, hochstrebender Herr, der Gründer des hannöverschen Kurstaates. Mit Bewilligung des Kaisers setzte er 1682 das alleinige Erbrecht des Erstgeborenen fest und verständigte sich mit seinem ältesten Bruder, dem landesväterlichen Georg Wilhelm von Celle, dahin, daß dessen Tochter Sophie Dorothea aus der morganatischen Ehe mit der schönen Französin Eleonore d'Olbreuse die Gemahlin des Thronerben von Hannover, Georg Ludwig, werden sollte. Er krönte schließlich sein Werk, indem er trotz des Widerspruches der braunschweigischen Verwandten und der katholischen Kurfürsten, von Preußen unterstützt, am 22. März
1692 die Kurwürde für sein Haus erwarb. Am 19. December empfing er zu 1692.
Wien die feierliche Belehnung mit dem Kurhut. Diese Erbschaft des Vaters trat 1698 **Georg Ludwig** an, damals bereits von seiner Gemahlin getrennt, die nach der geheimnisvollen Ermordung ihres Anbeters, des Grafen Philipp von Königsmarck (Juli 1694), noch 30 einsame Jahre auf Schloß Ahlden vertrauert hat. Nach dem Tode Georg Wilhelms von Celle 28. December 1703 vereinigte er

alle Lande der jüngeren Linie in seiner Hand, mit Einschluß des Herzogtums Sachsen-Lauenburg, das schon 1697 nach dem Aussterben seines askanischen Herrscherhauses an Celle gefallen war. 1719 fügte er dem noch Bremen und Verden hinzu (s. S. 856). Die Verbindung des neuen Kurstaates Hannover mit England, 1701 vorbereitet, 1714 durch die Thronbesteigung Georgs I. († 1727) vollzogen und bis 1837 mit kurzer Unterbrechung erhalten, verschaffte dem niederdeutschen Stammlande der Welfen wohl manchen materiellen Vorteil, brachte es aber auch in Abhängigkeit von der fremden Großmacht, der kein deutsches Nationalbewußtsein hier widerstrebte, und überlieferte es in Abwesenheit des Landesherrn völlig der Adelsherrschaft; fand diese doch auch in der britischen Parlamentsregierung ihre Stütze und ihr Vorbild. Von einem Versuche zur Staatseinheit zu gelangen, war hier also gar keine Rede. Jedes der acht kleinen welfischen Gebiete wurde von seinem Landtage und seinen ständischen Ausschüssen verwaltet; gemeinsam waren, abgesehen vom Landesherrn, nur der Geheime Rat und das Heer; die einträglichsten Ämter lagen in den Händen des Adels, die wirkliche Arbeit thaten bürgerliche Geheimräte, die Lasten des Staates trug vor allem das Landvolk. Die 1737 begründete Universität Göttingen war eine Stätte weltbürgerlicher Gelehrsamkeit; auf das innere Leben Hannovers übte sie wenig Einfluß. Seit der Bildung des hannöverschen Kurstaats trat Braunschweig-Wolfenbüttel weit zurück. Rudolf August (1666—1704) nötigte zwar 1671 die Stadt Braunschweig zur bedingungslosen Anerkennung seiner Landeshoheit, erlebte aber auch 1687 die Abzweigung der Linie Braunschweig-Bevern, die schließlich 1735 unter Ferdinand Albrecht das gesamte Erbe wieder vereinigte. Sie hat dem preußischen Heere eine Reihe bedeutender Feldherren gestellt, während das Haupt der Braunschweiger Linie, Anton Ulrich (1704—1714), zum Katholicismus übertrat und seine treffliche Tochter Elisabeth Christine mit dem Erzherzog Karl (VI.) von Österreich vermählte.

Mecklenburg. Noch vollständiger als in den welfischen Hauptlanden Niedersachsens siegte die adlige Libertät in dem alten baltischen Koloniallande dieses Stammes, in Mecklenburg. Seit 1621 zwischen die Linien Schwerin und Güstrow geteilt, dann einige Jahre durch in Wallensteins Händen, kam das ganze Land nach dem Aussterben der Güstrower Linie 1695 an die Schweriner. Da diese jedoch wieder in die Zweige Grabow und Strelitz sich gespalten hatten, so erfolgte im Hamburger Vergleiche von 1701 eine neue Teilung. Strelitz mit dem Fürstentum Ratzeburg fiel an Adolf Friedrich, alles übrige an Friedrich Wilhelm von Schwerin; doch die Stände, die Universität Rostock, das Hof- und Landgericht und das Konsistorium blieben gemeinschaftlich. Wegen der Steuern für die Landesverteidigung mit den Ständen in heftigen Streit verwickelt, gewann Friedrich Wilhelm 1708 die Hilfe Preußens gegen Zusicherung des Erbrechtes, hinterließ aber die ganze Frage seinem Nachfolger Karl Leopold (1713—1747) unerledigt. Wüste Kämpfe und auswärtige Einmischung verzehrten Jahrzehnte lang die Kräfte des Landes (s. S. 855). Karl Leopold war, als er 1747 starb, auf die Festung Dömitz beschränkt, und erst sein feindlicher Bruder Christian Lud-

wig, der ihm folgte († 1757), brachte am 18. April 1755 den „landesgrundgesetzlichen Erbvergleich" mit den Ständen und mit Strelitz zustande, noch heute die Grundlage der Landesverfassung. Die Union der Landstände blieb, ihre Gerechtsame und die schon 1654 förmlich eingeführte Leibeigenschaft der hintersässigen Bauern wurden bestätigt, ebenso wie das Recht des Bauernlegens. Das Land blieb geteilt zwischen dem Domanium der Herzöge (etwa zwei Fünftel des Landes), der Ritterschaft und der Landschaft, d. i. den 45 landtagsfähigen Städten, die ihre Hoheitsrechte als Ausfluß der Grundherrlichkeit übten. So fand hier das ständische Staatsideal seine mustergültige Verwirklichung, bis die Gesetzgebung des Norddeutschen Bundes es durchbrach.

Schleswig und Holstein. In altständischen Verhältnissen verharrten auch die Herzogtümer Schleswig und Holstein, doch nicht mit so ausschließlicher Vorherrschaft des Adels, wie Mecklenburg und Hannover. Nur im östlichen Holstein, der alten Eroberung der holstischen Ritterschaft (s. S. 297, 339), wog der adlige Großgrundbesitz vor, im übrigen der bäuerliche Besitz, und auch die Städte waren nicht unansehnlich, obwohl keine am großen Handel wirklich Anteil hatte. Vielfach erfreuten sich die Landesteile eines hohen Maßes örtlicher Selbstverwaltung, wie Dietmarschen und die nordfriesischen Inseln; auch die Beamten waren meist bürgerlichen Standes, gut bezahlt und vortrefflich gebildet auf der gemeinsamen Landesuniversität Kiel (gegründet 1665). Die Selbständigkeit und die Zusammengehörigkeit der beiden Lande, von denen doch nur Holstein Reichsland war, verbürgte vor allem der gemeinsame Landtag, daneben auch die Teilung jedes Landes unter beide Linien, die herzogliche (von Gottorp) und die königliche. An Bedrückungen von dänischer Seite war lange Zeit um so weniger zu denken, als auch Dänemark ganz überwiegend von holsteinischen Staatsmännern regiert wurde. Leise und fast unmerklich indessen begannen sich diese Verhältnisse zu verschieben. Der Friede von Roeskilde 1658 hatte zwar die frühere Lehnsabhängigkeit Schleswigs von Dänemark gelöst, aber auch die gemeinsame Regierung beider Linien daselbst aufgehoben; der nordische Krieg vereinigte den herzoglichen Anteil Schleswigs mit dem königlichen. Zugleich hörten die gemeinsamen Landtage seit 1675 auf, nur die Prälaten und Ritter versammelten sich nochmals 1711, dann nicht wieder; lediglich die „fortwährende Deputation" der Stände (7 Mitglieder) blieb von dem schleswig-holsteinischen Landtage übrig. So drohte das Landesrecht der Vergessenheit anheimzufallen. Die Erkenntnis dieser Gefahr lag den Herzogtümern noch sehr fern. Auf der Grenze deutschen und nordischen Wesens gelegen, mit Dänemark seit alter Zeit durch tausend Beziehungen verkettet, sah das reiche Ackerbauland mit dem selbstgefälligen Stolze des satten Behagens auf die „Butenminschen", auf die deutschen Landsleute im Süden von Hamburg und Lübeck herab, während schon König Friedrich IV. daran dachte, Schleswig dem dänischen Reiche ganz einzuverleiben.

Kursachsen. Etwas anders als in den Landschaften des niedersächsischen Stammes gestalteten sich doch die Dinge im südlichen Nachbarlande Preußens, in Kursachsen, unter Johann Georg II., III. und IV. Freilich blieb es hier bei

einzelnen Ansätzen zu monarchischer Gestaltung; die Staatseinheit durchzuführen gelang nicht, und so senkte sich die Wage des alten Kampfes um die führende Stellung in Norddeutschland mehr und mehr zu gunsten Preußens. Noch Johann Georg I. († 1656) hatte die Gründung eines kursächsischen Einheitsstaates erschwert, indem er letztwillig zwar seinem ältesten Sohne Johann Georg II. die Hauptmasse seiner Lande mit der Kurwürde zudachte, seine drei jüngeren Söhne aber mit den alten Stiftslanden und anderen Gebieten als Fürstentümer unter dessen Hoheit ausstattete, die bis ins 18. Jahrhundert bestehen blieben, Naumburg-Zeitz mit dem Vogtlande und dem Neustädter Kreise bis 1718, Merseburg bis 1738, Weißenfels bis 1746. In der That schien hier das Bedürfnis nach einer strafferen Zusammenfassung der staatlichen Kräfte weit weniger vorzuliegen wie in Preußen. Denn Kursachsen hatte keine Lebensinteressen gegen fremde Mächte zu verteidigen, und das Schwergewicht der „Erblande", die an Masse alle übrigen Gebiete zusammengenommen erheblich übertrafen, wirkte an sich schon zusammenhaltend. Andrerseits konnte ihre starke ständische Körperschaft einer monarchischen Politik einen schwer überwindlichen Widerstand entgegensetzen.

So blieb die selbständige Verwaltung und das Ständewesen der Erblande, der Ober- und Nieder-Lausitz, der Stiftslande und der Grafschaft Henneberg (die zunächst allerdings nicht in Betracht kamen) bestehen. Unter der erbländischen „Landesregierung" standen die vier bezw. sieben „Kreise" (Kurkreis, Meißnischer, Leipziger, Erzgebirgischer, Thüringischer, Vogtländischer, Neustädtischer Kreis) mit ihren adligen Kreishauptleuten, Kreisständen und Kreistagen. Die Kreishauptleute führten die Aufsicht über die „Ämter" (Domänenbezirke) und Grundherrschaften; doch schon unter Johann Georg I. wurde die Steuerverwaltung, später auch die Aufsicht über die grundherrliche Polizei den kurfürstlichen „Amtshauptleuten" (Domänenvorstehern) übertragen, so daß das „Amt" (Amtshauptmannschaft) sich zu einem Verwaltungsbezirk entwickelte, der den „amtssässigen" (niederen), nicht aber den „schriftsässigen" (hohen) Adel mit umschloß. Johann Georg II. (1656—1680) mußte aber den Grundherren und Städten einen gewissen Anteil an der Veranlagung und Erhebung der Steuern gewähren, ähnlich wie in der brandenburgischen Kreisverfassung. War so die landschaftliche und örtliche Verwaltung überwiegend ständisch, so behauptete auch der erbländische Landtag, entweder in seinen drei Kurien vollzählig, oder auch, wie seit 1660 häufig, nur zu Ausschuß-(Deputations-)tagen berufen, sein Recht der Steuerbewilligung, der Vorstellung und des Gutachtens über die Gesetzgebung; ja er steigerte eher sein Ansehen infolge der wachsenden staatlichen Bedürfnisse. Johann Georg II. gab ihm 1661 den seitdem immer wiederholten Revers, nicht ohne Beirat der Stände zu regieren, wogegen sie einen Teil der Kammerschulden auf ihre Steuerkasse (s. S. 677) übernahmen, die Grundlage der sächsischen Staatsschuldenverwaltung. So ordneten sie auch das Steuerwesen in ihrem Interesse. Zu der direkten Steuer, der Schock- und Pfennigsteuer (seit 1641) und der Gewerbesteuer (seit 1646) war in Ergänzung der alten Trank- und Fleischsteuern schon 1641 eine feste „Landaccise" auf alle Waren und fremde Getränke getreten; doch blieben

von der Grundsteuer die Rittergüter und teilweise auch die Bergstädte, von der Gewerbesteuer die Beamten, Geistlichen, Lehrer u. a. m. frei; jene zahlten nur seit 1657 für die „Ritterpferde" ein jährliches „Donativum".

Wirklich einheitlich und monarchisch gestaltete sich nur die Verwaltung des Post- und Heerwesens. Zum stehenden Heere legte der ritterliche Johann Georg III. (1680—91), der „sächsische Mars", den Grund, und zwar mit Hilfe eines festen, von den Ständen bewilligten Jahresbeitrages von 700,000 Thalern; es bestand dann 1683 seine Bluttaufe vor Wien und gewann in den nächsten Jahren noch reiche Siegeskränze gegen Türken und Franzosen. Der kursächsischen Post, deren Anfänge, eine Briefpost auf der Linie Dresden-Leipzig-Hof, bis auf Johann Georg I. zurückgehen, gab Johann Georg IV. (1691—94) eine einheitliche Gestaltung, indem er 1693 alle Postbeamten des Landes dem Oberpostmeister in Leipzig unterstellte. In allen Städten Kursachsens erhoben sich seitdem, besonders unter August dem Starken, die hohen, wappengeschmückten Meilensäulen mit des Kurfürsten Namenszuge. Namentlich die Interessen Leipzigs förderte die sächsische Volkswirtschaftspolitik so energisch, daß dahinter alle anderen Gesichtspunkte fast zurücktraten und der Gegensatz zu Preußen dadurch wesentlich verschärft wurde (s. S. 868).

So sehr nun also in Sachsen die Stände ihre Macht festhielten, das stehende Heer gab doch den Kurfürsten thatsächlich ein so hohes Maß von Selbständigkeit, daß sie ihre auswärtige Politik ganz nach ihrem Gutdünken leiteten. Am schärfsten tritt das unter dem glänzenden Friedrich August I. dem Starken (1694 bis 1733) in seinem Verhältnis zu Polen hervor. Eben um hier völlig freie Hand zu haben, bemühte er sich auch die Macht der Stände zurückzudrängen. Dazu sollte ihm auch der 1698 neuernannte Statthalter, der katholische Anton Egon von Fürstenberg, helfen. Er setzte 1698 den „Revisionsrat" ein, um die Mißbräuche in der Verwaltung zu untersuchen, hob ihn zwar 1700 wieder auf und übertrug seine Befugnis einer „Landesdeputation", beseitigte sie aber schon 1709 wieder, regierte thatsächlich allein mit seinem „Geheimen Kabinett" und nahm in der neuen Landtagsordnung von 1728 den Ständen das bisher von ihnen behauptete Recht, sich eigenmächtig zu versammeln. Auch die 1707 eingeführte Konsumtionsaccise, der die Stände lange widerstrebten, machte ihn von ihren Bewilligungen etwas unabhängiger. Trotzdem verschlangen seine großartigen Bauten und Kunstsammlungen, sein verschwenderischer, üppiger Hofhalt und nicht zuletzt seine unglücklichen Kriege um die polnische Flitterkrone so ungeheuere Summen, daß er sie nur mit dem Verkauf von Gebieten, Hoheitsrechten und Ansprüchen zu decken vermochte. Außer dem, was er an Preußen überließ (s. oben S. 862), veräußerte er seine Anrechte auf Lauenburg 1697 an Hannover, die auf Hanau 1728 an Hessen-Kassel, dazu gab er die Lehnshoheit über Schwarzburg auf. Auf einzelnen Verwaltungsgebieten geschahen indes manche Fortschritte. Die Rechtspflege wurde durch die Prozeßordnung von 1724 verbessert, der Strafvollzug durch die Errichtung des Zuchthauses in Waldheim gesichert. Noch weit zäher als an den ständischen Rechten hielt das protestantische Volk nach dem Übertritt

des Herrscherhauses zur römischen Kirche an seiner lutherischen Landeskirche fest. Der Kurfürst begab sich jedes Einflusses auf sie, indem er sein oberbischöfliches Recht auf die in Evangelicis beauftragten Geheimen Räte übertrug, die Katholiken blieben von allen staatlichen Rechten streng ausgeschlossen, der katholische Gottesdienst auf ein paar Schloßkapellen beschränkt, das Glockengeläut auch diesen verboten. Nur die eingewanderten französischen Reformierten genossen in Leipzig einer gewissen Duldung. Im sonderbaren Widerspruch mit diesem Stillstande des innerpolitischen Lebens entwickelte das rührige, gescheite, genügsame Volk eine erstaunliche Betriebsamkeit in Handel und Gewerbe, die der prunkvolle Hof und selbst die Verbindung mit Polen erheblich förderten, verwandelte das Land zugleich in eine Stätte der Kunst und der geselligen Bildung, wie Deutschland keine zweite kannte, und sandte eine ganze Reihe schöpferischer Talente in das verödete Geistesleben der Nation hinaus.

Das westliche und südliche Deutschland war staatlich schon längst so zerfallen, daß nur drei oder vier Herrschaftsgebiete zu einer bescheidenen Bedeutung emporkamen. Doch keines war imstande, die am schwersten bedrohte Grenze am Oberrhein selbständig zu schützen, und alles wird hier bestimmt von der Persönlichkeit des jeweilig regierenden Fürsten, die denn auch das Land oft in die willkürlichsten Bahnen schleuderte.

Hessen. In Hessen-Kassel gewann die lange und im ganzen auch wohlthätige Regierung des Landgrafen Karl (1670—1730) besondere Bedeutung, namentlich durch die Aufnahme flüchtiger Hugenotten. Friedrich I. (1730—1751) erlangte den schwedischen Thron, sodaß sein jüngerer Bruder, der spätere Landgraf Wilhelm VIII. daheim die Verwaltung führte; unter ihm ging endlich die Grafschaft Hanau 1738 auf Grund des Erbvertrags von 1643 an Hessen über. Unbedeutender blieb die Darmstädter Linie.

Kurpfalz. Eine größere Vergangenheit hatte die Kurpfalz; sie kam nicht wieder, und doch hat in keinem anderen deutschen Lande außerhalb Brandenburg eine so thatkräftige Wiederherstellungsarbeit das Zerstörte neu aufgebaut wie hier. Das war das ganz persönliche Verdienst Karl Ludwigs (1648—1680). Als Sohn Friedrichs V. und Elisabeths von England (geb. 1617) in der Verbannung aufgewachsen, dann in die Stürme des Krieges hereingerissen, aber sorgfältig erzogen und trotz eines Hanges zur Leichtfertigkeit im Unglück gereift, war er am 7. December 1649 heimgekehrt in sein Heidelberger Schloß. So selbständig, eigenwillig und selbstbewußt er war, ihn erfüllte doch auch ein lebendiges fürstliches Pflichtbewußtsein, und seine frische, lebensfreudige Natur, die es auch liebte, nach altem deutschen Fürstenbrauche zwanglos mit seinen Pfälzern zu verkehren, fand ihr größtes Genügen in unermüdlicher, anregender, helfender, überwachender Thätigkeit. Er spannte durch Belohnungen und Beispiel zum Wiederanbau der verwüsteten Felder und Weinberge an und zog zahlreiche Ansiedler von auswärts herzu; er machte das 1609 neugegründete Mannheim zu einer Art Musterstadt nach den Lieblingsideen des unumschränkten Fürstentums, indem er, alle sonst hergebrachten Schranken beseitigend, dieser aus Holländern, Franzosen

und Juden gemischten Gemeinde eine freie kollegiale Verwaltung unter einem fürstlichen Stadtdirektor verlieh und weder Zölle noch Zünfte einführte. Den Staatshaushalt begründete er wesentlich auf indirekte Steuern und steigerte so die Gesamteinnahmen mit scharfer Anspannung der Steuerkraft auf jährlich über 300,000 Gulden. Er wurde ferner der Erneuerer des pfälzischen Kirchenwesens, indem er die Kirchenordnung Friedrichs III. von 1563 wieder zur Geltung brachte und die verwaisten Pfarren besetzte, aber als ein entschiedener Gegner jedes religiösen Zwanges gewährte er, auch darin dem Großen Kurfürsten ähnlich, allen christlichen Bekenntnissen gleiches Recht. Den Lutheranern baute er die Providenzkirche in Heidelberg, den piemontesischen Waldensern gestattete er die Niederlassung in Germersheim, den Wiedertäufern in Mannheim; ja eben hier in dieser neuen Stadt errichtete er die Dreieinigkeitskirche als Simultankirche für Lutheraner, Reformierte und Katholiken. Auch an seiner Universität Heidelberg, die er am 1. November 1651 feierlich wieder eröffnete, beseitigte er die Schranken der starren Glaubenseinheit: ihre weltlichen Professoren wurden nur auf die heilige Schrift und die ältesten Bekenntnisse verpflichtet und glänzende Namen zierten ihre Lehrstühle. Nur sein Familienleben war lange nicht glücklich. Erst als er sich 1658 fast gewaltsam von seiner ersten Gemahlin Charlotte von Hessen-Darmstadt trennte und sich zur linken Hand mit der schönen liebenswürdigen Luise von Degenfeld, die er zur „Raugräfin" erheben ließ, vermählte, kehrte das Glück in seine Häuslichkeit ein. Doch was er geschaffen, war allzusehr sein persönliches Werk, geriet daher unter seinem Nachfolger Karl II. (1680—1685) rasch wieder in Verfall. Melancholisch, schwach und doch vergnügungssüchtig, vermählt in kinderloser Ehe mit der ungeliebten Wilhelmine Ernestine von Dänemark, zerrüttete dieser in verschwenderischem Hofhalt das vom Vater mühsam hergestellte Gleichgewicht der Finanzen und neigte wieder unter dem Einflusse seines Hofpredigers Langhaus dem strengsten Calvinismus zu, womit es im Einklange stand, daß er flüchtige Hugenotten aufnahm. Als er hoffnungslosem Brustleiden verfiel, schlossen am 22. Mai 1685 seine Minister mit dem katholischen Philipp Wilhelm von Neuburg, Jülich und Berg den Erbeinigungsrezeß, der diesen zur Thronfolge berief; wenige Tage später, am 26. Mai, verschied der Kurfürst. Mit ihm endete der Mannsstamm des Hauses Simmern.

Wie barbarisch die französische Verwüstung im dritten Raubkriege zerstörte, was Karl Ludwig geschaffen, ist schon erzählt worden. Auch kehrte mit dem äußeren Frieden der innere nicht zurück. Philipp Wilhelms Nachfolger Johann Wilhelm (1690—1716), der auch an der berüchtigten Ryswyker Klausel von 1697 seinen reichlichen Anteil hatte (s. S. 835), setzte nach und nach durch, daß 240 evangelische Kirchen den Katholiken zur Mitbenützung eingeräumt wurden, zwang die Protestanten, die katholischen Feiertage zu beobachten und den Prozessionen ihre Achtung zu bezeugen. Erst 1705 nötigten ihn die evangelischen Mächte, den Gewaltthätigkeiten ein Ende zu machen, worauf er verstimmt seine Residenz nach dem katholischen Herzogtum Berg verlegte und Düsseldorf in eine prächtige Hauptstadt umschuf. Sein Bruder Karl Philipp (1716—1742) lenkte

bald in die Bahnen seines Vorgängers ein, schaffte sogar den Heidelberger Katechismus ab und übergab die Heiligengeistkirche in Heidelberg den Katholiken. Erst das abermalige Einschreiten der evangelischen Mächte 1720 erzwang die Zurücknahme dieser Maßregeln, er aber vertauschte darauf Heidelberg mit Mannheim, das er in regelmäßig-prächtiger Weise fast ganz neu aufbaute. So war dies unglückliche Land Jahrzehnte lang dank dem beschränkten Fanatismus seines Neuburgischen Fürstenhauses der Schauplatz einer kirchlichen Zwangspolitik, wie sonst nur Österreich.

Würtembergs Unglück war, was es als seinen größten Vorzug pries, seine ständische Verfassung (s. S. 678). Denn diese Zweiteilung der Gewalten hielt jede Entfaltung der politischen Kräfte nieder, ließ im Volke keine Spur staatlicher Gesinnung aufkommen und drängte eben die kräftigsten und begabtesten Söhne des Herzogshauses, da sie eine eigentlich politische Thätigkeit nicht ausüben konnten, dazu, ihre Befriedigung im höfischen Glanze zu suchen. Auf den Gang der deutschen Dinge hat das Land nicht den geringsten Einfluß geübt. Es hatte unter der langen Regierung Eberhards III. (1628—1674) den Jammer des dreißigjährigen Krieges gekostet, um unter seinem zweiten Nachfolger Eberhard Ludwig (1677—1733), der erst 1693 für volljährig erklärt wurde, der französischen Verwüstung anheimzufallen und dann unter dem Willkürregiment seines tapferen, aber auch verschwenderischen und sinnlichen Herzogs zu seufzen. Nicht nur schuf er unter stetem Widerspruch seiner Stände ein übermäßig starkes Heer, das doch das Land nicht schützen konnte und schließlich wieder entlassen werden mußte, er ahmte Ludwig XIV. auch in seiner prunkvollen, sittenlosen Hofhaltung nach, für die er seit 1709 das würtembergische Versailles, Ludwigsburg, erbaute, und überließ sich und sein Land gänzlich der Herrschaft und schamlosen Ausbeutung eines gefallsüchtigen gewissenlosen Weibes, der Wilhelmine von Grävenitz, der Scheinfrau des Landhofmeisters von Würben. Was Gutes im Lande geschah, wie die Aufnahme der flüchtigen Hugenotten und Waldenser (1698), die zuerst die Ausschließlichkeit der lutherischen Landeskirche durchbrachen, war nicht des Herzogs Verdienst, sowenig wie der Anfall der Grafschaft Mömpelgard 1723. Noch größere Leiden brachte der kriegerische und stolze Karl Alexander (1733—1737) über das Land. In Österreich zum Katholicismus übergetreten, begünstigte er jesuitische Bekehrungsversuche und bevorzugte überall seine Glaubensgenossen; dazu geriet er bei seinem verschwenderischen, lasterhaften Leben ganz in die Hände des berüchtigten Juden Süß Oppenheimer, der ihm durch die ungesetzlichsten Mittel, wie Verkauf von Ämtern und Monopolen, Münzverschlechterung und dergl. mehr die Mittel zu schaffen wußte, um seinen Leidenschaften zu fröhnen, insbesondere auch der Jagd bis zur gewissenlosen Bedrückung des frohndenden Landvolkes. Der jähe Tod des tyrannischen Fürsten am 12. März 1737 brachte den Juden an den Galgen und eröffnete nach furchtbaren Leiden dem geplagten Lande die Aussicht auf bessere Zeit.

Bayern. Auch der größte der süddeutschen Staaten, Bayern, ist in dem mächtigen Anlauf, den es unter Maximilian dem Katholischen genommen, bald ermattet. Von den rührigeren Schwaben war es getrennt durch den reißenden

Lech, von den Österreichern und Tirolern durch alten und neuen Haß, vom Leben der deutsch-protestantischen Nachbarn geschieden durch die strengste Alleinherrschaft der katholischen Kirche, die jeden Protestanten vom Lande ausschloß, und keinem Bayern den Aufenthalt im evangelischen Gebiete gestattete, und auch die neugewonnene Oberpfalz sich allmählich wieder unterworfen hatte; die höheren Stände wurden von den Jesuiten in ihren Kollegien und auf der Universität Ingolstadt erzogen, der Volksunterricht blieb grundsätzlich vernachlässigt. Auch die gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse begünstigten die Abgeschlossenheit des Landes. Bayern war ohne alle bedeutendere Städte, ein Land der Kirche, des Adels und abhängiger Bauern,*) es entbehrte also jedes lebhafteren Verkehres. So trat es völlig in ein selbstzufriedenes, träges Sonderdasein zurück und geriet eben deshalb allmählich in den verhängnisvollen Bund mit Frankreich. Maximilians I. Nachfolger Ferdinand Maria (1651—1679), bigott und unselbständig, daher ganz unter der Leitung seiner energischen Mutter Maria Anna von Österreich und seiner Gemahlin Adelheid von Piemont, hatte zunächst die schwierige Aufgabe, die schrecklichen Wunden des dreißigjährigen Krieges zu heilen. Doch geschah das nur sehr langsam und unvollständig. Noch um 1700 lag ein Drittel der Felder wüst, die weitaussehenden merkantilistischen Pläne, wie sie namentlich der unruhige, aber gedankenreiche und unternehmende J. J. Becher dem kurfürstlichen Paare unterbreitete: Begründung eines „Kaufhauses" in München, ja sogar einer bayerischen Kolonie in Nord- oder Südamerika, beides mit holländischer Hilfe, verrannen im Sande. Dagegen geschah manches für die Wehrhaftmachung des Landes; Ingolstadt und Braunau wurden verstärkt, die „Landfahnen" der Miliz reorganisiert. Aber ein Versuch, die beiden Hauptteile des Landes zu einem monarchischen Einheitsstaate zu verschmelzen, wurde nicht gemacht; die Regierung begnügte sich, die Mitwirkung der Stände einzuschränken oder ganz zu beseitigen, verweigerte deshalb die erbetene Herstellung der landständischen Verfassung in der Oberpfalz 1655 und verhandelte über Steuerforderungen in Alt-Bayern seit 1669 statt mit den Ständen nur mit einem kleinen Ausschuß, den „Verordneten". Die Verwaltung ging in den hergebrachten Formen weiter. Einige fürstliche Rentämter standen über Land- und Pflegegerichten; die Ortsverwaltung lag, soweit sie nicht der Kammer zufiel, in den Händen des Adels, der Klöster und der Stadträte. Am eifrigsten sorgte Ferdinand Maria für die Gründung neuer Klöster und die Wiederherstellung der 1556 säkularisierten Klöster in der Oberpfalz; sonst fand er seine Befriedigung in prächtigen Schloßbauten, wie Nymphenburg.

Sein Sohn Max Emanuel (1679—1726) ging fast ganz auf in kriegerischer Thätigkeit und auswärtiger Politik. Sein Anschluß an Frankreich im spanischen Erbfolgekriege brachte unsägliches Ungemach über Bayern; trotzdem empfahl er dem Kurprinzen Karl Albert noch kurz vor seinem Tode ausdrücklich an diesem Bündnis festzuhalten, denn nur so schienen die Wittelsbacher sich vor

*) In Ober- und Nieder-Bayern gehörten von 29,000 Bauernhöfen 16,000 dem Adel und der Kirche, 7000 der fürstlichen Kammer.

Österreich schützen und ihre ehrgeizigen Pläne erfüllen zu können: die Gewinnung der habsburgischen Erbschaft. Daher vermählte der Kurfürst den Sohn im September 1722 mit Maria Anna, der jüngeren Tochter Kaiser Josephs I., obwohl er diese Ehre mit der Anerkennung der pragmatischen Sanktion erkaufen mußte, daher legte dann Karl Albert (1726—1745) Verwahrung ein, als das Reich 1731 dies Gesetz gewährleistete. Aber die Kräfte Bayerns entsprachen so hochfliegendem Ehrgeiz mit nichten. Die Finanzen waren völlig zerrüttet. die Schuldenlast auf 30 Millionen Gulden angeschwollen, die Steuern aufs äußerste angespannt, die Verwaltung verlottert, das Heer verfallen, nur 20,000 Mann stark und auf französische Hilfsgelder angewiesen, der Hofhalt in Nymphenburg und Schleißheim zwar weniger prunkvoll als der des Vaters, aber noch verschwenderisch und leichtfertig genug.

So kam keiner der deutschen Staaten über Ansätze zu dem hinaus, was in Preußen verwirklicht war, und eben darin lag die gewaltige, nur noch nicht erkannte Überlegenheit der jungen norddeutschen Macht.

An innerer Stärke war ihr selbst Österreich trotz seines ungleich größeren Umfangs nicht gewachsen. Denn auch unter Joseph I. und Karl VI. machte die monarchische Centralisation keine erheblichen Fortschritte, die Volkswirtschaftspolitik blieb in den Anläufen stecken und die Finanzverwaltung blieb schlaff; kamen doch um 1700 von 14 Millionen Gulden nur etwa 4 Millionen wirklich in die Centralkassen. Für die Volkswirtschaft von dauernder Bedeutung wurde nur die Erhebung von Triest und Fiume zu Freihäfen (18. März 1719), die zuerst das althergebrachte Recht des sinkenden Venedig zum Alleinhandel auf der Adria durchbrachen und für Österreich den Zugang zu den levantinischen Gewässern eröffneten. Eine kleine Kriegsflotte, die 1734 schon 3 Linienschiffe und 9 andere Fahrzeuge zählte, sollte den aufstrebenden Handel schützen. Noch kühner geplant war die Ostindische Kompagnie, die am 27. Mai 1719 patentiert und mit dem Rechte zum Alleinhandel auf der Donau und zur Anlage von Fabriken ausgestattet wurde. Sie nahm ihren Sitz in Ostende und traf Anstalten, sich in Ostindien festzusetzen, doch das einheimische Kapital unterstützte sie zu wenig, ihre gewerblichen Unternehmungen arbeiteten mit Verlust, und schließlich zwang die englisch-holländische Eifersucht 1731 den Kaiser, in ihre Auflösung zu willigen (s. S. 859).

Welchen Einfluß übte nun diese Politik und Staatswirtschaft auf die Kultur?

Die Stände. Zunächst hat sie die alte gesellschaftliche Gliederung in streng gesonderte Stände nicht nur nicht beseitigt, sondern eher verschärft. Der kleine Adel war durch den Krieg hart mitgenommen, meist tief verschuldet und bei der Verödung des platten Landes sehr langsam imstande sich zu erholen. Viele sanken deshalb zu schmarotzenden „Krippenreitern" herab, die meisten gewöhnten sich den Hof-, Staats- und Heeresdienst der Fürsten zu suchen und wirkten somit vielfach an dem Aufbau der neuen staatlichen Ordnung mit. Doch suchten sie dabei fast überall nur ihren persönlichen Vorteil oder den ihres Standes; ein wirklich monarchischer Adel bildete sich nur in Preußen. Der Bürgerstand verhielt sich gegenüber dem neuen fürstlichen Staate mißtrauisch und ablehnend, nicht nur in den Reichs-

städten, sondern überall. Denn so unfähig er sich mit wenigen Ausnahmen erwies, aus sich heraus Neues zu schaffen, so sehr er unter verrotteten Ordnungen, in pedantisch geregeltem, einförmigem Dasein dahinlebte, ohne Unternehmungsgeist, ohne das alte stolze Selbstbewußtsein, so sehr er also der fürstlichen Staatswirtschaft für die Hebung des Erwerbes verpflichtet war, sie durchbrach doch da, eben wo sie am thatkräftigsten sich regte, wie in Preußen, gewaltsam die gewöhnten Formen des städtischen Lebens und der städtischen Selbstverwaltung, erschien daher als eine fremde, halb feindliche Macht. Das hielt freilich ehrgeizige und wohlhabende Leute des Bürgerstandes nicht ab, sich vom Kaiser einen „Adelsbrief" zu kaufen, um so in die Reihen des bevorrechteten Standes einzutreten. Noch geringer waren die Beziehungen des Bauernstandes zum fürstlichen Staat; der größte Teil des Volkes, sieben Zehntel, trug fast überall nur die Lasten des Zustandes, insbesondere eine unverhältnismäßige Steuerlast. Nur etwa ein Fünftel des Landvolkes lebte in freieren Verhältnissen. Auf dem linken Rheinufer von Cleve bis zur Mosel, in Berg, in der Grafschaft Mark, in den Abteien Essen und Werden waren die Bauern nicht hörig, sondern freie Grundeigentümer oder freie Pächter, auch im Magdeburgischen und Halberstädtischen meist persönlich frei, was ebenso von den Kolonisten östlich der Elbe gilt, in den Nordseemarschen, teilweise auch in Tirol und Ober-Österreich freie Grundbesitzer. Doch weitaus die Mehrzahl verharrte in Gutsunterthänigkeit oder, wie in Mecklenburg und Böhmen, geradezu in Leibeigenschaft und war dann nur durch den Grundherrn dem Staate verbunden. Erst die preußische Kantonpflicht nahm sie unmittelbar für den Staat in Anspruch und nur die Monarchie brachte ihnen kräftigeren Schutz gegen gutsherrliche Willkür.

Die wirtschaftliche Lage. Blieb somit die strenge Scheidung der Stände bestehen, so machte doch die wirtschaftliche Entwickelung unleugbare Fortschritte. Freilich war und blieb die Übermacht des Auslandes eine äußerst drückende. Erst 1720 kam der Unterlauf der Oder, Elbe und Weser wieder in deutsche Hände; aber die Rheinmündungen, damit die Herrschaft über den verkümmerten Rheinhandel, auf der anderen Seite der Ostseehandel verblieb den Holländern, die als die einzigen oder wichtigsten Käufer deutscher Roherzeugnisse und Lieferanten überseeischer Waren eine fast unerträgliche Monopolstellung behaupteten, so daß von 1600 bis gegen 1750 Deutschland auch vom holländischen Geldmarkte ganz abhängig war. Eine ähnliche Stellung nahm Frankreich für Mode- und Kunstprodukte, England für Gewerbeerzeugnisse ein, während Dänemark mit seinen Zöllen am Sunde und an der unteren Elbe dem deutschen Handel die Lebensadern unterband. Und bis tief ins Binnenland, bis in jedes Dorf schwärmten fremde, insbesondere italienische Hausierer. Dazu war der heimische Gewerbfleiß so herabgekommen und durch die Mißbräuche des Zunftwesens so gebunden, daß er nicht entfernt auch nur den eignen Bedarf zu decken vermochte; fast nur Rohprodukte hatte Deutschland zunächst in Tausch für fremde Waren zu geben; überall mangelten Kapital- und Menschenkraft. Die Arbeitslöhne standen daher viel höher als vor dem Kriege und die Landwirtschaft mußte sich deshalb noch lange darauf beschränken, die leeren Räume wieder zu besiedeln und zu bebauen; an Fortschritte

des Betriebes konnte sie nur wenig denken, und wo solche vereinzelt auftraten, da brachten sie fremde Einwanderer, wie z. B. Franzosen und Holländer, die den Tabaks- und Kartoffelbau in die Pfalz einführten.

Fortschritte des Nordens und Ostens. Erst hieraus wird ersichtlich, wie schlechterdings notwendig bei der völligen Ohnmacht der Reichsordnungen der harte fürstliche Merkantilismus war. Wo er seine Staatswirtschaft kräftig einsetzte oder wo noch eine zielbewußte Stadtpolitik sich entfalten konnte, da besserten sich die Zustände; die Landschaften, wo weder das eine noch das andere der Fall war, blieben zurück. Daher die allmählich eintretende Überlegenheit des Ostens und Nordens gegenüber dem Süden und Westen. Denn in diesen politisch zerfahrenen Gebieten, die noch dazu schwer unter den unaufhörlichen französischen Kriegen litten, konnte eine Staatswirtschaft in größerem, also wirksamen Maße nicht zur Geltung kommen. Am schlimmsten zeigt sich das in den Rheinlanden, die Regierungszeit Karl Ludwigs in der Pfalz ausgenommen. Die zahllosen Zollstätten (30 von Straßburg bis zur holländischen Grenze) mit ihren seit dem dreißigjährigen Kriege unvernünftig erhöhten Zöllen hemmten den Rheinhandel aufs äußerste; für die Ausfuhr nach Holland kam fast nur das Holz des Schwarzwaldes in betracht; erst die neuen fürstlichen Städte, wie Mannheim, Hanau, Neuwied, entwickelten eine regere Gewerbthätigkeit und Frankfurt a. M. behauptete sich als großer Meßplatz kraft seiner Stadtwirtschaft. Weiter abwärts entfaltete die alte Leinen- und Eisenindustrie in Cleve-Mark große Rührigkeit.

Im Osten steigerte Sachsen seine industrielle Bedeutung. Zu dem alten Gewerbfleiße des Erzgebirges in Tuch, Leinwand und Spitzenklöppelei fügten böhmische Exulanten, die 1654 auch Johanngeorgenstadt anlegten, seit etwa 1670 die Fabrikation musikalischer Instrumente; der prunkende Hof gab Anstoß zu reger kunstgewerblicher Thätigkeit, gründete 1710 die erste Porzellanfabrik in der schmählich verunstalteten Albrechtsburg zu Meißen; in der sächsischen Oberlausitz, wo sich seit dem Ende des 16. Jahrhunderts die Leinweberei auch auf das platte Land verbreitet hatte, entstand nach dem Kriege eine blühende Industrie, die ursprünglich ihren Absatz besonders nach Nürnberg und Italien fand, seit der Zerstörung der französischen Leinweberei durch die Austreibung der Hugenotten ihren Hauptmarkt in England hatte. In ähnlichen Bahnen bewegten sich das Leinengewerbe und der Handel Schlesiens; doch litten sie schwer unter den Nachwirkungen des langen Glaubensdruckes, der Abwendung des russischen Verkehres nach den Ostseehäfen seit Peter dem Großen und dem Aufblühen der französischen Industrie, das den Schlesiern den spanischen Markt kostete. Erst gegen 1740 hob sich die Tuchmacherei wieder. Leipzig vermochte diesen gesteigerten Verkehr trotz aller Straßenmandate nicht mehr in der alten Weise an sich zu ziehen, denn es konnte das Aufkommen neuer Handelswege durch die Marken und das Erzgebirge nicht mehr hindern, sowenig wie das Aufblühen der Schiffahrt auf der Saale und auf der oberen Elbe von Pirna und Dresden aus, aber es zog doch infolge günstiger Handelsverträge einen Teil des polnischen Verkehres von Breslau ab und wurde seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts allmählich der Hauptsitz des deutschen Buchhandels.

Nicht minder gelang es der energischen Staatswirtschaft **Preußens**, Gewerbe und Verkehr der Mittelprovinzen zu entwickeln. Der einheimische Gewerbfleiß vermochte jetzt den gesamten Heeresbedarf zu decken, ja eine „russische Kompagnie" in Berlin (1725) übernahm die Tuchlieferungen selbst für die russische Armee. Die Ausfuhr an Getreide sank mit der steigenden Dichtigkeit der Bevölkerung, aber im Inlande wuchs der Umsatz, so daß **Magdeburg** 1740 wieder eine ansehnliche Schiffahrt besaß und 16,000 Einwohner zählte. Auch **Stettin** erlebte nach schwerer Übergangszeit neuen Aufschwung, stieg von 6000 Einwohnern (1713) auf 12,000 Einwohner (1740), besonders durch eine rührige französische Kolonie und die starke Garnison; selbst das verarmte **Frankfurt** a. O. hob sich unter der sicheren königlichen Verwaltung. Doch am schnellsten, schneller als jede andere deutsche Stadt, entwickelte sich **Berlin**. Es zog einen guten Teil des Verkehres zwischen Hamburg, der Lausitz, Schlesien und Polen an sich, der früher über Leipzig gegangen war; vergrößert durch die Dorotheenstadt, den Werder und die Friedrichsstadt, die erst 1709 mit der alten Doppelstadt Berlin-Cöln zu einer Gemeinde vereinigt wurden, zählte es i. J. 1700 28,000 Einwohner, 1709 50,000, 1740 ohne die Besatzung bereits 80,000 Einwohner.

Doch je mehr die wirtschaftlichen Verhältnisse des deutschen Nordostens sich entwickelten, desto rascher stieg **Hamburg**, Bremen und Lübeck weit überflügelnd, zur Herrin des norddeutschen See- und Binnenhandels empor, dank einer durch und durch selbstsüchtigen, gegen die nationalen Interessen völlig gleichgültigen, aber klugen und weitblickenden Stadtpolitik, welche den Kleinverkehr mit dem Großhandel verband, sich von den Wirren des dreißigjährigen Krieges, sogar von den Reichskriegen gegen Frankreich fern zu halten wußte, mit brandenburgischer Hilfe auch die Unterwerfungsgelüste Dänemarks abwehrte, und so unabhängig stand, daß sie jeden Augenblick auf das Ausland sich stützen konnte. Langwierige innere Zwistigkeiten wurden durch die Verfassungsrecesse von 1710 und 1712 beendet, mächtige Festungswerke umgaben seit 1615/20 die Stadt, die zu Anfang des 18. Jahrhunderts noch erweitert wurden; fremde Einwanderer, namentlich portugiesische Juden, begründeten den Großhandel mit Süd- und Westeuropa; treffliche Handelseinrichtungen wie die Begründung der Bank 1619 und der Admiralität 1623, die Ordnung des Lootsen- und Betonnungswesens erleichterten den Verkehr; ein kaiserliches Privileg von 1628 gab der Stadt die Herrschaft über die Unterelbe bis zur Mündung, und der Friede von Brömsebro 1644 beseitigte den dänischen Zoll in Glückstadt, Handelsverträge mit Holland in Gemeinschaft mit Bremen und Lübeck 1648, mit Spanien und Portugal 1647/48, mit Frankreich 1655 und 1716, mit England 1661/63, das Hamburg sogar von der Navigationsakte befreite, bahnten den Hamburgern nach allen Seiten hin die Wege. Obwohl die Konkurrenz Altonas (1664 zur Stadt erhoben) und die Bemühungen Magdeburgs, den Hamburger Stapel über Harburg zu umgehen, sich immerhin fühlbar machten, so war doch schon um 1650 aus der bescheidenen Braustadt eine blühende Handels- und Fabrikstadt geworden und 1669 nennt sie ein kundiger Italiener schon die erste Handelsstadt Deutschlands. Sie nahm damals jährlich etwa 900,000 Gulden ein.

Zwar ihren Handel in Holland hatten die dortigen hohen Zölle vernichtet, aber ihre Kaufleute hatten jetzt ihre Kontore in Lissabon und Oporto, in Cadix, Malaga und Livorno, sie behaupteten mit ihren Nachbarstädten noch den Londoner Stahlhof, beschäftigten schon 1669 im Walfischfang 37, später gegen 50 Schiffe, hatten um 1700 allein ungefähr halb soviel Anteil daran, wie ganz Holland. Dabei wußten sie ihre Kauffahrer, die noch in Flotten vereinigt ihre regelmäßige Fahrten machten, mit gutgerüsteten Kriegsschiffen kräftig zu schützen. Die Hansa war völlig aufgelöst, bei der letzten Tagefahrt i. J. 1669 erschienen nur noch die Abgeordneten von sechs Städten und ihr ehrwürdiger Name bezeichnete seitdem nur noch Hamburg, Lübeck und Bremen, aber Hamburg allein bedeutete mehr als alle anderen deutschen Seestädte zusammengenommen und hat der Nation einen bescheidenen Anteil am Großhandel gesichert, wenngleich noch nicht am Welthandel. Nur Danzig konnte sich einigermaßen mit ihm messen, obwohl es infolge der nordischen Kriegswirren sichtlich zurückging.

Bevölkerungszunahme. Sonst hob sich in vielen Teilen Deutschlands mit dem Wohlstande auch die Bevölkerung, am raschsten in Preußen infolge der planmäßigen Kolonisation. Um 1670/80 stand es noch weit hinter anderen deutschen Gebieten zurück, zählte auf der Quadratmeile in Ost-Preußen 600, in der Neumark 505, in der Kurmark 656, in Pommern 420, dagegen im Magdeburgischen 1696 Einwohner, im ganzen Staate durchschnittlich 919 Einwohner, während damals in Hannover 1367, in Schleswig-Holstein 1225, im industriellen Sachsen 2017, in Würtemberg 2272, aber auch in Böhmen 1590 Menschen auf der Quadratmeile wohnten. Aber bis 1740 wanderten in die ostelbischen Provinzen, die geworbenen Soldaten noch abgerechnet, mindestens 150,000 Menschen ein, die mit ihrer Nachkommenschaft über 300,000 Köpfe, also fast den dritten Teil der gesamten Bevölkerung darstellten. Stieg doch z. B. die Kurmark von 283,000 Einwohnern 1701 auf 476,000 Einwohner i. J. 1740, die ganze Staatsbevölkerung aber von 1,65 Millionen 1713 auf 2,24 Millionen 1740, also auf 1024 Menschen für 1 Quadratmeile, wobei dem Gebiete nur ein Teil Vorpommerns zuwuchs. Österreich zählte damals 12—15 Millionen. Andere Länder im Westen verloren freilich, wie namentlich die unglückliche Pfalz.

Auswanderung. Wenn neben diesem wenigstens durchschnittlich zu beobachtenden Bevölkerungszuwachs eine starke Auswanderung steht, so ist das zum allergrößten Teile ein Zeichen schwerer wirtschaftlicher oder kirchlicher Notstände, keineswegs eines Menschenüberflusses. Pfälzer und andere Rheinländer zogen in Scharen nicht nur nach Preußen, sie begannen auch die große deutsche Wanderung nach Nordamerika. Nachdem einzelne Deutsche schon in den Jahren 1657/64 nach Neu-Niederland (Neu-York) gegangen waren, erschienen größere Scharen auf Veranlassung des Quäkerführers William Penn 1683 in dessen Kolonie Pennsylvanien, gründeten hier als erste Niederlassung Germantown und hatten 1739 bereits eine deutsche Zeitung. In Neu-York erschienen 1708 die ersten Pfälzer, 1709 mehrere Tausend Deutsche, die sich zuerst am unteren Hudson ansiedelten, dann, dem Zwange des englischen Gouverneurs sich entziehend, unter härtester Ar-

beit die herrlichen Thäler des Schoharie und Mohawk kolonisierten. Kleinere Ansiedelungen entstanden später in Neu-Jersey, Maine, Virginien, Nord- und Süd-Carolina, wo besonders Salzburger sich niederließen; Herrnhuter kamen 1735 nach Georgien und Neu-York als Missionare. Neben solchen Auswandrerscharen stehen jene ebenfalls nach Hunderten und Tausenden zählenden deutschen Edelleute und Gewerbtreibenden, welche Thatendrang, Abenteuerlust und Unzufriedenheit in den Dienst fremder Mächte, insbesondere nach Rußland, dem alten Schauplatze deutschen Unternehmungsgeistes, trieben. Männer, wie der Westfale Ostermann und der Oldenburger Münnich, sind dort in Verbindung mit baltischen Herren die Gründer des neurussischen Staates geworden, Petersburg war anfangs eine halbdeutsche Stadt, eine verspätete Gründung hansischen Unternehmungsgeistes.

Die fremde Bildung. Wie der Adel überwiegend seine Thätigkeit dem Hofe und Staate, der Bürgerstand ausschließlich der wirtschaftlichen Arbeit widmet, so geht auch ihre Bildung weit auseinander. Dieser versucht der deutschen Eigenart einen Ausdruck zu verleihen, wenngleich in Anlehnung an fremde Muster, jenen beherrscht völlig die fremde Bildung. An den protestantischen Höfen überwiegt die französische Bildung, die zunächst durch die Beziehungen der Reformierten zu Frankreich, später durch die Einwanderung der Hugenotten vermittelt wurde, an den katholischen drang mit der Gegenreformation die italienisch-spanische ein. Daher ergriff die französische Bildung zuerst den pfälzischen Hof unter Friedrich V.; nach dem dreißigjährigen Kriege folgten diesem Beispiele die welfischen Fürsten, zunächst der Hof von Celle seit der Vermählung Georg Wilhelms mit Eleonore d'Olbreuse i. J. 1666, später infolge der Vermählung Sophias von der Pfalz mit Ernst August von Hannover auch dieser. Von hier verpflanzte deren Tochter Sophie Charlotte die neue höfische Bildung und Sitte nach Berlin, wo die zahlreichen Hugenotten schon den Boden bereitet hatten; gleichzeitig drang sie unter Johann Georg IV. und Friedrich August I. in Dresden ein. Der Münchener Hof wurde unter dem Einflusse der Kurfürstin Adelheid (s. S. 879) wesentlich italienisch, der Wiener unter Karl VI. spanisch. Im Zusammenhange damit suchten junge Fürsten und Edelleute ihrer Bildung durch die „Kavalierstour" nach den Hauptstädten des romanischen Westens und Südens, besonders nach Paris und Venedig, der erlesensten Stätte üppigen Genusses in Italien, den letzten Schliff zu geben, und es entsprach lediglich diesem Übergewichte französischer Gesittung, das sich mit der alles überragenden Machtstellung Frankreichs unter Ludwig XIV. verband, wenn die französische Sprache im diplomatischen Verkehr an die Stelle der bis dahin herrschenden lateinischen trat.

Hofleben. So verschieden das deutsche Hofleben dieser Zeit im einzelnen gewesen sein mag, es trägt doch überall bestimmte übereinstimmende Züge. Die Fürsten sonderten sich streng von ihrem Volke; sie umgaben sich nach Ludwigs XIV. Beispiel mit einem glänzenden Hofstaat und peinlicher Etikette, sie erbauten sich prunkende Lustschlösser in französisch angelegten Parks oder wohl ganz neue Residenzstädte, wie Mannheim, Ludwigsburg, Karlsruhe (seit 1715); sie verwandelten das ganze Leben in ein ununterbrochenes Fest, verschwendeten ungeheure

Summen in Opern und Balletts, in Maskeraden („Wirtschaften"), Ringelrennen und Jagden, in Wasser- und Schlittenfahrten, und hielten sich „Maitressen". Gewiß vollzog sich somit ein Fortschritt von der alten Roheit zu feinerer Gesittung, aber er verband sich nur zu häufig mit sultanischer Willkür und sittlicher Fäulnis, welche namentlich den Adel vergiftete. Niemals hatte die Empfindung fürstlicher Würde höher, das Bewußtsein fürstlicher Pflicht tiefer gestanden.

Da war es sehr bedeutsam, daß der preußische Hof und der preußische Adel unter Friedrich Wilhelm I. diesem Treiben durchaus sich verschloß. So rauh und wohl auch roh der Ton in diesen Kreisen sein mochte, daß sie der wälschen Versumpfung widerstanden, war eine That.

Bildende Kunst. Von diesem Leben der Höfe war nun auch die bildende Kunst fast gänzlich abhängig. Sie hatte daher wenig Zusammenhang mit dem Volksleben und mit den Überlieferungen des heimischen Handwerkes, wurde vielmehr ganz und gar von örtlichen Verhältnissen und persönlichem Geschmack bestimmt, oft von Fremden und ganz überwiegend nach fremden Mustern geübt. Außer den Fürsten und dem Adel baute fast nur noch die katholische Kirche, ihre wiederhergestellte Macht zu stolzem Ausdruck bringend. Zunächst überwogen die großartigen, prunkvollen Formen des italienisch-französischen Barockstils. Denn es galt weite, hohe, mit Marmorstuck und Vergoldung prächtig geschmückte Räume für die Bedürfnisse einer großen Hofhaltung oder die Entfaltung kirchlichen Pompes herzustellen. Später, als die Rücksicht auf das Bequeme, Behagliche, Elegante überwog, als die Aufgabe war, anheimelnde Wohnräume und lauschige Boudoirs zu schaffen, trat das Rokoko auf, das keine grade Linie duldet, sondern sie durch die gewundene und gebrochene ersetzt, das jede leere Fläche mit phantastisch üppigem Zierwerk überzieht, das die baulichen Formen nach rein malerischen Rücksichten oft überraschend und willkürlich in neue Verbindungen bringt. Die Bildnerei hatte vor allem die Aufgabe, in mehr malerisch als plastisch gedachten Gestalten und Gruppen Gegenstände aus der antiken Mythologie oder auch aus der Heiligengeschichte zum Schmucke dieser Bauten herzustellen oder bedeutende Persönlichkeiten in Bildnissen zu verewigen, die das Heroische vor allem in antiker Gewandung suchen; später wurde sie namentlich in Sachsen von der zierlichen und gezierten Formgebung des Porzellans beherrscht, das alle Zimmer mit seinen bunten Schäfer- und Göttergestalten füllte. Auch die Malerei arbeitete auf den Effekt hin; doch erhielten die alte treffliche Überlieferung der große Kupferstecher Matthäus Merian († 1650) und sein genialer Schüler Wenzel Hollar († 1677), der überwiegend in England thätig war. Die großen Kunstsammlungen, zunächst mehr das Ergebnis fürstlicher Prunkliebe als künstlerischer Bestrebungen, sind erst später für die heimische Kunst fruchtbar geworden.

Im katholischen Südosten übertreffen kirchliche Bauwerke die Schlösser der Fürsten und des Adels beinahe an Bedeutung. Noch während des dreißigjährigen Krieges erbaute in Salzburg Santini Solari den massigen Dom nach dem Vorbilde der römischen Peterskirche (1614—1628); später schmückte Antonio Dario den Platz davor mit dem großartigen Brunnen und seinen mächtigen See-

rossen (1662—1680). Um dieselbe Zeit entstand der imposante Kuppelbau des Passauer Domes, in München die prunkvolle Theatinerkirche als Grabkirche des Herrscherhauses (1661—1675), in der Nähe die stolzen Schlösser von Nymphenburg und Schleißheim. In marmorprangenden Bauten zeigten besonders zu Anfang des 18. Jahrhunderts die altberühmten Klöster Österreichs, wie Admont, Melk und Göttweih, ihren Reichtum; in Wien schufen die beiden Fischer von Erlach 1716/36 die stolze Karlskirche, Hildebrand das festlich heitere Gartenschloß des kunstliebenden Prinzen Eugen, das Belvedere (1693—1724).

Einen glänzenden Aufschwung nahm in Norddeutschland zunächst Berlin unter der Regierung Friedrichs III. (I.). Hier leitete schon seit 1673 Johann Arnold Nehring alle öffentlichen Bauten, von ihm rührt der Entwurf des großartigen Zeughauses her, das Jean de Bodt vollendete, dann die Lange Brücke. Seit 1692 aber trat das Genie Andreas Schlüters, des größten Künstlers seiner Zeit (geb. 1662), beherrschend hervor. Er gestaltete das bunte Gebäudegewirr des kurfürstlichen Schlosses, an dem fast drei Jahrhunderte gearbeitet hatten, zu einem machtvollen, einheitlichen, wahrhaft königlichen Ganzen; er baute den Lieblingssitz der „philosophischen Königin", Charlottenburg, zu dem der Franzose Le Nôtre die herrlichen Gartenanlagen schuf; er erfand die Masken der sterbenden Krieger im Hofe des Zeughauses und das Reiterstandbild des Großen Kurfürsten auf der Langen Brücke, nach Rauchs Urteil die mächtigste Reiterstatue, die seit dem Marc Aurel (auf dem Kapitol) modelliert worden ist. Unglücklich im Baue des zu verwegen auf unsicherem Grunde aufgeführten Münzturmes erlag er dem Neide seines Nebenbuhlers Eosander des „Goten" (Schweden) i. J. 1707 und ging 1713 nach Petersburg, wo er schon 1714 starb, doch hat er Berlin unvergänglich das architektonische Gepräge aufgedrückt.

Mit seinem Sturze ging die große Zeit der Berliner Kunst trotz der 1699 gegründeten Akademie der Künste zu Ende, denn was Friedrich Wilhelm I. baute, trägt das Gepräge trockener Nützlichkeit, und dank der „opulenten Somptuosité" Friedrich Augusts I. begann Dresden die preußische Hauptstadt zu überflügeln. Die lange Reihe der Prachtbauten eröffnete dort Johann Georg II. mit dem Palais im Großen Garten; Friedrich August aber, genußsüchtig, prachtliebend und kunstverständig wie er war, wollte die kleinbürgerliche Residenz, die er vorfand, in eine glänzende Hauptstadt verwandeln. Die Verwüstung Altendresdens rechts der Elbe durch den Brand von 1685 und eine Feuersbrunst im Schlosse 1701 bot ihm Raum zu den kühnsten Entwürfen. Er gestaltete jenen Stadtteil so völlig um, daß er ihn mit Recht die „Neustadt" nennen durfte; er erwarb dort 1707 das Gartenschloß Graf Flemmings und ließ es seit 1727 durch den genialen Pöppelmann, einen Anhänger Schlüters, mit solider Pracht umbauen zu dem „Japanischen Palais"; er schmückte den Marktplatz dort mit seinem eignen Reiterstandbilde, das Kapitän Widemann aus Kupfer trieb, und ließ der Elbbrücke ebenfalls durch Pöppelmann die schönen Formen geben, die sie noch heute bewahrt, er legte sogar ganz neu die „Friedrichstadt" an. Doch nirgends kommt der Geist dieses Fürsten so ganz zum Ausdruck als im weltberühmten „Zwinger",

den Pöppelmann entwarf, aber nur zum kleinsten Teile vollendete (1711/19). Denn diese langgestreckten Arkaden und hohen Pavillons mit ihrer phantastisch prächtigen Ornamentik und den sprudelnden Wasserkünsten, welche einen weiten Hof auf drei Seiten umgeben, sollten nur die Umrahmung bilden für Ringelrennen und Maskeraden; daran sollte sich dann ein großartiger Königspalast schließen, um in breiten Terrassen zur Elbe sich herabzusenken. Daneben entstanden zahlreiche schmuckvolle Adelspaläste und fürstliche Gartenschlösser, wie das in Groß-Sedlitz und das phantastische französisch-chinesische Pillnitz. Ebenbürtig neben diesen Palastbauten erhob sich seit 1727 in unverwüstlicher Gediegenheit der kühne Kuppelbau der Dresdner Frauenkirche, das Werk Georg Bährs. Für die kursächsische Plastik gab das Porzellan, die Erfindung des abenteuerlichen „Goldmachers" Joh. Friedr. Böttger (1709), den beliebtesten Stoff, selbst für Ausführungen in großem Maßstabe. Teils um Vorbilder zu haben, teils aus Prachtliebe veranstaltete Friedrich August jene wundervolle Sammlung orientalischer Porzellane, mit denen er sein Japanisches Palais ausschmückte; er vereinigte die Kunstwerke der verschiedenen Kunstkammern zum Museum Augusteum, die Gemälde seiner Schlösser seit 1712 zur „Gallerie", zahllose kostbare Arbeiten des Kunstgewerbes, insbesondere unschätzbaren Edelsteinschmuck im „Grünen Gewölbe" (1721/24). Wenn seine Schmeichler von einem „Augusteischen Zeitalter" sprachen, so hatten sie nicht ganz Unrecht; was Dresden damals als Stätte der Kunst gewesen ist, freilich als eine vorgeschobene Kolonie des Südens, nicht als ein Schauplatz deutscher Kunst, das verdankt es in erster Linie diesem Fürsten.

Musik. Es entsprach diesem Übergewichte des fremden Einflusses an den deutschen Höfen, wenn sie auch in der geselligsten aller Künste, in der Musik, der fremden Tondichtung den Vorzug gaben, zumal der italienischen Oper, die auch Frankreich sich unterworfen hatte. Ihre Hauptpflegestätten in Deutschland wurden Dresden schon seit Johann Georg II., Wien unter Leopold I. und seinen Söhnen, die alle drei eine fast leidenschaftliche Vorliebe für Oper und Musik bekundeten, vorübergehend auch Berlin. Doch eben in der Musik erhielt sich auch die alte heimische Überlieferung, die sonst fast überall vergessen war. Der Begründer einer deutschen Oper wurde Heinrich Schütz († 1672); dann bildete sie der Leipziger Heinrich Keiser († 1739) weiter, und das deutsche Bürgertum zeigte seine geistige Selbständigkeit, wenn es ihr in Nürnberg und Augsburg, Leipzig und Breslau, vor allem im mächtig aufstrebenden Hamburg, der musikalischen Hauptstadt Deutschlands, eine Stätte gewährte. Doch das Größte aus der Tiefe des deutschen protestantischen Gemütes heraus leistete die religiöse Musik in den Werken des schlichten Thomaskantors zu Leipzig Johann Sebastian Bach (1685 bis 1750), des letzten großen Meisters der alten Kirchenmusik und des ersten der deutschen Instrumentalmusik. Mehr England als Deutschland gehört der große G. F. Händel an († 1759), der das Oratorium zur Vollendung brachte.

Dichtung. Derselbe Zwiespalt zieht sich durch die Entwickelung der deutschen Dichtung dieser Zeit. Fast nur das geistliche Lied, in dem während des Jammers der dreißig Jahre Hunderttausende evangelischer Christen ihren besten

Trost gefunden hatten, behauptete den Zusammenhang mit der alten volksmäßigen Dichtung und ihren Formen; sonst waren die einheimischen Stoffe bei den Gebildeten vergessen oder verachtet, das Volk aber wurde allzusehr von der Sorge um des Lebens Notdurft in Anspruch genommen, um sie festzuhalten. Selbst die Sprache Luthers drohte durch Beimischung einer Unmasse von romanischen Wörtern und Wendungen zu einer Mischsprache zu entarten; die gutgemeinten Bestrebungen der deutschen „Sprachgesellschaften", der „fruchtbringenden Gesellschaften" oder des „Palmenordens" von 1617 und der „deutschgesinnten Genossenschaft" in Hamburg von 1643 haben praktisch wenig erreicht. So wurde die Dichtung fast ausschließlich Sache bürgerlicher „Gelehrter", also eben derer, die von der heimischen Weise nichts wissen wollten, und eben deshalb eine „Poesie der Nachahmung" fremder Muster und Formen, deren wesentliches Verdienst darin beruht, daß sie überhaupt ein gewisses ideales Interesse erhielt. Die Dichter gehören fast alle dem protestantischen Mittel- und Norddeutschland an. Zuerst gab den Ton Martin Opitz (1597—1639) an, der Stifter der ersten schlesischen Schule. In Ronsards antikisierender, gefeilter, verstandesmäßiger Dichtung fand er sein Vorbild, in der Aufgabe, „angenehm zu belehren", den Zweck der Poesie. Er sah daher in episch-lehrhaften Dichtungen das Höchste, in äußerlichen erlernbaren Dingen ihr Wesen. In seinem „Büchlein von der deutschen Poeterei" 1624 hat er diese Anschauungen und zugleich die Grundsätze der neudeutschen Verskunst für die Folgezeit festgestellt. Unmittelbarer als er, z. T. in französischen, z. T. aber auch in volksmäßigen Kunstformen brachten die Lyriker dieser Zeit echt menschliche Empfindung zum Ausdruck, der Sachse Paul Fleming († 1640), die Königsberger Simon Dach († 1659) und Heinrich Albert († 1668), vor allem die zahllosen Dichter des evangelischen Kirchenliedes, das jetzt mehr den Gefühlen des einzelnen als der Gemeinde innigen Ausdruck gab, allen voran Paul Gerhardt († 1676). — Bald wurde das nüchtern verstandesmäßige Wesen der ersten schlesischen Schule verdrängt durch den Schwulst und die Effekthascherei der „Pegnitzschäfer" und der zweiten schlesischen Schule. Sehen jene im süßlich-tändelnden „Schäferspiel" ihr Ideal, so versuchen sich diese, wie der begabte Andreas Gryphius († 1664), der „Vater des deutschen Dramas", vor allem in der Neugestaltung der deutschen Bühne, aber sie verwechseln das Gräßliche mit dem Tragischen und suchen unstät ihre Stoffe in den Greueln erlauchter Geschlechter der entferntesten Gegenden und Zeiten; nur im Lustspiel zeigt Gryphius das Bestreben, an das Leben seines Volkes und der Gegenwart anzuknüpfen. Auf gesunder, realistischer Grundlage beruht dagegen der Abenteurerroman, vor allem Christophs von Grimmelshausen „Simplicissimus", die erschütternde Schilderung des dreißigjährigen Kriegselendes, und die „Gesichte" Philanders von Sittewald. Dasselbe gilt von der Satire und dem Sinngedicht; jene wird vertreten von den Niederdeutschen Balthasar Schupp und Hans Laurenberg, auf katholischer Seite von dem Wiener Augustiner Abraham a Santa Clara (Ulrich Megerle, † 1709) mit seinen „gespaßigen" Predigten, dieses pflegte geistreich und vielseitig der patriotische Schlesier Friedrich von Logau († 1655), mystisch-religiös

sein katholisch gewordener Landsmann Johann Scheffler (Angelus Silesius, † 1677). Eine volkstümlichere Richtung schlug auch im Drama der Zittauer Rektor Christian Weise († 1708) mit seinen Schulkomödien ein, und echt ist die Empfindung in der Lyrik des unglücklichen Christian Günther aus Striegau († 1723). Daneben steht eine große Schar höfischer Nachahmer Boileaus.

Dieser mehr anempfundenen Richtung gegenüber behandelte der Berner Patrizier Albrecht von Haller († 1777) in seinem Lehrgedicht „die Alpen" zum erstenmale einen wirklich großen, selbst beobachteten Gegenstand; am entgegengesetzten Ende der deutschen Erde, im mächtig aufstrebenden Hamburg, besang der fromme Barth. Heinrich Brockes († 1747) das „Irdische Vergnügen in Gott", der lebensfrohe Friedrich von Hagedorn († 1754) dagegen den anmutigen, schönheitsvollen Lebensgenuß nach den unvergänglichen Mustern des Anakreon und des Horaz. Zugleich arbeitete in Leipzig, der Stadt feiner Geselligkeit und dem Mittelpunkte eines ausgebreiteten Handelsverkehres, der gravitätische, selbstbewußte Ostpreuße Joh. Christoph Gottsched († 1766) auf der einen Seite für die Regelung und Reinigung der deutschen Sprache etwa nach dem Muster der Pariser Akademie, auf der anderen an der Reform der deutschen Bühne, ebenso nach französischem Vorbilde. Freilich war er noch in den Anschauungen des Schlesiers Opitz befangen, entbehrte selbst eigentlich dichterischer Begabung und hatte für die Verwirklichung seiner Pläne nur wandernde Schauspielertruppen, wie die der verdienstvollen Karoline Neuber, zur Verfügung, aber um 1740 war er der anerkannte Gesetzgeber der deutschen Dichtung.

Kirche, Schule und Wissenschaft. Weit bedeutender und selbständiger als in der Dichtung entfaltet sich das Geistesleben Deutschlands in Kirche, Schule und Wissenschaft. Wohl war die Zeit der Religionskriege vorüber, aber der Gegensatz der Bekenntnisse blieb doch sehr lebendig, und die gelegentlichen Bedrängnisse der Protestanten in Österreich, Salzburg, der Pfalz, Frankreich, Piemont, die Fortschritte des Katholicismus in den protestantischen Fürstengeschlechtern, die Einsetzung eines apostolischen Vikars für Niedersachsen in Hannover fachten das evangelische Bewußtsein immer wieder an, wie auch auf katholischer Seite die Hoffnung, die Ketzer doch noch zu unterwerfen, keineswegs aufgegeben war. Nahm doch noch 1735 ein Gutachten der heiligen Kongregation des Kardinalskollegiums ein neues Restitutionsedikt in Aussicht. Deshalb ging der Federkrieg, besonders zwischen den zahlreichen französischen Theologen, die in Berlin Zuflucht gefunden hatten, und den Jesuiten, deren kasuistische Sittenlehre der Westfale Hermann Busenbaum († 1608) in ein abgeschlossenes Lehrgebäude gebracht hatte, fortwährend hin und her. Die wohlgemeinten Unionsversuche, die von evangelischer Seite der milde Calixtus in Helmstädt († 1656), von der anderen gewandte Jesuiten und römische Geistliche, wie Bischof Spinola (seit 1675), betrieben, verkannten die Tiefe der Gegensätze. Nur die endliche Annahme des Gregorianischen Kalenders seitens der evangelischen Reichsstände i. J. 1700 bekundet eine gewisse Annäherung.

Doch nicht in der Feindschaft der römischen Kirche lag die Gefahr für den Protestantismus. Zwischen den Lutheranern und Reformierten dauerten die ge-

häſſigſten Streitigkeiten fort, und die lutheriſche Kirche war nahe daran, im ſtarren Dogmenglauben zu verknöchern, damit ihre ſittliche Kraft einzubüßen. Dieſe Richtung beherrſchte faſt alle Univerſitäten, mit Ausnahme Heidelbergs und Helmſtädts, beſonders die ſächſiſchen Jena, Leipzig und Wittenberg. Und dieſe lutheriſche Scholaſtik glaubte ebenſo die volle Wahrheit zu beſitzen, wie einſt die mittelalterlich-katholiſche, deren große Lehrer ſie geradezu als die ihren pries; ſie hemmte damit jede Freiheit der Forſchung, häufte in immer neuer Durcharbeitung ungeheueren Stoff in ſchwerfälligen Folianten an und drängte ſelbſt die Auslegung der heiligen Schrift, die lebendige Quelle proteſtantiſcher Lehre, in den Hintergrund; ja ſie hielt auch die übrigen Wiſſenſchaften in Abhängigkeit. Die Philoſophie beherrſchte wieder Ariſtoteles, wie vor Luther, die Rechtswiſſenſchaft ſah die Quelle des Rechtes ganz ſcholaſtiſch in den zehn Geboten und kam praktiſch über das Corpus iuris nicht hinaus außer im Strafrecht, das der Leipziger Johann Benedikt Carpzov († 1666) mit Zuziehung deutſch-rechtlicher Beſtandteile muſtergültig bearbeitete; die Philologie beſchränkte ſich auf die kleinlichſte Worterklärung lateiniſcher Schriftſteller, die Geſchichtſchreibung war immer noch in der ſcholaſtiſchen Vorſtellung von den vier Weltreichen befangen, laut der Prophezeiung im Buche Danielis Capitel 7. Nur wenige außerhalb der Univerſitätskreiſe ſtehende Männer wagten in ſelbſtändigerer Auffaſſung und deutſch zu ſchreiben, ſo auf katholiſcher Seite Franz Chriſtoph von Khevenhüller in ſeinen Annales Ferdinandei (1578—1637), auf ſchwediſcher Philipp Bogiſlaw von Chemnitz in ſeiner Geſchichte des ſchwediſchen Krieges (1630—1648). Ein friſcherer Geiſt konnte in dieſe alten Univerſitäten um ſo weniger einziehen, als jede eine konfeſſionell ſtreng geſchloſſene, durch Verwandtſchaft der Profeſſorenfamilien eng verbundene Körperſchaft darſtellte. Auch die Sitten der Studenten blieben in unveränderter oder gar noch durch den langen Krieg geſteigerter Roheit. Unter ſolchen Einflüſſen beharrte auch das höhere Schulweſen der Proteſtanten auf ſeinem alten Stande; in den katholiſchen Ländern beherrſchten es meiſt die Jeſuiten, die auch die Prinzenerziehung hier faſt ausſchließlich leiteten, die Volksſchulen aber waren entweder im Verfall oder im Kriege ganz verſchwunden. Die Reformpläne des Holſteiners Johann Wolfgang Ratich († 1635), der zuerſt Pflege der Mutterſprache und der Realien forderte, und die noch umfaſſenderen und tiefergreifenden des großen Mährers Amos Comerius († 1670), der in ſeinem Orbis pictus von 1657 die lebendige Anſchauung der Dinge zu fördern ſuchte und einen folgerichtigen Aufbau des geſamten Schulweſens von der Volksſchule bis zur Univerſität hinauf unter beſonderer Berückſichtigung der Mutterſprache und der körperlichen Ausbildung erſtrebte, trafen in ungünſtige Zeit und gewannen wenig praktiſche Bedeutung.

Der Pietismus. Von zwei Seiten kam da die Erlöſung. Der Pietismus nahm wieder die Religion als eine Sache des Gemütes in Anſpruch und führte damit das Luthertum zu ſeinem vergeſſenen Urſprunge zurück; zugleich befreiten das Naturrecht und die Philoſophie die Wiſſenſchaft von der theologiſchen Bevormundung. Dieſe Bewegung ging zwar nicht von Preußen aus, vielmehr ſtamm-

ten ihre Hauptvertreter aus anderen Landschaften, insbesondere aus dem hartlutherischen Sachsen, aber sie fanden ihren Wirkungskreis überwiegend in Preußen, zumal an der jungen Universität Halle. Denn die ganze Kirchenpolitik der Hohenzollern drängte auf die Milderung des Gegensatzes der Bekenntnisse, den erst der harte Dogmatismus zu solcher Verschärfung getrieben hatte, und das politisch-wirtschaftliche Emporstreben des Staates im Widerspruch mit der alten Ständeherrschaft und Reichsordnung beruhte auf einem Beamtentume, dem diese Zustände nicht als unantastbar galten. Niemals hatte es im Luthertume ganz an Männern gefehlt, die der religiösen Empfindung ihr Recht gewahrt wissen wollten, wie Johann Arndt († 1621) und der phantastisch-tiefsinnige Mystiker Jakob Böhme in Görlitz († 1624). Jetzt erwuchs in dem edlen Elsässer Jakob Philipp Spener (1635—1705) der Begründer des Pietismus, in seinem jüngeren Genossen August Hermann Francke aus Lübeck (1663—1727) der größte Meister werkthätiger evangelischer Liebe. In Hausandachten (Collegia pietatis) vereinigte Spener gläubige Seelen zum Lesen der Bibel, Gebet und gottseligem Gespräch, und indem er zurückkehrte zum Grundgedanken der Reformation, sah er das Wesen des Christentums in der Liebe, die in Werken der Frömmigkeit (praxis pietatis) sich äußern müsse, die Aufgabe der Geistlichen in der Erbauung, der Seelsorge. Mit Francke fand er zunächst seinen Wirkungskreis in Sachsen, aber der Haß seiner lutherischen Gegner trieb Francke 1690 von Leipzig nach Erfurt, Spener von Dresden nach Berlin; von hier aus veranlaßte er 1692 Franckes Berufung nach Halle. Von den kleinsten Anfängen beginnend, aber ausgerüstet mit einer unendlichen Kraft der Liebe und des Gottvertrauens, verständnisvoll gefördert von Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I., begründete er hier jene gewaltigen „Franckeschen Stiftungen", die allmählich Armenschule, Waisenhaus, Lateinschule, Lehrerseminar und Missionsanstalt vereinigten und schon bei seinem Tode 1727 gegen 2000 Zöglinge mit 167 Lehrern und 7 Lehrerinnen zählten. Tausende von Lehrern trugen die pädagogischen Grundsätze des Pietismus (enge Verbindung der Erziehung und des Unterrichts, Pflege der Muttersprache und der Realien, sorgfältige Verteilung des Stoffes) von Halle aus durch alle deutsch-evangelischen Lande; mit ihrer Hilfe gründete Friedrich Wilhelm I. seine Tausende von Volksschulen und zahlreiche Waisenhäuser. Der verschüchterte Bürger- und Bauernstand aber fand Trost und Erquickung in den „erwecklichen" Versammlungen der Pietisten, der ernstere Teil des Adels schloß sich an; eine tiefe, wohl auch schwärmerische Religiosität und weiche Gefühlsseligkeit, mit einer gewissen Ausschließlichkeit nicht „erweckten" Christen gegenüber gepaart, wurde das Merkmal weiter Kreise.

Vom Pietismus und den alten, ihm innerlich verwandten Gemeinden der böhmisch-mährischen Brüder (s. S. 651 f.) ging die stille, aber weithin wirkende Genossenschaft der Herrnhuter aus. Ein junger sächsischer Edelmann, Ludwig von Zinzendorf († 1760), ein Anhänger Franckes, siedelte i. J. 1722 auf seinem oberlausitzer Gute Berthelsdorf eine Anzahl mährischer Brüder an, begründete Herrnhut und ließ sich 1737 in Berlin selbst zum Bischof der Brüder weihen. Andere Niederlassungen entstanden bald in Dresden, Niesky, Gnadau, Neusalz,

bis 1748 das sächsische Konsistorium die Herrnhuter als Augsburgische Konfessionsverwandte anerkannte. Die Gemeinden, von der „Konferenz“ der Diakonen, Ältesten und Bischöfe geleitet, stehen unter der Brüderunität in Berthelsdorf, die alle 4 bis 12 Jahre eine Synode beruft, zerfallen nach Alter, Geschlecht und ehelichem Stande in „Chöre“, kennen nur schmucklose Bethäuser und halten am altchristlichen „Liebesmahle“ fest. Als Erzieher und Missionare entfalteten die Brüder (seit 1732) eine ausgebreitete Thätigkeit in allen Weltteilen und benützten zugleich diese Verbindungen zur Anknüpfung gewinnreicher Handelsbeziehungen, in Rechtlichkeit und Unternehmungsgeist anderen ein Vorbild.

Das Naturrecht. Hat der Pietismus das religiöse Leben von der Last starrer Rechtgläubigkeit befreit, so erwarben sich drei Kursachsen, allerdings nicht in ihrem Heimatlande, den Ruhm, die Rechtswissenschaft, Philosophie und Geschichtschreibung auf eigne Füße zu stellen. Der mannhafte, streitbare, klarblickende Samuel Pufendorf (1632—1694), geboren in Dorf Chemnitz, aber thätig in Heidelberg, Lund, Stockholm und Berlin, begründete für Deutschland, in Anschluß an den Holländer Hugo Grotius, das Naturrecht, das als Quelle des Rechtes weder die zehn Gebote noch das römische Corpus iuris, sondern die sittliche Natur und die Vernunft des Menschen betrachtet und deshalb die bestehenden Rechtsverhältnisse grundsätzlich nur insoweit anerkennt, als sie den Folgerungen aus jenen, also dem Vorteil der Gesamtheit nicht widersprechen. Deshalb war Pufendorf ein überzeugter Verfechter der unumschränkten Monarchie, da damals sie allein diese Forderungen erfüllen konnte. Er gab zugleich in seinen Geschichtswerken über den dreißigjährigen Krieg und Karl X. Gustav von Schweden, die Regierungen des Großen Kurfürsten und Friedrichs III. das erste Beispiel einer durchaus urkundlichen, großartig angelegten und selbständig urteilenden Geschichtschreibung. Sein Schüler Christian Thomasius aus Leipzig (1655—1728) trennte grundsätzlich Theologie und Philosophie, Recht und Sittengesetz, verfocht die Anwendung der deutschen Sprache auf wissenschaftliche Gegenstände nach dem Muster Englands und Frankreichs, kündigte deshalb auch als der erste im Oktober 1687 eine deutsche Vorlesung in deutscher Sprache an zum Entsetzen der gelehrten Pedanten seiner Universität, mußte aber 1690, gebrandmarkt als „Verächter Gottes und des heiligen Amtes“, unter dem Klange des Armensünderglöckleins Leipzig verlassen und fand dann eine Anstellung in Halle. Hier verhalf er als Lehrer und gewandter Journalist dem Naturrecht bald vollständig zum Siege, bekämpfte daher auch mannhaft die Hexenprozesse und die Folter und wirkte unermüdlich für eine „vernünftige“ Umgestaltung des gelehrten Unterrichtswesens.

Philosophie. Ein Leipziger Professorensohn war auch der geniale Gottfried Wilhelm Leibnitz (1646—1716), der umfassendste Geist, den die Welt seit Aristoteles hervorgebracht hat. Er gehörte freilich Europa an, nicht seiner Heimat und kaum dem Vaterlande, war in Frankreich, England und Holland ebenso zu Hause wie in Deutschland und diente als Staatsmann ohne feste Überzeugung abwechselnd den rheinbündischen Plänen des Kurfürsten von Mainz, der welfischen und der preußischen Politik. Als Philosoph lehrte er, um den schroffen

Gegensatz, den sein Vorgänger Cartesius zwischen Natur und Geist hatte bestehen lassen, aufzuheben und die Wissenschaft mit dem Glauben zu versöhnen, das All bestehe aus unendlich vielen, selbständigen und belebten, in sich vollendeten Einheiten (Monaden), den Geschöpfen eines persönlichen Gottes, der zugleich ihre Harmonie von aller Ewigkeit her geordnet habe; er bemühte sich dann in seiner „Theodicee" 1710, die christliche Glaubenslehre als nicht widernatürlich, wenngleich übernatürlich zu erweisen und die Existenz des Bösen in der Welt mit der Vorstellung von einem allgütigen und allweisen Gott in Einklang zu bringen. Aber Leibniz beherrschte auch die gesamte naturwissenschaftliche und mathematische Gelehrsamkeit seiner Zeit und hat hier bahnbrechend gewirkt als Erfinder der Differenzial- und Integralrechnung, wie er andrerseits die quellenmäßige, wissenschaftliche Erforschung der mittelalterlich deutschen Geschichte begründet hat. Sein großartiger Plan, der freien Wissenschaft in einer Anzahl von Akademien den Universitäten gegenüber Pflegstätten zu verschaffen, kam nur an einzelnen Punkten, wie in Berlin, zur Ausführung.

Was er bei aller Vielseitigkeit nicht geleistet hat, ein abgerundetes, allgemein verständliches Lehrgebäude der Philosophie, das stellte Christian Wolff aus Breslau (1679—1752) her, der ebenfalls mit einer fast dreißigjährigen Wirksamkeit Halle angehört Er verwarf die Belebtheit der Monaden, ließ die religiöse Offenbarung als für die Vernunft unerforschlich, wenngleich ihr nicht zuwider auf sich beruhen und wollte die Sittlichkeit nicht von einem bestimmten Glaubensbekenntnis abhängig gemacht wissen. So wurde er der „Vater des Rationalismus", der Beherrscher der deutschen Philosophie bis auf Kant, zugleich der Bildner einer deutsch-philosophischen Sprache. Daneben faßte auch der englische Deismus mit seiner Gleichgültigkeit gegen die positiven Glaubenslehren und Bekenntnisunterschiede in Deutschland Fuß, besonders durch die Begründung der Freimaurerlogen, deren erste 1733 in Hamburg entstand.

Geschichtschreibung. Die wissenschaftliche Geschichtforschung und Geschichtschreibung (vgl. S. 893) blieb noch auf lange hinaus fast ausschließlich den Gelehrten. Für das ältere deutsche Mittelalter leisteten Bedeutendes Johann Jakob Mascov in Leipzig und Graf Heinrich von Bünau in Dresden († 1762), für die Kirchengeschichte Gottfried Arnold und Joh. Lorenz von Mosheim. Einer wirklichen Erkenntnis des Altertums brachen Johann Matthias Gesner in Göttingen († 1761) und Joh. Friedrich Christ in Leipzig († 1756) die Bahn. Die wichtigste Pflegstätte für Geschichte und Staatswissenschaft wurde die 1734 gegründete Universität Göttingen.



Zweiter Abschnitt.

Die Entwickelung Preußens zur Großmacht und die Begründung des österreichischen Einheitsstaates.

1740—1790.

Überall regte sich der Geist der Kritik, der „Aufklärung", der freien Forschung, welche dem Wesen des Protestantismus entspringt. Der orthodoxen Theologie trat die Philosophie und der Rationalismus gegenüber, dem überlieferten Rechte das Naturrecht. Noch stiegen diese Richtungen nicht von der Beobachtung des einzelnen zur Erkenntnis des allgemein gültigen auf, drangen daher auch zu einem wirklichen Verständnis des geschichtlichen Werdens noch nicht hindurch, vielmehr strebten sie selbstgewiß und selbstzufrieden darnach, von allgemeinen, unbewiesenen Voraussetzungen aus allgemein gültige Ideale für alle Völker, Zeiten und Kulturstufen aufzustellen, die thatsächlichen Zustände zu beurteilen und zu gestalten. Aber das war der zunächst notwendige, deshalb gesunde Rückschlag gegen die starre Unbeweglichkeit der bisherigen Gelehrsamkeit und den unleidlichen Druck der herrschenden Verhältnisse, die ihre vernünftige Grundlage längst verloren hatten; praktisch haben daher diese Anschauungen überwiegend wohlthätig gewirkt. Waren doch auch die Staatsmänner, die ihnen folgten, weit davon entfernt, sie ohne Rücksicht auf das Bestehende verwirklichen zu wollen, und der nüchterne, empfindungsarme Rationalismus fand sein Gegengewicht in dem gefühlsinnigen Pietismus.

Auf diesem Wege ist Deutschland auch nach 1740 weiter gegangen, jetzt insbesondere unter dem Einflusse der großen Vertreter der Aufklärung, welche England und Frankreich hervorbrachten. Die deutsche Wissenschaft wurde der fremden in einzelnen Beziehungen ebenbürtig, und während die bildende Kunst die alten Bahnen verfolgte, bis sie wieder umkehrte zur Nachahmung der gewissermaßen neu entdeckten Antike, entwickelten sich im Kampfe gegen alte Vorurteile und fremde

Fesseln die deutsche Dichtung und Musik zu voller Selbständigkeit und glänzender, die Leistungen aller anderen Völker überstrahlender Blüte, sie verdrängten die fremde Bildung allmählich auch aus den höheren Kreisen der Gesellschaft.

Die praktischen Folgerungen, welche sich für diese Zeit aus dem Naturrechte und dem Rationalismus ergaben, dort die Unterwerfung der Einzelinteressen unter das Wohl der Gesamtheit, hier die Duldsamkeit gegen alle Bekenntnisse, hatte der preußische Staat unter dem Zwange seiner Verhältnisse und unter der Leitung willenskräftiger Fürsten schon zu verwirklichen begonnen, ehe jene Lehren noch formuliert wurden, doch er war damit zunächst fast allein geblieben. Jetzt unternahm es ein junger, genialer, thatkräftiger Fürst, **Friedrich II. der Große**, der sich im vollen Besitze der Zeitbildung fühlte und zugleich an den Überlieferungen seines Staates mit klarem Bewußtsein festhielt, diese Ideen in noch höherem und freierem Sinne wie seine Vorgänger zu verwirklichen als „der erste Diener seines Staates", und so bedeutend war der Eindruck seiner Persönlichkeit, so mächtig der Geist der Aufklärung, daß jetzt überall die Fürsten innerhalb wie außerhalb Deutschlands seinem Beispiele folgten, selbst ein Teil der katholischen, deren Länder sich dieser Strömung bisher verschlossen hatten. So drückte die „**aufgeklärte Selbstherrschaft**" dieser Zeit ihren Stempel auf, sie riß die Monarchie aus ihrer höfischen Entartung und hat sie damit vor dem sicheren Untergange gerettet.

Aber Friedrich II. führte auch dadurch eine neue Zeit für Deutschland und Europa herauf, daß er Preußen zur Großmacht erhob. Zugleich verwuchsen jetzt unter Maria Theresias fester Hand die Gebiete und Völkerschaften Österreichs zu einem Staate. Seitdem verfiel die schon längst erstarrte und leistungsunfähige Reichsordnung der Geringschätzung, ja der Verachtung, aber Preußen gewährte den nationalen Interessen eine ungleich kräftigere Vertretung, als jemals in der Neuzeit Kaiser und Reich, und die Großthaten des Königs erweckten zuerst wieder weit über die Grenzen seines Staates hinaus ein deutsches Selbstgefühl. Indem sich aber in der Mitte des Weltteiles eine neue waffengewaltige Großmacht erhob, zerstörte sie das künstliche „Gleichgewicht" sehr ungleicher Mächte, das auf der Schwäche Deutschlands beruhte, und bereitete sich vor, diesem Herzlande Europas die ihm naturgemäß zufallende Stellung nicht der herrschenden, aber der maßgebenden und vermittelnden Macht zurückzugewinnen.

Friedrichs II. Jugend und Ideale. Der harte Kampf der neuen Bildung mit der Rauheit eines älteren ihr feindlichen Geschlechtes hat sich in der leidvollen Jugendgeschichte Friedrichs II. abgespiegelt.*) Doch schließlich behauptete das aufsteigende junge Geschlecht sein gutes Recht. Voltaire, das Haupt der fran-

*) Noch unter der Regierung seines Großvaters König Friedrichs I. am 24. Januar 1712 im Schlosse von Berlin geboren und zunächst der bewährten Erzieherin seines Vaters, der Frau von Rocoules, übergeben, wurde der Prinz mit dem siebenten Jahre männlichen Händen anvertraut, dem General von Finkenstein und dem Obersten von Kalkstein als Gouverneuren, dem französischen Reformierten Jacques Duhan aus Jandun in der Champagne als Lehrer der Hauptfächer. Nach der eigenhändigen Anweisung des Vaters sollten die Erzieher den Sohn zu einem guten Christen, guten Wirt und guten Soldaten ausbilden. Deshalb beschränkte sich

zösischen Aufklärung, dem der Kronprinz überschwänglich huldigte, durfte in ihm mit Recht seinen Schüler sehen und erwartete von ihm, er werde dereinst als ein friedlicher Fürst seine humanen Ideale verwirklichen. Gewiß wollte das Friedrich. In seinem **Antimacchiavell** v. J. 1739 stellte er dem Fürstenideal des großen Italieners sein eignes entgegen: „Der König ist der erste Diener seines Volkes"; seine erste Pflicht ist die Pflege der Gerechtigkeit, seine zweite der Schutz seiner Unterthanen gegen auswärtige Bedrohung, obwohl er auch Kriege führen darf, um seine gerechten Ansprüche durchzusetzen. Aber er faßte auch von Anfang an die Lage Preußens und der europäischen Staatenwelt scharf ins Auge. In seiner Anschauung der Reichsverhältnisse war Friedrich Pufendorfs Schüler und er hatte zugleich aus der Vergangenheit Preußens gelernt. Die Macht des Hauses Österreich wollte er in Schranken halten, den selbständigen Willen seines Staates, die „deutsche Freiheit", ihm gegenüber behaupten, aber nicht, um die Fremden wieder nach Deutschland zu locken, sondern um ihnen kraft eignen Entschlusses entgegen zu treten. Er ahnte noch nicht, wie bald er berufen sein sollte, nach diesen Sätzen zu handeln.

Friedrichs II. Regierungsantritt. Der König war unheilbar an der Wassersucht erkrankt, deren steigende Qualen er mit christlicher Ergebung trug; am 27. Mai 1740 rief er den Kronprinzen nach Potsdam an sein Sterbebett. 1740.
In eingehendem Gespräch legte der Vater dem Nachfolger die Lage des Staates dar, am Morgen des 31. Mai übergab er ihm förmlich die Regierung, dann nahm er Abschied von den Seinen und beobachtete mit kaltblütiger Fassung die

der Lehrplan, abgesehen von den Elementen, auf Religionslehre, Französisch, neuere, besonders preußische Geschichte und Staatenkunde; eine Kadettenkompagnie und ein kleines Zeughaus sollten daneben den militärischen Sinn des Knaben wecken. Doch der reiche und freie Geist des Kronprinzen, den die geistige Öde und die Härte des königlichen Familienlebens allzusehr beengten, fand weniger an dem Gefallen, was der Vater vorschrieb, als an der französischen Litteratur, der einzigen damals zu klassischer Vollendung ausgebildeten, deren Reichtum ihm Duhan erschloß, und das tiefe Gefühl seines Innern strömte er aus in den sanften Tönen der Flöte, seines Lieblingsinstrumentes. So klaffte allmählich zwischen dem weichen, empfänglichen Wesen des Sohnes und dem harten, herrischen Vater ein Zwiespalt auf, den ein Aufenthalt an dem leichtfertigen, glänzenden sächsischen Hofe im Herbst 1728 nur noch erweiterte. Denn seitdem wurde Friedrich leichtsinnig, geriet in Schulden, und da die Mutter wie seine ihm gleichgestimmte und mit ihm leidende Lieblingsschwester **Wilhelmine** ihn gegen die Folgen durch Vertuschung zu decken suchten, so kam es dann, wenn der zornige Vater doch entdeckte, was ihm verborgen werden sollte, zu den heftigsten Auftritten. Der Zwiespalt verschärfte sich noch, als die Königin die Vermählung ihrer beiden ältesten Kinder mit Angehörigen des englisch-hannöverschen Hauses begünstigte, der Friedrich Wilhelm entschieden widerstrebte, weil England als Preis seine Trennung von Österreich verlangte. So kam endlich Friedrich zu dem unglücklichen Entschlusse, dem unerträglichen Zwange mit Hilfe seiner Vertrauten, der Leutenants Hermann von **Katt** in Berlin und Christoph von **Keith** in Wesel, sich durch die Flucht nach Frankreich und England zu entziehen. Eine Reise, die der Vater mit ihm im Sommer 1730 nach den Rheinlanden machte, schien die beste Gelegenheit zu bieten. Doch schon in Mannheim wurde sein Vorsatz entdeckt; als er am frühen Morgen des 5. August vom nahen Dorfe Steinfurt aus, wo man Quartier genommen, entkommen wollte, hielten ihn seine militärischen Begleiter fest und in Frankfurt a. M. erfuhr der Vater durch einen Brief des Kron-

1740. raschen Fortschritte des Leidens; in der dritten Nachmittagsstunde verschied er. Am 2. Juni schwuren im Charlottenburger Schlosse die Minister dem König Friedrich den Eid, dann empfing er die Huldigung in den Provinzen.

Ein neuer Abschnitt der Geschichte war angebrochen. Voll königlichen Selbstgefühls wie der Vater wies er die Bitte Leopolds von Dessau, ihn im Besitz der bisher genossenen „Autorität“ zu lassen, bestimmt zurück. Doch dieser junge stolze Fürst zeigte sich auch sofort als Schüler der „Aufklärung“. „Mein erster Gott ist meine Pflicht“, schrieb er an Voltaire; den Ministern befahl er, stets den Interessen des Landes den Vorzug zu geben. Wenige Tage nach dem Regierungsantritt hob er die Folter auf, am 22. Juli gewährte er allen Religionen in seinen Staaten gleichmäßige Duldung, denn jeder habe das Recht, „nach eigner Façon selig zu werden“. Auch die Nachbarn begannen auf der Stelle zu fühlen, daß ein neuer Geist in Preußen walte. Friedrich brachte sofort in Wien, Versailles und Hannover seine Ansprüche auf Jülich-Berg in Erinnerung und nötigte durch entschlossenes militärisches Einschreiten den Bischof von Lüttich, den bisher verweigerten Kaufpreis für die Herrschaft Herstal (aus der oranischen Erbschaft) zu zahlen. Da lenkte der unerwartete Tod Kaiser Karls VI. am 20. Oktober 1740 seine Gedanken in eine völlig andere Richtung. Als ihm ein Kurier am 26. Oktober diese Nachricht in Schloß Rheinsberg überbrachte, erblaßte der König, denn die Stunde des Handelns hatte geschlagen. Er schrieb an Voltaire: „Der Augenblick einer vollständigen Umwälzung des europäischen Staatensystems ist da.“

---

prinzen an Katt, der an eine falsche Adresse gelangt war, den ganzen Zusammenhang. Aufs Äußerste erregt, ließ er den Sohn wie einen Gefangenen zu Schiff nach Wesel bringen, wo er am Abend des 12. August anlangte; nur das entschlossene Dazwischentreten eines greisen Generals hielt den jähzornigen König von einer Gewaltthat ab, doch er ließ Friedrich unter strengster Bewachung auf die Festung Küstrin führen und befahl einem Kriegsgericht in Köpenick, über den Kronprinzen und über seine beiden Helfershelfer den Spruch wegen Fahnenflucht zu fällen. Dies verurteilte Keith, der zu seinem Glücke nach Holland entkommen war, zum Tode, Katt, der leichtherzig zu lange mit der Flucht gezögert hatte, zu lebenslänglicher Festungshaft; ein Urteil über den Kronprinzen lehnte es ab, weil es sich hier nur um einen Vorgang in der königlichen Familie handle. Der König verwandelte den Spruch über Katt kraft seiner oberstrichterlichen Gewalt in das Todesurteil und ließ es am 6. November vor den Fenstern des Kronprinzen an dem Unglücklichen vollstrecken; den Sohn wollte er von der Thronfolge ausschließen. Im Innersten erschüttert brach Friedrich zusammen, er unterwarf sich der Gnade des Vaters und leistete am 19. November den ihm vorgeschriebenen Neueid. Mit seiner jugendlichen Harmlosigkeit war es vorbei; in grausamer Schule gereift, aber auch verhärtet, trat der Kronprinz ins Leben ein.

„Er soll nur meinen Willen thun, so schrieb der König, das französische und englische Wesen aus dem Kopfe schlagen und nichts als preußisch, seinem Herrn Vater getreu sein und ein deutsches Herz haben.“ Als Auskultator wurde Friedrich in die Kriegs- und Domänenkammer von Küstrin eingeführt, die der treffliche Hille leitete, und sobald er nur den inneren Zusammenhang dieser äußerlich unbedeutenden Dinge begriffen hatte, ging sein lebendiger Geist auf die Einzelheiten der Verwaltung mit voller Teilnahme ein. Dabei sah er schon weit voraus in die Zukunft, faßte die Erwerbung Westpreußens, Schwedisch-Pommerns und Jülich-Bergs als unbedingt notwendig ins Auge. Sein Eifer versöhnte den argwöhnischen Vater allmählich, er kam selber nach Küstrin, gestattete dem Sohne im November 1731 einige Tage in Berlin zu

Karls VI. Tod und die europäische Lage. Allenthalben schwebten damals 1740.
über Europa unentschiedene Fragen. Frankreich strebte nach dem Besitze Lothringens und Belgiens, die Interessen Englands stießen mit der franzosenfreundlichen Handelspolitik der spanischen Bourbonen und seit der Besiedlung Georgiens auch mit der spanischen Herrschaft in Florida so feindlich zusammen, daß England schon seit dem Oktober 1739 mit Spanien im Kriege lag; im Osten stand drohend die russische Macht, und in Deutschland klaffte der Spalt zwischen Österreich und Preußen weiter auf, als je zuvor. Dazu kam jetzt, lange erwartet und doch unerwartet, mit dem Tode des letzten männlichen Habsburgers die Eröffnung der österreichischen Erbfolgefrage. Allerdings nahm die jugendliche Maria Theresia mit festem Willen die Zügel, aber in ihrem Gemahl, dem gutherzigen, unbedeutenden Franz Stephan von Lothringen und Großherzog von Toscana, fand sie trotz des innigen Verhältnisses, das die Gatten verband, so wenig eine wirkliche Stütze wie in den alten Ministern ihres Vaters. Dazu waren die finanziellen und militärischen Verhältnisse wahrhaft niederdrückend. Die Einkünfte waren gering, in den Centralkassen befanden sich nicht mehr als 87,000 Thaler; das Heer, entmutigt durch den Türkenkrieg und thatsächlich nicht stärker als etwa 68,000 Mann, lag verzettelt von Belgrad bis Brüssel und Mailand; in ganz Böhmen standen ein Bataillon und eine Grenadierkompagnie, in Schlesien drei Bataillone und zwei Grenadierkompagnien, in Ober-Österreich ein Dragonerregiment. Brauchbare Generale aus Prinz Eugens Schule zählte man etwa drei. Nur die felsenfeste Überzeugung von ihrem guten Rechte und

verweilen und gab ihm im September 1732 das verwirkte Ehrenkleid des Offiziers zurück, indem er ihn zugleich zum Obersten des in Neu-Ruppin liegenden Infanterieregimentes ernannte, denn er sollte jetzt auch den militärischen Dienst bis ins einzelnste hinein kennen lernen. Friedrich atmete auf, er war jetzt freier als je vorher in seinem Leben und empfand es eben deshalb als einen neuen harten Eingriff in sein Dasein, daß der Vater ihn gegen seinen Willen und ohne jede Neigung vermählte (12. Juni 1733). Die fromme, herzensgute Frau, die er ihm ausgesucht, Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern, wäre eines besseren Loses wert gewesen, aber sie besaß nichts von dem, was den hochfliegenden, reichen Geist des Gemahls hätte fesseln können, und so gestaltete sich zwar zunächst das Verhältnis allmählich erträglich, doch bald kam das Unglück der Vereinsamung über beide; der Frauenliebe und des Familienglückes entbehrend, suchte Friedrich im heiteren Spiel des Witzes mit gleichgestimmten Geistern, in ernster wissenschaftlicher Arbeit, in angestrengter Pflichterfüllung seine Befriedigung.

Der gestrenge Vater begann sich allmählich zu überzeugen, daß er vom Sohne das Beste hoffen dürfe, wenngleich dieser sich nicht in die engen Schranken der eigenen Art bannen lasse. Damit er den Ernst des Krieges kennen lerne, sandte er den Sohn in den Rheinfeldzug von 1734; dort lernte Friedrich den Prinzen Eugen, freilich nur noch als Schatten seiner selbst, kennen, und sah zugleich den Verfall des österreichischen Heerwesens. Er erkannte dann aber auch in Ostpreußen mit Bewunderung die unvergleichlichen Leistungen der väterlichen Verwaltung, und wieder der Vater rief, tief erbittert über die österreichische Politik, auf den Sohn deutend aus: „Hier steht einer, der wird mich rächen“! Die beiden so verschiedenen Menschen hatten sich gefunden. Bald gab ihm der Vater einen ganz besonderen Beweis seiner Zuneigung, er kaufte ihm das Schloß Rheinsberg bei Neu-Ruppin und stellte ihm eine ansehnliche Summe zum Ausbau desselben ganz nach seinem Geschmacke zur Verfügung. Im August 1736 bezog der Kronprinz mit seiner Gemahlin den heiterschönen Bau am klaren See, den dunkle Waldhügel

1740. ein großer Sinn konnten Maria Theresia aufrecht erhalten, als von allen Seiten jetzt die Anwärter sich meldeten, und die pragmatische Sanktion sich als ein Stück Papier erwies.

Kraft des alten Ehevertrages von 1546 (s. S. 661) legte der bayerische Gesandte, Graf Perusa, sofort gegen Maria Theresias Thronbesteigung Verwahrung ein und verließ Mitte November 1740 die Hauptstadt; Kursachsen machte die Ansprüche der Kurfürstin Maria Josepha, einer Tochter Josephs I., geltend, die spanischen Bourbonen wollten ohne weiteres in die Rechte ihrer ausgestorbenen habsburgischen Vorgänger einrücken, Piemont richtete seine Blicke auf Mailand. In Österreich selbst war die Stimmung durchaus schwankend, mehr für Karl Albert von Bayern als für Maria Theresia.

Der Ausbruch des ersten schlesischen Krieges. In diesem Augenblicke überschritten die preußischen Heersäulen die schlesische Grenze. König Friedrich wollte nicht die Zerstörung Österreichs, aber an die pragmatische Sanktion hielt er sich nicht mehr gebunden, seitdem Österreich die Bedingungen des Berliner Bündnisses v. J. 1726 so schlecht erfüllt hatte; dazu erwachten die unvergessenen Ansprüche auf die schlesischen Fürstentümer von neuem. Er glaubte die Stunde gekommen, um den Besitz Schlesiens für sich zu erringen als Preis seiner Unterstützung Maria Theresias im Kampfe um die pragmatische Sanktion und so seinen mißachteten Staat aus der gedrückten Lage zu befreien. Den Rat seiner Minister, sich auf Berg zu werfen, wies er zurück, da ihn dies sofort in Schwierigkeiten mit Frankreich verwickeln müsse. Nachdem er in der Stille alle militärischen Vorbereitungen getroffen, verließ er in der Nacht des 13. December während eines großen Hofballes Berlin; am 16. December rückten 27,000 Mann preußischer Truppen mit 86 Geschützen in Schlesien ein, rechts der Oder der König, links des Stromes der Feldmarschall v. Schwerin. Eine feierliche Kundgebung erklärte die Absicht des Königs, Schlesien gegen jeden Angriff zu schützen und für Maria Theresias Erbrecht einzutreten; zugleich sicherte sie den Einwohnern freie Religionsübung und strengste Mannszucht der Truppen zu. Das Land war nicht gerüstet, von den Festungen waren nur Glogau, Glatz und Neiße leidlich im Stande, die Hauptstadt Breslau blieb nach altem Rechte der Verteidigung ihrer Bürger überlassen, die Truppen zählten nur 7000 Mann. Dazu sahen die gedrückten und tief mißtrauischen Protestanten in dem König ihren Befreier. Überall traten jetzt die evangelischen Ratsherren in die ihnen entrissenen Stellen wieder ein, der protestantische Gottesdienst wurde wiederhergestellt, zahlreiche junge preußische Geistliche nahmen sich der lange verwaisten Gemeinden an. So traf der König im offenen Felde nirgends auf Widerstand. Er ließ Glogau und Brieg
1741. einschließen, bewilligte der Stadt Breslau, wo er selbst am 3. Januar 1741 einritt, die erbetene Neutralität und begann die Beschießung von Neiße, wäh-

umschlingen. Die glücklichste Zeit seines Lebens begann. Bald in angespannter Arbeit und ausgedehntem Briefwechsel mit seiner Schwester Wilhelmine, Voltaire und andern, bald in heiterer, geistvoller Geselligkeit verflogen ihm die Tage. Er trieb Musik, studierte antike und französische Schriftsteller, die Philosophie Wolffs und des Engländers Locke und wurde Freimaurer.

rend Schwerin bis an den Jablunkapaß vordrang und die österreichischen Feld- 1741.
truppen nach der mährischen Grenze zurückwichen; am 7. März fiel **Glogau** durch nächtlichen Sturmangriff. Indes Maria Theresia wies die Erbietungen des Königs, gegen Abtretung Schlesiens ihre deutschen Besitzungen vor jedem Angriff zu schützen, für die Kaiserwahl Franz Stephans einzutreten und ihr 2 Millionen Thaler vorzuschießen, mit der Entschiedenheit des gekränkten Stolzes zurück und sandte den Feldmarschall **Neipperg** mit 17,000 Mann über das mährische Gesenke nach Schlesien. Zwischen den allzu weit auseinandergezogenen preußischen Grenzaufstellungen hindurch erreichten die Österreicher Neiße, das sie sofort entsetzten; aber der König vereinigte sich rechtzeitig mit Schwerin und trat am 10. April 1741 unweit Brieg beim Dorfe **Mollwitz** zum erstenmale dem Feinde entgegen, an Reiterei um das Dreifache schwächer, doch stärker an Fußvolk. In der That wurden seine Schwadronen völlig geworfen, so daß der König auf die Bitte Schwerins das Schlachtfeld verließ, aber seine unerschütterliche Infanterie gewann ihm den Sieg. Die alten Truppen Prinz Eugens waren der jungen, mißachteten Kriegsmacht der Preußen unterlegen, der Besitz Schlesiens gesichert.

Ausbruch des österreichischen Erbfolgekrieges. Die unerwartete Kunde von der Schlacht bei Mollwitz brachte am französischen Hofe die Kriegspartei ans Ruder. Der leitende Minister Kardinal **Fleury** wollte Deutschlands Schwäche verewigen, indem er Österreich zerschlug und etwa vier bis fünf gleich große, also gleich ohnmächtige Staaten in Deutschland aufrichtete. Deshalb sicherte er im **Nymphenburger Vertrage** vom Mai 1741 dem Kurfürsten **Karl Albert** Frankreichs Hilfe bei der Kaiserwahl und für die Durchführung seiner Erbansprüche zu; im selben Monat schloß auch **Spanien** mit Bayern ein Bündnis. Friedrich war weit entfernt, sich wie Bayern zum Werkzeuge Frankreichs zu machen; da er aber völlig vereinzelt stand und von den Seemächten eher Feindschaft als Unterstützung zu erwarten hatte, so schloß er am 15. Juni ein Bündnis auf 15 Jahre mit Frankreich, in welchem ihm dies den Besitz Schlesiens verbürgte. Am Kampfe gegen Österreich nahm er zunächst weiter keinen Anteil. Aufs tiefste betroffen knüpfte jetzt auch Maria Theresia Unterhandlungen mit ihm an, brach sie aber wieder ab, als die Preußen am 10. August das neutrale **Breslau** besetzten, um einem Einverständnis der dortigen Behörden mit den Österreichern zuvorzukommen.

Bald geriet sie nun in die bedrängteste Lage. Im Anfang September 1741 überschritten die Bayern und Franzosen die Grenze Ober-Österreichs, besetzten **Linz**, wo am 2. Oktober Karl Albert die Huldigung der Stände empfing, und drangen die Donau hinab bis St. Pölten vor: der österreichische Hof dachte an die Flucht nach Graz. Doch eine vollständige Überwältigung Österreichs lag nicht in den Absichten der Franzosen; sie nötigten ihre bayerischen Bundesgenossen erst unthätig stehen zu bleiben, dann Anfang November nordwärts nach **Böhmen** abzuschwenken. Sie besetzten das ganze Land mit **Eger** und erstürmten am 25. November **Prag**; zugleich sandte **Sachsen** gegen die Zusicherung Bayerns, ihm Mähren abzutreten, 21,000 Mann nach Böhmen. Am 7. December ließ sich

1741. Karl Albert zum König von Böhmen krönen, am 19. huldigte ihm fast der gesamte Adel des Landes.

In dieser schweren Bedrängnis schloß Neipperg unter englischer Vermittelung mit Friedrich II. auf Schloß Klein-Schnellendorf bei Neiße am 9. Oktober 1741 einen streng geheimzuhaltenden Vertrag ab, nach dem die Österreicher Schlesien vollständig räumten und Neiße übergaben (31. Oktober). Am 7. November empfing darauf Friedrich II. im Fürstensaale des ehrwürdigen Rathauses von Breslau die Huldigung der schlesischen Stände als „souveräner Herzog".

Der Sieg Maria Theresias. Die neutrale Haltung Preußens gab Maria Theresia die Möglichkeit, ihre Kräfte zu sammeln. Nachdem sie schon am 25. Juni 1741 in Preßburg feierlich zur Königin von Ungarn gekrönt worden war, gewann sie im September gegen Gewährleistung der Selbständigkeit Ungarns nach schwierigen Verhandlungen die volle und begeisterte Unterstützung des ungarischen Adels zum Kampfe um ihre deutschen Erblande. Zu Anfang d. J. 1742 setzte sich das ungarische Aufgebot mit österreichischen Truppen in Bewegung, rohe Massen, ein Schrecken für Freund und Feind. Nach der Übergabe von Linz am 24. Januar ergossen sie sich verheerend über den Inn nach Bayern hinein, bereits am 12. Februar ritten die ungarischen Husaren durch das Isarthor in München ein.

1742.

Friedrichs II. Reichsreformpläne. Doch diese rasch entfaltete Übermacht Österreichs hatte Friedrichs Haltung schon wieder geändert. Hatte doch auch Österreich sich keinen Augenblick an die Geheimhaltung des Schnellendorfer Vertrages gekehrt und ihn dadurch französischen Feindseligkeiten ausgesetzt, während es ihm doch selber durchaus mißtrauisch gegenüberstand. Da dachte der König die Gunst der Lage zu einer gründlichen Umgestaltung des Reiches, zur Vernichtung des österreichischen Übergewichtes in Deutschland zu benützen. Er wollte dem Wittelsbacher die Kaiserkrone geben, Bayern durch Böhmen, Ober-Österreich und Tirol verstärken, Sachsen durch Mähren, die geistlichen Fürstentümer zum guten Teile zu gunsten der weltlichen Staaten einziehen. Pufendorfs alter Plan wäre damit verwirklicht worden. In der That wurde am 24. Januar 1742 der Kurfürst von Bayern als Karl VII. von sämtlichen Kurfürsten, also in so durchaus rechtsgültiger Weise wie jemals ein Habsburger, zum Kaiser gewählt und am 12. Februar mit großer Pracht in Frankfurt a. M. gekrönt.

Um dem bedrängten bayerischen Stammlande des Kaisers Luft zu machen, ließ Friedrich den Feldmarschall Schwerin in Mähren einrücken und führte selbst ein sächsisches Heer dorthin. Am 28. Januar fiel Olmütz, am 15. Februar Iglau, Brünn wurde belagert und die preußischen Reiter streiften bis auf das Marchfeld. Wirklich kam nun Karl von Lothringen aus Bayern herbei und zwang den König zum Rückzuge nach Böhmen. Als er sich aber zwischen die Preußen und Prag schieben wollte, kam ihm Friedrich zuvor und erfocht am 17. Mai 1742 in der Schlacht bei Chotusitz unweit Tschaslau nach langem, schwankendem Kampfe vornehmlich wieder durch sein Fußvolk einen vollkommenen Sieg, den ersten, den er selbst gewann.

Beendigung des ersten schlesischen Krieges; Friede von Berlin. 1742.
Maria Theresia erkannte jetzt, daß sie Preußen und Frankreich zusammen nicht gewachsen sei, und wieder Friedrich benützte diese augenblickliche Nachgiebigkeit, um sich das zu sichern, worauf sein Augenmerk doch vor allen Dingen gerichtet war, den Besitz Schlesiens. So kam unter englischer Vermittelung am 11. Juni 1742 in Breslau der vorläufige, am 28. Juli in Berlin der endgültige Friede zustande. Er überließ ganz Nieder-Schlesien mit der ursprünglich böhmischen Grafschaft Glatz und Ober-Schlesien bis zur Oppa, ein Land von 650 Quadratmeilen mit $1\frac{1}{2}$ Millionen Einwohnern, zu voller Souveränität an Preußen. Es war die wertvollste Erwerbung, die der Staat überhaupt machen konnte, sie erst sicherte ihm einigermaßen die Selbständigkeit unter den Mächten. Mit rücksichtsloser Selbstsucht und überlegenem staatsmännischen Blick, bald mit Waffengewalt, bald mit Unterhandlungen, die einen bezwingend, die anderen benützend, hatte der König sie durchgesetzt.

Österreichs Übergewicht. Doch 21 schwere Jahre hat er auf der Wacht stehen müssen, um sie zu behaupten. Maria Theresia betrachtete die Abtretung Schlesiens und die Verdrängung ihres Hauses vom Kaisertume nur als vorübergehend; sie dachte erst mit Bayern fertig zu werden, dann sich wieder gegen Preußen zu wenden. In der That wurden die Franzosen und Bayern nach tapferer Gegenwehr zur Räumung von Prag, zum Rückzuge nach Eger genötigt (December 1742). Die Siegerin benützte ihren Erfolg mit kluger und hochherziger Mäßigung. Nur einige besonders eifrige Parteigänger Bayerns unter dem böhmischen Adel wurden zu Haft, Vermögensstrafen, Landesverweisung oder Amtsentsetzung verurteilt, hinterher aber auch noch meist begnadigt. Am 11. Mai 1743 1743.
empfing Maria Theresia die Krone Böhmens, am nächsten Tage die Huldigung der Stände. Auch in Bayern behielten ihre Waffen die Oberhand. Zwar hatten im Herbst 1742 die Bayern und Franzosen München wieder besetzt und die Österreicher nach dem Inn zurückgedrängt; aber nach der Einnahme Prags erfochten Karl von Lothringen und Khevenhüller am 13. Mai 1743 den Sieg bei Simpach am Inn und besetzten nach dem Vertrage von Kloster Schönfeld im Juni das ganze Land. Abermals flüchtete Karl Albert aus München und die Stände huldigten im September der Maria Theresia. Um das Übergewicht Österreichs noch zu verstärken, trat jetzt Georg II. von England-Hannover, mehr noch von welfischer Eifersucht gegen Preußen als von englischen Interessen geleitet, aus seiner bisherigen vermittelnden Stellung heraus und führte selbst seine sogenannte „Pragmatische Armee" nach Süddeutschland. Sein Sieg bei Dettingen unweit Würzburg am 27. Juni 1743 warf die Franzosen über den Rhein zurück und gab auch den deutschen Südwesten in die Hand der Verbündeten. In Ober-Italien aber behaupteten die Österreicher, von den Piemontesen unterstützt, gegenüber den Spaniern und Franzosen das Gleichgewicht, ja sie vereinigten sich am 12. September im Wormser Vertrage mit England zur völligen Vertreibung der Bourbonen aus Italien, wofür Piemont die pragmatische Sanktion verbürgte, gegen Zusicherung lombardischer Gebietsteile.

1743. Bündnisse gegen Preußen. Doch schon dieser Vertrag kehrte eine versteckte Spitze gegen Preußen, denn die Verbündeten verbürgten Österreich alle Länder, die es besaß oder nach früheren Verträgen besitzen sollte, also auch Schlesien. Auch Sachsen neigte jetzt auf Maria Theresias Seite. Nicht nur war es jetzt plötzlich weit unter die Geltung Preußens hinabgedrückt, es hatte auch jede Hoffnung verloren, die heißbegehrte Gebietsverbindung mit Polen herzustellen, wenn Preußen Schlesien behauptete. So verpflichteten sich Sachsen und Österreich am 20. December 1743, einander gegen jeden Angriff beizustehen, auch gegen solche Mächte, die sich noch in den Krieg mischen würden. Dazu schloß Sachsen am
1744. 4. Februar 1744 ein Verteidigungsbündnis auch mit Rußland, wo seit der Thronbesteigung Elisabeth Petrownas (December 1741) die deutschfeindliche altrussische Partei am Ruder war.

Ausbruch des zweiten schlesischen Krieges. Unmutig hatte bisher Friedrich zugesehen, wie der Wittelsbachische Kaiser, den er erhoben, schlechterdings unfähig war, sich zu behaupten, und hatte sich deshalb umsonst bemüht, die Reichsstände entweder im ganzen oder doch einzeln zum Einschreiten zu veranlassen. Jetzt erfüllten ihn jene scheinbar harmlosen Verträge mit schweren Besorgnissen um seine eigne Sicherheit, und die Ehre seines Staates machte das Eingreifen für Karl VII. unvermeidlich. Dazu drohte Gefahr auch von England und Hannover, denn am 15. März 1744 hatte Frankreich den Krieg auch an Großbritannien erklärt, und die welfische Eifersucht wurde aufs stärkste erregt, als Friedrich kraft der kaiserlichen Anwartschaft v. J. 1695 nach dem Aussterben der Fürsten von Ostfriesland mit Karl Edzard am 25. Mai 1744 sofort Besitz von dem wichtigen Gebiete ergriff, das für Preußen den Zugang zur Nordsee sicherte. So entschloß er sich abermals die Waffen zu erheben, um der Gefahr zuvorzukommen. Am 5. Juni 1744 schloß er ein Bündnis mit Frankreich zum Schutze des Kaisers, am 6. Juni zu demselben Zwecke die Frankfurter Union mit Bayern, Pfalz und Hessen. Noch einmal tauchten die kühnen Reichsreformpläne auf, die unvermeidliche Umgestaltung, die Deutschland sechzig Jahre später zu seiner Schande vom Auslande sich auferlegen ließ, schien sich unter der Leitung Preußens und Bayerns, der beiden größten reindeutschen Staaten, vollziehen zu sollen.

„Zum Schutze des Kaisers und der deutschen Freiheit" ließ Friedrich im August 1744 von Schlesien her und durch Sachsen, das den Durchmarsch nicht zu verweigern wagte, 80,000 Mann „kaiserlicher Hilfstruppen" in Böhmen einmarschieren. Nach zerstörender Beschießung ergab sich ihnen am 17. September Prag, und des Königs Vorgehen bis Tabor und Budweis veranlaßte wirklich die Österreicher, Bayern zu räumen, so daß Karl Albert noch einmal in München einziehen konnte (23. Oktober). Aber die Österreicher, vom Rheine her verstärkt, kamen über Tauß den Preußen in den Rücken und zugleich marschierten jenen zu Hilfe 20,000 Sachsen über Eger in Böhmen ein. Umsonst bot Friedrich dem Feldmarschall Traun mehrmals die Schlacht; er mußte schließlich seine unhaltbar gewordene Stellung im Süden Böhmens aufgeben und umschwärmt von den leichten Truppen des Feindes unter schweren Verlusten an fahnenflüchtigen Mann-

schaften und an Heergerät über Königingrätz den Rückzug nach Schlesien antreten; sein General Einsiedel vermochte die angeordnete Räumung Prags sogar nur mit Einbuße des gesamten Geschützes und Gepäcks zu bewerkstelligen, und schon erschienen die Österreicher in Ober-Schlesien.

Das Angriffsbündnis gegen Preußen. Die Gefahren der Lage steigerten sich nun rasch. Frankreich führte den Krieg am Oberrheine und in Belgien so schlaff, daß die Österreicher selbst Kaiserslautern und die Lauterlinie besetzten; dann schlossen am 8. Januar 1745 Österreich, Sachsen, England und Holland ein Bündnis zur Wiedereroberung Schlesiens und zur Erhebung Franz Stephans auf den Kaiserthron; ja der berufene Leipziger „Partagetraktat" vom 18. Mai 1745 zwischen den ersteren beiden Staaten und Rußland nahm bereits die Austeilung Preußens in Aussicht, wobei an Sachsen Magdeburg, das Cottbuser Land, Crossen und Sternberg zur Herstellung einer Gebietsverbindung mit Polen fallen sollten. Nun löste sich auch die Frankfurter Union auf und der Tod Karls VII. am 20. Januar 1745 machte allen bayerisch-preußischen Kaiserplänen ein Ende. Sein Sohn Max Joseph gab im Frieden von Füssen am 22. April 1745 alle Ansprüche auf habsburgische Lande auf, erkannte die pragmatische Sanktion an und versprach seine Kurstimme dem Großherzog Franz Stephan zu geben. 1745.

Friedrichs II. Sieg; Friede von Dresden. Jetzt mußte Friedrich allein das eigne Heil bedenken. Fest entschlossen zu siegen oder unterzugehen hatte er sein Heer mit äußerster Anspannung aller Kräfte auf 114,000 Mann gebracht und 70,000 Mann davon in Schlesien zunächst zwischen Neiße und Frankenstein zusammengezogen. Als aber Karl von Lothringen mit dem österreichisch-sächsischen Heere in den ersten Junitagen d. J. 1745 durch die breite Gebirgslücke von Trautenau und Landshut gegen Schweidnitz vorging, stand ihm der König bereits, ohne daß der Feind es wußte, in der Gegend von Hohenfriedberg und Striegau gegenüber und überraschte seinen Gegner am dämmernden Morgen des 4. Juni mit einem meisterhaft geplanten und mit sicherer Thatkraft durchgeführten Angriff. Binnen vier Stunden war die Schlacht entschieden. Glänzend hatte sich die umgebildete Reiterei bewährt; das Dragonerregiment „Baireuth" sprengte allein 20 feindliche Bataillone und nahm 66 Fahnen. Betend um Sieg hatten die Einwohner der benachbarten Dörfer dem Kanonendonner gelauscht; ihnen galt die Schlacht als ein Rettungskampf für den schlesischen Protestantismus. Der König folgte den weichenden Österreichern langsam bis nach der oberen Elbe, doch der Krieg war keineswegs beendet. Allerdings verpflichtete sich jetzt England, den Frieden auf Grund des österreichischen Verzichtes auf Schlesien zu vermitteln (26. August), aber Österreich und Sachsen verbündeten sich am 29. August noch enger, und am 13. September wurde Franz Stephan gegen die Stimmen Brandenburgs und der Pfalz zum Kaiser gewählt. Alle verfügbaren Kräfte warf nun Maria Theresia nach Böhmen, um die bevorstehende Kaiserkrönung (4. Oktober) durch die Vernichtung des Feindes zu feiern. Doch Friedrich entzog sich der drohenden Umklammerung Karls von Lothringen am 30. September durch

1745 den hartbestrittenen Sieg bei Soor, den allein der Todesmut seiner Truppen entschied, und trat darauf ungefährdet den Rückzug nach Schlesien an.

„Der Friede ist so gut wie sicher", schrieb der König nach der Schlacht, doch abermals täuschte er sich. Ein gewaltiger Angriffsstoß sollte noch im Winter seine Mittelprovinzen treffen. Ein hannöversches Heer rüstete sich zum Vormarsch gegen Halberstadt, die Russen sammelten sich gegen Ostpreußen; ein vom Rheine herbeigezogenes österreichisches Korps unter Graf Grünne sollte mit Karl von Lothringen auf Berlin durch die Lausitz vorgehen, wo schon die Sachsen unter Rutowski bereit standen. Um diesem Angriffe zu begegnen, wies Friedrich den Fürsten Leopold von Dessau an, mit seinem Beobachtungskorps von Halle gegen Dresden zu marschieren. Der König selbst brach in die Ober-Lausitz ein, zersprengte am 23. November die Vorhut der Sachsen bei Katholisch-Hennersdorf, so daß Rutowski schleunigst zum Schutze Dresdens zurückwich, und drang unaufhaltsam nach der Elbe vor, ohne sich um die Österreicher weiter zu kümmern, die nun auf dem weiten Umwege über Zittau und Leitmeritz Dresden zu erreichen strebten. Am 14. December nahm er sein Hauptquartier in Meißen; doch Leopold wartete seinen Beistand nicht ab, sondern wagte am 15. December den Angriff auf die äußerst feste Stellung der Sachsen und Österreicher, die in der Stärke von 34,000 Mann zur Deckung der großen Straße von Meißen nach Dresden angesichts der Hauptstadt hinter dem Zschoner Grunde bei Kesselsdorf ihn erwarteten. Nach tapferer Gegenwehr wurden sie besonders durch den verwegenen Angriff des jungen Moritz von Dessau auf ihren rechten Flügel mit schweren Verlusten nach Dresden zurückgeworfen, ohne daß Karl von Lothringen, der dicht bei der Stadt lagerte, ihnen zu Hilfe gekommen wäre; er begnügte sich den Rückzug des geschlagenen Heeres nach Böhmen zu decken. Schon am 16. December ergab sich die unverteidigte Hauptstadt, zwei Tage später zog Friedrich ein, und schon am 25. December wurde der Friede von Dresden unterzeichnet. Österreich erneuerte den Verzicht auf Schlesien, Sachsen zahlte 1 Million Thaler Kriegsentschädigung und trat Fürstenberg a. O. gegen einige lausitzische Enklaven ab; dagegen erkannte Friedrich die Kaiserwahl Franz Stephans an. Sein kühner Plan, das Kaisertum, die Vorherrschaft im Reiche, dem Hause Habsburg-Lothringen zu entwinden und Deutschland neuzugestalten, war an der Schwäche der Wittelsbacher gescheitert, deren notgedrungene Abhängigkeit von Frankreich ihrer Kaiserkrone den beschimpfenden Stempel fremder Dienstbarkeit aufdrückte, aber Schlesien hatte er durch kühne Waffenthaten behauptet und damit für Preußen die Großmachtstellung errungen. Den heimkehrenden Sieger begrüßte seine jubelnde Hauptstadt damals zuerst mit dem Namen des „Großen".

Ende des österreichischen Erbfolgekrieges. Jetzt konnten Österreich und die Seemächte ihre ganze Kraft gegen Frankreich und Spanien wenden. Doch der Erfolg entsprach nicht den Erwartungen. Nur in Ober-Italien behaupteten die Österreicher und Piemontesen das Übergewicht, drangen 1747 sogar bis Toulon vor, aber Belgien eroberten die Franzosen durch den glänzenden Sieg des Marschalls Moritz von Sachsen (Sohn Augusts des Starken) bei Fontenay am 11. April

1745 fast ganz, da Englands unzureichende Landmacht von dem gefährlichen und eine Zeitlang nicht aussichtslosen Aufstand des letzten Stuartkönigs Karl Eduard 1745/46 in Anspruch genommen wurde. Auch nach seiner Beendigung siegten die Franzosen am 11. Oktober 1746 bei Rocoux, am 2. Juli 1747 bei Maastricht, nahmen am 11. Mai 1748 selbst diese Festung und drangen in Holland ein. Nur in den Kolonien und zur See blieben die Engländer im Vorteil.

So erzwang endlich die Erschöpfung beider Teile den Frieden von Aachen am 30. Mai 1748, zunächst zwischen Frankreich und den Seemächten; Österreich 1748.
und die anderen Staaten traten erst am 18. Oktober bei. Die pragmatische Sanktion, die Kaiserwürde Franz Stephans und die Erwerbung Schlesiens durch Preußen fanden allgemeine Anerkennung; in Italien erhielt der spanische Infant Philipp Parma und Piacenza, Piemont lombardische Gebietsteile. Frankreich gab Belgien zurück, dafür räumte England das eroberte Cap Breton in Nordamerika. So hatte Österreich in heißen Kämpfen seinen Bestand, England seine Großmachtstellung zur See behauptet.

Einleitung zum europäischen Kriegsbündnis gegen Preußen. Doch während dieser Krieg seinen Abschluß fand, bereitete sich schon ein neuer, gewaltigerer vor. Zweihundert Jahre durch hatten sich die Nachbarn daran gewöhnt, über das Schicksal des zerrissenen Deutschland nach Gutdünken zu schalten; jetzt erhob sich dort eine waffenstarke Großmacht, die weder Frankreich, noch Schweden, noch Österreich oder Rußland dienstbar war, sondern lediglich ihr eignes Interesse mit kühner, harter Selbstsucht verfocht und eben dadurch zeigte, daß Deutschland nicht länger der Schauplatz und das Opfer fremder Gewaltthaten und Ränke sein werde. Allzu plötzlich war scheinbar diese Veränderung eingetreten und allzu sehr schien sie auf der Größe des einen Mannes zu beruhen, als daß die alten Großmächte und die deutschen Nachbarn nicht hätten versuchen sollen, den früheren Zustand wiederherzustellen. Der erste Anstoß ging von Rußland aus. Der Minister der urteilslosen und geistesträgen Kaiserin Elisabeth, der streng altrussisch gesinnte Graf Bestushew-Rjumin, haßte wie seine Herrin, den König Friedrich ganz persönlich und sah in ihm das stärkste Hindernis für Rußland, des maßgebenden Einflusses in Polen sich zu versichern (s. unten). Ebensowenig konnte Maria Theresia den Verlust Schlesiens verschmerzen; ihr erschien zugleich der Freigeist Friedrich als ein Feind der römischen Kirche, an der ihre gläubige Seele hing. So schlossen Österreich und Rußland schon am 2. Juni 1746 ein enges Verteidigungsbündnis.

Diesem näherte sich auch Kursachsen. Gewiß war Sachsens Lage jetzt gegenüber Preußen eine gedrückte und der alte handelspolitische Gegensatz seit der Erwerbung Schlesiens so geschärft, daß endlich i. J. 1755 ein völliger Bruch eintrat. Deshalb wies es auch den Antrag Preußens auf Abschluß eines Verteidigungsbündnisses (Anfang 1746) zurück. Aber statt Sachsen möglichst stark zu machen für den entscheidenden Waffengang, that Graf Heinrich Brühl, der unheilvolle Premierminister Friedrich Augusts II., das Gegenteil. Ein Mann ohne wirkliche Sachkenntnis und ohne jedes Gefühl der Verantwortlichkeit, war Brühl

(geb. 1709) lediglich durch sein gewandtes und geschmeidiges Wesen noch unter Friedrich August I. vom Pagen zum obersten Leiter der sächsischen Finanzen, unter dem Nachfolger zum Kabinettsminister für innere und äußere Angelegenheiten, endlich 1746 zum Premierminister aufgestiegen. Ihm galt als das Höchste der Genuß seiner hohen Stellungen, die ihm, da er die früher begleiteten Ämter bei jeder Beförderung stets beibehielt, gegen 60,000 Gulden allmonatlich abwarfen. Um sich in dem Vertrauen seines gutmütigen, aber schlaffen und bequemen Herrn zu behaupten, wußte er ihn mit Geschöpfen seiner Gunst zu umgeben und ihn von seinen Ministern, ja selbst von seiner Familie so getrennt zu halten, daß der Kurfürst alles nur mit Brühls Augen zu sehen sich gewöhnte; vor allem verstand es dieser, ihm die ungeheuren Summen für seine Bauten, Sammlungen und Hoffeste stets zur Verfügung zu stellen. Infolgedessen gerieten die Finanzen in völlige Verwirrung. Obwohl die Stände von 1731 bis 1746 im ganzen über 40 Millionen Thaler bewilligten, standen sie doch schon 1749 vor der Notwendigkeit, eine Steuerschuld von $30^1/_2$ Millionen Thalern und eine Kammerschuld von 3 Millionen verzinsen zu müssen. Da jedoch die Verschwendung weiter ging, so vermochte die Steuerkasse bald die Zinsen nicht mehr zu bezahlen und ihre Steuerscheine sanken rasch im Kurs. Um Geld zu schaffen oder zu sparen, griff Brühl zu den gewissenlosesten Mitteln. Selbst die Mündel- und Depositengelder befahl er zur Steuerkasse zu ziehen, das Heer setzte er allmählich von 45,000 Mann auf 21,000 herab, die Ausrüstung blieb mangelhaft, die Festungen verfielen, Sold und Gehalte wurden kaum mehr gezahlt. So war Sachsen nach keiner Seite hin leistungsfähig.

In der That dachte Brühl sein Ziel, die Schwächung Preußens, wesentlich durch fremde Hilfe zu erreichen, insbesondere durch Anlehnung an die katholischen Höfe, zu denen Sachsen damals mehrfach durch Ehebündnisse in nähere Beziehungen trat, so zu Frankreich durch die Vermählung des dortigen Thronfolgers Ludwig mit Maria Josepha, der dritten Tochter des Kurfürsten, zu Bayern durch die Ehe des Kurprinzen Friedrich Christian mit Maria Antonia Walpurgis, der Schwester Maximilian Josephs (1747). So gelang es, mit Frankreich im April 1746 einen zweijährigen Subsidienvertrag abzuschließen, der 1747 verlängert wurde. Doch weit schwerer wog das Einverständnis mit Österreich und Rußland. Zwar den förmlichen Beitritt verhinderte der entschiedene Widerspruch der sächsischen Geheimen Räte, aber Brühl that alles, um durch seine Gesandten in Wien, Petersburg und Paris und wohl auch mit Hilfe hochgestellter Damen gegen Friedrich zu hetzen; ja er scheute sich nicht, die Berliner Briefschaften an den preußischen Gesandten in Dresden heimlich eröffnen zu lassen.

Diesem Verhältnis der Ostmächte näherte sich auch **England**; am 30. Oktober 1750 trat es dem österreichisch-russischen Verteidigungsbündnisse bei, am 13. September 1751 schlossen beide Seemächte in Warschau mit Sachsen einen Vertrag auf vier Jahre, der sie verpflichtete, das Land gegen jeden Angriff zu schützen, während Sachsen gegen Hilfsgelder 6000 Mann zu stellen versprach.

Auflösung der alten, Entstehung neuer Bündnisse. Alles das entsprach den altüberlieferten Beziehungen der Mächte. Doch allmählich traten

Verwickelungen ein, die zu einer vollkommenen Verschiebung aller Verhältnisse führten. In Nordamerika brach der Gegensatz zwischen den englischen und französischen Interessen jetzt offen heraus. Während die Franzosen sich bestrebten, ihre Besitzungen in Canada und am Mississippi zu einem gewaltigen Kolonialreiche zu verbinden und deshalb eine Kette von Forts und Blockhäusern längs des Westabhanges der Alleghanies errichteten, breiteten sich die rasch anwachsenden englisch-deutschen Ansiedelungen von der Ostküste her unwiderstehlich westwärts nach dem Ohiothale aus. Im J. 1754 begann dort der Kampf der Kolonisten, im Sommer 1755 eröffnete England den Raubkrieg gegen den französischen Handel im Atlantischen Ocean.

Es war beinahe unvermeidlich, daß dieser Streit auch nach Europa übergriff. Dann aber stand zu befürchten, daß Frankreich, um den zur See überlegenen englischen Gegner auf dem Festlande zu schädigen, Hannover und Belgien angreifen werde. In der That hatte das letztere für England eine viel größere Bedeutung als für Österreich, denn die vertragsmäßige Sperrung der Schelde, die den Handel und Gewerbfleiß Belgiens lähmte, war ausschließlich ein Werk des englischen Neides und machte das entlegene Gebiet für Österreich fast wertlos. Infolge dieses Verhältnisses brach das alte englisch-österreichische Einvernehmen in Stücke. Denn während Österreich im April 1755 die Verteidigung Belgiens den Seemächten zuwies, forderten diese die Aufstellung österreichischer Heere zur Deckung Belgiens und Hannovers; sonst, so erklärte Georg II. am 1. Juni rund heraus, könne England nicht länger der Freund Österreichs sein. Er suchte sich sogar durch den Vertrag vom 9. August den Beistand Rußlands für Hannover zu sichern gegen Frankreich wie gegen Preußen, deren Zusammengehen er zunächst voraussetzte.

Doch um dieselbe Zeit erfuhr Frankreich, daß es bei einem Angriff auf Hannover nicht nur nicht auf Friedrichs Beistand zu rechnen habe, sondern daß dieser vielmehr fest entschlossen sei, die Neutralität Hannovers und damit ganz Norddeutschlands gegen wen immer zu verteidigen. Damit löste sich das ohnehin stets unsichere Verhältnis zwischen Preußen und Frankreich. Mißtrauisch, vereinzelt standen sich die Mächte gegenüber.

Indem sie nun nach neuen Verbindungen tasteten, errang die österreichische Staatskunst ihren glänzendsten Triumph. Die Seele dieser Pläne war Graf Wenzel Anton von Kaunitz-Rietberg (geb. 1711), i. J. 1748 Gesandter in London, seit 1751 in Versailles, seit 1753 als Konferenzminister, Geheimer Hof-Haus-Staatskanzler der Leiter Österreichs. In seinen Lebensgewohnheiten war er ein großer Herr nach französischer Art, in seinen Anschauungen ein fein und vielseitig gebildeter Freigeist, als Staatsmann der erste hervorragende Vertreter einer nüchternen österreichischen Interessenpolitik, die lediglich darauf ausging, aus dem rettungslosen Zerfalle des deutschen Reichskörpers so viel wie möglich für die Habsburger zu retten, Preußen zu zerschlagen und Österreich zur herrschenden Macht Mitteleuropas zu erheben. Und dafür gelang es ihm, Frankreichs Bundesgenossenschaft zu gewinnen! Gewiß stießen die beiderseitigen Interessen seit

1748 nirgends mehr feindlich auseinander, ja der katholische Charakter der beiden Großstaaten schien sie auseinander anzuweisen, und der Haß gegen den Spötter Friedrich war am sittenlosen Hofe Ludwigs XV., den die Marquise von Pompadour beherrschte, nicht geringer als bei der sittenstrengen Maria Theresia. Aber wenn Frankreich dazu half, Österreichs deutschen Nebenbuhler zu vernichten, so war das ein Abfall von allen seinen Überlieferungen, und wenn es dafür seine beste Kraft in Europa einsetzte, so verspielte es in Amerika eine großartige Zukunft. Die Mehrheit der denkenden Franzosen wollte deshalb von solchen Plänen nichts wissen, aber Ludwig XV., die Pompadour und Abbé Bernis, ihr Vertrauter, waren bereit, den Bourbonenstaat vor den Siegeswagen der Habsburger zu spannen. Die letzte Entscheidung dafür gab, daß Friedrich, um irgend welche An-
1756. lehnung zu finden, am 16. Januar 1756 mit England den Vertrag von Westminster schloß. Er verpflichtete beide Mächte sich gegenseitig nicht anzugreifen und den Einmarsch fremder Truppen in Deutschland zu hindern. Deshalb wies der König auch den letzten Annäherungsversuch Frankreichs ab. Tief verletzt nahm nun Ludwig XV. am 1. Mai in Versailles das Verteidigungsbündnis mit Österreich an.

Inzwischen drängte Rußland hastig zum äußersten. Im April 1756 schlug Bestushew in Wien den sofortigen Angriff auf Preußen und eine Teilung desselben vor. Kaunitz stimmte dem vollkommen bei, verlangte aber eine Verschiebung des Angriffs auf 1757 aus Rücksicht auf Frankreich und machte diesem die darauf bezüglichen Vorschläge, welche auch Annahme fanden.

Friedrichs Lage und Entschluß. Das thatsächliche Einverständnis der drei Großmächte war also hergestellt, Friedrich stand einem furchtbaren Kriegsbündnis gegenüber, welches seinen Staat von drei Seiten umspannte. Er war davon im ganzen unterrichtet, teils durch den Verrat des sächsischen Kanzlisten Menzel, teils durch vertrauliche Mitteilungen aus Holland, Wien und Petersburg, und er beschloß den einzigen Rettungsweg einzuschlagen, der ihm übrig blieb: durch raschen Angriff den überlegenen Gegnern zuvorzukommen, ihren Bund zu sprengen, Österreich zum Frieden zu nötigen. Dies war der Plan, den der König mit Schwerin, Winterfeldt, Keith, Schmettau und Ferdinand von Braunschweig entwarf. Das Heer stand schlagfertig, im Staatsschatz lagen 18 Millionen Thaler, genug für einen zweijährigen Feldzug. Doch nicht ein solcher, sondern ein siebenjähriger Heldenkampf, wie ihn Deutschland noch nicht erlebt hatte, stand bevor.

Der Ausbruch des siebenjährigen Krieges. Auf das Andringen des englischen Gesandten Andrew Mitchell machte Friedrich einen letzten Versuch, den Bruch zu vermeiden. Er stellte in Wien zunächst eine Anfrage wegen der österreichischen Rüstungen, und als darauf nur eine ausweichende Antwort erfolgte, noch eine zweite, ob Österreich in diesem oder im folgenden Jahre ihn anzugreifen gedenke. Da Maria Theresia hierauf jede Erklärung verweigerte, befahl er am 26. August den Einmarsch in Sachsen. In der Morgenfrühe des 28. setzte er sich selbst auf dem Paradeplatze von Potsdam an die Spitze der hier vereinigten Regimenter.

Pirna und Lobositz. Am selben Tage überschritten die preußischen Truppen, 70,000 Mann mit 224 Geschützen, in drei Heersäulen die Grenze Sachsens. 1756.
In Erinnerung an die Rolle, die das Land 1744/45 gespielt, wollte der König sich seiner versichern, ehe er in Böhmen einrückte. Da Sachsen keinen eigentlichen Widerstand leisten konnte und Österreich überrascht war, so blieb nichts übrig, als das kleine Heer von 17—18,000 Mann in einem festen Lager oberhalb Pirnas unter dem Schutze der unbezwinglichen Bergfestung Königstein zu vereinigen, nach der sich auch der Hof begab. Dresden war nicht zu halten, selbst die großen Waffenvorräte konnten nicht gerettet werden, obwohl die Preußen erst am 9. September die Hauptstadt besetzten; sogar die wichtigen Papiere über die letzten Verhandlungen waren zurückgeblieben und wurden der Kurfürstin, die sie in ihre Zimmer hatte bringen lassen, fast mit Gewalt abgenommen. Denn nur sie lieferten dem Geh. Legationsrat Grafen von Hertzberg und dem Minister Grafen von Finckenstein die unanfechtbare Unterlage zu der Denkschrift, die den Überfall Sachsens vor der erstaunten Welt rechtfertigen sollte (Mémoire raisonné de la conduite des cours de Vienne et de Saxe). So in Besitz fast des ganzen Landes forderte der König, der anfangs nur „den ohnschädlichen Durchmarsch" verlangt hatte, am 14. September den Anschluß Sachsens. Mit der Ablehnung dieses Begehrens am 18. September trat der volle Kriegszustand ein.

Bereits war das sächsische Lager von überlegenen Truppenmassen eingeschlossen. Doch wäre anfangs der Durchbruch nach Böhmen noch möglich gewesen, denn dort standen unter Feldmarschall Browne bedeutende Streitkräfte. Der sächsische Oberbefehlshaber Graf Rutowski widerriet indessen dem Kurfürsten, sich so unbedingt Österreich in die Arme zu werfen, und bereits trat ein preußisches Beobachtungskorps unter Keith den Österreichern in Böhmen entgegen, während am 20. September Schwerin von Schlesien über Nachod dort einrückte. Um jede Aussicht auf Entsatz den Sachsen abzuschneiden, vereinigte sich Friedrich selbst mit Keith und durch das Mittelgebirge südwärts vorgehend, schlug er am 1. Oktober die ihm entgegenkommenden Österreicher bei Lobositz a. E. in blutigem, lange schwankendem Kampfe zurück. Wohl versuchte nun Browne mit freilich zu schwachen Kräften, nur 8000 Mann, auf dem rechten Elbufer den Sachsen sich zu nähern, aber dabei geriet er in die Felsen und Schluchten des Meißner Hochlandes und konnte, obwohl er am 11. Oktober bis zwei Stunden östlich von Schandau vordrang, mit dem sächsischen Lager nur durch Signale sich in Verbindung setzen. Ein letzter verzweifelter Versuch der ausgehungerten und ermatteten Sachsen, sich zu ihm durchzuschlagen, beschleunigte das Ende. Als am 11. Oktober bei strömendem Regen und dichtem Nebel die zusammengeschmolzenen Scharen, nur noch 12,000 Mann stark und fast ohne Geschütze, dicht unterhalb des Königsteins die Elbe überschritten und die „Ebenheit" um die schroffen Felsmauern des Liliensteins erklommen, da hatten sich schon preußische Truppen zwischen sie und Browne geschoben und zwangen diesen am 14. Oktober zum Rückzuge. Mit seinen völlig erschöpften Leuten unfähig zu fechten oder auch nur zu marschieren schloß Rutowski am selben Tage einen Waffenstillstand und unterzeichnete am

1756. 16. Oktober die Kapitulation. Das sächsische Heer gab sich kriegsgefangen, die Offiziere verpflichteten sich, während des Krieges nicht mehr gegen Preußen zu dienen, der Königstein wurde für neutral erklärt und der Hof erhielt Erlaubnis, nach Warschau abzureisen, wo er bis zum Frieden blieb Gegen den Wortlaut des Vertrages zwang der König dann die kriegsgefangenen Soldaten, ihm den Fahneneid zu schwören und stellte die Offiziere vor die Wahl, entweder in seine Dienste zu treten oder sich in sächsische Städte internieren zu lassen. Doch die gehoffte Verstärkung seiner Streitmacht hat sich daraus nicht ergeben, vielmehr sind die alten sächsischen Regimenter in den nächsten Jahren fast alle zum Feinde übergegangen.

Vollendung des europäischen Kriegsbundes gegen Preußen. Sachsen und sein Heer (mit Ausnahme einiger in Polen stehenden Reiterregimenter) waren in des Königs Hand, und im Besitz des gewaltigen Gebirgswalles von der oberen Saale bis zur oberen Oder durfte er hoffen, seinen Feinden nachdrücklich zu widerstehen. Doch den eigentlichen Zweck des Feldzuges zu erreichen war er doch durch den zähen Widerstand des kleinen sächsischen Heeres verhindert worden und sein Einfall in Sachsen brachte den längst vorbereiteten europäischen Kriegsbund gegen ihn zur Vollendung. Zunächst hatte mit ungewöhnlicher Beschleunigung der Kaiser schon am 13. September ein „Dehortatorium" wegen „friedbrüchiger Vergewaltigung" Sachsens an ihn erlassen und dann sogar das preußische Heer aufgefordert, dem Könige den Dienst aufzukündigen, ein Vorgehen,
1757. das nicht nur Preußen scharf zurückwies, sondern auch die deutschen Fürsten überhaupt entschieden mißbilligten. Am 17. Januar 1757 beschloß dann der Reichstag trotz preußischer Verwahrung und trotz dem Vermittelungsvorschlage Hannovers gegen eine sehr starke Minderheit den Reichskrieg gegen den Kurfürsten von Brandenburg. Viel gefährlicher als dies Spiel mit inhaltsleer gewordenen Formeln war es, daß Frankreich schon im Oktober 1756 den diplomatischen Verkehr mit Preußen abbrach und Rußland nach schwierigen Verhandlungen am 11. Januar dem österreichisch-französischen Verteidigungsbündnis förmlich beitrat. Kurz nachher, am 22. Januar, verbanden sich Österreich und Rußland noch ausdrücklich zur Wiedereroberung Schlesiens, überhaupt zur Schwächung Preußens, wofür Österreich alljährlich 1 Million Rubel Hilfsgelder an Rußland zu zahlen versprach. Frankreichs Leistungen entsprachen freilich nicht ganz den Erwartungen des Wiener Hofes, denn es wollte seine Truppen nicht nach Böhmen, sondern nach dem westlichen Deutschland senden und dort auch die Streitmacht verwenden, die es durch Soldverträge mit den geldbedürftigen west- und süddeutschen Fürsten, mit Köln, Trier, Pfalz, Bayern, Würtemberg, selbst mit Mecklenburg-Schwerin aufbrachte. So focht das deutsche „Reichsheer" im Solde des alten Reichsfeindes. Auch Frankreichs alter Bundesgenosse Schweden ließ sich in ein ähnliches Verhältnis hineinziehen (März 1757), und beide Mächte leiteten ihr Vorgehen in Deutschland damit ein, daß sie am 31. März in Regensburg die Erklärung abgaben, sie hätten sich vereinigt, um als Bürgen des westfälischen Friedens „den Lauf der das Reich verwüstenden Drangsale zu hemmen", den Beschädigten Wiedererstattung zu ver-

schaffen, die drei Religionen aufrecht zu erhalten und überhaupt „die deutsche Freiheit“ gegen alle Eingriffe sicher zu stellen. Preußen blieb auch auf diese heuchlerischen Redensarten die Antwort nicht schuldig, aber am 26. April zeigte Frankreich den bevorstehenden Einmarsch seiner Truppen an, und am 1. Mai unterzeichnete es mit Österreich den berufenen Teilungsvertrag von Versailles. Danach sollten Schlesien und Glatz an Österreich fallen, Magdeburg und Halberstadt an Sachsen, Preußisch-Vorpommern an Schweden, das südliche Belgien an Frankreich, die Hauptmasse des Landes an den spanischen Prinzen Philipp, dessen italienische Herzogtümer Parma und Piacenza an Österreich; die Festung Luxemburg sollte geschleift werden. Dafür stellte Österreich 80,000, Frankreich 105,000 Mann ins Feld und zahlte jährlich 12 Millionen Gulden Hilfsgelder an Österreich, mit diesem zusammen Subsidien an Sachsen und Schweden für den Kaiser und die Reichsfürsten; Schweden, Polen und Rußland blieb der Beitritt zu diesem Vertrage offen. Er enthielt das Todesurteil über die Zukunft Deutschlands. Was Jahrhunderte lang unter Strömen von Blut als wertvolle Grenzmark verteidigt worden, und was die Hohenzollern seit dem dreißigjährigen Kriege den Fremden abgerungen hatten, das gaben die Habsburg-Lothringer gleichgültig an Frankreich, Spanien, Schweden, schließlich auch an Rußland preis; sie warfen die Nation in die alte Ohnmacht zurück und gefährdeten zugleich die Gleichberechtigung des Protestantismus im Reiche, das unter Strömen von Blut errungene Ergebnis des westfälischen Friedens. Wenn es noch eines Beweises bedurft hätte, daß Österreich aufgehört hatte, eine deutsche Macht zu sein, so gab ihn dieser Vertrag, und indem Kaiser und Reich dieser Politik sich anschlossen, bewiesen sie mit einer bis dahin unerhörten Klarheit, was längst feststand, daß nicht mehr die Reichsgewalten die Interessen der Nation vertraten. Seit diesem 1. Mai 1757 war der Verteidigungskampf, den Friedrich II. für Preußen begonnen, ein Rettungskampf für Deutschland, und nicht die „Reichsarmee“, sondern die Regimenter des rebellischen Markgrafen von Brandenburg schlugen die Schlachten für die Zukunft der deutschen Nation. 1757.

Das preußisch-englische Bündnis. Niemals seit den Tagen Gustav Adolfs hatte ihr so das Verderben gedroht; in sich gespalten, wie sie war, wurde sie zugleich von allen vier Seiten und von drei Großmächten angegriffen. Nur bei England-Hannover und den meisten anderen deutschen Fürsten fand Friedrich eine zweifelhafte oder unzureichende Unterstützung. Nach dem Vertrage vom 11. Januar 1757, den der große William Pitt, von der weltgeschichtlichen Bedeutung des beginnenden Kampfes um die Zukunft Mitteleuropas und Nordamerikas durchdrungen, zustande brachte, sollte England 1 Million Pfund Sterling jährlich Hilfsgelder an Preußen zahlen, eine Flotte in die Ostsee schicken und ein Beobachtungsheer unter dem Herzog von Cumberland neben 20,000 Mann Preußen in Hannover aufstellen. Dazu traten die Truppen von Hessen-Kassel, Braunschweig, Gotha, Lippe-Schaumburg, im ganzen nur etwa 20,000 Mann, in englischen Sold. So fiel doch fast die ganze Last des Kampfes auf Friedrichs Schultern. Mit äußerster Anstrengung brachte er 200,000 Mann unter Waffen, darunter

1757. freilich 22,000 Sachsen; alle Staatseinkünfte wurden für den Krieg in Anspruch genommen, die Beamtengehalte und Pensionen mit Anweisungen bezahlt, nur bei den ostpreußischen Ständen eine kleine Anleihe von einer halben Million Thaler gemacht. Für den Fall einer entscheidenden Niederlage, welche die Hauptstadt bedrohe, wies er seinen vertrauten Minister, den Grafen von Finckenstein, im Geheimen an, die königliche Familie, die Oberbehörden und den Schatz nach Magdeburg, Stettin oder Küstrin in Sicherheit zu bringen, für den Fall seiner Gefangennahme oder seines eignen Todes sofort lediglich seinem Bruder August Wilhelm, dem Prinzen von Preußen, zu gehorchen oder huldigen zu lassen. In Dresden stellte er während des Winters den Kriegsplan für d. J. 1757 fest, im wesentlichen nach den Gedanken von 1756. Noch hoffte er durch einen raschen, kräftigen Stoß Österreich zum Frieden zu nötigen, ehe noch dessen Verbündete ihre erdrückende Übermacht entfalten konnten.

Prag und Kollin. In der That gelang es ihm, als sein Heer im April 1757 wieder von Sachsen und Schlesien her in Böhmen einrückte, die weit auseinanderstehenden Österreicher vor sich her zu treiben und seine vier Heersäulen vor Prag zu vereinigen. Am 6. Mai erfocht er hier im Osten der Stadt an den vielumkämpften Höhen des Ziskaberges über Karl von Lothringen und Browne, der selbst tötlich verwundet wurde, in mörderischer Schlacht einen entschiedenen Sieg. Aber Schwerin war, als er die Fahne eines weichenden Bataillons ergriff, gefallen, ein unersetzlicher Verlust in diesem Augenblicke, und die Hauptmasse der geschlagenen Armee hatte sich in die starke Festung zurückgezogen, so daß der König Prag nicht hinter sich zu lassen wagte, sondern eine langwierige Belagerung begann. Trotzdem stand die Sache für Österreich so bedenklich, daß Maria Theresia dem Grafen Leopold von Daun, der ein zweites Heer in Mähren zusammenzog, zwar anwies, eine Schlacht zum Entsatze Prags zu wagen, aber sein Heer, das letzte Österreichs, nicht aufs Spiel zu setzen. So näherte sich der methodische, bedächtige General nur langsam und vorsichtig auf der Straße von Iglau her, indem er das preußische Beobachtungskorps unter dem Herzog von Braunschweig-Bevern vor sich her drängte. Entschlossen, die Entscheidungsschlacht zu schlagen, stieß Friedrich selbst am 14. Juni zum Herzog, sah aber am heißen Morgen des 18. Juni den weitüberlegenen Gegner, 54,000 Mann, westlich vom Städtchen Kollin und südlich von der großen Straße auf den flachen Höhen von Chozemiz und Krschetschorsch (Křečoř) in sehr starker Stellung vor sich. Obwohl er nur über 34,000 Mann, darunter nur 18,000 Mann Fußvolk, verfügte, beschloß er dennoch anzugreifen, und zwar in der nachmals so berühmten „schrägen Schlachtordnung", welche die stärkste Kraft in den einen Flügel, hier den linken, legte, den anderen zurückhielt, um zunächst den ihm gegenüberstehenden Feind zu fesseln, dann den anderen zu unterstützen. Gegen 1 Uhr eröffnete auf dem linken Flügel Zietens Reiterei die Schlacht und Hülsens Bataillone erstürmten Krschetschorsch; doch inzwischen hatte auf dem äußersten rechten Flügel, den Moritz von Anhalt führte, gegen des Königs ausdrückliche Weisung der ehrgeizige Brigadegeneral v. Manstein sich in einen immer heftiger anschwellenden Kampf

um Chozemiz verwickelt, und dadurch die nächststehenden Truppenteile an dem befohlenen Linksabmarsch so gehindert, daß zwischen beiden Flügeln eine Lücke klaffte, die nur von der ohnehin zu schwachen Reserve, 6 Bataillonen, ausgefüllt werden konnte. Trotzdem traf Daun, erschüttert von Hülsens todesmutigem Vordringen, schon Anordnungen für den Rückzug, da wirft sich der sächsische Oberstleutnant von Benckendorf mit seinem Dragonerregiment „Herzog von Kurland", den Augenblick scharf erfassend, auf die im Kampf und Sonnenbrand erschöpften preußischen Bataillone; zwei andere sächsische Regimenter, dann österreichische folgen. Dem furchtbaren Anprall erliegen Hülsens Grenadiere, umsonst rafft der König verzweifelt noch einen Haufen zusammen, er kann den verwirrten Rückzug nicht mehr hindern. Von Zieten kräftig gedeckt, erreichte er mit den Trümmern seines Heeres Nimburg. Er hatte mehr verloren als eine Schlacht. Die Hoffnung, durch rasche Überwältigung Österreichs den Bund seiner Gegner zu sprengen, war verspielt, in eine fast hoffnungslose Verteidigung sah er sich durch diese seine erste und verhängnisvollste Niederlage zurückgeworfen.

Zu schwach, um alle seine Grenzen gleichzeitig decken zu können, mußte er sich seitdem in rastlosen Märschen immer nach der Seite werfen, von welcher die größte Gefahr drohte und war doch dabei immer an seine Magazine gebunden, aus denen er, wie alle Heere dieser Zeit, die Verpflegung seiner Truppen fast ausschließlich bestritt. Die außerordentliche Marschfähigkeit seines Heeres, die Beherrschung der kürzeren „inneren Linien" und sein eigner genialer Überblick mußten sich vereinigen, um unter solchen Umständen so großes zu leisten, wie er forderte, denn sein oberstes Ziel blieb stets die Zertrümmerung der feindlichen Hauptmacht durch kühnen Angriff.

Die Belagerung von Prag mußte er sofort aufgeben, aber in der Hoffnung, wenigstens das nördliche Böhmen behaupten zu können, nahm er selbst bei Leitmeritz Stellung, während August Wilhelm, bei Jung-Bunzlau an der Iser gelagert, die Straßen nach der Oberlausitz deckte, wo in Zittau große Magazine sich befanden. Doch Daun, jetzt mit Karl von Lothringen vereinigt, täuschte ihn über seine Absichten. Er wandte sich mit der Hauptmacht gegen den Prinzen, drängte ihn gegen Böhmisch-Leipa zurück, gewann die kürzere Straße nach Zittau und erschien vor der schwach besetzten und nur unummauerten Stadt eher, als August Wilhelm mit seiner entmutigten und herabgekommenen Heeresabteilung. Eine ebenso überflüssige wie barbarische Beschießung verwandelte am 23. Juli die blühende gewerbfleißige Stadt in einen Schutthaufen, ohne daß der Prinz, der nur eine Stunde westwärts davon stand, das zu hindern versucht hätte; am nächsten Tage zog er vielmehr nach Bautzen hin ab. Hier traf er am 29. Juli mit dem König zusammen, den sein Rückzug ebenfalls zum Abzuge aus Böhmen genötigt hatte; die harten und doch nur teilweise verdienten Vorwürfe, mit denen ihn hier der erzürnte Bruder überhäufte, erschütterten den Prinzen so, daß er sofort den Dienst verließ. Kaum ein Jahr später, am 12. Juni 1758, ist er gestorben, „von Gram getötet". Einen Monat nur vor diesem erschütternden Bruche mit dem Bruder hatte der König seine geliebte Mutter verloren (28. Juni); tiefes persönliches Leid

1757. verband sich so mit dem Mißgeschick im Felde, und noch hatte dies keineswegs seinen Höhepunkt erreicht.

Groß-Jägersdorf und Hastenbeck. Die Scharte von Kollin durch einen Sieg über Daun auszuwetzen, machte dessen Übermacht (80,000 Mann) und unangreifbare Stellung zwischen Zittau und Görlitz unmöglich; dazu entwickelte sich jetzt von allen Seiten der überlegene Angriff der feindlichen Mächte. Eine russische Flotte zwang am 5. Juli Memel zur Übergabe, eine russische Armee von 100,000 Mann unter Apraxin, über Kowno und Wilna ungestört durch das neutrale polnische Gebiet hindurchmarschierend, erschien in Ostpreußen und schlug den greisen Feldmarschall Lehwaldt mit seinen 30,000 Mann bei Groß-Jägersdorf am Pregel (30. Juli), so daß er mit Mühe Königsberg deckte. Von Westen her marschierten die Franzosen ein, die Nordarmee unter d'Estrées gegen Westfalen und Hannover, die Südarmee unter Soubise von Frankfurt her gegen Hessen und Thüringen, beide freilich gehemmt durch die Zuchtlosigkeit der Mannschaften, die Untauglichkeit der unverhältnismäßig zahlreichen adligen Offiziere und die schlechte Verpflegung. Aber Cumberland, statt mit seinen 54,000 Mann in der trefflichen Stellung bei Bielefeld am Teutoburger Walde stand zu halten, wich über die Weser zurück, gab damit Hessen preis, hinderte die Franzosen nicht einmal am Übergange über den Strom, wagte erst östlich der Weser bei Hastenbeck unweit Hameln am 26. Juli die Schlacht und gab sie kopflos verloren, noch ehe sie wirklich verloren war. Endlich setzte er seinen Fehlern die Krone auf, indem er, statt auf Magdeburg zurückzugehen und somit preußisches Gebiet zu decken, nordwärts über die Aller sich zurückzog. Hier verstand er sich am 8. September zur Kapitulation von Kloster Zeven (zwischen Bremen und Harburg), nach welcher die Hannoveraner nach Lauenburg und Stade zurückgehen, die kleineren Kontingente in die Heimat entlassen werden sollten. Damit standen den Franzosen die Straßen nach Magdeburg und der Altmark offen, und schon knüpfte Georg II. Friedensunterhandlungen an.

Um dieselbe Zeit überschritten 22,000 Schweden die Peene und drangen bis Pasewalk vor. Der König hatte für Vorpommern so wenig Truppen übrig, daß die Hauptarbeit, der Schutz der Odermündungen und Stettins, der pommerschen Landmiliz und einer kleinen Flotille zufiel, welche die Stände der Provinz auf eigne Kosten ausrüsteten. Hätten die Schweden freilich die alte Thatkraft entfaltet, so hätte auch auf dieser Seite die Gefahr dringend werden können, zumal die versprochene englische Flotte ausblieb.

Roßbach und Leuthen. Angegriffen in Pommern, Preußen, Sachsen, Westfalen, in den Marken bedroht und selbst geschlagen, bewahrte doch Friedrich in jedem Augenblicke das Bewußtsein seiner Königspflicht, auszuharren bis zum Ende. In dieser Stimmung schrieb er damals an Voltaire die Verse:

„Doch ich, umdräuet vom Verderben,
Muß kühn dem Sturm entgegenzieh'n,
Als König denken, leben, sterben!"

Und endlich brach die Sonne des Sieges wieder durch die Wolken.

Die Kriegführung seiner Gegner litt unter dem unvermeidlichen Übel aller Koalitionskriege, der Uneinigkeit. Die Russen räumten Ostpreußen bis auf Memel, als eine schwere Krankheit der Kaiserin Elisabeth die Thronbesteigung des Großfürsten Peter, der ein leidenschaftlicher Bewunderer Friedrichs war, in Aussicht stellte, und die dadurch freigewordenen ostpreußischen Regimenter drängten die Schweden wieder hinter die Peene zurück. Im Westen blieb d'Estrées' Nachfolger, der Herzog von Richelieu, ein Feind Österreichs und gefesselt von der persönlichen Größe des Gegners, unthätig im Halberstädtischen stehen. Doch das Entscheidende that der König, und zuerst im Westen errang er einen überwältigenden Erfolg. Gemäß seinem Beschlusse vom Januar hatte der Reichstag gegen den Kurfürsten von Brandenburg die „eilende Reichshilfe“ aufgeboten, die ein unsterblicher Druckfehler in dem Ausschreiben boshaft, aber sachgemäß in eine „elende“ verwandelte. Denn niemals noch war der ehrwürdige Name des Reiches von seinen Vertretern so dem Gespötte preisgegeben worden wie hier. Aus Landstreichern, Verbrechern und anderem Gesindel setzten sich die winzigen Kontingente zusammen, mit denen die kleinen Stände des Südens ihrer Reichspflicht genügten, in Kleidung und Bewaffnung von der buntscheckigsten Verschiedenheit; einigermaßen kriegstüchtig waren nur die Bataillone der wenigen größeren Staaten. Auch bei diesen aber war, soweit sie evangelisch waren, die Abneigung gegen den Kampf mit der protestantischen Vormacht so groß, daß z. B. die 3200 Würtemberger bis auf etwa 400 Mann zu den Preußen übergingen oder sich verliefen. Dieser Kriegsrüstung des Reiches entsprach der Empfang, den der brandenburgische Gesandte in Regensburg, Freiherr von Plotho, dem Notarius April bereitete, als dieser ihm nach der alten Weise die Vorladung für seinen Herrn zugleich mit der Androhung der Reichsacht überreichen wollte: er warf den Mann aus der Thür (14. Oktober). Jene Truppen, 33,000 Mann, vereinigte nun Prinz Joseph Friedrich von Sachsen-Hildburghausen mit den 24,000 Franzosen des Prinzen von Soubise bei Erfurt. Doch wichen beide einer ernsten Begegnung aus, als Friedrich, die Verteidigung Schlesiens dem Herzog von Braunschweig-Bevern überlassend, im September in Thüringen erschien, und Wochen vergingen beiden Teilen unter zwecklosen Märschen. Endlich nötigte die Nachricht, ein österreichisches Streifkorps unter Haddik bedrohe Berlin, den König zum Abzuge nach der Mark. Er kam zu spät, um die Besetzung seiner Hauptstadt (16. Oktober) zu verhindern, aber seine bloße Annäherung verscheuchte schon am nächsten Tage wieder die schwache feindliche Abteilung und er konnte sich wieder nach Thüringen wenden. Hier hatten inzwischen die Franzosen und Reichsvölker, von Richelieu verstärkt, die Saale überschritten und Leipzig besetzt. Beim Anmarsche des Königs verschwanden sie wieder hinter dem Flusse und hinderten auch die Preußen nicht, ihn an drei Punkten zu überschreiten. Endlich am 4. November sah er die Feinde vor sich, nordwestlich von Weißenfels auf den sanften Höhen, die im Westen den flachen Kessel des Dorfes Roßbach umgeben; sie zählten 43,000 Mann mit 100 Geschützen, darunter nur 10,000 Mann Reichstruppen. Zu seinem Glücke ersparte ihm der Übermut der Franzosen, die des

1757. Sieges über die verspottete „Potsdamer Wachparade“ sich ganz sicher glaubten, den gefährlichen Versuch, mit seinen 22,000 Mann ihre starke Stellung anzugreifen. Um die Mittagszeit des 5. November verließen sie ihre Höhen, um im weiten Bogen südwärts das preußische Lager bei Roßbach zu umgehen und dem Heere den Rückweg nach der Saale abzuschneiden. So boten sie die linke Flanke ihrer langgestreckten Marschkolonnen seinem vernichtenden Stoße. Vor den über den Janushügel im Osten heranbrausenden Schwadronen des jugendlichen Generalmajors von Seydlitz brach alles jäh zusammen, von der preußischen Infanterie kamen nur 7 Bataillone unter Prinz Heinrich ins Feuer, und binnen anderthalb Stunden war die doppelt-überlegene Armee in verworrener Flucht nach der Unstrut. Sie hatte an Toten nur 700, an Verwundeten 2000, an Gefangenen über 5000 und fast ihr ganzes Lagergerät verloren, während die Preußen ihren Sieg mit einem Verluste von wenig über 500 Mann erkauften. Mit lautem Jubel begrüßten nicht nur sie, sondern auch fast ganz Deutschland den Tag von Roßbach, der endlich eine Genugthuung gab für ein Jahrhundert französischer Bedrängnis und Überhebung.

Doch solchen Empfindungen sich hinzugeben, fand der Sieger wenig Zeit. Er verfolgte den Feind nur bis Erfurt, denn die Nachrichten aus Schlesien riefen ihn dorthin. Schon die Niederlage bei Moys unweit Görlitz am 7. September, welche des Königs Liebling Winterfeldt verschuldete und mit dem Leben bezahlte, hatte Bevern genötigt, sich nach Liegnitz zurückzuziehen. Als die Österreicher seine Verbindung mit Breslau bedrohten, war dieser am 27. September dorthin gegangen, konnte jedoch weder die Einschließung noch die Einnahme von Schweidnitz (14. November) hindern und wurde endlich am 22. November bei Breslau selbst angegriffen und geschlagen. Noch gelang es ihm, die Hauptmasse seiner Truppen, 20,000 Mann, die Oder abwärts zu führen, doch am 24. November fiel er selbst bei einem Rekognoscierungsritt den Österreichern als Gefangener in die Hände und am nächsten Tage ergab sich ihnen die schlesische Hauptstadt. Die Provinz war für Friedrich verloren und ohne sie war er selbst verloren.

Doch in diesem Augenblicke stand er bereits an ihrer Westgrenze. Durch einen raschen Streifzug Keith's nach Böhmen den Feind über seine Absichten täuschend, war er am 13. November mit nur 13,000 Mann, denen freilich das Hochgefühl des Sieges von Roßbach die Brust schwellte, von Leipzig aufgebrochen und erreichte in rastlosem Eilmarsch (36 Meilen in 12 Tagen) am 24. November Naumburg a. Queis. Zum Entsatze von Schweidnitz und selbst von Breslau kam er zu spät, nur eine siegreiche Schlacht konnte ihn noch retten. Am 28. führte ihm Zieten bei Parchwitz das Bevern'sche Korps zu, aber diese Leute hatten seit dem Tage von Kollin nur Niederlagen erlebt und was wollten auch seine 34,000 Mann bedeuten gegen die 80—90,000 Mann des Feindes, der obendrein in fast unangreifbarer Stellung hinter der Lohe südlich von Breslau stand! Doch die Sieger von Roßbach flößten allmählich ihre eigne Zuversicht den niedergeschlagenen Kameraden ein, und mit freudiger Begeisterung begrüßten

die Offiziere die Anrede, mit der sie der König in Parchwitz zum Äußersten ent- 1757.
flammte: „Wir müssen den Feind schlagen oder uns alle unter seinen Batterien begraben lassen." Wieder erleichterte ihm der Gegner das Spiel. Gegen Dauns Rat ging Karl von Lothringen dem König entgegen und nahm, die hier fast brückenlose Weistritz mit ihren nassen Wiesengründen im Rücken, seine Stellung auf der Landwelle, über welche, 6—7000 Schritt von einander entfernt, zwei Straßen nach Breslau laufen, die nördliche über Frobelwitz und Lissa, die südliche über Leuthen; fünf Reiterregimenter waren westwärts bis Borne vorgeschoben. Diese warf am nebligen Morgen des 5. December der erste Stoß des preußischen Vortrabs in Verwirrung auf die Hauptmacht zurück. Von einem Hügel aus dann die ganze Stellung des Feindes überschauend, die auf dem schneebedeckten Boden deutlich sichtbar sich über eine Meile weit von Sagschütz über Leuthen und Frobelwitz mit der Front nach Westen hin ausdehnte, ließ der König seine Truppen halbrechts abschwenken, um abermals in der „schrägen Schlachtordnung", doch hier mit dem rechten Flügel als Angriffsflügel voran, den Gegner in seiner linken Flanke zu fassen. Die österreichischen Oberbefehlshaber deuteten diese Bewegung als Rückzug, den Daun nicht stören wollte, doch mittags 1 Uhr eröffneten Moritz von Anhalt und Ziethen den Kampf. Jener warf die Bayern und Würtemberger bei Sagschütz, dieser zersprengte Nadasdys Reiterei. So überraschend in der Seite gefaßt, bildeten die Österreicher hastig eine neue, südwärts gewandte Schlachtordnung mit dem Centrum bei Leuthen. Doch in heftigem Kampfe ward auch dies erstürmt und mit einem gewaltigen Angriff von 40 Schwadronen entschied General Driesen den Rückzug des Feindes, noch ehe der kurze Wintertag zu Ende ging.

Noch galt es den Sieg auszubeuten, den Geschlagenen den Rückzug über die Weistritz möglichst zu erschweren. Spät am Abend noch überraschte der König mit wenigen Bataillonen Lissa, und zwar so verwegen, daß nur die Verblüfftheit der österreichischen Offiziere über sein unvermutetes Erscheinen auf dem Schlosse und die Geistesgegenwart, mit der er sie begrüßte, ihn vor der Gefangennahme bewahrt hat. Derweilen hatte sich ohne Befehl sein ganzes Heer nach Lissa in Marsch gesetzt, und über das weite Leichenfeld klang durch die sternklare Winternacht, von 25,000 Kriegern gesungen, in feierlichen Akkorden das ergreifende evangelische Siegeslied „Nun danket alle Gott". Die österreichische Armee war kampfunfähig. Sie hatte bei Leuthen etwa 10,000 Mann an Toten und Verwundeten, 12,000 Gefangene, 116 Geschütze, 51 Fahnen eingebüßt; nur 35,000 Mann kehrten nach Böhmen zurück. Es war der strahlendste Sieg, den Friedrich jemals erfochten hat. Am 21. December ergab sich auch Breslau mit 17,000 Mann, am 28. Liegnitz. So endete d. J. 1757 nach sinnverwirrendem Wechsel von Niederlage und Sieg für den König doch mit der Behauptung aller der Landschaften, die er am Beginne des Feldzuges besessen hatte.

Crefeld. Da begann Frankreich bereits des ergebnislosen Kampfes müde zu werden und entschloß sich nur auf Österreichs Drängen, die Subsidienverträge mit Schweden, Bayern und Würtemberg zu erneuern und 10,000 Sachsen, meist

Fahnenflüchtige aus dem preußischen Lager, in Sold zu nehmen. Auch Maria Theresia mußte den Aufwand ihres prunkvollen Hofhaltes einschränken, worin ihr der Adel patriotisch folgte, und zog selbst die Toscaner, die Unterthanen ihres Gemahls, heran. Noch viel größer waren verhältnismäßig die Anstrengungen Friedrichs. Sachsen mußte 4 Millionen Thaler aufbringen, Mecklenburg-Schwerin, das er schon 1757 gleichfalls hatte besetzen lassen, 2½ Millionen. Zum Glück erneuerte Pitt am 4. April 1758 den Vertrag über die Hilfsgelder und sicherte eine Vermehrung des Heeres in Norddeutschland um 5000 Mann zu. Denn die englische Regierung hatte die Anerkennung der schimpflichen Konvention von Kloster-Zeven verweigert und den Truppen auf Friedrichs Verwendung in dem jugendlichen Herzog Ferdinand von Braunschweig (geb. 1721) einen Führer gegeben, der mit hoher Feldherrnbegabung den feinsten Takt in der Behandlung der so verschiedenartigen Bestandteile seines Heeres verband.

1758. Mit ihm eröffnete er den westdeutschen Feldzug schon am 18. Februar 1758, den Franzosen völlig unerwartet, die in weit ausgedehnten Winterlagern hinter Weser, Aller und Ocker standen. Da sie somit an jedem einzelnen Punkte die schwächeren waren, wichen sie überall ohne eigentliche Gegenwehr zurück, gingen zu Anfang April bei Wesel über den Rhein, räumten selbst Hessen und Ostfriesland. Ihnen folgend und überall von dem erbitterten Volke als Befreier von den französischen Plünderern begrüßt, überschritt der Prinz zu Anfang Juni bei Emmerich den Strom und schlug am 23. Juni die Franzosen bei Crefeld aufs Haupt; seine Reiter schweiften bis in die Gegend von Brüssel. Erst als der kriegserfahrene Marschall Contades den Oberbefehl übernahm und Soubise durch Hessen bis Westfalen und Hannover vordrang, räumte Ferdinand das linke Rheinufer, wußte aber die Vereinigung der beiden feindlichen Heere zu verhindern und sie auf die Rheingegend und das südliche Hessen zu beschränken.

Olmütz und Zorndorf. Im Osten hatte Prinz Heinrich, des Königs zweiter Bruder, Sachsen gegen die Reichstruppen zu verteidigen, Friedrich selbst deckte in seiner Stellung bei Landshut gegenüber Daun Schlesien und zugleich die Belagerung von Schweidnitz, die schon am 16. April mit der Einnahme der Festung endete. Dann aber überschritt er plötzlich von Troppau und Jägerndorf her die mährische Grenze und stand am 5. Mai vor Olmütz, um sich die Straße nach Wien zu öffnen. Hier herrschte die größte Besorgnis, und in der That machten die Belagerungsarbeiten Fortschritte, allein die preußischen Truppen reichten nicht aus, um die weitläufigen Festungswerke völlig einzuschließen, und bald zog Daun mit seinen 83,000 Mann einen so undurchdringlichen Schleier um die Belagerer, daß diese von der Außenwelt fast mehr abgeschnitten waren, als die Festung Als nun vollends ein großer Munitions- und Proviantzug von 4000 Wagen im mährischen Gesenke auf der Straße von Troppau her am 30. Juni fast vollständig in die Hände Laudons gefallen war, mußte der König am 2. Juli die jetzt aussichtslos gewordene Belagerung aufheben und zufrieden sein, mit seinem unermeßlichen Troß von Kriegsgerät, beständig umschwärmt von den Österreichern, auf dem weiten Umwege durch Böhmen Schlesien zu erreichen.

Dort angelangt erfuhr er, daß eine neue Gefahr ihn von Osten bedrohe. 1758.
Schon im Januar 1758 hatten die Russen das notgedrungen schutzlos gelassene Ostpreußen wieder besetzt und überall die Huldigung für Kaiserin Elisabeth eingefordert; jetzt näherten sie sich, gestützt auf die befestigte Weichsellinie, unter Wilhelm Fermor der brandenburgischen Grenze, drangen zu Anfang August unter greulichen Verheerungen in der Neumark und in Pommern ein und schossen am 15. August Küstrin in Brand. Doch schon kam Friedrich trotz der glühenden Sommerhitze in fliegenden Eilmärschen von Schlesien heran, vereinigte sich am 22. August bei Frankfurt a. O. mit den ostpreußischen Regimentern des Grafen Dohna und erzwang durch seine bloße Annäherung den Abzug der Russen. Dann, nach Vergeltung für ihre rohen Verheerungen dürstend wie seine Soldaten, faßte er sie am 25. August bei Zorndorf nördlich von Küstrin. In mörderischem Gemetzel, in gewaltigen Reiterangriffen wurden ihre schwerfälligen, zäh standhaltenden Massen zwar nicht vollkommen überwältigt, aber doch so erschüttert, daß sie nach Polen zurückwichen.

Hochkirch. Mit diesem halben Erfolge mußte sich der König begnügen, denn Sachsen, und insbesondere Dresden, war in dringender Gefahr. Zum Schutze der Hauptstadt lagerte Prinz Heinrich in beherrschender Stellung bei Gamig und Maxen gegenüber den Reichstruppen, die bei Pirna standen; aber von der Lausitz her näherte sich Daun und bezog am 5. September kaum 3 Meilen östlich von der Hauptstadt um das hochragende alte Schloß von Stolpen eine Stellung, die wieder jedes Angriffs spottete. Am 10. September traf auch Friedrich an der Elbe ein. Da es unmöglich war, auf so engem Raume solche Truppenmassen lange zu unterhalten, suchte er durch einen Marsch nach der Lausitz Daun aus seinem Lager herauszulocken. Dieser folgte ihm wirklich, doch nur, um südlich von Bautzen an den Nordabhängen des waldigen Czernebohgebirges abermals in unangreifbarer Stellung sich festzusetzen. Voll leidenschaftlichen Verlangens nach einer Entscheidungsschlacht schlug Friedrich sein Lager geradezu in Schußweite der österreichischen Batterien auf, indem er sich dabei auf das Dorf Hochkirch stützte, dessen weißer Kirchturm weithin als ein Wahrzeichen die Gegend beherrscht, doch er büßte diese verwegene Herausforderung des unterschätzten Gegners mit einer furchtbaren Niederlage. In der Morgenfrühe des 14. Oktober bei völliger Dunkelheit, die ein dichter Nebel noch undurchdringlicher machte, traf ihn Daun mit einem wohl vorbereiteten Überfall. Nur die eiserne Kriegszucht der Preußen, die kaltblütige Besonnenheit ihrer Offiziere und der todesverachtende Heldenmut aller rettete die Überraschten vor dem Untergange. Im wütenden nächtlichen Ringen, oft Mann gegen Mann, unter dem flackernden Feuerscheine des brennenden Hochkirch geht das Dorf verloren und vergeblich sind alle Anstrengungen, es wieder zu nehmen: Karl von Braunschweig, Feldmarschall Keith, Moritz von Dessau bleiben tot oder schwer verwundet. Erst das Morgenlicht machte dem Kampfe ein Ende und gestattete die Verluste zu übersehen. Um 9000 Mann geschwächt und fast ihres ganzen Geschützes beraubt, zogen sich die Preußen vom Schlachtfelde zurück, doch in so fester Ordnung, daß Daun sie nicht zu verfolgen

wagte. Überschwänglicher Jubel begrüßte den Tag von Hochkirch in Wien, und Papst Clemens XIII. beschenkte Daun als Sieger über den großen Ketzer mit dem geweihten Hut und Degen, aber Folgen hatte die Niederlage kaum. Ja Friedrich konnte noch im Oktober durch einen verwegenen Eilmarsch seine belagerten oberschlesischen Festungen Cosel und Neiße entsetzen und dann, nach Sachsen zurückgekehrt, im November Daun von Dresden nach Böhmen abdrängen, das Reichsheer zum Rückzuge nach Franken nötigen. Wieder blieben Sachsen und Schlesien in seiner Hand, nur das entlegene Ostpreußen war ihm verloren.

1759. Bergen und Minden. Da begann das österreichisch-französische Bündnis zu wanken. Zwar mußte Bernis, der geradezu für den Friedensschluß eintrat, im December 1758 dem bisherigen Gesandten in Wien, dem Grafen Choiseul, weichen, aber auch dieser beschränkte den Zweck des Bündnisses ausdrücklich auf die Eroberung Schlesiens und schloß nur neue Soldverträge mit Kurpfalz, Bayern und Würtemberg. Auch blieben die kriegerischen Anstrengungen der Franzosen mäßige. Nachdem sie am 2. Januar 1759 durch einen Handstreich Frankfurts sich bemächtigt, wo sie bisher nur das Recht des Durchzuges gehabt hatten, siegte Marschall Broglie, Soubises tüchtigerer Nachfolger, am 13. April bei Bergen über Ferdinand von Braunschweig, der die Stadt ihm wieder entreißen wollte; doch Contades' Nordarmee wurde am 1. August bei Minden völlig geschlagen und nach Hessen zurückgeworfen, auch ein Vorstoß der Würtemberger noch im November bei Fulda abgewehrt und so die barbarische Absicht der Franzosen, das ganze Land zwischen Weser und Rhein in eine Wüste zu verwandeln, wie 1689 die Pfalz, glücklich vereitelt.

Kunersdorf und Dresden. In Sachsen und Schlesien hatte Friedrich die Rollen ebenso verteilt wie i. J. 1758. Die Hauptaufgabe war diesmal, die Vereinigung der Österreicher und Russen zum Angriffe auf die Mark zu verhindern. Indessen Soltykow drang nach seinem blutigen Siege über das Korps Wedells bei Kay in der Nähe von Züllichau (23. Juli) bis Frankfurt a. O. vor und trat wirklich in Verbindung mit der österreichischen Heeresabteilung, die Franz Gideon von Laudon, weitaus der begabteste unter den Heerführern Maria Theresias, von Abkunft ein Livländer (geb. 1707), von der Lausitz heranführte. Der König überließ nun die Verteidigung Schlesiens dem Prinzen Heinrich, die Sachsens dem General Fr. August von Finck, und vereinigte sich mit Wedell, um die Russen anzugreifen. Diese, etwa 60,000 Mann, befanden sich in sehr starker Stellung auf der sandigen, von tiefen „Gründen" mehrfach durchbrochenen Hügelkette, die auf dem rechten Oderufer südlich von Kunersdorf von Westen nach Osten läuft und im Norden von ungangbarem Bruchlande, im Westen vom Oderthale, im Osten von einer Kette kleiner Seen gedeckt wird, so daß ein feindlicher Anmarsch nur auf der Straße von Küstrin her möglich war. Diese einschlagend, faßte Friedrich um die Mittagszeit des heißen 12. August die Russen vom Osten her. Im blutigen Kampfe erstürmten die Preußen die östlichste Höhe, den Mühlberg, aber an den Verschanzungen des Kuhgrundes kamen sie zum Stehen, und als der König hartnäckig die letzten Kräfte der Erschöpften an den

Angriff auch auf den Spitzberg setzte und Seydlitz verwundet gefallen war, da 1759. brach nachmittags gegen 5 Uhr Laudon durch den Judengrund ihnen in die Seite und verwandelte die halbgewonnene Schlacht in eine vollständige Niederlage der Preußen. Erst an den Oderbrücken kam die Flucht zum Stehen; fast wäre der König, der mit der Gleichgültigkeit der Verzweiflung auf dem Mühlberge noch aushielt, den Kosaken in die Hände gefallen. Er gab sich und den Staat verloren und nahm in einem kurzen Briefe an Finckenstein Abschied für immer. In der That hatte er 18,000 Mann eingebüßt, aber die Sieger hatten nicht viel weniger verloren und die Russen insbesondere waren kaum minder erschöpft wie er, weigerten deshalb jedes weitere Vorgehen. So konnte Friedrich schon am 18. August mit etwa 33,000 Mann bei Fürstenwalde eine die Hauptstadt deckende Stellung einnehmen und bald zogen sich die Russen überhaupt wieder nach Polen zurück.

Doch wenn Berlin gerettet wurde, so ging Dresden verloren. Nachdem die Reichstruppen Leipzig, Wittenberg und Torgau besetzt, hatten sie sich den 20,000 Österreichern angeschlossen, die schon seit dem 9. August vor Dresden standen. Jetzt erhielt der preußische Kommandant General v. Schmettau vom König unter dem unmittelbaren Eindrucke der Niederlage von Kunersdorf die Weisung, unter Umständen auf gute Bedingungen hin zu kapitulieren. Da er nur über 5000 Mann unzuverlässiger Truppen verfügte, so übergab er wirklich die Hauptstadt gegen freien Abzug mit allen Ehren und allem Kriegsmaterial. Als am 5. September Gegenbefehl eintraf, war der Vertrag schon in der Ausführung begriffen und Dresden ging über. An seine Wiedereroberung setzte Friedrich die letzten Kräfte in den letzten Monaten d. J. 1759. Mit Prinz Heinrich vereinigt lagerte er sich vor der Stadt Daun gegenüber, der jenem aus Schlesien gefolgt war. Um ihn zum Rückzuge nach Böhmen zu veranlassen, sandte der König den General Finck mit 12,000 Mann auf seine Rückzugsstraße nach dem Erzgebirge, aber in eine so gefährliche Lage hinein, daß Finck nur widerwillig den Befehl ausführte. Was er vorausgesehen hatte, geschah: auf der Hochfläche bei Maxen von allen Seiten eingeschlossen und angegriffen, mußte der unglückliche General am 21. November nach tapferster Gegenwehr die Waffen strecken, das erste Beispiel derart in der preußischen Kriegsgeschichte. Dresden und ein Teil Sachsens blieb für Friedrich verloren; mit Mühe behauptete er sich mit schwachen Kräften im Winterlager bei Wilsdruff.

Dresden und Landshut. Nach vierjährigen Anstrengungen konnten sich 1760. die verbündeten Mächte eines ersten bescheidenen Erfolges rühmen. Sie beantworteten deshalb die „Ryswyker Deklaration", die gemeinsamen Friedensvorschläge Preußens und Englands, am 3. April 1760 ausweichend, also ablehnend, und zugleich sicherte sich Rußland durch den sogenannten Schuwalowschen Vertrag vom 21. März die Zustimmung Österreichs zur Einverleibung Ostpreußens und Danzigs. Freilich mußten die Stände Österreichs große außerordentliche Bewilligungen machen und was noch fehlte, konnte nur der Opfermut des reichen Adels decken. Immerhin fiel es den drei Mächten viel leichter, 230,000 Mann aufzustellen, als

1760. Friedrich, sein Heer auf 90,000 Mann zu bringen, während zugleich die Tüchtigkeit desselben und die Zahl der alten bewährten Generale immer mehr sank. So beschloß er, sich in Schlesien ganz auf die Verteidigung zu beschränken, die Prinz Heinrich an der mittleren Oder gegen die Russen, Karl von Fouqué bei Landshut gegen die Österreicher zu führen hatte; er selbst wollte zunächst Dresden wieder nehmen. Wirklich ließ sich Daun durch einen verstellten Marsch nach der Lausitz weglocken, und der König, rasch umkehrend, begann am 14. Juli eine furchtbare Beschießung vornehmlich der Altstadt Dresdens, die eine Menge prächtiger Paläste, im ganzen über 400 Gebäude, und auch die Kreuzkirche zerstörte; aber Dauns Rückkehr nötigte ihn zur Räumung des rechten Elbufers und endlich am 30. Juli zum Abzuge nach Meißen. Inzwischen war Fouqué am 23. Juni bei Landshut nach zehnstündiger, heldenhafter Gegenwehr der Übermacht Laudons erlegen, sein Korps wurde fast vernichtet, er selbst gefangen. Am 26. Juli nahm Laudon Glatz durch Überfall, dann begann er die Belagerung von Breslau, das General Tauenzien tapfer verteidigte.

Liegnitz und Torgau. Ein rascher Marsch des Königs nach Schlesien befreite allerdings die Stadt, und Laudon selbst erlitt bei Liegnitz am 15. August eine empfindliche Niederlage, da Daun, welcher Friedrich wieder gefolgt war, nicht in den Kampf eingriff. Doch während der König sich abmühte, den bedächtigen Gegner zur Schlacht zu drängen, besetzten in seinem Rücken der Österreicher Lascy und der Russe Tottleben nach tapferer Gegenwehr der schwachen Besatzung und der Landmiliz am 9. Oktober Berlin, legten der Stadt eine Brandschatzung von anderthalb Millionen Thaler auf, leerten die königlichen Kassen und das Zeughaus, zerstörten die Gewehrfabrik in Potsdam und ließen sich von der Verwüstung der Gold- und Silbermanufaktur nur durch die Verwendung des edlen Kaufherrn Gotskowsky abhalten. Daneben verwüsteten sächsische Bataillone barbarisch Charlottenburg, wofür wieder Friedrich leidige Vergeltung übte, indem er das prunkvolle Jagdschloß Hubertusburg gründlich ausplündern ließ. Sein Anmarsch befreite die Hauptstadt schon am 12. Oktober wieder, doch inzwischen hatten die Reichstruppen und Dauns Armee sich in Sachsen ausgebreitet. Gewann er das Land nicht noch vor Jahresschluß zurück, so war er ebenso verloren, wie wenn er 1757 nicht bei Leuthen gesiegt hätte. Unter ungünstigeren Verhältnissen mußte er also am 3. November das blutige Spiel bei Torgau wieder wagen, wo Daun auf den Höhen von Süptitz lagerte. Des Königs eigner Angriff auf die starke Nordfront scheiterte trotz furchtbarer Opfer; erst der nächtliche Sturm Zietens von Süden her entschied den schweren Sieg und gab ihm damit die militärische Herrschaft über Sachsen zurück. Trotzdem war der Kreis der Landschaften, die er behauptete, abermals enger geworden, denn Glatz blieb in den Händen der Österreicher und auch Kolberg, das Russen und Schweden belagerten, hatte nur der glänzende Zug des Reitergenerals Paul Werner von Schlesien her im September befreit. Ebenso setzte sich im Westen die französische Südarmee in Kassel und Göttingen fest und die Nordarmee entsetzte das belagerte Wesel durch den Sieg bei Kampen (16. Oktober). Im J. 1761 vereinigten sich sogar beide

Heere bei Soest. Erst ihre Niederlage bei Willinghausen in der Nähe von Hamm (15. und 16. Juli) zwang sie zur Trennung, und schließlich verdrängte Ferdinand die Südarmee aus dem größten Teile Hannovers, die Nordarmee aus dem Osnabrückischen und aus Ostfriesland. 1761.

Bunzelwitz und Strehlen. In demselben Jahre 1761 sah Friedrich sein Heer auf etwa 50,000 Mann vermindert und war somit auf die Verteidigung im strengsten Sinne angewiesen. Zum Glück für ihn unternahmen auch die gleichfalls tief erschöpften Österreicher in Sachsen gegenüber Prinz Heinrich nichts Entscheidendes, aber die Vereinigung der Russen unter Butturlin mit den Österreichern unter Laudon drohte den König selbst zu erdrücken. Nur die Schnelligkeit, mit der er im Angesichte des beinahe dreifach überlegenen Feindes seine Stellung bei Bunzelwitz unweit der Festung Schweidnitz in ein verschanztes Lager umschuf, und der Abzug der russischen Hauptmasse am 9. September rettete ihn. Schon glaubte er die Gefahr beschworen zu haben, da entriß ihm Laudon durch die Überrumpelung von Schweidnitz in der Nacht des 30. September seine Stütze und nötigte ihn sein Lager nach Strehlen östlich vom Zobten zu verlegen. Und wie die Österreicher sich im eigentlichen Schlesien festsetzten, so zwangen jetzt die Russen unter Rumjanzow durch übermächtigen Angriff zu Land und See das heldenmütig verteidigte Kolberg am 16. December zur Übergabe und nahmen zum erstenmale in Hinterpommern Winterquartiere.

Die Wendung. So verzweifelt war die Lage des Königs, daß er sogar mit dem Khan der Krymtataren und mit der Türkei Verhandlungen anknüpfte, um sie gegen Österreich und Rußland auszuspielen. Ein Wechsel in der englischen Politik schien sein Verderben zu vollenden. Nach Georgs II. Tode trat Pitt im Oktober 1761 zurück, weil der Ministerrat die von ihm geforderte Kriegserklärung gegen Spanien verwarf, das sich am 15. August mit Frankreich verbündet hatte, und sein Nachfolger, der Erzieher Georgs III., der Schotte Lord Bute, verweigerte die weitere Zahlung der Hilfsgelder an Friedrich, weil er den festländischen Krieg überhaupt nicht mehr fortsetzen wollte. Trotz alles Heldenmutes schien es mit Friedrichs Staate zu Ende zu gehen.

Doch wie der große Kriegsbund gegen ihn nur eben aus einer augenblicklichen nicht tiefer begründeten Verwickelung hervorgegangen und deshalb schon mehr als einmal der Auflösung nahe gewesen war, so trat diese wirklich ein, als der Tod der Kaiserin Elisabeth von Rußland am 5. Januar 1762 in Peter III. 1762. einen jungen Fürsten auf den Zarenthron berief, der mit schwärmerischer Bewunderung zu Friedrich emporblickte. Auf der Stelle rief er sein Heer zurück, räumte ohne jede Entschädigung Preußen und Pommern, schloß am 6. Mai Frieden, am 29. Mai 1762 Bündnis mit Preußen und vermittelte auch noch den Frieden von Hamburg mit Schweden auf Grund des früheren Besitzstandes (22. Mai); ihm trat auch Mecklenburg-Schwerin bei.

Burkersdorf und Freiberg. So nach zwei Seiten hin frei geworden und von Rußland sogar mit einem Hilfskorps unter Tschernitschew unterstützt, unternahm Friedrich die Belagerung von Schweidnitz. Schon hatte er alle

1762. Anordnungen getroffen zum Angriff auf Daun, der in der Nähe lagerte, da langte die Kunde an, Peter III. sei von seiner Gemahlin Katharina II. gestürzt worden (9. Juli), und zugleich erhielt Tschernitschew den Befehl, abzumarschieren. Nur die unbedingte Verehrung des russischen Generals für den großen König konnte ihn dazu bestimmen, diese Weisung einige Tage zu verheimlichen und den ihm zugewiesenen Posten in Friedrichs Schlachtlinie einzunehmen, als dieser am 21. Juli die Österreicher bei Burkersdorf angriff und schlug. Am 9. Oktober ergab sich Schweidnitz, am 29. verjagte der glänzende Sieg Prinz Heinrichs bei Freiberg, zu dem Seydlitz an der Spitze des Fußvolkes kräftig mitwirkte, die Österreicher und Reichstruppen aus dem größten Teile von Sachsen. Gleichzeitig suchten preußische Streifscharen Süddeutschland heim und kläglich zeigte sich dabei die Wehrlosigkeit altberühmter Städte: Rotenburg a. T. ergab sich vor 25 Husaren, das stolze Nürnberg zahlte 1½ Millionen Thaler Brandschatzung, in Regensburg rief der Reichstag die Verwendung des kurbrandenburgischen Gesandten an und die meisten der kleineren Reichsstände erklärten sich für neutral. Dazu siegte Ferdinand von Braunschweig am 24. Juni bei Wilhelmsthal vor Kassel über die französische Südarmee, bei Lutterberg am 23. Juli über das sächsische Hilfskorps und befreite mit der Einnahme von Göttingen, Minden und Kassel (1. November) fast das ganze rechte Rheinufer vom Feinde.

Der Friede von Paris. Nun brach auch das längst wankende französisch-österreichische Bündnis wirklich auseinander. Denn während Frankreich in Deutschland seine beste Kraft für österreichische Zwecke vergeudete, hatte es Kanada und zugleich die hoffnungsreichen Anfänge seines ostindischen Kolonialreiches verloren und kein Erfolg in Europa konnte diese Einbußen wieder wettmachen. Andrerseits hatte England auf dem europäischen Festlande nichts zu gewinnen, ja Lord Bute schämte sich nicht, Rußland und Österreich zu neuen Anstrengungen zu treiben, damit Preußen zur Nachgiebigkeit gezwungen werde Endlich ließen die Westmächte ihre festländischen Bundesgenossen einfach im Stich und schlossen miteinander am 3. November 1762 den Präliminarfrieden von Fontainebleau; England zog sogar treulos seine Truppen aus Deutschland zurück, während es doch den Franzosen gestattete, die preußischen Plätze Wesel, Cleve und Geldern
1763. noch besetzt zu halten. Der Friede von Paris am 10. Februar 1763 gab dann eine Reihe englischer Eroberungen an Frankreich und Spanien zurück, überließ aber Kanada und Florida an England Die Herrschaft des protestantischen Germanentums in Nordamerika war damit entschieden.

Der Friede von Hubertusburg Diese Erfahrungen brachen auch den starren Willen Maria Theresias. Schon am 27. November 1762 hatte sie einen Waffenstillstand für Schlesien und Sachsen genehmigt; während desselben gelang es dem sächsischen Unterhändler Thomas von Fritsch, den der Kurprinz Friedrich Christian nach Leipzig zu Friedrich sandte, das tiefe Mißtrauen desselben gegen Österreichs Absichten zu besiegen. So traten am letzten Tage d. J. 1762 im verwüsteten Schlosse Hubertusburg die Unterhändler zusammen, Fritsch für Sachsen, Graf Hertzberg für Preußen, H. G. von Collenbach für Österreich. Gern

hätte Maria Theresia wenigstens Glatz als Preis so ungeheurer Anstrengungen 1762.
behalten; da jedoch Preußen fast ganz Sachsen dagegen in die Wagschale zu werfen hatte, so willigte sie endlich in die einfache Wiederherstellung des Besitzstandes vor dem Kriege. Auf diese Bedingung kam am 15. Februar 1763 der Friede von Hubertusburg zugleich mit für das Reich zustande. Die Preußen räumten sofort Sachsen, der König besuchte noch das teuer behauptete Schlesien und kehrte erst am 30. März über das Schlachtfeld von Kunersdorf nach seiner Hauptstadt zurück. In dichten Scharen harrte die treue Bürgerschaft ihres Königs, den sie seit sieben Jahren nicht wiedergesehen hatte, den ganzen Tag hindurch bis zum Abend und mit hellem Fackelglanz und lautem Jubelruf begrüßte sie ihn, als er endlich kam; er aber entzog sich den Huldigungen, sobald er konnte und fuhr durch dunkle Seitengassen nach dem Schlosse. Einige Tage später erschien er zum feierlichen Tedeum in der Charlottenburger Schloßkapelle, gegen alle Erwartung ganz allein, ohne den Hof. Als der Gesang begann, da stützte der harte Schlachtensieger das müde Haupt in die Hand und weinte bitterlich.

Ergebnisse des siebenjährigen Krieges. Wohl war es ein verwüstetes, verarmtes, strichweise entvölkertes Land, das er vorfand, und wie in Preußen, so stand es in anderen Teilen Deutschlands, besonders in Sachsen, weniger in Österreich.*) Indessen diese Schäden ließen sich heilen und sind rasch genug geheilt worden, denn sie trafen ein aufstrebendes Volk. Freilich die Reichsinstitutionen waren jetzt nicht nur vom Glauben des Volkes verlassen, sie waren auch zum Gespött der Deutschen wie aller Welt geworden und trieben dem Untergange zu. Auch von den Mittel- und Kleinstaaten hatte kein einziger nachhaltige Kraft bewiesen, das Übergewicht Österreichs und Preußens, der deutsche Dualismus, war jetzt widerspruchslos festgestellt. Wohl hatte Österreich keinen Fuß breit Erde gewonnen, aber sehr viel an innerem Zusammenhange und begründetem Selbstgefühl. Preußens Großmachtstellung aber, behauptet im Ringen gegen drei Mächte, von denen jede einzelne es unverhältnismäßig an Stärke übertraf, war aus der schwersten Feuerprobe siegreich hervorgegangen und die Thaten seines Heeres hatten ein unschätzbares Kapital ruhmreicher Erinnerungen und vollberechtigten Stolzes im

---

*) Die Einwohnerzahl Preußens war von 4½ Millionen auf 4 Millionen gesunken, in der Kurmark z. B. von 586,000 auf 519,000, in Schlesien um 150,000, die Neumark, wo die Russen gehaust, lag fast wüst und hatte von 219,000 Einwohnern 57,000 verloren. Im ganzen Staate waren gegen 13,000 Häuser zerstört, der Adel war erschöpft, der kleine Mann fast zu Grunde gerichtet. Dazu hatte die Münzverschlechterung, zu der die Not des Krieges seit 1758 getrieden, den öffentlichen Kredit erschüttert. Nicht anders sah es in Sachsen aus. Hier hatte die Bevölkerung um 90,000 abgenommen, Dresden und Zittau lagen noch hald in Trümmern, der Handel Leipzigs war teilweise an Frankfurt a. M. übergegangen, die Staatsschuld auf 40 Millionen Thaler gestiegen und der Staatskredit so gesunken, daß noch 1769 die fünfprozentigen Steuerscheine auf 69 standen. Berechnete doch auch das arme Land seine unmittelbaren Kriegsschäden und -leistungen auf 100 Millionen Thaler. Österreich hatte weniger gelitten, weil nur Böhmen und Mähren und das nur auf wenige Jahre Schauplätze des Krieges gewesen waren, doch auch hier betrug die Schuldenlast nach dem Kriege 150 Millionen Gulden und das Metallgeld war durch entwertetes Papiergeld aus dem Verkehre verdrängt.

preußischen Volke aufgehäuft. Das Verhältnis der europäischen Staaten war damit völlig verschoben, und ohne das Reich, zuletzt gegen das Reich hatte die junge Großmacht aus eignem Willen die deutschen Lebensinteressen sieghaft vertreten. So wurde der siebenjährige Krieg zur entscheidenden Krisis des neuen Deutschland. Das freilich verstand die Nation noch nicht, doch eins verstand sie: daß in dem großen Preußenkönige der größte Schlachtenmeister seit Cäsar und Alexander erstanden und daß er der ihrige sei. An seiner Heldengestalt, nicht an der Größe seines Staates, richtete sich zuerst das Selbstgefühl der Deutschen wieder auf, nicht nur in Preußen und den ihm verbündeten Landen, sondern auch draußen im Reiche, selbst im tief verfeindeten, so hartgetroffenen Kursachsen. Was ihnen in ihren Schulen als unerreichbare antike Heldengröße hingestellt worden, jetzt hatten die Deutschen selber ähnliches und größeres in atemloser Spannung, mit Schaudern und Entzücken erlebt, und mochte der König selbst die junge deutsche Dichtung geringschätzen, unter den erwärmenden Strahlen seines Ruhmes hat sie doch zuerst frisches Leben gewonnen.

Friedrich der Große. Was Friedrich als Feldherr und Staatsmann geleistet, das war das Werk seines Genius und deshalb unnachahmlich; als Regent wurde er das Vorbild für die weitesten Kreise, denn er war durch und durch ein Sohn seiner Zeit in allen ihren Vorzügen und Schwächen, und obgleich er sich wohl erhaben dünkte über die nationalen Schranken, doch auch ganz und gar ein Sohn seines Volkes. Daher steht auf der einen Seite seine freie große Auffassung des Königtums als des höchsten Staatsamtes und des Staatszweckes, als der ihm das Wohl der Gesamtheit gilt, auf der anderen durchzieht ein tiefer Spalt seine Bildung und sein ganzes Wesen. So übermächtig waren die Eindrücke seiner Jugend, daß er Zeit seines Lebens in der französischen Kultur und Litteratur die höchste Blüte menschlicher Bildung erblickte und auf das aufstrebende Geistesleben des eignen Volkes ohne Verständnis herabsah, wenngleich sein gelegentlicher Verkehr mit Gottsched und Gellert und selbst seine wunderliche Schrift von 1780 „über die deutsche Litteratur" zeigen, daß er für sie nicht ohne Teilnahme war; doch weder Klopstock noch Lessing hat er beachtet und über Goethes „Götz" wegwerfend geurteilt. Was er selbst schrieb in einer fast unbegreiflichen Fruchtbarkeit und Vielseitigkeit als einer der ersten Historiker seiner Zeit, als geistvoller von Laune und Witz sprudelnder Publicist in eigner Sache, als forschender Philosoph und als formgewandter Dichter, das schrieb er französisch. Französisch-englisch war auch die Grundlage seiner sittlich-religiösen Anschauung und früh, schon 1738, ist er deshalb auch dem Freimaurerorden beigetreten. Wie allen Deïsten galt ihm das Dasein Gottes als unumstößliche Vernunftwahrheit, aber auf tiefere Erkenntnis verzichtete er und die Unsterblichkeit der Seele erschien ihm nicht als unzweifelhaft. So weit er einen Hof hatte, war er französisch. Franzosen oder französisch gebildete Schöngeister und Gelehrte bildeten seine nächste Umgebung, von diesen der liebenswürdige Dietrich von Keyserlingk und die beiden Schotten Georg und James Keith, der tapfere Feldmarschall, von jenen der gelehrte, geistvolle Ch. Et. Jordan, der Marquis d'Argens und einige Jahre hindurch (1750

bis 1753) selbst das gefeierte Haupt der „Aufklärung", **Voltaire**, den er unter den glänzendsten Bedingungen zu sich berief. Und wohl waren es Stunden feinsten geistigen Genusses, wenn in jenen Jahren bei der gemeinsamen Abendtafel im offenen Gartensalon von Sanssouci unter strahlendem Kerzenlicht das Gespräch bald um die höchsten Ziele menschlichen Wissens flog, bald in blitzenden Witzgefechten sich bewegte, oder wenn vor einer auserlesenen Zuhörerschaft der König etwa mit seinem alten Lehrer Quanz die Flöte spielte. Doch das persönliche Verhältnis zu Voltaire endete durch die Schuld des ränkevollen Franzosen mit einem Bruche, und der Beginn des siebenjährigen Krieges machte dem ganzen heiteren, angeregten Treiben ein Ende für immer. Und doch waren es keineswegs nur äußere Veranlassungen, welche Verbindungen dieser Art immer wieder zerstörten, sondern die innerste Natur des Königs. Er war nach dem Kerne seines Wesens durchaus ein Deutscher des 18. Jahrhunderts, in der Strenge seiner sittlichen Weltanschauung, die ganz und gar in protestantischem Boden wurzelte und ihn von der Frivolität so vieler französischer Aufklärer trennte, in der furchtlosen Wahrhaftigkeit, mit der er wie Lessing stets das Wesen der Dinge faßte und vor sich selbst sein eignes Innere aufschloß, endlich in der Weichheit der Empfindung, der Gefühlsseligkeit, die im Genusse zärtlicher Freundschaft ebenso schwelgte, wie sie in düstrem Behagen während der schlimmsten Jahre des großen Krieges mit dem Gedanken des Selbstmordes spielte, während der Heldensinn und die Geisteskraft Friedrichs doch immer wieder auch die schwersten Lagen überwanden. Vollends in seinen großen Geschäften, seiner Verwaltung und seinem Heerwesen vertraute er mit wenigen Ausnahmen den Deutschen allein, und die beispiellose Popularität, die er bei seinem Volke und seinem Heere genoß, beweist am besten, wie unwiderstehlich er den einzelnen zu fesseln verstand, den einen durch ein launiges Wort, den anderen durch eine freundliche Anrede oder gütige Fürsorge, und alle durch die unbewußte Empfindung seiner Größe. Aber in sein Wesen kam durch das alles ein Zwiespalt, wie er schon lange die Bildung der Deutschen überhaupt zerriß. In ihm lebte zugleich der französische Schöngeist, der auf die angebliche Roheit und Geschmacklosigkeit seiner Landsleute voll Verachtung hinuntersah, und der deutsche Heldenkönig, der mit den derben Fäusten seiner Bauern und dem Degen seiner treuen Edelleute die Franzosen aus dem Lande schlug. So entbehrte der große König jener glücklichen Harmonie der Seele, die hundert Jahre nach ihm den großen Kaiser Wilhelm den Siegreichen zu einer so einzigartigen Persönlichkeit gemacht hat; das Glück, ganz in und mit seinem Volke zu leben, seinen Herzschlag mit zu empfinden, blieb ihm wie der Nation zum Unheil beider versagt. Und Friedrich fühlte das. Daher jener beißende Sarkasmus, der mit den Jahren immer schärfer wurde. Denn er übersah unendlich weit beide, seine französischen Tafelgenossen wie seine Beamten und Offiziere, und da er doch das Bedürfnis lebhaft empfand, zu lieben und geliebt zu werden, so liebte er immer weniger die Personen selbst als die Idealbilder, die er sich von ihnen gemacht hatte, wurde ärgerlich und bitter, wenn sie diesen nicht entsprachen und schmerzlich bewegt, wenn sie gekränkt sich zurückzogen. So wurde es immer einsamer

um ihn. Jordan und Keyserlingk waren, tief betrauert, schon 1745 gestorben, Winterfeldt, sein Liebling unter den Generalen, der „Seelenmensch", fiel bei Moys, Keith bei Hochkirch; auch seine Mutter und seine Lieblingsschwester Wilhelmine von Baireuth starben während des Krieges. von seiner Gemahlin lebte er getrennt. Der ehrliche, treue d'Argens hielt noch Jahre lang bei ihm aus, dann ging auch er (1769), und Georg Keith starb vor dem König (1778). „Der Fluch der Größe, die Einsamkeit, kam über ihn". Mit dem Anfange der Fünfzig bereits ein alter Mann geworden unter den übermenschlichen Anstrengungen der sieben Kriegsjahre, hart geschmiedet von den Schlägen des Schicksals, der Freunde seiner jugendfrischen Jahre beraubt, so saß er wie ein Einsiedler auf Sanssouci. Hatte er sich immer als den ersten Diener seines Volkes betrachtet, so galt vollends nach dem Kriege all sein Denken und Arbeiten dem Staate. Immer schärfer spannte er seine Forderungen an seine Untergebenen wie an sich selbst. „Dafür bin ich da!" so wies er gelegentlich den Dank einer schlesischen Stadt zurück; das Kleinste wie das Größte leitete er selbst, allein, allwissend, unfehlbar, gerecht, soweit Menschenkraft reichte, nur auf das Ganze bedacht, gleichgültig, hart gegen den einzelnen, der unter wohlerwogenen Maßregeln litt, obwohl gütig, wo ihm echt menschliches Leid einmal nahe trat; auch seine höchsten Beamten, die er sich mit durchdringendem Blick aussuchte, sollten nur die blind gehorsamen Diener seines Willens sein.

Verwaltungsordnung. Weder in der Verwaltungsordnung, noch in den Maßregeln der Verwaltung ist Friedrich eigentlich schöpferisch aufgetreten; er folgte den Bahnen des Vaters. Das Generaldirektorium erfuhr insofern eine wesentliche Umgestaltung, als der König in Erwägung der zunehmenden Notwendigkeit einheitlicher und doch selbständiger Behandlung desselben Verwaltungszweiges für den ganzen Staat neben die vier Provinzialministerien vier Fachministerien stellte, deren Geschäftskreis den ganzen Staat umfaßte, 1740 für Handel und Gewerbe, 1746 für die Heeresverwaltung, 1768 für Bergwerks- und Hüttensachen, 1771 für das Forstwesen. Die Kabinettsminister blieben, doch erledigte der König die wichtigsten Geschäfte oft ganz allein mit einem Adjutanten oder Sekretär. Die neuen Provinzen erhielten im wesentlichen die Organisation der alten Landschaften. In Ostfriesland trat eine Kriegs- und Domänenkammer an die Spitze der Verwaltung, die 1749 auch die bis dahin ständische Steuerverwaltung übernahm. Schlesien erhielt ein besonderes Ministerium, drei Oberämter in Breslau, Oppeln und Glogau für die Rechtspflege, zwei Kriegs- und Domänenkammern in Breslau und Glogau und 48 Landratskreise. Die rasche Verschmelzung dieses bis dahin ganz ständisch regierten Landes mit dem Kerne des Staates ist das glänzendste Zeugnis für das damalige preußische Beamtentum. Auch in Ostpreußen wurde die Kreiseinteilung i. J. 1752 eingeführt, doch ohne die ständischen Kreistage, in Cleve-Mark 1753 in Verbindung mit den alten Erbentagen (s. S. 803).

Auch die schroffe Scheidung der drei Stände hielt der König selbst noch im Allgemeinen Landrecht grundsätzlich aufrecht, sogar mit künstlichen Mitteln.

Der Verkauf von Rittergütern an Bürgerliche blieb, mit Ausnahme der 1772 erworbenen polnischen Lande, untersagt, so gut wie der Betrieb städtischer Gewerbe durch Edelleute und überhaupt auf dem platten Lande; landschaftliche Kreditbanken für Schlesien, die Kur- und Neumark und Pommern ermöglichten es dem tief erschöpften Adel nach dem Kriege unter billigen Bedingungen Hypotheken auf seine Güter zu erhalten und sie so zu behaupten. An der Gutsunterthänigkeit der Bauern zu rütteln versuchte Friedrich nicht; selbst die Leibeigenschaft hat erst das Allgemeine Landrecht von 1794 gesetzlich aufgehoben.

Steuer- und Wirtschaftspolitik. In der That ließ sich an diesen Zuständen nichts Wesentliches ändern, so lange die Steuer- und Wirtschaftsverfassung Friedrich Wilhelms I. aufrecht blieb, denn jeder einzelne Unterthan leistete nur in seinem Stande dem Staate das Höchste, und jene Ordnung zu verlassen war bei der Kulturstufe Preußens noch unmöglich. Alles hing also hier aufs engste zusammen. Der Adel bildete fast ausschließlich die Pflanzschule für die Offiziere und gutenteils auch für die Beamten, er führte die Ortsverwaltung und zahlte als einzige Abgabe von Grund und Boden das Lehnpferdegeld (s. S. 866); die Stadtbürger waren vom Heeresdienste fast ganz befreit, trieben Handel und Gewerbe und zahlten davon die Accise, die nur in geschlossenen Orten sich durchführen ließ und bei den zerrissenen, weitgestreckten Grenzen Preußens zugleich in Verbindung mit den Zöllen an den Thoren die einzige Möglichkeit bot, das einheimische Gewerbe zu schützen; die Bauern lieferten Rekruten und zahlten die Kontribution. Da deren Betrag wie der des Lehngeldes feststand, so konnten die Einnahmen des Staates nur gesteigert werden aus erhöhten Erträgen der Domänen, die übrigens nicht weiter durch Ankauf vergrößert wurden und in Schlesien wenig bedeuteten, dann aus der Accise und aus den Regalien. Jene erhielt deshalb 1766 eine neue Gestalt. Um den Ertrag zu erhöhen und die Lasten gleichmäßiger zu verteilen, richtete Friedrich damals durch französische Beamte in den Provinzen östlich der Weser als ein selbständiges Departement des Generaldirektoriums die sogenannte „Regie“ für Verzehrsgegenstände ein, wobei die Auflage auf Getreide und Mehl beseitigt, die auf Fleisch und Getränke erhöht wurde; unter ihr übernahmen Accise- und Zolldirektionen an Stelle der Kriegs- und Domänenkammern die Verwaltung der indirekten Steuern, eine einträgliche, aber höchst unpopuläre, ja verhaßte Maßregel. Ebenfalls aus fiskalischen Rücksichten wurde in demselben Jahre die Post von Franzosen neu geordnet, das Porto erhöht, der Personenverkehr erleichtert auch die schlesische Post unter das Berliner Generalpostamt gestellt. Das Münzwesen dagegen führte der König alsbald nach dem Kriege auf den alten soliden Graumannschen Fuß von 1750 (14 Thaler aus der feinen Mark) zurück. Neue Einnahmequellen erschlossen das Lotto 1763, das 1767 in die Klassenlotterie umgewandelt wurde, und die Monopole. Das alte Salzmonopol kam jetzt auch in den westlichen Provinzen zur Herrschaft, das neue Tabaksmonopol wurde 1766 um 1 Million Thaler jährlich verpachtet und lieferte 1785/86 unter staatlicher Verwaltung 1¼ Millionen Reingewinn, dagegen erwies sich das Kaffeemonopol von 1781 als eine verfehlte Maßregel. Mit solchen Mitteln steigerte der König trotz

des siebenjährigen Krieges die reinen Staatseinnahmen von 7 Millionen Thalern i. J. 1740 auf 19—25 Millionen i. J. 1786, wovon die Domänen immer noch 6—7 Millionen, die Steuern aber schon 20—21 Millionen lieferten, und ersparte einen Schatz von 55 Millionen Thalern.

Dem Steuersysteme entspricht Friedrichs durch und durch merkantilistische Wirtschaftspolitik. In weiser Selbstbeschränkung auf das Erreichbare wies er die Gründung einer preußischen Flotte, über die französische Unternehmer 1747/51 mit ihm verhandelten, schließlich zurück und begnügte sich damit, für den überseeischen Handel zwei große Gesellschaften zu unterstützen, die asiatische von 1751 und die bengalische von 1753. Nur die Not des siebenjährigen Krieges und holländische Eifersucht vernichteten diese hoffnungsreichen Anfänge. Zum Vorteil des Gewerbes blieb die Ausfuhr der meisten Rohstoffe verboten und die Einfuhr der meisten auswärtigen Industrieerzeugnisse (i. J. 1766 in Berlin 490!) wurde durch hohe Zölle erschwert, später ganz untersagt. Ein lebhafter Handelskrieg entwickelte sich darüber mit Kursachsen. Da dies Leipzigs Stapelrecht und Straßenzwang immer mehr betonte, so stellte Friedrich 1747 das alte Magdeburger Stapelrecht gegenüber Ausländern wieder her und belegte 1755 den Durchgangsverkehr durch das Magdeburgische mit hohen Zöllen. Sachsen antwortete darauf mit dem Einfuhrverbot gegen sämtliche preußische Waren und wiederholte dasselbe nach dem Kriege 1765. Nur der Meßverkehr blieb laut des Vertrages von 1766 ziemlich frei. Erst der schwunghafte Schmuggel und der Ausfall an Zolleinnahmen bewogen den König 1768 zu einer neuen Zollordnung, die ihren Zweck erfüllte, denn sie beschränkte die Einfuhr erheblich und steigerte doch die Einkünfte bis 1786 auf das Vierfache Schlesien wurde erst seit 1747 als Inland behandelt, litt aber schwer unter den neuen österreichischen Zöllen von 1753/54. Ganz unmittelbar, übrigens im ganzen wohlthätig, griff Friedrich in den Gewerbebetrieb ein, wenn er z. B. für die schlesische Weberei eingehende technische Vorschriften erließ, die Einführung neuer Industrien, wie der Kattundruckerei, Baumwollspinnerei und Seidenzucht mit Staatszuschüssen unterstützte und 1763 die neue Porzellanfabrik des unternehmenden Gotskowsky für den Staat erwarb. Eine staatliche Handelsunternehmung zunächst für die Einfuhr auswärtigen Seesalzes und die Ausfuhr polnischen Wachses war auch die Seehandlung (1772); doch weit Größeres leistete das Berg- und Hüttenwesen, dessen Leitung 1777 der Sachse Heinitz mit glänzendem Erfolge übernahm, und von besonderer Bedeutung wurde der staatliche Kornhandel, denn gestützt auf die großartigen königlichen Getreidemagazine, die aus den Erträgen der Domänen und den Getreidelieferungen für das Heer gefüllt wurden, regelte er wohlthätig die Preise und verhinderte auch in schweren Notjahren wie 1771/72 den Kornwucher. Für den Durchgangs- und Binnenverkehr öffneten die neuen Kanäle neue Wege. Der Plauesche Kanal verkürzte den Wasserweg von Magdeburg nach Brandenburg um 30 Meilen, der Finowkanal die Fahrt von Berlin nach Stettin um 48 Meilen, der Netzekanal (1772/73) verband das Oder- und Elbegebiet auch mit der Weichsel, und die Erbauung des Hafens von Swinemünde seit 1746 gewährte diesem ganzen Netz von Wasserstraßen einen sicheren

Ausweg nach der Ostsee. Für den gesamten Handelsverkehr endlich bot die preußische Bank, 1765 gegründet, eine mächtige Förderung, die ihm allmählich gestattete, sich von der Vermittelung holländischer Geldinstitute loszumachen.

Am wenigsten geschah für die Landwirtschaft, weil eben die Gutsunterthänigkeit wesentliche technische Fortschritte nicht zuließ. Fast zwangsweise setzte der König die Einführung des Kartoffelbaues durch und machte mit den Gemeinheitsteilungen 1769 in den alten Provinzen, 1771 in Schlesien den Anfang, ebenso mit der Abschaffung der überaus lästigen Weideservituten. Großartig dagegen sind die Unterstützungen, welche er der notleidenden Landwirtschaft nach dem siebenjährigen Kriege gewährte. Hat er doch damals im ganzen 25,000 Wispel Mehl, Korn und Gerste, 17,000 Wispel Hafer, 35,000 Pferde und an Geld 7—8 Millionen Thaler zur Verteilung gebracht. Im engen Zusammenhange mit dem allen steht die kräftige Förderung der inneren Kolonisation, namentlich auf dem platten Lande. Nicht nur ergänzte er die Lücken, welche der siebenjährige Krieg in die Bevölkerung gerissen hatte, durch Ansiedler, wie z. B. in die Neumark 1763/64 über 10,000 Menschen einwanderten, sondern er schuf ihnen auch neue Räume durch Aufteilung von Domänenvorwerken, besonders aber durch die großartigen Urbarmachungen der ausgedehnten Brüche an der Oder (1747/56), der Netze (1763—85) und Warthe (1767—85), die mit kleineren zusammen im ganzen 60—80 Quadratmeilen ertragsfähigen, z. T. sehr reichen Bodens ergaben. Um auswärtige Ansiedler heranzuziehen. überspann er ganz Europa mit einem Netz von Agenturen und verwandte darauf gegen 25 Millionen Thaler, ein Kapital, das schon im 18. Jahrhundert teilweise mit 10—11 Prozent sich verzinste. So hat er etwa 300,000 Menschen neuangesiedelt, in Preußen besonders geschlossen Würtemberger, in Schlesien protestantische Deutsch-Österreicher, Deutsch-Polen und Sachsen, in den Mittelprovinzen neben solchen auch Mecklenburger, Pfälzer, Würtemberger und Schweizer, im Magdeburgischen namentlich Pfälzer.

Heerwesen. So sehr überwogen bei Friedrich namentlich seit dem Hubertusburger Frieden die volkswirtschaftlichen Rücksichten, daß darunter sogar das Heerwesen sich zu seinem Nachteil veränderte. Er war natürlich von der Bedeutung der Armee für die Behauptung seines Staates tief durchdrungen, verwendete auf sie schließlich 12 bis 13 Millionen Thaler, vermehrte sie bis auf 195,000 Mann, war unermüdlich thätig in der Ausbildung der Truppen bis ins Kleinste, schuf in der kurzen Friedenszeit zwischen den beiden schlesischen Kriegen jene bewundernswürdige Reiterei, welche die Siege von Tschaslau und Hohenfriedberg, von Roßbach, Leuthen und Zorndorf entschied, errichtete noch in den letzten Jahren nach nordamerikanischem Vorbilde die „grünen Füsiliere" (Jäger), übertrug 1763 einer Anzahl „Generalinspekteuren" die Aufsicht über die einzelnen Gruppen von Regimentern, gründete für die bessere Ausbildung seines Offizierkorps 1765 die Militärakademie, 1775 die Ingenieurschule und machte seine Herbstmanöver zu einer Hochschule der Kriegskunst, aber er entfernte sich immer weiter von dem Grundsatze der allgemeinen Wehrpflicht. Um die inländischen Arbeitskräfte zu schonen, entband er nicht nur einzelne Städte, wie Potsdam (1741),

Berlin (1746), Breslau (1742), Brandenburg, Magdeburg und die meisten der Grafschaft Mark, sondern auch ganze Landschaften, wie Ostfriesland, Cleve, Geldern, Mörs, Lingen, die 6 gewerbtreibenden Gebirgsbezirke Schlesiens, die Kolonisten und alle besitzenden Bevölkerungsklassen von der Kantonpflicht. So gelangte er schließlich zu dem widerspruchsvollen Satze: „der friedliche Bürger soll es gar nicht merken, wenn die Nation sich schlägt", und die Armee verwandelte sich fast in ein reines Söldnerheer, das aus den einheimischen Besitzlosen und zum weitaus größten Teile, zu mehr als zwei Dritteln, aus angeworbenen Fremden bestand, aus Leuten also, denen der Staat, für welchen sie die Waffen trugen, ganz gleichgültig war. Die Fahnenflucht war deshalb niemals ärger als unter Friedrich dem Großen Dazu drängte der Verlust fast aller bedeutenden Generale im siebenjährigen Kriege den ernsten Zweck der Waffenübungen während einer langen Friedenszeit allmählich hinter die Schaustücke des Paradeplatzes zurück, und die grundsätzliche Bevorzugung des Adels bei der Besetzung der Offiziersstellen (nur bei den Husaren, der Artillerie und den sogenannten Garnisonregimentern wurden Bürgerliche angenommen) schien zwar in der Notwendigkeit begründet, diesen Stand immer fester mit dem Staate zu verbinden und zog wirklich in ihm treueste Hingebung groß, aber daneben auch einen hochmütigen Junkersinn, der auf das Volk geringschätzig herabsah und alle nicht streng fachliche Bildung verachtete.

Rechtspflege. So wurde unter dem größten Feldherrn des Jahrhunderts das Heerwesen die schwächste Seite der Verwaltung. Schöpferisch dagegen tritt dieser aufgeklärte König in der Rechtspflege auf, unterstützt von zwei ausgezeichneten Männern, Samuel von Cocceji († 1755) und Joh. Heinrich Kasimir von Carmer († 1801). Die völlige Unabhängigkeit der Gerichte wollte und achtete Friedrich durchaus, er fügte sich selbst in Sachen der Mühle von Sanssouci dem Spruche seines Kammergerichtes und ließ sich in dem berufenen Rechtsstreit des Müllers Arnold (1779) sogar zur Amtsentsetzung des Großkanzlers Fürst und dreier Kammergerichtsräte hinreißen, weil er irrtümlich meinte, sie hätten parteiisch geurteilt; auch die bessere Besoldung der Richter hatte vor allem jenen Zweck. Weiter brachte Cocceji durch eine eingreifende Revision die zahllosen verschleppten Prozesse in den Provinzen zum Abschluß, und arbeitete dann, um den Rechtsgang künftig zu vereinfachen, neue Prozeßordnungen für Pommern (1747) und die Mark (1748) aus. Sein Entwurf eines „Landrechts" dagegen trat nur in einzelnen Abschnitten in Kraft. Carmer arbeitete zunächst die „Allgemeine Gerichtsordnung" aus, und dann, unterstützt von dem trefflichen Svarez, das „Allgemeine Landrecht" als Gesetzbuch für den ganzen Staat, das 1784 veröffentlicht, am 1. Juni 1794 in Kraft gesetzt wurde, die erste große Zusammenfassung des geltenden Rechtes seit Kaiser Justinian I., das reiffte Erzeugnis des Naturrechtes und der aufgeklärten Selbstherrschaft.

Kirchenpolitik. Ebenso ist Friedrichs Kirchenpolitik von den Anschauungen der Aufklärung durchdrungen. Was seine Vorgänger schrittweise vorbereitet hatten, verwirklichte er: die Gleichberechtigung aller Bekenntnisse im ganzen Staate, wie er

sie in einer seiner ersten Verordnungen verkündigt hatte (S. 897). Daher ließ er die Errichtung katholischer Kirchen und Gemeinden in Berlin (zu St. Hedwig), Tilsit, Leobschütz, Crefeld und anderen Orten ebenso zu, wie er in Schlesien schon 1742 die verfallene lutherische Kirche neu ordnete, überall die Erbauung evangelischer Kirchen gestattete und dort 1757 die Leistungen evangelischer Gemeinden an katholische Pfarrer als unbillig aufhob. Andrerseits behauptete er die Hoheit des Staates über die Kirchen durchaus. Die gesamte lutherische Kirche der alten Provinzen erhielt i. J. 1750 im Ober-Konsistorium einen einheitlichen Mittelpunkt, denen die Konsistorien der einzelnen Provinzen oder die an ihrer Stelle waltenden Staatsbehörden unterstanden. Doch wurde ihnen 1748 in den Marken nach clevisch-märkischem Vorbilde die Gerichtsbarkeit in Ehe- und Priestersachen entzogen und den ordentlichen Gerichten überwiesen. Ein Versuch, die katholische Kirche in den Reichslanden des Königs unter einem von ihm bestellten Generalvikar zu einigen und dadurch von auswärtigen geistlichen Gewalten unabhängig zu machen, scheiterte diesmal wie früher (s. S. 871). Dafür verfuhr der König in Schlesien, wo er souveräner Herzog war, um so durchgreifender. Zwar die Lösung der Grafschaft Glatz vom Erzbistum Prag mißlang, aber auch die katholische Kirche stellte er unter die Aufsicht seiner Oberämter wie die protestantische; er ordnete nach dem Vorgange Österreichs an, daß bei Mischehen die Söhne zunächst dem Bekenntnis des Vaters, die Töchter dem der Mutter folgen sollten; er beschränkte die Vermächtnisse an katholische Stiftungen, überwachte deren Vermögensverwaltung und zog 50 Prozent ihres reinen Einkommens als Staatssteuer ein. Obwohl Rom sich weigerte, ihm, dem Ketzer, das Ernennungsrecht für geistliche Stellen zu lassen, so nötigte er doch 1747 dem Breslauer Domkapitel den Grafen Schaffgotsch als Fürstbischof auf, mußte aber erleben, daß dieser bald sich höchst unzuverlässig erwies und 1757 sogar nach seinem österreichischen Schlosse Johannisberg ging. Er verfügte deshalb die Einziehung seiner Einkünfte und seines Vermögens und stellte die weltlichen Geschäfte des Bistums unter Staatsverwaltung. Da die katholische Geistlichkeit überhaupt während des siebenjährigen Krieges ihre österreichischen Sympathien vielfach nicht verleugnete, so beseitigte er in wesentlich evangelischen Orten die katholischen Geistlichen und Lehrer, forderte auch nach dem Kriege von der Geistlichkeit einen besonderen Treueid. So sicher fühlte er sich allmählich seiner katholischen Unterthanen, daß er der Aufhebung des Jesuitenordens durch Papst Clemens XIV. 1773 in seinem Staate keine Folge gab.

Schulverwaltung. An dem überlieferten engen Zusammenhange der Kirche mit der Schule rüttelte Friedrich zwar nicht, doch wenn er deren Verwaltung den Körperschaften und Gemeinden überließ, die Schulgesetzgebung nahm er doch für den Staat in Anspruch, denn ausdrücklich erklärte er im Allgemeinen Landrecht Schulen und Universitäten für „Veranstaltungen des Staates". Daher stellte er die protestantischen Schulen 1750 unter das Oberkonsistorium und erließ zahlreiche allgemeine Anordnungen (Reglements), 1763 für die lutherischen, 1765 für die katholischen Volksschulen überhaupt, 1782 für die reformierten

Schulen in Cleve-Mark. Praktische Erfolge hatten freilich seine Bemühungen und namentlich die seines trefflichen Justizministers C. Abr. von Zedlitz, der seit 1771 die lutherischen Kirchen- und Schulsachen leitete, nur zum kleinen Teil. Die scharf angespannten Mittel des Staates reichten dazu noch nicht aus, dabei widerstrebte auf dem platten Lande der Unverstand oder die niedrige Selbstsucht vieler Gemeinden und Gutsherren gründlichen Verbesserungen. Immerhin wurden bis 1769 in dem vernachlässigten Schlesien 238 evangelische und 240 katholische Landschulen neu gegründet, in Brandenburg und Hinterpommern die Lehrergehalte etwas erhöht, in Berlin und Breslau die Reform einzelner Gymnasien in Angriff genommen, für die bessere Vorbildung von Volksschullehrern eine Reihe von Seminaren errichtet, ein solches auch für Gymnasiallehrer in Halle. Für die Universitäten geschah sehr wenig, die Berliner Akademie der Wissenschaften aber war wesentlich eine französische Anstalt. Die Universität Breslau und die katholischen höheren Schulen Schlesiens befanden sich meist in den Händen der Jesuiten, und auch nach der Aufhebung des Ordens faßte der König seine schlesischen Mitglieder 1774 zu einem „königlichen Schuleninstitut" zusammen, dem er die Leitung der katholischen Gymnasien übertrug.

Österreich unter Maria Theresia. Seine größte Schülerin fand Friedrich in seiner erbittertsten Feindin, in Maria Theresia. Ihm ähnlich in unermüdlicher Arbeitskraft, Selbständigkeit des Urteils, scharfem Blick für die Menschen und fürstlichem Stolze, blieb sie allerdings ohne tieferen Anteil an der nüchtern verstandesmäßigen Bildung der Aufklärung, und befangen in den streng katholischen Überlieferungen ihres Hauses, zeigte sie sich nicht nur eifrig in allem äußeren Dienste der römischen Kirche, sondern auch unduldsam gegen die Protestanten, in denen sie nur Abtrünnige von Gott sehen wollte; aber sie genoß doch auch mit dem Glück einer in sich harmonischen Natur voll ehrlicher Frömmigkeit, warmer Empfindung und unerschöpflicher Herzensgüte den Segen eines reinen, innigen Familienlebens, beides Gaben, die ihrem großen Gegner versagt blieben. Eben in diesen Eigenschaften eines edlen, großen Herzens fand sie vielleicht die besten Mittel für die Regierung ihres buntgemischten Reiches, denn nur seiner Takt und weise Schonung vermochten die starken Gegensätze zu überwinden oder abzuschwächen, die in Österreich der doch notwendigen Aufrichtung des monarchischen Einheitsstaates entgegenstanden. Daß sie und wie sie diesen begründete, macht sie zur größten Herrschergestalt, die jemals auf dem österreichischen Throne gesessen hat.

Die Begründung der Verwaltungseinheit. Mit dem Ausgleich vom 10. Oktober 1741, der Ungarn mit seinen Nebenlanden als einen im wesentlichen selbständigen Staat neben die deutschen Erblande stellte, hatte Maria Theresia dem Donaureiche die einzig haltbare Form gegeben, aber auch auf ein tieferes Eingreifen in Ungarn verzichtet. Um so eifriger wandte sie sich nach dem zweiten schlesischen Kriege den böhmisch-österreichischen Angelegenheiten zu, beraten insbesondere vom Grafen Haugwitz, einem geborenen Schlesier († 1765). Die Vereinigung der böhmischen und österreichischen Hofkanzlei 1746 legte den Grund zur Einheit des Staates und zugleich zur Trennung der Verwaltung von der Rechts-

pflege, denn diese letztere ging 1749 an ein besonderes Direktorium über. Nach dem siebenjährigen Kriege wurde auch noch das Finanzwesen der Hofkanzlei abgenommen und der Hofkammer zugewiesen. Folgerichtig blieb nun auch den „Regierungen" der einzelnen Kronlande nur die Justiz, die Verwaltung ging an die landesherrlichen Finanzkammern („Repräsentationen") über. Endlich wurde die ständische Verwaltung noch weiter eingeschränkt durch die Errichtung der Kreisämter (1747/56), welche als Organe des Staates den Vollzug der Gesetze und namentlich das Verhältnis der Grundherren zu ihren Bauern zu überwachen hatten.

Finanzen. Erst nachdem sich der monarchische Staat in diesen Behörden seine eignen Werkzeuge geschaffen hatte, konnte eine Neugestaltung der Finanzen und des Heerwesens gelingen. Hatte bisher beides der Hauptsache nach auf den alljährlichen oder gelegentlichen Bewilligungen der Landtage beruht und war von ihren Ausschüssen und Beamten verwaltet worden (s. S. 809), so verzichteten jetzt die Stände auf die Heeresverwaltung ganz und verstanden sich 1747 nach Haugwitz' Vorlage dazu, die Summe der „Kontribution" (Grundsteuer), welche an die Stelle aller bisheriger Naturalleistungen trat, auf zehn Jahre hinaus festzustellen, sie beträchtlich zu erhöhen (in Nieder-Österreich z. B. von 900,000 auf 2 Millionen Gulden) und auch Adel wie Geistlichkeit dazu heranzuziehen, wenngleich nur etwa zur Hälfte des Steuerbetrages, den die Bauern entrichteten. Nach Ablauf dieses Zeitraumes verstand es sich von selbst, daß die Einrichtung blieb, zumal im Gedränge des siebenjährigen Krieges, und auch was sonst die Stände an Geschäften noch behielten, wurde später der Aufsicht der Regierung unterworfen. Zur Kontribution (1755 im ganzen etwa 17 Millionen Gulden, abgesehen von Italien und Belgien) gesellten sich außer den nicht sehr bedeutenden Domäneneinkünften die Gefälle und Regalien, wie die Mauth, die 1755 bei nachlässiger Verwaltung über 3 Millionen Gulden brachte, das Lotto, das erst Maria Theresia einführte, das Tabaksmonopol, das endlich 1784 der Staat selbst übernahm Die Summe aller Einkünfte stellte sich für das ganze Reich 1748 auf etwa 36 Millionen Gulden, 1755 auf 40 Millionen, 1763 auf 54 Millionen, wozu Nieder-Österreich und Böhmen je 12 Millionen, Mähren 4, Steiermark 3, Tirol und Ober-Österreich je 2 Millionen beitrugen, im Vergleich zu Preußen eine sehr bescheidene Leistung. Von den 55½ Millionen Ausgaben d. J. 1763 beanspruchte das Heer 17 Millionen, die Staatsschuld 15, der Hof 3 Millionen Gulden. Der Leiter des Finanzwesens war nach Haugwitz' Tode Graf Rudolf Chotek aus böhmischem Adelsgeschlechte.

Heerwesen. Das Heer wurde wie in Preußen der Hauptsache nach durch Werbung, insbesondere im „Reiche" aufgebracht, wo jedes kaiserliche Regiment herkömmlich seinen festen Ergänzungsbezirk hatte; auch das Offizierkorps zählte viele Herren aus den reichsgräflichen und reichsritterlichen Geschlechtern in seinen Reihen; die inländische Aushebung führte man erst seit 1772 ein. Die Stärke betrug um 1756 gegen 200,000 Mann, eine um so imposantere Streitmacht, als seit den Erfahrungen der beiden schlesischen Kriege auch Fußvolk und Artillerie große Fortschritte gemacht hatten. Dagegen gab man in den Nöten des sieben-

jährigen Krieges die Kriegsmarine gänzlich auf, 1758 wurden die Schiffe versteigert.

Wirtschaftspolitik. Es erscheint das um so sonderbarer, als die Regierung Maria Theresias für Handel und Gewerbe von merkantilistischen Grundsätzen aus sehr Bedeutendes geleistet hat. Ein Oberkommerzienrat übernahm 1752 die Oberleitung der Wirtschaftspolitik, die Wiener Börse erleichterte seit 1761 den Verkehr der Großhändler, nachdem schon 1753 die Münzkonvention mit Sachsen und mehreren norddeutschen Staaten einen gemeinsamen Münzfuß (20 Gulden auf die feine Mark zu 60 Kreuzern oder 20 Groschen) festgestellt hatte; daneben drangen die „Bankozettel" der sogenannten Wiener Stadtbank (s. S. 810) in den Verkehr. Zahlreiche Konsulate, 25 i. J. 1763, sicherten dem österreichischen Handel auf seinen natürlichen Märkten in Italien und der Levante eine kräftige Vertretung, für die Ausbildung dieser Beamten sorgte die 1754 begründete orientalische Akademie. Der Hafen von Triest wurde ausgebaut. Den Binnenverkehr, dem in Österreich nur verhältnismäßig wenige schiffbare Wasserstraßen zur Verfügung stehen, förderte die trefflich eingerichtete kaiserlich königliche Post; die Straßen waren allenthalben gut, die Wagen bequem, die Beförderung rasch (die Fahrt von Wien nach Preßburg, hin und zurück je 8 Meilen, war eine beliebte Tagespartie), das Briefporto niedrig. Um den einheimischen Markt möglichst für den inländischen Gewerbfleiß zu sichern, wurden in den Jahren 1753/55 die Eingangszölle je nach den Bedürfnissen der Provinzen sehr erhöht, z. B. in Böhmen auf 30 Prozent für auswärtige, 5 Prozent für inländische (österreichische) Waren, so daß sich in der That Böhmen zum wichtigsten Industrielande der Monarchie entwickelte. Seit 1764 ging die Regierung sogar mit Einfuhrverboten vor, die erst 1774 teilweise wieder aufgehoben wurden; eine Ermäßigung der Zölle und die Aufhebung der lästigen Binnenmauthen brachte erst der Tarif von 1775. Auch der Landwirtschaft eröffneten sich bessere Aussichten, als Maria Theresia durch Beschränkung der grundherrlichen Strafgewalt, Herstellung eines allgemeinen Steuerkatasters, Regelung des Grundbuchwesens, Feststellung und Ermäßigung der Frohndienste (Roboten) und die Ermächtigung sie abzulösen die Befreiung des Bauernstandes vorbereitete (1775/78); doch immer noch hatte selbst z. B. in Nieder-Österreich der Bauer durchschnittlich die Hälfte des Reinertrages dem Grundherrn abzugeben, und die gewährten Erleichterungen befriedigten so wenig, daß in Böhmen bedenkliche Bauernunruhen entstanden. Ganz und gar in den Bahnen Friedrichs II. wandelte die Kaiserin, wenn sie 1763/71 in den Sumpflanden des Banats etwa 40,000 Deutsche aus dem Rheinlande, Franken und Lothringen ansiedelte. Auch die Siebenbürger Sachsen verstärkten sich durch protestantische Zuwanderung aus Salzburg und Baden-Durlach.

Rechtspflege und Kirchenpolitik. Wie Maria Theresia die Einheit der Verwaltung und den volkswirtschaftlichen Abschluß ihrer Lande erstrebte, so auch die Einheit des Rechts, doch erreichte sie diese nur für das Strafrecht mit der 1768 verkündigten Nemesis Theresiana für die österreichisch-böhmischen Lande, und behielt in derselben die barbarischen Strafen bei; selbst die Folter wagte

sie erst 1776 aufzuheben. Auch ihre Kirchenpolitik verfolgte im Geiste der Aufklärung ähnliche Ziele. Von Duldung Andersgläubiger freilich war die Kaiserin weit entfernt, die Mißhandlung der immer noch zahlreichen Evangelischen in Böhmen, Mähren, Ober-Österreich, Steiermark und Kärnten dauerte also fort. Im J. 1752 begannen geistliche Missionare und weltliche Kommissare ihre Thätigkeit, um durch Quälereien aller Art sie zum Übertritt oder zur Auswanderung nach Ungarn oder Siebenbürgen zu bewegen, wo die Gleichberechtigung der Bekenntnisse verfassungsmäßig feststand. Von allen Ämtern blieben sie ausgeschlossen, man that alles, um die Erziehung ihrer Kinder im Glauben der Eltern zu verhindern, plagte sie mit Gefängnis und Zwangsarbeit, nahm ihnen ihre religiösen Bücher, hob ihre Schulen als „Winkelschulen" auf. Indes eben diese Verfolgungen brachte viele eher zum offenen Bekenntnis ihres Glaubens, als zum Abfall, und die Auswanderung wuchs so an, daß die Kaiserin 1774 jede Gewaltanwendung untersagte und 1780 alle denunciatorische Überwachung verbot. Gegenüber der römischen Kirche wahrte sie ihre landesherrlichen Rechte mit fester Hand, ja sie erweiterte dieselben gemäß den Lehren des Justus Febronius, des Trierischen Weihbischofs Nic. von Hontheim, der 1763 den katholischen Fürsten empfahl, die Kirche kraft eignen Rechts ohne Rücksicht auf die Ansprüche des Papstes und der Hierarchie auf den Zustand der ersten christlichen Jahrhunderte zurückzuführen. Demgemäß machte die Regierung, nachdem sie schon 1754 die Zahl der Feiertage herabgesetzt hatte, 1768 die Verhängung des Kirchenbannes von ihrer Erlaubnis abhängig, beschränkte 1769 die Vermehrung der Klöster, verbot ihnen 1771 Geld nach Rom zu senden und knüpfte ihren Verkehr mit Rom an ihre eigne Vermittelung. Der Freigeist Kaunitz riet sogar der Kaiserin im geheimen, auch die innere Reform der Kirche selbst in die Hand zu nehmen. Davor freilich scheute die fromme Fürstin zurück, und als gehorsame Tochter Roms zeigte sie sich wieder, als sie 1773 mit schwerem Herzen die Aufhebung des Jesuitenordens ihrerseits zur Ausführung brachte.

Schulpolitik. Aus ihrer Auffassung der kirchlichen Dinge ergab sich auch ihre Schulpolitik. Sie zuerst errang in Österreich dem Staate den gebührenden Einfluß auf das Unterrichtswesen, sie wurde vor allem die Gründerin der österreichischen Volksschule. Dafür gab das Maß die allgemeine Schulordnung des trefflichen schlesischen Schulmannes, des Abts Joh. Ignaz von Felbiger (6. December 1774), den sie als „Generaldirektor des Schulwesens" nach Wien berufen hatte. Für die Reform der Universitäten wirkte bahnbrechend ihr geistvoller Leibarzt, der Niederländer Gerhard van Swieten, der die medicinische Fakultät in Wien mustergültig umgestaltete, wie Martini und Sonnenfels die juristische. Die Universität Olmütz wurde vervollständigt. Das höhere Schulwesen blieb im wesentlichen den geistlichen Orden; doch als reine Staatsanstalten entstanden das Theresianum 1746 und die savoyische Ritterakademie 1749 in Wien wie die Militärakademie in Wiener-Neustadt 1752.

Maria Theresias Hof. So wurde Maria Theresia die Begründerin der österreichischen Staatseinheit, und auch in weiteren Kreisen des bunten Völker-

gemisches, das sie regierte, erweckte die Erinnerung an die nicht immer siegreichen, aber stets ehrenvollen Kämpfe um den äußeren Bestand Österreichs das Gefühl der Zusammengehörigkeit. Freilich ein österreichisches Volk konnte sich nicht bilden, aber es gab ein österreichisches Heer, ein österreichisches Beamtentum und einen österreichischen Adel. Um zu einem solchen die vornehmen Geschlechter der Donau- und Alpenlande, Böhmens und Mährens, bis zu einem gewissen Grade selbst die Ungarns zu verschmelzen, hat nächst dem gemeinsamen Staats- und Heeresdienst nichts so sehr beigetragen, als der große gesellige Mittelpunkt, den Maria Theresias Hof darstellte. Welch ein Gegensatz zu Preußen! Dort der einsame, rastlos sinnende und schaffende König im prunklosen Sanssouci, hier der glänzende, lebensvolle und lebensfrohe Haushalt der Habsburgerin, während des Winters in der stolzen Hofburg zu Wien, im Frühjahr und Sommer im vornehm prächtigen Schönbrunn, das sie sich als ihren bevorzugten Aufenthaltsort erbaute, im Herbst im engen Laxenburg, dem Lieblingssitze des jagdfrohen Kaisers Franz. In goldstrahlender Prachtkarosse, Läufer voran, fuhr die Kaiserin durch ihre Hauptstadt, in reichster Gewandung, übersät mit Diamanten und Perlen, erschien ihre hoheitsvolle Gestalt bei großen Hoffesten. Besonders in lustiger Faschingszeit drängten sich Maskenbälle, schimmernde Schlittenfahrten, Opernaufführungen und Konzerte, an denen die Mitglieder des musikliebenden Kaiserhauses nicht selten persönlich mitwirkten; dazu kam das italienische und deutsche Schauspiel im Burgtheater (seit 1741). Auch die Gedenktage in der Familie wurden festlich begangen, besonders der Namenstag der Kaiserin (15. Oktober) und der Tag des Landespatrons von Nieder-Österreich, des heiligen Leopold (15. November). Größere Reisen verbot weniger die Schwierigkeit des Verkehrs, als der ungeheure Troß, den die Würde zu erfordern schien. Trotz alles Prunkes stand Maria Theresia dem lebensfrohen, leichtmütigen Volke ihres Wien keineswegs in steifer Abgeschlossenheit gegenüber, sie behandelte es vielmehr gewissermaßen mit naiver Vertraulichkeit. Und sie verdiente die herzliche Zuneigung, die sie genoß, denn nach gut deutscher Art stand sie als Muster einer Gattin und Mutter vor ihrem Volke. Mit hingebender Liebe hing sie an ihrem Gemahl, der solche Treue nicht ganz verdiente, mit innigem, verständnisvollem Anteil überwachte sie die Entwickelung ihrer fünf Söhne und elf Töchter. Um so schwerer litt sie, als die Hand des Todes in diesen glücklichen Familienkreis eingriff.*) So wurde es einsam um sie, und fremd begann sie sich

*) Am 27. November 1763 starb die heißgeliebte Gemahlin ihres Sohnes Joseph, Isabella von Parma, an den schrecklichen Pocken, am 15. August 1765 während der Hochzeitsfeierlichkeiten zu Ehren ihres Sohnes Leopold und Maria Luises von Spanien in Innsbruck machte ein Herzschlag unerwartet dem Leben des Kaisers Franz ein Ende: niemals hat sie seitdem die Witwentrauer abgelegt. Am 27. Mai 1767 starb auch die zweite Gemahlin Josephs, Josepha von Bayern, an den Blattern, die Kaiserin selbst wurde ergriffen und nur ihre zähe Lebenskraft überwand die Krankheit, die freilich ihre noch stattliche Schönheit für immer zerstörte. Noch in demselben Jahre verwandelte der Tod ihrer Lieblingstochter Josepha den bisher so fröhlichen Theresientag für immer in einen Tag der tiefsten Trauer. Im nächsten Jahre nahm sie von Karoline, der Königin von Neapel, Abschied fürs Leben, i. J. 1770 auch von ihrer jüngsten Tochter Marie Antoinette, die sie der alten Verbindung mit Frankreich zum Opfer brachte.

in ihrer Zeit zu fühlen, denn mit Joseph (II.), der seit 1765 die Kaiserkrone trug und ihr Mitregent war, drang ein neuer Geist in den alten Staatsbau der Habsburger ein.

Die aufgeklärte Selbstherrschaft im übrigen Deutschland. Dem Vorbilde Friedrichs des Großen und Maria Theresias konnte sich keiner der größeren Staaten Deutschlands ganz entziehen, doch keiner hat auch den staatlichen Gesichtspunkt, die Vereinigung aller Staats- und Volkskräfte zum Wohle des Ganzen so entschieden zur Geltung gebracht wie Preußen; fast alle beschränken sich auf einzelne Reformen der Verwaltung, humane Umgestaltung der Rechtspflege, Förderung der Volkswirtschaft, insbesondere auch Erleichterung der bäuerlichen Lasten und Erweiterung der religiösen Duldung; auch der volksausbeutende höfische Despotismus im Stile Ludwigs XV. fehlt nicht.

Sachsen. In Norddeutschland war das lange Ringen um die Vorherrschaft durch das rasche Aufsteigen Preußens zur Großmacht endgültig zu Ungunsten Sachsens entschieden. Diesen Vorsprung konnten auch die inneren Reformen nicht mehr ausgleichen, die nach dem siebenjährigen Kriege und dem Tode Friedrich Augusts II. (5. Oktober 1763) dessen Nachfolger, der vorzüglich gebildete, gewissenhafte Friedrich Christian, der Gemahl der hochbegabten und willenskräftigen Maria Antonia Walpurgis von Bayern, einleitete, aber sie sicherten dem Lande seinen ehrenvollen Anteil an der Entwickelung der deutschen Kultur auch für die Zukunft. In schwerer Kriegsnot hatte das kurprinzliche Paar treulich bei seinem Volke ausgehalten und zugleich persönliche Beziehungen zu Friedrich II. geknüpft. Jetzt gab der Kurfürst auf der Stelle dem unheilvollen Minister Brühl die erbetene Entlassung und verfügte nach seinem baldigen Tode (28. Oktober) die Untersuchung seiner gesamten Verwaltung, endlich, als diese eine Unterschlagung von etwa 1 Million Thalern an Staatsgeldern herausstellte, die Beschlagnahme des hinterlassenen Vermögens. An die Spitze des Geh. Konsiliums traten tüchtige Männer, wie K. G. F. von Flemming und J. G. Fr. von Einsiedel, das unwürdige Vetterschaftswesen bei der Besetzung der Ämter hörte auf. Vor allem galt es nun, die völlig zerrüttete Staatswirtschaft wieder zu ordnen. Daher wurde die Hofhaltung auf sparsamerem Fuße eingerichtet und im Einvernehmen mit den Ständen das Staatsschuldenwesen so trefflich geordnet, daß der Kurs der Steuerscheine sich bis 1789 wieder auf den Nennwert hob und bis 1806 die gute Hälfte der Schulden (19 Millionen von 30 Millionen) abgetragen war. Zugleich thät der Kurfürst den ersten Schritt, um die zunächst zum Ergötzen des Hofes angesammelten Kunstschätze nutzbar zu machen: er verwandelte die Dresdner Malerakademie in eine Akademie der bildenden Künste und gründete die Leipziger Akademie.

Sein jäher Tod (an den furchtbaren Pocken) schon am 17. December 1763 legte die begonnenen Umgestaltungen nur in andere Hände. Prinz Xaver, der für den minderjährigen Kurfürsten Friedrich August III. (1763—1827) die Regierung übernahm, erweiterte den Geschäftskreis der Kommerzdeputation, gründete die ökonomische Societät in Leipzig, trug für die Verbesserung der Wollproduktion durch Einführung der spanischen Merinos Sorge, gab dem uralten sächsi-

schen Bergbau eine Stätte wissenschaftlicher Durchbildung in der bald weltberühmten Bergakademie zu **Freiberg** und errichtete die Artillerieschule. Die ansehnliche Verstärkung des Heeres, das nach dem siebenjährigen Kriege fast ganz neu hatte geschaffen werden müssen, verwickelte ihn indes in Streit mit den Ständen, so daß er schon am 15. September 1768 die Regentschaft niederlegte, noch ehe **Friedrich August** (geb 23. Oktober 1750) sein 18. Lebensjahr erfüllt hatte. Gewissenhaft, streng rechtlich, sparsam, dabei eifersüchtig auf seine fürstliche Würde, so daß er weder seiner ehrgeizigen Mutter noch selbst seinem hochverehrten Erzieher, dem Grafen Marcolini, Einfluß verstattete und sich mit der peinlichsten Etikette von der Außenwelt abschloß, führte dieser Fürst in einer langen friedlichen Regierung eine nahezu vierzigjährige Periode ruhigen Gedeihens über das vielgeplagte Land herauf. Die Abtrennung des Finanzkollegs (für Regalien, Domänen, Accisen, Zöllen u. s. f.) von der „Landesregierung" (1782) sicherte jenen Zweigen eine selbständige, höchst gewissenhafte Verwaltung; in der Rechtspflege verschwand 1770 die Folter, Zucht- und Arbeitshäuser wurden in Torgau und Zwickau errichtet, die Gerichtsbarkeit der Domänenpächter 1784 besonderen kurfürstlichen Justizämtern übertragen. An der althergebrachten getrennten und halbständischen Verwaltung seiner Landschaften änderte freilich der hochkonservative Kurfürst so wenig wie an der schroffen Scheidung der Stände; auch jetzt wurde also Kursachsen noch keineswegs ein monarchischer Einheitsstaat.

Die welfischen Lande und Mecklenburg. Noch ungleich weniger als in Sachsen konnte in den welfischen Landen und in Mecklenburg von einschneidenden Reformen die Rede sein. In **Braunschweig** verwendete der Herzog **Karl** (1735—80) seine Einkünfte im wesentlichen auf einen prunkvollen Hofhalt und häufte eine Schuldenlast von 12 Millionen Thalern auf, begründete aber auch das berühmte Collegium Carolinum, aus dem später das Polytechnikum hervorging, während die jüngeren Söhne seines Hauses im preußischen Heeresdienste reiche Lorbeeren brachen. Die Zustände **Hannovers** blieben fast unbeweglich, denn die bewegende Kraft hätte in diesem adligen Lande nur vom Monarchen ausgehen können, und **Georg III.** (1760—1820) betrat doch niemals sein deutsches Stammland. Nur einzelne wirtschaftliche Reformen wurden begonnen, 1768 die Gemeinheitsteilungen angeordnet, 1775 auf den Kammergütern die Naturaldienste durch ein Dienstgeld abgelöst. **Mecklenburg**, wo der „Erbvergleich" von 1755 die fürstliche Macht fast zerstörte und ihr wenig mehr übrig ließ als die Verwaltung des umfänglichen Domaniums (s. S. 873), litt außerdem unter dem Herzog **Friedrich** (1756—1785) schwer durch den siebenjährigen Krieg. Doch bemühte sich dieser Fürst wie sein Nachfolger, der lebensfreudige, volkstümliche **Friedrich Franz** († 1837), soweit seine Macht reichte, um wohltätige Reformen. Es war ein Fortschritt zur vollen Landeseinheit, wenn allmählich die an Hannover und Preußen verpfändeten Ämter eingelöst wurden und wenn sich Rostock 1788 der mecklenburgischen Hoheit unterwarf, ohne freilich seine republikanische Selbstverwaltung sich wesentlich schmälern zu lassen. Weiter wurden die Domänen neu vermessen, 1773 auf denselben die Befreiung der Bauern von Frohnden begonnen,

1769 die Folter aufgehoben, auch für die Verbesserung des Volksschulwesens durch die Errichtung eines Lehrerseminars in Schwerin 1782 der Grund gelegt. Doch die allmähliche Vernichtung des freien Bauernstandes durch das „Bauernlegen", die Unmöglichkeit für den unfreien Bauern, Grundeigentum zu erwerben, das veraltete Zollwesen, das, noch abgesehen von den städtischen Zöllen Rostocks, mitten im Lande 83 fürstliche Zollstellen besaß und trotzdem, da die Edelleute, ihre Pächter und überhaupt die Privilegierten steuerfrei ausgingen, noch später nur etwa 60,000 Thaler jährlich abwarf, endlich auch die politische Entfremdung des einen seiner beiden natürlichen Haupthäfen, Wismar, und die wirtschaftliche Trennung des andern, Rostock, das alles hemmte die wirtschaftliche Entwickelung des reichgesegneten, schönen Küstenlandes.

Hessen. War Mecklenburgs Unglück die Ohnmacht der Monarchie, so litt Hessen-Kassel seit Friedrich II. (1760—1785) an einer Überhebung fürstlicher Gewalt, die binnen vier Geschlechterfolgen das einst so ruhmvolle Herrscherhaus zum Untergange führte. Während in dem kleineren Hessen-Darmstadt Ludwig VIII. († 1768) im siebenjährigen Kriege wie immer auf Österreichs Seite stand und dann durch eine einsichtige, wohlwollende Verwaltung, die der treffliche Karl von Moser leitete, das Wohl seines Landes förderte, fochten Wilhelm VIII. (1751—1760) und sein Sohn Friedrich II. (1760—1785) von Hessen-Kassel ausdauernd für Preußen gegen die Franzosen, so daß dem tapferen Hessenvolke heller als den meisten Stämmen der nationale Sinn dieses Krieges aufging. Auch sonst schienen die Landgrafen sich Friedrichs des Großen Vorbild zum Muster zu nehmen. Noch während des Krieges führte Friedrich II. 1762 die preußische Kantonpflicht ein, und obwohl persönlich seit 1749 Katholik, wahrte er doch nach seiner „Assekurationsakte" von 1754 gewissenhaft die Rechte der protestantischen Landeskirche. Die Verschönerung Kassels, die Ausgestaltung der prächtigen Wilhelmshöhe, die Stiftung der Kunstakademie und der Gemäldegalerie sind sein Werk, und nicht ganz mit Unrecht setzten seine Stände „dem Vater des Vaterlandes" auf dem Friedrichsplatze inmitten seiner Schöpfungen ein Standbild. Doch die Erinnerung an seine Verdienste begann zu verschwinden, als er i. J. 1776 zum Kampfe gegen die nordamerikanischen Kolonien an England 12,000, im Ganzen fast 20,000 Mann seiner Truppen, fast den dritten Teil der wehrfähigen Landeskinder, keine Söldner, vermietete. Denn was bis dahin kaum einen Anstoß gegeben hatte, das erschien unter diesen Umständen und in einer menschlicheren Zeit als ein empörender Menschenhandel.

Würtemberg. Viel länger als Hessen hatte Würtemberg den Mißbrauch fürstlicher Macht zu ertragen gehabt. Zwar die Zeit der vormundschaftlichen Regierung für den jungen Karl Eugen (1737—1793) und selbst noch das erste Jahrzehnt seiner eignen Verwaltung seit 1744 brachten dem Lande unter Leitung trefflicher Männer wie Georg Bernhard Bilfinger und Fr. Aug. von Hardenberg eine bessere Zeit, doch dann brach das sinnliche, leidenschaftliche, herrschsüchtige Wesen des Fürsten unwiderstehlich hervor. Er entließ 1755 Hardenberg, umgab sich mit gefügigen Werkzeugen, wie Montmartin, gestaltete seinen Hof eben-

so glänzend, verschwenderisch und üppig wie Ludwig XV. in Versailles, der ihm seine besten Sänger, Tänzer und Maler zeitweise überließ, störte mit seiner ungezügelten Lust den Frieden jedes Bürgerhauses und mißbrauchte in seiner Jagdleidenschaft gewissenlos die Arbeitskraft seiner Bauern, die ihm oft zu Tausenden mitten in der Saat- und Erntezeit als Treiber dienen oder künstliche Teiche oben auf der Höhe für die beliebten „Wasserjagden" ausgraben und füllen mußten. Daneben entstanden allerdings das Schloß in Stuttgart und die prächtige Solitude, aber das kleine Land mit seinen 670,000 Einwohnern und 3 Millionen Gulden Einkünften konnte für solche sinnlose Verschwendung die Mittel nicht liefern, so daß der Herzog mit Zwangsanleihen, Ämterverkäufen, Monopolen, französischen Hilfsgeldern und anderem das Fehlende zu beschaffen suchte. Als die Stände sich verwahrten, jagte er den ständischen Ausschuß 1758 weg und schickte den standhaften, würdigen Landschaftskonsulenten Johann Jakob Moser 1759 in hartes Gefängnis auf den Hohen Twiel. Und doch brach sich sein Despotismus schließlich an diesen mißhandelten Ständen. Ihr Ausschuß erhob 1763 Klage beim Reichshofrat und dieser bestellte eine „Vergleichsdeputation", die endlich im März 1770 den „Erbvergleich", eine feierliche Bestätigung der alten Verfassung, zustande brachte. Seitdem trat allmählich beim Herzog unter dem mildernden Einflusse seiner Geliebten und späteren Gemahlin Franziska von Hohenheim ein Umschwung zum besseren ein; an seinem 50. Geburtstage, am 11. Februar 1778, gab er seinen Ständen sogar das Versprechen, gut zu regieren und hat dies im ganzen gehalten. Zahlreiche Straßen wurden gebaut, in Ludwigsburg eine Porzellanfabrik begründet, der Rechtsgang vereinfacht. Eine großartige Bibliothek entstand in Ludwigsburg, und im Widerspruche mit der einseitig theologischen Richtung an der Universität Tübingen erwuchs die „hohe Karlsschule" für kurze Zeit zu einer großartigen Pflegstätte der weltlichen Wissenschaften.

Baden. Würtembergs Nachbar jenseits des Schwarzwaldes, die Markgrafschaft Baden, das Erbe der Zähringer, gelangte erst zu einer immerhin sehr bescheidenen Bedeutung, als 1771 die katholische Linie von Baden-Baden ausstarb und ihr Besitztum mit dem lutherischen Baden-Durlach unter Karl Friedrich (1746—1811) zu einem Gebiete von etwa 64 Geviertmeilen sich vereinigte. Sorgfältig gebildet, auch durch längeren Aufenthalt in der Schweiz und in Holland, der Heimat seiner oranischen Mutter, ein energischer und einsichtiger Selbstherrscher, vermählt mit der gleichgesinnten Karoline Luise von Darmstadt, sorgte dieser wohlmeinende, duldsame Fürst für bessere Polizei, milderte das Strafrecht, beseitigte 1767 die Folter, gab den Gemeinden eine selbständigere Verwaltung, bewirtschaftete musterhaft seine Kammergüter, nahm bedeutendere Gewerbeunternehmungen selbständig in die Hand, legte den Grund zur glänzenden Entwickelung der Gold- und Silberwarenindustrie in Pforzheim und hob 1783 als der erste deutsche Fürst die Leibeigenschaft auf. Zugleich sorgte er eifrig für die Verbreitung geistiger Bildung. Ein Schullehrerseminar entstand 1768, zahlreiche neue Schulhäuser, im ganzen 61, wurden erbaut, und so gern der Markgraf mit geistvollen Franzosen wie Voltaire und Quesnay verkehrte, er schenkte doch auch der

aufstrebenden deutschen Litteratur warme Teilnahme und war stets ein guter Deutscher, der nicht von der Hoffnung ließ, daß durch einen „Fürstenbund" das wankende Reich neugestaltet werden könne.

Pfalz. Auch die pfälzischen Lande sahen bessere Tage, als nach dem Aussterben der Neuburger Karl Theodor von Pfalz-Sulzbach, zu dessen gunsten Friedrich der Große schließlich auf Jülich-Berg Verzicht geleistet hatte (December 1741), die Regierung übernahm (1742—1799). Ein echter Pfälzer, in Heidelberg von Jesuiten erzogen, leichtlebig und prunkliebend (erst im späteren Alter trat eine frömmelnde Richtung bei ihm hervor), zeigte er sich zwar fügsam gegen seine geistlichen Ratgeber, erließ aber 1766 ein Toleranzedikt und vermied wenigstens offne Maßregeln zu ungunsten der Evangelischen. Seine Verdienste liegen in der Förderung des geistigen Lebens. Er stiftete 1757 eine Kunstakademie, 1763 eine Akademie der Wissenschaften, 1775 eine „deutsche Gesellschaft" für die Pflege der nationalen Litteratur, wie denn die Mannheimer Hofbühne für die Entwickelung des deutschen Dramas maßgebende Bedeutung gewann, und legte zahlreiche Sammlungen an. In verklärender Erinnerung an solche Bestrebungen entstand dann zur Zeit der französischen Herrschaft das Wort: „Unter Karl Theodor war die Pfalz in Flor", aber eine feste staatliche Grundlage hat auch er nicht zu schaffen vermocht; er suchte nach pfälzischer Weise Anlehnung an Frankreich und eine Zeit lang auch an Preußen.

Bayern. Ein Pfälzer blieb er auch, als er nach dem Tode Max Josephs 1777 das Kurfürstentum Bayern übernahm und so die lange getrennten Hauptlande der Wittelsbacher wieder vereinigte. Freilich bestanden zwischen der konfessionell buntgemischten, rührigen „fröhlichen Pfalz" und dem streng katholischen, schwerfälligen, derben Volke des abgeschlossenen Ackerbaulandes Bayern wenig Verwandtschaft. Der wohlmeinende, in freierem Sinne erzogene Max Joseph (1745 bis 1777) hatte allerdings dem Geiste der Aufklärung einigermaßen Eingang gewährt. Denn wie die Zerrüttung durch einen schweren unglücklichen Krieg, die Steuer- und Schuldenlast (40 Millionen Gulden), der wirtschaftliche Rückgang, die sittliche Verwilderung des Volkes ihn zu völligem Verzicht auf einen regeren Anteil an der Reichspolitik und zum engen Anschluß an Frankreich den österreichischen Begehrlichkeiten gegenüber drängten, so konnte nur die Entwickelung der Volkskräfte eine hellere Zukunft herbeiführen. Ein „Kommerzkollegium" sollte die wirtschaftliche Umgestaltung Bayerns nach merkantilistischen Grundsätzen leiten, die neue Mauth- und Zollordnung von 1765 das einheimische Gewerbe schützen und mit dem 1760 eingeführten Lotto die Einkünfte mehren. Doch eine gründliche Umgestaltung der Staats- und Volkswirtschaft fand ein unüberwindliches Hindernis in den „wohlerworbenen Rechten" des Adels und der Geistlichkeit, welche sogar einer geplanten gleichmäßigen Verteilung der Steuerlasten durch eine Klage beim Reichshofrate zuvorkamen. So blieb auch der schleppende Geschäftsgang und die Überzahl unzuverlässiger Beamter unangetastet. Bedeutenderes gelang auf dem Gebiete des Rechtes und der Rechtspflege. Noch früher als in Preußen wagte in Bayern Freiherr von Kreittmayr, 1749 Vicekanzler und Konferenzminister,

1758 geheimer Kanzler, eine Zusammenfassung des geltenden Rechtes und brach damit überhaupt die Bahn zu einer umfassenden Sondergesetzgebung der deutschen Einzelstaaten. Zuerst erschien 1751 sein Strafrecht und sein Strafprozeß, 1753 die Gerichtsordnung, 1756 das „kurbayrische Landrecht“. Doch während das spätere preußische Landrecht in den meisten Beziehungen einen ungeheuren Fortschritt der Anschauungen bezeichnet, tragen diese bayerischen Gesetzbücher ein hochkonservatives Gepräge. Alle die barbarischen Strafen und Hinrichtungsarten der Karolina, auch die Folter und der Hexenprozeß, sind beibehalten; wurden doch noch 1754 und 1756 zwei Hexen verbrannt. Ebenso blieben die Leibeigenschaft und die Erbunfähigkeit von Ketzern und Abtrünnigen bestehen. In der richtigen Erkenntnis, daß eine wirkliche Wandlung der Volksanschauung mit der Erziehung des Volkes beginnen müsse, begründete Max Joseph nicht nur 1759 die Akademie der Wissenschaften, sondern er berief vor allem den Benediktiner Heinrich Braun zu einer gründlichen Umgestaltung des Schulwesens. So wurde 1771 die allgemeine Schulpflicht eingeführt, die Schule unter Staatsaufsicht gestellt, der Besitz des aufgehobenen Jesuitenordens für Schul- und Kirchenzwecke verwendet. Doch die tiefgewurzelte Alleinherrschaft der katholischen Kirche wagte oder vermochte er nicht zu brechen, obwohl er sein landesherrliches Aufsichtsrecht ebenso entschieden ausübte wie Maria Theresia, und sein „Censurkollegium“ (1769) freisinniger verfuhr als die alte kirchliche Censur. Gegen Ende seines Lebens geriet auch die begonnene Schulreform ins Stocken, und so wár Max Joseph über Anläufe nicht hinausgekommen, als er am 30. December 1777 viel betrauert starb.

Nach dem Erbvertrage von 1766 folgte ihm Karl Theodor von der Pfalz (1777—1799). Ohne Erben, wie er war, brachte dieser Pfälzer dem bayerischen Lande keinerlei innere Teilnahme entgegen, ja er bot zweimal unbedenklich der österreichischen Politik die Hand zu einer Veräußerung desselben (s. unten). Er wollte vor allem seine unehelichen Kinder möglichst gut versorgen und überließ die Regierung Bayerns seinem sittenlosen, verschwenderischen Hofe, der zumeist aus verhaßten Pfälzern bestand. So wurden die Ämter mehr als je nach Gunst besetzt und von den Inhabern lediglich als nutzbare Rechte ausgebeutet, daher oft vererbt, sogar an Frauen und Kinder; die Finanzen gerieten in solche Verwirrung, daß 1799 der jährliche Fehlbetrag auf 5 Millionen Gulden stieg; das Heer zählte statt 25,000 Mann höchstens die Hälfte. Der Schulreform ließ der Kurfürst zunächst ihren Gang. J. Jahre 1777 wurde ein Plan für den höheren Unterricht ausgegeben, 1778 eine Verordnung, welche die Volksschulen nach Felbigers Weise umgestaltete. Doch 1781 gingen die höheren Schulen abermals völlig an Klostergeistliche über. So sank Bayern wieder in sein behäbiges, aber geistesdumpfes Stillleben zurück. Die Religion war dem Volke ein äußerlicher, halbheidnischer Ceremoniendienst, der vierte Teil des Jahres bestand aus Feiertagen, die Zahl der Klöster betrug in ganz Bayern 170, in München allein 17 auf 40,000 Einwohner. Der Adel war ebenso bigott als liederlich, das Volk roh, abergläubisch und unwissend, die niedere Geistlichkeit, die aus ihm hervorging, nicht viel besser. Unter den freier und höher strebenden Geistern aber wucherte in der Hoffnungslosigkeit dieser Zustände

der verzweifelte und eben deshalb bodenlose Radikalismus des Illuminatentums empor (s. S. 976 f.).

Die Kleinstaaten des Westens und Südens. Trotz so widerspruchsvoller Verhältnisse im einzelnen haben doch die größeren weltlichen Fürstentümer auch außerhalb Preußens und Österreichs im ganzen eine zähe Lebenskraft erwiesen. Denn sie vermochten die wichtigsten Aufgaben des Staates, selbst des modernen Staates, wenngleich unvollkommen, zu erfüllen und besaßen in der dynastischen Treue ihrer Bevölkerungen meist einen sittlichen Halt von einer schwer meßbaren Stärke. Doch etwa ein Drittel des damaligen deutschen Reichsbodens war unter Gemeinwesen und Herrschaften verteilt, die jene Aufgabe nicht lösen konnten und einen solchen Halt nicht besaßen. Den ganzen Westen und einen guten Teil des Südens bedeckten die Gebiete der 51 Reichsstädte, der reichsunmittelbaren Grafen in Schwaben (24), Franken (15), der Wetterau (10) und Westfalen (28), der Reichsritter in Rheinland (150), Schwaben (668) und Franken (702), die wenigstens durch ihre Kreisverfassung einen gewissen Zusammenhang behaupteten, endlich die Lande der 26 Erzbischöfe und Bischöfe, der 7 gefürsteten Äbte und Pröpste, der Hochmeister des deutschen und des Johanniterordens. Es waren die Trümmerstücke der mittelalterlichen Reichsverfassung, Gebiete von höchst verschiedenem Umfange, aber alle wunderlich zerrissen und ineinandergeschlungen.

Die Reichsstädte. Die völlige Erstarrung tritt am schärfsten bei den Reichsstädten hervor. Den Rat bildeten thatsächlich aristokratische Sippen, welche die freie Wahl der Bürgerschaft auch dort, wo sie verfassungsmäßig zu Recht bestand, mißachteten und da ihre Verwaltung keinerlei Überwachung unterlag, sie lediglich zu ihrem persönlichen Nutzen führten. Nur in seltenen Fällen hatte entschiedene Opposition einen gewissen Ausgleich zu gunsten der Zünfte herbeigeführt, wie am Anfange des 18. Jahrhunderts in Hamburg und Frankfurt a. M. Selbst die ganz demokratische Verfassung Kölns v J. 1396 (s. S. 488 A.) war, obwohl kein einziges der alten Geschlechter mehr sich erhalten hatte, zu einer Oligarchie entartet, und die 1779 endlich zur Untersuchung der Mißstände eingesetzte Deputation der Zünfte hat lediglich dem Untergange der reichsstädtischen Selbständigkeit vorgearbeitet. Ungebrochen dagegen behauptete sich das starrste Patriziertum in Ulm, in Augsburg, vor allem in Nürnberg, wo nur 20 ratsfähige Familien die Stadt beherrschten. Unter solchen Umständen war die Verwaltung fast überall willkürlich, die Rechtspflege parteiisch, langsam, oberflächlich und barbarisch; hat doch Nürnberg noch 1803 die Folter angewandt! Und was war aus der alten stolzen Wehrhaftigkeit dieser Städte geworden! Ihre Festungswerke genügten nirgends mehr, gerieten in Verfall oder begannen sich in Spaziergänge und Gärten zu verwandeln, ihre geworbenen Söldner forderten im Kriege wie im Frieden nur den Spott des In- und Auslandes heraus, und die Abneigung gegen den persönlichen Waffendienst stand nirgends so hoch, als in den freien Städten des Reiches. Auch Hamburgs kleine Kriegsmarine war verfallen; den Schutz ihres Handels suchten die Hanseaten jetzt in vorsichtiger Neutralität und kluger, aber unwürdiger Schmiegsamkeit den fremden Mächten gegenüber. Diese Zustände drohten um so mehr zu

verknöchern, als fast allen Reichsstädten die fürstliche Staatswirtschaft die Wurzeln ihres Erwerbes abschnitt. Nur die, welche ihre wirtschaftliche Geltung behaupteten, die drei Hansestädte, Frankfurt a. M. und einige andere zeigen eine zwar oft willkürliche, aber im ganzen tüchtige, wohlmeinende Verwaltung.

Die kleinen weltlichen Herrschaften. Andrer Art waren die Leiden der reichsgräflichen und reichsritterlichen Herrschaften. Tyrannische Willkür jeder Art, gegen welche selbst das Reichskammergericht zuweilen einschreiten mußte, steht hier neben Bemühungen, die Formen und Bestrebungen größerer Staaten nachzuahmen, welche die Enge der Verhältnisse selbst bei persönlicher Tüchtigkeit der Herrschenden oft zum Zerrbilde machte. Graf Wilhelm von Schaumburg-Lippe, der tapfere Verteidiger Portugals im siebenjährigen Kriege, baute sich auf einer künstlichen Insel im Steinhuder Meere 1765 eine Festung, die er mit großen Kosten stets auf dem Kriegsfuße hielt, stiftete hier eine treffliche Kriegsschule und führte zuerst in seinem Ländchen die allgemeine Wehrpflicht wirklich durch. Das Fürstentum Leinigen richtete für 70,000 Einwohner eine Central-Verwaltung von 50 Räten, 18 Sekretären und 54 Unterbeamten ein. Der Fürst von Öttingen-Öttingen erstreckte seinen Regierungseifer bis auf die genaue Aufzeichnung sämtlicher in fürstlichen Landen vorhandenen Hunde nach Namen, Gattung, Gebrauch und äußerlicher Gestalt. Und doch war es mit der Leistungsfähigkeit solcher Gebiete, insbesondere der militärischen, fast ebenso schlecht bestellt, wie bei den Reichsstädten, weil die Kleinheit der Kontingente und die Erbärmlichkeit der meist aus Landstreichern oder gar Verbrechern zusammengerafften Söldner jede ernste Ausbildung hinderte. Dazu boten alle diese kleinen Gebiete den benachbarten größeren Staaten beständig Grund zu berechtigten Beschwerden, weil sie deren Polizei und Rechtspflege fortwährend lähmten.

Lage der geistlichen Fürstentümer. Der letzte Grund aller dieser Mängel lag eben darin, daß diese Gemeinwesen die vollen Hoheitsrechte wirklicher Staaten besaßen, ohne doch auch beim besten Willen einzelner imstande zu sein, unter den modernen Verhältnissen ihren Aufgaben zu genügen. Dasselbe gilt von der großen Mehrzahl der geistlichen Fürstentümer, doch andere Gründe kommen auch bei den größten von ihnen noch hinzu. Allerdings hatte das alte Sprichwort: „Unter dem Krummstabe ist gut wohnen“ noch nicht alle Berechtigung verloren. Die Lasten waren mäßig, die Wohlthätigkeitsanstalten fast zu zahlreich, das Leben in diesen von der Natur so gesegneten Strichen zwischen Weinbergen und Obstgärten fröhlich und oft reichlich. Aber die Staaten als solche standen in einem unausgleichbaren Widerspruch mit dem Geiste der Zeit. Denn der alte Glaube, dem sie ihr Dasein verdankten, daß diese geistlichen Körperschaften dem Himmel näher stünden als die sündigen Laien und zugleich für diese den Zugang zur göttlichen Gnade vermittelten, war schon durch die Reformation erschüttert worden und stieß jetzt mit der Forderung der Aufklärung, daß der Staat regiert werde zum Wohle der Gesamtheit, um so feindlicher zusammen, als alle diese geistlichen Stifter schlechterdings nur noch bequeme Versorgungsanstalten für die jüngeren Söhne katholischer Fürsten und Adelsgeschlechter darboten. Und mit einer

Unbefangenheit, die an die italienische Renaissance erinnert, lebten diese Fürsten und Herren im schreienden Widerspruch mit ihrem geistlichen Amt oft ebenso verschwenderisch und ausschweifend wie die weltlichen Fürsten; die kurkölnische Residenzstadt Bonn war selbst in Frankreich wegen ihrer Sittenlosigkeit verrufen. Auch dem Reiche, das sie einst ins Leben gerufen und auf sie sich gestützt hatte, leisteten diese Stiftslande jetzt fast nichts mehr. Und wenn sie so jeden inneren Grund ihres Daseins verloren hatten, so war zugleich jede gründliche Umgestattung ihnen nicht nur durch ihr Wesen verwehrt, sondern auch durch ihre Verfassung, die aus diesem Wesen entsprang, aufs äußerste erschwert. Nicht der geistliche Wahlfürst, der bald diesem, bald jenem Geschlecht angehörte, war der eigentliche Herr des Stiftslandes, sondern das Domkapitel und die Stände, und selbst sein persönlicher Einfluß war oft ein beschränkter, weil sehr häufig mehrere Bistümer in einer Hand sich vereinigten. So trug der Wittelsbacher Clemens August († 1761) zugleich den Krummstab in Köln, Paderborn, Münster, Hildesheim, Lüttich, Osnabrück, dazu das goldene Kreuz des deutschen Hochmeisters, und der letzte Kurfürst von Trier, Clemens Wenceslaus von Sachsen, war auch Bischof von Freisingen, Regensburg und Augsburg. Da erhielt die Verfassung dieser geistlichen Lande ein durchaus ständisch-geistliches Gepräge. Ein unbedingter Stillstand aller staatlichen wie kirchlichen Entwickelung ergab sich als die logische Folge solcher Zustände. Reformen im Sinne der Aufklärung waren also nur auf einzelnen Gebieten möglich und hingen ganz und gar von den leitenden Persönlichkeiten ab. Politische Umgestaltungen erstrebten sie nicht, sie richteten sich vielmehr auf wirtschaftliche Verbesserungen und besonders auf Befreiung des geistigen Lebens von dem lähmenden Drucke der geistlichen Herrschaft, traten aber damit in Widerspruch zu dem Wesen geistlicher Staaten und beschleunigten also nur das unvermeidliche Ende. In solcher Weise war z. B. in Köln und Münster Maximilian Franz von Österreich thätig, in Trier Clemens Wenceslaus von Sachsen, in Mainz Emmerich Joseph von Breidbach, nach ihm Friedrich Karl Joseph von Erthal, dessen gleichgesinnter Bruder Franz Ludwig in Bamberg und Würzburg regierte. In Erfurt waltete der milde Karl von Dalberg, der Freund des weimarischen Musenhofes, als Coadjutor und Statthalter.

Die Lage des Reiches. So war redlicher Wille und treffliche Einsicht vielfach geschäftig am Werke, und gewiß hat niemals zuvor eine gleichgroße Anzahl wohlmeinender, menschenfreundlicher, pflichteifriger und einsichtsvoller Fürsten in Deutschland regiert wie in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Doch in einem vollen Drittel des Reiches konnte all diese Arbeit den Untergang seiner politischen Gestaltung nicht verhindern, und die Reichsverfassung als ganzes blieb davon unberührt. Die Ohnmacht des Kaisertums war sichtbarer als je, seitdem ein Fürst die vornehmste Krone der Christenheit trug, welcher in Österreich nichts war, als ein Privatmann; der Reichstag hatte seine Waffen vergeblich gegen den rebellischen Markgrafen von Brandenburg geschwungen und zwar unter dem Hohngelächter der Nation; das Reichsheer hatte den stolzen Namen, den es trug, mit Schmach und Spott bedeckt, das Reichskammergericht endlich, seit der Verwüstung

Speiers i. J. 1689 in Wetzlar untergebracht, konnte aus Mangel an Arbeitskräften seine Aufgabe so wenig bewältigen, daß i. J. 1772 die Zahl der laufenden Prozesse sich auf 61,233 belief.

Es war immer noch das alte Verhängnis: bei aller unverwüstlicher Tüchtigkeit im einzelnen und bei aller Thatkraft, mit der Preußen deutsche Interessen vertrat, blieb die Nation als solche thatsächlich verfassungslos. Ja der nun unwiderruflich festgestellte Dualismus Preußens und Österreichs hielt die politischen Kräfte, die sich zu einer Neugestaltung vereinigen mußten, im lähmenden Gleichgewicht und die hochgespannte Lage im europäischen Osten lenkte Jahrzehnte hindurch dorthin alle Aufmerksamkeit.

Rußland und Polen. Mit Katharina II. war in Rußland eine Fürstin ans Ruder gelangt, die, obwohl eine geborene Deutsche, doch die ausgreifendsten russischen Eroberungspläne nach Westen und Süden rücksichtslos zu verwirklichen strebte und damit ein Zeitalter ungeheurer Umwälzungen über Osteuropa zu bringen drohte. Am leichtesten schien ihr das in Polen gelingen zu müssen.

Die ehemals so machtvolle königliche Republik Polen trieb unaufhaltsam dem Untergange zu. Denn die jesuitische Unduldsamkeit und die „Freiheit" des polnischen Adels, welche für die „Dissidenten", d. i. die griechisch-katholischen Russen der Ostprovinzen und die protestantischen Deutschen im Westen, im ganzen für fünf Achtel der Bevölkerung, die politische Entrechtung, für die Masse des Landvolkes die härteste Leibeigenschaft bedeutete, hatte alle Grundlagen des Staatslebens völlig aufgelöst, während doch ringsum die großen Mächte die Volkskräfte zu straffer, schlagfertiger Einheit zusammenfaßten. Bereits sahen die Russen das weite Reich des weißen Adlers als sichere Beute an. „Europa ist es gewöhnt, erklärte ein russischer Staatsmann, daß die polnische Regierung von Petersburg aus geleitet wird." In der That benützten sie im siebenjährigen Kriege Polen ungehindert als Angriffsbasis gegen Preußen und beherrschten schon seit den Tagen der Kaiserin Anna das polnische Lehnsherzogtum Kurland. Als nach dem Sturze des von ihr 1737 ernannten Herzogs, des Grafen Ernst Johann von Büren (Biron), im November 1740 das Land thatsächlich herrenlos blieb, belehnte 1758 König August III. seinen Sohn Karl mit Kurland, doch Rußland erkannte ihn nicht an und Katharina II. erzwang endlich i. J. 1763 seinen Rücktritt, worauf sie Biron wieder einsetzte.

Preußen und Österreich gegenüber der polnischen Frage. Zu dieser polnischen Frage standen Preußen und Österreich grundverschieden. War es für Österreich unbequem, wenn die Russen in Krakau und Lemberg standen, so konnte Preußen, wie die Erfahrungen des siebenjährigen Krieges bewiesen, schlechterdings nicht dulden, daß sie Gnesen und Posen, Thorn und Danzig in Besitz nahmen, denn dann schnitten sie Ostpreußen vom Hauptlande ab und konnten in wenigen Märschen vor Berlin erscheinen. Ebenso unerträglich freilich war aus denselben Gründen für Preußen ein mächtiges Polen, während Österreich die Wiederherstellung eines solchen als die ihm vorteilhafteste Lösung der ganzen Frage ansehen mußte. So schärfte sich der ohnehin fortdauernde Gegensatz

der beiden Mächte. Preußens Lage aber war um so schwieriger, als Österreich am Reichstage über eine ganz geschlossene Mehrheit verfügte und zugleich an seinem Bündnis mit Frankreich festhielt, das Verhältnis Preußens zu England dagegen völlig zerstört war. Und doch verfolgte Friedrich nur das eine Ziel, die Wahrung des Friedens für seinen tief erschöpften Staat wie für ganz Deutschland. Um sich nun wenigstens nach einer Seite hin zu decken, suchte er Anlehnung an Rußland als an der Macht, die in Polen einigermaßen mit ihm die gleichen Interessen hatte, insofern sie wie er die Fortdauer der Schwäche Polens wollte, und schloß deshalb am 11. April 1764 mit Katharina II. ein Bündnis 1764.
auf acht Jahre. Beide Parteien verpflichteten sich, einander gegenseitig zu Hilfe zu kommen, in Polen (nach dem Tode Augusts III. am 5. Oktober 1763) die Wahl eines einheimischen Königs durchzusetzen, die alte Verfassung des Landes zu erhalten, aber den Dissidenten bessere Rechte zu verschaffen.

Polnischer Bürgerkrieg und russische Einmischung. Auf Grund dieses Übereinkommens erzwang Katharina mit Waffengewalt und Bestechung die Wahl ihres früheren Günstlings Stanislaus Poniatowski, des letzten Königs von Polen (7. September 1764), und forderte dann die volle Gleichberechtigung der Dissidenten, so sehr Friedrich ihr abriet, den kirchlichen Fanatismus der Polen zu reizen. Als der Reichstag in der That diese Forderung am 24. November 1766 ebenso wie die vom König vorgeschlagene Aufhebung des 1766.
Liberum Veto verwarf, bildeten die Parteigänger Rußlands eine Konföderation zu Radom, der auch der König beitrat. Unter dem Drucke der russischen Waffen gab ein neuer Reichstag den Dissidenten ihre Rechte zurück, schloß ein Bündnis mit Rußland und stellte das neue Staatsgrundgesetz unter russische Bürgschaft (5. März 1768). Die Zarin war die Herrin Polens. Dagegen erhob sich zwar 1768.
eine Generalkonföderation zu Bar in Podolien für die nationale Unabhängigkeit und den Ausschluß der Dissidenten, gestützt auf Österreich und die Türkei, die beide die Erhaltung der polnischen Selbständigkeit jeder anderen Gestaltung vorzogen, doch auf Grund des eben geschlossenen Vertrages schritten russische Truppen ein, erstürmten Bar und Krakau und jagten die Reste der Konföderierten über die Grenze nach Ungarn oder der Türkei. Als nun bei dem fortdauernden wüsten und grausamen Bürgerkriege sogar die türkische Grenzstadt Balta (zwischen Dnjestr und Bug) von den Russen genommen wurde und dabei in Flammen aufging, erklärte die hohe Pforte im Einverständnis mit Österreich und Frankreich an Rußland den Krieg (30. Oktober 1768).

Der russisch-türkische Krieg und Österreich. Damit begann ein Kampf, der ganz Ost- und Mitteleuropa in seine Wirbel zu reißen drohte. Denn nimmermehr konnte Österreich dulden, daß die Russen Herren der unteren Donau würden und damit das Schicksal der Balkanhalbinsel in ihrem Sinne entschieden. Begann es darüber aber den Krieg mit Rußland, so wäre auch Preußen als dessen Bundesgenosse mit in ihn verwickelt und Deutschland abermals sein Schauplatz geworden, um so mehr, als Frankreich ebenfalls gegen Rußland Stellung zu nehmen sich anschickte, während Katharina II. darauf rechnete, auch

mit den nordischen Mächten und England sich zu verbünden. Es kam also alles darauf an, den Bruch zwischen Rußland und Österreich zu verhindern. Daraus ist der längst schlummernde Gedanke einer Teilung Polens entsprungen, als ein Auskunftsmittel, um den Frieden dadurch zu retten, daß Rußland sich auf polnische, statt auf türkische Kosten vergrößere.

Preußisch-österreichisches Einverständnis. Aber der ersten Andeutung
1769. deutung einer solchen Lösung, die Friedrich im Februar 1769 machen ließ, setzte man in Petersburg den dreisten Vorschlag entgegen, die europäische Türkei zwischen Österreich und Rußland zu teilen, wogegen Friedrich etwa Westpreußen nehmen könne. Entrüstet darüber und fest entschlossen um der russischen Ländergier willen sich nicht in einen Krieg zu stürzen, näherte der König sich Österreich, das ebenfalls so lange wie irgendmöglich den offenen Kampf vermeiden wollte. Auf seine Einladung erschien am 25. August 1769 der junge Kaiser Joseph II. bei ihm in **Neiße**, und so wenig zwischen dem Eroberer Schlesiens und dem Habsburger, dessen glühenden Ehrgeiz Friedrich sehr wohl durchschaute, wirkliches Vertrauen hergestellt werden konnte, beide Herrscher verpflichteten sich doch zunächst, bei irgendwelchem europäischen Kriege neutral zu bleiben. Sein Verhältnis zu Rußland hielt Friedrich dabei fest, im Oktober 1769 erneuerte er das Bündnis von 1764. Doch die glänzenden Fortschritte der Russen, die Eroberung Bessarabiens und der Moldau, der Aufstand der Griechen rückten die Gefahr eines russisch-österreichischen Krieges in so drohende Nähe, daß Friedrich II. und Joseph II. bei
1770. einer neuen Zusammenkunft zu **Mährisch-Neustadt** am 3. Juli 1770, an der auch Fürst Kaunitz teilnahm, über eine gemeinsame Friedensvermittelung in Petersburg sich verständigten; von Polen war dabei keine Rede.

Die erste Teilung Polens. Da brachte Joseph II. die Kugel ins Rollen. Schon im Frühjahr 1769 hatte er die sogenannte polnische Zips, 20 Geviertmeilen, die seit 1412 an Polen verpfändet war, in die von österreichischen Truppen zum Schutze der Grenze gegen die polnischen Konföderierten besetzte Linie einbezogen, wie andrerseits einige Monate später aus demselben Grunde preußische Truppen Elbing besetzt hatten, auf das schon der Große Kurfürst ein Pfandrecht geltend gemacht. Jetzt, im Juli 1770, nahmen die Österreicher auch die beiden nächstgelegenen polnischen Starosteien als altungarisches Eigentum in Anspruch. Eben hatte Katharina die Friedensvermittelung mit so hochgespannten Gegenforderungen (Abtretung der Moldau und Walachei auf 25 Jahre, Unabhängigkeit der Krymtataren) beantwortet, daß Friedrich sie entrüstet zurückwies; jetzt mußte sie fürchten, daß Österreich und Preußen bereits ohne sie über Polen sich verständigt hätten und bot deshalb dem Prinzen Heinrich, der auf ihre Einladung
1771. von Stockholm in Petersburg eingetroffen war, Ermland an (Januar 1771). Friedrich ging jedoch erst auf diesen Gedanken ein, als sie ihre Forderungen gegenüber der Türkei herabstimmte, um sich ebenfalls an Polen schadlos zu halten; dann aber verlangte er als seinen Anteil zu Ermland noch ganz Westpreußen. Da nun Österreich im Juli 1771 mit der Türkei einen förmlichen Bündnisvertrag geschlossen hatte, der ihr einen leidlichen Frieden gewährleistete, so verzichtete Ruß-

land endlich im December auf die Donaufürstentümer, so daß jetzt die Gefahr eines Bruches mit Österreich als beseitigt gelten konnte. Jetzt ging auch Maria Theresia, vorwärts gedrängt durch Joseph II. und Kaunitz, trotz tiefen Widerwillens nicht nur gegen das Unrecht an sich, sondern auch gegen die Schwächung des katholischen Polen zu gunsten des ketzerischen Preußen und des schismatischen Rußland auf den Teilungsgedanken ein, weil sie selbst außer stande war, einen anderen friedlichen Ausweg aus diesem Wirrsal anzugeben, und verlangte dann soviel polnisches Land als die beiden anderen Mächte zusammengenommen. Daher kam der preußisch-russische Vertrag schon am 17. Februar 1772 zustande, der endgültige, 1772. an dem auch Österreich teil hatte, erst am 5. August. Während Rußland den größten Anteil, fast das ganze alte Weißrußland jenseits der Düna und des Dnjepr, etwa 2000 Geviertmeilen, für sich nahm, erhielt Österreich mit dem fruchtbaren Galizien, 1280 Quadratmeilen, den besten, Preußen mit Westpreußen und dem Netzedistrikt, 645 Quadratmeilen, den kleinsten, aber für den erwerbenden Staat notwendigsten Teil, dem freilich die großen Weichselplätze Danzig und Thorn noch nicht angefügt wurden. Eine feierliche Kundgebung der drei Mächte kündigte den Polen und dem überraschten Europa ihre Beschlüsse an, ihre Truppen folgten auf dem Fuße. Mit einem Fähnrich und zwölf Dragonern besetzte Friedrichs Oberfinanzrat F. B. von Brenkenhof das Land an der Netze, die Grenzpfähle bald vorschiebend, bald hier und da wieder zurückziehend wie in einer herrenlosen Steppe; am 13. September stand General von Thadden vor der ehrwürdigen Marienburg, in ihrem herrlichen Konventsremter huldigten am 27. September die Stände des Weichsellandes dem Erben der alten Hochmeister, der sich nun erst „König von Preußen" nannte, die des Netzedistriktes schwuren erst am 22. Mai 1775 in Inowraclaw (Jungen-Leslau) den Eid der Treue. Zu dem selbstverschuldeten Unglück solcher Gebietsverluste fügte der polnische Reichstag auch noch die Schmach, indem er, gewonnen durch fremdes Gold, im September 1773 ohne 1773. jeden ernsten Widerspruch die Abtretungen gut hieß; zugleich gestand er den Dissidenten wenigstens drei Abgeordnete zu.

Die Rechtfertigung, die dem Eroberer sein siegreiches Schwert verleiht, hat in den Augen der Zeitgenossen dieser ersten Teilung Polens gefehlt. Der Zwang der europäischen Lage führte sie herbei, die Schwäche Polens ermöglichte sie, die ungeschichtliche Auffassung der Aufklärungszeit vom Wesen des Staates macht sie begreiflich. Das höhere historische und nationale Recht, welches für Rußland und namentlich für Preußen sprach, hat die Leiter dieser Staaten nicht bestimmt, aber es war vorhanden. Denn wie Rußland altrussisches Land wiedergewann, das Polen in den Zeiten seiner Stärke erobert, so nahm Preußen zurück, was der verfallene Deutsche Orden verloren hatte; es rettete damit das zertretene Deutschtum und die schwer gefährdete evangelische Kirche an der unteren Weichsel und sicherte sich selbst erst damit völlig den Besitz Ostpreußens. Der langhundertjährige Kampf zwischen Deutschen und Polen um die Ostseeküste war entschieden, jetzt war die Niederlage von Tannenberg nicht bloß gerächt, sondern auch ihre Folgen waren aufgehoben. Was trotzdem von Unrecht an dieser Erwerbung haf-

tet, das haben wenigstens Preußen und Österreich durch eifrige Fürsorge für die neuen Gebiete reichlich gesühnt (über Galizien s. unten S. 958).

Deutsche Kulturarbeit in Westpreußen. Die Verwahrlosung, die den preußischen Beamten entgegentrat, erschien ihnen fast unglaublich. Das platte Land lag zum guten Teile verödet, weite Strecken bedeckte Heide oder ungangbarer Bruch, die Wälder zeigten roheste Verwüstung. Mit elenden Ackergeräten und schlechtem Vieh leistete der leibeigene Bauer nur eben das, was ihm die Furcht vor der Knute des Grundherrn und die eigne Notdurft abzwang; in stumpfsinniger Trägheit hauste er in elender Lehmhütte zusammen mit seinem Kleinvieh. Auch der deutsche Adel hatte sich in Sprache und Lebensgewohnheiten polonisiert. Die alten deutschen Städte bestanden meist aus jämmerlichen Fachwerkhäusern an ungepflasterten, unsauberen Gassen und wüsten Plätzen hinter versumpften Gräben und zerfallenen Mauern. Bromberg zählte 500 Einwohner und 105 wüste Stellen, in Kulm standen von den 40 Häusern des Ringes 28 leer und halb zerstört. Vom Handwerk außer dem allernotdürftigsten war keine Rede; die öffentlichen Verkehrsanstalten beschränkten sich in Westpreußen auf zwei Danziger Postlinien nach Elbing und Thorn und dienten nicht dem Lande, sondern diesen Handelsstädten, die wie deutsche Kulturoasen mitten inne lagen in dieser polnischen Wüstenei. Nirgends, auch in Schlesien nicht, hat das altpreußische Beamtentum so großes geleistet, wie hier an der Weichsel und Netze, allen voran der unermüdliche J. Fr. von Domhardt, der Präsident der ostpreußischen und der litauischen Kammer, dem der König die Oberleitung des neuerworbenen Gebietes übertrug († 1780).

In Marienwerder wurde die neue westpreußische Kriegs- und Domänenkammer eingerichtet mit einer Delegation für den Netzedistrikt in Bromberg; Landräte, hier ausschließlich als königliche Beamte, übernahmen die Verwaltung der Kreise, Förster die Aufsicht über die verwahrlosten Waldungen. Die polnischen Gerichte verschwanden bis auf die grundherrlichen und städtischen, deren Sprüche indes von dem neuen Hofgericht in Marienwerder bestätigt werden mußten. Die Domänen, Starosteien (die Lehngüter der Starosten) und Kirchengüter wurden sofort eingezogen und nach preußischer Weise verpachtet, auf dem Lande und in den kleinen Ackerstädten die Kontribution, in den größeren Städten die Accise eingeführt, bei Fordon ein Weichselzoll errichtet, auch Danzig von Zollstätten eng umschnürt. Die Post trat so rasch in Thätigkeit, daß sie bereits am 1. Oktober 1772 ihre Schalter öffnete und ihre Wagen durchs Land sandte. Ein Jahr später schon stellte der neue Bromberger Kanal die bequeme Wasserverbindung mit der Oder her. Dazu begann ein neuer Zeitraum deutscher Besiedelung für Stadt und Land. In der ersten Zeit verwandte der König jährlich gegen 1 Million Thaler an Bauhilfsgeldern, und rasch erholten sich durch Zuwanderung deutscher Handwerker die verödeten Städte, daß z. B. Bromberg 1774 bereits 1380, 1781 fast 4000 Einwohner zählte. Dem Bruchlande wurde der Netzegau abgerungen und mit Tausenden fleißiger deutscher Bauern besetzt. Von 1772 bis 1786 sind überhaupt 2200 Familien mit 11,000 Köpfen eingewandert, darunter allein aus

Schwaben 668 meist nicht unvermögende Familien, die, da sie im Netzebruch, um Danzig, Marienwerder und Kulm in geschlossenen Dörfern angesiedelt wurden, ihre Eigenart bis in die Gegenwart erhalten haben. Sie brachten auch eine bessere Bildung mit ins Land und förderten so die Bemühungen des Königs für die Errichtung von Volksschulen. Alljährlich beinahe kam seit 1772 Friedrich selbst nach dem Weichsellande, um nach dem Rechten zu sehen; Westpreußen war wie früher Schlesien sein Lieblingskind geworden.

Osteuropa nach 1772. Über dieser großartigen Kulturarbeit verlor indes der König keinen Augenblick die europäische Lage aus den Augen. Die erste Teilung Polens hatte den Bestand der europäischen Türkei im wesentlichen gesichert, denn im Frieden von Kutschuk-Kainardsche vom 21. Juli 1774 begnügte sich das siegreiche Rußland mit dem Verzicht des Sultans auf die Oberhoheit über die Krymtataren und einen kleinen Gebietszuwachs zwischen Bug und Dnjepr; über die rumänischen Donaufürstentümer nahm es nur eine Art Schutzrecht in Anspruch. Um sich für jene geringe Erwerbung Rußlands schadlos zu halten, nötigte dann i. J. 1776 Österreich die Türkei zur Abtretung der Bukowina, des nördlichsten Teiles der Moldau. Aber Katharina II. war weit davon entfernt, ihre Pläne aufzugeben. In Erwägung dieser Gefahren und seines durchaus unsicheren Verhältnisses zu Österreich hielt Friedrich zwar an dem Bündnis mit Rußland als der Grundlage seiner Politik fest, suchte sich aber doch auch in Deutschland einen Rückhalt zu verschaffen, so geringschätzig er von den meisten Reichsfürsten dachte, und war deshalb entschlossen, dem Übergewichte Österreichs entschieden entgegenzutreten, namentlich ihm keine Vergrößerung seines deutschen Gebietes zu gestatten.

Die bayerische Erbfolgefrage. Zum erstenmale trat das hervor, als Joseph II., der seine Mutter immer mehr von der Leitung der auswärtigen Geschäfte zurückdrängte, den alten habsburgischen Lieblingswunsch nach Erwerbung Bayerns wieder aufnahm. Beim bevorstehenden Aussterben der bayerischen Wittelsbacher dachte er das Land als erledigtes Mannlehen im Namen des Reiches einzuziehen, Nieder-Bayern auf Grund einer hier gar nicht anwendbaren und thatsächlich niemals wirksamen Belehnung Erzherzog Albrechts durch Kaiser Sigismund v. J. 1426 für die Habsburger in Anspruch zu nehmen und die böhmischen Lehen in der Oberpfalz zurückzufordern. So deutlich traten diese Absichten allmählich hervor, daß die Kurfürsten von der Pfalz und von Bayern, die schon 1766 und 1771 ihre Hausverträge erneuert hatten, i. J. 1774 ihren Mitbesitz sich gegenseitig verbürgten. Josephs II. Reise nach Paris und Versailles im Frühjahr 1777 beunruhigte sie noch mehr, und auch Friedrich wurde bald aufmerksam, erneuerte deshalb sein Bündnis mit Rußland am 9. Mai 1777 auf abermals acht Jahre von 1780 ab. Als aber Max Joseph am 30. December 1777 unerwartet 1777.
starb, ließ sich sein Nachfolger Karl Theodor von der Pfalz (s. S. 946) am
14. Januar 1778 zu einem Vertrage bestimmen, in dem er die österreichischen An- 1778.
sprüche, vorbehältlich späterer Austauschungen, für sich und seine Erben anerkannte; unmittelbar darnach besetzten österreichische Truppen die fraglichen Gebiete. Doch sofort ließ Friedrich dem berechtigten Thronerben Karl August von Pfalz-

Zweibrücken durch den Grafen Görtz im geheimen seine Unterstützung zusichern und verständigte sich mit Kursachsen, das die Erbansprüche der verwitweten Kurfürstin Maria Antonia auf die bayerischen Allodien zu wahren hatte. So legte Karl August am 16. März 1778 am Reichstage in Regensburg feierliche Verwahrung gegen das Vorgehen Österreichs ein, am gleichen Tage Preußen und
1778. Sachsen, was die tiefste Bewegung hervorrief; am 18. März verbündeten sich diese beiden Staaten, um unter Umständen auch mit den Waffen in der Hand ihren Standpunkt zu vertreten, zugleich gewährleistete Friedrich die bayerisch-pfälzischen Hausverträge und dachte schon an einen „Fürstenbund", um den „Despotismus des Wiener Hofes" zu bekämpfen. Aber die Mutlosigkeit der kleinen Reichsfürsten machte es für ihn unvermeidlich, auch auswärtige Unterstützung herbeizurufen. Zum Glück blieb sie eine rein diplomatische, denn Frankreich, das nach Friedrichs II. Absicht als Bürge des westfälischen Friedens für Bayern, nach Josephs Wunsche für Österreich eintreten sollte, hatte sich soeben zum Eingreifen in den nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieg entschlossen (Februar 1778) und erklärte deshalb, trotz aller Bemühungen Maria Antoinettes zu gunsten Österreichs, den deutschen Verwickelungen gegenüber seine Neutralität, da das Bündnis v. J. 1756 es nur zur Verteidigung des damaligen österreichischen Besitzstandes verpflichte; Rußland aber war wegen der Krymtataren in Schwierigkeiten mit der Türkei verwickelt. So tiefen Eindruck das Vorgehen Preußens und die Verweigerung französischer Hilfe in Wien nun auch machte, Joseph II. glaubte jedem Angriff gewachsen zu sein und wies am 24. Juni die Vermittelungsvorschläge Friedrichs endgültig zurück. Damit war der Krieg entschieden.

Der bayerische Erbfolgekrieg. Noch einmal ging der greise König ins Feld und rückte Anfang Juli vom Glatzer Gebirgslande her über Braunau und Schatzlar in Böhmen ein, während Prinz Heinrich, ein starkes Korps zur Deckung Sachsens zwischen Pirna und Maxen zurücklassend, mit einem preußisch-sächsischen Heere von 80,000 Mann durch die Felsgassen der sächsisch-böhmischen Schweiz ins nordöstliche Böhmen eindrang. In der That wich Laudon, der ihm mit 70,000 Mann gegenüberstand, hinter die Iser zurück, ohne eine Schlacht zu wagen, aber auch der König selber konnte die österreichische Hauptarmee, die unter Joseph II. und Lacy in stark verschanzten Stellungen zwischen Königingrätz und Arnau lagerte, nicht angreifen, und vermochte sich auch nicht mit Prinz Heinrich zu vereinigen, weil dieser nicht entschlossen genug vorging. So kam es lediglich zu kleinen Gefechten, und da Krankheiten und Mangel in Verbindung mit ungewöhnlich rauhem Wetter sich bald aufs empfindlichste fühlbar machten, auch Maria Theresia, voll Abneigung gegen den ganzen Krieg, schon im Juli sich persönlich an Friedrich gewandt und dann im August in Braunau Unterhandlungen angeknüpft hatte, so trat der König zu Anfang September den Rückzug nach Schlesien an. Etwas später ging Prinz Heinrich über Nollendorf nach Sachsen zurück.

Friede von Teschen. Jetzt nahmen die beteiligten Staaten die Vermitte-
1779. lung Frankreichs und Rußlands an, im März 1779 traten ihre Gesandten zu Teschen zusammen und vereinbarten am 13. Mai den Frieden. Bayern trat

an Österreich nur das sogenannte Innviertel, 40 Quadratmeilen, ab und entschädigte Sachsen mit 6 Millionen Gulden; Österreich erkannte die bayerisch-pfälzischen Hausverträge an, beließ die oberpfälzischen Lehen dem Kurfürsten und versprach den bevorstehenden Anfall der fränkischen Fürstentümer an Preußen nicht zu hindern. Frankreich, Rußland und das Reich übernahmen die Bürgschaft für diese Verträge. Zum erstenmale hatte Preußen an der Spitze des deutschen Fürstenstandes über das Kaiserhaus triumphiert und überall, nicht zum wenigsten im katholischen Bayern, wurde der Freigeist König Friedrich, der Rebell gegen Kaiser und Reich, als Schirmherr der „deutschen Freiheit", d. i. des überlieferten Rechtszustandes, verehrt. Doch der Krieg hatte nicht nur Frankreich, sondern auch Rußland abermals Gelegenheit geboten, sich in deutsche Angelegenheiten einzumischen und die alte Feindseligkeit zwischen Preußen und Österreich wieder entzündet. Erbittert sagte damals Fürst Kaunitz, wenn je die Schwerter Österreichs und Preußens nochmals auf einander schlügen, dann würden sie nicht eher wieder in die Scheide fahren, als bis die Entscheidung offenbar, vollkommen, unwiderruflich gefallen sei. Der Tod Maria Theresias am 29. November 1780 gab ihrem Sohne 1780.
Joseph II. (1780—1790) auch in Österreich die volle Macht in die Hand.*)

Österreich unter Joseph II. Von der ruhigen Umsicht, der weisen Maßhaltung, dem Rechtssinne Maria Theresias hatte Joseph II. nichts geerbt. Durch und durch ein Vertreter der aufgeklärten Selbstherrschaft in ihrer Nichtachtung geschichtlicher und natürlicher Verhältnisse wollte er dieses alte national so bunt gemischte, föderalistisch-ständische Doppelreich an der Donau in einen straff centralisierten, unumschränkt regierten Einheits- und Beamtenstaat deutschen Gepräges umgestalten, das alles unter einsichtiger Förderung des Volkswohlstandes und freisinniger Entwickelung des geistigen Lebens, aber auch durch jähen Bruch mit allen Überlieferungen dieses konservativsten aller europäischen Staatengebilde, mit ehrlichster Überzeugung, den edelsten Absichten und rastloser Arbeit, aber mit starrem Eigenwillen und einer alles überstürzenden Hast, von der Friedrich der Große einmal bemerkte, sie thue immer den zweiten Schritt vor dem ersten. So hat er das tragische Geschick gehabt, daß die aufgeklärte Selbstherrschaft, die in Österreich ihr größtes hätte leisten können, eben hier ihre erste große Niederlage erlitt.

*) Joseph II. war am 13. März 1741 in stürmischer Zeit geboren. Nachdem er die gewöhnliche Ausbildung erhalten, wobei er nur in einigen praktischen Fächern, die ihn besonders anzogen, wie Feldmessen und Kriegsbaukunst, eifrigere Teilnahme gezeigt hatte, wohnte er seit 1759 den Sitzungen der Konferenz bei wichtigeren Anlässen bei, und bewies überall ein ernstes, gehaltenes, ja schroffes Wesen und ein ungewöhnliches Maß von Eigenwillen, Eigenschaften, die nur während der kurzen, glücklichen Ehe mit Isabella von Parma († 1763) einigermaßen zurücktraten. Die halberzwungene Vermählung mit einer zweiten, ungeliebten Frau, der Mangel eines Familienlebens nach ihrem baldigen Tode (1767), die schiefe Stellung eines Kaisers, der als solcher im Reiche nichts mehr bedeutete und doch noch nicht Österreich regierte, mußten diese Charakterzüge nur noch mehr entwickeln. Erst allmählich ließ Maria Theresia dem Sohne in der Kriegsverwaltung einen größeren Einfluß, später wich sie widerstrebend seinen Anschauungen in der auswärtigen Politik, die bei Kaunitz entschiedene Unterstützung fanden. Noch eben rechtzeitig räumte sie ihm den Platz, denn so sehr er die Mutter verehrte, er war es, wie er offen aussprach, müde Sohn zu sein.

Um die Unabhängigkeit der monarchischen Gewalt von jeder ständischen Mitwirkung recht auffällig zum Ausdruck zu bringen, vermied Joseph II. die Huldigungsfeier in Nieder-Österreich, die Krönung in Böhmen und Ungarn; die Kronen beider Länder fanden vielmehr als bloße Reliquien in der kaiserlich königlichen Schatzkammer zu Wien ihren Platz. Das ganze Reich sollte fortan in dreizehn gleichförmig eingerichtete und verwaltete „Gubernien" (Provinzen) zerfallen, selbst die Vereinigung der böhmisch-österreichischen Hofkanzlei mit der nunmehrigen ungarisch-siebenbürgischen war beabsichtigt. Der ständische Landesausschuß wurde überall aufgehoben, seine Geschäfte dem kaiserlich königlichen Gubernium übertragen, das Steueramt der Stände geschlossen, ihre übrigen Ämter dem Gubernium unterstellt, die städtischen Magistrate durch ständige, besoldete Beamte ersetzt. Das Steuerbewilligungsrecht der Stände drückte ein Patent von 1785 zur leeren Förmlichkeit herab, auch ihre Einberufung war seit 1788 völlig vom Belieben der Regierung abhängig. Selbst der ungarische Landtag wurde nicht mehr einberufen, die Komitatsvorstände ernannte mittelbar oder unmittelbar die Regierung; auch die ehrwürdige Nationsuniversität der Siebenbürger Sachsen, ihre sicherste Schutzwehr gegen Magyaren und Rumänen, mußte fallen. Da ein Einheitsstaat einer einheitlichen Amtssprache bedarf, so wurde als solche auch in Ungarn und Galizien das Deutsche eingeführt. Der Einheit des böhmisch-österreichischen Strafrechtes folgte 1782 eine einheitliche Gerichtsordnung, die 1785 auch für Ungarn Geltung erhielt, 1787 der erste Teil eines bürgerlichen Gesetzbuches. Noch viel tiefer, weil uralte politische und gesellschaftliche Verhältnisse zugleich berührend, schnitt die Aufhebung der Leibeigenschaft in Böhmen, Mähren, Inner-Österreich und Ungarn seit 1781 und die neue, gerechtere Verteilung der Grundsteuer (Februar 1789) ein.

Es steht dies in engster Verbindung mit der Volkswirtschaftspolitik Josephs, welche Ackerbau und Gewerbe besonders fördern wollte. Dahin zielten einerseits die deutschen Bauernansiedelungen im Banat, um Pest-Ofen, in Galizien, andrerseits die Wiederherstellung der Einfuhrverbote für die meisten fremden Gewerbeerzeugnisse und die Ausfuhrverbote für Rohstoffe 1784.

Auch die Kirche betrachtete Joseph durchaus als eine dem Staatszwecke dienstbare Anstalt, so weit er davon entfernt war, ein Freigeist im Sinne Friedrichs II.
1781. zu sein. So gewährte auch sein Toleranzedikt vom 13. Oktober 1781 den Protestanten zwar die volle bürgerliche Gleichberechtigung, um ihre Kräfte dem Staate dienstbar zu machen, aber nur den Privatgottesdienst, denn die herrschende Religion sollte der Katholicismus bleiben, immerhin ein ungeheurer Abfall von den althabsburgischen Grundsätzen. Auch die Zulassung der Juden zu den öffentlichen Schulen, zu Ämtern, zu Fabrikthätigkeit und Güterpacht (1781 und 1784) erfolgte wesentlich aus staatlichen Erwägungen. Von ihnen aus griff der Kaiser auch rücksichtslos in die Ordnungen der katholischen Kirche ein. Er knüpfte die Veröffentlichung aller päpstlichen Bullen auch in Glaubenssachen an seine Genehmigung (26. März 1781), verbot den Klöstern den Verkehr mit den Oberen ihrer Orden in Rom und stellte sie unter die einheimischen Bischöfe, untersagte überhaupt alle Geldsendungen und Appellationen nach Rom, schnitt die Einwir-

kung der Bistümer Salzburg und Passau als außerösterreichischer ab und errichtete dafür zwei neue Bischofssitze in Linz und St. Pölten, begann endlich seit dem November 1781 die Einziehung der Klöster im größten Umfange und mit rücksichtsloser Gewaltthätigkeit, so daß von den i. J. 1770 vorhandenen 2162 Klöstern i. J. 1786 nur noch 1425 bestanden und der aus ihrem Vermögen gebildete „Religionsfonds" i. J. 1788 über 2 Millionen Gulden Jahreseinnahme verrechnen konnte. Der unerhörte Schritt Papst Pius' VI., den Kaiser im April 1782 persönlich in Wien aufzusuchen, änderte an alledem so wenig, wie der Gegenbesuch Josephs II. in Rom i. J. 1783. In der Unterrichtsverwaltung wurden jetzt auch die Universitäten durchaus als Staatsanstalten behandelt, auch die Volksschule eifrig gefördert. Daneben entstanden zahlreiche große Wohlthätigkeitsanstalten, namentlich in Wien. Der Freiheit des geistigen Lebens überhaupt kam die Censurverordnung von 1781 zugute.

Joseph II. und Katharina II. Sollten diese Umgestaltungen überhaupt durchdringen, dann hätte es mindestens einiger Jahrzehnte friedlicher Entwickelung bedurft. Statt dessen stürzte Joseph diesen in allen seinen Grundlagen erschütterten Staat in eine unstäte Eroberungspolitik, die ihn zur ersten Macht Mittel-Europas erheben sollte, aber mit seinen Überlieferungen in vieler Beziehung ebenso jäh brach, wie die inneren Reformen. Da der Kaiser seit 1779 genau wußte, daß Preußen seine Zustimmung zu einer Vergrößerung Österreichs auf deutschem Boden niemals geben werde und könne, und daß er auf Frankreichs Beistand kaum mehr rechnen dürfe, so suchte er Anlehnung an Rußland. Diese aber konnte er nur damit erkaufen, daß er dem russischen Ehrgeiz gegen die Türkei freie Bahn ließ, also die Herrschaft über die untere Donau preisgab. Aus eigenstem Antrieb gegen den entschiedenen Willen Maria Theresias hatte er schon im Frühjahr 1780 mit Katharina II. in Mohilew und St. Petersburg persönliche Anknüpfung gesucht. Im Mai 1781 kam dann in Form eines eigenhändigen Briefwechsels bei- 1781.
der Souveräne ein Vertrag zustande, in dem sie sich gegenseitig Hilfe gegen einen Angriff gelobten und Joseph II. noch insbesondere versprach, für die genaue Ausführung des Friedens von Kutschuk-Kainardsche mit zu sorgen, unter Umständen den Russen dazu bewaffneten Beistand zu leisten. Auf Grund dieses Einvernehmens übermittelte Katharina dem Kaiser im September 1782 ihren Plan für die 1782.
Umgestaltung des europäischen Ostens. Danach sollte die Nordküste des Schwarzen Meeres an Rußland fallen, aus der Moldau und Walachei ein Fürstentum Dacien gebildet und das byzantinische Reich unter einem russischen Prinzen wieder hergestellt werden. Betroffen von so weitgehenden Absichten verlangte Joseph als seinen Beuteanteil beide Donauufer von Nikopolis bis Belgrad, halb Serbien, Bosnien, Istrien und Dalmatien, dazu das venezianische Festland, wofür die Republik in Griechenland entschädigt werden könne. Noch ehe man sich indes über so unermeßliche Veränderungen verständigen konnte, nahm Katharina unter nichtigem Vorwande das Chanat der Krymtataren in Besitz (April 1783) und nötigte unter französischer Vermittelung die Türkei zur Anerkennung dieses Gewaltstreiches im Vertrage von Ainali Kawak am 8. Januar 1784.

Der bayerisch-belgische Tauschplan. Joseph hatte dies Vorgehen durch seine ganze Haltung wenigstens mittelbar unterstützt, glaubte also auch seinerseits auf russische Hilfe rechnen zu können und nahm deshalb den Plan auf, Bayern und die Oberpfalz womöglich mit den Stiftslanden von Salzburg und Passau gegen Belgien einzutauschen. Um die notwendige Zustimmung Hollands und Frankreichs zu gewinnen, brach er im Oktober 1784 den Streit um die Öffnung der Schelde vom Zaune, weil er hoffte, beide Staaten würden um so lieber in den Übergang Belgiens an einen kleinen, ihnen ungefährlichen Fürsten willigen. Doch Frankreich trat entschieden auf Seite Hollands und wies zugleich den baye-
1785. risch-belgischen Tauschplan zurück (Januar 1785), Karl Theodor war zu keiner bindenden Zusage zu bewegen und Karl August von Zweibrücken lehnte die gebieterische Aufforderung des russischen Gesandten Rumjanzow, dem Tausche beizustimmen, rundweg ab. So gab Joseph schon im Januar 1785 seinen Plan auf, noch ehe er überhaupt in weiteren Kreisen bekannt geworden war und verständigte sich schließlich im Vertrage von Fontainebleau (9. November) auch mit Holland dahin, daß dies auf seine Barriere in Belgien verzichtete, die Scheldefahrt wenigstens streckenweise freigab und für den Besitz von Maastricht eine Entschädigung von 10 Millionen Gulden an den Kaiser zahlte.

Der deutsche Fürstenbund. Mit größter Aufmerksamkeit hatte Friedrich II. diese Dinge verfolgt und zunächst, da sein Verhältnis zu Rußland naturgemäß erkaltete, sich Frankreich genähert, dessen Verhältnis zu Österreich sich ebenso zu lockern begann. Jetzt als der Vertrag von Ainali Kawak das enge Einverständnis Österreichs und Rußlands wie die Nachgiebigkeit Frankreichs gegen beide enthüllte, damit also Preußens Vereinzelung inmitten feindlicher oder unsicherer Nachbarn, ging er auf den Gedanken ein, den er selbst schon 1778 ausgesprochen und den ihm Markgraf Karl Friedrich von Baden wieder i. J. 1783 entgegengetragen hatte, eine „Union", einen „Fürstenbund" zum Schutze des Rechts- und Besitzstandes im Reiche zu gründen. Schien doch die unruhige Vergrößerungslust des Wiener Hofes, die Verpflanzung des Erzherzogs Maximilian Franz nach den niederdeutschen Stiftslanden Köln und Münster erst als Koadjutor (August 1780), dann als Bischof, der Eingriff Josephs in die oberhirtlichen Rechte der Bischöfe von Salzburg und Passau alles in Frage zu stellen. Doch gerieten die Verhandlungen erst in Fluß, als Friedrich II. zu seiner größten Überraschung von Zweibrücken her im Januar 1785 Nachricht über den bayerisch-belgischen Tauschplan erhielt. Nicht diesen damals schon aufgegebenen Gedanken zu vereiteln galt es jetzt, sondern Vorkehrungen für die Zukunft zu treffen, zugleich eine feste Vereinigung der deutschen Fürsten für den Fall großer europäischer Konflikte zu schaffen. Nach einem Entwurfe Hertzbergs unterzeichneten am 23. Juli 1785 zunächst die Vertreter der drei norddeutschen Kurfürsten von Brandenburg, Sachsen und Hannover zu Berlin die Urkunde des „deutschen Fürstenbundes". Sie verpflichteten sich zur Aufrechterhaltung des „Reichssystems" und des Besitzstandes der Reichsglieder auf Grund des westfälischen Friedens, der Wahlkapitulationen und der übrigen Reichsgesetze; im geheimen versprachen

sie noch einer Wiederaufnahme des bayerisch-belgischen Tauschplanes wie allen Plänen ähnlicher Art und etwaigen Säkularisationsabsichten sich zu widersetzen, unter Umständen mit Waffengewalt. Es machte den tiefsten Eindruck, daß der erste geistliche Fürst des Reiches, der Erzbischof von Mainz, mit Österreich verfeindet und durch die Gewandtheit des preußischen Gesandten, des Freiherrn Karl von Stein, gewonnen, am 18. Oktober dem Fürstenbunde beitrat, denn die alte Verbindung des geistlichen Fürstentums mit dem Kaisertume war damit durchbrochen. Zu gleichem Entschlusse kamen Pfalz-Zweibrücken, Weimar, Gotha, Braunschweig, Baden, Hessen-Kassel, die anhaltischen Fürsten, Osnabrück und Anspach-Baireuth. Preußen stand zum erstenmale an der Spitze des außerösterreichischen Deutschland. Darin liegt die Bedeutung des Fürstenbundes, nicht in seinem Zwecke, denn die Aufrechterhaltung des „Reichssystems" in seinem dermaligen Bestande war eben eine Unmöglichkeit und wenn Preußen, das doch im geraden Gegensatze zum alten Reiche emporgekommen war, jetzt für dasselbe sich einsetzte, so geriet es in eine überaus widerspruchsvolle Lage hinein. Dies tritt um so schärfer hervor, als Friedrich II., der dem Unabhängigkeitskriege der Nordamerikaner (1774—1783) nicht sowohl mit Teilnahme für die Aufständischen, als vielmehr mit Schadenfreude gegen das treulose England zugesehen hatte, zuerst von allen europäischen Fürsten außer Frankreich mit der jungen, revolutionären Macht der „Vereinigten Staaten" am 10. September 1785 einen Handels- und Freundschaftsvertrag schloß.

Die Emser Punktationen. Wie der Fürstenbund die alte Reichsverfassung noch einmal zu schützen suchte, so wurde um dieselbe Zeit der Versuch unternommen, die katholische Kirche in Deutschland auf nationaler Grundlage etwa nach Febronius' Ideen zu befestigen. Als nämlich Rom i. J. 1785 eine ständige Nuntiatur in München errichtete und ihr die geistliche Obergewalt über die kurfürstlichen Lande übertrug, wahrten die vier Erzbischöfe des Reiches in den „Emser Punktationen" vom 25. August 1786 ihre Rechte gegen 1786.
diesen päpstlichen Eingriff, und Joseph II. billigte ihre Aufstellungen, doch ohne sie wirksam zu unterstützen. Der Versuch ist deshalb schließlich ebenso vergeblich geblieben, wie der Notbehelf des Fürstenbundes.

Friedrichs des Großen Tod. Auch ein längeres Leben Friedrichs II. hätte daran nichts zu ändern vermocht. Doch die Tage des großen Königs neigten sich zum Ende. Unter den Schmerzen und Beängstigungen der Wassersucht (seit dem Februar 1786) erfüllte er doch seine Regentenpflicht mit stoischer Fassung und wunderbarer Geistesklarheit fast bis zum letzten Atemzuge. Aber am 16. August schwand das Bewußtsein, und in den ersten Morgenstunden des 17. August 1786 verschied der König in seinem Lieblingssitze Sanssouci, nur von seinem Minister Hertzberg, einem Arzte und wenigen Dienern umgeben; von seiner Familie war niemand bei ihm. In der einfachen Gruft der Garnisonkirche zu Potsdam wurde seine sterbliche Hülle beigesetzt.

Ergebnisse seiner Regierung. Die Mitwelt hat in Friedrich den genialen Feldherrn und Staatsmann, den rastlosen Verwalter, den Gründer

der preußischen Großmacht bewundert und der Ruhm seines Namens gewährte auch in weiter Ferne seinen Unterthanen zuweilen Schutz und Förderung. Doch von dem, was er für Deutschland und seine Zukunft geleistet hat, ahnte diese Zeit fast nichts. Sein Staat wurde der feste Kern einer neuen nationalen Staatsordnung, und hat er selbst den Deutschen diese neue Verfassung nicht geben können, er hat doch noch zuletzt die verhängnisvollste Lösung der deutschen Frage verhindert und dadurch das Feld rein gehalten für die Zukunft. Die Erwerbung Bayerns hätte Österreich die Herrschaft über den ganzen Süden in die Hände gegeben und so unfehlbar zur Zerreißung Deutschlands in eine österreichisch-süddeutsche, wesentlich katholische, und in eine preußisch-norddeutsche, überwiegend protestantische Hälfte geführt. Beide hätten dann entweder ganz getrennte Wege verfolgt, oder die stärkere Südhälfte hätte, da Österreich unter Umständen auch über die katholischen Stiftslande im Norden verfügte, die Nordhälfte in eine untergeordnete Stellung herabgedrückt, lediglich zu gunsten eines internationalen, habsburgischen Reiches, nicht im deutschen Interesse. Seitdem die undeutsche Sonderentwickelung Österreichs den deutschen Dualismus unvermeidlich gemacht, das Aufsteigen Preußens ihn verwirklicht hatte, war es die Lebensfrage der deutschen Zukunft, daß Österreich mindestens nicht weiter nach Deutschland hineinwuchs, und das hat Friedrich der Große verhindert.

Preußen unter Friedrich Wilhelm II. Doch bald mußte es zweifelhaft erscheinen, ob der preußische Staat seine stolze Stellung werde behaupten können. Nur die schärfste Anspannung einer genialen Begabung war in den letzten Jahrzehnten imstande gewesen, alle Zweige der weitläufigen Staatsverwaltung wirklich zu übersehen und dies persönliche Regiment aufrecht zu erhalten, das von allen Beamten blinden Gehorsam verlangte und den gebildeten Mittelstand herrisch von aller Teilnahme am Staate ausschloß. Infolgedessen herrschte bei jenen stets ängstliche Scheu vor jedem selbständigen Schritt und daher nur zu oft ein gedankenloses Formelwesen, bei diesem die Neigung zu absprechender, weil sachunkundiger Kritik. Je mehr sich der Umfang des Staates erweiterte, je höher Reichtum, Bildung und Selbstbewußtsein des Mittelstandes stiegen, um so schwerer mußte es sein, die Selbstherrschaft zu behaupten. Mit scharfem Blicke hatte diesen Grundschaden der Fridericianischen Verwaltung Graf Mirabeau, der künftige Führer der französischen Revolution, erkannt, als er im Januar 1786 beim König verweilte. Es wurde das Verhängnis Preußens, daß Friedrichs Nachfolger die notwendigen Umgestaltungen nicht vornahmen, so lange es noch Zeit war. Friedrich Wilhelm II. (1786—1797) insbesondere war dazu weder seiner ganzen Natur, noch seiner Erziehung nach imstande, in der Weise Friedrichs des Großen zu regieren.*) Von der Geistesklarheit des Oheims weit entfernt, neigte er zur Frömme-

*) Die Abneigung Friedrichs II. gegen seinen Bruder August Wilhelm (s. S. 915) hat auch auf die Erziehung des Neffen und Thronfolgers (geb. 25. September 1744) ungünstig eingewirkt; sie war weder so ernst, noch so umfassend, wie sie dem künftigen Herrscher geziemt hätte, und den Geschäften blieb er fern. Auch die häuslichen Verhältnisse des jungen, sinnlich angelegten Fürsten empfahlen ihn dem König nicht. Seine erste Ehe mit Elisabeth Christine

lei und fand Befriedigung in den mystischen Spielereien des modischen Ordens der Rosenkreuzer (s. unten). Dabei war er allerdings persönlich liebenswürdig und von Herzen wohlwollend, auch erfüllt von lebhaftem Selbstgefühl, doch von der Energie, der Selbständigkeit des Willens, der Arbeitskraft seines Vorgängers besaß er nichts. So kam es, daß bald zwei Männer den beherrschenden Einfluß auf ihn gewannen, der phantastisch-unklare, doch genußsüchtige und weltmännische Oberst J. R. von **Bischoffswerder** und der frömmelnde, kriechend demütige und dabei überaus selbstgefällige Johann Christoph von **Wöllner**.

Zunächst atmete man in Preußen auf, als das straffe Regiment des Alten von Sanssouci zu Ende ging, und lauter Jubel begrüßte Friedrich Wilhelm den „Vielgeliebten". Was man von ihm erwartete, eine Milderung der Härten seines Vorgängers, war er auch bemüht zu leisten, doch gab er dabei allzusehr der „Opinion", der öffentlichen Meinung nach und gestand damit zu, daß sie eine Macht zu werden beginne. Nur deshalb fiel die Regie, nicht weil sie sich nicht bewährt hätte; die Franzosen, auch der verdiente de Launay, wurden entlassen und ihre Aufgaben kollegialisch zusammengesetzten Behörden übertragen. Derselben Rücksicht brachte der König nicht nur das verfehlte Kaffeemonopol zum Opfer, sondern auch das sehr einträgliche Tabaksmonopol, ohne daß er doch Sorge getragen hätte, diese Ausfälle durch neue Einnahmequellen zu ersetzen. Als Wohlthat wurde auch die Freigebung der Getreideeinfuhr empfunden, und manche Maßregeln, wie die fortdauernde Unterstützung gewerblicher Unternehmungen und die Erbauung von Kunststraßen, wirkten in der That günstig. Manche Änderungen in der Organisation der Verwaltung fanden ihre Begründung in der Unmöglichkeit, alles in der bisherigen Weise selbst zu leiten. Dem Oberkriegskollegium übertrug der König 1787 nicht nur einen Teil der bisherigen Verwaltungsgeschäfte der entsprechenden Abteilung des Generaldirektoriums, sondern auch die Intendantur und die Ökonomie, doch wurde es 1796 wieder auf diese beiden Zweige beschränkt. Die Kriegszucht wurde etwas gemildert, die gewaltsame Werbung verboten, doch das neue Kantonreglement vom 12. Februar 1792 erweiterte den Kreis der Befreiungen derartig, daß die Meinung berechtigt schien, der Kriegsdienst zieme nur dem Pöbel. Die Trennung der Kirchen- und der obersten Unterrichtsverwaltung, die 1787 dem Oberschulkollegium unter Zedlitz übertragen wurde, war vielleicht ein Fortschritt, doch der nunmehrige Kultusminister Wöllner setzte sich mit seinem berufenen **Wöllnerschen Edikt** vom 9. Juli 1788 nicht nur in Widerspruch mit der bisher von oben allzusehr begünstigten freigeistigen Richtung der meisten Gebildeten, sondern, was wichtiger war, mit der hohenzollerschen Kirchenpolitik seit Johann Sigismund. Denn während diese nur ein allerdings weitgehendes Oberaufsichtsrecht des Landesherrn über die Kirchengemeinschaften festhielt, nahm Wöllner für ihn wie im 16. Jahrhundert das Gesetz-

von Braunschweig wurde schon nach vier Jahren 1769 gerichtlich getrennt; die zweite mit Friederike Luise von Hessen-Darmstadt fesselte den Prinzen so wenig, daß seine Geliebte Wilhelmine Enke (Gräfin von Lichtenau), die Scheinfrau des Kammerdieners Rietz, eine Rolle spielte, wie am Hofe der Hohenzollern zuvor niemals erhört war.

gebungsrecht in Glaubenssachen in Anspruch, indem er alle „neologischen" Geistlichen und Lehrer, die nicht streng an den Satzungen der drei anerkannten Konfessionen festhielten, mit Entsetzung bedrohte und alle unter strenge Aufsicht stellte. Zur Vervollständigung folgte am 19. December ein Edikt über Büchercensur, i. J. 1791 die Einsetzung einer geistlichen Oberexaminationskommission. Ein erbitterter Federkrieg entsprang daraus.

Friedrich Wilhelms II. deutsche Politik. Noch mehr als im Innern ließ Friedrich Wilhelm II. nach außen Klarheit und Sicherheit vermissen. An der Spitze eines festgefugten, schlagfertigen Staates von 3456 Quadratmeilen und $5^1/_2$ Millionen Einwohnern hätte er, gestützt auf den Fürstenbund, den deutschen Dingen die entscheidende Wendung geben können. Aber so stolz er selbst und sein Minister Graf Hertzberg von dem Berufe Preußens dachten, sie faßten ihn nicht sowohl im deutschen, als im europäischen Sinne und verschmähten es, Deutschlands Verfassung neu zu gestalten, so lange es noch möglich war. Deshalb fanden auch die Pläne Karl Augusts von Weimar, für die er unermüdlich als „Kurier des Fürstenbundes" die kleinen Höfe bereiste, an der entscheidenden Stelle in Berlin keine Unterstützung: weder die Reform der Reichsjustiz und der kaiserlichen Wahlkapitulation durch einen Bundestag in Mainz, noch die Aufstellung eines Bundesheeres kam zu stande.

Der Feldzug nach Holland. Ebensowenig hat der König seinen leichten Sieg über Holland in deutschem Sinne benützt. Der alte Gegensatz der „Staatenpartei", der damals auf Frankreich gestützten „Patrioten" zu der oranischen Partei hatte im Mai 1787 zu dem Versuche geführt, dem Erbstatthalter Wilhelm V. seine verfassungsmäßige Militärgewalt zu entziehen. Als nun gar dessen Gemahlin Wilhelmine, Friedrich Wilhelms II. stolze Schwester, zwischen Nymwegen und dem Haag von staatischen Milizen angehalten und wie eine Gefangene behandelt worden war, fühlte sich der König persönlich beleidigt und ließ
1787. am 13. September 1787 24,000 Mann unter Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig in Holland einrücken. Da die Festungen sich ohne Widerstand ergaben und die Milizen davonliefen, so zogen die Preußen schon am 8. Oktober in Amsterdam ein, jagten die Führer der „Patrioten" über die Grenze und stellten die Rechte des Erbstatthalters wieder her. Aber statt nun, wie Karl August von Weimar vorschlug, Holland in den Fürstenbund aufzunehmen und so ins deutsche Leben wieder hereinzuziehen, überließ Friedrich Wilhelm den herrschenden Einfluß im Haag kurzsichtig den Engländern, schenkte in unköniglicher Großmut dem reichen Handelsvolke sogar die Entrichtung der Kriegskosten, 6 Millionen
1788. Thaler, und begnügte sich mit einem Bündnis (15. April 1788), dem am 13. August auch England beitrat, und das die Erhaltung des europäischen Besitzstandes auf seine Fahne schrieb im Hinblick auf die Verwickelungen im Orient.

Rußland und Österreich gegen die Türkei. Katharina II. hatte ihre byzantinischen Pläne im vollen Umfange wieder aufgenommen, als ihr die schwer gereizte Türkei im August 1787 den Krieg erklärte, und vertragsmäßig erließ auch Österreich am 9. Februar 1788 die Kriegserklärung. Doch während die Russen

an der Nordküste des Schwarzen Meeres erfolgreich vordrangen, errangen die Österreicher, da Lacy eine Heeresmacht von 280,000 Mann auf dem weiten Raume von Triest bis zum Dnjestr zerzettelt hatte, nur mit der Eroberung Choczims am 17. September einen Erfolg, wurden aber nach der Niederlage bei Mehadia (28. August) in den Banat zurückgedrängt und waren schon so entmutigt, daß bei einem falschen Lärm das ganze Heer in der Nacht des 20. September auf der Straße zwischen Lugos und Karansebes in kopfloser Verwirrung rückwärts floh und der kranke Kaiser in persönliche Gefahr geriet. Besser verliefen die Dinge im nächsten Jahre 1789. Die gemeinschaftlich erfochtenen Siege bei Fokschani 1789
(1. August) und Martineschti (22. September) in der Walachei ermöglichten den Übergang der Russen über die Donau, Laudon nahm Belgrad (8. Oktober), Semendria und Passarowitz, und die Österreicher konnten ihre Winterquartiere um Bukarest nehmen.

Der Zusammenbruch des Josephinischen Systems. Doch schon wankte der Staat Josephs II. in seinen Grundfesten. Es war nicht anders, auch das damalige Österreich ließ sich nur im Bunde mit dem Adel und der römischen Kirche, und ganz bestimmt nicht als deutscher Einheitsstaat regieren. Eben jene Stände aber hatte Joseph mit seinen hastigen Neuerungen in allen ihren Interessen und Gefühlen verletzt, ohne doch den noch ganz unentwickelten Bürgerstand und die eben erst tiefster Knechtschaft sich entwindenden Massen des Landvolkes für sich zu gewinnen, oder auch nur bei seinem Beamtentume pünktlichen Gehorsam, oder in dem entkräfteten Deutschtume seiner Lande wirklich eine Stütze zu finden. Vielmehr mußte das gänzlich unvorbereitete Aufdrängen der deutschen Amtssprache den Rückschlag der verletzten Nationalitäten hervorrufen. Im streng katholischen, von der Geistlichkeit beherrschten Belgien begann die Bewegung. Hatte schon das Toleranzedikt von 1781 und die Errichtung eines staatlichen Generalseminars in Löwen 1786 die Geistlichkeit in heftige Erregung versetzt, so rief die neue einheitlich-monarchische Verwaltungs- und Gerichtsordnung vom 1. Januar 1787 1787.
auch den Widerstand der brabantischen Stände hervor, die auf ihrer verfassungsmäßigen Mitwirkung bestanden. Der Statthalter, Herzog Albert von Sachsen-Teschen, mit den Umwälzungen persönlich nicht einverstanden, zeigte sich schwach und wurde abberufen, aber auch der neue Generalgouverneur Graf Murray kehrte im Oktober 1787 zurück, so daß Joseph den Herzog Albert abermals nach Brüssel sandte, diesmal von dem entschlossenen General d'Alton begleitet (Januar 1788). Inzwischen hatten sich jedoch überall patriotische Vereine und Wehrmannschaften gebildet, die Klerikalen unter dem Rechtsanwalt von der Noot, die Demokraten französischer Färbung unter Vonck; beide traten mit dem Auslande, namentlich mit Frankreich, in Verbindung, wo die Vorboten der Revolution bereits drohend genug sich zeigten. Als nun die brabantischen Stände nicht nur die geforderten Steuern verweigerten, sondern auch jede Abänderung der Verfassung ablehnten (18. Juni 1789), der Kaiser aber nun alle Privilegien der Pro- 1789.
vinz aufhob, da brachen im September bewaffnete Haufen, die sich jenseits der Grenze gesammelt, in Brabant ein, wiesen in Turnhout einen Angriff der öster-

reichischen Truppen zurück (26. Oktober), brachten Brabant, Flandern und Hennegau zum offenen Aufruhr. Nun desertierten die Wallonen scharenweise aus den österreichischen Regimentern, der Statthalter verließ im November Brüssel und am 12. December übergab d'Alton gegen freien Abzug die Hauptstadt. Am
1790. 23. December zogen die Aufständischen in Brüssel ein, im Januar 1790 rief der „souveräne Kongreß" die Unabhängigkeit Belgiens aus.

Belgien war verloren bis auf Namur und Luxemburg, und Ungarn stand dicht vor dem Aufruhr. Die kaiserlichen Befehle fanden keinen Gehorsam mehr, viele Komitate legten Verwahrung gegen die Neuerungen ein, die deutsche Amtssprache wurde abgeschafft, und schon traten die Unzufriedenen hier wie in Brabant mit Preußen in Verbindung.

Konflikt mit Preußen. Es war ein schicksalsvoller Augenblick. Die Entscheidung über die Zukunft Deutschlands und Osteuropas lag in Friedrich Wilhelms II. Hand, und es schien, als wolle er die Gunst der Lage benützen. Er war fest entschlossen, den drohenden Umsturz im Osten nicht zuzulassen, und Hertzberg hatte bereits einen Plan entworfen, der alle beteiligten Mächte befriedigen sollte, nur daß er seine Verwirklichung lediglich von Verhandlungen und einer kriegerischen drohenden Haltung Preußens erhoffte. Danach sollte die Türkei an Rußland das Land zwischen Bug und Dnjestr, an Österreich die Walachei und Moldau, mindestens die Grenzen des Friedens von Passarowitz überlassen, dies dafür Galizien an Polen zurückgeben, Polen endlich sollte Danzig und Thorn, womöglich auch die Wojewodschaften Kalisch und Posen an Preußen abtreten. Hertzberg zweifelte nicht am Gelingen, denn Rußland war auch von Schweden bedroht, Österreich aufs tiefste erschüttert, die Türkei geschlagen, die Seemächte mit Preußen verbündet, Polen zu einem Bündnis bereit, Frankreich durch die Revolution gelähmt. Freilich ganz nach Wunsch gingen die Dinge nicht, denn die Osmanen bezeigten nicht nur keine Neigung zu solchen Abtretungen, sie drängten vielmehr den preußischen Gesandten Diez sogar dazu, gegen die ihm erteilten Weisungen ein Schutz- und Trutzbündnis zur Wiedereroberung der Krym zu unterzeichnen (31. Januar 1790), und in Berlin machte man sich auf einen Krieg mit Österreich und Rußland zugleich gefaßt, doch auch in diesem Falle standen die Aussichten für Preußen günstig genug, für Österreich verzweifelt.

Tod Josephs II. „Ich habe keine Hoffnung mehr", schrieb der greise Kaunitz am 5. Januar. Der Kaiser selber, schon schwerkrank aus dem türkischen Feldzuge heimgekehrt, brach jetzt unter der Last dieser Enttäuschungen und Gefahren zusammen; er nahm seine Verfügungen in bezug auf Belgien und Ungarn zurück, ließ die Stephanskrone wieder nach Pest-Ofen bringen und berief seinen Bruder, den Großherzog Leopold von Toskana, zum Mitregenten. Bis fast zum letzten Atemzuge rastlos thätig, ist Joseph II. in der Morgenfrühe des 20. Februar 1790 verschieden, ein tragisches Opfer zugleich seines Idealismus und seiner Gewaltherrschaft.

Der Vertrag von Reichenbach. Sein Nachfolger Leopold II. (1790/92) lenkte maßvoll und besonnen in die Bahnen Maria Theresias zurück und verzich-

tend auf alle Eroberungspläne Josephs II. knüpfte er sofort mit Preußen Verhandlungen an. Noch hielt Hertzberg an seinen Tauschplänen fest und eine gewaltige Armee stand in Schlesien bereit, um ihnen Nachdruck zu geben; aber da weder die Polen, mit denen am 29. März das Bündnis wirklich zustande gekommen war, noch die befreundeten Seemächte sie unterstützen wollten, so ließ Friedrich Wilhelm II. vorschnell und wankelmütig die Grundgedanken seines Ministers fallen und begnügte sich im Vertrage von Reichenbach am 27. Juli 1790 1790.
mit dem Versprechen Österreichs, vom Kriege gegen die Türkei zurückzutreten und den Besitzstand vor dem Kriege als Grundlage des Friedens anzunehmen. Belgien sollte unter der Bedingung der Wiederherstellung seiner alten Verfassung wieder unter Österreichs Herrschaft zurückkehren. Auf Grund dieses Abkommens und des Haager Akkords stellte General Bender im December 1790 dort die Ordnung wieder her.

Die Lage Deutschlands. Der Vertrag von Reichenbach bezeichnet eine verhängnisvolle Wendung in der preußischen und deutschen Politik. Preußen hatte nicht nur keine Vergrößerung oder auch nur Entschädigung für seine schweren Kriegskosten (40 Millionen Thaler) erlangt, es hatte auch die unwiederbringliche Gelegenheit, von Österreich Zugeständnisse in Deutschland zu erzwingen, versäumt und ließ die Kaiserwahl Leopolds II. am 30. September ohne jede Bedingung zu. Das war zugleich für den Fürstenbund und also für die Stellung, die Preußen an seiner Spitze eingenommen hatte, das Todesurteil. Seitdem das Kaiserhaus auf die Josephinischen Pläne verzichtete, scharten die kleineren Fürsten sich wieder wie früher um die Habsburger und niemand dachte mehr an die doch unvermeidliche Neugestaltung der Reichsverfassung. In Berlin aber gewöhnte man sich seitdem, die Überlieferungen Friedrichs des Großen verlassend, an den Gedanken eines friedlichen Dualismus, der doch den Keim der Feindschaft beständig im Schoße trug, denn Österreich war weit davon entfernt, auch nur die Gleichberechtigung Preußens in Deutschland ehrlich anzuerkennen, und die Interessen beider Mächte stimmten keineswegs überein. So war Deutschland als Ganzes verfassungslos und von tausend Gegensätzen zerklüftet, sein größter Staat ohne sichere Führung, während im Westen eine ungeheure Umwälzung begann.

Bevölkerung. Unter dem Schutze so unvollkommener staatlicher Verhältnisse war doch ein reiches Kulturleben erblüht. Wenn ein Fremder damals Deutschland bereiste, so hatte er in den meisten Strichen den Eindruck, daß er in einem aufsteigenden Volke stehe. Die Bevölkerung war in rascher Zunahme begriffen; verhältnismäßig die stärkste zeigte Preußen infolge der inneren Kolonisation.*)

*) Durchschnittlich mögen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Deutschland über 2000 Menschen auf der Geviertmeile gewohnt haben, allerdings ebenso wie heute in sehr ungleichmäßiger Verteilung. Im ganzen preußischen Staate kamen auf die Quadratmeile um 1786 1570 Einwohner, in Schlesien aber über 2500, in Pommern 800; das Industrieland Sachsen zählte etwas später gegen 2700, Würtemberg sogar 3900, Berg gegen 3000,

Landwirtschaft. Unter den Erwerbszweigen hatte die Landwirtschaft immer noch die geringsten Fortschritte aufzuweisen, vor allem deshalb, weil die Bemühungen, den Boden zu entlasten und einen freien Bauernstand zu schaffen, noch sehr in den Anfängen standen, die Veräußerung ländlichen Grundbesitzes deshalb im ganzen sehr erschwert, die Verwertung landwirtschaftlicher Erzeugnisse durch Ausfuhrverbote und unvollkommene Verkehrsmittel außerordentlich gehemmt war. Doch traten nicht nur neue Kulturen auf, wie der Kartoffel- und Kleebau sich immer weiter verbreitete und der Obstbau in Mittel- und Norddeutschland den wenig ergiebigen Weinbau verdrängte, sondern auch technische Verbesserungen machten sich geltend, wie Besömmerung der Brache, Stallfütterung, Veredelung der Viehrassen, namentlich der Schafe (s. S. 941). Aber nur Holstein und Mecklenburg, deren Küstenlage den Absatz erleichterte, konnten es im Betriebe schon einigermaßen mit Holland und England aufnehmen, da sie von der alten Dreifelderwirtschaft, die sonst meist noch fortdauerte, zur ergiebigeren Feldgras(Koppel)wirtschaft übergingen. Landwirtschaftliche Vereine und eine ausgedehnte landwirtschaftliche Litteratur bereiteten indes besonders nach dem siebenjährigen Krieg auch anderwärts Fortschritte vor, und die Rente aus der Landwirtschaft war durchschnittlich im Steigen.

Gewerbfleiß. Noch raschere Fortschritte treten in der Entwickelung des Gewerbes hervor. Kein besseres Zeugnis gibt es für die Unhaltbarkeit der alten Zustände und für die Erfolge des fürstlichen Merkantilismus, als die bitteren Klagen des trefflichen Justus Möser in Osnabrück über den Niedergang des Gewerbes in den kleineren Städten des Nordwestens, und als der jammervolle Verfall desselben in seinen alten Hauptorten, den meisten süd- und westdeutschen Reichsstädten.*) Anders stand es in den größeren fürstlichen Gebieten. Zu den altnationalen Gewerben der Eisenbearbeitung, der Tuch- und Leinenweberei, die beide noch ganz überwiegend als Hausindustrien betrieben wurden, traten seit der Mitte des Jahrhunderts die zukunftsreiche Baumwollenmanufaktur, die Glasindustrie und die zunächst künstlich emporgetriebene Seidenzucht. In Preußen waren, abgesehen von den westfälischen Landschaften, Schlesien und die Kurmark die wichtigsten Industriegebiete, Berlin bereits die erste Fabrikstadt des Staats.**) Auch der Gewerbfleiß Sachsens nahm nach dem siebenjährigen Kriege

Böhmen gegen 3200 Menschen auf gleichem Raume, viel weniger wiederum wesentlich ackerbautreibende Länder: Hannover nur über 1500, Schleswig-Holstein über 1800. In Preußen betrug das Wachstum von 1713 bis 1796 trotz der Erwerbung dünnbevölkerter polnischer Gebiete im Durchschnitt von 754 auf 1615 Einwohner, also auf mehr als das Doppelte, in der Kurmark sogar auf das Dreifache, nämlich von 636 i. J. 1700 auf 1930 i. J. 1800; am nächsten kam diesem Wachstum das hochindustrielle Böhmen (1590: 3192 Einwohner), während Sachsen darin wesentlich zurückblieb (2017:2774 Einwohner).

*) Nürnbergs Kunsthandwerk war zur Spielwarenfabrikation geworden, Augsburg leistete Erhebliches nur in Gold- und Silberarbeiten, in Galanteriewaren und geringwertigen Heiligenbildern, aber die alte Leinenweberei war verfallen, ebenso wie die von Ulm; Regensburg lebte fast nur vom Reichstage, das altberühmte Handwerk Kölns arbeitete nur noch für die nächste Umgebung, seine Malerschule war zur Anstreicherzunft herabgesunken.

**) Von den 30 Millionen Thalern Jahresproduktion der größeren preußischen Fabriken kamen nach Hertzberg i. J. 1785 auf Schlesien 11 Millionen, auf die Kurmark 9 Millionen,

einen glänzenden und andauernden Aufschwung.*) Im ganzen war hier bereits der dritte Teil der sächsischen Bevölkerung im Gewerbe thätig; der Bergbau allein, bei sinkender Ergiebigkeit immer künstlicher betrieben, beschäftigte etwa 50,000 Menschen. Im südwestlichen Deutschland entstand auf dem Schwarzwalde seit der Mitte des Jahrhunderts die Fabrikation von Holzwaren, namentlich von Wanduhren, als Hausgewerbe in Verbindung mit einem ausgedehnten Handelsbetriebe durch „Gesellschaften", im badischen Pforzheim erblühte seit den sechziger Jahren bei völliger Gewerbefreiheit anfangs unter Leitung von Franzosen und Schweizern eine großartige Gold- und Silberwarenfabrikation, die i. J. 1800 26 Fabriken beschäftigte. In Österreich waren Böhmen, Nieder- und Ober-Österreich die wichtigsten Industrielande geworden.**)

Verkehrshindernisse und Verkehrsmittel. Diese ganze Entwickelung erscheint um so bedeutsamer, als damals noch eine Menge politischer Schranken und die Unbehilflichkeit der Verkehrsmittel den Absatz im Lande selbst, den wichtigsten Teil jedes Handels, erschwerte. Zwar die alten städtischen Stapelrechte bestanden in ihrer vollen Ausdehnung nicht mehr, auch das Leipziger hatte der siebenjährige Krieg unwirksam gemacht. Dafür bildete jetzt jeder größere Staat ein möglichst abgeschlossenes Wirtschaftsgebiet für sich, und an dem Übermaß der Zollstätten war noch wenig geändert. Die wenigsten gab es an der Oder und an der Donau, am zahlreichsten und lästigsten waren sie am Rheine mit seiner Vielstaaterei, aber auch auf der Elbe zahlte der Schiffer zwischen Dresden und Magdeburg an 16 Orten Zoll. Die Mannigfaltigkeit des Münzwesens endlich wich nur langsam der vordringenden Geltung großer einzelstaatlicher Münzordnungen, nicht einer Reichsmünze. Entgegen vielmehr dem Reichstagsbeschluß von 1738, nach dem 18 Gulden aus der feinen Mark geprägt werden sollten, setzte Österreich 1748 den Zwanzigguldenfuß, Bayern den Vierundzwanzigguldenfuß fest, dem

oder nach Erwerbszweigen gesondert fielen auf Tuch und Wolle 8, auf Leinen 9, auf Seide 3, auf Baumwolle 1,2 Millionen Thaler. Berlin beschäftigte i. J. 1783 bereits über 10,000 Arbeiter und erzeugte Werte von 6 Millionen Thalern; in Krefeld zählte um 1770 die größte Seidenfabrik fast 3000 Arbeiter an 724 Stühlen.

*) Chemnitz mit seinen 8000 Einwohnern wurde der Mittelpunkt der neuen Baumwollenindustrie, welche 1780 schon 750, 1799 dagegen 1500 Stühle beschäftigte; dazu kam eine blühende Kattundruckerei. Im Vogtlande entwickelte sich neben der älteren Fabrikation musikalischer Instrumente gegen Ende des Jahrhunderts eine schwunghafte Musselinindustrie, so daß man 1785 den Gesamtwert der hier und im Erzgebirge hergestellten Baumwollenwaren auf jährlich 2—3½ Millionen Thaler veranschlagte. Die Hauptstätte für das Leinengewerbe blieb die Oberlausitz mit Zittau und Herrnhut als Mittelpunkten desselben; hier lieferten 7—8000 Stühle jährlich Waren im Werte von über 2 Millionen Thalern.

**) In Böhmen beschäftigte der Gewerbebetrieb besonders die deutschen Bezirke im Westen, Norden und Osten; seine Glaswaren begannen den levantinischen und westeuropäischen Markt zu beherrschen, für die Tuchweberei bildete Reichenberg den Mittelpunkt. Im ganzen besaß das Land i. J. 1786 in diesem Zweige 172 Fabriken mit 400,000 männlichen Arbeitern, für Leinen aber 37,000 Stühle. Daneben erwuchsen Wien und Linz zu großen Industrieplätzen; jenes beschäftigte 1784 insbesondere für Seiden- und Baumwollenmanufaktur über 50,000 Arbeiter.

dann der Süden und Westen meist sich anschloß, während Sachsen und die meisten niederdeutschen Staaten nach der Münzkonvention von 1753 Österreich folgten. Preußen dagegen prägte seit 1750 14 Thaler oder 21 Gulden aus der feinen Mark und verschaffte bald durch strenge Solidität diesem Münzfuße weithin Anerkennung. Ganz unabhängig von alledem hielten die Hansastädte und Mecklenburg an dem alten lübischen Fuße ($11\frac{1}{3}$ Thaler = 1 feine Mark) fest.

Den Landverkehrsmitteln konnte man nur in Österreich und einigen Teilen Süddeutschlands bessere Beschaffenheit nachrühmen, in Preußen begann der Bau von Kunststraßen erst 1787, und die Postwagen waren meist so unbequem, daß, wer es irgend vermochte, zu Pferde oder mit eignem Geschirr reiste; die Verbindungen blieben bei der Menge verschiedener Postverwaltungen unsicher, das Briefporto auf größere Entfernungen sehr hoch.*) Immerhin vermittelte die Post doch regelmäßige und nach dem Maßstabe der Zeit auch ausreichend häufige Verbindungen. Viel langsamer noch hat sich der Flußverkehr von den Hemmnissen befreit, da die Verbesserung der Fahrbahn ein damals unerreichbares Zusammenwirken verschiedener Staatsverwaltungen voraussetzte und die Schiffahrt selbst vor dem Eintritt der Dampfkraft an unabänderliche Voraussetzungen gebunden war. Die Fahrzeuge hielten höchstens 2000—3000 Zentner und bedurften doch einer Bemannung bis zu 40 Mann, zumal sie bei der Bergfahrt größtenteils auf Menschen- oder Pferdekraft angewiesen waren.**) Dem entsprach es, wenn auf dem Rheine zwischen Mainz und Köln alljährlich nur etwa 1300—1400 Fahrzeuge, darunter 200 für Personen, auf- und abwärts gingen, und die Zolleinnahmen von Straßburg bis zur holländischen Grenze insgesamt nur 600,000 Thaler betrugen. Von Straßburg nach Mainz ging nur aller 10 bis 14 Tage ein Güterschiff. Auf der Elbe war der Frachtverkehr wohl größer, und auf der preußischen Weichsel so erheblich, daß an der 1772 eingerichteten Zollstätte Fordon im Juni und Juli oft 70 bis 80 Getreideschiffe zu gleicher Zeit lagen und die Zollgebühren sich auf 250,000 Thaler jährlich beliefen.

Auswärtiger Handel. Aus allen diesen Gründen ergiebt sich die große Bedeutung der Messen, von denen die Leipziger einen Jahresumsatz von 18 Millionen Thalern machte, und das fortdauernde Übergewicht des indirekten Handels. Nach den überseeischen Ländern lag die Vermittelung ausschließlich in den Händen der Holländer und der deutschen Seestädte; vom Binnenlande aus haben wohl zuerst die Herrnhuter, gestützt auf ihre weitverzweigten Niederlassungen, um 1750 mit Spanien unmittelbare Verbindungen angeknüpft. Deutschland führte

*) Ein Brief ging damals von Berlin nach Weimar 3, nach Frankfurt a. M. 9 Tage, und zahlte von Berlin nach Memel 8 gute Groschen.

**) So brauchte das Marktschiff von Mainz bis Köln abwärts 2, aufwärts 3 lange Sommertage, ein Frachtschiff auf derselben Strecke $2\frac{1}{2}$, von Straßburg bis Mainz 3 Tage, aufwärts aber zwischen diesen beiden Städten je nach dem Wasserstande 27—36 Tage; ein Elbfrachtschiff fuhr von Hamburg bis Magdeburg oder Fürstenwalde 1 bis 2 Monate. Von Regensburg bis Wien fuhr man mit dem gewöhnlichen Schiff 6 Tage; Yachten bedurften natürlich überall kürzerer Zeit.

nach dem Osten, insbesondere nach Rußland, Tuch und andere Gewerberzeugnisse aus, nach England, Holland, Frankreich, Spanien und Portugal Linnen (für 60 bis 90 Millionen Mark jährlich), Holz und Korn, und es versorgte, allerdings durch fremde Vermittelung, auch das amerikanische Festland mit Linnen, namentlich von dem großen holländischen Schmuggelplatze St. Eustathius in den kleinen Antillen aus, den erst i. J. 1781 die Engländer in ihre Gewalt brachten. Dafür bezogen die deutschen Kaufleute auf denselben Wegen Kolonialwaren, französische Weine und Gewerberzeugnisse, englische Baumwollen- und Eisenwaren, Rohstoffe aus dem Norden und Osten. Einen gewaltigen Fortschritt auch für Deutschland bahnte die Losreißung der nordamerikanischen Kolonien an, denn sie öffnete den deutschen Plätzen zum erstenmale den unmittelbaren Verkehr mit Nordamerika, den Welthandel. In richtiger Erkenntnis dieser Umwälzung schloß Friedrich der Große schon i. J. 1785 seinen Handelsvertrag mit den Vereinigten Staaten, doch des Verkehrs bemächtigte sich vor allem das rührige Bremen. Seitdem überflügelten die großen Nordseehäfen vollends die Ostseestädte.

Die preußischen Ostseeplätze hatten unter dem siebenjährigen Kriege schwer zu leiden gehabt (Colbergs Handel war fast vernichtet), erholten sich aber dann schnell.*) Verhältnismäßig bedeutend war die Rhederei von Lübeck und Mecklenburg.**) Bremen und Hamburg dienten mehr der fremden Einfuhr als der deutschen Ausfuhr, waren „Faktoren der Engländer", wie J. Möser grollend sagt; aber Hamburgs Handel, namentlich der mit Wein- und Kolonialwaren, erreichte dank seiner Neutralität im siebenjährigen Kriege und der Zollfreiheit, welche 1764 für mehrere wichtige Warenklassen gewährt wurde, einen bis dahin nie erreichten Höhepunkt und erstieg nach dem nordamerikanischen Unabhängigkeitskriege einen noch stolzeren Gipfel. Damals sah es jährlich 2000 Schiffe aus- und eingehen, darunter freilich nur 150 bis 160 unter eigner Flagge, Seeassekurationsgesellschaften übernahmen Versicherungen bis zu 120 Millionen Thalern, und mit der unsäglichen Selbstgefälligkeit satten Behagens brüstete sich die größte Handelsstadt Deutschlands ob ihrer „Freiheit".

Im Süden fand Österreichs Handel seinen wichtigsten Ausgangspunkt in Triest, wo 1788 4288, 1790 6750 Seeschiffe einkamen; er brachte seine Waren bis weit in die Levante zu solchem Ansehen, daß noch heute in Abessynien und im nordöstlichen Afrika überhaupt der Maria-Theresienthaler den wichtigsten Wertmesser bildet.

*) Aus Stettin liefen i. J. 1754 2076 Schiffe aus, i. J. 1786 erst wieder 1131, dagegen hatte sich die Zahl der eignen Seeschiffe in dem gleichen Zeitraume von 79 auf 165 gehoben. In Stettin, Königsberg und Elbing gingen damals überhaupt gegen 5000 Schiffe ein und aus; durch den Sund liefen zwischen 1769/74 jährlich nur 2—300, 1798 dagegen 1621 Schiffe unter preußischer Flagge. Nach England allein gingen aus den preußischen Häfen und Danzig zusammen i. J. 1780 Waren im Betrag von 6,3 Millionen, i. J. 1790 von 13,7 Millionen Reichsmark.

**) Lübeck berechnete die Schiffsbewegung in seinem Hafen jährlich auf 800—900 Fahrzeuge, Rostock auf etwa 1400; von den 1649 deutschen Schiffen, die i. J. 1792 durch den Sund fuhren, gehörten 338 Mecklenburg an.

Aus- und Einfuhr. So sehr nun aber auch der deutsche Handel im sichtlichen Aufblühen erscheint, das Verhältnis der deutschen Gesamtausfuhr zur Gesamteinfuhr, die Handelsbilanz, erscheint noch keineswegs als günstig, wenigstens den westeuropäischen Kulturstaaten gegenüber. Gegen die französischen Waren gaben die deutschen Kaufleute fast nur Holz in Tausch, ihre Schiffe gingen dorthin meist nur in Ballast, und spöttisch nannten die Franzosen die Sandberge, welche die bremischen Schiffe allmählich bei Nantes aufschütteten, die „Erzeugnisse Deutschlands". England übermittelte in wenigen Jahren Waren für 10 Millionen Pfund Sterling nach Deutschland, „ohne dort schuldig zu werden" (1769), und 1789 wollte man das jährliche Übergewicht der Einfuhr über die Ausfuhr im ganzen auf 32 oder gar auf 64 Millionen Reichsmark berechnen. Ein weit günstigeres Bild ergiebt sich für einzelne größere Staaten. In Österreich freilich betrug 1782 die Ausfuhr 13 Millionen, die Einfuhr 18½ Millionen Gulden; aber Preußen, das noch um 1740 seine Unterbilanz zu 1,2 Millionen Thaler berechnete, hatte i. J. 1785 eine beträchtliche Überbilanz, und dasselbe ist für Sachsen anzunehmen. Den Nachteil trugen auch hier die kleinen, zerstückelten Gebiete des Westens und Südens; aus ihnen erscholl schon bald nach dem siebenjährigen Kriege der dringende Ruf nach einer nationalen Handelspolitik, die doch das Reich am wenigsten in die Hand zu nehmen vermochte, eine weitere Rechtfertigung des fürstlichen Merkantilismus.

Auswanderung. Es ist daher kein Zufall, wenn eben jene Teile Deutschlands weitaus die stärkste Auswanderung stellten. Wie Friedrich II. eine Menge süddeutscher Ansiedler in seine Ostprovinzen, Maria Theresia und Joseph II. solche nach Ungarn und Galizien verpflanzten (s. S. 938, 960), so zog Katharina II. aus Süddeutschland nach Rußland unter Gewährung reichlicher Landanweisung und großer Rechtsvorteile die besten Kräfte der geschlossenen Bauernkolonien, welche ihre einheimischen Unterthanen bessere Bodennutzung lehren sollten.*)

Auch nach Nordamerika dauerte die Auswanderung bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts beständig fort. Sie half den dortigen Deutschen die schweren Verluste überwinden, welche die Kämpfe mit Franzosen und Indianern in den Kriegen der Jahre 1744/48 und 1756/63 den älteren Niederlassungen bereitet hatten**). Aber im schroffen Gegensatze zu den deutschen Kolonialgründungen des

*) In der Nähe Petersburgs entstanden nur vereinzelte Kolonistendörfer, namentlich an der Newa; umfänglicher waren die vorwiegend süddeutschen Niederlassungen im südrussischen Gouvernement Ekaterinoslaw am unteren Dnjepr seit 1774, zu denen sich seit 1783 fleißige westpreußische Mennoniten gesellten; einen ganzen großen Landstrich endlich kultivierten die Ansiedelungen zu beiden Seiten der untern Wolga in den Gouvernements Ssamara und Ssaratow, die jetzt 170 blühende deutsche Ortschaften mit 250,000 Einwohner zählen; etwas weiter abwärts entstand 1765 die Herrnhuterkolonie Sarepta. Daneben blieb Rußland das Lieblingsgebiet unternehmender deutscher Edelleute und Gewerbtreibender.

**) Der ganze Südosten Pennsylvaniens, wohin viele Deutsche sich wandten, die der Druck englischer Gouverneure aus New-York vertrieb, war damals fast völlig deutsch, die Deutschen bildeten drei Fünftel der gesamten Bevölkerung des Landes, sie gaben sich 1765 eine lutherische Kirchenordnung und bildeten sogar aus einer Mischung pfälzisch-schwäbischer Bestandteile mit

Mittelalters traten die deutschen Einwanderer in Nordamerika nicht als Herren über halbbarbarische Stämme auf, sondern als Diener eines schon herrschenden Volkes, ja vielfach geradezu als Leibeigene ihrer harten englischen Gläubiger, die für sie die kostspielige Überfahrt bezahlten. Auch wenn sie später zu Wohlstand sich emporarbeiteten, sie blieben immer im wesentlichen Bauern, wackere, aber schwerfällige Leute, ohne höhere Bedürfnisse, ohne geistigen, wie ohne wirtschaftlichen Zusammenhang mit der Heimat. Nur die evangelische Kirche gab ihrer Nationalität einen gewissen Halt; die „deutschen Gesellschaften“, die sich mehrfach bildeten, hatten wenig Einfluß und konnten kaum den schlimmsten Mißhandlungen der neuen Einwanderer steuern. Nun verheerten im Unabhängigkeitskriege Feuer und Eisen die blühenden deutschen Dörfer im Norden von Neu-York, in die verödeten Höfe drängten sich englische Ansiedler, die Napoleonischen Kriege unterbrachen auf Jahrzehnte die deutsche Zuwanderung. So wurden auch die Kirchen bald englisch, und dies ältere Deutschtum ging in Neu-York, Maine, Süd-Carolina bald völlig zu Grunde; auf verödeten Friedhöfen muß man jetzt seine Spuren suchen. Was einer kraftvollen, selbstbewußten Nation einen selbständigen Anteil an der Besiedelung und Beherrschung Nordamerikas verschaffen konnte, das wurde somit für das eben erst mühsam sich emporringende deutsche Volk nur Anlaß zu großen Verlusten, denn nur ein starkes Volk, das Anteil am Welthandel besitzt, vermag in der Neuzeit zu kolonisieren. Und doch haben auch jene Auswanderer den Beweis geliefert, daß die Kraft ihrer Nation unverwüstlich sei.

Wohlstand und Lebensführung. Unfraglich war im ganzen genommen der Wohlstand Deutschlands im raschen Steigen, in Preußen insbesondere derart, daß seit 1780 dort die Güterpreise fast schwindelhaft in die Höhe gingen. Er war auch wohl begründet, fester als jetzt, insofern die Verflechtung der Einzelwirtschaft in dem großen Weltverkehr noch nicht so eng, der Wettbewerb noch nicht so angestrengt war, und wieder unsicherer als heute, weil zwar Lebensversicherungskassen schon seit der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts vielfach bestanden, aber Versicherungen gegen Unfälle, Feuer- und Wetterschäden eben erst vereinzelt entstanden, in Sachsen seit 1729, in Preußen seit 1772, und Sparkassen sehr langsam sich Bahn brachen, zuerst 1765 in Baden. Dürftig war vielfach immer noch die Lage des Landvolkes. Auch der Verdienst des städtischen Handarbeiters war noch schmal genug, seine ganze Lebenslage mit den heutigen Verhältnissen gar

englischen Wörtern eine besondere deutsch-pennsylvanische Mundart, die noch heute fortlebt, sie besaßen deutsche Zeitungen und Druckereien. Auch in Maryland entstanden deutsche Gemeinden und Kirchen, in Süd-Carolina zählte man deren 16. Selbst in die ungeheure Waldwüste jenseits der Alleghanies drangen seit 1740 deutsche Hausierer, später deutsche Herrnhuter und Baptisten vor. Im Unabhängigkeitskriege stellten sich die Deutschen, während Tausende deutscher Soldtruppen gezwungen für England fochten (s. S. 943), entschlossen auf die Seite der Kolonien, sie bildeten ganze selbständige Truppenkörper, sie schirmten unter ihrem tapferen General Herkheimer i. J. 1777 die Nordgrenze Neu-Yorks gegen den Angriff der Engländer und Indianer, wie noch später in schonungslosen Grenzkämpfen, und halfen so Seite an Seite mit ihren Landsleuten in nordamerikanischem Dienste, Fr. W. von Steuben und von Kalb, die Unabhängigkeit des jungen Staates erfechten.

lischen Ländern. Erst das furchtbare Notjahr 1771/72 gab einen allgemeinen und kräftigen Anstoß zu planmäßigerem Vorgehen; Wohlthätigkeitsgesellschaften und Arbeitsanstalten entstanden überall. Am wenigsten geschah in dieser Beziehung durchgängig in den Reichsstädten trotz oft reicher Mittel; in Köln waren von 40,000 Einwohnern 10,000 bis 11,000 Almosenempfänger, dort saßen die Bettler noch um d. J. 1780 reihenweise vor den Kirchthüren und vererbten ihre Stellen als Ausstattung an ihre Kinder.

Am anderen Ende der gesellschaftlichen Staffel war die Lebensführung des Adels und der Höfe gegen Ende des Jahrhunderts namentlich in den protestantischen Landschaften vielfach verständiger und sparsamer geworden, so sehr die Neigung zu prunkvollem äußeren Auftreten die heute etwa vorhandene noch übertraf; dagegen gestaltete sich die Lebenshaltung des bürgerlichen Mittelstandes behaglicher und reicher, da eben ihm die wohlthätigen Folgen des fürstlichen Merkantilismus am meisten zu gute kamen. Die Städte begannen jetzt ihre unnütz gewordenen Mauern schon hier und da zu schleifen, die tiefen Gräben verwandelten sich in Gärten, der Wall und das Glacis in baumbepflanzte Spaziergänge. Auch mäßige Städte pflasterten jetzt durchgängig ihre Straßen und versahen sie mit Abzugsgräben, oft zierten statuengeschmückte Röhrbrunnen die größeren Plätze. Die Straßenbeleuchtung ließ noch viel zu wünschen übrig. Hamburg erfreute sich einer solchen, freilich in sehr bescheidenem Umfange, schon seit 1675, Berlin besaß eine solche seit 1685, Wien seit 1687, Dresden seit 1705, aber Kassel entbehrte sie noch 1775. Dagegen wurden die Bürgerhäuser, die jetzt nicht mehr die hohen schmalen Giebelseiten, sondern die breite Front der Straße zukehrten, äußerlich

Volksfeste war fast gänzlich geschwunden, auch wo nicht, wie in Preußen, die „Schützenplätze" geradezu verboten wurden; die Geselligkeit beschränkte sich jetzt wesentlich auf das Haus und auf den Umgang mit verwandten oder befreundeten Familien; nur die beliebten „Kuchengärten" führten eine größere Anzahl zusammen, ausnahmsweise auch die „Komödie", mit der eine fahrende Schauspielertruppe die Gebildeten erfreute, oder eine besondere Sehenswürdigkeit. Im ganzen verfloß das Leben einförmig, in emsiger Arbeit, streng, ja pedantisch geregelt; Reisen wurden nur in Geschäften oder zu Bildungszwecken unternommen, überhaupt der Aufenthalt und kräftige Bewegung in freier Luft schon deshalb sehr beschränkt, weil die „gute" Kleidung möglichste Schonung erforderte. So sehr die Ehe noch als Sache bedachtsamer Erwägung und des Familieninteresses betrachtet wurde, die Frau war doch jetzt in höherem Sinne Genossin des Mannes wie früher, zuweilen sogar die Vertraute seiner geistigen Arbeit. In der Behandlung der Kinder trat immer noch mehr die strenge Zucht als die Liebe hervor, und doch hat Goethes warmherzige Mutter gewiß nicht allein gestanden Eifrig hielt jeder darauf, die nach Rang und Stand gebührende Ehre auch in der Form der Anrede zu empfangen und zu erweisen, aber die „Devotion" höher Gestellten gegenüber ergab sich von selbst; das Sprichwort: „mit dem Hute in der Hand kommt man durchs ganze Land", drückt so recht die herrschende Gesinnung aus. Ein festes Selbstgefühl zeigte fast nur der Mann vom „Stande", der Offizier, der Adlige, der hohe Beamte, sonst fand man es noch selten, kleinliche Eitelkeit, Abhängigkeit von Lob und Tadel desto häufiger, und Beförderung erwartete man viel weniger von der eignen Leistung, als von der Protektion hochgeneigter Gönner. Denn eine öffentliche Meinung gab es nur für die nächste Umgebung, und eben deshalb wurde sie persönlich, zudringlich, klatschsüchtig, oft bösartig. Damit verband sich eine eigentümliche, oft fast krankhafte Weichheit der Empfindung, die in der Beobachtung der eignen Gemütsbewegung und in der Erregung des Gefühls durch Umgang mit gleichgestimmten Seelen den höchsten Genuß fand. Es war eben ein Geschlecht von Privatmenschen, die meisten lebten in eng beschränktem Kreise, waren zeitlebens an denselben Ort gebunden. Sie entbehrten gar nicht des politischen Interesses, es wallte sogar oft leidenschaftlich auf, aber es gebrach ihnen durchaus an einem sachlichen Urteil über das Staatsleben. Denn der Staat verlangte von dem Bürger nur Gehorsam und Abgaben, er versagte ihm jede Teilnahme an der Verwaltung und die Ehre des Waffendienstes, so daß dieser, da er nur die untersten Schichten des Volkes traf, überall als ein Unglück für die Pflichtigen, oft genug sogar als eine Schande galt.

Die Grundlagen der neuen Bildung. So war dieser gebildete und besitzende Mittelstand zu entschlossener That durchaus ungeeignet, wohl aber befähigt zu inniger, hingebender Vertiefung in die Welt des Guten, Schönen und Wahren. Eben deshalb ist aus ihm die neue deutsche Litteratur und Wissenschaft herausgewachsen, nicht aus dem Adel, der noch in französischer Bildung befangen war, oder ausschließlich dem Staatsdienst und der Wirtschaft lebte. Und doch hat niemals eine solche Entwickelung sich unter äußerlich gleich ungünstigen Be-

dingungen vollzogen und nur dem deutschen Idealismus war es möglich, sie zu überwinden. „Keines Medicäers Güte lächelte der deutschen Kunst"; langsam erst eroberte sie sich die Höfe, und eine Hauptstadt, einen großen Brennpunkt auch nur des geistigen Lebens, der wie Paris den Dichter an eine feste künstlerische Überlieferung bunden, ihm aber auch den Erfolg erleichtert hätte, besaß Deutschland nicht, alles blieb deshalb persönlicher Neigung überlassen. Dazu kam die konfessionelle Spaltung der Nation. Die neue Bildung erwuchs auf protestantischem Boden, das katholische Deutschland nahm an ihr zunächst weder gebend noch auch nur empfangend Anteil und hat sich ihr erst später geöffnet. Andrerseits besaß der Mittelstand damals gewisse allgemeine Grundlagen der Bildung und der Weltanschauung, wie sie jetzt nicht mehr in diesem Maße vorhanden sind. Seine Söhne durchliefen zunächst alle die lateinische Schule, auch wenn sie später dem Handel oder dem Gewerbe sich zuwenden sollten. Eben damals errang sich durch J. M. Gesner († 1761) das Griechische allmählich eine geachtetere Stellung, und man begann neben der Übung im Lateinschreiben und -sprechen das Verständnis der Schriftsteller, „das Eindringen in den Geist des Altertums", als Aufgabe des Unterrichtes zu betrachten, auch bereits der Muttersprache und den Realien einige Sorgfalt zuzuwenden. So mangelhaft, so abhängig von persönlichen Verhältnissen das alles noch sein mochte, die eindringende Beschäftigung mit so hochgebildeten fremden Sprachen war eine unvergleichliche logische Schulung, die Bekanntschaft mit einem großen, abgeschlossenen geschichtlichen Leben machte das Urteil über die umgebende Welt freier und weckte zugleich den wissenschaftlichen Sinn. Wohl erschien schon manchen das hier Gebotene zu beschränkt, dem praktischen Leben zu wenig entsprechend, die Lehrweise zu mechanisch, die Zucht zu hart. Aus solchen Strömungen entsprang i. J. 1746 die erste „Realschule" zu Berlin, das Werk J. J. Heckers, die eine fachliche Bildung vermitteln sollte, dann das „Philanthropinum" des unruhigen, zerfahrenen J. B. Basedow in Dessau 1776 und die Anstalt des trefflichen Chr. G. Salzmann im anmutigen Schnepfenthal bei Gotha 1784, die beide schon unter Rousseaus Einfluß ein möglichst vielseitiges, auf Anschaulichkeit und Selbstthätigkeit begründetes Wissen vermitteln, die harte Zucht durch liebevolle Anleitung zum Guten ersetzen wollten. Aber solche einzelne Versuche, so bedeutsam sie teilweise für die Zukunft wurden, erschütterten damals die Herrschaft der lateinischen Schule noch nicht.

Weiter liefen in der religiös-sittlichen Weltanschauung dieses also gebildeten Mittelstandes sehr verschiedene Richtungen nebeneinander, aber der Rationalismus, auf die Wolffsche Philosophie begründet, begann doch die alte Orthodoxie wie den Pietismus zurückzudrängen. Er erstrebte eine Versöhnung der Vernunft und des Glaubens, freilich in der Weise, daß er, wie H. S. Reimarus in Hamburg († 1768) diesen nach jener modeln wollte, und fand seine Hauptvertretung in Halle und Berlin, sein litterarisches Hauptorgan in Nicolai's allgemeiner deutscher Bibliothek (seit 1765). Ihm nahe stand der deïstische Freimaurerorden, der allmählich, namentlich in Norddeutschland, zu einer wahren Macht erwuchs. In den katholischen Landen erstrebte ähnliches der Illuminatenorden, 1776

von A. Weishaupt in Ingolstadt gestiftet; er zählte zwei Jahre später in Bayern allein 12 Logen und gewann auch in Norddeutschland Anhänger. Da er jedoch auf radikale politische Umgestaltung ausging, so unterdrückte ihn i. J. 1780 die bayerische Regierung und 1790 erlosch er überhaupt. Gegen den Rationalismus war es wieder ein Rückschlag des religiösen Gefühles, wenn eine gottinnige Mystik damals zahlreiche Vertreter und Anhänger fand, so den tiefsinnig-phantastischen J. G. Hamann in Königsberg, den „Magus des Nordens" († 1788), so den gewaltigen Züricher Prediger J. K. Lavater, den Gewissensrat vieler Tausende († 1801), so endlich den gebetskräftigen, kindlich gläubigen J. H. Jung-Stilling aus Siegen († 1817). Andere wieder, meist Leute der höheren Stände, denen der Kirchenglaube zu altväterisch, der Rationalismus zu nüchtern, die Mystik zu ernst erschien, suchten in phantastischer Magie den unmittelbaren Verkehr mit dem Überirdischen und gerieten so in die Schlingen von Schwärmern oder Betrügern, unter denen ein abenteuerlicher Italiener, der sogenannte Graf Cagliostro, als Magnetiseur, Geisterseher und Alchymist lange Jahre eine hervorragende Rolle spielte († 1795). Natürlich suchten auch die Gläubigen dieser Richtung in einer geheimen Ordensgenossenschaft, den Rosenkreuzern, sich zusammenzuschließen (seit 1760). Den Kern des Mittelstandes berührten indes solche Verirrungen nicht, und so groß im einzelnen die Verschiedenheit der Anschauungen sein mochte, die Abneigung gegen Priesterherrschaft und Gewissenszwang, der Gedanke der religiösen Duldung und der Geistesfreiheit, der Glaube an die Wahrheit der christlichen Sittenlehre, an Gott und Unsterblichkeit war doch allen gemeinsam.

Dichtung und Wissenschaft. Auf solchem Nährboden ist die neue deutsche Dichtung und Wissenschaft erwachsen, beide in engster Verbindung, oft von denselben Männern gleichmäßig gepflegt. Ihre Hauptstätten waren zunächst Leipzig, Zürich, Hamburg, nur vorübergehend Berlin, seit 1775 sie alle weit überstrahlend Weimar. Aber ihre Vertreter gehören allen protestantisch-deutschen Landen von der Ostsee bis in die Schweizer Alpen an, und keiner ihrer großen Geister hat sich an seine Heimat gebunden, sie sind alle gewandert, sie fühlen sich als Angehörige des Gesamtvaterlandes.

Die sächsische Dichterschule. Noch thronte, als Friedrich der Große eine neue Zeit über Deutschland heraufführte, Gottsched gebietend auf dem deutschen Parnaß, aber der Angriff der Züricher J. J. Bodmer und J. J. Breitinger, die wieder das Recht der Phantasie und des Gemütes gegenüber seiner nüchternen Verstandesdichtung betonten, erschütterte seine Herrschaft, und die Bildung des Leipziger Dichtervereins 1744, der sich um Chr. F. Gellert († 1769) scharte, vernichtete sie. Gellerts geistliche Lieder wurden „die klassischen Gesänge der religiösen Aufklärung", seine Fabeln, seine moralischen Schriften „das Fundament der deutschen sittlichen Kultur", denn sie spiegelten durchaus die herrschenden Anschauungen des Mittelstandes wieder, wie die zahmen Satiren seines Landsmannes Rabener († 1771) das Leben desselben darstellten.

Klopstock. Da trat mit dem Jahre 1748 der erste wahrhaft geniale, aus innerster Empfindung schaffende, von französischem Vorbilde ganz unabhängige

Dichter auf, den das neue Deutschland hervorgebracht hat, Fr. Gottlieb Klopstock (1724—1803). Gewiß ist sein „Messias" kein wirkliches Epos, doch in seiner Anlage ein Werk großartigster Phantasie, das zum erstenmale den verwegnen Versuch unternahm, das Weltall im modernen Sinne dichterisch zu verwerten, eine Reihe tief empfundener, liebevoll ausgeführter Seelenstimmungsbilder in einer durchaus neuen, kühnen, schwungvollen Sprache, jahrzehntelang ein religiöses Erbauungsbuch für Tausende. In seinen Oden, die freilich wegen ihrer antiken Versmaße und der gesucht feierlichen Sprache jeder Volkstümlichkeit entbehren, bricht neben dem Gefühle zärtlicher Freundschaft und Liebe zum erstenmale gewaltig und fortreißend der vaterländische Gedanke hervor. Freilich nicht in der kampferfüllten deutschen Gegenwart, die er nicht verstand, sondern in der fernen Urzeit, in Hermann und den Cheruskern, den Vorfahren seiner niedersächsischen Stammesgenossen, sucht Klopstock sein Ideal, aber er zeigte doch wieder den Deutschen ein solches Ideal, erregte die schlummernde Liebe zum gemeinsamen Vaterlande.

Wieland. Die hochgespannte Begeisterung und Rhetorik Klopstocks und seiner „Barden" rief in des Schwaben Chr. M. Wieland (1733—1803) erst heiter-sinnlicher, dann geistvoll-satirischer, endlich phantastisch-märchenhafter Richtung die natürliche Reaktion hervor, aber diese gewann auch in Verbindung mit der leichten Anmut seiner Sprache und den klangvoll flüssigen Versen des „Oberon" die französisch gebildeten höheren Stände zuerst für das Interesse an deutscher Dichtung. Und dafür, daß sie nicht allzu verflachend wirkte, sorgte der Göttinger Hainbund (1772—1774), der im geraden Gegensatze zu Wieland unter schwärmerischen Jünglingen sich bildete und die Ideen Kopstocks, Biederkeit, Freundschaft, Vaterlandsliebe, auf die Fahne schrieb.

Die preußischen Dichter. Doch all diese brünstige Begeisterung für deutsche Herrlichkeit war mehr anempfunden als erlebt, weil sie auf eine erst in der Phantasie neu erschaffene und obendrein willkürlich ausgestaltete graue Vorzeit sich bezog. „Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie." Zwar der rhetorisch-mythologische Prunk in Ramlers formgerechten Oden wich jeder Berührung mit dem Glauben des Volkes geflissentlich aus; aber Gleims „Lieder eines preußischen Grenadiers" (1756/57) sind wirklich „mit und in der That entsprungen", beruhen auf eigner Kriegserfahrung, und vollends E. v. Kleist, der erste gebildete Deutsche der Neuzeit, der zugleich Edelmann, Krieger und Dichter war, wußte auch im fremden Gewande das Heldentum des preußischen Heeres überzeugend darzustellen, bis er selber es in der Schlacht von Kunersdorf mit seinem Falle besiegelte.

Lessing und Winckelmann. „So gewannen die Preußen und mit ihnen das protestantische Deutschland für ihre Litteratur einen Schatz, welcher der Gegenpartei fehlte", und gleichzeitig erschien der große kritische Geist, der ebenso sicher, wie Friedrich der Große das politische Übergewicht des Auslandes in Deutschland zerstörte, die Herrschaft des Franzosentumes in der deutschen Dichtung vernichtete, der feurige Sachse Gotthold Ephraim Lessing (1729—1781), der Adoptivbürger

Preußens, wo er seine fruchtbarsten Jahre verlebte, ein Weltbürger, wie er meinte und doch in jedem Zuge ein Sohn seines Volkes, der erste Deutsche, der nichts war und sein wollte als Schriftsteller von Beruf. Er lehrte die Zeitgenossen endlich, was die Aufgabe der Dichtung sei und was nicht, er zerbrach das Joch der französischen Regeln vor allem in der dramatischen Dichtung, wies hin auf die geistesverwandten Dramatiker der Griechen und Engländer, auf Sophokles und Shakespeare, eroberte zuerst für Deutschland das bürgerliche Drama, er schuf die moderne deutsche Prosa, selber unübertrefflich in der Lebhaftigkeit seiner Rede, der Gedrungenheit und Schärfe des Ausdruckes, der musterhaften Folgerichtigkeit seines Beweises, er wurde endlich der Begründer einer deutschen Bühne, denn alle seine großen Dramen sind durchaus erfüllt von den nationalen Anschauungen seiner Zeit, spiegeln ihre Zustände, ihre Kämpfe wieder.

Aber Lessing war in seinem unersättlichen Wahrheitsdrange auch einer der größten Vertreter deutscher Wissenschaft. Wie in der Theologie Ernesti und Michaelis zuerst die Anschauungen der historisch-philosophischen Kritik auf die biblischen Bücher angewandt, J. S. Semler in Halle († 1791) die kirchliche Glaubenslehre als eine gewordene und werdende nachgewiesen hatte, so faßte Lessing zuletzt die Religionen überhaupt als Stufen der Entwickelung des Menschengeschlechtes zu immer höherer Vollkommenheit, und indem er in seinen ästhetischen Untersuchungen auf Aristoteles als den unfehlbaren Gesetzgeber des Dramas, auf Homer als das ewige Muster dichterischer Darstellung hinwies, öffnete er den Deutschen die lange verschüttete Pforte zur griechischen Welt, im Gegensatze zu den Franzosen, denen immer nur die römische Kultur als das Vorbild erschienen war. Was er hier angebahnt hatte, vollendete J. J. Winckelmann (1716/68), ein Altmärker, der aus dem ihm unerträglichen Zwange seines preußischen Heimatsstaates aufatmend ins schönheitsvolle, freiere Leben Kursachsens sich flüchtete, um dann in Rom im vollen Genusse einer unvergleichlichen künstlerischen Vergangenheit selig zu schwelgen. Er zuerst offenbarte der Welt die Herrlichkeit der griechischen Kunst, wurde damit der Begründer der deutschen Altertumswissenschaft überhaupt. Bald danach zeigte der Mecklenburger J. H. Voß, daß die deutsche Sprache die erste Übersetzersprache der Welt sei und gewann Homers Gesänge der deutschen Litteratur (1781). Indem er dann homerische Anschaulichkeit und Naivität auf Stoffe aus dem Leben seines eignen niedersächsischen Volkes übertrug, wurde er zugleich der Schöpfer der Idylle. Es war eine Renaissance über die Renaissance hinaus, ein Sieg der ursprünglichen griechischen Bildung über die nur abgeleitete, ungleich ärmere Roms. Sie ist seitdem zu einem unverlierbaren Teile unserer deutschen Geisteskultur geworden.

Sturm und Drang. Doch je mehr die Aufklärung den unbefangenen Glauben an die Überlieferung zerstörte, je freier sich Bildung und Litteratur entfalteten, desto schmerzlicher empfand das junge Geschlecht die Schranken, die ihm Staat und Gesellschaft setzten, desto greller, unerträglicher erschien ihm der Gegensatz der idealen Welt, in der es lebte, zu der wirklichen Welt, die es umgab und deren Größe ihm verschlossen blieb, weil es vom Staate nichts wußte. Und nun drang

aus England die Kunde von einer ursprünglichen, ungelehrten Volksdichtung herüber, in Frankreich rief Rousseau die verbildete Menschheit zur Natur zurück. Da begann auch in Deutschland die Gemütsinnerlichkeit gegen die überwiegend verstandesmäßige Aufklärung sich zu erheben, da strebte das junge Geschlecht nach ungehinderter Entfaltung und Bethätigung jedes Einzelwesens. Die ursprüngliche Kraft und Anlage des „Genies" sollte alle Erziehung überflüssig machen, alle die „künstlichen" Schranken der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnungen durchbrechen, nur in sich selber das Gesetz des Lebens finden. Das junge Deutschland trat in seine „Sturm- und Drangperiode" ein. Zahlreiche begabte Männer, wie der Schwabe D. Schubart († 1791) und G. A. Bürger († 1794), der zuerst die schottische Balladenform in Deutschland einführte, verloren darüber das sittliche Maß und gingen zu Grunde; aber die ungestüme Bewegung eroberte auch diesem verschüchterten Geschlecht die unbefangene Freude am Dasein, die Zwanglosigkeit der Umgangsformen, die Lust an freier, kräftiger Bewegung, die Empfindung für die Naturschönheit zurück, und vor allem, sie brach einer neuen Anschauung über die Entwickelung der Dichtung und aller menschlichen Kultur die Bahn.

Herder. Zuerst der Ostpreuße J. G. Herder (1744—1803) erkannte, daß die Dichtung ein Gemeingut aller Völker und Kulturstufen sei und nicht abhängig von einem bestimmten höheren Grade der Bildung; er erkannte weiter den inneren Zusammenhang aller geschichtlichen Entwickelung mit der Natur und mit der Anlage des Volkes, also ihre Gesetzmäßigkeit und Naturnotwendigkeit. Damit war grundsätzlich die unhistorische Auffassung der Aufklärung, ihr Anspruch, ein allgemein gültiges Naturrecht und eine ebenso unfehlbare „natürliche" Religion aufzustellen, beseitigt, die moderne historische Bildung war begründet.

Goethe. Doch diese großen keimkräftigen Gedanken sollten ihre vollen Früchte erst dem kommenden Jahrhundert tragen, unmittelbar wirkten nur Herders Anschauungen über das Wesen der Dichtung, denn sie schlugen Wurzel bei dem, der in einziger Weise alle Elemente der deutschen Bildung vereinigen und in seinen Werken wiederspiegeln sollte, bei Joh. Wolfgang Goethe (1749—1832). Nach einer reich angeregten glücklichen Jugendzeit im behäbigen Patrizierhause der Meß- und Krönungsstadt Frankfurt a. M., im sonnigen, rebenumkränzten Maingelände, noch erfüllt von der Bewunderung Friedrichs des Großen, hatte er in Leipzig die bahnbrechenden Gedanken Lessings in sich aufgenommen. Nun ging ihm im französisch gewordenen und doch noch so deutschen Straßburg beim Anblick des Münsters die ganze Herrlichkeit der verachteten deutsch-mittelalterlichen Kunst, im Verkehr mit Herder das Wesen volkstümlicher Dichtung auf, und indem er alles, was er erlebte und erfuhr, und nur dies, dichterisch gestaltete, wurde er der größte Lyriker Deutschlands, weil er in schlichtester, volksmäßiger Form doch die ganze Stufenleiter menschlicher Empfindungen auszudrücken wußte. Er schuf weiter im „Götz" das erste deutsche Drama Shakespearischen Geistes und doch ganz und gar nationalen Gehaltes, das Abbild seiner eignen gärenden Zeit, er hielt in „Werthers Leiden" ihrer krankhaften Empfindsamkeit einen erschütternden Spiegel vor und

rang bereits mit dem ungeheuren Stoffe des „Faust“. Seine Übersiedelung nach Weimar 1775 machte die kleine thüringische Residenz auf Jahrzehnte zur litterarischen Hauptstadt Deutschlands und gab ihm selbst mit einer unendlich reich angeregten, geistvollen und doch zwanglosen Geselligkeit auch die Gelegenheit, in der praktischen Arbeit der Staatsverwaltung alle Seiten des Volkslebens zu erkennen. Aber indem er mehr und mehr dem klassischen, griechischen Ideal sich zuwandte, verließ er zunächst die heimisch-nationale Richtung, die er so glücklich eingeschlagen hatte. Seine italienische Reise (1786—1788) vollendete diese Wendung.

Schiller. Inzwischen aber erstand Deutschlands größter Dramatiker in einem Sohne Schwabens, in Friedrich Schiller (1759—1805). Im fortwährenden Ringen mit beengenden Verhältnissen, ja unter dem Drucke fürstlicher Willkür aufgewachsen, stellte er seine ganze gewaltige Gestaltungskraft, die Glut einer leidenschaftlichen und tiefen Empfindung in den Dienst des Kampfes für die Idee der Freiheit. „Die Räuber“ und „Kabale und Liebe“ erhoben erschütternde Anklage gegen die Staats- und Gesellschaftsordnung seiner Zeit, „Fiesko“ verherrlichte die republikanische Bürgertugend, „Don Carlos“ die Gedankenfreiheit, gegenüber einem alles erwürgenden geistlichen und weltlichen Despotismus. Aber erst eindringende Studien, die ihm 1789 die Professur in Jena eintrugen, machten den jungen Feuergeist wirklich vertraut mit der Geschichte und zugleich mit der neuen philosophischen Weltanschauung, welche das gebildete Deutschland soeben sich zu unterwerfen begann. Sie schuf damit, die „Aufklärung“ zugleich vollendend und überwindend, den sittlichen Grund und Boden, auf dem eine neue dramatische Dichtung erstehen konnte.

Kant. Denn Immanuel Kant im entlegenen Königsberg (1724—1804) fand in einsamer Gedankenarbeit die Wahrheit, daß übersinnliche Dinge nicht Gegenstände der Erkenntnis für die menschliche Vernunft sein können, wies also die Bestrebungen der Aufklärung, den religiösen Glauben der Vernunft zu unterwerfen, ab („Kritik der reinen Vernunft“ 1781). Auf der anderen Seite aber erkannte er als angeborenes Sittengesetz die Idee der Pflicht, den „kategorischen Imperativ“, so zu handeln, als ob der Wille des Handelnden Naturgesetz werden müsse, und folgerte aus ihr die Freiheit des Willens, da es ohne diese eine Sittlichkeit nicht geben würde („Kritik der praktischen Vernunft“ 1788). Nur in einem Staate, den die Pflichttreue seiner Herrscher recht eigentlich geschaffen hatte, konnte diese Sittenlehre entstehen; sie gab den gebildeten Deutschen auf Jahrzehnte hinaus die feste Richtung.

Musik und bildende Kunst. Neben so großartiger Entfaltung der Philosophie, der Wissenschaft vom Schönen und der Dichtung steht nur noch die Musik ebenbürtig da. In ihr eroberte zugleich Österreich, das sie von jeher gepflegt hatte, zum erstenmale wieder seit dem dreißigjährigen Kriege einen ehrenvollen Anteil am deutschen Geistesleben. Denn hier wirkte lange Zeit (bis 1773) Willibald Gluck, der Reformator der deutschen Oper, hier erklangen zuerst die einschmeichelnden Melodien des „Wunderkindes von Salzburg“, Wolfgang Amadeus Mozart († 1791), hier schuf der liebenswürdige, jugendfrische Joseph Haydn

(† 1809) seine Symphonien und Sonaten. Wien wurde die musikalische Hauptstadt Deutschlands. Die bildende Kunst dagegen befand sich in einem Übergangsstadium, das ihr wahrhaft großartige Schöpfungen versagte. Vom Rokoko war kein Fortschritt mehr möglich, und so klang diese Bauweise allmählich aus, allerdings in einer Reihe bedeutsamer Werke, wie des genialen Gaetano Chiaveris katholische Hofkirche in Dresden, die Bauten Friedrichs des Großen: die Hedwigskirche, die Bibliothek und das Opernhaus in Berlin, das Gartenschloß Sanssouci und das großartige, prunkvolle Neue Palais bei Potsdam, dann die stattlichen Paläste und Museen Friedrichs II. in Kassel, die Solitude bei Stuttgart u. a. m. Dem neuen Anstoß, den Winckelmann mit seinem Hinweis auf die griechische Kunst gegeben, folgte zunächst nur die Malerei. Rafael Mengs aus Dresden († 1779), A. Öser in Leipzig rangen in sorgfältigem Studium der Antike und der Natur nach idealer Schönheit und formaler Korrektheit, in gleichem Geiste zeichnete der geniale Schleswiger A. J. Carstens († 1798) seine Darstellungen aus der griechischen Götter- und Heldensage; der Danziger D. Chodowiecki († 1801) dagegen gab in zahllosen, liebevoll ausgeführten Illustrationen die Erscheinungen seiner Zeit ganz realistisch wieder.

Exakte und historische Wissenschaften. Hinter dem allen stehen nun die Richtungen der Geistesarbeit, die es mit dem Staate zu thun haben, durchaus zurück. Zwar die Teilnahme der Gebildeten wandte sich ihnen jetzt weit lebhafter zu, als den exakten Wissenschaften, in denen doch der Freiberger A. G. Werner († 1817) als Begründer der wissenschaftlichen Geologie, der Basler L. Euler als Mathematiker, die Reinhold und Georg Forster als Forschungsreisende auf J. Cooks Entdeckungsfahrten hervorragendes leisteten; trotzdem litten Geschichte, Rechts- und Staatswissenschaften gleichmäßig unter der staatlichen Zersplitterung Deutschlands und der Ausschließung des Mittelstandes von jeder staatlichen Thätigkeit, während doch eben ihm die Pflege dieser Wissenschaften fast ausschließlich zufiel. Ihre wichtigste Stätte wurde die Universität Göttingen. Hier schrieben J. Chr. Gatterer († 1799), A. L. Schlözer († 1809), L. T. Spittler († 1810) die Geschichte schon mit eindringenderer Quellenkritik und mit Berücksichtigung auch des Kulturlebens. Weitaus die bedeutendsten Leistungen waren die Werke Friedrichs des Großen über die beiden schlesischen Kriege (Histoire de mon temps) und den siebenjährigen Krieg, so eingehend geschrieben, wie nur ein Mithandelnder vermag, und so unbefangen, wie es einem solchen überhaupt möglich ist, aber sie fanden der Natur der Sache nach keine Nachahmung. Das Reichsstaatsrecht bearbeiteten der Schwabe J. J. Moser († 1785) und der Göttinger J. St. Pütter († 1807) in großen Sammelwerken und Lehrbüchern, das Völkerrecht G. F. Martens († 1821), die wissenschaftliche Statistik begründete G. Achenwall († 1772). Aber die Anschauungen über das Wesen des Staates und vollends über die Reichsverfassung schwankten unsicher hin und her und waren eben deshalb nur allzusehr von fremden Theorien abhängig. Ganz einsam stand der treffliche Justus Möser in dem sonderbaren protestantisch-katholischen Kirchenstaate Osnabrück mit seiner tief eindringenden historischen Anschauung vom Werden

des Staates und der Gesellschaft. Im übrigen herrschte die französisch-englische, völlig ungeschichtliche Anschauung, die auch Friedrich der Große und Kant teilten, der Staat sei entstanden durch Vertrag zwischen dem Fürsten und dem Volke, und die ebenso unhistorische Meinung, es sei eine Idealverfassung möglich. Über die Art derselben waren allerdings die Ansichten sehr verschieden. Idealisten, wie Klopstock, sahen sie in der Republik, Wieland, Kant, Fr. K. Möser in der aufgeklärten, gesetzlich geregelten Selbstherrschaft, Schlözer in der parlamentarischen Monarchie nach englischem Muster. Nur darin stimmten sie eigentlich alle überein, daß der Zweck des Staates die Glückseligkeit des einzelnen sei, keineswegs der Fortschritt der Gesamtheit. In bezug auf die Reichsverfassung stand neben der allgemeinen Überzeugung von ihrer Unhaltbarkeit die vollendete Ratlosigkeit, wie sie umgestaltet werden könne. In begeisterten Versen forderte Herder von Kaiser Joseph II., dem Oberhaupt „von neunundneunzig Fürsten und Ständen wie des Meeres Sand", „ein deutsches Vaterland", und die Verehrung für Friedrich den Großen war allgemein, aber sie galt nur der genialen Persönlichkeit; was der Staat Preußen für die Zukunft Deutschlands bedeute, das war den Deutschen ebenso unklar, wie den preußischen Staatsmännern selber.

Zeitungen und Zeitschriften. Solche Anschauungen drangen nun auch in weitere Kreise als bisher, weil die Zeitungen und Zeitschriften schon eine bedeutende Rolle zu spielen begannen, so sehr der mißtrauische Geist des unumschränkten Fürstentums und die allgemein außer in einigen Kleinstaaten wie Hamburg, Holstein, Weimar herrschende Censur ihr die Arbeit erschwerten. Deshalb blieben auch die überall auftauchenden Lokalblätter auf örtliche Vorkommnisse und Bekanntmachungen beschränkt (in Sachsen z. B. durfte nur die „Leipziger Zeitung" politische Nachrichten bringen), aber Zeitschriften, wie Göckingks „Journal von und für Deutschland", noch mehr der „Briefwechsel" (seit 1774) und die „Staatsanzeigen" (seit 1782) des freimütigen Schlözer wurden doch bereits eine beachtete, ja gefürchtete Macht.

Die neue Bildung und der Staat. So herrschte in weiten Kreisen das Gefühl des Fortschrittes, des Gedeihens, der Kraft. Die Verwaltung und Rechtspflege waren in vielen Teilen Deutschlands musterhaft, der Wohlstand im Steigen, eine freie und glänzende Bildung blühte empor, eine unübersehbare Fülle bedeutender oder mindestens eigenartiger Menschen, wie sie Deutschland sonst nur im 16. Jahrhundert hervorgebracht hat, gab ihr das Gepräge. Sie zog auch schon einen Teil des Adels in ihre Kreise, sie näherte also die äußerlich geschiedenen Stände einander innerlich, und indem sie zuerst das Bewußtsein eines gemeinsamen, geistigen Besitztums und Interesses erweckte, wob sie ein geistiges Band, welches die gebildeten Deutschen aller Stände und Landschaften, ja vielfach selbst der verschiedenen Bekenntnisse zu einer idealen Gemeinschaft zusammenschloß. Aber da diese Bildung aus dem ganz unpolitischen Mittelstande hervorging, so begriff sie den Staat nicht, und am wenigsten den preußischen Staat; sie faßte deshalb den Menschen nicht als Glied eines großen Ganzen, sondern als Einzelwesen, und sah ihr höchstes Ziel in der allseitigen, harmonischen Ausbildung der Persönlichkeit

zur „Humanität“, nicht in ihrer freien, bewußten Hingebung an die Gesamtheit; den Staat betrachtete sie als einen Notbehelf, die Nationalität als etwas Zufälliges, die Vaterlandsliebe als „heroische Schwachheit“, als die Heimat des Gebildeten die Welt. Sie erzog also ein überaus vielseitiges und empfängliches, aber auch weichmütiges und willensschwaches, politisch ganz unfähiges Geschlecht, während die Bildung der fürstlichen Höfe noch immer ganz überwiegend französisch oder jesuitisch war, nicht deutsch. Wohl also entsprach die innerpolitische Entwickelung im ganzen den Bedürfnissen der Zeit, und nur da, wo dies eben nicht der Fall war, sind revolutionäre Strömungen hervorgetreten, aber sie lief neben der neuen geistigen Bildung einher, ohne daß sich beide berührten. Denn die unumschränkte Monarchie nahm lediglich die Mitwirkung des Adels und des Beamtentums für sich in Anspruch, so daß die Stände, welche die beiden Bewegungen vertraten, in ihren besten Leistungen sich gar nicht kennen lernten, und der größte deutsche Staat, Preußen, hatte an der neuen Bildung wenig Anteil. Die Gesamtverfassung der Nation aber blieb hinter dieser ganzen Kulturentwickelung weit zurück, ja die zunächst unvermeidliche politische und wirtschaftliche Abschließung der größeren Staaten verschärfte noch die ohnehin vorhandenen Gegensätze. Trotz gesteigerten Selbstgefühls bildeten deshalb die Deutschen des 18. Jahrhunderts noch keine wirkliche Nation. Sie konnten es nur werden, wenn sie ihre unhaltbare Reichsverfassung den völlig verwandelten Verhältnissen gemäß umgestalteten und wenn der Staat die Stände zu gemeinsamer Arbeit vereinigte. Es war ein Verhängnis, daß Deutschland eben auf dieser Übergangsstufe von furchtbaren Erschütterungen betroffen wurde. Die notwendigsten Reformen sind daher unserem Volke von fremder Gewalt und in fremdem Interesse gewaltsam aufgedrungen worden.



Dritter Abschnitt.

Die Fremdherrschaft und das Ende des heiligen Römischen Reiches; der Befreiungskrieg und die Stiftung des Deutschen Bundes

1790—1815.

Nirgends hatten die Ideen der Aufklärung die höher gebildeten Kreise mehr erfaßt als in Frankreich, und nirgends entsprachen die Zustände ihnen weniger als eben hier. Denn Frankreich hatte den Übergang zur aufgeklärten Selbstherrschaft nicht gefunden. Nicht zum besten des gesamten Volkes wurde hier die Regierung geführt, sondern lediglich im Interesse der privilegierten Stände, einer kleinen Minderheit also, die allein alle Vorteile dieses Zustandes genoß, während die Masse des Volkes nur ihre Lasten trug. Aus diesem furchtbaren Widerspruche entsprang die französische Revolution. Sie ist der Versuch, die Gedanken der Aufklärung, welche in Deutschland zum guten Teile schon verwirklicht waren, vollständig und ohne jede Rücksicht auf das Bestehende durchzuführen, und zugleich eine gewaltsame Reaktion der mißhandelten Massen gegen jahrhundertelangen Druck. Die Folge war ein völliger Umsturz aller staatlichen, kirchlichen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Ordnungen, aber weder die Begründung der wahren Freiheit noch einer dauernden Staatsform. Indem nun die Revolution, ihrem Wesen nach keine rein französische Bewegung, ihre Gedanken bald auch über die Grenzen trug und den alten Eroberungsgeist der Franzosen wieder erweckte, brachte sie eine politische Umwälzung über ganz West- und Mitteleuropa. In Deutschland insbesondere brach die morsche Reichsverfassung zusammen und seine Gebietsverteilung änderte sich von Grund aus, doch ein Umsturz der innerstaatlichen Verhältnisse erfolgte hier nur teilweise, weil diese eben im ganzen weit gesündere waren als in Frankreich. Dann trieb die Überspannung der französischen Ansprüche und der revolutionären Ideen eine

Reaktion der historischen Mächte hervor, der Monarchie und der Nationalitäten. An ihnen zerschellte das Napoleonische Weltreich. Doch das deutsch-römische Reich wurde nicht wiederhergestellt. Deutschland verwandelte sich in einen Bund weltlicher Staaten, und die Ideen einer Volksvertretung und der Gleichheit des Rechtes für alle wirkten auch in der Zukunft weiter, bis sie ihre Verwirklichung fanden.

Deutschland gegenüber der französischen Revolution. Die Anfänge der Revolution wurden in Deutschland von den Gebildeten naturgemäß mit Beifall und Teilnahme begrüßt, da sie ja ihre eignen Lieblingsideen zu verwirklichen schienen; daran, dem Beispiele der Franzosen praktisch zu folgen, dachte zunächst niemand. Selbst in den geistlichen Fürstentümern am Rheine war eine Volksbewegung gegen das Bestehende nicht zu erwarten und vereinzelte Äußerungen der Unzufriedenheit wurden leicht unterdrückt. Auch die Regierungen standen der Bewegung nicht schlechthin feindlich gegenüber. In Berlin war man eher erfreut, weil Frankreich jetzt außer stande war, Österreich vorkommendenfalls die vertragsmäßige Hilfe zu leisten, und in Wien sah Kaunitz in der Beschränkung der französischen Königsmacht eine Bürgschaft für den europäischen Frieden; ein Einschreiten zu gunsten Ludwigs XVI. beabsichtigte er damals keineswegs. Das westliche Deutschland wurde freilich bald unmittelbar in Mitleidenschaft gezogen, denn nach dem Bastillensturme (14. Juli 1789) und dem entsetzlichen Bauernkrieg in den Provinzen flüchteten die französischen Edelleute, unter ihnen die Brüder des Königs, die Grafen von Paris und Artois, scharenweise über die Grenze und fanden an den geistlichen Höfen des Rheinlandes, namentlich in Mainz und Coblenz, bereitwillige, ja auszeichnende Aufnahme. Doch der Übermut und die freche Sittenlosigkeit der Mehrzahl dieser „Emigranten" verstärkte in der Bevölkerung die Sympathien für die Revolution, die gegen die Herrschaft solcher Menschen sich gerichtet hatte. Dazu empfahlen die osteuropäischen Verwickelungen, namentlich der wachsende Einfluß Rußlands in Polen und die Weigerung Katharinas II., die Walachei zu räumen, den beiden deutschen Großmächten aufs allerdringendste, sich nicht in einen Krieg an der Westgrenze zu verwickeln.

Deutschland und Osteuropa. In der That bot Friedrich Wilhelm II., da auf England kein Verlaß war, und auch Schweden soeben seinen Frieden mit Rußland gemacht hatte, im Februar 1791 durch Oberst Bischoffswerder in Wien ein preußisch-österreichisches Bündnis zum Zwecke der gemeinschaftlichen Verteidigung des beiderseitigen Besitzstandes und der Bekämpfung des russischen Einflusses in Polen an. Da warf, ehe es noch zum Abschluß kam, ein von König
1791 Stanislaus gebilligter Staatsstreich am 3. Mai 1791 die alte Verfassung Polens über den Haufen, verkündete die Abschaffung des heillosen Liberum Veto, die erbliche Monarchie des Hauses Sachsen, gewährte den Städten freie Verwaltung, den Bürgern Zutritt zu allen Ämtern und allen nichtkatholischen Bekenntnissen Duldung. Die Grundlagen zu einer gesunden Neugestaltung der verrotteten polnischen Adelsrepublik schienen gefunden zu sein. Doch während man in Wien diese Umwälzung mit Genugthuung begrüßte, mußte Preußen insofern eine schwere Gefahr in ihr erkennen, als mit ihr auch die Verbindung

zwischen Polen und Sachsen sich erneuern sollte, und als ein neugestärktes Polen 1791.
schwerlich darauf verzichten konnte, Westpreußen wieder zu erobern. Nur die Befürchtung, eine feindliche Haltung Preußens möge die Polen ganz in die Arme Rußlands treiben, bewog trotzdem den König, in Wien zu erklären, daß er gegen die neue Verfassung nichts unternehmen wolle, sobald Österreich die Verhandlungen in Sistowa nach den englisch-preußischen Vorschlägen zum Abschluß bringe (s. S. 967). Daraufhin unterzeichnete Bischoffswerder ohne ausreichende Vollmacht am 25. Juli in Wien einen vorläufigen Vertrag, bei dem alle Vorteile auf Österreichs Seite lagen. Beide Mächte verpflichteten sich, ihre Besitzungen einander zu verbürgen, sich gegen innere Unruhen beizustehen, die nur Österreich zu fürchten hatte, gegen die polnische Verfassung nichts zu unternehmen, die doch gegen Preußens Interesse lief, endlich gemeinsam an der Bildung eines „europäischen Vereins" gegen Frankreich zu arbeiten. Unmittelbar danach schloß Österreich am 4. August den Frieden von Sistowa mit der Türkei ab, doch schon stand, wie der letzte Punkt des Wiener Vertrages zeigte, das Verhältnis zu Frankreich im Vordergrunde.

Streitpunkte mit Frankreich. Wenn die Werbungen der Emigranten auf deutschem Boden, welche die Kurfürsten von Mainz und Trier duldeten und begünstigten, den Franzosen Grund zu berechtigter Beschwerde boten, so hatte wieder die grundsätzliche Aufhebung aller gutsherrlichen Rechte in Frankreich (4. August 1789) diejenigen deutschen Reichsstände hart getroffen, welche, wie die geistlichen Kurfürsten, die Herzöge von Würtemberg und Pfalz-Zweibrücken und zahlreiche Reichsritter, noch ausgedehnte Güter im Elsaß unter französischer Hoheit besaßen. Für diese doch unhaltbaren Rechte einzutreten war Kaiser Leopold an sich allerdings weit entfernt, doch die zunehmende Macht der Jakobiner und die Suspension der königlichen Gewalt nach der mißlungenen Flucht Ludwigs XVI. im Juni 1791 ließ dem Kaiser die Sache dieses seines Schwagers als Sache aller europäischen Fürsten erscheinen. Nachdem er in diesem Sinne am 6. Juli von Padua aus ein Rundschreiben an sie erlassen hatte und Fürst Kaunitz in einer Denkschrift für ein Zusammenwirken der Mächte zur Herstellung eines haltbaren französischen Königtums sich ausgesprochen hatte, genehmigte Leopold jenen Vertrag mit Preußen und traf der Verabredung gemäß mit Friedrich Wilhelm II. im August 1791 auf dem sächsischen Lustschlosse Pillnitz bei Dresden zusammen. Hier wiesen sie beide die dreiste Zumutung des Grafen Artois, den flüchtigen bourbonischen Prinzen zur Wiederherstellung des alten Königtums Hilfe zu leisten, rundweg ab, und vereinbarten am 27. August nur eine gemeinsame Deklaration, in welcher sie alle europäischen Mächte aufforderten, gemeinsam mit ihnen an der Wiederherstellung der monarchischen Ordnung in Frankreich mitzuwirken; doch beabsichtigten sie damit mehr einen Druck auf die Jakobiner, als eine thätige Einmischung in die französischen Angelegenheiten, da sie sehr wohl wußten, daß England zu einer solchen nicht bereit sei. Sobald daher die neue französische Verfassung zum Abschluß gekommen war (30. September 1791), erklärte der Kaiser, jeder Grund zu einer europäischen Einmischung sei beseitigt. Soweit der Friede

von Preußen und Österreich abhing, war er vollkommen gesichert. Aber Preußen hatte auch durch diese Abmachungen die Selbständigkeit seiner Politik preisgegeben, und das in einem Augenblicke, wo der Verzicht des letzten Markgrafen von Ansbach-Baireuth den Anfall dieses schönen Gebietes von 160 Geviertmeilen mit 385,000 Einwohnern herbeiführte (2. December 1791) und damit für Preußen die Aussicht eröffnete, auch auf Süddeutschland unmittelbaren Einfluß zu gewinnen.

Ausbruch des Krieges mit Frankreich. Inzwischen steigerten sich die Verwickelungen mit Frankreich, statt sich zu lösen. Die Girondisten und Jakobiner, entschlossen das Königtum zu stürzen und deshalb den Krieg mit dem monarchischen Auslande zu beginnen, setzten den Beschluß durch, nicht nur die Emigranten bei Strafe der Gütereinziehung zur Rückkehr bis zum 1. Januar 1792 aufzufordern, sondern auch, was wichtiger war, im November den weiteren Beschluß, die elsässischen Beschwerden auf Grund einer Geldentschädigung rasch zu erledigen, den Kurfürsten von Trier zur Entwaffnung der Emigranten aufzufordern, und um dem allen Nachdruck zu geben, ansehnliche Streitkräfte an der Grenze zu versammeln. Maßvoll bestätigte zwar Leopold II. jetzt den Reichstagsbeschluß vom 14. August, der jede Geldentschädigung abgelehnt hatte, nötigte aber auch den Kurfürsten von Trier zur Auflösung der bewaffneten Emigrantenhaufen, und ließ das in Paris mitteilen, allerdings mit dem Zusatze, er werde nunmehr alle etwaigen französischen Ausschreitungen gegen Trier, die bei der offenkundigen Unbotmäßigkeit der französischen Provinzialbehörden sehr leicht möglich seien, energisch, selbst mit Waffengewalt, zurückweisen. Statt sich mit der erreichten Genugthuung zufrieden zu geben, beschloß indes die Nationalversammlung am
1792 25. Januar 1792, den Kaiser bis zum 1. März zur Erklärung aufzufordern, ob er sich noch an das Bündnis v. J. 1757 gebunden erachte und demgemäß auf jede Verbindung gegen die Unabhängigkeit Frankreichs verzichten wolle. Entrüstet von dieser offenbaren Herausforderung schloß Leopold am 7. Februar ein Verteidigungsbündnis mit Preußen ab, das ihn mit 20,000 Mann zu unterstützen versprach. In Paris aber ließ er erklären, der europäische Verein werde fortbestehen, so lange eine republikanische Partei den mit Österreich verbündeten König bedrohe und sich anschicke, Europa zu revolutionieren. Die Dinge standen schon dicht am Bruche, da raffte ein plötzlicher Tod am 1. März 1792 den Kaiser Leopold hinweg und gab die Herrschaft über Österreich seinem Sohne, Franz II. (geb. 1768) in die Hand, einem unerfahrenen, mehr stolzen und eigensinnigen, als selbständigen jungen Manne von geringer Begabung und engherziger Gesinnung, der obendrein bis zu seinem 16. Jahre in Florenz aufgewachsen war und die deutschen Verhältnisse gar nicht kannte. Unter dem Eindrucke dieser Nachricht stürzten die Girondisten das gemäßigte Ministerium Delessart und nahmen selber das Ruder in die Hand. Als dann am 18. März Fürst Kaunitz die geradezu geforderte Auflösung des „europäischen Vereins" verweigerte, beschloß am 10. April die Nationalversammlung den Krieg gegen den König von Ungarn und Böhmen, also gegen Österreich.

Einmischung Rußlands in Polen. Die französische Kriegserklärung 1792. enthielt zugleich das Todesurteil über Polen. Katharinas heißester Wunsch, Preußen und Österreich in einen Krieg an der deutschen Westgrenze zu verwickeln, um selbst die Hände gegen Polen frei zu haben, war erfüllt; sie eilte mit den Türken in Jassy abzuschließen. Um den Gefahren, die sich aus dieser Verwickelung für Preußen ergaben, zu steuern, blieb für dasselbe jetzt nur ein Mittel, eine neue Teilung. Schon im März 1792 hatte Friedrich Wilhelm II. seine Bereitwilligkeit dazu in Petersburg erklärt und damit seine Zustimmung zum Einschreiten Rußlands gegeben, das die zahlreichen Gegner der neuen Verfassung selber verlangten. So rief am 15. Mai ihr Haupt Felix Potocki die Konföderation von Targowitz aus, am 18. Mai überschritten die Russen die Grenze, am 17. Juli erlag ihnen Thaddäus Kosciuszko bei Dubienka am Bug, am 24. trat König Stanislaus der Konföderation bei. Die neue Verfassung war vernichtet, und in Warschau herrschten die Russen. Zugleich aber unterzeichnete Österreich am 13. Juli einen Bundesvertrag mit Rußland, der die Wiederherstellung der alten polnischen Verfassung ausbedang, und Preußen nahm in einem Vertrage vom 7. August für sich eine Entschädigung durch polnisches Gebiet in Aussicht.

Spannung zwischen Preußen und Österreich. So standen die Dinge, als die beiden Großmächte den Krieg gegen Frankreich begannen. Die militärische Lage war an sich keineswegs gefährlich, denn ihre geschulten Truppen fühlten sich dem zerrütteten Heere des revolutionären Frankreich weit überlegen und ein erster Einfall desselben in Belgien während des April war in der That jämmerlich verlaufen; doch die Interessen Preußens und Österreichs lagen schon mehr im Osten als im Westen, und dort liefen sie sich geradezu entgegen; zogen doch beide Staaten gar nicht mehr vorwiegend deshalb ins Feld, um das Königtum in Frankreich zu retten, sondern um für sich eine Vergrößerung zu erfechten. Das trat deutlich hervor, als im Juli 1792 nach der Krönung Franz' II. (14. Juli) die deutschen Reichsfürsten im „goldenen Mainz" zum letztenmale sich um ihren Kaiser scharten. Die glänzenden Feste verdeckten nur schlecht die rettungslose Fäulnis des Reiches und das tiefe Mißtrauen zwischen Österreich und Preußen. Ja dies wurde unheilbar gesteigert, als Österreich nicht nur auf seinen belgisch-bayerischen Tauschplan zurückkam, sondern auch noch Ansbach und Baireuth für sich verlangte. Dies letztere Ansinnen wies der König entschieden zurück, der ersteren Forderung stimmten die preußischen Staatsmänner der neuen Schule, Graf Haugwitz und Lucchesini, die Überlieferungen Friedrichs des Großen verleugnend, grundsätzlich zu, indem sie auch noch Elsaß und Lothringen für das pfalzbayerische Haus gewinnen und dafür wieder Jülich-Berg für Preußen erwerben wollten. Mißmutig räumte der greise Kaunitz den Vertretern dieser unzeitigen Eroberungspolitik, dem Staatskanzler Grafen Philipp Cobenzl und dem Staatssekretär Spielmann, den Platz (August 1792). Doch das Schlimmste war, daß beide Mächte überhaupt zunächst zu keiner Vereinbarung gelangen konnten. Verbündet und doch voll gegenseitigen Argwohns gingen sie ins Feld.

1792. **Der Feldzug in Lothringen und der Champagne.** Machte schon dies das Gelingen zweifelhaft, so begingen sie mit der Aufnahme bewaffneter Emigrantenscharen in ihr Heer und mit dem Manifest vom 25. Juli, das die Franzosen mit der härtesten Vergeltung, Paris geradezu mit Vernichtung bedrohte, falls die Sicherheit des Königs gefährdet werde, den unverzeihlichen Fehler, sich als Verfechter des alten, unrettbar zerstörten Königtums darzustellen und damit jedem patriotischen Franzosen die Parteinahme für den bedrohten König unmöglich zu machen. Dazu reichten ihre Streitkräfte, da sie den deutschen Osten nicht entblößen durften, allenfalls zu einem raschen Vorstoße auf Paris, aber gewiß nicht zur Überwältigung Frankreichs aus. Im Ganzen nämlich standen nur etwa 80,000 Mann wirklich zur Verfügung, 42,000 Preußen und Hessen um Coblenz, etwa ebensoviele Österreicher in Belgien (unter Clerfayt) und am Oberrhein (unter Hohenlohe); an der Maas sollten sich alle drei Heeresabteilungen zum Marsche auf Paris vereinigen. Doch einem solchen widerstrebte der Oberbefehlshaber, Herzog **Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig**, denn er war nicht nur ein geschworener Feind Österreichs, sondern auch und vor allem der vielbewun- [illegible] „methodischen" Kriegsweise, die in künstlichen Märschen

Revolution kampflos gewichen seien, u
ihnen am abendlichen Beiwachtfeuer zur
neue Epoche der Weltgeschichte aus."
Selbstgefühl der Franzosen nach diesem
Erklärung der Republik am 22. Septem
und andauernde Regengüsse die Preußen
tember). Mißmutig und mühselig schle
den zähen Schlamm der Straßen und
Pläne an der Maaslinie Winterquartiere
möglich, denn mißtrauisch durch die Sch
Heeresleitung mit den Konventskommiss
sichern, rief Österreich das Korps des
Custines auf Mainz bedrohte die Verbin
Longwy und Verdun und wichen über
Der Einbruch der Franzosen
wickelte sich der Angriff der französischen
land. Mit 18000 Mann

Revolution kampflos gewichen seien, und sie mußten Goethe Recht geben, der ihnen am abendlichen Beiwachtfeuer zurief: „Von hier an und mit heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus." Denn ins Ungemessene steigerte sich das Selbstgefühl der Franzosen nach diesem Erfolge, der fast zusammenfiel mit der Erklärung der Republik am 22. September. Bald zwangen Mangel, Krankheiten und andauernde Regengüsse die Preußen sogar zum Rückzuge nach Verdun (30. September). Mißmutig und mühselig schleppten sich die endlosen Truppenzüge durch den zähen Schlamm der Straßen und Felder rückwärts, um nach des Herzogs Plane an der Maaslinie Winterquartiere zu beziehen. Doch auch dies wurde unmöglich, denn mißtrauisch durch die Scheinunterhandlungen, welche die preußische Heeresleitung mit den Konventskommissaren nur anknüpfte, um den Rückzug zu sichern, rief Österreich das Korps des Fürsten Hohenlohe ab, und der Marsch Custines auf Mainz bedrohte die Verbündeten sogar im Rücken. So räumten sie Longwy und Verdun und wichen über Luxemburg ins Rheinland zurück. 1792.

Der Einbruch der Franzosen in die Rheinlande. Inzwischen entwickelte sich der Angriff der französischen Republik auf Belgien und das Rheinland. Mit 18,000 Mann schlechter und elend ausgerüsteter Truppen kam General **Custine** von Landau heran und nahm nach einem leichten Siege über das Mainzer Kontingent am 30. September **Speier** und **Worms**. Auf diese Kunde gab der Kurfürst von **Mainz** durch seine hastige Abreise nach Würzburg in der Nacht zum 5. Oktober das Zeichen zur allgemeinen schimpflichen Flucht des Adels und der Geistlichkeit seines Erzstiftes; niemals zuvor hatte der Rhein einen solchen Verkehr gesehen Als Custine am 19. Oktober, übrigens ohne Festungsgeschütze, erschien, da war Mainz nicht wehrfähig, die Besatzung kaum 3000 Mann stark, ein lockeres Gemisch kleiner Reichskontingente, die Bevölkerung zugleich entmutigt und erbittert über die feige Flucht der herrschenden Stände, vielfach infolge des Emigrantenunwesens sogar von französischen Sympathien erfüllt. So wurde am 21. Oktober **Mainz**, die erste Festung des Reiches, vom General Gymnich ohne einen Schuß übergeben, am nächsten Tage folgte **Frankfurt**, die Wahl- und Krönungsstadt der Kaiser, diesem Beispiel. In Mainz wurde ein Freiheitsbaum aufgerichtet, ein republikanischer Klub bildete sich, am 19. November auch ein „Administrationskonseil"; beide waren bestimmt, die Republikanisierung des linksrheinischen Gebietes und seine Einverleibung in Frankreich vorzubereiten. Daß einer der hervorragendsten unter den gebildeten Deutschen dieser Zeit, Georg **Forster**, an beiden eifrig teilnahm, war ein kläglicher Beweis für die politische Unreife und Charakterlosigkeit dieser Kreise. Auch aus der kurtrierischen Residenz **Coblenz** flüchtete alles, der Rat unterhandelte bereits mit Custine, und im kurkölnischen **Bonn** ging es nicht anders, nirgends zeigte sich eine Spur von Nationalgefühl oder auch nur von männlicher Entschlossenheit. In diesen schmachvollen Wochen haben die geistlichen Stiftslande auch das letzte Recht ihres Daseins verwirkt.

Verlust Belgiens. Kurz nach diesem Zusammenbruche am Rhein erschien **Dumouriez** mit 80,000 Mann in Belgien gegenüber dem Herzog **Albert** von

Sachsen-Teschen, der mit 40,000 Österreichern bei Mons stand. Unweit
1792. dieser Stadt bei Jemappes am 6. November geschlagen, wichen diese Truppen über die Dyle, Maas, Roer und Erft nach dem Rheine zurück und überließen damit Belgien den Franzosen, die Mitte December selbst Aachen besetzten.

Das alles zwang auch die preußischen Truppen zum Rückzuge nach dem Rheine. Ende Oktober sicherten sie Coblenz, wohin der Kurfürst sofort zurückkehrte. Dann erstürmten sie am 2. December zusammen mit den tapferen Hessen Frankfurt und säuberten so wenigstens das rechte Rheinufer von den französischen Plünderern.

Ausbruch des ersten Koalitionskrieges. Der Feldzug von 1792 war kläglich mißlungen und inzwischen vollzog sich eine völlige Verschiebung der politischen Lage. Der Aufruf an alle Völker zur Freiheit, den am 19. November der Konvent mit dem packenden Schlagworte: „Krieg den Palästen, Friede den Hütten" erließ, kündigte den Weltkrieg zur Ausbreitung der revolutionären Ideen über ganz Europa, den Kampf gegen die ganze bestehende Ordnung der Dinge an, die Hinrichtung König Ludwigs XVI. am 21. Januar 1793 zog einen breiten Blutstreifen zwischen dem republikanischen Frankreich und dem monarchischen Europa. Damit war der Zweck des begonnenen Krieges vollkommen verändert. Nicht mehr die Rettung des französischen Königtums war das Ziel, sondern der Prinzipienkampf war entbrannt. Und doch wollten thatsächlich die leitenden Mächte des alten Europa, mit alleiniger Ausnahme vielleicht des Königs von Preußen, einen solchen keineswegs führen, sondern, beherrscht von der unhistorischen Anschauung der Aufklärung, fortgerissen und bedroht zugleich von der schrankenlosen Eroberungsgier Katharinas II., erstrebten sie vor allem Landerwerbungen zur „Entschädigung" für ihre Anstrengungen gegen Frankreich, die sie doch in ihrem eignen wohlverstandenen Interesse machen mußten.

Die zweite Teilung Polens und die Entfremdung zwischen Preußen und Österreich. So schoß bald der Keim der Uneinigkeit üppig ins Kraut. Dies, nicht die Schreckensherrschaft der Jakobiner, hat Frankreichs Sieg entschieden. Zunächst hatten sich zu Ende Oktober 1792 Graf Haugwitz für Preußen, der Staatssekretär Spielmann für Österreich in Luxemburg dahin verständigt, daß Preußen den belgisch-bayerischen Tauschplan, allerdings ohne jede Gewaltanwendung gegen die Wittelsbacher, zu unterstützen und für Österreich den Elsaß oder einen Teil Polens als vorläufiges Pfand zu verschaffen versprach; für sich begehrte es polnisches Gebiet als Entschädigung, da es den Krieg nicht zum Schutze seiner eignen, gar nicht bedrohten Grenzen, sondern für das Reich führe. Auf dies
1793. vorläufige Einvernehmen gestützt, überschritten am 14. Januar 1793 die Preußen unter Feldmarschall Möllendorf die polnische Grenze und sperrten den beanspruchten Teil, etwa 1000 Quadratmeilen, das Land bis zur Bzura und Piliza, ab, während im Osten die Russen einrückten; am 23. Januar wurde in Petersburg der Vertrag über diese zweite Teilung Polens unterzeichnet. Am 25. März zogen die preußischen Truppen nach einigen Schüssen auch im widerstrebenden Danzig ein, die Huldigung erfolgte überall ohne Widerstand.

Doch in Wien empfand man es als einen schweren Schlag, zumal der Verlust Belgiens die Ausführung des belgisch-bayerischen Tauschplanes in unbestimmte Ferne rückte. In der Bitterkeit seiner Enttäuschung entließ Kaiser Franz seine bisherigen Minister Colloredo und Spielmann und übertrug am 27. März dem Freiherrn von Thugut die Leitung der auswärtigen Geschäfte. Franz von Thugut, der sich selber alles verdankte, war ein Mann von Energie, Zähigkeit und Scharfblick, persönlich unbestechlich und bedürfnislos, aber er hatte seine diplomatische Schule in dem wüsten Ränkespiel der Höfe von Warschau, Petersburg und Konstantinopel gemacht, kannte daher kein Bedenken in der Wahl seiner Mittel, verfocht eine rein österreichische, gegen die Pflichten des Kaisertums völlig gleichgültige Interessenpolitik, ohne doch irgendwie dessen Rechte aufgeben zu wollen, und haßte Preußen mit dem ganzen Ingrimm des siebenjährigen Krieges. Es niederzuhalten oder herabzubringen, den Bund mit den Seemächten und womöglich auch mit Rußland zu erneuern und Österreich im Sinne Josephs II. zur leitenden Macht Mitteleuropas zu erheben, diese Ziele galt es zu erreichen. Und das in dem Augenblicke, als der Königsmord in Frankreich den Bürgerkrieg und gegen Frankreich den Weltkrieg entfesselte. Im Februar waren England und Holland, im März Spanien in den Kampf eingetreten; am 22. März hatte auch der Regensburger Reichstag, dem kaiserlichen Antrage vom 1. September 1792 entsprechend, den Reichskrieg erklärt. Pfalz-Bayern freilich, geängstet durch die fortgesetzten österreichischen Pläne, ließ sich nur durch Drohungen zur Truppenstellung bewegen, Köln und Hamburg nahmen die Neutralität als ein gutes Recht der Reichsstädte in Anspruch und letzteres sandte sogar unbedenklich große Getreideladungen nach Bordeaux. Dazu kam der unlösbare Widerspruch zwischen dem gemeinsamen Interesse gegenüber Frankreich und der kaum verhüllten Feindseligkeit zwischen Österreich und Preußen, dessen energischer Beistand am Rheine doch für jenes selber ganz unentbehrlich war. In Preußen faßte man deshalb den Entschluß, sich bis auf weiteres lediglich auf die Befreiung und Deckung des deutschen Gebietes zu beschränken; für Österreich dagegen und die Seemächte war der Hauptzweck die Wiedereroberung Belgiens. Beides gelang zunächst. 1793.

Die Wiedereroberung Belgiens. In Belgien standen die Österreicher unter dem Prinzen Joseph von Sachsen-Coburg, die Engländer und Holländer mit ihren deutschen Soldtruppen, den tapferen Hessen und Hannoveranern, unter dem Herzog von York. Jene entsetzten schon Anfang März das seit dem 6. Februar eingeschlossene Maastricht, zwangen durch ihren glänzenden Sieg bei Neerwinden auf der Straße von Maastricht nach Brüssel am 18. März Dumouriez zur eiligen Räumung Belgiens und marschierten, als dessen Versuch zu einer Wiederherstellung des Königtums mit seiner Flucht ins österreichische Lager geendet hatte (5. April), in Frankreich ein, um Condé und Valenciennes einzuschließen. Bei der furchtbaren Zerrüttung in seinem Innern war Frankreich in dringender Gefahr; aber Coburg hielt mit Rücksicht auf seine unzureichenden Mittel und die furchtbar erregte Volksstimmung ein weiteres Vordringen für unmöglich und wollte sich lieber gegen die Festungen längs der belgischen Südwest-

1793. grenze (Maubeuge, Givet, Philippeville) wenden, was die Preußen durch einen Angriff auf Lothringen unterstützen sollten.

Kämpfe am Oberrhein. Inzwischen hatte ein sogenannter „rheinischer Nationalkonvent" in Mainz am 21. März im Widerspruch mit der großen Mehrzahl der Bevölkerung den vaterlandsverräterischen Beschluß gefaßt, den Konvent um Einverleibung des Landes in die französische Republik zu ersuchen, und deshalb Georg Forster nach Paris gesendet, wo er im Januar 1794, mit sich selbst zerfallen und von allen verlassen, gestorben ist. Die Einschließung der Festung durch Preußen, Hessen, Sachsen, Pfälzer und Österreicher, etwa 80,000 Mann, im April machte dem ganzen widerwärtigen Treiben ein Ende; aber die beständige Einwirkung der polnischen Frage und geheime, sehr günstige Friedensanerbietungen der gemäßigten Partei des französischen Wohlfahrtsausschusses, welche Preußen von Österreich zu trennen hoffte, hemmten in Verbindung mit der tapferen und geschickten Verteidigung die Fortschritte der Belagerung derart, daß die Festung erst am 23. Juli übergeben wurde. Inzwischen machte der Sturz der Gironde (2. Juni) jenen Verhandlungen ein Ende, und die Zerrüttung des französischen Heeres ließ einen Vorstoß als möglich erscheinen, zumal am 1. August auch Valenciennes fiel. Statt dessen beharrten in Belgien die Engländer auf der Belagerung von Dünkirchen, das sie für sich behalten wollten; doch waren sie allein dafür zu schwach (37,000 Mann) und von den Österreichern zu weit getrennt, so daß sie nach dem schweren Siege Houchards über die Hessen und Hannoveraner bei Hondscote am 8. September den Rückzug antraten. Am Oberrhein beschränkte man sich auf das Nächstliegende. Die Preußen drangen in die linksrheinische Pfalz vor, erstürmten am 17. August die beherrschende Waldhochebene von Pirmasens und behaupteten am 16. September diese Stellung gegen einen französischen Angriff. Der österreichische General Wurmser aber drang gegen den Befehl an Landau vorüber in den Elsaß ein, weniger, um das Land zu befreien, als um dort die verhaßte Herrschaft seiner adeligen Standesgenossen wieder herzustellen.

Französische Rüstungen; die neue Taktik. So behielt die „Schreckensherrschaft" Zeit, durch eine allgemeine Aushebung bis dahin unerhörte Massen von Streitern, bis Ende 1793 gegen 600,000 Mann, unter Waffen zu rufen, und der geniale Organisator Lazare Carnot schuf die Grundzüge einer neuen Taktik. Er konnte diese freiheitstrotzigen Republikaner nicht in die strengen Formen der Lineartaktik pressen, hatte auch gar keine Zeit, sie dazu drillen zu lassen; er löste also seine Truppen in Schützenschwärme auf, die, sich beständig deckend und fast unsichtbar die langen, geschlossenen Bataillonsfronten der Gegner mit ihrem unregelmäßigen, aber unaufhörlichen Feuer überschütteten; dahinter ließ er geschlossene Sturmhaufen vorgehen und auf den beherrschenden Punkten ballte er große Massen von Artillerie zusammen. Dieser neuen mörderischen Kampfweise erlag allmählich die alte Lineartaktik Friedrichs des Großen, und während die Franzosen ihren riesigen Menschenverlust durch neue Aushebungen leicht ersetzten, schmolzen die wohlgedrillten, kostspieligen Söldnerheere des monarchischen Europa rasch zusam-

men. Begabte, meist jugendliche Führer und die revolutionäre Begeisterung thaten 1793. das übrige, um diesen Heeren der allgemeinen Wehrpflicht den Sieg zu sichern.

Ende des Feldzuges von 1793. Zunächst in Belgien zeigte sich das. Nach den Gefechten um Wattignies am 15. und 16. Oktober hoben die Österreicher die Belagerung von Maubeuge auf. Dann warf sich Pichegru mit der Rheinarmee, Hoche mit der Moselarmee auf die Verbündeten. Diesen letzteren wiesen die Preußen und Sachsen in den glänzenden Gefechten auf den Höhen von Kaiserslautern vom 28. bis 30. November blutig zurück; aber Hoche wandte sich dann mit einem Teile seines Heeres nach dem Elsaß, drängte in den Kämpfen um die sogenannten Weißenburger Linien vom 23. November bis zum 6. December, auf demselben blutgetränkten Boden um Wörth, Fröschweiler, Reichshofen und am Gaisberge, auf dem i. J. 1870 die deutschen Heere ihre Siegeslaufbahn begannen, die Österreicher über die Grenze zurück und entsetzte am 28. December Landau. Nur ein kleiner Landstrich auf dem linken Rheinufer blieb den Verbündeten, und mißmutig legte der Herzog von Braunschweig den Oberbefehl nieder.

Wachsende Zerwürfnisse zwischen Preußen und Österreich. Während dieser Ereignisse war das Bündnis zwischen Preußen und Österreich innerlich vollends zerfallen, das Verhältnis zu Rußland gelockert. Ohne Rücksicht nämlich auf Preußen zu nehmen, hatte Katharina II. vom Reichstage zu Grodno am 22. Juli 1793 die Genehmigung einer Abtretung von etwa 2000 Quadratmeilen an Rußland allein erzwungen und sich zugleich Österreich genähert, da Thugut, im Glauben an einen „Verrat" des preußischen Bundesgenossen, sich rundweg weigerte, den Januarvertrag anzuerkennen. Entrüstet erklärte Friedrich Wilhelm II. fortan nur sein vertragsmäßiges Kontingent von 20,000 Mann gegen Frankreich stellen zu wollen und eilte Ende September selber vom Rhein nach Polen. Dieses entschiedene Auftreten erreichte zunächst seinen Zweck. Am 25. September ließ es der Reichstag zu Grodno, durchweg bestochen und nur scheinbar von russischen Truppen vergewaltigt, geschehen, daß sein Schweigen als Zustimmung auch zu dem preußischen Vertrage gedeutet wurde, worauf das Schutz- und Trutzbündnis vom 16. Oktober den Rest des Landes den Russen bedingungslos unterwarf. Jetzt war Polen unrettbar verloren.

Das Mißgeschick am Rheine hatte Thugut in seinem Verdachte nur bestärkt. Als deshalb Friedrich Wilhelm, der nach wie vor den Krieg gegen Frankreich als seine heiligste Pflicht betrachtete, einen Teil der Kosten seines Heeres dem Reiche auferlegt sehen wollte, und England, um die Heereskraft Preußens der Koalition zu erhalten, dem erschöpften Staate im Februar 1794 Hilfsgelder für 100,000 Mann anbot, zu denen auch Österreich beitragen sollte, lehnte Thugut alle diese Vorschläge aufs bestimmteste ab. Infolgedessen wies der König den Feldmarschall Möllendorf, den neuen Oberbefehlshaber, an, nur 20,000 Mann am Oberrheine zu lassen und die Hauptmasse nach Köln zu führen, was in den Rheinlanden die größte Bestürzung hervorrief; zugleich aber trat er mit England und Holland allein in Verhandlung und schloß durch Graf Haugwitz am 19. April im Haag einen Subsidienvertrag, nachdem er für monatlich 150,000 Pfund Ster-

1794. ling 62,000 Mann aufzustellen versprach. Dadurch geriet wieder Preußen in eine unwürdige Abhängigkeit von den Seemächten, und da vertragsmäßig die Generale die Wahl des Kriegsschauplatzes zu bestimmen hatten, die Preußen für den oberen Rhein sich entschieden, die Seemächte für Belgien, Thugut aber dort ein preußisches Heer unter keinen Umständen sehen wollte, so kam es zu den ärgerlichsten Reibungen. Andrerseits war Thugut durchaus nicht geneigt, die österreichischen Streitkräfte in Belgien wesentlich zu verstärken, hielt vielmehr fast die Hälfte des ganzen Heeres, 144,000 Mann, in den Erblanden zurück, weil er diese in seinem grundlosen Mißtrauen gegen Preußen nicht entblößen wollte, und wagte doch nicht die widerstrebenden Landtage zu größeren Leistungen anzuspornen, obwohl Österreich monatlich nur etwa 17 Millionen Franken für seine Armee aufwandte, Frankreich dagegen in diesem Jahre monatlich etwa 100 Millionen. Aus alledem ergab sich dem Minister mit immer zwingenderer Notwendigkeit der Gedanke, Belgien, dies entlegene, unzuverlässige, undankbare Land, um dessenwillen allein Österreich ein unmittelbares Interesse am französischen Kriege hatte, gegen ein bequemer liegendes Gebiet ganz aufzugeben, auch wenn der Austausch gegen Bayern unmöglich war.

Erhebung und Untergang Polens. Der unerwartete Ausbruch des polnischen Aufstandes schob vollends die osteuropäischen Angelegenheiten in den Vordergrund. Unter seinem letzten Helden Thaddäus Kosciuszko, dessen sittliche Reinheit in dieser Verderbnis fast unbegreiflich erscheint, erhob sich das unselige Volk, von Frankreich her im geheimen unterstützt, noch einmal gegen seine Dränger. Am 23. März 1794 entfaltete Kosciuszko in Krakau das polnische Banner, in Warschau wurden in der blutigen Osterwoche die russischen Besatzungstruppen vernichtet oder aus der Stadt verdrängt, ganz Polen, soweit es noch frei war, geriet in Bewegung. Unter diesen Umständen war es für Preußen das Richtigste, sofort mit aller Macht einzuschreiten, sich der ganzen Weichsellinie zu versichern und in dieser unangreifbaren Stellung bei der letzten nun unvermeidlichen Teilung das entscheidende Wort zu sprechen. In der That wurden 50,000 Mann gegen Polen in Bewegung gesetzt und der König selber begab sich, so sehr ihn sein Herz nach dem Rheine zog, am 14. Mai nach Oberschlesien zum Heere; der Schwerpunkt der preußischen Politik verschob sich unwiderstehlich nach dem Osten. Aber zugleich stellte Thugut (schon am 10. April) in Petersburg die Wahl: entweder hält Rußland die Preußen aus Polen fern, dann verzichtet auch Österreich auf jeden polnischen Erwerb, hält sich an Frankreich schadlos und hilft Rußland bei der Aufteilung der europäischen Türkei, oder dies geschieht nicht, dann teilt es Polen mit den beiden anderen Mächten und sucht den Frieden mit Frankreich um jeden Preis. Trotz dieser drohenden Lage ließ nun das Vorgehen der Preußen jede Energie vermissen. Am 6. Juni siegten sie mit einer russischen Heeresabteilung bei Rawka über Kosciuszko und besetzten am 15. Juni Krakau; aber erst am 23. brachen sie gegen Warschau auf, wagten dann, am 13. Juli dort angelangt, bei der Stärke der Befestigung und der Besatzung keinen Sturm, der bei der inneren Zerrüttung wahrscheinlich gelungen wäre, sondern begannen

eine kraftlose Belagerung. Schließlich brachte nicht der an sich ungefährliche Aufstand in Süd- und Westpreußen, sondern die Weigerung der Russen und Österreicher, Hilfe zu leisten, den König am 6. September zum übereilten Abzuge. So fiel die Überwältigung Polens allein den Russen unter dem gewaltigen Suworow anheim. Am 10. Oktober erlag ihnen in dem blutigen Ringen bei Maciejowice an der Weichsel Kosciuszko und wurde selbst gefangen; in der Morgenfrühe des 4. November erstürmten die Russen in einem grauenvollen Blutbade das befestigte Praga, am 8. zog Suworow in Warschau ein. Das war „Polens Ende". 1794.

Diese osteuropäischen Verwickelungen entschieden das Schicksal des französischen Feldzuges i. J. 1794 und damit des ersten Koalitionskrieges.

Der Verlust Belgiens und des linken Rheinufers. In Belgien standen, von der Meeresküste bis nach Luxemburg hin verteilt, etwa 132,000 Mann verbündeter Truppen, Clerfayt und York in Flandern, Coburg bei Valenciennes, Kaunitz an der Sambre, Beaulieu bei Luxemburg. Am 9. April war Kaiser Franz persönlich im Hauptquartier eingetroffen, frischer und unternehmungslustiger als je; auch die braven Truppen brannten darauf, sich endlich mit dem Feinde zu messen. Statt nun energisch vorzugehen, belagerte Coburg nur Landrécies, das am 30 April fiel. Dafür plante Carnot einen umfassenden Gegenangriff auf beiden Flügeln im Osten und Westen. Nun prallte der Stoß der Franzosen auf die Sambrelinie bei Rouvroy (13. Mai) völlig ab; aber Pichegru, von Lille aus vorgehend, nahm Menin, dessen tapfere hannöverische Besatzung unter Führung des Generals Hammerstein und des Artilleriehauptmanns G. D. Scharnhorst sich indes glänzend durchschlug, und drängte den viel schwächeren Clerfayt unter mehrfachen Gefechten bis gegen Gent zurück. Nun faßten die Verbündeten den richtigen und sehr wohl ausführbaren Gedanken, Pichegrus Heer vom Meere abzudrängen, und wirklich nahmen die Engländer und Österreicher im Rücken der Franzosen Roubaix und Tourcoing in der Nähe von Lille; aber in gewaltigem Vorstoß mit 80,000 Mann wieder vorbrechend, entrissen diese am 18. Mai nach wütendem Ringen den 18,000 Hannoveranern, Hessen, Österreichern, die dort standen, Tourcoing wieder, ohne daß unbegreiflicherweise der ganz in der Nähe stehende Erzherzog Karl seine ungeduldigen Truppen ihnen zu Hilfe geführt hätte; nur ein französischer Angriff auf Tournai am 22. Mai wurde abgewiesen. Die Entscheidung des belgischen Feldzuges war damit gefallen, denn nun griffen übermächtig die polnischen Händel ein.

Angesichts derselben nämlich riet jetzt Thugut, der am 23. Mai im Hauptquartier von Tournai eingetroffen war, dem Kaiser dringend, sein Heer nicht weiter für Belgien zu opfern, und bewog ihn dann, im Juni selbst nach Wien zurückzukehren. Zugleich wurden alle Vorbereitungen zur Räumung Belgiens getroffen, wenngleich Thugut einen Erfolg über die Franzosen wünschte, um möglichst günstige Bedingungen zu erlangen. Infolgedessen kapitulierte am 19. Juni Ypern, Coburg zog am 21. nach der Sambre ab, York wich hinter die Schelde zurück. Die Franzosen aber, jetzt durch Jourdans Maasarmee an dieser Stelle bis auf 100,000 Mann verstärkt, erneuerten ihren Angriff auf die Sambre und

1794. zwangen nach mehreren Mißerfolgen endlich am 25. Juni Charleroi zur Übergabe, als eben die Österreicher zum Entsatze heranzogen. Ohne noch von der Kapitulation der Festung zu wissen, griff Coburg am 26. Juni die Franzosen bei Fleurus an, brach aber nach zwölfstündigem heißen Ringen den Kampf ab, als ihm nach verwegener Rekognoscierung Leutnant Radetzky die Kunde vom Falle Charlerois überbrachte, und ging nordwärts zurück. Als die Franzosen am 1. August auch Mons nahmen, räumten die Österreicher Brüssel und Namur und gaben damit das Zeichen zur allgemeinen Flucht, zum Zusammenbruche der ganzen Verwaltung. Am 11. August zog Jourdan im schweigenden Brüssel ein. Im vollen Zwiste trennten sich die Verbündeten; York zog sich mit noch etwa 43,000 Mann über die holländische Grenze in eine Stellung zwischen Herzogenbusch und Bergen-op-Zoom zurück, Coburg mit 83,000 Mann hinter die Maas und Ourthe, beide unter wachsender Auflösung der Mannszucht bei ihren schmählich mißbrauchten Truppen. Belgien war in der Hand der Franzosen und auf immer für Österreich verloren. Der wackere Coburg nahm erbittert seinen Abschied und wurde durch Clerfayt ersetzt; von neuen Anstrengungen für Belgien, zu denen England fortwährend trieb und drängte, wollte Thugut trotz hoher Subsidienanerbietungen nichts mehr hören.

Inzwischen fielen auch die noch von den Verbündeten besetzten französischen Festungen; am 8. August mußten die Österreicher vor doppelter Übermacht auch Trier räumen, so daß die Franzosen der österreichischen Aufstellung hinter Maas und Ourthe in die Flanke kamen. Als deshalb Jourdan seit dem 16. September heftig drängte, ging Clerfayt unter lebhaften Gefechten hinter die Roer zurück; am 2. Oktober wich er bis an den unteren Rhein, am 6. überschritt er den Strom bei Mülheim. Mit einem Verluste von kaum 700 Mann überließen die Österreicher, noch 77,000 Mann stark, dem schwächeren Feinde das linke Rheinufer. Am 6. Oktober zogen die Franzosen in Köln ein, am 8. in Bonn, am 23. in Coblenz. In Aachen richteten sie ihre Verwaltung für das deutsche Rheinland ein, das sie bald mit ihren maßlosen Erpressungen bis aufs Blut aussaugten. Die Herrlichkeit des geistlichen Fürstentums aber war damit für immer zu Ende.

In denselben Wochen wich York mit seinem zerrütteten und zuchtlosen Heere, in dem nur die deutschen Truppen ihre Haltung bewahrten, erst hinter die Maas, seit Ende Oktober auch hinter die Waal zurück und gab am 3. November selbst Nymwegen auf.

Der Rückzug hinter den oberen Rhein. Nicht besser ging es am oberen Rheine, wo Möllendorf mit 44,000 Mann um Mainz, Herzog Albert von Sachsen-Teschen mit den Reichstruppen, darunter 36,000 Österreichern, am unteren Neckar stand, während die französische Rhein- und Moselarmee zusammen nur 66,000 Mann in mangelhafter Ausrüstung zählte. Trotzdem begnügte sich Möllendorf mit der Wiedereroberung der alten Stellung bei Kaiserslautern (13. Mai); zu seiner Unterstützung überschritten dann die Reichstruppen bei Mannheim den Rhein. Dann hemmte der Zwist mit den Engländern über die Verwendung der preußischen Truppen alles weitere, ja

Möllendorf ging nach neuen heftigen Kämpfen um Kaiserslautern im Juli 1794. wieder nach Mainz zurück, und kam auch zu spät, um Trier noch zu retten. Des Krieges herzlich müde wie seine ganze Armee riet der Feldmarschall in Berlin dringend zum Frieden, er knüpfte sogar auf eigne Hand mit den Franzosen zunächst wegen der Auswechslung der Kriegsgefangenen Verbindungen an. Da jedoch der König vor einem großen Siege von Frieden nichts hören wollte, so nahmen die Preußen zum drittenmale Kaiserslautern (18./20. September), und in zahllosen kleinen Gefechten zeigte der kecke Husarenoberst Blücher den Franzosen die ungebrochene Überlegenheit der preußischen Reiterei. Endlich kündigte England, aufs höchste unzufrieden, den Subsidienvertrag, und Friedrich Wilhelm rief sein Heer zurück.

Inzwischen hatte er auch erfahren müssen, daß Rußland, gehoben durch Suworows Erfolge, den Antrag seines Gesandten Tauenzien, die neue Teilungslinie längs des Njemen, des Narew und der Weichsel zu ziehen, zurückwies und für Österreich die Wojwodschaften Krakau und Sendomir begehrte (30. Oktober). Da wich er endlich dem Drängen seiner Minister und des Prinzen Heinrich, den Bitten Hollands und der westdeutschen Reichsstände, befahl Anfang December seinem Gesandten von der Goltz, die Friedensunterhandlungen mit Frankreich in Basel zu eröffnen und wies Tauenzien in Petersburg an, auf der Weichselgrenze zu bestehen. Zugleich stellte Kurmainz am 22. December in Regensburg den Antrag, den Kaiser und Preußen um gemeinsame Friedensvermittelung zu ersuchen, der auch Annahme fand. Von einer solchen freilich wollte Thugut nichts wissen, und doch war das Friedensbedürfnis auf beiden Seiten gleich groß. Belgien war für Österreich verloren, das linke Rheinufer in Feindeshand, Preußen ohne bereite Geldmittel und im Osten schwer bedroht, Frankreich zwar siegreich, aber auch nach dem blutigen Ende der „Schreckensherrschaft" (Juli 1794) so zerrüttet, daß die republikanische Regierung den Frieden schließen mußte, um sich nur zu behaupten.

Bündnis zwischen Österreich und Rußland. Da veränderten zwei fast gleichzeitige Ereignisse die Lage zu gunsten der Franzosen. In Petersburg führte am 19. December die von Rußland unterstützte Forderung Österreichs, ihm Krakau und Sendomir zu überlassen, zum Abbruch der Verhandlungen mit Preußen, und am 3. Januar 1795 unterzeichneten die Vertreter der beiden Kaiser- 1795. höfe einen Sondervertrag und eine geheime Abmachung, die bis z. J. 1852 unbekannt geblieben ist. In ersterem einigten sie sich derart über die dritte Teilung Polens, daß Rußland das Land bis zum Bug und Njemen, dazu Samogitien und Kurland, gegen 2000 Quadratmeilen erhielt, Österreich das Gebiet zwischen Bug, Weichsel und Piliza, 1000 Quadratmeilen, Preußen den Rest, 7—800 Quadratmeilen, falls es jene Erwerbungen guthieß. In dem noch viel wichtigeren geheimen Vertrage trat Österreich dem preußisch-russischen Abkommen vom 23. Januar 1793 derart bei, daß es für sich die Genehmigung des bayerisch-belgischen Tausches erhielt; es erneuerte ferner das Bündnis Josephs II. und Katharinas II. v. J. 1782 mit allen seinen ungeheuren Umwälzungsplänen in Ost- und Süd-

1795 europa (s. S. 961) und versprach endlich im Falle eines preußischen Angriffs Rußland ebenso zu unterstützen, wie die Russen Österreich. Mit diesem Vertrage trat Österreich zu Preußen in offnen Gegensatz und schickte sich abermals an, in Deutschland, Italien und auf der Balkanhalbinsel gleichzeitig seine Oberherrschaft in rein habsburgischem Interesse, gestützt auf Rußland, zu begründen.

Die Eroberung Hollands. In denselben Wochen, in denen diese verhängnisschwere Entscheidung im Osten fiel, überschritten die Franzosen unter Pichegru das Eis der Maas und der Waal und drangen, als auch der schnellströmende Leck seit dem 14. Januar fest zufror, ins Herz Hollands ein. Bei furchtbarer Kälte trat Wallmoden, Yorks Nachfolger, mit seinen abgerissenen, ausgehungerten Mannschaften den Rückzug hinter die Yssel an; am 20. Januar besetzten die Franzosen Amsterdam; am 23. den Haag, von wo der Erbstatthalter schon am 28. auf einer Fischerbarke nach England geflüchtet war; die holländische Flotte, festsitzend im Eise des Texel, strich die einst seebeherrschende blauweißrote Flagge vor einem französischen Reitergeschwader! Überall nahmen die Ausschüsse der „Patrioten" die Regierung in die Hand. Schmachvoller noch als i. J. 1672 fiel die niederländische Republik, und diesmal für immer. Im Februar überschritten die Franzosen auch die Yssel; jetzt lag selbst Norddeutschland offen vor ihren Waffen.

Der Friede von Basel. Trotz alledem hätte in den Basler Verhandlungen die Annahme eines preußisch-französischen Bündnisses oder ein festes Beharren, wie es aus einer wahrhaft deutschen Gesinnung sich von selbst ergab, das linke Rheinufer für Deutschland höchst wahrscheinlich gerettet, aber jene Anträge verwarf der König unbedingt und in der letzteren Beziehung dachten die meisten preußischen Minister höchstens an eine Entschädigung für Preußens linksrheinische Gebiete, unterstützten deshalb ihren Gesandten in Basel, Freiherrn von Hardenberg, den Nachfolger des inzwischen verstorbenen von der Goltz, der die innere Zerrüttung Frankreichs besser als sie kannte, nicht entschieden in seinem Widerstande gegen die gebieterische Forderung der Franzosen: Abtretung des ganzen linken Rheinufers. So wurde am 5. April 1795 der Friede von Basel unterzeichnet. Preußen trat vom Kriege zurück; alle Reichsstände, die binnen drei Monaten den Frieden annähmen, sollten in ihn aufgenommen werden, eine Demarkationslinie, von preußischen Truppen besetzt, sollte das nunmehr neutrale Nord- und Mittel-Deutschland rechts des Rheines schützen. Falls Hannover sich dem Frieden widersetzte, hatte Preußen es in militärische „Verwahrung" zu nehmen. In einem geheimen Artikel war die einstweilige Besetzung des linken Rheinufers durch die Franzosen zugestanden, noch nicht die Abtretung; falls eine solche im allgemeinen Frieden erfolgen sollte, versprach Frankreich für die Entschädigung Preußens Sorge zu tragen. In der That traten dem Basler Frieden nach und nach alle nord- und mitteldeutschen Reichsstände bei (Sachsen erst im August 1796) und in Frankfurt wurde über den Reichsfrieden verhandelt. Im ganzen Norden, nicht nur in Preußen, nahm die ermüdete und politisch urteilslose oder gleichgültige Bevölkerung den Frieden mit Genugthuung auf, im Süden und in Öster-

reich schmähte man auf die norddeutsche Großmacht, die eigenmächtig sich vom Kriege 1795.
zurückziehe, während die österreichischen Heere noch jahrelang gegen Frankreich fochten; auf Jahrzehnte hinaus hat dort Preußen alle Achtung und Sympathie eingebüßt. Gewiß ergab sich der Friede von Basel notwendig aus der damaligen Lage, trotzdem war er der schwerste Fehler, den die preußische Politik jemals begangen hat. Als Mehrer des Reiches, oft ohne, ja gegen das Reich, war Preußen emporgekommen; jetzt gab es unbesiegt das linke Rheinufer und Süddeutschland thatsächlich preis, es überließ den Habsburgern mindestens den Schein für Deutschland zu streiten und verzichtete auf jede Entscheidung über die schwere Frage, was denn aus den geistlichen Gebieten, d. i. aus der Reichsverfassung werden sollte; ja es geriet in ein nahes Verhältnis zu Frankreich, wo doch eben mit dem Frieden von Basel die erobernde Demokratie zur Herrschaft gelangt war, die nicht ruhen konnte, bevor die europäische Staatenordnung in Trümmern lag.

Die dritte Teilung Polens. In Wien erregte der Abschluß des Friedens, zu dem doch nichts mehr mitgewirkt hatte als die österreichische Politik, Bestürzung und Entrüstung. In seinem blinden Hasse glaubte Thugut nicht anders als daß Preußen mit Frankreich sich verbündet habe und über Österreich herfallen wolle. Er zog in Böhmen und Mähren 80,000 Mann zusammen, er trieb in Petersburg zum Kriege, zur Zertrümmerung Preußens, schloß am 4. Mai einen Subsidienvertrag mit England und unterhandelte nebenher mit Frankreich über Venezien. Endlich im August legten Österreich und Rußland ihren polnischen Teilungsvertrag in Berlin vor. Wären den preußischen Staatsmänner von jener Gesinnung erfüllt gewesen, die Thugut ihnen zuschrieb, so hätte das den Bruch herbeigeführt. Statt dessen erklärte sich der König sofort bereit, auf Krakau und Sendomir zu verzichten, wenn ihm die beiden Kaiserhöfe noch einen kleinen Landstrich an der oberschlesischen Grenze (Neu-Schlesien) und zwischen Bug und Weichsel gegenüber Warschau zugestehen wollten. Auf dieser Grundlage wurde am 24. Oktober 1795 der Vertrag über die dritte Teilung Polens unterzeichnet. Der verfaulte Staat des polnischen Adels, der im Herrenstande nur die nackteste Selbstsucht entwickelt, die Millionen seiner Bauern zu tierischer Stumpfheit entwürdigt hatte, war vernichtet. Aber die dieses notwendige Strafgericht mit schuldbefleckten Händen vollstreckten, verfolgten eine nicht minder gewaltthätige Politik als die französische Demokratie, gegen die sie gefochten hatten oder noch fochten; aus Gründen rein äußerlicher Zweckmäßigkeit oder der Herrschsucht erschütterten sie die bestehende Staatenordnung so gründlich, daß alle Grenzen ins Wanken gerieten, bis die Vergeltung endlich sie selber schlug.

Die letzten Feldzüge in Süddeutschland. Inzwischen waren die österreichischen Verhandlungen mit Frankreich gescheitert, und ein neues Bündnis hatte am 28. September 1795 England, Österreich und Rußland zum Kampfe gegen Frankreich geeinigt, nicht mehr, um die Revolution zu bekämpfen, sondern um ausgedehnte Eroberungen ins Werk zu setzen. Während jener Verhandlungen hatten am Rheine die Waffen geruht; erst am 7. September 1795 überschritt Jourdan mit der Maas-Sambrearmee den Rhein bei Duisburg, besetzte mit ge-

1795. heimer Zustimmung der pfalzbayerischen Regierung Düsseldorf und drängte Clerfayts Österreicher unter heftigen Gefechten bis hinter die Lahn zurück. Ebenso ging Pichegru mit der Rhein-Moselarmee bei Mannheim über den Strom und schloß Mainz ein. Indes wehrte Wurmser den Angriff der Franzosen auf Heidelberg tapfer ab (29. September), drängte sie am 17. und 18. Oktober wieder über den Rhein und entriß ihnen auch Mannheim wieder (22. November). Nicht minder glücklich zwang Clerfayt die Maas-Sambrearmee durch einen überraschenden Angriff auf ihre linke Flanke an der Kinzig zum eiligen Rückzuge über den Taunus und Westerwald, wobei die erbitterten Bauern blutige Rache an der plündernden „Löffelgarde" dieser Sansculotten nahmen; dann zersprengte er am 29. Oktober in einem glänzenden Angriff die französischen Belagerungstruppen vor Mainz, nahm ihnen fast sämtliche Geschütze ab und drängte sie bis gegen
1796. Landau zurück. Als am 1. Januar 1796 ein Waffenstillstand zunächst dem Kampfe zum Glücke für das völlig zerrüttete französische Heer ein Ende machte, behaupteten die Österreicher selbst einen guten Teil des linken Rheinufers.

Für das Jahr 1796 hätte Thugut am Rheine sich trotzdem am liebsten auf die Verteidigung beschränkt und die Hauptmacht nach Italien geworfen, wo ihn die Erwerbung Veneziens lockte, doch drängte außer Rußland vor allem England auf kräftiges Vorgehen am Rheine und versprach in diesem Falle ansehnliche Hilfsgelder. So blieb das österreichische Heer in Italien fast ohne Verstärkung, obwohl die Truppen, die Thuguts ungerechtfertigtes Mißtrauen gegen Preußen in Böhmen und Mähren festhielt, dafür zur Verfügung gestanden hätten, und am Rheine wurden zwei große Heere aufgestellt, im Süden 83,000 Mann unter Wurmser, im Norden über 90,000 unter Erzherzog Karl, sie waren sogar etwas stärker als die französischen Armeen gegenüber, die obendrein durch die kaiserliche Aufstellung im pfälzischen Berglande zwischen Speier und Bingen von einander getrennt waren und an allem Mangel litten. Doch der Erzherzog (geb. 1771), ein Anhänger der methodischen Kriegsweise, der zahlreiche Siege erfochten, aber niemals einen bis zur Vernichtung des Feindes ausgenützt hat, ließ wieder den Franzosen den Vorteil des Angriffes. So drängte Jourdan, der Anfang Juni 1796 bei Düsseldorf und Neuwied den Rhein überschritt, die Österreicher hinter die Sieg und Lahn zurück, wurde dann zwar von Karl, der das linke Rheinufer fast ganz aufgab und mit österreichisch-sächsischen Bataillonen über den Taunus herbeieilte, am 15. Juni bei Wetzlar geschlagen und zurückgeworfen, hatte aber doch Moreau die Möglichkeit geschaffen, Ende Juni bei Straßburg über den Rhein zu gehen und sich des Kniebispasses im Schwarzwald zu bemächtigen, zumal eben Wurmser mit 25,000 Mann nach Italien abgezogen war. Den Versuch des Erzherzogs, ihn durch einen Flankenangriff von Karlsruhe her zu fassen, wies Moreau am 9. Juli bei Malsch zurück, ja er besetzte Stuttgart, so daß Karl sich bis Nördlingen zurückzog. Im Stich gelassen und selbst unfähig zum Widerstande, erkauften nun wetteifernd Würtemberg, Baden und der schwäbische Kreis mit schweren Lieferungen und Zahlungen Waffenstillstand und Frieden von dem Sieger, wobei die Herrscher jener beiden Staaten bereits ausgedehnte, geistliche

Gebiete sich zusichern ließen. Es waren die Vorboten des Rheinbundes. Nun 1796.
ging auch Jourdan wieder vor, trieb die Österreicher unter Wartensleben vor sich her und nötigte den fränkischen Kreis zu ähnlichen Zugeständnissen, Sachsen zu einem Neutralitätsvertrage (13. August). Unter dem Eindrucke dieser französischen Erfolge stieg in Berlin der Einfluß der Österreich feindlichen Partei. Bisher hatte der König streng an der Neutralität festgehalten, deshalb auch in Hildesheim mit den Ständen des niedersächsischen Kreises die Aufstellung von 50,000 Mann in Westfalen unter dem Herzog von Braunschweig vereinbart, besonders um Hannover und die Hansestädte zu schützen, welche die Franzosen als Verbündete Englands in ihre Gewalt zu bringen strebten. Aber er hatte weder 1795 noch 1796 die Verletzung der Demarkationslinie verhindern können. Jetzt schlugen ihm seine Minister, von Prinz Heinrich unterstützt, der wenig beachtet als mißvergnügter Beobachter in Rheinsberg saß, ein französisches Bündnis und umfassende Säkularisationen vor. Darauf allerdings ging der König nicht ein, doch er willigte am 5. August in einen neuen Vertrag mit Frankreich, der die Demarkationslinie enger zog und für Preußen für den Fall, daß das linke Rheinufer abgetreten werde, das Stift Münster zusicherte. Zugleich machte Preußen alte Besitztitel gegenüber der fränkischen Reichsritterschaft und der Reichsstadt Nürnberg geltend, und so tief gesunken war dort der Glaube an die Lebensfähigkeit des Gemeinwesens, daß die Bürgerschaft mit erdrückender Mehrheit beschloß, um die Einverleibung Nürnbergs in Preußen zu bitten. In den Augen der Welt erschien Preußen als Verbündeter des Reichsfeindes.

Um so hellerer Glanz fiel auf Österreich, als der Erzherzog zu erfolgreichem Angriff überging. Mit Wartensleben in der Oberpfalz vereinigt, erfocht er am 24. August bei Amberg über Jourdan einen glänzenden Sieg, faßte den Gegner nochmals am 3. September bei Würzburg und verfolgte die in Auflösung weichenden Feinde, von dem erbitterten Landvolke kräftig unterstützt, bis Neuwied. Diese Erfolge machten auch Moreaus Stellung unhaltbar. Um nach den Weisungen des Direktoriums Tirol möglichst nahe zu sein, war er bis München vorgegangen und hatte den Kurfürsten noch am 7. September zum Waffenstillstande von Pfaffenhofen genötigt, eben als sich Jourdans Schicksal entschied, und er selbst in seiner linken Flanke von den siegreichen Kaiserlichen sich überflügelt, in seinem Rücken das rachgierige Landvolk unter Waffen sah. Es blieb ihm nichts übrig, als der vielbewunderte Rückzug über den Lech nach Biberach, wo er die Österreicher am 2. Oktober blutig abwies, dann weiter über Sigmaringen nach dem Schwarzwald durch das Höllenthal auf Freiburg i. Br.; doch mußte er, da ihm der Erzherzog schon den Weg nach Straßburg verlegte, den Rhein bei Hüningen überschreiten (25. Oktober). Abermals war Süddeutschland durch die kaiserlichen Waffen von den französischen Plünderern befreit, in jeder Bauernhütte des Schwarzwaldes prangte seitdem das Bild des siegreichen Erzherzogs, und mächtig wuchs das Ansehen Österreichs im Reiche.

Napoleon Bonaparte. Doch schon war über den Schlachtfeldern der Lombardei der blutige Stern des Mannes aufgestiegen, der in Frankreich die

Revolution nur schloß, um über Europa ein Zeitalter unerhörter Umwälzungen heraufzuführen, das war Napoleon Bonaparte. Als geborener Korse seiner Abkunft nach reiner Italiener und in seiner Jugend ein Todfeind Frankreichs, das eben in seinem Geburtsjahre 1769 sich die Insel unterworfen hatte, war er in den wilden Parteikämpfen dieser Zeit i. J. 1793 mit seiner ganzen Familie endlich verjagt und heimatlos geworden. Seitdem kannte er nur ein Ziel seines Strebens, seine persönliche Größe; Frankreichs Macht und die Ideen der Revolution waren ihm lediglich Mittel zu diesem Zwecke. In jedem Zuge der echte Sohn des „philosophischen", „aufgeklärten" 18. Jahrhunderts, gewaltsam, ohne jedes geschichtliche Verständnis, ohne religiöses Bedürfnis, ohne Herzensadel, hart bis zur Grausamkeit, gewissenlos und treulos, wo es sein Vorteil verlangte, wie ein Italiener des 15. Jahrhunderts, von einer Selbstsucht erfüllt, die sich mit jedem Erfolge nur steigerte, fortgerissen von einer ausschweifenden Phantasie, so stürmte er vorwärts ohne Rast und ohne Grenze. Aber er war ein Genie. Er besaß eine wunderbare Sicherheit in der Beurteilung der Menschen und Dinge, soweit sie sich mit dem Verstande ermessen und erwägen lassen, eine erstaunliche Umsicht und Arbeitskraft, eine vollendete Meisterschaft in der Ausbeutung menschlicher Schwächen und Leidenschaften, eine stahlharte, alles überwältigende Willenskraft. Er kannte als Feldherr deshalb nur ein Ziel: die Vernichtung des feindlichen Heeres, den Stoß ins Herz der feindlichen Macht, er ernährte den Krieg durch den Krieg und brachte auf dem Schlachtfelde die Carnotsche Taktik zur unwiderstehlichen Entfaltung; niemals kümmerten ihn die Verluste. Nur von den Kräften des Gemütes und den sittlichen Mächten im Völkerleben ahnte er nichts; als sie sich gegen ihn erhoben, ist er zu Grunde gegangen. Doch jetzt trat er hinein in eine Staatenwelt voll Selbstsucht und Hader, voll Schwerfälligkeit und Willensschwäche; kein Wunder, daß er sie in Trümmer schlug.

Bonaparte in Ober-Italien und in den Ostalpen. Nachdem er in einem glänzenden Feldzuge Piemont und die übrigen oberitalienischen Staaten zu Waffenstillstands- oder Friedensverträgen gebracht hatte, schloß er die Österreicher in **Mantua** ein, schlug ein Ersatzheer nach dem andern und zwang
1797. endlich am 3. Februar 1797 die gewaltige Festung zur Übergabe. Als Erzherzog Karl, eilig vom Rheine herbeigerufen, den Oberbefehl übernahm, sank ihm alle Hoffnung beim Anblick der entmutigten Heerestrümmer; er ging hinter den Tagliamento zurück und verstärkte sich hier allmählich auf 27,000 Mann, während in Tirol 10,000 Landesschützen aufgeboten wurden. Aber eben, daß Karl nicht in Tirol seine Hauptmacht sammelte, was jeden Vormarsch Bonapartes in die Ostalpenlande unmöglich gemacht hätte, kam seinem genialen Gegner erwünscht. Er war jetzt entschlossen, geradewegs auf Wien vorzudringen und gegen Tirol nur 18,000 Mann unter Joubert zu senden, das denkbar Verwegenste, denn er hatte selbst nur 34,000 Mann zur Verfügung für diesen Hochgebirgsmarsch von 70 Meilen, und doch das Klügste, denn er schob sich sofort zwischen die zersplitterten Heeresmassen der Gegner hinein und trennte sie von ihrer Hauptstadt.

Am 10. März stieß Bonapartes übermächtiger Angriff bei Codroipo mitten 1797
hinein in die weit ausgedehnte, schwache Aufstellung der Österreicher, denen das riesig breite, aber meist nur mit Geröllmassen erfüllte, wasserarme Bett des Tagliamento keinen Schutz gewährte. Indem nun der Erzherzog östlich nach dem Isonzo zurückwich, gab er den Franzosen die Paßstraße nach Pontafel und Tarvis frei und bot so Massena Gelegenheit, sich nach schwachem Widerstande des entscheidenden Punktes Tarvis zu bemächtigen (23. März) und Villach zu besetzen. Was von Österreichern noch südlich davon auf der Predilstraße stand, streckte, hilflos abgeschnitten, die Waffen; kaum 13,000 Mann führte Karl auf weiten Umwegen über Laibach und den Loiblpaß nach Klagenfurt hinüber. Inzwischen hatte Joubert die Österreicher unter blutigen Gefechten bis Meran und Sterzing zurückgedrängt und sich damit auch des Einganges zum Pusterthale versichert; die österreichische Division Sporck, die dort stand, entzog sich der Einschließung nur, indem sie über die vergletscherten Tauernpässe nach Gastein hinüberstieg. Bonaparte ließ den weichenden Feind nicht einen Augenblick zur Besinnung kommen. Am 28. März war er in Villach, am 30. in Klagenfurt; am 31. ging Massena auf der großen Straße nach Steiermark bis nach St. Veit vor, schlug am 4. April die Österreicher bei Neumarkt, besetzte am 7. April Leoben, nur noch 16 Meilen von Wien.

Der Vorfriede von Leoben. Es war zu Ende, kaum vier Wochen, nachdem in Venezien der Feldzug begonnen hatte. Die vom Rheine herbeigerufenen Truppen sammelten sich eben erst in Salzburg, vermochten also Bonaparte nicht mehr aufzuhalten. Von auswärtiger Hilfe war keine Rede, denn der Tod Katharinas II. am 17. November 1796 hatte in Paul I. einen Herrscher ans Ruder gebracht, der in allem das Gegenteil zu thun strebte, wie die ungeliebte Mutter, und daher jeden Gedanken, in den Krieg einzugreifen, trotz des Bundesvertrages von 1795 zunächst weit von sich wies. Andrerseits fühlte sich Thugut an England nicht weiter gebunden, weil dies Ende 1796 eigenmächtig Friedensunterhandlungen begonnen hatte, und in Wien rief alles nach Frieden. Nun sammelte zwar der Minister zur Verteidigung der Hauptstadt 30,000 Mann und ließ in Ungarn das allgemeine Aufgebot beschließen, aber er sandte doch seine Unterhändler nach dem alten Kloster Göß bei Leoben, wo Bonaparte soeben sein Hauptquartier genommen hatte, um zunächst einen Waffenstillstand zu erlangen. Diesen bewilligte der General nur unter der Bedingung, daß er nicht nur Rottenmann und Bruck, sondern auch Graz noch besetzen dürfe, wo er am 12. April selber einzog, um den Treueid für die französische Republik zu verlangen, ein Ansinnen, das freilich die steirische Landeskommission stolz zurückwies. Dann bot er gegen Abtretung Belgiens und der Lombardei, Preisgebung Modenas und Anerkennung der neuen cisalpinischen Republik den Österreichern Venezien, Istrien und Dalmatien an. Denn soeben hatten seine heimtückischen Hetzereien dort den Aufstand gegen die Franzosen entfacht und ihm so den Vorwand geliefert, die wehrlose Republik zu vernichten. Auf dieser Grundlage wurde am 18. April 1797 in Göß der Vorfriede von Leoben unterzeichnet, als eben die Franzosen wieder den Rhein

1797. überschritten. Ein europäischer Friedenskongreß in Bern sollte den Frieden auch für das Reich auf Grundlage seiner Integrität und für die kämpfenden Mächte überhaupt zustande bringen.

Der Friede von Campo Formio. Unstreitig wäre es nun für Deutschland, wie für Österreich das Vorteilhafteste gewesen, wenn Thugut auf die Bedingungen von Leoben hin, die ja das linke Rheinufer bei Deutschland ließen und dem Reiche der Habsburger die vorteilhafteste Abrundung im Süden schufen, möglichst rasch den endgültigen Frieden abgeschlossen hätte. Statt dessen wollte er in Italien noch die päpstliche Romagna (die sogenannten Legationen) erwerben und Modena nicht preisgeben, um den österreichischen Einfluß auf Mittel-Italien nicht zu verlieren; dafür sollte Frankreich den größten Teil des linken Rheinufers nehmen. Darüber wurde erst im Schloß Montebello bei Mailand, wo Bonaparte als Herr Italiens mit fürstlichem Glanze Hof hielt, dann seit Ende Juni in Udine verhandelt. Da indes der General die italienischen Forderungen Thuguts ganz aus denselben Gründen entschieden verwarf, und nur die Stadt Venedig noch zur Verfügung stellte, so gab sich Graf Ludwig Cobenzl damit schließlich zufrieden unter der Bedingung, daß Österreich noch das Erzstift Salzburg und Bayern bis zum Inn erhalte, wogegen es den Herzog von Modena mit dem österreichischen Breisgau zu entschädigen versprach. Dafür sollte jetzt das linke Rheinufer von der Lauter bis zur Nette (bei Andernach) an Frankreich fallen. So behielt Preußen seine linksrheinischen Lande, hatte also auch keine Entschädigungsansprüche, die Gefahr umfassender Säkularisationen wurde damit vermieden und die geistlichen Staaten, die Stützen der habsburgischen Macht im Reiche, blieben der Hauptsache nach erhalten. Sollte Frankreich noch weitere Erwerbungen in Deutschland machen, so hatte Österreich entsprechende Gebiete zum Ausgleich zu fordern. Ein Kongreß in Rastatt sollte den Frieden auch für das Reich schließen. Das war der verhängnisvolle Friede, den Bonaparte und Cobenzl am Abend des 17. Oktober 1797 im französischen Hauptquartier Passariano unterzeichneten und von dem für neutral erklärten Dorfe Campo Formio bei Udine benannten, ein Triumph der österreichischen Interessenpolitik Thuguts, der Anfang vom Ende des heiligen Römischen Reiches.

Der Kongreß von Rastatt. Während nun Österreich seine Machtstellung am Adriatischen Meere begründete und die schwarzgelben Fahnen über dem Markusplatze sich erhoben, räumten die kaiserlichen Truppen nach den geheimen Verabredungen vom 1. December die Festungen des linken Rheinufers samt dem Ehrenbreitstein, am 15. December auch das unbezwungene Mainz; ihnen folgten die Franzosen auf dem Fuße. Das Reich mochte zusehen, wie es ohne den Schutz seines Kaisers sich seiner Feinde erwehrte. Unter dem erschütternden Eindrucke dieser Thatsachen begann die Reichsdeputation in Rastatt ihre Verhandlungen. Wohl wollte der junge König von Preußen, Friedrich Wilhelm III. (seit 17. November 1797) für sich keine Entschädigungen im Reiche, vielmehr die Erhaltung der Gebietsverteilung und der Verfassung desselben, falls auch Österreich sich jeder Vergrößerung auf Kosten seiner deutschen Mitstände enthalte; aber in

seiner ehrlichen, freilich kurzsichtigen Friedensliebe war er auch weit davon entfernt, etwa für das linke Rheinufer das Schwert zu ziehen, und Österreich erstrebte eben das, was man in Berlin nicht von ihm erwartete. Als nun die Franzosen in Rastatt die Abtretung des ganzen linken Rheinufers forderten, stimmte Preußen widerwillig zu. Am 9. März 1798 fügte sich auch die Reichsdeputation dieser Bedingung und nahm folgerichtig am 4. April den französischen Antrag auf umfassende Säkularisationen grundsätzlich an, gegen Österreichs entschiedenen Widerspruch und ohne daß Preußen soweit gehen wollte. Vielmehr vereinbarten die Rastätter Gesandten beider Mächte am 25. März einen Vertragsentwurf, der die Erhaltung mindestens der drei geistlichen Kurfürsten bezweckte. Die revolutionären Umtriebe des französischen Direktoriums im badischen Schwarzwalde, in Württemberg und Hamburg, die Aufrichtung der römischen Republik, der Umsturz der Schweizer Eidgenossenschaft und die Begründung der einheitlichen helvetischen Republik, welche französische Besatzungen bis an die Grenzen Graubündens und Tirols vorschob, die Vergewaltigung Piemonts, Toskanas und Neapels, das deshalb am 19. Mai ein Verteidigungsbündnis mit Österreich schloß, alle diese Vorgänge bewiesen um dieselbe Zeit, daß ein ehrlicher Friede mit Frankreich unmöglich sei. Selbst in Berlin beschloß man im Mai, beunruhigt durch die französischen Pläne auf die deutschen Nordseelande, jede Verletzung der Demarkationslinie mit Waffengewalt zurückzuweisen, zumal das herausfordernde Auftreten des neuen französischen Gesandten Siéyès das bisher leidliche Verhältnis zum Direktorium zu zerstören drohte. Thugut hätte trotz alledem mit Frankreich sich verständigt, wenn nicht das Direktorium in den letzten geheimen Verhandlungen zu Selz i. E. jede Vergrößerung des österreichischen Besitzes in Italien, insbesondere die Erwerbung der Legationen, rundweg verweigert hätte (7. Juni). Damit war der Bruch zwischen beiden Mächten thatsächlich entschieden, und Thugut sah sich nach Bundesgenossen für einen neuen Waffengang um. 1798.

Die zweite Koalition. Als solcher bot sich ihm vor allem Kaiser Paul I. dar, ein geschworener Feind der „Jakobiner" und damals obendrein persönlich über die Franzosen erbittert. Denn auf der Fahrt nach Ägypten hatte Bonaparte Malta weggenommen (19. Mai) und so den halb phantastischen, halb klug berechneten Lieblingsplan des Zaren, als Großmeister des Malteserordens hier einen Stützpunkt für die Mittelmeerherrschaft Rußlands zu erwerben, durchkreuzt. Zu Thuguts Überraschung versprach Paul schon im Juli 60,000 Mann über das vertragsmäßige Hilfskorps hinaus für Österreich zu stellen; er verhandelte in Berlin über den Anschluß Preußens und trieb so ungeduldig vorwärts, daß Thugut ihn zurückhalten zu müssen glaubte, weil Österreich noch nicht gerüstet sei; nur Graubünden ließ er im Oktober auf Bitte der dortigen Regierung besetzen. Inzwischen entschied der Angriff der Franzosen auf Ägypten und die Aufrichtung der parthenopäischen Republik in Neapel das Bündnis Rußlands mit der Türkei und mit England (Januar 1799). Dagegen lehnte Friedrich Wilhelm III. den Beitritt Preußens zur Koalition gegen den Rat seiner Minister aufs bestimmteste ab (27. Januar), der zweite schwere Fehler der preußischen Politik nach dem Frieden von

Basel. Das Direktorium aber bezeichnete den Einmarsch russischer Truppen in Österreich als Kriegsfall (31. Januar) und ließ am 18. Februar seine Generäle den Rhein überschreiten, obwohl es mit dem Reiche in Frieden bleiben zu wollen erklärte. Am 5. März ging darauf Erzherzog Karl über den Lech. Der zweite Koalitionskrieg war ausgebrochen.

Die Aussichten für die Verbündeten schienen günstig. In Frankreich hatte mit der fortschreitenden Zerrüttung die Abneigung gegen den Krieg einen solchen Grad erreicht, daß die Aushebungen überall auf offenen oder geheimen Widerstand stießen, und der beste Feldherr des Landes weilte fern im Orient, von der Heimat abgeschnitten durch den Sieg der englischen Flotte bei Abukir (1. August 1798). Doch die Absichten der verbündeten Mächte deckten sich keineswegs. Rußland und England erstrebten vor allem die Wiederherstellung oder Behauptung der alten Verhältnisse, also auch die Vernichtung der mit Frankreich verbündeten Republiken; Österreich zog das Schwert allerdings auch für die verfaulten geistlichen Staaten in Deutschland, noch mehr aber für ausgedehnte Eroberungen in Italien. An diesem inneren Widerspruch ist die zweite Koalition trotz glänzender Erfolge binnen Jahresfrist zu Grunde gegangen.

Der Rastatter Gesandtenmord. Im Norden der Alpen hatte Jourdan den Schwarzwald überschritten und Massena durch Erstürmung des **Luciensteiges** im März die Österreicher aus Graubünden verdrängt. Aber über jenen siegte Erzherzog Karl am 21. März bei **Ostrach**, am 25. bei **Stockach** nordwestlich vom Bodensee, so daß die Franzosen hinter den Rhein zurückwichen und die österreichischen Vortruppen bis in die Nähe von **Rastatt** vordrangen. Infolgedessen löste sich der dortige Friedenskongreß thatsächlich auf, da der kaiserliche Gesandte Graf Metternich am 12. April die Stadt verließ und am 17. die Neutralität derselben für erloschen erklärte. Daß die drei französischen Gesandten trotzdem noch blieben, um die Vertreter der süddeutschen Reichsstände gegen den Kaiser aufzureizen, gab der österreichischen Regierung Veranlassung, durch Szekler Husaren die Verbindung mit Frankreich unterbrechen und endlich am 25. April die Gesandten ausweisen zu lassen. Den Überfall derselben durch eine Abteilung der Szekler am Abend des 28. April, dem zwei der Franzosen zum Opfer fielen, den vielberufenen Rastatter Gesandtenmord, haben die österreichischen Behörden nur insoweit angeordnet, als sie sich, allerdings auch gegen das Völkerrecht, der Gesandtschaftspapiere bemächtigen wollten, um den fälschlicherweise vorausgesetzten französisch-bayerischen Verhandlungen auf die Spur zu kommen; der Mord selbst war die Folge eines mißverstandenen eigenmächtigen Befehls und der Roheit dieser Szekler, die gegen alles Französische aufs höchste erbittert waren. Im übrigen blieb das blutige Ereignis ohne Folgen, ja die Entrüstung war in Deutschland viel lebhafter als in Frankreich, wo man alles, was mit dem Direktorium zusammenhing, zu gründlich haßte, um in dessen lärmende Kundgebungen gegen Österreich mit einzustimmen.

Die Eroberung der Ostschweiz. Inzwischen hatte der Erzherzog alle Vorkehrungen getroffen, um seine Hauptmacht nach der Schweiz zu führen. Am

15. Mai erstürmte Hotze, von Feldkirch her andringend, den Luciensteig; dann 1799.
drängten von Osten und Norden her die österreichischen Heersäulen, etwa 60,000 Mann, gegen Massenas stark verschanzte Stellung im Osten von Zürich heran und erschütterten sie in rastlosen, mit zäher Hartnäckigkeit immer wiederholten Angriffen am 4. Juni derart, daß Massena in der Nacht vom 5. zum 6. Juni nach dem Ütli und Albis, hinter die Limmat und Aare zurückging. Die Österreicher beherrschten damit das östliche Drittel der Schweiz und stellten durch die Urkantone über den St. Gotthard die Verbindung mit Italien her; aber sie benützten ihren Sieg weder um die Franzosen gänzlich aus der Schweiz zu verdrängen, noch die im Lande selbst tief verhaßte, völlig haltlose helvetische Republik zu stürzen.

Die Eroberung Ober-Italiens. Durchschlagendere Erfolge erfochten die österreichisch-russischen Waffen in Italien. Nachdem hier Kray am 26. März den Übergang über die Etsch erstritten und am 5. April durch den Sieg bei Magnano die Franzosen bis hinter die Adda gedrängt hatte, übernahm Suworow den Oberbefehl als österreichischer Feldmarschall über die vereinigte Armee von etwa 52,000 Mann, ein Held des kühnen, rücksichtslosen, zerschmetternden Angriffs wie Bonaparte. Der Sieg von Cassano über Moreau am 27. April lieferte ihm Mailand in die Hände, wo die Bevölkerung den Russen mit stürmischem Jubel als Befreier von der verhaßten französischen Raubwirtschaft empfing; dann warf er Macdonald, der von Neapel herankam, um sich mit Moreau zu vereinigen, in dreitägigen blutigen Kämpfen an der Trebbia bei Piacenza zurück (15./17. Juni), und als dann am 23. Juli Alessandria, am 29. auch Mantua gefallen war, sicherte der glänzende Sieg der Österreicher unter Kray und Melas bei Novi am 15. August den Besitz Piemonts. Bis auf den Küstensaum von Genua war Ober-Italien erobert.

Die Wendung. Da hemmte diesen glücklichen Fortgang ein neuer Plan, der lediglich aus den politischen Sonderinteressen der verbündeten Mächte entsprang und auch die einfachsten militärischen Erwägungen vernachlässigte. Ein russisch-englisches Korps sollte in Holland landen, zu seiner Unterstützung Erzherzog Karl von der Schweiz nach dem Rheine abziehen, um den Angriff auf Belgien zu eröffnen; dafür hatte Suworow in Verbindung mit einem neuen russischen Korps unter Korsakow den Kriegsschauplatz in der Schweiz zu übernehmen. So hoffte England sich der batavischen Flotte zu bemächtigen und die Russen von den Küsten des Mittelmeeres zu entfernen, um Malta in die Hand zu bekommen; Österreich wollte Suworow unschädlich machen, der überall in Ober-Italien ohne weiteres die alten legitimen Gewalten wiederherstellte, dem Zaren endlich lag daran, die Festsetzung der Österreicher in der Schweiz zu verhindern. Am 27. August erhielt Suworow diese Weisungen. Schon gereizt durch den fortgesetzten Widerspruch, den seine politischen Maßregeln erfuhren, zögerte er fast vier Wochen lang mit dem Aufbruche nach der Schweiz und schlug dann am 21. September von Bellinzona aus mit seinen 20,000 Mann den Saumpfad über den St. Gotthard ein, der seit Mitte August in den Händen der Franzosen war und oben-

1799. drein an den Felswänden des Vierwaldstätter Sees ohne gangbare Fortsetzung nach dem Norden endete. Aber er hoffte so auf dem kürzesten Wege nach Zürich durchzudringen und die Franzosen dort mit zermalmenden Schlägen zu treffen. Inzwischen war Erzherzog Karl nach Korsakows Ankunft (mit 28,000 Mann) Anfang September nach Deutschland abgezogen und hatte in der Schweiz nur etwa 25,000 Mann unter Hotze zurückgelassen, so daß die Verbündeten sich gänzlich auf die Verteidigung ihrer Stellung hinter der Aare und Limmat, dem Züricher See und der Linth beschränkten. Da warf sich am 25. und 26. September Massena mit erdrückender Übermacht bei Zürich auf Korsakow, an der Linth auf Hotze, und zwang die ganze Masse unter den schwersten Verlusten zum Rückzuge nach dem Rheine und dem Bodensee; Hotze selber fiel. Als in denselben Tagen Suworow nach blutigen Kämpfen auf der Gotthardstraße den Vierwaldstätter See erreichte, war die Entscheidung schon gefallen. Umsonst blieb sein beispielloser Marsch über den Roßstock nach dem Muottathale und von da über den Pragel nach Glarus; tief erbittert über die „verräterischen" Österreicher wollte er seine erschöpften Scharen nicht weiteren Kämpfen aussetzen, führte sie deshalb, statt nordwärts nach dem Wallensee durchzubrechen, südwärts über den verschneiten Panixpaß unter Sturm und Gewitter hinunter nach dem Vorderrheinthale und erreichte am 8. Oktober mit noch 15,000 streitfähigen Leuten endlich Chur. Sein Alpenmarsch war eine unvergleichliche militärische Leistung, aber er entschied die Trennung der verbündeten Heere und die Zerreißung der Koalition. Denn ergrimmt weigerten sich Offiziere und Mannschaften alles weiteren Kampfes, so daß Suworow sie rheinabwärts nach dem Bodensee in die Winterquartiere führte; Kaiser Paul aber, jetzt über Thuguts Vergrößerungspläne im Klaren und durch Suworows feindselige Berichte bis zur Wut entflammt, kündigte in Wien geradezu die Auflösung des Bündnisses an (22. Oktober) und rief seine Truppen zurück. Zugleich zerstörte das klägliche Mißlingen der englisch-russischen Unternehmung gegen Holland auch sein Verhältnis zu England, das alles in denselben Wochen, als die Kunde von Bonapartes glücklicher Landung in Fréjus (9. Oktober) durch das überraschte Europa flog. Schon am 19. November legte ein neuer Staatsstreich dem vergötterten Führer des französischen Heeres als Erstem Konsul die Herrschaft über Frankreich in die Hand.

1800. **Bonapartes Sieg in Italien.** Ohne zu ahnen, welch entscheidende Wendung damit auch für den Krieg eingetreten sei, schlossen sich England und Österreich enger zusammen. England zahlte bedeutende Hilfsgelder auch für Bayern, Würtemberg und Kurmainz, so daß für d. J. 1800 in Deutschland und Ober-Italien etwa 200,000 Mann aufgestellt wurden, dort unter Kray gegenüber Moreau, hier unter Melas gegenüber Massena. Aber mit bedächtiger Langsamkeit ging Melas erst Anfang April zum Angriff über, erstritt den Übergang über den Apennin, zog in Nizza ein und belagerte Massena in Genua. Währenddem zog sich das Unwetter über seinem Haupte zusammen. Um mit einem alles überstrahlenden Erfolge seine junge Herrschaft einzuweihen, wählte Bonaparte abermals das Verwegenste. Statt dem hartbedrängten Massena unmittelbar zu Hilfe

zu kommen, führte er ein Reserveheer von 40,000 Mann, das sich vor Dijon 1800.
gesammelt hatte, von Genf her das Wallis aufwärts über den Großen St. Bernhard (14. bis 20. Mai) das Dorathal hinunter, während kleinere Abteilungen den St. Gotthard, den Simplon und den Kleinen St. Bernhard überschritten. Wie verheerende Bergströme brachen diese Kolonnen im Rücken der Österreicher über das italienische Flachland herein. Am 28. Mai stand Bonaparte am oberen Po, am 2. Juni zog er mit großem Gepränge in Mailand ein; sämtliche österreichische Magazine fielen in seine Hand. In denselben Tagen, am 4. Juni, ergab sich endlich Genua, aber durch Massenas zähen Widerstand aufgehalten und beschäftigt, hatte Melas die drohende Gefahr in seinem Rücken weder in ihrer ganzen Größe erkannt noch genügende Vorkehrungen zu ihrer Abwehr getroffen. Jetzt zog er seine Abteilungen um Alessandria zusammen, um auf Mailand loszugehen. Umgekehrt hatte Bonaparte den Übergang über den Po bei Piacenza erzwungen und näherte sich den Österreichern auf der großen Straße über Tortona; doch da er glaubte, die Gegner wichen seinem Stoße aus und seien im Rückzuge auf Genua, so sandte er Desaix zu ihrer Verfolgung auf Novi voraus und hatte nur etwa 14,000 Mann bei Marengo unmittelbar zur Verfügung, als ihn Melas am Morgen des 14. Juni mit mehr als doppelter Übermacht angriff. Nach sechsstündigem, blutigem Ringen hatte der kaiserliche Feldherr den Sieg in den Händen und überließ dem General Zach die Verfolgung der Franzosen; da wandte Desaix' Ankunft, ein kecker Reiterangriff Kellermanns und das Geschützfeuer Marmonts das Geschick des Tages. Überrascht und von panischem Schrecken gefaßt, drängten die Österreicher in wilder Verwirrung rückwärts nach Alessandria, und am 15. Juni schloß der entmutigte Melas übereilt den Waffenstillstand, der Piemont und die Lombardei bis an den Mincio den Franzosen überlieferte.

Moreaus Sieg in Süddeutschland. Nicht besser erging es seinem Kameraden Kray in Süddeutschland, der in der Meinung, die Franzosen würden wieder über den Schwarzwald hereinbrechen, seine Hauptmacht bei Donaueschingen versammelt hatte. Statt dessen faßte ihn Lecourbe, bei Laufenburg den Rhein Anfang Mai überschreitend, in der Flanke, drängte ihn unter blutigen Gefechten über Engen, Stockach, Mößkirch, Biberach, Memmingen bis hinter die Iller und nach Ulm zurück. Auch diese Stellung indes mußten die Österreicher aufgeben, als Moreau in ihrem Rücken die Donau bei Dillingen überschritt; in hartnäckigen Rückzugsgefechten boten sie bei Höchstädt am 19. Juni dem Feinde die Spitze, wichen nach Nördlingen aus und erkämpften sich bei Neuburg den Übergang auf das rechte Donauufer, den Rückzug hinter die Isar, indem sie auch München den Franzosen überließen. Erschöpft, entmutigt und bis auf etwa 46,000 Mann vermindert (abgesehen von den Besatzungen), schlossen sie am 15. Juli den Waffenstillstand von Parsdorf, in dem sie alles Land bis an die Isar den Franzosen einräumten und westlich dieser Linie nur die Festungen Ingolstadt, Ulm und Philippsburg behaupteten.

Unter dem Eindrucke dieser Niederlagen ging Kaiser Franz auf die Unterhandlungen ein, die Bonaparte ihm anbot, schlug im August sogar einen allge-

1800. meinen Friedenskongreß in Luneville vor, schloß aber andrerseits am 20. Juni einen neuen Vertrag mit England, der ihn verpflichtete, bis zum Ende Februar 1801 keinen Sonderfrieden ohne englische Zustimmung einzugehen, und rüstete eifrig; ja er erkaufte die Verlängerung des Stillstandes bis Ende November im Vertrage von Hohenlinden bei München am 20. September mit der Übergabe jener Festungen und dem Rückzuge seiner Truppen hinter den Inn. Das zerstörte in Süddeutschland den letzten Rest des Vertrauens auf die kaiserlichen Waffen. Die bayerischen Landstände forderten den Kurfürsten Max Joseph fast drohend auf, Frieden zu schließen, die bayerischen Truppen in der Oberpfalz wurden auf Friedensfuß gesetzt, Kurmainz weigerte weitere Rüstung, Kurköln u. a. riefen ihre Kontingente ab, die schwäbischen Kreistruppen lösten sich beinahe auf. Unter diesen Umständen reiste Graf Ludwig Cobenzl zu Ende Oktober nach Luneville ab, um unter Umständen den Frieden auch ohne England auf Grund einer bedeutenden Vergrößerung in Italien zu unterhandeln, und in der That bewies ihm Bonaparte weitgehendes Entgegenkommen, nur daß er fest auf einen Sonderfrieden mit Ausschluß Englands bestand. Statt daß nun die Österreicher das wahrscheinlich nicht ungünstige Ergebnis dieser Verhandlungen in ihrer unangreifbaren Stellung hinter dem breiten, reißenden Inn abgewartet hätten, beschloß ihr Führer, Feldzeugmeister Lauer, der Ratgeber des nominellen Oberbefehlshabers, des sechszehnjährigen Erzherzogs Johann, nach dem Ablaufe des Stillstandes zum Angriff auf die Franzosen überzugehen, die ihrerseits auf den drei Straßen nach Ampfing, Wasserburg und Rosenheim standen. Da nun die französischen Vortruppen bei Ampfing am 1. December fechtend zurückwichen, so wähnte Lauer, daß Moreau überhaupt keinen Kampf wolle, und ließ deshalb seine ganze Armee auf dieser einzigen Straße und zwei Nebenwegen vorgehen, auf einem waldigen unübersichtlichen Gelände. Dabei stießen sie am frühen Morgen des 3. December bei dichtem Schneegestöber in der Waldenge vor Hohenlinden auf den Feind, der sie in voller Ruhe und Siegesgewißheit erwartete. Tapfer gingen sie vor, aber als französische Verstärkungen von Süden her in den Kampf eingriffen, wurde die Verwirrung bald allgemein. Mit einem Verluste von 15,000 Mann und 80 Geschützen wichen die völlig entmutigten Kaiserlichen unaufhaltsam hinter den Inn, die Traun, die Enns zurück. Auch Erzherzog Karl, dem man jetzt den Oberbefehl übertrug, vermochte daran nichts mehr zu ändern; um die Hauptstadt zu retten, schloß er am 25. December den Waffenstillstand von Steyer und räumte Ober-Österreich, Tirol, Steiermark, Kärnten und Krain den Franzosen ein. In denselben Tagen erkämpfte Brune bei Pozzolo und Valeggio den
1801. Übergang über den Mincio, am 2. Januar 1801 überschritt er auch die Etsch. Die Widerstandskraft Österreichs war gebrochen und Thugut nahm seinen Abschied.

Der Friede von Luneville. Auf diese Nachrichten willigte Cobenzl in Luneville nicht nur in den Sonderfrieden ohne England und zugleich im Namen des Reiches, sondern auch in umfassende Säkularisationen zur Entschädigung der deutschen „Erbfürsten", Modenas, Toskanas und des Prinzen von Oranien, in

die Begrenzung des österreichischen Venezien durch die Etsch und die Anerkennung 1801.
der cisalpinischen, ligurischen, helvetischen und batavischen Republik, und unterzeichnete am 9. Februar 1801 auf dieser Grundlage im Namen des Kaisers und des Reiches den Frieden von Luneville, den auch der Reichstag am 6. März genehmigte.

Der nordische Neutralitätsbund und der allgemeine Friede. Dieser glänzende Erfolg Frankreichs eröffnete ihm nach weitere Aussichten, als Paul I., mit England seit der englischen Besitzergreifung Maltas (5. September 1800) vollends zerfallen, eifrig auf Banapartes Lieblingsplan einging, einen Bund der Seemächte zweiten Ranges gegen England ins Leben zu rufen, um mindestens die Schiffe unter neutraler Flagge gegen die lästige Durchsuchung nach Kriegsmaterial zu schützen. Es gelang dem Zaren, dafür Dänemark und Schweden zu gewinnen. Auch Preußen schloß sich an und ließ, um die Neutralität Norddeutschlands gegen den sanft drohenden französischen Eingriff zu sichern, im März 1801 Hannover besetzen, mit stiller Zustimmung Georgs III. Mit der Ermordung Pauls am 25. März fiel freilich der nordische Neutralitätsbund auseinander, sein Nachfolger, der jugendliche Alexander I., verständigte sich mit England, und dies selbst schloß endlich mit Frankreich am 25. März 1802 den Frieden 1802.
von Amiens. Nach zehnjährigen Kämpfen atmete das ermüdete Europa auf. Doch dieser Friede barg nur neuen Krieg in seinem Schoß, denn er gab Frankreich ein unerträgliches Übergewicht auf dem Festlande, den Engländern eine ähnliche Stellung zur See, er entriß zugleich dem Deutschen Reiche mit dem linken Rheinufer den neunten Teil seines Gebietes, den siebenten seiner Bevölkerung (ohne Schlesien), über 1200 Geviertmeilen mit beinahe 4 Millionen Einwohnern, und er sprach zugleich das Todesurteil über seine alte Verfassung, ohne doch etwas Neues, Haltbares an ihre Stelle zu setzen.

Den linksrheinischen Gebieten wurde damit wenigstens ein Vorzug zu teil, den sie seit vielen Jahrhunderten nicht mehr besessen hatten, die Zugehörigkeit zu einem großen, mächtigen Staate und eine feste, moderne, monarchische Ordnung, freilich auch die despotische französische Verwaltung und die französische Amtssprache. Besonders in wirtschaftlicher Beziehung kamen die Vorteile des neuen Zustandes zur Geltung. Der Verkauf der Kammer- und Kirchengüter und die Beseitigung der gutsherrlichen Lasten schuf einen zahlreichen, freien, wohlhäbigen Bauernstand wie zu gleicher Zeit im Elsaß, die städtischen Gewerbe fanden einen weiten Markt in Frankreich. Doch wollten die Rheinstädte nicht recht gedeihen, weil ihnen die unnatürliche Stromgrenze den gewöhnten Verkehr mit dem rechten Ufer abschnitt. Die Verödung des geistigen Lebens infolge der mechanischen Unterrichtsweise empfand die Masse des rheinischen Volkes nicht, hatte es doch unter der geistlichen Herrschaft mehr der französischen Litteratur gehuldigt und an dem mächtigen Aufschwunge der deutschen Bildung nicht den geringsten Anteil gehabt.

Der Reichsdeputationshauptschluß und der Zusammenbruch der Reichsverfassung. Während nun das Rheinland sich allmählich darein fand, für immer einen Teil des französischen Reiches zu bilden, kam über das westliche

und südliche Deutschland eine Revolution, die keinen Stein auf den anderen ließ, ohne doch den weitaus größten Teil der Betroffenen durch die Vorteile eines großen Staatswesens zu entschädigen oder ihnen auch nur das Gefühl der Dauer des neuen Zustandes zu geben.

Bei der großen Entschädigungsfrage wünschte Österreich die geistlichen Fürsten, die treue, tausendjährige Gefolgschaft des Kaisertums, möglichst zu erhalten. Preußen und Bayern dagegen wollten eine umfassende Säkularisation, nicht nur, um dem österreichischen Einflusse den Boden zu entziehen und sich selbst zu vergrößern, sondern auch, um durch Vernichtung der ohnmächtigen Zwergstaaten wehrfähigere Gemeinwesen zu schaffen. Dem kam Frankreich entgegen, weil es in den vergrößerten Mittelstaaten nach den alten Überlieferungen seiner herrschsüchtigen Politik sich selbst die Werkzeuge zur Herrschaft über Deutschland zu schaffen hoffte, wie Talleyrand schon im November 1799 wiederholt empfohlen hatte. Da Österreich möglichst widerstrebte, so wurde die Reichsdeputation, welche der Form nach über die Entschädigungen zu beschließen hatte, zwar im November 1801 aus 8 Mitgliedern, 6 weltlichen (Brandenburg, Sachsen, Böhmen, Bayern, Würtemberg, Hessen-Kassel) und 2 geistlichen (Mainz und dem Hoch- und Deutschmeister) gebildet,
1802. aber erst durch das kaiserliche Dekret vom 2. August 1802 nach Regensburg berufen. Die thatsächliche Entscheidung gaben denn auch die Sonderverhandlungen, welche Rußland und Frankreich als Vermittler miteinander führten und zunächst in dem Vertrage von Oktober 1801 zum Abschluß brachten. Auf Grund desselben wurde am 3. Juni 1802 der russisch-französische Entschädigungsplan unterzeichnet und am 24. August in Regensburg überreicht. Friedrich Wilhelm III. von Preußen erkannte trotz der inbrünstigen Freundschaftsversicherungen Bonapartes sehr wohl die von dort her drohende Gefahr, er suchte deshalb Anlehnung an Rußland, und vereinbarte unter russischer Vermittelung im Mai 1802 einen Vertrag mit Frankreich über die preußischen Entschädigungen und die des Hauses Oranien und knüpfte auf der Zusammenkunft in Memel am 10. Juni ein persönliches Freundschaftsbündnis mit Alexander I., das für seine ganze Politik entscheidend geworden ist. Gemäß jenen Vereinbarungen besetzten bereits im August desselben Jahres preußische Truppen die beanspruchten Gebiete. Währenddem warben und feilschten in Paris die Gesandten der kleinen deutschen Staaten, mit besonderem Eifer und Erfolge der bayerische Minister Montgelas, um einen möglichst großen Beuteanteil, und Ströme von Gold flossen während dieser schimpflichen Verhandlungen in die Taschen der republikanischen Emporkömmlinge, die mit stillem Triumphe diesen stolzen deutschen Fürstenstand zu ihren Füßen sahen. So genehmigte die Deputation am 23. November den ersten Hauptschluß. Nun gab auch Österreich seinen Widerstand auf und schloß am 26. December seinen Sonder-
1803. vertrag mit Frankreich. Darauf kam endlich am 25. Februar 1803 der **Reichsdeputationshauptschluß** zustande und wurde vom Reichstag am 24. März angenommen, vom Kaiser am 27. April bestätigt.

Er vernichtete 112 geistliche Staaten und Reichsstädte und verteilte über 2000 Geviertmeilen mit 3 Millionen Einwohnern unter die weltlichen Fürsten.

Österreich erhielt zu seinem Anteil an der venezianischen Beute und zur Entschädigung für den Breisgau und die Ortenau (54 Quadratmeilen), die an den Herzog von Modena fielen, die Gebiete der österreichischen Bistümer und Abteien (77 Quadratmeilen), der Großherzog von Toskana das Erzstift Salzburg. Preußen empfing für das linksrheinische Cleve, Geldern und Mörs (48 Quadratmeilen) die Stiftslande von Münster, Paderborn, Hildesheim, Erfurt, Eichsfeld, die Abteien Herford, Quedlinburg, Elten, Essen, Werden, Kappenburg, die Reichsstädte Mühlhausen, Nordhausen und Goslar, 235½ Quadratmeilen, Bayern für die linksrheinische Pfalz (220 Quadratmeilen) die Bistümer Würzburg, Bamberg, Augsburg, Freising, Passau, Eichstädt, dazu eine Menge Reichsabteien und Reichsstädte, im ganzen 320 Quadratmeilen, Würtemberg für Mömpelgard und elsässische Güter (22 Quadratmeilen) eine Anzahl kleiner geistlicher und städtischer Gebiete, etwa 30 Quadratmeilen, ebenso Baden für Sponheim u. a. m. (14 Quadratmeilen) etwa 44 Quadratmeilen, Hessen-Darmstadt für Hanau-Lichtenberg u. a. das Kölnische Herzogtum Westfalen u. a. Gebiete, zusammen fast 90 Quadratmeilen, Hannover für kleine Abtretungen das Stift Osnabrück (50 Quadratmeilen), Oldenburg das Bistum Lübeck und münsterische Ämter, fast 59 Quadratmeilen; das Haus Nassau-Oranien wurde mit Fulda, Corvey, Dortmund u. a. (50 Quadratmeilen) abgefunden, andere Zweige des Hauses mit kleineren Besitzungen. Von den geistlichen Staaten blieben nur drei bestehen, der des nunmehrigen Kurerzkanzlers (Karl v. Dalberg), Aschaffenburg mit Wetzlar und Regensburg, und die beiden Ritterorden, von den Reichsstädten, denen zugleich die längst ersehnte Neutralität in Reichskriegen für alle Zeiten zuerkannt wurde, nur 6, Lübeck, Hamburg, Bremen, Augsburg, Ulm und Nürnberg. Demgemäß traten an Stelle der beiden aufgehobenen geistlichen Kurfürstentümer die 4 neuen weltlichen (Würtemberg, Baden, Hessen und Salzburg), so daß künftig in diesem Kollegium des Reichstages 6 evangelische Stimmen gegen 4 katholische standen; von den 83 fürstlichen Stimmen waren jetzt 53, von den 6 Reichsstädten 5 evangelisch, 1 paritätisch.

Es war ein ungeheurer Rechtsbruch, aber niemals ist seine Notwendigkeit ernsthaft bestritten oder sein wesentliches Ergebnis wieder in Frage gestellt worden. Was Pufendorf anderthalb Jahrhunderte zuvor vorausgesagt und gehofft hatte, das war erfüllt: das Reich war verwandelt in einen Bund weltlicher Staaten; was die Reformation gewollt und der Westfälische Friede angebahnt hatte, war vollendet, und damit zugleich das unnatürliche Übergewicht des Katholicismus am Reichstage zerstört. Preußen gewann eine mächtige Verstärkung seiner westdeutschen Stellung, verwuchs enger mit dem deutschen Leben. Aber auch die Ergebnisse von Thuguts Politik lagen klar am Tage. Indem Österreich seine westdeutschen Besitzungen fast ganz aufgab und die geistlichen Staaten fallen ließ, verlor es die alten Stützen seiner Herrschaft im Reiche und wuchs aus Deutschland heraus. Der reichsunmittelbare katholische Adel verlor mit den zahllosen Domkapiteln die Grundlagen seiner Machtstellung und wurde in eine verbissene Opposition gegen die neue Ordnung gedrängt, die lange nachgewirkt hat. Die

deutsche katholische Kirche lag in Trümmern. Die ehrlichen, aber kurzsichtigen Bemühungen des nunmehrigen Primas, des ewig hoffnungsvollen Dalberg, eine Regelung im nationalen Sinne anzubahnen, stießen mit den landesherrlichen Ansprüchen, namentlich Bayerns, hart zusammen und blieben durchaus ergebnislos. Die Strafe freilich, die jedem ideenlosen Rechtsbruche gesetzt ist, folgte auch hier. Nicht im nationalen Sinne, wie einst Pufendorf gehofft und Friedrich der Große in seiner Jugend erstrebt hatte, erfolgte die große Umwälzung, sondern lediglich zur Vergrößerung der Einzelstaaten und nach den befehlenden Wünschen Frankreichs; nicht eine Erneuerung der Reichsverfassung ergab sich daraus, vielmehr wurden die Herrschaft Frankreichs über den Westen und Süden, der Rheinbund, die Zerstörung des preußischen Staates und neue Gebietsveränderungen vorbereitet. Denn diese Neubildungen entbehrten ebenso der Weihe des geschichtlichen Rechts wie der gesicherten Selbständigkeit.

Das geistige Leben. Und die Nation? Sie war einst in leidenschaftlicher Entrüstung aufgebraust bei der Kunde vom Raube Straßburgs und hatte traurig gesungen von der „wunderschönen Stadt"; jetzt blieb sie gleichgültig und stumm, als alle die ehrwürdigen Städte längs des Rheines, Speier, Worms, Mainz, Aachen, Köln, die bevorzugten Schauplätze ihrer großen Kaiserzeit, an die Fremden verloren gingen, und gegen den Reichsdeputationshauptschluß vollends erhob sich keine Hand. So tief wie damals hatte das nationale Gesamtbewußsein doch noch niemals gestanden. Denn die Masse des Volkes in jenen kleinen Gebieten hegte wohl eine gewisse gemütliche Vorliebe für das gewöhnte Alte und eine unbestimmte Scheu vor dem unbekannten Neuen, aber keinerlei wirkliche Vaterlandsliebe und in den geistlichen Landen nicht einmal Anhänglichkeit an ein Herrschergeschlecht. Die gebildeten Deutschen aber waren so gänzlich in künstlerische und litterarische Interessen vertieft, wie niemals vorher und nachher. Entfaltete sich doch eben in diesem Jahrzehnt eines beispiellosen Umsturzes die deutsche Dichtung in ihrem höchsten Glanze, und ihre Jünger schwelgten in den Freuden idealen Schaffens und Genießens, als wenn sie einer anderen Welt angehörten, das Zeichen ebenso einer gewaltigen geistigen Schöpferkraft, wie eines unheimlichen, ungesunden Zustandes; doch trifft die Schuld an demselben nicht einzelne, sondern das ganze Volk in vielen Geschlechtern.

Die goldenen Tage von Weimar. Weit über alle andere ragte das große Dichterpaar von Weimar empor, Goethe und Schiller. Grundverschiedene Naturen, aber einander ergänzend, fördernd, anregend, beide ohne eine Spur von Selbstsucht und Neid, so wirkten sie mehr als ein volles Jahrzehnt (1794/1805) in einziger Freundschaft nebeneinander und miteinander. Sie waren beide vor allem Dichter, aber sie waren sich auch der Gesetze ihrer Kunst vollbewußt und sie arbeiteten schöpferisch auch für die Wissenschaft, Schiller auf philosophischem und geschichtlichem, Goethe auf naturwissenschaftlichem Gebiet. Doch das edelste Mittel, die Menschheit zu höherer Kultur zu erheben, sahen sie in der Kunst, denn „nur durch das Morgenthor des Schönen drang sie in der Erkenntnis Land", und sie betrachteten es als ihre Aufgabe, die Bekenner dieses Kultus der Schönheit und der reinen Mensch-

lichkeit ohne die Schranken des Volkstums in einer stillen, unsichtbaren Gemeinde zu versammeln. Die ruhige, harmonische Bildung des älteren Freundes ließ die Früchte seines Geistes gelassen reifen, die heiße Thatkraft des Jüngeren rang unablässig nach dem höchsten Ziele. Goethes dramatisches Vermögen schien fast versiegt; doch in breiter, epischer Ausführung schilderte er in „Wilhelm Meisters Lehrjahren" (1796) die staatlose deutsche Gesellschaft seiner Zeit in ihrem Streben nach harmonischer, rein menschlicher Bildung; in „Hermann und Dorothea" (1797) gab er mit homerischer Klarheit ein realistisches und doch typisches Bild deutschen Bürgertums auf dem Hintergrunde der ungeheuren Umwälzung, wie er es in seiner sonnigen rheinischen Heimat geschaut hatte. Daneben wetteiferte er mit Schiller in der balladenmäßigen Gestaltung der verschiedensten Stoffe, und während hier Schiller die ideale Welt des schönen Griechentums seinen Landsleuten so lebendig, so sehnsuchtsvoll schilderte wie noch niemals ein anderer, gelang ihm doch auch in der „Glocke" (1800) die schönste Verherrlichung deutschbürgerlichen Lebens, das jeden einzelnen verbindet mit dem Leben des Ganzen, des Staates. Denn so sehr Schiller sich von dem Staate der Gegenwart abwandte, er wurzelte doch durchaus auf geschichtlichem, also auf politischem Boden. Er gab in seinen geschichtlichen Werken die ersten künstlerisch vollendeten Darstellungen in deutscher Sprache, er schilderte in seinen Balladen mit Vorliebe das Aufsteigen aus der Barbarei der Urzeit zur Gesittung, er vergegenwärtigte in seinen Dramen immer wieder und immer anschaulicher den Kampf um Freiheit und Herrschaft. Im „Wallenstein" (1799) zeigte er einen großen Usurpator, wie ihn seine Zeit erlebte, in der „Jungfrau von Orléans" (1801) gab er das farbenglühende Bild einer großartigen Volkserhebung gegen fremde Herrschaft, im „Tell" (1804) die Darstellung des Freiheitskampfes eines kleinen Bergvolkes gegen tyrannische Gewalt. So wurde er zum ersten Dramatiker Deutschlands in dem großartigen Aufbau der Handlung, dem Gestaltenreichtum, dem hohen sittlichen Pathos, der Pracht seiner Sprache, der Dichter vor allem der deutschen Jugend und des nahenden Befreiungskrieges. Freilich, eine nationale Bühne im vollen Sinne konnten auch Goethe und Schiller nicht schaffen, denn weder war Weimar, dessen Hoftheater Goethe 1791/1817 leitete, ein wirklicher Mittelpunkt nationalen Lebens, noch gab es irgend welchen durchgebildeten festen Kunstgeschmack; ja weit mehr als von den beiden Meistern in Weimar wurde das deutsche Theater in dieser Zeit von den Rührstücken Ifflands und den gewandten, aber platten Lustspielen A. von Kotzebues († 1817) beherrscht; weite Kreise erbauten sich an den gefühlsseligen, formlosen, humoristischen Romanen des Franken Jean Paul (Friedrich Richter, † 1825), oder huldigten noch der seichten Aufklärung und der Freude am platt Alltäglichen. Schonungslos gingen beide Dichter in den „Xenien" (1797) mit diesen Gegnern ins Gericht.

Die Anfänge der Romantik und der neuen historischen Wissenschaft. Aber in noch schärferem Gegensatze zu ihnen und folgerichtig zu den revolutionären Ideen erhob sich eine neue Richtung, die sogenannte Romantik, in einer gewissen Anlehnung an Goethes Jugenddichtungen und an Herder, aber

in entschiedenem Widerspruch zu Schillers verstandesklarem Idealismus. Denn sie findet ursprünglich ihr Lebenselement in dem fessellosen Spiele der Einbildungskraft und der Empfindung, ihr gilt deshalb die Dichtung schlechthin als die höchste Äußerung des menschlichen Geistes, aus der wie aus einem unerschöpflichen Ocean alle anderen entströmen, um wieder in sie zurückzufließen. Sie reißt deshalb die Schranken nieder nicht nur zwischen den verschiedenen Gattungen der Dichtkunst, sondern auch zwischen Dichtung und Wissenschaft, zwischen Konstruieren und Erforschen, sogar zwischen dem wirklichen Leben und der Dichtung, was manche ihrer Anhänger sogar zu sittlicher Leichtfertigkeit verführte; sie bevorzugt die Zeiten, in denen Einbildungskraft und Gefühl ungestört von verstandesmäßiger Erwägung sich frei entfaltet haben, also die naiven Kulturstufen, das Volkslied, die Poesie des Mittelalters, überhaupt das Märchenhafte, Geheimnisvolle, Phantastische. Dieser Erzeugnisse suchten die Romantiker durch Sammlung und Übersetzung sich zu bemächtigen. A. W. Schlegel († 1845) gewann durch seine meisterhafte Übertragung zuerst Shakespeares Dramen ganz für die deutsche Litteratur (1797 bis 1801). J. L. Tieck († 1853) übersetzte Don Quixote (1799); Fr. Schlegel vertiefte sich zu Paris in das Studium der altindischen Sprache und Dichtung. Durch solche Arbeiten wurden Herders Anschauungen (s. S. 980) erst wahrhaft fruchtbar gemacht. Die erste großartige Anwendung dieser Gesichtspunkte auf die Erkenntnis des klassischen Altertums machte der große Philolog Fr. A. Wolf in Halle, indem er 1795 Ilias und Odyssee als das Werk nicht eines Dichters, sondern als die Erzeugnisse einer ganzen langen Periode des epischen Volksgesanges erklärte und damit zur Erkenntnis desselben überhaupt die kräftigste Anregung gab. Doch vor allem führte die Romantik die Deutschen zur Vertiefung in die vergessene, ja verachtete Vergangenheit des eignen Volkes zurück; wie die klassische Richtung das Altertum, so idealisierte sie das Mittelalter. A. W. Schlegel wies auf das Nibelungenlied hin als auf ein „Wunderwerk der Natur", das dann 1807 Fr. H. von der Hagen neu herausgab, Tieck sammelte die altdeutschen Minnelieder (1803); von Fr. Schlegel angeregt begannen die Brüder Sulpiz und Melchior Boisserée in Köln seit dem Herbst 1804 aus der rohen Verwüstung und Plünderung der ehrwürdigen Kirchen zu retten, was an mittelalterlichen Kunstwerken, insbesondere an Bildern, zu retten war, und vertieften sich in ein liebevolles Studium des Domes, dessen Riesenwölbungen jetzt entheiligt und beraubt dastanden, eine zerfallende, feuchte, moosbewachsene Steinmasse; kurz danach, 1806, legte der Ostpreuße M. von Schenkendorf am anderen Ende des deutschen Landes Verwahrung ein gegen die schmähliche Verunstaltung der Marienburg. Mit dieser Vertiefung der geschichtlichen Erkenntnis verband sich eine Wiederbelebung des religiösen Gefühls, dessen Berechtigung die Aufklärung verkannt, die klassische Richtung nicht völlig gewürdigt hatte. Schleiermacher, fest auf protestantischem Boden stehend, im Gegensatze zu anderen, die ihre Begeisterung für mittelalterliche Lebensformen schließlich dem Katholicismus in die Arme führte, wie Fr. Schlegel (1808), betonte vor allem, nicht selbstgenügsam dürfe sich die Persönlichkeit abschließen, denn nur in der Gemeinde gedeihe das religiöse Leben

und also könne der einzelne eben nur als ein Glied des Ganzen zu voller Reife sich entwickeln. Damit war auch die sittliche Begründung des Staates gegeben. Zu ähnlichem Schluß kam der verwegenste Idealist der Kantischen Schule, der trotzige, willensstarke J. G. Fichte, ein Landsmann Lessings, in Rammenau bei Kamenz in der Oberlausitz 1762 geboren, dem nur die denkende Persönlichkeit, der sittliche Wille als wirklich, die Außenwelt als bloße Vorstellung des denkenden und wollenden Ich galt; auch er lehrte, es gäbe nur eine Pflicht, sich selbst zu vergessen, und nur ein Laster, an sich selbst zu denken, predigte also die Hingabe an das große Ganze. Deshalb wurde er auch der erste, begeisterte Verkünder der Ideen des großen Schweizers Pestalozzi, denn auch nach ihm entwickelt sich die sittlich-religiöse Erziehung des Menschen, die Hauptaufgabe aller Erziehung, in drei Stufen, in der Familie, der Gemeinde, dem Staate. Endlich faßte Fichtes Schüler, der Schwabe Fr. W. J. Schelling (geb. 1775), die ganze Entwickelung der Natur und der Menschheit in pantheistischem Sinne als eine Entfaltung der Gottheit, also als eine zusammenhängende Einheit, die sich in der Natur durch die drei Phasen des Unorganischen, Organischen und Menschlichen vollziehe, in der Geisteswelt in drei Kreisen (Kunst, Religion, Wissenschaft) und in drei Stufen (Heidentum, Christentum, philosophische Erkenntnis oder Altertum, Mittelalter, Neuzeit) sich bewege, und schon stieg dem entsprechend im Haupte des jungen Alexander von Humboldt (geb. 1769), der eben in diesen Jahren (1799—1804) der wissenschaftliche Entdecker des spanischen Amerika wurde, der gewaltige Gedanke des „Kosmos", der Einheit der gesamten natürlichen Welt, empor.

So strebte die neue Richtung überall nach der Erkenntnis des inneren Zusammenhanges, des gesetzmäßigen Verlaufes der Dinge, der Verbindung zwischen dem einzelnen und der Außenwelt, und eben darin, daß sie diese Bewegung angeregt oder gefördert hat, liegt die bahnbrechende Bedeutung der Romantik, nicht in den dichterischen Erzeugnissen ihrer Anhänger, von denen der gemütvolle, innige Lyriker Fr. A. von Hardenberg, genannt Novalis (1772—1801), der bedeutendste ist. Die Vertreter der Romantik sammelten sich anfangs zumeist in Jena, wo um die Wende des Jahrhunderts neben Fichte (der den Romantikern im Kerne seines Wesens fern stand) die beiden Schlegel, Schelling, Alexander und Wilhelm von Humboldt und andere, darunter Hardenberg, der im nahen Weißenfels lebte, einen eng verbundenen Kreis bildeten und in der geistvollen Gattin A. W. Schlegels, Karoline, einen einigenden Mittelpunkt fanden. Später erwuchs Berlin mehr und mehr zu einem großen Mittelpunkte des nationalen Geisteslebens. Hier hatte schon seit 1791 das neue „Nationaltheater" unter Ifflands trefflicher Leitung zu einer der vornehmsten Pflegestätten deutscher Dramatik sich entwickelt; hier wirkten nebeneinander Schleiermacher und Fichte, vorübergehend auch A. W. Schlegel und Tieck. Auch die Hofkreise, selbst der brandenburgische Militäradel, begannen jetzt diesen Interessen sich zu erschließen; ebendamals nahm man Schiller mit Begeisterung auf und dachte daran, ihn dauernd an die Hauptstadt zu fesseln (1804). König Friedrich Wilhelm III. öffnete die königlichen Kunstsammlungen

in Berlin dem Publikum, der feurige Prinz Louis Ferdinand begeisterte sich für die Klassiker und Königin Luise, in ihrer Jugend ganz französisch gebildet, las eifrig Herder, Schiller, Jean Paul und schwärmte für die „schöne, edle Ritterzeit".

So öffnete jetzt der preußische Militär- und Beamtenstaat der neuen deutschen Bildung eine Heimstätte. Auch von der anderen Seite her begann die Kluft sich zu schließen. Wohl fühlte sich der gebildete Deutsche immer noch wesentlich als Weltbürger, doch das Bewußtsein eines überaus reichen geistigen Besitzes erfüllte ihn doch auch mit Stolz auf sein Volk, das so großes leiste wie kein anderes, und allmählich begann er sogar das Wesen, also die Notwendigkeit des Staates, an dem er bis jetzt so wenig Anteil hatte, zu ahnen, zur selben Zeit, als die alte Reichsordnung morsch zusammenbrach und der preußische Staat äußerlich immer mehr anschwoll, innerlich immer mehr aus den Fugen ging.

Preußisch-norddeutsche Volkswirtschaft. Seit den Erwerbungen v. J. 1803 war Preußen auf etwa 5600 Geviertmeilen (gegen 3500 Geviertmeilen i. J. 1786) gewachsen. Es reichte jetzt im fast ununterbrochenen Zusammenhange vom Niederrhein bis an den Njemen und Bug und hatte mit Ansbach-Baireuth auch im Süden Fuß gefaßt. Man erfreute sich zugleich, durch die Demarkationslinie vor dem wilden Kriegsgetümmel im Süden geschützt, ungestörten Friedens und aufblühenden Wohlstandes. Die neue Grenze im Osten war nicht nur militärisch, sondern auch wirtschaftlich sehr günstig, denn sie erschloß den Küstenprovinzen ein weites, fruchtbares Hinterland und dem preußischen Kapital ein lohnendes Anlagegebiet, da die deutsche Verwaltung die Rechtsgleichheit und Rechtssicherheit verbürgte. Zur Ansiedelung deutscher Bauern wurden freilich die ausgedehnten Kron- und Starostengüter nicht benützt, immerhin erschien die heutige Provinz Posen (Südpreußen) schon vor der Besitzergreifung als ein halbdeutsches Land, da die Stadtbevölkerung und der Adel gutenteils deutscher Abkunft und evangelischen Bekenntnisses waren; auch wanderten jetzt zahlreiche Arbeiter und Handwerker vom Westen her ein, und die Tuchmacherei blühte so auf, daß um d. J. 1800 im Kammerdepartement Posen der Wert der jährlich gefertigten Tuche etwa 2 Millionen Thaler betrug. Der Zinsfuß sank in dieser Zeit von 12 bis 24 Prozent auf 5—6 Prozent, die Preise der Grundstücke hoben sich, z. B. in der Stadt Posen auf das sechs- bis siebenfache. Dieselbe Erfahrung, wenngleich nicht in so hohem Maßstabe, machte man auch in den alten Provinzen, dort stiegen die Getreidepreise von 1786—1806 auf das Doppelte. Auch die Ausfuhr war im raschen Wachsen; nach England allein gingen i. J. 1800 Waren im Werte von 1,730,000 Pfund Sterling, 1805 für 2,220,000 Pfund Sterling; durch den Sund fuhren 1798 1621, 1804 2012 Schiffe unter preußischer Flagge. Die Bevölkerungsdichtigkeit kann man für d. J. 1803 auf etwa 1650 Einwohner für die Geviertmeile berechnen; Schlesien hatte allein über 2 Millionen Einwohner, der ganze Staat 9,3 Millionen (1803). Überall wuchsen mit dem Wohlstande auch Wohlleben, Luxus und Genußsucht, besonders in Berlin, das damals doch schon 182,000 Einwohner zählte, so daß Fremde über die großen Entfernungen zu klagen begannen. — An diesem Aufschwunge nahm unter ähnlichen Bedingungen auch

das übrige Norddeutschland teil. Das neutrale Hamburg wurde während der Koalitionskriege zum wichtigsten Stapelplatze für den englisch-festländischen Verkehr; die Erträge der Zölle stiegen in diesen Jahren dort auf das vierfache, die Häusermieten auf das achtfache, die Zahl der einlaufenden Schiffe von 1504 auf 1960; dafür ergriff freilich auch Spekulationswut und Verschwendung alle Klassen. Als deshalb England plötzlich sein Untersuchungsrecht gegen neutrale Schiffe geltend machte und Rußland 1799 die Grenzen für die englische Einfuhr sperrte, brach eine furchtbare Handelskrisis aus: binnen kurzem fielen 137 große Firmen mit 36 Millionen Mark Banko Passiven. In derselben Zeit und aus ähnlichen Gründen wurde Leipzig zum Hauptsitze des englischen Warenvertriebes nach Ost- und Nordeuropa; bei manchen Messen erreichte die Einfuhr einen Wert von 56—60 Millionen Thaler. Auch der sächsische Bergbau im Erzgebirge lieferte gesteigerte Erträge (1801 527,000 Mark Silber).

Innerer Verfall Preußens. Allein mit diesem wirtschaftlichen Aufschwunge und mit der raschen Vergrößerung des Gebietes hielt die preußische Verwaltung nicht Schritt. Das Beamtentum galt noch immer als das beste des Festlandes und verfügte in der That über eine Menge ausgezeichneter Kräfte, die später den Staat aus tiefstem Verfall wieder aufgerichtet haben, aber es schloß sich allzusehr kastenmäßig ab, erstarrte in gedankenlosem Formelkram oder wurde durch die neuen Theorien der französischen Physiokraten und des Engländers Adam Smith,*) die für Preußen noch nicht paßten, zu ungerechter Kritik und unzweckmäßigen Verbesserungsvorschlägen herausgefordert. So tauchten zwar eine Menge Reformpläne auf, aber es mußte umsomehr bei unfruchtbaren Anläufen bleiben, je weniger einzelne Veränderungen an dem festgefugten Staatsbau Friedrichs des Großen möglich waren. Namentlich in der Behandlung der neuen Provinzen tritt eine ganz unpreußische Schlaffheit und schwächliche Rücksicht auf die öffentliche „Opinion" hervor. Die altpreußische Steuerverfassung wagte man nicht durchzuführen, so daß z. B. die polnischen Provinzen nur 200,000 Thaler zu den Staatsbedürfnissen beitrugen und das reiche Franken sogar Zuschüsse brauchte; die Verwaltung durch Kriegs- und Domänenkammern und die Kreiseinteilung setzte man in Kraft, aber man wagte es längere Zeit nicht, sie der Centralbehörde, dem Generaldirektorium, unmittelbar unterzuordnen. Die fränkischen Markgrafschaften standen vielmehr bis 1798 unter einem fast unabhängigen Landesminister (dem Freiherrn von Hardenberg), die westfälischen Kammerdepartements unter einem Oberpräsidenten, über Südpreußen schaltete Graf Hoym, der schlesische Provinzialminister, 1793/98 fast wie ein Vizekönig. Es war das freilich fast unvermeidlich, denn der Monarch konnte jetzt beim besten Willen die Verwaltung nicht mehr so bis ins einzelne leiten, wie es Friedrich der Große doch auch nur mit äußerster Anspannung vermocht hatte. Damit aber steigerte sich auch die Schwerfälligkeit des ganzen Systems, Provinzial- und Fachminister lebten in fortwährendem Streit,

*) Nach jenen ist allein der Boden, nach diesem die in freier Konkurrenz der einzelnen sich entwickelnde Arbeit die Quelle des Reichtumes.

und da sie nicht mehr dem König persönlich Vortrag erstatteten, so gewannen seine Kabinettsräte Lombard und Beyme und die Generaladjutanten Zastrow und Köckeritz als die einzigen unmittelbaren Berater des Monarchen einen Einfluß, der weit über ihre Stellung hinausging. Aber noch mehr: die neuen, vielfach so fremdartigen Gebiete hinderten für den ganzen Staat selbst solche Reformen, deren Notwendigkeit man sehr wohl einsah, zunächst schon dadurch, daß sie eine sehr große Anzahl von Beamten den alten Provinzen entzogen, die polnischen Lande z. B. allein über 7000 (1806). Dann konnte man dort selbst das bescheidene Maß von Selbstverwaltung, das die altpreußischen Kreistage dem eingesessenen Adel gewährten, bei der feindseligen Stimmung des polnischen Adels schlechterdings nicht gewähren, und that es dann überhaupt nicht, hob vielmehr im Münsterlande zum Verdrusse des stolzen katholischen Adels auch die Landstände auf. Nur der ostpreußische Landtag wurde durch die Zulassung der Köllmer (freier Bauern) auf eine breitere, volkstümliche Grundlage gestellt. Geradezu verhängnisvoll aber war es, daß der polnische Erwerb nicht nur das alte Kantonsystem zerrüttete, sondern jede Reform des veralteten Heerwesens verhinderte. Denn da man polnische Regimenter nicht bilden konnte, so mußten deutsche Truppenteile aus ihren Ergänzungsbezirken hinweg nach Polen verlegt werden, was wieder die Mobilisierung erschwerte, und an eine Erweiterung der Wehrpflicht konnte man wieder aus Rücksicht auf Polen nicht denken, selbst wenn der Widerstand der bevorrechteten Stände nicht gewesen wäre. Und doch schwand das alte Werbegebiet schon durch den Verlust des linken Rheinufers beträchtlich zusammen. Deshalb blieb denn auch die Vermehrung der Heeresstärke hinter dem Länderzuwachs um mehr als die Hälfte zurück (28 beziehungsweise 60 Prozent), denn sie betrug unter Friedrich Wilhelm III. nur 250,000 Mann gegen 195,000 Mann unter Friedrich II. Von einer Veränderung der Lineartaktik, die sich ja, wie es schien, auch gegenüber den Franzosen noch bewährte, konnte somit gar keine Rede sein, das Scheibenschießen wurde deshalb ganz vernachlässigt. So trug das preußische Heer jetzt noch mehr als früher den Charakter des Söldnerheeres. Die geworbenen und gepreßten Berufssoldaten, an sich schon moralisch wenig wert, wurden noch unbrauchbarer, weil man ihnen bürgerliche Gewerbe und die Eheschließung gern gestattete, um sie auf Urlaub schicken zu können, denn der ersparte Sold floß den Hauptleuten zu; die Offiziere verloren in dem öden Friedens- und Paradedienst, den sie immer wieder mit denselben mürrischen Leuten übten, meist den ernsten Zweck des Krieges aus dem Auge, oder sie vertieften sich in strategische Klügeleien, welche den Krieg beinahe als eine Art angewandter Mathematik erscheinen ließen, und verloren die lebendigen Kräfte, also das Entscheidende, aus dem Auge, erhoben dabei aber mit absprechendem Hochmut den Anspruch auf Unfehlbarkeit. Die Stabsoffiziere waren auch durchschnittlich zu alt, weil man mit Pensionierungen aus Sparsamkeitsrücksichten kargte, dazu überwiegend von hoffärtigem Standesdünkel erfüllt, so entschieden der König solchen Übermut bekämpfte. Die zahlreichen ausgezeichneten Männer, die späteren sieghaften Heerführer von 1813/15, die damals schon alle dienten, z. T. bereits als Stabsoffiziere, konnten wohl im

einzelnen manches Gute wirken, aber gegen den Geist des Ganzen nicht aufkommen. Anderes hätte sich wohl ändern lassen, weil es mit dem Wesen der Armee nicht gerade zusammenhing, aber es geschah nichts oder nicht genug. Die Ausrüstung wurde wohl etwas gebessert, blieb aber ungenügend; die Soldaten hatten noch 1806 keine Mäntel und die schlechtesten Gewehre in Europa. Andrerseits erforderte die Weichlichkeit der langen Friedensgewöhnung und die pedantisch festgehaltene Magazinalverpflegung einen unermeßlichen Troß, so daß 1806 die ganze Armee über 12,000 Packpferde und fast ebensovieler Knechte bedurfte, die Trains und die zahllosen Offiziersequipagen noch nicht einmal mitgerechnet. Das machte nun wieder alle Bewegungen überaus schwerfällig und langsam.

Wie im Heerwesen so blieb in der Staatswirtschaft fast alles beim alten; nur die Accisefreiheit des Adels wurde beseitigt, aber die reichen polnischen Domänen und Starosteien verschleuderte Friedrich Wilhelm II. an Günstlinge, und die von seinem Nachfolger geplante Aufhebung der Erbunterthänigkeit der königlichen Domänebauern kam nicht zur Ausführung. Dazu erschöpften die Kriege nicht nur den Schatz Friedrichs des Großen, sondern häuften auch noch 47 Millionen Thaler Schulden an. Erst unter dem sparsamen Friedrich Wilhelm III. besserte sich die Lage, so daß i. J. 1806 wieder 17 Millionen Thaler im Schatze lagen und 22 Millionen abgezahlt waren; der Staat genoß deshalb eines guten und festen Kredits.

So also stand es: der Staat war für die persönliche Regierung des Königs zu groß geworden, aber die schmalen Grundlagen des Baues, Beamtentum, Adel und Heer, waren die alten geblieben und dazu innerlich brüchig; einzelne Schäden wurden wohl auch erkannt und oft in gehässigster Weise von einer tadelsüchtigen Kritik besprochen, wie z. B. in den Büchern des Oberzollrats von Held, aber an der inneren Gediegenheit des preußischen Staats- und Heerwesens zweifelte ernstlich noch kein Mensch. Und an der Spitze dieses Staates stand seit 1797 ein junger Fürst, der bei allen seinen trefflichen Eigenschaften eben die nicht besaß, die diese Lage erfordert hätte. Friedrich Wilhelm III., geboren am 3. August 1770, war vom Vater allen Geschäften ferngehalten, von seinen Lehrern durch übergroße Strenge verschüchtert worden. Ein frommer, wahrhaftiger, pflichttreuer, menschenfreundlicher Herr scheute er doch allzusehr den Krieg und schreckte vor allem Ungewöhnlichen und Kühnen zurück, er entschloß sich langsam und wagte meist selbst da, wo seine Einsicht die bessere war, älteren Ratgebern gegenüber sie nicht zur Geltung zu bringen, war deshalb allzu abhängig von seinem Kabinett. Doch niemals hat er etwas gegen seine Überzeugung gethan und seines königlichen Amtes ist er sich stets bewußt geblieben. Allem Prunk und Glanz freilich war er abgeneigt. Sein bestes Glück fand er in der anspruchslosen Häuslichkeit, die er durch seine Ehe mit der holden Luise von Mecklenburg-Strelitz (geb. 10. März 1776) gegründet hatte (24. December 1793), das reinste Vorbild innigen Familienlebens, das seine Unterthanen in der schwersten Zeit vielleicht fester mit dem Herrscherhause verknüpft hat, wie die politische Pflicht.

Und diese schwerste Zeit stand dicht vor der Thür. In furchtbaren Erfahrungen sollten die Deutschen, die Regierungen wie das Volk inne werden, daß der Staat keine willkürliche Zwangsanstalt ist, sondern die naturnotwendige Organisation der Gesellschaft, welche deshalb von jedem einzelnen fordern muß, daß er dem Ganzen lebe und nicht nur sich selbst, und sie sollten lernen, daß in den großen Entscheidungen der Völkergeschicke nicht Wissenschaft und Kunst, das Eigentum einer kleinen Minderzahl, den Ausschlag geben, sondern die Kraft des sittlichen Willens und des einfältigen Glaubens, welche auch die Massen mit sich fortreißt und den Feind zermalmt.

Die Franzosen in Hannover. Der preußische Staat hatte durch seine kleinmütige und schwankende Neutralitätspolitik seit 1795 sein Ansehen aufs schwerste geschädigt und sah sich jetzt der neuen französischen Militärmonarchie gegenüber, die nach ihrem innersten Wesen und dem Charakter ihres Herrschers
1803. stets neuer Kriege bedurfte. Als schon im März 1803 der Krieg mit England wieder ausgebrochen war, griff Bonaparte den alten Gedanken des Direktoriums wieder auf, durch Besetzung Hannovers den englischen Handel mit Norddeutschland zu unterbrechen. Vergeblich bat die dortige Geheimratsregierung um Hilfe in London und in Wien, vergeblich sogar in Berlin, wo wieder die kurzsichtigste Friedensliebe zum kleinmütigsten Entschlusse verleitete. Trotzdem wäre ein wirksamer Widerstand sehr wohl möglich gewesen, da die heranrückende Division Mortier nur 12,000 Mann zählte, die hannöversche Armee 18,000 Mann, aber unbehilflich, ängstlich und ohne jede Thatkraft berief die Regierung erst am 10. Mai die Urlauber ein und gab obendrein dem Oberbefehlshaber, Wallmoden-Gimborn, den lähmenden Befehl, „keine Ombrage zu erregen", bei einem Zusammenstoße nicht zu feuern, sondern nur das Bajonnett „mit Moderation zu gebrauchen". Bei solchem Kleinmut der leitenden Männer traf die endlich angeordnete Zwangsaushebung auf den hartnäckigsten Widerstand der mißtrauischen Bevölkerung, und die Truppen waren nicht einmal vereinigt, als zu Ende Mai 1803 die Franzosen die Weser überschritten. Wohl bewies nun am 2. Juni ein glänzendes Reitergefecht bei Nienburg die Überlegenheit der hannöverschen Schwadronen, doch die mutlose Regierung schloß schon am nächsten Tage die Kapitulation von Suhlingen ab. Das ganze Land mit allen Kriegsvorräten wurde den Franzosen übergeben, die hannöversche Armee hinter die Elbe nach Lauenburg zurückgezogen, alles vorbehältlich der Genehmigung des Ersten Konsuls; am 4. Juni zogen die Franzosen in Hannover ein. Als nun Bonaparte jene Genehmigung versagte, um auch die Truppen noch in seine Gewalt zu bekommen, befahl ihnen die Regierung, zu spät sich ermannend, zum Angriff überzugehen. Da verweigerten die mißbrauchten Scharen den Gehorsam; die Armee wurde aufgelöst, aber die tüchtigsten Leute gingen nach England und bildeten später jene Königlich deutsche Legion, die in Spanien ihren Namen mit Ruhm bedeckte. Sechsund-

zwanzig Monate standen seitdem die Franzosen in Hannover, ebensoviele Millionen 1803.
Thaler verschlangen die Brandschatzungen und Lieferungen, während die Jahreseinnahme des Kurfürstentums nur etwa 5 Millionen Thaler betrug; dazu lastete ein mißtrauisches Polizeiregiment auf dem Lande. Die Franzosen bedrohten nun auch die Hansestädte, besetzten Cuxhaven und Ritzebüttel, um den Handel mit England zu unterbrechen. Der letzte dürftige Erfolg der preußischen Politik seit 1795, die Neutralität Norddeutschlands, war zerstört, sogar der preußische Staat unmittelbar bedroht, denn die französischen Besatzungen standen jetzt mitten drin zwischen seinen östlichen und westlichen Provinzen, sie waren nur 2 Märsche von Magdeburg, 5 Märsche von Berlin entfernt.

Und schon bewiesen rücksichtslose Gewaltthaten, wie wenig Bonaparte geneigt sei, sich an das geltende Völkerrecht zu binden. Einen bourbonischen Prinzen, den Herzog von Enghien, der zu Ettenheim in Baden unweit des Rheines lebte und allerdings Verbindungen mit England unterhielt, ließ er am 15. März 1804 durch französische Truppen und Gensdarmen aufgreifen und im Wallgraben 1804.
von Vincennes am 22. standrechtlich erschießen; im Oktober desselben Jahres befahl er den englischen Geschäftsträger Rumbold in Hamburg aus seinem Landhause wegzuführen und seiner Papiere zu berauben. Im ersteren Falle erlebte der deutsche Reichstag die Schande, daß, während er vorsichtig allen Erörterungen auswich, indem er in die Ferien ging, Schweden und Rußland den Protest erhoben, den er einzulegen nicht mehr den Mut fand; den Engländer befreite nur die persönliche Verwendung Friedrich Wilhelms III.

Das Napoleonische Kaisertum. Inzwischen hatte am 16. Mai 1804 der französische Senat Napoleon I. zum erblichen „Kaiser der Franzosen" erhoben, und im Herbst desselben Jahres erschien der neue Nachfolger der Karolinger am Rhein. In Mainz, wo 620 Jahre zuvor Friedrich Barbarossa als anerkanntes Haupt des Abendlandes sein glänzendes Pfingstfest gefeiert hatte, empfing jetzt ein fremder Usurpator die ergebenen Huldigungen und Danksagungen dieser einst so stolzen deutschen Fürsten. Die alte Kaiserwürde des Abendlandes war von den Habsburgern auf den Korsen übergegangen. Auch Kaiser Franz fühlte das; um seinem Hause mindestens den kaiserlichen Rang für alle Zukunft zu sichern, nahm er am 14. August 1804 den Titel eines Kaisers von Österreich an und vollendete damit auch äußerlich die Sonderentwickelung der habsburgischen Lande. Am 2. December 1804 empfing die neue Weltherrschaft auch die päpstliche Weihe, wie vor einem Jahrtausend die Karls des Großen.

Die Bildung der dritten Koalition. Diese gewaltthätige Umkehr der gesamten politischen Entwickelung Europas stieß nirgends auf einen festen Willen zum Widerstande außer in England. Dies freilich fühlte sich von den gewaltigen Seerüstungen Napoleons und der Ansammlung seines Heeres in Boulogne ganz unmittelbar bedroht und setzte deshalb alles daran, um ihm neue Feinde auf dem Festlande zu erwecken. Aber dies gelang nur langsam. Preußen hatte zwar schon am 4. Mai 1804 ein Verteidigungsbündnis mit Rußland geschlossen, suchte jedoch gleichzeitig ein gutes Verhältnis zu Frankreich zu bewahren. Alexander I.

1805. von Rußland verband sich am 6. November mit Österreich zum Kriege, aber nur für den Fall, daß Napoleon in Italien noch weiter um sich greife. Ungeduldiger drängte Gustav IV. von Schweden, ein leidenschaftlicher Gegner des revolutionären Frankreich, vorwärts, indem er sich am 3. December 1804 mit England, am 14. Januar 1805 auch mit Rußland verbündete. Dann gelang es der englischen Politik, auch den Zaren zum Anschluß zu bringen (11. April 1805). Die Annahme der italienischen Königskrone von seiten Napoleons und die Einverleibung der ligurischen Republik in das französische Kaiserreich brachte endlich auch Österreich zum Beitritt. Die dritte Koalition war gebildet.

Preußens Haltung. Es fehlte in Wien wie in Berlin nicht an Stimmen, welche den engen Anschluß der beiden deutschen Großmächte, also auch den Beitritt Preußens zur Koalition empfahlen, um Deutschland zu retten und seine Verfassung neu zu gestalten, wie dort Erzherzog Johann und der geistvolle patriotische Publizist Friedrich Gentz, hier Scharnhorst. Doch abermals siegte in Preußen die Friedensliebe des Königs und die überschlaue Politik Hardenbergs (Minister seit April 1804), der freie Hand behalten wollte, um womöglich Hannover zu gewinnen. Wirklich bot Napoleon, der diese Begehrlichkeit durchschaute, durch seinen Generaladjutanten Duroc zu Anfang September dem König Hannover als Preis seines Bündnisses mit Frankreich an, doch lehnte Friedrich Wilhelm schließlich ab und wollte auch kein engeres Bündnis mit Rußland, weil der Lieblingswunsch Alexanders, wie er wohl wußte, auf die Wiederherstellung Polens unter seinem eignen Szepter gerichtet war; er dachte vielmehr einen Neutralitätsbund mit Sachsen, Kurhessen und Dänemark zu begründen und so vielleicht gar durch sein Dazwischentreten den Krieg überhaupt zu verhüten. Da warf ihn die ungeschickte Forderung des Zaren, den russischen Truppen den Durchzug durch preußisches Gebiet zu gestatten, plötzlich in eine andere Richtung. In seiner Würde verletzt, befahl er die Mobilisierung seines Heeres, stellte 80,000 Mann an die Ostgrenze, ein kleineres Korps gegen die Schweden in Vorpommern auf, und drohte in Böhmen einzumarschieren, falls ein russischer Soldat die Grenze überschreite. Preußen stand dicht vor dem Bunde mit Frankreich.

Der Feldzug in Südwestdeutschland. Inzwischen hatte Napoleon Bayern (29. August) im geheimen auf seine Seite gezogen. Erschüttert durch die Vorstellungen des Fürsten Schwarzenberg gab Max Joseph für einen Augenblick nach und suchte um Neutralität an, doch setzte Montgelas durch, daß er seine Truppen bei Würzburg sammelte, um sie den Franzosen zuzuführen. Ohne eine Ahnung von dem allen überschritten am 8. September 80,000 Österreicher unter Mack bei Schärding den Inn, besetzten München, wo am 21. September Kaiser Franz einzog, und drangen bis an die Iller und an den Schwarzwald vor, um hier die Ankunft der Russen abzuwarten. In Tirol stand Erzherzog Johann mit 50,000 Mann, darunter 20,000 Landesschützen, in Italien ging Erzherzog Karl mit 142,000 Mann über die Etsch vor; ein russisch-schwedisches Korps in Vorpommern war gegen Hannover bestimmt. Doch Napoleon entschied den ganzen Feldzug schon mit seinem genial geplanten Ausmarsch. Während Mack in unbe-

lehrbarer Verblendung den Hauptstoß vom Schwarzwalde her erwartete, drangen 1805.
200,000 Franzosen, die Armee von Boulogne mit den Truppen aus Holland und Hannover, in rastlosen Eilmärschen nach Süden vor, nahmen in Würzburg die 25,000 Mann Bayern auf und besetzten bereits am 6. und 7. Oktober eine Linie, die von der rauhen Alp bis nach Ingolstadt reichte. Am 1. Oktober war Napoleon durch das Metzgerthor (seitdem bis 1870 Porte d'Austerlitz) aus Straßburg ausgeritten, hatte auch Baden und Würtemberg zum Anschlusse gebracht und erschien am 9. Oktober selber bei der Armee; es gelte die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes gegen die Vergrößerungsgelüste des Hauses Österreich, rief sein Tagesbefehl den Bayern zu. Dann schob er seine Heersäulen über die Donau vor, am 12. Oktober schon zogen die Bayern mit den Franzosen in München ein, Murat und Lannes besetzten Augsburg. Damit hatte Mack die gerade Rückzugsstraße nach Österreich verloren und sah sich selber bei Ulm 40,000 Franzosen unter Ney gegenüber. Es blieb ihm nur noch der Versuch, südlich nach Tirol oder nordöstlich nach Böhmen durchzubrechen. Er ließ deshalb am 13. Oktober den größeren Teil seiner Truppen nach Nördlingen abziehen, ein Korps nach Süden. Doch dieses wurde schon bei Memmingen von den Franzosen umstellt und gefangen, die anderen mußten unter schweren Verlusten größtenteils nach Ulm zurückgehen, und am 15. Oktober erstürmten Ney und Lannes unter Napoleons Augen die beherrschenden Höhen des rechten Donauufers bei Ulm, den Michelberg und den Frauenberg. Von allen Seiten umstellt und völlig ratlos schloß Mack schon am 17. Oktober die Kapitulation ab, bedang sich zwar anfangs noch acht Tage Frist aus, um einen etwaigen Entsatzversuch zu erwarten, ließ sich aber dann, kopflos und haltlos wie er war, durch Napoleon, dem alles darauf ankam, Zeit zu gewinnen, bestimmen, schon am 20. Oktober die Übergabe zu vollziehen. 23,000 Österreicher streckten an diesem Tage die Waffen und zogen dann zwischen den Linien der Franzosen an Napoleon und Mack vorüber in die Kriegsgefangenschaft. Am 18. Oktober wurde auch das letzte Korps unter Werneck bei Nördlingen zur Kapitulation genötigt. Von der ganzen Armee retteten sich nur 1700 Reiter, 400 Artilleristen und 163 Trainsoldaten, die Erzherzog Ferdinand in atemlosen Märschen, obwohl hitzig verfolgt, doch glücklich nach Eger brachte (22. Oktober).

„Es war ein Unglück, das die Seele vernichtete und das Denken aufhob", schrieb Fr. Gentz in Wien. Der Seesieg Nelsons bei Trafalgar (21. Oktober) hatte auf dies Ergebnis natürlich keinen Einfluß, ebensowenig wie die Fortschritte des Erzherzogs Karl in Italien; er mußte jetzt zufrieden sein, durch tapfere Verteidigung seiner Stellungen bei Caldiero gegen Massena (29. bis 31. Oktober) einen gesicherten Rückzug nach Krain und Steiermark zu erkämpfen. Auch Tirol wurde geräumt, ungeachtet der flehentlichen Bitten der Tiroler, ihnen nur wenige tausend Mann zu lassen, da sie dann ihr Land selbst zu verteidigen vermöchten. Die Hauptmasse der Österreicher zog durch das Pusterthal ab, die Grenzfeste Kufstein wurde am 10. November an die Bayern übergeben, Ney besetzte Innsbruck und stellte über den Brenner die Verbindung mit Massena her. In denselben Tagen erschienen die Franzosen bereits im westlichen Böhmen.

1805. Napoleons Vormarsch nach Wien und Mähren. In diese allgemeine Rückzugsbewegung wurden auch die am Inn stehenden Abteilungen, 30,000 Russen unter Kutusow und 25,000 Österreicher unter Merveldt, unvermeidlich verflochten; in den letzten Oktobertagen traten sie den Marsch donauabwärts an. Dabei wurde Merveldt, der mit einem Teile seines Korps nach Steiermark abbog, um sich mit dem Erzherzog Karl zu vereinigen, bei Mariazell von Davoust am 8. November eingeholt und so zugerichtet, daß er nur 2000 Mann nach Ungarn brachte. Kutusow wich vor den nachdrängenden Franzosen bei Mautern (8. November) auf das linke Donauufer aus und warf eine Division Mortiers, die ihm unvorsichtig folgte, am 11. November bei Stein und Krems mit schweren Verlusten zurück, der erste und letzte Sieg der Verbündeten in diesem ganzen jammervollen Feldzuge. Freilich gab er dem Feinde die Straße nach Wien preis. Zu seiner Überraschung fand also Napoleon keine feindliche Armee bei St. Pölten vor, wo er eine Schlacht erwartet hatte; denn da die vorhandenen Streitkräfte zur Deckung der Hauptstadt nicht entfernt zureichten, so ging der kaiserliche Hof nach Brünn, und Fürst Auersperg räumte am 13. November ohne Gegenwehr die Hauptstadt, deren leichtlebige Bevölkerung mit gedankenloser Neugier die einrückenden Sieger begrüßte und es ihnen nur zu bequem machte, die Verwaltung in ihrem Interesse wieder in Gang zu setzen. Nicht einmal die große Donaubrücke, welche den Franzosen die kürzeste Straße nach Znaim und Brünn sicherte, wurde, wie eigentlich befohlen war, abgebrannt, vielmehr brachten die französischen Generale Murat, Lannes und Bertrand durch eine plumpe Kriegslist, die Vorspiegelung, ein Waffenstillstand sei geschlossen, sie an demselben Tage noch in ihre Hand. So aufs schwerste bedroht, konnte Kutusow sein Korps nur dadurch vor der Vernichtung retten, daß Bagration am 16. November bei Ober-Hollabrunn und Schöngrabern an der Straße Wien-Znaim mit der russischen Nachhut sich heldenmütig der Übermacht Murats entgegenwarf und sie so lange aufhielt, bis die Hauptmasse in Sicherheit war. Schon am 19. November verlegte Napoleon sein Hauptquartier nach Znaim, am 20. nach Brünn; die Russen und Österreicher sammelten sich bei Olmütz.

Indes nahm sich die Lage Napoleons glänzender aus, als sie thatsächlich war. Mit einem zweiten russischen Korps vereinigt, zählten die Verbündeten bei Olmütz 80,000 Mann, darunter nur 20,000 Österreicher; ein drittes russisches Korps von 12,000 Mann war im vollen Anmarsch durch Schlesien; Erzherzog Karl hatte sich mit seinem Bruder Johann vereinigt und sammelte zwischen Marburg und Cilli 90,000 Mann, in Böhmen bildete Erzherzog Ferdinand ein Heer von 20,000 Mann, in Ungarn sammelte sich das Aufgebot. Gegen hundert Meilen von der französischen Grenze entfernt stand Napoleon weit überlegenen Massen gegenüber, die ihn im Osten, Süden und Norden umschlossen. Er war verloren, wenn auch noch Preußen zur Koalition trat.

Preußen und die Koalition. Daß dies geschehen würde, schien fast außer Zweifel, er selber trug sogar die Schuld daran. Um die Einschließung Macks bei Ulm möglichst rasch zu vollenden, hatte er das Korps Bernadotte am 3. Ok-

tober gradewegs durch das neutrale preußische Gebiet von Ansbach ziehen lassen. 1805.
In Preußen aber empfand man das als einen nationalen Schimpf, der König erklärte sofort, daß er sich aller Verpflichtungen gegen Frankreich für entbunden erachte (14. Oktober), genehmigte jetzt den Durchmarsch der Russen durch Schlesien, der Schweden und Russen durch Lauenburg nach Hannover und ordnete die Aufstellung von vier Heeren an. 60,000 Mann unter Fürst Hohenlohe sammelten sich in Thüringen, 20,000 unter dem Kurfürsten von Hessen in Westfalen, 50,000 in Nieder-Sachsen unter dem Herzog von Braunschweig, 50,000 in Schlesien. In Berlin herrschte allgemeine Erbitterung und Begeisterung, am 16. Oktober führten sogar die Offiziere der Besatzung ihre Unteroffiziere ins Schauspielhaus, um sich an „Wallensteins Lager" zu begeistern: zum erstenmale erkannte damit gewissermaßen der preußische Militärstaat die deutsche Dichtung als eine Macht an, die er nicht entbehren möge. Zunächst ging es nun rasch vorwärts. Am 26. Oktober zogen die Preußen unter Oberst Scharnhorst, als Befreier mit Jubel empfangen, in Hannover ein, das die Franzosen tags zuvor geräumt hatten; am 30. erschien der Zar Alexander zugleich mit dem Erzherzog Anton in Berlin, um die gemeinsamen Verabredungen zu treffen. Die Persönlichkeit des jugendlichen Selbstherrschers mit den weichen Zügen und den blauen Augen, dem halb schwärmerisch hingebenden, halb selbstbewußten Wesen verfehlte ihres Eindruckes nicht, zumal er reuig auf alle seine polnischen Pläne verzichtete. Am 3. November wurde der Vertrag von Potsdam geschlossen. Preußen versprach mit 180,000 Mann der Koalition seinen Beistand zu leisten, wenn Napoleon nicht binnen vier Wochen, von der Abreise des preußischen Unterhändlers an gerechnet, seine Vermittelungsbedingungen annehme: Unabhängigkeit Neapels, des deutschen Reiches, Hollands und der Schweiz, Trennung der italienischen von der französischen Krone. Im geheimen verhieß dagegen Rußland die Einwilligung Englands zur Einverleibung Hannovers gewinnen zu wollen. Keine Macht sollte ohne die andere Friedensunterhandlungen beginnen. Noch in der folgenden Nacht nahm der Zar am Sarge Friedrichs des Großen Abschied vom preußischen Königspaare, dann eilte er zur Armee.

Eine ununterbrochene Reihe der schwersten Fehler, hervorgegangen aus Schwäche, Unklarheit und Hochmut, hat nicht nur die fast sicheren Hoffnungen der Koalition auf eine glückliche Wendung des Krieges zerstört, sondern auch Preußen mit wachsender Schnelligkeit die schiefe Ebene hinabgetrieben, die zum Abgrund führte.

In Berlin hätte man sich doch sagen müssen, daß der siegreiche Napoleon solche Friedensbedingungen ebensowenig annehmen wie jemals sie Preußen verzeihen werde, daß also der Krieg früher oder später unvermeidlich sei. Aber der König hielt den Gedanken der bewaffneten Vermittelung fest und gab sogar dem Grafen Haugwitz für die Unterhandlungen ohne Wissen seiner übrigen Minister die mündliche Weisung mit, er solle unter allen Umständen den Frieden zwischen Preußen und Frankreich sichern. Sodann glaubte der Herzog von Braunschweig in seiner bedenklichen, methodischen Art nicht vor dem 15. December schlagfertig sein

1805. zu können, die Befehle zum Vormarsch auf Fulda, Bamberg und Baireuth ergingen daher erst am 24. November. Eben deshalb reiste Haugwitz, der am 14. aufgebrochen war, so langsam, daß er erst am 28. November in Brünn bei Napoleon eintraf. Dieser bemerkte ihm kühl, da Preußen thatsächlich schon der Koalition beigetreten sei, könne es nicht mehr vermitteln, doch möge er in Wien mit Talleyrand das Einzelne verhandeln. Ganz gefangen von „diesem erstaunlichen Manne“ und erdrückt von der Schwere seiner Verantwortlichkeit, wenn er es zum Bruche treibe, fand Haugwitz während einer vierstündigen Audienz nicht den Entschluß, dem Kaiser amtlich seine Bedingungen mitzuteilen, die dieser doch ungefähr schon kannte, sondern reiste wirklich nach Wien ab. Und doch wußte er aus Napoleons eignem Munde, daß eine Schlacht nahe bevorstehe! Alle verständigen Erwägungen freilich hätten den Verbündeten empfehlen müssen, sich bis zum 15. December streng auf die Verteidigung zu beschränken. Aber die jungen eleganten Salonoffiziere, die mit dem Zaren im Hauptquartier eingetroffen waren, darunter vor allem sein Generaladjutant Fürst Dolgorukij, sahen mit unverhohlener Verachtung auf diese immer und immer wieder geschlagenen Österreicher herab und meinten, den Russen Suworows könne der Sieg auch über Napoleon nicht fehlen. Der Kaiser widerstrebte anfangs, doch eine glänzende Heerschau über seine schönen Regimenter lockte auch ihn unwiderstehlich zur Schlacht. Dazu kam, daß Napoleon, dem alles daran lag, die Entscheidung herbeizuführen, ehe Preußen eingreifen konnte, sich ganz geflissentlich anstellte, als ob er den Kampf scheue und bereitwillig auf Unterhandlungen mit den beiden Kaisern einging.

Die Dreikaiserschlacht von Austerlitz. So brachen die Verbündeten am 27. November aus ihrer festen Stellung bei Olmütz auf, um die Franzosen bei Brünn aufzusuchen. In der sichern Voraussetzung, daß der Gegner dem Kampf ausweichen werde und weiter westlich stehe, als es wirklich der Fall war, traf der österreichische Generalstabschef Oberst Weyrother seine Anordnungen mehr für eine Umgehung als für eine Schlacht: die Einwendungen der russischen Generale wies er geringschätzig zurück.

Die Verbündeten, etwa 80,000 Mann, standen südlich der Straße Olmütz-Brünn auf den Höhen, die in der Mitte des westlichen Abhanges das Dorf Pratze tragen und nach Westen zum Goldbach, nach Osten und Südosten ins breite, feuchte Wiesenthal der Littawa und zu großen Teichen sich herniedersenken; das Hauptquartier lag dahinter im Schlosse von Austerlitz. Der linke Flügel sollte nun die Franzosen umfassen, von der Straße nach Wien abdrängen und nach Böhmen werfen, der rechte den Feind nur beschäftigen. Napoleon, der mit etwa 70,000 Mann auf den Höhen westlich des Goldbaches stand, hatte das Gelände aufs sorgfältigste erkundet und seine Anordnungen mit den Marschällen bis ins einzelnste festgestellt; seine Truppen brannten darauf, den Jahrestag der Kaiserkrönung mit einem glänzenden Siege zu feiern. Am Morgen des 2. December sah er nun mit tiefster Befriedigung, wie ganz nach seinen Voraussetzungen die Heersäulen der Verbündeten von den Höhen bei Pratze nach links und rechts hinunterstiegen und in dem dichten Nebel verschwanden, der wie ein weißes Meer

die feuchten Niederungen bedeckte, während die Höhen schon im hellen Lichte der Wintersonne lagen, die blutrot emporstieg. Gegen 10 Uhr gab er das Zeichen zur Schlacht. Nun stieß der linke Flügel der Verbündeten auf den zähesten Widerstand Davousts und kam nicht recht von der Stelle; die tapferen russischen Schwadronen des rechten ritten dagegen mehrere französische Bataillone über den Haufen und kamen erst zum Stehen, als Rapp die französische Gardereiterei ihnen entgegenwarf. Inzwischen aber erstürmten gegen Mittag die Franzosen im ersten Anlauf die fast entblößten Höhen von Pratze. Damit war das Centrum der Verbündeten zerrissen, in zunehmender Verwirrung begannen die beiden Flügel den Rückzug, doch die französischen Kartätschen trugen von den Höhen herab Tod und Verderben in ihre Reihen, in steigender Hast drängten sich die flüchtigen Massen auf den schmalen Dammwegen und über das Eis der Teiche rückwärts, es brach zusammen und Hunderte kamen in den schlammigen Wassern um. Es war eine zerschmetternde Niederlage. Sie kostete den Verbündeten gegen 27,000 Mann, 133 Geschütze, 45 Fahnen und das ganze Gepäck; von den riesigen Reitern der prachtvollen Chevalierleibgarde Kaiser Alexanders waren am Abend noch 18 im Sattel. Die Reste des geschlagenen Heeres wichen nach Ungarn zurück, hitzig von Davoust verfolgt. 1805.

Der Waffenstillstand von Znaim und der Friede von Preßburg. Da war es mit der Standhaftigkeit des Kaisers Franz zu Ende. Schon am 4. December traf er mit Napoleon im freien Felde bei der Mühle von Poleny zusammen, und so widerwärtig eben damals dem stolzen Habsburger die Persönlichkeit des Emporkömmlings wurde, sein Groll über den Hochmut der russischen Bundesgenossen war doch noch größer, er schloß am 6. December den Waffenstillstand von **Znaim**. Österreich trennte sich von der Koalition, räumte Steiermark, Kärnten, Krain, Istrien, Venezien, Tirol, die Kreise Budweis und Tabor, Znaim, Iglau, Brünn, Preßburg den Franzosen ein. Und das in dem Augenblicke, wo das 3. russische Korps schon in Prerau eingetroffen war, die beiden Erzherzöge noch sieben Stunden von Wien standen und Preußen binnen einer Woche den Krieg erklären mußte!

Nun meinte Graf Haugwitz seinem Vaterlande einen großen Dienst zu erweisen, wenn er in durchaus eigenmächtiger Anwendung jener ganz allgemein gehaltenen Weisungen seines Königs den Drohungen, Verheißungen und Schmeicheleien Napoleons nachgab und am 15. December den Vertrag von **Schönbrunn** unterzeichnete. Preußen trat danach in ein enges Bündnis mit Frankreich, empfing dafür Hannover, trat aber Neuschatel, das rechtsrheinische Cleve und Ansbach ab. Mit diesem Vertrage in der Hand nötigte der Sieger am 27. December Österreich auf seine Bedingungen hin den Frieden von **Preßburg** zu schließen. Es erkannte darin die Souveränität der Kurfürsten von Bayern, Würtemberg und Baden, sowie die Königswürde der beiden ersteren an, jedoch unbeschadet ihrer Zugehörigkeit zum „Deutschen Bunde" (Confédération germanique); es willigte in die Veränderungen in Italien, in der Schweiz und Holland, trat an das Königreich Italien seine venezianischen Besitzungen, an Bayern Tirol und Vorarlberg, an

1805. Würtemberg und Baden seine übrigen südwestdeutschen Gebiete ab und empfing dafür nur Salzburg mit Berchtesgaden, wofür der Kurfürst von Salzburg mit dem neuen Kurfürstentum Würzburg, das Bayern aufgab, entschädigt wurde. Weiter gestattete Österreich die Einverleibung Augsburgs in Bayern und gab die
1806. Reichsritterschaft thatsächlich preis. Am 1. Januar 1806 riefen in München und Stuttgart reichgeschmückte Herolde die neue Königswürde aus und die amtliche „Bayerische Zeitung" pries in kecker Geschichtsfälschung „Napoleon den Großen" als „Wiederhersteller des bajuvarischen Königtums".

Preußen und Frankreich. Währenddem saßen die Herren der preußischen Regierung in sorgenvoller Beratung über die Lage, welche ihnen Haugwitz in verhängnisvoller Eigenmächtigkeit geschaffen hatte. Der Minister von Stein sprach sich entschieden für die Verwerfung des Vertrages und damit für den Krieg aus, da man mit den russischen und schwedischen Truppen fast 300,000 Mann zur Verfügung habe; eben dafür entschied sich auch Prinz Louis Ferdinand in einem herrlichen Briefe; ingrimmig fluchte er in dieser „Rasse von Kanaillen, die uns verraten haben", dem Herzog von Braunschweig, Lombard, Haugwitz, Lucchesini. Doch die Mehrzahl konnte sich weder für ein klares „Ja" noch für ein festes „Nein" entschließen, beschloß vielmehr einen Mittelweg einzuschlagen und bei Napoleon einige Veränderungen des Schönbrunner Vertrages durchzusetzen, und so sicher war Haugwitz seines angeblichen Einflusses auf den Kaiser, daß der König vorschnell, wieder in unzeitiger Sparsamkeit das Heer auf Friedensfuß zu setzen befahl. Doch Napoleon, der diese haltlose preußische Politik längst durchschaute und nach Verdienst verachtete, erklärte jetzt Haugwitz gegenüber, der Schönbrunner Vertrag sei damit zerrissen, und schüchterte den Unterhändler so ein, daß dieser abermals ohne Instruktion am 15. Februar 1806 in Paris einen weit ungünstigeren Vertrag genehmigte. Preußen sollte jetzt auch noch Baireuth an Bayern abtreten und die hannöverschen Flüsse gegen England sperren, also diesem den Krieg erklären. Da Preußen in diesem Augenblicke den Franzosen ungerüstet gegenüberstand, so genehmigte der König schweren Herzens am 3. März auch diesen Vertrag.

Preußen im Kriege mit England und Schweden. Die Überzeugung, Preußen habe jetzt nur noch die Wahl zwischen würdeloser Unterwerfung unter Napoleons Willen oder einem Kriege auf Leben und Tod, griff seitdem allmählich um sich. Zunächst folgten noch Demütigungen in dichter Reihe. Hardenberg, der jede Verantwortung für die Bestätigung oder Verwerfung jenes Vertrages von sich abgelehnt hatte, wurde dafür in französischen Blättern so heftig angegriffen, daß er im April 1806 seinen Abschied nahm, um die Lage des Staates nicht noch mehr zu erschweren; fortan aber war dieser aufrichtige Anhänger eines französischen Bündnisses der entschlossenste Feind Napoleons. Dann beantwortete England schon am 5. April den Einmarsch der Preußen in Hannover mit der Wegnahme aller preußischen Schiffe in den britischen Häfen, verhing die Blokade über die preußische Küste und schickte zahlreiche Kaper aus, so daß Preußen am 11. Juni den Krieg erklärte. Als dann preußische Truppen den Abmarsch der Schweden aus Lauenburg erzwangen, folgte auch König Gustav IV. dem Beispiele Englands.

Binnen wenigen Monaten verlor so die preußische Rhederei etwa 1200 Schiffe. 1806.
Napoleon aber behandelte den Staat Friedrichs des Großen fortan mit vollendeter Nichtachtung. Noch vor der Bestätigung des Pariser Vertrags hatte er Wesel besetzen lassen, dann erhob er am 30. März seinen Schwager, den Gascogner Joachim Murat, zum Herzog von Berg, das Bayern abgetreten hatte, und schenkte ihm auch das rechtsrheinische Cleve. Schon trug er sich auch mit dem echt französischen Gedanken, den thatsächlichen Einfluß Frankreichs auf das südliche und westliche Deutschland in feste Formen zu bringen, wie einst Mazarin (s. S. 795).

Die Stiftung des Rheinbundes und des heiligen Römischen Reiches Ende. Den willkommenen Anlaß dazu bot ihm eine Note des Kurerzkanzlers Dalberg an den französischen Gesandten in Regensburg (19. April). Deutschland, hieß es darin, sei zerrüttet und bedürfe der Wiedergeburt, es werde diese finden in der Wiederaufrichtung des abendländischen Kaisertums durch Napoleon. Kurz nachher kam Dalberg sogar auf den geradezu abenteuerlichen Einfall, den Oheim des Kaisers, den Kardinal Fesch, einen Korsen, der von Deutschland nichts wußte und kein Wort deutsch verstand, ohne Beachtung der geltenden Formen zu seinem Koadjutor und Nachfolger zu ernennen (27. Mai), um sich und seinem geliebten „Kurstaate" die Gnade des „großen Mannes" zu sichern. So kam die Haltlosigkeit und Unklarheit dieses nach seiner eignen Ansicht gut deutsch gesinnten Herrn den Plänen Napoleons bereitwillig entgegen. Und was hätten ihnen diese Fürstengeschlechter entgegenzusetzen gehabt, bei denen ein Bewußtsein nationaler Pflichten kaum mehr vorhanden war? Trotz alles Selbstgefühls wußten sie sehr wohl, daß sie nicht für sich bestehen könnten; sie waren seit 1795 von Preußen, seit 1801 auch von Österreich im Stich gelassen worden, und Bayern hatte zudem seit einem Jahrhundert vor den ehrgeizigen Plänen der Habsburger gezittert. Da wandten sich diese Fürsten der siegreichen fremden Macht zu, die ihnen nicht nur kräftigen Schutz gewähren konnte, sondern auch neue Vergrößerungen und die Souveränität verhieß, das Endziel aller landesfürstlichen Bestrebungen seit Jahrhunderten.

Schon hatte Napoleon es verstanden, die mächtigsten dieser Herren mit seiner eignen Familie in Beziehung zu setzen. Er vermählte seinen Stiefsohn Eugen Beauharnais, den Vicekönig von Italien, mit der anmutigen Tochter Max Josephs von Bayern, Amalie Auguste (14. Januar 1806), seine Adoptivtochter Stephanie Beauharnais mit dem Kurprinzen Karl von Baden (8. April), die Verlobung seines leichtfertigen Bruders Jerôme (Hieronymus) mit der edlen Katharina von Würtemberg ward verabredet. So hielt das kleine korsische Haus der Bonaparte seinen triumphierenden Einzug in den deutschen Fürstenstand. Die von ihm beabsichtigte neue Ordnung der Dinge aber legte er kurzer Hand den „Bundesgenossen" auf; nur mit den bedeutenderen wurde über manche Einzelheiten, nicht über das Ganze in Paris verhandelt, die Gesandten der übrigen setzte Talleyrand erst am 11. und 12. Juli von der vollendeten Thatsache als einem unwiderruflichen Entschlusse seines Kaisers in Kenntnis, und die Herren unterzeichneten alle, ohne daheim auch nur anzufragen, am 17. Juli 1806

1806. die Stiftungsurkunde des **Rheinbundes**. Sechzehn deutsche Fürsten sagten sich darin von der tausendjährigen Gemeinschaft des heiligen Reiches los, erklärten sich für souverän, erhielten die noch übrigen reichsstädtischen, fürstlichen, gräflichen und ritterschaftlichen Gebiete des Südens und Westens (Bayern z. B. Nürnberg, der Kurerzkanzler Frankfurt a. M. u. s. f.), im ganzen über 500 Geviertmeilen; sie traten unter das Protektorat Napoleons, schlossen ein Schutz- und Trutzbündnis mit Frankreich für alle festländischen Kriege und verpflichteten sich ein Heer von 63,000 Mann dafür aufzustellen. Die Gründung eines stehenden Bundestages in Frankfurt, der sich in ein königliches und fürstliches Kollegium gliedern sollte, wurde in Aussicht genommen. Am 31. Juli zeigte der nunmehrige Fürstprimas Dalberg dem Kaiser Franz die Niederlegung seiner Reichskanzlerwürde und seinen Beitritt zum Rheinbunde „tiefgerührt" an; am 1. August kündigten die Verbündeten dem Reichstage ihre Trennung vom Reichsverbande an „nach dem von den mächtigeren Reichsständen aufgestellten Systeme", am selben Tage erklärte eine Note des französischen Gesandten in Regensburg, daß Napoleon eine deutsche Reichsverfassung nicht mehr anerkenne, wohl aber die Souveränität eines jeden deutschen Fürsten. Am 6. August endlich legte Franz II. nicht nur die Kaiserkrone nieder, sondern er erklärte auch die Kaiserwürde überhaupt für erloschen, wozu er nicht den Schatten eines Rechtes besaß. Es war nur die notwendige Folge dieser Vorgänge, wenn nun Schweden seinen Teil Vorpommerns, Dänemark Holstein sich einverleibte.

Stimmungen in Deutschland. So endete das einst weltbeherrschende Römische Reich deutscher Nation, die stolze Krone der Ottonen, Salier und Hohenstaufen, längst entwürdigt und befleckt, lag jetzt im Staube, und keine Hand rührte sich, nur Hohn auf der einen Seite, wehmütige oder zornige Klage auf der andern erhob sich bei diesem jammervollen Ausgange. Da spottete die „Mainzer Zeitung" in diesen Tagen über die Klagen weniger Menschen am Grabe eines Volkes, das sich überlebt habe; andrerseits wagte zwar der Ansbacher Konrad von Yelin in seiner Flugschrift „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung" das zuchtlose und brutale Auftreten der Franzosen in Süddeutschland scharf genug zu geißeln und die preußische Politik seit 1795 entschieden zu verurteilen, aber er folgerte aus alledem nur die wehmütige Aufforderung: „Weine laut auf, edler, biederer Deutscher." Kräftiger wies dagegen Friedrich **Gentz** in Wien darauf hin, wie die neue Weltherrschaft das Gleichgewicht der Mächte und jede Freiheit zerstört habe, wie Deutschland nur durch eigne Schuld gefallen sei und Europa nur durch Deutschland gerettet werden könne. Und mit frischen mutigen Worten züchtigte Ernst Moritz **Arndt** vom schwedischen Greifswald aus im „Geist der Zeit" die feine geistige Genußsucht dieses Geschlechtes, das über dem Menschen den Bürger und über der Menschheit das eigne Volk vergessen habe. Es waren noch vereinzelte Stimmen, und doch schienen selbst sie Napoleon schon gefährlich; den Nürnberger Buchhändler J. Ph. **Palm**, den Verleger jener Schrift Yelins, der sich weigerte, den Verfasser zu nennen, ließ er am 26. August in Braunau standrechtlich erschießen. Er schuf damit Deutschland nur seinen ersten politischen Märtyrer.

einen Norddeutschen Bu
dnung ermannte sich endlich
en Norden in bündischen Fo
inverstanden, forderte er doch
s Kaisertum zu begründen.
Macht nur halb gelungen w
irzehnt haltlosen Schwanke
igen. Grundsätzlich erklär
ssen und Kurhessen, zu
Erwartung ansehnlicher Ge
gen Art, welche die Poli
nge Anlehnung an die
von 1614; ja es wollte
ornehmeren Kurhauses
haupt von einer Unter
jes, alljährlich wechsel
aus drei Kreisen un
schon Einflüsterunge
nnahme des Königs
vorschlug, sondern
nten, einen alten

d Frankreich.
sich mit raschen
umgarnte Preuß
und Werden a
and als Preis
ei zum Kampf
rksamkeit nach
Rückgabe Ha
oberte der la
ahl der Köni
en Inspektio
ne Sicherhe
der zu berul
nicht zum
he Regier
scheidung
für Tag
Schille
ter des
vor sein
schen G

1806 Haugwitz wurde überall mit Spott und Verachtung behandelt, ja im September ließen mehrere Generale, an ihrer Spitze der Prinz Louis Ferdinand, und der Minister von Stein dem Könige wesentlich auf Anregung seiner Gemahlin eine Vorstellung zugehen, worin sie die Entlassung der Kabinettsräte Beyme und Lombard und des Ministers Haugwitz forderten. Der König fühlte, daß die Zügel des alten Militärstaates am Boden schleiften, er schwankte zwischen Scham und Zorn, wies die Eingabe ungnädig ab, aber er setzte die Rüstungen fort und ernannte den 71jährigen Herzog Karl von Braunschweig zum Oberbefehlshaber, Scharnhorst zu seinem Generalquartiermeister (Stabschef). So standen im Staate wie im Heere die Vertreter des verlebten Alten, die selber nicht mehr an sich glaubten, neben den neuen Männern, die jenen nur noch widerwillig gehorchten, und Preußen trieb steuerlos viel rascher dem Kriege zu, als es in seinem Interesse lag, denn es stand noch völlig vereinzelt. Mit Schweden kam am 17. August eine friedliche Vereinbarung zustande, England hob am 26. September die Blokade auf, doch wirkliche Hilfe versprach nur Rußland. Von den norddeutschen Staaten schloß sich nur Sachsen an; Kurhessen erklärte sich neutral, um sich nach der Entscheidung auf die Seite des Siegers zu schlagen.

Der Aufmarsch zum Feldzuge in Thüringen. Trotzdem zweifelten wenige im Ernste an der Überlegenheit des preußischen Heeres. Nur mit Mühe setzte Scharnhorst wenigstens durch, daß nach dem Muster der verachteten Franzosen Divisionen aus allen Waffengattungen gebildet wurden, die mit einer gewissen Selbständigkeit sich bewegen konnten. Eben in diesem Vertrauen aber wurde der Angriff auf das rheinbündische Süddeutschland beschlossen. Dazu sammelte sich die Hauptarmee, die märkischen und pommerschen Regimenter, unter Braunschweig bei Halle, die hannöverschen Truppen unter Rüchel, einem der namhaftesten Generale, im nordwestlichen Thüringen; die Schlesier führte der Fürst von Hohenlohe-Ingelfingen, mit den Sachsen (22,000 Mann unter Zezschwitz) vereinigt, nach dem östlichen Thüringen. Der König selber traf mit der Königin, welche lieber der Gefahr nahe sein als in der Ferne beständig von Gerüchten aller Art beunruhigt werden wollte, am 23. September im Hauptquartier ein; da aber auch hier die Parteien sich scharf gegenüberstanden, so folgte alsbald ein Kriegsrat dem anderen. Am 25. September wurde nach Scharnhorsts Vorschlage der Vormarsch beschlossen und am 1. Oktober wirklich angetreten; an demselben Tage sandte Haugwitz das preußische Ultimatum an Napoleon ab (Räumung Deutschlands, Anerkennung des Norddeutschen Bundes, Unterhandlungen über die streitigen Interessen am Niederrhein). Immer noch indes in der Hoffnung befangen, der Krieg möge sich doch noch vermeiden lassen, wollte man bis zum Ablauf der gestellten Frist (8. Oktober) jedem Zusammenstoß ausweichen; das Heer, im ganzen jetzt 150,000 Mann, machte deshalb am 5. Oktober auf der Linie Eisenach-Gotha-Erfurt-Weimar-Jena Halt. Braunschweig lagerte mit 70,000 Mann bei Erfurt, Rüchel mit 40,000 Mann nach Eisenach hin, Hohenlohe mit 40,000 Mann zwischen der Saale und Elster. Seine Vorhut stand bei Rudolstadt, die Division Tauenzien bei Hof, statt wie befohlen zur Beobachtung der Nürn-

berg-Leipziger Straße weiter westwärts. Nur 12,000 Mann wurden unter dem 1806. Herzog von Sachsen-Weimar auf einen zwecklosen „Isolanistreich" über Friedrichsrode südwärts voraus gesandt. Zuversicht freilich vermochte auch dem König diese Art der Führung nicht einzuflößen, er fand, es sei „eine unglaubliche Konfusion", und sehr düster stellte sich dem Prinzen Louis Ferdinand die Zukunft dar. Scharnhorst aber schrieb noch am Abend des 7. Oktober: „Was man thun müßte, das weiß ich wohl, was man thun wird, wissen die Götter!"

Napoleons Umgehungsmarsch. Die schlimmsten Befürchtungen sollten weit übertroffen werden. Denn wie stach doch von alledem die zielbewußte Sicherheit des genialen Gegners ab und wie hoch stand in Geist, Organisation und Zusammensetzung über dem schwerfälligen preußisch-sächsischen Söldnerheere diese „große Armee", 200,000 Mann (mit den Rheinbündnern), eine durchaus nationale Truppe, in selbständige Armeekorps aller Waffen unter den tüchtigsten Marschällen gegliedert, leicht beweglich, vortrefflich ausgerüstet und begeistert für ihren stets sieghaften Führer! Als Napoleon, über Mainz, Aschaffenburg und Würzburg herbei eilend, sie am 6. Oktober von Bamberg aus begrüßte, standen die Franzosen in drei großen Heersäulen schon fertig zum Vormarsch in die linke Flanke der feindlichen Stellung. Der rechte Flügel sollte über Hof, Schleiz und Gera auf Leipzig vordringen, das Centrum unter Napoleon selbst über Kronach, Lobenstein und Neustadt nach der Saale, der linke Flügel über Koburg und Saalfeld nach Rudolstadt. Am 8. Oktober gab der Kaiser bereits sein erstes Armeebulletin aus, gewürzt mit rohen Schmähungen gegen die edle Königin Luise, die er mit Armida verglich, „wie sie Feuer an ihr eignes Haus legt". Das preußische Manifest vom 9. Oktober aus Lombards Feder war dagegen so schwunglos und ungeschickt, daß es nur den Spott herausforderte.

Die ersten Gefechte und der Rückzug der Preußen. Während die Franzosen nun seit dem 7. Oktober rasch vorgingen, war Braunschweig gewissenhaft bis zum 9. Oktober stehen geblieben. Erst an diesem Tage befahl er zwei Fünftel des Hauptheeres bei Weimar, drei Fünftel weiter südwärts um Blankenhain zusammenzuziehen und wies Hohenlohe an, das linke Saalufer von Rudolstadt bis Kahla zu besetzen, was dieser nur widerwillig ausführte, weil er mit vollem Rechte das Land rechts der Saale nicht ungedeckt lassen wollte. Eben Hohenlohes Truppen trafen nun die ersten Schläge. Schon am 8. war Tauenzien unter leichtem Geplänkel von Hof auf Schleiz zurückgewichen; hier kam es am nächsten Tage zu einem hartnäckigen Gefecht, das mit dem Rückzuge der Preußen und Sachsen nach Auma endete. Gleichzeitig war Prinz Louis Ferdinand mit seinen 11,000 Mann, meist Sachsen, von Rudolstadt aus nach Saalfeld vorgegangen, um die wichtige Flußenge dort zu sichern; dabei wurde er am 10. Oktober von Lannes und Augereau mit dreifach überlegenen Massen angefallen und überwältigt; er selber fiel im Zweikampf mit einem französischen Husarenwachtmeister. Die Nachricht von diesem Ende des hochsinnigen jungen Fürsten schlug die Stimmung im Heere gänzlich nieder. Der Herzog vereinigte jetzt das ganze Heer zwischen Weimar und Jena und rief Karl August zurück,

1806 der am 10. Oktober Königshofen erreicht hatte. Da traf am späten Abend des 12. Oktober die Meldung im Hauptquartier Weimar ein, Marschall Davoust habe Naumburg besetzt, stehe also auf der Rückzugsstraße des Heeres. Jetzt ordnete der Herzog den Abmarsch der Hauptarmee nach der Unstrut an und befahl Hohenlohe, ihre linke Flanke zu decken, weshalb er auf der Hochebene zwischen Weimar und Jena stehen bleiben sollte, verbot ihm aber ausdrücklich sich in einen Kampf einzulassen.

Die Schlachten bei Auerstädt und Jena. Statt nun möglichst schnell den Rückzug auszuführen, brachen die Massen des Hauptheeres erst am Mittag des 13. Oktober von Weimar auf, so daß die Spitze Auerstädt, etwa halbwegs zwischen Weimar und Naumburg, nicht vor Abend erreichte, während Davoust seine Truppen schon aus dem Saalthale auf die Hochebene vorschob, und am selben Tage bereits 50 Chasseurs von Pegau her in Leipzig einritten. Da stieß denn im dichten Morgennebel des 14. Oktober General Blücher mit der Reiterei der Vorhut beim Dorfe Hassenhausen überraschend auf den vorrückenden Feind; er griff tapfer an, wurde aber geworfen, und ehe noch das Fußvolk heran war, hatten die Franzosen bereits das hochliegende Hassenhausen besetzt. Erst als die Division Wartensleben eintraf und die durchbrechende Herbstsonne das ganze Gelände hell beleuchtete, gingen die Preußen in bester Ordnung zum Angriff auf Hassenhausen vor, rechts der Straße Wartensleben, links die Division Schmettaus, deren Befehl nach dem Falle ihres Führers der Oberst Scharnhorst übernahm. Sie drängten anfangs den Feind zurück und begannen Hassenhausen zu umfassen, aber das rasche Feuer der französischen Schützenschwärme räumte furchtbar auf in den geschlossenen Linien der preußischen Bataillone, ein tapferer Reiterangriff auf dem rechten Flügel blieb schließlich ohne Erfolg und Scharnhorst sah vergeblich nach Reiterei aus, um diese Schützenhaufen niederzusäbeln. Dazu wurde der Herzog von Braunschweig von einer Flintenkugel, die ihm beide Augen wegnahm, tötlich verwundet. Seitdem ging jede Einheit der Leitung verloren, jeder General that und ließ, was er wollte. Kalckreuth blieb mit der ganzen Reserve, 13 Bataillonen und 13 Geschützen, auf der Höhe von Eckartsberga unbeweglich stehen angesichts der tobenden Schlacht, und wenige Stunden südwärts bewachten die leichten Truppen ganz zwecklos die Saalbrücken bei Dornburg und Kamburg. So nahmen zwei Fünftel des Hauptheeres gar keinen Teil am Kampfe. Da begannen gegen 3 Uhr Nachmittags die Bataillone des rechten preußischen Flügels, die sich meist verschossen hatten, zu weichen, das Eintreffen der Division Oranien konnte hier die Schlacht nicht wiederherstellen, und endlich gab auch Scharnhorst den Befehl zum Rückzuge. Der sonst so ruhige Mann war rasend vor Zorn. Und doch war die Schlacht noch keineswegs endgültig verloren. Zwar hatten die Preußen furchtbar gelitten, waren doch 47 Offiziere tot, 221 verwundet, der beste Beweis ihrer Tapferkeit, allein auch die Franzosen hatten 7000 Mann eingebüßt, fast ein Viertel ihrer Stärke, und fühlten sich ganz außer stande zu verfolgen. Doch der König wollte weder den Kampf erneuern, wie Blücher riet, noch links nach der Unstrut hinabbiegen, sondern befahl das Unglücklichste, den Rückzug auf Weimar.

den Hohenloh
frühen Morgen
e besetzt und s
bemächtigt, des
nollens, die il
dem Befehle
vertreiben, tr
s seine 50,000
und bei Dor
hnheiligen
Kapellend
er Fürst ahnt
Mann vor sic
iche Fehler
Sgrafenberg
as Centrum
värts längs
Rauhenthale
als am frü
wurde. Er
e Stärke d
nheiligen z
edrängt w
Linie vo
nach Ap
iligen ent
terien un
Feuer; w
auf Sal
Mura
n Flüge
schnitten
Feind;
, war
die Sa
,aus de
m St
r Ord
sah
Fußg
ie jet
die

Der Rückzug nach der Elbe. Die Hauptmasse ging nach Erfurt zurück, andere Scharen eilten ostwärts und stießen hier in dunkler Nacht auf die noch besser geordneten Kolonnen der Hauptarmee. Erst von ihnen erfuhr der König, was geschehen war; zugleich zeigten ihm die Linien der feindlichen Wachtfeuer, daß Weimar bereits in den Händen der Franzosen und die Straße nach Erfurt gesperrt sei. Da bog er nordwärts nach Sömmerda ab, das er am nächsten Morgen glücklich erreichte; doch indem nun auch die Armee von Jena dieselbe Straße einschlug, ergriff die Auflösung rasch auch die noch festgebliebenen Truppenteile. Der Soldat hatte jedes Vertrauen zu seiner Waffe, seiner Kampfweise, seinen Führern verloren, er fluchte den „Federbüschen", den Generälen, die alles verdorben hätten, die Verbände lösten sich auf, die Fahnenflucht lichtete die Reihen. Auch die höheren Offiziere gaben ihrer großen Mehrzahl nach alles verloren, denn der Mut dieser alten Herren wurzelte lediglich in dem Aberglauben an die Unbesiegbarkeit ihres Heeres, das jetzt so jäh zusammengebrochen war. So kapitulierte am Tage nach der Schlacht Erfurt ohne einen Schuß, und die kriegsgefangene Besatzung, über 10,000 Mann, die der kecke Husarenleutnant Helwig auf dem Wege nach Eisenach mit nur 50 seiner Leute befreite, weigerte sich die Waffen aufzunehmen, „eine furchtbare Kritik des alten Systems". In Sondershausen übernahm Fürst Hohenlohe auf Weisung des Königs, der selbst nach dem Osten vorauseilte und erst in Küstrin mit der Königin wieder zusammentraf (20. Oktober), den Oberbefehl über das gesamte Heer und führte es weiter nach Nordhausen; dort endlich brachte Scharnhorst einige Ordnung in den Wirrwarr. Es galt jetzt Magdeburg zu erreichen, um dort einen neuen Stützpunkt für die Verteidigung zu gewinnen. Die Hauptmasse schlug dahin die Straße über Mansfeld ein, die Nachhut mit dem schweren Geschütz führten Blücher und Scharnhorst westlich um den Harz, der Herzog von Weimar marschierte von Heiligenstadt her durch den westlichen Teil des Gebirges. Doch schon war es höchst zweifelhaft, ob der ganze Plan durchführbar sein werde. Denn Napoleon zog auf der Sehne des Bogens, den die geschlagene Armee beschrieb. Er war seines Erfolges ganz sicher. Schon am 15. Oktober hatte er den preußischen Provinzen bis zur Weichsel eine Brandschatzung von 159 Millionen Francs auferlegt; an demselben Tage entließ er die gefangenen Sachsen in die Heimat und befahl das Land als neutral zu behandeln, was ihn übrigens keineswegs abhielt, schwere Leistungen (im ganzen 27 Millionen Francs) zu fordern und in Leipzig die englischen Waren mit Beschlag zu belegen. Infolgedessen trennte sich schon am 17. Oktober Zezschwitz mit den Trümmern seines Korps, wenig über 3000 Mann, in Mansfeld von den Preußen und König Friedrich Wilhelm selber riet dem Kurfürsten, er möge nach eignem Ermessen für das Beste seines Landes sorgen. Damit lagen die sächsischen Elbübergänge den Franzosen offen. Denn auch das preußische Reservekorps unter Prinz Eugen von Württemberg, 11,000 Mann, wurde am 17. Oktober bei Halle geschlagen und zur Ergebung genötigt. Der Weg nach Berlin war frei.

Napoleon in Berlin. Wie heulende Windstöße waren dort über die entsetzte Bevölkerung die Hiobsposten hereingebrochen; erst kaum geglaubt wirkten sie

daun betäubend, niederschmetternd. Verzweifelnd schrieb H. v. Kleist auf die Kunde 1806.
von Auerstädt: „40,000 Mann auf dem Schlachtfelde und doch kein Sieg! Es ist entsetzlich!" Die unbehilflichen Behörden aber wußten nichts anzufangen ohne Befehl von oben. Der Gouverneur von Berlin, Graf von der Schulenburg-Kehnert, bezeichnete in einem Anschlag Ruhe als die erste Bürgerpflicht, den Eintritt von Freiwilligen in das Heer wies man zurück, nicht einmal das Zeughaus wurde geräumt, nur die Kassenbestände rettete der thatkräftige Freiherr vom Stein, und der feige Kommandant von Spandau übergab am 24. Oktober die Festung auf die erste Aufforderung. Noch an demselben Tage besetzten die französischen Vortruppen die schweigende Hauptstadt. Am 27. Oktober ritt Napoleon selber von Charlottenburg her durch das Brandenburger Thor die Linden hinunter, die eroberten preußischen Fahnen vor sich, und am Abend brannten die Wachtfeuer seiner Garden vor dem stolzen Königsschlosse der Hohenzollern. Die „Viktoria" ließ er als Siegesbeute wegführen, den Degen und die Orden Friedrichs des Großen sandte er nach Paris zu den Invaliden. Bewundernd hatte er am schlichten Sarge des Königs gestanden, aber verächtlich sah er, wie sieben preußische Minister ihm, dem Eroberer, den Eid der Treue leisteten und wie die Verwaltungsmaschine ruhig für ihn fortarbeitete. Das Volk schaute dem Falle seines Staates stumm und unthätig zu; ja hier und da wurde sogar höhnische Schadenfreude laut, als das übermütige Regiment der Gensdarmen kriegsgefangen die Linden hinabgeführt wurde.

Der Rückzug nach der Oder und die Auflösung des preußischen Heeres. Inzwischen hatte Hohenlohe Magdeburg glücklich erreicht, sich aber bald überzeugt, daß bei dem raschen Vordringen des Feindes auch die Elblinie nicht mehr haltbar sei. Er rückte deshalb am 21. Oktober mit 44 Bataillonen und 155 Schwadronen wieder aus, um Stettin und damit die Oderlinie zu gewinnen, bog aber dabei nach dem schlechten Rat seines Generalstabschefs Massenbach fortwährend links aus, verlängerte also seine Marschlinie. Demselben Ziele strebten Blücher und der Herzog von Weimar zu, die sich bei Wolfenbüttel vereinigt hatten und durch die Altmark nach der Fähre von Sandau oberhalb der Havelmündung marschiert waren. Gedeckt von den Jägern des Obersten York in dem meisterhaften Rückzugsgefechte bei Altenzaun (26. Oktober) stellte Blücher schon am 24. Oktober in Neustadt an der Dosse die Verbindung mit Hohenlohe her. Doch schon drängten die Franzosen hitzig von Süden heran. Am 28. Oktober erreichte Murat die erschöpften Truppen Hohenlohes bei Prenzlau inmitten der Uckersümpfe. Getäuscht von der Lüge des Franzosen, der ihm versicherte, er habe ihn mit 100,000 Mann so gut wie eingeschlossen, und irregeführt durch eine oberflächliche Rekognoscierung Massenbachs, die das zu bestätigen schien, streckte der Fürst mit noch etwa 11,000 Mann die Waffen Diesem Beispiele folgte am 29. Oktober ein zweites kleineres Korps bei Pasewalk, am 31. ein drittes bei Anklam; nur etwa 16,000 Mann erreichten die Oder. Aber selbst dieser Verteidigungsabschnitt war schon unhaltbar geworden. Denn bereits am 29. Oktober übergab der 81jährige General von Romberg Stettin mit 5000 Mann Be-

1806. satzung an 800 Husaren, am 1. November überlieferte Oberst Ingersleben auch Küstrin einem Feinde, dem er erst die Kähne schicken mußte, um über die Oder zu kommen!

Auf die Nachricht von der Kapitulation bei Prenzlau beschlossen Blücher und Scharnhorst wieder hinter die Elbe zurückzugehen und so den Franzosen in den Rücken zu fallen. Nach der Vereinigung mit dem Korps des Herzogs von Weimar (30. Oktober), der auf Wunsch des Königs in Havelberg seinen Heerbefehl niedergelegt hatte, zählte Blücher 22,000 Mann. Unter furchtbaren Anstrengungen, schon gedrängt von Murat und Bernadotte, später auch von Soult, führte er die Braven hinter dem Müritzsee weg der Elbe zu. Erst als er sich überzeugte, daß er sein Ziel nicht erreichen könne, bog er am 4. November nach Gadebusch ab und warf sich nach Lübeck, um womöglich seinen verhungerten und zerlumpten Leuten einige Tage Rast und Erholung zu schaffen. Am 5. November rückten sie, noch etwa 15,000 Mann stark, totmatt in der Reichsstadt ein und rüsteten die alten Thore und Wälle noch einmal zur Verteidigung. Aber schon am 6. November griffen die Franzosen mit Übermacht an, drangen zuerst durch das Burgthor, dann auch durch das Mühlen- und Holstenthor ein, bemächtigten sich nach erbittertem Straßenkampfe am Nachmittage der ganzen Stadt. Scharnhorst und York wurden gefangen, Blücher schlug sich mit noch etwa 9000 Mann nach Ratkau durch in der Hoffnung, Travemünde zu erreichen, aber es ging zu Ende. Am 7 November unterzeichnete er im Pfarrhause von Ratkau die Kapitulation, vom Fieber geschüttelt; „weil ich kein Brot und keine Munition mehr habe", schrieb er dazu. Aber er hatte bewiesen, was eine entschlossene Führung auch jetzt noch mit preußischen Soldaten zu leisten vermöge, es gab doch einen Lichtpunkt in der Nacht dieser Schande. Um so jammervoller erschien, was in Magdeburg geschah. Am 8. November überlieferte der 73jährige General von Kleist diese Hauptbefestigung Preußens, sein unbezwungenes Bollwerk im siebenjährigen Kriege, mit 20 Generalen, 24,000 Mann Besatzung, 6000 Pferden und 600 Geschützen dem Marschall Ney, dessen Truppen kaum halb so stark waren und nur Feldgeschütze besaßen.

Der Zusammenbruch Preußens. Erst diese schimpflichen Kapitulationen der freilich schlecht gerüsteten Festungen machte die Lage Preußens zu einer verzweifelten, denn sie gaben das ganze Flachland bis zur Weichsel in Feindes Hand; nur in Kolberg und Schlesien behaupteten sich noch die preußischen Waffen. Und schon rief zu Anfang November Dombrowski die Polen zum Aufstande, die schwachen preußischen Besatzungen wurden überwältigt, die Beamten verjagt. So ergriff Napoleon schon am 23. Oktober Besitz von allen preußischen Landen westlich der Elbe und entthronte am 31. Oktober auch das Haus Braunschweig. Der unglückliche, auf den Tod verwundete Herzog mußte nach Holstein flüchten, wo er am 10. November in Ottensen bei Altona verschied. Dasselbe Schicksal traf mit besserem Rechte den Kurfürsten von Hessen. Von Mainz und Wesel her rückten die Franzosen ein, der Kurfürst ging nach Holstein, und am 8. November entthronte der Eroberer auch das Haus Brabant. Mit Schadenfreude

sahen die Hannoveraner, wie die preußischen Adler wieder herabgenommen wurden; 1806.
geradezu mit Jubel und unwürdigen Huldigungen begrüßte der katholische Adel des Münsterlandes die einmarschierenden Franzosen. Mit der Übergabe von Hameln (22. November) und Nienburg (26. November) verschwanden auch die letzten preußischen Besatzungen westlich der Elbe. Im Vollgefühl solcher Erfolge erließ Napoleon am 24. November von Berlin aus das Dekret über die Kontinentalsperre, welches für das französische Machtgebiet allen Verkehr mit England verbot und die Wegnahme aller englischen Waren anordnete.

Friedensverhandlungen. Der Umschwung. Da glaubten nun die leitenden Staatsmänner Preußens den Frieden auch mit völliger Unterwerfung erkaufen zu müssen, und rieten dem König, die Bedingungen, die ihnen Napoleon in Wittenberg geboten hatte, anzunehmen. Dieser indes wollte jetzt, nachdem auch Magdeburg gefallen und Polen im Aufstande war, nur noch einen Waffenstillstand gewähren und forderte als Preis desselben den Rückzug der Preußen hinter die Weichsel, die Übergabe von Glogau, Thorn, Graudenz, Danzig, Praga und die Trennung von Rußland. Daraufhin schlossen Zastrow und Lucchesini am 16. November in Charlottenburg ab, Friedrich Wilhelm aber zeigte jetzt, daß er verdiente ein König zu sein. Bestärkt durch den hochsinnigen Mut Luises, die in diesen entsetzlichen Wochen aus einem liebenden Weibe zur Heldin wurde, verwarf er am 21. November im Hauptquartier Osterode gegen die Ansicht von Haugwitz und fast aller Generäle den Vertrag, und beschloß, den Krieg auch östlich der Weichsel mit Hilfe Rußlands fortzuführen. Haugwitz nahm darauf seine Entlassung und wurde durch Zastrow ersetzt; das alte Preußen war zerschlagen, aber die Zeit der Schlaffheit und Selbsttäuschung war zu Ende. Auch im Volke und im Heere wandelte sich die Stimmung, die schwere niederdeutsch-protestantische Art und der tief verwundete, aber nicht gebrochene preußische Stolz standen den Franzosen viel unzugänglicher gegenüber als das leichtlebige staatlose Volk im Süden und Westen. Nach wenigen Wochen war die spottlustige, kaltvernünftelnde Bevölkerung der Hauptstadt nicht wiederzuerkennen, so ernst und entschlossen erschien sie, dem französischen Verbote zum Trotz war am Geburtstage der Königin jedes Haus illuminiert. Zahlreiche Dienstpflichtige schlugen sich nach Ostpreußen durch, die Jäger Yorks und Blüchers rote Husaren entzogen sich fast alle der Kriegsgefangenschaft. Der Kommandant von Kolberg wies am 8. November die Aufforderung zur Übergabe rundweg ab und die tapfere Bürgerschaft der kleinen Festung erklärte dem König, sie wolle sich lieber unter den Trümmern ihrer Häuser begraben als sie dem Feinde in die Hände fallen lassen. Auch in Schlesien regte sich ein kräftigerer Geist.

Eintritt der norddeutschen Kleinstaaten in den Rheinbund. Doch welch' ein Heldenmut gehörte dazu, in diesem Augenblicke den Kampf fortzusetzen! Das preußische Heer war bis auf einige Trümmer vernichtet, die Russen hatten eben erst die Weichsel erreicht. England fühlte sich zwar schwer getroffen durch das Berliner Dekret Napoleons und war zur Hilfeleistung geneigt, aber vorläufig kaum im stande wirksam einzugreifen. Dem gegenüber hielt Napoleon jetzt auch

1806. die Mittel fast ganz Norddeutschlands in seiner Hand. Am 11. December gewährte er Sachsen den Frieden von Posen unter leidlichen Bedingungen, die darauf berechnet waren, Sachsen ebenso gegen Preußen zu benützen, wie Bayern gegen Österreich. Er nötigte deshalb den Kurfürsten zwar, dem Rheinbunde beizutreten und sofort 6000 Mann gegen Preußen zu stellen, überließ ihm aber den preußischen Kreis Kottbus, bewilligte ihm die Königswürde und verschaffte ihm die rechtliche Gleichstellung der sächsischen Katholiken mit den Lutheranern. Mit großem Prunk wurde dann am 20. December die Annahme der Krone in Dresden verkündigt und gedankenloser Jubel verherrlichte im Lande diese Rangerhöhung. Am 15. December verschaffte dann auch die allzeit bereite Vermittelung des gewandten nassauischen Ministers Hans von Gagern den Ernestinern die Aufnahme in den Rheinbund, obwohl dem Herzog Karl August seine feste Treue gegen Preußen beinahe sein Land gekostet hätte; im April 1807 folgten auch die übrigen kleinen norddeutschen Fürsten, mit Ausnahme beider Mecklenburg und Oldenburgs, die erst 1808 beitraten. Doch erhielt keiner von ihnen eine Vergrößerung, da der Eroberer in ihnen nur Anhänger Preußens sah. Auch die aufständischen Polen stellten ihm Tausende von Streitern zur Verfügung und begrüßten ihn mit hoffnungsfrohem Jubel, als er am 27. November in Posen, am 2. Januar 1807 in Warschau einzog. Damit war die preußische Aufstellung hinter der Weichsel in der linken Flanke gefaßt, noch ehe der Kampf hier begann.

Der Winterfeldzug in Ostpreußen. Er begann mit einem Rückzuge. Denn der russische Oberbefehlshaber Bennigsen war, wie die russischen Generale überhaupt, diesem Kriege für Preußen durchaus abgeneigt und wich deshalb schon Anfang December ostwärts zurück. Da mußte auch das kleine preußische Korps Lestocqs (etwa 15,000 Mann) die bisher tapfer verteidigten Weichselübergänge des Kulmerlandes und selbst Thorn preisgeben und hinter die nächste Seenkette zurückgehen. Infolgedessen überschritten die Franzosen die Weichsel und begannen im Januar die Belagerung von Graudenz, wo der tapfere alte Courbière befehligte. Nachdem indes Bennigsen die ihm folgenden Franzosen bei Pultusk am Narew blutig abgewiesen hatte (26. December), entschloß er sich nach Ostpreußen zu marschieren, um mindestens das gefährdete Königsberg zu decken. Dort hatte inzwischen das Vordringen des Feindes solchen Schrecken erregt, daß die
1807. schwerkranke Königin am 3. Januar 1807 mit ihren Kindern über die Kurische Nehrung in Sturm und Schneegestöber nach Memel flüchtete. Doch Napoleon hielt an, denn die endlosen Märsche in diesem dünnbevölkerten, bald ausgesogenen Lande, auf schlechten Wegen und in harter Winterszeit erschöpften die Kräfte seines Heeres, das durch leichte Erfolge in reich kultivierten Gebieten verwöhnt war; er bezog Winterquartiere vom Narew bis zum Frischen Haff, um im Schutze dieser Aufstellung Danzig und Graudenz zu bezwingen, und wirklich wurde am 22. Januar die Stadt Graudenz unterhalb der hochliegenden Festung erstürmt. Da beschloß Bennigsen, dem Marschall Ney, der durch eine unvorsichtige Vorwärtsbewegung auf Königsberg den linken Flügel bloßgestellt hatte, energisch auf den Leib zu gehen. Das Korps Lestocqs, jetzt mit Scharnhorst als „Gehilfen" des alters-

schwachen untauglichen Generals, befreite dabei durch einen kecken Verstoß Graudenz und die Weichselniederung, Bennigsen drängte Bernadotte am 25. Januar bei Mohrungen zurück, blieb dann jedoch an der Passarge stehen und gab so mit Napoleon Zeit, überlegene Streitkräfte zum Angriff auf Königsberg heranzuziehen. Um diesem entgegenzutreten, nahm Bennigsen mit nur 50,000 Mann weit rückwärts auf der verschneiten Hochebene hinter Preußisch-Eylau eine feste Stellung, und wies Lestocq an, ebenfalls herbeizueilen. So kam es am 7. und 8. Februar 1807 zur „gräßlichsten aller seit einem halben Jahrhundert gelieferten Schlachten". Am ersten Tage wurde Eylau nach blutigem, wechselvollem Ringen von den Russen schließlich in der Nacht geräumt, aber der französische Angriff auf die Höhen dahinter endete mit der Umklammerung des linken russischen Flügels. Schon war auch das Dorf Kutschitten und damit die Rückzugsstraße verloren, da trifft nachmittags 1 Uhr nach gewaltigen Eilmärschen und beständigen Gefechten gegen Ney Scharnhorst mit nur 5000 Mann auf dem Schlachtfelde ein. Mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen gehen seine fünf Kolonnen aus dem Walde vor und entreißen den Franzosen alle gewonnenen Stellungen; am Abend lagerten die Preußen auf dem eroberten Schlachtfelde. Die Franzosen gingen hinter die Passarge zurück. Zum erstenmale hatte Napoleon nicht gesiegt und die mißachteten Gegner von Auerstädt waren es, die ihm den Lorbeer entwanden. 1807.

Ministerwechsel und Bündnis mit Rußland. Die unerwartete Zähigkeit dieses Widerstandes nach so zerschmetternden Niederlagen machte auf den siegverwöhnten Eroberer doch tiefen Eindruck. Er bot durch Bertrand dem König in Memel die Rückgabe seiner Staaten an, wenn er sich von Rußland trenne. Doch auch diesmal lehnte der König, von Hardenberg beraten, ab (19. Februar) und berief die Männer des entschlossensten Widerstandes ans Ruder. Noch am 7. Januar 1807 hatte er Stein „als einen ungehorsamen und widerspenstigen Staatsdiener" ungnädig entlassen, weil der stolze Freiherr als Bedingung bei der Übernahme des auswärtigen Ministeriums die Aufhebung des Kabinetts verlangte; jetzt löste der König wirklich diese Behörde auf, übertrug Hardenberg die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten und aller mit dem Kriege zusammenhängenden Geschäfte, gab Zastrow den Abschied. Hardenberg, 1750 in Hannover geboren und erst seit 1791 als Minister für Franken im preußischen Staatsdienst, lebte ganz und gar in den humanen und aufgeklärten Ideen des 18. Jahrhunderts, war auch von der sittlichen Leichtfertigkeit der höfischen Gesellschaft nur allzusehr angesteckt, aber er gehörte seit dem Frühjahr 1806 zu den entschlossensten Gegnern Napoleons und verband mit einer freudigen, unbeugsamen Zuversicht eine liebenswürdige Gewandtheit, die mit dem König besser zu verkehren wußte als der ungestüme Freimut Steins. Auch mit Rußland hatte sich das Verhältnis fester gestaltet. Am 2. April erschien Alexander I. selber in Memel; er führte dem tiefgebeugten König bei Georgenburg am Njemen seine neuangekommenen Regimenter vor und rief vor ihrer Front dem Freunde zu: „Nicht wahr, keiner von uns beiden fällt allein? Entweder beide zusammen oder keiner von beiden!" Eifrig wurden die Rüstungen betrieben, 19 Reservebataillone mit Blüchers Hilfe, der

1807. ausgewechselt worden war, gebildet, mit Schweden und England über eine Landung verhandelt; der Hof kehrte am 12. April nach Königsberg zurück. Endlich brachten Hardenberg und Scharnhorst am 26. April in Bartenstein den Bundesvertrag mit Rußland zustande. Beide Mächte wollten den Krieg fortführen, bis Preußen sein Gebiet von 1805 (also ohne Hannover) wieder erlangt habe, der Rheinbund vernichtet und das linke Rheinufer erobert sei. Dann sollte Deutschland als ein Bund souveräner Staaten konstituiert werden, im Norden unter preußischer, im Süden unter österreichischer Führung, gemäß dem friedlichen Dualismus, dem Hardenberg jetzt unbedingt anhing. Für Österreich, England und Schweden blieb der Beitritt offen. Verwegene Gedanken in dieser Lage, aber die Gedanken der Zukunft.

Der Festungskrieg. Nochmals stieg ein Hoffnungsschimmer auf. Noch wehten ja auch trotzig die schwarzweißen Fahnen an der unteren Weichsel, an der pommerschen Küste und in den schlesischen Bergen. In Schlesien standen zunächst freilich nur etwa 14,000 Mann, aber der Geist der Bevölkerung war vortrefflich und der Prinz Jerôme verfügte nur über 22,000 Mann, meist Bayern, Würtemberger und andere Rheinbündner, die leider noch roher auftraten als die Franzosen. Anfangs lieferte trotzdem nun auch hier die Mutlosigkeit der Kommandanten eben die größeren Plätze dem Feinde nach geringem Widerstande in die Hände, Glogau am 2. December, Breslau am 5. Januar, Brieg am 16. Januar, selbst das wohlversehene, vielumkämpfte Schweidnitz fiel am 7. Februar. Dagegen widerstanden Neiße, Kosel, Silberberg und Glatz, und seit Anfang März 1807 schaltete Graf Friedrich Götzen, nachdem er anfangs unter dem unfähigen Fürsten von Anhalt-Pleß hatte dienen müssen, als Generalgouverneur der Provinz (geb. 1767). Ein Mann von thatkräftigster Vaterlandsliebe, unermüdlich, niemals um Rat und Auskunft verlegen, bildete er mit den dürftigsten Mitteln und in der verzweifeltsten Lage aus Freiwilligen und Versprengten ein kleines Heer, in dem es keine entehrenden Strafen mehr gab und jedem Tapfern die Bahn nach oben offen stand; er schaffte Vorräte und Waffen, knüpfte selbständig Verhandlungen mit Österreich und mit allen Gegnern Napoleons an, und die Schwäche des Leibes mit der Heldenkraft seines Geistes bezwingend, behauptete er in unaufhörlichen Kämpfen das herrliche Glatzer Gebirgsland, seine Heimat, gegen den immer ungestümeren Andrang der Franzosen. Neiße freilich mußte sich am 16. Juni ergeben, aber Kosel, Glatz und Silberberg rettete der Friede, da dort Oberst Puttkamer, hier Graf Götzen einen Vertrag erlangt hatte, der sie zur Übergabe nur verpflichtete, wenn bis zum 18. bezw. 26. Juli keine Hilfe komme.

Noch heller strahlte Kolbergs Ruhm. Die Werke waren verfallen, die Geschützausrüstung mangelhaft, die Besatzung, meist Polen, schwach und unzuverlässig, der Kommandant, der Oberst Loucadou, der Aufgabe nicht recht gewachsen, namentlich abgeneigt, die Hilfe der Bürgerschaft anzunehmen. Doch hielt der Husarenlieutenant Ferdinand von Schill an der Spitze eines kleinen, allmählich sich vergrößernden Korps durch kecke Streifzüge den Feind solange von der Festung fern,

daß es gelang, die Wälle instand zu setzen, durch Außenwerke zu verstärken und auch die Besatzung zu vermehren, zuletzt bis auf 6000 Mann, alles unter eifriger Teilnahme der Bürgerschaft, insbesondere des wackeren Bürgerrepräsentanten Joachim Nettelbeck (geb. 1738), der schon gegen die Russen seine Vaterstadt hatte verteidigen helfen und in „den Stürmen eines vielbewegten Lebens" als wetterharter Seemann und fester Charakter erprobt war. Seit dem 14. März war Kolberg eingeschlossen, aber die eigentliche Belagerung begann Mortier erst am 18. April mit 9000 Mann Italienern und Rheinbündnern. Da inzwischen das Verhältnis der Bürgerschaft zu Loucadou sich immer schlechter gestaltet hatte, wagte es endlich Nettelbeck, vom König einen anderen Kommandanten zu erbitten. Als solcher traf am 29. April zur See der Major August Neidhart von Gneisenau in der Festung ein.*) Ein Held vom Wirbel bis zur Zehe, ein geborner Herrscher, lebensfroh und doch gedankenvoll, verwegen und doch besonnen, jugendlich frisch trotz seines öden zwanzigjährigen Garnisonlebens in Schlesien, und ein durchdringender Kenner der Napoleonischen Kriegskunst, so trat der schöne, schlanke Mann mit dem feurigen Auge und der klangvollen Stimme gleich am Morgen nach seiner Ankunft vor die Besatzung. „Ein neuer Geist und ein neues Leben", sagt Nettelbeck, „kam mit ihm wie vom Himmel herab in alles, was mit und um uns vorging."

Statt den feindlichen Angriff abzuwarten, ging er ihm entgegen, machte aus der Wolfsbergschanze im Osten der Stadt ein Festungswerk, das der Feind erst nach einer förmlichen Belagerung von 25 Tagen bezwingen konnte (11. Juni), setzte die flache Umgebung weithin unter Wasser und störte durch unaufhörliche Ausfälle den Fortgang der Belagerungsarbeiten. Aber der Feind verstärkte sich unter General Loison schließlich bis auf 24,000 Mann und begann mit dem Morgengrauen des 1. Juli eine fürchterliche Beschießung, die binnen 36 Stunden über 6000 Kugeln in die Festung warf. Angesichts der aufsteigenden Feuersbrünste in der Stadt und umzischt von Geschossen stand Gneisenau mit Nettelbeck auf der hochragenden Bastion „Preußen" mit dem weiten Blick über Land und See und leitete kaltblütig die Verteidigung gegen den immer ungestümer von allen Seiten andrängenden Feind. Da am Nachmittage des 2. Juli, als die Spannung aufs höchste gestiegen war, schwieg plötzlich das Feuer: die Nachricht vom Waffenstillstande (21. Juni) war eingetroffen und Kolberg, der letzte größere Hafenplatz Preußens, war gerettet.

Einen weniger glücklichen Verlauf hatte die Belagerung Danzigs, für dessen ausgedehnte Riesenwälle freilich auch die Besatzung von 20,000 Mann unter Kalckreuth nicht völlig hinreichte, so umsichtig auch der wackere Ingenieur Pullet die Verteidigungsarbeiten leitete. Lefèvre umschloß es mit 40,000, später mit 60,000

*) Er war geboren am 27. Oktober 1760 in Schilda bei Torgau, wo sein Vater, Offizier bei der Reichsarmee, damals die Mutter hatte zurücklassen müssen, hatte in einer unstäten und dürftigen, aber auch vielfach angeregten und fröhlichen Jugend durch eigne Arbeit sich gebildet und war 1770 Offizier in österreichischem, 1779 in ansbachischem, 1786 in preußischem Dienste geworden.

1807. Mann, nahm am 20. März auch die Frische Nehrung und begann am 24. April die Beschießung. Als Mitte Mai ein Entsatzversuch mißlungen und auch der Holm und damit die Verbindung mit der See verloren war, mußte Kalckreuth am 25. Mai mit seinen 12,000 erschöpften Leuten gegen freien Abzug die Festung übergeben. Nur Graudenz hielt sich noch.

Die letzte Entscheidung in Ostpreußen. Dem allen hatten die russischen Heerführer trotz alles Drängens der Preußen unthätig zugesehen. Das Land litt entsetzlich unter den ungeheuren Lieferungen und den Plünderungen der rohen Bundesgenossen, die Franzosen aber gewannen Zeit sich bis auf 200,000 Mann zu verstärken, während die Verbündeten im ganzen nur über 120,000 Mann verfügten. Nur Blücher ging im Mai von Pillau zur See nach Rügen, verstärkte hier sein Korps und führte es am 12. Juni nach dem Festlande hinüber, um über die Peene und Swine zum Entsatze Kolbergs vorzudringen. Aber erst als auch 8000 Engländer erschienen waren und der schwedisch-französische Stillstand mit dem 13. Juli zu Ende ging, konnte er den Vormarsch antreten. Inzwischen war endlich Anfang Juni nach dem Falle Danzigs auch Bennigsen widerwillig zum Angriff übergegangen. Doch Napoleon drängte sich zwischen ihn und Lestocq, so daß die Russen wieder hinter die Alle wichen. Bei Heilsberg schlugen sie am 10. Juni einen Angriff der Franzosen siegreich zurück, setzten jedoch ihren Rückzug ostwärts fort und erlitten am 14. Juni, am Jahrestage von Marengo, bei Preußisch-Friedland eine schwere Niederlage. Nun waren alle Anstrengungen des preußischen Korps, Königsberg zu halten, vergeblich. Die königliche Familie war schon am 6. Juni wieder nach Memel gegangen, am 16. zogen die Franzosen in der Hauptstadt Ostpreußens ein. Dort hinter dem Njemen, im äußersten Nordostwinkel deutscher Erde, sammelten sich die letzten Trümmer des preußischen Heeres um ihren König.

Der Friede von Tilsit. Da gab der wankelmütige Zar den Stimmen der russischen Friedenspartei Gehör und schloß am 21. Juni einen Waffenstillstand, ohne den König auch nur zu benachrichtigen. Bei einer persönlichen Zusammenkunft auf einem Floß, das bei Tilsit mitten im Njemen verankert lag, bezauberte dann Napoleons überlegene Kunst den jugendlich unerfahrenen Zaren vollständig durch die lockende Aussicht, mit ihm im Bunde Europa zu beherrschen, Finnland von Schweden, die Donaufürstentümer von der Türkei zu gewinnen (25. Juni). Preußens Lage dagegen wurde durch eine zweite Unterredung, der auch der König beiwohnte, eher verschlimmert, da Friedrich Wilhelm zu ehrlich war, um seine Gesinnung zu verbergen. Auf den Rat Kalckreuths entschloß sich daher selbst Königin Luise, die früheren rohen Kränkungen des Gegners nicht achtend, den harten Sieger um mildere Bedingungen anzugehen und erschien am 6. Juli in Tilsit; indes so sein sie die Unterhaltung zu beherrschen wußte, auf Napoleon selber machte das keinen Eindruck. Noch am 7. Juli kam der Friede mit Rußland zum Abschluß. Alexander schloß ein Schutz- und Trutzbündnis mit Napoleon, erkannte die neue Ordnung der Dinge in Deutschland und Italien an, trat der Kontinentalsperre bei und empfing dafür die Aussicht, sich auf türkische Kosten zu vergrößern, ja er

schämte sich nicht, zum Ersatz für die Jonischen Inseln und Cattaro den preußischen 1807.
Kreis Bialystok anzunehmen. Mit Preußen wurde überhaupt gar nicht verhandelt, vielmehr mußten Kalckreuth und Graf Goltz am 9. Juli 1807 ohne weiteres die Bedingungen unterzeichnen, welche Napoleon vorschrieb. Nur „aus Achtung vor dem Kaiser aller Reußen", so lautete der Eingang des Vertrags, gab Napoleon dem König die Provinzen Preußen (doch ohne Danzig und Thorn), Pommern, Schlesien und Brandenburg bis zur Elbe, im ganzen 2880 Quadratmeilen mit etwa 4¾ Millionen Einwohnern, zurück; alles Land westlich der Elbe und die neuen polnischen Provinzen, die große Hälfte des Staats, wurden abgetrennt, dazu blieben in Glogau, Küstrin und Stettin französische Besatzungen und drei Armeekorps mußten im Lande auf preußische Kosten verpflegt werden bis zur Abzahlung der Kontribution, die erst nachträglich auf 120 Millionen Thaler festgesetzt wurde. Selbst Ostpreußen wurde erst im December 1807 vollständig geräumt. Aus den abgetretenen polnischen Gebieten bildete Napoleon das Herzogtum Warschau, 1850 Quadratmeilen, das er dem König von Sachsen als erblichen Besitz übertrug, wobei noch eine sächsische Post- und Militärstraße durch Schlesien festgesetzt wurde. Danzig wurde eine freie Hansestadt unter preußischem und sächsischem Schutze und mit französischer Besatzung, also eine französische Festung; auch Erfurt verband Napoleon unmittelbar mit dem französischen Reiche. Aus preußischen, hessischen und braunschweigischen Gebieten setzte er das neue Königreich Westfalen für seinen Bruder Jerôme zusammen (gegen 700 Quadratmeilen), Berg vergrößerte er durch Münster, Mark, Tecklenburg, Lingen u. s. f. auf 314 Quadratmeilen, Hannover behielt er vorläufig unter eigner Verwaltung.

Das rheinbündische Deutschland. So war Preußen zertrümmert, der Rest des Staates auf drei Seiten von rheinbündischem oder polnischem Gebiete umgeben, von französischen Militärstraßen durchschnitten und bis zur Abzahlung der unerschwinglichen Kontribution von französischen Truppen besetzt. Zwei Drittel des außerösterreichischen Deutschland gehörte zum Rheinbunde, Österreich war weit in den Osten zurückgeschoben. In sich zerrissen und in der furchtbaren Pressung zwischen der französischen und russischen Übermacht hatte Deutschland keine Möglichkeit, sich wieder zu erheben, so lange das Einvernehmen zwischen diesen beiden großen Mächten fortdauerte. Aber auch das innere politische Leben des rheinbündischen Deutschland veränderte sich fast überall von Grund aus. Der harte Zwang zur militärischen Leistungsfähigkeit, den der Protektor ausübte, und die Zusammensetzung der meisten dieser Staaten aus altangestammten und neuerworbenen Gebieten nötigte sie dazu, nach dem Muster des Napoleonischen Frankreich die straffe monarchische Staatseinheit durchzuführen, das Heerwesen auf inländische Aushebung (Konskription) zu begründen, den Verkehr zu entfesseln, die Freiheit des Bauernstandes mindestens anzubahnen, die alte kirchliche Ausschließlichkeit, wo sie noch bestand, aufzugeben.

Am gründlichsten und schnellsten geschah das in denjenigen völlig geschichtslosen Staaten, die Napoleons Willkür ganz neu gebildet hatte, in seiner Musterschöpfung, dem Königreich Westfalen, dem Großherzogtum Berg und dem

*Staate des Fürstprimas.**) Betrachtete man doch alle diese Gebiete in Frankreich gern als künftige französische Departements.

Anders standen doch diejenigen kleinen Rheinbundstaaten, die an einen historischen Gebietskern seit 1803 neue Erwerbungen geschlossen hatten und ihrem alten Fürstenstamme verblieben waren, wie *Baden* und *Nassau*. Da hier die Regierung schon bisher im Sinne der Aufklärung geführt worden war, vollzogen sich die Umgestaltungen im ganzen schonend.**)

Mit wahrhaft revolutionärer Gewaltsamkeit brach dagegen die neue Zeit über die verrotteten Zustände *Bayerns* herein. Schon *Max Joseph* (seit 1799) stand als geborner Pfälzer in seiner religiösen Duldsamkeit, — er war zweimal mit protestantischen Prinzessinnen vermählt — seiner ganz französischen Bildung dem altbayerischen Wesen fremd gegenüber, aber er war vor allem ein leutseliger, heiterer, lebensfroher Herr, ein trefflicher Familienvater, der bald ungewöhnliche Popularität gewann, und viel zu gutmütig und bequem, als daß er persönlich die Mühen der Umgestaltung auf sich genommen hätte. Sein vertrauter Minister *Max von Montgelas* dagegen (geb. 1759), der Sohn eines altsavoyischen Geschlechtes, war ein Fanatiker der Aufklärung, ein eifriger Illuminat, mehr französisch als deutsch gebildet, voll Haß gegen das historisch Gewordene, ohne jedes Verständnis für die Eigenart des bayerischen Stammes, den er verächtlich eine nation bornée nannte, und doch ein grundsätzlicher Partikularist, der von deutschnationalen Pflichten keine Ahnung hatte und den alten Bund Bayerns mit Preußen

*) Dem Königreich *Westfalen* gab der Protektor selber am 15. November 1807 eine Konstitution, welche die französische Landeseinteilung (in Departements) und Verwaltung einführte, einen Reichstag errichtete, alle Privilegien und Standesunterschiede aufhob und den Code Napoléon in Kraft setzte. Neben den windigen französischen Abenteurern, die bald den liederlichen und würdelosen Hof des Königs „Lustik" in Kassel füllten, gaben sich auch deutsche Staatsmänner und Gelehrte dazu her, dem fremden Emporkömmling zu dienen, ja vor allem *Johannes von Müller*, der gefeierte Geschichtschreiber der Schweizerischen Eidgenossenschaft, der begeisterte Bewunderer Friedrichs des Großen, der in schimpflicher Gesinnungslosigkeit und Eitelkeit es jetzt an der Zeit fand, „sich gänzlich umzudenken" und sich willenlos dem großen Manne hinzugeben, „vor dem die Welt schweigt" († 1809). Kaum minder charakterlos beeiferte sich der alternde Fürstprimas *Dalberg*, seinen „*Primatialstaat*" ganz nach französischer Weise zu gestalten, und als es dem hohen Protektor vollends gefallen hatte, daraus das *Großherzogtum Frankfurt* zu gestalten (Februar 1810) und das Recht der Nachfolge seinem Stiefsohne, dem Vizekönig von Italien, zu übertragen, fühlte sich Dalberg vollends nur noch als Platzhalter des künftigen Herrn, führte deshalb die westfälische Verfassung und das französische Recht ein. *Berg* entbehrte nicht ganz des historischen Kernes, doch trat dieser seit den Erwerbungen des Tilsiter Friedens ganz zurück, und als Napoleon nach der Erhebung Murats zum König von Neapel (1. August 1808) das Land für seinen unmündigen Neffen, den Sohn seines Bruders Ludwig von Holland, in Besitz und Verwaltung nahm, gab er ihm die französische Ordnung.

**) So hob in *Baden* der greise *Karl Friedrich* (s. S. 944), in *Hessen-Darmstadt* der Großherzog *Ludwig*, in *Nassau*, das 1806 aus der Vereinigung der Gebiete der Linien Usingen und Weilburg hervorging, der Minister Hans von Gagern die alten territorialen Stände auf. In allen drei Ländern wurde die Staatseinheit dann diesen mosaikartig zusammengesetzten Gebieten auferlegt und die Einrichtungen nach französischem Muster durchgeführt.

unbedenklich mit dem Anschluß an Frankreich vertauschte, weil er von jenem nichts, von diesem alles zu fürchten und zu hoffen hatte. So gestaltete er denn Bayern, Tirol mit eingeschlossen, von Grund aus neu.*) Freilich wurde die hastige Umgestaltung altgewöhnter Verhältnisse, die Verschleuderung des eingezogenen Stiftungsvermögens, die mangelhafte Durchführung der neuen Besteuerung, die wachsende Finanznot allerorten bitter empfunden. Andrerseits fand die Regierung doch auch warme Anhänger unter den zahlreichen alten Illuminaten, und sicher ist, daß Montgelas, dieser Verächter alles bayerischen und deutschen Wesens, zuerst den Bann gebrochen hat, der die Kräfte dieses reich begabten Stammes in dumpfer Erstarrung hielt, daß er Bayern in die große Gemeinschaft deutschen Lebens wieder eingeführt und den modernen Staat hier begründet hat.

Viel heftiger noch als in Bayern rang im altständischen **Würtemberg** das Alte mit dem Neuen (s. S. 944). Mit **Friedrich II.** war dort i. J. 1797 ein Despot auf den Thron gelangt, wie ihn Deutschland niemals gesehen hatte. Hochbegabt und willenskräftig, aber von Jugend auf trotzig, stolz bis zur Selbstvergötterung, und oberflächlich erzogen, der schwäbischen Heimat entfremdet durch zehnjähriges Verweilen in preußischem und russischem Dienst, dann durch ebenso lange Reisen im Auslande, hatte er mit Ungeduld auf den Antritt der Herrschaft gewartet und trat sie jetzt an mit der Meinung, daß nur sein Wille, seine Ansicht berechtigt und jeder Widerspruch dagegen eine Auflehnung sei. Bald erinnerte sein Hof mit seinen vier „Kronämtern", seinem Prunk, seiner Üppigkeit, seinen grausamen Jagden an die glänzendsten und ärgsten Zeiten Karl Eugens. Die neuen Erwerbungen d. J. 1803 gestaltete er zu einem selbständigen, absolut regierten Staate „Neu-Würtemberg" mit der Hauptstadt Ellwangen um, der mit „Alt-

*) Schon 1799 beseitigte er die vier Provinzialministerien (für Kurbayern, die Oberpfalz, Neuburg und Sulzbach) und begründete vier Fachministerien, damit also die Einheit der Verwaltung, i. J. 1803 trennte er die Verwaltung von der Rechtspflege, in dem großen Reformjahre 1808 teilte er das ganze Land, Tirol mit eingeschlossen (damals 1636 Quadratmeilen mit $3^1/_4$ Millionen Einwohnern), in 15 Kreise (Departements), die er Generalkommissären (Präfekten) unterstellte, verwandelte die Gemeinden in abhängige Munizipalitäten, beseitigte durch die der westfälischen nachgebildete Verfassungsurkunde vom 1. Mai 1808 alle altständischen Ausschüsse und Körperschaften, setzte an ihre Stelle eine „Reichsversammlung", die niemals berufen wurde, hob die Leibeigenschaft und alle gesetzlichen Standesunterschiede grundsätzlich auf. An der Befreiung des Bauernstandes, der Teilung des Gemeindelandes, der Entfesselung des Verkehrs durch Beschränkung der Zunftrechte, Erleichterung der Aus- und Einfuhr, Bau von Straßen und thatkräftige Handhabung der Polizei wurde kräftig gearbeitet, das Steuerwesen neu geordnet, das bisher ganz vernachlässigte Heer auf Grund der Konskription (seit 1808) bald zu einer trefflichen Truppe umgeschaffen. Die Kirche faßte Montgelas in Josephs II. Weise schlechterdings nur als eine Anstalt zur Erreichung staatlicher Zwecke. Er löste den alten geistlichen Rat schon 1802 auf, stellte die Geistlichkeit unter die weltlichen Gerichte, übertrug die Verwaltung des Kirchenvermögens einem kurfürstlichen Administrationsrat, hob die meisten Bettelklöster auf und entzog den Bischöfen die Ernennung der Pfarrer. Nachdem er dann schon 1801 die Ansiedelung von Protestanten gestattet hatte, gab er nach den großen, z. T. protestantischen Erwerbungen von 1803 allen christlichen Bekenntnissen Kultusfreiheit und politische Gleichberechtigung, welche die Verfassung von 1808 bestätigte. Die Leitung des Unterrichtswesens übergab er 1802 an die Generalschuldirektion, indem er zugleich den Schulzwang einführte, die

Würtemberg" nichts gemein hatte als den Herrscher und das Heer. In Alt-Würtemberg legte zunächst die alte Landesverfassung seiner Willkür noch Zügel an. Aber schon seit 1799 rang er mit den Ständen in bitterem Streit um die Frage, ob das „Land" allein die Kriegskosten und -schäden zu tragen habe, oder auch sein Kammergut. Endlich kündigte der Kurfürst am Abend des 30. December 1805 dem ständischen Ausschuß die Aufhebung der alten Verfassung an, im Januar 1806 entband er darauf alle Beamten und Stadträte ihres Verfassungseides und forderte von allen Unterthanen den unbedingten Treueid, am 13. März endlich vereinigte er Alt- und Neu-Würtemberg zu einem straff centralisierten „Reiche" (329 Quadratmeilen mit 1 ¹/₄ Millionen Einwohner.*) Wohl grollten die zähen Schwaben ob dem allen bitter mit ihrem „bösen" König, doch fand dieser doch auch Verteidiger, ja Bewunderer, und in der That, er verfocht doch, obwohl in gehässigster und gewaltthätigster Weise, den modernen Staatsgedanken gegen den Sondervorteil der einzelnen und der Körperschaften.

Ganz unberührt von so gewaltsamen Umgestaltungen blieben die altständischen Lande des Nordens, Sachsen, die thüringischen Fürstentümer und Mecklenburg. Denn hier nötigte dazu weder die Erwerbung neuer Gebiete noch forderte sie der hochkonservative Sinn dieser Fürsten oder gar Napoleon selbst, der eben nur darauf bestand, daß ihm die vertragsmäßige Truppenzahl in tüchtiger Ausbildung und Ausrüstung gestellt wurde, und dies leistete vor allem das Königreich Sachsen.

---

geistlichen Anstalten, auch die alte Jesuitenuniversität Ingolstadt hob er auf, begründete dafür die neue Universität Landshut und die Akademie der Wissenschaften (1807), an welche er zahlreiche auswärtige protestantische Gelehrte berief.

Mit gleicher Rücksichtslosigkeit handhabte nun Montgelas dies Verfahren auch in der schönsten und natürlichsten Erwerbung Bayerns, in Tirol, obwohl hier doch der alte Stammeshaß, die Anhänglichkeit an das Haus Habsburg und die Verstimmung über die unvermeidliche Störung der alten Absatzwege eine vorsichtige Behandlung dieses tapferen hochkonservativen Gebirgsvolkes empfohlen hätten und der Friede von Preßburg die Erhaltung der alten Landesverfassung sogar ausdrücklich vorschrieb. Statt dessen entzog Montgelas schon 1807 den Ständen ihre Verwaltung, hob 1808 sie und das Landesgubernium gänzlich auf und führte die bayerische Kreiseinteilung durch, so daß die Landeseinheit zerrissen wurde und im amtlichen Sprachgebrauch selbst der Name Tirol verschwand. Unter den übrigen Neuerungen nach bayerischem Muster kränkte keine dies streng kirchliche, mit seiner Geistlichkeit festverwachsene Bauernvolk so sehr, als die Einziehung eines Teiles der Kirchengüter und die Verbannung des Bischofs von Trient, der auf die Ernennung der Pfarrer nicht verzichten wollte, und noch mehr steigerte die Roheit der bayerischen Beamten den Groll.

*) Es wurde ein Staatsministerium begründet, die Einheit der Kassen hergestellt, das Land in 12 Kreise geteilt, die Gemeindeämter von der Regierung besetzt, die obrigkeitlichen Rechte des früheren reichsunmittelbaren Adels aufgehoben, die Finanzen auf Grund neuer, sehr hoher Steuern gut geordnet, das Heer völlig umgestaltet. Den mediatisierten Adel behandelte der nunmehrige König mit geflissentlicher Geringschätzung und schnitt ihm nicht nur jede Möglichkeit der Auswanderung ab, sondern zwang auch diese grollenden Herren, mindestens drei Monate des Jahres in Stuttgart zuzubringen. Von einer Aufhebung der bäuerlichen Lasten und der Zünfte aber war keine Rede, und die Maßregeln zur Förderung des Verkehres, wie die Gründung von Friedrichshafen, der Bau trefflicher Straßen, die Einheit von Maß

Napoleons Weltreich. So standen dem Kaiser im Rheinbunde etwa 5700 Quadratmeilen deutschen Landes mit 15 Millionen Einwohnern und einem Heere von 118,000 Mann, mit dem linken Rheinufer mehr als die Hälfte des alten Reichsgebietes und seiner Bevölkerung, und zwar die weitaus wohlhabendere, kultiviertere Hälfte, zur unbedingten Verfügung. Dazu gebot er über Belgien und die westliche Hälfte Ober-Italiens unmittelbar als Herrscher Frankreichs, über das übrige Ober-Italien als König; Holland, die Schweiz, der verkleinerte Kirchenstaat, das Königreich Neapel, das Herzogtum Warschau waren von ihm völlig abhängig; eine schlagfertige Verwaltung, ein mächtiges Heer, ein eiserner Wille, ein durchdringender Verstand hielten das alles zusammen. Das Reich der Karolinger schien erneuert, nur daß dies Napoleonische Reich unendlich fester, straffer, leistungsfähiger war. Und warum sollte es nicht dauern? Die neue Weltherrschaft entsprach nur allzusehr nicht allein den alten Souveränitätsbestrebungen der deutschen Fürsten, sondern auch der weltbürgerlichen Gesinnung der meisten gebildeten Deutschen, und sie, welche so lange das Recht des Genies als das höchste gepriesen und den Staat nur als eine möglichst vernunftgemäß und zweckdienlich einzurichtende Zwangsanstalt betrachtet hatten, fühlten sich dem Genie Napoleons und seinem unleugbar höchst zweckmäßig organisierten Weltreiche gegenüber innerlich gewissermaßen wehrlos, wenn sie es nicht geradezu bewunderten. Die Staatsrechtslehrer des Rheinbundes aber sahen in dieser Gestaltung der Dinge nicht das, was sie thatsächlich war, die Zerreißung der deutschen Nation in drei getrennte Gruppen, die Auflösung der rheinbündischen Gruppe in mehr als 40 souveräne Staaten, die, da die Bundesverfassung niemals ins Leben trat, schlechterdings durch nichts unter sich verbunden waren, als durch das fremde Joch, sie fanden vielmehr, in dem Rheinbunde sei „Deutschland zu einem neuen Leben gelangt und der Geist des Zeitalters sei in der Bildung seiner Formen unverkennbar wirksam gewesen“.

Gewiß, von dem Geiste der bisher herrschenden Aufklärung konnte der Sturz des Weltreiches nicht ausgehen, denn in diesem feierte sie ihren höchsten Triumph. An der unfranzösischen Überspannung der Napoleonischen Eroberungspolitik vielmehr und an dem Widerstande der gewaltsam unterdrückten Nationalitäten, die nicht nach verstandesmäßigen Erwägungen handelten, sondern in ihrem unmittelbaren sittlichen Gefühl, an diesen unberechenbaren Kräften ist es zerschellt.

Charakter der Reform in Preußen. Diese sittlichen Kräfte entwickelten sich auf deutscher Erde nur auf dem Boden des halbzertrümmerten preußischen

und Gewicht wurden in ihrer Wirkung durch zahlreiche drückende Monopole und hohe Zölle gehemmt. Mit dem Falle der Landesverfassung hatte auch die Landeskirche ihren Halt verloren. Die Verkündigung der Kultusfreiheit auch für Alt-Würtemberg zerstörte dessen lutherische Ausschließlichkeit (1806), das Kirchenvermögen wurde zum Staatsvermögen geschlagen, das Oberkonsistorium und das ganze Unterrichtswesen dem geistlichen Departement untergeordnet, das Volksschulwesen von staatswegen umgestaltet.

Staates. Hier sammelte sich eine dichte Schar der reinsten, stärksten, begabtesten, gedankenreichsten Männer aus den verschiedensten Teilen Deutschlands, wie sie in dieser Weise kaum jemals auf so kleinem Raume zu so hingebender Arbeit verbunden gewesen sind, in der That der Kern der ganzen Nation, die Blüte ihrer ganzen Bildung. Selbstbewußt und eigenrichtig wie sie alle waren, vertraten sie die verschiedensten Anschauungen, die Überlieferungen des Friedericianischen Staats und die Sittenlehre Kants, die Romantik und die Wirtschaftslehre des Engländers Adam Smith. Doch sie fühlten sich einig in einem verwegenen sittlichen Idealismus und in dem felsenfesten Glauben an die Zukunft des deutschen Volkes und Preußens. Nur in dieser begeisterten Zuversicht konnten sie allmählich alle Kräfte des preußischen Volkes für den Befreiungskampf gewinnen und rüsten, den oft genug hartnäckigen, ja erbitterten Widerstand der zahlreichen Anhänger des Alten überwinden und auch den König zu sich herüberziehen, der seit den furchtbaren Erfahrungen von 1806/07 alles Vertrauen auf sich selber und auf sein Volk verloren hatte. So oft er aber auch ihren Bestrebungen sich versagte, niemals haben sie daran gedacht, etwas anderes sein zu wollen als treue Diener ihres Monarchen, und sie fanden in den ersten Jahren vielleicht ihre beste Stütze in der Königin Luise. In ihrer selbstlosen Hingabe, in den Entbehrungen, die sie sich und den Ihrigen willig auferlegte, in ihrem standhaften Glauben an den dereinstigen Sieg des Guten über die Macht des Bösen erschien sie ihrem Volke als das reinste Vorbild und wie sein guter Engel zugleich.

Der Freiherr vom Stein. Königin Luise hat in Verbindung mit Hardenberg, der von Riga aus dem König eine großartige Denkschrift über die Neugestaltung des preußischen Staates übersandt hatte, wohl das Wesentlichste dazu gethan, um den König zur Rückberufung des ungnädig entlassenen Freiherrn vom Stein zu bestimmen. Der lag auf seinem Stammschlosse in Nassau krank, als die Berufung an ihn gelangte, doch sein eiserner Wille wurde des Fiebers in wenigen Tagen Herr und hochherzig alle Kränkungen vergessend, traf er am 30. September 1807 in Memel ein. Er war ein stolzer Reichsritter (geb. 1758), der sich schlechtweg als Deutscher fühlte und in den deutschen Einzelstaaten nichts sehen wollte, als Gebilde fremder Gewalt und einheimischen Verrats. Seine Anschauungen vom Wesen und Wirken des Staates hatte er sich durch eindringende geschichtliche und volkswirtschaftliche Studien zunächst in Göttingen und in den Schriften Justus Mösers, dann durch praktisches Studium der englischen Selbstverwaltung gebildet und sich in ihnen noch mehr befestigt, als er gegen die Art seiner Standesgenossen i. J. 1783 als Obergerat in preußische Dienste trat und seit 1792 als Kammerpräsident in Westfalen arbeitete. Denn hier sah er ein blühendes Landgewerbe, freie, wohlhäbige Bauern, eine rührige, lebenskräftige Selbstverwaltung in den alten niedersächsischen Städten, den bäuerlichen Erbetagen, den clevisch-märkischen Ständen, den Kirchensynoden. So wurde er ein geschworener Gegner der mechanischen Staatsauffassung der Aufklärung und also auch der französischen Revolutionsideen, ja ein ungerechter Verächter alles Soldbeamtentums. Als er jetzt als Minister für alle Civilangelegenheiten an die Spitze

des niedergeworfenen Staates trat (7. Oktober 1807), setzte er die ganze Kraft 1807.
eines unbeugsamen Willens, einer leidenschaftlichen schwungvollen Natur und eines tiefreligiösen Gemütes daran, nach seinen Grundgedanken den Staat umzugestalten und Deutschland von der ingrimmig gehaßten Herrschaft „dieser scheußlichen Nation“ zu befreien, um es danach als ein einheitliches Ganze unter der gemeinsamen Führung Preußens und Österreichs wieder aufzurichten. „Die sittliche Macht des deutschen Gedankens lebte in seiner Seele.“ Der Napoleonische Staat entfesselte alle wirtschaftlichen und persönlichen Kräfte, aber er unterwarf sie auch der unbedingten Herrschaft eines Despoten und seines Beamtentums. Stein hatte erlebt, wie die innerlich verwandte, nur weniger folgerichtig durchgeführte und schlaff geleitete Staatsordnung des alten Preußen morsch zusammenbrach. Er sah ihren Grundfehler in der Scheidung zwischen Volk und Staat, er wollte demgemäß beide vereinigen, indem er alle Stände, vor allem die Besitzenden, die „Eigentümer“ zur Teilnahme an der Verwaltung in Dorf, Stadt, Kreis, Provinz und Staat heranzog, sie so mit Verständnis und Hingabe für den Staat erfüllte, das genaue Gegenteil des Napoleonischen Systems.

Die Bauernbefreiung und die Städteordnung. Die Grundlage dazu mußte die Befreiung des Bauernstandes bilden. Dies schwere, schon oft und lange geplante Werk war bisher nur auf den Domänen außerhalb der Provinz Preußen durchgeführt worden, wo bis 1807 die Unterthänigkeit und die persönlichen Dienste der Bauern aufgehoben wurden. Jetzt erging unmittelbar nach Steins Eintritt das schon vorbereitete, aber ursprünglich nur für Preußen bestimmte Edikt über die Aufhebung der Erbunterthänigkeit vom 9. Oktober 1807 für den ganzen Staat. Bis zum 10. November 1810 sollten alle persönlichen Abhängigkeitsverhältnisse aufgelöst sein. Dasselbe Gesetz vernichtete die wirtschaftliche Scheidung der Stände, ein anderes gestattete den Domänenbauern der Provinz Preußen die Ablösung von drei Vierteln der auf ihren Gütern haftenden Dienste und Abgaben durch Geldzahlungen binnen 24 Jahren. Ebenso fielen jetzt der Mühlenzwang, die Zünfte und die Verkaufsmonopole für Lebensmittel. An diesen Gesetzen hat der strenglogische, kühle Ostpreuße Theodor von Schön, ein Schüler Kants und entschiedener Anhänger von Smith, hervorragenden Anteil; unter seinem Einflusse ergingen dann auch in den Jahren 1808/10 mehrere Verordnungen, welche den Grundherren die Einziehung von Bauerngütern gestatteten, falls sie eine gleich große Bodenfläche in freie, erbliche Bauernhöfe verwandelten, denn Schöns harter Doktrinarismus schwärmte für das freie Spiel aller wirtschaftlichen Kräfte und für die Zustände Englands, das nur noch Zeitpächter und Tagelöhner, aber keinen freien, grundbesitzenden Bauernstand kennt. Ähnliche Zustände wären auch in Preußen in der Folge eingetreten, denn diese Gesetzgebung gab den Bauern nur die persönliche Freiheit, nicht die Sicherheit des Besitzes. Da nun aber auch jene nur sehr allmählich durchgeführt werden konnte, so war auch die Selbstverwaltung der Landgemeinden, die doch Stein beabsichtigte, vorläufig unmöglich. Er gewährte deshalb dieselbe zunächst nur den Städten durch die Städteordnung vom 19. November 1808. Sie gab der Bürgerschaft die 1808.

freie Verwaltung ihrer Angelegenheiten durch einen selbstgewählten Stadtrat und die Stadtverordneten, die jenen überwachten, dazu die Polizeigewalt im Auftrage des Staates. So wurde zuerst das Bürgertum den mächtigen Fortschritten seiner Bildung und seines Wohlstandes entsprechend für den Staat gewonnen und nach langer Verkümmerung zu neuem politischen Leben erweckt. Die weiteren Pläne Steins in dieser Richtung blieben unausgeführt. Weder die Reform der Kreistage noch die Begründung von Provinziallandtagen kam zu stande, nur der längst bestehende ostpreußische erhielt eine neue Ordnung zu gunsten der Köllmer (freien Bauern); eine „Nationalrepräsentation" wagte man erst später für bestimmte Zwecke und nur mit sehr beschränkten Befugnissen zu berufen.

Die Verwaltungsreform. Dafür gelang es Stein, wenigstens den Grund für eine nicht minder wichtige Reform zu legen, für die Einheit der Verwaltung. Nach seinen Vorschlägen vom Juni 1808 ordneten die Edikte vom 18. und 25. December desselben Jahres an Stelle des ungefügen Generaldirektoriums mit seiner Mischung von Provinzial- und Fachministern die Bildung eines Staatsministeriums von fünf Fachministern an, die alle dem König unmittelbar Vortrag hielten und wieder unter sich ein Ganzes bildeten. Aus den schwerfälligen Kriegs- und Domänenkammern aber gingen die neuen Regierungen unter Präsidenten hervor, während die gerichtlichen Geschäfte den Oberlandesgerichten überwiesen wurden. Über jenen standen die drei Oberpräsidenten für die Provinzen Preußen, Pommern-Brandenburg und Schlesien. Erst damit war die Staatseinheit in vollem Sinne verwirklicht, aber nicht durch die willenlose Unterwerfung der Staatsbürger unter das Beamtentum, sondern auf Grund einer Verbindung beider zu gemeinsamer politischer Arbeit.

Scharnhorst und die Heeresreform. Auf demselben Grundgedanken beruht die Heeresreform, denn sie wollte das Volk verschmelzen mit dem Heere. Wie die politische Umgestaltung das Werk Steins ist, so entsprang diese aus dem lichten Haupte Scharnhorsts. Wunderbar stach von jenem leidenschaftlichen Rheinfranken dieser stille, in sich gekehrte, bescheidene, schlichte Niedersachse ab, aber in dem Reichtum schöpferischer Gedanken und großartigem Idealismus war Scharnhorst dem Reichsfreiherrn ebenbürtig und weit besser als dieser verstand er es, die verschiedensten Menschen mit gleicher Meisterschaft zu behandeln, insbesondere nicht nur das Vertrauen, sondern auch die Sympathie des Königs zu gewinnen, dem er in manchen Stücken ähnlich war.*) Als Vorsitzender der Militärreorganisationskommission trat er mit Gneisenau, dem Westfalen Grolmann, dem Ostpreußen Boyen, dem Schlesier Götzen für eine völlige Umgestaltung des

*) Gerhard David Scharnhorst, geboren am 12. November 1755 als Sohn eines mäßig bemittelten Landmanns und alten Soldaten in Bordenau a. Leine, hatte seine erste militärische Ausbildung in der trefflichen Kriegsschule auf dem Wilhelmsteine (s. S. 948) erhalten, dann in hannöverschen Diensten während des flandrischen Feldzuges von 1794 sich rühmlichst hervorgethan (s. S. 997) und seit 1801 als Lehrer an der Berliner Kriegsschule eine Reihe der trefflichsten Offiziere gebildet. Seine hingebende Thätigkeit 1806/7 belohnte der König nach dem Frieden mit der Beförderung zum Generalmajor.

Heerwesens. Zunächst galt es den Offiziersstand zu reinigen. Ein erbarmungsloses Strafgericht traf die Offiziere, welche 1806/07 kapituliert hatten; sieben von ihnen wurden zum Tode verurteilt, aber zu Festungshaft begnadigt. Die altersschwachen oder sonst untauglichen Offiziere verabschiedete man, die überzähligen setzte man auf einen dürftigen Halbsold. Die Zulassung zum Offizierskorps sollte künftig im Frieden lediglich von Bildung und Kenntnissen, im Kriege von Tapferkeit und praktischer Tüchtigkeit abhängen, das Vorrecht des Geburtsadels wich dem Vorrecht der Bildung. Für diese sorgten neben den alten Kadettenhäusern die drei neuen Kriegsschulen für Portepeefähnriche und die Offiziersschule in Berlin, die 1810 eröffnet wurde. Dagegen fand Scharnhorsts großer Gedanke, das Heer nach der alten Idee Friedrich Wilhelms I. auf die allgemeine Wehrpflicht zu begründen, trotz mehrfach wiederholter Anträge zunächst noch so entschiedenen Widerstand, daß der König ihn zurückwies. Nur die ausländische Werbung, der Krebsschaden des alten Heeres, wurde abgeschafft und die Armee lediglich aus einheimischen Kantonisten ergänzt, doch wurde wenigstens eine thatsächliche Ausdehnung der Wehrpflicht dadurch erreicht, daß allmonatlich neue Kantonisten eingestellt und nach einer kurzen Einübung als „Krümper" (Reservisten) entlassen wurden. Infolge dieser Umgestaltung fielen auch die barbarischen, entehrenden Strafen und die alte Militärgerichtsbarkeit, in bürgerlichen Rechtssachen traten die Angehörigen des Heeres unter die gewöhnlichen Gerichte. Weiter wurden alle Regimenter, die in die Kapitulationen verwickelt waren, trotz ihrer oft ruhmvollen Überlieferungen aufgelöst und das ganze Heer in 6 Brigaden gegliedert, deren jede aus allen Waffengattungen gemischt war (durchschnittlich 7 Bataillone, 12 Schwadronen, 16 Geschütze, abgesehen von der Reserveartillerie). Ebenso fielen die alten Vorrechte der Regimentschefs, die verderbliche Kompagniewirtschaft, das veraltete Verpflegungswesen und der unförmliche Troß. Die Friedensübungen galten jetzt nicht mehr der Parade, sondern dem Ernste des Krieges, insbesondere erhielt die Brigade eine neue höchst bewegliche Aufstellung (in 3 Treffen die Infanterie, im 4. die Reiterei, die Fußartillerie auf den Flügeln, die reitende hinter dem 4. Treffen), und das zerstreute Gefecht wurde besonders geübt. Die Bewaffnung mußte fast ganz neu geschaffen werden, denn im Juli 1807 besaß der Staat kaum 10,000 brauchbare Gewehre und wenig Feldartillerie, dazu waren die Geschützgießereien von den Franzosen zerstört. Da sind mit bewunderungswürdiger Thatkraft bis zum März 1810 in den neuangelegten Fabriken über 200 Geschütze und 45,000 Gewehre neu hergestellt worden. Endlich erhielt das ganze Heerwesen im Kriegsministerium seit dem 1. März 1809 eine einheitliche Spitze, doch leitete Scharnhorst nur die eine Abteilung desselben, das allgemeine Kriegsdepartement.

Die Finanzlage. Alle diese Reformen vollzogen sich unter heftigem Widerstande der Anhänger des Alten. Nur eine starke Krone vermochte sie durchzusetzen und zugleich die wahrhaft trostlose Finanzlage zu überwinden. Niemals ist in der neueren Geschichte ein Staat so grausam bis aufs Blut ausgepreßt worden wie Preußen durch Napoleon. Hat doch der Kaiser selbst bekannt, daß er bis

zum Oktober 1808 mehr als eine Milliarde Francs aus dem Lande gezogen habe! Dazu kamen die schweren Kriegsschäden, die Schlesien bis Ende 1807 auf 47½ Millionen Thaler, Ostpreußen auf 98 Millionen berechnete. Der Viehstand dieser Provinz war um ein Viertel gemindert, die Rhederei in allen Ostseelanden fast vernichtet, der Grundbesitz überschuldet und entwertet. Die Seehandlung und die preußische Bank hatten ihre Zahlungen eingestellt und damit den Kredit des Staates so vollständig erschüttert, daß seine Tresorscheine fast ganz entwertet waren. Da nun somit von einer Tilgung der Kontribution keine Rede war und so lange diese nicht erfolgte, 160,000 Franzosen im Lande blieben und dessen Einkünfte zogen, so verfügte der König z. B. für das erste Vierteljahr d. J. 1808 nur über eine Einnahme von 386,000 Thalern, denen Ausgaben in der Höhe von mehr als 2½ Millionen gegenüberstanden! Da zog Dürftigkeit und Entbehrung in jedes Haus, auch in das des Königs ein, aber auch ingrimmige Erbitterung in jede Brust. Und doch blieb der herzlose Sieger unbeirrt auf seinen unerschwinglichen Forderungen; auch der edle Bruder des Königs, Prinz Wilhelm, der im Januar 1808 selbst nach Paris ging, um ein Bündnis gegen die Räumung des Landes anzubieten, erreichte zunächst nichts.

Die Erhebung Spaniens und die Räumung Preußens. Da erfuhr der Imperator eben auf der schwindelnden Höhe seiner Macht zum erstenmale, was die Kräfte des Gemüts bedeuteten, die er nicht verstand, und was ein Volkskrieg sei. In wilder Empörung erhob sich das spanische Volk gegen seinen treulosen Versuch, ihm einen Bonaparte zum König aufzudrängen, die französischen Generale streckten die Waffen vor diesen regellosen Haufen oder zogen sich hinter den Ebro zurück. Jetzt bedurfte der Eroberer seiner Truppen jenseits der Pyrenäen; in der zweiten Hälfte des August 1808 sah das Volk Norddeutschlands mit stillen Hoffnungen auf Erlösung die drei französischen Armeekorps, die in Preußen gestanden hatten, in endlosen Wagenzügen über die Elbbrücken bei Magdeburg und Dresden nach dem Westen eilen. Doch Preußens Lage verschlimmerte sich zunächst noch dadurch, daß ein Brief Steins an den Fürsten Wittgenstein, in dem er offen von seinen Befreiungsplänen sprach, den französischen Spähern in die Hände fiel. Unter solchen Umständen mußte Prinz Wilhelm die Übereinkunft vom 8. September 1808 schon als einen Erfolg betrachten. Von einem Bündnis war keine Rede mehr, der König mußte sogar versprechen, sein Heer in den nächsten 10 Jahren nicht über 42,000 Mann zu vermehren, aber die Franzosen räumten Preußen, nur 10,000 Mann blieben in den drei Oderfestungen bis zur Abzahlung der Kontribution, die jetzt auf 140 Millionen Francs festgestellt wurde, und der König erhielt die freie Verfügung über die Einkünfte des Landes zurück.

Die Zusammenkunft von Erfurt. Freilich, die Aussichten auf eine Erhebung schienen geringer als je. Denn angesichts der Ereignisse in Spanien empfand Napoleon die Notwendigkeit, sein Bündnis mit Rußland zu erneuern und zu befestigen. Dem sollte die Zusammenkunft beider Kaiser in Erfurt dienen (September und Oktober 1808), zugleich eine glänzende Schaustellung Napoleoni-

scher Kaiserherrlichkeit und eine tiefe Demütigung für Deutschland, denn alle 1808 Rheinbundsfürsten huldigten hier persönlich oder durch ihre Thronfolger dem Protektor und die Künstler der Pariser Hofbühne spielten vor einem „Parterre von Königen"; auch Goethe und der greise Wieland fanden die gnädige Beachtung des Imperators. An den Verhandlungen selbst hatten indes die deutschen Fürsten keinen Anteil. Sie führten zum Vertrage vom 12. Oktober, in dem beide Kaiser ihr Einverständnis gegen England erneuerten, Napoleon die Erwerbung der Donaufürstentümer durch Rußland anerkannte und sogar seine Hilfe versprach, falls Österreich ihr sich widersetzen sollte. Umgekehrt sagte der Zar seinen Beistand zu, falls Österreich Napoleon angreife. Doch er selber war der fortgesetzten Übergriffe des Bundesgenossen schon herzlich müde und begann sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, dereinst der Befreier Europas zu werden.

Zunächst indes nötigte die Erneuerung des russisch-französischen Bundes Preußen zu einem abermaligen demütigenden Zugeständnis. Durch jenen aufgefangenen Brief war Steins Stellung unhaltbar geworden; am 24. November 1808 nahm er notgedrungen seine Entlassung und zog sich nach Österreich zurück, von Napoleon geächtet als „Feind Frankreichs und des Rheinbundes". Die wackeren Männer, die seine Erbschaft antraten, Goltz für das Auswärtige, Dohna für das Innere, Altenstein für die Finanzen, konnten ihn nicht ersetzen.

Die Rüstungen Österreichs. Das war die Lage Preußens und Deutschlands, als Österreich vorschnell gegen Napoleon losbrach. Nach den Niederlagen von 1805 schien in den alten Staatsbau der Habsburger ein neuer Geist eingezogen zu sein. Graf Philipp Stadion, ein Standes- und Gesinnungsgenosse Steins, geb. 1763 aus einem hochalamannisch-rätischen Geschlechte, das schon im 14. Jahrhundert für die Habsburger gegen die Schweizer tapfer gestritten hatte, wollte in Verbindung mit den Erzherzögen Karl und Johann Österreich zum Befreiungskampfe für Deutschland und Europa ebenso rüsten, wie Stein es in Preußen erstrebt hatte Vor allem das Heerwesen wurde auf volkstümlichere Grundlagen gestellt. Nach den Erlassen vom Mai und Juni 1808 sollte eine Landmiliz (Reserve) für die Ergänzung des stehenden Heeres und neben diesem eine Landwehr zur Verteidigung des Landes gebildet werden, daneben traten die Freiwilligenkorps. Auch das stehende Heer wurde vermehrt, selbst das widerspenstige Ungarn bot eine Verstärkung seines Zuzugs an. Außer all diesen Zurüstungen sollten Aufstände in Norddeutschland und ein Volkskrieg in den Gebirgen von Dalmatien bis Tirol nach dem bewunderten spanischen Vorbilde alle Kräfte gegen den Feind entfesseln, insbesondere setzte sich Erzherzog Johann mit den Tiroler Bauern in geheime Verbindung, deren Erbitterung über das bayerische Regiment aufs höchste gestiegen war. Männer aus dem Volke, in Südtirol der Sandwirt von Passeir, Andreas Hofer (geb. 1767), im Innthale der verwegene Wildschütz Joseph Speckbacher und der tapfere Kapuziner Haspinger traten an die Spitze dieser Volksbewegung für die Wiederherstellung der alten Landesverfassung und der Verbindung mit Österreich und für die geschändete heilige Kirche gegen die gottlosen bayerischen Aufklärer. Für Deutschland haben

1809. die Tiroler nicht fechten wollen, aber für deutsche Sitte und Art gegen Gewalt und Willkür haben sie allerdings gestritten, und die Deutsch-Österreicher überhaupt haben vielleicht niemals so gut deutsch empfunden, wie in diesem Jahre 1809, dem schönsten der österreichischen Geschichte.

Es war der Fehler der österreichischen Staatsleitung, daß sie den Krieg zu rasch, ohne die gehörige Vorbereitung, insbesondere durch Bündnisse, begann. Aber der Zorn über die Vertreibung der Bourbonen aus Neapel und die Vergewaltigung des Kirchenstaates (1808), noch mehr die Sorge vor dem russisch-französischen Bündnis und den russischen Absichten auf die untere Donau trieben vorwärts, so sehr auch Erzherzog Karl dazu riet, die Kräfte Österreichs nur dorthin zu werfen; selbst der Kaiser ließ sich von dem patriotischen Aufschwunge fortreißen, zumal seine Gemahlin Ludovika von Este diese Gesinnungen völlig teilte.

Norddeutsche Aufstandspläne. So knüpfte man mit England Verhandlungen wegen einer Landung an, man gestattete dem tapferen Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig, dem Sohne des Besiegten von 1806, in Nachod an der böhmisch-schlesischen Grenze ein Freikorps, etwa 2000 Mann, zu bilden, das in Verbindung mit einer Erhebung im Königreich Westfalen Norddeutschland revolutionieren sollte, man trug vor allem am 8. März in Berlin ein Bündnis an. Die Lage schien keineswegs hoffnungslos und Scharnhorst drängte zuversichtlich zum Kriege, doch der König wollte sich bei Rußlands unsicherer Haltung nicht eher erklären, als bis Österreich einen großen, zweifellosen Erfolg errungen habe. Die Mobilisierung allerdings ließ er vorbereiten und die Aufregung war in ganz Preußen ungeheuer; gingen doch aus Schlesien beurlaubte oder entlassene Offiziere und Soldaten scharenweise zu den „Schwarzen" des Herzogs von Braunschweig.

Die erste Erhebung Tirols. Während so fieberhafte Erregung Norddeutschland durchzitterte, brach Österreich im März die diplomatischen Beziehungen zu Frankreich ab und in Tirol flammte der Aufstand empor, überwältigend und siegreich. Denn die Bayern waren von seinem Ausbruche völlig überrascht. Von ihren Truppen, im ganzen nur 4400 Mann, stand die Hauptmasse unter General Kinkel in Innsbruck, eine kleinere Abteilung unter Wrede bei Brixen. Dort in Südtirol gab am 9. April der Einmarsch von 14,000 Österreichern unter Chasteler von Kärnten her das Zeichen zur Erhebung. Lärmschüsse, Sturmläuten, Signale und Feuerzeichen riefen überall das Volk zu den Waffen. Umsonst versuchten die Bayern durch Abwerfen der Brücken die Bauernhaufen aufzuhalten: am 11. April erstürmten diese die Ladritscher Brücke, am gleichen Tage kam Hofer vom Passeir her über den Jaufenpaß einer bayerischen Abteilung bei Sterzing in den Rücken und zwang sie zur Ergebung. Um nicht vom Brenner abgeschnitten zu werden, brach Wrede, von einigen französischen Bataillonen verstärkt, eilig nach dem Norden auf und erreichte unter beständigen verlustvollen Gefechten wirklich die Paßhöhe, doch inzwischen war am 10. April auch im Innthale der Aufstand losgebrochen, am 12. April nahm Speckbacher nach hartem Kampfe Innsbruck, am nächsten Tage zwang er Wrede, der vom Brenner herunterkam, ohne von den Ereignissen

im Norden etwas zu wissen, mit seiner ganzen Kolonne die Waffen zu strecken, 1809.
am 14. zogen die Österreicher unter dem Jubel der Bevölkerung in der Landeshauptstadt ein. Tirol war befreit binnen fünf Tagen. Zwei Generale, 132 Offiziere, 3850 Bayern, 2050 Franzosen mit 7 Geschützen, 3 Fahnen, 1 Adler fielen dabei in die Hände der siegestrunkenen Bauern und ungeheuer war bei Freund und Feind der Eindruck in ganz Europa.

Der Feldzug in Bayern. Doch nicht ebenso glücklich führte in denselben Tagen das österreichische Heer den Kampf. Erzherzog Karl gab den Vorteil der Überraschung teilweise aus der Hand, indem er eine Zeitlang unentschlossen schwankte, ob er von Böhmen oder von Ober-Österreich her gegen Bayern vorgehen sollte. Erst am 9. April überschritten seine Heersäulen den Inn, während Erzherzog Johann im Königreich Italien, Erzherzog Ferdinand im Herzogtum Warschau einrückte. Immerhin war Napoleon noch überrascht. er hatte den Angriff nicht vor Mitte April erwartet, und noch standen deshalb seine Korps über eine weite Strecke verteilt: Davoust bei Regensburg, Massena bei Pfaffenhofen zwischen München und Ingolstadt. Aber durch den optischen Telegraphen herbeigerufen, erschien der Kaiser bereits am 17. April in Donauwörth und gab zunächst Davoust den Befehl, sich näher an Ingolstadt heranzuziehen; er selber nahm mitten unter den tapferen bayerischen Regimentern wie sonst inmitten seiner Garde das Hauptquartier. Sobald nun Davoust in beständigen Gefechten mit den Österreichern, die von Landshut herandrängten, seine Aufgabe erfüllt hatte und die französisch-rheinbündischen Heeresmassen auf engem Raume vereinigt standen, ging Napoleon mit vollem Nachdruck zum Angriff über. Da wurde nun auf dem unübersichtlichen, waldigen Gelände zwischen Regensburg und der Isar der linke österreichische Flügel am 20. April bei Abensberg geschlagen, am 21. auch aus Landshut geworfen und von der Hauptmasse, die inzwischen Regensburg erreicht hatte, völlig abgedrängt.

Zu spät entschloß sich jetzt der Erzherzog auf Landshut zu marschieren. Am 22. April siegte Ney bei Eggmühl über Rosenberg und nur in blutigen Kämpfen konnte am 23. April die tapfere österreichische Reiterei die Franzosen vor Regensburg so lange aufhalten, daß die Hauptmasse des Heeres ihren Rückzug auf das linke Donauufer unbehelligt anzutreten vermochte; noch am Abend wurde die brennende Stadt in blutigem Straßenkampfe von den Franzosen erstürmt. In zwei Teile zerrissen wichen die Österreicher teils über Cham nach Böhmen, teils über den Inn nach Ober-Österreich zurück.

Folgen der Niederlage. Der Angriff des Erzherzogs war nicht nur völlig gescheitert, sondern auch der Weg nach Wien stand jetzt dem Feinde offen, denn Hiller mit seinen 30,000 Mann vermochte ihn nicht zu sperren. Nur in einzelnen Rückzugsgefechten, wie in dem glänzenden und siegreichen Treffen bei Ebelsberg am 3. Mai, dem Ehrentage der Wiener Freiwilligen, der den Franzosen sogar 1400 Gefangene und 3 Adler kostete, hielt er sie auf, aber Wien selber war nicht zu halten, am 13. Mai zog Napoleon zum zweitenmale als Sieger in der Hauptstadt ein.

1809. Die Niederlage in Bayern wirkte sofort auf alle Nebenkriegsschauplätze entscheidend ein. Wrede drang nach den Siegen bei Söll und Wörgl das Innthal hinauf bis Innsbruck vor und mit unmenschlicher Roheit wüteten seine erbitterten Soldaten gegen das tirolische Landvolk. Erzherzog Ferdinand hatte nach dem Siege bei Raszyn am 19. April selbst Warschau besetzt, doch Poniatowski schlug ihn bei Gora und drängte ihn nach Westgalizien zurück. Erzherzog Johann endlich näherte sich nach dem glänzenden Siege bei Saeile am 15. April der Etsch, trat jedoch auf die Nachricht von den Niederlagen in Bayern unter beständigen Gefechten über Villach und Graz den Rückmarsch nach Ungarn an, und konnte das Vordringen des Feindes bis nach Steiermark nicht hindern.

Aufstandsversuche in Norddeutschland. Verloren war allerdings für die Österreicher im Grunde noch nichts, zumal unter dem Eindrucke ihrer ersten Erfolge die Bewegung in Norddeutschland jetzt wirklich begann. In Hessen raffte Oberst von Dörnberg einige Tausend schlechtbewaffneter Bauern zusammen und führte sie gegen Kassel, wurde aber dicht vor der Stadt, da die westfälischen Truppen gegen seine Erwartung ihrem Kriegsherrn die Treue hielten, geschlagen und mußte selbst flüchten; einige der gefangenen Führer büßten ihr verfrühtes Beginnen mit standrechtlicher Erschießung im Augarten. Die Kunde von seiner Erhebung und phantastisch übertriebene Gerüchte von seinen angeblichen Erfolgen steigerten in Berlin und ganz Preußen die Erregung aufs höchste. Selbst das Heer begann zu wanken. In der festen Annahme, daß der König das Unternehmen nachträglich billigen und sich zum Kriege fortreißen lassen werde, führte Major F. von Schill am 28. April sein Husarenregiment und einen Teil des Bataillons, das seinen Namen trug, vom Exerzierplatz hinweg ins Feld, um Magdeburg zu überrumpeln. Alle Welt jauchzte ihm zu, nur der König nannte entrüstet das Beginnen Schills eine „beispiellose Insubordination", die es war, enthob die in Berlin kommandierenden Offiziere ihrer Stellungen und befahl die strengste Untersuchung. Doch er entschloß sich jetzt grundsätzlich zum Bunde mit Österreich, ordnete die Verstärkung seiner Truppen an, stellte die Kontributionszahlungen an Frankreich ein und beschwor in einem eigenhändigen Briefe vom 12. Mai den Zaren, nicht Preußens Feind zu werden, wenn es auf Österreichs Seite trete.

Schlacht von Aspern. Ein zweifelloser, durchschlagender Sieg Österreichs hätte in diesem Augenblicke den König zur Kriegserklärung bestimmt, doch ein solcher Sieg blieb aus. Erzherzog Karl hatte im weiten Bogen durch Böhmen und Mähren das Marchfeld erreicht, um dort die Entscheidungsschlacht zu liefern. Auch Napoleon suchte sie. Von Kaiser-Ebersdorf her führte er seine Truppen auf die große Donauinsel Lobau hinüber, welche den Strom hier in einen breiten südlichen Hauptarm und einen schmäleren nördlichen Nebenarm spaltet, und begann von dort aus am Morgen des 21. Mai den Übergang nach dem Marchfelde. Eben hatten sich die Franzosen, im Moment nur 30,000 Mann stark, der Dörfer Aspern und Eßling bemächtigt, als der Erzherzog, der den Übergang vom Bisamberge aus beobachtete, den Befehl zum Angriff gab. Im hellsten Mittags-

sonnenschein, mit entrollten Fahnen und rauschender Kriegsmusik gingen 70,000 Mann Österreicher in fünf Kolonnen gegen die französische Stellung vor. In blutigstem Kampfe rang heldenmütiger Angriff mit zäher Gegenwehr; als Napoleon endlich die glitzernden Geschwader seiner Panzerreiter, 12 Kürassierregimenter, zu einer furchtbaren Angriffsmasse zusammenballte, um das österreichische Centrum zu durchbrechen, da zerrissen die Salven des österreichischen Fußvolkes ihre Glieder und die flüchtenden Reitermassen ritten ihre eigne Infanterie mit über den Haufen. Jetzt wurde Aspern genommen, nur in Eßling behaupteten sich mit der Kraft der Verzweiflung die Franzosen. Um ihre Lage noch zu verschlimmern, zerstörten gegen Abend österreichische Brander, welche der hochgeschwollene, reißende Strom mit zermalmender Wucht vorwärts trieb, die französische Schiffbrücke über den südlichen Hauptarm. Dadurch vom rechten Ufer und von Wien abgeschnitten, warf Napoleon alles, was noch auf der Lobau stand, nach dem linken Ufer hinüber, um sich wenigstens einen leidlichen Rückzug zu erkämpfen. Mit verdoppelter Wut begann am 22. Mai aufs neue die Schlacht. Die Franzosen behaupteten Eßling gegen fünf feindliche Angriffe, sie setzten sich sogar wieder in Aspern fest, aber den zweiten Versuch, das österreichische Centrum zu durchbrechen, wies dies kaltblütig ab; der Erzherzog selber führte das wankende Regiment Zach, die Fahne ergreifend und hoch emporschwingend, ins Gefecht. Gegen Abend war die Niederlage der Franzosen entschieden. Aufs tiefste erschöpft war Napoleon auf einem Kahne nach Kaiser-Ebersdorf übergesetzt, wo er im Schlosse lange in totenähnlichem Schlummer lag; die Leitung des Rückzuges nach der Lobau hatte er dem Marschall Massena übergeben. Dorthin drängten sich nun unter Regengüssen und Gewittersturm über die Brücken die geschlagenen, ermatteten, entmutigten Haufen der Franzosen, dazu Tausende von Verwundeten, ohne auf der gänzlich unbewohnten Insel Obdach und Lebensmittel zu finden. Nützten die Österreicher ihren Erfolg energisch aus, so war eine Katastrophe gar nicht abzuwenden. Doch auch sie fühlten sich tief erschöpft, und mit der Spannkraft des Erzherzogs war es nach diesen beiden furchtbaren Schlachttagen zu Ende. Er begnügte sich damit, den feindlichen Angriff abgeschlagen zu haben und blieb unbeweglich auf dem Marchfelde stehen. 1809.

Zweite Erhebung Tirols. Trotzdem machte die Schlacht von Aspern einen unermeßlichen Eindruck. Alle französischen Schönfärbereien vermochten doch nicht die Thatsache zu vertuschen, daß zum erstenmale der unüberwindliche Imperator selber geschlagen worden sei. In überschwänglichen Versen pries der feurige Theodor Körner den Helden von Aspern:

> „Aspern klingts und Karl klingts siegestrunken,
> Wo nur deutsch die Lippe lallen kann",

Tirol aber erhob sich zum zweitenmale rachgierig und hoffnungsfroh gegen die bayerischen Dränger. Nach blutigen Kämpfen am Iselberge zog Hofer am 29. Mai in Innsbruck ein und erhielt von Franz I. in einem Handschreiben die Zusicherung, daß er niemals einen Frieden schließen werde, ohne die Vereinigung Tirols mit Österreich gesichert zu haben.

1809. Kämpfe in Norddeutschland. Kaum geringeren Jubel erregte die Kunde im Norden. Aber keine Hand hätte sich in Preußen gerührt ohne das Geheiß des Königs. Das erfuhr ebendamals Schill. Sobald sein Kriegsherr sich von ihm losgesagt hatte, war sein Unternehmen ein aussichtsloses Abenteuer. Als das Gefecht bei Dodendorf ihm bewiesen hatte, daß die geplante Überrumpelung Magdeburgs unmöglich sei, beschloß er nach der Ostseeküste sich zurückzuziehen und warf sich nach dem schwedischen Stralsund, in der Hoffnung, aus der alten tapferen Hansestadt ein deutsches Saragossa machen zu können. Hier griffen ihn am 31. Mai dänische, holländische und mecklenburgische Truppen mit Übermacht an. In blutigem Straßenkampfe wurde die Stadt erstürmt, die Mehrzahl seiner Leute zusammengehauen oder gefangen, er selber fiel bei dem Versuche, sich die Fährgasse hinunter nach dem Hafen durchzuschlagen. Ein schlichter Stein in der Bordkante des Bürgersteiges bezeichnet noch heute die Stelle. Die Sieger schlugen dem tapferen Manne den Kopf ab wie einem Räuber, um ihn als Trophäe mit nach Leyden zu schleppen, nur den Rumpf konnten wackere Stralsunder in einem ehrlichen Grabe auf dem Knieper Friedhofe bergen. Elf seiner Offiziere, die in Gefangenschaft geraten waren, ließ Napoleon als „brigands" in Wesel standrechtlich erschießen. Sie starben unverzagt, wie es deutschen Offizieren geziemt; ihr letzter Ruf war: „es lebe der König!"

Auch der Plan des Herzogs von Braunschweig, den Aufstand in Sachsen zu entzünden, mißlang. Am 21. Mai hatte der Herzog Zittau besetzt, am 30. und 31. schlug er sich dort in heftigen Gefechten mit den sächsischen Truppen unter Thielemann und ging schließlich vor ihnen wieder nach Böhmen zurück. Erst als nach der Schlacht bei Aspern die sächsischen Regimenter nach der Donau aufbrachen, drang er, von einem österreichischen Korps unter General am Ende unterstützt, aufs neue in Sachsen ein, besetzte hier Dresden (11. Juni) und den westlichen Teil des Landes, während der Hof nach Plauen flüchtete, und bot auch dem König Jerôme von Westfalen die Spitze, als dieser zur „Befreiung" Sachsens heranrückte. Darauf drang der Herzog mit den Österreichern (jetzt unter Kienmeyer) in Franken ein und warf Junot durch den Sieg bei Berneck aus dem Lande, wandte sich dann aber wieder gegen Jerôme, der inzwischen seinen Befreiungszug bis Dresden ausgedehnt hatte und jetzt ihm ins Vogtland folgte, und bestimmte den kriegsunlustigen König sogar zum Rückzuge nach Erfurt. Das jedoch, worauf alles ankam, eine Volkserhebung, vermochte er nicht hervorzurufen.

Schlacht bei Wagram. Trotz solchem Mißerfolge dachten doch unter dem Eindrucke des Sieges von Aspern und der zweiten Erhebung Tirols die ersten Männer des preußischen Heeres wie Blücher, Bülow und Graf Götzen alles Ernstes daran, unter Umständen auch ohne den König loszuschlagen, da warf die Nachricht von der Schlacht bei Wagram alle Hoffnungen zu Boden. Der Erzherzog Karl hatte seine Truppen allmählich bis auf 137,000 Mann gebracht und gegenüber der Lobau eine Reihe von Batterien aufgeführt, um den Franzosen den Übergang zu wehren, seine Hauptmasse aber weiter nordwärts nach dem Höhenrande hinter dem Rußbache zurückgezogen, der von Deutsch-Wagram ab an

Markgraf-Neusiedeln vorüber das Marchfeld durchschneidet; er dachte also auch jetzt 1809.
an keinen Angriff. Ebensowenig gelang die geplante Vereinigung mit dem Erzherzog Johann, denn dieser wurde am 14. Juni bei Raab vom Vizekönig Eugen trotz tapfersten Widerstandes, insbesondere der steirischen Landwehr, geschlagen, und wich nach Komorn zurück, um von hier auf dem nördlichen Donauufer vorzugehen. Von dieser Unentschlossenheit und Unthätigkeit auf österreichischer Seite sticht die fieberhafte und doch zielbewußte Rührigkeit Napoleons merkwürdig ab. Durch Zuzüge aller Art, insbesondere auch der sächsischen Truppen, hatte er seine Streitkräfte bis auf 180,000 Mann verstärkt, die Lobau in eine geschützstarrende Festung umgeschaffen, für Brückenmaterial u. a. in der ausgiebigsten Weise gesorgt, sogar Matrosen seiner Kriegsflotte herbeigezogen. Um die Österreicher über die wirklich gewählte Übergangsstelle zu täuschen, ließ er an der Westseite der Lobau alle Vorkehrungen treffen und führte dann in der Nacht vom 4. zum 5. Juli unter einem mörderischen Geschützfeuer und bei einem furchtbaren Unwetter seine Heersäulen auf sechs Brücken nordostwärts nach dem brennenden Groß-Enzersdorf hinüber. Unter hartem Kampfe zogen sich die österreichischen Vortruppen auf die Hauptstellung bei Wagram und Markgraf-Neusiedeln zurück. Die Franzosen folgten und griffen gegen Abend an. Doch Eugens Bataillone wurden nach verzweifeltem Kampfe vom Centrum der Österreicher zurückgeworfen, Bernadottes sächsische Bataillone beim Eindringen in Wagram durch heftiges Kartätschfeuer zersprengt und auch Davousts Angriff auf den linken österreichischen Flügel mit Nachdruck abgewiesen. Am nächsten Tage, am 6. Juli, ging der Erzherzog trotz der gewaltigen Überlegenheit des Feindes zum Angriff vor. Mit dem rechten Flügel sollte Klenau westwärts ausholend Aspern und Eßling nehmen und so die Franzosen von der Donau abdrängen, das Centrum unter Karl ihm allmählich folgen, der linke Flügel unter Rosenberg die Rußbachlinie halten; dort glaubte man auf das Eintreffen des Erzherzogs Johann rechnen zu können, der seit Mitternacht im angestrengtesten Marsche von Preßburg her war und am 6. Juli vormittags gegen 10 Uhr wirklich Marchegg erreichte, noch 3 Meilen östlich von Markgraf-Neusiedeln. Während nun Rosenberg von weit überlegenen Massen hier festgehalten und bald arg bedrängt wurde, nahm Klenau wirklich Aspern und Eßling und das Centrum besetzte Aderklaa und Süßenbrunn südwestlich von Wagram. Doch hier griff Napoleon es persönlich an. Zwei furchtbare Stöße scheiterten, der dritte gelang, und da gleichzeitig Rosenberg Neusiedeln räumen mußte, so befahl der Erzherzog den Rückzug. Um dieselbe Stunde, gegen 5 Uhr nachmittags, erreichte Johann Ober-Siebenbrunn, 1 Stunde von Neusiedeln; er kam trotz ungeheurer Anstrengungen zu spät und hätte auch mit seinen 12,000 erschöpften Leuten, die in 13 Stunden 7 Meilen zurückgelegt hatten, das Schicksal des Tages nicht mehr wenden können.

Der Waffenstillstand von Znaim und die dritte Erhebung Tirols. Die Österreicher zogen sich nach Mähren zurück, geschlagen, nicht entmutigt. Auch der Kaiser, bestimmt durch seine hochsinnige Gemahlin und Graf Stadion, war für die Fortsetzung des Kampfes. In der That, die Lage der Dinge war nicht

09. schlimmer als nach Austerlitz. Die Russen standen zwar seit Anfang Juni in Galizien, führten aber den Krieg nur zum Schein, die Engländer rüsteten zu einer Landung an der Nordseeküste, und am preußischen Hofe in Königsberg war man trotz der Niederlage von Wagram geneigt auf Österreichs Seite zu treten, wenn dies nur vollen Ernst bewies. Andrerseits standen die Dinge in Spanien für Napoleon nichts weniger als günstig. Doch Erzherzog Karl selber, niemals sehr zuversichtlich, hatte jetzt alle Hoffnung verloren, er riet dringend zum Frieden und legte verstimmt den Oberbefehl nieder. So willigte Kaiser Franz am 12. Juli in den Waffenstillstand von Znaim, der neben Österreich auch das westliche Mähren den Franzosen einräumte und Tirol ihrer Rache überließ. Mit Übermacht drang Lefebvre bis Innsbruck vor. Doch zum drittenmale erhoben sich die erbitterten Bauern, vernichteten am 4. August eine herzoglich sächsische Kolonne in der Eisackschlucht zwischen Mittewalde und Oberau nördlich von Brixen (der „Sachsenklemme"), indem sie von den steilen Felswänden Felsstücke und Baumstämme auf die Unglücklichen hinabrollten, bereiteten am 8. August einer bayerischen Abteilung an der Pontlatzer Brücke im oberen Innthale südlich von Landeck das gleiche Schicksal,

chischen Hauptquartier Olmütz eingetroffen.
zubieten, falls Österreich den Krieg mit vol
Programm von Bartenstein (s. S. 1046) di
aufrichten wolle. Da dies letztere keineswe
nister war, so scheiterte die Verständigung
Friedrich Wilhelm, der nur widerwillig sei
geben hatte, erklärte daher schon am 31. Jul
für unwahrscheinlich; die Rüstungen ließ e
etwaigen Überfall zu decken. Andrerseits ge
allmählich das Übergewicht, da selbst der neue
offen erklärte, das Heer sei zu nachhaltigem
mungen kam Napoleon auf halbem Wege ent
Frieden, weil er ihn wollen mußte, seitdem
della Reyna am 27. und 28. Juli neue S
er ließ deshalb die Verhandlungen amtlich i
führen und verhandelte daneben vertraulich

chischen Hauptquartier Olmütz eingetroffen. Er hatte den Auftrag, ein Bündnis an- 1809.
zubieten, falls Österreich den Krieg mit vollem Nachdruck fortsetzen und nach dem Programm von Bartenstein (s. S. 1046) die preußische Großmachtstellung wieder aufrichten wolle. Da dies letztere keineswegs die Absicht der österreichischen Minister war, so scheiterte die Verständigung gleich beim ersten Schritt, und König Friedrich Wilhelm, der nur widerwillig seine Zustimmung zu der Sendung gegeben hatte, erklärte daher schon am 31. Juli seinen Ministern, er halte den Krieg für unwahrscheinlich; die Rüstungen ließ er nur fortsetzen, um sich gegen einen etwaigen Überfall zu decken. Andrerseits gewann die österreichische Friedenspartei allmählich das Übergewicht, da selbst der neue Oberbefehlshaber, Fürst Liechtenstein, offen erklärte, das Heer sei zu nachhaltigem Widerstande unfähig. Solchen Stimmungen kam Napoleon auf halbem Wege entgegen. Er wollte jetzt aufrichtig den Frieden, weil er ihn wollen mußte, seitdem die schwere Niederlage bei Talavera della Reyna am 27. und 28. Juli neue Streitkräfte für Spanien beanspruchte;

1809. schlimmer als nach Austerlitz. Die Russen standen zwar seit Anfang Juni in Galizien, führten aber den Krieg nur zum Schein, die Engländer rüsteten zu einer Landung an der Nordseeküste, und am preußischen Hofe in Königsberg war man trotz der Niederlage von Wagram geneigt auf Österreichs Seite zu treten, wenn dies nur vollen Ernst bewies. Andrerseits standen die Dinge in Spanien für Napoleon nichts weniger als günstig. Doch Erzherzog Karl selber, niemals sehr zuversichtlich, hatte jetzt alle Hoffnung verloren, er riet dringend zum Frieden und legte verstimmt den Oberbefehl nieder. So willigte Kaiser Franz am 12. Juli in den Waffenstillstand von Znaim, der neben Österreich auch das westliche Mähren den Franzosen einräumte und Tirol ihrer Rache überließ. Mit Übermacht drang Lefèbvre bis Innsbruck vor. Doch zum drittenmale erhoben sich die erbitterten Bauern, vernichteten am 4. August eine herzoglich sächsische Kolonne in der Eisackschlucht zwischen Mittewalde und Oberau nördlich von Brixen (der „Sachsenklemme"), indem sie von den steilen Felswänden Felsstücke und Baumstämme auf die Unglücklichen hinabrollten, bereiteten am 8. August einer bayerischen Abteilung an der Pontlatzer Brücke im oberen Innthale südlich von Landeck das gleiche Schicksal, zogen endlich nach heißen Gefechten am Iselberge am 15. August abermals in Innsbruck ein. Verzweifelnd räumte der Marschall das „verwünschte Land". Hofer aber führte als „Oberkommandant in Tirol" in seines Kaisers Namen von der Hofburg aus nach Bauernweise die Verwaltung des befreiten Landes.

Der Rückzug des Herzogs von Braunschweig. Das Volk Norddeutschlands blieb auch jetzt ruhig, doch der Herzog von Braunschweig und seine kleine Schar bewies mindestens einen Heldenmut und eine kriegerische Kraft, welche die mattherzige Heerführung der Österreicher tief beschämen konnte. Als der Waffenstillstand ihre Truppen aus Sachsen und Franken abrief, hatte der Herzog die Wahl, entweder ihnen nach Böhmen zu folgen und dabei auf seine Stellung als selbständiger deutscher Fürst, auf die er stolz war, zu verzichten, oder den verwegenen Versuch zu machen, sich nach Nordwest-Deutschland zu werfen, um dort doch vielleicht noch den Volkskrieg zu entzünden. Am 17. Juli teilte er in Zwickau seinen Offizieren diesen Entschluß mit, am 25. stand er schon in Leipzig, am 29. überwältigte er in Halberstadt nach blutigem Kampfe ein westfälisches Regiment, am 31. machte er kurze Rast im Schlosse seiner Väter zu Braunschweig. Ein westfälisches Korps von 5000 Mann am 2. August bei Oelper durchbrechend erreichte er über Hannover und Nienburg glücklich Elsfleth an der Wesermündung und schiffte sich hier am 7. August nach England ein. In 14 Tagen hatte der kühne Welfe seine kleine Schar 62 Meilen weit mitten durch feindliches Gebiet und feindliche Heeresmassen hindurchgeführt, und selbst Napoleon rief aus: „Das ist ein tapferer Kriegsmann!" Wäre das erwartete englische Landungsheer, wie es konnte, an der Weser oder Elbe gelandet, statt seine Kraft nutzlos in Holland auf Walcheren zu opfern, so hätte der Plan des Herzogs sich vielleicht verwirklichen lassen.

Verhandlungen mit Preußen; der Friede von Schönbrunn. Inzwischen war Oberst von dem Knesebeck als preußischer Unterhändler im österrei-

chischen Hauptquartier Olmütz eingetroffen. Er hatte den Auftrag, ein Bündnis an- 1809.
zubieten, falls Österreich den Krieg mit vollem Nachdruck fortsetzen und nach dem Programm von Bartenstein (s. S. 1046) die preußische Großmachtstellung wieder aufrichten wolle. Da dies letztere keineswegs die Absicht der österreichischen Minister war, so scheiterte die Verständigung gleich beim ersten Schritt, und König Friedrich Wilhelm, der nur widerwillig seine Zustimmung zu der Sendung gegeben hatte, erklärte daher schon am 31. Juli seinen Ministern, er halte den Krieg für unwahrscheinlich; die Rüstungen ließ er nur fortsetzen, um sich gegen einen etwaigen Überfall zu decken. Andrerseits gewann die österreichische Friedenspartei allmählich das Übergewicht, da selbst der neue Oberbefehlshaber, Fürst Liechtenstein, offen erklärte, das Heer sei zu nachhaltigem Widerstande unfähig. Solchen Stimmungen kam Napoleon auf halbem Wege entgegen. Er wollte jetzt aufrichtig den Frieden, weil er ihn wollen mußte, seitdem die schwere Niederlage bei Talavera della Reyna am 27. und 28. Juli neue Streitkräfte für Spanien beanspruchte; er ließ deshalb die Verhandlungen amtlich in Deutsch-Altenburg mit Metternich führen und verhandelte daneben vertraulich mit General Bubna in Schönbrunn. Am 25. September stand der Entschluß zum Frieden beiderseits fest, nur gegen die ungeheuere Kriegsentschädigung stemmten sich noch die Österreicher. Da gab Napoleon nach, tief betroffen über den Mordversuch, den bei einer Parade in Schönbrunn am 12. Oktober Friedrich Staps, der Sohn eines Predigers in Naumburg, auf ihn machte. „Fort aus diesem Kriege“, rief er aus, „wir sind hier von tausend Vendéen umgeben!“ Am 14. Oktober 1809 wurde der **Friede von Schönbrunn** unterzeichnet. Österreich zahlte 85 Millionen Francs, trat Salzburg und einen Teil Ober-Österreichs an Bayern, Westgalizien an das Herzogtum Warschau, den östlichen Teil Altgaliziens an Rußland, Görz, Triest, Ober-Kärnten, Krain, ein Stück von Kroatien, ganz Istrien und Dalmatien als „illyrische Provinzen“ an Frankreich ab und erkannte endlich die von Napoleon neugeschaffenen Staaten, sowie alle schon geschehenen und zukünftigen Veränderungen in Italien, Portugal und Spanien an. Es verlor im ganzen 2058 Quadratmeilen, vor allem sein ganzes Küstenland, die alte venezianische Beute, es gab sogar das heldenmütige Tirol trotz der feierlichsten Verheißungen dem Sieger preis.

Unterwerfung Tirols. Die Tiroler wollten nicht glauben, daß ihr Kaiserhaus sie verlassen habe. Umsonst mahnte Erzherzog Johann, sich in das Unvermeidliche zu fügen, umsonst verkündigte König Max Joseph schon am 15. Oktober eine allgemeine Amnestie; in leidenschaftlichem Zorn und blindem Fanatismus rissen Haspinger und andere ihr erschöpftes Volk nochmals zur Erhebung mit sich fort. Wieder tobte ein wilder Verzweiflungskampf in den Bergthälern, als überlegne französische, bayerische und italienische Truppenmassen, im ganzen 30,000 Mann, die Grenze des armen Landes von allen drei Seiten her überschritten. Schon am 1. November besetzten sie Innsbruck und bedrohten jeden mit dem Tode, der nach fünf Tagen noch im Besitz von Waffen betroffen werde (12. November). Da sank der Widerstand allmählich in sich zusammen, Hofer flüchtete über den Brenner und verbarg sich in einer Sennhütte hoch über seinem heimischen Passeir-

thal. Endlich führte ein Verräter die Franzosen auf seine Spur. Unter schmählichen Mißhandlungen schleppte man den „Rebellen“ gefesselt nach Meran und Bozen und dann nach Mantua. Um jede Verwendung von Wien oder von München her abzuschneiden, befahl Napoleon, ohne das Urteil des Kriegsgerichts abzuwarten, die Hinrichtung durch Pulver und Blei binnen 24 Stunden. So
1810. ging am 20. Februar 1810 der Sandwirt seinen letzten Gang als ein tapferer Mann und gläubiger Sohn seiner Kirche. In seinem Volke und in ganz Deutschland galt er als Märtyrer. Seit 1823 ruhen seine Gebeine unter einem prächtigen Grabmale in der Hofkirche zu Innsbruck, und in ergreifenden Darstellungen hat in unserer Zeit sein Landsmann Defregger die Thaten dieses gewaltigen Sommers von 1809 geschildert. Tirol wurde zerrissen. Der Süden bis zum Brenner kam an das Königreich Italien, das ganze Pusterthal an die illyrischen Provinzen, nur der Rest blieb bei Bayern.

Der Niedergang Österreichs. In Österreich aber nahm die begeisterte Erhebung ein klägliches Ende. Nicht die Niederlage nach rühmlichem Kampfe erschien als das Schlimmste, sondern die Hingebung des besiegten Staates an den Sieger. Sie war das Werk von Stadions Nachfolger, des Grafen Wenzel Clemens Lothar von Metternich (geb. 15. Mai 1773 in Coblenz), der mit der Leichtlebigkeit des Rheinländers die Genußliebe des österreichischen Adels und eine völlig französische Bildung verband, die deutsche Nationalität aber als „Mythe“ betrachtete. Als Gesandter in Paris hatte er nähere persönliche Verbindungen mit Napoleon angeknüpft; jetzt riet er der fast drohenden Werbung des Imperators um die Hand einer Erzherzogin nachzugeben, und so reichte am 11. März 1810 des Kaisers Tochter Maria Luise dem Emporkömmling die Hand, wobei der Sieger von Aspern die Stelle des abwesenden Bräutigams vertrat. Das Volk in Österreich wurde völlig irre. Vor kaum einem Jahre hatte der Staat alle Kräfte seiner tapferen Stämme zum Befreiungskampfe gegen den Usurpator aufgerufen, und jetzt war der damals leidenschaftlich Gehaßte der Schwiegersohn, der Bundesgenosse des Kaisers! Wozu dann all die Begeisterung, all der Heldenmut, all das Blut d. J. 1809? Die Losung hieß jetzt, das Vergangene zu vergessen, sich zu betäuben im Genuß der Gegenwart. Da brach mit dem alten österreichischen Pessimismus auch die alte Genußsucht wieder hervor, und als der Staat i. J. 1811 gar seine Zahlungen einstellen mußte und alle Wertpapiere reißend schnell im Kurse sanken, erfaßte ein förmlicher Taumel insbesondere die Wiener Bevölkerung. In gedankenlosem Wohlleben wurde vergeudet, was morgen vielleicht doch verloren war. Die österreichische Volksseele verfiel in tiefen Schlummer und ist auch i. J. 1813 nicht zum vollen Leben erwacht.

Die Krisis in Preußen; Tod der Königin Luise. Das Fehlschlagen der österreichischen Erhebung übte auch auf die Lage Preußens tiefgreifenden Einfluß. Gereizt durch die Rüstungen und die Einstellung der Kontributionszahlungen forderte Napoleon als einen Beweis des Vertrauens die Rückkehr des Königs nach Berlin, also mitten hinein zwischen französische und rheinbündische Garnisonen. Es war ein trauriger und doch freudig bewegter Tag, als am

23. December 1809 nach mehr als dreijähriger Abwesenheit das Königspaar 1809. wieder in seine Hauptstadt einzog. Die schöne Königin saß weinend in dem Wagen, den ihr die Stadt geschenkt hatte, neben ihr ritt der König, hinter ihm im Gefolge Scharnhorst, bleich, in sich gekehrt und finster, mit ihren Regimentern folgten die beiden ältesten Prinzen. Aber alsbald steigerte sich das Drängen Napoleons. Er wolle bezahlt sein, der König habe die Wahl, entweder sein Heer, das ja überflüssig sei, bis auf die Garden aufzulösen oder einen Teil Schlesiens abzutreten. Da die alte Finanzverwaltung schlechterdings außer stande war, den unbarmherzigen Anforderungen des Siegers gerecht zu werden und die Lage unerträglich schien, so rieten am 12. März 1810 die Minister einstimmig dem König 1810. die Abtretung Schlesiens an. Doch dieser verwarf den Rat und knüpfte Verhandlungen mit Hardenberg an, um ihn zum Eintritt in die Verwaltung zu bewegen. Erst nach langen Verhandlungen willigte dieser ein unter der Bedingung einer teilweisen Neugestaltung des Ministeriums. So übernahm Hardenberg am 4. Juni als Staatskanzler die Oberleitung; von den früheren Ministern blieben nur Dohna und Goltz, auch Scharnhorst wurde, mit Rücksicht auf das tiefe Mißtrauen Napoleons, auf seine Stellung als Chef des Generalquartiermeisterstabes und des Ingenieurkorps beschränkt, doch sollte der neue Kriegsminister, Oberst von Hake, sich in allen wichtigen Dingen mit ihm verständigen. Den Friedensstand des Heeres mußte man bis auf 22,000 Mann vermindern.

Königin Luise hatte an diesen Wandlungen den lebendigsten Anteil genommen. Aber die furchtbaren Erfahrungen dieser Zeit hatten die Kräfte dieses edlen Lebens allzufrüh aufgezehrt. In der Blüte ihrer Jahre ist sie in ihrer Heimat, auf Schloß Hohenzieritz am 19. Juli 1810 verschieden, als der blutige Stern Napoleons in seiner Höhe stand und kaum ein Hoffnungsschimmer sich zeigte. Sie starb als das erlauchteste Opfer der Fremdherrschaft, bald in dankbarem Andenken verklärt von ihrem tieftrauernden Volke. Wie ein Schutzengel schwebte i. J. 1813 ihre lichte Gestalt den Heeren voran, und wieder 60 Jahre nach ihrem Tode holte sich ihr großer Sohn im stillen Gebet am Grabe der unvergeßlichen Mutter die Kraft zu neuen Siegen.

Fortsetzung der Reformen durch Hardenberg. In so schmerzbewegter Zeit begann Hardenberg sein Werk. So sehr sein letztes Ziel mit dem Steins übereinstimmte, die Wege dahin waren sehr verschieden. Denn der Staatskanzler sah sein Vorbild in der französisch-westfälischen Verwaltungsordnung, er war daher weder für die allgemeine Wehrpflicht noch für die Selbstverwaltung, obwohl er eine Volksvertretung für zweckmäßig hielt, erstrebte vielmehr vor allem die Entfesselung der wirtschaftlichen Kräfte durch soziale Reformen und eine leistungsfähigere Gestaltung des Steuerwesens. Daher empfahl sein Finanzplan vom Oktober 1810 Ausdehnung der Grundsteuer, Erhöhung der Stempelabgaben, Ersetzung der Accise durch eine Verzehrssteuer, Verkauf der Domänen, Einziehung der geistlichen Güter und Ablösung der bäuerlichen Lasten. Über diese Fragen berieten die „Notablen" (64 Vertrauensmänner der Regierung), die Hardenberg selbst am 23. Februar 1811 eröffnete. Das Ergebnis waren die Finanz- und

1811. Ablösungsgesetze vom September desselben Jahres. Das Edikt vom 14. September gestattete die Ablösung der bäuerlichen Lasten gegen Entschädigung an die Grundherren, die bei erblichen Stellen ein Drittel, bei nicht erblichen die Hälfte des Bauerngutes betrug, ermöglichte also die allmähliche Entstehung eines freien, grundbesitzenden Bauernstandes, begünstigte aber freilich auch die Vermehrung des Großgrundbesitzes auf Kosten des Bauernlandes. Ein zweites Edikt vom 7. September hob die unpraktische und unergiebige Verzehrssteuer für das platte Land und die kleinen Städte wieder auf und ersetzte sie hier durch eine Personalsteuer; im Mai 1812 kamen noch eine Einkommensteuer auf unfundiertes Einkommen und eine Vermögenssteuer hinzu. Da indes alle diese Steuern bei der zunehmenden Verarmung verhältnismäßig wenig einbrachten, so konnte der Staat nur aus dem Verkaufe der kirchlichen Güter und der Domänen seine Ausgaben bestreiten; dieser Grundbesitz allein, im wesentlichen die Schöpfung Friedrich Wilhelms I., hat Preußen damals vor dem völligen finanziellen Zusammenbruche bewahrt. Dem
1812. folgte nun am 11. März 1812 die Emanzipation der Juden, am 2. November die Verkündigung der Gewerbefreiheit, welche die alten Schranken zwischen Stadt und Land völlig niederriß. Den ersten Schritt zur Einführung der Selbstverwaltung auf dem platten Lande endlich that Hardenberg mit dem Gensdarmerieedikt vom 30. Juli 1812. Es übertrug die Ortspolizei auf die Schulzen- und Dorfgerichte unter Oberaufsicht des Gutsherrn und bestellte eine Kommunalvertretung des Kreises, die aus dem königlichen Kreisdirektor, dem Stadtrichter der Kreisstadt und je zwei Abgeordneten der Rittergutsbesitzer, der Städte und der Bauern gebildet werden sollte. Doch konnte diese Einrichtung, die den althistorischen Einfluß des Landadels fast vernichtete und sogar das Landratsamt aufhob, nicht wirklich zur Durchführung gelangen; nur die Kreisversammlungen bewährten sich, besonders i. J. 1813. Freilich galten nicht nur diese Reformen, sondern schlechtweg alle Umgestaltungen insbesondere dem märkischen Adel als revolutionäre Neuerungen, und nur der feste Wille des Königs vermochte sie ihm gegenüber durchzusetzen.

Aufschwung der nationalen Bildung. Während so der preußische Staat sich mühsam einem erbarmungslosen Drucke zu entwinden suchte, stellte er zugleich im verwegenen Idealismus und doch in durchaus praktischen Erwägungen die geistige Arbeit in den Dienst des vaterländischen Gedankens. Am 16. August
1809. 1809 unterzeichnete der König die Stiftungsurkunde der Universität Berlin, er schenkte ihr das prächtige Palais des Prinzen Heinrich unter den Linden und stattete sie mit 150,000 Thaler jährlichen Einkommens aus, ein unvergleichlicher Akt königlicher Hochherzigkeit und unverwüstlicher Hoffnungskraft inmitten der ärgsten Bedrängnis. Im Oktober 1810 wurde die neue Bildungsanstalt eröffnet. Schon im nächsten Jahre trat ihr die umgestaltete Universität Breslau zur Seite, welche aus der Verbindung der dortigen Jesuitenhochschule (s. S. 811) mit der verfallenen protestantischen Universität Frankfurt a. O. erwuchs und für Deutschland das erste Beispiel einer paritätischen Hochschule gab. Zugleich vollzog sich eine tiefeingreifende Umgestaltung des geistigen und sittlichen Lebens.

Alle die ausgezeichneten Männer, die sie herbeiführten, waren erfüllt von den großen, zuerst auf dem Boden der Romantik erwachsenen Gedanken und bildeten deshalb, obwohl sie den verschiedensten deutschen Stämmen angehörten, doch eine geistige Einheit. Als die wichtigsten Sammelplätze treten Berlin und Heidelberg hervor. Wenn die preußische Hauptstadt die stärkste politische Anziehungskraft übte, so fand sich am sonnigen Neckar alles zusammen, was den Romantiker am tiefsten ergriff: die landschaftliche Herrlichkeit des Rheingeländes und die Reste des Mittelalters in seinen mächtigen Domen und zertrümmerten Burgen. In Berlin sammelten sich vor allem die Männer der ernsten Wissenschaft: der Theolog Schleiermacher, der Philosoph Fichte, die Juristen Savigny und Eichhorn, die Philologen Böckh und Buttmann, der Historiker Niebuhr; in Heidelberg vereinigten sich die Vertreter der romantischen Dichtung: Achim von Arnim, Clemens Brentano, Görres u. a. m., sie alle erfüllt von schwärmerischer Sehnsucht nach dem lebensvollen, gemütreichen Mittelalter und von tiefster Abneigung gegen alles „Wälsche", das ihnen als unnatürlich und gekünstelt erschien. So zog inmitten des tiefsten politischen Niederganges der Nation ein neues fruchtbares Zeitalter deutscher Geistesarbeit herauf. Mit liebevollstem Eifer und feinstem Verständnis für das Kleinste wie das Größte versenkten sich die beiden unzertrennlichen Brüder Jakob und Wilhelm Grimm (geb. 1785 und 1786 in Hanau) in die poesievollen Tiefen des deutschen Volkslebens und hoben aus ihnen als den köstlichsten Schatz die „Kinder- und Hausmärchen" (1812). Den ganzen Reichtum an deutschen Volksliedern offenbarte dann der froh erstaunten Mitwelt Arnims und Brentanos Sammlung „Des Knaben Wunderhorn" (seit 1806). Auf die Rechtswissenschaft wandten zuerst Savigny und Eichhorn die neuen Anschauungen an, jener auf das römische, dieser auf das deutsche Recht, beide einig in dem Gedanken, daß der Geist des Volkes selber rechtsbildend wirke, das Recht also niemals etwas völlig Abgeschlossenes, sondern stets ein Werdendes sei. Von demselben Gesichtspunkte ging B. G. Niebuhr aus. Als ein Sohn des freiheitstrotzigen Dietmarscherlandes i. J. 1776 geboren, auf der Grenzscheide deutschen und skandinavischen Wesens aufgewachsen, durch philologische, geschichtliche und juristische Studien wie durch praktische Arbeit als Staatsmann und Verwaltungsbeamter erst in dänischen, seit 1806 in preußischen Diensten unvergleichlich vorgebildet, faßte er zuerst die Entwickelung des römischen Staates als entsprungen aus der Eigenart des römischen Volkes auf, und schuf so, indem er eindringende Kritik mit schöpferischer Phantasie verband, in seiner „Römischen Geschichte" (1811/12) das erste große Werk deutscher, wissenschaftlicher Geschichtschreibung und das wichtigste wissenschaftliche Denkmal dieser ganzen Zeit. Wenige Jahre zuvor, i. J. 1808, erschien mit Goethes „Faust" (I. Teil) die großartigste Dichtung aller modernen Kulturvölker, zugleich die tiefsinnigste und vielseitigste poetische Verklärung deutschen Lebens und Strebens. Es war, als ob der Altmeister von Weimar, der in Napoleon leider nur den großen Mann, nicht den Todfeind Deutschlands sehen wollte, den Deutschen den unvergänglichen Wert ihres Volkstums hätte zeigen wollen.

Gedanken und Werke dieser Art wirkten unwiderstehlich hinüber auf die politischen Anschauungen und Bestrebungen. Aus der strengen wissenschaftlichen Arbeit und der poetischen Schwärmerei erhob sich die Begeisterung für die Befreiung des Vaterlandes. Denn lehrte die Vertiefung in die Vergangenheit den Wert des eignen Volkstums schätzen und den Einzelnen sich als Glied eines großen Zusammenhanges fühlen, so erwiesen die furchtbaren Umwälzungen seit 1806, daß der Einzelne haltlos sei ohne das Ganze und alle Kulturarbeit jeder Sicherheit entbehre ohne den nationalen Staat. Von der Schwärmerei für das Weltbürgertum und die freie Persönlichkeit kehrten die Deutschen zurück auf den Boden politischer Arbeit und zur Unterordnung unter die Pflicht gegen den heimischen Staat.

Solche Gedanken in die breiten Massen der Gebildeten zu tragen, waren ausgezeichnete Männer thätig. Immer und wieder prägte der große Kanzelredner Schleiermacher den Andächtigen, welche die kleine Dreikönigskirche kaum zu fassen vermochte, die Wahrheit ein, daß aller Wert des Menschen in der Kraft und Reinheit des Willens, in der freien Hingabe an das große Ganze liege. Zur gleichen Anschauung war jetzt der Philosoph J. G. Fichte durchgedrungen, wenn er in seinen „Reden an die deutsche Nation“, die er im Winter 1807/08 hielt, während noch französische Besatzung in Berlin stand, mit der Sittenstrenge eines Propheten die Weichlichkeit und Selbstsucht der Zeitgenossen verurteilte als den letzten Grund des Verderbens und den ernsten sittlichen Willen als die Grundwurzel des Menschen darstellte. Nur durch ihn würden die Deutschen die ihnen gebührende Stellung in der Welt wieder einnehmen, „denn deutsch sein und Charakter haben ist ohne Zweifel gleichbedeutend“, und nur durch sie, das Urvolk Europas, könnten die Völker gerettet werden. Auf weitere Kreise noch wirkten die Ausführungen E. M. Arndts in seinem „Geiste der Zeit“. Denn dieser an Körper und Seele kerngesunde, kraftvoll empfindende, lebensfrische Bauernsohn aus Rügen (geb. 1769) hatte in langen Wanderungen die Zustände Europas und die Bedürfnisse des eignen Volkes von Grund aus kennen gelernt und war sich seines Deutschtums um so lebendiger bewußt geworden, als er unter schwedischer Herrschaft aufgewachsen war. Einseitiger und derber wie er trat der Märker F. L. Jahn (geb. 1778) in zahlreichen formlosen Schriften für die Pflege echt deutschen Wesens dem Wälschtume gegenüber ein, und er machte den Anfang zu einer gesünderen und natürlicheren Volkserziehung, indem er i. J. 1811 draußen auf der Hasenheide bei Berlin den ersten Turnplatz eröffnete und Hunderte von jungen Männern zu stählender Körperübung um sich versammelte.

Doch alle Bestrebungen hatten beständig die französischen Späher und unter Umständen eine rasche Gewaltthat gegen einen ihrer Leiter zu fürchten. Daher griffen die Patrioten, sehr gegen die deutsche Art, zu der Stiftung geheimer Bünde. Der erste und am meisten genannte, der „Tugendbund“, der im Juni 1808 mit königlicher Genehmigung in Königsberg entstand, zählte niemals mehr als 3—400 Mitglieder und wurde schon im December 1809 wieder aufgelöst, um das Mißtrauen Napoleons, ja selbst Österreichs zu beschwichtigen. Nachher

bildete sich unter Jahn u. a. der „Deutsche Bund“. Politische Zwecke verfolgten alle diese Vereinigungen nur mittelbar, insofern sie sittliche, deutsche und monarchische Gesinnung verbreiten wollten und einen gewissen Zusammenhang zwischen den Patrioten herstellten. Aber ihre praktische Wirksamkeit war an sich nicht groß, und umsonst fürchtete Napoleon die geheimen „Sekten“. Nicht solche schürten die Feindschaft gegen ihn, das ganze preußische Volk vielmehr bildete gewissermaßen eine einzige große Verschwörung zum Sturze der Fremdherrschaft. Daß in solcher Stimmung und in so verzweifelter Lage klare Anschauungen über die künftige politische Gestaltung Deutschlands nicht entstanden, war natürlich. Sogar der tiefe Gegensatz zwischen Preußen und Österreich war vergessen. Die Kämpfe Friedrichs des Großen erschienen schlechtweg als bedauerliche Bürgerkriege, von denen man nicht gern sprach, und in unklarer Gefühlsaufwallung sahen auch die protestantischen Norddeutschen in den österreichischen Habsburgern die geborenen Führer der Nation für den Befreiungskrieg wie für die spätere Zukunft.

Keiner unter den damaligen Deutschen hat alle diese Bestrebungen und Anschauungen, das beständige Hin- und Herschwanken zwischen Hoffnung und Verzweiflung, die ganze fieberhafte Spannung dieser Jahre tiefer empfunden und schwerer darunter gelitten, als der größte deutsche Dramatiker dieser Zeit, der glänzend begabte und doch innerlich friedlose Heinrich von Kleist (geb. 1777). Wohl teilte er mit den Romantikern die Begeisterung für die Herrlichkeit des Mittelalters, doch als preußischem Edelmann und Offizier war ihm sein eigner Staat ans Herz gewachsen und von der zerflossenen Empfindung jener trennte ihn seine dramatische Energie. Wenn er im „Käthchen von Heilbronn“ allen Zauber romantischer Schwärmerei über ein liebliches, unschuldiges Mädchenbild ausgoß, so gelang ihm im „Prinzen von Homburg“ eine wundervolle Verherrlichung preußisch-deutschen Fürsten- und Kriegertums, und in die lebensvollen Gestalten seiner „Hermannschlacht“ legte er alle Empfindungen des Hasses, der Verzweiflung und des Opfermutes, die ihm selber durch die Seele zogen.

„Die ganze Brut, die in den Leib Germaniens
Sich eingefilzt wie ein Insektenschwarm,
Muß durch das Schwert der Rache jetzo sterben!“

in diesen furchtbaren Worten seines Hermann bricht der lange verhaltene Grimm des Deutschen gegen die Napoleonische Fremdherrschaft wie in einem wilden Naturlaut hervor. Aber der Dichter ging zu Grunde, weil für solche Werke, wie die seinen, damals eine öffentliche Anerkennung nirgends zu finden war, und weil er selber in seiner krankhaften Ueberreizung nach dem Fehlschlagen aller Hoffnungen auf persönliche Erfolge wie auf die Befreiung des Vaterlandes die Geduld des Wartens verlor. Im November 1811 legte der Unglückliche Hand an sich selbst.

Der Bruch zwischen Napoleon und Rußland. In der That, so hoffnungslos wie in diesem Augenblicke war die Lage Deutschlands noch niemals gewesen. Für Napoleon war, wie er selbst erklärte, die vollkommene Durchführung der Kontinentalsperre das Grundgesetz seines Weltreiches geworden, weil er nur so

England bezwingen konnte. Das aber trieb ihn von einem Gewaltstreich zum
1810. anderen Im December 1810 verfügte er die Einverleibung Hollands, Nord-Hannovers, Oldenburgs, der drei Hansestädte und Lauenburgs in das französische Reich, schob also die Grenze desselben bis an die Ostsee vor. Doch damit erschütterte er vollends das schon gelockerte Bündnis mit Rußland, die Grundlage seiner ganzen Politik seit 1807. Denn Alexander I., schon durch die Vergrößerung des Herzogtums Warschau i. J. 1809, welche nur die Einleitung der gefürchteten Wiederherstellung Polens zu sein schien, tief verstimmt, fühlte sich jetzt durch die rücksichtslose Beraubung seiner Oldenburgischen Verwandten ganz persönlich verletzt, und doch hatte er den Preis des Tilsiter Bündnisses, Finnland und die Donaufürstentümer, noch immer nicht errungen, während er den russischen Handel unter den Wirkungen der Kontinentalsperre dahinsiechen sah. Deshalb beantwortete er die neuen Gewaltmaßregeln Napoleons mit dem Ukas vom 31. December 1810, der die Einfuhr der englischen Kolonialwaren erleichterte und die französischen Erzeugnisse mit erhöhten Zöllen belegte. Damit war, wie der Zar im März 1811 an König Friedrich Wilhelm schrieb, der Krieg zwischen Frankreich und Rußland wahrscheinlich geworden.

Preußens Bündnis mit Napoleon. In welche Lage aber mußte dann Preußen geraten! Sicher hatte es nur zu wählen zwischen dem Anschluß an Frankreich oder an Rußland. Auf das russische Bündnis war im Grunde alles vorbereitet, und nach dieser Richtung drängten den König die Patrioten, doch er konnte sie nur dann wählen, wenn Rußland mit voller Energie den Kampf auf deutschem Boden begann und mindestens die Möglichkeit eines Erfolges sich bot. Sonst blieb nur das Bündnis mit Napoleon, und doch bedeutete dies den Bruch mit allen Hoffnungen auf Befreiung. Von furchtbaren Zweifeln gequält schwankte
1811. der König. Seit dem Mai 1811 wußte er, daß Alexander den Krieg nur im eignen Lande führen wolle und zugleich sah er, wie die Napoleonischen Truppen sich von allen Seiten um das preußische Gebiet zusammenzogen. Zu Ende Juni standen 80,000 Mann fremder Truppen in Norddeutschland, außer den 50,000 Sachsen und Polen; in den drei preußischen Oderfestungen lagen 17,000, in Danzig 10,000 Mann. Um wenigstens einem ruchlosen Überfalle nicht ganz wehrlos gegenüberzustehen, befahl der König die Beurlaubten einzuziehen und die Truppen in größeren Abteilungen zur Deckung der wichtigsten Punkte zu vereinigen, bot aber gleichzeitig in Paris ein Bündnis unter ehrenvollen Bedingungen an. Erst als Napoleon darauf nicht einging und sogar die vertragsmäßige Räumung von Glogau verweigerte, verwarf zwar der König Gneisenaus großartigen Plan „zur Vorbereitung eines Volksaufstandes“ als phantastisch, sandte aber jetzt im tiefsten Geheimnis Scharnhorst nach Petersburg. Diesem gelang es am 17. Oktober wirklich eine Militärkonvention abzuschließen, doch bei seiner Rückkehr hatte sich der König am 3. November, tief überzeugt von der Unüberwindlichkeit Napoleons, für das Bündnis mit Frankreich entschieden. Da auch der letzte Versuch, durch Scharnhorst an Österreich wenigstens eine Anlehnung zu finden, an Metternichs kaltsinniger Vorsicht scheiterte und gleichzeitig die militärischen Be-

wegungen der Franzosen die gefahrdrohendste Gestalt annahmen, so unterzeichnete der preußische Unterhändler Krusemark am 24. Februar 1812 den preußisch-französischen Bündnisvertrag auf die Bedingungen hin, die Napoleon stellte. 1812. In dem Augenblicke, wo sein Kurier in Berlin eintraf, am Nachmittage des 2. März, hatte man sich dort noch einmal aufs äußerste gefaßt gemacht, denn französische Kolonnen waren in Preußisch-Vorpommern eingerückt und von Magdeburg gegen Berlin in Bewegung. Es wäre ein aussichtsloser Verzweiflungskampf gewesen, denn am nächsten Tage kam aus Petersburg die Nachricht, daß 550,000 Mann gegen Preußen in Bereitschaft ständen. So war denn alles entschieden. Am 5. März genehmigte der König den Vertrag. Er verpflichtete sich darin, für alle festländischen Kriege (außer in Spanien, Italien und der Türkei) Frankreich zu unterstützen, ihm gegen Rußland 20,000 Mann zu stellen, die andere Hälfte seiner Truppen um Colberg, Graudenz, Potsdam und in Schlesien zu versammeln, sie aber nicht zu vermehren, alle Straßen den französischen Durchmärschen zu öffnen (nur ein Teil Schlesiens blieb neutral) und riesige Lieferungen an Wagen, Pferden, Munition, Schlachtvieh u. a., zunächst auf die noch rückständige Hälfte der Kriegskontribution, zu übernehmen. Willenlos war Preußen an Frankreich gekettet und alles, was es seit 1807 unter unsäglichen Opfern für den Befreiungskrieg gesammelt hatte, das gab es jetzt hin, um diese Ketten noch fester zu schmieden. Da faßte Zorn und Verzweiflung viele der besten Männer. Etwa 30 Offiziere nahmen den Abschied, um unter russischer Fahne gegen Napoleon zu fechten; andere, wie Scharnhorst, Blücher, Boyen nahmen Urlaub und gingen nach Breslau, Gneisenau wurde in geheimer Sendung nach Österreich, Rußland und England geschickt.

Der Aufmarsch der Großen Armee gegen Rußland. Auch Österreich schloß am 24. April sein Bündnis mit Frankreich, aber es handelte dabei doch insofern im eignen Interesse, als es einer russischen Eroberung der Donaufürstentümer durchaus entgegentreten mußte, und von den französischen Durchmärschen wurde es gar nicht berührt. Über Norddeutschland dagegen ergossen sich seit dem Frühjahr 1812 die endlosen Heersäulen der „Großen Armee". Die Streitkräfte ganz West-Europas, Franzosen, Italiener, Niederländer, Rheinbündner, Polen, ein Völkergewimmel wie einst Attilas Heer, folgten dem Gebote des Imperators. 482,000 Mann mit 84,000 Pferden hatte Preußen während dieser wenigen Monate zu verpflegen; für Transporte stellte es bis Ende September gegen 78,000 Pferde und über 13,000 Wagen, dazu machte es Lieferungen im Werte von fast 130 Millionen Francs. Napoleon selber verweilte im Mai mehrere Wochen in Dresden, während unabsehbare Kolonnen fortwährend über die Elbbrücke nach dem Osten zogen; hier sonnte er sich noch einmal im Glanze seiner Macht und weidete sich an der Versammlung der ihm verbündeten Fürsten; nur widerwillig war auch Friedrich Wilhelm III. erschienen. Halb bewundernd, halb zweifelnd sah das norddeutsche Volk Tag für Tag diese Völkerwanderung an sich vorüberziehen; trotz alles kriegerischen Schaugepränges glaubte es nicht, daß dies Riesenunternehmen zum Ziele führen könne. Denn zu sündhaft erschien der

1812. Übermut der Franzosen, die sich gar nicht genugthun konnten in wüster Schwelgerei, zu vermessen dies Vorwärtsstürmen des Gewaltherrschers ins Grenzenlose, und hatte nicht schon im Sommer 1811 der prachtvolle Komet, der mit seiner riesigen Flammenrute den halben Himmel überspannte, Ungeheures verkündigt?

Der Feldzug in Rußland. Und Ungeheures, Unerhörtes stand bevor. Die Hunderttausende von deutschen Kriegern, die der Korse zur Schlachtbank trieb, waren über den ganzen Kriegsschauplatz verteilt. Die Preußen unter Grawert bildeten mit Franzosen und Rheinbündnern den linken Flügel der Großen Armee, den Marschall Macdonald von Kurland aus gegen Riga und weiter gegen Petersburg führen sollte; doch konnte thatsächlich nicht einmal Riga auch nur ernstlich angegriffen werden, da es lange an Belagerungsgeschütz fehlte. Die Sachsen, 21,000 Mann unter Zeschwitz (7. Korps Reynier), gingen mit den 30,000 Österreichern des Fürsten Schwarzenberg, den Polen (5. Korps) und den Westfalen (8. Korps) von Polen aus gegen Süd-Rußland vor, verloren zwar das Gefecht bei Kobryn, wobei nach tapferster Gegenwehr die schwache Brigade Klengel in russische Gefangenschaft geriet (23. Juli), siegten aber am 11. August bei Podobna und wurden nur durch strömende Regengüsse von weiterem Vordringen abgehalten. Dem Zuge des Hauptheeres auf Moskau folgten die 30,000 Bayern (6. Korps St. Cyr), 16,000 Württemberger (3. Korps Ney), 3 sächsische und 4 preußische Reiterregimenter. Hier aber gewann der Krieg bald einen ungewöhnlichen Charakter. Da die Russen den Gegnern an Zahl weitaus nicht gewachsen waren, zumal Alexander I. zu spät, erst im Mai, mit den Türken Frieden schloß, so mußten sie widerwillig das ausführen, wozu die deutschen Offiziere von Anfang an geraten hatten, nämlich ins Innere zurückweichen. Die endlosen Märsche auf schlechten Straßen bei elenden Quartieren und mangelhafter Verpflegung, die Gluthitze des russischen Sommers und die Regengüsse nach anfänglicher Trockenheit nahmen nun Napoleons Truppen aufs furchtbarste mit, ohne daß sie den Russen einen entscheidenden Schlag hätten beibringen können, und zugleich erhob sich die ganze nationale und religiöse Leidenschaft des rechtgläubigen Russenvolkes gegen die Fremden und die Ketzer. Erst am 7. September erfocht Napoleon in der grauenvollen Schlacht von Borodino einen Sieg über das russische Hauptheer, den vornehmlich die glänzende Tapferkeit der schweren sächsischen Reiterbrigade durch die Erstürmung der Rajewskischanze entschied, und am 14. September zog er in dem menschenleeren Moskau ein. Doch mit dem schrecklichen Brande der alten Zarenstadt zerstörte ihm der russische Fanatismus die ersehnten Winterquartiere, und die ablehnende Haltung Alexanders, der sich an Steins entschlossener Thatkraft stählte, vernichtete auch seine Friedenshoffnungen. Am 18. und 19. Oktober begann er den Rückzug. Da kam mit dem russischen Winter das Verderben über seine zuchtlose Armee. Nur die Deutschen und Polen hielten besser zusammen, doch auch von ihnen überlebten nur jammervolle Reste den entsetzlichen Übergang über die Beresina (26. und 27. November). Von den drei sächsischen Reiterregimentern z. B., die beim Ausmarsche von Moskau zusammen noch 241 Berittene gezählt hatten, erreichten nur noch 53 die Heimat;

von den beiden sächsischen Infanterieregimentern, die erst an der Beresina zum 1812.
Hauptheere stießen und als die letzten die Brücke überschritten, gar nur 16 Mann. Das 7. Korps hatte sich seit dem September auf die Deckung des Herzogtums Warschau beschränken müssen und unter blutigen Gefechten bei grimmiger Kälte bis in den December hinein am Narew sich behauptet. Erst als die Kunde von der Vernichtung des Hauptheeres eintraf und die Österreicher nach Galizien zurückwichen, gingen die Sachsen, kaum noch 6000 Mann, am 25. December hinter den Bug zurück. Die Napoleonische Armee war bis auf kümmerliche Reste vernichtet, doch ob aus dieser fürchterlichen Katastrophe die Befreiung Deutschlands hervorgehen werde, das hing nicht von den Russen, sondern wesentlich von der Haltung Preußens ab.

Die Stimmung in Norddeutschland. In der tiefen Stille der gespanntesten Erwartung hatte man in Deutschland den Gang des russischen Feldzuges verfolgt. Die anfänglichen Siegesberichte Napoleons bestärkten viele in dem Glauben, daß auch dieser Krieg mit einem glänzenden Triumphe des Unüberwindlichen enden werde; um so tieferen Eindruck machte dann die Nachricht vom Brande Moskaus. Am 12. November meldeten die Berliner Zeitungen den Beginn des Rückzuges, am 5. December die Räumung von Smolensk; am 14. wußte man in Breslau, daß der Kaiser am 12. durch Glogau gekommen sei. Am 14. December früh 3 Uhr langte er in Dresden an; dort ruhte er wenige Stunden und jagte dann nach einer längeren Unterredung mit dem König weiter nach Paris. Von dem grauenvollen Schicksale seines Heeres ahnte man noch immer nichts. Erst das berüchtigte 29. Bulletin vom 3. December, das der Pariser „Moniteur" am 17. December veröffentlichte, zog endlich den Lügenschleier hinweg, indem es die Vernichtung der „Großen Armee" mit dürren Worten eingestand. Während nun tiefe Trauer auch in tausende von deutschen Häusern einzog, sah in Ostpreußen das Volk mit Entsetzen und Erbarmen zugleich die jammervollen Überbleibsel des stolzen Heeres, das wenige Monate zuvor prangend durchs Land gezogen war. Seit dem 10. December trafen sie in langen Zügen ein, ohne Waffen, ohne Ordnung, hohläugige, abgemagerte, ausgehungerte Flüchtlinge, die meisten mit erfrorenen Gliedern, in Lumpen gehüllt, durch die abenteuerlichsten Vermummungen gegen die grimmige Kälte notdürftig geschützt, den Keim des Nervenfiebers in sich, völlig gebrochen und abgestumpft durch übermenschliche Leiden. Hinter ihnen her trotteten die Kosaken über die Grenze, bald die Lieblinge der norddeutschen Kinderwelt, und schon am 21. December besetzte der Russe Tettenborn Tilsit. Das waren Gottes Gerichte, dies Gefühl zog durch aller Herzen, und auf unsichtbaren Flügeln flog die Losung durch das Land: jetzt oder nie!

Vorbereitungen Preußens zum Abfall. Doch die so ungeduldig die Erlösung ersehnten, ahnten wenig von der peinlichen Lage der preußischen Regierung. Noch unter dem Eindrucke des unaufhaltsamen Vordringens der Franzosen auf Moskau hatte Hardenberg zu Anfang September 1812 mit Metternich vertrauliche Verhandlungen über ein Bündnis oder mindestens über ein gemeinsames

1812. Verhalten beider Staaten gegenüber Frankreich begonnen. Doch Metternich, ganz und gar nicht gewillt, dem geschwächten preußischen Nebenbuhler wieder emporzuhelfen, und in viel gesicherterer Lage, wollte höchstens zu einer Friedensvermittelung sich verstehen, und auch zu dieser entschloß er sich erst, als an dem Rückzuge der Franzosen nicht mehr zu zweifeln war. Es war ihm durchaus ernst damit, denn diesem kühlen Diplomaten graute vor den unberechenbaren Leidenschaften eines Volkskrieges. Daher schreckte ihn auch die kühle Aufnahme, die sein Bevollmächtigter Graf Bubna am 31. December bei Napoleon fand, nicht ab. Ganz anders stand Preußen. Während noch Zehntausende Napoleonischer Truppen im Lande standen und die Trümmer der Großen Armee eben eintrafen, brachen von der anderen Seite die Russen in Ostpreußen ein, und schon wußte die Regierung, daß sie dem General York, der seit dem August an Graverts Stelle das preußische Hilfskorps in Kurland kommandierte, eine Konvention angeboten hätten. In diesem Gedränge war die äußerste Vorsicht geboten. Man entschloß sich daher, den Schein des französischen Bündnisses noch zu wahren, aber die Leistungen für dasselbe thatsächlich einzustellen, und zu rüsten. Der König ordnete demgemäß am 20. December zwar die Bildung von 52 Reservebataillonen an, ließ aber in Paris erklären, nur dann die Mittel für die geforderte Verstärkung seines Hilfskorps zur Verfügung zu haben, wenn Napoleon für die bereits weit über den Betrag der Kontribution hinaus gemachten Lieferungen eine ansehnliche Abzahlung leiste, und suchte auch Österreich zu einem entschiedeneren Vorgehen zu bewegen. Dem General York aber sandte er durch dessen Adjutanten Seydlitz die Ernennung zum Generalgouverneur der Provinz Preußen und die mündliche Weisung, „nach den Umständen zu handeln".

Die Konvention von Tauroggen. Da ging die Kunde von einer deutschen That „wie ein Erdbeben" durch Europa. Der General York war von den Franzosen abgefallen!*) Mit dem ganzen Stolze des Altpreußen und der kalten Höflichkeit des Weltmannes hatte er in Kurland jede außerdienstliche Annäherung an die Franzosen abgewehrt, zugleich aber die Tüchtigkeit des neugebildeten preußischen Heeres namentlich in dem blutigen Treffen bei Bauske (oberhalb von Mitau) am 29. September so glänzend gezeigt, daß Napoleon ihm sogar den Marschallsstab zudachte. Nun drängten sich schon seit Anfang November die Russen in Riga mit geheimen Aufforderungen, sich von den Franzosen

*) Hans David Ludwig von York, geboren 1759, war als junger Offizier i. J. 1780 wegen eines Vergehens gegen die Kriegszucht vom König Friedrich II. ungnädig aus dem preußischen Heere entlassen worden und hatte dann in holländischen Diensten am Kaplande und auf Ceylon sich ausgezeichnet, bis ihn Friedrich Wilhelm II. 1787 wieder aufnahm. Als Oberst eines Jägerregiments leistete er dann während langer Friedensjahre das Trefflichste in der Ausbildung dieser leichten Infanterie und rettete mit ihr i. J. 1806 die Ehre der preußischen Waffen (s. S. 1041). Bei der Neugestaltung des Heerwesens seit 1807 erhielt er das Kommando der westpreußischen Brigade in Marienwerder. Unliebenswürdig, schroff, im Dienste „scharf wie gehacktes Eisen", ein entschiedener Anhänger der alten Ordnungen Friedrichs des Großen und ein leidenschaftlicher Gegner der Neuerer sorgte er doch väterlich für seine Soldaten und genoß als sicherer Führer ihres unbedingten Vertrauens.

zu trennen, an ihn heran. Er wies sie pflichtmäßig ab und sandte am 5. December Seydlitz mit der Bitte um nähere Weisungen nach Berlin, beharrte auch in dieser Haltung, als wenige Tage nachher ihm der ganze Umfang der Katastrophe beim Hauptheere bekannt wurde. Aber eben sie machte die Aufstellung in Kurland unhaltbar. So begann am 18. December Macdonald den Rückzug in der Richtung nach Tilsit; York selbst folgte ihm mit der Hauptmasse des preußischen Korps, das im ganzen noch 13,000 streitfähige Leute zählte, erst am Abend des 20. December. Da die endlose Kolonne mit ihren Hunderten von Fuhrwerken bei dem tiefen Schnee und der eisigen Kälte (24 ° R.) nur sehr langsam vorwärts kam, so hörte bald jede Verbindung mit Macdonald auf und die Russen gewannen Zeit, sich dazwischen zu schieben. Am Abend des ersten Weihnachtsfeiertages stieß man auf ihre Vorhut unter Diebitsch. Beide Parteien kamen indes dahin überein, daß York seinen Marsch ohne Kampf auf einem Umwege fortsetzen solle. Aber am 29. December, als die Preußen bereits dicht an der Grenze bei Tauroggen standen, ließ der russische Oberbefehlshaber Fürst Wittgenstein dem General erklären, er könne eine so zweideutige Stellung Yorks nicht länger dulden, sondern müsse mindestens auf den Abschluß eines Neutralitätsvertrages bestehen. Und doch brachte Seydlitz, der an demselben Tage von Berlin eintraf, nur jene unbestimmte Weisung. York mußte selbständig, auf eigne Verantwortung den entscheidenden Entschluß fassen. Er übersah die Lage mit völliger Klarheit. Wenn er seine nächste Pflicht that und sich durchschlug, was er sehr wohl konnte, wenn er also sein Korps den Franzosen nach wie vor zur Verfügung hielt, so gab er ihnen Zeit, die schwachen Russen zurückzuwerfen und neue Streitkräfte zu sammeln; dann war der unwiederbringliche Augenblick der Befreiung verloren. Wenn er sich dagegen von den Franzosen trennte, dann wagte er seine Ehre, vielleicht sein Leben, aber er öffnete den Russen die preußische Grenze und gab seinem Staate die Möglichkeit zur Erhebung. Für einen Soldaten von dem eisernen Pflichtgefühl Yorks eine furchtbare Wahl! Doch er entschloß sich, nahm auf sein graues Haupt alle Folgen und unterzeichnete am Morgen des 30. December 1812 in der Poscherunschen Mühle die Konvention von Tauroggen. Das preußische Korps erklärte sich für zwei Monate als neutral und bezog Quartiere zwischen der Grenze und dem Njemen, alles vorbehältlich der Genehmigung des Königs. Am 31. December erreichten die Preußen die Grenze, mit donnernden Hurrahs begrüßten sie den preußischen Adler, denn ein Hochgefühl erfüllte aller Herzen: das verhaßte Joch war abgeworfen und mit dem Neujahrsmorgen 1813 war das große Befreiungsjahr angebrochen. 1812.

Friedrich Wilhelms III. Entschluß. Als am 4. Januar 1813 die ersten Nachrichten von der Konvention in Berlin eintrafen, erregten sie zunächst am Hofe lebhafte Bestürzung. Denn so sehr man ihr innerlich zustimmte, eine Bestätigung der Abkunft von seiten des Königs hätte den Bruch mit Frankreich entschieden und dieser wäre in diesem Augenblicke das Verderben Preußens gewesen. Denn Napoleon standen längs der Weichsel immer noch über 50,000 Mann zu Gebote, in den preußischen Festungen u. a. m. 70,000 Mann, in Berlin und 1813.

1813. Spandau allein 12,000, und von Magdeburg her waren 24,000 Mann im Anmarsch. Dem gegenüber verfügte der König über kaum 1700 Mann in Potsdam und Charlottenburg, und noch standen die Russen weit entfernt im Osten der Weichsel. Daher entschloß sich Friedrich Wilhelm, die Konvention zwar thatsächlich anzunehmen, aber sie vor den Franzosen zu verleugnen. Er erklärte also, daß er York seines Kommandos entsetze und das Korps den Franzosen zu Diensten stehe, gab aber seinem Adjutanten G. von Natzmer, der mit diesen Befehlen nach Ostpreußen abging, die mündliche Weisung, sich gradwegs ins Hauptquartier Kaiser Alexanders zu begeben und ihm zu versichern, Preußen sei zum Anschluß an Rußland bereit, sobald die Russen die Weichsel überschritten. Nach Paris aber sandte Hardenberg den Fürsten Hatzfeld, einen erklärten Franzosenfreund, um Napoleon vor die Wahl zu stellen, entweder seine Schuld an Preußen (94 Millionen Francs) abzutragen oder auf weitere Bundeshilfe des erschöpften Staates zu verzichten. In aufreibender Spannung vergingen dem König die nächsten Wochen. Fürchtete man doch, und nicht ohne Grund, sogar einen Handstreich der Franzosen gegen seine Person! Da traf endlich am 20. Januar früh Natzmer mit der mündlichen Zusage des Zaren in Potsdam ein, die Russen würden die Weichsel überschreiten. Nun entschloß sich der König nach Breslau abzureisen, um jeder Gefährdung sich zu entziehen und der russischen Grenze näher zu sein. Eine Regierungskommission unter dem Grafen von der Goltz sollte in Berlin zurückbleiben. Im Augenblicke dieser Entscheidung ließ er den Kronprinzen am 21. Januar konfirmieren und alle Zeugen waren aufs tiefste ergriffen, als der junge Fürst in seinem Glaubensbekenntnis die Worte sprach: „Ich glaube an den, der zum Übermute spricht: hier sollen sich legen deine stolzen Wellen.“ Am 22. Januar trat der König die Reise an, am 25. Januar zog er im jubelnden Breslau ein. Sein treues Volk atmete auf, der König war frei geworden!

Die Erhebung Ostpreußens. In diesem Augenblicke war Ostpreußen schon in voller Bewegung. Unsägliches hatte dies Land seit 1807 gelitten. Die Kontinentalsperre hatte den blühenden Getreidehandel zerstört, eine völlige Mißernte 1811 die bitterste Not gebracht, die Einlagerung der Franzosen im nächsten Jahre den Viehstand beinahe vernichtet und fast die letzten Reste des alten Wohlstandes aufgezehrt. Da erwachte in dem langsam erwarmenden Volke ein grimmiger Franzosenhaß. Als nun die „Große Armee“ zurückkehrte, wollte niemand mehr Fuhren und Lieferungen übernehmen; ja am Neujahrstage 1813 wurde in Königsberg ein französischer Gensdarm, der einen preußischen Rekruten brutal mißhandelte, von den wütenden Kameraden desselben auf der Stelle erschlagen, im Schloßhofe, vor den Augen König Murats, angesichts der französischen Wache! Am nächsten Tage räumten die Franzosen die Stadt, denn sie fühlten, daß der Boden unter ihren Füßen dröhne, immerhin aber erreichte Macdonald noch mit 6000 Mann ungefährdet Danzig, da die Russen nicht energisch genug verfolgten. Erst am 5. Januar ritten die Kosaken in Königsberg ein, am 6. Wittgenstein. Zwei Tage später erschien auch York. Denn nach schwerem inneren Kampfe hatte er sich entschlossen, seine Neutralität als unhaltbar aufzugeben und ohne

Rücksicht auf die ihm amtlich überhaupt nicht zugefertigten Befehle des Königs 1813.
sein Korps gegen die Weichsel in Marsch zu setzen. Aber welch eine Lage war das doch: der König immer noch im Bunde mit Frankreich und sein General thatsächlich schon im Kriege gegen Frankreich! Dabei wuchs die Aufregung in der Provinz tagtäglich und drohte in offenen Kampf auszubrechen ohne die Regierung, ja überhaupt ohne wirkliche Leitung, denn Yorks Aufgabe als Generalgouverneur war eine eng begrenzte.

Da faßte eine feste Hand die Zügel. Am 22. Januar traf Stein mit E. M. Arndt in Königsberg ein, um im Auftrage des Zaren die Kräfte der Provinz aufzubieten. Schon am nächsten Tage ergingen die Wahlausschreiben zum Provinziallandtage. Doch der streng monarchische Sinn der preußischen Beamten sträubte sich gegen den Gedanken, irgend etwas auf das Geheiß eines fremden Herrschers zu thun, und so eröffnete auch nicht Stein den Landtag, sondern York übernahm als königlicher Generalgouverneur am 5. Februar die Leitung, mit jubelndem Zuruf empfangen. Und nun genehmigte diese Versammlung hochkonservativer Gutsbesitzer, Bürger und Bauern ohne irgendwelchen Redeprunk die größten Opfer, die jemals ein deutsches Land gebracht hat. Zu den 30,000 Reservisten stellte die Provinz, ein verarmtes Gebiet von kaum 1 Million Einwohner, auf ihre eignen Kosten noch 10,000 Mann Reserven, 20,000 Mann Landwehr und ein freiwilliges Nationalkavallerieregiment. Eine ergreifende Ansprache Alexander Dohnas schloß am 9. Februar die Verhandlungen, und die Abgeordneten eilten in ihre Kreise, um die Rüstungen zu leiten; für die Landwehr hatte ein Schüler von Scharnhorst, der geniale Karl von Clausewitz, seit 1812 in russischen Diensten, den Entwurf aufgestellt. Graf Ludwig Dohna aber eilte nach Breslau, um dem König diese Beschlüsse zur Genehmigung vorzulegen.

Allgemeine Erhebung des preußischen Volkes. Ostpreußen starrte in Waffen, und wohin Dohna kam, fand er das Land in ein einziges großes Heerlager verwandelt. Endlich schossen Scharnhorsts Saaten in die Halme. Schon am 24. Januar hatte der König eine Rüstungskommission eingesetzt, die der General leitete; nach Scharnhorsts Vorschlägen unterzeichnete er am 3. Februar den Erlaß über die Bildung freiwilliger Jägerdetachements, um auch junge gebildete Männer (vom 17. bis zum 24. Jahre), die sich selbst ausrüsten und verpflegen könnten, unter gewissen Erleichterungen zum Heere heranzuziehen und aus ihnen einen Stamm von Offizieren zu bilden. Diesem Erlaß, den die „Schlesische Zeitung" am 8. Februar veröffentlichte, folgte am 9. Februar ein zweiter, ergänzender über die Aufhebung aller Befreiungen vom Kriegsdienst ebenfalls vom 17. bis zum 24. Lebensjahre; endlich erhielt am 18. Februar der Major v. Lützow die Erlaubnis zur Bildung eines Freikorps aus außerpreußischen Deutschen. Alle diese Verfügungen galten zunächst nur für die Dauer des gegenwärtigen Krieges, aber sie proklamierten die allgemeine Wehrpflicht und gaben das Zeichen zur einmütigen, begeisterten Erhebung des gesamten preußischen Volkes. Jeder ahnte, daß diese ungewöhnlichen Maßnahmen nur *einem* Ziele gelten konnten. Die

1813. Freiwilligen meldeten sich zu tausenden, in Berlin binnen drei Tagen ihrer 9000; die Hörsäle der Universitäten, die oberen Klassen der Gymnasien, die Schreibstuben der Kaufleute und Behörden leerten sich; selbst aus dem Königreich Westfalen, aus Halle und Göttingen strömten in Scharen die Studenten herbei. Fassungslos stand der Regierungskommissar von der Goltz diesem Sturme der Begeisterung gegenüber; aber auf seine ängstlichen Berichte erhielt er von Breslau die Weisung, „dem Enthusiasmus der jungen Leute kein Hindernis in den Weg zu legen". Mit demselben Eifer eilten überall die Reservisten und Beurlaubten zu den Fahnen. Wer nicht selbst eintreten konnte, spendete Geld, Waffen, Ausrüstungsgegenstände, Beamte verzichteten auf einen Teil ihres Gehaltes, und zahllose Familien brachten das mühsam noch bewahrte letzte Silbergerät, selbst die goldenen Trauringe dem Vaterlande willig zum Opfer dar. Auch die berechnenden Staatsmänner in Breslau, sogar die fremden Gesandten, die dem König dorthin gefolgt waren, wurden von diesem einzigen Schauspiel hingerissen. In der That, was damals in Preußen geschah, das hat in der Geschichte kein Beispiel gehabt. Nicht eine einzelne Gemeinde, nicht ein kleiner Stamm erhob sich hier in wildem Zorne gegen den Unterdrücker, sondern ein ganzes Volk von 5 Millionen stellte die letzten, armen Trümmer seiner Habe, seine gesamten geistigen und physischen Kräfte freiwillig in den Dienst einer großen Idee, und dabei vollzog sich alles so ruhig, als verstünde sich das Größte ganz von selbst, so still und so feierlich wie in religiöser Andacht; nicht eine Roheit, nicht eine Blutthat an dem verhaßten Feinde hat diese reinste Erhebung aller Zeiten geschändet. Und diese Preußen fühlten sich dabei durchaus zugleich als Deutsche. Sie fochten für deutsche Sitte und Art schlechtweg, sie erkannten, daß sie nur ein Bruchteil der Nation seien. „Es war der weltgeschichtliche Augenblick, da preußisches Staats- und deutsches Nationalgefühl ineinander flossen."

Der König hatte lange nicht an den Ernst der Erhebung glauben wollen. Aber als er inmitten der hohen Giebelhäuser des großen Ringes von Breslau die endlosen Wagenzüge sah, welche die Berliner Freiwilligen brachten, als der brausende Hochruf ihn grüßte und Scharnhorst ihn fragte, ob er nun an sein Volk glaube, da rollten dem Monarchen die Thränen aus den Augen; der Schwergeprüfte hatte endlich das Vertrauen in seine Preußen gefunden.

Der Vertrag von Kalisch. Die politische Lage war freilich in diesen Tagen noch keineswegs klar und die militärische nicht sehr hoffnungsvoll. Von Österreich stand seit Ende Januar nur fest, daß es zunächst neutral bleiben werde; mit Rußland begannen eben erst in Kalisch die Verhandlungen. Die Russen aber waren noch viel zu schwach, um rasch vorgehen zu können. Erst zu Anfang Februar hatten die Sachsen Warschau übergeben, um sich nach der schlesischen Grenze zurückzuziehen. Danzig, Thorn, Modlin, Zamosc, sowie die preußischen Oderfestungen waren immer noch in französischen Händen und mußten belagert werden. Doch die wogende Erregung des Volkes trieb die preußische Regierung unwiderstehlich vorwärts. Am 13. Februar wurde Hatzfeldt in Paris angewiesen, die Vermittelung Preußens für einen Waffenstillstand anzubieten, aber zugleich

die früheren Forderungen aufs nachdrücklichste zu erneuern. Als der französische Gesandte St. Marsan den Staatskanzler warnte, den Zorn Napoleons zu reizen, fand Hardenberg den Mut zu der Erklärung, wenn der Kaiser Preußen vernichten wolle, so werde er hier ein zweites Spanien finden. Als nun am 21. Februar Graf Dohna mit den Beschlüssen des Königsberger Landtags in Breslau eintraf, faßte der König endlich am 23. Februar nach hartem Kampfe den Entschluß mit Frankreich zu brechen. Es war die höchste Zeit, denn schon hatte sich York als Oberbefehlshaber der in Preußen und Pommern stehenden Truppen mit deren Generälen über den Vormarsch nach der Oder verständigt, und was sollte werden, wenn so die Leitung seines Heeres dem König mehr und mehr aus den Händen glitt? Derweilen haderte Knesebeck in Kalisch noch immer mit den Russen, weil er den Narew und Bug als die natürliche Grenze Preußens im Osten betrachtete, während der Zar am liebsten ganz Polen für sich erwerben wollte. Erst als Alexander direkt mit dem König anknüpfte, kam man zum Abschluß. Am 27. und 28. Februar wurde das Schutz- und Trutzbündnis zwischen Preußen und Rußland in Breslau und Kalisch unterzeichnet. Rußland verpflichtete sich, Preußen in dem Umfange von 1806 wieder herstellen zu helfen und dazu alle norddeutschen Gebiete zu verwenden, die beide Mächte im Laufe des Krieges erobern würden, mit Ausnahme Hannovers; dagegen verzichtete Preußen auf seinen polnischen Besitz bis auf einen Landstrich, der die Verbindung zwischen Schlesien und Preußen sicherte. Zur Erreichung dieser Zwecke sollte Preußen 80,000 Mann, Rußland 150,000 Mann ins Feld stellen. 1813

Die Kriegserklärung. Damit war die Entscheidung gefallen, die Ereignisse begannen rascher vorwärts zu gehen. Schon am 20. Februar waren die ersten Kosaken in den Berliner Vorstädten erschienen, am 2. März überschritten die Russen die Oder, am 4. räumten die Franzosen die preußische Hauptstadt, am 11. März zog Wittgenstein dort ein, am 17. März, von lautem Jubel empfangen, York mit seinem glorreichen Armeekorps. In denselben Tagen geschahen die letzten politischen Schritte. Am 15. März erschien Alexander in Breslau, am 16. überreichte Hardenberg dem französischen Gesandten die Kriegserklärung. Drei Tage später brachte die „Schlesische Zeitung" mit der Nachricht vom Bündnis mit Rußland drei hochwichtige königliche Erlasse, die jedem Schwanken ein Ende machten: die Urkunde über die Stiftung des Ordens vom Eisernen Kreuze vom 10. März, dem Geburtstag der Königin Luise, den Aufruf „an Mein Volk" und den Erlaß „an Mein Kriegesheer", beide vom 17. März. Dieser kündigte der Armee den „großen Kampf für des Vaterlandes Unabhängigkeit" an, jener, nach Gneisenaus Entwurf vom Staatsrat Hippel verfaßt, rief „Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Litauer" zum Kampfe auf „...... für die heiligen Güter, für die wir streiten und siegen müssen, wollen wir nicht aufhören, Preußen und Deutsche zu sein". Noch niemals hatte ein König von Preußen so zu seinem Volke geredet.

Preußische Rüstungen. Und diesen hohen Worten entsprachen die Thaten. Bereits am 4. März hatte Preußen gegen 120,000 Mann aufgeboten, davon

1813. waren über 61,000 Mann unter Waffen, 28,000 in der Bildung begriffen, gegen 30,000 Mann Garnisontruppen. Dazu gesellte sich nach dem königlichen Erlasse vom 17. März die Landwehr, ganz und gar die Schöpfung Scharnhorsts. Sie umfaßte alle nicht zum Heere gehörigen dienstfähigen Männer vom 17. bis zum 40. Jahre; die Bewaffnung lieferte der Staat, die übrige Ausrüstung die Kreise, die auch bei der Ernennung der Offiziere mitwirkten. Ergänzend endlich verfügte der König am 21. April die Errichtung des Landsturms. Zu diesem waren alle irgendwie Dienstfähigen pflichtig, er hatte, sobald der Feind ins Land brach, seine Verbindungen zu unterbrechen, nicht verteidigungsfähige Dörfer zu verwüsten, auch offne Städte bis zum äußersten zu halten. In seiner ganzen furchtbaren Strenge ist dies Gesetz niemals durchgeführt worden, aber es erfüllte die ganze Bevölkerung mit dem Bewußtsein, daß jetzt das Vaterland jeden einzelnen für sich fordere, und gestattete die Verwendung fast der gesamten Linie und Landwehr im Felde.

Wohl hemmte nun noch lange die Rüstungen der Mangel an Geld und Waffen, dem erst seit dem Mai englische Sendungen allmählich abhalfen, die Landwehr namentlich ist vor dem Waffenstillstande nicht ins Feld gerückt; aber mit beispiellosem Eifer arbeitete alles. Von einer Bevölkerung von kaum 5 Millionen stellte Preußen bis zum 16. Mai 271,000 Mann ins Feld, d. i. zwischen 5 und 6 Prozent. Niemals vorher und niemals nachher hat Deutschland und Europa eine so ungeheure kriegerische Kraftentfaltung erlebt, noch niemals auch hatte so die Blüte der Nation irgendwo unter Waffen gestanden wie hier, und noch niemals war ein großes Heer in seinem Kerne so ganz erfüllt gewesen von sittlich-religiösem Geiste, von jenem Geiste, den Napoleon niemals verstand.

Die Dichtung. Daher hat auch die edelste patriotische Dichtung aller Zeiten und Völker die Erhebung von 1813 verklärt.

„Die Feuer sind entglommen Auf Bergen nah und fern;
Willkommen, Sturm, willkommen, Willkommen, Sturm des Herrn!"

so begrüßte M. von Schenkendorf den Anbruch des Befreiungskrieges, und wie Fanfaren klangen E. M. Arndts Verse:

„Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!"

Doch keiner hat den ganzen Reichtum an Empfindungen und Gedanken dieser Erhebung so in klangvollen Liedern zusammengefaßt, wie der warmherzige Sachse Theodor Körner (geb. 1791). Als Knabe schon hatte er sich für Schiller begeistert, mit dem sein Vater innig befreundet war; jetzt trat er an die Stelle, die jener leergelassen, und was er 1812 in seinem „Zriny" den Wienern vorgeführt hatte, das sah er jetzt in Wirklichkeit vor sich, da er im März als Lützows Adjutant in die Reihen der Streiter trat. Und wunderbar traf er den Sinn des großen Kampfes, dem er selber Leyer und Schwert vorantrug, wenn er sang:

„Es ist kein Krieg, um den die Kronen wissen,
Es ist ein Kreuzzug, ist ein heil'ger Krieg!"

Der Aufmarsch der Preußen und Russen. Doch wie sah es in dem rheinbündischen Deutschland aus, für dessen Befreiung die Preußen doch auch die

Waffen erhoben? In dem Aufruf vom 25. März forderten Preußen und Rußland die Rheinbundsfürsten zum Anschluß auf und sicherten denen, die dem nachkommen würden, den Besitz ihrer Länder zu; die zu besetzenden Gebiete sollten (mit Ausnahme von Hannover) unter eine Centralverwaltung gestellt werden, deren Leitung Stein übernahm. Bezüglich Süddeutschlands ließ Rußland in einem geheimen Abkommen der österreichischen Regierung völlig freie Hand. Zunächst bestand nun die Hoffnung, es werde gelingen, die Franzosen rasch bis hinter die Elbe oder wohl gar bis an den Rhein zurückzuwerfen und so die Rheinbundstaaten zum Anschluß zu bringen. Dafür wurden, abgesehen von der sogenannten „großen Armee“ unter Kutusow, die vorläufig teils bei Kalisch stand, teils Glogau belagerte, nach Scharnhorsts Vorschlag zunächst zwei Heere gebildet, das eine unter dem Russen Wittgenstein mit den ostpreußischen und pommerschen Truppen unter York, Bülow und Borstell, das andere überwiegend schlesische und märkische Regimenter neben Winzingerodes Russen, unter Blücher. Es war die glücklichste Wahl, die der König treffen konnte. Denn dieser mecklenburgische Edelmann (geb. 1742 in Rostock), den ein glückliches Ungefähr i. J. 1760 aus dem schwedischen Dienst in preußische Gefangenschaft geführt und dadurch für Preußen gewonnen hatte, war seit den Revolutionskriegen und seit 1806 der populärste aller preußischen Feldherren und daher der geborene Führer in diesem deutschen Kriege. Trotz seiner 70 Jahre von jugendlicher Frische und noch ein verwegner Reiter, ein Mann von unerschrockenem Freimut und doch von liebenswürdiger Bescheidenheit, ein geborner Redner, ein schneidiger Führer, dabei ein gründlicher Kenner des deutschen Nordens und durch und durch ein deutscher Edelmann, so war „Vater Blücher“ seiner Regimenter in allen Lagen sicher. Eine glänzende Schar von Helden umgab ihn: der geniale Gneisenau, sein Generalstabschef, Scharnhorst, sein Generalquartiermeister, dazu Grolmann, Oppen, Clausewitz, die beiden Röder u. a. m. In diesem Hauptquartier waltete der ganze feurige, fromme, freudige Geist dieses Krieges wie in keinem anderen, von ihm sind daher die entscheidenden Entschlüsse fast immer ausgegangen. 1813.

Freilich, die kühnen Hoffnungen, mit denen man den Feldzug begann, erfüllten sich nicht. Zwar schlossen sich die Herzöge von Mecklenburg sofort an, die Franzosen wurden hinter die Elbe zurückgedrängt, am 17. März Hamburg befreit, am 2. April sogar eine feindliche Abteilung bei Lüneburg geschlagen. Aber der Rheinbundstaat, auf den es jetzt am meisten ankam, Sachsen, verharrte in unsicherem Schwanken, bis es zu spät war. Auch hier seufzte wohl das Volk nach Erlösung von der Fremdherrschaft, der es allein i. J. 1812 über 20,000 Landeskinder hatte opfern müssen, und selbst die jungen Prinzen des Königshauses teilten diese Stimmung. Doch der König, alt geworden in der Anhänglichkeit an die Formen des zertrümmerten Reiches, sah seit 1806 sein Heil im engsten Anschluß an Napoleon, seinen „Großen Alliierten“, und seine Minister ließen sich vor allem von dem Mißtrauen und der Abneigung gegen Preußen beherrschen, dessen Sieg sie weder erwarteten noch wünschten. Daher reiste der Hof schon am 25. Februar nach Plauen ab, um sich allem Drängen zu entziehen. Nun sah man in den

1813. ersten Märzwochen die schwachen Streitkräfte des Vizekönigs Eugen von Italien von der Oder langsam durch Sachsen zurückweichen, und am 19. März ließ Marschall Davoust einen Pfeiler der Dresdner Elbbrücke sprengen, um die Verfolgung zu erschweren. Am 22. erschienen die Russen in der Neustadt, so daß zwei Tage nachher die Franzosen auch die Altstadt Dresdens räumten. Jene Sprengung aber erweckte nicht nur in der Bevölkerung große Erbitterung, sondern auch beim Hofe. Der König wies deshalb seine Truppen an, sich von den Franzosen zu trennen und begab sich am 30. März nach Regensburg, um mit Bayern und Österreich sich über eine bewaffnete Vermittelung zu verständigen. Inzwischen ergossen sich die Heersäulen der Verbündeten seit dem 27. März über Dresden und Meißen nach Westen. Am 5. April besetzten sie Leipzig, am 24. zogen beide Monarchen in Dresden ein, von der Bevölkerung mit unverhohlener Freude empfangen. Die Stimmung war in weiten Kreisen durchaus für den Anschluß, selbst bei den Truppen, die General Thielemann in dem neubefestigten Torgau sammelte, und hätte er damals gehandelt wie York, so hätte er den Übertritt Sachsens zu den Verbündeten entschieden. Doch er selber sagte drängenden Aufforderungen gegenüber, er sei kein York, und der König trat jetzt am 17. April zwar zu Österreich über, um eine bewaffnete Vermittelung zu versuchen, reiste auch deshalb nach Prag ab und wies Thielemann an, Torgau für beide Parteien zu sperren, trennte sich also von Frankreich, schloß sich aber den Verbündeten nicht an.

Groß-Görschen und Bautzen. Und doch war für Sachsen, das damals nur über etwa 10,000 Rekruten verfügte und fast ganz von den Verbündeten besetzt war, der Augenblick zu einer Vermittelung sehr übel gewählt. Denn mit dem Aufgebot aller Kräfte des erschöpften und murrenden Frankreich hatte Napoleon inzwischen ein neues Heer geschaffen, das an innerer Tüchtigkeit dem alten freilich weit nachstand und mit Artillerie und Reiterei schwach genug versehen war, aber doch unter seiner Führung bald mit der früheren Zuversicht in den Kampf ging. Von Mainz heraneilend vereinigte er sich am 29. April bei Naumburg mit dem Vizekönig Eugen und drang dann geradewegs auf Leipzig vor, um die Verbündeten, die zwischen Borna und Altenburg standen, zu überflügeln. Diese jedoch wollten sich auf seine langgestreckten Marschkolonnen werfen und nötigten dadurch den Kaiser, zur Sicherung derselben die Dörfer Groß- und Klein-Görschen, Rahna und Kaja zu besetzen. Obwohl nun hier den 102,000 Mann Franzosen in ihrer starken Stellung nur etwa 70,000 Mann Preußen und Russen gegenüberstanden und das durchschnittene Gelände die Verwendung ihrer starken Reiterei von 20,000 Pferden fast ganz ausschloß, so gingen doch am 2. Mai die Preußen mit einem stürmischen Heldenmute in den ungleichen Kampf, der Napoleon aufs höchste überraschte. In dem blutig hin- und herwogenden Gefechte nahmen und verloren sie mehrmals die Dörfer, doch am Abend mußte man die Schlacht abbrechen und, so wenig sich das Heer eigentlich geschlagen fühlte, den Rückzug nach der Elbe antreten. Die Preußen gingen über Borna, Colditz und Meißen nach Kamenz zurück, die Russen über Dresden. Napoleon folgte ihnen rasch, schon am 8. Mai war er in Dresden. Damit war auch das Schicksal Sachsens

entschieden. Noch ehe den König in Prag die drohende Aufforderung Napoleons 1813.
erreichte, faßte er den verhängnisvollen Entschluß zur Rückkehr, um sein Land vor der Rache des Siegers zu retten, da Österreich in der entscheidenden Stunde ihn einfach fallen ließ, und als „Retter Sachsens" begrüßte ihn Napoleon am 22. Mai bei seinem Einzuge in Dresden. Torgau und die sächsischen Truppen wurden den Franzosen übergeben, Thielemann ritt zu den Verbündeten hinüber.

Doch geschlagen gaben diese sich keineswegs. An jedem Abschnitt setzten sie sich zur Wehr, so am 12. Mai die Russen in dem blutigen Gefechte von Bischofswerda, und endlich entschlossen sich die Führer, eine zweite Schlacht anzunehmen. Hinter dem tiefeingerissenen Felsthale der Spree nördlich und südlich von Bautzen nahmen etwa 80,000 Mann Aufstellung, rechts und links die Russen, in der Mitte auf den Kreckwitzer Höhen Blücher, York und Kleist. Doch Napoleon, der 170,000 Mann vereinigt hielt, erzwang am 20. Mai den Übergang über die Spree und den Einzug in Bautzen; am nächsten Tage wurde zwar sein rechter Flügel völlig geschlagen, aber das preußische Centrum sah sich von drei Seiten umklammert und nach zähester Gegenwehr zum Abzuge genötigt. Doch Napoleon hatte den Besitz des schrecklichen Schlachtfeldes mit einem Verlust von 25,000 Mann weit teurer bezahlt, als die Verbündeten ihre Niederlage, obwohl sie ihnen auch 15,000 Mann kostete, und nicht eine einzige Trophäe war in seinen Händen geblieben. Auch auf dem weiteren Rückzug nach Schlesien hinein bezeugte sich der ungebeugte Heldenmut der Verbündeten in mehreren hartnäckigen Gefechten. Die Richtung desselben bestimmte vor allem das Streben des preußischen Hauptquartiers, unter allen Umständen der geheimen Thätigkeit der russischen Friedenspartei in der Umgebung des Zaren entgegenzutreten und den Bundesgenossen festzuhalten; lieber gab man zeitweilig selbst Berlin der Gefahr eines französischen Angriffes preis, den Napoleon in der That schon vor der Schlacht bei Bautzen geplant hatte und jetzt wieder plante.

Waffenstillstand und Verhandlungen. Vorläufig kam indes der Kampf zum Stehen. Eben die Hoffnung, Rußland von Preußen trennen zu können, bestimmte Napoleon, am 4. Juni 1813 in den Waffenstillstand von Poischwitz (bei Schweidnitz) zu willigen. Freilich dem Lützowschen Freikorps gegenüber, das in kecken Streifzügen bis Plauen vorgedrungen war, hielt sich der Kaiser an dies Abkommen nicht gebunden, denn er haßte ingrimmig diese „Räuber" und ließ die Lützower, als sie auf dem Rückmarsche beinahe Leipzig erreicht hatten, am 17. Juni bei Kitzen verräterisch von französischer und würtembergischer Reiterei unter General Normann zersprengen, wobei Th. Körner schwer verwundet wurde. Indes der Waffenstillstand war für die Verbündeten viel vorteilhafter, als für Napoleon, denn so laut auch die Patrioten in Blüchers Hauptquartier darüber zürnten, er gewährte doch die notwendige Frist, um die Rüstungen insbesondere in Preußen zu vollenden und Österreich zu sich herüberzuziehen.

Um diesen Entschluß dort zu beschleunigen, war Scharnhorst, seiner Verwundung bei Groß-Görschen nicht achtend, am 8. Mai von Dresden über Zittau nach Prag und Wien aufgebrochen. Aber sein an sich nicht gefährlicher Zustand

1813. verschlimmerte sich auf der angestrengten Reise und am Morgen des 28. Juni verschied er in Prag. Den Sieg, den keiner so vorbereitet hat, wie er, durfte er nicht schauen, nur die Hoffnung auf ihn tröstete ihn in seinen letzten Stunden.

Am Tage vor seinem Tode, am 27. Juni, hatten die Verbündeten im Vertrage von Reichenbach die wahrhaft kümmerlichen Friedensvorschläge Metternichs angenommen (Teilung des Großherzogtums Warschau zwischen Preußen, Österreich und Rußland, Abtretung Danzigs, der Nordseeküste und der illyrischen Provinzen von seiten Frankreichs), denn an diese Annahme knüpfte Österreich das Versprechen, auf ihre Seite zu treten, falls Napoleon die Vorschläge verwerfe. Nur die feste Zuversicht, der Stolz des Kaisers werde jetzt, nach zwei Siegen, selbst so geringfügige Zugeständnisse verweigern, konnte die preußischen Staatsmänner zu diesem Abkommen bestimmen. Und sie hatten ihren Mann richtig beurteilt. Denn in einer überaus erregten Unterredung am 28. Juni vermochte Metternich dem erzürnten Imperator nur eben die Einwilligung zu einem Friedenskongreß in Prag zu entwinden, um dessenwillen auch der Waffenstillstand bis zum 10. August verlängert wurde.

Napoleons Aufstellung. Währenddem legten sich die schwersten Lasten auf das unglückliche Sachsen. Es hatte nicht nur seine eigne Armee fast ganz neu zu bilden, sondern auch beinahe das gesamte französische Heer zu ernähren. Zehntausende von Verwundeten lagen in Leipzig und Dresden, die Anforderungen der eignen Regierung und die Zuchtlosigkeit der „Bundesgenossen" trieben das Landvolk beinahe zur Verzweiflung, und der Staatskredit war so völlig erschöpft, daß keine Anleihe gelingen wollte. Inmitten all dieses Jammers hielt Napoleon seinen Hof zu Dresden im Marcolinischen Palais in der Friedrichstadt, von der blühenden Sommerpracht seiner Gärten umgeben, aber mit nichts anderem als mit seinen Rüstungen beschäftigt. Etwa 450,000 Mann stellte er allmählich auf, das letzte Heer freilich, das Frankreich besaß. Den Mittelpunkt seiner Stellung bildete das stark verschanzte Dresden, die Außenwerke waren im Osten Stolpen, im Süden Pirna und Königstein, alle durch Straßen und Brücken miteinander verbunden. Dort stand St. Cyr, im Osten bis nach Zittau hin Vandamme und Poniatowski (mit den Polen), in Nieder-Schlesien Macdonald, auf eine starke Reserve in der Ober-Lausitz gestützt, gegen Berlin gewendet Oudinot. Dazu beherrschte Napoleon die ganze Elblinie bis an die Nordsee, denn schon am 30. Mai hatte Davoust Hamburg wieder besetzt und die rebellische Stadt mit Standgerichten und Brandschatzungen barbarisch gezüchtigt. Mit starken Festungswerken umgeben und durch erbarmungslose Ausweisung von 25,000 armen Leuten von lästigen Elementen befreit, bildete sie jetzt einen der stärksten Stützpunkte für Napoleons Stellung.

So glaubte er eines guten Ausganges sicher zu sein und hielt die Bevollmächtigten der Verbündeten in Prag von Tag zu Tag so lange hin, bis mit der Mitternachtsstunde des 10. August die Waffenruhe ablief. Und nun trugen vom Hradschin aus Feuerzeichen diese Kunde zum Riesengebirge und von da zu dem aufjubelnden Heere nach Schlesien. Napoleon aber feierte an demselben Tage in

Dresden seinen Namenstag mit glänzender Parade, Tedeum, Gelagen und Feuerwerk voraus. Er ahnte immer noch nicht, daß mit der letzten Rakete dieses funkelnden Geprassels sein „Stern" für immer in Nacht versank. 1813.

Der Kriegsbund gegen Napoleon. Der große Kriegsbund gegen ihn stand endlich fertig. Schon am 14. Juni hatte England nach langem Feilschen einen Vertrag über die Zahlung von 666,000 Pfund Sterling abgeschlossen, wogegen Preußen eine ansehnliche Vergrößerung Hannovers in Aussicht stellte. Am nächsten Tage kam der englisch-russische Vertrag zustande; am 22. Juli versprach Preußen Schweden in der Erwerbung des dänischen Norwegen zu unterstützen, falls dies seinerseits Hilfe leiste. Diese Vereinbarungen trieben auch Österreich trotz seiner Furcht vor den polnischen Plänen Alexanders I. und vor der preußischen Volkserhebung unwiderstehlich auf die Seite der Verbündeten hinüber, denn seine Neutralität hätte ihm in jedem Falle die Aussicht auf irgendwelche Vergrößerung genommen. So schloß es am 27. Juli mit England einen geheimen Vertrag über Italien, am 12. August erklärte es an Frankreich den Krieg.

Doch so günstig war Österreichs Lage mit seinem wohlgeschonten Heere, daß es die Führung des Koalitionskrieges wesentlich nach seinen Interessen bestimmte. Daher wurde nach dem Kriegsplane von Trachenberg (12. Juli) die Hauptarmee, 235,000 Mann aus den Truppen der drei großen Mächte gemischt, in Böhmen aufgestellt und der Oberbefehl dem Fürsten Schwarzenberg gegeben, in dessen Hauptquartier auch die drei Monarchen sich aufhielten, so daß fortwährend politische Erwägungen und persönliche Einflüsse eingriffen. Das nächst stärkste Heer, die Nordarmee, 150,000 Mann Preußen, Russen und Schweden, stand unter dem Kronprinzen Karl Johann von Schweden, dem früheren Marschall Bernadotte, der von den schlechtausgerüsteten preußischen Truppen wenig hielt, seine Schweden sorglich schonte und es mit seinen früheren Landsleuten, den Franzosen, nicht ganz verderben wollte. So lebte der kräftigste Geist in der kleinsten, der schlesischen Armee Blüchers, die nur 95,000 Mann, zur guten Hälfte Russen, zählte. Keines der drei Heere sollte sich allein mit Napoleons Hauptmacht in eine Entscheidungsschlacht einlassen; alle zusammen vielmehr ihn allmählich nach der Ebene von Leipzig drängen.

Die Siege in Brandenburg und Schlesien. Und nun folgte jene gewaltige Augustwoche, die in acht Tagen vier große Schlachten, darunter drei Siege für die Verbündeten, brachte. Als Hauptziel hielt Napoleon unentwegt die Eroberung Berlins und die Niederwerfung der verhaßten norddeutschen Erhebung im Auge. Dorthin sollte von Wittenberg her Oudinot mit einem buntgemischten Heere von etwa 70,000 Mann, dessen Kern deutsche Rheinbündner, namentlich Sachsen, bildeten, vorrücken, zu seiner Unterstützung Girard von Magdeburg, Davoust von Hamburg aus. Der Kronprinz von Schweden hätte Berlin gleichmütig preisgegeben; doch seine preußischen Korpsführer Bülow und Borstell waren fest entschlossen, auch auf eigne Hand die Hauptstadt zu schützen. Als nun der Feind durch das schwer übersichtliche Waldland im Süden derselben bis auf wenige Stunden an sie herangekommen war, da griffen die Preußen am 23. August

1813. unter strömendem Regen bei Großbeeren an, und in einem wütenden Ringen mit Bajonett und Kolben erhielt hier die märkische Landwehr ihre Bluttaufe. Mit einem Verluste von 3—4000 Mann, von dem über 2000 allein auf die unglücklichen Sachsen kamen, wich Oudinot völlig geschlagen auf Wittenberg zurück. Wenige Tage später, am 27. August, ereilte die Landwehr bei Hagelberg die Division Girard. Und nun brach sie los, gräßlich und unmenschlich, die nordische Kampfeswut, der furor teutonicus: in grauenvollem Gemetzel schlugen diese Bauern mit dem Kolben fast die ganze Division zu einem ungeheuren Leichenhaufen zusammen Auch Davoust kehrte auf die Nachricht von Großbeeren um. In einem kleinen Gefechte unweit Gadebusch am 26. August besiegelte hier Th. Körner mit einem tapferen Reitertode, was er in seinen Liedern gesungen.

Napoleon selber war zunächst nach Osten gegangen und hatte am 19. August von Zittau aus einen kurzen Vorstoß nach Böhmen machen lassen, um einem etwaigen Vormarsch der Verbündeten von dorther entgegenzutreten; dann eilte er nach Schlesien, denn hier war Blücher seit dem 15. August in Vormarsch gegen den Bober, wich aber der Verabredung gemäß langsam zurück, als er erfuhr, daß er Napoleon mit der Hauptmacht sich gegenüber habe. Doch diesen rief die Kunde vom Anmarsche der böhmischen Armee auf Dresden dorthin ab, er wies Macdonald jetzt an, den Feind bis hinter die Katzbach und die wütende Neiße zurückzuwerfen, dann aber sich auf die Verteidigung zu beschränken. Auf der Stelle kehrte Blücher um und ging trotz strömenden Regens und grundloser Wege mit seinen hart mitgenommenen Truppen den Franzosen entgegen, die eben im Begriffe waren, jene hochangeschwollenen Gebirgsflüsse zu überschreiten und die steilen Hohlwege hinauf nach dem Plateau von Liegnitz vorzudringen, der alten Wahlstatt der Mongolenschlacht v. J. 1241. Um den Mittag des 26. August griff zuerst York sie hier an. Wieder thaten vor allem Bajonett und Kolben, Säbel und Lanze die blutige Arbeit, da die Gewehre versagten; gegen Abend endlich setzte sich Blücher selber an die Spitze seiner Reiterei und drängte in einem schrecklichen Getümmel die Franzosen nach den Flüssen hinunter, in deren hochgehenden, reißenden Fluten noch Tausende ihren Untergang fanden. Eine Verfolgung war bei der allgemeinen Erschöpfung unmöglich; durchnäßt, hungernd und frierend lagerten die Sieger auf dem Schlachtfelde, Hunderte erlagen den Anstrengungen. Aber 103 Geschütze, zahllose Wagen, zwei Adler und 18,000 Gefangene waren die Beute des Tages und Schlesien war vom Feinde befreit.

Dresden, Kulm und Dennewitz. Vor dem Ruhmesglanze dieser Siegesschlachten in Schlesien und Brandenburg verblaßten die Thaten der böhmischen Hauptarmee. Am 22. August war sie aufgebrochen, um in drei Kolonnen auf Leipzig zu marschieren, wo man Napoleons Hauptmacht vermutete; nur eine Seitenkolonne wandte sich über Freiberg gegen Dresden. Auf die Nachricht indes, der Kaiser sei in Schlesien, erhielten auch jene Heersäulen den Befehl nach Dresden abzuschwenken. Obwohl sie nun mühsam durch die tiefen Flußthäler des Erzgebirges, die sie jetzt schneiden mußten, bergab und bergauf sich zu winden hatten, erschienen doch schon am Nachmittage des 25. August 60,000 Mann

Verbündete auf den Höhen, welche die Altstadt Dresden von Briesnitz bis 1813.
Blasewitz im weiten Halbkreise umgeben. Ein rascher Stoß hätte die nur schwach besetzte Stadt, Napoleons Hauptstellung, sicher in ihre Hände gebracht; statt dessen verschoben sie den Angriff auf den Nachmittag des 26. August und ließen so Napoleon Zeit, in rastlosen Eilmärschen seine Massen heranzubringen, während er zugleich Vandamme den Befehl gab, über Stolpen gegen Königstein und Pirna vorzudringen und so den Rückzug der Verbündeten durch das Erzgebirge zu bedrohen. Als der Kaiser am Morgen des 26. August die hochliegende Straße von Stolpen hereinkam, sah er durch den Regenschleier, wie drüben auf dem anderen Ufer die dunklen Massen der Verbündeten von den Höhen herab in den Elbthalkessel sich herniedersenkten, doch waren ihre Angriffe zunächst wenig nachdrücklich. Erst um 4 Uhr begann der Angriff mit größerer Kraft. Kleists Preußen nahmen den Großen Garten und drängten ungestüm gegen die Pirnaische Vorstadt heran, im Centrum bemächtigten sich die Österreicher einiger Schanzen. Doch schon mischten sich in das laute Krachen der Geschütze und das Sausen der Kugeln, die immer dichter in die Stadt fielen, der dröhnende Gleichtritt, der Trommelwirbel und der Hochruf der ausbrechenden französischen Kolonnen. Am Abend waren die Verbündeten überall geworfen und nach den Höhen zurückgedrängt. Am besten hätten sie nun wohl sofort den Abzug angetreten, allein sie verharrten in einer etwas zurückgezogenen Stellung und verwandelten erst dadurch die bis dahin nicht gewonnene Schlacht in eine völlige Niederlage. Denn am 27. August umspannte Napoleon ihren rechten und linken Flügel mit einer gewaltigen Umgehung, entriß dort den Preußen und Russen in blutigem Ringen um Gruna, Seidnitz, Reik und Leubnitz die Straße nach Pirna, hier den Österreichern die Straße nach Freiberg; deren linker Flügel, welcher von der Hauptmasse durch den tiefen Felsenriß des Plauenschen Grundes ganz getrennt war, wurde dort auf der Hochebene von den französischen Reitermassen umgangen, zersprengt, gefangen oder in den Grund gedrängt. Als Sieger ritt Napoleon nach der Stadt zurück; 15,000 Mann hatten die Verbündeten allein an Toten und Verwundeten verloren, 20,000 Gefangene erfüllten den Zwinger und die Kirchen der Stadt, 30 eroberte Geschütze standen im Schloßhofe zur Schau.

Die geschlagene und erschöpfte Heeresmacht der Verbündeten hatte nur noch zwei Hauptstraßen nach Teplitz zur Verfügung, die eine im engen Felsenthale der Müglitz, die andere über Dippoldiswalde und Altenberg, außerdem eine Nebenstraße über Marienberg und Sayda nach Komotau. Aber indem sie nun diese Wege im strömenden Regen einschlugen und bald der endlose Troß dort sich verstopfte, verloren die einzelnen Kolonnen alle Verbindung mit einander, der Heeresleitung entglitten die Zügel. Es war ihr Glück, daß Napoleon, der am 28. August schon Pirna erreicht hatte, hier mitten in seiner Siegesfreude die Nachricht von der Katzbach empfing und sich dadurch bestimmen ließ, die beiden Armeekorps zurückzuhalten, die er Vandamme nachzusenden versprochen hatte. Auch dieser selbst war nicht so rasch, wie erwartet, vorwärts gekommen. Denn Prinz Eugen von Würtemberg, mit scharfem Blick die schreckliche Lage des Hauptheeres erkennend,

1813. hatte sich mit seinen 14,000 Russen auf die Straße Pirna-Berggießhübel geworfen, am 26. August die Elbübergänge bei Pirna und Königstein zäh gegen Vandamme verteidigt, und stieg jetzt, von der Hauptarmee her durch eine russische Gardedivision unter Ostermann verstärkt, langsam jene Straße nach Peterswalde hinauf. Hier wurde er in der Morgenfrühe des 29. August, eines Sonntags, von den nachdrängenden Franzosen überrascht, zog sich aber über Nollendorf ins Teplitzer Thal hinunter und nahm hier auf Befehl des Königs von Preußen, der schon Teplitz erreicht hatte, die langgestreckte Steilwand des Erzgebirges zur Linken, die Kegel des Mittelgebirges zur Rechten, bei Kulm und Arbesau Stellung, um den Franzosen den Zugang zu den weiter westlich liegenden Ausgängen der Pässe zu wehren. Während nun hier die russischen Garden im heißesten Kampfe standen, sandte Kaiser Alexander, der auf seinem Ritte von Altenberg nach Teplitz den Kanonendonner vernahm, ebensowie König Friedrich Wilhelm, nach allen Richtungen Boten aus, um auf das Schlachtfeld zu führen, was von den Truppen sich aus den verrammelten Pässen irgend loswinden konnte. Zugleich faßte Kleist, der noch hoch oben im Gebirge bei Fürstenwalde stand und auf den verfahrenen Wegen nicht vorwärts konnte, den verwegenen Entschluß, sein Korps über Nollendorf den Franzosen in den Rücken zu führen. Als nun Vandamme am 30. August seinen Angriff erneuerte, stiegen hinter ihm statt der erwarteten Hilfstruppen die Preußen aus dem Gebirge herab. Von beiden Seiten gefaßt, wurde jetzt sein Armeekorps zersprengt oder gefangen, er selber mit ihm. Die Niederlage von Dresden war ausgeglichen. Binnen acht Tagen hatte Napoleon über 80,000 Mann verloren, die er nicht mehr zu ersetzen vermochte. Ingrimmig befahl er dem Marschall Ney einen neuen Angriff auf Berlin. Doch schon wenige Meilen östlich von Wittenberg bei Dennewitz unweit Jüterbog begegnete dieser am 6. September dem gleichfalls vorgehenden Bülow und erlitt eine furchtbare Niederlage, die das Eintreffen des Kronprinzen von Schweden in einen verworrenen Rückzug verwandelte.

Die Vorentscheidung der deutschen Verfassungsfrage. Immer enger zog sich so der Kreis der Verbündeten um Napoleons Stellung zusammen, und auch ihr Kriegsbund schloß sich nach solchen Erfolgen fester, obwohl der innere Gegensatz zwischen Preußen und Rußland auf der einen, Österreich und England auf der anderen Seite sich keineswegs ausglich. Am 9. September verpflichteten sich die drei Ostmächte zu Teplitz, den Krieg bis zur Eroberung des rechtsrheinischen Deutschland und bis zur Wiederherstellung Preußens und Österreichs in dem Umfange von 1805 fortzusetzen. Den deutschen Staaten sicherten sie dabei „die volle und unbedingte Unabhängigkeit“ zu. Doch während Hardenberg arglos damit eine straffere Bundesverfassung zu verbinden dachte, und Stein einen Entwurf zu einer solchen auf Grund des preußisch-österreichischen Dualismus einreichte, arbeitete Metternich in aller Stille darauf hin, eine solche unmöglich zu machen und die bisherigen Rheinbundstaaten möglichst unter österreichische Leitung zu nehmen, um dann Preußen die beanspruchte Gleichberechtigung mit Österreich verweigern zu können. Er gewährte deshalb auch am 8. Oktober im Vertrage

von Ried dem Kernstaate des Rheinbundes, Bayern, die „volle Souveränität" und 1813.
erhielt dafür gegen die Abtretung Würzburgs und die Zusage noch anderweitiger Gebiete Salzburg und Tirol zurück, zum Kummer des Kronprinzen Ludwig von Bayern. Damit hatte Montgelas in kühler Berechnung im richtigen Augenblicke das Wesentliche für seinen Staat gerettet und ließ nun die bayerischen Truppen unter Wrede zu den Österreichern stoßen. Aber auch die deutsche Verfassungsfrage war damit grundsätzlich entschieden, denn mit der vollen Souveränität der Einzelstaaten vertrug sich eine straffere Bundesverfassung nicht. Alle künftigen Siege der Verbündeten haben daran nichts mehr geändert.

Der Vormarsch der Verbündeten gegen Leipzig. Wochenlang war nun recht wenig geschehen, um die großen Erfolge des August auszubeuten. Die böhmische Armee und die Nordarmee blieben fast unbeweglich, die schlesische besetzte unter kleinen Gefechten die Ober-Lausitz, wich aber einem großen Schlage aus. Endlich entschloß sich Blücher selbständig zum Vormarsch. Am 26. September brach er aus der Lausitz auf, am 3. Oktober erzwang York im blutigsten Kampfe bei Wartenburg den Übergang über die Elbe. Schon am 8. standen die Schlesier bei Düben an der Mulde und traten mit der Nordarmee in Verbindung, zugleich setzte sich die böhmische Armee zum zweitenmale über das Erzgebirge in Marsch. Diese Bewegungen rissen Napoleon unwiderstehlich von Dresden los. Er eilte nach der Mulde, um sich zwischen die feindlichen Heere zu schieben, und wirklich wich Bernadotte zurück, Blücher dagegen überschritt auch die Saale, besetzte das jubelnde Halle und bedrohte damit schon Napoleons Rückzugslinie durch Thüringen. Da ging dieser am 14. Oktober nach Leipzig, wo wenige Stunden später auch der König von Sachsen eintraf, und entschloß sich hier, die Entscheidungsschlacht anzunehmen.

Die Völkerschlacht bei Leipzig. Schon bewiesen ihm die dumpfen Kanonenschläge im Süden, daß die böhmische Armee heran sei; in einem heftigen Erkundungsgefecht maß sich soeben ihre Reiterei mit Murats Regimentern bei Liebertwolkwitz. Er hoffte nun die feindliche Hauptarmee vereinzelt zu schlagen; gegen Blücher mochte Marmont genügen, der mit 20,000 Mann bei Möckern an der Straße nach Halle Aufstellung nahm, die Rückzugslinie deckte Bertrand bei Lindenau. Auf das Eintreffen Bernadottes schien er vorläufig nicht zu rechnen. Benutzten die Verbündeten diesen Irrtum des Gegners und die Gunst des Geländes mit voller Energie, so mußte diese Schlacht mit der Waffenstreckung des gesamten französischen Heeres enden, denn über das sumpfige Wald- und Wiesenland, welches in meilenweiter Ausdehnung zwischen den vielgewundenen Armen der Pleiße und Elster an der Westseite der flachen Leipziger Mulde sich hinzieht, führte nur die eine Straße über Lindenau nach dem Westen. Doch das große Hauptquartier entschloß sich, nach dem Plane des Sachsen Langenau, statt nach Gneisenaus Rat die ganze Kraft auf den rechten Flügel zu werfen, um dort die Vereinigung mit der heranziehenden Nordarmee zu suchen und so Napoleon nach Leipzig zu werfen, den Hauptstoß von Süden her zu führen und den Kern der Österreicher, 35,000 Mann, zwischen Elster und Pleiße vorgehen zu lassen, um die Franzosen

1813. von demselben gefährlichen Gelände abzudrängen, in das sie hineingedrängt werden mußten.

Am Morgen des 16. Oktober bei stürmischem und regnerischem Wetter eröffnete im Süden eine furchtbare Kanonade die Schlacht. Während im meilenweiten Umkreise die Erde dröhnte und die Fenster klirrten, gingen die Verbündeten gegen die französische Stellung vor, die Preußen gegen Markkleeberg, die Russen gegen Wachau, die Österreicher gegen Liebertwolkwitz. Doch trotz furchtbarer Anstrengungen vermochte nur Kleist sich in den Besitz des angegriffenen Dorfes zu setzen und sich dort zu halten. Napoleon glaubte gesiegt zu haben, befahl um 2 Uhr in Leipzig die Glocken zu läuten und ein Tedeum anzustimmen, und unternahm gegen 3 Uhr einen letzten großen Stoß. Dreihundert Geschütze spieen Verderben, dann führte Murat 9000 Reiter auf Gülden-Gossa vor. Doch auf Prinz Eugens Weisung blieben die Bataillone der Verbündeten wie angewurzelt stehen und ließen die wilde Reiterflut an sich vorüberschießen; als dann Mann und Roß in rasendem Ansturm auf ansteigendem Gelände ihre beste Kraft vergeudet hatten, da warf Schwarzenberg angesichts der Monarchen russische und preußische Schwadronen, unterstützt von 80 Geschützen, ihnen entgegen und drängte die Erschöpften zurück. Vergeblich mühten sich inzwischen jene Österreicher zwischen den Flüssen, über die Pleiße zu kommen und Connewitz zu nehmen, General Merveldt wurde dabei sogar gefangen, und Giulays Angriffe auf Lindenau waren nicht kraftvoll genug. Am Abend behaupteten die Verbündeten nur Markkleeberg, aber geschlagen waren sie nicht, und im Norden hatten sie glänzend gesiegt.

Wieder wurde dem Armeekorps Yorks die Ehre des Vorkampfes zu teil. Am Morgen des 16. Oktober in Schkeuditz trank der General seinen treuen Offizieren zu auf den guten Spruch P. Gerhardts:

„Den Anfang, Mitt' und Ende, Herr Gott, zum Besten wende",

dann ließ er Fanfare blasen zum Aufbruch. Über die offne Ebene drangen um die Mittagszeit die Preußen gegen Möckern und Wahren und eine Batterie von 80 Geschützen todesmutig vor, doch die Bataillone schmolzen zusammen und die Franzosen brachen zum Gegenstoße heraus; das Schicksal des Tages hing an einem seidenen Faden. Da wirft sich Major von Sohr mit den brandenburgischen Husaren auf den Feind, alles sammelt sich zu neuem Angriff, in grimmigem Häuserkampfe wird Möckern erstürmt und Marmont nach Leipzig zurückgeworfen. Freilich von den 21,000 Preußen deckten mehr als 8000 das Schlachtfeld, darunter fast sämtliche höhere Offiziere.

Die Nacht brach herein, die Kräfte der Kämpfer waren beiderseits erschöpft. Wenn Napoleon jetzt abzog, rettete er noch den Kern seines Heeres, hatte er doch auch auf Verstärkungen nicht mehr zu rechnen, außer den Sachsen, die grollend und widerwillig soeben von Torgau heranzogen; zu den Verbündeten dagegen stieß am Vormittage des 17. bei Breitenfeld die Nordarmee, sie konnten also am nächsten Tage mit erdrückender Übermacht angreifen, 255,000 gegen 160,000 Mann. Doch Napoleons Stolz vermochte noch immer nicht das Unabwendbare sich einzugestehen. Er versuchte sogar durch den gefangenen General Merveldt Unter-

handlungen anzuknüpfen, doch gaben ihm die verbündeten Monarchen nicht ein- 1813.
mal Antwort. So verging der 17. Oktober, ein Sonntag, im ganzen ruhig; nur im Norden nahm der unermüdliche Blücher Gohlis und Eutritzsch und trieb die französische Reiterei in verworrener Flucht bis an die Thore Leipzigs, um der Nordarmee den Übergang über die Parthe zu erleichtern. Denn für den 18. Oktober sollte diese im Osten in die Linie einrücken. Hochherzig stellte Blücher auf Bernadottes Forderung 30,000 Mann der schlesischen Armee unter dessen Befehl, verzichtete also persönlich auf jede selbständige Rolle am Entscheidungstage. Napoleon hatte diesmal seine Truppen etwas enger um Leipzig zusammengezogen. Ihre Stellung bildete jetzt etwa einen rechten Winkel, der mit dem einen Schenkel von Connewitz und Dölitz an der Pleiße über Probstheida und Stötteritz bis Zweinaundorf reichte, mit dem anderen von dort über Paunsdorf und das Vorwerk zum Heitern Blick bis nach Abtnaundorf und Schönfeld an der Parthe sich zog. Der Kaiser selbst nahm seine Stellung hinter Probstheida bei einer zerschossenen Windmühle, auf der Höhe, die jetzt den Napoleonstein trägt. Über das leichenbedeckte Schlachtfeld des Sonnabends ging die böhmische Armee in drei Heersäulen vor. Die Österreicher nahmen und behaupteten Dölitz, die östlichste Kolonne Holzhausen und Zweinaundorf; aber den Schlüssel der Stellung, Probstheida und Stötteritz, hielten die Franzosen in mörderischem Ringen um die Höfe und Lehmmauern bis zum Abend. Auch Giulay griff Lindenau abermals vergeblich an. Erfolgreicher fochten im ganzen die Nordarmee und die Schlesier, die bei Mockau und Taucha die Parthe überschritten hatten; York mit seinem Korps hielt nördlich des Flusses bei Gohlis in Reserve. Von dort übersah er an dem hellen Herbsttage das ungeheure Schlachtfeld; „Kanonenfeuer rings am Horizont, brennende Dörfer, auffliegende Pulverwagen, andauerndes Dröhnen der Erde, Zittern der Luft" verrieten, daß eine „Weltschlacht" geliefert werde. Unter den Klängen des „Heil Dir im Siegerkranz" erstürmten die Preußen Paunsdorf, die Russen griffen Schönfeld an. Bei Paunsdorf stand die Hauptmasse der Sachsen im Gefecht, ausdauernd und kaltblütig. Allein der Groll über die französische Dienstbarkeit und die Sorge um das Schicksal des Landes brachten endlich selbst den Fahneneid der tapferen Truppe ins Schwanken. Schon am Vormittage gingen zwei Reiterregimenter und ein Infanteriebataillon über, am Nachmittage folgte der größte Teil des Fußvolkes und die Artillerie (nicht mehr als etwa 3000 Mann) mit einer würtembergischen Reiterbrigade unter General Normann. Sie kamen zu spät, um das Schicksal Sachsens zu wenden oder noch etwas zur Entscheidung in dieser Riesenschlacht beizutragen, doch ihr Abfall erschütterte allerdings die Franzosen. Gegen Abend erstürmten die Russen im grimmigen Handgemenge das brennende Schönfeld. Damit war der linke Flügel der Franzosen eingedrückt und aus dem rechten Winkel ein spitzer geworden; die Schlacht war gewonnen! Als der Abend sank, leuchteten im meilenweiten Kreise um Leipzig Tausende von Wachtfeuern auf, dazwischen loderten die Flammen von zwölf brennenden Dörfern hoch empor in die stille Luft und mit dem Stöhnen der Verwundeten mischten sich die feierlichen Klänge von Dankgesängen.

1813. Durch die engen Thore und Gassen Leipzigs aber ergossen sich die verworrenen Massen des geschlagenen französischen Heeres, um schließlich auf der einen Straße sich zusammenzudrängen, die durch das enge Ranstädter Thor führte und bis Lindenau fünf schmale Brücken zu überschreiten hatte. Während der Nacht traf Napoleon alle Anstalten, um die Stadt durch Rheinbündner, Polen und Italiener noch so lange halten zu lassen, bis der Rückzug gesichert war. Am Morgen des 19. Oktober griffen die Verbündeten die Stadt von drei Seiten an, Bülow das Grimmaische Thor, die Russen das Petersthor, Blücher das Hallesche und das Gerberthor; hier haben ihn seine Russen zuerst als „Marschall Vorwärts" begrüßt. Während schon überall der Kampf um die Vorstadtgärten und die Promenaden tobte, verabschiedete sich gegen 10 Uhr Napoleon vom König Friedrich August und bahnte sich dann mit äußerster Mühe durch die ordnungslos flutenden Massen seines geschlagenen Heeres den Weg nach dem Ranstädter Thore, durch das ihn endlich nach langem Harren eine Menschenwoge mit fortriß. Da dröhnte gegen Mittag ein dumpfer Schlag; emporfliegende Trümmer und eine ungeheure Rauchwolke verrieten, daß die Elsterbrücke gesprengt worden sei, um den Andrang der Verfolger zu hemmen. Was noch auf dem rechten Ufer sich befand, das ertrank entweder bei dem Versuche den Fluß zu durchschwimmen, wie Fürst Poniatowski, der Liebling der Polen, oder streckte hoffnungslos die Waffen. Fast gleichzeitig drangen von allen Seiten unter dem Schmettern der Trompeten die Sieger bis auf den Markt vor, wo noch sächsische und badische Truppen standen, die sich sofort ihnen anschlossen. Gegen 1 Uhr zogen Friedrich Wilhelm und Kaiser Alexander die Grimmaische Straße herauf in die befreite Stadt, unter rauschender Musik und tausendstimmigem Jubel der Einwohner; dort auf dem Markte trafen sie mit Blücher zusammen. Den König von Sachsen aber, der in ängstlicher Spannung sie an der Thür seines Hauses erwartete, behandelten sie als ihren Gefangenen und sandten ihn am 24. Oktober nach Berlin. Am selben Tage kehrte Friedrich Wilhelm zu kurzem Besuche nach seiner Hauptstadt zurück und legte einen Lorbeerkranz auf dem Sarge der Königin Luise nieder.

Teuren Preis hatten die Verbündeten für ihren Sieg bezahlt. 16,000 Preußen, 14,000 Österreicher, 21,000 Russen lagen auf der Wahlstatt. Noch stärker waren die Verluste der Franzosen: 30,000 Tote und Verwundete, 15,000 Gefangene, 23,000 Kranke. Leipzig und die geplünderten, zerstörten Dörfer ringsum waren in ein ungeheures Leichenfeld und ein riesiges Lazarett verwandelt und der Aufregung der Schlachttage folgten Wochen grauenvollen Elends. Denn es war ganz unmöglich, diese Massen von Verwundeten auch nur halbwegs genügend zu verpflegen, und überall, in den Spitälern wie in den Bürgerhäusern, wütete der Typhus. Mancher, der diese Wochen erlebt, hat damals gemeint, für immer gegen alle menschlichen Gefühle abgestumpft zu sein. Aber Deutschland war frei bis zum Rheine, und auf dem Leipziger Markte gaben sich Gneisenau und Stein die Hand darauf, daß sie alles dran setzen würden, um auch das linke Rheinufer von Frankreich loszureißen. Auf Steins Geheiß schrieb damals E. M. Arndt seine packende Flugschrift: „Der Rhein, Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze."

Napoleons Rückzug. Da die Verbündeten trotz Blüchers Drängen den 1813.
Feind nur schwach verfolgten, so gelang es Napoleon, noch etwa 90,000 Mann nach Erfurt zu bringen und hier aus diesen losen und entmutigten Massen ein streitfähiges Heer zu bilden; Tausende seiner Leute freilich erlagen auf dem Wege durch Thüringen den Strapazen und Krankheiten oder wurden von den ergrimmten Bauern erschlagen. Wohl suchten nun die Bayern und Österreicher unter Wrede bei Hanau am Ausgange der Kinzigpässe den Franzosen den Weg nach dem Rheine zu versperren; doch Napoleon schlug sich am 30./31. Oktober durch und überschritt am 1. November bei Mainz den Strom, den er niemals wiedersehen sollte.

Der Zusammenbruch des Rheinbundes. Mit seinem Abzuge waren alle französischen Besatzungen in den norddeutschen Festungen, im ganzen noch gegen 190,000 Mann, rettungslos verloren. Trotzdem wehrten sie sich noch lange. Dresden kapitulierte am 17. November, völlig ausgehungert, Torgau fiel im December, Wittenberg erstürmte Tauenzien erst im Januar 1814; in denselben Monaten fielen noch Küstrin, Stettin und Danzig. Dagegen hielten sich Glogau, Erfurt, Magdeburg und Hamburg bis zum Friedensschlusse. Namentlich in der alten Hansestadt griff der hartherzige Davoust zu den grausamsten Mitteln, um die Verteidigung zu verlängern; er ließ die Vorstädte und Vororte niederbrennen, trieb allmählich 20,000 Menschen in die Winterkälte hinaus und plünderte die Bank. Zu diesen Belagerungskämpfen wurde der eine Teil der nun aufgelösten Nordarmee verwendet. Mit einem anderen zwang der Kronprinz von Schweden Dänemark im Frieden von Kiel am 14. Januar 1814 1814.
zur Abtretung Helgolands an England, von Norwegen an Schweden, wofür dies das schwedische Vorpommern abtreten sollte. Bülow drang in Holland ein und gelangte in glänzendem Siegeszuge bis Antwerpen. Damit brach nun auch der Rheinbund zusammen. Die Fürsten traten auf die Teplitzer Bedingungen hin und gegen Zusicherung ihres Besitzstandes dem Kriegsbunde gegen Frankreich bei, manche nur dem Zwange der Umstände gehorchend und ohne daß sich hier im Volke eine kräftige deutsche Gesinnung geregt hätte; die Lieder Uhlands und Rückerts blieben vereinzelte Stimmen. Die entthronten Fürsten von Braunschweig, Hannover und Kurhessen kehrten zurück. Mit stürmischem Jubel empfingen die altpreußischen Provinzen des Westens, Ostfriesland, die Grafschaft Mark und das Clevische Land, die Befreier und stellten ihre wehrfähige Mannschaft so willig unter die alten Fahnen, daß es einer förmlichen Aushebung hier kaum bedurfte. Auch das altwittelsbachische Berg schloß sich freudig an. So blieben für die „Centralverwaltung“ zum Kummer Steins nur wenige Gebiete übrig, nämlich Sachsen, wo ein Generalgouvernement unter Fürst Repnin die Verwaltung führte, das Großherzogtum Frankfurt, wo Dalberg schon verzichtet hatte, und einige kleinere. Auch sie hatten sofort ihre militärischen Kräfte gegen Frankreich zu rüsten. Sachsen z. B. stellte trotz äußerster Erschöpfung neben einem Heere von 28,000 Mann noch 20,000 Mann Landwehr und ein freiwilliges „Banner“ nach dem Vorbilde Lützows ins Feld.

1814. Die Heerfahrt nach Paris. Doch noch war es keineswegs sicher, daß die Verbündeten ihre glänzenden Erfolge zur Eroberung des linken Rheinufers und zur völligen Niederwerfung Frankreichs benützen würden. Metternich namentlich war ganz bereit, den Franzosen ihre sogenannten „natürlichen Grenzen“, die Pyrenäen, die Alpen und den Rhein, zu lassen, selbst ihren „legitimen“ Einfluß auf die Kleinstaaten Deutschlands und Italiens wollte er anerkennen; denn an die Wiederherstellung der geistlichen Kurfürsten, der alten bewährten Stützen Habsburgs, dachte auch er nicht und ihm graute vor dem Ungestüm der preußischen „Jakobiner“. Erst Stein setzte im Hauptquartier zu Frankfurt a. M. den Beschluß durch, den Rhein zu überschreiten. Aber das Kriegsmanifest von 1. December, das den Franzosen diesen Beschluß ankündigte, behandelte diese Nation, die zwanzig Jahre lang Europa mit Füßen getreten hatte, mit unverdienter Schonung und verhieß ihr sogar ein größeres Gebiet, als sie jemals unter ihren alten Königen besessen hätte. Die Strategen des großen Hauptquartiers aber fielen wieder in die Künsteleien der Revolutionskriege zurück (s. S. 990). Nicht etwa die Hauptstadt des Feindes war ihr Ziel, sondern die Hochebene von Langres, die Wasserscheide zwischen Seine, Rhein und Rhone. Dorthin setzte sich langsam die Hauptarmee in Bewegung, indem sie am 1. Januar 1814 den Oberrhein bei Basel und Mannheim überschritt. Am selben Neujahrsmorgen gingen Blüchers Schlesier und Märker bei der alten Pfalz von Caub jubelnd über den Strom; in Nancy feierte der alte Held am 18. Januar das preußische Krönungsfest, dann bog er südwestwärts nach der Aube hinab, um sich Schwarzenberg zu nähern. Nur mit schwachen Kräften vermochte Napoleon diesem Vordringen entgegenzutreten. Bei Brienne a. Aube wich indes Blücher am 29. Januar zunächst vor ihm zurück auf die Hauptarmee, erfocht aber dann am 1. Februar bei La Rothière, von den Würtembergern unterstützt, in dichtem Schneegestöber den ersten entscheidenden Sieg auf französischem Boden. Trotz dieses Erfolges und trotz ihrer Übermacht begannen die Verbündeten jetzt doch Friedensverhandlungen in Chatillon; nur Blücher drang, sich von der großen Armee wieder trennend, trotz grundloser Wege durch den Kreideschlamm der Champagne gegen Paris vor. Da faßte Napoleon diesen seinen gefährlichsten Gegner überraschend in der linken Flanke und drängte ihn trotz seiner Überlegenheit in zahlreichen, einzelnen Gefechten bei Champaubert, Montmirail, Chateau-Thierry, Etoges und Vauxchamps (10.—14. Februar) nordostwärts bis Chalons a. Marne zurück; dann eilte er wieder nach der Seine und schlug die inzwischen weit vorgedrungenen Würtemberger empfindlich bei Montereau (18. Februar). Diese Schlappen gaben in Chatillon der Friedenspartei das Übergewicht: die Verbündeten boten in einem Ultimatum vom 17. Februar Napoleon die Grenzen von 1792 an. Allein nach solchen Erfolgen wollte Napoleon solche Zugeständnisse nicht bewilligen; er sah mit Befriedigung, wie der leidenschaftliche Patriotismus der Franzosen und fast noch mehr der elsässischen Bauern im Osten den grimmigen Volkskrieg gegen die Verbündeten eröffnete und träumte von neuen Siegen. Da verpflichteten sich endlich die Mächte im Vertrage von Chaumont am 1. März 1814, ihren Bund

auf zwanzig weitere Jahre zu verlängern und für Deutschland, die Niederlande, die Schweiz, Italien und Spanien die volle Unabhängigkeit von Frankreich zu sichern. 1814.

Schon waren da die Heere in voller Bewegung. Frohlockend hatte Blücher am 25. Februar die langersehnte Vollmacht erhalten, verstärkt durch zwei Armeekorps von der Hauptarmee, sich mit Bülow zu vereinigen, der von Flandern heranzog, und selbständig geradewegs auf Paris zu gehen. Während er nach Norden abzog, ging Schwarzenberg wieder im Aubethale vor und siegte bei Bar a. Aube am 27. Februar; hier ritt auch der siebzehnjährige Prinz Wilhelm von Preußen mit dem russischen Regimente „Kaluga" zum erstenmale ins Feuer und holte sich das „Eiserne Kreuz". Doch benützte Schwarzenberg diesen Erfolg fast gar nicht und ging so langsam vor, daß er erst am 19./20. März bei Arcis a. Aube mit den Bayern einen zweiten Sieg erfocht. So gingen die entscheidenden Bewegungen wieder von Blücher aus: am 20./21. März überwand er im blutigen Ringen um das alte Felsennest Laon Napoleons Hauptmacht. Daß indes der Vormarsch der Preußen durch Blüchers Erkrankung ins Stocken geriet, benutzte Napoleon, um sich nach dem Osten zu werfen, weil er hoffte, die Verbündeten durch die Bedrohung ihrer Rückzugslinien zur Umkehr zu bringen. Es war vergeblich, er öffnete ihnen nur die Straßen nach seiner Hauptstadt. Am 25. März wurde eine französische Division bei La Fère Champenoise, nördlich von Arcis, beinahe vernichtet, am 29. März stand Blücher, während Schwarzenberg noch zurück war, mit 100,000 Mann vor Paris. Trotz dieser Übermacht leisteten die 34,000 Mann französischer Truppen und Nationalgarden auf den Höhen im Osten und am Montmartre am nächsten Tage noch tapferen Widerstand, doch am Abend erstürmten die Preußen und Russen die feindlichen Stellungen, und als die sinkende Sonne die Türme von Notre Dame vergoldete, da hielten droben bei den Windmühlen auf dem Montmartre die preußischen Generale und sahen schweigend, tief ergriffen von dem ungeheuren Schicksalswechsel, hinunter auf die gewaltige Stadt, die nun besiegt zu ihren Füßen lag. Der Krieg war zu Ende, die Schmach langer Jahre war gesühnt.

Der erste Friede von Paris. Als Napoleon an demselben Abend, seinem Heere vorauseilend, auf den Höhen südlich von Paris anlangte, zeigte ihm der weite Halbkreis der feindlichen Wachtfeuer im Nordosten, daß er zu spät komme. Um Mitternacht schloß Marmont die Kapitulation ab und am 31. März zogen Friedrich Wilhelm und Alexander an der Spitze ihrer Garden durch das Martinsthor in Paris ein, von der Einwohnerschaft mit lautem Jubel als Befreier empfangen. Am 2. April erklärte der französische Senat Napoleon des Thrones für verlustig, die Mächte aber wiesen dem gestürzten Weltbeherrscher in kaum begreiflicher Verblendung die Insel Elba als souveränes Fürstentum an und erhoben schon am 23. April den Grafen von Paris als Ludwig XVIII. zum König von Frankreich, indem sie ihm alle die Länder übergaben, die am 1. Januar 1792 französisch gewesen waren. So nahmen sie sich selber die Möglichkeit, die Einsetzung des Bourbonen an ganz bestimmte Friedensbedingungen

1814 zu knüpfen. Denn England, Rußland und Österreich hatten ihre Beute, die Kolonien, Polen und Ober-Italien, so gut wie in Sicherheit, nur Preußen hatte noch zu fordern. Da nun weiter der Zar den großmütigen Gönner des besiegten Frankreich spielte, so kam am 30. Mai 1814 der (erste) Friede von Paris unter Bedingungen zustande, die von den gerechten Forderungen Preußens beinahe nichts erfüllten und die deutschen Interessen überhaupt nicht im mindesten befriedigten. Der ganze Elsaß mit Montbéliard, Landau, Saarbrücken und Saarlouis, sowie Savoyen blieben bei Frankreich; die Mächte verzichteten sogar auf die Herausgabe der geraubten Kunstschätze — nur die „Victoria" kehrte nach Berlin zurück — und auf jede Kriegsentschädigung, was für alle anderen Mächte allerdings wenig, für das erschöpfte Preußen aber eine Einbuße von mehr als 140 Millionen Francs bedeutete. Nur die noch von den Franzosen außerhalb Frankreichs besetzten Festungen wurden mit dem ganzen ungeheuren Kriegsmaterial den Verbündeten übergeben. Alle Gebietsfragen sollte ein Kongreß in Wien entscheiden.

Wieviel schwere Konflikte diese noch im Schoße bargen, ahnten damals nur wenige. Frohlockend kehrten die siegreichen deutschen Heerscharen durch die Frühlingsherrlichkeit des neugewonnenen Rheinlandes heim ins befreite Vaterland und mit stürmischer Begeisterung scharten sich die Engländer um den „alten Blücher", als er im Gefolge der verbündeten Monarchen nach London herüberkam.

Der Wiener Kongreß. Niemals sind einem Kongreß so umfassende und so tief einschneidende Fragen zur Lösung übertragen worden, wie dem, der seit Herbst 1814 zu Metternichs Triumph in Wien tagte und damit die leitende Stellung Österreichs stillschweigend anerkannte. Zunächst freilich stürzte sich die vornehme Welt, die hier am gastfreien Hofe Kaiser Franz I. sich versammelte, nach den langen Aufregungen und Entbehrungen der Kriegsjahre in einen wahren Strudel der Genüsse und für die vaterländische Begeisterung der Preußen hatte man in der lustigen Donaustadt nur Achselzucken oder leichtfertigen Spott. Alle bedeutenderen Monarchen waren mit ihren Ministern persönlich erschienen. Neben Metternich, der den Vorsitz führte, wirkte für Frankreich der vielgewandte, gänzlich unbedenkliche Talleyrand, für England der steife Hochtory Lord Castlereagh, für Rußland Graf Nesselrode, für Preußen Hardenberg und W. von Humboldt Der erste deutsche Staatsmann dieser Zeit, Stein, besaß nur als Berater des Zaren Einfluß. Daneben standen die Gesandten der deutschen Mittelstaaten, Wrede für Bayern, Linden für Würtemberg; der Kleinstaaten nahm sich der unermüdliche Hans von Gagern vielgeschäftig an, auch die 1803 und 1806 mediatisierten Herren blieben nicht unthätig.

Zwei Gruppen von Fragen harrten der Lösung: die Gebietsverteilung namentlich innerhalb Deutschlands, also im wesentlichen die Neugestaltung Preußens, und die zukünftige Gesamtverfassung Deutschlands. Beide Angelegenheiten berührten sich natürlich vielfach und in beiden hatte nur Metternich einen ganz festen Standpunkt. Er wollte in Thuguts Sinne Österreich möglichst abrunden, namentlich in Italien und am Adriatischen Meere, daher die alten entlegenen

Außenposten in Südwestdeutschland und am Oberrhein endgültig aufgeben. Er 1814. wollte weiter zwar das Kaisertum nicht wiederherstellen, wohl aber in loseren Formen die thatsächliche Oberherrschaft Österreichs über Deutschland sichern, die er auf die alten Rheinbundstaaten zu stützen gedachte. Eben deshalb wünschte er eine straffere Bundesverfassung nicht, weil jene einer solchen widerstrebten, und ebenso weit war er von dem Gedanken entfernt, Preußen eine wirklich gleichberechtigte Stellung neben Österreich einräumen zu wollen. Diese Pläne förderten nicht nur die Mittelstaaten, namentlich Bayern, sondern auch Talleyrand, der sofort die altbourbonische Politik wieder aufnahm, Frankreich als den natürlichen Beschützer der kleinen Staaten hinzustellen und die Macht Preußens, dem man seine Siege nicht verzeihen konnte, ebenso einzuschränken, wie es Frankreich gegenüber Österreich gethan hatte, so lange dies in Belgien und am Oberrheine stand. Englands festländische Politik bestimmte einerseits der hannöversche Minister Graf Münster, der ein großes Welfenreich an der Nordsee aufzurichten gedachte, andrerseits das Bestreben, das neue niederländische Königreich der Oranier durch Belgien und Teile des linken Rheinufers möglichst zu verstärken, beides auf Kosten Preußens.

Die neue Gebietsverteilung. Waren also diese drei Mächte darin einig, Preußen niederzuhalten, so bestand zwischen Preußen und Rußland zunächst noch kein Einvernehmen. Denn der Lieblingsplan des Zaren, Polen als ein konstitutionelles Königreich zu beherrschen, erschien nicht nur jenen drei Mächten, sondern auch den preußischen Staatsmännern höchst bedenklich. Ihre Stellung erschwerten sie sich aber selbst noch dadurch, daß sie sich über den Charakter der österreichischen Politik vollkommen täuschten. Sie hielten Metternich für einen aufrichtigen Freund Preußens und wollten die Gebietsverteilung wie die Verfassung Deutschlands auf dem friedlichen Dualismus Preußens und Österreichs aufbauen, derart, daß beide gemeinsam die Leitung übernähmen, Preußen sich im Norden möglichst abrunde, namentlich durch das stamm- und glaubensverwandte Sachsen, Österreich eine starke Stellung im Südwesten und am Oberrhein einnehme. Da indes Metternich das Letztere rundweg abwies und auch sonst nirgends entschieden für die preußischen Anschauungen eintrat, so verständigte sich König Friedrich Wilhelm am 6. November persönlich mit dem Zaren dahin, daß Rußland die Erwerbung Sachsens durch Preußen förderte, dies den polnischen Plänen Alexanders seine Unterstützung lieh. Am 8. November wurde Sachsen an ein preußisches Gouvernement übergeben. Nun aber erhob sich dagegen nicht nur ein heftiger Federkrieg von Sachsen aus und lebhafte Verwahrung des bedrohten Königshauses, sondern auch Österreich und England sprachen sich jetzt entschieden gegen die Überlassung ganz Sachsens an Preußen aus und wiesen die preußischen Vorschläge, den König von Sachsen in Westfalen oder am linken Rheinufer zu entschädigen, zurück; ja im Verlaufe des December spitzten sich die Gegensätze so scharf zu, daß beide Teile rüsteten, und endlich schlossen am 3. Januar 1815 1815 jene beiden Mächte mit Frankreich zur gemeinsamen Durchführung ihrer Vorschläge, d. i. zum Kriege gegen Preußen und Rußland, ein Bündnis. Indessen

1815. vor dieser Möglichkeit schreckten denn doch Regierung und Parlament von England zurück und da nun der Zar sich bereit erklärte, Thorn an Preußen zu überlassen, wenn dies seinerseits auf Leipzig verzichte, so kam es am 10. Februar 1815 zur Verständigung. Preußen erhielt von seinem alten polnischen Besitze nur die heutige Provinz Posen, Thorn und Danzig zurück, dafür von Sachsen drei Fünftel (368 Quadratmeilen), das schwedische Vorpommern (wofür Dänemark durch Lauenburg entschädigt wurde), im Westen zu seinen früheren Gebieten Berg und das linke Rheinufer von der Nahe bis zur holländischen Grenze. Dafür gab es das treue Ost-Friesland und Hildesheim an Hannover und überließ Ansbach-Baireuth an Bayern. Schweren Herzens willigten die preußischen Staatsmänner in einen Vertrag, der Preußen in zwei getrennte Massen zerlegte, es mit fremdartigen, katholischen Landen belastete und das mißgünstige Hannover wesentlich verstärkte. Aber es entledigte sich auch der hemmenden polnischen Gebiete, es verwuchs dadurch, daß es die Angehörigen der verschiedensten deutschen Stämme umschloß und die ehrenvolle Last der Grenzhut gegen Frankreich empfing, noch weitmehr als bisher schon mit dem deutschen Leben. Es war eine ähnliche Fügung, wie die, welche 1648 dem Großen Kurfürsten statt der heißbegehrten Ostseeküste die norddeutschen Binnenlande zuwies (s. S. 789). Bayern erhielt nur das bisherige Großherzogtum Würzburg mit Aschaffenburg und die linksrheinische Pfalz, aber nicht Mainz, das vielmehr an Hessen-Darmstadt kam. Auch die Verstärkung des Königreichs der Niederlande beschränkte sich auf den Gewinn eines Teiles von Cleve und Ober-Geldern und auf den Anschluß des nunmehrigen Großherzogtums Luxemburg in der Form der Personalunion, beides allerdings auf Kosten Deutschlands. Der König von Sachsen nahm den ihm aufgenötigten Vertrag erst am 18. Mai in Wien an.

Die Stiftung des Deutschen Bundes. Daß Staaten, die derartig zu einander standen, wie damals die deutschen, nicht über irgend eine kräftige Bundesverfassung sich einigen konnten, liegt auf der Hand. Ein Interesse für eine solche bekundeten nur die kleinsten Staaten, weil sie am meisten der Anlehnung bedurften, und Preußen, eben weil es mit allen deutschen Interessen verwachsen war. Doch fehlte diesen Bestrebungen jeder feste Rückhalt an einem klaren Programm und einer starken volksmäßigen Strömung. Die Patrioten, wie der feurige Görres in seinem „Rheinischen Mercur“, träumten in romantischer Schwärmerei, es müsse nun mit der Befreiung von der Fremdherrschaft auch alle Macht und Herrlichkeit der mittelalterlichen Kaiserkrone sich erneuern, die natürlich nur ein Habsburger tragen könne; von dem, was Österreich von Deutschland schied, wollten sie nichts sehen, ja davon sahen die meisten deutschen Staatsmänner nichts. So kam es, daß der engere Ausschuß der fünf Regierungen Österreichs, Preußens, Bayerns, Würtembergs und Hannovers, der am 14. Oktober 1814 zur Beratung dieser Fragen zusammentrat, schon am 16. November sich wieder auflöste. Da reichten nun 32 Kleinstaaten einen Entwurf zu einem habsburgischen Kaisertum ein und auch Stein trat in einer Denkschrift für ein solches ein, weil Österreich, das schon jetzt Deutschland allzusehr entfremdet sei, nur auf diese Weise wieder fester mit

ihm verbunden werden könne. Aber nicht nur die Mittelstaaten sprachen sich gegen 1815.
diesen Plan aus, sondern auch W. von Humboldt widerlegte ihn in einer meisterhaften Denkschrift, die eben jene Erwägung Steins als den stärksten Gegengrund hervorhob und zugleich die Unannehmbarkeit einer solchen Unterordnung für Preußen betonte. So fiel endgültig der Kaisergedanke und die weiteren Beratungen begannen im Februar 1815 in der Gesamtversammlung der deutschen Gesandten auf Grund eines Entwurfes von Humboldt. Dieser verlangte eine kräftige Bundesgewalt aus Österreich, Preußen, Bayern, Würtemberg und Hannover, eine jährlich zusammentretende Bundesversammlung aller Fürsten, eine feste Kriegsverfassung, ein Bundesgericht, Beschränkung des Vertragsrechtes der Einzelstaaten und die Garantie landständischer Verfassungen für dieselben. Spätere Zusatzanträge betrafen noch die Rechte der Mediatisierten und die einheitliche Organisation der katholischen Kirche Deutschlands. Aber alle die Punkte, welche eine straffere Bundesverfassung verbürgt hätten, fielen in den weiteren Beratungen allmählich dem Widerstreben der Mittelstaaten und Österreichs zum Opfer, zuletzt auch noch das Bundesgericht. Unter so wahrhaft kläglichen Umständen kam am 8. Juni 1815 die „Deutsche Bundesakte“ zustande und niemals ist ein solches Werk von den Begründern selber mit trübseligeren Prophezeiungen begrüßt worden.

Der „Deutsche Bund“ war ein völkerrechtlicher Verband von 35 souveränen Fürsten und vier freien Städten, ausschließlich bestimmt zur Erhaltung der inneren und äußeren Sicherheit Deutschlands, sowie der Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit der deutschen Staaten, keineswegs zum Wohle des deutschen Volkes, das in der ganzen Bundesakte gar nicht erwähnt wird. Österreich und Preußen nahmen nur für ihre innerhalb der alten Reichsgrenzen gelegenen Lande an dem Bunde teil und behielten sich daneben ihre Stellung als europäische Mächte vor; dafür waren die Könige von England, Niederland und Dänemark als Herrscher von Hannover, Luxemburg, Holstein und Lauenburg Mitglieder des Bundes. Der Bundestag in Frankfurt a. M., ein stehender Gesandtenkongreß unter Österreichs Vorsitz, beriet für gewöhnlich als engerer Rat mit 17 Stimmen, in wichtigeren Fällen als weiterer Rat mit 69 Stimmen, jedenfalls in einer Stimmenverteilung, welche die Mehrheit in die Hände der Mittel- und Kleinstaaten gab.*) Nur den Fortschritt gegenüber der alten Reichsverfassung zeigte sie, daß sie die thatsächlich bestehenden Staaten, nicht mehr wie jene die alten Einzelgebiete, aus denen sie zusammengesetzt waren, zu Grunde legte (vgl. S. 785). Streitigkeiten zwischen Bundesgliedern sollten „Austrägalgerichte„ schlichten. Weiter versprach Art. 13, daß in den Einzelstaaten eine landständische Verfassung stattfinden „werde“.

*) Im engeren Rate führten die beiden Großmächte, die vier Königreiche, Baden, beide Hessen, Holstein und Luxemburg je 1 Stimme, in je 1 Curie verbunden waren die sächsisch-thüringischen Herzogtümer und Braunschweig mit Nassau, beide Mecklenburg und Oldenburg mit Anhalt und Schwarzburg, Hohenzollern mit Liechtenstein, Reuß, Lippe und Waldeck, die vier freien Städte. Im weiteren Rate hatten die beiden Großmächte und die vier Königreiche je 4 Stimmen, Baden, beide Hessen, Holstein und Luxemburg je 3, Braunschweig, M.-Schwerin und Nassau je 2, die übrigen je 1 Stimme.

1815. Art. 14 behandelte sehr ausführlich die Rechte der Mediatisierten, Art. 17 sicherte dem Hause Thurn und Taxis sein altes Postregal, Art. 16 die Gleichberechtigung der Bekenner aller christlichen Konfessionen, Art. 18 die Freizügigkeit der Unterthanen. Indem schließlich die fünf Großmächte mit Spanien, Portugal und Schweden die Bürgschaft für diese Verfassung übernahmen, wurde Deutschland nach einem Siegeszuge ohne gleichen ebenso wieder unter die Vormundschaft des Auslandes gestellt, wie nach dem dreißigjährigen Kriege.

Die „hundert Tage“ in Frankreich. Und selbst diese Bundesverfassung, der übrigens Bayern, Würtemberg und Baden erst Monate nachher zustimmten, wurde nur möglich, weil ein neuer schwerer Krieg wenn nicht die Einheit, so doch die Einigkeit Deutschlands gebieterisch verlangte. Unerwartet rasch trat ein, was Kenner Frankreichs von Anfang an gefürchtet hatten. In diesem seit 1789 von Grund aus umgestalteten Volke konnten die Bourbonen, die Vertreter der verhaßten alten Zeit, niemals wieder Wurzel schlagen. Als Napoleon am 1. März 1815 mit 600 Mann seiner alten Garde bei Cannes ans Land stieg, da wirkten die Gleichgültigkeit der Massen und die Begeisterung des durch und durch bonapartischen Heeres zusammen, um ihn binnen drei Wochen wie im Triumphe nach Paris zu führen; Ludwig XVIII. flüchtete nach Gent. Aber umsonst suchte der Kaiser sein Volk durch Erweiterung der verfassungsmäßigen Rechte, umsonst die fremden Mächte durch friedliche Versicherungen zu gewinnen. Keine Rede davon, daß man auch nur mit ihm verhandelt hätte. Ein Aufschrei der Empörung ging durch das preußische Volk, als der Wolf wieder in die Hürden brach; mit dem ganzen Schwunge des ersten Befreiungskrieges hat es auch diesen zweiten Kampf durchgefochten. Und die großen Mächte waren vollkommen einig. Schon am 15. März verhingen sie in einer feierlichen Kundgebung über Napoleon den „Bann Europas“, am 25. März erneuerten sie das Bündnis von Chaumont und verpflichteten sich, jede 150,000 Mann gegen Frankreich ins Feld rücken zu lassen, freilich ohne sich deutlich darüber zu erklären, ob sie den Krieg nur gegen Napoleon oder gegen den französischen Staat führten. Bis Ende Mai traten dann alle deutschen Staaten dem Kriegsbunde bei, am spätesten Würtemberg (30. Mai).

Der Aufmarsch der verbündeten Heere. Eine Masse von 600,000 Kriegern flutete gegen Frankreich heran, von Italien her 60,000 Österreicher und Piemontesen, vom Oberrhein und der Schweiz 200,000 Österreicher und Süddeutsche unter Schwarzenberg mit der Richtung auf Lyon, vom Mittelrhein 150,000 Russen unter Barclay de Tolly; in Belgien standen 210,000 Mann unter Blücher und Wellington. Aber während nun die Armeen im Centrum und auf dem linken Flügel den Hauptkampf erwarteten, führten sie dort thatsächlich nur einen langwierigen Festungskrieg, namentlich im Elsaß, und die Entscheidung fiel vielmehr auf dem rechten Flügel, in Belgien, in einem Feldzuge von nur sechs Tagen, der an dramatischer Spannung seinesgleichen nicht findet. Denn die verzweifelte Lage — er verfügte nur über 217,000 Mann — trieb Napoleon zu dem Versuche, die Heere in Belgien zu schlagen, ehe die anderen herankommen könnten, und so vielleicht die Koalition zu sprengen. In Belgien stand Wellington,

der siegreiche Feldherr des spanischen Halbinselkrieges, mit 90,000 Mann englischer, 1815. niederländischer und norddeutscher Truppen (Hannoveranern, Braunschweigern und Nassauern) um Brüssel mit der Rückzugslinie nach Antwerpen, Blücher mit 112,000 Mann in vier Armeekorps (Bülow, Thielemann, Pirch, Zieten) längs der Sambre und Maas von Charleroi bis Lüttich, in weitgedehnter Aufstellung, weil die niederländischen Behörden für die Verpflegung nur schlecht sorgten. Es war das erste preußische Heer, welches nach dem neuen Gesetz vom 3. September 1814 auf Grund der allgemeinen Wehrpflicht gebildet war, es enthielt deshalb viele noch unerprobte, aus den neuen Provinzen sogar noch viele unzuverlässige Bestandteile und sein Fußvolk bestand zu einem großen Teile aus Landwehren. Aber der Kern dieser Truppen hing mit unbegrenzter Verehrung an dem jugendlich feurigen Greise. Dagegen ging das ihm zugeteilte sächsische Korps durch die unselige Verkettung der sächsischen Verhältnisse, die einige Bataillone zur Meuterei gegen Blücher verleitete (2. Mai), der Ehre verlustig, an den Siegestagen deutscher Waffen teilzunehmen, es wurde in die Heimat zurückgesendet.

Der Feldzug in Belgien; Quatrebras und Ligny. Am 13. Juni überschritt Napoleon mit 130,000 Mann trefflicher Truppen die belgische Grenze. Er dachte erst Blücher zu überwältigen, dann Wellington auf seine Schiffe zurückzutreiben. Dem gegenüber befahl Blücher seinen Korpsführern, sich im Zurückweichen zu vereinigen, und ließ nur die Sambreübergänge bei Charleroi durch Zieten verteidigen, entschloß sich aber auf Wellingtons bestimmte Zusage hin, daß er am 16. Juni vormittags 10 Uhr mit 20,000 Mann bei Quatrebras am Kreuzungspunkte der Straßen Charleroi-Brüssel und Namur-Nivelle eintreffen werde, eine Meile östlich davon bei Ligny die Schlacht anzunehmen. Napoleon, der die Stärke Wellingtons unterschätzte, sandte gegen diesen nur Ney mit 11,400 Mann, um dann Blüchers rechten Flügel zu umgehen; er selbst wandte sich gegen Blücher. Nun war aber Wellington gar nicht im stande, sein Wort zu halten, und so hatte Ney zunächst, als er gegen 1 Uhr den Kampf um Quatrebras begann, nur etwa 6—7000 Niederländer und Nassauer sich gegenüber, die er rasch zurückdrängte; erst am Abend brachte Wellington allmählich gegen 30,000 Mann ins Gefecht. Anfangs schwankte noch der Kampf, der tapfere Herzog von Braunschweig fiel hier inmitten seiner Schützen, doch endlich mußte Ney auf Frasnes zurückweichen. Zu gleicher Zeit standen seit 3 Uhr unter der stechenden Sonne eines gewitterschwülen Tages die Preußen im erbittertsten Kampfe um Ligny und St. Amand; aber Blüchers Ungestüm verbrauchte die Kräfte seiner Bataillone zu rasch und Wellingtons Hilfe blieb aus. Als daher Napoleon gegen 8 Uhr seine schwere Reiterei mit 16 Gardebataillonen zum wuchtigen Stoße gegen Ligny zusammenballte, da wurde Blüchers Reiterei geworfen, er selber stürzte mit dem Pferde und entging mit Not der Gefangenschaft. Die Schlacht war unzweifelhaft verloren und vielleicht der ganze Feldzug. Denn wenn jetzt die Preußen ihre natürliche Rückzugslinie nach Namur einschlugen, so war auch Wellingtons Niederlage schwerlich abzuwenden und dann zerfiel vielleicht die Koalition.

1815. Waterloo und Bellealliance. Alle diese Erwägungen drängten sich in Gneisenaus Haupte zusammen, als er inmitten der zurückgehenden Kolonnen in tiefem Sinnen hielt. Binnen wenigen Minuten war sein Entschluß gefaßt: er befahl den Rückzug nach Waveren (Wavre), nordwärts, zur Vereinigung mit Wellington. Napoleon ließ sich täuschen, wie er überhaupt in diesen Tagen seiner früheren Spannkraft entbehrte. In der Meinung, die Preußen seien im Marsche nach Namur, sandte er Grouchy mit 32,000 Mann nach dieser Richtung; er selbst ließ den ganzen Vormittag des 17. Juni ungenützt verstreichen und ging erst gegen Mittag in der Richtung auf Brüssel gegen Wellington vor. Der britische Feldherr aber entschloß sich an demselben Tage, die Defensivschlacht am 18. Juni südlich von Brüssel anzunehmen, denn Blücher versprach ihm, am Nachmittage mit seiner ganzen Armee zur Stelle zu sein. Auf einer Strecke von nur etwa 5000 Schritten versammelte Wellington in dicht gedrängter Aufstellung, wie er es von Spanien her liebte, etwa 68,000 Mann (24,000 Engländer, 13,000 Niederländer, über 30,000 Deutsche) zu beiden Seiten der Straße Brüssel-Genappe-Quatrebras vor seinem Hauptquartier Waterloo bei Mont St. Jean auf einer breiten Landwelle, die von einzelnen Meierhöfen besetzt ist. Gegenüber im Süden jenseits einer von Ost nach West langgestreckten, flachen Mulde stand Napoleon mit etwa 72,000 Mann um das Gehöft La Belleallianee ostwärts bis nach dem etwas zurückliegenden Planeenoit, an Geschütz und Reiterei dem Gegner überlegen. Da die Regengüsse des vorigen Tages und namentlich der letzten Nacht den fetten Boden dieser brabantischen Ebene bis zur Ungangbarkeit aufgeweicht hatten, so ließ Napoleon den ganzen Morgen unthätig vergehen, um die Felder etwas abtrocknen zu lassen; nur eine Parade, die letzte, nahm er über seine Tapferen ab, um sich an dem herrlichen Anblick zu stärken, sich noch einmal zu weiden an „der Bataillone Glanz und der Geschwader Wogen". Erst gegen Mittag begann er den Angriff. Zweimal versuchte er in wuchtigen Massenstößen seines Fußvolkes und seiner Reiterei die englische Stellung zu durchbrechen, aber unerschütterlich standen die Reihen der Gegner; nur das Gehöft La Haye Sainte vor der Front ihres Mitteltreffens, das die grünen Jäger der deutschen Legion mit zähester Tapferkeit hielten, fiel endlich in die Hand der ergrimmten Franzosen. Trotzdem sah Wellington, der inmitten seiner Stellung auf hochbeinigem Fuchs unter einer Ulme hielt, mit steigender Besorgnis, wie seine Bataillone und Schwadronen schrecklich zusammenschmolzen und wie ihre Kräfte mehr und mehr erlahmten. „Unser Plan ist ganz einfach", sagte er zu seinen Offizieren, „Blücher oder die Nacht."

Schon seit Mittag 1 Uhr wußte Napoleon, daß die Preußen im Anmarsch seien; seit dem Nachmittage grollte der Kanonendonner des Kampfes, der zwischen Grouchy und Thielemann bei Waveren sich entspann, zu ihm herüber. Daher hielt er eine starke Reserve bei Plancenoit zurück und wagte nicht, die letzten Kräfte an die Überwältigung Wellingtons zu setzen. Die grundlosen Straßen verzögerten Blüchers Marsch; aber unermüdlich trabte der Feldmarschall, obwohl noch an allen Gliedern zerschlagen von dem schweren Sturze bei Ligny, an seinen Kolonnen hin

und her und trieb und drängte vorwärts; er habe es Wellington versprochen, sie 1815.
würden ihn doch nicht wortbrüchig werden lassen. Nach 4 Uhr war Bülow heran. Mit flatternden Fahnen und klingendem Spiele entwickelten sich seine Bataillone aus dem Walde von Frischermont heraus gegen die rechte Flanke des Feindes. In wütendem Ringen wird Plancenoit mehrmals gestürmt und wieder verloren; gleichzeitig geht das Korps Zieten geradewegs gegen La Haye vor. Unter dem furchtbaren Eindruck dieses Seitenangriffes sendet Napoleon seine letzte Reserve, die Garden, teils gegen die Engländer, teils gegen Plancenoit, aber jene werden völlig abgeschlagen, und im Osten fällt gegen 8 Uhr Plancenoit in Bülows Hände. Von Norden, Osten und Südosten gleichzeitig gefaßt, bricht die französische Armee zusammen, halb willenlos wird Napoleon vom letzten Bataillon seiner Gardejäger mit fortgerissen.

Eben war die Sonne hinter einem dunklen Wolkendamme versunken, da trafen bei Belleallіance Blücher und Wellington zusammen und jubelnd fielen die Hochschotten den preußischen Grenadieren um den Hals. Über das schreckliche Schlachtfeld aber klang der Choral: „Herr Gott Dich loben wir!“ Und nun stieg in Gneisenaus Seele das Bild jenes fürchterlichen Abends von Jena wieder auf; er beschloß, den letzten Hauch von Mann und Roß an die Verfolgung des Feindes zu setzen. Erst diese rastlose Jagd, die ganze Nacht hindurch bis in den grauenden Morgen des 19. Juni hinein, vollendete den Sieg, denn sie löste die geschlagene Armee vollständig auf. Auch Grouchys Korps, das sich in Belgien den Siegern zu entziehen wußte, erreichte nur in schwachen Resten die Hauptstadt. So lag die Straße nach Paris offen. Gemäß seiner Verabredung mit Wellington ging Blücher so rasch vor, daß seine Truppen in 11 Tagen 36 Meilen zurücklegten und bereits am 29. Juni im Seinethale anlangten. Nach einigen scharfen Gefechten im Süden der Stadt zwang der Feldmarschall den hier kommandierenden Davoust am 2. Juli zur Übergabe und rückte ein. Er behandelte die Stadt als eine eroberte, quartierte seine Soldaten trotz der lebhaftesten Beschwerden bei den Bürgern ein, schrieb starke Kontributionen aus und ließ auf der Stelle alle Kunstwerke wegnehmen, die seit 1806 aus Preußen entführt worden waren. Bedachtsam folgte Wellington. Ohne die verbündeten Mächte auch nur zu fragen, führte er Ludwig XVIII. einfach wieder in die Tuilerien zurück, wie es den Absichten seiner heimischen Regierung entsprach, und als die drei Monarchen am 10. Juli in Paris eintrafen, empfing sie der Bourbon schon als der gesetzmäßige Herrscher Frankreichs, der durch ihre Waffen als ihr Bundesgenosse wieder auf den Thron gelangt war.

Der zweite Friede von Paris und die heilige Allianz. Dieser englische Handstreich machte eine wirkliche Ausnützung des Sieges und der ganzen unerhört günstigen Lage unmöglich. Umsonst betonten einmütig die Generäle und Staatsmänner Preußens sowie der süddeutschen Staaten, darunter der Kronprinz von Würtemberg, hierin von der gesamten deutschen Presse unterstützt, daß es vor allem aus militärischen Rücksichten notwendig sei, den Elsaß und einen Teil Lothringens mit Metz und Diedenhofen von Frankreich loszureißen. Österreich und England hatten keinerlei Interesse für diese gerechten Forderungen, Kaiser Alexander

1815. aber gefiel sich darin, den großmütigen Beschützer Frankreichs zu spielen und in mystisch-romantischer Gefühlsschwärmerei die Verbrüderung der christlichen Völker zu predigen. Dieser Stimmung entsprang die sogenannte **heilige Allianz** zwischen Rußland, Österreich und Preußen vom 26. September 1815, in welcher die drei Monarchen sich versprachen, ihre Völker als Glieder der einen christlichen Familie nach christlichen Grundsätzen zu regieren. Bezüglich der praktischen Fragen war nur durchzusetzen, daß Frankreich die Grenzen von 1790 anerkannte, also Saarlouis und Saarbrücken an Preußen, Landau an Bayern abtrat. Im übrigen mußte es die geraubten Kunstschätze ausliefern und 700 Millionen Francs Kriegskontribution bezahlen. Um die Ausführung dieser Bestimmungen zu sichern, sollten 150,000 Mann verbündeter Truppen unter Wellingtons Oberbefehl fünf Jahre hindurch die französischen Nordostprovinzen besetzt halten. Unter solchen Bedingungen kam am 20. November 1815 der zweite Pariser Friede zu stande. An demselben Tage verpflichteten sich die vier Mächte zur Erhaltung des bourbonischen Königtums und der Verfassung (Charte) in Frankreich, sowie zu gemeinsamer Überwachung der europäischen Sicherheit. Auf ihren Beschluß wurde **Napoleon**, der sich am 24. Juli in Rochefort den Engländern ergeben hatte, nach der einsamen Felseninsel St. **Helena** verbannt, wo der gestürzte Weltbeherrscher am 5. Mai 1821 ein Leben voll ungeheurer Schicksalswechsel beschlossen hat.



Vierter Abschnitt.

Der preußisch-österreichische Dualismus und die volkstümlichen Freiheits- und Einheitsbestrebungen

1815 — 1858.

Die Lage Deutschlands nach dem Kriege. Nach gewaltigen Kämpfen war Deutschland befreit und namentlich für Preußen ein unvergänglicher Schatz des Ruhmes zu dem alten hinzugewonnen. Doch die Aufrichtung einer starken Gesamtverfassung, wie sie feurige Patrioten ersehnten, war nicht gelungen, denn allzuvielfältige und allzustarke Gegensätze zerklüfteten noch immer das deutsche Leben, und ebensowenig hatte sich zunächst dem herangereiften und opferfreudigen Mittelstande eine gesetzmäßige Teilnahme an der Staatsverwaltung geöffnet. Denn der Kampf gegen Frankreich war nicht nur ein Befreiungskrieg, sondern auch ein Krieg gegen die von dort ausgegangenen revolutionären Bestrebungen gewesen, die nun in jenen deutschen Bestrebungen sich fortzusetzen schienen. Nach diesen beiden Zielen hat sich die politische Entwickelung Deutschlands seit 1815 bewegt. Langsam genug ist sie vorwärts gekommen. Denn die bestehende Bundesordnung beruhte auf der ungeschmälerten Souveränität der Einzelstaaten, und der Gedankenkreis der Gebildeten war immer noch ein wesentlich litterarisch-ästhetischer, den Bedürfnissen des praktischen politischen Lebens jetzt umsomehr abgewandt, als die romantische Begeisterung für das Mittelalter das Verständnis für die scheinbar so nüchterne Gegenwart erschwerte. Dazu entbehrten diejenigen Gebildeten, welche politisches Interesse besaßen, soweit sie nicht Beamte oder Offiziere waren, durchaus der praktischen Einsicht in das Wesen des Staatslebens, denn sie gehörten fast alle dem Gelehrtenstande an, neigten von vornherein zu einer doktrinären Auffassung. Die bedeutendsten Organe in der Presse waren der „Rheinische Mercur" von J. Görres in Coblenz und Okens „Isis" in Sachsen-Weimar, das sich der Censur-

freiheit erfreute. Ihnen gegenüber stand die partikularistische bayerische „Alemannia“ und der „Österreichische Beobachter“ in Wien unter dem Einflusse von Gentz, der jetzt aus bloßer Bequemlichkeit und Genußsucht die Politik der unbedingten Reaktion und des Stillstandes verfocht. Die Anschauungen beider Richtungen verdichteten sich bald zu ausgeführten politischen Systemen, und es entsprach der Weise dieses gelehrten Volkes, daß solche Theorien zu keiner Zeit größeren Einfluß auf das Staatsleben Deutschlands geübt haben, als damals. In den alten Rheinbundsstaaten des Südens und Westens, die nach französischem Muster sich umgestaltet hatten und deren Bevölkerung weder ein gemeinsames historisches Bewußtsein besaß, noch am Befreiungskriege einen inneren Anteil genommen hatte, gelangten die naturrechtlichen Lehren der französischen Revolution zu fast unbedingter Herrschaft. Sie fanden ihre wirkungsvollsten Verkündiger in K. von Rotteck (geb. 1775) und Welcker (geb. 1790). Jener trug sie durch seine „Weltgeschichte“ (begonnen 1812) in die weitesten Kreise, beide vereinigt lieferten in ihrem „Staatslexikon“ das für Jahrzehnte herrschende bequeme Handbuch der liberalen Politiker. Sie standen also auf dem Boden der Volkssouveränität und des Staatsvertrages und sahen die beste Staatsform demnach in der demokratischen Republik, die ihr zunächst stehende im konstitutionellen Staat, dessen Regierung die jeweilige Mehrheit der Volksvertretung durch das Ministerium leitete. Dem gegenüber führte der Berner Patrizier Albrecht von Haller (1768—1854) im Anschluß an die französische Litteratur dieser Richtung in seiner „Restauration der Staatswissenschaft“ (1816 26) den Nachweis, daß dies revolutionäre Staatsideal jeder geschichtlichen Begründung entbehre, predigte aber dafür den mittelalterlich-feudalen Staat mit seiner Aufhebung des Staatsgedankens durch die privatrechtliche Auffassung aller Rechte und Pflichten und mit der patriarchalischen Gewalt des Monarchen.

Österreich unter Kaiser Franz und Fürst Metternich. Diese Richtung fand ihre stärkste Stütze an Österreich. Denn hier schien das Hallersche Staatsideal nahezu verwirklicht. Es war dies nicht nur im Wesen der Herrschenden begründet, des Kaisers Franz I. und des Fürsten Metternich, die beide, gedankenarm, bildungsfeindlich und engherzig wie der eine, oberflächlich und genußsüchtig wie der andere war, die Erhaltung des Bestehenden schlechtweg und die unumschränkte patriarchalische Gewalt des Monarchen vertraten, sondern es lag fast noch mehr in der Natur dieses Staatswesens, dessen mechanische Einheit sich nur so lange behaupten ließ, als die einzelnen Nationalitäten noch nicht zum Bewußtsein ihrer Eigenart gekommen waren. Um dies zu hindern, schien die Niederhaltung aller nationalen und freiheitlichen Bestrebungen, daher auch die Absperrung von Deutschland und Italien geboten, und sie war leichter als anderwärts, weil das altererbte Übergewicht des Großgrundbesitzes und der römischen Kirche die Regierung hierin unterstützte. Die Landstände blieben also zwar bestehen oder wurden wie in Tirol wieder hergestellt, mit Ausnahme von Görz, Istrien und Dalmatien, aber ihre Thätigkeit beschränkte sich auf die gehorsame Bewilligung des kaiserlichen „Steuerpostulats“. Die Kirche behandelte Kaiser Franz

wie Joseph II. als eine Art Polizeianstalt und hielt sie unter seiner strengsten Aufsicht; dafür förderte er das Klosterwesen und überließ ihr das Unterrichtswesen fast ganz. Der Protestantismus genoß zwar seit 1781 einer gewissen Duldung, doch seine Lage war thatsächlich vielfach eine so gedrückte, daß noch 1834 die evangelischen Zillerthaler nach Schlesien auswanderten. Natürlich dauerten nun die feudalen Zustände fort. Die Masse von Feiertagen, der Mangel an landwirtschaftlichen Kreditanstalten und die ungleichmäßige, daher drückende Veranlagung der Grundsteuer kamen hinzu, um jeden bedeutenden Fortschritt des Landbaues zu hemmen. Den Binnenhandel förderten zahlreiche Straßenbauten, andrerseits lähmten ihn die Provinzialzölle. Erst i. J. 1828 wurden Tirol, Ober-Italien und Galizien mit den österreichischen Landen zu einem Zollgebiet vereinigt, doch Ungarn mit den Nebenlanden und Dalmatien blieben ebenso außerhalb wie eine Menge Freihäfen und Freistädte; der Außenhandel aber litt unter der Absperrungspolitik und den hohen Eingangszöllen oder Einfuhrverboten, so daß sich Triest nur langsam hob, Venedig ganz verfiel. Kamen jene Zollmaßregeln dem einheimischen Gewerbefleiße auch in mancher Beziehung zu gute, so hielten sie doch den erdrückenden Wettbewerb der englischen Industrie so wenig auf, daß selbst altbegründete Gewerbszweige, wie die Tuch-, Leinen- und Glasfabrikation, darunter schwer litten. Daneben schoß an allen Grenzen ein großartiger Schmuggel auf.

Viel bedenklicher war der Stillstand des geistigen Lebens. Die „Spitzel" des Oberpolizeimeisters Grafen Sedlnizky (1817—1848) überwachten in ganz Österreich jede Äußerung, das Verbot des Besuches auswärtiger Universitäten und der Zulassung von Ausländern zum Lehramt erschwerte oder verhinderte den geistigen Verkehr mit Deutschland, die Vorschrift, daß bei Anstellungen ebenso auf politische und kirchliche Grundsätze, wie auf wissenschaftliche Tüchtigkeit zu sehen sei, zog nur die Gesinnungslosigkeit groß. Die Universitäten und Schulen waren aufs strengste an die vorgeschriebenen Lehrbücher und Lehrpläne gebunden, welche Metaphysik, Religionsphilosophie, deutsches Staatsrecht und deutsche Reichsgeschichte einfach ausschlossen; nur die orientalischen Studien und die medizinische Wissenschaft blühten auf. Von einer wirklichen Durchführung der allgemeinen Schulpflicht war gar keine Rede. Eine argwöhnische Censur schloß besonders seit 1818 die wissenschaftliche wie die poetische deutsche Litteratur so vollständig von Österreich aus, daß sie für die Deutschen innerhalb der schwarzgelben Grenzpfähle kaum existierte. So versanken denn die gebildeten Stände vollends in Gedankenlosigkeit und Genußsucht, gegen welche die Pflege der Musik kein Gegengewicht bot. Ihre geistige Nahrung schöpften sie fast ausschließlich aus populären Monatsschriften, unter denen „Eipeldauers Briefe" (1785—1821) ebensowohl durch pöbelhafte Roheit der Gesinnung und Sprache wie durch weite Verbreitung in allen Kreisen den ersten Platz behaupteten. Niemals ist das österreichische Deutschtum so tief innerlich dem deutschen Leben entfremdet gewesen, wie unmittelbar nach den Befreiungskriegen. Fast nur die Sprache verband es noch mit der Nation.

Die Anfänge des Bundestages. Es war ein Verhängnis für Deutschland und Österreich, daß dies gedankenarme „System“ der „Stabilität“ mit der historischen Entwickelung im schärfsten Widerspruche stand und doch sich trotz aller Absperrung nicht behaupten konnte, wenn es nicht mindestens ganz Deutschland und Italien beherrschte. Darauf aber beruhte wiederum die maßgebende Stellung Österreichs, die Metternichs diplomatische Gewandtheit seit 1809 dem Kaiserstaate zu erwerben gewußt hatte. Auch den Bundestag behandelte er lediglich als ein Werkzeug der österreichischen Herrschaft über Deutschland; der Gedanke, die Bundesverfassung weiter auszubilden, lag ihm vollkommen fern. Wohl eröffnete der österreichische Präsidialgesandte Graf Buol nach langem Harren am 5. November
1816. 1816 die Bundesversammlung im Thurn- und Taxisschen Palais auf der Eschenheimer Gasse mit einer ebenso schwungvollen als unklaren und verschwommenen Rede voller Verheißungen, aber nur zu bald zeigte sichs, daß der rheinbündische Souveränitätsstolz der Mittelstaaten und die unnatürliche Stimmenverteilung alle wirksamen Beschlüsse hindere. Die zahllosen Bittschriften, mit denen der Bundestag überschwemmt wurde, fanden daher keine oder nur sehr verspätete Erledigung; der gehässige Streit um die kurhessischen Domänen (s. unten) zeigte, wie sehr ein Bundesgericht mangele und wie wenig es durch das Austrägalverfahren ersetzt werde. Die Bemühungen Preußens, das Bundeskriegswesen derart zu ordnen, daß die kleinen norddeutschen Kontingente an die preußische, die süddeutschen an die österreichische Armee angeschlossen würden, scheiterten am Widerstreben der Mittelstaaten. Selbst die Frage, ob Ulm oder Rastatt zu befestigen sei, kam nicht zur Entscheidung, der deutsche Süden blieb also schutzlos. Nur über die Bundesfestung Mainz verständigten sich die beiden Großmächte in der Karlsbader Konvention
1817. vom 10. August 1817 dahin, daß jede die Hälfte der Besatzung stellte. Noch früher (12. März) hatte Preußen es übernommen, für die zweite Bundesfestung Luxemburg drei Viertel der Besatzung zu liefern. Was sonst für den Schutz des Rheinlandes geschah, ging allein von Preußen aus. Unter der Leitung des genialen Sachsen Aster befestigte es damals wie im Osten Posen, so im Westen Saarlouis, Jülich, Wesel, Köln und Coblenz, worauf es außer den 20 Millionen Francs aus der französischen Kriegsentschädigung noch beträchtliche Summen aus eignen Mitteln verwendete. So leistete der Bund als solcher nicht einmal das Notdürftigste für den Landesschutz und mehr und mehr kam die Meinung zur Geltung, seine allein ihm anstehende Politik sei die Neutralität in allen großen europäischen Fragen. Preußen aber begann mehr und mehr dem Rate zu folgen, den schon 1816 W. von Humboldt ihm gegeben hatte: der deutsche Bund werde gar nichts leisten und gemeinsame Institutionen könne Preußen nur durch Vereinbarung mit den Einzelstaaten erreichen.

Ursprung der süddeutschen Verfassungen. Hatte somit Österreich nicht zu fürchten, daß der Bundestag zu einer Pflegstätte national-deutscher Bestrebungen werde, so sah Metternich doch seinen Grundsatz von der Erhaltung des Bestehenden bedroht durch die konstitutionellen Verfassungen, welche in den süddeutschen Staaten ins Leben traten, nachdem Karl August von Sachsen-

Weimar mit der Gewährung einer solchen am 11. Mai 1816 vorangegangen war. Den Boden zu solcher Neugestaltung hatte die rheinbündische Einheits- und Nivellierungspolitik im deutschen Südwesten geebnet (s. S. 1050), und wie sie nach französischem Muster verfahren war, so folgten auch in diesen Verfassungsfragen die Regierungen im ganzen dem Vorbilde der französischen Charte. Sie hofften dabei vor allem in den neuen Landtagen eine neue Stütze für ihre eigne Selbständigkeit gegenüber den beiden Großmächten wie ein Gegengewicht gegen die deutschen Einheitsbestrebungen zu gewinnen.

Bayern. Nirgends wirkte dieser Gesichtspunkt mehr ein, als in Bayern. Denn da das Versprechen Österreichs im Vertrage von Ried (s. S. 1093) unerfüllt blieb, so behielt Bayern einstweilen Salzburg und das Innviertel zurück, und erst als Österreich drohende militärische Maßregeln traf, kam der Vertrag vom 14. April 1816 zustande, in welchem Bayern jene beiden echtbayerischen Gebiete gegen die linksrheinische Pfalz an Österreich überließ, ohne eine territoriale Verbindung zwischen ihr und dem Hauptlande gewonnen zu haben. Freilich blieb das Streben danach, also nach der Erwerbung der jetzt badischen, rechtsrheinischen Pfalz mit Heidelberg noch lange ein Herzenswunsch des Kronprinzen Ludwig. Es stand dies bei ihm in enger Verbindung mit den großbayerischen Plänen, mit denen er sich in seiner ehrlichen Begeisterung für das „Teutschtum" trug. Bayern sollte der Kern des „reinen" Deutschland werden und einen „Bund der Mindermächtigen" um sich sammeln, der den beiden „halbfremden" Großmächten das Gegengewicht halte und rein deutsche Zwecke verfolge. Daher sollte Bayern auch der konstitutionelle Musterstaat für ganz Deutschland sein. Mit dem Sturze Montgelas' am 2. Februar 1817 erfocht diese Richtung ihren ersten bedeutenden Sieg und am 26. Mai 1818 gewährte König Max Joseph eine Verfassung, die erste, die ein deutscher Mittelstaat erhielt, in ihren Grundzügen das Muster für die andern.*) Der neue Landtag knüpfte immer noch an die alte ständische Gliederung an, aber er zog auch die Masse der städtischen Bevölkerung (nicht mehr die Stadträte allein) und die Bauern hinzu und betrachtete jedes einzelne Mitglied nicht als Vertreter seines Standes oder seines Wahlkreises, sondern des gesamten Volkes, verlangte daher, daß jeder nach seiner Überzeugung, nicht nach der Weisung seiner Wähler stimme, brachte also die Idee der Staatseinheit auch hierin, nicht mehr allein in der Verwaltung und Gesetzgebung, nachdrücklich zur Geltung. Gleichzeitig wurde den Gemeinden nach preußischem Vorbilde die Selbstverwaltung verliehen. Doch auf dem ersten Landtage, der am 4. Februar 1819 eröffnet wurde, traten alsbald weitgehende liberale Theorien und Forderungen hervor;

1816. 1818. 1819.

*) Die I. Kammer der „Reichsräte", wie die Urkunde sie in großbayerischem Stolze nannte, wurde aus solchen gebildet, die kraft ihrer Lebensstellung oder durch landesherrliche Ernennung ihr Recht erwarben, also hier aus den königlichen Prinzen, höheren Kronbeamten, den Häuptern der früher reichsunmittelbaren Geschlechter und den Spitzen der katholischen, wie der evangelischen Kirche; die II. Kammer bestand aus auf drei Jahre gewählten Vertretern bestimmter Gruppen, nämlich aus 17 adeligen Grundbesitzern, 3 Abgeordneten der Universitäten, 11 katholischen und 5 protestantischen Geistlichen, 33 städtischen und 66 ländlichen Abgeordneten.

Schwurgerichte, Trennung der Justiz von der Verwaltung, Vereidigung des Heeres auf die Verfassung und beträchtliche Verminderung der Heeresausgaben wurden verlangt, wogegen die Regierung die notwendige Anerkennung der Gesamtschulden aller Gebiete als gemeinsamer Staatsschuld (105 Millionen Gulden) nur mit großer Mühe durchsetzte.

Auch in Baden wirkten auswärtige Verwickelungen auf die Lösung der Verfassungsfrage bestimmend ein, umsomehr als sie mit inneren Verlegenheiten zusammen trafen. Unter Karl Friedrichs Nachfolger, dem menschenscheuen, mißtrauischen Großherzog Karl (1811—1818), verwilderte das Beamtentum, die Finanzen gerieten in Verwirrung, die gekränkten Standesherren murrten, der altösterreichische Breisgau ersehnte die Rückkehr seiner alten Landesherrschaft, der ganze künstliche Staatsbau geriet ins Wanken. Dazu kam, daß das Haus Zähringen dem Erlöschen nahe war, denn da die beiden Söhne des Großherzogs in frühem Alter starben, mußte die Herrschaft an den bejahrten, kinderlosen Oheim Ludwig I. übergehen und dann an Graf Leopold von Hochberg, den ältesten Sohn Karl Friedrichs aus seiner zweiten Ehe mit der Freiin von Geyersberg, die er zur Gräfin von Hochberg erhoben und deren Kindern er sofort das Erbrecht zugesichert hatte. Dies aber bestritt Bayern hartnäckig, um nach dem Aussterben der Zähringer seinen Anspruch auf die rechtsrheinische Pfalz durchzusetzen. Um so wichtiger erschien es, die Verhältnisse zu ordnen und die öffentliche Meinung durch die Verleihung einer Verfassung zu gewinnen. Gestützt auf Preußen, das den bayerischen Ansprüchen in München und Wien entschieden entgegentrat, verkündete der Großherzog am 4. Oktober 1817 die Erbfolge der Grafen von Hochberg und
1818. die Unteilbarkeit des badischen Staates, am 22. August 1818 gewährte er eine Verfassung, die, im wesentlichen nach dem Entwurfe des Finanzrates Nebenius, zwar auch eine I. Kammer für den Adel bildete, aber in der II. die Städte verhältnismäßig stärker berücksichtigte als das platte Land. Doch der neue Großherzog Ludwig I. (1818—1830), noch ein alter Soldat Friedrichs des Großen, mußte mit dem Landtage bald ähnliche Erfahrungen machen, wie Max Joseph in München, und schloß ihn daher am 28. Juli 1819 ohne jedes greifbare Ergebnis. Auch der Landtag des Herzogtums Nassau, der nach der Verfassung vom 1. September 1814 endlich im März 1818 zusammentrat, nachdem der Minister Marschall schon die ganze Verwaltung selbständig geordnet hatte, verwickelte sich mit der Regierung sofort in endlosen Streit über die hier allerdings besonders schwierige Frage, ob das Kammergut dem Staate oder dem Herrscherhause gehöre.

In Würtemberg hatte König Friedrich, um nur ja seine Souveränität
1815. dem Bunde gegenüber zu wahren, schon am 11. Januar 1815 eine Verfassung verliehen. Als nun aber der neue Landtag sich versammelte, forderte eine festgeschlossene Opposition des früher reichsunmittelbaren Adels, des alten ständischen Beamtentums und der Demokraten französischer Färbung, mit ihr L. Uhland, „das alte gute Recht" zurück, jene altständische Verfassung, die überhaupt nur für Altwürtemberg Geltung gehabt hatte. Nach langem, ergebnislosem Ringen vertagte der König am 26. Juli 1815 seine Stände und berief Wangenheim zum

Minister. Allein diese zähen Schwaben standen fest zu ihren Abgeordneten und sahen in dem wohlmeinenden, geistreichen Minister nur einen „Fremden", der für dies Volk kein Herz habe. Daher trat auch seinem freisinnigen und verständigen Verfassungsentwurfe dieselbe geschlossene Opposition entgegen, und ohne den Frieden mit seinem Volke gefunden zu haben, starb König Friedrich plötzlich am 30. Oktober 1816. Allgemeine Sympathien begrüßten seinen Nachfolger Wilhelm (1816—64), den „Helden von Montereau", der mit Recht als Gegner der väterlichen Politik galt, und als er nun im März 1817 dem Landtage einen neuen Verfassungsent- 1817.
wurf vorlegen ließ, da erklärten sich die Neu-Würtemberger für die Annahme, die altwürtembergische Mehrheit dagegen lehnte in zähem Trotz auch das königliche Ultimatum vom 2. Juni ab. Erzürnt löste der König den Landtag am 4. Juni 1817 auf und Würtemberg blieb vorerst ohne Verfassung. Erst die Unmöglichkeit, die immer mehr anschwellende Steuerlast, welche i. J. 1817 nicht weniger als 17,000 Menschen zur Auswanderung trieb, ohne ständische Mitwirkung zu beseitigen und die Furcht, der deutsche Bund, von Österreich geleitet, möge irgendwie in die würtembergischen Verhältnisse eingreifen, brachten zwei Jahre später die Lösung dieser Wirren. Der Landtag, welcher am 13. Juli 1819 in Ludwigsburg 1819.
zusammentrat, nahm diesmal den Entwurf der Regierung am 18. September an und am 26. September unterzeichnete der König die Verfassungsurkunde.*) Auch in Hessen-Darmstadt kam eine Verfassung trotz des Drängens der Standesherren und lebhafter Agitation erst am 17. December 1820 zum Abschluß. 1820.

Die altständischen Staaten. Gegenüber diesen süd- und westdeutschen Staaten, die zu modernen Konstitutionen übergingen, steht eine andere Gruppe im Norden, welche im wesentlichen an der altständischen Verfassung auch jetzt noch festhielt. In Kurhessen wollte der Kurfürst Friedrich Wilhelm I., ein kleinlicher, tyrannischer, geiziger Herr, sogar die sieben Jahre der westfälischen Regierung einfach aus der Geschichte streichen. Er versetzte die Beamten und Offiziere wieder in die Stellungen v. J. 1806 zurück, berief die damals entlassenen Soldaten zu ihren Regimentern, stellte die bäuerlichen Abhängigkeitsverhältnisse, wenngleich nicht die Patrimonialgerichtsbarkeit, wieder her, forderte von solchen Staatsschuldnern, die längst Kapital und Zinsen an die westfälische Regierung abgetragen hatten, diese Zahlungen nochmals und behandelte die Käufer der Domänen als seine Pächter. Dem entsprach es, daß er am 27. December 1814 die althessischen Stände zum 1. März 1815 berief, und zwar in den alten Formen, nur daß zu 1815.
den beiden Kurien der Prälaten und Ritter und der Landschaft (der Städte) als dritte eine bäuerliche trat. Aber es war freilich auch nur die Folgerung aus des Kurfürsten eignen Grundsätzen, wenn die beiden ersten Kurien gegen diese willkürliche Änderung in der Zusammensetzung des Landtages sich verwahrten und die ungesäumte Wiederherstellung aller Adelsrechte forderten, während die Bauern

*) Die I. Kammer wurde aus den königlichen Prinzen, den früher reichsunmittelbaren Standesherren und einer Anzahl vom König ernannter Mitglieder gebildet, die II. Kammer aus den Vertretern der protestantischen und katholischen Kirche, sowie der Landesuniversität, 13 Abgeordneten der Ritterschaft, 7 der größeren Städte und 64 der Oberämter.

umgekehrt die Ablösung der bäuerlichen Lasten verlangten. Bei diesem Widerstreite der Interessen blieben die Verhandlungen völlig unfruchtbar. Ebensowenig kam eine Vereinbarung über die Finanzvorlage des Kurfürsten betreffs den Ersatz seiner Rüstungskosten von 1806 und 1814 in der Höhe von 4 Millionen Thaler zu stande, zumal der Landtag Rechnungslegung auch über die kurfürstliche Kammerverwaltung verlangte. Nach dem Schlusse des Landtages am 1. Juli 1815 ging der Streit in der Presse und in Adressen fort. Auch der Landtag des folgenden Jahres 1816 wurde am 10. Mai ohne Abschied aufgelöst und der Kurfürst regierte unumschränkt bis zu seinem Tode (1821).

Im Nachbarlande Hannover ging der mächtige Adel auf die einfache Wiederherstellung des Alten aus. Da indes das Königreich durch die neuen Erwerbungen um etwa ein Drittel seines alten Bestandes vergrößert war, so mußte doch der Versuch gemacht werden, diese verschiedenartigen Gebiete in Verwaltung und Verfassung einigermaßen zu verschmelzen. Die Regierung, deren Seele der hochkonservative Geheime Kabinettsrat Rehberg war, berief deshalb für den December 1814 den ersten hannöverschen Gesamtlandtag Da er ganz überwiegend aus Edelleuten bestand und jeder Reform widerstrebte, so gelang es erst i. J. 1816, die Schulden der verschiedenen Gebiete in eine einheitliche Staatsschuld zu verwandeln und ein wirkliches Landesbeamtentum herzustellen. Andrerseits traten aber i. J. 1818 die (14) alten feudalen Provinziallandtage wieder ins Leben.
1819. Auch die Neugestaltung des Landtages vom December 1819, die ihn in zwei Kammern teilte, änderte an dem Übergewicht des Adels und des Staatsbeamtentums in demselben gar nichts. Daher blieben auch die Bestrebungen, die Domänen- und die Steuerkasse zu vereinigen, lange ergebnislos. Für die Volkswohlfahrt geschah so gut wie nichts; stolz auf seine Verbindung mit England und seiner Natur nach höchst konservativ, verlor dieser niedersächsische Stamm immer mehr das Bewußtsein seiner Zugehörigkeit zu Deutschland. Vollends ganz unberührt von all diesen Kämpfen blieb Mecklenburg, obwohl es an den Befreiungskriegen den ehrenvollsten Anteil genommen hatte. Nur die Aufhebung der Leibeigenschaft wurde i. J. 1820 beschlossen; doch da der Bauer mit der persönlichen Freiheit noch keinen Grundbesitz erwarb, so erwuchs daraus nur eine Bevölkerung von Tagelöhnern.

Wenn Sachsen sich zunächst ablehnend gegenüber den konstitutionellen Bestrebungen verhielt, so wirkten hierzu nicht nur das hohe Alter des Königs Friedrich August I. und die starrkonservative Gesinnung seines ersten Ministers, des Grafen D. von Einsiedel, mit, sondern auch die durch und durch partikularistische Stimmung des Volkes, welche durch die unglückliche Landesteilung v. J. 1815 erweckt war und sogar zu einer verspäteten Ausbildung einer verbissenen bonapartistischen Gesinnung führte, die jedes Verständnis der jüngsten Vergangenheit ausschloß. Indes nötigte die Verkleinerung des Landes wenigstens
1817. dazu, die erbländischen und die oberlausitzischen Stände i. J. 1817 zu einer Körperschaft zu vereinigen, obwohl der oberlausitzische Sonderlandtag daneben bestehen blieb. Das Verlangen nach einer modernen Verfassung trat zwar auf dem Landtage von 1820/21 schon hervor, blieb aber noch ohne Erfolg.

Die deutsche Burschenschaft. Angesichts dieser Lage in vielen Einzelstaaten und im Gesamtvaterlande ergriff tiefe Verstimmung eben die geistig führenden Kreise der Nation, die mit Uhland nicht lassen wollten

„Die Sehnsucht, daß ein Deutschland sich begründe,
Gesetzlich frei, volkskräftig, unzersplittert"

Denn war einst im Befreiungskriege aus ihrem Idealismus die feurige Vaterlandsliebe der gebildeten Jugend hervorgegangen, so stieß dieser jetzt mit der Wirklichkeit der Dinge hart zusammen und war allzusehr geneigt, alle die bitteren Enttäuschungen allein aus dem Übelwollen oder der Unfähigkeit der Regierenden zu erklären, ohne die Verhältnisse zu berücksichtigen. Recht aus der Seele heraus sprach diesen Kreisen L. Uhland, wenn er den Fürsten zurief:

„Wenn eure Schmach die Völker löften,
Wenn ihre Treue ihr erprobt,
So ist's an euch, nicht zu vertröften,
Zu leisten jetzt, was ihr gelobt."

Welchen Eindruck mußten nun vollends solche Erfahrungen auf die studierende norddeutsche Jugend machen, die zum größten Teile die Waffen gegen Frankreich getragen hatte und nun heimgekehrt war, das Herz voll glühender Begeisterung, den Kopf voll hochfliegender Pläne für Deutschlands Freiheit und Größe! War es ein Wunder, daß sie in jugendlicher Selbstüberhebung das, was den Staatsmännern mißlungen war, selber in die Hand nehmen zu können meinte? Solche Gedanken fanden ihre Stätte in der deutschen Burschenschaft, die 1816 in Jena, 1817 in Erlangen ins Leben trat, um im Gegensatz zu dem wüsten, leeren Treiben der Landsmannschaften alle Roheit abzuthun, deutsche Einigkeit und Sitte zu pflegen und den Körper zu stählen. Einer von den begeistertsten Anhängern Jahns, die sich die „Altdeutschen" nannten, Maßmann, faßte dann den Gedanken, das dreihundertjährige Jubelfest der Reformation mit einer Gedenkfeier der Leipziger Völkerschlacht zu verbinden und beide durch ein großes Burschenfest auf der Wartburg am 18. Oktober 1817 zu begehen. Die Weimarische Regierung 1817.
gab ihre Zustimmung und am 17. Oktober trafen 500—600 Studenten von zwölf protestantischen Universitäten, meist rüstig zu Fuß, in der alten Lutherstadt Eisenach ein. In ernster, religiös patriotischer Stimmung feierten sie den 18. Oktober durch Gesänge, Reden, Turnspiele und ein Festmahl auf der Wartburg; auch mehrere Professoren aus Jena nahmen Anteil. Da kamen einige erregte Köpfe aus Jahns Anhang auf den thörichten Gedanken, in Nachäffung der Verbrennung der Bannbulle, eine Art Strafgericht über mißfällige Erscheinungen der Zeit zu halten, indem sie am Abend auf dem Wartberge eine Anzahl ihnen verhaßter Bücher feierlich verbrannten und dabei einen Schnürleib, einen Zopf und einen Korporalstock als Merkmale der Knechtschaft ins Feuer warfen. Der unüberlegte Studentenstreich, den die meisten Festteilnehmer nicht beachtet hatten oder mißbilligten, erregte ungeheures und unverdientes Aufsehen. Ernste Patrioten, wie Stein und Niebuhr, verurteilten scharf diese jugendliche Überhebung. Karl August aber vertrat seine Studenten in einem Rundschreiben an die Regierungen und

einer Erklärung am Bundestage (December 1817). Zunächst nun wirkte der auf der Wartburg gegebene Anstoß weiter. Auf 14 deutschen Universitäten bildeten
1818. sich Burschenschaften und ihre Abgeordneten begründeten am 18. Oktober 1818 in Jena die Allgemeine deutsche Burschenschaft, die nach der Absicht der Stifter die gesamte deutsche Studentenschaft zu einem Ganzen zusammenfassen sollte, „gegründet auf das Verhältnis der deutschen Jugend zur werdenden Einheit des deutschen Vaterlandes". Das einigende Zeichen war das schwarzrotgoldene Band, wohl eine Zusammenstellung aus den Uniformfarben der Lützower. Neben solchen ebenso patriotischen als unklaren Bestrebungen traten nun aber zuerst unter der Gießener Studentenschaft Gedanken ganz anderer, aber sehr bestimmter Art hervor. Ihr Urheber war Karl Follen, Docent der Rechte, ein bildschöner Mann von ernster, strenger Haltung und rücksichtsloser Energie, daher von mächtigem Einfluß auf die Jugend, einer jener kalten Fanatiker des Verstandes, die vor nichts zurückschrecken, was die Folgerichtigkeit ihrer Glaubenssätze fordert. Dem Gerechten, lehrte er, gilt kein Gesetz; was die Vernunft für wahr anerkennt, muß durch den sittlichen Willen verwirklicht werden, sofort, unbedingt. Indem er diesen furchtbaren „Grundsatz" auf die Rousseausche Lehre von der ursprünglichen Freiheit und Gleichheit der Menschen anwandte, wollte er kurz und gut die einheitliche demokratische deutsche Republik und Kirche. Seine Anhänger nannten sich die „Unbedingten" oder die „Schwarzen" und standen unzweifelhaft mit auswärtigen Geheimbünden in Beziehung. Als Follen im Herbst 1818 nach Jena übersiedelte, gewann diese fanatische Sekte, die in dem Gedanken des politischen Mordes mehr und mehr sich berauschte, bald auch dort Boden, obwohl die Mehrzahl der Burschenschafter von dem geheimen Treiben nichts wußte. Aber schweres Unheil sollte aus ihm für Deutschland hervorgehen.

Der Aachener Kongreß. Im Herbst d. J. 1818 beschlossen die Monarchen und Minister der vier Mächte zu Aachen, nachdem sie schon im April eine bedeutende Herabsetzung der Schuldforderungen deutscher und anderer Privatgläubiger an die französische Staatskasse aus der Kriegszeit genehmigt hatten, die Besatzungstruppen schon zu Ende November aus Frankreich zurückzuziehen, um das Ansehen des schwachen bourbonischen Königtums gegenüber der rasch anwachsenden bonapartischen Strömung zu stärken, und nahmen aus demselben Grunde Frankreich in ihren Bund feierlich auf (15. November); zugleich erneuerten sie ihren besonderen Bund zur Bewahrung der Ordnung von 1815. In Deutschland erkannten sie die Einheit des badischen Staates und die Erbfolge der Grafen von Hochberg an. Bayern mußte sich mit einem kleinen Gebiet an der Tauber und einer Militärstraße nach der linksrheinischen Pfalz begnügen, obwohl es sich seine Rechte vorbehielt (20. November). Bei dem allen trat nun eine völlig veränderte Haltung des Zaren Alexander hervor. Er, der früher für die liberalen Ideen geschwärmt hatte, betrachtete sich jetzt seit der Entdeckung einer demokratischen Verschwörung unter seinen Gardeoffizieren als den Schirmherrn Europas gegen die Revolution und überließ damit die Leitung des Vierbundes thatsächlich Österreich. Auf seine Veranlassung wurde auch in Aachen eine Denkschrift des jungen roma-

nischen Bojaren Sturdza verteilt, welche die deutschen Universitäten als Herde revolutionärer Bestrebungen verdächtigte und ihre strengste Überwachung forderte. Daß sie kurz nachher durch einen Vertrauensbruch veröffentlicht wurde, erregte auf den Universitäten einen Sturm der Entrüstung. Er richtete sich zugleich gegen den Dichter A. von Kotzebue, der in seinem „Litterarischen Wochenblatt" die Bestrebungen der begeisterten Jugend mit Hohn überschüttete und seit Ende 1816 von seiner Vaterstadt Weimar aus, wo er als russischer Staatsrat lebte, dem Zaren regelmäßige Berichte über die geistige Bewegung in Deutschland abstattete. Seit einer von diesen in Ludens „Nemesis" veröffentlicht worden war, galt Kotzebue den aufgeregten Burschenschaftern schlechtweg als ein Feind des Vaterlandes, als ein russischer Spion und fühlte sich daher in Weimar so bedroht, daß er nach Mannheim übersiedelte. Die Erregung steigerte sich noch, als die preußische Regierung im März 1819 die Turnplätze schloß. Das alles verführte nun einen blinden Anhänger K. Follens, Karl Ludwig Sand aus Wunsiedel (geb. 1795), zu dem entsetzlichen Entschlusse, die Lehre seines Freundes von der Berechtigung des politischen Mordes in blutiger Wirklichkeit anzuwenden. Fest überzeugt, daß er damit eine heilige Pflicht erfülle, überraschte er am 23. März 1819 Kotzebue 1819. in seiner Wohnung und stieß den Wehrlosen nieder als „Verräter des Vaterlandes". Nach der That rannte sich der Mörder selbst den Dolch in die Brust, doch noch lebend fiel er dem Gericht in die Hände. Mit stoischer Seelenstärke ertrug er dann die Schmerzen seiner Wunde und einer gefährlichen Operation. Zu seiner That bekannte er sich, doch jedes Geständnis über seine Mitwisser verweigerte er mit kaltblütiger Sicherheit. Noch während er in der Untersuchungshaft sich befand, wagte am 1. Juli einer seiner Genossen, der Apotheker Löning, einen Mordanfall auf den nassauischen Präsidenten Ibell in Wiesbaden. Wahrhaft unheimlich war der Eindruck dieser Bluttaten auf weite Kreise der gebildeten Deutschen. So allgemein sie den Mord selbst verdammten, die Persönlichkeit und die Beweggründe des Thäters galten der Mehrzahl, sogar dem frommen Theologen de Wette, als ein Gegenstand der Bewunderung und ganz Mannheim war in Trauer, als am 20. Mai 1820 der Kopf Sands fiel. So tief war die Ver- 1820. bitterung über die öffentlichen Zustände.

Die Karlsbader Beschlüsse und die Wiener Schlußakte. Erschreckt und empört befahl König Friedrich Wilhelm III. das schärfste Einschreiten, obwohl die preußischen Universitäten an der burschenschaftlichen Bewegung wenig beteiligt waren. Aber unablässig hatte sein Generaladjutant Fürst Wittgenstein das Mißtrauen in ihm genährt und der neue Leiter des Polizeidepartements, Geheimrat Kamptz, glaubte alles Ernstes an eine große demokratische Verschwörung. So wurde L. Jahn auf die Festung gebracht, eine Menge makelloser Patrioten in kränkende Untersuchungen verwickelt, darunter selbst E. M. Arndt, seit 1818 Professor der Geschichte in Bonn. Aber während dies Vorgehen teils Hohn, teils Erbitterung erweckte, dachte Metternich die Besorgnisse der deutschen Regierungen und die Hilferufe Bayerns und Würtembergs zu einem großen Schlage nicht nur gegen die gefährliche Freiheit der Universitäten und der Presse, sondern auch

gegen die Verfassungen auszubeuten. Da ihm für solche Zwecke die Mehrheit des Bundestages nicht unbedingt sicher war, gewann er zunächst den König von Preußen persönlich in Teplitz, wo der Monarch zur Kur verweilte, zu einer vorläufigen Abkunft über die gemeinsame Bundespolitik beider Großmächte (1. August 1819). Preußen verpflichtete sich, nach dem „reinen Begriffe" des Art. 13 der Bundesakte nur eine landständische Provinzialvertretung zu gewähren und mit Österreich zusammen den Staaten, welche schon zu konstitutionellen Verfassungen übergegangen waren „zur Rückkehr zu einem, dem Bunde mehr angemessenen Verhältnis behilflich zu sein"; weiter wollten beide Mächte durch ein strenges Bundespreßgesetz dem „Preßunfug" steuern und endlich die Universitäten und Schulen von „schlechtgesinnten" Professoren säubern. Auf Grund dieser Vereinbarung berief Metternich die Minister von neun größeren Staaten zu geheimen Konfe-
1819. renzen nach Karlsbad (6. bis 31. August 1819). Hier scheiterte sein Hauptplan an dem entschiedenen Widerspruche des würtembergischen Ministers Wintzingerode, der dem Bunde nimmermehr Eingriffe in die Souveränität seines Herrn gestatten wollte. Dagegen einigte man sich darüber, die Universitäten unter die Aufsicht landesherrlicher Kommissare zu stellen, die Burschenschaft aufzulösen, in Mainz eine Centraluntersuchungskommission zur Aufspürung demagogischer Umtriebe einzusetzen und die Presse einer scharfen Censur zu unterwerfen. Stimmten aber schon die in Karlsbad vertretenen Staaten keineswegs in allen Punkten überein, so gelang es vollends nur durch eine Art von Überrumpelung, die Karlsbader Beschlüsse am Bundestage zur Annahme zu bringen, die am 20. September nach dem Protokoll einstimmig im engeren Rate statt im weiteren erfolgte, obwohl eine ganze Anzahl kleinstaatlicher Gesandter gar nicht instruiert war.

Nach den Karlsbader Verabredungen traten dann im November 1819 in Wien die dortigen Gesandten der Bundesstaaten zusammen und unterzeichneten am
1820 8. Juni 1820 die sogenannte Wiener Schlußakte. Sie betonte scharf den völkerrechtlichen Charakter des Bundes, forderte daher für „organische" Gesetze die Einstimmigkeit der Bundesversammlung, sagte den einzelnen Staaten gegenseitige Hilfe im Falle eines Aufruhrs zu, verbürgte ihnen ihren Besitzstand und ihre Souveränität auch gegenüber den Verfassungen.

Es war der vollständigste Sieg, den die habsburgische Politik seit den unheilvollen Tagen Ferdinands II. erfochten hatte, und zwar mit ganz ähnlichen Mitteln wie damals, mit einem Mißbrauche der nationalen Gesamtverfassung, die nach der Bundesakte gar kein Recht dazu gab, in solcher Weise die inneren Verhältnisse der Einzelstaaten zu ordnen; schimpflich wie damals beugten sich die deutschen Staaten, beugte sich selbst Preußen unter Österreichs Gebot. Wieder wie vor zweihundert Jahren wollte dies die freie Entwickelung des deutschen Geistes niederdrücken, weil es mit ihr selber nicht bestehen zu können meinte. Freilich die Ausführung war minder gewaltsam und minder erfolgreich. Die Burschenschaft löste sich gehorsam auf, zahlreiche junge Leute wurden mit mißtrauischen, kleinlichen Untersuchungen gequält, Arndt von der Mainzer Kommission seines Rechtes, Vorlesungen zu halten, beraubt. Und doch mußte die Kommission 1822

gestehen, daß sie eine revolutionäre Verschwörung nicht habe nachweisen können, weil eine solche eben nicht bestand. Auch blieb die Durchführung der Karlsbader Beschlüsse in den einzelnen Staaten sehr mangelhaft.

Rückwirkungen. Doch welch eine Drachensaat des Mißtrauens und der Verbitterung war mit ihnen ausgestreut! Die nationalen und freiheitlichen Ideen ließen sich durch Polizeimaßregeln doch ebensowenig unterdrücken, wie einst der Protestantismus von der Säbelherrschaft kaiserlicher Generäle; sie wurden nur in die Verborgenheit zurückgedrängt und hier nahmen sie zugleich eine radikalere Färbung an unter dem Einfluß fremder, namentlich französischer Theorien. Damit verband sich bald ein tiefes Mißtrauen gegen die Regierungen überhaupt und besonders gegen den Deutschen Bund, der durchaus und mit Recht als eine Macht des Rückschrittes erschien. Um so mehr strebten die liberalen Parteien danach, die Einwirkungen des Bundestages auf die Einzelstaaten auszuschließen, und dies traf zusammen mit dem herrschenden Gesichtspunkte der fürstlichen Politik, die uneingeschränkte Souveränität zu wahren. So gestalteten sich selbst die konstitutionellen Einzellandtage zu einem Bollwerke des Sondergeistes. Die großen nationalen Thaten der Befreiungskriege aber wurden außerhalb Preußens rasch vergessen; zumal die Süddeutschen gewöhnten sich daran, diese glorreiche Zeit von französischem Standpunkte aus zu betrachten, in ihren eignen Staaten den Hort der Freiheit, in Preußen aber einen Staat fürstlicher Unumschränktheit und polizeilicher Bevormundung zu sehen, von dem nichts zu hoffen und viel zu fürchten sei. An den Folgen dieses Entwickelungsganges hat der deutsche Liberalismus Jahrzehnte hindurch gelitten und ganz sind sie noch heute nicht überwunden.

Neugestaltung der katholischen Kirche in Südwestdeutschland. Dieser ungesunde Sondergeist hat auch die Neugestaltung der katholischen Kirche in Deutschland beherrscht. Nach dem Ende der Napoleonischen Kriege war sie ein Trümmerhaufen. Den alten Zusammenhang ihrer Sprengel hatte schon die Abtretung des linken Rheinufers zerrissen, mit den Säkularisationen d. J. 1803 war der gesamte weltliche Besitz verloren gegangen. Wohl erstrebte nun der edle Heinrich von Wessenberg, Generalvikar von Constanz, eine katholisch-deutsche Nationalkirche, indem er das Papsttum als „ein Gemisch von gesetzlichem Judentum und selbstgeschaffenem Heidentum“ bekämpfte und sogar manche wichtige Glaubenslehren angriff, und da einer der bedeutendsten katholischen Theologen, Prof. G. Hermes in Münster (seit 1820 in Bonn), ähnliche Ideen vertrat, so schlugen sie in der Geistlichkeit des Westens tiefe Wurzeln. Doch Rom zog Nutzen aus der allgemeinen Stärkung der kirchlichen Gesinnung und aus den mittelalterlich-romantischen Neigungen weiter Kreise, und die katholische Geistlichkeit hatte mit dem Verluste ihres alten weltlichen Besitzes auch den festen vaterländischen Boden unter den Füßen verloren. So scharten sich eifrige Katholiken ultramontaner Färbung in Frankfurt a. M. um die Schlegel, in Coblenz um J. Görres, in Münster um den Generalvikar von Droste. Das ganze Treiben fand seinen Mittelpunkt in der päpstlichen Nuntiatur zu München, seine bewegende Kraft in dem 1814 wiederhergestellten Jesuitenorden. Diesen Bestrebungen und der zähen

Folgerichtigkeit, den uralten Überlieferungen der Kurie gegenüber zeigten sich die deutschen Einzelstaaten unklar und uneinig. Schon am 5. Juni 1817 schloß **Bayern** sein besonderes Konkordat mit Rom.*) Nach diesem ersten Siege Roms scheiterte natürlich die Absicht der **oberrheinischen Staaten**, auf Grund des Josephinischen Kirchenrechtes (s. S. 985 f.) eine Vereinbarung mit Rom zustande zu bringen. Schließlich verzichteten sie auf jede grundsätzliche Abkunft mit Rom und Papst Pius VII. regelte die Sprengel der sogenannten „**oberrheinischen Kirchenprovinz**" durch die Circumscriptionsbullen von 1821.**) Für **Hannover** wurden i. J. 1824 die beiden Bistümer Hildesheim und Osnabrück anerkannt.

Die Opposition gegen Österreich am Bundestage. Dieselbe Politik der Gruppenbildung beherrschte auch mehrere Jahre lang die Bundespolitik Würtembergs und anderer Mittelstaaten. Ähnlich wie Kronprinz Ludwig von Bayern wollte **Wangenheim**, der würtembergische Bundestagsgesandte, die „reindeutschen" Staaten zu einer selbständigen Gruppe innerhalb des Bundes zusammenfassen und so dem Dualismus der beiden Großmächte die „Trias" entgegenstellen. Daher führte er für Würtemberg, unterstützt von dem hessen-darmstädtischen Gesandten Harnier und dem Kurhessen Lepel, am Bundestage die Opposition gegen Österreich. Sie erfocht indes nur in der Ordnung der **Bundeskriegsverfassung**
1821 vom 9. April 1821 einen Erfolg, weil sie hier auf den Sondergeist aller mittelstaatlichen Regierungen sich stützte. Statt daß, wie Preußen vorschlug, die norddeutschen Truppen unter preußischen, die süddeutschen unter österreichischen Oberbefehl gestellt wurden, sollte jede der beiden Großmächte nur drei Armeekorps stellen, die Mittelstaaten zusammen vier (VII. Bayern, VIII. Würtemberg, Baden, beide Hessen, IX. Sachsen, Nassau, Luxemburg, X. Hannover, Braunschweig, Oldenburg, Mecklenburg, die Hansestädte), die Kleinstaaten eine Reservedivision für die Bundesfestungen. So wurde das Bundesheer des „Gleichgewichts" halber künstlich geschwächt und zugleich gelähmt durch die Vorschrift, daß der Bundesfeldherr im Falle eines Krieges vom Bunde erwählt werden und an die Zustimmung der Vertreter der verschiedenen Kriegsherren gebunden sein sollte. Dazu war die Bundesarmee viel zu schwach, da ihre Präsenzstärke nur 1 Prozent der Bevölkerung, die der Ersatztruppen höchstens $^1/_2$ Prozent betragen durfte. Von einer Übereinstimmung in Bewaffnung, Ausrüstung, Exercitium, Dienstzeit und Ergänzungsweise war vollends keine Rede; in letzterer Beziehung herrschte außerhalb

*) Es setzte die beiden Erzbischöfe von München-Freising und Bamberg, sowie die sechs Bischöfe von Regensburg, Passau, Eichstädt, Würzburg, Augsburg und Speier ein, überließ den Bischöfen die Erziehung der Geistlichen und die Aufsicht über die Volksschulen, gestand ihnen unbeschränkte Strafgewalt über jene und völlige Freiheit des Verkehres mit Rom zu und führte sogar eine scharfe Büchercensur ein. Nur das königliche Ernennungs- oder Vorschlagsrecht für die Bistümer und das Placet blieben bestehen und wurden später durch die Verfassung gesichert.

**) Sie erhoben Freiburg i. Br. zum Erzbistum, unterstellten ihm die Bistümer Mainz, Rotenburg, Limburg und Fulda und verbürgten die freie Wahl der Domkapitel, vorbehältlich der landesherrlichen Bestätigung.

Preußens überall die französische Konskription mit Stellvertretung. Kaum wurde endlich die Übernahme der drei Festungen Mainz, Luxemburg und Landau durch den Bund beschlossen.

Durch dies alles schärfte sich nun der Gegensatz zwischen Österreich und
Würtemberg als dem Führer der Opposition. In derselben Richtung wirkten die
europäischen Ereignisse. In den romanischen Ländern brachen die Revolutionen
gegen das klerikal-absolutistische Regiment der wiederhergestellten Herrscherhäuser
los. Der spanischen Militärrevolution im Januar 1820 folgte am 4. Juli die
neapolitanische, beide für die Einführung der vergötterten spanischen Verfassung
von 1812. Sofort schritten die verbündeten Großmächte als Wächter der euro-
päischen Ordnung ein. Nach den Beschlüssen des Monarchenkongresses von *Lai-
bach* im Januar 1821, welche die Ministerberatungen in *Troppau* im Oktober 1821.
1820 vorbereitet hatten, warfen die Österreicher im März 1821 die neapolitanische
Erhebung mit leichter Mühe nieder. Als kurz nachher ein Militäraufstand in
Turin und Alessandria die Abdankung König Victor Emanuels I. und die Er-
hebung des Prinzen *Karl Albert* von Savoyen-Carignan zum Regenten er-
zwang, schritten im April 1821 ebenfalls österreichische Truppen ein. Spaniens
Schicksal entschied der Kongreß von *Verona* im September 1822. In seinem Auf- 1822.
trage stellte Frankreich 1823 die unumschränkte Gewalt König Ferdinands VII.
wieder her. Inmitten dieser Gegensätze bemühte sich Würtemberg vergeblich, die
liberalen europäischen Mittelstaaten um sich zu versammeln. Unter dem Einflusse
einer österreichischen Denkschrift, die den König Wilhelm als einen „entschie-
denen Feind des Deutschen Bundes" bezeichnete, forderte daher ein Rundschreiben
des Kongresses von Verona die deutschen Bundesstaaten zur Unterdrückung der
liberalen Bestrebungen auf. Wohl wahrte eine würtembergische Cirkularnote vom
2. Januar 1823 die Rechte der „Mindermächtigen" gegenüber den Großstaaten, 1823.
aber die Mehrheit des Bundestages erklärte doch ihre „dankbare Übereinstimmung"
mit den Beschlüssen von Verona, und als die drei Ostmächte kurzweg ihre Ge-
sandten aus Stuttgart abberiefen, da mußte König Wilhelm im Juli Wangen-
heim entlassen und den „Stuttgarter Beobachter" unterdrücken. Auch die übrigen
liberalgesinnten Gesandten wurden aus Frankfurt entfernt. Seitdem war der
Bundestag unbedingt in den Händen Österreichs und genehmigte daher im August
1824 auf dessen Antrag die Fortdauer der Karlsbader Beschlüsse.

Die Neugestaltung Preußens. Die Folge war, daß wieder wie in den Tagen des versinkenden heiligen römischen Reiches die Lösung aller praktischen nationalen Aufgaben den Einzelstaaten zufiel. Ein Glück für Deutschland, daß es in Preußen jetzt einen leistungsfähigen Großstaat besaß. Eben zu der Zeit, da es von süddeutschen Liberalen am heftigsten geschmäht wurde, hat Preußen für die künftige nationale Einheit den Grund gelegt. Die Neuordnung der *Verwaltung* war die nächste, aber auch die schwierigste Aufgabe. Denn die großen Reformen Steins waren selbst in den alten Provinzen nicht vollendet, dazu sollte jetzt eine Menge neuerworbener, sehr verschiedenartiger und meist widerwilliger Landesteile dem alten Kerne angegliedert werden. Schon am 30. April 1815

wurde die Einteilung des Staates in zehn Provinzen verfügt, von denen indes i. J. 1829 Ost- und Westpreußen vereinigt, Cleve-Berg zur Rheinprovinz geschlagen wurden. Mit großer Schonung der alten Einteilungen verfuhr man bei der Abgrenzung der Provinzen, Regierungsbezirke und Kreise. Am buntesten zusammengesetzt und am schlechtesten abgerundet war die Provinz Sachsen, am schwierigsten zu behandeln das Rheinland und die Provinz Posen. Denn dort verbanden sich französische Sympathien und Einrichtungen mit katholischer Gesinnung, hier setzte das katholische Polentum der deutschen und protestantischen Regierung zähen Widerstand entgegen. Diese verfuhr daher anfangs sehr schonend, setzte den Fürsten Anton Radziwill († 1833) als „Statthalter“ ein und wagte erst allmählich die preußischen Gesetze durchzuführen und die deutsche Einwanderung zu begünstigen, so daß auch der Großgrundbesitz mehr und mehr in deutsche Hände überging.*) In der Rheinprovinz ließ Preußen das französische Gerichtsverfahren und den Code Napoléon bestehen, aber das Unterrichtswesen ordnete es hier wie in Posen durchaus nach deutscher Weise. Als die mächtigste Klammer für den Staat erwies sich das Heerwesen. Nach kurzem Schwanken vollzog der König unter dem
1814. Einflusse seines trefflichen Kriegsministers von Boyen am 3. September 1814 das „Gesetz über die Verpflichtung zum Kriegsdienst“ auf Grund der allgemeinen Wehrpflicht. Die Friedensstärke wurde auf 120,000 Mann (1 Prozent der Bevölkerung), die Dienstpflicht auf 3 Jahre in der Linie, 2 in der Reserve, je 7 in der Landwehr ersten und zweiten Aufgebotes festgesetzt, vermögende und gebildete junge Leute zu einjährigem Dienst in einem selbstgewählten Truppenteil (zunächst nur bei den Jägern und Schützen) zugelassen, wobei die Landwehr vorerst noch ganz außerhalb des Divisionsverbandes der Linie stand. Der Landsturm endlich umfaßte alle nicht zur Linie oder Landwehr gehörigen waffenfähigen Männer vom 17. bis zum 50. Lebensjahre. Die Gliederung in 8 selbständige, aus allen Waffengattungen gebildete Armeekorps (I. Preußen, II. Pommern, III. Brandenburg, IV. Provinz Sachsen, V. Nieder-Schlesien und Posen, VI. Mittel- und Oberschlesien, VII. Westfalen, VIII. Rheinland) wurde jetzt durchgeführt. Es bedurfte der ganzen ruhigen Festigkeit des Königs, um in schwungloser Friedenszeit dies tiefeinschneidende Gesetz gegen den Widerstand der bisher bevorrechteten Stände und der Liberalen durchzusetzen, aber Scharnhorsts Traum war erfüllt. Fortan war in Preußen das Heer in der That „das Volk in Waffen“, der uralte germanische Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht war in einer der modernen Kultur entsprechenden Form wieder zur Geltung gebracht, die Grundlage für die dereinstige Neubildung des gesamten deutschen Heerwesens gefunden.

Der Kampf um die preußische Verfassung. Doch wenn einst die Wehrpflicht des freien Mannes zusammengefallen war mit seinem Rechte, an der Verwaltung des Gemeinwesens teilzunehmen, so hatten Steins Reformen diese

*) Im Jahre 1848 besaßen polnische Großgrundbesitzer 3,717,000 Morgen, deutsche 2,496,000 Morgen. Die Zahl der Deutschen in der Provinz betrug damals etwa 500,000 gegen 700,000 Polen.

Folgerung nur für die Stadtverwaltung gezogen, für die Landesverwaltung zog man sie auch jetzt noch nicht. Preußen blieb vielmehr ohne Verfassung, obwohl der König bereits am 22. Mai 1815 eine „Repräsentation des Volkes“ verheißen hatte. Freilich erklärt sich diese Unterlassung aus der Fülle starker Gegensätze, welche der preußische Staat umschloß, aus der Uneinigkeit der Reformer selbst und aus der Gleichgültigkeit des Volkes. So blieb der Kampf um die Verfassung auf einen kleinen Kreis beschränkt, aber da hier eben sehr bedeutende Männer einander gegenüber standen, so wurde er um nichts weniger leidenschaftlich und heftig geführt. Nachdem zunächst am 30. März 1817 eine Verfassungskommission unter Hardenberg niedergesetzt worden und eine ausführliche Umfrage in den Provinzen nur ein wirres Durcheinander der verschiedensten Ansichten ergeben hatte, geschah ein großer Schritt vorwärts durch die Ernennung W. von Humboldts zum Minister des Innern im Januar 1819. Doch diesem 1819. trat nicht nur Hardenbergs persönliche Eifersucht hindernd entgegen, sondern noch mehr der verhängnisvolle Umschlag in der Stimmung des Königs, welchen die Ermordung Kotzebues und die Erfahrungen mit den süddeutschen Kammern hervorbrachten. Daß Humboldt die Karlsbader Beschlüsse entschieden bekämpfte, veranlaßte schon im December 1819 seinen Rücktritt und fast gleichzeitig nahm der Schöpfer des neuen Heergesetzes, General Boyen, seine Entlassung. Es war der erste große Sieg der Verfassungsgegner. In der neuen Verfassungskommission aber gewann bald der Kronprinz entscheidenden Einfluß, der für die ständische Gliederung des Mittelalters schwärmte und eine „Reichsverfassung“ für unmöglich erklärte. Nach seinen Anschauungen verschob die Kabinettsordre vom 11. Juni 1821 die Bildung von Reichsständen auf eine spätere Zeit und befahl die Beratung über die Einrichtung von Provinzialständen. So kam endlich unter heftigem Kampfe mit den Feudalen, welche sogar die alten Provinzialministerien zurückforderten, das Gesetz über die Bildung von Provinzialständen vom 5. Juni 1823 zu stande. Acht ständisch gegliederte Landtage mit einem unbilligen Über- 1823. gewichte des Adels, also des Großgrundbesitzes, wurden gebildet; standen doch im ganzen 278 adligen Stimmen 182 bürgerliche und 124 bäuerliche gegenüber. Die Grenzen ihrer Befugnisse aber waren teils zu eng bemessen, insofern den Ständen nur eine beratende Stimme zustand, teils zu weit gezogen, insofern sie auch solche allgemeine Angelegenheiten behandeln durften, die für ihre Provinz von Wichtigkeit waren. Das konnte unter Umständen geradezu die Einheit des Staates gefährden. So bestand zwischen der Verfassung und der Verwaltung Preußens ein unlösbarer Widerspruch, namentlich seit Hardenbergs Tode (26. November 1822). Die Verfassung blieb hinter der Zeit zurück, die Verwaltung eilte der Durchschnittsbildung der Zeit weit voraus.

Das Finanz- und Zollwesen Preußens. Und doch, für die nächsten und dringendsten praktischen Aufgaben der preußisch-deutschen Politik wäre eben deshalb eine starke preußische Volksvertretung damals höchst wahrscheinlich ein schweres Hemmnis gewesen; sie konnten damals nur von einem unumschränkten Königtume und einem hochgebildeten, selbständig schaltenden Beamtentume gelöst

werden. Galt es doch nichts Geringeres, als das gesamte Steuerwesen von Grund aus umzugestalten und das wirtschaftliche Leben des Staates in ganz neue Bahnen zu lenken. Und das alles mußte rasch geschehen, denn die wirtschaftliche und finanzielle Lage Preußens duldete keinen Aufschub.*)

Nachdem schon am 11. Juni 1816 die grundsätzliche Aufhebung aller Binnen-
1818. zölle ausgesprochen worden, beseitigte das **Zollgesetz** vom 26. Mai 1818, das
Werk des Finanzministers **Maaßen**, sämtliche Zölle im Inlande, verlegte die
Zölle ausschließlich an die Staatsgrenze, bemaß sie so, daß sie den preußischen
Gewerbfleiß gegen die erdrückende fremde Konkurrenz einigermaßen schützten, regelte
ihre Erhebung nach dem Gewicht der Ware durch einen einfachen Tarif und
1820. belegte den Durchgangsverkehr mit hohen Abgaben. Am 30. Mai 1820 führte
ferner das Gesetz über das Abgabenwesen die (direkte) Gewerbe- und Klassensteuer für Stadt und Land, die (indirekte) Mahl- und Schlachtsteuer für die Städte ein; am 30. September 1821 folgte das Münzgesetz, am 7. März 1822 das Stempelgesetz. Bald bewiesen die Folgen den Segen dieser Gesetzgebung. Bis 1827 war nicht nur das Gleichgewicht im Staatshaushalt hergestellt, sondern er erzielte bereits Überschüsse.

Die Anfänge des Zollvereins. Aber so zerrissen war das preußische Gebiet, so eingeschnürt und durchsetzt von fremden Landesteilen, daß der Zollabschluß nach außen und die Verkehrsfreiheit im Innern auf preußischem Boden allein sich gar nicht erreichen ließ. So ging aus der notwendigen harten Interessenpolitik Preußens die Einheit des nationalen Wirtschaftsgebietes, der deutsche Zollverein, hervor, die materielle Grundlage des neuen Deutschen Reiches, allerdings erst in langjähriger, sorgenvoller, geduldiger Arbeit. Denn die schroffsten Gegensätze standen sich gegenüber. Hannover diente englischen, Holstein dänischen Interessen, die Hansestädte und Mecklenburg schlossen sich selbstgenügsam ab, die Rheinuferstaaten waren freihändlerisch, weil sie ihren Absatz in Holland und England fanden, Württemberg, Bayern, Sachsen im wesentlichen schutzzöllnerisch, weil ihr Gewerbefleiß vom englischen fast erdrückt wurde; hemmend wirkte auch das Souveränitätsbewußtsein der Fürsten. Und doch lag der Gedanke nationaler

*) Die Erschöpfung des Landes war ungeheuer. In den Jahren 1807/15 hatten allein Ost- und Westpreußen 370 Millionen Thaler verloren, der Wert der Güter war dort auf den 5. oder 6. Teil des früheren gesunken und etwa die Hälfte derselben in andere Hände übergegangen. Aber selbst im Magdeburgischen hatte sich der Wert des Grund und Bodens um die Hälfte vermindert und in allen Provinzen waren die Gutsbesitzer verschuldet. Dazu betrug der Wert der Ausfuhr in den Jahren 1815/25 kaum ein Drittel derjenigen von 1805, denn die übermächtige englische Konkurrenz ließ den heimischen Gewerbfleiß nicht aufkommen. Dem entsprechend hatte sich die Finanzlage des Staates gestaltet. Der außerordentliche Staatsaufwand 1806/15 betrug über 257 Millionen Thaler, wovon auf die Jahre 1813/15 allein fast 62 Millionen fielen. Davon waren nur 165 Millionen durch Domänenverkäufe, Kontributionen u. a. m. gedeckt, das übrige war der Staatsschuld zugewachsen, die i. J. 1820 auf 180 Millionen gestiegen war. Daher war der Kredit so gesunken, daß die vierprozentigen Staatsschuldscheine i. J. 1813 auf 25, i. J. 1818 auf 67 standen und i. J. 1817 eine fünfprozentige Anleihe in Holland nur zum Kurs von 72 zu stande kam.

Wirtschaftseinigung gewissermaßen in der Luft. Er hatte in § 19 der Bundesakte Ausdruck gefunden, für ihn traten der badische Staatsmann K. F. Nebenius und der schwäbische Volkswirt Fr. List in zahlreichen, z. T. klassischen Schriften ein. Allein beide erwarteten die Verwirklichung ihrer Ideale vom Bunde, der dazu ebenso unfähig war, wie das alte Reich. Der einzig gangbare Weg war vielmehr der, welchen die Staatsmänner Preußens einschlugen; sie wollten durch Sonderverträge die einzelnen deutschen Staaten an das preußische Zollwesen anschließen.

Langsam genug freilich kamen sie zunächst vorwärts. Zwar unterwarf Schwarzburg-Sondershausen als der erste deutsche Staat seine Unterherrschaft durch den Vertrag vom 25. Oktober 1819 dem preußischen Zollwesen, 1819.
aber die Mittelstaaten widerstrebten zäh und überall in Deutschland war die Stimmung gegen Preußen. So folgten bis 1828 nur Schwarzburg-Rudolstadt für seine Unterherrschaft (1822) und Anhalt-Bernburg (1826); Anhalt-Köthen, dessen Herzog Friedrich aufs hartnäckigste sich sträubte, wurde 1822 mit preußischen Zollstellen umgeben, um den dreisten Schmuggel von dorther zu hindern und aus dem gleichen Grunde 1827 vom Elbverkehr ausgeschlossen; es fügte sich aber erst i. J. 1828. Diese Erfahrungen brachten bei der preußischen Regierung fünf leitende Grundsätze zur Reife: die Anmeldung zum Eintritt abzuwarten, die Verhandlungen nur in Berlin und nur mit jedem Staate einzeln zu führen, den größeren Staaten die Gleichberechtigung mit Preußen zuzugestehen und nicht mehr wie bisher, planmäßig „von Grenze zu Grenze" vorzugehen, sondern jede Gelegenheit zu ergreifen.

Der bayerisch-würtembergische Zollverein. In denselben Jahren bemühten sich die südwestdeutschen Staaten, zu einer Zolleinigung zu gelangen. Aber weder die Darmstädter Konferenzen (1820—1823), noch die Verhandlungen in Stuttgart 1825 kamen zum Ziele, weil die Interessengegensätze auf so engem Raum sich eben nicht ausgleichen ließen. Da griff König Ludwig I. von Bayern (1825 bis 1848) im Sinne seiner großbayerischen Triaspläne entschiedener ein und schloß am 18. Januar 1828 einen Zollverein mit Würtemberg. Der Erfolg war nicht 1828.
ganz der erwartete. Da die zu bewachende Grenze im Verhältnis zu dem umschlossenen Gebiet zu lang war, so verschlangen die Verwaltungskosten etwa 44 Prozent der Zolleinnahmen und diese letzteren blieben vergleichsweise um fast zwei Drittel hinter den preußischen zurück. Nur die Erweiterung des Vereins nach Norden, namentlich nach beiden Hessen, konnte günstigere Verhältnisse schaffen.

Der preußisch-hessische Zollverein. Da trat diesen Plänen ein stärkerer Wille in den Weg. Seit d. J. 1825 leitete das preußische Finanzministerium F. C. A. von Motz, ein feuriger, geistvoller, kenntnisreicher und durchaus praktischer Beamter, der an den deutschen Beruf seines Staates mit voller Überzeugung glaubte und in der Zollpolitik das Kühnste für das Klügste hielt. Auf seinen Rat kam am 14. Februar 1828 der Zollvertrag mit Hessen-Darmstadt zustande, der erste mit einem deutschen Mittelstaate und das Muster

aller übrigen. Hessen unterwarf sich den preußischen Zöllen, behielt aber die selbständige Zollverwaltung an seinen Grenzen und übte mit Preußen zusammen die Überwachung derselben aus. In der Zollgesetzgebung stimmte es gleichberechtigt mit Preußen, das Kündigungsrecht blieb beiden Teilen vorbehalten. Wenn der wirtschaftliche Vorteil dieses Vertrages durchaus Hessen zufiel, so war der politische Vorteil bei Preußen, denn es hinderte damit jede Ausdehnung des süddeutschen Zollvereins nach dem Norden und hatte die Grundlagen für alle folgenden Verträge gewonnen.

Der mitteldeutsche Handelsverein und der preußisch-bayerische Vertrag. Da schlossen sich auf die Veranlassung Sachsens, dessen wirtschaftliche Lage sich seit dem preußischen Zollgesetz völlig unhaltbar gestaltet hatte, die thüringischen Staaten, Hessen-Kassel, Braunschweig, Hannover, Bremen und Frank-
1828. furt a. M. am 24. September 1828 in Kassel mit Sachsen zum mitteldeutschen Handelsverein zusammen, der die Teilnehmer auf sechs Jahre verpflichtete, nicht einseitig einem der beiden Zollvereine beizutreten und die bisherigen Verhältnisse zu behaupten. Bald aber zerbröckelte diese lockere Bundesgenossenschaft, die kein positiver Gedanke zusammenhielt. Über sie hinweg knüpfte Preußen schon im September 1828 geheime Verbindungen mit Bayern an und begann im März
1829. 1829 die entscheidenden Verhandlungen in Berlin. Da von beiden Seiten die auserlesensten Kräfte zur Stelle waren und die beiderseitigen Grundsätze einander sehr nahe standen, so kam schon am 27. Mai der Vertrag zu stande. Beide Zollvereine versprachen sich Zollfreiheit für alle inländischen Erzeugnisse auf zwölf Jahre und verpflichteten sich, nur gemeinsame Handelsverträge abzuschließen und ihre Einrichtungen einander möglichst zu nähern. Auch König Ludwig war voll Freude über das gelungene Werk, diese neue heilvolle Verbindung der Hohenzollern und Wittelsbacher; doch seine volle Wirkung sicherte dem Vertrage erst ein Meisterstreich von Motz. Im Juli 1829 schloß er mit Gotha und Meiningen Verträge über die Erbauung zweier zollfreier Straßen zur Verbindung zwischen Preußen und Bayern. Der mitteldeutsche Handelsverein war mitten durchgespalten und schon auf dem Kasseler Kongreß trat die vollste Uneinigkeit zu Tage. Mit dem Scharfblick des Hasses sagte damals der badische Minister Blittersdorf voraus: „wenn Preußen alle deutschen Staaten unter seinem Handelssysteme vereinigt, dann ist Österreich faktisch aus dem deutschen Bunde hinausgedrängt."

Preußens auswärtige Politik. Und in der That, eben damals bewies Preußen unter der Leitung des stolzen Grafen Bernstorff (seit 1825) in einer großen Frage der europäischen Politik, daß es der Führung Österreichs sich nicht mehr unterwerfe, sondern eine selbständige Stellung zu behaupten gedenke. Im Frühjahr 1821 war die Erhebung der Griechen gegen die türkische Herrschaft zum Ausbruch gekommen. Mit leidenschaftlicher Teilnahme, wie sie im außerpreußischen Deutschland sich noch niemals für eine politische Frage geregt hatte, begleiteten die gebildeten Deutschen den heldenhaften Verzweiflungskampf des kleinen Volkes, keiner mehr, als König Ludwig von Bayern. Die Schwärmerei für das klassische Altertum, die Begeisterung für die Freiheit und das Mitgefühl für die

christlichen Glaubensgenossen wirkten in einer Weise zusammen, wie sie vielleicht nur auf deutschem Boden möglich war. Überall sammelten die „Philhellenenvereine" Geld und Waffen, Wilhelm Müllers „Griechenlieder" feierten in schwungvollen Versen die Thaten dieses neuen Perserkrieges, und bald zogen Scharen deutscher Freiwilliger, darunter der würtembergische General Normann (s. S. 1095), hinüber nach Hellas in den heiligen Kampf. Dem gegenüber wollte Metternich in dem griechischen Aufstande nur eine Empörung gegen den rechtmäßigen Landesherrn sehen, während Rußland seiner überlieferten Politik gemäß die Griechen begünstigte und England zwar die Erhaltung der Türkei als einer Vormauer gegen Rußland wünschte, aber eben deshalb das Los der christlichen Rajahvölker verbessern wollte. Indem diese beiden Mächte sich im April 1827 mit Frankreich verbündeten, um einen Waffenstillstand zu erzwingen und Griechenland als einen selbständigen Staat zu konstituieren, löste sich das alte Bündnis der festländischen Mächte auf. So wurde am 20. Oktober 1827 die türkisch-ägyptische Flotte bei Navarino vernichtet, im nächsten Jahre eröffneten die Russen an der unteren Donau den Krieg, im August 1829 drang General Diebitsch über den Balkan siegreich bis Adrianopel vor. Demnach konnte Preußen, das weder ein gefährliches Anwachsen der russischen Macht noch eine Fortdauer der türkischen Greuel wünschte, nur für den Frieden und für die Selbständigkeit Griechenlands wirken. In diesem Sinne vermittelte der preußische Militärbevollmächtigte am türkischen Hofe, General von Müffling, am 14. September 1829 den Frieden von Adrianopel. 1829.
Als dann der junge griechische Staat gebildet wurde, lehnte Prinz Leopold von Coburg die Krone ab, da die englische Eifersucht weder Kreta nach Thessalien mit Griechenland vereinigt sehen wollte, und erst nach langen Wirren nahm der jugendliche Prinz Otto von Bayern, König Ludwigs Sohn, i. J. 1832 die hellenische Krone an. Mit einer Hochherzigkeit und Selbstverleugnung, deren nur Deutsche fähig waren, stellte König Ludwig seinem Sohne Truppen, Geld und Beamte zur Verfügung, um auf diesem entsetzlich verwüsteten, von Parteien durchwühlten Boden den neuen griechischen Staat aufzurichten. Nicht minder uneigennützig sandte später Preußen dem Sultan Mahmud tüchtige Offiziere zur Umbildung seiner Armee, darunter den, dessen Siege einst Napoleons Feldherrnruhm überstrahlen sollten, Hellmut von Moltke.

Folgen der Julirevolution. Zum erstenmale seit den Befreiungskriegen hatte der Freiheitskampf der Griechen und die Revolutionen in den romanischen Ländern ein starkes politisches Interesse bei den gebildeten Deutschen erregt und damit auch den freiheitlich-nationalen Bestrebungen neue Kraft gegeben. So stand es, als die Pariser Julirevolution i. J. 1830 das Haus Bourbon stürzte und die 1830.
Orleans auf den Thron erhob. Die Revolutionen in Belgien, Italien und Polen folgten; um sich gegen die letztere Erhebung zu schützen, mußte Preußen an seiner Ostgrenze ein Beobachtungsheer unter Gneisenau aufstellen († 24. August 1831) und unterstützte die russischen Unternehmungen in Polen. In Deutschland aber verband sich die Unzufriedenheit mit den bestehenden politischen Zuständen und das maßgebende Ansehen, dessen Frankreich sich bei den deutschen Liberalen

erfreute, um tiefgehende Bewegungen hervorzurufen. Doch waren sie in ihren Äußerungen und Wirkungen verschieden. In den noch ständisch verwalteten Staaten Norddeutschlands gab die Julirevolution den wohlthätigen Anstoß zum Übergange in die moderne konstitutionelle Staatsform. Am ungestümsten trat die Bewegung in Braunschweig auf. Hier brach auf die Kunde von der
1830. Julirevolution am 7. September 1830 die Erbitterung dieses sonst so besonnenen niedersächsischen Volkes gegen das launenhafte Willkürregiment des jungen Herzogs Karl (seit 1823) in offene Empörung aus. Das Schloß wurde erstürmt und in Brand gesteckt, der Herzog zur Flucht genötigt. An seiner Stelle übernahm zunächst sein Bruder Wilhelm II. als Regent die Geschäfte. Der Bundestag erkannte ihn am 2. December als solchen, im April 1831 aber als Herzog an. Bis an sein Ende (1873) hat seitdem Herzog Karl im Auslande gelebt, lange Zeit noch mit Plänen zu seiner Wiederherstellung beschäftigt, um endlich sein riesiges Vermögen in kleinlicher Rachsucht durch letztwillige Verfügung zu gunsten der Stadt Genf seinem Lande und seinem Hause zu entziehen.

Im benachbarten Kurhessen verbanden sich mit der Mißwirtschaft des Kurfürsten Wilhelm II. (1821—1847) und der wirtschaftlichen Not, der Folge seiner Zollpolitik (s. S. 1128), die ärgerlichsten Familienhändel. Der Kurfürst ließ sich von seiner zur Gräfin von Reichenbach erhobenen Mätresse völlig beherrschen, so daß seine Gemahlin, die Schwester König Friedrich Wilhelms III., sich ganz nach Bonn zurückzog. Eben gegen die Reichenbach richtete sich deshalb die allgemeine Erbitterung und Entrüstung und so entschlossen war die Haltung der Bürgerschaft von Kassel, die an dem Kurprinzen einen Rückhalt hatte, daß der eingeschüchterte Kurfürst am 15. September 1830 die sofortige Berufung der Stände und die Entfernung der Reichenbach zusagte. Jene brachten dann schon am
1831. 5. Januar 1831 die neue Verfassung zum Abschluß, die nur eine Kammer einführte und dieser ausgedehnte Rechte verlieh. Im September desselben Jahres wurde der Kronprinz zum Mitregenten bestellt, der Kurfürst lebte seitdem meist außer Landes.

Sehr harmloser Art waren die Unruhen in Hannover. Die kindische „Göttinger Revolution" im Januar 1831 und die Tumulte in Osterode wurden rasch unterdrückt und kurz nachher, im Februar, übernahm der wohlmeinende Herzog von Cambridge als Vizekönig die Regierung im Namen Wilhelms IV. von England. Da die Forderungen der Reformer, an deren Spitze der konservative Abgeordnete von Osnabrück, Bertram Stüve, und der Göttinger Historiker Fr. Ch. Dahlmann standen (Aufhebung der bäuerlichen Lasten, Reform der Finanzen, Gemeindeordnung für Stadt und Land), sehr maßvoll waren, so
1833. trug das neue Staatsgrundgesetz vom 26. September 1833 ein durchaus konservatives Gepräge. Es stellte die Einheit der Finanzverwaltung durch Verschmelzung der ständischen und der königlichen Kasse her, überwies dem Königshause reiche Domänen statt einer Civilliste und ließ die erste Kammer sowie die Provinziallandtage in ihrer bisherigen Zusammensetzung bestehen. Ergänzend trat später das Hausgesetz vom November 1836 hinzu. Das einmal lebhafter ange-

regte politische Leben Hannovers fand schon seit dem Januar 1832 seinen Sprechsaal in der „Hannöverschen Zeitung“, die der gelehrte Historiker G. Pertz in ganz konservativem Sinne leitete und die sehr bald im ganzen nördlichen Deutschland maßgebendes Ansehen erwarb.

Weit gründlicher war die Umgestaltung in Sachsen. Die populäre Bewegung, welche hier am 2. September 1831 in Leipzig, am 9. September auch 1831.
in Dresden ausbrach, richtete sich zunächst lediglich gegen die Mißbräuche der verrotteten Stadtverwaltung. Der Anstoß zur Erneuerung des Staatswesens ging viel weniger von ihr aus, als vom Geheimen Rate, der die besten Kräfte des jüngeren Beamtentums umschloß, und diese Partei erfocht ihren ersten Erfolg in der Entlassung des Kabinettsministers Grafen Einsiedel, der Errichtung einer „Immediatkommission“ unter dem Vorsitze des trefflichen, vielseitig gebildeten Prinzen Johann (geb. 1801) und in der Erhebung des allgemein beliebten Prinzen Friedrich August zum Mitregenten (16. September) neben dem greisen König Anton (1827—1836). War mit der Einführung der „Kommunerepräsentanten“ der Anfang zur Reform der städtischen Verwaltung gemacht und durch die Errichtung der „Kommunalgarde“ ein populärer Wunsch befriedigt, so vollzog der Landtag, der am 1. März 1831 zum letztenmale in seiner alten Form zusammentrat, die Umgestaltung der Landesverfassung, der einzige Fall in Deutschland, daß diese durch friedliche Vereinbarung mit den alten Ständen gelang, wenngleich erst nach hartem Kampfe mit dem Adel. Dessen Wünschen kam die neue Verfassung vom 4. September 1831 insofern entgegen, als der Stand der Großgrundbesitzer nicht nur in der I. Kammer weit überwog, sondern auch in der II. Kammer eine starke Vertretung erhielt, auch die Abhängigkeit des Wahlrechts von der Ansässigkeit viele intelligente Kräfte davon ausschloß, was dem mehr und mehr sich entwickelnden industriellen Charakter des Landes nicht entsprach. Doch wurde die einheitliche Finanzverwaltung erreicht und hochherzig verzichtete das Königshaus auf seine ausgedehnten Domänen zu gunsten des Staates, obwohl die dafür ausgeworfene Civilliste keineswegs die Höhe der Domäneneinkünfte erreichte. An die Stelle der bisherigen Landesbehörden traten schon im November 1831 sechs Fachministerien, von denen das augenblicklich wichtigste, das des Innern, Bernhard von Lindenau übernahm, der einsichtige Führer der jüngeren Beamtenpartei. Die Geschäfte der bisherigen Provinzialbehörden gingen mit d. J. 1835 an die vier Kreisdirektionen über, die Städteordnung vom 2. Februar 1832 gestaltete die Stadtverwaltung nach preußisch-bayerischem Muster. Auch die Ober-Lausitz trat vorbehältlich mancher Sonderrechte und ihres Provinziallandtages unter die Verfassung des Gesamtstaates. Ebenso wurde die Einheit des Staatsschuldenwesens hergestellt und somit überhaupt endlich die Einheit des sächsischen Staates. Zugleich erfuhren die staatswirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse eine gründliche Umwandelung durch ein einheitliches Steuerwesen, die Ablösung der bäuerlichen Lasten (17. März 1832) und die Landgemeindeordnung (1838). Die Rechtspflege erhielt einheitliche Gestaltung durch die Errichtung der vier Appellationsgerichte, die unter dem Oberappella-

tionsgericht standen, und eine feste Grundlage durch das treffliche Strafgesetzbuch von 1836.

Ausbau des Zollvereins. Erst diese Umgestaltung der norddeutschen Staaten ermöglichte ihren Anschluß an das preußische Zollsystem, den ihre wirt-
1831. schaftliche Vereinzelung gebieterisch forderte. Zuerst trat am 25. August 1831 Kurhessen bei, so daß der mitteldeutsche Handelsverein sich thatsächlich auflöste.
1833. Bayern und Würtemberg schlossen mit Preußen am 22. März 1833 den Zollvertrag auf sechs Jahre, der ihnen die Einstimmigkeit für die Zollgesetzgebung und das Recht zu selbständigen Handelsverträgen zugestand. Die Verhandlungen mit Sachsen gediehen am 30. März 1833 zum Abschluß, obwohl hier die Interessen des großen Handelsplatzes Leipzig den preußischen Zöllen widerstrebten und in Preußen schwere Bedenken gegen die Zulassung der Konkurrenz der sächsischen Industrie bestanden. Endlich folgten die thüringischen Kleinstaaten, und
1834. nun kam jene Neujahrsnacht von 1834, da in ganz Mitteldeutschland die Zollschranken fielen und dem geplagten Volke die Ahnung einer neuen besseren Zeit aufging. Im selben Jahre noch trat Baden, jetzt eingeklemmt zwischen Frankreich und dem neuen Zollverein, bei (12. Mai 1834), am 10. December 1835 Nassau, endlich am 2. Januar 1836 Frankfurt a. M., nun auf allen Seiten von Zollschranken umklammert, denen es sich vergeblich durch seinen lächerlichen Handelsvertrag mit England zu entwinden gesucht hatte. Wohl schlossen nun Hannover, Braunschweig, Oldenburg und Lippe-Schaumburg i. J. 1837 ihren besonderen „Steuerverein", aber der weitaus größere Teil des außerösterreichischen Deutschland, 8253 Geviertmeilen mit mehr als 25 Millionen Einwohnern, war jetzt in ein Wirtschaftsgebiet zusammengefaßt, die nationale Wirtschaftseinheit ging ihrer Verwirklichung entgegen. In der augenblicklich wichtigsten nationalen Angelegenheit war Österreich von Preußen völlig überflügelt.

Die radikale Bewegung in Süddeutschland und der Bundestag. Freilich haben damals die politische Bedeutung dieses Erfolges wenige Deutsche geahnt, wie im Norden Dahlmann, im Süden Karl Mathy. Den meisten Liberalen trübte es das Urteil, daß Preußen noch immer kein Verfassungsstaat war. Daß es dann an der Unterdrückung der unreifen und thörichten radikalen Umsturzpläne, die im Süden nach 1830 auftauchten, entschieden mitwirkte, machte es dort geradezu verhaßt.

Eben dieser ganz undeutsche Radikalismus hatte durch die französische Julirevolution eine mächtige Verstärkung erfahren. Er schlug besonders feste Wurzeln in der unzufriedenen bayerischen Pfalz und in Baden, das seit der Thronbesteigung des Großherzogs Leopold II. (1830—1852), des ersten aus der Linie der Hochberger, als das konstitutionelle Musterland galt. Österreich, vom Zaren Nikolaus I. (1825—1854), dem angeblich berufensten Vorkämpfer der monarchischen Ordnung, noch vorwärts gedrängt, versuchte den Bundestag zu scharfem Vorgehen gegen die ganze seit 1830 entfesselte Bewegung zu veranlassen. Da indes Preußen und die konstitutionellen Staaten widersprachen, so kam es zunächst nur zu einer Verfügung gegen den Mißbrauch der Presse (10. November 1831). Eben diese

aber rief in der bedrohten Presse eine starke Gegenbewegung hervor. Um die Aufregung in immer weitere Kreise zu tragen, veranstaltete man große Volksfeste, so vor allem am 27. Mai 1832 das Hambacher Fest auf der gleichnamigen 1832.
Schloßruine bei Neustadt an der Hardt, das viele Tausende von nah und fern vereinigte und in den zahllosen Reden ganz überwiegend radikalrepublikanische Gesinnungen zur Schau stellte, aber praktisch schon deshalb ohne Wirkung blieb, weil kaum einer von den begeisterten Teilnehmern ernsthaft an die Verwirklichung seiner Ideale dachte. Trotzdem nahm der Bundestag den Gedanken der unseligen Karlsbader Beschlüsse wieder auf. Sein Beschluß vom 28. Juni stellte die Thätigkeit der Landtage unter Bundesaufsicht, ein zweiter vom 2. Juli verbot alle politischen Vereine, Versammlungen und Feste, ein dritter erneuerte die Karlsbader Vorschriften gegen die Universitäten. Gleichzeitig waren nun aber in den burschenschaftlichen Verbindungen und ihrem Anhang, die im Geheimen fordauerten, die alten revolutionären Gedanken der „Schwarzen" wieder aufgetaucht. Sie fanden ihre Mittelpunkte einerseits in Gießen, Marburg und Frankfurt a. M., andrerseits in Stuttgart. Das Ziel war die Verwirklichung der deutschen Einheit und Freiheit auf revolutionärem Wege; dafür hoffte man auf französische und polnische Hilfe und scheute sogar nicht vor dem Versuche zurück, die Truppen zum Eidbruche zu verführen. In jener Überschätzung der politischen Bedeutung des deutschen Südwestens, die den dortigen Radikalen und Liberalen noch lange die Köpfe verwirrt hat, und in einer wahrhaft kindischen Urteilslosigkeit über die Bedeutung politischer Macht beschlossen die Führer, gleichzeitig in Ludwigsburg und Frankfurt a. M. loszubrechen und nach Pariser Art die Republik auszurufen.
Doch die Frankfurter schlugen zu zeitig, am 3. April 1833, los und da niemandem 1833.
einfiel, sich der Handvoll Bewaffneter anzuschließen, welche die Hauptwache und die Konstablerwache erstürmt hatten, so machte das Frankfurter Militär diesem „Frankfurter Putsch" ein rasches und verdientes Ende.

Die Folgen des unbesonnenen Streiches waren die allertraurigsten für weite
Kreise. Auf Österreichs Antrag beschloß der Bundestag am 20. Juni 1833 in 1833.
Frankfurt eine Bundescentralkommission einzusetzen, und überall begann nun die „Demagogenjagd", besonders gehässig und kleinlich in Preußen. Hier verurteilte das Kammergericht von 204 zur Untersuchung gezogenen Burschenschaftern 39 zum Tode, darunter Fritz Reuter, was dann allerdings in langjährige Zuchthausstrafe verwandelt wurde; auch in Bayern verfuhr man ähnlich. Hunderte von lebensfrischen, hoffnungsvollen Jünglingen wurden aus ihrer Bahn geschleudert, in langer Haft gebrochen oder in die Verbannung getrieben, wo ihr Leben im mühsamen Ringen um den Unterhalt oder in ziellosen Verschwörungen zerrann.

Flüchtlinge aus aller Herren Länder sammelten sich in der Schweiz zu dem radikalen Bunde des „jungen Europa" unter der Führung des italienischen Verschwörers Joseph Mazzini. Trotz der sehr geringen praktischen Wirksamkeit dieser Vereinigung meist fast mittelloser Verbannter erschienen den Großmächten neue Unterdrückungsmaßregeln gerechtfertigt. Nach der vorbereitenden Ministerkonferenz in Teplitz im Sommer 1833 und der Münchengrätzer Zusammenkunft

zwischen den beiden Kaisern von Österreich und Rußland und dem Kronprinzen von Preußen im September desselben Jahres stellten die Beratungen der Gesandten in Wien (vom Januar bis Juni 1834) die Vorlagen fest, welche dann der Bundestag zu Ende d. J. 1834 und im Juni 1835 zu seinen Beschlüssen erhob. Streitigkeiten zwischen Regierungen und Ständen sollten durch Bundesschiedsgerichte beigelegt, die Presse und die Universitäten unter strenge Aufsicht gestellt werden. Dazu zwangen die Ostmächte durch Abbruch der diplomatischen Beziehungen die Schweiz zu scharfem Vorgehen gegen die Verbannten, die berufene „Flüchtlingshatz". Die nationalen und freiheitlichen Bestrebungen im Volke wurden dadurch jetzt so wenig wie früher unterdrückt, aber sie nahmen bei vielen eine immer radikalere, republikanische Färbung an und zugleich erlitt das Rechtsbewußtsein des Volkes eine schwere Schädigung, denn ihm galten die Opfer der Demagogenjagd schlechtweg als Märtyrer und die Fürsten als Tyrannen.

Der Verfassungsbruch in Hannover. Auch in sehr gemäßigten Kreisen rief kurz nachher der Verfassungsbruch in Hannover tiefe Verstimmung hervor. Als der Tod König Wilhelms IV. von England und Hannover am 20. Juni 1837 die unnatürliche Verbindung beider Staaten zum Heile Deutschlands löste, bestieg in Hannover der jüngere Bruder des Verstorbenen, der Herzog Ernst August von Cumberland, den Thron (1837—1851). Ein stolzer, eigenwilliger, harter Herr, ein Feind höherer Bildung und konstitutioneller Formen, obwohl tüchtig und thätig in der Verwaltung, rechtfertigte er gleich anfangs die düsteren Erwartungen, die ihn empfingen, indem er die Beamten von ihrem Ver-
1837. fassungseide entband. Darauf hob er am 30. Oktober die Verfassung von 1833 eigenmächtig auf, um die Einheit der Finanzverwaltung zu beseitigen und die Nachfolge seines erblindeten Sohnes Georg zu sichern, die gegen diese Verfassung verstieß. Die rechtlose Handlung erregte überall im Lande dumpfen Groll, doch zu einer mannhaften That, zum feierlichen Protest gegen den Verfassungsbruch entschlossen sich nur sieben Göttinger Professoren, die erlauchtesten Namen der deutschen Wissenschaft, die reinsten Charaktere, Fr. Chr. Dahlmann, Jakob und Wilhelm Grimm, G. Gervinus, E. Albrecht, W. Weber, H. Ewald. „Der ganze Gewinn ihrer Wirksamkeit, führte Dahlmann in dieser Erklärung vom 17. November aus, beruht nicht sicherer auf dem wissenschaftlichen Werte ihrer Lehren als auf ihrer persönlichen Unbescholtenheit. Sobald sie vor der studierenden Jugend als Männer erscheinen, die mit ihrem Eide ein leichtfertiges Spiel treiben, ebensobald ist der Segen ihrer Wirksamkeit dahin." Der König enthob darauf erzürnt am 11. December die Sieben ihres Amtes und verwies drei von ihnen, Dahlmann, J. Grimm und Gervinus, sogar des Landes. Daß deutsche Gelehrte um ihrer politischen Überzeugung willen Amt und Heimat aufgaben, war den Deutschen jener Tage etwas ganz Neues, und je klarer sie hier das Recht auf ihrer Seite hatten, desto tiefer war der Eindruck. Schon im December bildete sich in Leipzig ein Ausschuß, später der weit umfassende „Göttinger Verein", um den Sieben durch freiwillige Beiträge über die Not des Tages hinwegzuhelfen. Sonst freilich konnte das deutsche Volk den Gemißhandelten nichts

bieten als „die Riesenklänge innigsten Mitgefühles“; denn keine Regierung wagte es zunächst den Verfemten ein Amt anzubieten. Für Hannover hatte ihr tapferes Beispiel keine Folgen. Der auf Grund der Verfassung von 1819 einberufene Landtag brachte es zu keiner entschiedenen Haltung und wurde schon im Juni 1838 vertagt, und einer Beschwerde gegenüber erklärte der Bundestag trotz der erbetenen juristischen Gutachten am 6. September seine Inkompetenz. Endlich gelang es der hannöverschen Regierung durch starkbeeinflußte Neuwahlen i. J. 1839 einen gefügigen Landtag zu erzielen und mit ihm das gewünschte Ziel zu erreichen. Das Ergebnis war für Hannover eine gründliche Erschütterung des Rechtszustandes und des Rechtsbewußtseins, für ganz Deutschland eine gewaltige Verstärkung des konstitutionellen Gedankens, dem jetzt die schlichte That der Göttinger Sieben die sittliche Weihe gegeben hatte. In dem heranwachsenden Geschlechte hat sie ebendeshalb noch lange nachgewirkt.

Kurhessische Verfassungskämpfe. In denselben Jahren zeigte die Zähigkeit, mit der das kurhessische Volk seine Verfassung verteidigte, wie feste Wurzeln der konstitutionelle Gedanke doch schon in Deutschland geschlagen habe. Der Regent, Kurprinz Friedrich Wilhelm, der erst am 20. November 1847 seinem Vater als Kurfürst folgte, ein eigenwilliger, mißtrauischer, kleinlicher Charakter, obwohl er in patriarchalischer Weise das Beste seines Landes ehrlich wollte, betrachtete die Verfassung nicht nur als ein Hemmnis für sein überspanntes Souveränitätsbewußtsein, sondern auch für seinen Wunsch, seine unebenbürtige Nachkommenschaft (die Prinzen von Hanau) angemessen auszustatten, da seit 1831 das fürstliche Privatvermögen vom Staatsvermögen streng geschieden war. In H. D. L. Hassenpflug (geb. 1794), einem hervorragend begabten Beamten von eiserner Willenskraft, dem er im Mai 1832 die Ministerien der Justiz und des Innern übertrug, fand er ein geeignetes Werkzeug und beim hessischen Adel im ganzen Beifall. Als starrer Feind des modernen verfassungsmäßigen Lebens suchte der Minister die Verfassung nicht gerade umzustürzen, wohl aber durch sophistische, willkürliche Auslegung zu umgehen und behauptete sich, obwohl der Landtag mehrfach ihn wegen Verfassungsverletzung anklagte. Unter solchen Kämpfen kamen nur wenige Reformen zustande, so das segensreiche Ablösungsgesetz und die Gemeindeordnung von 1834. Erst im Juli 1837 trat Hassenpflug zurück, weil seine Herrschsucht dem Kurfürsten allmählich lästig geworden war, doch seine Politik wurde möglichst fortgesetzt.

Die preußische Union. Daß der Mangel einer kräftigen Volksvertretung eine moderne monarchische Regierung nicht stärke, sondern schwäche, sollte Preußen damals an sich selber sehr empfindlich erfahren. Die kirchlichen Verhältnisse des Staates, an sich von jeher schwierig, waren durch den Hinzutritt neuer teils streng lutherischer, teils katholischer Provinzen noch erheblich schwieriger geworden. Fiel doch im Osten Katholicismus und Polentum beinahe zusammen und im Westen fand der rheinländische Sondergeist im Katholicismus eine Stütze. Nun hatte Friedrich Wilhelm III. i. J. 1817 die Einsetzung eines Kultusministeriums und evangelischer Provinzialkonsistorien für die Verwaltung der Kirchen- und

1817. Unterrichtsangelegenheiten verfügt. In demselben Jahre, anläßlich des Jubelfestes der Lutherschen Reformation, brachte er einen alten Plan der Hohenzollern und einen eignen Herzenswunsch zur Ausführung. Er verkündete die Union als eine Einigung der lutherischen und reformierten Kirche über Verfassung, Verwaltung des Kirchengutes und gottesdienstliche Gebräuche, namentlich beim Abendmahl, und empfahl für die letzteren i. J. 1822 eine gemeinsame Agende. Trotz des redlichsten Willens aber verletzte eine so selbstherrliche Ordnung kirchlicher Verhältnisse ohne Mitwirkung einer kirchlichen Vertretung in weiten Kreisen aufs tiefste und der Widerspruch, den die Agende fand, hielt nun wieder den König ab, die im Geiste des Protestantismus tief begründete Teilnahme der Gemeinden an der Kirchenverwaltung in Form von Synoden zu gewähren; nur die rheinisch-westfälische Kirche, die stets auf diesem Boden gestanden hatte, erhielt i. J. 1835 eine Synodalordnung. Für die Kirche Preußens überhaupt wurden nur Generalsuperintendenten eingesetzt (i. J. 1829) und endlich i. J. 1830 die Agende, die inzwischen sechs Siebentel der Gemeinden angenommen hatten, als Gesetz verkündet. Damit erst war die unierte Landeskirche Preußens vollendet. Wo die Verhältnisse ähnlich lagen, wie dort, fand die Union, teilweise mit gleichzeitiger Einführung einer Synodalordnung, Nachahmung: in Nassau 1817, in der Rheinpfalz 1818, in Baden 1821. Aber der Widerspruch schwieg auch in Preußen keineswegs. Zuerst in Schlesien regten sich die strengen Lutheraner, und obwohl die Regierung manche Geistliche sogar ihres Amtes entsetzte, so begann doch seit 1835 die Bildung separiert lutherischer Gemeinden, die sich i. J. 1841 endlich eine gemeinsame Ordnung gaben.

Preußen und die katholische Kirche. Über die Neuordnung der katho-
1821. lischen Kirche hatte Preußen i. J. 1821 nach schwierigen Verhandlungen mit Rom, die B. G. Niebuhr fest und besonnen leitete, die päpstliche Bulle De salute animarum erlangt. An die Spitze traten die Erzbischöfe von Köln und Gnesen-Posen, der Fürstbischof von Breslau und die Bischöfe von Trier, Münster, Paderborn, Kulm und Ermland. Ohne irgendwie auf einer grundsätzlichen Regelung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche zu bestehen, weil eine solche wenigstens für den modernen Staat unmöglich ist, sicherte sich doch der preußische Staat den gebührenden Einfluß. Denn der König hatte das Recht, bei der Bischofswahl von der ihm überreichten Liste die ihm ungeeignet erscheinenden Kandidaten zu streichen und empfing den Treueid des erwählten Bischofs; die Geistlichen wurden zwar von den Bischöfen angestellt, aber mit Genehmigung der Regierung (Anzeigepflicht), der Unterricht, soweit er nicht rein staatlich war, vom Staate überwacht. Und nun erlaubte der preußische Staat in seinen katholischen Landschaften nicht nur der römischen Kirche, in Prozessionen und Festen sich so glänzend darzustellen, wie irgendwann früher, sondern er stattete auch die Bischöfe reichlich aus, verbesserte die Gehalte der Geistlichen und förderte den Weiterbau des Kölner Doms. Papst Leo XII. äußerte damals, wenn ein katholischer Fürst soviel für die protestantische Kirche thue, wie der König von Preußen für die katholische, so würde er den Bann verdienen.

Doch bald stieß der paritätisch-moderne Staat mit der aufstrebenden ultramontanen Richtung aufs heftigste zusammen in der Frage der gemischten Ehen, die für die westlichen Provinzen Preußens und seine halbpolnischen Landschaften im Osten eine Lebensfrage war. Während das Tridentiner Koncil solche Ehen grundsätzlich überhaupt verwarf, hatte in ihnen das preußische Landrecht von 1794 einen der wichtigsten Hebel erkannt, um die Verträglichkeit der Konfessionen zu fördern, und demgemäß verfügt, daß die Söhne dem Vater, die Töchter der Mutter zu folgen hätten, falls nicht eine Einigung erzielt wurde. Die Deklaration von 1803, die durch Kabinettsordre v. J. 1825 auf die westlichen Provinzen ausgedehnt wurde, änderte dies dahin, daß die Kinder stets dem Vater zu folgen hätten. Da nun auch Pius VII. für jene Provinzen gemischte Ehen ohne das Versprechen katholischer Kindererziehung für giltig erklärt hatte, so schien alles geordnet, als zahlreiche Verletzungen dieser Bestimmungen von seiten eifrig ultramontaner Geistlicher die Frage wieder aufrührten.

Unter dem Einflusse der in Berlin damals herrschenden romantisch-reaktionären Strömung und auf den Rat des geistvollen, aber ähnlich gestimmten Josias von Bunsen faßte die Regierung den bedenklichen Beschluß, über die Grenzen staatlicher Hoheit durch Bunsen mit Rom zu verhandeln, allerdings besonders mit Rücksicht auf den milden, duldsamen und gewandten Erzbischof von Köln, Graf Friedrich August von Spiegel (1825—1835). Als aber mit Gregor XVI. am 2. Februar 1831 der Jesuitismus in Rom zur Herrschaft gelangte, schloß die Regierung auf Vorschlag Bunsens mit Graf Spiegel ohne Wissen Roms am 7. Juni 1834 einen Vertrag auf Grund der Kabinettsordre von 1825 und der Erzbischof brachte denselben auch bei den ihm untergebenen Bischöfen von Paderborn, Münster und Trier zur Anerkennung, wie sie fest entschlossen, die Selbständigkeit seines bischöflichen Amtes auch gegenüber Rom zu behaupten. Indes versäumte die Regierung ein förmliches Placet zu erteilen und der Tod Graf Spiegels am 2. August 1835 brachte eine neue ungünstige Wendung. 1834.

Denn aller Warnungen und der maßlosen ultramontanen Agitation von Belgien und Frankreich her ungeachtet bestimmte die Regierung jetzt das überraschte Kölner Domkapitel zur Wahl des Münsterschen Weihbischofs Clemens August Droste zu Vischering (1. December 1835), weil sie dessen bündigem Versprechen vertraute, er 1835.
werde jenen Vertrag von 1834 stets anerkennen. Aber die Folgerichtigkeit seines streng ultramontanen Standpunktes und der starre Charakter dieses eisenköpfigen, derben Westfalen drängte den neuen Erzbischof sehr bald zum Kampfe mit dem Staate. Er eröffnete ihn zunächst auf einem anderen Gebiete, indem er die päpstliche Verdammung der Lehre des inzwischen 1831 verstorbenen Hermes (26. September 1835) aufs schroffste zur Geltung brachte und dann seinen Geistlichen die Berufung von seiner Entscheidung an den Staat schlechtweg verbot. Die Regierung that nichts, um die bedrohten Hermesianer zu schützen; erst als der Erzbischof auch sein Versprechen bezüglich der gemischten Ehen brach, stellte sie ihn am 3. November 1837 vor die Wahl, entweder sich den Staatsgesetzen zu fügen oder sein Amt niederzulegen, und als er beides verweigerte, ja sogar Miene machte, das

Volk zu seinem Schutze, also zum Aufstande aufzurufen, da ließ ihn die Regie-
1837 rung am 20. November verhaften und nach der Festung Minden bringen. Leidenschaftliche Agitation in der Presse und im katholischen Volke, heftige Proteste Roms waren die Folge dieses notwendigen Gewaltschritts. Gregor XVI. wies jede Verhandlung zurück und Bunsen wurde am 1. April 1838 abberufen. Gleichzeitig
1838 entschied die Kabinettsordre vom 30. Januar 1838 die Frage der gemischten Ehen auf Grund des Landrechtes. Aber auch gegen den Erzbischof von Gnesen-Posen, **Dunin**, mußte die Regierung einschreiten, da dieser im Februar desselben Jahres seinen Geistlichen ebenfalls die Einsegnung gemischter Ehen ohne ein bindendes Ver-
1839. sprechen verbot. Im April 1839 wurde er von seinem Amte suspendiert und schließlich auf die Festung Kolberg abgeführt, gegen die Geistlichen aber, die nun alle kirchlichen Handlungen einstellten, die Einhaltung ihrer Einkünfte (Temporaliensperre) verfügt.

Doch der Streit blieb ungelöst, und da die preußische Regierung ganz selbständig, ohne Rückhalt an einer Volksvertretung, vorgegangen war, so erschien ihr Verfahren der öffentlichen Meinung tyrannisch und die beiden Erzbischöfe wurden als Opfer der Willkür betrachtet.

Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. Es war klar: auch Preußen konnte die Errichtung eines kräftigen Landtages ohne schwere Gefahren nicht länger vermeiden, und wie diese, so harrten auch die dringendsten Fragen der gesamtdeutschen Politik noch der Lösung. Deshalb begrüßte allgemeine frohe Erwartung inner- und außerhalb Preußens die Thronbesteigung König **Friedrich**
1840 **Wilhelms IV.** am 7. Juni 1840. Geboren am 15. Oktober 1795 war er in seiner Jugendentwickelung wesentlich durch zwei Einflüsse bestimmt worden: durch die ästhetisch-litterarischen Grundsätze seines Erziehers Friedrich Delbrück (1800—1810), der die künftigen praktisch-politischen Aufgaben des jungen Fürsten allzusehr aus den Augen ließ und die eigenwillige, empfängliche Natur des hochbegabten Knaben nicht zu fester Selbstbeschränkung anzuleiten verstand, und durch die tiefe Abneigung gegen die Ideen der französischen Revolution, also auch gegen die Aufklärung des 18. Jahrhunderts, die sein zweiter Erzieher, der geschmeidige, vielseitige, charakterschwache Deutschfranzose Friedrich Ancillon, zuerst in ihm erweckt hatte. Die Erfahrungen der Napoleonischen Zeit bestärkten den Kronprinzen noch weiter in diesen Anschauungen, ohne daß seine Teilnahme am Feldzuge von 1814 ein besonderes Interesse für militärische Dinge in ihm erweckt hätte. Auf solchem Boden schlugen die Ideen der aufsteigenden Romantik feste und breite Wurzeln. Von ihnen ausgehend hat Friedrich Wilhelm das Scheitern der preußischen Gesamtverfassung mit entscheiden helfen und alle Wiederherstellungsbestrebungen, namentlich auch das engste Einvernehmen mit Österreich, in dem er nur den historischen Träger der alten Kaiserkrone sehen wollte, eifrig begünstigt. Sein Herzensbündnis mit der katholischen **Elisabeth von Bayern** i. J. 1823, die erst später zum Protestantismus übertrat, konnte solche Gesinnungen nur weiter entwickeln, wie seine italienische Reise i. J. 1828 ihn in ein enges Verhältnis mit Bunsen brachte und seine künstlerischen Neigungen befriedigte. So wurde er, was er immer, auch

als König, geblieben ist, eine weiche, phantasievolle, geistreiche Künstlernatur voll des vielseitigsten Interesses und voll persönlicher Liebenswürdigkeit, der auch seine Neigung zu scharfem Witz keinen Abbruch that, zugleich ein aufrichtig religiöser Mensch, aber ein Staatsmann war er niemals. Sein politisches Ideal sah er in dem patriarchalischen, altständischen Staate, sein kirchliches in einer bischöflichen Verfassung und uneingeschränkter Selbständigkeit der Kirche. In zweien seiner Bauwerke glaubt man ihm ins Herz zu sehen. In Schloß Stolzenfels hoch über dem grünen Rheine, dem Lieblingsstrome der Romantiker, brachte er seine Vorliebe für mittelalterlichen Fürstenprunk zum Ausdruck; in der Friedenskirche zu Potsdam meint man ein frühmittelalterliches, italienisches Kloster zu betreten, das mit seiner schweigenden Einsamkeit in wahrhaft ergreifendem Gegensatze steht zu dem anstoßenden, so ganz weltlichen, lebenerfüllten Park von Sanssouci. Entwürfe dieser Art oder die Stiftung des preußisch-englischen Bistums Jerusalem i. J. 1841 konnten den König oft weit mehr fesseln als die brennendsten politischen Fragen. Die konstitutionellen Bestrebungen waren ihm geradezu widerwärtig, weil er in seinem höchst reizbaren fürstlichen Selbstgefühl keinerlei Einschränkung seiner Souveränität ertragen mochte. So stieß er mit den Bewegungen der Zeit hart zusammen. Und doch fühlte er sich in seiner Willensschwäche, deren er sich selber zu seiner Qual sehr wohl bewußt war, zu nachdrücklichem, folgerichtigem Auftreten ganz außer stande. Aufs schmerzlichste haben ihn deshalb diese Konflikte persönlich berührt, „er war weit entfernt, sich glücklich zu fühlen“.

Anfangs gewann er die allgemeinsten Sympathien, denn sein Erstes war eine allgemeine Amnestie für die politischen Verurteilten der dreißiger Jahre und die Wiedereinsetzung E. M. Arndts in sein Lehramt; dem alten Jahn verlieh er noch das Eiserne Kreuz. Dann riß er bei den Huldigungsfesten in Königsberg im September und in Berlin am 15. Oktober 1840 durch sein persönliches Auftreten und seine schwungvolle Beredsamkeit alles mit sich fort. Auch nach außen bewies er feste Haltung, als i. J. 1841 das französische Ministerium Thiers 1841.
wieder einmal die Frage der Rheingrenze in sein Volk warf und in Deutschland die heftigste Aufregung hervorrief, die damals u. a. M. Schneckenburger zur Dichtung der „Wacht am Rhein“ begeisterte. Die kühnsten Hoffnungen auf eine konstitutionelle Gestaltung Preußens erwachten. Aber man verstand sich gegenseitig nicht recht. Der König wollte allerdings eine Gesamtverfassung, doch er wollte sie, der strengmonarchischen Geschichte Preußens entsprechend, seinem Volke gewähren als ein freies Geschenk königlicher Gnade, ohne Preisgebung wesentlicher Kronrechte; er wollte sie weiter auf dem Grunde der ständisch gegliederten Provinziallandtage, also auf dem Übergewichte des Grundbesitzes aufbauen. Die Liberalen Ostpreußens, Schlesiens und des Rheinlandes dagegen beanspruchten die Verfassung als ihr gutes Recht nach dem Versprechen von 1815, sie wollten sie nach der konstitutionellen Schablone gestalten und also die monarchische Gewalt wesentlich einschränken. Beides war unpreußisch und undeutsch, doch die ständische Gliederung stand im Widerspruch mit den modernen Verhältnissen. Trotzdem geschah zunächst ein guter Anfang. Der König erweiterte durch Dekret vom Februar 1841 die

1842. Rechte der Provinzialstände und berief im Juni 1842 die Ausschüsse derselben zu gemeinsamen Beratungen über mehrere Gesetze für die ganze Monarchie nach Berlin, die am 18. Oktober eröffnet wurden und den König befriedigten; er dachte vorübergehend sogar daran, eine „Deutsche Zeitung" unter Dahlmanns Leitung zu gründen, um die Verständigung zu erleichtern. Allein indem er so Hoffnungen erweckte, ohne sie doch voll zu befriedigen, entfesselte er eine rasch anschwellende, konstitutionelle Strömung in der Presse. Neben den etwa 400 Zeitungen, die es damals in Preußen gab, erschienen zahlreiche Flugschriften für und wider, darunter als die wichtigste „Vier Fragen, beantwortet von einem Ostpreußen" (Dr. H. Jacoby in Königsberg) 1841, und dieses Drängen verstimmte nun wieder den König. Er hielt an, erregte dadurch aber wiederum wachsende Unzufriedenheit auf der anderen Seite.

Friedrich Wilhelm IV. und die katholische Kirche. Seine kirchliche Haltung mußte diese noch steigern. Wie weit seine mittelalterlich-romantische Stimmung dem Ultramontanismus entgegenkam, zeigte das verhängnisvolle Ab-
1841. kommen mit Rom im Mai 1841. Der König verweigerte allerdings die Rückkehr des schon im April 1839 entlassenen Droste-Vischering nach Köln, aber er gab zu, daß er Erzbischof bleibe und der Bischof von Speier, Johannes von Geissel, zu seinem Koadjutor mit dem Rechte der Nachfolge bestellt werde; er gestattete ferner den Bischöfen völlig freien Verkehr mit Rom und versprach, die Hermesianer nicht zu begünstigen. Mit eignen Händen riß er somit alle Schranken nieder, die der selbständigen Entwickelung römischer Kirchenmacht entgegenstanden, und gab die vermittelnde Richtung preis, die jener in der Kirche selber noch wider-
1842. strebte. Als er in weitherzigem Idealismus am 4. September 1842, umgeben von einer glänzenden Versammlung deutscher Fürsten, den Grundstein für den Weiterbau des Kölner Domes legte, da bezeichnete er in seiner Rede den Bau als ein Sinnbild kirchlicher Duldsamkeit und sprach die Hoffnung aus, durch seine Thore möge eine neue bessere Zeit einziehen, in der nie an der Eintracht zwischen Fürsten und Völkern, zwischen den Konfessionen und den Ständen gerüttelt werde. Er ahnte nicht, daß er dem Ultramontanismus zu einem neuen glänzenden Triumphe verhalf.

Die deutschkatholische Bewegung. Was dieser dem modernen Bewußtsein und dem deutschen Volke zu bieten wagte, wurde bald klar, als zu Trier
1844. vom August bis Oktober 1844 der angebliche Rock Christi als eine heilungspendende Reliquie den Gläubigen zur Verehrung ausgestellt wurde. Über eine Million Pilger knieten anbetend vor dem Heiligtume; doch gegen solch mittelalterliche Wundersucht erhoben sich im Osten zwei katholische Priester, Johannes Ronge in Breslau und Johannes Czerski in Schneidemühl, und riefen zur Begründung einer deutsch-katholischen Nationalkirche auf. Binnen kurzem bildeten sich etwa
1845. 20 Gemeinden und auf dem Koncile in Leipzig zu Ostern 1845, das von 15 Gemeinden beschickt war, konstituierte sich die neue Glaubensgenossenschaft auf Grund freier Auslegung der heiligen Schrift, doch mit Festhaltung des rationalistisch ausgedeuteten apostolischen Glaubensbekenntnisses. Anfangs breitete die Be-

wegung sich rasch aus; mit dem Ende d. J. 1846 zählte man etwa 60,000 Seelen und auf der Berliner Kirchenversammlung zu Pfingsten 1847 waren 151 Gemeinden vertreten. Doch während sie Preußen im ganzen gewähren ließ, schlossen Bayern und Österreich die neue Sekte aus und Sachsen, Kurhessen, Hannover, Baden und Würtemberg ließen sie nur unter starken Beschränkungen zu. Vor allem entbehrte die Bewegung wahrhaft bedeutender Leiter und kräftiger, positiver Überzeugung; die Macht des Ultramontanismus hat sie nicht zu erschüttern vermocht.

Die evangelischen Landeskirchen. Inzwischen war nun auch die Verfassung der unierten preußischen Landeskirche zu einem gewissen Abschlusse gelangt. Nachdem i. J. 1844 Provinzialsynoden eingerichtet worden waren, berief der König für den 2. Juni 1846 die erste Generalsynode (37 Geistliche und 38 Weltliche), 1846. freilich nur mit beratender Stimme. Mit großer Mehrheit verwarf dieselbe die Verpflichtung der Geistlichen auf die alten Glaubensbekenntnisse und stellte ihrerseits ein Bekenntnis auf, das der dogmatischen Bestimmtheit entbehrte. Allein das Kirchenregiment, vertreten durch den Kultusminister von Eichhorn, verweigerte der persönlichen Überzeugung des Königs gemäß die Ausführung dieser Beschlüsse und machte den Versuch, durch das Toleranzedikt vom 30. März 1847, das die Bildung sogenannter freier Gemeinden gestattete, die rationalistische Richtung aus der Landeskirche auszuscheiden. Weitaus die Mehrzahl dieser Geistlichen verblieb jedoch in derselben, indem sie ihr Recht selbständiger Überzeugung behauptete; nur eine kleine Minderzahl, meist solche in der Provinz Sachsen, traten an die Spitze freier Gemeinden, deren Organ die „Blätter für Lichtfreunde" wurden.

Trotz solcher Kämpfe, wie sie der protestantische Grundsatz der Gewissensfreiheit beständig erzeugt, war doch auch das Gemeingefühl der evangelischen Christenheit, nicht zum wenigsten durch die Überhebung des Ultramontanismus, mächtig angefacht. Es äußerte sich am frühesten in der Wirksamkeit nach außen, in der Mission. Neben den Herrnhutern, die längst in allen Weltteilen still und geräuschlos ihre Heidenmission betrieben, bildete sich jetzt eine Reihe evangelischer Missionsgesellschaften, in Basel (1816), in Berlin (1823), in Barmen (1828) und in Dresden (1836, seit 1847 in Leipzig). Sie haben am frühesten im südwestlichen und östlichen Afrika ihre mühevolle Arbeit begonnen.*) Die Dresdener Mission arbeitete seit 1839 von Trankebar im südlichen Indien aus unter den Tamulen, in China

*) Nachdem schon i. J. 1814 Schmelen im Auftrage der Londoner Mission im Hottentottenlande gearbeitet und als erste Niederlassung dort Bethanien gegründet hatte, übernahm i. J. 1842 die Barmer Mission dies Arbeitsfeld und sandte schon 1844 ihre Glaubensboten ins nahe Damaraland zu den Herero. Gleichzeitig landete im englischen Auftrage der Schwabe Joh. Ludwig Krapf im Januar 1844 an der afrikanischen Ostküste in Mombas und wurde seit 1846 von dem trefflichen Joh. Rebmann unterstützt. Überall studierten diese Missionare die einheimischen Sprachen, um in ihnen zu predigen und die heilige Schrift in sie zu übersetzen; sie wurden also zugleich die ersten Bahnbrecher für die deutsche Erforschung und Kolonisation Afrikas. Jene beiden ostafrikanischen Glaubensboten sind auch die ersten gewesen, deren staunenden Augen sich die riesigen Schneegipfel des tropischen Afrika, der Kilima Ndjaro und der Kenia, entschleiert haben (1848 und 1849).

wirkte selbständig seit etwa 1831 der unermüdliche K. F. August Gützlaff aus Pommern († 1851) als Prediger wie als Forscher.

Neben solchen Bestrebungen stehen nun andere Bemühungen um Erhaltung und Förderung des evangelischen Glaubens in katholischen Ländern. Dafür bildete sich i. J. 1832 bei der zweihundertjährigen Gedächtnisfeier der Schlacht bei Lützen auf Anregung des edlen Superintendenten Chr. G. L. Großmann in Leipzig ein
1842. Verein, der i. J. 1842 zum „evangelischen Verein der Gustav-Adolf-Stiftung" erwuchs und 1844 einen von Friedrich Wilhelm IV. gestifteten preußischen Verein ähnlicher Tendenz in sich aufnahm. Seitdem hat er sich über alle protestantischen Länder ausgebreitet und für die zerstreuten Glaubensgenossen großes geleistet.

Die evangelische Theologie. Den Arbeiten um Erweiterung des christlichen Besitzstandes und den Kämpfen um Gemeindebildung und Kirchenverfassung geht nun die lebhafteste Bewegung in der deutsch-evangelischen Theologie zur Seite, ja sie bildet vielfach auch den Ausgangspunkt für jene. Der alte Rationalismus, der in Halle seinen Hauptsitz hatte, lebte sich mehr und mehr aus. Ihm gegenüber wurde Schleiermacher der Erneuerer der Theologie. In seiner „Glaubenslehre" (1821) faßte er die christlichen Glaubenssätze als subjektive Gefühlswahrheiten, lehrte sie in ihrer geschichtlichen Notwendigkeit begreifen und gewann somit die feste Grundlage für das Verhältnis der Bekenntnisse, ohne das eigne zu verflachen. Doch diese „Vermittelungstheologie" fand heftige Gegner in der wieder kräftig sich regenden strenggläubigen Richtung pietistischer Färbung. An ihrer Spitze stand in Preußen der Westfale Wilh. Hengstenberg, der seit 1827 in seiner „Evangelischen Kirchenzeitung" mit harter Ausschließlichkeit alle abweichenden Richtungen bekämpfte († 1869), während andere, wie Claus Harms in Holstein, mit gefühlsinniger Wärme ihren Standpunkt vertraten. Im schärfsten Widerspruch zu dieser Richtung wandte die neue kritische Schule in Tübingen die Lehren der historischen Kritik nicht nur auf die Kirchengeschichte, sondern auf die Bibel selber an. F. Baur († 1860) suchte die neutestamentlichen Schriften als Erzeugnisse und Zeugnisse des Ideenkampfes der apostolischen Zeit zu verstehen, David Strauß († 1874) behandelte die biblische Überlieferung über Christus in seinem „Leben Jesu" 1835 als eine volkstümliche Sagenbildung. Beide Richtungen, die kritische wie die vermittelnde Theologie, blieben der Natur der Sache nach auf die Gebildeten beschränkt, Einfluß auf die Massen gewann nur die strenggläubige Theologie; sie begann in Preußen unter dem Ministerium Eichhorn auch mehr und mehr das Kirchenregiment und durch dasselbe die Kanzeln und die theologischen Lehrstühle der Hochschulen zu beherrschen.

Philosophie. Von größtem Einfluß auch auf diese Entwickelung wie auf alle Wissenschaften wurde die Philosophie des großen Schwaben Wilhelm Hegel (1770—1831), der seit 1818 die Universität Berlin souverän beherrschte. Er schuf das kühnste und folgerichtigste Denkgebäude, das jemals aufgeführt worden ist. Für Hegel ist das Leben der Welt der unendliche Denkprozeß des absoluten Geistes, Denken und Sein sind also eins. Daher ist das Vernünftige wirklich und das Wirkliche vernünftig. Die Philosophie (Wissenschaft) begreift diesen

Prozeß in der Form des Denkens, die Religion in der Form der Vorstellung; der Staat ist der verwirklichte sittliche Wille, also unumschränkt. Wenn Hegel so Religion und Wissenschaft zu versöhnen meinte und das Wesen des Staates, freilich in einseitiger Übertreibung, in seinem Kerne faßte, in dem monarchischen Beamtentume Preußens sogar das Ideal Platos, die „Herrschaft der Wissenden", verwirklicht sah, so hat er auch den Begriff der geschichtlichen Entwickelung zuerst wirklich erkannt. Hegels Philosophie ist die letzte, die in Deutschland wahrhaft geherrscht hat; bald lenkte Joh. Friedrich Herbart (1776—1841) in Göttingen zu den bescheidenen kritischen Untersuchungen der menschlichen Erkenntnisfähigkeit zurück, von denen einst Kant ausgegangen war.

Die geschichtlichen Wissenschaften. Das vertiefte historische Verständnis, von dem Hegel ausging, hat nun auch eine glänzende Blüte der historischen Wissenschaften gezeitigt. Aus der langen Fehde zwischen Thibaud in Heidelberg, dem Vertreter des alten Naturrechts, und Savigny in Berlin ging dessen historische Rechtsanschauung siegreich hervor. Praktisch freilich wirkte sie deshalb nicht immer günstig, weil Savigny, die Bedeutung des persönlichen Willens für den Staat unterschätzend, seiner Zeit den Beruf zur Gesetzgebung kurzweg absprach. In der Geschichtschreibung setzte B. G. Niebuhr seine „Römische Geschichte" mit gereifter Erfahrung fort. Gleichzeitig erwarb sich der Freiherr vom Stein das Verdienst, zur planmäßigen wissenschaftlichen Erforschung des deutschen Mittelalters Veranlassung zu geben, indem er die Herausgabe der Monumenta Germaniae historica (seit 1819) anregte, an deren kritischer Bearbeitung sich ganze Generationen deutscher Geschichtsforscher gebildet haben. Noch ohne ihre Ergebnisse abzuwarten, wagte Friedrich Raumer in seiner „Geschichte der Hohenstaufen" (1824) den ersten Versuch zur zusammenfassenden wissenschaftlichen Darstellung dieses gewaltigen Gegenstandes; ihm folgte der Schlesier Stenzel mit seiner „Geschichte der fränkischen Kaiser" (1827). Ein Muster kritischer Durchforschung und markig-plastischer Darstellung lieferte später F. Chr. Dahlmann in seiner „Geschichte von Dännemark" (1840). Bald griff die neue kritische Betrachtung auch auf das Gebiet der neueren Geschichte hinüber. Mit früher Meisterschaft begann der Thüringer Leopold Ranke (1795—1886) zuerst in seinen „Geschichten der germanischen und romanischen Völker" (1824) die Darstellung der Neuzeit aus ihren unmittelbaren Quellen, den Zeugnissen der Mitlebenden in Gesandtschaftsberichten, Akten, Briefen u. a. m. heraus, in einer beständig die Welt umspannenden und doch tief in den inneren Zusammenhang der Dinge eindringenden, durchaus objektiven, äußerlich fast kühlen Betrachtungsweise, die mit feinstem Verständnis vor allem die Charaktere und Beweggründe der leitenden Persönlichkeiten zu ergründen sucht, dagegen den in den Volksmassen mehr unbewußt wirksamen Kräften und den wirtschaftlich-sozialen Verhältnissen nicht die gleiche Beachtung schenkt. Im schärfsten Gegensatze zu Ranke wandte der steifnackige Friese F. C. Schlosser († 1861) in seiner „Geschichte des 18. Jahrhunderts" (1836) die strengen Moralbegriffe Kants auf Personen und Dinge der Vergangenheit an, unbekümmert um den Wandel der Zeiten. Doch

diese gallige Auffassung, welche die Weltgeschichte in eine Kette gelungener oder mißratener Schurkenstreiche verwandelt, war dem verbitterten und mit radikalen Anschauungen durchsetzten Mittelstande namentlich des südlichen Deutschland ganz nach dem Herzen und hat deshalb weit tieferen Einfluß geübt, als die Nachdenken und Selbstbescheidung fordernde Darstellung Rankes. Der Altertumswissenschaft hatte zuerst F. A. Wolf in Halle (s. S. 1019) neue Wege gewiesen, indem er als ihre Aufgabe die Erforschung des antiken Lebens in allen seinen Äußerungen hinstellte. Doch schieden sich die Philologen alsbald in eine realistische und kritisch-sprachliche Richtung, die sich beide lange Zeit bitter befehdeten. Jene vertrat vor allem der Badener A. Böckh in Berlin, diese Gottfried Hermann in Leipzig, neben ihnen leisteten treffliches Otfried Müller in Göttingen, der in seinem geliebten Griechenland angesichts der Akropolis von Athen auf dem Kolonoshügel ein frühes Grab fand, F. G. Welcker in Bonn, der Begründer der griechischen Mythologie, und Gerhard, der den Anstoß zur Errichtung des (preußischen) „Instituts für archäologische Correspondenz" in Rom gab (1827). Es ist seitdem der Sammelplatz deutscher und italienischer Arbeit für die Erkenntnis der Kunst des klassischen Altertums geworden.

Für die Erkenntnis deutscher Kulturentwickelung bildete das Brüderpaar Grimm (seit 1830 in Göttingen, seit 1841 in Berlin) noch lange den einigenden Mittelpunkt. Während Wilhelm mit eindringendstem Fleiße die mittelhochdeutschen Dichter bearbeitete, legte Jakob in seiner „Deutschen Grammatik" (1819) die Entwickelung der germanischen Sprachen, in seinen „Rechtsaltertümern" (1828) den sinnvoll-poetischen Gehalt der altdeutschen Rechtspflege dar. Der Braunschweiger Karl Lachmann († 1851) wandte zuerst die strengsten Grundsätze philologischer Textkritik auf die Schriftwerke des deutschen Mittelalters an, der treffliche Schmeller in München brach die Bahn für die Erforschung der deutschen Mundarten, G. Gervinus († 1871) gab die erste großangelegte Litteraturgeschichte. Was die beiden Grimm für die Germanistik leisteten, das that ihr hessischer Landsmann Friedrich Diez († 1876) mit seiner „Grammatik der romanischen Sprachen" (seit 1834) für die Erkenntnis der romanischen Völker. Und schon hatte Franz Bopp aus Mainz († 1867) mit seiner genialen Entdeckung der Urverwandtschaft aller arischen Sprachen den Grund zur gesamten modernen Sprachwissenschaft gelegt (1816). Nicht minder vielseitig faßte Karl Ritter aus Quedlinburg († 1859) eine ungeheure Fülle geschichtlichen, sprachlichen und naturkundlichen Wissens zusammen, um in seiner „Erdkunde" (seit 1817) die Gestaltung der Erdräume in ihrer fortwährenden Wechselwirkung mit der Thätigkeit und Entwickelung des Menschengeschlechtes nachzuweisen. Zum vollen Ausdruck kam diese ebenso tief in die Einzelheiten wie in den großen Zusammenhang des natürlichen und menschlichen Lebens eindringende Richtung in den Arbeiten Alexanders von Humboldt, der i. J. 1827 nach Berlin übersiedelte und auf der Stelle der Mittelpunkt des geistigen wie des gesellschaftlichen Lebens der Hauptstadt wurde. Sein „Kosmos" (seit 1834) faßte die Ergebnisse in sachlich wie sprachlich mustergiltiger Weise auch für weitere Kreise zusammen. Derweilen

errang in einsamer Denkarbeit der Braunschweiger Friedrich Gauß in Göttingen († 1855) den Deutschen auch in der Mathematik den Preis der höchsten Leistungen.

Universitäten und Schulen. So stieg die deutsche Wissenschaft zur ersten der Gegenwart empor. Nicht zum wenigsten verdankt sie das den Anstalten, die vor allem ihre Pflegestätten waren, den Universitäten. Seit dem Jahre 1818 hatten sich zwei neue dem glänzenden Kreise der älteren Schwestern eingefügt. Preußen schuf i. J. 1818 in der Universität Bonn eine feste Burg deutschen Geistes für diese halbverwälschten Rheinlande, die von der Herrlichkeit der neuen deutschen Litteratur und Wissenschaft bisher fast ebensowenig wußten, wie Altbayern, und eben deshalb war es eine wahrhaft deutsche That, wenn hier König Ludwig I. i. J. 1826 die Universität München ins Leben rief und zahlreiche außerbayerische Lehrkräfte für sie gewann. Niemals haben die deutschen Hochschulen eine glücklichere Zeit gesehen. In der ungehemmten Lehr- und Lernfreiheit gedieh eine heute längst verschwundene Vielseitigkeit und zugleich ein Idealismus des wissenschaftlichen Strebens, der von ängstlichen Rücksichten auf das Brotstudium noch wenig wußte, noch in der Seligkeit des Forschens und Findens auf fast unbebautem Grunde schwelgte und auf äußere Stellung der Professoren so geringen Wert legte, daß die meisten mit der anspruchslosen, aber geistvollen Geselligkeit der akademischen Kreise auch in abgelegenen Kleinstädten wie Göttingen, Jena, Marburg, Gießen, Tübingen u. a. m. sich vollkommen befriedigt fühlten. Wohl nahm die Berliner Hochschule durch den Glanz der Namen ihrer Lehrer und die Zahl der Studenten bei weitem den ersten Platz ein, doch keine andere Hochschule hätte sich ihrer Führung unterworfen, jede war stolz auf ihre Eigenart und ihre Überlieferungen und jede durfte es sein.

Dieser frische und belebende Geist drang nun allmählich auch in die Gelehrtenschulen ein. In anderer Weise als bisher wurden die altklassischen Sprachen und Litteraturen der Mittelpunkt des Unterrichtes. Das Griechische erhielt jetzt den ihm gebührenden Platz, die Einführung in den Geist des Altertums wurde entschiedener betont, wenngleich der einseitige Formalismus früherer Zeiten noch keineswegs völlig und durchweg verschwand. Ebenso wurden die deutsche Litteratur und die Realien mehr gepflegt als bisher. Die Mängel der Methode glich oft der echt wissenschaftliche Geist des Lehrers aus, der bei den geringeren Ansprüchen an wissenschaftliche Hilfsmittel auch in kleineren Städten dem Fortgange der Forschung besser zu folgen vermochte und daher im allgemeinen reger blieb als wohl heute. Allerdings die eigenartigen, selbständig schaffenden Rektorengestalten der früheren Zeiten begannen allmählich zu verschwinden, denn immer mehr regelte der Staat Einrichtung und Betrieb der Schulen nach einheitlichen Gesichtspunkten. Darin ging Preußen unter dem Minister Altenstein (1817—1840) voran. Schon i. J. 1816 war für jede Provinz eine wissenschaftliche Prüfungskommission eingesetzt worden; i. J. 1825 übernahmen die Provinzialschulkollegien an Stelle der Konsistorien die Leitung des gesamten höheren Schulwesens. Auch die Kollatur ging in vielen einzelnen Fällen ganz oder teilweise an den Staat über und namentlich begründete derselbe eine Menge neuer Anstalten vornehmlich in den katholischen

Landesteilen, wo sie am nötigsten erschienen. Der konfessionelle Charakter der Schulen blieb bei alledem gewahrt. Sachsen machte mit dem Mandat von 1829 den Anfang zur staatlichen Regelung seines Gelehrtenschulwesens und führte damals die Reifeprüfungen allgemein ein; i. J. 1846 gab es diesen Schulen das erste Regulativ. Hannover ordnete sein höheres Schulwesen i. J. 1830, Bayern schon i. J. 1829 unter der Leitung des trefflichen Thiersch, der überhaupt die philologischen Studien dort erst begründet hat. Baden gab allen Schulen i. J. 1834 eine neue durchgreifende Ordnung, Würtemberg fand an seinen altbewährten Stiftsschulen wenig zu ändern.

Da die Gelehrtenschule eine fachliche Vorbildung für Handel, Gewerbe und Technik in ihrer modernen Entwickelung weder geben konnte noch wollte, so entstanden überall Real- und Gewerbeschulen, vielfach auch höhere technische Unterrichtsanstalten. Für Preußen wurde die Umgestaltung der Berliner Realschule durch A. Spilleke (seit 1822) wichtig. Daneben entstand 1820 die erste Gewerbeschule durch W. Beuth († 1853); eine allgemeine Regelung versuchte zuerst die vorläufige Instruktion von 1832. Besonders in Norddeutschland fand das bald vielfach Nachahmung. In Hannover leistete die höhere Gewerbeschule seit 1830 unter der Leitung des großen Technologen K. Karmarsch († 1879) bald Ausgezeichnetes; im hochindustriellen Sachsen war schon 1816 die Forstakademie zu Tharandt begründet worden, die unter H. Cotta († 1844) rasch europäischen Ruf gewann, und seit 1828 gab die Dresdner Polytechnische Schule den Gewerbe- und Baugewerkenschulen des Landes einen festen Mittelpunkt.

Bedeutendes geschah fast überall für die Volksschule. Ihre Verwaltung und Ausstattung blieb Sache der Gemeinden, doch auch hier gab der Staat die allgemeinen Regeln und überwachte ihre Durchführung, in Preußen durch die Konsistorien und die Regierungen. Sachsen ordnete sein Volksschulwesen durch das Gesetz von 1835, Bayern unter dem Ministerium Öttingen-Wallerstein 1831/37, Baden 1834. Für Besserung der Methode sorgten die immer zahlreicher werdenden Lehrerseminare, für welche Pestalozzis Lehre, besonders durch die unermüdliche und vielseitige Thätigkeit des Sachsen Chr. Fr. Dinter (seit 1816 in Königsberg, † 1831), im allgemeinen maßgebend wurde. Nach den Anschauungen des Schweizers erstrebte der Thüringer Fr. Fröbel († 1852) namentlich eine Reform der Kindererziehung vor dem schulpflichtigen Alter in seinen „Kindergärten“ (seit 1846).

Goethes Alter. Je reicher sich das deutsche Leben in Unterricht und Wissenschaft entfaltete, desto schwieriger wurde es, die verschiedenen Richtungen desselben zu beherrschen oder auch nur zu übersehen und die Einheit von Wissenschaft und Kunst festzuhalten. Das vermochte damals nur einer in Deutschland und seitdem niemals wieder einer, Goethe. Was er an eignen Werken noch erscheinen ließ (Dichtung und Wahrheit 1811/14, Wilhelm Meisters Wanderjahre 1821, Italienische Reise 1817), das gehörte im wesentlichen noch den Gedankenkreisen des 18. Jahrhunderts an und fand deshalb keine gerechte Würdigung; aber im zweiten Teil des „Faust“ unternahm er es, das romantisch-moderne mit dem klassisch-

antiken Ideal zu versöhnen und das Sehnen seines Träumers Faust zu befriedigen durch seine Einführung in die praktische Thätigkeit des Staatsmannes und Volkswirts, der für Millionen Gutes schafft. Mit sicherem Urteil, bald warm anerkennend, bald kalt abweisend verfolgte der Dichterfürst die geistige und auch die politische Bewegung der Zeit, so wenig die liberalen Bestrebungen diesem Geistesaristokraten irgendwie sympathisch waren; selbst für den preußischen Staat gewann er allmählich Verständnis. Als er am 22. März 1832 einen unvergleichlichen 1832.
Lebensgang abschloß, da fühlte das ganze gebildete Deutschland, daß die größte geistige Macht der Zeit geschieden sei.

Dichtung. In der That, die klassische Periode unserer Dichtung war zu Ende. Schon das Übergewicht der verstandesmäßigen Thätigkeit, das die Wissenschaft förderte, lähmte die unmittelbare künstlerische Schöpferkraft; die Vielwisserei und Halbbildung, wie sie sich bei einem materiell aufsteigenden Geschlecht von selber einstellt, die Lesewut, der Hunger nach bloß stofflichem Reize waren der Aufnahme reiner Dichterwerke nicht günstig, sie förderten nur die massenhafte Unterhaltungslitteratur in den Zeitschriften und die oft seichte Romanschriftstellerei auch der Frauen. Am schwersten litt darunter das Drama, dem schon die Romantik großen Schaden gethan hatte. Von den zahlreichen Hoftheatern behauptete das Wiener Burgtheater deshalb den Vorrang, weil diese österreichische Zuschauerwelt noch unbefangener empfand als die im übrigen Deutschland. Freilich öffnete es sich den Dramen des begabtesten österreichischen Dichters, Franz Grillparzer († 1872), damals noch nicht. Dagegen gelang der schlichten, warmen Empfindung Ferdinand Raimunds die Schöpfung einer neuen, wahrhaft lebendigen dramatischen Gattung, der moralisierenden volkstümlichen Zauberposse. In Schwaben kam die Eigenart des Stammes durch eine ganze Gruppe begabter Lyriker zum Ausdruck. Vor allem Ludwig Uhland (1787—1862), dessen eindringendes Studium der altdeutschen Dichtung seine Schöpferkraft nicht lähmte, sondern förderte, sprach in seinen volkstümlichen Liedern fast noch mehr als in seinen Balladen dem Volke aus der Seele, während seine Dramen der rechten Bühnenfähigkeit entbehren. Ihm ähnlich an warmer Heimatliebe und umfassender Gelehrsamkeit brachte der gedankenreiche Franke Friedrich Rückert (1788 bis 1866) bald die tiefsten Empfindungen deutschen Gemütslebens zum wahrsten und schlichtesten Ausdruck („Liebesfrühling"), bald führte er die Deutschen mit sprach- und versgewaltiger Meisterschaft in das Verständnis morgenländischer Dichtung ein. Im innigen Natursinn kommt der Schlesier Joseph von Eichendorff (1788—1855) den Schwaben nahe, und völlig in deutsche Art hatte sich der Franzose Adalbert von Chamisso (1781—1836) eingelebt. Einem anderen Norddeutschen, Karl Immermann aus Magdeburg (1796—1840), gelang im „Münchhausen" nicht nur der genialste satirische Roman der deutschen Litteratur, sondern zugleich das reizendste und doch lebenswahrste Idyll aus dem westfälischen Dorfleben in den Episoden, die sich an den Oberhof knüpfen. Doch der Anschauungskreis der Romantik fand bald entschiedene Gegner. Graf August Platen (1796 bis 1835) bekämpfte sie vor allem in seinen satirischen Lustspielen und bewährte

in seinen Oden, Sonetten und Romanzen eine glänzende Meisterschaft in den verschiedensten Formen; doch da seine „Marmorglätte" die deutschen Leser eher abstieß als anzog, so entfremdete er sich dem Vaterlande. Ungleich einflußreicher als er wirkten die litterarischen Gegner der Romantik, die aus den Kreisen des deutschen Judentums hervorgingen, Ludwig Börne aus Frankfurt und Heinrich Heine aus Düsseldorf. Die Heimatlosigkeit und die zersetzende Kritik eines Teiles des modernen Judentums, noch verstärkt durch den „Weltschmerz", den Byrons gewaltige Dichtungen zur Schau trugen, verbanden sich bei ihnen mit dem aus Frankreich herüberdringenden, undeutschen Radikalismus zum Angriff auf alles, was deutsch, monarchisch und christlich war. Doch während Börne über eine reinweg verneinende, radikale Tendenzschriftstellerei niemals hinauskam, gelangen doch Heine neben glänzenden Naturschilderungen einzelne tief und ganz deutsch empfundene Lieder, die ihm unter den größten deutschen Lyrikern einen Platz für immer sichern werden.

Niemals hätte dieser Einfluß so mächtig wirken können, wenn in Deutschland ein wahrhafter Nationalstolz bestanden und wenn nicht fressende Unzufriedenheit über die politischen Zustände einen großen Teil des jüngeren Geschlechtes ergriffen hätte. Dieser begrüßte jetzt in jenen jüdisch-deutschen Schriftstellern die Verkündiger einer neuen Zeit, schwelgte mit deutscher Gründlichkeit und Empfindsamkeit im „Weltschmerz" über das Elend der Gegenwart, namentlich des deutschen Volkes, als dessen verzerrtes Musterbild jetzt dreißig Jahre nach den Befreiungskriegen der schläfrige „deutsche Michel" erschien, sah sehnsüchtig hinüber nach den Landen echt demokratischer Freiheit, nach Frankreich und Nordamerika, und nannte sich voll Stolz das „junge Deutschland". In der Buchhändlerstadt Leipzig fanden diese Schriftsteller lange Jahre ihren örtlichen Mittelpunkt. Besonders entschieden vertrat der begabte Georg Herwegh die radikal-republikanischen Gesinnungen in seinen Gedichten. Dem wehrte nachdrücklich Emanuel Geibel aus Lübeck (1815 bis 1884), der in formenschönen, gedankenreichen Liedern ebensowohl der tiefen Sehnsucht nach einer Erneuerung nationaler Größe Ausdruck verlieh, wie er maßvoll alle bloß verneinenden Bestrebungen in Staat und Kirche bekämpfte und die tiefsten Empfindungen eines edlen Herzens ausströmte.

Bildende Kunst. Noch weit mehr als die Dichtung hatten die bildenden Künste mit der Ungunst der Verhältnisse zu ringen. Die französische Revolution hatte auch auf diesem Gebiete die Kette der Überlieferung zerrissen. Die Kunst, die aus ihr entsprang, wollte unmittelbar an die Alten wieder anknüpfen, wie es schon Winckelmann gefordert hatte, sie folgte also einer verstandesmäßigen, abstrakten Erwägung, nicht dem unbewußten, ursprünglichen Schöpfungsdrange. Daher überwog auch die plastische Auffassung die malerische, der Sinn für Farbe stumpfte sich ab, die „Idee" und die Zeichnung erschien als die Hauptsache und selbst die technische Fertigkeit sank rasch, da die Künstler oft die unentbehrliche handwerkmäßige Durchbildung verschmähten. Da sich aber jene antikisierende Richtung mit der Begeisterung für die heimische Vorzeit kreuzte, so gelangte die neue deutsche Kunst zunächst in keinem Zweige zu einem wahrhaft eigenartigen, selb-

ständigen Stile. An diesem ihren Charakter konnten die Förderung der Kunstsammlungen und die großen Aufträge von seiten des Staates, der jetzt die Kunst als ein edles Mittel der Volkserziehung pflegte, nichts ändern, aber sie schufen neue große Mittelpunkte des Kunstlebens, vor allem Berlin, München, Dresden und Düsseldorf.

In der Baukunst traten sich die Antike und die Gotik scharf gegenüber. An der Wiederherstellung der Marienburg und noch weit mehr des Kölner Domes bildete sich eine neue Schule deutscher Gotiker, die diesen Stil schlechthin als den deutschnationalen anerkannt wissen wollte und in der That manches Bedeutende geschaffen hat. Ihr setzte zuerst in Berlin der überaus vielseitige K. Fr. Schinkel († 1841), in München L. von Klenze († 1864) eine neue Form der Renaissance entgegen, die unmittelbar an die Griechen anknüpfte. In der dorischen Königswache, in der herrlichen ionischen Säulenhalle des Alten Museums und im Schauspielhause feierte sie in Berlin ihre ersten großen Triumphe. In München herrschte mehr als irgendwo sonst der Wille und die Anschauung eines Mannes, König Ludwigs I. Verständnisvoll und freigebig sorgte er für alles. Er berief die Künstler, stellte die Aufgaben und überwachte ihre Durchführung, er begründete die Erzgießereien in München und Nürnberg, die großen Sammlungen der Glyptothek und der Pinakothek So schuf er ein neues München neben dem alten, dem freilich das Gemisch der verschiedenartigsten Stilrichtungen von den edlen griechischen Säulenbauten des Königsplatzes und der Ruhmeshalle bis zu den Renaissancepalästen der Residenz, der Universität u. a. m. das Gepräge unruhiger Mannigfaltigkeit aufgedrückt hat. Daneben bewiesen die Walhalla bei Regensburg und die Befreiungshalle bei Kehlheim, wie der König die großen Zeiten der vaterländischen Vergangenheit künstlerisch zu verherrlichen gedachte. In Dresden brachte folgerichtiger der geniale Gottfried Semper († 1879) im Anschluß an den feingebildeten, geistvollen Hof König Friedrich Augusts II. (1836—1854) eine neue veredelte Renaissance in dem prachtvollen (alten) Hoftheater und der Gemäldegallerie dicht neben den Barockbauten des Augusteischen Zeitalters zu wirkungsvollster Geltung.

Für die Bildnerei wurde Berlin durch Gottfried Schadow († 1850) und noch weit mehr durch Christian Rauch (1777—1857) die Hauptstätte. In der Verbindung feinsten Naturgefühls und strengster Schulung an der Antike schuf Rauch sein erstes Meisterwerk, das unvergleichliche Grabdenkmal der Königin Luise zu Charlottenburg. Doch als er dann berufen wurde, die jüngste große Zeit der preußischen Geschichte in plastischen Gestalten zu verkörpern, da stieß seine innerliche Vorliebe für ideale Auffassung und Gewandung mit dem gesunden Wirklichkeitssinne des Königs und der altpreußischen militärischen Überlieferung hart zusammen. Das nötigte den Künstler zum Glück, die Feldherren der Befreiungskriege in der populären und geschichtlichen Uniform zu bilden, und derselbe Gesichtspunkt beherrschte sein großartigstes Werk, das Denkmal Friedrichs des Großen in Berlin, zu dem am 1. Juni 1840 der Grundstein gelegt wurde, ebenso die Standbilder Ernst Augusts in Hannover, Max Josephs in München, A. Dürers in

Nürnberg u. a. m. Indem er daneben unermüdlich die technische Fertigkeit in Marmorarbeit, Erzguß und Stempelschneiderei förderte, zog er eine ganze Schule junger Künstler groß. Aus dieser verhalf einer der begabtesten, Ernst Rietschel in Dresden († 1861), einem edlen Realismus für die Darstellung moderner Menschen durch seine Standbilder unserer Dichterfürsten in Braunschweig und Weimar zum durchschlagenden Siege. In München dagegen überwog die klassische Richtung, z. B. in Schwanthalers mächtiger Bavaria.

Hier herrschte auch seit 1826 Peter Cornelius (1783—1867). Zuerst in der Einsamkeit des römischen Klosters San Ildefonso hatte er mit dem Lübecker Fr. Overbeck, der sich später seinem Glauben und seinem Vaterlande entfremdete († 1869), die Begründung einer neuen deutschen Malerei im Anschluß an die Antike und die Italiener des 15. Jahrhunderts erstrebt. Jetzt brachte er die monumentale gedankenvolle Freskomalerei zum Siege, die auf die virtuose Farbenbehandlung fast ganz verzichtete und die großartige, wenngleich oft unvollkommene Zeichnung als das Wichtigste betrachtete. Das Volkstümlichste leistete die neue Richtung in der Bilderbibel Julius Schnorrs in Dresden († 1872). Dagegen wurde die Malerakademie in Düsseldorf unter der Leitung von Fr. W. Schadow (1826—1859) die Pflegestätte der modernen deutschen Malertechnik und einer gemütvollen, zuweilen empfindsamen, der Romantik sich anschließenden Darstellung landschaftlicher, religiöser und volkstümlicher Gegenstände aus dem alltäglichen Leben, wie denn Ludwig Richter in Dresden († 1884) in seinen feinen Zeichnungen mit Vorliebe das Kleinleben des Bürgerstandes vorführte, der volkstümlichste unserer neuen Maler.

Musik. Dresden war es auch, das der vaterländisch-romantischen Oper, wie sie K. M. von Weber in seinem „Freischütz" zuerst schuf, zum Siege verhalf; dann wagte hier der Feuergeist Richard Wagners seine ersten Flüge. Leipzig wurde namentlich durch Mendelssohns Wirksamkeit die anerkannte musikalische Hauptstadt Deutschlands. Von Wien aus gewann L. van Beethovens tiefsinnige Kunst allmählich immer größere Herrschaft; endlich erhob Franz Schubert das deutsche Lied zu einer Macht im deutschen Leben, das seitdem in zahllosen „Liedertafeln" und „Liederkränzen" Tausende deutscher Männer aus dem Einerlei des alltäglichen Daseins in eine freiere, ideale Sphäre emporhob und Vertreter der verschiedensten Stände gesellig einigte.

Turnvereine. Es war dieselbe Zeit, da die Turnvereine, die sich rasch verbreiteten, einen frischen, stärkenden, stählenden Zug in das Leben des deutschen Bürgers brachten, auch da, wo die allgemeine Wehrpflicht noch nicht bestand, wie in Sachsen. Das Gefühl der Kraft, die Freude an körperlicher Bewegung, die sie erweckten, förderte dann wieder in Verbindung mit der romantischen Naturschwärmerei die frische Wanderlust, zumal in der gebildeten Jugend. Erst jetzt lernten die Deutschen ihr Vaterland wirklich kennen.

Grundlagen des wirtschaftlichen Aufschwunges. Dieser mächtigen und allseitigen Bewegung auf geistigem Gebiete geht ein wirtschaftlicher Umschwung zur Seite, wie er so schnell in Deutschland noch niemals gesehen worden war. In staatswirtschaftlicher Hinsicht bestimmte ihn der Zollverein, der endlich für

Deutschland die nationale Wirtschaft an die Stelle der überwundenen Territorial- und Stadtwirtschaft setzte. Freilich zur vollen Entwickelung kam sie damals noch nicht, weil die Einheit in Maß, Gewicht und Münze ebensowenig zu erreichen war, wie die Einheit des Postwesens. Jene wurde durch die Münzkonvention vom 30. Juli 1838 wenigstens angebahnt, indem die norddeutschen Zollvereins- 1838. staaten den preußischen Vierzehnthalerfuß annahmen und mit den süddeutschen Staaten sich über ein gemeinsames Silberstück (2 Thaler = $3^1/_2$ Gulden rheinisch) verständigten. Im Postwesen bestanden noch, abgesehen von Österreich, 17 verschiedene Verwaltungen nebeneinander, darunter die alte Reichspostverwaltung des Hauses Thurn und Taxis; doch leistete namentlich die preußische Verwaltung unter dem energischen Generalpostmeister von Nagler schon sehr Bedeutendes, richtete 1825 die erste große Eilpostlinie zwischen Berlin und Frankfurt a. M. ein, nachdem Sachsen eine solche schon 1823 zwischen Leipzig und Dresden geschaffen hatte, und beschäftigte i. J. 1838 bereits 10,000 Personen.

Verkehr. Der gewaltige Aufschwung des Verkehrs, der schon daraus hervorgeht, steht technisch unter dem Einflusse einer Verbesserung der Betriebsmittel für Handel und Gewerbe, wie ihn nur die Verwendung der Dampfkraft ermöglichte. Schon ehe man sie auf den Verkehr anwandte, förderte diesen in ungeahnter Weise der Ausbau von Kunststraßen, namentlich im Norden. Die Gesamtlänge derselben stieg in Preußen von 1817 bis 1828 von 523 auf 1065 Meilen, in Sachsen betrug sie i. J. 1831 etwa 194 Meilen; Hannover baute seit 1834 Steinstraßen auch durch die Moore und Marschen Ostfrieslands. Auf solchen Straßen bewegte sich ein schwunghafter Frachtverkehr, den einige Jahrzehnte hindurch die Zunft der Fuhrleute mit ihren malerischen, vierspännigen, 80—100 Centner tragenden Frachtwagen durch ganz Deutschland vermittelte.*) Doch das trat zurück, als die Eisenbahnen sich entwickelten. So gewagt erschien ihre Anlage zunächst den meisten, obwohl Fr. List schon i. J. 1833 mit genialem Scharfblick die Grundzüge eines deutschen Eisenbahnnetzes entwarf, daß die Staatsregierungen anfangs überall das zukunftreiche Unternehmen dem Privatkapital überließen. So wurde zuerst 1835 die kurze Linie Nürnberg-Fürth eröffnet, 1838 die Strecke Berlin-Potsdam, 1839 Leipzig-Dresden; die erste deutsche Staatsbahn war die Linie Braunschweig-Wolfenbüttel 1838. Bis z. J. 1848 bestanden bereits fortlaufende Eisenbahnlinien von Aachen über Hannover und Magdeburg nach Berlin, Stettin und Oderberg, von Kassel über Eisenach, Leipzig und Dresden bis Breslau, von Kiel bis Nürnberg, von Frankfurt a. M bis Efringen (bei Basel); das übrige Süddeutschland stand noch weit zurück. Daneben behauptete aber die Flußschiffahrt ihre alte Bedeutung. Am meisten geschah für den Rhein. Nachdem schon der erste Pariser Friede die Rheinschiffahrt für „frei bis ins Meer“ (jusqu'à la mer) erklärt hatte, traf die Wiener Kongreßakte vom 9. Juni 1815 auf dieser Grundlage nähere Bestimmungen und im August trat zur Überwachung

*) In Preußen gab es 1816: 3694 Fuhrleute mit 8440 Pferden, 1849: 7720 mit 20,413 Pferden

ihrer Ausführung in Mainz eine Rheinschiffahrtscentralkommission der Uferstaaten zusammen. Aber die Zollstätten und Durchgangsabgaben blieben bestehen, und indem Holland das jusqu'à la mer willkürlich deutete „bis ans Meer", schädigte es durch seine sogenannten „Seezölle" auf den „Meerbusen" Waal und Maas die deutsche Schiffahrt Jahrzehnte durch. Erst die Rheinschiffahrtskonvention vom
1831. 31. März 1831 beseitigte diese Anmaßung und setzte die Gebühren und Zölle herab. Seit dieser Zeit arbeiteten die Uferstaaten auch eifrig und mit Erfolg an der Verbesserung der Strombahn. Dahinter stand damals die Elbe noch weit zurück. Der Tarif von 1821 ermäßigte allerdings die Zölle, aber die Fahrbahn blieb noch lange in schlechtem Zustande. Wenig geschah in dieser Zeit für die Kanäle. Der Ludwigskanal zwischen Altmühl und Rednitz, den König Ludwig I. 1834—1846, einen alten Plan Karls des Großen wieder aufnehmend, erbaute, um eine Wasserverbindung zwischen Donau und Rhein, also zwischen dem Schwarzen Meere und der Nordsee, herzustellen, erfüllte diese hochgespannten Erwartungen nicht; der oberländische Kanal in Ostpreußen, mit seiner kunstvollen Anlage 1844 begonnen, hatte nur für diese Landschaft Bedeutung. Aber auch für den Flußverkehr begann eine Zeit mit der Einführung der Dampfschiffe. Im J. 1816 erschien das erste niederländische Dampfboot auf dem Rheine, i. J. 1825 wagte das erste deutsche die Fahrt bis Straßburg; dann entstanden in Köln und Düsseldorf Gesellschaften für diesen Betrieb. Auf der Oder begann die Dampfschiffahrt i. J. 1825, auf der Donau 1833, auf der oberen Elbe 1837. Eine außerordentliche Steigerung des Güter- und Personenverkehrs war die Folge solcher Verbesserungen.*) Der verhältnismäßig rasche Ausbau des norddeutschen Eisenbahnnetzes begünstigte das überaus schnelle Aufblühen Berlins, das i. J. 1848 schon der Knotenpunkt von fünf Eisenbahnlinien war und seine Bevölkerung von 1810 bis 1840 mehr als verdoppelte (von 157,000 auf 330,000 Einwohner), es steigerte aber auch die Bedeutung des alten Meßplatzes Leipzig auf seine höchste Höhe; i. J. 1855 hatte es z. B. eine Warenzufuhr von 1,625,000 Centnern.

Zu dieser Belebung des Binnenverkehres trat aber nun eine gewaltige Steigerung des auswärtigen, namentlich des überseeischen Handels. Zwar den Handel der preußischen Ostprovinzen schädigte die russische Grenzsperre aufs schwerste und die preußische Rhederei erholte sich anfangs nur langsam; sie erreichte erst 1859 mit 1081 Schiffen zu 115,000 Last wieder die ungefähre Stärke d. J. 1805. Dagegen wuchs der Verkehr gewaltig in den Nordseehansestädten Hamburg und Bremen, die, abgesondert vom nationalen Zollgebiet, noch ihre selbständige Stadtwirtschaft behaupteten und als Freihäfen die auslän-

*) Die sämtlichen deutschen Eisenbahnen beförderten i. J. 1841 schon etwa 3,700,000 Menschen Die Zahl der Rheinschiffe betrug i. J. 1819 1043, i. J. 1848 nur 748; dafür hatte sich ihre Größe, also ihre Tragkraft außerordentlich gesteigert, ebenso die Zahl ihrer Fahrten. Während i. J. 1822 in Mainz 5236, in Köln 7247 Fahrzeuge ein- und ausliefen, betrug ihre Zahl i. J. 1855 dort 17,533, hier 12,065; sie beförderten i. J. 1837 eine Gütermasse von fast 62 Millionen Centnern, davon die große Hälfte schon durch Dampfkraft. Dagegen verfügten die Elbschiffer noch 1852 nur über 403 Schiffe, von denen keines mehr als 3000 Centner trug

dische Einfuhr vor der inländischen Ausfuhr eigennützig begünstigten. Das rührige Bremen brachte den Tabakshandel fast ganz in seine Hand, stellte i. J. 1817 seinen ersten Konsul in Nordamerika an, sicherte sich, als die Weser immer mehr versandete, durch die Gründung von Bremerhaven (1827), das Werk des großen Bürgermeisters Joh. Smidt, die Herrschaft über die Mündung des Stromes, förderte durch die Übernahme des Auswanderertransportes gewaltig seine Rhederei und eröffnete i. J. 1847 mit seinen ersten beiden Oceandampfern „Hermann“ und „Washington“ den regelmäßigen Verkehr nach Neu-York. In dieser Beziehung überflügelte es seine Schwesterstadt Hamburg, die i. J. 1840 nur 30 Schiffe nach Nordamerika auslaufen und 70 eingehen sah; in allen anderen stieg die Elbstadt zum ersten Hafen des Festlandes empor. Sie beherrschte den Seeverkehr mit Frankreich und England, ihre Kaufherren faßten sehr bald Fuß in den befreiten Staaten des früheren spanischen Mittel- und Südamerika. Selbst der furchtbare Brand, der vom 5.—8. Mai 1842 etwa den fünften Teil der Stadt verzehrte und einen Schaden von 65 Millionen Thalern verursachte, hat diese Entwickelung nicht aufgehalten.*) Sehr langsam freilich verschob sich das Verhältnis der Gesamteinfuhr des Zollvereins zu gunsten der Ausfuhr; erst i. J. 1858 kam diese letztere jener beinahe gleich (375 Millionen Thaler zu 377 Millionen Thaler).

Gewerbfleiß; Landwirtschaft. Wenn dies der Fall war, so verdankte Deutschland dies vor allem dem Aufschwunge seines Gewerbfleißes. Seitdem die Dampfkraft auch ihn beherrschte, verdrängte der Fabrikbetrieb mehr und mehr die Handarbeit, drängte dadurch die Industrie mehr und mehr in große Mittelpunkte zusammen und förderte zugleich die Ausbeutung der Bergwerke, namentlich der Kohlen- und Eisengruben.**) Auch für die Landwirtschaft kam eine goldene Zeit. Ihre Erzeugnisse stiegen infolge der vermehrten Nachfrage fortwährend im Preise (bis 1863), die Befreiung des Bauernstandes, die Teilung der Gemeindeländereien und die Zusammenlegung (Verkoppelung) der Grundstücke beförderten die Unternehmungslust und lockten das städtische Kapital an, und mächtig wirkte auf ihren Betrieb die Wissenschaft ein, deren Anwendung zuerst Albrecht Thaer († 1828), der Reformator des deutschen Landbaues, namentlich in Preußen, und Justus Liebig (1803—1873), der große Erneuerer der deutschen Chemie, in noch viel umfassenderer und eindringenderer Weise lehrte. Erst jetzt ging man fast allgemein zur Fruchtwechselwirtschaft und in Verbindung damit zur Stallfütterung und zur ratio-

*) Die Zahl der ankommenden Schiffe betrug i. J. 1840 2937 (darunter 343 Dampfer) mit 336,647 Tonnen Gehalt, die Zahl der Hamburger Schiffe ebendamals 174 mit 32,000 Tonnen.

**) In Sachsen wurden 1846 etwa 9½ Millionen Centner Kohlen gefördert (i. J. 1863 über 63 Millionen); dort beschäftigte damals die Industrie 46 Prozent, der Ackerbau nur 22 Prozent der Bevölkerung. In Preußen erreichte die Steinkohlenproduktion schon i. J. 1835 die Höhe von 37 Millionen Centnern. Gewaltige Fabriken, wie die Eisengießereien und Maschinenbauanstalten von Borsig in Berlin und Hartmann in Chemnitz, oder die Gußstahlfabrik von F. Krupp bei Essen traten ins Leben.

nellen Düngung über, und einen ganz neuen Zweig von größter Bedeutung begründete der Anbau der Zuckerrübe, der während der Kontinentalsperre zuerst in Schlesien begonnen wurde und sich von da rasch verbreitete. Soweit solche Verbesserungen größere Kapitalsanlagen erforderten, war das noch wachsende Übergewicht des Großgrundbesitzes im Osten Preußens wohl ein Vorteil (durchschnittlich 40 Prozent, in Neuvorpommern 80 Prozent).

Wohlstand und Bevölkerung. Der steigende Wohlstand trat in den gewaltigen Aufwendungen für Verkehrsmittel und Fabrikanlagen ebenso hervor, wie in dem Steigen der Steuererträge und in der raschen Vermehrung der Sparkassen, die für die mittleren und unteren Stände vor allem in Betracht kommen.*) Ebenso wuchs die Bevölkerung sehr schnell, namentlich in Norddeutschland.**) Große Katastrophen, wie die schreckliche Springflut vom Februar 1825 an der Nordsee, die ein Drittel von Ostfriesland überschwemmte, verheerende Seuchen, wie die Cholera, die 1831 von Polen her nach Deutschland kam und trotz aller Absperrungsmaßregeln bis Hamburg und Kassel vordrang, oder Mißernten und Teuerungsjahre, wie die von 1846/47, hemmten den Aufschwung nicht wesentlich.

Vorübergehende Notstände dieser Art, verhältnismäßige Übervölkerung und politische Unzufriedenheit haben nun in diesen Jahrzehnten eine immer stärkere Auswanderung hervorgerufen. Nach wie vor wanderten zahlreiche Kaufleute, Gewerbtreibende und Gelehrte nach Rußland aus und wurden dort z. B. die Begründer der blühenden Industrie von Lodz. Aber die Hauptmasse ging nach Nordamerika und zwar größtenteils über Bremen. Während zwischen 1820 und 1830 kaum 7000 Deutsche dorthin zogen, belief sich ihre Zahl von 1830—1850 auf nicht weniger als 587,000 Köpfe. Die meisten Auswanderer waren Landleute; sie stammten aus den dünnbevölkerten Ackerbaulandschaften Preußens, Mecklenburgs und Bayerns, wo der Großgrundbesitz dem Landmann die Erwerbung eignen Grund und Bodens erschwerte, oder sie kamen aus dem südwestlichen Deutschland, wo die Zersplitterung des Grundbesitzes ähnliche Wirkungen hervorbrachte. In der Mehrzahl wandten sie sich nach der Nordhälfte des Binnenlandes jenseits der Alleghanies; von den Südstaaten nahm nur Texas seit 1844 stärkere Scharen auf. Seitdem nach 1830 auch zahlreiche gebildete Männer auswanderten, gewann dies amerikanische Deutschtum durch Vereine, Schulen und Zeitungen einen etwas

*) Die Leipzig-Dresdner Eisenbahn kostete z. B. über 8 Millionen Thaler. Preußen verwendete 1831/40 61 Millionen Thaler für außerordentliche Zwecke; die Gewerbesteuer stieg hier in 6 Jahren (1824—1830) von 1,6 Millionen auf 2,1 Millionen Thaler. An Sparkassen gab es in Sachsen 1835 erst 6, 1845 schon 31 mit 2,800,000 Thaler Einlage.

**) Ihre Gesamtzahl betrug 1816 für das Gebiet des heutigen Deutschen Reiches 24,831,000 Einwohner, wovon etwas über 10 Millionen auf Preußen fielen, 1840 aber 33 Millionen. Dabei stieg die Bevölkerungsziffer in Preußen bis 1831 auf 12,762,000, bis 1855 auf 17 Millionen, in Sachsen von 1834 bis 1855 von 1,596,000 auf etwas über 2 Millionen, wogegen sie in Bayern im gleichen Zeitraume nur von 4,246,000 auf 4,546,000 Seelen sich hob. Im allgemeinen wuchs dabei die Volkszahl der größeren Städte unverhältnismäßig rasch, weitaus am schnellsten in Berlin (s. S. 1152). Dresden hatte 1826: 48,000 Einwohner, 1849: 94,000; Leipzig 1834: 44,000, 1849: 62,000; Chemnitz 1803: 9900, 1864: 54,000.

festeren Halt gegenüber dem Amerikanertum und einzelne Deutsche brachten es sogar zu hervorragender Bedeutung, wie der Pfälzer Joh. Jakob Astor, der als einer der größten Kaufherren Neu-Yorks i. J. 1848 starb, oder sein Landsmann Joh. August Sutter, der noch unter spanischer Herrschaft i. J. 1839 den ersten Anstoß zur Besiedelung Kaliforniens gab. Nur vereinzelte deutsche Siedelungen entstanden seit 1818 in Brasilien, andere seit 1837 in Australien (Neu-Süd-Wales). Dem Vaterlande brachten alle diese hunderttausende seiner Söhne keinen Vorteil, auch wenn sie nicht, wie die meisten, sich allmählich ihres Volkstums entäußerten, sie gingen ihm mit allem ihren Können und Wissen einfach verloren.

Die Kultur und der Staat. So waren neue Verluste die Folgen alten Unglücks und fortdauernder Mißstände. Dies deutsche Volk, dessen siegreiche Waffen das Napoleonische Weltreich zerschlagen hatten, galt als politisches Ganze im Auslande schlechterdings nichts. Es besaß keine Kolonien, keine Kriegsflotte, keine gemeinsame Vertretung. Und doch forderte schon der wachsende Verkehr mit dem Auslande alles dies gebieterisch. Andrerseits verwuchsen die Landschaften des zollvereinten Deutschland immer fester zu einer wirtschaftlichen Einheit, immer stärker faßten Verkehr und Fabrikbetrieb die materiellen Mittel in großen Centralpunkten zusammen. So drängte die wirtschaftliche Entwickelung immer mächtiger zu einer strafferen staatlichen Einheit. Aber nicht nur in dieser Beziehung begannen die Deutschen zu einer Nation zu werden. Die Höchstgebildeten fühlten sich im Bewußtsein einer herrlichen Litteratur, einer unvergleichlichen Wissenschaft und einer großen Vergangenheit schon schlechtweg als Deutsche. Wieder also, wie am Anfange des 16. Jahrhunderts, war die Gesamtverfassung Deutschlands hinter der Kultur der Nation weit zurückgeblieben. Aber auch die innerstaatlichen Verhältnisse entsprachen den Anschauungen und Interessen eben der Kreise nicht mehr, die von der gewaltigen Entfaltung der wirtschaftlichen und geistigen Kultur sich am meisten emporhoben, dem kapitalbesitzenden und gebildeten städtischen Mittelstande. Jetzt erstrebte dieser die Herrschaft im Staate für sich und eröffnete daher immer nachdrücklicher den Kampf gegen das Übergewicht des Grundbesitzes in den Landesvertretungen und in der Landesverwaltung, wie es dort in der Zusammensetzung der Landtage, hier in der Fortdauer der gutsherrlichen Gerichtsbarkeit und Polizeigewalt zum Ausdruck kam. Zugleich forderte er die völlige Befreiung des Grund und Bodens von allen gutsherrlichen Lasten und suchte die Bevormundung abzuschütteln, die er in der Censur wie in der Beschränkung des Vereins- und Versammlungsrechtes erblickte. Dabei stand er wesentlich unter der Herrschaft des französischen oder englischen Verfassungsideals, wie es Dahlmann in seiner „Politik“ (1835) maßvoll und mit Benutzung aller Erfahrungen des konstitutionellen Lebens in Deutschland zusammenfaßte.*) Schon gewannen freilich auch die

*) Sein Ideal ist die konstitutionelle Monarchie, im ganzen nach dem Muster Englands, doch unter der Voraussetzung eines kräftigen Königtums; als Hauptträger des Staates erscheint ihm der gebildete städtische Mittelstand, den Adel kennt er wenig und von dem vierten Stande nur die Bauern. Gewissermaßen die geschichtlichen Belege zu seiner Auffassung gab er dann

Lehren der französischen Sozialdemokratie, die einen völligen Umsturz der bestehenden Gesellschafts- und Besitzverhältnisse im Sinne der Herrschaft des „vierten Standes", der städtischen Arbeitermassen erstrebten und also dem bürgerlichen Liberalismus ebenso feindlich gegenüberstanden wie dem Grundbesitze, Einfluß auf die Massen.

Der Vereinigte Landtag in Preußen. Zunächst entfaltete sich nun der konstitutionelle Gedanke mit ungeahnter Stärke in Preußen. Weniger die anwachsende Opposition in der öffentlichen Meinung, als die Verpflichtung von 1815, die Befürchtung, daß die Provinziallandtage auflockernd auf die Staatseinheit wirken könnten, endlich die Notwendigkeit einer großen Eisenbahnanleihe für die Erbauung der Ostbahn drängten den König vorwärts. Wohl machte Prinz Wilhelm in der vorberatenden Kommission scharfblickend die Gefahren geltend, die eine Volksvertretung dem Königtume bereiten könne, falls es nicht in kräftigen Händen ruhe, aber auch er konnte sich der Notwendigkeit nicht entziehen und so
1847. berief das königliche Patent vom 3. Februar 1847 den „Vereinigten Landtag der Monarchie", nämlich alle acht Provinziallandtage als eine große Körperschaft in zwei Kurien (Herrenkurie und Dreiständekurie) für den 11. April nach Berlin. In Steuersachen sollte die Versammlung beschließende, in Gesetzgebungsangelegenheiten nur beratende Befugnis haben; eine regelmäßige Berufung in vierjährigen Zwischenräumen war nur den von ihr zu wählenden „Vereinigten Ausschüssen" zugedacht. Eben diese Beschränkung der Befugnisse erregte in Verbindung mit der ganz ständischen, den Grundbesitz bevorzugenden Zusammensetzung des Landtages, die beide der liberalen Anschauung widerstritten, in Ostpreußen, Schlesien und Rheinland heftigen Widerspruch. Daher machte auch die feierliche Eröffnung der Versammlung im Weißen Saale und die schwungvolle Rede des Königs, „noch einmal eine Manifestation des Königtums von Gottes Gnaden", nur einen gemischten Eindruck und offen brach der Gegensatz der Auffassungen schon in der stürmischen und glänzenden Debatte über den Antrag des Grafen Schwerin auf Erlaß einer Adresse (Antwort) an den König heraus. Daß Otto von Bismarck-Schönhausen die Vorliebe der Liberalen für fremde Vorbilder scharf zurückwies, zog ihm nur ihren Haß zu. An demselben prinzipiellen Gegensatze scheiterte die Verständigung über die von der Mehrheit geforderte regelmäßige Berufung des Vereinigten Landtages und das Gesetz über die Eisenbahnanleihe, da die liberale Mehrheit hierfür beschließende Kompetenz beanspruchte; auch die Wahl der Vereinigten Ausschüsse vollzog sich nicht ohne heftigen Widerspruch. Unter beiderseitiger Verstimmung wurde der Landtag am 27. Juni geschlossen. Trotzdem war seine Bedeutung sehr groß, er erschien als „ein großer Triumph des deutschen Geistes". Der Ernst der Debatten, der Gehalt der Reden, die loyale, dabei echt deutsche Gesinnung, die Zahl bedeutender Männer übertraf weitaus alles, was die konstitutionellen Mittelstaaten bis jetzt erlebt hatten. Auch der König empfand,

in seinen „Zwei Revolutionen", kurzen Darstellungen der englischen und französischen Umwälzung (1844/45).

daß es für ihn ein Rückwärts nicht mehr gab. Als die Vereinigten Ausschüsse im Januar 1848 wirklich zusammentraten, verhieß er in seiner Botschaft vom 7. März die regelmäßige Berufung des Vereinigten Landtages. Freilich die Mißstimmung ließ sich dadurch nicht beschwichtigen. Namentlich im Rheinlande war die Erregung groß und in Posen rührte sich das Polentum. Schon im Herbst 1841 war ein Anschlag auf die Festung Posen gemacht worden, im Februar 1847 wurde ein Aufstandsversuch nur durch rasches Eingreifen erstickt.

Parteikämpfe in den Einzelstaaten. Auch sonst verschärfte sich der Gegensatz zwischen Regierenden und Regierten. In Sachsen trat zuerst auf dem Landtage von 1836 eine liberale Partei hervor, die sich im hochindustriellen Vogtlande gebildet hatte und seitdem auf jedem Landtage in verstärkter Zahl wiederkehrte. Daneben gewann die radikal-demokratische Partei von Leipzig aus, wo R. Blum an ihrer Spitze stand, allmählich Boden. Aus Furcht, diese zu fördern, verhielt sich die Regierung auch den liberalen Forderungen gegenüber wesentlich ablehnend und B. von Lindenau, die Seele der Reformen seit 1831, trat zurück. Noch mehr steigerte sich die Aufregung, namentlich in Leipzig, als die Regierung den „Lichtfreunden" scharf gegenübertrat. Das alte protestantische Mißtrauen der Bevölkerung sah dahinter den Einfluß der Jesuiten, und da grundloser Weise Prinz Johann, der Bruder des Königs, als deren Gönner beargwöhnt wurde, so kam es bei einer dienstlichen Anwesenheit desselben in Leipzig am 12. August 1845 zu so unruhigen Auftritten, daß das Militär, übrigens ohne 1845.
Wissen und Willen des Prinzen, in die Massen feuerte. Scharfe Maßregeln gegen die Presse und die Vereine folgten und die Verstimmung wuchs. Daher verlief der mit großer Spannung erwartete Landtag von 1845/46 fast ergebnislos, und als nun das schwere Notjahr 1846/47 hereinbrach, da wirkten zwar Regierung und Volk zur Bekämpfung des Elendes kräftig zusammen, aber in diesem dichtbevölkerten Industrielande erhob seitdem neben dem ungelösten politischen Zwiespalt die soziale Frage drohend ihr Haupt empor.

Auch die süddeutschen Staaten, die auf ein etwas älteres konstitutionelles Leben zurückblickten, blieben von solchen Kämpfen nicht unberührt. In Bayern führte die Nachwirkung der Julirevolution eine Wendung in der Regierungsweise Ludwigs I. herbei. Besorgt gemacht durch die Aufregung in Franken und in der Pfalz berief der König den Fürsten von Öttingen-Wallerstein zum Minister des Innern, schritt gegen die Teilnehmer am Hambacher Feste mit großer Schärfe ein, ließ die Universitäten mißtrauisch überwachen und warf sich endlich unter den Eindrücken des preußischen Kirchenstreites mit der Berufung des Ministeriums Abel (1. November 1837) ganz und gar der ultramontanen Partei in die Arme, 1837.
die dem Königtum eine feste Stütze gegenüber der Revolution zu gewähren schien und Bayern zur Schutzmacht des deutschen Katholicismus machen wollte, wie einst in den Zeiten der Liga. Bald erregte die Erschwerung der Bildung evangelischer Gemeinden, das Verbot des Gustav-Adolfvereins, die Vorschrift, daß auch protestantische Soldaten im Dienst beim Hochamt das Knie beugen sollten, die Begünstigung der Klöster und die strenge Handhabung der Censur den Argwohn

der Protestanten. Auch mit den Kammern geriet der Minister auf dem Landtage von 1840 in Streit über die Frage, ob diesem die Aufsicht über die Verwendung der Überschüsse im Staatshaushalte zustehe, und i. J. 1846 nahm Fürst Wallerstein als Führer der Opposition, die ihren Sitz in den neugewonnenen protestantischen Landschaften hatte, den Kampf offen auf. Da wurde der König doch schwankend, und als Abel in Gemeinschaft mit sämtlichen Ministern sich rundweg weigerte, die vom König begehrte Standeserhöhung seiner Favoritin, der spanischen Tänzerin Lola Montez, zu vollziehen, da entließ der erzürnte Monarch am 13. Fe-
1847. bruar 1847 sie alle in höchster Ungnade und berief nach der kurzen Amtsführung des Freiherrn zu Rhein den Fürsten Wallerstein wieder ans Ruder. Dafür richteten nun wieder die Klerikalen unausgesetzte Angriffe auf Lola Montez (jetzt Gräfin Landsfeld) und regten gegen sie auch die Münchner Bürger- und Studentenschaft auf, weil sie die Spanierin als ihre Feindin betrachteten, bis endlich der König, obwohl tief verletzt, ihre Entfernung verfügte.

Gefährlicher gestalteten sich die Verhältnisse in Baden unter Großherzog Leopold (1830—1852). Hier war allmählich unter dem Einflusse der französischen und schweizerischen Nachbarschaft die radikal-republikanische Partei besonders in Mannheim und Constanz unter Führern wie Hecker, Struve, Fickler u. a. zu großer Stärke angewachsen und stand zu der gemäßigten liberalen Partei, deren bedeutendster Führer Karl Mathy (1807—1868) war, im lebhaftesten Gegensatze. Im Landtage herrschten zunächst die Liberalen, sie brachten auch im Einvernehmen mit dem Ministerium Winter eine Reihe von Reformen zu stande, darunter die
1838. treffliche Gemeindeordnung. Aber nach Winters plötzlichem Tode (26. Januar 1838) gewann der durch und durch österreichisch und hochkonservativ gesinnte Freiherr von Blittersdorf als Minister des Auswärtigen großen Einfluß auf den Großherzog und beschwor einen erbitterten Streit herauf, als er verfassungswidrig den Beamten den Eintritt in den Landtag verbot und diesen 1841 selbst auflöste. Die Neuwahlen ergaben eine so bedeutende Verstärkung der radikalen Partei, daß Blittersdorf an eine gewaltsame Verfassungsänderung mit Hilfe des Bundestages dachte. Da der Großherzog widerstrebte, gab der Minister seine Entlassung (November 1843), aber erst nach mehreren Jahren kam mit J. Bekk am 15. December 1846 die liberale Partei ans Ruder, unter deren Einflusse das Strafrecht und der Strafprozeß umgestaltet wurden. Trotzdem blieb das Mißtrauen bestehen und begünstigte die radikale Partei.

Schleswig-Holstein. Zugleich wurde das nationale Gefühl wieder lebhaft erregt durch die Bestrebungen der sogenannten eiderdänischen Partei, mindestens Schleswig dem dänischen Reiche einzuverleiben und also von Holstein loszureißen. Dagegen suchte der Ausschuß der holsteinischen Ritterschaft, unterstützt von patriotischen Professoren der Kieler Universität, wie Dahlmann, das alte Landesrecht wieder zu beleben, wurde aber i. J. 1823 mit seiner Beschwerde vom Bundestage abgewiesen. Nach der Julirevolution suchte die dänische Regierung durch Gewährung von Provinziallandtagen zu beschwichtigen (1834). Doch das bevorstehende Aussterben des Mannsstammes der dänischen Königsfamilie erweckte die Aufregung aufs neue, weil

in diesem Falle in Dänemark das Haus Glücksburg, in Schleswig-Holstein das Haus Augustenburg folgen, also beide Staaten getrennt werden mußten. Um dies zu verhüten, verfocht König Christian VIII. (1839—1848) in seinem „offnen Briefe" vom 8. Juli 1846 die Erbfolge der Glücksburger auch in Schleswig und 1846. rief dadurch ebensowohl in den Herzogtümern wie in ganz Deutschland die größte Aufregung hervor.

Die allgemeine Lage. Eine gewitterschwüle Stimmung lagerte sich über Deutschland. Gleichzeitig drängte das Bedürfnis auf eine Umgestaltung der einzelstaatlichen Verhältnisse und der Bundesverfassung. Doch in beiden Beziehungen wogten die Meinungen verworren durcheinander. In der Einheitsfrage gab es eine abgeklärte, herrschende Anschauung überhaupt nicht. Wenige scharfblickende Männer wie im Norden Dahlmann und im Süden der feurige Schwabe Paul Pfizer hofften auf Preußen; aber über die schlechthin entscheidende Frage, das Verhältnis zu Österreich, sprachen auch sie eine feste Ansicht nicht aus. Der ungeheuren Mehrzahl der Deutschen vollends galt das, was sie unter Freiheit verstanden, ungleich höher. Das Ideal der Radikalen war die demokratische Bundesrepublik, ein Gedanke, der zwar auf gründlicher Verkennung der politischen und sozialen Entwickelung Deutschlands beruhte, aber geeignet war, die Massen mit tönenden Schlagworten hinzureißen. Was die Liberalen erstrebten, entsprach unleugbar in vielen Beziehungen dem wirklichen Bedürfnis, war aber vielfach auch zu theoretisch gedacht. Die konservativ Gesinnten, die bisher leitenden Kreise, Adel und Beamtentum, fühlten wohl, daß eine Umgestaltung unvermeidlich sei, aber sie hielten sich fast überall unentschlossen zurück. Dazu gesellte sich auch bei bedeutenden Männern ein gewisser Mangel an fester politischer Willenskraft, das Erbteil einer einseitigen wissenschaftlich-litterarischen Bildung, die mehr fremde Gedanken zu verstehen, als eigne durchzusetzen gelehrt hatte. Aufs schmerzlichste entbehrte Deutschland in diesem Drange eines großen Staatsmannes. Der vor allem, den seine Stellung zu einer solchen Rolle berufen hätte, König Friedrich Wilhelm IV., ließ sich nach wie vor von seinen romantischen Ideen viel mehr leiten, als von den Bedürfnissen der lebendigen Gegenwart. Umsonst suchten patriotische und einsichtige Fürsten wie Herzog Ernst von Koburg-Gotha, ihn vorwärts zu drängen; der König erwartete den Anstoß zur Bundesreform von Österreich. Für die nationale Sache wurde dies Verhältnis geradezu verhängnisvoll. Denn auch ihre Leitung fiel jetzt dem liberalen Mittelstande vornehmlich des südlichen und westlichen Deutschland zu, der Preußen wenig kannte oder gar von gehässigen Vorurteilen gegen dasselbe erfüllt war. Vor allem aber spielten die Gelehrten eine Hauptrolle, war doch das Ideal der deutschen Einheit zunächst aus der Begeisterung für die große Vergangenheit entsprungen. Die großen wissenschaftlichen Wanderversammlungen der Philologen (1845), vor allem der Germanisten (1846 im Römer zu Frankfurt a. M., 1847 im Hansesaale des Lübecker Rathauses), vereinigten die besten Namen der deutschen Wissenschaft zu formlosen Parlamenten, die neben wissenschaftlichen Gegenständen bereits praktische, politische Fragen verhandelten. So gewöhnten sich die Deutschen mehr

und mehr, in den Männern der geistigen Arbeit auch ihre politischen Führer zu sehen. Von diesen Kreisen ging nun auch die Gründung der „Deutschen Zeitung" 1847 aus, die unter der Leitung von G. Gervinus in Heidelberg erschien und zuerst den Versuch machte, die Liberalen Nord- und Süddeutschlands mit einander in engere Beziehungen zu setzen. Noch näher rückten zwei große Parteiversamm-
1847. lungen den praktischen Fragen auf den Leib. Am 12. September 1847 formulierten die Radikalen, namentlich Badens, in Offenbach ihr Programm (Volksbewaffnung, Schwurgerichte, Preß- und Vereinsfreiheit, Volksvertretung am Bunde); am 14. Oktober sprachen sich zahlreiche liberale Abgeordnete, auch aus Preußen, in Heppenheim für den Bundesstaat unter preußischer Führung im Anschluß an den Zollverein und in Verbindung mit der Berufung eines deutschen Parlamentes aus. Darauf bezügliche Anträge sollten in den Kammern der Einzelstaaten eingebracht werden. Das geschah am 12. Februar 1848 in Karlsruhe durch Bassermann, am 27. Februar in Darmstadt durch Heinrich von Gagern. Doch eine so friedliche Entwickelung, wie die hier in Aussicht genommene, war den deutschen Dingen nicht beschieden.

Die „Märzministerien" und die „Märzerrungenschaften". In
1848. den letzten Tagen des Februars 1848 flog die Kunde durch das Land, eine neue Revolution habe in Paris den König Louis Philipp gestürzt und die Republik sei ausgerufen. Eine ungeheure Aufregung bemächtigte sich der Gemüter. Mit Furcht blickten die einen, mit Hoffnung die anderen nach der Westgrenze. Schien doch der Ausbruch eines neuen Revolutionskrieges fast unzweifelhaft und ein Umsturz auch in Deutschland unausbleiblich. In den Massen griffen radikale Umwälzungsgedanken reißend schnell um sich. Im Odenwalde und in Würtemberg kam es zu Bauernunruhen, in den Weberdörfern Sachsens gärte es, in den größeren Städten wagten sich sozialistische Tendenzen hervor. Denn neben der politischen Unzufriedenheit machte sich die Nachwirkung der Notstände d. J. 1846/47 und des überaus strengen Winters von 1847/48 geltend. Dazu trat jetzt eine allgemeine Geschäftsstockung ein; die Fabriken feierten, Tausende wurden brotlos, der Kurs sank reißend, das Bargeld verschwand aus dem Verkehre. Inmitten dieser wogenden Aufregung gelang es den Führern der Liberalen allerorten, da die Regierungen sich schwach und unsicher zeigten, durch stürmische Volkskundgebungen die Gewährung der volkstümlichen Forderungen von Offenbach zu erzwingen, die bisherigen Ministerien zu stürzen und selbst das Staatsruder zu ergreifen. In Baden behauptete sich das Ministerium Bekk, in Würtemberg aber übernahm Römer, in Darmstadt, wo der Erbgroßherzog Ludwig (III.) am 5. März zum Mitregenten seines Vaters berufen wurde, H. von Gagern, in Nassau Hergenhahn, in Hessen-Kassel Wippermann, in Hannover Stüve, der Führer der verfassungsrechtlichen Opposition, in Sachsen Braun (mit Oberländer und von der Pfordten) das Ministerium. Auch in Bayern bewilligte Ludwig I. die Berufung eines liberalen Ministeriums und verhieß in einer Proklamation am 6. März seine kräftige Mitwirkung bei der Neugestaltung Deutschlands. Als indes das Gerücht, Gräfin Landsfeld werde zurückkehren, neue Un-

ruhen veranlaßte, verzichtete er am 20. März freiwillig und fast heiteren Mutes 1848.
auf die Krone zu gunsten seines Sohnes Maximilian II. (1848—1864), ohne deshalb aufzuhören, der Kunst in Bayern die freigebigste Fürsorge zu widmen. Selbst der Bundestag wandte sich am 1. März mit einer patriotischen Ansprache an das deutsche Volk, gab am 3. März den Regierungen die Einführung der Preßfreiheit anheim, erkannte die verfolgten Burschenfarben Schwarzrotgold als die deutschen Farben an und forderte am 10. März die Bundesregierungen auf, siebzehn „Vertrauensmänner“ zu seiner Verstärkung nach Frankfurt zu entsenden. Überall schossen nun Vereine und Zeitungen in Masse empor; die „Freiheit“ hatte einen fast mühelosen Sieg erfochten.

Die Bewegung auf die „Einheit“ dagegen kam erst in Fluß durch die Zusammenkunft der 51 Liberalen und Radikalen in Heidelberg am 5. März. Sie beschlossen alle gegenwärtigen und gewesenen Mitglieder der deutschen Einzellandtage für den 30. März zu einem „Vorparlament“ nach Frankfurt zu entbieten, das die Berufung einer „deutschen Nationalversammlung“ beraten sollte, stellten die Grundzüge einer deutschen Reichsverfassung auf und setzten einen Ausschuß von sieben Männern zur Ausführung dieser Beschlüsse ein. Fast gleichzeitig schienen die Regierungen die Leitung der Einheitsbewegung in die Hand nehmen zu wollen. Auf Veranlassung Preußens und im Einvernehmen mit ihnen ersuchte Metternich in einem Rundschreiben vom 7. März die Bundesregierungen, für den 25. März zu einem Kongreß in Dresden zu erscheinen, und schon waren Verhandlungen unter den süddeutschen Staaten im Gange, um die Leitung der Reform in die Hände des Königs von Preußen zu legen, da griff der Ausbruch der Revolution in Österreich und Preußen verhängnisvoll in den Gang der Ereignisse ein.

Die Märzrevolution in Wien. In Österreich hatte der Tod Franz' I. am 2. März 1835 und die Thronbesteigung seines Sohnes Ferdinand (1835 bis 1848) an der Regierungsweise nicht das Mindeste geändert. Vielmehr war, da die Kränklichkeit und Unfähigkeit des Kaisers die Einsetzung einer Art von Regentschaft, der Staatskonferenz, notwendig machte, der alternde Fürst Metternich als deren thatsächlicher Vorsitzender mächtiger als zuvor. Doch alle Polizeikünste hatten nicht zu hindern vermocht, daß der Strom der modernen Ideen auch über die österreichische Grenze hereinflutete und die schlummernden Völker des Kaiserstaates zum Bewußtsein ihrer Eigenart, zu selbständigem Leben erweckte. Indem die Deutschen Österreichs jetzt einen gewissen Anteil an der deutschen Litteratur gewannen, stellten sie den geistigen Zusammenhang mit der Nation allmählich wieder her und gaben zugleich der Sehnsucht nach Erlösung von dem dumpfen Drucke des Polizeistaates Ausdruck, wie der edle Graf Anton Auersperg (Anastasius Grün) aus Krain oder der melancholische deutsch-ungarische Lyriker Lenau. In Böhmen entsprang das tschechische Nationalbewußtsein zunächst aus der Beschäftigung mit altböhmischer Litteratur und Geschichte, wie es Dobrowsky, Fr. Palazky und Kollar vertraten, nicht ohne daß der letztere bereits den Gedanken der Einheit aller Slawenvölker, des Panslawismus, ausgesprochen hätte. Seit 1843 begann diese Bewegung auch den böhmischen Adel zu ergreifen und auf das politische Gebiet hinüberzuwirken.

1848. Noch früher und weit erfolgreicher begann in **Ungarn** auf ähnlicher Grundlage die Wiedergeburt des Magyarenvolkes, wobei der Adel voranging. Doch der großmagyarische Staatsgedanke rüttelte bald an dem überlieferten Zusammenhange mit Österreich und stieß zugleich mit dem erwachenden slawischen Volkstume der **Kroaten** wie in Siebenbürgen mit der alten zähen Eigenart der **Sachsen** feindlich zusammen. Im polnisch-ruthenischen **Galizien** versuchte i. J. 1846 der polnische Adel sogar eine bewaffnete Erhebung, als in der Republik **Krakau** eine polnische Nationalregierung ausgerufen wurde. Nur das rasche Einschreiten Preußens in Posen, die Besetzung Krakaus durch die Truppen der drei Ostmächte am 4. März 1847 und eine grimmige Gegenrevolution der polnischen Bauern gegen die Edelleute machten der Sache ein Ende. Krakau wurde dem österreichischen Staate einverleibt. Vollends die **italienischen Provinzen** konnten nur noch durch den Säbel und den verhaßten „deutschen Stock“ (bastone tedesco) äußerlich im Gehorsam erhalten werden und blickten voll Hoffnung auf den jungen König von Piemont, Karl Albert, der „seines Sternes harrte“, um Italien zu befreien.

So krachte der alte Kaiserstaat in allen Fugen. Dazu kam eine furchtbare Finanznot und die Erschütterung alles Kredits. Bis z. J. 1847 stieg der jährliche Fehlbetrag im Staatshaushalt von 15 auf 50 Millionen Gulden, die Staatsschuld wuchs von 1830—1847 von 1084 auf 1249 Millionen. Nur ein russisches Darlehen von 30 Millionen, das man anzunehmen sich nicht schämen durfte, hielt zu Anfang d. J. 1848 den Zusammenbruch noch auf. „Österreich muß Krieg anfangen, um sich zu retten“, schrieb am 20. Januar ein deutscher Diplomat aus Wien, freilich nur ein Beweis, daß die Regierung völlig ratlos sei. Als die einzige Persönlichkeit des Hofes, die einiges Vertrauen einflößte, erschien ihm die Erzherzogin **Sophie** (von Bayern), die Gemahlin des Thronfolgers Franz Karl, eine begabte und energische Frau. Sie erstrebte unter der Hand den Sturz Metternichs, traf also mit den Volkswünschen zusammen. Da löste die Kunde von der Februarrevolution den Bann. Am 3. März donnerte im Preßburger Reichstage der großmagyarische Demokrat Ludwig **Kossuth** gegen das „verpestete“ Wiener System, in **Prag** faßte am 11. März eine große Bürgerversammlung die Wünsche des tschechischen Volkes zusammen: Gleichberechtigung der Tschechen und Deutschen, Wiederherstellung des böhmischen Gesamtstaates. In **Wien** ging die Bewegung zunächst vom Gewerbeverein, dem politisch-juridischen Lehrverein und leider auch von den Studenten aus. Als am 13. März der niederösterreichische Landtag eröffnet wurde, nötigten stürmische Volkskundgebungen vor und im Ständehause die Abgeordneten, sich nach der Hofburg zu begeben, um der Staatskonferenz die „Wünsche des Volkes“ vorzutragen. Während nun draußen am Ständehause und an anderen Punkten der engen Altstadt bereits die Massen mit dem Militär zusammenstießen, trat die Bürgergarde unter Waffen und ihre Offiziere, mit anderen Abordnungen vermischt, drängten ebenfalls nach der Hofburg. Hier saß die Staatskonferenz in ratloser Beratung, da sprach endlich einer der Landtagsabgeordneten das entscheidende Wort: „Abdankung Metternichs!“ Widerstandslos erklärte der greise Staatskanzler seinen Rücktritt und flüchtete am

nächsten Tage über Prag nach England. Stürmischer Jubel durchwogte die Stadt, 1848.
am Abend illuminierte alles, an den Linienwällen aber zündete der Pöbel die verhaßten Mauthäuser an, um zu zeigen, was er unter „Freiheit" verstehe. Am 14. März verkündete eine kaiserliche Verordnung den Rücktritt Metternichs, die Aufhebung der Censur und die Bildung einer Nationalgarde, eine zweite Kundgebung vom nächsten Tage verhieß die Einberufung einer Reichsversammlung, „um die Konstitution des Vaterlandes zu beraten".

Daß der allmächtige Staatsmann, der zuweilen ganz Europa regiert hatte, einer Volksbewegung ohne Gegenwehr zum Opfer fiel, galt in ganz Österreich als der Beginn einer neuen Zeit. In Prag bildete sich ein tschechischer Nationalausschuß, von zahlreichen Vereinen unterstützt. In Ungarn trat dem neuen liberalgefärbten Ministerium, das der Palatinus Erzherzog Joseph in Preßburg bildete, ein Sicherheitsausschuß in Pest unter Kossuths Einfluß zur Seite. In der Lombardei und Venezien brach der offne Aufruhr los, am 22. März räumten die Österreicher Mailand und Venedig und zogen sich in das Festungsviereck an der Etsch zurück; schon am nächsten Tage überschritten die Piemontesen den Ticino. Von den widersprechendsten Bestrebungen zerrissen, war Österreich vollkommen gelähmt.

Die Märzrevolution in Berlin. Aber auch außerhalb seiner Grenzen wirkten die Nachrichten aus Wien wahrhaft berauschend, nicht zum wenigsten in Preußen. In zahllosen Volksversammlungen und Adressen trat die Aufregung namentlich am Rheine, in Schlesien, in der Provinz Sachsen und in der Hauptstadt zu Tage. Jedes Wirtshaus verwandelte sich hier in ein politisches Klublokal, wo jugendliche Volksredner sich und ihre Zuhörer mit hochtönenden Schlagworten bethörten. Die Beamten freilich, der Adel und ein guter Teil der Gebildeten überhaupt zeigten diesem demagogischen Treiben offne Abneigung und daß der Prinz von Preußen ein energischer Soldat sei, in dem von schwächlicher Nachgiebigkeit keine Ader war, das wußte jeder. Der König willigte nun ohne weiteres in die schon früher verheißene Berufung des Vereinigten Landtags auf den 17. April, aber als Zusammenstöße mit den Truppen und die Nachricht von der Wiener Revolution die Aufregung steigerten, entschloß er sich zu noch weiteren Zugeständnissen. Am 18. März verhieß eine königliche Kundgebung die Einberufung des Landtags auf den 2. April und verkündigte die Absicht des Königs, für die Errichtung eines deutschen Bundesstaates und eines Parlaments kräftig einzutreten. Der nächste Eindruck war vortrefflich. Tausende sammelten sich auf dem Schloßplatze und brachten dem Monarchen begeisterte Huldigungen dar. So schien alles in geordnete Bahnen geleitet; aber als auf dem Platze allmählich ein wüster Pöbel überhand nahm und lärmend die Entfernung des Militärs aus dem Schlosse forderte, da rückte dies langsam vor, um den Platz zu räumen. Mitten im Gedränge geht zwei Soldaten das Gewehr los, ohne daß übrigens irgend jemand verletzt worden wäre; doch wie unsinnig stürzen die Volkshaufen zurück, mit dem Geschrei: „Verrat! Rache!" stürmen sie durch die Straßen, rufen zu den Waffen. Fremde, namentlich polnische Agitatoren, bemächtigen sich der Führung; unter ihrer kundigen

1848. Leitung wachsen in der innern Stadt und auch teilweise in den Vorstädten binnen wenigen Stunden hunderte von Barrikaden empor, die von Bewaffneten starren. Ein grauenvoller Straßenkampf beginnt in den engen Gassen zwischen den hohen Häusern der Altstadt. Unter dem General von Prittwitz dringen die tapferen Truppen, von Kugeln und Steinen überschüttet, von Haus zu Haus, von Straße zu Straße siegreich vor, die Keller des Schlosses füllen sich mit Hunderten von Gefangenen. Die Nacht bricht herein, im klaren Lichte des Vollmondes, unter dem Geheul der Sturmglocken, dem lauten Krachen des Gewehr- und Geschützfeuers rast der Kampf weiter bis gegen 3 Uhr morgens. Die Altstadt war erobert, nur in den Vorstädten standen noch die Massen, aber der Mut des Königs war gebrochen. Am Morgen des 19. März erließ er einen Aufruf an „meine lieben Berliner", der mit herzlichen Worten zur Versöhnung mahnte. Es war umsonst. Man forderte den Abzug der Truppen, und durch ein Mißverständnis erhielten diese den Befehl, statt um das Schloß sich zu sammeln die Stadt zu räumen. Knirschend gehorchten die tapferen Bataillone dem Gebot, das siegreiche Heer überließ die Hauptstadt dem halbbesiegten Aufruhr. Bürgergarden bezogen die Posten am Königsschlosse; das Palais des Prinzen Wilhelm, dem das „Blutbad" schuldgegeben wurde, konnte nur mit Mühe vor der Wut des Pöbels geschützt werden, der Prinz ging nach England. Der König aber berief die Führer der Liberalen, Graf Schwerin, Auerswald, Arnim-Boitzenburg u. a., ins Ministerium und erließ am 20. März eine Amnestie, die auch den gefangenen Polenführern, darunter Mieroslawski, zu gute kam. Am nächsten Tage verkündete eine Ansprache der Minister „an die deutsche Nation", der König stelle sich an die Spitze Deutschlands; er selber ritt um die Mittagszeit mit glänzendem Gefolge, die schwarzrotgoldene Binde um den Arm, eine Fahne in diesen „Freiheitsfarben" vor sich, durch die Stadt und beteuerte in einer seiner Ansprachen: „Preußen geht fortan in Deutschland auf". War schon dieser Ritt eine schwere Demütigung, eine Huldigung für die Revolution, so bereitete ihm eine noch weit ärgere der feierliche Leichenzug der gefallenen 183 Barrikadenkämpfer, den der König entblößten Hauptes am Schlosse vorüber sich nach dem Friedrichshaine bewegen sah. Aber was die Hauptsache war: diesem preußischen Königtume, das sich in seiner eignen Hauptstadt vor der Revolution gebeugt hatte, traute jetzt niemand in Deutschland die Kraft zu, seine Verheißungen zu erfüllen, und der König selber ließ sich je länger je mehr vom tiefsten Widerwillen auch gegen alle berechtigten Bestrebungen dieses Sturmjahres beherrschen. Im entscheidenden Augenblicke also war der Staat gelähmt, der den Beruf in sich fühlte, Deutschland zu führen und zu einigen.

Der polnische Aufstand. Um die Lage noch mehr zu verwirren, brach in Posen der polnische Aufstand los. Die unklaren Sympathien, welche die polnische Sache schon seit der Erhebung von 1830 in Deutschland genoß und die eben jetzt in Berlin zu würdelosen Huldigungen für Mieroslawski verführt hatten, wirkten hier mit der Schwäche der preußischen Regierung zusammen, um einen neuen Aufstandsversuch zu begünstigen. Auf die erste Nachricht vom Siege des

Aufruhres in Berlin bildete sich am 20. März in Posen ein polnisches National- 1848.
komité, das rasch die Gewalt an sich riß und überall die Volksbewaffnung unter der weißroten Polenfahne verfügte. Die Behörden und Truppen hielten sich unsicher zurück und der König versprach am 24. März sogar eine „nationale Reorganisation" des Großherzogtums. Doch sobald sich die deutschen Landeseinwohner aufrafften, zeigte es sich, daß hier nicht etwa nur eine deutsche Regierung einem fremden Volke gegenüberstehe, sondern ein Volk dem anderen. Die deutschen Edelleute, Bürger und Bauern waffneten sich, legten laut Verwahrung ein gegen die Preisgabe dieses schon halbdeutschen Landes und leisteten den polnischen Haufen entschiedenen und oft glücklichen Widerstand. Selbst ein guter Teil der polnischen Bauern blieb treu, weil sie die altpolnische „Freiheit" aus Erfahrung kannten; der Aufstand konnte also nur auf die polnischen Edelleute, ihre Diener- und Beamtenschaft und städtisches Gesindel zählen. Trotzdem kam General von Willisen als königlicher Kommissar in der Übereinkunft von Jaroslawez am 11. April den Polen soweit entgegen, daß die Empörung der Deutschen ihn am 20. April zur Abreise aus Posen zwang. Als nun auch die Verständigung über den wohlgemeinten Vorschlag einer Teilung des Landes in eine polnische und deutsche Hälfte an der Forderung der Polen, ihnen die Landeshauptstadt zu überlassen, zunächst gescheitert war, gingen endlich die preußischen Truppen energisch vor. In zahlreichen oft blutigen Kämpfen bei Gostin, Koschmin, Xions (29. April), Miloslaw, Wreschen, Schrimm, Rogalin behielten sie fast immer die Oberhand, nötigten am 9. Mai die zuchtlosen Haufen und Mieroslawski selber bei Bardo in der Nähe von Bromberg zur Übergabe und machten bis Ende Mai auch dem wilden Bandenkriege ein Ende. Um die Ruhe vollends zu sichern, verhing General von Pfuel als königlicher Kommissar am 5. Mai das Kriegsgesetz über die Provinz.

Die Erhebung Schleswig-Holsteins. Ein ähnlicher Kampf für deutsches Recht gegen fremde Anmaßung war im Norden entbrannt. Hatte schon der Tod Christians VIII. am 20. Januar 1848 und die Thronbesteigung seines kinderlosen Sohnes Friedrich VII. (1848—1863) in den Elbherzogtümern große Aufregung hervorgerufen, so forderte jetzt unter dem frischen Eindrucke der Märzbewegung eine Altonaer Adresse vom 15. März die Aufnahme Schleswigs in den deutschen Bund, eine gemeinsame Verfassung für Schleswig-Holstein und ein deutsches Parlament. Zugleich sandte eine Versammlung von Ständemitgliedern in Rendsburg eine Abordnung nach Kopenhagen, um dem König-Herzog diese Wünsche vorzutragen. Statt aller Antwort brachte der fällige Postdampfer am Abend des 22. März von dorther nach Kiel die Kunde, daß die eiderdänische Partei durch eine Volksbewegung in Kopenhagen ans Ruder gelangt sei. Noch in der Nacht bildete sich daraufhin eine provisorische Regierung unter Prof. Beseler, und Prinz Friedrich von Noer-Augustenburg bemächtigte sich mit einem Jägerbataillon und Kieler Freiwilligen ohne einen Schuß der Landesfestung Rendsburg. Binnen vierundzwanzig Stunden huldigte ganz Holstein der neuen Regierung. Aber die Lage war äußerst verworren. Die Führer wollten keineswegs die Loslösung von Dänemark, denn sie meinten nicht gegen den König-Herzog im Aufstande zu sein,

1848. sondern nur gegen einen revolutionären Gewaltstreich der eiderdänischen Partei, die den Landesherrn vergewaltigt habe, das gute Recht der Herzogtümer zu vertreten, eine spitzfindige rechtliche Fiktion, die dem gemeinen Manne unfaßbar war und die Begeisterung erkälten mußte. Dazu war die provisorische Regierung nicht recht einig. der Adel des Landes mißbilligte vielfach den Aufstand, weil er in ihm eine republikanische Schilderhebung sah, und die Augustenburger, die als strenge Aristokraten galten, entbehrten jeder Volkstümlichkeit. In Schleswig vollends war, ganz abgesehen vom dänischen Norden, die Stimmung wesentlich königstreu, in Schwansen und Angeln sogar halbdänisch. So kam in hunderte von Familien bitterer Zwiespalt und der beginnende Kampf wurde für viele im vollsten Wortsinne zum Bruderkriege.

Da die Regierung, abgesehen von ungeübten Freiwilligenkorps, augenblicklich nur etwa 6000 Mann Militär zur Verfügung hatte, von denen die Hälfte durch den Austritt der Dänen ohne Offiziere war, so konnte sich das Land ohne Hilfe von Deutschland her gar nicht behaupten. Eine solche stellte nun König Friedrich Wilhelm IV. auf Ersuchen der Regentschaft bereits am 24. März in Aussicht, indem er die Rechte Schleswig-Holsteins anerkannte; er sandte seine Garden dorthin und forderte die Staaten des X. Bundesarmeekorps zur Hilfeleistung auf, während zugleich zahlreiche Freischaren, oft in der wunderlichsten Ausstattung und von demokratischen Ideen erfüllt, daher mit geringen Ausnahmen wenig kriegsbrauchbar, nach dem Norden strömten. Noch ehe indes diese Zuzüge eintrafen, waren die Holsteiner, ihre Kräfte weit überschätzend, bis Flensburg vorgedrungen. Hier erlag am 9. April das vereinzelte Kieler Turner- und Studentenkorps bei Bau in zehnstündigem Heldenkampfe der dänischen Übermacht zu Land und See, und die Dänen rückten ihrerseits bis Schleswig vor. Doch schon waren die deutschen Truppen heran. Am Abend des 21. April führte sie der preußische General von Wrangel über die Eider und nach dem blutigen Treffen beim Dannevirke am 23. April, dem Ostersonntage, zogen die preußischen Garden siegreich in Schleswig ein. Im verwirrten Rückzuge eilten die Dänen nach dem Sundewitt und der Insel Alsen, wobei sie noch bei Oeversee am 24. April gegen die Truppen des X. Armeekorps ein scharfes Gefecht bestanden. Während nun die Bundestruppen die dänische Hauptmacht im Sundewitt festhielten, überschritt Wrangel am 1. Mai auch die Grenze Jütlands.

Das Frankfurter Vorparlament. Damit war, wie sich bald ergab, Deutschland von der liberal-demokratischen Bewegung vor eine schwere europäische Verwickelung gestellt. Auch im Innern riß der süddeutsche Liberalismus die Leitung der nationalen Sache völlig an sich. Vom 31. März bis zum 4. April tagte in der Paulskirche zu Frankfurt das Vorparlament, eine buntgemischte Versammlung, in der Preußen zu schwach, Österreich so gut wie gar nicht vertreten war. Sie beschloß, Schleswig, die Provinz Preußen und Deutsch-Posen in den Deutschen Bund aufzunehmen, die Wahlen zu einer allgemeinen konstituierenden deutschen Nationalversammlung auszuschreiben und zur Durchführung dieser Beschlüsse einen Ausschuß von fünfzig Männern unter der Leitung des Badeners Soiron einzu-

setzen. Der Bundestag genehmigte alles und übertrug den siebzehn Vertrauensmännern (Dahlmann, Droysen, Albrecht, von Schmerling u. a.) die Ausarbeitung eines Entwurfes zur Reichsverfassung. Auch in Frankfurt hatte somit die preußische Krone eine schwere Niederlage erlitten, während der Einfluß Österreichs, durch die „Oberpostamtszeitung" geschickt vertreten, im Stillen weiterwirkte. 1848.

Der badische Aufstand. Besiegt aber fühlten sich durch die immerhin maßvollen Beschlüsse des Vorparlamentes auch die badischen Radikalen und das trieb sie zum bewaffneten republikanischen Aufruhr. Sie rechneten dabei namentlich auf Mannheim, die Gegend um den Odenwald und die Tauber und auf den Seekreis um Constanz, hofften auch auf französischen Zuzug. Aber die badische Regierung erbat und erhielt den Einmarsch bayerischer, würtembergischer und hessen-darmstädtischer Truppen, und als Hecker von Constanz aus, wo er die Republik ausgerufen hatte, mit ein paar hundert Bewaffneten gegen Freiburg i. Br. vorrückte, da genügte ein kurzes Gefecht bei Kandern am 20. April, bei dem leider der General Fr. von Gagern fiel, um der ganzen Thorheit ein Ende zu machen. Auch Herweghs Haufen verliefen sich und in kläglicher Flucht retteten sich die Führer über die Grenze. In der augenblicklichen Lage war dieser Erfolg doppelt bedeutsam.

Der Verfassungsentwurf der Siebzehn. In denselben Tagen erschien der von den Siebzehn angenommene Verfassungsentwurf aus Dahlmanns Feder. Er forderte ein erbliches Kaisertum, ein aus den Fürsten und aus „Reichsräten" zusammengesetztes Oberhaus, ein durch Volkswahlen gebildetes Unterhaus und ein Reichsgericht, doch über die allerwichtigste Frage, das Verhältnis zu Österreich, bestimmte er nichts. Das reiflich durchdachte Werk wurde mit Kälte, ja mit Entrüstung aufgenommen. Den Massen war es zu monarchisch, Prinz Albert von Koburg fand es „entsetzlich", Friedrich Wilhelm IV. aber wollte diese Kaiserkrone für sich weder von den Fürsten noch vollends vom Volke annehmen, weil dem Erzhause Österreich der Vorrang gebühre. Daher sollte dies die römische Kaiserkrone wieder tragen, er selber wollte sich mit der Würde des „teutschen Königs" begnügen, der den Oberbefehl über sämtliche deutsche Truppen mit Ausnahme der österreichischen zu führen habe. Dagegen begrüßte Prinz Wilhelm von London aus in einem Schreiben an Dahlmann vom 4. Mai den Entwurf als eine „großartige Erscheinung"; nur das Oberhaus verwarf er, weil dies den Fürsten nicht die gebührende Stellung sichere, statt dessen verlangte er eine „Fürstenbank" (etwa den heutigen Bundesrat). So fiel der Entwurf platt zu Boden, die deutsche Einheitsbewegung war ohne Programm.

Die Frankfurter Nationalversammlung bis zur Wahl des Reichsverwesers. Inzwischen hatten überall im ganzen deutschen Bundesgebiete von der Königsau bis zur Adria und von der Memel bis zur Mosel die Wahlen der Abgeordneten zur Nationalversammlung stattgefunden, wobei gesetzlich einer auf 55,000 Einwohner kommen und die Gesamtzahl 605 betragen sollte. Doch erschienen thatsächlich nur 586, da die österreichischen Slawen die Wahl verweigerten. Am 18. Mai begaben sich die in Frankfurt eingetroffenen Abgeordneten, etwa 300, in feierlichem Zuge entblößten Hauptes unter dem Geläute aller Glocken und

1848. dem Jubel der dichtgedrängten Volksmassen nach der **Paulskirche**, um die nun ein Jahr hindurch die Hoffnung und Sorge des deutschen Volkes schweben sollte. Sicher bot dies erste Parlament deutscher Nation eine Vereinigung von Vaterlandsliebe, Geistesadel und Idealismus, wie sie niemals weder vorher noch nachher irgendwo erschienen ist. Aber das, was sie sein sollte und wollte, eine wirkliche Vertretung des deutschen Volkes in allen seinen Teilen, war sie mit nichten. Da nämlich der Bildung der Wahlkreise die Bevölkerung von 1819 nach der Bundesmatrikel von 1842 zu Grunde gelegen hatte, so hatte im Verhältnis zur jetzigen Ziffer Österreich erst auf 65,000 Einwohner, das noch viel rascher angewachsene Preußen gar erst auf 95,000 Einwohner einen Abgeordneten erhalten, die beiden Großmächte waren also verhältnismäßig viel zu schwach, die Mittel- und Kleinstaaten viel zu stark vertreten. Weiter gehörten vier Fünftel der Versammlung den gelehrten Ständen an; die erwerbenden Klassen kamen fast gar nicht, der Grundbesitz viel zu wenig zur Geltung. Daher drängten theoretische Anschauungen die praktischen Gesichtspunkte zurück, die ganz überwiegende Mehrheit stand auf dem Boden des Liberalismus und der Volkssouveränität, die Freiheitsbestrebungen überwogen den Drang nach Einheit, und die Mehrheit beherrschte der Preußenhaß. Über die Stellung Österreichs aber bestand die vollste Unklarheit. So kam es, daß die Versammlung sich allmählich nicht nach den entscheidenden Einheitsfragen, sondern nach Freiheitsfragen gruppierte. Im ganzen traten dabei drei große Parteien hervor, doch zerfielen diese alle wieder in mehr oder minder zahlreiche Fraktionen, die sich meist nach ihren regelmäßigen Versammlungsorten benannten. Die stärkste Zahl bedeutender Männer, überwiegend Norddeutsche (Dahlmann, M. Duncker, J. G. Droysen, Arndt, J. Grimm, Waitz, Beseler, Bassermann, Mathy, Beckerath u. a. m.), bildeten das rechte **Centrum** im „Kasino", eine andere Gruppe das linke **Centrum** (R. v. Mohl, Biedermann, Giskra, Stremayr). Beide, zusammen etwa 300 Mitglieder, waren gemäßigt liberal und wollten die Regierungen bei Beratung der Reichsverfassung „anhören". Die **Linke** dagegen (Vischer, Venedey, Uhland) erstrebte wenigstens auf ihrem äußersten Flügel (R. Blum, K. Vogt, A. Ruge u. a.) die Republik. Am schwächsten, kaum ein Sechstel sämtlicher Abgeordneten zählend, war die **Rechte**, zu der sich jetzt die Führer der monarchischen Opposition im Vereinigten Landtage, wie G. von Vincke, Graf Schwerin, die grundsätzlichen Absolutisten und die strengen Katholiken (Döllinger, Lasaulx, Radowitz, Fürst Lichnowsky u. s. f.) hielten; nur diese Partei wollte die Verfassung durch „Vereinbarung" mit den Staatsregierungen schaffen.

Unter so durchaus unklaren Verhältnissen wählte die Versammlung in ihrer zweiten Sitzung zu ihrem ersten Präsidenten **Heinrich von Gagern**. Edle ritterliche Gestalt, ein schönes Auge, eine klangvolle Stimme und würdevolles Auftreten empfahlen ihn vor allen, doch auch er fand es schwer, diese Hunderte zu beherrschen. Der Mangel an parlamentarischer Gewöhnung, die unendliche Redelust, der starke Einfluß der Zuhörerschaft auf den Gallerien, deren lärmenden Beifallsrufen und Mißfallsäußerungen die Geschäftsleitung aus Achtung vor dem

„souveränen“ Volke Monate hindurch nicht scharf entgegenzutreten wagte, störten 1848.
namentlich in der ersten Zeit. Zahllose Anträge über die verschiedensten Fragen auch der auswärtigen Politik wurden gestellt und Ausschüsse für eine ganze Anzahl wichtiger Angelegenheiten gebildet, so vor allem für die Reichsverfassung (25. Mai) und für die Bildung einer provisorischen Centralgewalt bis zum Abschluß derselben (3. Juni). Der erstere sollte auch die „Grundrechte“ des deutschen Volkes als Grundlage der gesamten Verfassung entwerfen. Die erste greifbare Frucht brachte der Beschluß, 6 Millionen Thaler für eine Reichsflotte zu bewilligen; die Anerkennung der französischen Republik und die Abordnung eines Reichsgesandten nach Paris (K. v. Raumer) zeigte dagegen nur, zu welch wunderlichen Folgerungen die beanspruchte Souveränität der Versammlung führe.

In der Debatte über die Einsetzung der provisorischen Centralgewalt (19. bis 24. Juni), für die 160 Redner sich zum Worte gemeldet hatten, wogten nun die Meinungen verworren durcheinander. Sämtliche Anträge des Ausschusses fielen, der Antrag auf die Übertragung der Centralgewalt an den König von Preußen wurde sogar „mit stürmischer Heiterkeit“ begrüßt. Umsonst machte Mathy noch einmal den staatsmännischen, aber höchst unpopulären Versuch, den Bundestag durch Umwandelung in ein „Staatenhaus“ zu erhalten; da endlich am Nachmittage des 24. Juni that H. von Gagern seinen verhängnisvollen „kühnen Griff“; er forderte die Nationalversammlung auf, die Centralgewalt selber zu schaffen kraft ihrer Souveränität. Umsonst warnte Dahlmann vor diesem „kühnen Mißgriff“; nach zwei Sitzungen voll unermeßlicher Aufregung wurde der Antrag Gagerns am 28. Juni mit 403 gegen 135 Stimmen angenommen, und am 29. Juni erhob das Parlament mit 436 gegen 112 Stimmen den populären Erzherzog Johann von Österreich zum „Deutschen Reichsverweser“.*) Volksjubel, Kanonendonner und Glockengeläute begrüßten draußen diese Entscheidung. Der Bundestag beglückwünschte sofort den Erwählten der Nation mit dem Zusatze, daß die Regierungen schon vorher seiner Wahl zugestimmt hätten, und eine Deputation des Parlaments begab sich nach Wien, um ihn einzuholen. Überall auf seiner Fahrt durch Schlesien, Sachsen, Thüringen und Hessen freudig begrüßt, zog der Reichsverweser unter endlosem Jubel am Nachmittage des 11. Juli feierlich in Frankfurt ein. Am nächsten Tage erschien er in der Paulskirche, um den Eid auf das Gesetz zu leisten; dann legte der Bundestag seine Gewalt in die Hände des Reichsverwesers und dieser bildete sein „Reichsministerium“ aus den Mitgliedern des Parlaments. Heckscher, ein Hamburger Rechtsanwalt, übernahm das Auswärtige, der Österreicher Schmerling das Innere, der preußische

*) Er verdankte seine Volkstümlichkeit vor allem dem angeblich von ihm 1842 beim Kölner Dombaufeste gehaltenen Trinkspruche: „Kein Preußen, kein Österreich! Ein einiges, großes Deutschland, fest wie seine Berge“, der thatsächlich wesentlich anders lautete. Außerdem galt es dieser Zeit für einen besonderen Beweis volkstümlicher Gesinnung, daß der Erzherzog, in der Thal ein überaus leutseliger, wohlwollender Herr und ein Liebling des Alpenvolkes, sich i. J. 1828 mit der Tochter des Postmeisters Plochl von Aussee vermählt hatte, einer ausgezeichneten Frau, die später zur Gräfin von Meran erhoben wurde.

1848. General von Peucker das Kriegsministerium, der Rheinländer von Beckerath die Finanzen, v. Mohl aus Heidelberg die Justiz, der Bremer Bürgermeister Duckwitz Handel und Marine. Ihres Triumphes froh und die Spaltungen fürchtend, welche die vorzeitige Entscheidung über die endgültige Form der Reichsverfassung bringen könne, stellte die Nationalversammlung diese wichtigste aller Fragen vorläufig zurück und vertiefte sich seit dem 3. Juli in endlose Debatten über die rein theoretischen Bestimmungen der „Grundrechte“, in denen der liberale und radikale Doktrinarismus den willkommensten Tummelplatz fand.

Die Nationalversammlung stand auf der Höhe ihres Ansehens. Doch ihr größter Erfolg war thatsächlich ihr schwerster Fehler und der wichtigste Grund ihres Falles. Die Wahl eines Erzherzogs zum Reichsoberhaupte beleidigte Preußen aufs schwerste und machte jede Lösung der Verfassungsfrage von der Zustimmung Österreichs abhängig, das doch innerhalb eines deutschen Bundesstaates keinen Platz finden konnte. Der Erzherzog war sich dessen schwerlich ganz bewußt, doch in erster Linie Österreicher und Habsburger. Die neue Centralgewalt aber, auf deren Zusammensetzung und Entschlüsse die Einzelstaaten nicht den mindesten amtlichen Einfluß ausübten, machte den unmöglichen Versuch, die Einzelregierungen einfach als ihre ausführenden Organe, als Untergebene der souveränen Nationalversammlung zu behandeln. Den verständigen Vermittelungsvorschlag Preußens, aus den Vertretern der Einzelstaaten beim Reichsverweser eine Art Bundesrat (von 13 Stimmen) mit beratender Gewalt zu bilden, wagte das Reichsministerium nicht einmal vorzulegen und der Erzherzog wies ihn zurück. Nur zu bald sollte es sich zeigen, daß diese Souveränität eben eine Einbildung sei. Die Regierungen gehorchten thatsächlich nur, soweit es sich mit ihren Interessen vertrug. Als der Reichsverweser die Huldigung der gesamten Bundestruppen für sich forderte, erfolgte diese am 6. August nur in den meisten Mittel- und Kleinstaaten, nicht dagegen in Preußen und Österreich, auch nicht in Hannover und in Bayern.

Die Aufbringung der Matrikularbeiträge für die Errichtung einer Reichsflotte blieb fast ausschließlich Preußen überlassen, das auch für die übrigen Zollvereinsstaaten vorbehältlich späterer Abrechnung die Zahlungen leistete; Österreich weigerte sich jedes Beitrages. Auch in weiten Kreisen des preußischen Volkes, namentlich der östlichen Provinzen, regte sich der Widerspruch gegen das Frankfurter Parlament, das von den Süddeutschen, den alten Feinden Preußens, beherrscht werde und durch seine preußenfeindlichen Beschlüsse Deutschland nur zerreißen würde. Der monarchisch-konservative Adel gründete damals die „Neue Preußische (Kreuz-) Zeitung“, die tapferen Pommern bereiteten dem Prinzen Wilhelm bei seiner Rückkehr aus England in Stettin den herzlichsten Empfang. Der König aber rief bei dem glänzenden Kölner Dombaufeste am 15. August, bei dem er mit dem Reichsverweser zusammentraf, H. von Gagern warnend zu: „Vergessen Sie nicht, daß es noch deutsche Fürsten gibt und daß ich einer von ihnen bin!“

Berlin unter der Herrschaft der Revolution. So bildete sich allmählich in Preußen ein immer schärferer Gegensatz des Königtums und der Provinzen zur Hauptstadt, denn hier herrschten noch die Sieger der Märzrevolution.

Überall wehten schwarzrotgoldene Fahnen; wo einst die stolzen Garden aufgezogen waren, schlenderte jetzt behaglich die Bürgerwehr, doch verhütete sie, da sie aus den Besitzenden und Gebildeten bestand, wenigstens die ärgsten Ausschreitungen. Von Truppen war nur das 24. Infanterieregiment, Berliner Kinder, zur Bewachung des Zeughauses und anderer öffentlicher Gebäude zurückgekehrt. An den Straßenecken prangten Tag für Tag neue aufregende Maueranschläge, Gruppen von Zuhörern bildeten sich bald da, bald dort, um bärtigen Volksrednern im volkstümlichen Kalabreserhut zu lauschen, dazwischen riefen Zeitungsverkäufer ihre Ware aus. Denn eine massenhafte Litteratur von Flugschriften und Tagesblättern schoß ins Kraut, durch sie und durch zahllose Vereine und Volksversammlungen bearbeitete mit besonderer Rührigkeit die demokratische Partei die hauptstädtische Bevölkerung. Die gemäßigt liberale Presse, wie die damals neugegründete „Nationalzeitung", fand zunächst wenig Anklang. 1848.

In solcher Umgebung trat am 2. April der „Vereinigte Landtag" zum letztenmale zusammen. In einer Adresse, die Bismarck lebhaft bekämpfte, sprach er dem König seinen Dank und seine Freude über die Zugeständnisse aus, beschloß das neue Wahlgesetz für die „preußische konstituierende Nationalversammlung" und bewilligte dem liberalen Ministerium, dessen Vorsitz jetzt der Rheinländer L. Camphausen führte, als Ausdruck seines Vertrauens einen Kredit bis zu 40 Millionen Thaler. Erst am 22. Mai eröffnete der König die Nationalversammlung mit einer geschäftsmäßig kühlen Thronrede. Wohl überwog nun hier die konservative Rechte, aber die meisten Abgeordneten gehörten dem Beamten- und Gelehrtenstande an oder waren Bauern und Handwerker, der große Besitz war so gut wie unvertreten, also eben der Stand, der in den Ostprovinzen an sich das Übergewicht besaß. Auch fehlte es an bedeutenden Männern, weil diese in Frankfurt sich befanden; Prinz Wilhelm, der es über sich gewann, ein Mandat für Berlin anzunehmen, konnte wenig wirken. So übte die demokratische Linke, da sie rühriger und rücksichtsloser verfuhr und das Straßenvolk beherrschte, einen Einfluß auf die Beratungen in der „Singakademie", der ihrer Zahl durchaus nicht entsprach. Sie hätte beinahe gleich in der ersten Zeit den Bruch zwischen der Versammlung und der Krone herbeigeführt, indem sie am 8. Juni den Antrag stellte, feierlich zu erklären, die Märzkämpfer hätten sich um das Vaterland wohlverdient gemacht; zum Glück entschied sich die Mehrheit für den Übergang zur Tagesordnung (10. Juni). Hier abgeschlagen, trieb die Linke den Straßenpöbel in der Nacht des 15. Juni zum Sturm auf das Zeughaus. Dank der Willensschwäche oder der Pflichtvergessenheit der dort wachthabenden Offiziere, drangen die Angreifer nach wenigen Schüssen ein, und rohe Fäuste besudelten oder zerrissen die glorreichen Beutestücke alter Siege, doch schon eine halbe Stunde später setzten sich Militär und Bürgerwehr ohne Kampf wieder in den Besitz des Gebäudes. Aber die Linke erwirkte wenige Tage später, daß die Nationalversammlung sich ausschließlich unter den Schutz der Berliner Bevölkerung stellte, also unter die Gewalt des radikalen Pöbels, und erfocht einen weiteren Sieg über die Rechte wie über das Ministerium, indem sie zum Vorsitzenden der Verfassungskommission den

1848. Demokraten Waldeck erwählte. Infolgedessen trat das Kabinett zurück und ein neues, noch entschiedener liberales wurde unter dem Vorsitze R. von Auerswalds (Bruders des früheren Ministerpräsidenten) gebildet, in dem der Rheinländer Hansemann den Ton angab, und das ängstlich sein Einvernehmen mit der Mehrheit zu wahren strebte.

Die deutschen Staaten unter der Herrschaft der Märzministerien. Schwäche von der einen, Übermut von der anderen Seite charakterisieren die Zustände vielfach auch im übrigen Deutschland. In Sachsen bedeckte sich seit dem März das Land mit Vereinen. Weitaus am mächtigsten und am besten organisiert waren die demokratischen „Vaterlandsvereine", denen die bundesstaatlich-konstitutionellen „deutschen Vereine" nicht die Wage zu halten vermochten. Die eigentlich konservativen Vereine blieben zunächst noch schwach, wohl aber tauchten bereits radikale, sozialistische Verbindungen auf. Das war um so erklärlicher, als die allgemeine Absatzkrisis sich im gewerbfleißigen Sachsen ganz besonders fühlbar machte und die Not der Arbeiter, deren allein in Chemnitz gegen 4000 brotlos waren, rasch steigerte, so eifrig die Regierung auch zu helfen suchte. Unter solchen Umständen siegten bei den Wahlen für das Frankfurter Parlament die Vaterlandsvereine aufs glänzendste: von den 24 sächsischen Abgeordneten saßen 20 auf der Linken. Selbst die Zucht des Heeres, das von den Radikalen nachdrücklich bearbeitet wurde, geriet um so mehr ins Wanken, als das liberale Ministerium den Soldaten das politische Wahlrecht und den Zutritt zu politischen Versammlungen gewährte, und überall schwand in den Massen der Sinn für gesetzliche Ordnung. Das Jagdrecht namentlich wurde so schonungslos geübt, daß der Wildstand fast zu Grunde ging. Der Landtag aber, der am 20. Mai eröffnet wurde, konnte sich mit dem Ministerium weder über das neue Wahlgesetz noch über andere Gesetzentwürfe einigen, weil sie nach dem Urteile der Konservativen zu viel, nach dem der Liberalen zu wenig volkstümliche Zugeständnisse machten. Äußerst verworren gestalteten sich die Verhältnisse in den Kleinstaaten Thüringens. Kraft seines persönlichen Ansehens und seiner Beliebtheit hielt Herzog Ernst von Coburg-Gotha zuweilen mit ganz persönlichem Eingreifen die Ordnung aufrecht, während in Altenburg eine bewaffnete Schilderhebung am 10. Juni den Führer der Radikalen sogar ins Ministerium brachte. Für das viel dringendere, von den Regierungen selbst bis zu einem gewissen Grade anerkannte Bedürfnis, diese zersplitterten Gebiete enger mit einander zu vereinigen, hatte die Bevölkerung nicht das mindeste Verständnis. Nicht einmal Coburg und Gotha wollten sich zu einem Staatswesen verschmelzen lassen, und der von Weimar ausgehende Gedanke, ein Königreich Thüringen unter dem weimarischen Herrscherhause aufzurichten, blieb auf enge Kreise beschränkt.

In Hessen-Kassel wurde jetzt unter dem Ministerium Wippermann die Verfassung eine Wahrheit, doch der Kurfürst war ihr niemals aufrichtig zugethan. In Hessen-Darmstadt, wo der Prinzregent Ludwig schon am 16. Juni 1848 dem Vater als Großherzog folgte, fiel die erste Kammer den liberalen Wünschen zum Opfer, doch erhielt der Landesherr durch seine Volkstümlichkeit und Energie

die Ordnung. In Hannover kam am 5. September 1848 eine neue Verfassung 1848.
zu stande, die das Übergewicht des Adels zurückdrängte. Selbst in Mecklenburg-Schwerin trat am 31. Oktober 1848 eine „konstituierende Versammlung" auf Grund eines neuen Wahlgesetzes zusammen, aus deren Beratungen am 3 Juni 1849 ein neues Staatsgrundgesetz liberaler Färbung hervorging, aber die Anverwandten des Großherzogs und der Adel legten dagegen sofort Verwahrung ein. In Bayern hatte das Ministerium Thon-Dittmer (seit dem 25. März 1848) die üblichen liberalen Zugeständnisse gemacht. Das neue Wahlgesetz vom 4. Juni beseitigte dann die ständische Zusammensetzung der II. Kammer, erweiterte die Befugnisse des Landtages und rief für die Beratung der Gesetze Landtagsausschüsse ins Leben, die nachmals segensreich gewirkt haben. Am 1. December trat indes Thon-Dittmer wegen Meinungsverschiedenheiten in der deutschen Frage zurück und die Wahlen zu dem neuen Landtage, der am 22. Januar 1849 eröffnet wurde, ergaben zur Überraschung der Liberalen eine konservativ-ultramontane Mehrheit. Unruhiger gestalteten sich die Zustände in Würtemberg, da Römer den Landtag im April 1848 auflöste und mit einschneidenden Änderungen zögerte, weil er die Entscheidung von Frankfurt her erwartete, wie er denn auch an den Beratungen der Nationalversammlung persönlich bedeutenden Anteil nahm.

Der Waffenstillstand von Malmö. Wie hätte nun ein so von tausend Gegensätzen zerklüftetes Volk im stande sein sollen, eine kraftvolle, auswärtige Politik zu führen! Schon am 18. April hatte England, eifersüchtig auf die mögliche Entwickelung einer deutschen Seemacht von Schleswig-Holstein aus, gegen den Einmarsch der deutschen Truppen Verwahrung eingelegt und dann seine Vermittelung angeboten. Rußland nahm eine drohende Haltung ein, da der Zar Nikolaus in der Unterstützung der Herzogtümer durch Preußen eine Begünstigung der Revolution sah, und sandte eine Flotte nach der dänischen Küste. Schweden protestierte nicht nur gegen die Besetzung Jütlands, sondern ließ auch zur Deckung Fünens 5000 Mann dort landen und hielt andere 15,000 in Schonen bereit. Da nun obendrein dem König Friedrich Wilhelm IV. die schleswig-holsteinische Sache immer mehr als eine revolutionäre erschien und die Staaten des X. Armeekorps die nötigen Verstärkungen nicht sandten, so erhielt Wrangel Befehl, Jütland wieder zu räumen, und ging bis Apenrade zurück. Im Sundewitt aber schlugen die Dänen am 28. Mai die Hannoveraner empfindlich bei Düppel und wurden erst am 5. Juni wieder aus der gewonnenen Stellung hinausgeworfen. Geschickter deckte der bayerische Major von der Tann mit seinem Freikorps von etwa 500 Mann das nördliche Schleswig gegen die dänischen Streifzüge. Dazu litt der gesamte norddeutsche Handel unsäglich durch die dänische Seesperre. Denn wohl arbeitete Admiral Brommy in Bremerhaven einsichtig und thatkräftig an der Beschaffung von Kriegsschiffen und Mannschaften, aber eine Kriegsflotte läßt sich in der Gegenwart nicht mehr im Handumdrehen schaffen und England erklärte überdies, bewaffnete Schiffe unter schwarzrotgoldener Flagge werde es als Seeräuberschiffe behandeln! So war denn Preußen auf Verhandlungen erst in London, dann in Malmö eingegangen und am 2. Juli unterzeichnete der preußische Bevollmächtigte

1848. Graf Pourtalès den Waffenstillstandsentwurf. Obwohl nun die Frankfurter Centralgewalt sich gegen mehrere Bestimmungen desselben aussprach und die preußische Regierung anwies, einige Veränderungen durchzusetzen, auch 37,000 Mann frischer Truppen nach Holstein in Bewegung setzte, so erklärten doch die fremden Mächte, die Centralgewalt sei von ihnen nicht anerkannt, Preußen aber an sein Wort gebunden. Da nahm denn General von Below am 26. August den Waffenstillstand auf sieben Monate an und der König genehmigte ihn am 2. September. Schleswig wurde beiderseits geräumt und unter eine preußisch-dänische Regierungskommission gestellt, die schleswigschen Truppen wurden von den holsteinischen getrennt, alle Verordnungen der Regentschaft, soweit sie nicht von jener Kommission anerkannt wurden, für ungültig erklärt.

Der Bruch zwischen der Nationalversammlung und Preußen. Ein Schrei der Entrüstung hallte durch Deutschland; am lautesten scholl er in der Paulskirche. Hatte doch noch am 9. Juni die Versammlung auf Dahlmanns Antrag beschlossen, daß beim Frieden „die Ehre Deutschlands gewahrt werden“ solle, und betrachteten doch alle ihre Parteien die schleswig-holsteinische Sache recht eigentlich als eine Sache des Parlaments, das eben hier einen Beweis seiner Macht liefern sollte. Jetzt befürwortete Dahlmann am 5. September in wuchtiger, alle erschütternder Rede die „Sistierung“ des Stillstandes und schloß mit den prophetischen Worten: „Unterwerfen wir uns bei der ersten Prüfung, die uns naht, den Mächten des Auslandes gegenüber, kleinmütig bei dem ersten Anblick der Gefahr, dann werden Sie Ihr ehemals stolzes Haupt nie wieder erheben!“ Umsonst hoben Radowitz, Beckerath, Bassermann u. a. m. die schwierige Lage der preußischen Regierung, die Vorteile der Waffenruhe auch für Deutschland u. s. f. hervor, die Versammlung genehmigte gegen die Anschauung der Centralgewalt mit 244 von 474 Stimmen den Ausschußantrag auf „Sistierung“. Das Reichsministerium trat zurück und Dahlmann, der Führer der siegreichen Opposition, erhielt den Auftrag, ein neues zu bilden, das den Beschluß ausführen sollte. Doch das erwies sich als unmöglich, wenn er nicht mit der Linken gehen wollte, die nur mit ihm gestimmt hatte, um den Bruch mit Preußen herbeizuführen und die radikalen Leidenschaften zu entfesseln, und so nahm denn nach leidenschaftlichen Verhandlungen am Abend des 16. September die Nationalversammlung mit 258 gegen 236 Stimmen den Waffenstillstand an. Der stolze Traum von der Macht des Parlamentes und seiner Centralgewalt war zerstoben, aber es war auch eine tiefe Kluft aufgerissen zwischen dem Parlament und der Krone Preußen.

Der Frankfurter Aufstand. In der Paulskirche unterlegen, hetzten die Abgeordneten der äußersten Linken die Volksmassen auf den Pfingstweiden am 17. September zur Erhebung gegen die 258 „Verräter“. Am nächsten Tage sollte ihr Austritt gefordert, das Parlament gesprengt, die Republik ausgerufen werden. Da blieb der Versammlung nichts übrig, als die Hilfe der Regierungen anzurufen. In kurzem Barrikadenkampfe schlugen am 18. September preußische und österreichische Bataillone den sinnlosen Aufstand zu Boden; doch zwei Abge-

ordnete, Fürst Lichnowsky und General von Auerswald, fielen bei einem Spazier- 1848.
ritt vor dem Bornheimer Thore einem Pöbelhaufen in die Hände und wurden scheußlich ermordet. Diese blutigen Erfahrungen drängten die beiden Centren und die Rechte zu engerem Zusammenschluß gegenüber dem Radikalismus, aber sie empfahlen ihnen auch, den Regierungen, namentlich der preußischen, sich zu nähern. Freilich wurde das nun wieder durch den Charakter der „Grundrechte" erschwert, deren erste Lesung am 13. Oktober zum Abschluß gelangte. Denn diese waren unter der vollen Herrschaft der liberalen Theorien entstanden, befanden sich also mit den konservativen Grundsätzen wie mit den bestehenden Verhältnissen vielfach im schreiendsten Widerspruch, griffen in die Zuständigkeit der Einzelstaaten tausendfach ein und konnten doch nur dann praktische Geltung erlangen, wenn die gesamte einzelstaatliche Gesetzgebung danach umgestaltet wurde und die konservativen Kreise sie annahmen.

Der Sieg des Königtums in Preußen. Schon hatte aber in Preußen das Königtum die Zügel wieder straffer angezogen, gestützt auf sein treues Heer und jenen militärisch-monarchischen Adel, die den Staat geschaffen hatten. Am 31. Juli waren in Schweidnitz bei einem Zusammenstoße zwischen Truppen und Volkshaufen 14 Tote auf dem Platze geblieben. Daraufhin fand in der Nationalversammlung am 9. August der Antrag Stein (Breslau) Annahme, das Ministerium zu einem Erlasse an die Offiziere aufzufordern, daß diese „allen reaktionären Bestrebungen fern zu bleiben und mit Eifer und Hingebung an der Verwirklichung der konstitutionellen Einrichtungen mitzuarbeiten" hätten. Diesem Versuche, auch das Heer zu demokratisieren, zu folgen trug selbst das schlaffe Ministerium Auerswald Bedenken und mußte deshalb erleben, daß am Abend des 21. August Pöbelrotten den Ministerpräsidenten in seiner Wohnung bedrohten. Die Nationalversammlung aber wiederholte am 7. September mit großer Mehrheit ihren Beschluß. Darauf gab das Ministerium seine Entlassung und da Beckerath schließlich ablehnte, so beauftragte der König den General von Pfuel mit der Neubildung des Ministeriums, übertrug aber auch den Oberbefehl der Truppen in den Marken und weitgehende Vollmachten dem General von Wrangel, der damals um Berlin schon etwa 48,000 Mann mit 60 Geschützen vereinigt hielt. Durch diese Maßregeln aufs äußerste gereizt, begann die Nationalversammlung endlich ihre Beratungen über den jetzt vollendeten Ausschußentwurf der Verfassung am 12. Oktober damit, daß sie mit 217 gegen 134 Stimmen vor dem Titel des Königs den Zusatz: „von Gottes Gnaden" strich und am nächsten Tage auch die Abschaffung des Adels, der Titel und Orden beschloß, alles nach beliebtem Pariser Muster und unter dem Jubel der Massen auf den Gallerien und vor dem Schauspielhause, wo damals die Sitzungen stattfanden. Der König war über diese fortgesetzten Angriffe auf alle Überlieferungen seines Staates und seiner eignen Überzeugungen außer sich und fest entschlossen, es auf einen Kampf auf Leben und Tod ankommen zu lassen. Als das Präsidium der Nationalversammlung unter Grabow ihn am 15. Oktober auf Schloß Bellevue zu seinem Geburtstage beglückwünschte, da erwiderte er die Ergebenheitsbeteuerungen mit einer energischen

1848. Verwahrung seiner Rechte*) und wies den Stab der Bürgerwehr mit den schärfsten Worten darauf hin, daß nur er ihr die Waffen gegeben habe und sie ihr nur lassen werde, um die Ordnung zu behaupten. Dem entsprach sie freilich immer weniger. Bei den Arbeitertumulten am 16. Oktober zeigte sie eine ebenso schlaffe Haltung wie gegenüber dem Pöbel, der die gemäßigte Minderheit der Volksvertretung beständig beschimpfte und bedrohte. Schließlich führte der radikale Übermut eine rasche Entscheidung herbei. Am 25. Oktober trat in Berlin der allgemeine demokratische Kongreß zusammen, der nur darüber sich nicht verständigen konnte, ob die Republik mit friedlichen Mitteln oder mit Gewalt zu erstreben sei. Am 31. Oktober aber nahm die Nationalversammlung unter dem Drucke der drohenden Pöbelrotten den Antrag Rodbertus, eine Ermäßigung des ursprünglichen von Waldeck gestellten, an, der die Regierung aufforderte, bei der deutschen Centralgewalt Schritte zum Schutze der gefährdeten Volksfreiheit in Österreich (d. h. der Wiener Revolution, s. unten) zu thun. Da gab der König dem Ministerium Pfuel den Abschied und berief an seine Stelle den Grafen Brandenburg, einen Sohn Friedrich Wilhelms II., der als kommandierender General in Schlesien feste Haltung gezeigt hatte. Da er deshalb den Radikalen verhaßt war, so legte eine Abordnung der Nationalversammlung beim König in fast drohendem Tone Verwahrung gegen seine Ernennung ein, die der Monarch indes schweigend zurückwies.**) Am 9. November erschien das neue Ministerium im Schauspielhause und verlas eine königliche Botschaft, welche die Versammlung bis zum 27. November vertagte und sodann nach Brandenburg berief, weil in Berlin ihre Sicherheit gefährdet sei. Statt sich zu fügen, beschloß die Mehrheit zu bleiben. Da ließ am Nachmittage des 10. November Wrangel seine Truppen unter klingendem Spiele in Berlin einrücken und das Schauspielhaus besetzen; am 11. verkündete er den Belagerungszustand, die Auflösung der Bürgerwehr und die allgemeine Entwaffnung. Beides vollzog sich ohne jeden Widerstand, der Pöbel war eingeschüchtert und die Besitzenden, längst des radikalen Treibens überdrüssig, begrüßten die Wiederherstellung der gewohnten Ordnung mit Genugthuung. Für die Nationalversammlung (die sogenannte „Fraktion Unruh"), die im Schützenhause noch weiter tagte, erhob sich keine Hand, als am 13. November der Major Herwarth von Bittenfeld sie zum Auseinandergehen zwang. Unruhen in Halle, Erfurt und Frankfurt a. O. wurden rasch unterdrückt. Das Königtum herrschte wieder in Preußen. Als nun die Nationalversammlung in Brandenburg dauernd beschluß-

*) „Sie haben mein von Gott verliehenes Recht auf die Krone angetastet, Sie wollen mir das „von Gottes Gnaden" nehmen. Aber hierzu wird keine Macht der Erde stark genug sein: ich werde es treu bewahren, wie ich es von meinen Ahnen überkommen. Sagen Sie dies den Herren, die sie gesandt. Sagen Sie ihnen, daß ich den Aufruhr und die Aufrührer, wo ich sie finde, bekämpfen und zerschmettern werde und daß ich mich hierzu durch Gottes Gnade stark genug fühle."

**) Dabei hatte der Abgeordnete Dr. Jacoby, der gar nicht zu sprechen befugt war, die Dreistigkeit, dem König nachzurufen: „Das eben ist das Unglück der Könige, daß sie die Wahrheit nicht hören wollen."

unfähig blieb, also sich auch unfähig erwies, ihre Aufgabe zu lösen, da verfügte der 1848.
König am 5. December, am Tage von Leuthen, ihre Auflösung und verlieh eine Verfassung nach dem Entwurfe des Ausschusses, nur mit einigen Abänderungen zu gunsten der Krone, wie in § 105, der ihr das Recht gab, in Abwesenheit der Volksvertretung in dringenden Fällen Verordnungen mit Gesetzeskraft zu erlassen. Der König meinte sich damit „ruhige Winterquartiere" erkauft zu haben, wie einst Friedrich der Große bei Leuthen.

Österreich unter der Herrschaft der Revolution. Fast in demselben Augenblicke hatte die Monarchie in Österreich den entscheidenden Sieg erfochten, allerdings unter gewaltsamen Katastrophen. Nach dem leichten Siege vom 13. März herrschte in Wien der Sicherheitsausschuß, der aus Mitgliedern der Nationalgarde und der Studentenschaft von der „Aula" bestand. Die ungewohnte Preß- und Versammlungsfreiheit, die Finanznot und der Notstand unter den Arbeitern vermehrten noch die Aufregung. Umsonst ließ das neue Ministerium am 25. April eine neue Verfassung, natürlich die vergötterte belgische, verkünden, die Radikalen setzten am 13. Mai ein politisches Centralkomitee ein und erzwangen durch fortgesetzte Unruhen endlich am 15. Mai das Versprechen, eine konstituierende Nationalversammlung zu berufen. Fast wehrlos in dieser Unordnung flüchtete der kaiserliche Hof am 17. Mai nach Innsbruck. Das machte zwar einigen Eindruck, indes wußte Pillersdorf diesen nicht rechtzeitig zu benützen, und als er endlich am 26. Mai die Auflösung der Studentenlegion verfügte, bauten die Arbeiter Barrikaden und der Bürgersicherheitsausschuß, jetzt unter Dr. Fischhof, einem jüdischen Arzte, riß die Gewalt an sich. Auch Erzherzog Johann, den der Kaiser am 16. Juni zu seinem Stellvertreter in den deutsch-slawischen Landen ernannte, entließ zwar Pillersdorf, mußte aber auch in dem neugebildeten Ministerium Wessenberg den Radikalen großen Einfluß einräumen.

In dieser unsicheren Lage eröffnete der Erzherzog am 22. Juli den ersten Reichstag Österreichs, an dem nur Ungarn und Italien keinen Anteil hatten. Von den 383 Abgeordneten aber waren 92 Bauern, der in Österreich so mächtige Adel war fast gar nicht vertreten, und alsbald stellte sichs zur peinlichen Überraschung der Deutschen heraus, daß die Mehrheit der Bevölkerung des Kaiserstaates aus Slawen bestehe, daß demnach eine parlamentarische Regierung, also die Verwirklichung des Ideals der deutschen Opposition, die Deutschen aus ihrer herrschenden Stellung verdrängen müsse. So saßen denn neben einem Deutschen ein Tscheche und ein Pole im Präsidium und allen anderen Interessen stellten die Bauern unter Führung des Schlesiers Hans Kudlich die ihrigen voran. Plötzlich zum Bewußtsein ihrer Lage erweckt und grollend über die lange Knechtschaft forderten sie die Ablösung aller bäuerlichen Lasten zunächst ohne jede Entschädigung, doch wurde schließlich eine solche in mäßiger Höhe gewährt*) und damit die endlosen, hitzigen Debatten am 9. September abgeschlossen. Der Kaiser war währenddem auf

*) In Nieder-Österreich belief sich z. B. das Entschädigungskapital auf 32 Millionen Gulden, die jährliche Rente desselben insgesamt auf 1½ Millionen.

1848. Ersuchen des Reichstages am 12. August nach Wien zurückgekehrt, doch seine Regierung blieb dem Reichstage und der Wiener Anarchie gegenüber ohnmächtig wie zuvor, und grollend standen die alten Beherrscher Österreichs, der Adel, die Geistlichkeit und das Heer, zur Seite Sie wußten, daß das unreife Bürgertum dieser Lande im Bunde mit der städtischen Arbeiterbevölkerung nur durch die Schwäche der Regierenden und durch Überraschung die Oberhand gewonnen habe und harrten ihrer Zeit.

Die Zerrüttung der Centralverwaltung begünstigte die Sonderbestrebungen der nichtdeutschen Nationalitäten. In Böhmen trat am 30. Mai neben die kaiserliche Statthalterei eine provisorische Regierung unter Fr. Palazky und L. Rieger, und noch höher schwoll der Mut der Tschechen durch den Slawenkongreß, der zu Anfang Juni im „goldenen Prag" zusammentrat, um die Verbrüderung aller Slawen anzubahnen. So wagten sie es, die Entlassung des unpopulären Landeskommandanten, des Fürsten Windischgrätz, zu fordern und begannen, als sie verweigert wurde, am 12. Juni den Straßenkampf in den engen Gassen der alten, blutgewöhnten Stadt. Er endete am 17. Juni mit dem Siege der Truppen; hier zuerst zeigte sich das Heer als die ausschlaggebende Macht. In Ungarn dagegen schwoll noch immer die Flut der Revolution, doch mit den Ansprüchen der Magyaren wuchs auch die Feindschaft der anderen Nationalitäten, der Rumänen und Sachsen in Siebenbürgen, der Serben und Kroaten im Süden des Landes. Auf diese Slawen vor allem und den neuernannten Banus von Kroatien, Joseph von Jellatschitsch, begann das Haus Habsburg sich zu stützen, während es doch den Magyaren Nachgiebigkeit zeigte, ihnen eine völlig selbständige Regierung bewilligte und den Erzherzog Stephan mit souveränen Rechten bekleidete. Allein die demokratische Unabhängigkeitspartei unter L. Kossuth trieb die Dinge zum Bruche. Am 24. September legte daher der Erzherzog, am Ausgleiche verzweifelnd, seine Würde nieder, am 28. September wurde der neuernannte Landeskommandierende, General von Lamberg, von einem Pöbelhaufen auf der Pester Kettenbrücke schmählich ermordet, während Jellatschitsch auf eigne Faust bereits im Anmarsch gegen die Hauptstadt sich befand.

Die Wiener Oktoberrevolution. Voll Furcht hatte die Bewegungspartei in Wien dem Anwachsen der slawischen Flut, voll Sympathien den Fortschritten der Magyaren zugesehen, die ihr als Bundesgenossen sowohl gegen die Slawen wie gegen das Kaiserhaus erschienen. Das Ministerium hatte während des August etwas mehr Thatkraft erwiesen, gegen 30,000 Arbeiter aus Wien entfernt, die Studentenlegion vermindert, die Hörsäle der Universität geschlossen, den Sicherheitsausschuß aufgelöst. Auch der Reichstag wies am 19. September das Hilfsgesuch der Magyaren zurück. Aber als nun der volle Bruch mit Ungarn eintrat, eine kaiserliche Kundgebung vom 3. Oktober den ungarischen Reichstag auflöste, über das ganze Land den Belagerungszustand verhing und Jellatschitsch zum Stellvertreter des Königs ernannte, da trieb das neugebildete „Centralkomitee der liberalen Vereine" auch Wien zum Aufstande. Die vom Kriegsminister Grafen Latour zum Abmarsch nach Ungarn bestimmten Truppen wurden zur Widerset-

lichkeit aufgehetzt und am 6. Oktober meuterte ein Bataillon, das dorthin mit der Eisenbahn abrücken sollte. Arbeiter und Studenten kamen ihm zu Hilfe, im blutigen Kampfe an der Taborbrücke wurde ein polnisches Regiment zurückgeworfen und unter dem Heulen der Sturmglocken strömten bewaffnete Haufen von allen Seiten nach dem Kriegsministerium. Zu menschlich, um seine Rettung mit Blut zu erkaufen und zu tapfer, um zu fliehen, trat Graf Latour den wütenden Rotten furchtlos entgegen. Einige besonnene Männer suchten ihn zu schützen, allein die Rasenden schlugen auf den wehrlosen Greis mit Gewehrkolben und Eisenstangen los und hingen dann die aus 43 Wunden blutende Leiche an einen Laternenpfahl. Auch die Besatzung des nahen Zeughauses am Schottenthore (zwei Kompagnien Polen) wurde nach heftigem nächtlichen Kampfe am Morgen des nächsten Tages zur Räumung des Gebäudes gezwungen, dessen ungeheure Waffenvorräte nun der Plünderung verfielen. Der Aufruhr war Herr der Hauptstadt. 1848.

Doch das war der Anfang des Endes. An demselben Tage ging der Kaiserhof von Schönbrunn nach Olmütz, die fremden Gesandten folgten, die Slawen verließen den Reichstag und etwa 100,000 Menschen flüchteten aus der Stadt. In der Vorstadt Wieden aber sammelte Graf Auersperg die Truppen der Besatzung, etwa 10,000 Mann, und schon rückte von Ungarn Jellatschitsch mit den Kroaten, von Böhmen Fürst Windischgrätz heran, den der Kaiser zum Oberbefehlshaber aller Truppen außerhalb Italiens ernannt hatte. Die Armee, gehoben durch die glänzenden Erfolge Radetzkys in Ober-Italien, fühlte sich als die Vertreterin des österreichischen Staatsgedankens und schickte sich an, die Entscheidung mit dem Schwerte zu bringen.

„In Deinem Lager ist Österreich,
Wir andern sind elende Trümmer!"

rief damals Fr. Grillparzer dem siegreichen Feldmarschall Radetzky zu.

Der Sieg der Armee. Dem gegenüber herrschte in Wien Ratlosigkeit und Zerfahrenheit. Der neuernannte Oberkommandant Messenhauser war völlig unfähig, die Nationalgarde widerwillig, Beistand konnte höchstens von Ungarn kommen. Denn die beiden Abgeordneten des Frankfurter Reichsministeriums sollten nur eine Vermittelung versuchen und die Abgesandten der dortigen Linken, J. Fröbel und R. Blum, konnten den Wienern auch nur ihre Sympathien aussprechen. Inzwischen erschien Fürst Windischgrätz am 26. Oktober vor der Stadt, jede Verhandlung oder Vermittelung wies er rauh zurück. Nach zweitägigen Kämpfen war er Herr der Vorstädte, so daß der Wiener Gemeinderat am 29. Oktober die bedingungslose Unterwerfung anbot. Währenddem verbreitet sich das Gerücht, daß die Ungarn unter Mogas heranrückten. Da erzwingen die Arbeitermassen die Wiederaufnahme des Kampfes und mit banger Spannung lauscht Alles dem Kanonendonner des Gefechtes, das sich am 30. Oktober bei Schwechat zwischen Jellatschitsch und den Ungarn entsponnen hat. Aber am Abend waren diese wieder über die Grenze zurückgetrieben, und am 31. Oktober ließ Windischgrätz seine Kolonnen zum Sturm gegen die alten Wälle der inneren Stadt vorgehen. Zuerst am Burgthore drangen seine Truppen ein, dann liefen

1848. die Verteidiger in sinnloser Flucht auseinander und allerorten entfalteten sich weiße Fahnen.

Wien war eine mit Sturm genommene rebellische Stadt und wurde als solche behandelt. Die Thore wurden gesperrt, gegen 1000 Personen verhaftet, doch meist alsbald wieder freigelassen und 24 standrechtlich zum Tode verurteilt. Unter den durch Pulver und Blei damals Hingerichteten befanden sich Messenhauser und R. Blum (9. November), der in der That einige Tage hindurch die Waffen in einem Freikorps getragen hatte. Den Reichstag aber verlegte der Kaiser nach der kleinen mährischen Landstadt Kremsier und an die Spitze des Ministeriums berief er den Fürsten Felix Schwarzenberg. In diesem Manne verkörperte sich der militärisch-aristokratische und absolutistische Geist des alten Österreich. Er hatte meist als Gesandter im Auslande gelebt und wußte von deutscher Gesinnung nichts, wie er denn offen sagte, er habe immer gefunden, daß im Auslande niemand ein Deutschland kenne. Sein Ideal war der centralisierte österreichische Einheitsstaat und die Herrschaft desselben über Deutschland und Mittel-Europa, und dies verfocht er mit der ganzen Starrheit eines beschränkten Gesichtskreises, die in dieser an Talenten so überreichen, an Willenskraft so armen Zeit vielen als Charaktergröße erschien. Die entscheidende Wendung wurde noch besiegelt durch die Abdankung Kaiser Ferdinands zu gunsten seines Neffen Franz Joseph am 2. December. Daß der jugendliche Herrscher (geb. 18. August 1830) den Ungarn gegenüber nicht gebunden war, schien die Pläne Schwarzenbergs zu begünstigen.

Die Debatten über die „Oberhauptsfrage“ in der Paulskirche. Diese Entscheidung in Österreich bedeutete auch die Entscheidung in der deutschen Frage. So lange die habsburgische Monarchie zerrissen und gelähmt dalag, wäre es möglich gewesen, ohne und gegen ihren Willen Deutschland zu konstituieren. Doch in Unklarheit und Schwäche hatte das preußische Königtum diesen Zeitpunkt versäumt, und das Frankfurter Parlament begann die Beratungen über die Reichsverfassung erst, als seine Ohnmacht für alle offenbar geworden war. Sofort drängte sich ihm die entscheidende Bedeutung des Verhältnisses zu Österreich gebieterisch auf. Eben mit Rücksicht darauf wurde am 27. Oktober der grundlegende Beschluß gefaßt: „Hat ein deutsches Land mit einem nichtdeutschen Lande dasselbe Staatsoberhaupt, so soll das deutsche Land eine von dem nichtdeutschen Lande getrennte eigne Verfassung, Regierung und Verwaltung haben“ (§ 2 der Reichsverfassung). Sie forderte damit von Österreich, daß es sich in zwei völlig getrennte Hälften zerlegen lasse, von denen die deutsche wahrscheinlich einer außerösterreichischen Reichsgewalt zu gehorchen hatte, daß es also auf seine Stellung als Großmacht freiwillig verzichte. Damit geriet sie in unversöhnlichen Widerspruch mit den habsburgischen Überlieferungen und Interessen, in Widerspruch auch mit dem soeben verkündeten Programm Schwarzenbergs. Folgerichtig erklärte denn dieser auch in Frankfurt, Österreich werde nur einer solchen Reichsverfassung zustimmen, in der es mit allen seinen Ländern Raum finde; eine Vereinbarung aber sei erst dann möglich, wenn es selbst sich zuvor geordnet habe. Es verlangte

also den Verzicht des deutschen Volkes auf jede bundesstaatliche Einigung, deren 1848. Notwendigkeit tausendfach erwiesen war, und die Unterwerfung der Nation unter das Interesse des habsburgischen Völkerstaates. Die Frage war gestellt, die deutsche Antwort konnte nur lauten: Trennung von Österreich! Soviel erreichten nun beide Centren, daß Schmerling den Vorsitz des Reichsministeriums niederlegte und am 16. December Heinrich von Gagern an seine Stelle trat, während Eduard Simson aus Königsberg das Präsidium der Nationalversammlung übernahm. Folgerichtig hielten nun die Centren auch den Austritt der Österreicher aus dem Parlament für geboten, dessen Verfassungsarbeit ja für Österreich nicht gelten sollte, aber diese blieben, weil sie entweder noch auf die Nachgiebigkeit Schwarzenbergs rechneten oder wenigstens verhindern wollten, daß Preußen an die Spitze des Reiches gestellt werde; auch Schmerling blieb, um für Österreich zu wirken, und die deutsche Centralgewalt leitete ein Erzherzog. So ereignete sich das Unerhörte, daß die deutsche Nationalvertretung in ihren Beschlüssen über die Gestaltung des deutschen Gemeinwesens von der Mitwirkung einer Macht abhängig war, die ausdrücklich erklärt hatte, daß sie sich eben dieser Gestaltung nicht unterwerfe. Eine Note Schwarzenbergs vom 28. December betonte diesen Standpunkt noch einmal aufs schärfste. Unter dem mächtigen Eindrucke dieser Vorgänge und Erwägungen schlossen sich in den heißen Debatten bei der ersten Lesung der Reichsverfassung vom 11. bis zum 13. Januar 1849 die beiden Centren unter Gagerns 1849. Führung gegenüber den Österreichern, den Ultramontanen und der Linken enger zusammen zur Erbkaiserpartei und setzten mit 261 gegen 224 Stimmen den Beschluß durch, daß Gagern zu Verhandlungen über einen weiteren Bund mit Österreich bevollmächtigt wurde. Endlich also war die sogenannte „Oberhauptfrage" in Fluß gebracht, aber sie war falsch gestellt; man fragte, welchem deutschen Fürsten die Leitung zu übertragen sei, statt zu fragen, welchem deutschen Staate. Dann wäre sie freilich keine Frage mehr gewesen. So aber kam man erst auf weiten Umwegen und mit den unsichersten Mehrheiten zur Antwort. Die Wahl eines deutschen Fürsten zum Reichsoberhaupte wurde mit 11 Stimmen, der Kaisertitel für dasselbe mit nur 9 Stimmen Mehrheit angenommen. In der bewegten Debatte über die Frage, ob Wahl- oder Erbkaisertum, am 22./23. Januar faßte dann L. Uhland alles, was eine großartige Phantasie und Rhetorik aus mittelalterlich-romantischer Anschauung heraus für die Wahlmonarchie sagen konnte, in gewaltiger Rede zusammen und prophetisch waren seine Schlußworte: „Es wird kein Haupt über Deutschland leuchten, das nicht mit einem reichlichen Tropfen demokratischen Öls gesalbt ist", aber der Dichter vergaß, daß eben das Wahlkaisertum der Fluch unseres alten Reiches und die Hauptursache seines Unterganges gewesen ist. Und wieder alle leidvollen Erfahrungen des eignen Lebens und der deutschen Geschichte vereinigte Dahlmann zu dem unwiderleglichen Nachweise, daß nur das Haus Hohenzollern gänzlich in Deutschland lebe und in nichts anderem, daß gar keine Zukunft für Deutschland möglich sei ohne Preußen und daß es also eine Wahl gar nicht mehr gebe. Umsonst, die Erblichkeit fiel mit 211 gegen 263 Stimmen und alles andere blieb in der Schwebe.

1849. **Die Kaiserwahl.** An demselben Tage aber erließ **Friedrich Wilhelm IV.**, nachdem Verhandlungen mit Österreich nur zu einem negativen Ergebnis geführt hatten, von Bunsen und Camphausen bestimmt, ein Rundschreiben, daß die deutschen Regierungen aufforderte, ihre Ansichten über das Frankfurter Verfassungswerk mitzuteilen und über die Gründung eines engeren Bundes zu beraten. Darauf erklärten sich Baden und 28 Kleinstaaten für den engeren Bund und die Reichsverfassung. Doch die vier Königreiche verhielten sich ablehnend und Österreich forderte am 4. Februar abermals Teilnahme mit allen seinen Provinzen. Am 7. März wurde dann der Reichstag von Kremsier aufgelöst und eine Gesamtstaatsverfassung verkündigt, und am 9. März schlug Schwarzenberg in Frankfurt als Grundlage der Neugestaltung vor: ein „Direktorium" unter österreichischem Vorsitz und ein teils von den Regierungen, teils von den Einzellandtagen gewähltes „Staatenhaus", in dem Österreich 38, Deutschland 31 Stimmen zählen sollte. Immer schärfer, immer gehässiger hatten sich in Frankfurt die Gegensätze zugespitzt. Die „**Großdeutschen**", die für Schwarzenbergs „Siebzigmillionenreich" von der Nordsee bis zu den siebenbürgischen Alpen schwärmten, standen den „**Kleindeutschen**", der „preußischen Partei", gegenüber. Als aber jetzt Schwarzenbergs Vorschlag bekannt wurde, der das Werk von Frankfurt bei Seite warf, da trat ein Teil der Großdeutschen zu den Kleindeutschen über und Welcker stellte am 12. März den Antrag, die erbliche Kaiserwürde dem König von Preußen zu übertragen. Nach hitzigen Debatten wurde er allerdings am 21. März verworfen, aber am nächsten Tage der Beschluß gefaßt, sofort die zweite Lesung der Verfassung zu beginnen, und da jetzt das linke Centrum sich unter der Bedingung, daß dem Kaiser dem Parlamente gegenüber nur ein aufschiebendes Veto zustehen solle, dem rechten Centrum enger anschloß, so durften beide auf den Sieg zählen. Am 27. März fand das Erbkaisertum mit 267 gegen 263 Stimmen Annahme und am 28. März wählten 290 von 538 Abgeordneten König **Friedrich Wilhelm IV.** von Preußen zum „**Kaiser der Deutschen**". Unter unsäglicher Spannung, vor überfülltem Hause verkündete Präsident Simson Nachmittags halb vier Uhr dies Ergebnis. Brausender Jubel erfüllte die Hallen von St. Paul, draußen donnerten die Geschütze und alle Glocken der alten Reichs- und Krönungsstadt erklangen dem neuen Kaiser zu Ehren. Die Nation glaubte sich am Ziele.

Ablehnung der Kaiserkrone. Und doch, sie wußte noch nicht einmal, ob der König diese Krone annehmen werde. Die verschiedensten Erwägungen stürmten seit Monaten auf ihn ein. Der greise Arndt, Beckerath, Bunsen drängten ihn zur Annahme und dem Könige fehlte nicht hochstrebender Ehrgeiz. Doch verschwindend war die Mehrheit, die ihm die Krone bot, sehr bedenklich manche Bestimmung der Reichsverfassung, die größeren Staaten und Österreich standen ihm feindlich gegenüber und Rußland war schon beinahe bis zu offener Drohung vorgegangen. Vor allem aber verwarf der König selber **dies** Kaisertum als ein Geschöpf der Volkssouveränität; nur den deutschen Fürsten erkannte er das Recht zu, „die tausendjährige Krone deutscher Nation" zu vergeben, und wie er, so dachte ein großer Teil des preußischen Adels über diese Kaiserkrone, „deren Gold erst durch

das Einschmelzen der preußischen Königskrone Wahrheit erhalten würde" (Bismarck). 1849.
So reiste die Kaiserdeputation unter Simson, im ganzen 34 (Dahlmann, Arndt, Raumer u. s. f.), das Herz voll Hoffnung und doch voll nagender Sorge, über Köln, Hannover, Braunschweig und Magdeburg nach Berlin, wo sie am Abend des 2. April anlangte. Um die Mittagsstunde des 3. April empfing sie der König feierlich im Rittersaale. Auf Simsons bewegte Anrede antwortete er zunächst mit dem Ausdruck des Dankes für das ihm bewiesene Vertrauen, aber er erklärte, die Krone ohne die freie Zustimmung der Fürsten und freien Städte nicht annehmen zu können, er lehnte sie also der Sache nach ab. Tief erschüttert, manche der Thränen nicht mächtig, verließen die Abgesandten das Schloß, sie sahen das mühevolle Werk eines Jahres voll heißer Kämpfe vor ihren Augen in Stücke gehen. „Es war ein Scheitern im Hafen."

Nun erneuerte allerdings eine preußische Note vom 3. April die frühere Aufforderung an die Regierungen, und die Mehrheit der Nationalversammlung, mit der Zähigkeit der Verzweiflung sich an ihr Werk klammernd, beschloß auf den Bericht der Kaiserdeputation (11. April), an der Reichsverfassung „unwandelbar" festzuhalten und einen Ausschuß niederzusetzen, um über ihre Durchführung zu beraten. Die Kleinstaaten kamen ihr insofern zu Hilfe, als ihre Bevollmächtigten am 14. April die Annahme der Verfassung aussprachen, und günstig erschien es auch, daß Österreich jetzt nicht nur seine Abgeordneten abrief, sondern selbst wieder in die ernstesten Schwierigkeiten verstrickt war. Während nämlich Radetzky in einem nur dreitägigen Feldzuge (21. bis 23. März) die tapferen Piemontesen vollständig schlug, setzte Venedig seinen heldenhaften Widerstand bis zum 22. August fort und die Ungarn beantworteten die Verkündigung der österreichischen Gesamtstaatsverfassung mit einer entschlossenen Erhebung, endlich mit der Lossagung vom Hause Habsburg (14. April). War nun aber Österreich zunächst außer stande, in die deutschen Wirren thätlich einzugreifen, so gelang es doch nicht, das, woran alles hing, die Zustimmung König Friedrich Wilhelms zur Reichsverfassung zu gewinnen. In einer tief bewegten Unterredung mit Beckerath am 26. April wies der Monarch dessen Drängen mit merkwürdiger Selbsterkenntnis und prophetischem Blicke zurück.*) So sah sich das Parlament immer weiter nach links gedrängt. An eben jenem Tage nahm es den von Mathy befürworteten Antrag an, die Regierungen aufzufordern, nichts zu thun, was das Volk jetzt an dem verfassungsmäßigen Ausdruck seiner Meinung hindern könne, denn sie hoffte durch die Landtage die Regierungen doch noch zur Annahme der Reichsverfassung drängen zu können. Ohne es zu wollen gab sie damit das Zeichen zum vollen Zusammenbruch, zur republikanischen Schilderhebung.

Der Konflikt in Sachsen. In Sachsen hatte der Landtag endlich das provisorische Wahlgesetz für die neue Ständeversammlung angenommen. Obwohl

*) „Wenn Sie Ihre beredten Worte an Friedrich den Großen hätten richten können, der wäre Ihr Mann gewesen; ich bin kein großer Regent." Er fügte hinzu: „Eine Kaiserkrone kann nur auf dem Schlachtfelde gewonnen werden."

1849. es den aristokratischen Charakter der I. Kammer fast vollständig beseitigte, so befriedigte es doch nicht die Ansprüche der Linken. Mit den Liberalen aber geriet das Ministerium in Gegensatz durch seine ablehnende Haltung gegenüber der Reichsverfassung. Das näherte ihm nun wieder die Linke, die jene in ihrem immerhin monarchischen Charakter verwarf und jetzt die Losung ausgab: „Lieber in Sachsen frei, als im einigen Deutschland unfrei." Natürlich benützte sie auch die Erschießung R. Blums zu aufregenden Totenfeiern. So war die Lage höchst unsicher, als der König am 17. November 1848 den Landtag schloß. Aus den Wahlen zur neuen Ständeversammlung ging die demokratische Partei für beide Kammern mit erdrückender Mehrheit als Siegerin hervor. Daher unterstützte sie auch jetzt das Ministerium in seiner Haltung gegenüber der Reichsverfassung und die II. Kammer sprach sich am 20. Januar in einer geradezu schimpflichen Debatte gegen das Erbkaisertum aus. Erst als sie die sofortige Annahme der ganz demokratischen „Grundrechte" forderte, trat der Zwiespalt heraus. Das Märzministerium Braun fiel (24. Februar) und ein Geschäftsministerium wesentlich konservativer Färbung (Held, v. Beust, Weinlig, Rabenhorst) gelangte ans Ruder. Um sich nicht auf die Liberalen stützen zu müssen, bewilligte es jedoch die Veröffentlichung der „Grundrechte", freilich mit stillem Vorbehalt (2. März), mußte aber bald erleben, daß dies Zugeständnis die herrschende Linke keineswegs abhielt, fortwährend mit den radikalsten Anträgen die Regierung zu bestürmen, so daß allmählich die konservativen Kreise im Lande zu nachdrücklicher Gegenwehr herausgefordert wurden. Der Bruch erfolgte, als beide Kammern am 12. April die Anerkennung derselben Reichsverfassung forderten, welche die Linke bisher bekämpft hatte. Jetzt diente sie ihren entschlossensten Führern nur als Deckmantel einer republikanischen Erhebung und als Mittel, auch gemäßigte Männer mit sich fortzureißen. Zu gleicher Zeit sollte der Losbruch in der Rheinprovinz, in Prag, in Bayern, der Pfalz und Baden erfolgen, alle Fäden liefen in den Händen ausländischer Verschwörer, namentlich des Russen Bakunin, zusammen. Allerorten war man eifrig an der Arbeit, das Militär zum Eidbruch zu verführen; in Sachsen insbesondere schienen die Vaterlandsvereine, die Bürgerwehren und vielfach auch die Turner vortrefflich organisierte Kräfte zu bieten Die letzte Entscheidung gab der Kampf um die Frage, ob das Ministerium zur provisorischen Forterhebung der nur bis zum 30. April bewilligten Steuern berechtigt sei. Beide Kammern verneinten sie und sprachen dem Ministerium ihr Mißtrauen aus. Da entschloß sich die Regierung. Nach dem Beispiele Hannovers und Preußens erklärte sie am 28. April den Landtag für aufgelöst. Der offne Kampf der Regierungen gegen die Nationalversammlung war damit eröffnet; die preußische Note vom 28. April, welche die endgültige Ablehnung der Kaiserkrone ankündigte und zugleich die Bundesregierungen zu Beratungen über einen „engeren Bund" einlud, besiegelte diese Kriegserklärung.

Der Maiaufstand in Dresden. Da rollten zuerst in Dresden die blutigen Würfel. Die unruhige Bewegung in den Straßen schwoll an, immer stärkere Massen wogten unruhig umher, namentlich am Zeughause, die letzten Verständigungsversuche scheiterten. Da, als am Nachmittage des 3. Mai nochmals

eine Deputation des Stadtrats mit den Ministern im Schlosse verhandelte, krachte 1849. aus nächster Nähe vom Zeughause her ein Kanonenschuß. Eine Kartätschenladung fuhr in die dichten Volkshaufen, die das Thor zu stürmen sich anschickten, und rettete das Gebäude. Doch das gab auch das Zeichen zum Aufstand. Die Sturmglocken heulten, auf dem Rathause bildete sich ein Sicherheitsausschuß, Boten flogen nach allen Richtungen ins Land hinaus, um die Bürgerwehren, Turner und Freischärler nach Dresden zu entbieten zum Kampfe für die Reichsverfassung, doch wehte den Bewaffneten schon vielfach die rote Fahne voran. Binnen wenigen Stunden bedeckte sich die Altstadt mit trefflich gebauten Barrikaden und ein früherer griechischer Offizier, der Oberstleutnant Heinze, übernahm den Oberbefehl über die Streitkräfte, die etwa 10,000 Mann zählten. Nur das Schloß und das Zeughaus hielten die Truppen, dazu jenseits der Elbe die Neustadt.

Die Regierung hatte sich völlig überraschen lassen. Da sie den Ausbruch viel eher in Leipzig und auf dem Erzgebirge erwartete, so standen ihr in Dresden augenblicklich kaum 1900 Mann mit 15 Geschützen zur Verfügung, zumal eine starke Heeresabteilung in Schleswig focht (s. unten). Daher beschloß sie, alle Truppen in der Hauptstadt zu vereinigen und die Hilfe Preußens anzurufen, doch flüchtete die königliche Familie mit den Ministern am frühen Morgen des 4. Mai auf dem Dampfschiff nach der Bergfestung Königstein. Dies benützten die Aufständischen, um eine **provisorische Regierung** (Tzschirner, Heubner, Todt) einzusetzen. Aber schon am Abend erschienen Beust und Rabenhorst mit unbedingter Vollmacht in der Neustadt und am 5. Mai begannen die Truppen, jetzt bis auf 2800 Mann verstärkt und von drei allmählich eintreffenden preußischen Bataillonen unterstützt, den umfassenden Angriff auf die Altstadt. In hartnäckigem, kaum unterbrochenem Häuser- und Barrikadenkampfe drangen sie langsam, aber unwiderstehlich nach dem Altmarkte hin vor. Da sank den Aufständischen der Mut. Ganze Scharen zogen ab, am Morgen des 9. Mai verließ auch die provisorische Regierung die Hauptstadt und schon früh gegen 8 Uhr brachen die siegreichen Truppen aus allen Straßen auf den Altmarkt heraus. Da sie meist in gedeckter Stellung gefochten hatten, so waren ihre Verluste nur gering, viel größer die der Aufständischen.*) Harte Maßregeln folgten. Die Vaterlandsvereine wurden unterdrückt (die „Deutschen Vereine" gingen freiwillig auseinander), die Bürgerwehren und die Stadtverordnetenversammlungen vielfach aufgelöst, städtische Beamte in Menge suspendiert. Allein in Dresden wurden mehr als 900 Personen zur Untersuchung gezogen, von den Landtagsabgeordneten viele angeklagt oder steckbrieflich verfolgt und viele sonst wackere Männer büßten einen Irrtum oder eine Unbesonnenheit mit langer, harter Kerkerhaft.

Mit geringerer Mühe hatte Preußen aufständische Regungen in Köln, Elberfeld, Crefeld, Neuß, Düsseldorf, Iserlohn u. a. O. unterdrückt. In **Würtem-**

*) Von den Sachsen blieben 11 Offiziere und 75 Mann, von den Preußen 2 Offiziere und 24 Mann, davon im ganzen 31 tot. Dagegen fand man 178 Leichen von Aufständischen, von denen 108 unbekannt waren, also Fremden angehörten.

1849. berg dagegen nötigte wirklich eine gewaltige Volksbewegung in Stuttgart den König zur Anerkennung der Reichsverfassung (24. April), und noch weit ernster ließen sich die Erhebungen in der Rheinpfalz und in Baden an. Dort bildete sich am 2. Mai ein Landesausschuß, der die Losreißung von Bayern und die Republik erstrebte und rasch das ganze Land mit Ausnahme der Festungen Germersheim und Landau für sich gewann. In Baden begann, der Regierung völlig unerwartet, der Aufstand am 9. Mai mit der Meuterei der Besatzung von Rastatt; diesem Beispiele folgten rasch die übrigen Garnisonen, am 13. auch die von Karlsruhe; am selben Tage beschloß eine Landesversammlung in Offenburg die Einsetzung eines Landesausschusses, Berufung einer badischen „Constituante", Verschmelzung des Heeres mit der Volkswehr und Bündnis mit der Pfalz. Der Großherzog flüchtete und der Landesausschuß in Karlsruhe (Brentano, Fickler, Struve) riß alle Gewalt an sich. Dagegen wurde ein Versuch desselben, durch den Einmarsch badischer Freischaren auch Hessen zum Aufstand zu bringen, von den Truppen bei Heppenheim am 30. Mai blutig zurückgewiesen, und der Versuch Ficklers, das würtembergische Militär zum Eidbruch zu verführen, durch die rechtzeitige Verhaftung des Agitators vereitelt (3. Juni).

Der Zusammenbruch der Nationalversammlung. In welche Lage aber geriet durch dies alles die gemäßigte Mehrheit des Frankfurter Parlaments! Schon von der Auflösung der Kammern aufs tiefste erregt, sprach es am 30. April die Mißbilligung derselben aus und beschloß am 4. Mai eine Aufforderung an die Regierungen, die Landtage und das Volk, für die Reichsverfassung einzustehen, und die Einberufung des ersten verfassungsmäßigen Reichstages auf den 22. August. Man streifte die Grenzen der Revolution und die Linke that alles, um die Versammlung zu revolutionären Beschlüssen fortzureißen, womöglich in einen Konvent zu verwandeln und eine (republikanische) Reichsstatthalterschaft einzusetzen. Seit dem 7. Mai folgte unter dem Eindrucke der Erhebungen in Sachsen und in der Rheinpfalz Sitzung auf Sitzung, eine immer stürmischer als die andere. Dadurch wurde die Stellung des Ministeriums Gagern völlig unhaltbar. Als der Reichsverweser seinen Vorschlag, die volkstümlichen Bewegungen für die Durchführung der Reichsverfassung in Schutz zu nehmen, verwarf, trat Gagern am 10. Mai zurück, das Parlament aber faßte den Beschluß in seinem Sinne, erklärte zugleich das bewaffnete Einschreiten Preußens in Sachsen als einen „schweren Bruch des Reichsfriedens" und stellte am 15. Mai die Rheinpfalz wirklich unter den Schutz des Reiches. Umsonst, die Versammlung zeigte bereits die „Züge eines Sterbenden", die facies Hippocratica, wie ihr W. Jordan in diesen entscheidenden Tagen zurief, und rasch nahte ihr das Ende. Am 14. Mai rief Preußen seine Abgeordneten zurück, und als das Parlament das neue Reichsministerium Grävell, das nicht den mindesten Boden hatte, für eine „Beleidigung der Versammlung" erklärte und am 19. Mai mit 126 gegen 116 Stimmen die Einsetzung eines Reichsstatthalters, also den Sturz des Reichsverwesers beschloß, da erklärten am 21. Mai die 65 bedeutendsten Mitglieder der Kaiserpartei, an ihrer Spitze Dahlmann, den Austritt. Andere folgten einzeln oder in Masse, die

Nationalversammlung wurde zum „Rumpfparlament", das nunmehr die äußerste 1849. Linke beherrschte.

Nur die Verblendung dieser Partei konnte jetzt noch einen Erfolg für möglich halten. Im Vertrauen auf die Haltung des würtembergischen Volkes beschloß sie, nach Stuttgart zu gehen und eröffnete hier am 5. Juni im Saale des Abgeordnetenhauses ihre Sitzungen; eine „Reichsregentschaft" (Raveaux, K. Vogt und drei andere) übernahm die Leitung. Doch ihr Aufruf zur bewaffneten Durchführung der Reichsverfassung und die Forderung an die würtembergische Regierung, 5000 Mann nach Rastatt und Landau zu senden, trieb das Ministerium Römer zur Gegenwehr. Es ließ Stuttgart durch zuverlässige Truppen besetzen und forderte am 17. Juni das Parlament auf, Würtemberg zu verlassen. Als dies trotzdem eine Sitzung auf den 18. Juni ansetzte und die Abgeordneten dazu sich im geordneten Zuge nach dem Sitzungslokale begaben, fanden sie den Zugang besetzt und das Militär zerstreute, übrigens schonend, den Zug und die drängenden Volksmassen. Die Auflösung der Nationalversammlung, die dreizehn Monate zuvor mit so hochfliegenden Hoffnungen begrüßt worden war, erschien jetzt als ein Gebot der öffentlichen Ordnung. Es war der Tag von Belleallianee und Waterloo.

Die Niederwerfung des pfälzischen und badischen Aufstandes. Zu gleicher Zeit nahm die republikanische Bewegung im Südwesten, von der sich das Rumpfparlament hatte emportragen lassen wollen, ein klägliches Ende. Auf das Ansuchen der bayerischen und badischen Regierung rückten längs der Bergstraße die Reichstruppen (Hessen, Nassauer, Mecklenburger) unter dem General von Peucker, verstärkt durch eine preußische Abteilung unter von der Gröben, langsam vor, ein preußisches Korps unter Prinz Wilhelm überschritt von der Rheinprovinz her die Nordgrenze der Pfalz. Während es den Reichstruppen nicht gelang, den Übergang über den Neckar zu erzwingen, den die Aufständischen unter Mieroslawski bei Heidelberg und Mannheim deckten, schlug der Prinz von Preußen die Pfälzer am 14. Juni bei Kirchheim-Bolanden, entsetzte am 18. Juni das belagerte Landau und ging zwei Tage später bei Germersheim über den Rhein. Dadurch im Rücken bedroht, mußte Mieroslawski die Stellung am Neckar aufgeben, den nun die Reichstruppen am 21. Juni oberhalb Heidelberg überschritten, und zog sich nach Bruchsal zurück, bestand auch am 21. Juni bei Wagheusel ein nicht ungünstiges Gefecht gegen die Preußen. Allein diese erhielten Verstärkungen, erzwangen schon am 25. Juni den Einzug in Karlsruhe, zersprengten die Aufständischen im unteren Murgthale und schlossen ihre Reste in Rastatt ein. Während nun die Mitglieder des Landesausschusses und der Constituante über Offenburg nach Freiburg i. Br. und schließlich nach der Schweiz flüchteten, wurde Rastatt nach hartnäckiger Gegenwehr am 23. Juli zur Übergabe auf Gnade und Ungnade gezwungen. Die gefangenen Führer des Aufstandes büßten mit standrechtlicher Erschießung, Prinz Wilhelm aber ließ auf seinem Lieblingssitze Babelsberg bei Potsdam als Sinnbild seines siegreichen Kampfes gegen die Revolution das Standbild des heiligen Georg errichten, der den Lindwurm durchbohrt.

1849. Der Krieg in Schleswig-Holstein. Immer hatte die Nationalversammlung das Schicksal Schleswig-Holsteins mit ihrem eignen Siege aufs engste sich verknüpft gedacht; jetzt riß sie die Herzogtümer in ihren Untergang herein. Während die sogenannte gemeinschaftliche Regierung in Schleswig zu keinen festen Zuständen zu gelangen vermochte, benützten die Holsteiner die Waffenruhe, um ihr Heer auf etwa 15,000 Mann zu bringen, vortrefflich auszurüsten und mit Hilfe zahlreicher preußischer Offiziere besser durchzubilden; den Oberbefehl übernahm schon am 27. September 1848 der preußische General E. von Bonin. Nicht minder eifrig arbeitete Admiral Brommy in Bremerhaven trotz drückender Geldnot; er verfügte schließlich über 1 Segelfregatte, 6 Raddampfkorvetten und 27 Kanonenboote, freilich mit ungenügender Bemannung. Auch die Dänen verstärkten ihre Macht in Jütland auf Alsen bis auf 30,000 Mann und ohne sich um die englischen Vermittelungsvorschläge zu kümmern, kündigten sie siegesgewiß den Stillstand.

Mit kaum minderer Zuversicht sahen die Schleswig-Holsteiner dem Wiederbeginne des Kampfes entgegen, waren doch auch 60,000 Mann Reichstruppen unter dem General von Prittwitz im Anmarsch. Während nun Bonin nordwärts vorrückte, übernahmen die Reichstruppen die Stellungen im Sundewitt und längs der Ostküste. Doch griffen die Unternehmungen beider von Anfang nicht recht zusammen, weil Prittwitz nur von Berlin Befehle annehmen durfte und Bonin im Sinne der schleswig-holsteinischen Regentschaft sich möglichst selbständig hielt, um vor Europa, namentlich vor England, die Leistungsfähigkeit der Herzogtümer darzuthun.

Die Dänen eröffneten den Kampf mit einem Flankenangriff auf die deutsche Stellung an der Ostküste. Dazu bestimmten sie ein stattliches Geschwader von 9 Fahrzeugen mit 159 Geschützen und 1200 Mann Besatzung unter dem Kommodore Paludan, voran das neue prächtige Linienschiff „Christian VIII." von 84 Geschützen und die schöne Segelfregatte „Gefion" von 46 Geschützen. Allein als dieses am frühen Morgen des 5. April bei frischem Ostwinde in die Bucht von Eckernförde einlief, wo Herzog Ernst von Coburg als Führer einer (thüringischen) Reservebrigade nur zwei Bataillone mit einer nassauischen Feldbatterie und zwei schwache Strandbatterien zu vier und sechs Geschützen mit ganz ungeübten Artilleristen unter dem schleswig-holsteinischen Major Jungmann zur Verfügung hatte, da leistete doch die deutsche Artillerie unter dem furchtbaren Feuer der dänischen Breitseiten einen wahrhaft heldenmütigen Widerstand. Die dänische Fregatte, fortwährend in ihrer ganzen Länge von den Geschossen der Nordbatterie bestrichen, bedeckte sich mit Toten und Verwundeten, das Linienschiff geriet durch glühende Kugeln in Brand, Versuche der beiden dänischen Dampfer, die Segelschiffe aus dem Feuer zu bringen, wozu diese selbst bei dem starken Gegenwinde unfähig waren, mißlangen, und abends gegen 6 Uhr sank unter endlosem Jubel der Deutschen die stolze Danebrogflagge von der Gaffel, während schon dichte Rauchwolken das dem Verderben geweihte Linienschiff einhüllten. Trotz der aufopferndsten Anstrengungen namentlich des wackeren Unteroffiziers Preußer gelang es nur einen Teil der Be-

satzung desselben zu retten, gegen halb neun Uhr schoß eine Feuergarbe empor 1849.
und unter furchtbarem Krachen flog der „Christian VIII.“ mit hunderten von Menschen in die Luft. Sein Gallionbild und seine Flagge prangen seitdem als Siegeszeichen auf der Feste Coburg. Der unerwartete Erfolg erregte in ganz Deutschland die größte Begeisterung und der Fortgang des Kampfes schien dem Anfange zunächst zu entsprechen. Am 13. April nahmen bayerische und sächsische Truppen, diese unter den Augen ihres Thronfolgers, des Prinzen Albert, als Batteriechefs, die Schanzen von Düppel mit Sturm und drängten die Dänen nach Alsen zurück. Die Schleswig-Holsteiner aber überschritten die jütische Grenze, siegten am 20. April bei Kolding, behaupteten am 22. April diese Stellung in einem glänzenden Treffen und begannen, als auch Prittwitz endlich herankam, am 7. Mai unter lebhaften Gefechten die Einschließung der Festung Fridericia, die den Übergang nach Fünen deckte. Prittwitz freilich begnügte sich damit, bis Veile und Aarhus vorzurücken, ohne etwas Ernstes zu unternehmen. Dagegen rührte sich die Reichsflotte auf der Nordsee. Am 5. Juni nahm Brommy bei Helgoland den Kampf mit dem dänischen Blokadegeschwader nicht unrühmlich auf, das erste und letzte größere Seegefecht, das unter der schwarzrotgoldenen Flagge geliefert worden ist.

Doch hinter dem allen stand schon kein fester Wille mehr. Seit dem Bruche mit der Nationalversammlung und dem Siege über den Dresdner Maiaufstand galt dem König Friedrich Wilhelm und den Kreisen, die ihn beeinflußten, die schleswig-holsteinische Sache schlechtweg als eine revolutionäre. Dazu nahmen Rußland und England wieder eine drohende Haltung an. So wurden in Berlin Waffenstillstandsverhandlungen zwischen Preußen und Dänemark eingeleitet, denen von Anfang an der dänische Vorschlag (Selbständigkeit Schleswigs unbeschadet seiner Verbindung mit Dänemark) zu Grunde gelegt wurde. Des diplomatischen Erfolges schon so gut wie sicher, wollten doch die Dänen noch vor dem Abschlusse die schleswig-holsteinischen „Rebellen“ mit einem zermalmenden Schlage treffen, sie sammelten daher von Alsen und Jütland her allmählich gegen 20,000 Mann in Fridericia. Konnten nun die Belagerer schon dies nicht hindern, weil sie selbst mit ihren am weitesten tragenden Geschützen den Dänen den Seeverkehr mit Fünen nicht abzuschneiden vermochten, so befanden sie sich einem Ausfalle gegenüber in einer sehr gefährdeten Lage, da sie ihre schwachen Streitkräfte auf eine Linie von mehreren Stunden Ausdehnung hatten verteilen müssen. Daß der Feind einen Ausfall vorbereite, wußte man, allein man unterschätzte seine Stärke und die Armee brannte auf den Kampf. Trotzdem wurde sie überrascht. Am 6. Juli, als eben die frühe nordische Morgendämmerung den Himmel zu röten begann, brachen die Dänen, gedeckt durch den Nebel, aus allen Thoren gegen die Laufgräben und Batterien vor. In heldenmütigem, überaus blutigem Kampfe erlagen die zerzettelten Schleswig-Holsteiner der koncentrierten feindlichen Übermacht nach sechsstündigem Ringen und wichen mit Hinterlassung ihres Belagerungsgeschützes unter den herbsten Verlusten, doch in fester Haltung und ungebrochenen Mutes auf Veile zurück. Die Dänen folgten nicht, da ihre Einbuße an Toten

1849 und Verwundeten die der Deutschen weit übertraf.*) Doch unter dem Eindrucke dieser Nachrichten, die am 8. Juli in Berlin einliefen, wurde am 10. Juli der Waffenstillstand zwischen Preußen und Dänemark unterzeichnet. Schleswig sollte unter eine besondere dänisch-preußische Verwaltung gestellt und von preußischen und schwedischen Truppen besetzt, die schleswig-holsteinische Armee hinter die Eider zurückgezogen werden. Der schimpfliche Vertrag war „ein mit aller Überlegung zielbewußt vorbereitetes Werk der europäischen Reaktion“ und die Männer dieser Partei in Berlin triumphierten, daß jetzt die „letzte Märzschwierigkeit“ beseitigt sei. „Wo aber noch das alte preußische Ehrgefühl vorherrschte, empfand man bittere Kränkung über eine so erfolglos betriebene Sache.“ Umsonst rief nun die Regentschaft die deutschen Fürsten gegen diesen Waffenstillstand auf; die Reichstruppen gingen zurück, die Bedingungen wurden dem tapferen Lande aufgezwungen, das sie knirschend über sich ergehen ließ.

Die preußische Union. Wie hätte es nun diesem preußischen Königtume, das gegen alle seine stolzen Überlieferungen deutsches Recht so schwachmütig und unrühmlich preisgab, gelingen sollen, die Leitung der nationalen Neugestaltung in die Hand zu nehmen, wie Friedrich Wilhelm doch wollte! Aber er besaß weder den festen Willen noch ein klares Programm und der konservativen Partei, deren Anschauungen jetzt Stahl, Gerlach, v. Kleist-Retzow u. a., nicht minder doktrinär als die Liberalen ihrerseits, in der „Kreuzzeitung“ vertraten, galten Österreich und Rußland als die natürlichen Bundesgenossen Preußens, als Hort der konservativen Ideen, die ganze Unionspolitik als revolutionär. Der einzige in der Umgebung des Königs, der sie wirklich wollte, war sein Vertrauter, General von Radowitz. Unter dem Eindrucke des kräftigen preußischen Vorgehens in Sachsen wurden die Beratungen am 17. Mai in Berlin wirklich eröffnet. Aber Bayern zog sich sehr bald zurück und nur Sachsen und Hannover schlossen mit Preußen am 26. Mai das „Dreikönigsbündnis“ zunächst auf ein Jahr, die Grundlage der „Union“, beide freilich schon mit dem Vorbehalte des Austrittes, falls es nicht gelinge, mindestens die süddeutschen Staaten zum Beitritt zu bewegen, eine Möglichkeit, deren Verwirklichung niemand eifriger zu hintertreiben suchte, als der sächsische Minister F. von Beust. Zunächst schlossen sich nun bis zum 23. August sämtliche deutsche Staaten, außer Bayern und Würtemberg, an, die Führer der alten Erbkaiserpartei sprachen sich am 26. Juni in Gotha für die Union aus und der in Aussicht genommene „Verwaltungsrat“ (Bundesrat) derselben wurde gebildet. Als nun aber der Waffenstillstand mit Dänemark das Ansehen Preußens tief erschütterte, da zeigten sich Hannover und Sachsen schon wieder unsicher und Bayern wie auch Würtemberg lehnten im September ihren Beitritt endgültig ab.

Österreich gegen die Union. Inzwischen warf Österreich, von Rußland mit 80,000 Mann unter Fürst Paskjewitsch unterstützt, Ungarn zu Boden. Am

*) Die Schleswig-Holsteiner verloren 3000 Mann, davon fast 2000 Gefangene, d. i. den vierten Teil der Mannschaften, den dritten der Offiziere, die Dänen gegen 1900 Mann an Toten und Verwundeten.

13. August streckte Görgey bei Vilagos die Waffen, zu Ende September über- 1849.
gab Klapka die Festung Komorn. Die ungarische Verfassung wurde als „verwirkt" aufgehoben, wie einst die böhmische, eine Reihe von Todesurteilen über hervorragende Männer verhängt und zum guten Teile auch vollstreckt. Durch die Waffen seines Heeres gerettet und neu geeinigt, stand Österreich bereit, die ganze Wucht seines Einflusses auch in Deutschland zur Geltung zu bringen, um das Siebzigmillionenreich aufzurichten, das die Nation dem habsburgischen Interesse unterwarf. In diesem Sinne wirkte schon seit dem März 1849 der Gesandte von Prokesch-Osten in Berlin, der dem König als gelehrter Orientalist und feiner Kunstkenner persönlich angenehm war, auf die deutschen Wirren aber mit altösterreichischem Hochmute und vollendeter Unkenntnis herabsah. Ihm waren die konservativen preußischen Doktrinäre umsoweniger gewachsen, als sie von der Todfeindschaft nichts ahnten, welche die maßgebenden Kreise Österreichs gegen Preußen erfüllte. „Man muß Preußen erst erniedrigen und dann vernichten" (Il faut avilir la Prusse et après la démolir) war Schwarzenbergs Grundsatz.

Den ersten Erfolg erfocht diese Politik in dem Abkommen vom 30. September, wonach Österreich und Preußen die Centralgewalt gemeinschaftlich bis zum 31. Mai 1850 übernehmen wollten, und wirklich übergab sie ihnen der Reichsverweser am 30. December 1849. Wie konnten da nun die Unionsstaaten in Preußen eine sichere Stütze sehen und finden, deren sie doch nicht zu entbehren vermochten! Schon am 22. Oktober beriefen Hannover und Sachsen ihre Bevollmächtigten mit Hinweis auf ihren Vorbehalt aus Berlin ab und Beust erklärte im sächsischen Landtage, dessen nationale Partei unter Carlowitz entschieden das Festhalten an der Union forderte, nachdem Österreich wieder seine ganze Macht zur Geltung bringe, sei die Rückkehr zum Staatenbunde, vielleicht mit einer engeren Verbindung der Mittel- und Kleinstaaten (der Trias), unerläßlich. Demgemäß vollzog Sachsen mit Hannover am 21. Februar seinen förmlichen Austritt aus der Union und unterhandelte mit Bayern und Würtemberg. Zwei Entwürfe
(vom 17. Januar und 27. Februar 1850) wurden wirklich aufgestellt, allein 1850.
Schwarzenberg begünstigte diese Bestrebungen nur soweit, als sie sich zur Sprengung der Union ausbeuten ließen und erneuerte im Februar 1850 die frühere Forderung, ganz Österreich in den Bund aufzunehmen.

Das Unionsparlament in Erfurt. Da schien denn nun Preußen mit der Ausführung seines Unionsgedankens Ernst zu machen. Am 31. Januar 1850 fanden die Wahlen für das Unionsparlament statt und die feierliche Verkündigung der neuen preußischen Verfassung am 31. Januar, die der König am 6. Februar beschwor, gab den innerpreußischen Verhältnissen mehr Festigkeit. Als vollends Preußen im März seine Gesandten aus Hannover und Stuttgart kurzer Hand abrief, da machte diese drohende Haltung doch tiefen Eindruck und in den Mittelstaaten sank der Mut. So trat das Unionsparlament, in ein „Staatenhaus" und ein „Volkshaus" gegliedert, am 20. März unter nicht ungünstigen Verhältnissen in Erfurt zusammen, das Volkshaus in der Augustinerkirche. Die Mehrheit bestand in beiden Häusern aus „Gothaern", wie die Mitglieder der Erbkaiserpartei

1850. von den „Großdeutschen“ jetzt mit Vorliebe genannt wurden, doch war auch die Rechte stark vertreten (Stahl, Gerlach, Kleist-Retzow, Bismarck), während die alte „Linke“ ganz fehlte. Allein da der Verwaltungsrat, von Radowitz vertreten, die unveränderte Annahme seines eignen Verfassungsentwurfs gar nicht wollte, ohne doch zu sagen, welche Veränderungen desselben ihm als wünschenswert erschienen, die Rechte aber die Union überhaupt bekämpfte, so kam man auf den Ausweg, die Verfassung im ganzen anzunehmen, den Regierungen aber eine Anzahl von Veränderungen zur etwaigen Annahme anzubieten. Mit diesem wunderlich unklaren Ergebnis schloß am 29. April der erste und letzte Unionsreichstag. Kein besseres hatte der Fürstentag, der auf besondere Veranlassung des Herzogs Ernst von Coburg vom 9. bis 16. Mai in Berlin beriet. Die Herren stimmten der Verfassung zu, mit Ausnahme der Fürsten von Kurhessen, Mecklenburg-Strelitz und Lippe-Schaumburg; allein der König glaubte selber nicht an sein Werk, wollte keinerlei Druck auf die Fürsten ausüben und hielt zum Schluß eine schwungvolle Rede, die „so verschwommen war, daß man am Ende betroffen wie in das leere Nichts zu sehen meinte“.

Die Wiederherstellung des Bundestages. Mit solchen Gegnern hatte die kalte Entschlossenheit des Fürsten Schwarzenberg in der That leichtes Spiel. Schon am 26. April hatte er an die deutschen Bundesregierungen die Aufforderung gerichtet, ihre Gesandten am 10. Mai zu Verhandlungen über die Neugestaltung des Bundestages nach Frankfurt zu schicken. Dort traten außer den vier Königreichen, Hessen-Homburg und Luxemburg bald auch beide Hessen, Mecklenburg-Strelitz und Lippe-Schaumburg zu Österreich über, während die übrigen Unionsstaaten ihre Vertreter alsbald wieder abberiefen, da sie eben diesen Gesandtenkongreß nicht als Bundestag anerkennen wollten und der österreichische Gesandte Graf Thun sie nur unter dieser Bedingung zulassen zu können erklärte; sogar Kriegsdrohungen scheute er nicht. So versammelte sich denn am 2. September unter Österreichs Vorsitz der Bundestag in der Form des engeren Rates, zunächst nur mit elf Stimmen, die Österreich vollkommen zur Verfügung standen.

Die Preisgebung Schleswig-Holsteins. Inzwischen richtete Preußen durch sein Verhalten in der schleswig-holsteinischen und kurhessischen Sache den letzten Rest seines Ansehens zu Grunde. Die preußisch-dänische Landesregierung von Schleswig (Graf Eulenburg und von Tillisch) verfuhr durchaus im dänischen Interesse, da der Vertreter Preußens gar keinen eignen Willen zu haben schien, und unterwarf das arme Land einer kleinlich-rachsüchtigen Zwingherrschaft. Alle seit dem März 1848 erlassene Gesetze und Verordnungen, sogar die Kassenscheine der Statthalterschaft wurden für ungültig erklärt, die Kriegssteuer aber forterhoben, die Beamten und Lehrer scharenweise entlassen, ins Elend gestoßen und durch übelberufene Überläufer ersetzt; die Augustenburgischen Güter verfielen dem Sequester. Nur im Süden des Landes, wo preußische Besatzung stand und die Anordnungen der Landesregierung wenig Beachtung fanden, waren die Verhältnisse besser. Umsonst bemühte sich die holsteinische Statthalterschaft in Kopenhagen um Frieden, umsonst machte Preußen am 17. April einen darauf bezüglichen Vor-

schlag, die Dänen bestanden hartnäckig auf der unbedingten Unterwerfung der 1850.
Herzogtümer und wurden darin von der Haltung Österreichs und der auswärtigen Mächte unterstützt. Jenes ließ einen Vertreter des Königs von Dänemark als Herzogs von Holstein am Bundestage zu, Rußland, Frankreich und Schweden aber unterzeichneten am 2. Juni 1850 in London ein Protokoll, worin sie die Erhaltung des dänischen Gesamtstaates als „ein europäisches Interesse" anerkannten. Dem trat am 2. August auch England bei, das damals wegen der Angelegenheit eines englischen Juden, Don Pacifico in Athen, mit Rußland und Frankreich sich überworfen hatte,*) aber bald es für zweckmäßig fand, zurückzuweichen. „Schleswig-Holstein mußte für Don Pacifico bluten, als ein unvergängliches Merkzeichen für die Rolle, welche Deutschland in der diplomatischen Welt spielte." Vergeblich hatte Prinz Wilhelm von Preußen bei seinem Schwager, dem Kaiser Nikolaus, für Schleswig-Holstein sich verwandt. Schließlich gab auch Preußen dem übermächtigen Drucke abermals nach und unterzeichnete am 2. Juli 1850 zugleich für den Deutschen Bund den Frieden mit Dänemark. Beide Teile behielten sich ihre Rechte vor, aber Artikel 4 sicherte die Mitwirkung des Bundes bei der „Pacification" der Herzogtümer zu und in einem geheimen Artikel versprach Preußen an den Verhandlungen über die Neuordnung der dänischen Erbfolgefrage mitzuwirken.

Preisgegeben von Deutschland rief die holsteinische Statthalterschaft noch einmal die Entscheidung der Waffen an. Sie hatte ihr Heer auf 26,000 Mann gebracht und es nach dem Rücktritt Bonins wie der meisten preußischen Offiziere unter den General von Willisen gestellt, der freilich mehr ein gelehrter Theoretiker als ein entschlossener Soldat war. Am 14. Juli überschritt er die Eider, um sich zwischen die beiden dänischen Korps zu schieben, die von Alsen und Jütland herankamen, hielt aber dann an, da die Julihitze seine noch unerprobten Truppen sehr mitnahm, und begegnete den Dänen erst, als sie 37,000 Mann gegen ihn vereinigt hatten, am 24. und 25. Juli bei Idstedt. Am ersten Schlachttage widerstanden die Schleswig-Holsteiner dieser Übermacht mit Glück, auch am zweiten wiesen sie die dänischen Angriffe an den meisten Punkten zurück. Aber Willisen ließ sich durch einen vereinzelten Mißerfolg unter seinen Augen außer Fassung bringen, brach gegen Mittag die schon halbgewonnene Schlacht ab und ging auf Rendsburg zurück. Auch der Vorstoß auf Missunde an der Schlei am 12. September mißlang, ebenso der furchtbar blutige Sturm auf das befestigte Friedrichstadt am 4. Oktober. Schleswig blieb den Dänen. Trotzdem lehnte die Statthalterschaft die Forderungen des Rumpfbundestages vom 25. Oktober (Verminderung des Heeres um zwei Drittel, Einstellung der Feindseligkeiten, Unterwerfung unter die Bundesbeschlüsse) rundweg ab, verstärkte das Heer bis auf 42,000 Mann und übertrug im December den Oberbefehl dem tüchtigen General

*) Als das Haus desselben vom Pöbel gestürmt worden war und die schwache griechische Regierung keine Genugthuung gab, erschien ein englisches Geschwader von 15 Schiffen im Piräus. Das aber vermerkte der Zar Nikolaus außerordentlich übel und Frankreich trat auf seine Seite, da beide Mächte die englische Macht im Mittelmeer zurückzudrängen strebten.

1850. A. von der Horst, der sich bei Idstedt glänzend hervorgethan hatte. Doch aller Heldenmut und alle Opferwilligkeit sollten vergeblich bleiben, denn das Schicksal Schleswig-Holsteins hing nicht von seinen Waffen ab, sondern von den ihm feindlichen Großmächten, und ebendamals gab sich Preußen auf allen Punkten geschlagen.

Der kurhessische Streit. Der kurhessische Landtag hatte den abermaligen Amtsantritt des Ministers Hassenpflug, des „Hessenfluchs", am 23. Februar 1850 mit einem Mißtrauensvotum begrüßt und die von ihm zur Deckung eines gar nicht wirklich vorhandenen Fehlbetrages im Staatshaushalt geforderte Anleihe rundweg abgelehnt. Infolgedessen wurde der Landtag am 15. März vertagt, am 13. Juni aufgelöst. Allein der neugewählte beharrte auf derselben Haltung und verweigerte die Bewilligung der Steuern ohne vorherige Feststellung des Staatshaushaltes. Als nun der Minister am 4. September die provisorische Forterhebung der Steuern verfügte, protestierte der ständische Ausschuß und die Steuerbeamten versagten jener verfassungswidrigen Verordnung den Gehorsam. Selbst die Verkündigung des Belagerungszustandes am 7. September hatte nicht die gehoffte Wirkung, die Beamten und die Bevölkerung beharrten auf ihrem passiven Widerstande. Da bewog Hassenpflug den Kurfürsten, dem er dreist einen drohenden Militäraufstand vorspiegelte, am 13. September zur Abreise nach Wilhelmsthal bei Hanau und rief die Hilfe des Bundestages an. Dieser erklärte schon am 21. September die Steuerverweigerung für ungesetzlich und verhieß das Einschreiten des Bundes auf Grund der Wiener Akte von 1834. Um nicht in einen Widerspruch zwischen ihrem Verfassungseide und ihrem Fahneneide zu geraten, nahmen am 9. Oktober fast alle kurhessischen Offiziere, ihrer 241, den Abschied. Nun blieb nichts mehr übrig als das bewaffnete Einschreiten Österreichs und seiner Bundesgenossen, und mit voller Absicht steuerte Fürst Schwarzenberg auf dieses Ziel los. Denn nimmermehr durfte Preußen, das Kurhessen immer noch als Glied der Union betrachtete und die Frankfurter Versammlung gar nicht als Bundestag anerkannte, jene Einmischung zulassen, dann aber stand der Krieg bevor. In solcher Absicht traf am 11. Oktober Kaiser Franz Joseph mit den Königen von Bayern und Würtemberg zu Bregenz am Bodensee zusammen und verständigte sich mit ihnen über die Aufstellung eines Heeres von 200,000 Mann gegen Preußen. Wohin der Kaiser rufe, werde er folgen, gelobte der König von Würtemberg in seinem Trinkspruche auf Franz Joseph und dieser entgegnete, seine Armee sei stolz, mit solchen Kameraden gegen den Feind zu gehen. Ein Siegesübermut herrschte im österreichischen Lager wie einst in Wallensteins Tagen und triumphierend rief Schwarzenberg aus: „Wenn der Kaiser ruft, müssen die Markgrafen folgen." Nachdem Radetzky die nationale Erhebung der Italiener niedergeschmettert hatte, sollte er auch Deutschland dem Hause Habsburg unterwerfen. Am 25. Oktober wurde in Frankfurt die Bundesexekution gegen Kurhessen beschlossen, am 1. November überschritten die Österreicher und Bayern die Grenze und bei Großenhain sammelte sich die sächsische Armee, um die Vorhut der Österreicher beim Marsche auf Berlin zu bilden. Die deutschen Dinge standen auf der Schneide des Schwertes.

Warschau und Olmütz. König Friedrich Wilhelm hatte sofort gegen das Einschreiten des Bundestages in Kurhessen Verwahrung eingelegt und am 27. September den General Radowitz zum Minister des Auswärtigen berufen. Am 24. Oktober ließ er seine Truppen unter von der Gröben in Kurhessen einmarschieren, wo die Preußen Kassel und Fulda besetzten. Aber den Krieg wollte er nicht. Vergebens suchten ihn Prinz Wilhelm, Graf Pourtalès, Bunsen, Camphausen zu energischen Beschlüssen zu bestimmen, und auch sonst fürchtete man in Preußen die österreichische Armee nicht übermäßig, da sie teilweise aus widerwillig dienenden ungarischen Revolutionssoldaten bestehe. Ob freilich der Zustand der preußischen Armee, namentlich der mit eingezogenen Landwehr, den Anforderungen eines großen Krieges entsprochen hätte, ist wohl sehr zweifelhaft. Jedenfalls glaubte der König dem Angriffe Österreichs und der drohenden Haltung Rußlands nicht gewachsen zu sein, er rief daher die Vermittelung seines Schwagers, des Zaren an, und sandte den Grafen Brandenburg zu diesem nach Warschau, wo kurz nachher Kaiser Franz Joseph mit Schwarzenberg eintraf. Hier nahm der Zar die Stellung eines gebietenden Schiedsrichters zwischen beiden Großmächten ein, und da er sich entschieden für den Bundestag und die Exekution in Kurhessen und Schleswig-Holstein aussprach, so gestand Graf Brandenburg am 28. Oktober den Eintritt ganz Österreichs in den Bund unter Verzicht Preußens auf seine Union und auf den Anteil am Bundespräsidium, sowie das Recht des Bundestages zur Exekution in Kurhessen zu, um den Krieg gegen zwei Großmächte zu vermeiden, wo ihm der Einsatz des Preises nicht wert schien; er erhielt jedoch dagegen die Zusicherung, daß nicht durch den Bundestag, sondern auf „freien Konferenzen" in Dresden die neue Bundesverfassung geregelt werden solle. Nach hartem Kampfe nahm der preußische Ministerrat am 2. November auch seinerseits diese Abmachungen an und an Radowitz' Stelle trat am 5. November Freiherr Otto von Manteuffel, ein vortrefflicher Beamter, aber ein konservativer Doktrinär, der im Kampfe gegen das, was er als „Revolution" betrachtete, seine Aufgabe sah und sich selbst nicht scheute, der Erreichung dieses Zieles die Würde seines Staates zu opfern. Am nächsten Tage verschied Graf Brandenburg, plötzlich erkrankt, in wilden Fieberphantasien. 1850.

Eine preußische Note vom 3. November hatte in Wien jenen Beschluß angekündigt. Doch Schwarzenberg wollte nicht die Versöhnung mit Preußen, sondern seine schimpfliche Unterwerfung. Daher forderte er die Räumung Kurhessens und den Einmarsch eines österreichischen Korps in Holstein. Da ordnete Friedrich Wilhelm am 6. November die Mobilisierung seines gesamten Heeres an und hoch wallte das preußische Ehrgefühl auf. Doch Manteuffel erklärte dem österreichischen Gesandten, die Mobilisierung solle nur der erregten öffentlichen Meinung genügen, einen Krieg beabsichtige Preußen keineswegs. Zugleich erhielt Gröben Befehl, sich auf die preußischen Etappenstraßen zurückzuziehen. Dabei kam es am 8. November bei Bronzell unweit Hersfeld zu einem kurzen Kugelwechsel, bei dem einige österreichische und bayerische Plänkler und ein preußischer Husarenschimmel verwundet wurden. Nicht zufrieden mit dieser nachgiebigen Haltung verlangte Prokesch am 10. November die sofortige Auflösung der Union. Obwohl

1850. nun Prinz Wilhelm zum Ausharren mahnte, so erklärte doch Manteuffel am 15. November in der letzten Sitzung der Bundesbevollmächtigten die Union für aufgehoben. Die heilloseste Verwirrung griff in Berlin um sich. „Ohne Prinzip, ohne klares Bewußtsein von dem, was man will und soll, und ohne Festigkeit, auch nur zwölf Stunden bei dem einen oder dem anderen Entschlusse zu beharren, so schildert ein fürstlicher Augenzeuge die Lage, tappt die preußische Politik in Gefühlsäußerungen umher"; „der König träumt stets und verlangt Unmögliches". So folgte ein Schimpf dem anderen. Noch hatte der König am 21. November den Landtag mit einer mutig klingenden Thronrede eröffnet, als am 24. November Prokesch die Räumung auch von Kassel binnen 24 Stunden forderte. Am 25. erwartete und wünschte man in Berlin in weiten Kreisen den Ausbruch des Krieges, aber die leitenden Persönlichkeiten glaubten es nicht darauf ankommen lassen zu können und geschäftig arbeiteten fürstliche Damen am Ausgleich. So reiste am 26. Manteuffel zu einer Besprechung mit Schwarzenberg nach Olmütz ab. Hier willigte er am 29. November in die fast bedingungslose Unterwerfung Preußens. Beide Mächte erklärten die endgültige Entscheidung der kurhessischen und der holsteinischen Angelegenheit durch gemeinsamen Beschluß aller deutschen Regierungen herbeiführen zu wollen. Dafür wollten beide zugleich im Namen ihrer Bundesgenossen je einen Kommissar ernennen. In Kurhessen versprach Preußen der Bundesexekution kein Hindernis in den Weg zu legen; in Holstein wollten beide Mächte von der Statthalterschaft die Annahme des Bundesbeschlusses vom 25. Oktober fordern, unter Androhung der Exekution im Falle der Weigerung. Endlich sollten die Einladungen zu den „freien Konferenzen" in Dresden gemeinschaftlich von beiden Mächten erlassen werden.

Am 23. December eröffnete sie hier Fürst Schwarzenberg, aber jeden Anspruch auf Teilnahme Preußens an ihrer Leitung wies er schroff zurück. Doch seinen Hauptzweck, den Eintritt ganz Österreichs in den Bund, erreichte er nicht; er scheiterte nicht sowohl an Preußen, als an dem Widerspruche Frankreichs und Englands, und auch dem Versuche, die Stimmenverteilung am Bunde zu ungunsten der teilweise von Preußen abhängigen Kleinstaaten zu ändern, leisteten diese so entschiedenen Widerstand, daß er aufgegeben wurde. Ebensowenig fand der würtembergische Antrag auf Errichtung einer Volksvertretung am Bunde Annahme, und
1851. so schlossen die Dresdner Konferenzen am 15. Mai 1851 mit der einfachen Rückkehr zum alten Bundestage. War das Ganze eine schwere Niederlage Preußens, so hatte doch auch Österreich seinen Zweck nicht erreicht, indem es im entscheidenden Augenblicke es nicht auf den Waffenkampf ankommen ließ.

Unterwerfung Kurhessens und Schleswig-Holsteins. Nun ging es auch mit Kurhessen zu Ende. Der preußische Kommissar von Peucker bestimmte das Oberappellationsgericht in Kassel zu einer nachgiebigen Erklärung (18. December) durch die Verheißung, daß dann von weiteren Exekutionsmaßregeln abgesehen werden solle. Indes der österreichische Kommissar Graf Leiningen erklärte sich für den alleinigen Vertreter des Bundes und ließ 5000 „Strafbayern" in Kassel einrücken, worauf eine Menge von Beamten und Richtern durch Kriegs-

gerichte verurteilt wurden, meist zu Festungshaft oder Verbannung. Dann gestaltete Hassenpflug im Verordnungswege die Verwaltungs- und Gerichtseinrichtungen völlig um und erlangte schließlich auf den Bericht der beiden Bundeskommissare einen Bundestagsbeschluß vom 27. März 1852, der die Verfassung von 1831 als unzulässig bezeichnete. Auf Grund desselben gab darauf der Kurfürst am 13. April 1852 eine „provisorische Verfassung". 1851.

Wurde in Kurhessen das Verfassungsrecht zertreten, so war das, was in Schleswig-Holstein vorging, nichts weniger als die Preisgebung deutscher Interessen an das Ausland. Am 5. Januar 1851 stellten Graf Mensdorff-Pouilly und General von Thünen als Kommissare Österreichs und Preußens der Statthalterschaft die in Olmütz vereinbarten Forderungen und verlangten ihre Annahme bis zum 11. Januar nachmittags 2 Uhr unter Androhung des Einmarsches von 50,000 Mann im Weigerungsfalle; doch versprachen sie die Herstellung eines Zustandes, der die Rechte Holsteins und sein altherkömmliches Verhältnis zu Schleswig wahre. Die Statthalterschaft und die Landesversammlung unterwarfen sich schmerzbewegt, doch bedingungslos. Trotzdem rückten 20,000 Österreicher unter dem Kroaten Legeditsch am 17. Januar in Holstein ein und preußische Pioniere schlugen ihnen bei Artlenburg die Brücke über die Elbe; dann überlieferten jene mit den Preußen zusammen das Kronwerk von Rendsburg und die Feste Friedrichsort, den Schlüssel des Kieler Hafens, den Dänen. Die Statthalterschaft trat zurück, die Armee wurde aufgelöst. „Das ist mehr als Straßburg, ... in früheren Zeiten würde man das Landesverrat genannt haben!" so rief entrüstet Graf Heinrich Arnim am 15. Februar in der ersten preußischen Kammer dem Minister Manteuffel zu. Eine Reihe einzelner Verordnungen hob dann jede Gemeinschaft zwischen den beiden Herzogtümern bis auf die Universität Kiel, den Eiderkanal, die Ritterschaft und ein paar Anstalten auf. Heer, Flotte, Finanzen und auswärtige Angelegenheiten sollten für sie und das Königreich Dänemark gemeinsam sein, wobei jedes Herzogtum eine besondere Landesvertretung erhielt. Selbst alles Kriegsmaterial wurde den Dänen ausgeliefert, als die Bundestruppen am 18. Februar 1852 Holstein räumten. Endlich erkannten sämtliche Großmächte 1852.
im Londoner Protokoll vom 8. Mai 1852 das Erbrecht der jüngeren Glücksburger Linie auch für Schleswig-Holstein an und das Haupt des Augustenburger Zweiges, Herzog Christian August, verzichtete gegen eine Abfindungssumme von $2^1/_4$ Millionen Thaler für sich und seine Nachkommen auf sein Erbrecht. Tiefen Groll im Herzen unterwarf sich das preisgegebene, nicht besiegte Land dem Zwange. Zahllose Familien waren verarmt, Tausende suchten in anderen deutschen Staaten oder jenseits des Meeres eine neue Heimat.

Die Versteigerung der deutschen Flotte. Doch noch eine Schmach blieb übrig und auch sie wurde der Nation nicht erspart. Da die Bundesregierungen sich über die Verwaltung der Reichsflotte in Bremerhaven durchaus nicht zu einigen vermochten, so beschloß der Bundestag am 16. Februar 1852, zwei Schiffe derselben käuflich an Preußen zu überlassen, die übrigen zu versteigern. Der oldenburgische Staatsrat Hannibal Fischer gab sich dazu her, diesen

1852. Beschluß am 1. December 1852 auszuführen. Als einen Schlag ins Angesicht, als einen berechneten Hohn hat damals das deutsche Nationalbewußtsein diesen Vorgang empfunden.

Preisgebung der nationalen Interessen, Verhöhnung des nationalen Gefühles, Täuschung aller nationalen Hoffnungen, Bruch verfassungsmäßiger Rechte, das waren nach dem Urteil der liberalen Zeitgenossen die Thaten des erneuerten Bundestages unter Österreichs Führung. Und dem leistete der Staat Friedrichs des Großen willig Gefolgschaft! In den nunmehr leitenden Kreisen aber galt jetzt jedes nationale Bestreben als revolutionär und hochverräterisch und der Zar Nikolaus als der feste Hort gegen die „Revolution". Kein Wunder, daß dieser sich selbst in verblendeter Hoffart als den eigentlichen Herrn ganz Europas betrachtete und neben Rußland nur etwa das seegewaltige England als eine gleichberechtigte Macht anerkannte.

Die Zeit der „Reaktion". Auch im Innern der deutschen Einzelstaaten gingen die „Märzerrungenschaften" zum Teil wieder verloren. Denn der städtische Liberalismus und Radikalismus waren eben den alten politisch und social herrschenden Ständen erlegen, unausbleiblich folgte also die „Reaktion". Sie war auch berechtigt, insofern sie Neuerungen aufhob, die dem einseitigen Interesse der Bewegungsparteien entsprachen; aber sie schoß ebenso oft über das Ziel hinaus, wenn sie das Interesse der jetzt wieder regierenden Gesellschaftsgruppen, also im wesentlichen des Grundbesitzes, einseitig zur Geltung brachte. Und doch drängte die wirtschaftliche Entwickelung die Regierungen unausbleiblich zur Förderung der städtischen Erwerbszweige, auf denen eben die Stärke der liberalen Partei beruhte.

Auch für die „Reaktion" gab der Bundestag die Stichworte aus. Am 23. August 1851 hob er die „Grundrechte" förmlich auf und verpflichtete die Einzelregierungen geradezu, die mit den Grundgesetzen des Bundes nicht in Einklang stehenden Einrichtungen von 1848/49 zu beseitigen. In Preußen hatte
1850. die Verfassung vom 31. Januar 1850 dem König zwar die gleichberechtigte Stellung in Gesetzgebungsfragen gegenüber dem Landtage (das absolute Veto) gelassen, aber das Übergewicht des Grundbesitzes in demselben zerstört, indem sie das Wahlrecht zur Volksvertretung an eine gewisse Höhe des Einkommens ohne Rücksicht auf die Art desselben knüpfte. Ebenso entrissen die Gesetze vom 11. März 1850 dem Grundbesitz seine bisherige leitende Stellung in der Orts-, Kreis-, Bezirks- und Provinzialverwaltung und verwandelten diese Verbände aus Pflichtgenossenschaften in bloße Interessengenossenschaften der Steuerzahler. An Stelle der Patrimonialgerichte traten ausschließlich staatliche (königliche) Kreis- und Stadtgerichte, die ihre Spitze im Oberappellationsgericht fanden;*) zugleich wurde für den Strafprozeß das rheinisch-französische Schwurgerichtsverfahren eingeführt. Ebenso fiel die gutsherrliche Polizeiverwaltung, und indem alle noch bestehenden bäuerlichen Abhängigkeitsverhältnisse und Grundlasten aufgehoben wurden, vollzog

*) 236 Kreisgerichte, 3 Stadtgerichte für Berlin, Breslau und Königsberg, 2 Stadt- und Kreisgerichte für Danzig und Magdeburg (mit einem Landbezirk).

sich eine völlige Mobilisierung des ländlichen Grundbesitzes zu gunsten des städtischen Kapitals. Als nun die konservative Partei ans Ruder kam, machte sie zunächst das gesamte Beamtentum völlig abhängig von der jeweiligen Staatsleitung durch das Gesetz vom 21. Juli 1852, welches derselben gestattete, jeden Staats- 1852.
beamten in den einstweiligen Ruhestand zu versetzen. Sie schuf dann, indem sie durch das Gesetz vom 7. Mai 1853 die I. Kammer in das „*Herrenhaus*“ 1853.
verwandelte, eine starke Vertretung des Großgrundbesitzes, von deren gleichberechtigter Mitwirkung fortan die Gesetzgebung und namentlich die Aufstellung des Staathaushaltplanes (Budget) mit abhing. Sie beseitigte weiter die neue liberale Gemeindeordnung (17. März 1852), ersetzte sie durch die noch heute geltenden Städteordnungen (1853 und 1856) und stellte schließlich in den Landgemeinden, den Kreisen, Regierungsbezirken und Provinzen die alte Verwaltung einfach wieder her, in den sechs östlichen Provinzen also das Übergewicht des Großgrundbesitzes. Dagegen blieb die Aufhebung der gutsherrlichen Lasten ebenso unangetastet, wie die neue Gerichtsverfassung. Natürlich wichen auch in der *Kirchen- und Schulverwaltung* die liberalen Tendenzen zurück, denn die strenggläubige Partei erschien als Stütze des Thrones. Der Oberkirchenrat (29. Juni 1850) gab der evangelischen Landeskirche eine selbständigere Stellung und die vielverschrieenen Stiehlschen Regulative des Kultusministeriums Raumer vom Oktober 1854 beschränkten vielfach zweckmäßig den Lehrstoff in den Volksschulen und vereinfachten die Lehrerausbildung. Den meisten Gewinn aus der Verfassung zog die *katholische Kirche*, da jene eine Menge noch bestehender Beschränkungen ihrer freien Bewegung beseitigte. Daneben legte aber auch die Regierung, dank der Anregung des unermüdlichen Prinzen *Adalbert*, die ruhmvollen Überlieferungen des Großen Kurfürsten endlich wieder aufnehmend, den Grund zu einer preußischen *Kriegsmarine*, zunächst mit Hilfe schwedischer Seeoffiziere. Im Jahre 1852 wurde die Admiralität als leitende Behörde für Verwaltungs- und Kommandoangelegenheiten errichtet, dann die Rangordnung des Seeoffizierkorps und die Wehrpflicht der seemännischen Bevölkerung geordnet, das Seekadetten- und Schiffsjungeninstitut sowie das Seebataillon begründet. Freilich mußte man zur Ausbildung der Seekadetten bis 1864 englische Kriegsschiffe benützen, und da der Jahresaufwand zunächst nur 500,000 Thaler betrug, auch die einseitig militärische Auffassung der Marineangelegenheiten hemmend wirkte, so wuchs die Zahl der Kriegsschiffe und Mannschaften nur sehr langsam.*) Als Kriegshafen mußte zunächst Danzig genügen; erst die Erwerbung des Jadegebietes bei Heppens i. J. 1853 eröffnete die Aussicht auf den Besitz eines Kriegshafens an der Nordsee, der freilich mit großen Kosten künstlich hergestellt werden mußte.

*) Das erste preußische Kriegsschiff war der frühere Postdampfer „Adler“, das erste neu (in Danzig) gebaute die starke Raddampfkorvette „Danzig“; von der deutschen Reichsflotte übernahm Preußen die „Gefion“ und den „Barbarossa“. Die preußische Flotte zählte 1860/61 auf Kriegsfuß 9 Segler und 28 Dampfer mit 352 Geschützen. Das erste Gefecht der jungen Marine bestand der „Adler“ 1849 vor Danzig mit den Dänen, das zweite die „Danzig“ unter Prinz Adalbert mit den marokkanischen Rifpiraten, die ein preußisches Handelsschiff geplündert hatten (1856).

In Sachsen hatte das Ministerium Beust nach Auflösung des „Wider-
1850. standslandtages" am 1. Juni 1850 schon am 3. Juni die alten Stände einfach wieder hergestellt (die „reaktivierten Stände"), Vereine und Presse unter beengende Aufsicht gestellt. Allein es sorgte auch sowohl unter König Friedrich August, der zum Schmerze seines Volkes am 9. August 1854 auf einer Reise nach Tirol im oberen Innthale beim Weiler Brennbüchl verunglückte, wie unter seinem Nachfolger, dem geistvollen und gelehrten König Johann (1854—1873), mit Verständnis und Eifer für die Ausbildung der Verwaltung und die Pflege der Volkswohlfahrt. Wie in Preußen ging die Rechtsprechung mit dem Jahre 1856 ausschließlich an königliche Gerichte (Bezirksgerichte und Gerichtsämter) über, das Eisenbahnnetz flocht sich immer dichter, das höhere Unterrichtswesen wurde durch Regulative geordnet, das Heer vom Minister Rabenhorst zeitgemäß umgestaltet und so trefflich geschult, daß es nachmals unter den schwierigsten Verhältnissen mit Ehren bestanden hat. Altenburg, Nassau und Hessen-Darmstadt hoben die Wahlgesetze von 1848 auf, der letztgenannte Staat stellte auch die damals beseitigte I. Kammer wieder her. Für Mecklenburg führte der Schiedsspruch von Freienwalde (Oktober 1850) auf den Antrag des Adels, dem der wohlgesinnte Großherzog Friedrich Franz vergeblich widerstrebte, die Wiederherstellung der veralteten ständischen Verfassung herbei. In Hannover war das Ministerium Stüve schon am 28. Oktober 1850 zurückgetreten, weil König Ernst August die Bestätigung der neuen Verwaltungs- und Gerichtsorganisation verweigerte. Doch fand diese dann doch teilweise Einführung und der Eintritt in den Zollverein wurde angebahnt (s. unten). Nach dem Tode des
1851 hochbetagten Königs am 18. November 1851 folgte sein blinder Sohn Georg V. (1851—1866), dessen körperliches Gebrechen ihn völlig von seiner Umgebung abhängig machte und in ihm die Ausbildung eines frömmelnden Allmachtsbewußtseins förderte, ihn also einer unbefangenen Beurteilung der wirklichen Verhältnisse immer mehr entfremdete. So erfolgte auf das Drängen seines Adels und die Aufforderung des Bundestages die Aufhebung der Verfassung von 1848 und
1855. die Einführung einer neuen Verfassung am 1. August 1855. Zum dritten Male seit 1833 ward also das Staatsgrundgesetz Hannovers geändert.

In anderen Staaten vollzog sich die Umgestaltung schonender. Maximilian II. von Bayern schloß sich zwar zunächst eng an Österreich an und gewährte daher auch den Ultramontanen weiteren Spielraum, aber an der Gleichberechtigung der Bekenntnisse und an der umgestalteten Verfassung hielt er durchaus fest und den selbständigen Beruf Bayerns innerhalb Deutschlands strebte er namentlich durch eine wahrhaft königliche Fürsorge für wissenschaftliche Zwecke darzuthun. Ebenso schonend stellte der schwergeprüfte Großherzog Leopold von Baden, unterstützt von dem gemäßigt konservativen Ministerium Roggenbach, die völlig zerrüttete Ordnung des Staats- und Heerwesens wieder her, ohne die Verfassung anzutasten. Nach seinem Tode am 24. April 1852 folgte ihm sein ältester Sohn Ludwig II. (1852—1858) nur dem Namen nach, da er unheilbarem Siechtum verfallen war; die wirkliche Regierung leitete sein jüngerer

Bruder Friedrich (geb. 1826), einer der edelsten und einsichtigsten Förderer der nationalen Einheit.

Mit der vollsten Rücksichtslosigkeit beutete in Österreich die siegreiche Partei ihre Herrschaft aus. Die Verfassung vom 4. März 1849 trat niemals ins Leben und wurde am 31. December 1851 förmlich aufgehoben. Der rasche Tod Fürst Schwarzenbergs am 3. April 1852, der den Grafen Buol-Schauenstein ans 1852.
Ruder brachte, änderte in der eingeschlagenen Richtung nichts, denn die Leitung der inneren Verhältnisse lag in den Händen des Ministers von Bach, eines hochbegabten und energischen Mannes bürgerlicher Abkunft. Er regierte ganz Österreich wie einst Joseph II. als einen straffcentralisierten, absolutistischen Beamten- und Militärstaat, suchte daher die ungarische Staatseinheit zu brechen, indem er Siebenbürgen lostrennte und sich dort auf die Sachsen und Rumänen stützte; aber er führte auch das schwierige Werk der Grundentlastung einsichtig und thatkräftig durch. Auf das Heer wurden zwei Drittel der Staatseinnahmen verwendet und die Entwickelung der Kriegsflotte, besonders vom Erzherzog Maximilian, kräftig gefördert; sie erhielt seit 1850 in Pola einen großartigen Kriegshafen.*) Einer glänzenden Zukunft glaubten die leitenden Kreise sicher zu sein. Aber die Finanzen gerieten infolge der vorausgehenden Kämpfe und der großen Anstrengungen, die man jetzt machte, in zunehmende Verwirrung, und in Ungarn, Siebenbürgen, Galizien und Italien, in mehr als der Hälfte des Reiches, konnte die äußere Ordnung nur durch den Belagerungszustand aufrecht erhalten werden (bis 1854). So suchte der Staat mit Verleugnung derselben Josephinischen Überlieferungen, denen er doch sonst folgte, wieder die Hilfe bei der katholischen Kirche und gestand damit seine eigne Ohnmacht ein, den Geist der Zeit zu beschwören. Das Konkordat, welches Kardinal Rauscher am 18. August 1855 abschloß, gab die Jugenderziehung und die Eheschließung ganz in die Hände der Bischöfe und steigerte deren Macht auch gegenüber dem niederen Klerus und der Klostergeistlichkeit derart, daß diese aufs lebhafteste dagegen ankämpften.

Unbefriedigender Zustand; Bismarck am Bundestage. So gelang es der „Reaktion" weder in Österreich noch in den deutschen Bundesstaaten, einen wahrhaft befriedigenden und versöhnenden Zustand herzustellen, und in Sachen der nationalen Einheit war das Ergebnis die Wiederherstellung des alten Zustandes, dessen völlige, schmachvolle Unbrauchbarkeit keine Partei bezweifelte. Da ergriff weite Kreise zunehmende Verstimmung und Verbitterung. In der Schule solcher Erfahrungen reifte in der Stille der gewaltige Staatsmann heran, der berufen sein sollte, als Minister eines großen Monarchen die nationale Sehnsucht glorreich zu erfüllen, nachdem er zuvor in Preußen mit der ganzen Wucht seines Willens die Herrschaft des Staatsgedankens gegenüber dem Parteiinteresse wieder zur Geltung gebracht hatte. Das war Otto von Bismarck-Schönhausen (geb. 1. April 1815). Als märkischer Edelmann, Landwirt und Soldat stand er, von jeher unbekümmert um politische Theorien, fest auf dem Boden der wirklichen

*) 1860/61 zählte sie auf Kriegsfuß 49 Segler und 38 Dampfer mit 893 Geschützen.

Verhältnisse; als treuer Vasall seines Landesherrn und gläubiger evangelischer Christ sah er in einem starken Königtume und in dem überlieferten kirchlichen Bekenntnis den sicheren Halt in den Stürmen der Zeit; als deutscher Patriot hegte er die Erinnerungen an die Befreiungskriege im treuen Herzen und betrachtete die stolze Bewahrung deutscher Eigenart und Unabhängigkeit als eine selbstverständliche Forderung. Mannhaft, oft schneidend war er für seine Überzeugung auf dem Vereinigten Landtage und im Erfurter Parlament eingetreten. Dem liberal-konstitutionellen Gedanken war er als einem fremden Ideale abgeneigt, die Frankfurter Reichsverfassung und die Union verwarf er, weil sie die Selbständigkeit der preußischen Krone gefährdeten, und in Österreich sah er den natürlichen Bundesgenossen Preußens, vorausgesetzt, daß es die Gleichberechtigung beider Mächte anerkenne und gemeinsam mit Preußen den Deutschen Bund leite. Mit
1851. solchen Anschauungen übernahm er am 27. August 1851 die preußische Bundestagsgesandtschaft. Mit vollendeter Überlegenheit, mit durchdringendem Scharfblick für Personen und Dinge trat er bald mit geistreicher Ironie, bald mit unerschrockener Offenheit den österreichischen Präsidialgesandten, dem Grafen Thun wie später dem Freiherrn von Prokesch-Osten, entgegen. Denn rasch erkannte er, daß Österreich, weit davon entfernt, die Gleichberechtigung Preußens zuzugestehen, planmäßig darauf ausgehe, mit Hilfe der Mittelstaaten Preußen in allen wichtigen Fragen zu überstimmen, also sich dienstbar zu machen. Daraus ergab sich für ihn folgerichtig das Streben, Preußens Selbständigkeit zu wahren und jedem Versuche, die Zuständigkeit des Bundes zu erweitern, entschlossen entgegenzutreten. Sein Rat war schon maßgebend bei dem ersten Erfolge, den Preußen nach einer endlosen Reihe von Demütigungen wieder erfocht.

Erneuerung und Erweiterung des Zollvereins. Nachdem es nämlich mit Hannover am 7. September 1851 einen Vertrag abgeschlossen hatte, der die Staaten des Steuervereins verpflichtete, am 1. Januar 1854 in den preußischen Zollverein einzutreten, kündigte es die i. J. 1853 ablaufenden Zollvereins-
1852. verträge und lud seine Verbündeten auf den April 1852 zu neuen Verhandlungen nach Berlin ein. Umsonst arbeiteten Österreich und die Mittelstaaten an der Sprengung des preußischen Zollvereins und an der Herstellung eines neuen, der auch Österreich mit umfasse; der feste Wille Preußens und die wirtschaftlichen
1853. Lebensinteressen der zollvereinten Staaten erzwangen am 4. April 1853 die Erneuerung des Zollvereins (auf zwölf Jahre), der nach dem Beitritte des Steuervereins über 9000 Geviertmeilen mit 35 Millionen Einwohner umfaßte. Die nationale Wirtschaftseinheit unter Preußens Führung war dicht an der Vollendung. Österreich blieb nach wie vor ausgeschlossen und erhielt nur eine bevorzugte Stellung zum Zollverein.

Die deutschen Staaten und der Krimkrieg. Kaum war dies gelungen, da zeigte der Krimkrieg die Unzulänglichkeit der Bundeseinrichtungen wie die Ohnmacht der Mittelstaaten und gab Preußen Gelegenheit, die Selbständigkeit seiner Politik gegenüber Österreich und Rußland zu wahren. Im Osten stand das Zarenreich übermächtig und gebieterisch wie nie zuvor; im Westen, in Frankreich, hatte

Napoleon III. auf den Trümmern der zweiten Republik das zweite Kaisertum 1853.
begründet (2. December 1852). Es war nicht eigentlich eine Militärmonarchie wie das erste, sondern eine unumschränkte demokratische Gewaltherrschaft mit konstitutionellen Formen, die sich auf den vierten Stand, die städtischen Arbeitermassen, stützte und in deren Interesse regierte, der Geistlichkeit freie Hand ließ, um das Landvolk zu beherrschen, das mißtrauische liberale Bürgertum durch Pflege der Volkswirtschaft zu gewinnen oder einzuschläfern suchte und das ganze Land unter den schärfsten Polizeidruck stellte. Mit Argwohn und Abneigung sahen die alten Fürstengeschlechter auf diesen Emporkömmling, von dem eine Erneuerung der Kriegs- und Revolutionsstürme zu befürchten schien, doch ganz berechtigt war das nicht. In seiner gedankenvollen, doktrinären, ganz unfranzösischen Art hatte Napoleon III. sich längst ein vollständiges Programm gebildet. Er wollte allerdings die „Verträge von 1815" zerstören und eine führende Stellung Frankreichs begründen, wie sie dem Nationalstolze des französischen Volkes und den Napoleonischen Überlieferungen entsprach, aber er wollte dies Ziel weder durch die Verbreitung revolutionärer Ideen, wie die Republik von 1792, noch durch Eroberungskriege wie der Oheim erreichen, sondern durch kräftige Förderung der nationalen und liberalen Zeitströmungen. Gegenüber Deutschland, wo er in Augsburg einen guten Teil seiner Erziehung genossen hatte und dessen Sprache er verstand, bewahrte er eine fast freundschaftliche Haltung und gegen eine Verstärkung Preußens hatte er nichts einzuwenden, vorausgesetzt, daß ihm eine „Grenzberichtigung" am Rheine bewilligt werde. So schloß er sich, als der Zar i. J. 1853 siegesgewiß den heiligen Krieg zur Zerstückelung der Türkei, zur Befreiung der türkischen Christen begann, an England an, um den Bestand des Osmanenreiches zu retten und das lastende Übergewicht des absolutistischen Rußland zu brechen. Beide Parteien hatten das dringendste Interesse, die deutschen Staaten auf ihre Seite zu ziehen. In Preußen drängten die Konservativen zum Anschluß an Rußland, doch die Volksstimmung erhob sich überall in ganz Deutschland mit fast leidenschaftlicher Parteinahme gegen Rußland. Friedrich Wilhelm IV. wünschte die Befreiung der türkischen Christen, doch nicht die Unterwerfung der Türkei unter Rußland. Für sich wollte er daher die Neutralität behaupten, zumal kein deutsches oder preußisches Interesse berührt war, und ganz in diesem Sinne suchte Bismarck seine Regierung zu beeinflussen. Daher unterstützte Preußen zunächst die Vermittelungsvorschläge, die auf den Wiener Konferenzen im December 1853 gemacht wurden, und wies das ungestüme Drangen Englands, sich den Westmächten anzuschließen, zurück. Der preußische Gesandte Bunsen, der dies unterstützt hatte, wurde abberufen, der russenfeindliche Kriegsminister von Bonin entlassen, der Prinz von Preußen, der darin eine Nachgiebigkeit gegen Rußland sah, zog sich vom Hofe zurück und die Russenfreunde der Kreuzzeitungspartei triumphierten. Österreich dagegen neigte den Westmächten zu, weil es das Übergewicht Rußlands an der unteren Donau und am Balkan nicht dulden konnte, und zunächst gelang es ihm, halb und halb Preußen zu sich herüber zu ziehen, da der König die „Isolierung" fürchtete. Am 20. April 1854 schlossen beide Mächte ein Schutz- und Trutzbündnis zur 1854.

Behauptung des beiderseitigen Besitzstandes und zur Verdrängung der Russen aus Rumänien. Der Deutsche Bund mußte diesem Abkommen am 24. Juli beitreten. In der That zwang nun Österreichs drohende Haltung die Russen zum Abzuge aus der Walachei und Moldau und österreichische Truppen rückten dort ein; der nächste Zweck des Krieges, der Schutz der Türkei, war erreicht. Trotzdem schloß Österreich am 2. December 1854 ein neues Bündnis mit den Westmächten, um deren neue, auf Rußlands Demütigung berechnete Forderungen durchzusetzen. Doch diesmal versagten ihm Preußen und der Bund die erwartete Gefolgschaft, und statt der von Österreich beantragten Mobilisierung der Bundestruppen beschloß der
1855. Bundestag unter Preußens Führung am 8. Februar 1855 nur deren Bereitschaftstellung. So im Stich gelassen, weigerte sich Österreich zum großen Verdruß der Westmächte, in den Krieg gegen Rußland einzutreten, versuchte vielmehr nach dem Tode des Kaisers **Nikolaus** am 2. März 1855 und der Thronbesteigung seines Sohnes **Alexander II.** (1855—1881) eine vergebliche Friedensvermittelung, während **Piemont**, von der weitschauenden Politik des Grafen **Camillo Cavour** sicher geleitet, schon am 10. Januar 1855 sich auf die Seite der Westmächte stellte und 15,000 Mann nach der Krim entsandte. Endlich gab der Fall der Seefestung **Sebastopol** am 8. September und die Erfolglosigkeit des englisch-französischen Blockade- und Kaperkrieges in der Ostsee der Friedensstimmung in beiden Lagern das Übergewicht und die Friedensverhandlungen kamen in Gang. Gedrängt auch
1856. von Preußen nahm Rußland am 1. Februar 1856 in Wien die Friedensvorschläge an; der Friede selber wurde auf dem Kongresse von Paris, zu dem Preußen erst nachträglich eingeladen worden war, am 30. März 1856 unterzeichnet.*) Die von Napoleon III. gewünschte Beratung anderer europäischer Fragen unterblieb dagegen, nur eine humane Reform des Seerechtes kam am 16. April zum Abschluß.**)

Der Bestand der Türkei war gesichert, Rußlands Macht zurückgedrängt, beides wesentlich im Interesse Englands und Österreichs. Preußen hatte einen Anlauf zur Selbständigkeit genommen und Österreich belehrt, daß es auf den Bund nur dann zu rechnen habe, wenn es zuvor sich mit Preußen verständige. Aber auch Frankreichs Vorherrschaft war begründet und mit fast abergläubischer Hochachtung lauschte seitdem Europa auf jedes Wort des geheimnisvollen Cäsars an der Seine. Andrerseits hatte sich zwischen Rußland und Österreich ein tiefer Spalt aufgethan, denn in Petersburg glaubte man sich durch Österreichs Haltung

*) Das Schwarze Meer ist neutral, darf also von Kriegsschiffen nicht befahren werden Die untere Donau steht allen Nationen offen. Eine Donaukommission der sieben Vertragsmächte übernimmt auf 2 Jahre die Regelung der dortigen Verhältnisse, nachher eine solche der Uferstaaten. Walachei, Moldau und Serbien stehen fortan unter dem Schutze aller Großmächte, ein Landstrich des russischen Bessarabien fällt an die Moldau. Betreffs der christlichen Unterthanen der Türkei (denen der Sultan die Gleichberechtigung mit den Mohammedanern versprach) verzichten die Mächte auf jedes Schutz- und Einmischungsrecht. Die Türkei wird in das europäische Staatensystem aufgenommen.

**) Die Kaperei wird abgeschafft; die neutrale Flagge deckt feindliche Ware; neutrale Ware unter feindlicher Flagge ist unantastbar (mit Ausnahme von Kriegsbedürfnissen); eine Blockade wird nur dann anerkannt, wenn sie wirksam (effectif) ist.

während des Krieges mit schnödem Undank belohnt für die i. J. 1849 gegen Ungarn geleistete Hilfe. Und schon hatte Cavour in Paris als Wortführer Italiens vor ganz Europa laute Klage erheben dürfen über die unerträgliche Lage Lombardo-Veneziens.

So völlig isoliert wich Österreich in Italien einen Schritt zurück. Kaiser Franz Joseph erschien selber in den grollenden Provinzen, erließ am 1. Januar 1857 eine unbedingte Amnestie für alle politische Vergehen, rief am 1. März 1857.
Radetzky ab und übertrug die Verwaltung dem Erzherzog Maximilian als Generalgouverneur. Doch schon war es zu spät. Aber auch Preußen mußte vor Napoleons Machtwort sich beugen.

Der Neuenburger Streit. König Friedrich Wilhelm hatte i. J. 1848 zugelassen, daß sein Fürstentum Neuenburg in der Schweiz sich als Kanton der Eidgenossenschaft anschloß, obwohl er seine Rechte stets festhielt. Als nun eine bewaffnete Erhebung der preußisch gesinnten Minderheit unter Graf Pourtalès am 2. September 1856 mit der Gefangennahme der Führer (34) und ihrer An- 1856.
klage auf Hochverrat endete, die Schweiz aber die geforderte Freilassung verweigerte, da befahl der König die Mobilisierung mehrerer Armeekorps und unterhandelte mit den süddeutschen Staaten über den Durchmarsch. Doch Österreich erklärte die Gestattung desselben für Bundessache und Napoleon vermittelte am 26. Mai 1857 ein Abkommen. Die Gefangenen wurden entlassen und der König 1857.
verzichtete auf Neuenburg, wenngleich er den Titel nicht aufgab.

Friedrich Wilhelms IV. Ausgang. Der König hatte diese Niederlage als eine ganz persönliche empfunden. Da traf ihn im Juni 1857 auf der Rückreise von Marienbad in Dresden ein leichter Schlaganfall; nach den anstrengenden Herbstmanövern um Merseburg traten bei der Einweihung der Wettiner Grabkirche auf dem Petersberge bei Halle im September desselben Jahres die Zeichen beginnender Geistesverwirrung beängstigend hervor, und am 8. Oktober erfolgte ein zweiter Schlaganfall. Prinz Wilhelm übernahm die Stellvertretung, doch er bemühte sich selbstverleugnend, die Geschäfte ganz im Sinne des Königs weiterzuführen, mit dem er doch keineswegs übereinstimmte. Erst als die dauernde Regierungsunfähigkeit des Monarchen sich herausstellte und die Zustände in ein immer peinlicheres Schwanken gerieten, da nahm er, „feingesponnene Ränke mit festem Griffe zerreißend“, kraft eignen Rechtes die Zügel. Am 7. Oktober 1858 übertrug 1858.
ihm ein königlicher Erlaß die Regentschaft „mit alleiniger Verantwortung gegen Gott“, am 26. Oktober leistete der Prinz vor dem Landtage den Eid auf die Verfassung. „Die Freude und der Aufschwung der Gemüter war allgemein“; man begann dunkel zu ahnen, daß ein neuer, ein entscheidender Abschnitt der deutschen Geschichte angebrochen sei.

Fünfter Abschnitt.

Die deutschen Einheitskriege und die Gründung des neuen Deutschen Reiches

1858—1871.

Prinz Wilhelm von Preußen hatte bereits das einundsechzigste Lebensjahr überschritten, als ihn eine wunderbare Fügung an die Spitze des Staates berief. Der Knabe, dessen zarte Gesundheit anfangs kein langes Leben erwarten ließ, war nicht eigentlich für die Herrschaft erzogen worden. Er konnte nur erwarten, nach dem Tode des Vaters der erste Unterthan seines älteren Bruders zu sein. Aber vielleicht war diese mehr zurückgezogene Stellung für die Entwickelung seines Charakters besonders günstig. Die schlichte Frömmigkeit, die feste Pflichttreue, die Herzensgüte, die Anspruchslosigkeit seiner Eltern gingen in sein eignes Wesen über und die erschütternden Erfahrungen der Napoleonischen Zeit, die er in Furcht und Zorn, Hoffnung und Siegesjubel mit erlebte, reiften in ihm früh einen gehaltenen Ernst. Minder vielseitig begabt und nüchterner als der Kronprinz, aber ausgestattet mit einem natürlichen Scharfblick für Menschen und Dinge und mit eherner Willenskraft, die beide dem Bruder fehlten, richtete er seine ganze Arbeit von früh an auf das Ziel, der erste Soldat Preußens zu sein und erfüllte alle die Obliegenheiten, die ihm in seinen wechselnden militärischen Stellungen vom Major (1814) bis zum Generaloberst der Infanterie (1854) erwuchsen, stets mit der gleichen, musterhaften Sorgfalt. Die ferne Aussicht auf den Thron eröffnete sich ihm erst, als die Ehe seines Bruders kinderlos blieb. Er bewährte seine selbstüberwindende Pflichttreue, indem er nach dem Wunsche des Vaters seine Jugendliebe zu Elisabeth Radziwill dieser Aussicht zum Opfer brachte und dann am 11. Juni 1829 die ebenbürtige Verbindung mit Augusta von Sachsen-Weimar schloß. Am 18. Oktober 1831, am Tage der Leipziger

Schlacht, wurde diesem Paare der ersehnte Stammhalter **Friedrich Wilhelm** geboren. Zu dem Bruder blieb trotz der tiefen Verschiedenheit des Wesens und der Anschauungen das persönliche Verhältnis, ein schönes Zeugnis für beide, stets ein herzliches, weil der jüngere niemals die Schranken seiner Stellung überschritt, auch wo er schwere Selbstverleugnung üben mußte. Aber die Selbständigkeit seiner politischen Überzeugung behauptete er immer. Ein entschiedener Vertreter der preußischen Überlieferungen sah er in einem starken Königtume und einem schlagfertigen Heere die Grundlagen der Größe Preußens. Selbst die schlimmste Verkennung während der Sturmjahre machte ihn darin nicht irre. Gleichwohl hat er sich, sobald einmal die Verfassung ins Leben getreten war, ehrlich auf ihren Boden gestellt; nur den Aufruhr schlug er mit voller Energie zu Boden. So erwuchs er zu einer Persönlichkeit höchst eigenartiger, harmonischer Prägung. Ein stolzer Preuße, ein ganzer Soldat, ein Mann vom Scheitel bis zur Sohle, erprobt in jahrzehntelanger Arbeit, hat er doch, eben weil er die Dinge nahm wie sie lagen und gewöhnt war, sich selbst zu bezwingen, die wunderbare Fähigkeit bewährt, noch im Greisenalter sich immer wieder in ganz neue Aufgaben hineinzudenken und jeder, auch der schwierigsten, sich gewachsen gezeigt, bis endlich der Sohn der Dulderkönigin Luise zum Erneuerer des Deutschen Reiches, zum Helden und Hort seines ganzen Volkes, zum anerkannten Haupte des europäischen Fürstenstandes emporstieg und ein „Strom der Liebe, wie er nur den Tiefen des deutschen Gemütes entquillt, ihn durch seine letzten Jahre dahintrug".

Die „neue Ära". Als er die Regentschaft übernahm, lag ein so hohes Ziel freilich noch weit jenseits jedes menschlichen Gesichtskreises. Er sah Preußen von Parteien zerrissen, in Deutschland wie im Auslande mißachtet. Seine Feinde triumphierten bereits, nun endlich stehe Preußen so tief, daß man für Deutschland hoffen dürfe. Da galt es zunächst im Innern nach rechts und links die Macht des Königtums, also den Staatsgedanken wieder zur Geltung zu bringen, nach außen eine selbständige Stellung fest und würdig zu behaupten. Daher entließ der Prinzregent schon nach wenigen Tagen den Minister von **Manteuffel** 1858.
seines Amtes, mit dessen Namen sich nun einmal der Begriff einseitigster Parteiherrschaft unzertrennlich verband, und berief an seine Stelle den Fürsten **Anton von Hohenzollern**,*) der nun sein Ministerium wesentlich aus gemäßigt liberalen Männern bildete (von Auerswald, Staatsminister ohne besonderen Auftrag, Flottwell, dann Graf Schwerin Inneres, von Schleinitz Auswärtiges, von Bonin Krieg, von Patow Finanzen, Graf Münster Ackerbau, von der Heydt Handel, Simons Justiz, von Bethmann-Hollweg Kultus und Unterricht). Vor diesem bezeichnete dann Prinz Wilhelm am 8. November in einer Ansprache als seine Richtpunkte die Wahrhaftigkeit in allen Regierungshandlungen, Kampf gegen Heuchelei und Scheinheiligkeit, Entwickelung der Armee. Die bisherigen Wahlbeeinflussungen

*) Derselbe hatte durch Staatsvertrag vom 7. December 1849 für sich und sein Geschlecht auf sein Fürstentum verzichtet und die Rechte preußischer Prinzen, doch ohne Nachfolgerecht, erhalten (s. S. 544).

1858. fielen demgemäß weg und aus den Neuwahlen zum Abgeordnetenhause ging die gemäßigt liberale Partei mit überwältigender Mehrheit als Siegerin hervor. Die „neue Ära“ war eröffnet, Jubel und Hoffnung begrüßten sie. Nur die Kreuzzeitungspartei arbeitete im Stillen gegen die neuen Grundsätze.

Der Ausbruch des italienischen Krieges. Bald traten die schwersten Proben heran. Die nationale Erhebung Italiens gegen die unmittelbare oder mittelbare Fremdherrschaft Österreichs bereitete sich vor und Graf Cavour wußte die Leitung dieser volkstümlichen Bewegung in die Hand zu bekommen, um ihr die feste Richtung auf die Gründung eines starken oberitalienischen Königreiches unter dem Hause Savoyen zu geben. Bereits zu Anfang d. J. 1857 waren deshalb die Beziehungen Piemonts zu Österreich so feindliche, daß dies im März seinen Gesandten aus Turin abberief. Doch erst die Aussicht auf die Hilfe Napoleons III., die sich Cavour nach dem schrecklichen Attentat Orsinis auf den Kaiser (24. Januar 1858) bei einer Zusammenkunft mit demselben in Plombières (Juli) eröffnete, machte die bewaffnete Erhebung möglich und die unvorsichtige Neujahrsansprache Napoleons an den österreichischen Botschafter Baron von Hübner am
1859 1. Januar 1859 erhellte blitzartig das Dunkel der Zukunft. Österreichs Lage war schwierig. Seine Finanzen befanden sich im schlechtesten Zustande,*) die zähe Gegenwehr der Ungarn machte jede befriedigende Regelung der Verhältnisse daselbst unmöglich und die italienischen Provinzen harrten nur des Zeichens zur Erhebung. In Italien standen nur drei schwache Korps, zusammen etwa 55,000 Mann, die Festungen waren nur mit glatten Geschützen bewaffnet, die Bahnverbindungen mit Wien unvollständig. Doch wurden die Truppen noch bis Ende Februar auf etwa 100,000 Mann gebracht und die diplomatische Stellung Österreichs war zunächst sehr günstig, weil es das vertragsmäßige Recht unzweifelhaft für sich hatte und die Mehrzahl der Mächte argwöhnisch auf Frankreich blickte. Dazu glaubte Österreich auf die Hilfe Preußens und des Deutschen Bundes rechnen zu können. Sprach sich doch namentlich in Süd- und Mitteldeutschland die Stimmung der Regierungen wie des Volkes fast leidenschaftlich für Österreich aus; die Aufrechterhaltung seiner Gewaltherrschaft in Italien galt schlechtweg als ein deutsches Interesse, sein Kampf gegen Napoleon als die Abwehr neuer französischer Eroberungsgelüste, die auch Deutschland unmittelbar zu bedrohen schienen. Im Vertrauen auf dies Verhältnis nahm Graf Buol die Vorschläge Englands, dessen Vermittelung er angerufen hatte, nicht an, ging dann zwar auf den russischen Vorschlag eines Kongresses ein (18. März), verwarf aber die Zulassung Piemonts zu demselben und forderte schließlich am 23. April die sofortige alleinige Abrüstung Piemonts. Graf Cavour beantwortete dies Ultimatum am 26. mit dem Antrage auf die Übertragung unbeschränkter Vollmacht auf den König und Napoleon ließ an demselben Tage in Wien erklären, eine Überschreitung des Ticino durch die Österreicher bedeute für Frankreich den Kriegsfall. Trotzdem überschritten diese in der Nacht

*) Die Einnahmen beliefen sich i. J. 1858 (ohne die Lombardei) auf 262 Millionen Gulden, die Ausgaben auf 358 Millionen Gulden, der Fehlbetrag also auf 96 Millionen.

vom 29. zum 30. April unter dem Feldzeugmeister Giulay den Grenzfluß, noch 1859.
ehe ein französischer Soldat diesseits der Alpen stand, und ein österreichisches Manifest kündigte den Prinzipienkrieg gegen die „Revolution" im Allgemeinen an.

Deutschland und der italienische Krieg. Und doch war Preußen weit davon entfernt, Österreichs Sache so unbedingt als eine preußisch-deutsche zu betrachten. Es wollte wohl einen Angriff auf dessen Besitzstand auch in Italien abwehren helfen, aber keineswegs seine Einmischung in die inneren Angelegenheiten italienischer Staaten unterstützen, und auch jenes nur dann, wenn Österreich ihm die alleinige Führung der deutschen Bundestruppen gegen Frankreich überlasse. Da nun Österreich die Hoffnung festhielt, Preußen durch Mehrheitsbeschlüsse des Bundestages in den Krieg hineinzutreiben, obwohl Bismarck diesem Gedanken in der Sitzung vom 3. März aufs schärfste entgegentrat, so blieb die Sendung des Erzherzogs Albrecht nach Berlin (12. April) ergebnislos. Trotzdem bewies der Prinzregent, wie ernst es ihm mit jener, wenn auch nur bedingten Bereitwilligkeit sei. Am 20. April befahl er die Marschbereitschaft des III., VII. und VIII. Armeekorps, am 29. April auch der übrigen sechs, dann sandte er Willisen zu Verhandlungen nach Wien; am 14. Juni ordnete er die Mobilisierung an, am 4. Juli die Vereinigung des VII. und VIII. Korps bei Trier und Coblenz. Schon am 1. Mai hatte der Landtag für diese Maßregeln eine Anleihe von 40 Millionen Thalern bewilligt. Zugleich beschloß der Bundestag die Bereitschaftstellung sämtlicher Bundestruppen und lauter Jubel begrüßte die 60,000 Österreicher, die im Mai von Prag über Dresden, Leipzig, Hof und München nach dem Brenner befördert wurden, um von dort den Marsch nach Italien anzutreten. Der Krieg am Rheine für Österreich stand vor der Thür.

Der Feldzug in der Lombardei. Doch in Italien hatte inzwischen Giulay, weil er sich mit seinem Heere von nur 112,000 Mann zu schwach fühlte, so lange mit dem Vormarsch auf Turin gezögert, bis 150,000 Franzosen über Genua, den Mont Cénis und Mont Genèvre herankamen und sich mit den 70,000 Piemontesen bei Alessandria vereinigten. Das Erkundungsgefecht bei Montebello am 20. Mai endete mit einer Niederlage der Österreicher und mit dem hart bestrittenen Siege bei Palestro, am 30. und 31. Mai gingen die Franzosen und Piemontesen ihrerseits zum Angriff über. Indem sie 80,000 Mann mit Hilfe der Eisenbahn auf den linken, ungedeckten Flügel der Gegner warfen und gleichzeitig Garibaldi mit seinen Freischaren über den oberen Ticino in die linke Flanke der Österreicher vordrang, wurde Giulay völlig überflügelt. Er wich hinter den Ticino zurück und verlor hier am 4. Juni die von beiden Seiten ebenso schlecht geleitete wie tapfer gefochtene Schlacht bei Magenta, die ihn zur Räumung der ganzen Lombardei bis zum Mincio nötigte. Von den jubelnden Lombarden fast erdrückt zog Napoleon III. am 8. Juni als Befreier in Mailand ein und bis Mitte des Monats verjagten allerorten in Toscana, Parma, Modena und der Romagna unblutige Volkserhebungen die bisherigen Regenten, die Bundesgenossen und Schützlinge Österreichs, während eine französische Flotte im Adriatischen Meere erschien. Unterdessen hatten sich die Österreicher in der Lombardei bis auf

1859 220,000 Mann verstärkt und nahmen, gestützt auf das Festungsviereck, unter der persönlichen Führung ihres Kaisers auf dem blutgetränkten Hügellande südlich vom Gardasee bei Solferino den Kampf nochmals auf. In hartnäckigem Ringen bei glühender Sonnenhitze behauptete Benedek auf dem rechten Flügel bei San Martino gegenüber den Piemontesen den Sieg, aber der linke Flügel war zurückgedrängt, das Centrum bei Solferino durchbrochen, als ein furchtbares Gewitter mit strömenden Regengüssen nachmittags gegen 5 Uhr die Schlacht unterbrach. Unverfolgt und nicht entmutigt wichen die Österreicher hinter den Mincio zurück. Ein langwieriger Belagerungskrieg stand nunmehr den Franzosen und Piemontesen bevor und im Norden drohte das deutsche Bundesheer den Krieg am Rheine gegen die ungedeckte Ostgrenze Frankreichs zu eröffnen, falls Österreich nur dessen Führung an Preußen überlassen wollte.

Der Vorfriede von Villafranca. Statt dessen stellte es am 6. Juli am Bundestage den Antrag auf Ernennung des Bundesfeldherrn durch denselben. Das faßte nun der Prinzregent geradezu als eine Beleidigung auf; er war fest entschlossen, eher die preußische Armee wieder auf Friedensfuß zu setzen, als sich einem Bundesbeschlusse über den Befehl seines eignen Heeres zu unterwerfen. Doch lieber verzichtete Österreich auf einen Teil seines österreichischen Besitzes, als daß es Preußen die begehrte Stellung vertragsmäßig eingeräumt hätte. Während Fürst Windischgrätz noch in Berlin verhandelte, schloß Kaiser Franz Joseph am 8. Juli in Villafranca Waffenstillstand bis zum 16. August und verständigte sich am 11. Juli in persönlicher Zusammenkunft mit Napoleon über die Bedingungen des Vorfriedens von Villafranca (12. Juli.*) Offen sprach er es dann in einer Proklamation „an Meine Völker" aus, er habe den Frieden schließen müssen, weil er von „seinen natürlichen Bundesgenossen verlassen" worden sei.

Wiedererwachen der nationalen Bewegung. Das entsprach nicht ganz den Verhältnissen und verletzte in Berlin aufs tiefste. Die österreichischen Noten an die deutschen Regierungen vergrößerten noch den Zwiespalt. Deutschland zerriß in zwei feindliche Lager und eine Flut von Schmähungen ergoß sich in der Presse gegen Preußen. Aber das Nationalgefühl war doch wenigstens erwacht und besonnene patriotische Männer unternahmen den Versuch zur Bildung einer großen, gemäßigten nationalen Partei. So wurde nach vorbereitenden Verabredungen in Hannover und Eisenach (14. August) am 16. September in Frankfurt a. M. der deutsche Nationalverein unter der Leitung R. von Bennigsens aus Hannover gegründet. Besonders eifrig förderte diese Bestrebungen der Herzog von Coburg-Gotha, der auch dem stehenden Ausschusse des Vereins den Sitz in Coburg zu nehmen gestattete. Indes ein bestimmtes klares Programm für die Bundesreform wagte der Nationalverein aus Rücksicht auf die preußenfeindliche Stimmung in Süddeutschland noch nicht aufzustellen, obwohl die Mehrzahl seiner Mitglieder den preußischen Bundesstaat im Auge hatte, und auch die

*) Abtretung der Lombardei bis zum Mincio, Regelung der italienischen Verhältnisse auf einem nach Zürich zu berufenden Kongreß.

österreichisch Gesinnten begannen sich in Vereinen zusammenzuschließen. Wie stark 1859. die nationale Strömung war, das offenbarte sich dann erhebend bei dem ersten der großen vaterländischen Feste dieser tiefbewegten Jahre, der hundertjährigen Geburtstagsfeier Schillers, die am 10. November 1859 allerorten mit der größten Begeisterung und unter allgemeinster Teilnahme begangen wurde. Es war wirklich, wie ein Festgedicht damals es aussprach:

„Ein hoher Name einet im Süden und im Norden,
Die sonst im bittren Hader entzweit sich fremd geworden;
Vor einem Bilde senken sich friedlich alle Fahnen,
Die sonst im Winde flattern auf weit getrennten Bahnen."

Dieser Bewegung gegenüber wollte sich der Prinzregent zunächst auf das Notwendigste beschränken, die Stärkung der deutschen Wehrverfassung, deren Schwächen die Mobilisierung nur zu sehr bloßgelegt hatte. Dem Nationalverein gewährte er Zutritt in Preußen, obwohl Österreich ihn sofort als revolutionär zu verdächtigen suchte. In Mecklenburg, Kurhessen und Hessen-Darmstadt wurde der Beitritt verboten, in Hannover, Sachsen, Bayern und Würtemberg mußten sich die Mitglieder wenigstens allerlei Benachteiligungen gefallen lassen, und der hannöversche Minister von Borries stand nicht an im Landtage zu erklären, ehe die Mittelstaaten ihre Hoheitsrechte aufgäben, würden sie wieder die Hilfe des Auslandes anrufen (1. Mai 1860), wofür er von seinem Landesherrn mit dem Grafentitel belohnt wurde.

Mittelstaatliche Bundesreformversuche. Die meisten mittelstaatlichen Regierungen erkannten indes, daß die herrschende Unzufriedenheit eben in der Unzulänglichkeit der Bundeseinrichtungen ihren Grund habe und strebten deshalb nach einer Reform. Dabei wollten sie aber weder eine preußische noch eine österreichische Vorherrschaft im Bunde, noch eine gemeinsame Leitung desselben durch beide Großmächte, vielmehr die Zusammenfassung der Mittel- und Kleinstaaten zu einer selbständigen Gruppe neben beiden, also die Trias, denn nur in dieser Form glaubten sie dasjenige Maß von Selbständigkeit behaupten zu können, auf das ihnen die unbestreitbare Leistungsfähigkeit ihrer Verwaltung ein Recht zu geben schien. Es war freilich von Anfang an ganz unsicher, ob auch alle diese Staaten in eine solche Verbindung eintreten könnten oder auch nur wollten, und noch viel zweifelhafter, ob diese Dreiteilung Deutschlands, die nur zu sehr an die Zeiten des Rheinbundes erinnerte, den nationalen Bedürfnissen genügen könne, ob nicht vielmehr die dritte Gruppe schließlich dazu gelangen werde, den Schutz für ihre Selbständigkeit bei Frankreich zu suchen. Aus den Beratungen, zu denen v. Beust für Sachsen, v. d. Pfordten für Bayern, v. Dalwigk für Hessen-Darmstadt u. a. im September 1859 zu München, im November in Würzburg sich zusammenfanden, gingen Beschlüsse über Anträge auf Reform des Bundeskriegswesens, Einführung einheitlichen Maßes, Gewichtes u. s. f. hervor. Doch jenem, der am 22. Oktober an den Bund gelangte, stellte Preußen sofort den Vorschlag entgegen, die norddeutschen Kontingente an Preußen, die süddeutschen an Österreich anzuschließen, blieb aber damit ebenso in der Minderheit, wie die Mittelstaaten mit dem ihrigen.

1859. Fortschritte der preußischen Politik. Während nun die Staaten des VII., VIII., IX. und X. Bundesarmeekorps (s. S. 1122) mit einander über einen engeren Zusammenschluß ihrer Truppen verhandelten, ging Preußen an die praktische Verwirklichung seines Vorschlages, indem es durch Militärkonventionen mit Waldeck, Lippe-Detmold und Coburg-Gotha (1862) deren Truppenteile (im ganzen 4 Bataillone) der preußischen Armee anschloß und so die künftige Heereseinheit Deutschlands auf demselben Wege vorbereitete, wie früher die Zolleinheit. Auch sonst zeigte der Prinzregent eine feste und sichere Haltung. Als Napoleon III. ihn zu einer persönlichen Zusammenkunft nach Baden-Baden einlud, um das Mißtrauen gegen seine Politik zu beschwichtigen, forderte Prinz Wilhelm die deutschen Fürsten zur Teilnahme auf und vermied so jede Mißdeutung seines Schrittes. Umgeben von den Regenten Sachsens, Hannovers, Bayerns, Badens u. a. m. trat er dem Selbstherrscher der Franzosen entgegen und lehnte dessen Anerbieten, gegen Errichtung einer französischen Schutzherrschaft über Belgien eine national-deutsche Regelung der schleswig-holsteinischen Frage und für Preußen im besonderen eine festere Stellung an der Nord- und Ostsee
1860. zu gewähren, rundweg ab (15. bis 17. Juni 1860). Andrerseits knüpfte er in der Zusammenkunft mit Kaiser Franz Joseph zu Teplitz (25. bis 27. Juli) jede etwaige Gewährleistung des österreichischen Besitzes in Italien an feste Zusicherungen für Preußens deutsche Stellung. Mit Rußland suchte Bismarck, seit April 1859 Botschafter in St. Petersburg, unter kluger Benützung der bevorzugten Stellung, die der Vertreter Preußens infolge des nahen Verwandtschaftsverhältnisses beider Höfe von jeher dort behauptet hatte, ein festeres Verhältnis anzubahnen. Gegenüber den panslawistischen Umtrieben wußte er Kaiser Alexander II. von der Gemeinsamkeit der preußischen und russischen Interessen in Polen zu überzeugen und ihn für eine freundliche Haltung gegenüber der preußischen Politik in Deutschland zu gewinnen, was nur durch die Neutralität Preußens im Krimkriege ermöglicht wurde und eine Grundlage für die späteren Erfolge Preußens geworden ist. Die Zusammenkunft der Monarchen von Preußen, Rußland und Österreich in Warschau (21./22. Oktober) sollte diese Annäherung weiter entwickeln und zugleich die Spannung mit Österreich verringern. Hier war es auch, wo der Fürst von Hohenzollern zuerst den gewaltigen Geist und die großartigen Pläne Bismarcks in langen Unterredungen kennen lernte.

Das „Königreich Italien". Die Vereinzelung, in die Österreich seit dem italienischen Kriege geraten war, wurde durch den Fortgang der nationalen Bewegung in Italien noch gesteigert. Dem Züricher Frieden (10. November 1859) zum Trotz, der einen italienischen Staatenbund unter dem Vorsitze des Papstes errichten wollte, schlossen sich die Bevölkerungen von Toscana, Modena, Parma und der päpstlichen Romagna an Piemont an (März 1860); dann brach im Sommer desselben Jahres der morsche Thron der neapolitanischen Bourbonen vor Garibaldis abenteuerlichem Freischarenzuge zusammen und Cavour mußte, um der Demokratie das Heft zu entwinden und die von Österreich geförderten Pläne zu einer Gegenrevolution zu vereiteln, nicht nur dort die piemontesischen

Truppen einrücken lassen, sondern auch von den Marken und Umbrien Besitz er- 1860.
greifen, den Papst also auf Rom und dessen nächste Umgebung (Patrimonium Petri) beschränken. Am 13. Februar 1861 kapitulierte auch Gaëta, die letzte Festung der Bourbonen, und am 17. März wurde das Königreich Italien feierlich ausgerufen. Wohl hatte Viktor Emanuel den Beistand Frankreichs mit der Abtretung Savoyens und Nizzas erkaufen müssen, wohl war das neue Königreich fast mehr ein Werk der italienischen Demokratie als des piemontesischen Königtums und entbehrte daher als eine Schöpfung der Revolution noch lange der Anerkennung der alten Mächte, selbst des eifersüchtigen Frankreich, aber der italienische Nationalstaat war doch gegründet und die Herrschaft Österreichs auf der Halbinsel so gut wie vernichtet.

Verfassungsversuche in Österreich. Um so dringender mußte den österreichischen Staatsmännern die innere Kräftigung der Monarchie erscheinen. Nachdem der absolutistische Einheitsstaat seine Probe auf den Schlachtfeldern der Lombardei so schlecht bestanden hatte, war der Übergang zum Verfassungsstaate unvermeidlich, selbst auf die Gefahr hin, daß die Staatseinheit selber dadurch ins Wanken komme. So berief der Kaiser den Polen Grafen Goluchowski zum Nachfolger Bachs und verkündete im Oktoberdiplom (20. Oktober 1860) die 1860.
Errichtung eines Reichsrates aus 38 von der Krone ernannten Mitgliedern der Einzellandtage, für diese aber Landesstatuten, die dem Adel und der Geistlichkeit das entschiedenste Übergewicht gaben. Da indes eben dies heftigen Widerspruch erweckte, so trat Goluchowski schon im December zurück und der deutschliberale Centralist von Schmerling wurde an seine Stelle berufen. Nach dem nunmehr erlassenen Februarpatent (26. Februar 1861) sollte der verstärkte 1861.
Reichsrat in ein Oberhaus und ein Unterhaus zerfallen und aus Delegierten der Einzellandtage gebildet werden; die Befugnisse der letzteren wurden erweitert, den Ungarn ihre alte Verfassung bewilligt, vorbehältlich ihrer Unterwerfung unter den Reichsrat der Gesamtmonarchie. Kurz nachher, am 8. April, regelte ein kaiserliches Patent die Angelegenheiten der evangelischen Kirche in den deutschslawischen Ländern auf der Grundlage völliger Gleichberechtigung und selbständiger Verwaltung (unter dem Oberkirchenrat und der Generalsynode). Doch während nun die Rumänen und Siebenbürger Sachsen wirklich im Reichsrate erschienen, weigerten die Ungarn unter Führung von Franz Deák ebenso dessen Beschickung wie die Kroaten, Serben und Italiener. Infolgedessen löste die Regierung den ungarischen Landtag auf und stellte im Juli 1861 die sächsische Nationsuniversität im alten Umfange wieder her, nahm auch für die Rumänen die Ausscheidung eines selbständigen Kronlandes in Aussicht, um den ungarischen Staat zu brechen. „Wir können warten", so lautete Schmerlings Losung.

Die Heeresreorganisation in Preußen. Während so Österreich noch vergeblich danach rang, seine staatlichen Bedürfnisse mit den neuzeitlichen Ideen zu versöhnen, war in Preußen ein hartnäckiger Kampf zwischen dem historischen Königtume und demokratisierenden Bestrebungen entbrannt, die der ganzen Entwickelung des Staatswesens widersprachen, und wieder erhob sich der Streit wie

unter dem Großen Kurfürsten um die Heeresverfassung. Die Mobilisierungen von 1850 und 1859 hatten namentlich insofern schwere Mängel herausgestellt, als die Einberufung der Landwehr Tausende von Familien ihrer Ernährer beraubte und die Kreise und Gemeinden mit Aufbringung der Unterstützungsgelder für jene sehr schwer belastete.*) Das war die notwendige Folge davon, daß infolge übertriebener Sparsamkeit die Zahl der jährlich eingestellten Rekruten immer noch dieselbe war, wie i. J. 1820 (etwa 40,000), während die Bevölkerung seitdem von 11 Millionen auf 18 Millionen gestiegen war. Demgemäß kamen nur 26 Prozent der waffenpflichtigen jungen Leute wirklich zur Ableistung ihrer Wehrpflicht, die übrigen losten sich frei, die gesetzliche allgemeine Wehrpflicht bestand also thatsächlich gar nicht mehr und die Dienstzeit war seit 1831 auf zwei Jahre herabgesetzt. Um so schwerer drückte die Last auf die Minderheit, die wirklich diente, da bei der Schwäche der Linientruppen jede Mobilisierung sofort die Landwehr mit betraf, die Dienstpflicht in derselben aber bis in ein Lebensalter reichte, wo die Mehrzahl der Einberufenen längst eine Häuslichkeit gegründet hatte.**) In Erkenntnis dieser Übelstände befahl der Prinzregent die Bildung
1859. einer Reorganisationskommission, die am 31. Oktober 1859 ihre Thätigkeit begann, und berief am 5. December den jüngsten Generalleutnant seiner Armee, einen ihrer ausgezeichnetsten Offiziere, Albrecht von Roon (geb. 30. April 1803 in Pleushagen bei Kolberg), zum Kriegsminister. So eingehend aber nahm er selber an dieser schwierigen Arbeit teil, daß er den Entwurf mit Recht als sein „eigenstes Werk" bezeichnen konnte. Bereits in der Thronrede, mit der er am 12. Januar
1860. 1860 den Landtag eröffnete, wies er nachdrücklichst auf die grundlegende, außerordentliche Bedeutung der geplanten Umgestaltung hin und am 10. Februar legte Roon den Gesetzentwurf, begleitet von einer meisterhaften Denkschrift, dem Abgeordnetenhause vor. Danach sollten alljährlich 63,000 Rekruten neu eingestellt, die dreijährige aktive Dienstzeit wieder durchgeführt, die Dienstpflicht in der Reserve von zwei auf vier Jahre verlängert, die in der Landwehr I. Aufgebotes von sieben auf vier, im II. Aufgebot auf fünf Jahre verkürzt werden. So konnten 117 Bataillone und 72 Schwadronen neu aufgestellt, die Feldarmee auf 81 Regimenter Infanterie, 10 Jägerbataillone und 56 Reiterregimenter gebracht werden, die auf Kriegsfuß etwa 400,000 Mann an Linie und Reserve zählten. Indes die Mehrheit des Abgeordnetenhauses wurde von der populären Vorliebe für ein „Volksheer" beherrscht, dem die Landwehr und eine kurze Dienstzeit entsprachen, lehnte daher diese Umgestaltung ab. Deshalb begnügte sich die Regierung zunächst damit, nur für die Erhaltung einer verlängerten Kriegsbereitschaft $9\frac{1}{2}$ Millionen Thaler auf ein Jahr zu fordern und dazu erhielt sie durch das Gesetz vom 27. Juni die Zustimmung des Landtages. Inzwischen hatte sie statt der bisherigen 36 Land-

*) Im Bereiche der fünf mobilisierten Armeekorps waren i. J. 1859 nicht weniger als 55,277 Familien zu unterstützen.

*) Die Landwehr I. Aufgebotes (bis zum 32. Lebensjahre) bestand zur Hälfte, die II. Aufgebotes (bis zum 39. Lebensjahre) zu fünf Sechsteln aus Familienvätern. Die Friedensstärke belief sich i. J. 1854 nur auf 138,000 Mann, in Frankreich dagegen auf 400,000 Mann.

wehrinfanterieregimenter aus den jüngeren Jahrgängen der Landwehr ebensoviele „kombinierte Regimenter" und für die Landwehr nur Stämme (Cadres) gebildet, nämlich 12 Bataillonsstämme für die Garde, 104 für die Linie und 12 für die Reiterregimenter. Indem jene am 4. Juli ihre Benennungen erhielten, war die Reorganisation thatsächlich durchgeführt.

Inzwischen erlosch am 2. Januar 1861 das sieche Leben Friedrich Wilhelms IV., 1861. und König Wilhelm I. bestieg den Thron. Seine Ansprache: „An mein Volk" vom 7. Januar erklärte allen verständlich, daß er die Bedingungen der Macht Preußens „in der Anstrengung aller seiner geistigen und sittlichen Kräfte, in dem Ernst und der Aufrichtigkeit seiner religiösen Gesinnung, in der Vereinigung von Gehorsam und Freiheit, in der Stärkung seiner Wehrkraft" finde. Die Heeresreform betrachtete er als feststehend, verlieh deshalb am 18. Januar 1861 den neuen Regimentern ihre Fahnen. Indes der Landtag verkannte noch immer ihre Notwendigkeit und die unerschütterliche Festigkeit des königlichen Willens, bewilligte daher am 31. Mai die geforderte Summe ($8^1/_2$ Millionen Thaler) wieder nur auf ein Jahr und mit Herabsetzung auf 7,800,000 Thaler. Gleichzeitig hatte die Regierung, teils um die Mehrkosten aufzubringen, teils um endlich eine gerechtere Verteilung der Steuerlast herbeizuführen, die längstgeplante Grundsteuerreform in Angriff genommen und die Genehmigung derselben dem widerstrebenden Herrenhause durch Verstärkung desselben um 18 vom König neuernannte Mitglieder (Pairsschub) am 2. Mai abgenötigt. Drei am 21. Mai veröffentlichte Gesetze verkündeten die Aufhebung aller bisherigen Grundsteuerbefreiungen (mit einigen Ausnahmen), die Entschädigungen für dieselben, eine allgemeine Gebäudesteuer und die anderweitige Regelung der Grundsteuer nach einem neu aufzustellenden Kataster.

Die Königskrönung und der Konflikt. Doch so sicher die große Reform vorschritt, es war ein innerer Widerspruch, daß das Abgeordnetenhaus seine Bewilligungen nur auf ein Jahr aussprach und die Regierung darauf dauernde Einrichtungen begründete. Nur ein Kompromiß konnte ihn lösen. Und doch vermochte die Masse der Wählerschaft die Notwendigkeit der Reform noch nicht zu begreifen, sie sah schlechterdings nur die neuen Lasten. Mit geschickter Benützung dieser Stimmung trat kurz nach dem Schlusse des Landtages (5. Juni) die neugebildete „Fortschrittspartei" am 9. Juni mit einem Aufruf hervor, der die Erhaltung der Landwehr in der alten Weise, die zweijährige Dienstzeit und die äußerste Sparsamkeit in den Heeresausgaben als ihre Ziele bezeichnete. Auch im außerpreußischen Deutschland überwog diese Auffassung, zumal die Abneigung gegen Preußen dort seit dem italienischen Kriege sich sehr gesteigert hatte. Ein fanatischer Deutschrusse, der Student Oskar Becker aus Odessa, unternahm deshalb am 14. Juli 1861 in Baden-Baden sogar einen ruchlosen Mordanfall auf König Wilhelm, weil er die Einheit Deutschlands hindere, doch streifte die Kugel den Monarchen nur leicht am Halse. Unbeirrt durch dies alles vollzog dieser am 18. Oktober in der ehrwürdigen Schloßkirche von Königsberg mit glänzendem Gepränge die Königskrönung und betonte somit der liberalen Auffassung gegenüber aufs bestimmteste sein Königtum von Gottes Gnaden. Aber bei den Neuwahlen am

1861. 5. December gewann die Fortschrittspartei gegen 100 Sitze und beherrschte somit das Abgeordnetenhaus. Ein verworrener Kampf begann. Blind gegen die unleugbare Thatsache, daß Preußen eine kräftige deutsche Politik eben nur mit einem starken Heere zu führen vermöge, verweigerte die Mehrheit jetzt überhaupt die Kosten für die Heeresreorganisation, forderte also nichts Geringeres als die Auflösung der neuen Regimenter, also die Unterwerfung des königlichen Kriegsherrn
1862. unter ihre Beschlüsse. Der König löste deshalb bereits am 11. März 1862 das Abgeordnetenhaus auf und berief das Ministerium Hohenlohe, das eine mehr konservative Färbung trug (von Jagow Inneres, Graf zur Lippe Justiz, von Mühler Kultus, Graf Itzenplitz Landwirtschaft; aus dem früheren Kabinett blieben von der Heydt, jetzt für die Finanzen, Graf Bernstorff, seit 1861 Minister des Auswärtigen, und Roon). Indes aus den Neuwahlen vom 6. Mai ging die Fortschrittspartei verstärkt hervor und nach heftigem Kampfe strich das Abgeordnetenhaus am 23. September abermals die gesamten Kosten der Heeresreorganisation.

An demselben Tage trat Bismarck, der seit dem April als Botschafter in Paris gewirkt hatte, ins Ministerium ein, am 8. Oktober übernahm er den Vorsitz, fest entschlossen, den Kampf um Preußens Zukunft nach innen und außen durchzufechten bis zum Siege. Ein Aufschrei der Entrüstung begrüßte ihn; keine Schmähung, keine Verleumdung war der liberalen Presse zu stark, um ihn als feudalen Unhold, als servilen Landjunker und leichtsinnigen Spieler in den Augen der Wähler herabzusetzen. Daß er in den letzten zehn Jahren von einem Parteimann zum deutschen Staatsmann sich ausgebildet hatte, das ahnte niemand und wollte ihm niemand glauben, auch als er sich allverständlich schon am 30. September in der Sitzung des Budgetausschusses über die letzten Zwecke der Reorganisation aussprach. „Nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse, erklärte er, werden die großen Fragen der Zeit entschieden, sondern durch Blut und Eisen." Umsonst, das Abgeordnetenhaus bezeichnete am 7. Oktober die Forterhebung nicht bewilligter Ausgaben als verfassungswidrig und das Herrenhaus wiederum, in diesem Konflikte die festeste Stütze der Regierung, verwarf am 11. Oktober dies also beschnittene Budget überhaupt. So erfolgte zwei Tage später der Schluß des Landtages, ohne daß für das Jahr 1863 das verfassungsmäßige Gesetz über den Staatshaushalt hätte vereinbart werden können. Dabei erklärte die Regierung, sie werde laut § 109 der Verfassung den Staatshaushalt auch ohne Bewilligung des Landtages, vorbehältlich indes seiner späteren Genehmigung, fortführen, weil eben das Staatsleben keinen Augenblick still stehen könne und dürfe. Eine ungeheure Aufregung, geschürt durch die Presse und auf zahlreichen Banketten der Fortschrittspartei, ging durch das Land; das Budgetrecht des Landtages, also die Verfassung selber, so hieß es, sei in Gefahr, ein Staatsstreich stehe bevor. Andrerseits bezeugten zahlreiche Loyalitätsdeputationen, daß die Mehrheit des Abgeordnetenhauses keineswegs das ganze Volk hinter sich habe. Der König litt persönlich aufs schwerste unter diesem unnatürlichen Kampfe; „ich schlafe keine einzige Nacht", sagte er dem greisen Beckerath, aber er hielt aus.

Mit der Eröffnung des Landtages am 14. Januar 1863 erreichte der Konflikt seinen Höhepunkt. Die vom Abgeordnetenhause angenommene Adresse aus Virchows Feder beschuldigte das Ministerium offen der Verfassungsverletzung und nahm für das Abgeordnetenhaus die alleinige Entscheidung über die Feststellung des Staatshaushaltes in Anspruch, forderte also thatsächlich die Unterwerfung der Staatsgewalt unter seine Mehrheitsbeschlüsse. Mit vollem Rechte erklärte daher Bismarck am 27. Januar, daß das Haus damit seine Befugnis überschreite und den Hohenzollern ihre verfassungsmäßigen Regierungsrechte absorbere, und der König lehnte die Annahme der Adresse ab. Noch mehr steigerte sich die Gereiztheit, als die Regierung angesichts des polnischen Aufstandes, der in der Nacht vom 22. zum 23. Februar 1863 urplötzlich sich erhob, die Grenze militärisch besetzen ließ und am 8. Februar in Warschau ein geheimes Abkommen mit Rußland schloß, das den russischen Truppen das Recht gab, unter gewissen Umständen bei Verfolgung von Aufständischen die preußische Grenze zu überschreiten. Das bezeichnete in der Sitzung vom 18. Februar der Abgeordnete Waldeck als einen Schergendienst für Rußland, der jedem Preußen die Schamröte ins Gesicht treiben müsse. Und doch stieg eben in diesen Wochen ein Bild aus alter großer Zeit zur Eintracht mahnend herauf. Bei der Grundsteinlegung für das Denkmal Friedrich Wilhelms III. im Lustgarten am 17. März, am Jahrestage des Aufrufs „an mein Volk", standen 67 Fahnen in Parade, die das Eiserne Kreuz in der Spitze trugen und gegen 4000 Veteranen der Befreiungskriege, darunter etwa die Hälfte mit dem Eisernen Kreuze geschmückt, zogen unter den stolzen Klängen des Pariser Einzugsmarsches vor ihrem König und Mitkämpfer vorüber. Doch der Parteihaß verstand die Sprache der Vergangenheit nicht mehr. Auch die neue Heeresvorlage (im Mai), welche die Landwehr wieder herstellte, wurde abgelehnt, ebenso wie der Flottengründungsplan. Umsonst boten Bismarck und Roon alle Beredsamkeit auf, das Abgeordnetenhaus konnte sein Mißtrauen gegen „dieses Ministerium" nicht überwinden und verlangte in seiner Adresse, welche die zur Verständigung mahnende königliche Botschaft vom 20. Mai beantwortete, rundweg die Entlassung der Minister. Der König wies diese Forderung als einen Eingriff in seine Rechte scharf zurück und schloß am 27. Mai die Tagung. Um der im Grunde sinnlosen Verhetzung des Volkes durch die Presse entgegenzutreten und eine gewisse Beruhigung der Gemüter zu erzielen, stellte eine königliche Verordnung vom 1. Juni 1863 die Tagespresse unter strengere Aufsicht. Doch soweit war es bereits gekommen, daß die üblichen amtlichen Glückwünsche bei den Festtagen des Königshauses vielfach unterblieben, und in diesem selber mißbilligte Kronprinz Friedrich Wilhelm unumwunden die Politik des Ministeriums. Es war offenbar: nicht das Wort, sondern nur die That konnte den Konflikt lösen. 1863.

Kurhessen und Schleswig-Holstein. Und die Stunde zur That nahte sich mit raschen Schritten. Die deutsche Politik hatte inzwischen keinen Augenblick geruht und gerade hier hätte die unerschütterliche Folgerichtigkeit König Wilhelms und Bismarcks jeden darüber belehren können, daß sie große Ziele im Auge hatten. Der verschrieene reaktionäre Junker nahm sich zunächst des kurhessischen

Verfassungsrechtes kräftig an. Da der Landtag dort unentwegt die am 30. Juni 1860 als endgültig verkündete Verfassung von 1852 zurückwies, so hatten Preußen 1862. und Österreich endlich am 8. März 1862 die Wiederherstellung der Verfassung von 1831 am Bundestage beantragt, und Preußen sandte den General von Willisen nach Kassel, um den Kurfürsten noch vor der Abstimmung zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Dieser wies indes den Abgesandten gröblich zurück und nun setzte Preußen das IV. und VII. Armeekorps auf Kriegsfuß, der Bundestag aber nahm am 24. Mai jenen Antrag an. Da der Kurfürst die nunmehr von ihm anerkannte Verfassung nicht zur Wirksamkeit kommen ließ, so sandte Bismarck durch einen schlichten Feldjäger an ihn eine drohende Note (24. November), die denn nun endlich allem Sträuben ein Ende machte. Ebenso entschieden trat jetzt Preußen für Schleswig-Holstein ein, wo es eine alte Schuld zu sühnen galt. Nachdem Dänemark jahrelang mit allen Mitteln an der Danisierung Schleswigs gearbeitet und dort bei den Deutschen die verhaltene Erbitterung nur gesteigert hatte, erließ es am 2. Oktober 1857 eine Gesamtstaatsverfassung, welche die auch im Londoner Protokoll gewahrte verfassungsmäßige Zusammengehörigkeit Schleswigs und Holsteins völlig außer acht ließ. Infolgedessen erklärte der Bundestag schon am 11. Februar 1858, bezüglich des letzteren Landes und Lauenburgs bestünde sie nicht zu recht, und da Dänemark in gewohnter Weise sich daran nicht kehrte, so forderte der Bund am 12. August die Zurücknahme jener Verfassung binnen drei Wochen, widrigenfalls er die Exekution verhängen werde. Der Krieg von 1859 drängte dann die Angelegenheit wieder in den Hintergrund. Da ver- 1863. fügte das königlich dänische Patent vom 30. März 1863 die Trennung Schleswigs von Holstein und die Verwandelung Holsteins in eine tributpflichtige Provinz des dänischen Reiches. Auf der Stelle legte Preußen und ihm folgend Österreich in Kopenhagen dagegen Verwahrung ein. Abermals blieben zunächst die Dinge in der Schwebe, denn übermächtig drängte sich die Frage der Bundesreform heran.

Österreichisch-mittelstaatliche Bundesreformversuche. Am 15. Ok- 1861. tober 1861 bereits hatte Sachsen einen ausgeführten Vorschlag zu einer solchen im Sinne der Trias dem Bundestage unterbreitet.*) Doch dies dürftige „Delegiertenprojekt" fand weder bei der öffentlichen Meinung Beifall noch bei Österreich und Preußen. Das erstere erklärte am 15. November, an der ganzen Bundesreform nur insoweit ein Interesse zu haben, als sie ihm den gesamten Besitzstand verbürge, und der preußische Minister des Auswärtigen, Graf Bernstorff, bezeichnete in seiner Note vom 5. November als die einzige, die nationalen Bedürfnisse befriedigende Bundesreform, die Gründung eines engeren Bundes, einer „Union", unter Preußen, wogegen Österreich und die Mittelstaaten sich entschieden verwahrten. Doch das Delegiertenprojekt fiel am 20. December. Trotzdem brachten

*) Delegiertenversammlung von 128 Mitgliedern am Bunde; zweimalige jährliche Versammlung der Regierungsvertreter, abwechselnd in Hamburg unter preußischem, in Regensburg unter österreichischem Vorsitz; für die ausführende Gewalt ein Direktorium aus Österreich, Preußen und einem dritten, von den sämtlichen übrigen Bundesstaaten bevollmächtigten Fürsten. Bundesschiedsgericht.

nun eben jene Staaten am 14. August 1862 den Antrag auf Berufung einer Dele- 1862.
giertenversammlung zur Beratung einer deutschen Civilprozeßordnung und eines Obligationenrechts ein, ohne daß zuvor Österreich sich mit Preußen darüber verständigt hätte. Zur Unterstützung dieser Bestrebungen trat zu Ende Oktober der großdeutsche Reformverein unter dem Freiherrn von Lerchenfeld ins Leben. Das gab jedoch Bismarck Veranlassung, dem österreichischen Botschafter in Berlin, dem Grafen Karolyi, offen zu erklären, Österreich müsse seinen beherrschenden Einfluß auf die deutschen Staaten aufgeben und seinen Schwerpunkt nach Ofen verlegen, wenn es nicht über kurz oder lang Preußen sich gegenüber sehen wolle. Die Annahme des österreichisch-mittelstaatlichen Antrags aber werde Preußen als eine Kündigung des Bundesvertrages betrachten und demnach seinen Gesandten aus Frankfurt abberufen. So fiel der Antrag am 22. Januar 1863 mit neun gegen sieben Stimmen. Dabei gab der preußische Gesandte die Erklärung ab, daß die deutsche Nation nur in einer aus allgemeinen Wahlen hervorgegangenen Volksvertretung das berechtigte Organ ihrer Einwirkung auf die Bundesangelegenheiten finden könne.

Der Fürstentag von Frankfurt. Offen rief also Preußen zu einer nationalen Bundesreform auf, aber seine Stimme verhallte noch ungehört. Denn dasselbe giftige Mißtrauen gegen Bismarck, das in Preußen jede Verständigung verhinderte, beherrschte auch im übrigen Deutschland ganz überwiegend die Stimmung der Liberalen, und so wenig verstand selbst der Nationalverein die Zeichen der Zeit, daß er angesichts der wachsenden Feindseligkeit gegen Preußen am 13. Mai 1863 die Frage, ob Preußen an die Spitze des Deutschen Bundesstaats treten sollte, als eine offene bezeichnete, also auf jedes klare Ziel verzichtete. Diese Sachlage benützte Österreich auf Anregung der großdeutschen Partei zu einem kühnen Schachzuge, zu dem Versuche, durch Mehrheitsbeschlüsse ohne Preußen und gegen Preußen die Bundesreform in seinem Sinne herbeizuführen. Als sich König Wilhelm zur Kur in Gastein aufhielt, ersuchte ihn Kaiser Franz Joseph persönlich, auf einem Fürstenkongresse zu erscheinen, den er für den 16. August nach Frankfurt a. M. zu berufen gedenke, um einen Reformvorschlag zu beraten. Der König betonte dem gegenüber, daß einem solchen unbedingt Ministerkonferenzen vorausgehen müßten, der Zeitpunkt also mindestens bis zum 1. Oktober hinauszuschieben sei. Trotzdem überraschte ihn eine Stunde nach der Abreise des Kaisers die amtliche österreichische Einladung nach Frankfurt, die unter demselben Tage (31. Juli) an sämtliche Bundesfürsten und freien Städte ausgefertigt wurde. Der König lehnte deshalb seine Teilnahme aufs bestimmteste ab. Inzwischen ging die Erregung durch ganz Deutschland in hohen Wogen. Das dritte deutsche Turnfest in Leipzig (3. bis 6. August), das großartigste und schönste nationale Volksfest dieser Jahre, gestaltete sich unter diesen Umständen zu einer machtvollen Kundgebung des nationalen Geistes, der sich freilich ganz überwiegend gegen Preußen aussprach. In Frankfurt aber schienen sich die glänzendsten Tage des alten Reiches zu erneuern, als Deutschlands hoher Adel, umgeben von allem Prunke seiner Würde, sich um Kaiser Franz Joseph scharte, um Deutschlands

1863. Geschicke in neue Bahnen zu leiten. Nur zwei der Fürsten fehlten, aber der eine von ihnen war der König von Preußen, und nur schlecht verbarg die schimmernde Außenseite der Feste und Bankette, des Feuerwerks und der Straßen im schwarzrotgoldenen Flaggenschmuck den schweren Ernst, die thatsächliche Hoffnungslosigkeit der Lage. Der Vorschlag des Kaisers, die hohe Versammlung möge seinen Entwurf im ganzen annehmen, scheiterte an dem festen Widerspruche des Großherzogs Friedrich von Baden.*) Man trat also in die Beratung der einzelnen Paragraphen ein, konnte sich aber über den wichtigsten, die Frage des Vorsitzes im Bundesdirektorium, nicht einigen. Ebenso wenig gelang es aller Beredsamkeit des Königs Johann von Sachsen, der im Auftrage der Versammlung nach Baden-Baden zu König Wilhelm ging, diesen ihm sonst nahe befreundeten Fürsten nachträglich noch zum Erscheinen zu bestimmen. Die Schlußerklärung vom 1. September betonte nun zwar, daß man sich über alle Hauptpunkte geeinigt habe, aber feste Verpflichtungen waren die Fürsten nicht eingegangen und Baden, Mecklenburg-Schwerin, Sachsen-Weimar, Luxemburg, Waldeck und Reuß j. L. hatten überhaupt gegen den Entwurf gestimmt. Der Beweis war erbracht, daß eine Bundesreform ohne Preußen unmöglich sei. Eine preußische Note vom 22. November bezeichnete als Hauptpunkte einer solchen die Gleichberechtigung Preußens und Österreichs in der Leitung des Bundes, ein Vetorecht der beiden Großmächte gegen jeden Krieg, der nicht die Verteidigung des Bundesgebietes bezwecke, und eine Volksvertretung aus direkten Wahlen. Auch der Nationalverein sprach sich nachträglich gegen den österreichischen Reformplan aus.

Die Erneuerung des Zollvereins. Während somit am Widerspruche Preußens ein Werk scheiterte, das niemals den Bedürfnissen der Nation genügen konnte, und die großartige fünfzigjährige Gedenkfeier der Leipziger Schlacht überall die Verdienste Preußens um die Befreiung des Vaterlandes ins Gedächtnis zurückrief, behauptete Preußen abermals den Bestand des Zollvereins, die festeste Grundlage seiner deutschen Stellung, gegen alle Versuche, ihn zu lockern oder zu sprengen. Schon am 29. März 1862 hatte es mit Frankreich einen Handelsvertrag abgeschlossen, der, entsprechend dem mächtig sich hervordrängenden Freihandelsprinzip, die Zollsätze wesentlich erniedrigte. Sachsen trat schon im Mai desselben Jahres bei, Bayern, Würtemberg, Hessen-Darmstadt und Nassau lehnten dagegen ihre Zustimmung ab, und Österreich benützte diesen Zwiespalt, um abermals mit dem Plane eines österreichisch-deutschen Zollvereins hervorzutreten, der auch seine politische Stellung in Deutschland gekräftigt hätte. Preußen aber betrachtete jene Ablehnung als eine Weigerung, den Zollverein fortzusetzen und kündigte daher seinerseits am 17. December 1863 die Zollvereinsverträge. Das nötigte die widerstrebenden Staaten zur Nachgiebigkeit. Nach längeren Verhand-
1864. lungen wurde am 1. Oktober 1864 der Zollverein auf weitere zwölf Jahre er-

*) Bundesdirektorium aus 5 Fürsten, Bundesrat von 21 Stimmen, beide unter Österreichs Vorsitz, Delegiertenversammlung von 180 Mitgliedern, Fürstenversammlung, Bundesgericht, einheitliche Vertretung nach außen, bessere Organisation des Bundesheeres unter Leitung des Direktoriums.

neuert und der Handelsvertrag mit Frankreich allgemein angenommen. Mit Österreich kam ein solcher am 11. April 1865 zustande. In denselben Jahren erfuhren 1865. die Zölle auf Rhein, Main und Neckar eine weitere Ermäßigung, auch die Elbzölle wurden vom 1. Juli 1863 ab herabgesetzt und am oberen Teile des Stromlaufes ganz aufgehoben.

Die schleswig-holsteinische Verwickelung. So stand der preußische Zollverein wieder fest und die österreichisch-mittelstaatlichen Bundesreformversuche waren gescheitert, als die schleswig-holsteinische Frage endlich die Kugel unaufhaltsam ins Rollen brachte. Noch am 27. August 1863 hatte die dänische Regie- 1863. rung jedes Eingehen auf den Standpunkt des Bundestages abgelehnt, weil sie auf die Hilfe Englands zählen zu dürfen glaubte, und wirklich hielt es Lord Russel für zweckmäßig, am 29. September den Bundestag „ernstlich" abzumahnen. Doch dieser beschloß am 1. Oktober die Exekution gegen den Herzog von Holstein und wies am 22. Oktober jene englische Note als eine Einmischung in innerdeutsche Angelegenheiten entschieden zurück. Da endete mit dem Tode König Friedrichs VII. am 15. November 1863 die Linie des Herrscherhauses, die bisher mit unzweifelhaftem Rechte über Dänemark und Schleswig-Holstein regiert hatte, und den Thron bestieg Christian IX. von Glücksburg, dessen Erbrecht in den Herzogtümern lediglich auf dem Londoner Protokoll beruhte. Trotzdem unterzeichnete er, gedrängt von dem eiderdänischen Ministerium Monrad und einer mächtigen Volksbewegung, am 18. November die neue Gesamtstaatsverfassung vom 13. November und vollzog damit die vertragswidrige Einverleibung Schleswigs in Dänemark. Seit langen Jahren hatte Deutschland keine so tiefgehende und allgemeine Aufregung gesehen, wie in diesen Wintermonaten; es war, als ob alles fühlte, daß an dieser schleswig-holsteinischen Sache das Schicksal Deutschlands hänge. Doch das Mißtrauen gegen die preußische Politik führte die ungeheure Mehrheit zu der Anschauung, die Lösung der Herzogtümer von Dänemark sei nur zu erreichen, wenn der Sohn Christian Augusts von Augustenburg, Friedrich (VIII.), zum Herzog erhoben werde, zumal der Verzicht des ersteren von seinem Hause nicht anerkannt worden, also nicht rechtsgültig sei. Dagegen wollte Preußen zunächst an dem Londoner Protokoll festhalten, um durch solche Vertragstreue jeden Widerspruch des mißgünstigen Auslandes zu entwaffnen. Das Abgeordnetenhaus seinerseits stellte sich kurzsichtig auf den populären Standpunkt, versicherte nochmals in seiner Adresse vom 18. December das Ministerium seines tiefen Mißtrauens und wies die geforderte Anleihe für Rüstungszwecke (12 Millionen Thaler) am 22. Januar 1864 mit 1864. überwältigender Mehrheit zurück. So ging Preußen in den Kampf, während der vollste Zwiespalt zwischen der Regierung und einem Teile der Volksvertretung bestand. Inzwischen hatte nämlich der Bundestag am 7. December 1863 den Einmarsch in Holstein beschlossen und am 24. December rückten 12,000 Sachsen und Hannoveraner unter dem königlich sächsischen General von Hake ins Land, gestützt auf eine ebenso starke preußisch-österreichische Reserve, die bei Lübeck und Hamburg Aufstellung nahm. Die Dänen räumten Holstein ohne Widerstand, zwei Civilkommissare des Bundes übernahmen in dessen Auftrage die Landes-

1863. verwaltung und eine von Tausenden besuchte Volksversammlung rief am 27. December in Elmshorn Friedrich (VIII.) zum Herzog aus, der nun auch persönlich, obwohl als Privatmann, im Lande erschien. Soweit war der Bundestag einmütig vorgegangen. Nun aber schlugen am 28. December Preußen und Österreich vor, auch Schleswig als Pfand für die Erfüllung der deutschen Forderungen in Besitz zu nehmen, um dadurch die Aufhebung der dem Londoner Protokoll zuwiderlaufenden Novemberverfassung zu erzwingen. Diesen Antrag lehnte indes am
1864. 12. Januar 1864 die Mehrheit ab, weil sie es unter Verkennung der schwierigen europäischen Lage für das Richtige hielt, mit Beiseiteschiebung des Londoner Protokolles Friedrich (VIII.) zunächst als Herzog von Holstein anzuerkennen und ihm dann zur Eroberung Schleswigs den bundesmäßigen Beistand zu leisten. Da gelang es Bismarck, gegen diesen Versuch, die beiden Großmächte in einer Frage von europäischem Charakter den Mehrheitsbeschlüssen der Mittel- und Kleinstaaten zu unterwerfen, Österreich zu dem Abkommen vom 14. Januar zu bestimmen. Beide erklärten demgemäß am Bundestage, daß sie jetzt als europäische Mächte die Sache selbständig in die Hand nehmen würden, verständigten sich am 16. Januar darüber, die Erbfolgefrage nur gemeinsam zu entscheiden, und forderten an demselben Tage in Kopenhagen die Zurücknahme der Novemberverfassung binnen 48 Stunden. Dänemark wies dies Ultimatum am 18. Januar zurück und so fuhr das deutsche Schwert endlich aus der Scheide.

Der dänische Krieg bis zum Waffenstillstande. Jetzt bewährte sich die preußische Heeresreorganisation zum erstenmale. Drei Divisionen, je eine von der Garde, vom III. (die 7.) und VII. Armeekorps (die 3.), zusammen 37,000 Mann mit 110 Geschützen, darunter nur etwa 3000 Landwehrleute, rückten unter Prinz Friedrich Karl, dem Neffen des Königs (geb. 20. März 1828), ins Feld, ihnen zur Seite unter General L. von Gablenz 23,000 Österreicher mit 56 Geschützen, über die zuvor König Wilhelm unter den Linden in Berlin die Parade abgenommen hatte. Den Oberbefehl führte der greise Generalfeldmarschall von Wrangel. Die Dänen hatten mit Anspannung aller Kräfte fast 60,000 Mann aufgebracht, von denen 36,000 Mann unter de Meza die verstärkten und streckenweise durch Überschwemmungen gedeckten alten Schanzen des Danewirke und die Schleilinie (von Hollingstedt bis Missunde) besetzt hielten, eine für ihre Kräfte viel zu ausgedehnte Stellung von vier Meilen Länge. Zur See behaupteten sie zweifellos die Überlegenheit, denn allein auf der Ostsee verfügten sie über 18 größere Kriegsschiffe, darunter ein Linienschiff und vier schwere Fregatten, während Preußen ihnen zunächst nur zwei gedeckte und eine Glattdeckkorvette nebst einer Anzahl Schraubenkanonenbooten entgegenstellen konnte, und diese waren teilweise mit ganz ungeübten Mannschaften besetzt. Die Dänen konnten sonach mit ihrer Flotte wohl ihre Inseln schützen und die deutsche Küste blockieren, nicht jedoch das Vordringen eines starken Feindes auf dem Festlande hindern. Demgemäß riet der geniale preußische Generalstabschef Hellmuth von Moltke (geb. 26. Oktober 1800), durch einen Frontangriff und eine gleichzeitige Umgehungsbewegung das dänische Heer zum Aufgeben der Danewirkstellung zu zwingen und es beim

Rückzuge von Düppel und Alsen abzuschneiden, also zu vernichten. Dann wäre 1864. Dänemark kampfunfähig und der Krieg zu Ende gewesen.

Nach diesem Plane verfuhr Wrangel, doch die Durchführung gelang nur unvollständig. Am 1. Februar überschritten die Verbündeten die Eider, von Rendsburg aus die Österreicher, von Kiel her die Preußen. Diese nahmen noch an demselben Tage Eckernförde nach kurzem Feuergefecht mit einigen in der Bucht liegenden dänischen Kriegsschiffen und versuchten am 2. Februar bei Missunde den Übergang über die Schlei zu erzwingen, mußten aber nach heftigem Geschützkampfe davon abstehen. Am nächsten Tage warfen die Österreicher der „eisernen Brigade" Gondrecourt die Dänen im blutigen Kampfe bei Jagel und Oberselk auf Schleswig zurück, und als in der Nacht vom 4. zum 5. Februar Prinz Friedrich Karl die Preußen weit im Osten bei Arnis und Kappeln ungehindert über die Schlei geführt, also die dänische Aufstellung völlig überflügelt hatte, da räumten die Dänen unter Hinterlassung eines ungeheuren Geschützmaterials das Danewirke und gingen eilfertig auf Flensburg zurück. Doch gelang es nicht, sie von Düppel abzuschneiden, da das Glatteis eine scharfe Verfolgung hinderte und bei Oeversee südlich von Flensburg das 1. dänische (Kopenhagener) Regiment den Rückzug der Hauptmasse gegen die Österreicher heldenmütig deckte. Am 7. Februar zogen die Verbündeten in Flensburg ein. Nun drangen die preußischen Garden und hinter ihnen die Österreicher nordwärts nach Jütland vor und erreichten nach dem Siege der letzteren bei Veile am 8. März den Limfjord. Die Hauptmasse der Preußen dagegen übernahm die Einschließung und Belagerung der (zehn) Düppeler Schanzen, die sich über das südöstliche Ende des Sundewitt vom Alsensunde im Nordosten bis zur Flensburger Föhrde (Wenningbund) im Süden als eine zusammenhängende Linie von etwa 3 Kilometer Länge hinzogen und sich auf das ebenfalls befestigte Sonderburg jenseits des Alsensundes lehnten. Nur unter fortwährenden blutigen Gefechten gelang es den Preußen, allmählich so nahe heranzukommen, daß sie am 30. März die eigentlichen Belagerungsarbeiten mit der Aushebung der ersten Parallele gegenüber der südlichen Hälfte der Schanzlinie rechts der Straße Flensburg-Sonderburg beginnen konnten. Am 7. April eröffneten sie die Beschießung, und zum erstenmale bewährten die neuen gezogenen preußischen Belagerungsgeschütze ihre furchtbare Treffsicherheit auf bisher unerhörte Entfernungen hin (bis 5 Kilometer). Auch mit dem gefürchteten feindlichen Panzerschiff „Rolf Krake" nahmen sie den Kampf siegreich auf und die angeblich bombenfesten Blockhäuser in den dänischen Schanzen schossen sie zu Splittern. Schon für den 18. April konnte daher der Sturm festgesetzt werden. Nach siebenstündiger, furchtbarer Beschießung brachen mit dem Glockenschlage 10 Uhr die preußischen Sturmkolonnen aus den Laufgräben hervor und nahmen in unwiderstehlichem Ansturm binnen 22 Minuten die sechs südlichen Schanzen, dann nach heißem Kampfe auch die noch rückwärts liegenden Stellungen und die weithin sichtbare Düppelmühle. Mit einem Verluste von 5000 Mann, meist Gefangenen, 118 Geschützen und 43 Bataillonsfahnen wurden die Dänen nach Alsen zurückgeworfen. Den Siegern kostete der Tag 71 Offiziere und 1130 Mann. Wie ein frischer Windstoß fuhr

1864. diese Kunde durch die Stickluft des heimischen Konfliktes. König Wilhelm aber eilte nach dem Norden und nahm, unterwegs vom schleswiger Volke überall mit hellem Jubel begrüßt, am 21. April die Parade ab über seine Düppelstürmer, die im Feldanzuge, Eichenzweige an der Mütze, die flatternden Danebrogfahnen über sich, leuchtenden Auges an ihrem Kriegsherrn vorübermarschierten. Am 28. April räumten die Dänen auch Fridericia vor den Österreichern. Das schleswigsche und dänische Festland war bis auf den nördlichsten Teil erobert.

Auch auf der See wurde den Dänen mutvoll begegnet. Am 17. März nahm Kapitän Jachmann auf der Höhe von Jasmund mit nur drei preußischen Schiffen („Arkona", „Nymphe", „Grille") den Kampf gegen ein weit überlegenes dänisches Blockadegeschwader tapfer auf und am 9. Mai lieferte der österreichische Kapitän Wilhelm von Tegethoff mit zwei österreichischen Fregatten („Schwarzenberg" und „Radetzky") und einigen kleineren preußischen Kriegsfahrzeugen den Dänen auf der Höhe von Helgoland ein scharfes Gefecht, das die Blockade der Elbe und Weser brach.

Der Waffenstillstand und das Ende des dänischen Krieges. In seiner Not hatte Dänemark schon am 6. Februar die Hilfe Englands angerufen, und wäre es nach dem Willen der Parlamentsmehrheit und des Premierministers Lord Palmerston gegangen, der sich um jeden Preis gegen die Tories unter Disraeli behaupten wollte, so wäre England im Bunde mit Frankreich und Rußland für Dänemark eingetreten und der Weltkrieg wäre entfesselt gewesen. Aber Napoleon III. lehnte die englische Aufforderung ebenso ab wie der Zar Alexander und so mußte auch England „mit dem Ausdruck tiefsten Bedauerns" seinen dänischen Schützling preisgeben. Dafür versuchte es durch Verhandlungen ihm Beistand zu leisten. Es gelang ihm auf den Londoner Konferenzen (seit 25. April) einen Waffenstillstand vom 12. Mai an unter Aufhebung der dänischen Blockade zustande zu bringen. Während dessen sollte in London über einen Ausgleich verhandelt werden. Hier aber erklärte jetzt Preußen im Einvernehmen mit Österreich, Dänemark habe das Londoner Protokoll selbst zerrissen und Freiherr v. Beust, der Bevollmächtigte des Deutschen Bundes, versicherte, niemals werde Deutschland in die Wiedervereinigung der Herzogtümer mit Dänemark willigen. Dadurch wesentlich unterstützt, forderten die beiden Großmächte jetzt die staatsrechtliche Trennung derselben von Dänemark. Doch dies blieb hartnäckig und da auch der englische Vermittelungsvorschlag, Schleswig zu teilen, keinen Anklang fand, so endeten die Konferenzen am 25. Juni ohne Ergebnis. Deutschland atmete auf, jetzt blieb den Waffen das letzte Wort.

In der dämmernden Morgenfrühe des 29. Juni setzten die Preußen unter Herwarth von Bittenfeld in Booten über den Alsensund, landeten unter dem Feuer des Feindes und zwangen nach heißem Kampfe die Dänen zum Rückzuge nach Fünen. Nur die Schwäche der preußischen Flotte hinderte die Sieger, sie auch dorthin, wie geplant war, zu verfolgen. Die Österreicher drangen am 12. Juli bis Kap Skagen vor und steierische Jäger befreiten mit Hilfe einer preußischen Flotille auch die nordfriesischen Inseln von der Willkürherrschaft

des dänischen Kapitäns Hammer. Da endlich trat Monrad zurück und das Mini- 1864.
sterium Bluhme bat am 12. Juli um Frieden.* Schon am 3. August kam der Vorfriede zu stande, der endgültige Friede wurde erst am 30. Oktober in Wien abgeschlossen, indem der König von Dänemark alle seine Rechte auf Schleswig-Holstein und Lauenburg an Preußen und Österreich abtrat.

Obwohl nunmehr die Bundesexekution in Holstein thatsächlich gegenstandslos geworden war, so blieben doch die sächsischen und hannöverschen Truppen noch im Lande, bis Preußen durch eine überlegene Machtentfaltung die Räumung von Rendsburg erzwang und auf Antrag der beiden Großmächte, dem die Zusammenziehung preußischer Truppen bei Minden und Berlin Nachdruck gab, ein Bundesbeschluß am 5. December die Rückkehr der Truppen verfügte. So tief fühlte man sich darüber in Dresden verletzt, daß die sächsische Regierung ihr Kontingent auf dem ungeheuren Umwege durch Hannover, Kurhessen und Bayern heimkehren ließ, um „Kollisionen" auf preußischem Gebiete zu vermeiden, und berechtigt war gewiß die Verstimmung über die klägliche Rolle, zu welcher der Zwiespalt zwischen den Großmächten und den Mittelstaaten diese wackeren Truppen verurteilt hatte.

Zunehmende Spannung zwischen Preußen und Österreich. Doch so viele sich auch durch solche Betrachtungen die Freude an dem Erreichten vergällen ließen, die deutsche Politik hatte doch ihren glänzendsten Erfolg seit 1815 errungen, die Schmach von 1851 war gesühnt und die preußische Heeresreorganisation hatte sich bewährt. Dies betonte auch voll berechtigten Stolzes die preußische Thronrede vom 15. Januar 1865, doch sie gab auch dem Wunsche nach 1865.
Versöhnung beredten Ausdruck und sie konnte darauf hinweisen, daß ohne irgendwelche Vermehrung der Steuerlast und trotz des Krieges sich für d. J. 1865 eine Mehreinnahme von über 7 Millionen Thalern meist aus den Domänen und Regalien ergebe. Trotzdem vermochten die trefflichen Reden Roons, denen sachlich gar nichts entgegengehalten wurde, nicht zu hindern, daß das Abgeordnetenhaus am 8. Mai abermals die Kosten für die Heeresreorganisation strich und selbst einen Antrag auf Unterstützung der preußischen Regierungspolitik in Schleswig-Holstein ablehnte. Unbeirrt durch diese unfruchtbare, reinweg verneinende Haltung bezeichnete Bismarck in einer Depesche nach Wien vom 22. Februar die Bedingungen, unter denen Preußen sich dazu verstehen könne, seine durch Eroberung erworbenen Rechte an Schleswig-Holstein auf den Herzog von Augustenburg zu übertragen, dessen Erbrecht es als durch den Verzicht seines Vaters erloschen ansah. Es waren dieselben Grundsätze, nach denen sich nachmals im wesentlichen das Verhältnis Preußens zu den Staaten des Norddeutschen Bundes geregelt hat (unauflösliches Schutz- und Trutzbündnis zwischen Preußen und den Herzogtümern, Einverleibung der schleswig-holsteinischen Wehrkraft in die preußische Armee und Flotte, Abtretung von Friedrichsort, Sonderburg und Düppel sowie der Mündungsstellen des geplanten Nordostseekanals, Einrichtung von Kiel als Bundeskriegshafen, von Rendsburg als Bundesfestung, Eintritt in den Zollverein, Übergabe des Post- und Telegraphenwesens an Preußen). Doch Herzog Friedrich wies am 31. März eben die Hauptpunkte dieser „Februarforderungen" zurück und auch Österreich lehnte sie

1865. rundweg ab, förderte seitdem vielmehr unter der Hand die volkstümliche Bewegung für die Einsetzung des Herzogs Friedrich. Denn Österreich selbst hatte an der Behauptung seiner Rechte auf die Herzogtümer kein Interesse und hätte sie zu gunsten Preußens aufgegeben, wenn dies ihm eine Vergrößerung auf deutschem Boden, etwa in Schlesien, gestattet hätte. Da Preußen Vorschläge derart zurückwies, so verschwand mehr und mehr die Aussicht auf friedliche Verständigung. Der letzte, sehr ernstgemeinte Versuch, gemeinsam mit Österreich den Deutschen Bund zu leiten, den Bismarck mit dem Abkommen vom 14. Januar 1864 gemacht hatte, war gescheitert.

Österreichische Verfassungswirren und die Konvention von Gastein. In Wien hatte nämlich mit dem Rücktritte des Grafen Rechberg und dem Amtsantritt des Grafen Mensdorff-Pouilly am 24. Oktober 1864 wieder die Partei das Staatsruder ergriffen, die von der Hoffnung nicht lassen wollte, Preußen der Mehrheit des Bundestages unterwerfen zu können. Und doch vermochte der Kaiserstaat selber durchaus zu keiner inneren Festigung zu gelangen. Ganz abgesehen von der fortgesetzten Aufregung in Venezien, Triest und Wälschtirol schmolz der Reichsrat immer mehr zusammen, da seit 1863 auch die tschechischen und teilweise selbst die galizischen Abgeordneten wegblieben. Da entließ der Kaiser nach langer schwerer Ministerkrisis (Juni und Juli 1865) Schmerling und legte die Leitung des Reiches in die Hände des Führers der föderalistisch-aristokratischen Partei, des Grafen Belcredi (Dreigrafenministerium). Als Hauptziel erschien jetzt der Ausgleich mit Ungarn. Daher „sistierte" ein kaiserliches Manifest vom 20. September 1865 die Februarverfassung bis zum Vollzuge des Ausgleichs mit Ungarn und Kroatien; der Kaiser selbst eröffnete am 14. December zum erstenmale den ungarischen Landtag und stellte am 29. December einer Abordnung des böhmischen Adels seine Krönung als König von Böhmen in Aussicht.

In dieser höchst schwierigen Lage sah sich Österreich der sicher und folgerichtig vorschreitenden preußischen Politik gegenüber. Bismarck war fest entschlossen, Schleswig-Holstein für Preußen zu behaupten. Das gesamte preußische Ostseegeschwader, 5 Korvetten und 3 Kanonenboote, lag schon zu Anfang Juni vor Kiel, und er hat wohl, als er den König damals nach Gastein begleitete, in einem Ministerrate zu Regensburg am 21. Juli einen darauf hinzielenden Beschluß herbeigeführt. Wenigstens erklärte er zwei Tage später in Salzburg dem bayerischen Minister v. d. Pfordten, der Krieg zwischen Preußen und Österreich sei unvermeidlich und wahrscheinlich ganz nahe. Dennoch wurde er noch vermieden, denn König Wilhelm wollte nicht angreifen und Österreichs drängende Finanznot verbot dem Kaiserstaate den Krieg. So kam am 14. August zur Überraschung aller Welt die Konvention von Gastein zu stande. Österreich trat seine Rechte auf Lauenburg gegen Zahlung von $2^1/_2$ Millionen Thalern an Preußen ab, die Verwaltung Schleswigs mit Kiel übernahm Preußen, diejenige Holsteins Österreich, vorbehältlich der Rechte beider Großmächte auf beide Herzogtümer.

Napoleons III. Träume. In der klaren Erkenntnis, daß dies Abkommen die Lösung der Streitfrage nur vertage, aber nicht herbeiführe, bereitete Bismarck

die Entscheidung kühn und umsichtig vor. Des Verhältnisses zu Rußland war 1865.
er sicher. Napoleon III. aber hatte sich seit 1862, als die Vereinigten Staaten durch die Bildung der Konföderation zerrissen und im Bürgerkriege sich zerfleischten, in das mexikanische Abenteuer eingelassen, um dort ein „lateinisches Kaisertum" unter französischem Schutze aufzurichten, und hatte im Juni 1864 den Erzherzog Maximilian bestimmt, diese Krone anzunehmen. Aber die unaufhörlichen Kämpfe mit der republikanischen Nationalpartei unter Juarez erschöpften Frankreichs Geld- und Menschenkraft ohne jeden Gewinn und der Sieg der Nordstaaten im Sommer 1865 entzog dem ganzen Unternehmen jede Aussicht auf Erfolg. So war der Kaiser halb gezwungen, gegenüber dem heraufsteigenden Entscheidungskampfe in Mitteleuropa Neutralität zu beobachten, und davon überzeugte sich Bismarck bei einer persönlichen Besprechung mit Napoleon im Seebad Biarritz (September). Aber allerdings gedachte der Kaiser diesen Kampf auszubeuten, um das murrende französische Volk durch eine Gebietserwerbung am Rheine zu beschwichtigen und sein an Italien verpfändetes Wort „Frei bis zur Adria" endlich einzulösen. Er hoffte zugleich Italien durch die Erwerbung Veneziens von dem Gedanken, Rom zu gewinnen, abzubringen, da er den Kirchenstaat den Italienern nicht preisgeben durfte, ohne die ihm unentbehrliche französische Geistlichkeit aufs schwerste zu verletzen. Daher hatte er im September 1864 zwar die französischen Truppen aus Rom zurückgezogen, aber die italienische Regierung zum Verzicht auf Rom und sogar zum Schutze des Kirchenstaates gegen die Angriffe der italienischen Revolutionspartei verpflichtet. Venezien glaubte er nun von Österreich durch Kauf oder Austausch gegen die rumänischen Donaufürstentümer erwerben zu können. Da Österreich beides ablehnte, so förderte er den Doppelkrieg Italiens und Preußens gegen Österreich. Denn er zweifelte so wenig wie damals alle Welt an der gewaltigen Überlegenheit der österreichischen Armee und hatte nur Sorge vor einem zu durchschlagenden Siege derselben, der Österreichs Vorherrschaft über ganz Mitteleuropa begründen könnte. Er wollte also ein langes, mörderisches Ringen herbeiführen, das ihm gestattete, als Vermittler den erschöpften Gegnern seine Bedingungen vorzuschreiben, so daß Preußen etwa gegen Schleswig-Holstein Schlesien an Österreich überlasse, dieses Venezien an Italien abtrete und das linke Rheinufer in kleine Staaten aufgelöst würde oder an Frankreich falle.

Die Bundesreformfrage und das preußisch-italienische Bündnis. Von allen diesen Voraussetzungen traf schließlich nicht eine zu. Am 28. Februar
1866 hatte der preußische Ministerrat beschlossen, es um Schleswig-Holstein auf 1866.
einen Krieg ankommen zu lassen, zugleich aber die Bundesreform in die Hand zu nehmen. Die Anknüpfung mit Italien, das nach der Vollendung der nationalen Einheit strebte, lag dann in der Natur der Dinge. Am 10. März erschien der italienische General Govone in Berlin, am 8. April wurde das preußisch-italienische Bündnis unterzeichnet. Italien verpflichtete sich den Krieg zu beginnen, falls Preußen binnen drei Monaten wegen der Frage der Bundesreform mit Österreich in Kampf gerate, und weder Waffenstillstand noch Frieden ohne Preußen zu schließen, wogegen dies ihm die Erwerbung Veneziens verbürgte. Inzwischen

1866 hatten Österreich und das äußerst gefährdete Sachsen schon im März ihre Rüstungen begonnen und jenes richtete am 16. März an die ihm befreundeten deutschen Höfe die vertrauliche Anfrage, inwieweit es bei einem Bruche mit Preußen auf sie zählen könne; eine ähnliche erging am 24. März von Preußen. Die Antwort lautete auf beide entweder ausweichend oder sie blieb ganz aus. Da brachte Preußen am 9. April einen Entwurf zur Bundesreform ein, der ein festes, klares Programm aufstellte: Ausschluß Österreichs, Unterordnung der deutschen Staaten unter Preußen. Das war thatsächlich eine Kriegserklärung an Österreich und die Mittelstaaten, die Frage war klar und entschieden gestellt, alle Vermittelungsversuche konnten daran nichts mehr ändern. Wohl nahm Preußen am 21. April den Vorschlag Österreichs auf gleichzeitige allgemeine Abrüstung an; da aber am 26. April Österreich in Italien nicht abrüsten zu wollen erklärte, so ging auch Preußen nicht weiter darauf ein, vielmehr verfügte König Wilhelm am 5. Mai die Mobilisierung seines gesamten Heeres und stellte den König Georg von Hannover, der einige Verteidigungsmaßregeln angeordnet hatte, vor die Wahl, ob er den Krieg mit Preußen oder den bundesmäßigen Anschluß wolle. In denselben Tagen machte Österreich den Versuch, sich durch französische Vermittelung mit Italien zu verständigen, indem es in Paris die Abtretung Veneziens anbot, falls ihm die Erwerbung Schlesiens verbürgt würde; so hoffte es seine ganze Kraft auf Preußen werfen zu können. Indes lehnte Italien, getreu seinem Bündnis mit Preußen, diesen Vorschlag ab. Auch die französische Aufforderung zu einem Kongreß (24. Mai) scheiterte daran, daß Österreich nur dann ihn beschicken zu wollen erklärte, wenn keine Gebietsveränderungen beschlossen würden. Wie es scheint, um Österreich noch willfähriger zu machen, ließ Napoleon durch seinen Gesandten Benedetti in Berlin sein Bündnis gegen Abtretungen auf dem linken Rheinufer anbieten und schreckte dadurch in Wien derart, daß Österreich am 9. Juni in die Abtretung Veneziens ohne jede Gegenleistung Italiens, nur gegen die Zusicherung der Neutralität Frankreichs, willigte. Zwei Tage später, am 11. Juni, entwickelte darauf ein offener Brief Napoleons an seinen Minister des Auswärtigen Drouyn de l'Huys das Programm des Kaisers für die Neugestaltung Mitteleuropas: Verstärkung Preußens im Norden, engere Zusammenfassung der kleineren Staaten, Erhaltung der deutschen Stellung Österreichs, Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich, Veneziens an Italien.

Der Ausbruch des deutschen Krieges. Wenige Tage später fiel in Deutschland die schwere Entscheidung, die alle solche Gedanken in das Reich der Träume verwies. In einer Überstürzung, wie sie nur aus der völligen Unterschätzung der preußischen Heeresmacht und der Rechnung auf die inneren Spaltungen in Preußen entsprungen sein kann, drängte Österreich vorwärts. Am 1. Juni überwies es die Entscheidung über die schleswig-holsteinische Angelegenheit dem Bundestage und berief die holsteinischen Stände nach Itzehoe. Preußen erklärte dies als einen Bruch der Gasteiner Konvention und ließ am 7. Juni 20,000 Mann von Schleswig und Lauenburg her in Holstein einrücken, das die österreichische Brigade Kalik ohne Gegenwehr räumte, um sich durch Hannover und Kurhessen nach Böh-

men zurückzuziehen. Darauf stellte Österreich am 11. Juni den Antrag am Bundestage, sämtliche außerpreußische Bundeskontingente zu mobilisieren. Der preußische Gesandte von Savigny erklärte dies Vorgehen sofort für bundeswidrig, da das Bundesrecht eine solche Maßregel nur für den Fall der Exekution kannte und dafür ganz bestimmte Formen vorschrieb, die hier gänzlich außer acht gelassen wurden. Gleichwohl nahm der Bundestag am Nachmittage des 14. Juni angeblich mit 9 gegen 6 Stimmen*) den österreichischen Antrag an und der preußische Gesandte erklärte hierauf den Austritt Preußens aus dem Bunde. Der Krieg, der lange gefürchtete, doch unvermeidliche Bundeskrieg war da. 1866.

Stimmungen in Deutschland. In ganz Deutschland war seit Monaten die Aufregung ungeheuer. Die süddeutschen und österreichischen Blätter mit wenigen Ausnahmen flossen über von wütendem Preußenhaß, in dem alle die fanatische Erbitterung der Demokraten, Ultramontanen und Partikularisten sich entlud. Das preußische Königtum selber wurde auf eine Probe gestellt, wie es sie schwerer niemals bestanden hat. Nach wie vor klaffte der Zwiespalt mit der Landesvertretung und das Ministerium war mit einem Hasse beladen, den nur eine starke Regierung und die Unerschrockenheit des guten Gewissens ertragen konnte. Auf Graf Bismarck richtete am 8. Mai der Student Julius Cohen aus London meuchelmörderisch den Revolver und nur wie durch ein Wunder entging der Angefallene dem Tode. In den katholischen Landesteilen war die Stimmung heimlich oder offen für Österreich, die Stadtbehörden aber wetteiferten in stürmischen Friedensadressen an den König; nur das tapfere Breslau, die Hauptstadt des zunächst bedrohten Schlesiens, erklärte sich zu allen Opfern bereit. In diesem Sturmgebrause der Parteien und inmitten des tobenden Hasses ringsum bewährte das preußische Volk trotz alledem seine unerschütterliche Königstreue und eine wunderbare Mannszucht. Ohne Begeisterung, aber in pünktlichem Gehorsam eilten die Reservisten und Landwehrleute zu den Fahnen und Preußens neue Heeresorganisation entfaltete eine Leistungsfähigkeit, die bei Freund und Feind staunende Bewunderung hervorrief.

Die Überwältigung Hannovers und Kurhessens. Die nächste Aufgabe war, die Staaten zu überwältigen, die zwischen den beiden Hauptmassen Preußens oder zwischen Preußen und Österreich mitten inne lagen, Hannover, Kurhessen und Sachsen. An alle drei erging zunächst am 15. Juni die Aufforderung, zu entwaffnen und den preußischen Bundesreformentwurf gegen Gewährleistung ihrer damit vereinbaren Hoheitsrechte sowie ihres Besitzstandes grundsätzlich anzunehmen. Alle drei lehnten ab, König Georg insbesondere verblendet von ehrgeizigen Hoffnungen auf ein großes Welfenreich und von seinem Halbbruder, dem österreichischen General Prinzen Karl zu Solms-Braunfels, mit unbedingter

*) Thatsächlich waren von 17 nur 7 Stimmen zweifellos für den Antrag (Österreich, Bayern, Sachsen, Hannover, Würtemberg, beide Hessen). Die Stimmen der 13. und der 16. Kurie wurden von den stimmführenden Gesandten gegen Preußen abgegeben, obwohl die Abstimmung innerhalb derselben gespalten war; die holsteinische Stimme ruhte. Gegen den Antrag stimmten Baden, Luxemburg, beide Mecklenburg, die sächsischen Herzogtümer außer Meiningen, Oldenburg, die beiden Schwarzburg, Anhalt und die freien Städte außer Frankfurt.

1866. Zuversicht auf Österreichs Übermacht erfüllt. So brachen die Ereignisse mit blitzartiger Schnelligkeit, mit betäubender Wucht über dies friedensverwöhnte Geschlecht herein, das nun erlebte, wie auf einmal inmitten Deutschlands aller Verkehr stockte, wie die Eisenbahnen unterbrochen wurden, wie die Zeitungen ausblieben und die tollsten Gerüchte an ihre Stelle traten, wie Heeresmassen sich durch das Land ergossen. In Hannover rückte die Division Manteuffel von Harburg, Vogel von Falckenstein mit der 13. Division Göben von Minden her ein. Noch am Abend des 15. Juni verließ König Georg mit dem Kronprinzen seine Hauptstadt und eilfertig begannen die noch nicht völlig mobilisierten hannöverschen Truppen ihren Rückzug aus ihren zerstreuten Garnisonen nach Göttingen, prächtige Regimenter, deren Anblick dem Beschauer das Herz zuschnürte bei dem Gedanken, in welchen unnatürlichen Kampf sie doch gingen. Am 17. abends zog Vogel von Falckenstein im grollenden Hannover ein, wo er noch ein ungeheures Kriegsmaterial erbeutete und sich am nächsten Tage mit Manteuffel vereinigte, während ein preußisches Geschwader Stade und Emden in Besitz nahm. Inzwischen rüsteten sich die Hannoveraner unter General von Arentsschild bei Göttingen zum Kampfe. Aber schon war auch Kurhessen in preußischen Händen. Die Truppen, nicht mehr als 4200 Mann mit 16 Geschützen, räumten unter dem finsteren Schweigen der Bevölkerung die Hauptstadt und zogen sich in völlig ungerüstetem Zustande nach Hanau zurück. Am 19. Juni besetzte General von Beyer, von Wetzlar herankommend, Kassel; der Kurfürst, der sich weder zur Nachgiebigkeit noch zur Flucht hatte entschließen können, wurde als Staatsgefangener nach Stettin gebracht.

Zu spät brachen endlich die Hannoveraner, etwa 18,000 Mann mit 52 Geschützen, am 21. Juni nach Süden auf, um die Vereinigung mit den Bayern zu suchen, die schon auf Meiningen vorgingen. Allein der endlose Wagentroß des Hofes hemmte den Marsch und da man nicht sicher wußte, wo die Bayern sich befänden, so änderten die Hannoveraner mehrfach die Richtung, ließen sich außerdem über die thatsächlich sehr geringfügige Stärke der ihnen gegenüberstehenden Preußen täuschen, schlossen endlich einen Waffenstillstand und unterhandelten. Doch alle Anerbietungen König Wilhelms, die hannöverschen Truppen frei nach Süden abziehen zu lassen, wenn sie sich verpflichteten, ein Jahr lang nicht gegen Preußen zu fechten, oder gegen Annahme des preußischen Bundesreformvorschlages eine ehrenvolle Kapitulation zu gewähren, scheiterten auch jetzt noch an dem starren Welfenstolze Georgs V. So gelangten die Hannoveraner nur bis an die Unstrut, wenige Meilen von Gotha, während schon von allen Seiten die preußischen Divisionen sich um sie zusammenzogen, um nach den Absichten der obersten Heeresleitung die Waffenstreckung ohne Kampf zu erzwingen. Statt dessen ließ Vogel von Falckenstein den Generalmajor von Flies am 27. Juni mit viel schwächeren Kräften die feste Stellung der Hannoveraner nördlich von Langensalza bei Thamsbrück und Merxleben angreifen. In mörderischem Kampfe behaupteten diese den Sieg und ihren alten Waffenruhm, aber schon am nächsten Tage war die Umschließung vollendet und am 29. Juni mußten die Hannoveraner kapitulieren. Die Mannschaften wurden entwaffnet und in die Heimat entlassen, die Offiziere

auf Ehrenwort freigegeben; die königliche Familie erhielt die Erlaubnis, ihren Aufenthalt außerhalb Hannovers frei zu wählen. 1866.

Der Aufmarsch der preußischen und österreichischen Hauptmacht; Räumung Sachsens. Währenddem bereitete sich im Osten die große Entscheidung vor. Da König Wilhelm Sachsen nicht eher als feindlich behandeln wollte, als bis es seine Bedingungen abgelehnt hätte, so hatte die preußische Hauptmacht in Schlesien mit der Front gegen Böhmen Aufstellung genommen. An der sächsischen Nordgrenze bei Torgau stand nur die Elbarmee unter Herwarth von Bittenfeld in der Stärke von fast 74,000 Mann, weiter östlich um Görlitz die erste Armee unter Prinz Friedrich Karl mit 97,000 Mann, endlich bei Neiße die zweite Armee unter Kronprinz Friedrich Wilhelm, 125,000 Mann. Mit Einschluß des ersten preußischen Reservekorps (Landwehr) unter dem General von der Mülbe waren etwa 296,000 Mann zum Einmarsch in Sachsen und Böhmen bereit. Denn der Plan Moltkes ging auf den entschlossensten Angriff, auf den Stoß gegen Wien; nur mußten die einzelnen Heeresteile sich nach seinem Grundsatze: „getrennt marschieren, vereint schlagen" die Vereinigung zur Hauptschlacht erst auf feindlichem Boden erkämpfen. Demgegenüber fühlte sich die österreichische Heeresleitung von Anfang an zu schwach für den Angriff. Da der Oberbefehlshaber L. von Benedek nur über 220,000 Mann (ohne die Sachsen) verfügte und sich selber gegen die volkstümliche Ansicht die Fähigkeit zur Kriegführung im großen Stile nicht zutraute, so nahm er eine Verteidigungsstellung bei Olmütz ein und schob nur das 1. Korps Clam-Gallas, etwa 33,000 Mann, nach Böhmen bis zur Iser vor. So wurde das verbündete Sachsen sofort preisgegeben, während man dort doch ursprünglich den Anmarsch der Österreicher erwartet hatte. Demgemäß stand die sächsische Armee (32,000 Mann mit 64 Geschützen) unter Kronprinz Albert (geb. am 23. April 1828) in fester Stellung um Dresden, Tharandt und Kesselsdorf. Erst als Benedek erklären mußte, er erwarte sie in Böhmen, beschloß man die Räumung des Landes, dessen Nordgrenze bereits am Abend des 15. und am Morgen des 16. Juni die Vortruppen der Elbarmee und der ersten Armee bei Riesa, Leipzig und Löbau überschritten. Um sie aufzuhalten, wurden die Elbbrücken bei Riesa und Meißen zerstört und ohne Behelligung traten die Sachsen, in ihrer Mitte König Johann, am 18. Juni auf drei Straßen den Abmarsch nach Böhmen über das Erzgebirge an. Den umsichtigen Anordnungen und ihrer thatkräftigen Ausführung gelang es sogar, die Kassen, das ganze Kriegsmaterial und den Fahrpark der Eisenbahnen zu retten. Für die Verwaltung blieb eine Landeskommission unter dem Minister von Falkenstein zurück. Am 18. Juni zog die Elbarmee in Dresden ein, doch blieb die bürgerliche Verwaltung gegen Zahlung von täglich 10,000 Thalern ungestört und die preußischen Truppen beobachteten hier wie überall die strengste Manneszucht.

Der Aufmarsch der ersten preußischen Armee und der Elbarmee. Am 23. Juni rückte die erste Armee über Seidenberg und Zittau, die Elbarmee über Waltersdorf und Schluckenau in endlosen Heersäulen, deren Anblick auf die sächsische Bevölkerung den tiefsten Eindruck machte, ohne Widerstand an den Pässen

1866. zu finden, in Böhmen ein. Zuerst bei Hühnerwasser, auf jener malerischen, nordböhmischen Hochebene, welche überall die spitzen Phonolitkegel überragen, warf die Elbarmee am 27. Juni die Vortruppen von Clam-Gallas zurück. Am selben Tage erzwang die zweite Armee bei Turnau und Podol den Übergang über die Iser und erfocht dann, nunmehr mit der Elbarmee vereinigt, am 28. Juni bei Münchengrätz einen hart bestrittenen Sieg über Clam-Gallas' Hauptmacht, der die ganze Iserlinie in ihre Hände brachte und die Österreicher mit den Sachsen, die in heißen Märschen endlich zu ihnen gestoßen waren, zum Rückzuge auf Gitschin zwang. Hier um Wallensteins alte Hauptstadt nahmen beide am 29. Juni den Kampf nochmals auf. Indessen gleichzeitig von Westen und Norden gefaßt, mußten sie nach tapferster Gegenwehr auch diese Stellung aufgeben, worauf die Preußen in nächtlichem Straßenkampfe noch die Stadt selber erstürmten. Erschöpft wichen die geschlagenen Massen südostwärts nach der oberen Elbe zurück.

Der Anmarsch der zweiten preußischen Armee. Hier hatte inzwischen Benedek die Hauptmasse der Nordarmee bei Josephstadt versammelt, weil er jetzt entschlossen war, aus Böhmen zum Angriff gegen Norden vorzubrechen. Aber mit diesem Gedanken beschäftigt, verlor er die Armee des Kronprinzen fast völlig aus den Augen und that sehr wenig, um ihr Eindringen durch die langgestreckten engen Pässe der Sudeten auf den alten Anmarschstraßen Friedrichs des Großen zu verhindern. Am 26. Juni ging das I. Armeekorps (Bonin) von Landshut gegen Trautenau vor, die Garde (Prinz August von Würtemberg) über Braunau und Eipel, das V. (Steinmetz) und VI. Korps (Mutius) von Glatz gegen Nachod. Bonin wurde zwar am 27. Juni in überaus hitzigem Kampfe bei Trautenau von Gablenz zurückgeworfen, aber da das Gardekorps diesem schon am nächsten Tage in den Rücken kam, so mußte er mit seinem zertrümmerten (10.) Armeekorps den Rückzug hinter die Elbe antreten und die Garden erstürmten Königinhof. Kein besseres Schicksal hatten in denselben Tagen die Österreicher weiter südwärts. Am 27. Juni erfocht Steinmetz bei Nachod über Rammings 6. Korps einen schweren, aber glänzenden Sieg, am 28. warf er nach blutigem Ringen bei Skalitz den Erzherzog Leopold (8. Korps) zurück und nach dem Gefecht bei Schweinschädel am 29. Juni bewerkstelligte er seine Vereinigung mit den Garden.

Die Entscheidungsschlacht bei Königgrätz. Je unerwarteter diese Ereignisse beiden Parteien kamen, desto tieferen Eindruck brachten sie hervor. Umsonst suchten die österreichischen und süddeutschen Zeitungen sich und ihre Leser eine Zeitlang durch gefärbte oder wohl gar erfundene Berichte über den wahren Stand der Dinge zu täuschen; die schmucklose, bescheidene Sachlichkeit der preußischen Kriegsdepeschen gewöhnte bald alle Denkenden, an ihre Wahrhaftigkeit zu glauben. Im österreichischen Heerlager herrschten Bestürzung und Niedergeschlagenheit. Wirkte das Schnellfeuer des preußischen Zündnadelgewehrs vornehmlich entmutigend auf den gemeinen Soldaten, der das Vertrauen zu seiner eignen Waffe völlig verlor, so machte auf die Offiziere die sichere Führung und das unwiderstehliche Draufgehen der Preußen vielleicht noch größeren Eindruck. Benedek

selbst hatte alle Zuversicht auf sein Heer und auf sich selbst so vollständig einge- 1866.
büßt, daß er bereits am 1. Juli den Kaiser bat, Frieden zu machen. Doch entschloß er sich, als seine Truppen sich etwas erholt hatten, gelehnt auf die Festung Königgrätz (richtiger Königingrätz), stand zu halten.

Auch in Preußen ahnte man, daß die Entscheidung nahe. Mit dem Ausbruche des Krieges begann die Stimmung umzuschlagen. Die warm zum Herzen sprechende Proklamation des Königs vom 18. Juni erweckte den altpreußischen Geist und als nun die Siegesnachrichten rasch hintereinander eintrafen, da brachten in Berlin am Abend des 29. Juni dichte Menschenmassen erst dem Könige, dann dem lange so bitter gehaßten Grafen Bismarck stürmische Huldigungen dar. Am nächsten Tage ging König Wilhelm, begleitet von Bismarck, Moltke und Roon, zu seinem Heere ab, am 2. Juli traf er in Gitschin ein. Hier langten am Abend Nachrichten an, die bewiesen, daß die feindliche Armee vor Königgrätz sich sammle. Sofort ordnete Prinz Friedrich Karl für morgens 2 Uhr den Vormarsch seiner Armee und der Elbarmee an und um Mitternacht brach der Flügeladjutant Graf Finckenstein nach dem etwa 5 Meilen entfernten Königinhof auf, um dem Kronprinzen den Befehl zu überbringen, sofort mit allen Kräften in die Flanke des rechten Flügels der Österreicher vorzugehen. Benedeks Stellung zwischen dem breiten, nassen Wiesenthale der Bistritz und der ihr fast parallellaufenden beinahe brückenlosen Elbe war strategisch sehr bedenklich, taktisch aber wenigstens für eine Verteidigungsschlacht vortrefflich gewählt. Das Gelände erhebt sich in drei hintereinander liegenden Landwellen, die bei Chlum und Lipa in der Mitte, bei Problus im Süden ihre höchsten Punkte erreichen und von kleinen Dörfern und einzelnen Waldstücken übersäet sind. Auf dem äußersten linken Flügel im Süden standen die Sachsen längs des Höhenrandes von Prschim und Problus und davor am Thalrande der Bistritz bei Nechanitz, in der Mitte rechts und links der Straße Sadowa-Königgrätz von Problus über Lipa bis Benatek das 10., 3. und 4. österreichische Korps, dahinter als Reserve das 1. und 6., rechts bis über Horschenowes und Ratschitz hinaus das 2. Korps. Die ganze Schlachtlinie bildete somit einen etwa zweiundeinhalb Meilen langen flachen Bogen, der sich nach Südosten öffnete.

Als König Wilhelm nach dreistündiger Fahrt bei sprühendem Nebelregen am Morgen des 3. Juli gegen 8 Uhr mit seinem Stabe auf der Höhe von Dub gegenüber Sadowa erschien, hatte die riesige Schlacht, die größte des 19. Jahrhunderts, mit einem mächtigen Geschützkampfe soeben begonnen. Die Elbarmee ging bei Nechanitz über die Bistritz, gewann aber gegenüber der kaltblütig aushaltenden Artillerie und Infanterie der Sachsen nur langsam Boden. Die Pommern des II. Korps fochten südlich von Sadowa sechs Stunden lang unter dem zermalmenden Feuer von 200 österreichischen Geschützen. Weiter links erstürmte die 8. Division Horn Sadowa, Fransecky mit der 7. Division Benatek; dieser wurde aber dahinter in dem hochstämmigen lichten Swiepwalde bei Maslowjed in einen überaus hartnäckigen und verlustvollen Kampf gegen zwei österreichische Armeekorps verwickelt. „Nicht weiter zurück, hier sterben wir!" rief er helden-

1866. mütig seinen erschöpften Leuten zu. Gegen Mittag begann indes die Kraft der Preußen zu erlahmen, die Schlacht stand auf der ganzen Linie, und besorgt spähte die Umgebung des Königs nach dem Osten aus, ob denn der Kronprinz noch immer nicht komme. Da entdeckte zuerst Graf Bismarck in der Ferne die dunklen Streifen seiner marschierenden Kolonnen. Seit dem frühen Morgen war der Kronprinz in Bewegung; eine weithin sichtbare vereinzelte Baumgruppe bei Horschenowes zeigte er seinen Leuten, die auf durchweichten Wegen nur mühsam vorwärts kamen, ermunternd als Ziel: „Dort auf den Baum gehts los!" Um 3/4 12 Uhr fiel der erste Kanonenschuß von den Garden; dann nahm die 1. Gardedivision (Hiller von Gärtringen) Horschenowes, das VI. Korps erstürmte Ratschitz und ging über Sendraschitz und Nedjelischt gegen Wschestar vor, und da die Österreicher bei der nebeligen Luft und der muldenförmigen Gestaltung des Bodens die Annäherung der Preußen nicht rechtzeitig bemerkten, so gelang es den Garden, in überraschendem, furchtbarem Ansturm Lipa, Chlum und Rosbjerschitz zu nehmen. Die Mitte der österreichischen Stellung war in den Händen der Preußen, und umsonst blieben vier verzweifelte Angriffe der Gegner, obwohl General Hiller noch im letzten Augenblicke fiel. Die Österreicher begannen zu weichen, und auch die tapferen Sachsen mußten, jetzt von der Elbarmee umfassend angegriffen, ihre Stellung räumen. Als eben die ersten Sonnenstrahlen durch die dunkle Wolkendecke brachen, ging auch die gesamte erste preußische Armee mit entrollten Fahnen und unter dem Rasseln der Trommeln im weiten Halbkreise zum letzten Sturme gegen die Höhen vor. Ein mächtiger Stoß der preußischen Reservekavallerie, an deren Spitze sich König Wilhelm bei Lipa selber setzte, warf die todesmutig entgegenstürmende österreichische Reiterei zurück und vollendete den Sieg. In aufgelösten Massen, wie das Wild vor dem Waldbrande sich flüchtet, nach den Worten eines Augenzeugen, fluteten die Österreicher nun rückwärts nach der Elbe; fast nur die Sachsen bewahrten feste Haltung. Tausende fanden noch ein nasses Grab im Flusse oder auf den überschwemmten Flächen vor den Wällen von Königgrätz. Mit brausendem Jubel begrüßten die Preußen ihren greisen König auf dem Siegesfelde. In der Nähe von Problus, als es schon dunkelte, traf er mit dem Kronprinzen zusammen, dem er in tiefster Bewegung sein eignes Ordenskreuz umhing. Die Preußen erkauften ihren Sieg mit einem Verluste von etwa 9000 Mann, aber die österreichische Armee war zunächst fast aufgelöst. Sie verlor über 44,000 Mann, darunter fast 20,000 Gefangene, 11 Fahnen und 174 Geschütze. Die Sachsen hatten ihrerseits über 1500 Mann, aber nur ein Geschütz eingebüßt.

Der Vormarsch gegen Wien. Erst nach einigen Ruhetagen traten die Preußen den weiteren Vormarsch gegen Wien an. Die Elbarmee ging dabei über Tschaslau und Iglau und besetzte mit einer Seitenabteilung am 8. Juli Prag, die erste Armee marschierte auf Brünn, die zweite auf Olmütz. Bereits waren da die Österreicher und Sachsen im vollen Rückzuge nach Süden begriffen, entweder nach Wien oder über die kleinen Karpathen ins Waagthal hinunter nach Ungarn; dabei nahm bei Tobitschau am 7. Juli das 5. preußische Kürassierregiment in heldenmütigem Ansturm 18 österreichische Geschütze im Feuer. Am

20. Juli trafen die Spitzen der preußischen Armee auf dem Marchfelde ein und 1866
sahen über der weiten Ebene die ehrwürdige Pyramide des Stephansturmes aufsteigen. Wien war durch Schanzen bei Florisdorf gedeckt und schon sammelte sich hier außer den Trümmern der Nordarmee auch die Südarmee. Mit dieser, die etwa 100,000 Mann zählte, hatte Erzherzog Albrecht, der würdige Sohn des Siegers von Aspern, die Italiener am 24. Juni in der Schlacht bei Custozza über den Mincio zurückgeworfen, aber schon am 4. Juli hatte der Kaiser in Paris die Abtretung Veneziens angeboten, um alle Kräfte gegen die Preußen vereinigen zu können. Ein letzter Entscheidungskampf um Wien schien also bevorzustehen. Schon drang das IV. preußische Korps unter Fransecky durch die kleinen Karpathen überflügelnd gegen Preßburg vor und stieß hier am 22. Juli im Gefecht von Blumenau mit den Österreichern zusammen. Da jagten um die Mittagszeit Parlamentäre heran und meldeten, daß eine fünftägige Waffenruhe abgeschlossen sei. An der Front der Brigade Bose vorüber, die ihnen schon im Rücken stand, zogen die Österreicher nach Preßburg zurück. Der Krieg war zu Ende; mit hochherziger und staatskluger Schonung der Besiegten versagte König Wilhelm seinem siegreichen Heere den Einzug in Wien.

Der Vorfriede von Nikolsburg. „Die Welt bricht zusammen!" so rief der päpstliche Staatssekretär Kardinal Antonelli aus, als die Kunde von Königgrätz eintraf. In der That, die Welt des Wiener Kongresses von 1815 lag in Trümmern. Ähnlich war der Eindruck in Paris. Alle Voraussetzungen, mit denen Napoleon III. bisher gerechnet, hatten sich als falsch erwiesen; drohend, allen französischen Waffenruhm weit überstrahlend, stieg die neue deutsche Kriegsmacht empor und der Kaiser wußte selber am besten, daß er militärisch gar nicht eingreifen könne, da er kaum 40,000 Mann marschfertig hatte. So trat er denn als Vermittler auf und versuchte zunächst auf Grund jener Abtretung Veneziens Italien zum Abfall von Preußen zu bewegen, damit Österreich alle Kräfte nach Norden werfen könne. Doch König Viktor Emanuel verschmähte eine so „unsittliche, feige und wortbrüchige Handlungsweise", befahl den weiteren Vormarsch gegen die Brenta und nach Süd-Tirol und ließ seine Flotte unter Admiral Persano gegen die dalmatinische Küste auslaufen. Freilich erlitt diese am 20. Juli vor Lissa gegen die weit schwächere österreichische unter der sicheren Führung Tegethoffs in der größten Seeschlacht, die jemals zwischen Panzerschiffen geschlagen worden ist, eine völlige Niederlage, und in Süd-Tirol vermochten die Italiener gegenüber den tapferen Landesschützen nicht einmal bis Trient vorzudringen. Inzwischen hatte Napoleon brieflich und dann durch seinen Botschafter Benedetti auch dem König Wilhelm seine Vermittelung angeboten, indem er die Annexion Schleswig-Holsteins an Preußen, die Begründung eines norddeutschen und eines süddeutschen Bundes ohne Österreich vorschlug. König Wilhelm erklärte daraufhin schon am 7. Juli dem Kaiser brieflich, daß er in einen Waffenstillstand nur dann willigen werde, wenn seine Friedensbedingungen (Ausscheidung Österreichs aus dem Deutschen Bunde, feste territoriale Verbindung zwischen den beiden Hauptmassen Preußens und Stiftung eines norddeutschen

1866. Bundes) grundsätzlich angenommen würden, und am 19. Juli gelang es dem preußischen Botschafter, dem Grafen von der Goltz, dem Kaiser, der damit die Aussicht auf Gebietserwerbungen am linken Rheinufer sich zu eröffnen glaubte, die vollständige Genehmigung der preußischen Bedingungen, vor allem der Einverleibung Schleswig-Holsteins, Hannovers, Kurhessens, Nassaus und Frankfurts zu entreißen. Ein Hilferuf Beusts, der am 13. Juli in Paris erschienen war, blieb vergeblich, wohl aber drohte Rußland durch den Vorschlag eines Kongresses alles wieder in Frage zu stellen. Da machte Bismarck allen Weiterungen ein Ende, indem er am 25. Juli den widerstrebenden König Wilhelm bewog, die beiden wichtigsten Gegenforderungen Österreichs: unversehrte Erhaltung Österreichs und Sachsens, anzunehmen. Auf diesen Grundlagen kam am 26. Juli in Nikolsburg der Vorfriede und zugleich ein Waffenstillstand von vier Wochen zum Abschluß. Auch Italien trat ihm am 12. August bei, verzichtete damit also auf die Erwerbung Süd-Tirols. Die Grundlagen für die nationale Neugestaltung Deutschlands waren gefunden. Nun kehrte König Wilhelm am 4. August mit dem Kronprinzen und Bismarck nach seiner Hauptstadt zurück und endloser Jubel begrüßte ihn aller Orten von Görlitz bis Berlin, wo er am Abend eintraf.

Die Überwältigung Süddeutschlands. Es war ein trauriges Verhängnis, daß es noch blutiger Kämpfe bedurfte, um die Unwiderruflichkeit der in Böhmen gefallenen Entscheidung auch den Süddeutschen zum Bewußtsein zu bringen. Gegen 100,000 Mann mit 280 Geschützen zählten zusammen die Bayern und das VIII. Bundesarmeekorps mit einer österreichischen Division. Jene standen unter Prinz Karl im oberen und mittleren Maingebiet, dies sollte unter Prinz Alexander von Hessen vor allem die Bundesstadt Frankfurt decken. Es waren durchaus kriegstüchtige, tapfere Truppen, aber nur lose unter sich verbunden und ohne rechtes Vertrauen in ihre Sache. Ihnen gegenüber zählte die nunmehrige preußische Mainarmee unter Vogel von Falckenstein nur etwa 54,000 Mann mit 96 Geschützen, deren Kern das VII. Armeekorps (Westfalen) bildete, aber die tüchtigsten Divisionsgenerale (Manteuffel, Göben, Beyer) standen dem Oberbefehlshaber zur Seite und dieser selbst leitete die Unternehmungen mit wahrer Meisterschaft. Indem er von Eisenach aus gegen das weimarische Oberland vorging, drängte er sich zwischen die beiden feindlichen Hauptmassen hinein und traf bald die eine, bald die andre mit kräftigem Stoße. Göbens Sieg bei Dermbach am 4. Juli nötigte die Bayern zum Rückzuge über die fränkische Saale, und als nun die Mainarmee auf schwierigen Pässen die hohe Rhön überschritten hatte, zwang sie am 10. Juli nach blutigen Kämpfen bei Waldaschach, Kissingen und Hammelburg die tapferen Bayern zum Rückzuge nach Schweinfurt und Würzburg. Nun überschritt Göben westwärts abschwenkend den Spessart, schlug am 13. Juli den stürmischen Angriff der Hessen-Darmstädter bei Laufach zurück und nahm am 14. Juli Aschaffenburg in heißem Straßenkampfe, so daß die Bundestruppen südwärts über den Main auswichen. Am 16. Juli abends zog Vogel von Falckenstein unter den stolzen Klängen des Preußenliedes in Frankfurt ein, der Rest des Bundestages fand

Zuflucht in den „Drei Mohren" zu Augsburg. Unmittelbar nachher wurde 1866.
Falckenstein von seinem Siegeslaufe abberufen, um als Generalgouverneur die Verwaltung Böhmens zu übernehmen, wohl noch eine Folge seines eigenmächtigen Verfahrens bei Langensalza. An seiner Stelle übernahm Manteuffel den Oberbefehl über die nun auf 60,000 Mann verstärkte Mainarmee. Den Odenwald überschreitend, warf er am 24. Juli die Badener, Hessen und Würtemberger in heißen Gefechten um Wertheim und Tauberbischofsheim hinter die Tauber zurück, so daß jene sich weiter ostwärts an die Bayern heranzogen, die ihrerseits sich von Würzburg her näherten. Auf der Hochebene zwischen Tauber und Main wurden die Bundestruppen am 25. und 26. Juli in einer Reihe einzelner, lange hin und her schwankender Gefechte um Helmstadt und Gerchsheim, Üttingen und Roßbrunn abermals zurückgedrängt und am 27. Juli richtete die preußische Feldartillerie noch eine heftige Beschießung gegen die vielumkämpfte Feste Marienburg bei Würzburg; aber am selben Tage kam eine örtliche Waffenruhe zu stande, die auch die Stadt Würzburg den Preußen einräumte, und am 2. August folgte der allgemeine Stillstand.

Noch ehe derselbe eintrat, drang das II. norddeutsche Reservekorps (Mecklenburger, Anhaltiner, Altenburger und preußische Reserven) unter dem Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg von Leipzig über Plauen und Hof in Bayern ein, zersprengte am 29. Juli bei Seybottenreut unweit Baireuth die ihm eilig entgegengeschickte, schlecht ausgerüstete bayrische Reservebrigade und besetzte am 31. Juli Nürnberg. Nunmehr löste sich das VIII. Bundesarmeekorps auf und die hohenzollerschen Lande, welche die Würtemberger am 26. Juli besetzt hatten, wurden geräumt. Die preußischen Fahnen wehten von den Karpathen bis zum Rheine, die Unzulänglichkeit der süddeutschen Heereskraft und der Wehrverfassung des Deutschen Bundes lag klar vor Augen. Es war bei alledem ein Glück für Deutschland, daß nicht ein fremder Feind diesen Beweis erbrachte, wie einst in der Napoleonischen Zeit, sondern eine einheimische Macht, die ihren glänzenden Sieg nur benützte, um die nationale Entwickelung in sichere Bahnen zu lenken.

Die Friedensschlüsse. Doch noch galt es, französische Begehrlichkeiten abzuwehren und die auflodernde russische Eifersucht zu beschwichtigen. Am 5. August übersandte Benedetti dem Grafen Bismarck einen Entwurf zu einem Abkommen, in dem Frankreich als „Entschädigung" das Saarbecken, die bayerische Rheinpfalz und Rheinhessen mit Mainz verlangte. Doch als er zwei Tage später mündlich darüber verhandeln wollte, stieß er auf eine feste, unbedingte Abweisung und erhielt auf seine Drohung: „wenn Sie ablehnen, so ist das der Krieg!" von Bismarck die ruhige Antwort: „gut, der Krieg!" Zugleich ging die gesamte preußische Festungsartillerie nach den Rheinplätzen ab und Napoleon III. fand es für zweckmäßig, einstweilen nicht weiter zu drängen. Nach Petersburg aber eilte am 7. August der General von Manteuffel im vertraulichen Auftrage, um dem Kaiser Alexander, der seinen Oheim König Wilhelm persönlich hoch verehrte, beruhigende Zusicherungen zu geben. Zugleich arbeitete Graf Bismarck aufs angestrengteste daran, Preußens Erfolge in Form von festen Verträgen zu sichern. Am 23. August 1866 wurde

1866 zu Prag der Friede mit Österreich geschlossen. Österreich erkannte die Auflösung des Deutschen Bundes und seine Ausscheidung aus demselben, ferner die Bildung eines Norddeutschen Bundes unter Preußens Führung an; die süddeutschen Staaten sollten daneben eine „unabhängige internationale Existenz" behaupten und ihr „nationales Verhältnis" zum Nordbunde durch besondere Verträge regeln. Nördlich des Maines ließ Österreich der preußischen Politik freie Hand, nur daß es Sachsens Bestand sicherte, und seine Rechte an Schleswig-Holstein übertrug es an Preußen, mit dem von Napoleon III. veranlaßten Zusatze des Art. 5, daß die nördlichen Bezirke Schleswigs mit Dänemark vereinigt werden sollten, falls eine Volksabstimmung diesen Wunsch zu erkennen gebe; endlich zahlte es 20 Millionen Thaler Kriegsentschädigung. So schmerzlich dieser Friede für Österreich war, seinem berechtigten Stolze hatte er keine Wunde geschlagen und damit war der Boden für ein zukünftiges neues Bundesverhältnis geebnet. Dieselbe Hochherzigkeit und weitschauende Klugheit bewiesen die Verträge mit den süddeutschen Staaten. Am 13. August kam der Friede mit Würtemberg, am 17. August mit Baden, am 22. August mit Bayern zu stande. Abgesehen von kleinen bayerischen Gebietsabtretungen an der hohen Rhön (10 Quadratmeilen) behaupteten alle drei Staaten ihren unverkürzten Besitzstand und zahlten nur eine mäßige Kriegskostenentschädigung; zugleich traten sie, durch jene geheimen Anerbietungen Benedettis gründlich belehrt über den Wert französischen Schutzes, den Bayern noch zuletzt angerufen hatte, mit Preußen in ein zunächst geheimes Schutz- und Trutzbündnis und stellten für den Kriegsfall ihre Truppen unter den Oberbefehl des Königs von Preußen. Hessen-Darmstadt schloß seinen Frieden am 3. September unter ähnlichen Bedingungen; nur waren seine Gebietsverluste (die Landgrafschaft Hessen-Homburg, die Kreise Biedenkopf und Vöhl) bedeutender (im ganzen etwa 20 Quadratmeilen), auch trat es mit seiner Provinz Oberhessen in den Norddeutschen Bund ein und übertrug sein ganzes Post- und Telegraphenwesen an Preußen. Mit Sachsen kam, nachdem Beust am 15. August seine Entlassung genommen hatte, der Friede erst am 21. Oktober zu stande. Es zahlte 10 Millionen Thaler, trat dem Nordbunde bei, übertrug ebenfalls sein Post- und Telegraphenwesen an Preußen und organisierte seine Truppen, deren tapfere Haltung nirgends mehr Anerkennung gefunden hatte, als bei ihren preußischen Gegnern, nach preußischem Muster als ein in sich geschlossenes, selbständiges XII. (königlich sächsisches) Armeekorps des norddeutschen Bundesheeres. Bis zur Vollendung dieser Umgestaltung blieben preußische Truppen im Lande, denen sich auch die unbezwungene Bergfeste Königstein öffnete. Am 26. Oktober kehrte König Johann, von Tausenden aufs wärmste begrüßt, nach Pillnitz zurück, am 3. November hielt er seinen Einzug in Dresden. „Mit derselben Treue, so rief er seinen Sachsen in seiner Proklamation zu, mit der ich zu dem alten Bunde gestanden habe, werde ich zu der neuen Verbindung halten", und die Wettiner haben dies Königswort eingelöst. Der Kurfürst von Hessen verzichtete durch Vertrag vom 13. September 1866, der Herzog von Nassau durch ein Abkommen vom 18. September 1867 auf seine Regierungsrechte, nicht dagegen König Georg

von Hannover, obwohl auch er, wie jene beiden Fürsten, seine Unterthanen 1866.
vom Eide der Treue entband.

Die Beendigung des Konfliktes in Preußen und die Gebietserwerbungen. Dieselben Erfolge der preußischen Waffen, welche die nationale Neugestaltung Deutschlands sicherten, brachten dem König Wilhelm auch den lange schmerzlich entbehrten Frieden mit seinem Volke. Die Neuwahlen zum Abgeordnetenhause, am 3. Juli unter dem frischen Eindrucke der ersten Siege vollzogen, kosteten der Fortschrittspartei mehr als die Hälfte ihrer Sitze. Doch der König wies jeden Versuch der hochkonservativen Partei, diese überaus günstige Lage zu einer Verfassungsänderung zu benützen, weit von sich, eröffnete vielmehr am 5. August den Landtag mit einer Thronrede, in der er, der ruhmgekrönte Sieger, ohne eine Spur von Siegerstolz, mit demütigem Hinblick auf die göttliche Beihilfe und mit dem schlichten Hinweis auf die glänzenden Leistungen des neuen Heeres die Volksvertretung um nachträgliche Genehmigung der bisher verweigerten Heeresausgaben, um die Indemnität, ersuchte. Das Abgeordnetenhaus aber bekannte, daß die Volksmeinung vom „Konflikt" nichts mehr wissen wolle und sich während desselben gründlich geirrt habe, und nahm am 3. September das Indemnitätsgesetz mit 230 gegen 75 Stimmen an. Am 25. September bewilligte es der Regierung noch einen außerordentlichen Kredit für Heer und Flotte, im November noch $1^1/_2$ Millionen Thaler zu Dotationen für Graf Bismarck, Roon, Moltke und einige der Heerführer. In denselben Tagen, in denen die siegreichen Truppen ihren Triumpheinzug in Berlin hielten, den zweiten binnen zwei Jahren (20. bis 22. September), unterzeichnete der König am 20. September das Gesetz über die Einverleibung von Hannover, Kurhessen, Nassau, Frankfurt a. M. Von 5067 Geviertmeilen mit etwa 19 Millionen Einwohnern wuchs dadurch und durch die Annexion Schleswig-Holsteins (12. Januar 1867) der preußische Staat auf fast 6400 Quadratmeilen mit $23^1/_2$ Millionen Einwohnern; erst jetzt hatte er die unentbehrliche Einheit seines Gebietes gewonnen und an der Nordsee Fuß gefaßt.

Die Gründung des Norddeutschen Bundes. Der Bann, den die Verbindung mit einer halbfremden Macht solange auf Deutschland gelegt hatte, war gebrochen, die deutsche Frage war gelöst. Doch noch galt es, auf dem geebneten Grunde den Neubau aufzuführen. Zunächst hatte Preußen am 18. August 1866 mit den norddeutschen Kleinstaaten bis zur endgültigen Ordnung der Dinge ein Schutz- und Trutzbündnis auf ein Jahr abgeschlossen, dem beide Mecklenburg am 21. August, Hessen-Darmstadt und Sachsen nach Maßgabe ihrer Friedensverträge beitraten. Am 15. Oktober wurde das Reichswahlgesetz vom 12. April 1849 für den ersten Reichstag des Norddeutschen Bundes verkündigt, am 15. December legte die preußische Regierung ihren Verbündeten den Entwurf zur neuen Bundesverfassung vor, der mit wenigen Abänderungen Annahme fand. Am 12. Februar
1867 wurden im ganzen Bundesgebiet die Wahlen nach allgemeinem und direktem 1867.
Wahlrecht vollzogen und am 24. Februar eröffnete König Wilhelm, umgeben von allem Prunke seiner Würde, im Weißen Saale des königlichen Schlosses den ersten

1867. Reichstag des Norddeutschen Bundes mit einer von patriotischem Schwunge und stolzem Selbstgefühl getragenen Thronrede. Da die Mehrheit der Versammlung aus Männern der neugebildeten Mittelparteien, der Nationalliberalen und Freikonservativen bestand, so gelangte, allerdings nicht ohne lebhafte Debatten namentlich über das Bundesheerwesen, am 16. April 1867 die Verfassung des Norddeutschen Bundes mit 230 gegen 53 Stimmen zur Annahme und wurde am 17. April verkündigt. Sie stellte an die Spitze einen Bundesrat aus den Bevollmächtigten der Regierungen unter dem Vorsitz Preußens, ihm zur Seite einen Reichstag aus allgemeinen und direkten Wahlen, übertrug die oberste Leitung der Bundesangelegenheiten dem Bundeskanzler (Graf Bismarck seit 14. Juli), schuf ein einheitliches Bundesheer auf Grund der allgemeinen Wehrpflicht unter dem Oberbefehl des Königs von Preußen als Bundesfeldherrn, vorbehältlich der besonderen Militärkonventionen mit den größeren Staaten, und eine einheitliche Kriegsflotte unter preußischem Oberbefehl und der schwarzweißroten Flagge, die auch die Handelsmarine künftig zu führen hatte. Post- und Telegraphenwesen, die Gesetzgebung über einzelne Teile des Rechts (Heimatsrecht, Obligationen-, Handels- und Wechselrecht, Strafrecht) und über das gerichtliche Verfahren, endlich die Vertretung im Auslande (vorbehältlich des Rechts der einzelnen Bundesfürsten, Gesandte abzuschicken und zu empfangen) gingen an den Bund über. Mehr als zwei Drittel des außerösterreichischen Deutschland, 7500 Geviertmeilen mit fast 30 Millionen Menschen, waren in allen wesentlichen Dingen unter bundesstaatlich-monarchischen Formen zu einem festen Ganzen vereinigt.

Die Neugestaltung Österreichs. Gleichzeitig suchte auch Österreich durch den längst geplanten Ausgleich mit Ungarn zu einer neuen Ordnung zu gelangen. Schon am 30. Oktober 1866 trat deshalb der frühere sächsische Minister F. von Beust, der den Überlieferungen der österreichischen Politik unbefangener gegenüberstand, in das Ministerium ein, am 7. Februar 1867 übernahm er an Belcredis Stelle den Vorsitz und vollzog am 8. Februar durch die Anerkennung der Verfassung von 1848 den Ausgleich mit Ungarn, dem die glänzende Königskrönung Franz Josephs in Ofen am 8. Juni die Weihe gab. Die „Königreiche und Länder" diesseits der Leitha wurden ihrerseits mit Galizien unter dem sehr liberalen Staatsgrundgesetz vom December 1867 zu einem abgesonderten Staate (mit einem verantwortlichen Ministerium und einem Reichsrate in zwei Häusern) vereinigt, der nun auch das viel angefochtene Konkordat ohne die Zustimmung
1868. Roms durch das Gesetz vom 25. Mai 1868 in liberalem Sinne abänderte. Beide Hälften der nunmehrigen österreichisch-ungarischen Monarchie bildeten indes ein Zollgebiet und hatten das Heer, die Finanzen und das Auswärtige gemeinsam. Die Leitung dieser Angelegenheiten übernahm ein Reichsministerium unter dem nunmehrigen Reichskanzler von Beust, denen die österreichische und ungarische Delegation, je 60 Mitglieder des österreichischen Reichsrates und des ungarischen Reichstages, zur Seite trat. So wurde der Dualismus Maria Theresias in modern konstitutionellen Formen wiederhergestellt. Er beruhte auf der Voraussetzung einer Vorherrschaft der Deutschen und der Magyaren, gab also diesen die

nichtmagyarischen Nationalitäten preis, von denen nur die Kroaten durch den Ausgleich von 1867 eine größere Selbständigkeit zu behaupten wußten, sicherte aber den Deutschen nicht die gleiche Stellung. Denn gegenüber dem gewaltigen Übergewicht der slawischen Bevölkerung in Böhmen, Mähren, Galizien, Dalmatien u. s. f. bildeten die über sieben einzelne Kronländer verteilten Deutschen weder eine staatsrechtliche Einheit noch eine geschlossene Gruppe, wie die Magyaren, vielmehr geriet der augenblicklich mit dem Ministerium Auersperg zur Herrschaft gelangte deutsche Liberalismus, d. h. das sehr stark mit jüdischen Bestandteilen durchsetzte Bürgertum, in unvermeidlichen Gegensatz zu den alten konservativen Mächten, dem Adel und der Geistlichkeit, hinter denen auch die deutschen Bauern standen. So ging der Kaiserstaat neuen, unabsehbaren Kämpfen entgegen.

Ausgestaltung Preußens und des Norddeutschen Bundes. Währenddem vollzog sich nun die Ausgestaltung Preußens und des Norddeutschen Bundes. Hunderttausende deutscher Männer innerhalb und außerhalb Preußens hatten die Erfolge von 1866 als die Erfüllung langgehegter Hoffnungen freudig begrüßt, aber daß die Volksstimmung überall sich mit der neuen Ordnung der Dinge befreundet hätte, daran fehlte noch viel. Denn unleugbar war die Lösung der deutschen Frage gewaltsam erfolgt und im Widerspruch mit weitverbreiteten Anschauungen, tiefgewurzelten Empfindungen und mannigfachen Interessen, auch fehlte es nicht an Mißgriffen der preußischen Behörden. Mit zäher Abneigung standen die Hannoveraner und die Holsteiner ihrer Mehrzahl nach der preußischen Herrschaft gegenüber, in Kurhessen widersetzte sich derselben ein guter Teil der reformierten Geistlichkeit, in Sachsen hatte der alte Sondergeist durch die Ereignisse der letzten Jahre neue Nahrung erhalten, und eben in diesem dichtbevölkerten Industrielande wuchs mit der Einführung des allgemeinen Stimmrechtes für die Reichstagswahlen die Socialdemokratie rasch zu einer gefährlichen Macht empor. Auch von außen wurde die Unzufriedenheit wach erhalten, namentlich in Hannover und Kurhessen.*) Doch allmählich entwaffnete die unerschütterliche Vertragstreue und die weise Schonung, die Preußen seinen kleinen Bundesgenossen zeigte, das anfängliche Mißtrauen mancher regierenden Kreise, und das Bewußtsein, nunmehr einem großen machtvollen Ganzen anzugehören, vereinigte sich mit der ehrwürdigen Persönlichkeit König Wilhelms und der immer gewaltiger hervortretenden Größe Graf Bismarcks, um immer breitere Schichten des norddeutschen Volkes für die neue Ordnung zu gewinnen. die nun rasch und sicher

*) König Georg, der in Hietzing bei Wien seinen Wohnsitz genommen hatte, bildete sogar aus alten hannoverschen Soldaten eine völlig militärisch organisierte „Welfenlegion" von etwa 1400 Mann, die erst in Holland, dann in Österreich, endlich in Frankreich untergebracht wurde und offenbar bestimmt war, beim Ausbruche eines deutsch-französischen Krieges Hannover zum Aufstande zu bringen. Als er auch nach dem Vertrage mit Preußen (29. September 1867), in dem er eine sehr ansehnliche Abfindungssumme (16 Millionen Thaler) annahm, diese Bestrebungen fortsetzte und in Paris eine besondere Zeitung dafür gründete, belegte die preußische Regierung endlich sein ganzes in Preußen befindliches Vermögen durch Verordnung vom 2. März 1868 und durch Gesetz vom 15. Februar 1869 mit Beschlag. Dasselbe Schicksal traf aus ähnlichen Gründen den Kurfürsten von Hessen, der in Prag lebte.

1867. emporwuchs. Am 1. Oktober 1867 traten die drei neuen Provinzen Schleswig-Holstein, Hannover und Hessen-Nassau (mit Frankfurt a. M.) unter die preußische Verfassung, wobei sie ihre Landtage und vielfach auch ihre teilweise vortrefflichen Verwaltungseinrichtungen behielten. Das preußische Heerwesen wurde überall energisch durchgeführt, so daß Preußen die Militärverwaltung in allen kleinen Staaten selbst übernahm, wobei dem Landesfürsten überall die Ehren und Rechte eines kommandierenden Generals verblieben; nur Sachsen behielt seine selbständige Kriegsverwaltung. So erwuchsen neben den neun alten preußischen Korps vier neue: das IX. (Schleswig-Holstein, Mecklenburg, die Hansestädte), X. (Hannover), XI. (Hessen-Nassau mit der 25. hessen-darmstädtischen Division) und XII. (Königreich Sachsen). Dabei wurde die Landwehr II. Aufgebotes ganz aufgehoben und die Gesamtdienstpflicht in der Landwehr auf 5 Jahre festgestellt. Die preußische Flotte ging an den Norddeutschen Bund über und hißte am 1. Oktober 1867 dessen Flagge, Kiel und Heppens wurden Bundeskriegshäfen; der letztere, dessen gewaltige Anlagen König Wilhelm am 17. Juni 1869 einweihte, erhielt nach ihm den Namen Wilhelmshaven. Ebenso wurde die Einheit der norddeutschen Post- und Telegraphenverwaltung durch die Einverleibung der einzelstaatlichen und der thurn- und taxisschen Posten am 1. Januar
1868. 1868 hergestellt. Für die Rechtsprechung in Handelssachen verfügte das Gesetz
1869. vom 12. Juni 1869 die Errichtung des Oberhandelsgerichtes in Leipzig und die Einheit des materiellen Rechtes wurde mit dem Strafgesetzbuch vom Mai 1870 auf einem der wichtigsten Gebiete begründet.

Das Verhältnis zu den süddeutschen Staaten. Schwieriger gestaltete sich das Verhältnis zu den süddeutschen Staaten. Dort widerstrebten die grundsätzlichen Partikularisten, vornehmlich aber die bayerischen Ultramontanen und die Demokraten der würtembergischen Volkspartei, jeder Annäherung an den Norddeutschen Bund, der den einen zu preußisch, den anderen zu protestantisch, den dritten zu monarchisch und militärisch war. Von den Regierungen hatte nur die badische den Anschluß im Auge; hier übertrug Großherzog Friedrich schon am 27. Juli 1866 dem bisherigen Handelsminister Karl Mathy, einem der bewährtesten deutschen Patrioten, den Vorsitz im Ministerium († 3. Februar 1868). In den schwierigeren Verhältnissen Bayerns mußte es schon als etwas Großes gelten, daß der junge König Ludwig II. (1864—1886) an Stelle von der Pfordtens am 31. December 1866 den Fürsten Chlodwig von Hohenlohe-Schillingsfürst berief. Nur durch die Drohung, die durch den Krieg völkerrechtlich auf-
1867. gelösten Zollvereinsverträge zu kündigen, erreichte Preußen am 8. Juli 1867 den Abschluß des von ihm vorgeschlagenen neuen Zollvertrags auf zehn Jahre. Nach diesem sollte die Gesetzgebung über das gesamte Zollwesen, sowie über die damit eng zusammenhängende Besteuerung des einheimischen Zuckers, Salzes und Tabaks fortan durch den Norddeutschen Bundesrat und Reichstag, die für diesen Fall durch süddeutsche Bevollmächtigte beziehungsweise Abgeordnete zum Zollbundesrat und Zollparlament ergänzt wurden, ausgeübt werden. Damit aber verband sich die Forderung an die süddeutschen Landtage, auch die Schutz-

und Trutzbündnisse vom August 1867 anzunehmen, da nur unter dieser Bedingung der Norddeutsche Bund die Zollgemeinschaft fortsetzen zu wollen erklärte. Nachdem im Oktober 1867 die Landtage von Hessen-Darmstadt und Baden die darauf bezüglichen Anträge ohne Schwierigkeit, die von Bayern und Würtemberg nur unter lebhaftem Widerstreben angenommen hatten, trat am 27. April 1868 1868.
in Berlin das erste Zollparlament zusammen, das zum erstenmale süddeutsche Volksvertreter nach der verschrieenen preußischen Hauptstadt führte. Das beste Ergebnis für die nationale Sache war die persönliche Annäherung zwischen Nord- und Süddeutschen, und wenn Graf Bismarck der furchtsamen Warnung eines würtembergischen Abgeordneten vor Frankreich stolz entgegenrief: „Ein Appell an die Furcht findet in deutschen Herzen kein Echo!", so klang ihm von der anderen Seite das schöne, hoffnungsfreudige Wort des bayerischen Schwaben Völk entgegen: „Es ist Frühling geworden in Deutschland!" Sofort nötigten nun aber die Schutz- und Trutzbündnisse die süddeutschen Staaten, trotz heftigen Widerstandes in ihren Landtagen, die preußischen Heereseinrichtungen im wesentlichen einzuführen. Doch that das nur Baden mit ganzer Folgerichtigkeit, während Würtemberg sich noch mit der zweijährigen Dienstzeit begnügte. Dagegen scheiterte die Begründung eines süddeutschen Bundes nicht nur an der gegenseitigen Eifersucht der Einzelstaaten, sondern auch an der ablehnenden Haltung Badens, das vielmehr den einfachen Eintritt in den Norddeutschen Bund erstrebte und schon im November 1867 in Berlin beantragte. Doch lehnte Graf Bismarck ihn damals ebenso ab, wie er später im Februar 1870 einen aus dem Norddeutschen Reichstage kommenden Antrag derart zurückwies, weil er keinen Druck auf die übrigen süddeutschen Staaten ausüben und die bekannte „berechtigte Empfindlichkeit" Frankreichs aus guten Gründen (s. unten) noch schonen wollte. So blieb es bei dem Notwendigsten, der wirtschaftlichen und militärischen Einigung Nord- und Süddeutschlands, die freilich immer noch mehr bedeutete, als die alte Bundesverfassung, und ungehört verklang noch der Ruf E. Geibels an die widerstrebenden Süddeutschen:

„Nun steht das Haus gegründet
Und prangt im Frührotschein;
Nun ist das Wort verkündet:
Kommt her und tretet ein!"

Kein Wunder, wenn mancher wackere Vaterlandsfreund im Norden wie im Süden bitter darüber zürnte und klagte, daß die Errichtung des Norddeutschen Bundes nicht den Grund zu der ersehnten Einheit Deutschlands gelegt, sondern die Nation nur ärger zerrissen habe, als sie vorher es gewesen sei. Die so dachten, verkannten ebensowohl das Wesen des aufgelösten Deutschen Bundes, wie die ungeheuren Schwierigkeiten, in der Mitte des Weltteils, umgeben von eifersüchtigen Nachbarn, ein zerrissenes, als Ganzes ohnmächtiges und mißachtetes Volk in eine Großmacht zu verwandeln. An der idealistischen Unterschätzung dieser Hemmnisse war die Bewegung der Jahre 1848/49 nicht zum wenigsten gescheitert; ihre Bewältigung konnte nur einem Staatsmanne von der Größe des Grafen Bismarck

und einem starken Königtume im Bunde mit einer unwiderstehlichen Volkserhebung gelingen.

Die Entschädigungsforderungen Frankreichs. Namentlich das Verhältnis zu Österreich und Frankreich blieb dauernd ein unsicheres. Dort konnten weite Kreise die Niederlage von 1866 nicht verwinden und das Ministerium Beust begegnete in Berlin von anfang an dem entschiedensten und berechtigtsten Mißtrauen; Napoleon III. aber verfolgte mit zäher Hartnäckigkeit in der Stille seine „Entschädigungsforderungen". Schon im August 1866 bot er in Berlin ein Schutz- und Trutzbündnis an, so daß Preußen die Aufnahme der süddeutschen Staaten in den Nordbund vornehmen, ihm selbst aber, unter Umständen mit Waffengewalt, zur Erwerbung Luxemburgs und Belgiens beistehen sollte Da Graf Bismarck dies Anerbieten „dilatorisch (ausweichend) behandelte", schloß der
1867. Kaiser am 21. März 1867 mit dem König von Holland einen geheimen Kaufvertrag über Luxemburg ab. Auf der Stelle legte Preußen, davon noch vor dem Abschluß unterrichtet, dagegen Verwahrung ein (25. März), und um der Welt zu zeigen, daß ganz Deutschland im Falle eines Krieges gegen Frankreich zusammenstehen werde, ließ Graf Bismarck die Bündnisverträge mit den süddeutschen Staaten veröffentlichen (19. März). Der Eindruck war innerhalb wie außerhalb Deutschlands gewaltig und einen Augenblick schien der Krieg bevorzustehen; doch Graf Bismarck wollte ihn nur führen, wenn das klarste Recht auf deutscher Seite stehe, und das war hier nicht der Fall, denn Luxemburg gehörte nicht zum Norddeutschen Bunde und das preußische Besatzungsrecht beruhte auf dem Bestande des nun aufgelösten Deutschen Bundes. Er ging deshalb auf Beratungen der Großmächte in London (7. bis 11. Mai) ein und fügte sich deren Beschlüssen, das Großherzogtum unter der Bürgschaft der Großmächte für neutral zu erklären, die Werke der angeblich Frankreich bedrohenden Festung zu schleifen und die preußische Besatzung herauszuziehen. Aber für Napoleon war dies ein sehr unzureichender Erfolg, er knüpfte daher mit Österreich an. Im August 1867 traf er mit dem Kaiser Franz Joseph in Salzburg zusammen, zunächst, um ihm sein persönliches Bedauern über das unglückliche Ende seines Bruders, des Erzherzogs Maximilian, auszusprechen, der nach dem Abzuge der Franzosen aus Mexiko im März 1867 am 15. Mai in Queretaro durch Verrat in die Hände der Republikaner gefallen und am 19. Juni standrechtlich erschossen worden war. Zugleich aber kam es in Salzburg zu Verabredungen über eine gemeinsame Haltung gegenüber den Bestrebungen, Nord- und Süddeutschland enger zu verknüpfen; i. J. 1869 wurde unter Teilnahme Italiens ein Verteidigungsbündnis vereinbart. Daneben behielt Napoleon seine alten Pläne bezüglich Belgiens im Auge und ließ daher im März 1868 die französische Ostbahngesellschaft über den Ankauf der belgischen Eisenbahnen unterhandeln, doch scheiterte derselbe am Einspruch der belgischen Regierung.

Die innere Lage Frankreichs. So blieben alle Bemühungen, eine Gebietsvergrößerung zu erlangen, fruchtlos; in Europa war Frankreichs Übergewicht durch die nationale Gestaltung Italiens und Deutschlands erschüttert, in

Amerika hatte das Kaisertum die schwerste moralische Niederlage erlitten und die Schwächen des Heerwesens lagen klar vor Augen. Die französische Eitelkeit war aufs tiefste verletzt, sie sah in dem allen nicht eine naturgemäße Entwickelung, sondern eine Kette von Fehlern der eignen Regierung, sie begehrte „Rache für Sadowa!“ Aber die Last der allgemeinen Wehrpflicht auf sich zu nehmen, dazu besaßen eben die liberal gesinnten Franzosen, d. h. die besitzenden Klassen, nicht die Selbstverleugnung; nur die Neubewaffnung des Heeres mit dem vortrefflichen Chassepotgewehr und mit den mehr gefürchteten als gefährlichen Mitrailleusen wagte der Kaiser anzuordnen (30. August 1866). Um die Klerikalen zu beschwichtigen, ließ er im Oktober 1867 Rom wieder besetzen, das Garibaldi abermals 1867.
mit einem Angriff bedrohte, und im blutigen Gefecht bei Mentana am 3. November thaten die Chassepots ihre ersten „Wunder“. Um der immer stärker anschwellenden liberalen Opposition (Jules Favre, A. Thiers, L. Gambetta) entgegenzukommen, berief er schließlich ihr Haupt, Emil Ollivier, am 31. December 1869 zur Bildung eines neuen Ministeriums und vollzog mit ihm die 1869.
„Krönung des Gebäudes“, indem er eine Reihe liberaler Verfassungsänderungen vorlegte und für jede Verfassungsänderung die echt bonapartische Volksabstimmung (Plebiscit) einführte. Doch diese, eben damals über jene Vorschläge am 8. Mai 1870 vorgenommen, ergab, obwohl oder auch weil sie als eine Vertrauenskund- 1870.
gebung für das Kaisertum bezeichnet wurde, eine immerhin erhebliche verneinende Minderheit von 1½ Millionen Stimmen gegen 7,300,000, darunter fast 52,000 von der Land- und Seemacht.

Die Vorbereitungen zum Kriege. Diese inneren Verlegenheiten, die sich aus der Natur des bonapartischen Staatswesens und des französischen Volkes ergaben, drängten den alternden und kränkelnden Kaiser halb wider Willen dazu, durch einen großen auswärtigen Erfolg seinen wankenden Thron zu befestigen. Nach derselben Richtung trieb ihn die ganz ultramontan gesinnte Kaiserin Eugenie. Eben rüstete sich Papst Pius IX., auf dem vatikanischen Concil (seit dem 6. December 1869) den Glaubenssatz der päpstlichen Unfehlbarkeit in Glaubenssachen zu verkünden und damit die Unterwerfung der Kirche unter das jesuitische Papsttum zu vollenden, obwohl davon die deutschen Bischöfe, vor allem der streitbare Bischof W. E. von Ketteler in Mainz und der größte katholische Theolog Deutschlands, Ignaz von Döllinger in München, dringend abrieten. Da galt es, die stärkste protestantische Macht des Festlandes, Preußen, niederzuwerfen. Bereits am 10. Mai 1870 wurde der Entwurf eines Schutz- und Trutzbündnisses zwischen Frankreich, Italien und Österreich aufgesetzt, am 15. Mai übernahm der Herzog von Gramont, der bisherige französische Botschafter in Wien, das Ministerium des Auswärtigen. Die Unterzeichnung unterblieb, weil Napoleon III. Rom nicht an Italien ausliefern durfte, und in Österreich die Deutschen und Ungarn einem solchen Kriege widerstrebten. Doch wurde im Juni ein gemeinsamer Feldzugsplan festgestellt, nach dem Frankreich im Juli, Österreich und Italien zu Anfang September den Krieg beginnen sollten. Man zählte auch darauf, daß die Süddeutschen nicht zum Nordbunde stehen, daß in Hannover ein Aufstand

1870 ausbrechen, daß die Truppen aus den neuen preußischen Provinzen und aus den kleinen norddeutschen Bundesstaaten sich nicht schlagen würden. Die französischen Gesandten und Agenten in Deutschland, die derlei Aussichten eröffneten, weil sie nur mit Unzufriedenen verkehrten, ahnten gar nichts von dem mächtig sich erhebenden deutschen Nationalgeist, ebensowenig wie die militärischen Kreise von der gewaltigen Streitmacht des Norddeutschen Bundes eine Vorstellung hatten, denn die ausgezeichneten Berichte des französischen Militärbevollmächtigten in Berlin, des Baron Stoffel, blieben fast unbeachtet. Es kam offenbar nur darauf an, einen Kriegsvorwand zu finden, der Preußen vom übrigen Deutschland trennte.

Der Kriegsvorwand und die Kriegserklärung. Die Vertreibung der Königin Isabella von Spanien im September 1868 hatte dies Land in neue Parteikämpfe gestürzt. Um sie zu beenden, boten die Leiter der Regierung dem Prinzen Leopold von Hohenzollern (geb. 1835), dem Sohne des Fürsten Karl Anton, die Krone an. Als Sprößling der seit dem 13. Jahrhundert von den fränkisch-brandenburgischen Hohenzollern getrennten und katholisch gebliebenen schwäbischen Nebenlinie (vergl. S. 544 A. u. S. 1207 A.) war Prinz Leopold mit dem Königshause kaum verwandt, stand vielmehr durch seine Mutter Josephine, die Tochter des Großherzogs Karl von Baden und der Stephanie Beauharnais (s. S. 1033), den Bonaparte nahe. Zu Ende des Juni 1870 erklärte er sich bereit, die Krone anzunehmen, falls die spanische Volksvertretung sie ihm übertrage. König Wilhelm gab nur als Haupt des Gesamthauses seine Zustimmung. An eine Gefährdung des Friedens durch diese Angelegenheit dachte er so wenig, daß er die gewohnte Kur in Ems antrat; Graf Bismarck ging nach Varzin in Pommern, die meisten Minister nahmen Urlaub. Indes die französische Regierung hatte sofort den „peinlichen Eindruck", daß die Thronbesteigung eines Hohenzollern in Spanien die Sicherheit Frankreichs gefährde, und schon am 6. Juli erklärte Gramont in offener Kammersitzung, Frankreich werde niemals dulden, „daß Preußen in Spanien einen König einsetze". Infolgedessen stellte Graf Benedetti dem König persönlich in Ems zweimal hintereinander, am 9. und 11. Juli, die ungebührliche Forderung, er solle dem Prinzen die Annahme der Krone kurzweg verbieten. Der Monarch, obwohl in dieser schwierigen Sache gänzlich ohne diplomatischen Beirat, behauptete eine bewundernswürdige Sicherheit und Ruhe. Er wies das Ansinnen zunächst bestimmt zurück, da er dem Prinzen hierin nichts zu befehlen habe, Prinz Leopold aber verzichtete am 12. Juli auf die Krone, sobald er erkannte, daß Frankreich nur einen Kriegsvorwand suche. Wollte dies nun wirklich nichts weiter, als eine eingebildete Gefahr beseitigen, so war mit diesem Verzicht die Angelegenheit zu Ende. Doch es wollte eben mehr. Noch am 12. Juli sprach Gramont dem norddeutschen Botschafter, dem Grafen von Werther, die Zumutung aus, der König möge brieflich dem Kaiser Napoleon sein Bedauern über diese Angelegenheit ausdrücken. In allzugroßem Entgegenkommen versprach der Botschafter, dies Ansinnen nach Berlin zu vermitteln; doch Graf Bismarck, der am 13. Juli in Berlin eintraf, weigerte sich, dem König das Begehren auch nur amtlich mitzuteilen und erteilte dem Gesandten auf der

Stelle Urlaub. Da stellte Benedetti auf unmittelbare Weisung von Paris hin 1870.
am Morgen des 13. Juli dem Monarchen, den er auf der Promenade traf, das neue Ansinnen, er möge auch für die Zukunft sich verbindlich machen, dem Prinzen die Annahme der spanischen Krone zu verbieten. Der König lehnte diese mehr als dreiste Zumutung aufs entschiedenste ab und ließ dem Botschafter, als er am Nachmittage nochmals erschien, durch seinen dienstthuenden Flügeladjutanten, den Fürsten Radziwill, sagen, er habe ihm nichts weiter mitzuteilen, weitere Verhandlungen müßten nunmehr durch die Ministerien gehen. Daraufhin beschloß am nächsten Tage der französische Ministerrat, da der Kriegsminister Leboeuf prahlend versicherte, er sei „erzbereit", den Krieg, obwohl der Kaiser selber zuletzt widerstrebte und den Beschluß endlich mehr zuließ als wollte. Am 15. Juli erklärte dann Gramont in der Kammer, der er mit lügenhafter Verdrehung die Weigerung des Königs als eine Beleidigung Frankreichs, die Urlaubserteilung an Graf Werther als einen Abbruch der diplomatischen Beziehungen darstellte: „Wir sind bereit, den Krieg, den man uns bietet, aufzunehmen." Mit Jubel vernahmen die Volksvertreter diese Ankündigung, mit 246 gegen 10 Stimmen bewilligten sie den geforderten Kriegskredit, der Senat sogar einstimmig, und am Abend durchzogen tobende Haufen die Straßen der Hauptstadt unter dem Rufe: „nach Berlin! nach Berlin!" Niemals ist ein Krieg gewissenloser begonnen worden.

Die Erhebung Deutschlands. In Deutschland hatte man an eine solche Möglichkeit anfangs kaum glauben wollen. Aber als Bismarcks Telegramm über die Scenen in Ems vom 13. Juli zuerst die Sachlage hell beleuchtete, da brauste überall die Entrüstung auf über diesen frevlen Friedensbruch und nur ein Gedanke, daß der Angreifer zu Boden geschmettert werden müsse, erfüllte die Herzen. Das trat dem König Wilhelm erhebend entgegen, als er am 15. Juli über Kassel, Göttingen und Magdeburg nach Berlin zurückreiste. Überall empfingen ihn dichte Menschenmassen mit hellem Zuruf, und wie er nun am Abend in seine Hauptstadt einfuhr, da drängten sich Tausende und wieder Tausende in den Straßen und vor seinem Palais. Die Klänge des „Heil Dir im Siegerkranz" und des Preußenliedes kreuzten sich, bis endlich über allem wie ein Sturmgesang das Kampflied dieses Krieges sich erhob, „die Wacht am Rhein". Noch in der Nacht wurden die entscheidenden Beschlüsse gefaßt und am Morgen des 16. Juli brachten die Zeitungen die kurze, inhaltschwere Depesche: „Die Mobilisierung der gesamten Armee des Norddeutschen Bundes ist angeordnet."

An demselben Tage trat der Bundesrat zusammen, am 19. Juli der Reichstag. Es war der Todestag der Königin Luise. Vor 60 Jahren hatte der dreizehnjährige Prinz Wilhelm schluchzend am Sterbelager seiner Mutter gekniet; heute stand der 73jährige Greis als König, umwogt von der Begeisterung seiner ganzen Nation, vor ihren Vertretern und legte ihnen in gewaltiger, alles erschütternder und fortreißender Thronrede, elfmal von lautem Beifall unterbrochen, die Lage dar. „Wir werden", so schloß er, „nach dem Beispiele unserer Väter für unsere Freiheit und für unser Recht gegen die Gewaltthat fremder Eroberer kämpfen und in diesem Kampfe, in dem wir kein anderes Ziel verfolgen, als den

1870 Frieden Europas dauernd zu sichern, wird Gott mit uns sein, wie er mit unseren Vätern war." Dann trieb es ihn hinaus nach dem stillen Tempel im Charlottenburger Park an das Grab der Mutter und im frommen Gedächtnis an die Unvergeßliche erneuerte er am selben Tage den Orden vom Eisernen Kreuze. In derselben Stunde überreichte der französische Geschäftsträger dem Grafen Bismarck die amtliche Kriegserklärung. Sie war das erste Aktenstück, das der Bundeskanzler dem Reichstage mitteilte. Straff aufgerichtet stand die mächtige Gestalt, in den Zügen leuchtete es hellfreudig und kühn, als der brausende Zuruf der Volksvertreter und der vollgedrängten Gallerien ihm bezeugte, daß die Nation hinter ihm stehe; das Werk seines Lebens nahte der Vollendung. Debattelos bewilligte darauf der Reichstag eine Anleihe von 100 Millionen Thalern für den Krieg und vertagte sich hierauf schon am 21. Juli.

Und nun trat herrlich die Bundestreue des deutschen Südens zu Tage. Einmütig beantworteten die Regierungen die französischen Anfragen mit dem Hinweis auf ihre Bundespflicht, schon am 16. Juli riefen König Ludwig II. von Bayern und Großherzog Friedrich von Baden ihre Truppen unter Waffen, am 17. Juli König Karl von Würtemberg. In Karlsruhe und Darmstadt bewilligten die Landtage anstandslos den geforderten Kriegskredit, in München und Stuttgart riß die patriotische Erregung auch die Mehrzahl der Ultramontanen und Demokraten zu gleichem Thun mit fort, und von allen Seiten, aus allen Teilen Deutschlands, ja Europas und des Erdballs, überallher, wo Deutsche wohnten, flogen die Telegramme und Adressen nach Berlin, zustimmend, glückwünschend, reiche Spenden verheißend. Alle Stämme, alle Parteien flossen in eins zusammen; der große, lange und heiß ersehnte Augenblick war gekommen, da der Dichter sagen konnte:
„Vergessen ist der alte Span, das deutsche Volk ist eins!"

Der Aufmarsch der deutschen Heere. Derweilen eilte Deutschlands Männerkraft zu den Waffen, von den Alpen bis zum Meere, in einer Ausdehnung wie nie zuvor, ein überwältigendes, hinreißendes Schauspiel. Bis zum August stellte der Norddeutsche Bund im ganzen 982,000 Mann mit 209,000 Pferden auf, Bayern 129,000 Mann mit 24,000 Pferden, Würtemberg 37,000 Mann mit 8800 Pferden, Baden 35,000 Mann mit 8000 Pferden. Der regelmäßige Verkehr wurde eingestellt, auf dreizehn großen Linien jagten die Militärzüge Tag und Nacht gen Westen, Wehmut und Jubel zugleich begrüßte die ausrückenden und durchfahrenden Regimenter allerorten, freundliche Spenden und herzliche Wünsche gaben ihnen das Geleit. Denn da war keiner, der nicht einen Sohn, einen Bruder, einen Verwandten, einen Freund dabei gehabt hätte. Zugleich trat die großartige Organisation der freiwilligen Krankenpflege, die Königin Augusta i. J. 1869 für ganz Deutschland einheitlich zusammengefaßt hatte, in Wirksamkeit. Generalgouverneure übernahmen in den einzelnen Provinzen und Landschaften die Oberleitung; über die westlichen Grenzlande und die Küstengebiete wurde am 21. Juli der Kriegszustand verhängt, die Seezeichen wurden aufgenommen, die Leuchtfeuer eingezogen, die Küstenbatterien besetzt, die Hafeneingänge mit Torpedos u. a. gesperrt. Das Panzerübungsgeschwader, das unter Prinz Adalbert soeben eine Fahrt nach

dem atlantischen Ocean angetreten hatte, erhielt im Kanal den Befehl zur Heimkehr 1870.
und erreichte am 16. Juli glücklich Wilhelmshaven. Zur Deckung dieses noch kaum befestigten Platzes legte es sich östlich von Wangeroog vor Anker, andere kleine Geschwader deckten die übrigen Häfen; in der Nordsee kommandierte Contreadmiral Jachmann, in der Ostsee Contreadmiral Heldt. Im ganzen standen an Dampfern 9 größere Schiffe, darunter 5 Panzer, 2 Avisos, und 20 Kanonenboote mit 10,000 Mann Marinemannschaften zur Verfügung.

Die deutsche Heeresaufstellung mußte sich natürlich nach der allgemeinen politischen Lage richten. Ziemlich sicher glaubte man einer feindlichen Landung an der Nordküste entgegensehen zu müssen, da in Dänemark alles zum Anschluß an Frankreich drängte und ein französisches Korps von 30,000 Mann dazu bestimmt war, mit der dänischen Armee, gestützt auf die überlegene französische Flotte, gegen Deutschland vorzugehen. Daher standen längs der Küste etwa 90,000 Mann Linie, Landwehr und Ersatztruppen unter dem Großherzog von Mecklenburg, der sein Hauptquartier in Hamburg nahm, zur Abwehr bereit. Von Rußland durfte man dagegen eine freundliche Haltung, unter Umständen sogar Beihilfe erwarten; denn nach der Verständigung zwischen König Wilhelm und Kaiser Alexander in Warschau am 2. Juni erklärte dieser jetzt, er werde, wenn eine andere Macht außer Frankreich Deutschland angreife, gegen sie das Schwert ziehen. Vor allem deshalb blieb Österreich, obwohl es seine Reserven einberief und andere Zurüstungen traf, ruhig und Graf Beust mußte sich in der Depesche vom 20. Juli an den österreichischen Botschafter in Paris, Fürst Metternich, mit der Zusicherung begnügen: „Wir betrachten die Sache Frankreichs als unsere eigne und wir werden zu dem Erfolge seiner Waffen bis an die äußerste Grenze des Möglichen beitragen." Zur Vorsicht blieben indes zwei deutsche Armeekorps vorläufig zurück, das II. bei Berlin, das VI. bei Breslau. Italien wagte sich nicht zu rühren, da ein neuer Ansturm der nationalen Demokratie auf Rom vorbereitet wurde, von dem auch die Leiter Deutschlands unter der Hand erfuhren. So konnte fast die ganze deutsche Feldarmee nach der Westgrenze geworfen werden. Binnen elf Tagen stand sie in der imponierenden Stärke von etwa 480,000 Mann links des Rheines, nach Moltkes Plane in drei Heere gegliedert, zum Angriff fertig. Die erste Armee unter Steinmetz (I., VII., VIII. Korps) sammelte sich um Coblenz, die zweite (III., IV., X., XII., später auch noch II. und IX. Korps) unter Prinz Friedrich Karl um Mainz, die III. Armee (V., XI., später noch VI. Korps, und sämtliche Süddeutsche) unter Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen um Landau in der Rheinpfalz. Mit Jubel hatten die Süddeutschen ihn begrüßt, als er am 26. Juli nach München eilte, um den Oberbefehl zu übernehmen; seine echt germanische Siegfriedsgestalt, sein ritterliches Wesen, seine einfache Liebenswürdigkeit gewannen ihm im Fluge die Herzen des Volkes und der Krieger von Süddeutschland.

Der französische Aufmarsch. Während nun längs der Grenze kecke Streifzüge und Reiterstückchen den Aufmarsch des deutschen Heeres verhüllten, blieben die Franzosen zur allgemeinen Überraschung unbeweglich. Die „Rheinarmee" sammelte sich um Metz, eine andere um Straßburg unter Mac Mahon,

1870. eine dritte im Lager von Chalons. Alle zusammen zählten nur etwa 300,000 Mann mit 800 Geschützen und im ganzen standen nur 400,000 Mann für den Felddienst wirklich zur Verfügung. Den Oberbefehl übernahm der Kaiser selbst. Aber als er am 28. Juli von St. Cloud nach Metz abreiste, ahnte er bereits, daß er „einem vernichtenden Unglück“ entgegengehe. Denn von seinen Voraussetzungen traf nicht eine zu. Sein Heer war ungleich schwächer als das feindliche, die Ausrüstung war vielfach so mangelhaft und der Aufmarsch ging so langsam, daß weder von der Durchführung des ursprünglichen Planes, zwischen Germersheim und Rastatt den Rhein zu überschreiten und so den Süden vom Norden zu trennen, die Rede sein konnte, noch von der Sendung eines Landungskorps nach Dänemark; nur ein Geschwader von 7 Panzerfregatten segelte am 24. Juli von Cherbourg aus. Dazu erfolgte weder der Abfall Süddeutschlands oder ein Aufstand in Hannover, noch, trotz alles Drängens, der Anschluß Österreichs oder Italiens. Die beiden gewaltigen Gegner hatten den Kampf allein auszufechten.

Am Abend des 31. Juli fuhr König Wilhelms schlichter Wagen die Linden hinunter zum Bahnhofe durch die Tausende, die ihn grüßend umdrängten, beim Anblick des greisen Helden in tiefster Seele erschüttert von Sorge und Hoffnung. Am 2. August übernahm er in Mainz den Oberbefehl über die gesamte Streitmacht. „Es gilt die Verteidigung des bedrohten Vaterlandes, unserer Ehre, des eignen Herdes. Gott der Herr wird mit unserer gerechten Sache sein!“ so rief sein Tagesbefehl den Truppen zu.

Der Einmarsch in Frankreich. Drüben aber schlug schon jetzt die Vergeltung den unseligen Urheber des Krieges. Die mißleitete Volksstimmung hatte Napoleon III. in den Krieg getrieben, er war ihr Sklave und mußte den Angriff eröffnen, weil er die Wahrheit nicht gestehen durfte. Am 2. August entriß sein 2. Korps Frossard unter den Augen des Kaisers und seines jugendlichen Thronfolgers der schwachen Besatzung (ein Bataillon und drei Schwadronen Ulanen unter Oberstleutnant von Pestel) nach zähem, energischem Widerstande Saarbrücken. Aber während Paris illuminierte und sich in verfrühter Siegesfreude berauschte, überschritt am grauenden Nebelmorgen des 4. August die dritte Armee von Landau her die Nordgrenze des Elsaß. Im heißen Ringen um Weißenburg und den Geißberg schlugen Schlesier und Bayern die vorgeschobene Division Douay aufs Haupt; der General selber fiel. Darauf nahm Mac Mahon mit 45,000 Mann eine sehr feste Stellung hinter dem tiefen Thale der Sauer westlich vom Städtchen Wörth auf den Höhen von Fröschweiler und Elsaßhausen. Da Regengüsse am 5. August den Boden völlig aufweichten, so wollten der Kronprinz und sein Generalstabschef Blumenthal am nächsten Tage keinen ernsten Kampf, allein die Vortruppen des V. Korps (Kirchbach) begannen am Morgen des 6. August ein lebhaftes Feuergefecht, das dann nicht wohl abgebrochen werden konnte, und so entwickelte sich gegen Mittag auf der ganzen Linie die Schlacht. Nur sehr langsam gewannen die Deutschen Boden; endlich in der vierten Nachmittagsstunde erstürmten in unwiderstehlichem, umfassendem Angriff Preußen, Bayern und Schwaben vereint Elsaßhausen und Fröschweiler; die Kürassierbrigade

Bonnemains, die Mac Mahon ihnen noch zuletzt entgegenwarf, schmolz vor dem 1870.
Schnellfeuer des 95. Regiments bis auf ein Drittel ihres Bestandes zusammen. Fast nur aufgelöste Trümmer rettete Mac Mahon über Zabern nach Nancy, andere Haufen flüchteten südwärts nach Straßburg. In denselben Stunden zwang das Ungestüm der Vortruppen der heranrückenden ersten Armee dem Korps Frossards bei Saarbrücken den Kampf auf, den ihr unaufhaltsamer Andrang nach tapferstem Widerstande und unter den herbsten Verlusten mit der Erstürmung der steilen Spicherer Höhen südlich der Stadt beendete. Der ganze Kampf war strategisch überflüssig, da nach dem Siege bei Wörth die kronprinzliche Armee Frossard im Rücken gefaßt und also zum Abzuge gezwungen hätte, allein der moralische Eindruck dieser drei Siege in drei Tagen wirkte doch in Deutschland wahrhaft hinreißend, im Auslande betäubend und einschüchternd; die letzten noch zurückgehaltenen Korps konnten jetzt unbesorgt nach dem Westen entsendet werden.

Die Schlachten um Metz. In Paris herrschte die größte Aufregung. Der Belagerungszustand wurde verhängt, am 9. August trat das Ministerium Ollivier zurück und machte dem Grafen Palicao-Montauban Platz. Neue Rüstungen wurden auf der Stelle angeordnet und um doch eine Vergeltung an den Siegern zu üben, am 12. August alle Deutschen rücksichtslos aus ganz Frankreich ausgewiesen. Die Franzosen wichen nach Metz zurück, wo sich am 14. August fünf Korps mit 540 Geschützen (einschließlich 84 Mitrailleusen) sammelten, die starke Besatzung der Festung ungerechnet. Den Oberbefehl hatte schon am 12. August Marschall Bazaine an Stelle des Kaisers übernommen. In dem Schwanken, ob das Heer zur Vereinigung mit Mac Mahon nach Chalons zurückweichen oder bei Metz bleiben sollte, vergingen kostbare Tage. Obwohl der unfertige Zustand der Festung, namentlich der neuen Außenforts, und die Rücksicht auf die Aufregung der Hauptstadt den Rückzug widerrieten, so wurde er endlich doch am 14. August in der Richtung auf Verdun angetreten. Es war schon zu spät. Denn während die dritte deutsche Armee, die Reste der Franzosen vor sich hertreibend, ohne eigentlichen Widerstand den Wasgenwald überschritt und am 16. August bereits Nancy besetzte, war die erste Armee am 13. bis wenig Stunden von Metz vorgedrungen, die zweite, noch völlig unversehrt, hatte mit dem großen Hauptquartier Pont-à-Mousson an der Mosel südlich von Metz erreicht, sie stand also den Franzosen schon in der linken Flanke, und bereits hatte die Heeresleitung den Beschluß gefaßt, ihnen den Rückzug nach Verdun abzuschneiden. Statt nun ungesäumt abzuziehen, ließ Bazaine etwa anderthalb Meilen östlich von Metz bei Courcelles drei seiner Korps sich in ein blutiges Treffen mit dem I. und VII. deutschen Armeekorps verwickeln, das nach heißem Kampfe gegen Abend mit dem Rückzuge der Franzosen bis unter die Wälle der Festung endete und den Abmarsch der ganzen Armee um mindestens 24 Stunden verzögerte. Deshalb gab noch am Abend des 15. August Prinz Friedrich Karl seinen sämtlichen Korps Befehl, mit allen Kräften nach der Straße vorzugehen, die von Metz her in zahlreichen Windungen die Hochebene ersteigt und dann über Gravelotte, Rezonville, Vionville und Mars-la-Tour westwärts zieht. Längs derselben standen

1870 am Morgen des 16. August erst drei französische Korps, als die Brandenburger gegen 9 Uhr nach kurzem Kampfe Vionville nahmen. In glühendem Sonnenbrande hielten sie diese Stellung stundenlang gegen einen dreifach überlegenen Feind; gegen Mittag kam die erste Hilfe vom X. Armeekorps und der Todesritt der Brigade Bredow (magdeburgische Kürassiere Nr. 7 und altmärkische Ulanen Nr. 16) bei Mars-la-Tour hielt die drohende Umgehung des linken Flügels auf, bis endlich Teile des VII., VIII. und IX. Korps auf dem Schlachtfelde anlangten und neue gewaltige Reiterangriffe dem bedrängten Fußvolke Luft machten. Erst mit der sinkenden Nacht ging die Schlacht zu Ende. Es war die blutigste des ganzen Krieges, denn sie kostete den Deutschen über 16,000 Mann von etwa 67,000, aber sie entschied das Schicksal der „Rheinarmee". Nach zwei großen Schlachten unfähig zu marschieren entschloß sich Bazaine, mit etwa 150,000 Mann eine Stellung näher bei Metz auf dem Abschnitte der Hochebene einzunehmen, der sich von Gravelotte im Süden über Amanvillers und St. Privat-la-Montagne bis Roncourt im Norden hinzieht und nach Westen zu in teils kahlen, teils mit Waldstücken bestandenen Flächen abfällt. Die massiven Dörfer wurden zur Verteidigung eingerichtet und ganze Reihen von Schützengräben angelegt.

Gegen diese Stellung gingen um den Mittag des 18. August sieben deutsche Armeekorps, etwa 200,000 Mann, zum Angriff vor. Während der rechte Flügel (VII. und VIII. Korps) von Gravelotte aus, das Centrum (IX. Korps, d. i. 18. und 25. Division) bei Verneville den Feind im wesentlichen nur festhalten sollten, hatte der linke Flügel (die Garden und das XII. Korps, die Sachsen) ihn in seiner rechten Flanke zu umgehen; das III. und X. Korps blieben im Rückhalt. Doch in gewaltigem Geschützkampf und hin- und herschwankendem Infanteriegefecht standen die Franzosen stundenlang unerschütterlich; nur erstürmten im Norden die Sachsen und die Garden die vorgeschobene Stellung St. Marie-aux-Chênes, im Süden das VIII. Korps den Hof St. Hubert. Da sandte Kronprinz Albert von Sachsen, sobald er erkannte, daß die französische Schlachtlinie viel weiter nach Norden reiche, als angenommen worden war, einen Teil seiner Truppen im weiten Bogen über Roncourt dem Feinde in die Flanke. Zu früh und zu kühn wagten währenddem die Garden den Sturm auf St. Privat über die ganz offene Hochfläche hin, mit furchtbar gelichteten Reihen mußten sie weichen. Endlich knatterte das Gewehrfeuer von Roncourt her, und als nun die Abendsonne das rauchumhüllte, blitzende und wogende Getümmel der Männer, Rosse und Geschütze mit ihren schrägen Strahlen hell beschien, da drangen gegen 7 Uhr die Garden und Sachsen von zwei Seiten her gleichzeitig in die feuersprühenden Gassen des brennenden St. Privat ein. Der rechte Flügel der Franzosen war gebrochen, sie räumten jetzt auch Amanvillers und wichen teilweise in Zerrüttung auf Metz zurück. Um dieselbe Stunde, bei schon einbrechender Dunkelheit, erschütterte der heldenmütige Angriff der eben erst nach 16stündigem Marsche eintreffenden Pommern auf die Höhen östlich von St. Hubert unter den Augen König Wilhelms auch den linken französischen Flügel und gegen 8 Uhr meldete Moltke dem Monarchen, daß die Schlacht gewonnen sei. Noch am abendlichen Beiwacht-

feuer bei Rezonville diktierte dieser dem Bundeskanzler die Siegesdepesche. Etwa 1870.
20,000 Mann hatte der Tag gekostet, aber die Rheinarmee war in Metz eingeschlossen, das ganze französische Heer in zwei Teile auseinandergerissen und zwischen beiden standen die Deutschen.

Mac Mahons Marsch auf Metz. Jetzt galt es, diesen glänzenden Erfolg auszunützen. Daher blieb Prinz Friedrich Karl mit sieben Armeekorps, zu denen später noch die Landwehrdivision Kummer stieß, im ganzen mit etwa 200,000 Mann, vor Metz und umschloß die Festung samt dem verschanzten Lager des französischen Heeres in einem Bogen von 6—7 Meilen Länge. Bazaine hatte noch immer 135,000 Mann, freilich auch 20,000 Kranke und Verwundete, und da auch noch eine Einwohnerschaft von 60,000 Menschen mit zahlreichen Flüchtlingen aus der Umgegend, im ganzen überhaupt 240,000 Köpfe, versorgt werden mußte, so drohte sich seine Lage zu einer sehr bedenklichen zu gestalten, falls nicht rechtzeitig Entsatz kam, und diesen konnte nur Mac Mahon bringen. Eben dies zu verhindern, darauf kam es nun an. Daher wurde eine vierte, die Maasarmee (die Garden, IV. und XII. Korps), gebildet und unter den Oberbefehl des Kronprinzen Albert von Sachsen gestellt, dessen Feldherrnblick am 18. August sich so glänzend bewährt hatte. Sie setzte ihren Marsch westwärts an Verdun vorüber fort, doch widerstand dies am 24. August einer Beschießung. Ihr parallel im Süden marschierte die dritte Armee von Nancy über Tours und Bar-le-Duc, beide Heere in der Erwartung, bei Chalons auf den Feind zu stoßen. Weit voraus streifte ihre Reiterei, die Bewegungen des eignen Heeres verhüllend, die des Feindes erspähend. So fand sie am 23. August das Lager von Chalons geräumt und zerstört. Am 25. hatte das große Hauptquartier in Bar-le-Duc die Gewißheit, Mac Mahon sei im Marsche auf Metz. Er hatte bei Chalons allmählich etwa 140,000 Mann in vier Korps (1., 5., 7., 12.) mit 400 Geschützen vereinigt, freilich Truppen höchst ungleichen Wertes, meist ohne feste Zucht und ohne Vertrauen; auch der Kaiser war von Metz nach Chalons gekommen. Eben deshalb schwankte die Heeresleitung lange, ob sie die Armee nach Paris zurückführen oder einen Versuch zum Entsatze von Metz machen sollte. Sprach für jenes die rein militärische Erwägung, weshalb auch Mac Mahon wenigstens bis Rheims zurückging, so entschied für das letztere die Furcht vor einem Aufstande in Paris. So wurde am 23. August im Einverständnis mit Bazaine der Marsch von Rheims nach Montmédy (über Vouziers und Stenay) angetreten; also vorüber an der rechten Flanke der Deutschen. Allein von den beiden Bedingungen des Gelingens dieser gewagten Bewegung, Schnelligkeit und Verborgenheit, wurde keine erfüllt. Am 25. August stand die Armee erst zwischen Vouziers und Rethel und die französische Reiterei that ihre Schuldigkeit so wenig, daß Mac Mahon von den Bewegungen der Deutschen nichts Sicheres erfuhr. Sobald nun die Absicht des Marschalls der deutschen Heeresleitung klar war, erging der Befehl an die dritte Armee, rechts abzuschwenken. Und nun marschierten diese Truppen durch das wenig wegsame, dünnbevölkerte Gebirgsland der Argonnen bei Regen und Sturm nordwärts, „wie nie ein großes Heer auf der Verfolgung

1870. marschiert ist"; die Maasarmee aber machte an der Maas von Dun bis Stenay Halt, um hier den Franzosen entgegenzutreten. Am 27. August bereits bestanden sächsische Reiter bei Buzancy westlich von Stenay ein siegreiches Gefecht mit französischen Chasseurs. Auf diese Nachricht beschloß Mac Mahon, den Rückzug nordwärts nach Mézières anzutreten; aber ein Telegramm Palicaos: „Wenn Sie Bazaine verlassen, so ist die Revolution in Paris" drängte Kaiser und Marschall abermals zum Marsche nach Osten gegen Stenay hin. Erst das Gefecht bei Nouart (zwischen Buzancy und Stenay) gegen sächsische Truppen am 29. August veranlaßte Mac Mahon nordwärts nach der Maas in der Richtung auf Mouzon und Sedan auszuweichen. Bereits hatten da die Deutschen die Linie Stenay-Nouart-Buzancy-Vouziers von der Maas bis zur Aisne besetzt, rechts die vierte, links die dritte Armee. Am 30. August überraschte Kronprinz Albert mit dem IV. und XII. Korps den linken französischen Flügel bei Beaumont und drängte ihn nach mehrstündigem Kampfe in Verwirrung nach der Maas zurück. Hinter dem Flusse sammelten sich im Laufe des nächsten Tages die Franzosen allmählich rings um Sedan. Die vierte Armee drängte nach, überschritt bei Douzy die Maas und setzte dem weichenden Feinde in kleinen Gefechten zu; die dritte Armee blieb noch südlich der Maas, doch bemächtigten sich die Bayern bereits der Eisenbahnbrücke bei Bazeilles.

Die Schlacht bei Sedan. Für den 1. September beabsichtigte Mac Mahon einen Ruhetag, ebenso Kronprinz Albert. Als dieser jedoch erfuhr, daß die dritte Armee Vorbereitungen treffe, bei Donchery unterhalb Sedan die Maas zu überschreiten, befahl er bereits nachts 2 Uhr seinen Korps den Aufbruch. Die Franzosen standen auf dem vielfach mit Wald bedeckten halbkreisförmigen Hügellande nördlich und östlich von Sedan, das im Südwesten vom breiten Wiesenthale der Maas, im Nordwesten und Osten von zwei kleinen Flußthälern begrenzt wird. In dem östlichen liegen die Dörfer Givonne, Daigny, la Moncelle und Bazeilles, in dem anderen oben Illy, unten in der Maasniederung Floing. In dieser Stellung, deren beide Flügel beinahe einen spitzen Winkel mit dem Scheitel bei Illy bildeten, hatte Mac Mahon nur noch den gefährlichen Rückzug nach Mézières oder den über die belgische Grenze nach Norden frei und dieser letztere war gleichbedeutend mit der Waffenstreckung auf neutralem Boden. Er machte daher schließlich den verzweifelten Versuch nach Osten durchzubrechen.

Im dichten Morgennebel rückten am 1. September die deutschen Heersäulen heran. Am frühesten, schon gegen 4 Uhr, eröffneten die beiden Korps der Bayern (von der Tann und Hartmann) den Kampf um Bazeilles, das die tapfere Marineinfanterie der Franzosen Haus für Haus grimmig verteidigte; etwas später begannen die sächsischen Batterien das Feuer gegen Moncelle und Daigny. Eine ihrer Granaten verwundete schon in den ersten Morgenstunden Mac Mahon schwer; der Oberbefehl ging daher zunächst an Ducrot, dann an Wimpffen, als den nächstältesten General, über, obwohl dieser soeben erst aus Algier eingetroffen war. Dann drangen die Garden gegen Givonne vor. In heißem Kampfe wurden die Dörfer genommen, der ganze linke Flügel der Franzosen eingedrückt und in Ver-

wirrung nach den bewaldeten Höhen zurückgedrängt; scharenweise ergaben sie sich. 1870.
Inzwischen waren das V. und XI. Korps und die Würtemberger bei Donchery über die Maas gegangen. Während die letzteren gegen Mézières hin Stellung nahmen, stürmten Schlesier und Hessen nach zweistündigem Geschützkampfe Floing, wiesen den heldenmütigen Gegenstoß der französischen Schwadronen mit ihrem Schnellfeuer zurück, so daß sie reihenweise dahinsanken, die Rosse und Reiter, und nahmen endlich auch den hartnäckig verteidigten Kalvarienberg von Illy. Hier reichten gegen 3 Uhr nachmittags die Schlesier den Garden die Hand. Der Kreis war geschlossen, das französische Heer rettungslos verloren.

Mit einer Spannung, die fast den Atem benahm, hatten seit dem frühen Morgen der König und der Kronprinz mit ihrem Gefolge, darunter Moltke, Roon und Bismarck, von den Höhen bei Frénois gegenüber Sedan den Gang der gewaltigen Schlacht Stunde für Stunde verfolgt. Es war ein heller, sonniger Tag geworden; sie sahen Angriff und Verteidigung der dunklen Heeresmassen, sie sahen, wie der Rauch der 500 deutschen Geschütze sich immer mehr zum Kreise zusammenschloß und wie die zertrümmerten Haufen der Franzosen von allen Seiten nach der Festung rückwärts strömten. Dort drinnen drängten sich noch 80,000 wehrhafte Männer, erschöpft, ingrimmig, verzweifelt, keinem Befehl, keiner Bitte mehr gehorchend. Und mitten unter ihnen saß der Kaiser, nachdem er längere Zeit draußen im heftigsten Feuer gehalten hatte, in der Präfektur, gebrochen und hoffnungslos. Den letzten Vorschlag seiner Generäle, nochmals einen Durchbruch nach Osten zu versuchen, wies er ab, er ließ die weiße Fahne aufstecken. Noch ohne Kenntnis davon befahl auch König Wilhelm das Einstellen des Kampfes und schickte einen Parlamentär in die Stadt. Gegen 7 Uhr erschien darauf der kaiserliche Generaladjutant Reille mit einem kurzen Handschreiben Napoleons, der darin seine eigne Ergebung anzeigte.*) Mit ernster Freude empfing der greise Sieger den Boten; aber in seiner Antwort verlangte er die Übergabe des gesamten französischen Heeres. Wie betäubt von diesem ungeheuren Erfolge standen die Unseren, als diese Kunde kam, doch mitten in dem vieltausendstimmigen Jubel klang es durch die Herzen:

„Der Herr hat Großes an uns gethan; Ehre sei Gott in der Höhe!“

Noch sträubten sich die französischen Generäle, mit denen Moltke und Graf Bismarck während der Nacht in Donchery verhandelten, gegen deren Forderung unbedingter Übergabe; gegen 1 Uhr wurden die Unterhandlungen abgebrochen. Da fuhr am kalten, nebligen Morgen des 2. September Napoleon III. nach Donchery hinaus, um bessere Bedingungen für sein Heer zu erwirken. Allein, zu Roß, kam ihm der Bundeskanzler auf der Landstraße entgegen; doch ein Ergebnis hatte die lange Unterredung nicht. Da fügten sich die Franzosen dem furchtbaren Geschick und unterzeichneten gegen Mittag die Kapitulation. Sie lieferte 39 Generäle, über 2400 Offiziere, 83,000 Mann, 10,000 Pferde, mehr als 400 Feld-

*) N'ayant pas pu mourir au milieu de mes troupes, il ne me reste qu'à remettre mon épée entre les mains de Votre Majesté. (Da ich nicht inmitten meiner Truppen habe sterben können, so bleibt mir nichts übrig, als meinen Degen in die Hände Ew. Majestät zu legen.)

1870. und 139 Festungsgeschütze nebst zahllosen Wagen den Deutschen in die Hände. Nur etwa 3000 Mann hatten sich nach Belgien gerettet, 21,000 wurden in der Schlacht gefangen, 17,000 getötet oder verwundet, während der deutsche Verlust nur etwa 9000 Mann betrug. Eine Stunde nach der Unterzeichnung der Kapitulation traf König Wilhelm in der Villa Bellevue bei Donchery mit Napoleon zusammen; die Milde des greisen Helden erschütterte den gefangenen Kaiser bis zu Thränen. Und nun folgte am Nachmittage jener unvergleichliche fünfstündige Königsritt durch die Stellungen des siegreichen Heeres rings um Sedan. Am nächsten Tage reiste Napoleon durch Belgien nach Wilhelmshöhe bei Kassel ab. Als nun an diesem selben 3. September die unglaubliche Kunde durch die deutschen Lande flog, da war es allerorten, wie es Karl Gerok geschildert hat:

„Die Kinder rufen's in den Gassen aus,
Den Männern rollen Thränen von den Wangen,
In Flaggen hüllt sich festlich Haus um Haus;
Viktoria! der Kaiser ist gefangen!"

In denselben Tagen, am 31. August und 1. September, hatte Bazaine in der gewaltigen Ausfallsschlacht bei **Noisseville** den vergeblichen Versuch gemacht, nach Nordosten durchzubrechen. So war das eine französische Heer bei Metz festgeschmiedet, das andere zog an Metz vorüber in die Gefangenschaft nach Deutschland. Es gab keine französische Armee mehr im offenen Felde.

Die Erklärung der Republik in Paris. Hätte Frankreich eine starke Regierung besessen, so hätte sie jetzt auf leidliche Bedingungen hin Frieden geschlossen. Allein auf die Nachricht von Sedan brach das Kaisertum am 4. September vor einem Handstreich der liberalen Opposition widerstandslos zusammen. Die Häupter derselben, Léon Gambetta, Jules Favre, Crémieux u. a., bildeten unter dem Orleanisten General Trochu eine „**Regierung der nationalen Verteidigung**" und riefen die Republik aus, die Kaiserin-Regentin flüchtete nach England. Doch wenn sie meinten, nach dem Sturze des Kaisers, der den Krieg begonnen habe, würden die Deutschen sich ohne weiteres für befriedigt erklären, so war das ebenso gut eine Täuschung, als wenn man in Deutschland anfangs gehofft hatte, die Gefangennahme Napoleons würde den Frieden bringen. Vielmehr begann jetzt der zweite längere Abschnitt des Krieges, der Kampf gegen die Republik. Es war militärisch betrachtet ein Krieg gegen rasch aufgebotene, massenhafte, aber wenig geübte Volksheere und zugleich der größte Festungskrieg aller Zeiten. Denn thatsächlich drehte sich der Kampf seit Sedan um Belagerung und Entsatz dreier großer Festungen, **Straßburg**, **Metz** und **Paris**. Der Fall von Straßburg übte keinen erheblichen Einfluß auf den Gang der Dinge, der Fall von Metz nahm den Franzosen die letzte begründete Aussicht auf eine günstige Wendung, der Fall von Paris beendete den Krieg.

Straßburgs Fall. Straßburg war eine starke Festung nach der alten Art Vaubans und auf der Rheinseite noch durch eine Citadelle geschützt, aber es besaß keine Außenforts, die eine Beschießung der Stadt selber hätten verhindern können. An Truppen verfügte der Kommandant, General **Uhrich**, über 20,000 Mann.

Doch bestanden diese meist aus entmutigten Flüchtlingen der Armee Mac Mahons 1870.
oder aus wenig geübten Mobilgarden (Landwehr). Da indes die Stimmung der Bevölkerung durchaus zuverlässig war, so traf Uhrich alle Vorbereitungen zur hartnäckigsten Verteidigung und wies am 8. August die Aufforderung zur Übergabe zurück. Schon zwei Tage später vollzogen die Deutschen die Einschließung, zu der allmählich drei Divisionen, darunter die badische, unter Werder verwendet wurden. Eine furchtbare Beschießung der Stadt vom 24. bis 28. August leitete den Kampf ein. Da sich jedoch trotz umfassender Zerstörungen die Hoffnung Werders, auf diesem Wege in der kürzesten Zeit die Übergabe herbeizuführen, nicht erfüllte, so ließ er die förmlichen Belagerungsarbeiten gegen die Nordwestecke des Walles, Bastion 11 und 12, beginnen. Unter beständigen Gefechten und fortwährendem Geschützkampf näherten sich die Belagerer Schritt für Schritt mit Laufgräben, Parallelen und Batterien dem Hauptwalle, brachten schon am 9. September dessen Geschütze völlig zum Schweigen und legten beide Bastionen in Bresche. Währenddem wuchs in Straßburg die Not. Hunderte von Gebäuden lagen in Trümmern, gegen 8000 Bewohner waren obdachlos, ansteckende Krankheiten räumten furchtbar auf, die angegriffenen Wälle glichen unförmlichen Erdhaufen, in der Citadelle stand kein Stein mehr auf dem anderen. So begann am 27. September früh 10 Uhr die letzte allgemeine Beschießung aus 200 schweren Geschützen, um den Sturm vorzubereiten. Da stieg gegen 5 ½ Uhr die weiße Fahne auf dem Münsterturme auf. Sofort schwieg das Feuer und am 28. September früh 2 Uhr wurde die Kapitulation unterzeichnet, um 8 Uhr besetzten die Deutschen die Thore und die Citadelle. Am 30. September, an demselben Tage, an dem Straßburg vor 189 Jahren den Franzosen schimpflich übergeben worden war, hielt sodann Werder mit dem Großherzog von Baden seinen Einzug in die glorreich wiedergewonnene Stadt.

Die Einschließung von Paris. Inzwischen mußte sich auch Paris mit dem unfaßbaren Gedanken vertraut machen, daß dieser Hauptstadt Europas, diesem „Hirn der Welt“, eine Belagerung bevorstehe. Denn seit 1841 war Paris in die riesigste Festung der Erde verwandelt. Ihr Ringwall maß 7 Stunden im Umfang, der Kreis der Außenforts 12 Stunden, der Feuerkreis derselben 18 Stunden. Die größten lagen auf den Höhen im Osten und im Westen (hier namentlich der Mont Valérien). Zur Verteidigung dieser befestigten Landschaft standen dem Gouverneur General Trochu im ganzen 500,000 Mann Truppen, Mobil- und Nationalgarden, von denen freilich nur ein Siebentel felddiensttüchtig war, und 2600 Geschütze zur Verfügung, darüber hinaus aber noch alle die unermeßlichen materiellen und geistigen Hilfsmittel einer Weltstadt. Die größte Schwierigkeit bestand in der Verpflegung. Denn obwohl Tausende in die Provinzen flüchteten, so strömten wieder andere Tausende aus den offenen Vororten herein, so daß sich ein Verpflegungsstand von mindestens 2 Millionen Köpfen ergab. Trotzdem wurden so ungeheure Vorräte aufgehäuft, daß man bis in den December hinein aushalten zu können glaubte. Um den Anmarsch des Feindes aufzuhalten, ließ die Regierung die Brücken in der Umgegend, im ganzen etwa 60, sprengen, die Straßen

1870. abgraben, die umliegenden Ortschaften räumen. Zugleich machte sie durch J. Favre den Versuch, sich mit den heranziehenden Deutschen zu verständigen. Daher unterhandelte dieser am 19. und 20. September mit Graf Bismarck in dem Rothschildschen Lustschlosse La Ferières. Allein während der Franzose an der von ihm ausgegebenen Losung: „keinen Fuß breit von unserer Erde, keinen Stein von unseren Festungen" festhielt, erklärte ihm der Kanzler, nicht der Kaiser, sondern die französische Nation sei der Feind Deutschlands, dies müsse sich also gegen Wiederholung ähnlicher Überfälle durch die Besitzergreifung des Elsaß sichern. Selbst über einen Waffenstillstand, den Favre wünschte, um die Wahlen zu einer Nationalversammlung vornehmen zu können, vermochten beide Männer sich nicht zu verständigen, da Favre die Übergabe von Straßburg und Toul als Preis eines solchen Zugeständnisses nicht zugeben wollte. Ebenso vergeblich blieben die gleichzeitigen Bemühungen des greisen A. Thiers, die Höfe von London, Petersburg und Florenz zum Eintreten für Frankreich zu bestimmen. Italien hatte sich damals bereits des Preises bemächtigt, den es vor dem Kriege vergeblich von Frankreich gefordert hatte, indem es am 20. September seine Truppen Rom besetzen ließ, und Rußland erklärte jetzt die Klausel des Pariser Friedens von 1856, die das Schwarze Meer neutralisierte, für erloschen.

So gingen die Ereignisse denn ihren Gang. Am 19. September warfen die Bayern der dritten Armee auf den Höhen von Plessis-Piquet und Clamart im Süden von Paris die französischen Truppen zurück und sahen jubelnd von dort aus im hellen Sonnenschein das Häusermeer der Weltstadt zu ihren Füßen liegen. Das große Hauptquartier ging nach Versailles, wo am 5. Oktober auch König Wilhelm mit dem Kronprinzen einzog. Die dritte Armee übernahm die Einschließung im Süden und Westen, die vierte Armee im Norden und Osten. Beiden boten die stattlichen Dörfer und Vororte gute Unterkunft und rasch stellte die unübertreffliche Feldpost die Verbindung mit der lieben Heimat her. Die deutschen Vorposten zogen einen Kreis von etwa 84 Kilometern oder 17 Wegstunden, zu dessen Besetzung nur 200,000 Mann Infanterie, 34,000 Reiter und 900 Geschütze vorhanden waren. Es galt zunächst eben nur eine Einschließung, nicht eine Belagerung durchzuführen. Daher kam es auch anfangs nur zu vereinzelten Gefechten um die Behauptung oder Erweiterung jener Linie. Das blutigste war der siegreiche Kampf der Garden um Le Bourget nordöstlich von St. Dénis am 30. Oktober.

Gambetta und die ersten Rüstungen in der Provinz. Nun aber rüsteten sich die Provinzen zur Befreiung der Hauptstadt. Noch vor dem Beginn der Belagerung hatte die provisorische Regierung eine besondere Delegation in Tours gebildet. Aber den Geist entschlossenster Thatkraft flößte derselben erst Léon Gambetta ein (geb. 1838), der am 6. Oktober im Luftballon vom Montmartre aufstieg und drei Tage später Tours erreichte. Ein feuriger Südfranzose italienischen Geblüts und ein überzeugter Anhänger der „Ideen von 1789" dachte er durch eine Volksbewaffnung nach dem Muster der in ihren Wirkungen sagenhaft übertriebenen allgemeinen Aushebung von 1793 die „Barbaren" zu verjagen.

Als Minister des Innern und des Krieges mit diktatorischer Gewalt ausgerüstet, 1870.
faßte er seine Aufgabe in echt französischem, ganz despotischem Geiste. Aber er hat Großes geleistet. Als er in Tours anlangte, fand er weder Beamte noch Offiziere, noch auch nur Landkarten vor, vor allem kein Heer, denn außerhalb von Paris und Metz waren nur 70,000 bis 80,000 Mann vorhanden, davon kaum die Hälfte Linientruppen. Jetzt wurden aus den Depot(Ersatz-)bataillonen sogenannte Marschregimenter gebildet, die Mobilgarden überall aufgeboten, die Nationalgarden (Bürgerwehren) mobilisiert, die Bewaffnung der Departements, d. i. der Bandenkrieg durch „Freischützen" (Franctireurs) angeordnet. So gelang es an der Loire und in Burgund rasch bedeutende Truppenmassen zu sammeln. Dies nötigte die deutsche Heeresleitung, die von Versailles aus alles überwachte und anordnete, gewissermaßen einen zweiten Heereskreis um Paris zu ziehen, um jene Truppenbildungen immer wieder zu zerstören. Am 10. Oktober zersprengte von der Tann mit den Bayern die Loirearmee im Gefecht bei Artenay und besetzte am 11. Orléans. Im Westen erstürmte die 22. Division Wittich am 18. Oktober Chateaudun, am 21. Oktober Chartres, beide unter blutigen Kämpfen. Die burgundischen Truppen schlug Werder mit den Badenern bei Dijon am 29. Oktober. Allein diese Entsendungen schwächten die Kräfte der Armee vor Paris, so daß sie am 21. Oktober einmal wenig über 180,000 Mann zählte, während die Franzosen mit Leichtigkeit immer neue Truppenmassen aufbieten konnten.

Der Fall von Metz. So wurde der Fall von Metz entscheidend. Trotz des feuchten Herbstwetters und arger Krankheiten, die bis 15 Prozent des Gesamtbestandes ergriffen, hielten die Deutschen, seit der Abberufung des Generals Steinmetz am 13. September unter der alleinigen Führung des Prinzen Friedrich Karl, zäh um Metz aus, beobachteten jede Bewegung der Gegner und sicherten sich die ungestörte Verbindung mit der Heimat durch die Erbauung einer Feldeisenbahn von Pont-à-Mousson nach Remilly (an der Linie Metz-Saarbrücken). Gefechte wurden fast nur geliefert, weil die Franzosen ihre knapper werdenden Lebensmittelvorräte ergänzen wollten; das heftigste bestand Kummers heldenmütige Landwehr am 7. Oktober bei Woippy nördlich der Festung. Sonst blieben die Franzosen unbeweglich und unangreifbar hinter ihren Verschanzungen unter den Wällen der Forts. Es waren nicht nur militärische, sondern auch und vor allem politische Gründe, die Bazaine zu dieser Unthätigkeit bewogen. Zunächst hoffte der Marschall durch sein Standhalten bei Metz, wo er allerdings eine ganze große deutsche Armee fesselte, den Widerstand von Paris zu unterstützen; sodann wollte er, durch und durch Bonapartist wie er und die große Mehrzahl seiner Offiziere waren, dies einzige Heer, das Frankreich noch hatte, dem Kaisertume erhalten, um dasselbe wiederherzustellen. Da hierzu eine Verständigung mit der deutschen Staatsleitung gehörte, so unterhandelte er seit Anfang Oktober durch General Boyer mit Graf Bismarck in Versailles und mit der Kaiserin-Regentin in England. Aber diese Verhandlungen zerschlugen sich daran, daß König Wilhelm, ehe er in den Abzug der Armee aus Metz und in die Wiederherstellung des Kaisertums willigte, von der Kaiserin eine Landabtretung als Friedenspfand verlangte und jene eine solche

1870. ablehnen zu müssen glaubte. Währenddem aber wurde das Heer selbst kampfunfähig. In den feuchten Zeltlagern, deren Boden sich allmählich in Schlamm auflöste, griff die Ruhr furchtbar um sich, die Verpflegung wurde immer ungenügender (zuletzt $^1/_2$ Pfund schlechtes Brot täglich, endlich Hülsenfrüchte), die Pferde waren geschlachtet oder verendet. So willigte der Kriegsrat nach einer finsteren Beratung am 26. Oktober in die Übergabe der Festung und der Rheinarmee. Am Morgen des 29. Oktober ergriffen die Deutschen Besitz von den Forts, um Mittag rückten die entwaffneten Regimenter, hohlwangige, abgezehrte Gestalten in schmutzigen, verblichenen, abgerissenen Uniformen, doch meist von würdiger Haltung, auf sechs Straßen in die vorbereiteten Lagerstätten aus, während der Regen vom Himmel strömte und der Herbststurm tobte, um 4 Uhr zog Kummer mit seiner Landwehr ein. 173,000 Mann (darunter 20,000 Kranke und Verwundete) mit 56 Adlern, 622 Feldgeschütze, 876 Festungskanonen, 72 Mitrailleusen und 260,000 Gewehre fielen den Deutschen in die Hände. Es war die größte Waffenstreckung der Geschichte, doppelt bedeutsam in diesem gefährlichen Augenblicke, denn der Fall von Metz machte das Heer des Prinzen Friedrich Karl frei für den Krieg im Innern Frankreichs.

Der Eindruck war überall ungeheuer. Die Pariser Regierung begann am 31. Oktober durch **Thiers** neue Waffenstillstandsverhandlungen in Versailles, die aber schon am 3. November wieder abgebrochen wurden. Dagegen fühlte sich **Gambetta** jetzt zum äußersten angetrieben. Am 2. November ordnete er die Aushebung aller Männer vom 21. bis zum 40. Lebensjahre an, den Departements legte er die Beschaffung von Batterien auf, zur Ausbildung der ungeheuren aufgebotenen Menschenmassen befahl er die Errichtung von 11 Übungslagern, aus England und Nordamerika bezog er trotz der Neutralität dieser Länder Geschütze und Waffen. So hat er bis Anfang Februar 1871 gegen 600,000 Mann aufgebracht und ausgerüstet. Da die Übungszeit indes viel zu kurz war und es auch an Offizieren sehr fehlte, so blieben die deutschen Truppen trotz ihrer Minderzahl diesen lockeren Massen stets weit überlegen.

Der erste Versuch zum Entsatze von Paris. Zunächst allerdings drang die neugebildete **Loirearmee** unter **Aurelles de Paladine** mit solcher Übermacht (110,000 Mann) gegen **Orléans** heran, daß die Bayern dies räumten und nach dem heftigen Rückzugsgefecht bei **Coulmiers** am 9. November auf Chartres zurückwichen. Die Gefahr eines Entsatzes von Paris stieg herauf. Um das Zusammenwirken der Provinzialheere mit den Parisern zu bewirken, ging am 24. November ein Luftballon aus der Hauptstadt ab, der nach Tours die Kunde bringen sollte, daß für den 29. November ein großer Ausfall nach Osten hin geplant sei. Da jedoch die kühnen Luftschiffer durch Sturm nach Norwegen verschlagen wurden, so langte die Depesche von Christiania aus erst am 30. November in Tours an. Unterdessen hatte aber um **Orléans** der Kampf bereits begonnen. Von Westen zog der **Großherzog von Mecklenburg** mit 36,000 Mann Infanterie, 9000 Reitern und 208 Geschützen heran (17. und 22. Division, I. bayerisches Korps), von **Metz** führte Prinz **Friedrich Karl** 50,000 Mann

Infanterie, 10,000 Reiter und 276 Geschütze heran (III., IX., X. Korps und die 1870.
erste Kavalleriedivision). Am 28. November brachten die tapferen Westfalen des X. Korps mit den Brandenburgern den gewaltigen Vorstoß des rechten französischen Flügels bei Beaune-la-Rolande zum Stehen; am 2. December entschied die rechtzeitige Ankunft der Mecklenburger das lange schwankende heiße Treffen, das die Bayern um Schloß Goury und Loigny gegen den linken französischen Flügel mit zäher Tapferkeit bestanden, am nächsten Tage gingen die Deutschen von allen Seiten zum Angriff auf Orléans vor und zwangen nach zweitägigen Gefechten die Loirearmee zur Räumung der Stadt, so daß die eine Hälfte derselben die Loire abwärts, die andere aufwärts zurückwich. Kaum war am 5. December Prinz Friedrich Karl in der Stadt der Jeanne d'Arc eingezogen, so schob er unter unsäglichen Strapazen seine Truppen westwärts vor und besetzte nach den heftigen verlustvollen Kämpfen um Beaugency vom 7. bis 10. December schließlich am 21. December sogar Tours. Die dortige Regierung flüchtete nach Bordeaux, die zertrümmerten Reste des französischen Heeres führte Chanzy nach Le Mans zurück.

Auch im Norden hatte sich unter dem Schutze der Festungsreihen längs der belgischen Grenze eine Streitmacht von 25,000 Mann gebildet. Gegen diese führte Manteuffel von Metz aus das I. und VIII. Armeekorps mit der sächsischen Kavalleriedivision heran. Sein Sieg bei Amiens am 27. November trieb die Franzosen in ihre Festungen zurück; dann wandte er sich gegen die um Rouen gesammelten Truppen, besetzte am 5. December diese alte Hauptstadt der Normandie und am 9. December Dieppe am Kanal. Nun übernahm zwar General Faidherbe, ein im afrikanischen Dienst am Senegal bewährter Offizier, die Führung der Nordarmee und rückte bis Amiens vor; hier aber wurde er östlich von der Stadt an der Hallue am 23. und 24. December von Manteuffel nach hartnäckiger Gegenwehr völlig geschlagen und nach seinen Festungen zurückgedrängt.

Während sich so die Provinzialheere vergeblich abmühten, der belagerten Hauptstadt Entsatz zu bringen, unternahm die zweite Pariser Armee unter Ducrot, 150,000 Mann stark, einen gewaltigen Ausfall nach der hufeisenförmigen Marnehalbinsel östlich von Vincennes, dem schwächere Vorstöße nach Norden zur Seite gingen. Aber mit zähem Heldenmute rangen hier am 30. November und 2. December gegen diese Übermacht die Sachsen, Würtemberger und Pommern um Brie, Villiers und Champigny, bei schneidender Kälte und unter einem „wahrhaft erstickenden Feuer“ aus den schweren Geschützen der hochliegenden Ostforts, bis die Franzosen erschöpft zurückwichen. Nur den Mont Avron am Fuße der Ostforts konnten sie behaupten. Freilich blieben von den 50,000 Mann Deutschen, die im ganzen im Gefecht gestanden hatten, gegen 5500 Mann, das sächsische Schützenregiment Nr. 108 verlor ein Drittel seines Bestandes. Ein neuer Ausfall gegen Le Bourget wurde am 21. December abgeschlagen. So konnten die deutschen Truppen im Feldlager vor Paris mit einiger Ruhe das deutsche Weihnachtsfest begehen, das die Heimat ihren fernen Söhnen im Feindesland mit allen Kräften der Liebe zu verschönern sich bemühte.

1870. Die Beschießung von Paris. Unterdessen gestaltete sich in Paris die Lage immer bedrängter. Die Lebensmittel wurden knapp, bestanden fast nur noch aus Pferdefleisch und elendem Schwarzbrot und mußten seit dem 10. December nach Rationen verteilt werden, die Sterblichkeit wuchs, abgesehen von den Hospitälern, bis Ende d. J. von 1300 Menschen wöchentlich auf 3280, der Erwerb stockte völlig, die Arbeiter lebten nur noch von ihrem Solde als Nationalgardisten und machten ihrer Unzufriedenheit mehrfach in socialistischen Aufständen Luft. Aber an Übergabe dachte noch niemand. Daher faßte die deutsche Heeresleitung schon am 9. December den Beschluß, durch eine Beschießung den Druck auf die Bevölkerung zu vermehren. Unter unsäglichen Schwierigkeiten gelang es, da inzwischen die zahlreichen kleinen Festungen, welche die Eisenbahnen nach Deutschland beherrschten, fast alle gefallen waren, allmählich 250 schwere Geschütze und reichliche Munitionsvorräte mit Eisenbahn und Fuhren heranzuschaffen. Die ersten Batterien wurden unbemerkt gegenüber dem Mont Avron errichtet und eröffneten am 27. December früh bei dichtem Schneegestöber eine furchtbare Beschießung, welche schon am nächsten Tage die Räumung der Höhe erzwang. Dann schleuderten die deutschen Batterien ihre Granaten gegen die Ostforts selbst, und
1871. am 5. Januar 1871 begann die Beschießung auch auf der Südseite. Rollender Kanonendonner, Feuerströme, Rauchwolken umgaben Paris; doch die Zerstörungen und die Menschenverluste in der Stadt blieben gering, da alltäglich nur etwa 2—300 Granaten hineingeworfen wurden und Paris sehr massiv gebaut ist. Die Beschießung schreckte also nicht, sondern erbitterte eher. Daher unternahm Trochu am 19. Januar mit 100,000 Mann einen großen Ausfall, im Zusammenhange mit neuen Entsatzversuchen von Le Mans her, daher diesmal nach Westen gegen Versailles hin unter dem Schutze des Mont-Valérien, doch auch er prallte an der festen Gegenwehr der Deutschen ab.

Der zweite Versuch zum Entsatze von Paris. Zugleich trafen aus den Provinzen die Meldungen ein, daß die erneuten Anstrengungen zum Entsatze der Hauptstadt gescheitert seien. Im Norden wehrte Göben, Manteuffels Nachfolger (s. unten), bei Bapaume am 2. und 3. Januar einen neuen Angriff Faidherbes ab, der das belagerte Péronne entsetzen wollte. Nach dem Falle dieser kleinen Festung am 10. Januar beherrschten die Deutschen die ganze starke Verteidigungslinie der Somme. Als aber Faidherbe nochmals vorrückte, um über St. Quentin die Oise hinunter nach Paris vorzudringen, traf ihn dort Göben am 18. und 19. Januar mit so wuchtigen Schlägen, daß die Nordarmee für längere Zeit kampfunfähig gemacht wurde.

Die Loirearmee war auf 130,000 Mann gebracht worden und sollte unter Chanzy von Chartres gegen Versailles vorrücken. Aus ihrer den Strom aufwärts zurückgedrängten Hälfte hatte Bourbaki die Ostarmee gebildet, um das belagerte Belfort zu befreien und womöglich im Elsaß oder gar in Baden einzubrechen. Ehe indes Chanzy noch den Vormarsch antrat, ging ihm Prinz Friedrich Karl mit dem III., IX., X. und XIII. (17. und 22. Division) Korps, im ganzen mit 73,000 Mann und 318 Geschützen über welliges Gelände unter

beständigem Wechsel von Frost und Thauwetter, Schnee und Regen entgegen, 1871.
drängte in einzelnen Gefechten um die zahllosen Einzelhöfe und Hecken dieses Landstrichs die Franzosen auf Le Mans zurück (6. bis 9. Januar) und schlug sie hier in dreitägiger Schlacht vom 10. bis 12. Januar aufs Haupt, so daß sie in wilder Auflösung zurückwichen. Gefährlicher ließen sich anfangs die Dinge im Osten an. Hier belagerte seit Anfang November 1870 Treskow das feste Belfort, den Schlüssel zur „burgundischen Pforte" zwischen Jura und Wasgenwald, das Oberst Denfert tapfer und umsichtig verteidigte; das XIV. Armeekorps Werder hielt die Linie Dijon-Gray-Vesoul unter mehrfachen Gefechten gegen die anfangs schwache französische Ostarmee, zu der dann die buntgemischten Freischaren des alten Republikaners Garibaldi stießen. Als aber Bourbaki 140,000 Mann mit 400 Geschützen von der Loire heranführte, um sich zwischen Werders Heer und Belfort zu schieben, ging Werder bei scharfer Kälte und tiefem Schnee rechtzeitig auf Belfort zurück, hielt den Vormarsch des Feindes durch einen kräftigen Vorstoß gegen seine linke Flanke bei Villersexel am Ognon am 9. Januar auf und nahm endlich auf Weisung des großen Hauptquartiers in Versailles westlich von der Festung längs der Lisaine mit nur 42,000 Mann Stellung. Trotz so ungleicher Kräfte wehrte er doch in dreitägigem Heldenkampfe vom 15. bis 17. Januar bei schneidender Kälte den Angriff des übermächtigen Feindes glänzend ab und folgte dann den weichenden Franzosen nach Burgund hinein. Diesen aber führte Manteuffel die neugebildete Südarmee (I. und VII. Korps) über die verschneite Côte d'Or in den Rücken, sperrte ihnen allmählich alle Straßen nach dem Süden und drängte sie unter beständigen Gefechten nach der Schweizer Grenze. Schließlich blieb Bourbaki nichts übrig, als mit seinen zerrütteten und entmutigten Haufen am 2. Februar bei Pontarlier den Schutz der neutralen Schweiz aufzusuchen, wo etwa 80,000 Franzosen die Waffen streckten. Die Flanke der Deutschen deckte während dieser Unternehmungen die Brigade Kettler in den blutigen Kämpfen bei Dijon am 21. und 23. Januar gegen die zehnfach überlegenen Massen Garibaldis; dabei geriet im Abenddunkel eine Bataillonsfahne des 61. Regiments, nachdem fünf Träger nacheinander gefallen waren, den Feinden in die Hände, die einzige deutsche, die in diesem Kriege verloren ging,

„Zerfetzt, zerschossen, halb verbrannt
Und unter Haufen toter Helden."

Der Fall von Paris und der Waffenstillstand. Ehe noch diese gewaltige Entscheidung im Osten fiel, war Paris am Ende seines ausdauernden Widerstandes angelangt. Eine genaue Untersuchung ergab, daß die Stadt nur noch etwa bis zum 3. Februar zu leben habe, also dicht vor der Hungersnot stehe, während zugleich die Sterblichkeit in der dritten Januarwoche die Höhe von 4465 erreichte. Dazu war am 21. Januar die Beschießung auch im Norden eröffnet worden und alle Hoffnung auf Entsatz verschwunden. So vereinbarte Jules Favre am 26. Januar mit Graf Bismarck die Einstellung der Feindseligkeiten von der Mitternachtsstunde an, am 28. Januar unterzeichnete er den Waffenstillstand auf 21 Tage, vom 1. Februar an gerechnet, für Paris und das

1871. ganze Land mit Ausnahme Burgunds, wo Gambetta immer noch auf eine günstige Wendung hoffte. Das Pariser Heer legte bis auf 12,000 Mann und die gesamte Nationalgarde die Waffen nieder, blieb aber kriegsgefangen in Paris, die Forts wurden am Morgen des 29. Januar den Deutschen übergeben, die um Mittag mit klingendem Spiele einzogen. Auch Belfort kapitulierte am 2. Februar.

Der Seekrieg. Noch früher war der Kampf zur See beendigt worden, ohne daß er zu entscheidenden Ereignissen geführt oder auf den Gang des Landkrieges erheblich eingewirkt hätte. Vielmehr nötigten die raschen Siege der deutschen Heere die Franzosen, sich in der Ost- und Nordsee, wo am 12. August Admiral Fourichon erschien, auf den Kaperkrieg und die Blockade zu beschränken, welche durch häufige Stürme und die flachen gefährlichen Küsten noch dazu sehr erschwert wurde. Das Ostseegeschwader zeigte sich am 19. August vor Colberg, wo eben die Siegesnachricht von Gravelotte hellen Jubel erweckt hatte, unternahm aber keinen Angriff, und den Angriff Fourichons auf Wilhelmshaven vereitelte ein Sturm. Dazwischen wagten einzelne deutsche Kriegsschiffe kecke Ausfälle, wie die „Nymphe“, Kapitän Weikhmann, am 22. August von Danzig aus. Endlich kehrte das Ostseegeschwader am 29. September, die Nordseeflotte zu Ende November nach Cherbourg zurück. Beide haben dann Geschütze und Mannschaften für den Festungskrieg stellen müssen, und auch die deutschen Truppen konnten von den Küsten hinweg teilweise nach Frankreich gezogen werden. In fremden Meeren lieferte das Kanonenboot „Meteor“, Kapitän Knorr, dem französischen Aviso „Bouvet“ am 9. November vor Havanna ein scharfes Gefecht. Endlich gingen die deutschen Schiffe sogar zum Angriff über, indem die Korvette „Augusta“, Kapitän Weikhmann, am 4. Januar 1871 vor Bordeaux drei mit Kriegsbedarf beladene Schiffe wegnahm.

Die Aufrichtung des Deutschen Reiches. Während so der Krieg zu Ende ging, war aus der Waffenbrüderschaft der Nord- und Süddeutschen das neue Deutsche Reich emporgestiegen. Zuerst Baden beantragte am 2. Oktober seinen Eintritt in den Norddeutschen Bund, dann Hessen-Darmstadt für seine Südhälfte. Mit beiden kamen die Verträge auf gleicher Grundlage am 15. November zu stande, auch in bezug auf die Heeresverhältnisse. Mit Bayern wurde der Vertrag erst am 23. November, mit Würtemberg am 25. November unterzeichnet. Das letztere stellte seine Truppen als XIII. Armeekorps in ein ähnliches Verhältnis zu Preußen, wie Sachsen und behielt sich außerdem die selbständige Verwaltung seines Post- und Telegraphenwesens vor. Bayern behauptete außer diesem „Reservatrechte“ auch noch ein fast völlig selbständiges Heerwesen, so daß die Truppen nur im Kriegsfall unter dem Oberbefehl des Bundesfeldherrn stehen sollten, und trat auch nicht in allen Stücken unter die Bundesgesetzgebung. Außerdem wurde bestimmt, daß zur Erklärung eines Angriffskrieges die Zustimmung des Bundesrats, zu jeder Abänderung in den Vereinbarungen mit einem Einzelstaate dessen Einwilligung gehören und eine Abänderung der Bundesverfassung dann unmöglich sein solle, falls 14 Stimmen gegen eine solche wären. Nicht ohne schwere Bedenken genehmigte der Norddeutsche Reichstag am 9. December 1870

mit 195 gegen 32 Stimmen diese Verträge, die auch in den süddeutschen Landtagen Annahme fanden, in Bayern infolge des zähen Widerstrebens der Ultramontanen und Partikularisten erst am 21. Januar 1871. Allein Graf Bismarck hatte weise jeden Druck widerraten und mehr auf die Gesinnung der Bundesgenossen als auf die Form vertraut. 1871.

Doch für das Volksbewußtsein bedurfte es, wie Kronprinz Friedrich Wilhelm von jeher mit feinem Gefühl betonte, eines äußeren Zeichens der neugewonnenen Einheit und dieses konnte nur in der Erneuerung des Kaisertums gefunden werden. Daher bot König Ludwig II. von Bayern auf besondere Veranlassung König Johanns von Sachsen durch Prinz Luitpold am 3. December 1870 dem König Wilhelm die erbliche Kaiserkrone an. Da sämtliche Fürsten und freien Städte zustimmten und auch der Norddeutsche Reichstag durch eine besondere Abordnung unter seinem Präsidenten Simson am 18. December dieselbe Bitte an den König richtete, so erklärte dieser seine Einwilligung. Am 18. Januar 1871 vollzog sich im Spiegelsaale des stolzen Königsschlosses zu Versailles in einfachen und doch eindrucksvollen Formen die Proklamation des neuen Kaisertums. Umgeben von zahlreichen deutschen Fürsten, umringt von den Führern und Fahnen des siegreichen Heeres wurde König Wilhelm von Preußen fast wie ein alter Heerkönig der Germanen zum Deutschen Kaiser ausgerufen. Auf dem Schlachtfelde war diese Kaiserkrone geschmiedet worden und Deutschlands einträchtiger Fürstenrat setzte sie unter der freudigen Zustimmung der Nation auf das ehrwürdigste Haupt.

Friede und Heimkehr. Wenige Wochen nachher, am 26. Februar 1871, vereinbarten nach hartem Kampfe, namentlich um das Schicksal von Belfort und Metz, A. Thiers und J. Favre mit Graf Bismarck den Vorfrieden von Versailles. Frankreich trat an das Deutsche Reich den Elsaß ohne Belfort und Deutsch-Lothringen mit Metz ab und zahlte 5 Milliarden Francs Kriegskosten. Bis zur Genehmigung dieses Vertrages durch die nach Bordeaux berufene Nationalversammlung sollten deutsche Truppen einen bestimmten Teil von Paris besetzen. So zogen am 1. März 30,000 Mann preußischer und bayerischer Truppen nach der Heerschau vor dem Kaiser bei Longschamps in Paris ein. An demselben Tage noch genehmigte die Nationalversammlung den Frieden. Denn Frankreich verfügte in diesem Augenblicke außerhalb von Paris nur noch über 250,000 Mann minderwertiger Truppen, Deutschland aber hatte 579,000 Mann Infanterie, 63,000 Reiter und 1742 Geschütze auf französischem Boden, sie hielten mehr als ein Drittel des Landes besetzt und beherrschten die Hauptstadt. Am 3. März unterzeichnete sodann Kaiser Wilhelm in tiefster Bewegung die Urkunde des Friedens, des glorreichsten, den jemals ein deutscher Herrscher geschlossen hat. Und nun läuteten überall die Glocken den Frieden ein, wehten die Fahnen in den ernsten Farben des neuen Reiches, glänzten die Städte im Schimmer der Illumination. Am 17. März kehrte König Wilhelm als Kaiser in seine jubelnde Hauptstadt zurück, vier Tage später eröffnete er den ersten Deutschen Reichstag. Der endgültige Friede wurde, da Frankreich seit dem März durch den furchtbaren Aufstand der

1871. Pariser Commune in Anspruch genommen war, erst am 10. Mai von Fürst Bismarck in Frankfurt a. M. abgeschlossen, und zwar auf Grund des Vorfriedens. Er änderte nur einige Grenzlinien und traf nähere Bestimmungen über die Abzahlung der Kriegskontribution sowie über die allmähliche Räumung Frankreichs, die rascher als angenommen, i. J. 1873, erfolgte. Die Hauptmasse der deutschen Truppen kehrte sofort nach der Heimat zurück und überall hielten nun die siegreichen Regimenter ihren festlichen Einzug. An der Spitze der Garden, die durch Abordnungen des gesamten deutschen Reichsheeres verstärkt waren, zog am 16. Juni Kaiser Wilhelm, umgeben von den Heerführern, darunter der Kronprinz Friedrich Wilhelm, Prinz Friedrich Karl, der Großherzog von Mecklenburg, Kronprinz Albert von Sachsen, Moltke, Roon und Bismarck, unter dem Jubel der von nah und fern herbeigeströmten Hunderttausende mit Blumen überschüttet in die festlich geschmückte Reichshauptstadt ein und 83 eroberte Feldzeichen senkten sich vor dem enthüllten Denkmale seines Vaters.

Wie nach langem Schlummer waren die im stillen gesammelten Kräfte des deutschen Volkes plötzlich mit unwiderstehlicher Wucht hervorgebrochen, ringsum Schrecken und Haß, Erstaunen und Bewunderung erweckend. In treuer Waffenbrüderschaft, mit schweren, unvergeßlichen Opfern hatten die deutschen Fürsten und Stämme nach Jahrhunderten zum erstenmale wieder einen Schatz gemeinsamen Ruhmes und den freudigen Stolz auf nationale Helden gewonnen; in einem Siegeszuge sondergleichen hatten sie den alten bösen Feind niedergeworfen und ihm den Raub Ludwigs XIV. entrissen; sie hatten endlich, den Traum der Jahrhunderte erfüllend, das Deutsche Reich wieder aufgerichtet, nicht mit den Weltherrschaftsansprüchen unseres mittelalterlichen Reiches, sondern als einen nationalen Staat, nicht als Einheitsstaat und nicht als Republik, sondern in bündisch-monarchischen Formen, mit Zusammenfassung aller lebendigen Kräfte, der Fürstengeschlechter und des Volkes, im festen politischen und wirtschaftlichen Anschluß an den größten deutschen Staat, an Preußen. Wohl fehlt es unserer Reichsverfassung nicht an Unregelmäßigkeiten und Widersprüchen, doch sie ist das natürliche schwer errungene Ergebnis der wirrenreichsten Geschichte, und dank der treuen Hingabe unserer Fürsten an das große Ganze, dank den immer festeren und breiteren Wurzeln, die das Kaisertum und der Reichsgedanke im Volke geschlagen haben, hat sich das Deutsche Reich schon bisher als ein Gemeinwesen von gewaltiger Lebenskraft erwiesen. Es ist in immer steigendem Maße der Hort der nationalen Wohlfahrt, das Muster für die Verbindung fester monarchischer Ordnung und besonnener Freiheit geworden. Es hat dadurch die verschiedenen Interessengruppen zu gemeinsamer Arbeit für das Ganze vereinigt und die starken Gegensätze unseres Volkslebens zu Parteiunterschieden gemildert. Es trägt den Völkern die Fackel der socialen Reform voran, es bildet den mächtigen Schlußstein des europäischen Staatengebäudes, den starken Wall des Friedens, wie kein zweites zugleich waffengewaltig und gedankenschwer.